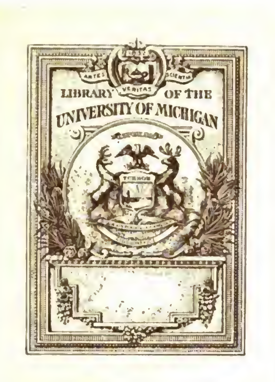


Globus


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Globus.

XL. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Vierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1881.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Die fünf europäischen Menschenracen 171.

Deutschland. Waltenberger's Orographie der Allgäuer Alpen 174. Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpen-Reisen 174. Der Hohneck. Von Prof. Georg Gerland 263. 279. 299. 314. 329. Das ostpreußische Bernsteingeschäft 303. Die polnischen Einwohner der Stadt Posen 303.

Oesterreich-Ungarn. Streifereien durch Slavonien. Von Prof. E. Kramberger 13. 23. 41. Vorläufige Ergebnisse der Volkszählung 16. Karpathenführer 16. Glocknerführer 16. G. vom Rath über Siebenbürgen 62. Kabel von Triest nach Korfu 175. Jahrbuch des Oesterreichischen Touristen-Clubs 175. Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. Nach Le Bon 209. 225. 234. Körperlänge der Völker Oesterreichs 222. Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns 253. 269.

Dänemark. Kabel zwischen Island und Schottland 271.

Schweiz. Der Bergsturz von Elm 271. Volksglauben 303.

Skandinavien. Du Chaillu's „Im Lande der Mitternachtssonne" 350.

Großbritannien. Die Eisenbahn nach der Insel Grain 223. Zusammensetzung des Heeres 303.

Frankreich. Expedition des „Travailleur" 16. Bildung der Rekruten 62. Import spanischen Weines 223.

Italien. Zur Anthropologie der Pompejaner 11. Die Landesaufnahme und H. Kiepert's Specialkarte von Mittelitalien 127. Die deutschen Gemeinden am Monte Rosa 175. Aufnahme der Ruinen von Syrakus 271. Die italienische Auswanderung 303.

Spanien. Glück und Reichthum. Andalusisches Volksmärchen. Von M. Willkomm 61. Leuchtthürme 223. Die Republik Andorra 223.

Portugal. Die Erforschung der Serra da Estrella 127. Freigebung der Cabotage 303.

Griechenland. Karten von Attika 175. Aufblühen des Piräus 175. Die Vorarbeiten zur Durchstechung des Isthmus von Korinth 223. Die Ruinen von Keryneia 223. General Türr über den Isthmus von Korinth 238. Die Kronländereien 303. Athens Budget 334.

Europäische Türkei. H. Kiepert's Generalkarte 63. Busch's Reisehandbuch 223. Volkszählung im Wilajet Jannina 303.

Bulgarien. Innere Eintheilung des Landes 63.

Rußland. Statistik von Warschau 94. Schifffahrt auf dem Onega-See 94. Meteorologische Verhältnisse von Kronstadt 127. Steinkohle im Kreise Bachmut 127. Braunkohle in der Kirghizen-Steppe 128. Statistik der Telegraphen 128. Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. Von Dr. Max Buch 218. 231. 248. 282. 316. 326. 347. Aufhebung des Generalgouvernement Orenburg 334. Der Bakschi der Donschen Kalmücken 380.

Asien.

Französische Missionen nach Asien 111.

Russisches Asien. Sibirien. Die Volksstämme des Kolyma-Gebietes in Sibirien 121. 137. Fortschritte der Kirghizen 144. Schifffahrt längs der Nordküste 112. 192. 286. Die Gebrüder Krause auf der Tschuktschen-Halbinsel 286. 368. Die Frauen in Sibirien 333. Polarstation an der Lena 334. Expedition nach der Ob-Mündung 382. Sredne-Kolymsk 332.

Mittelasiatische Gebiete. Kohlenlager in Turkestan 31. Der Botowskische Markt 63. Mineralien 63. Verkehrswesen im Amu-Darja-Gebiete 80. Straßenbau in Ferghana 80. Die Grenzansiedelungen in Semirjetschensk 92. Die Beerdigungsgebräuche bei den Einwohnern Samarkands 94. Abtretung von Kuldscha und der neue Vertrag zwischen Rußland und China 191. Kohlen in Kohistan 382.

Kaukasischer Militärbezirk. Ethnographisches über die Teke-Turkmenen. Von Dr. Heyfelder 8. Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oase. Von Dr. Heyfelder 26. Entdeckung von Magneteisenstein 31. Telegraph nach Gök-Tepe 31. Einverleibung des Landes der Teke 31. Die kleinasiatische Grenze 63. Einiges über die Osseten 71. 86. Geographisches aus der Achal-Teke-Oase. Von Dr. Heyfelder 154. Vollendung der transkaspischen Bahn 239. Indifferentismus der Abchasen 304. Projekt einer Straße über den westlichen Kaukasus 334. Grusinische Zeitung 382.

Türkisches Asien. Fortschritte auf Cypern 31. Das Erdbeben auf Chios 80. Dr. Th. Bischoff's Reise nach Schaar (Comana) 80. Die Afuddli-Araber 80. Das heutige Syrien. Nach Lortet 113. 129. 145. 161. 177. 193. Die Vermessung von Cypern 144. Der Nimrud-Dagh in Armenien 159. Post und Telegraphie 175. Kaisarieh und die kleinasiatischen Griechen 176. Benndorf's archäologische Reise in Karien und Lycien 191. Aufnahme der Troas 223. Straßenbau in Palästina 223. Die Libanon-Cedern 239. Völkerverhältnisse in Kleinasien und Armenien 266. Aufnahme des Ostjordanlandes 286. Handel von Limasol 334. Reise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo. Von Th. Bischoff 363. Heuschreckeneier auf Cypern 368.

Arabien. Khaibar in Arabien. Von Charles M. Doughty 38. Doughty's Reisen 94. Zustände in Jemen. Von Ludwig Stroß 119. 135.

Iran. Afghanisches Lexikon 94.

Türkische Chanate. Säwertzow über Pamir 63. Aus dem Tagebuche der Amu-Darja-Expedition. Nach Shukow 152. 167.

Britisch-Indien. Bergbau 80. Ergebnisse der Volkszählung 239.

Hinterindien. Die Irawadi-Quellen 31. Die chinesische Auswanderung nach den Straits Settlements 55. Die chinesische Auswanderung nach Hinterindien 73. Französische Expedition in Hinterindien 111. Delaporte's archäologische Expedition 335.

China nebst Vasallenstaaten. Die chinesische Auswanderung seit 1875. Von F. Ratzel 55. 73. 88. 103. 124. 140. Petrow in Kaschgar 63. Russischer Handel mit der Mongolei 64. Eisenbahn-Projekte 94. Dorward's Reise durch Hu-nan 111. Reinigung der Wasserstraßen von Tschili 272. Stellung der Aerzte 272. Bedeutung der Namen Gobi und Schamo 286. Ein Engländer in Chami 286. Kreitner's „Im fernen

Osten" 304. Aufschwung der Provinz Jün-nan 304. Der angebliche Vulkan im Tiën-schan 334. Die tibetanische Butter 335. Handel und Handwerk in China 383.
Korea. Eröffnung eines zweiten Hafens 111.
Japan. Die Russische geistliche Mission in Japan 31.
Inseln. Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen. Von Prof. F. Blumentritt 59. 77. Die chinesische Auswanderung nach dem Malaischen Archipel 88. Die Missionäre auf Java 144. Montano's und Rey's Reisen auf den Philippinen 144. Unterwerfung von Eingeborenen auf Luzon 191. Die Bevölkerung der Sulu-Inseln 335. Isabella L. Bird's „Unbetretene Reisepfade in Japan" 382.

Afrika.

Französische Missionen nach Afrika 111. Matteucci's Zug quer durch Nordafrika 144. 176. Die Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel 350.
Marokko. Kobell's zoologische Reise 286.
Algerien. Bahn nach Kheider 272. Literatur 272. H. Kiepert's Karte 272. V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara 337. 353. 369.
Tunesien. Französische Aufnahmen 32. v. Hesse-Wartegg's „Tunis" 272.
Türkisches Nordafrika. Camperio's mißglückte Reise nach der Cyrenaika 46.
Sahara. G. Rolfs' „Kufra" 383.
Aegyptisches Reich. Pennazzi's Reise im ägyptischen Sudan 46. Giulietti's Ermordung 46. Junker's Reise in den Njamnjam-Ländern 46. Schuver in Fazogl 159. Beseitigung der Grasbarre im Nil 159. Nachrichten von Dr. Junker 240. Aufstand im Sudan 272.
Abessinien. Rohlfs' Rückkehr 32. Gewaltsame Bekehrungen 32. Bevölkerungszahl 176. Wie man in Schoa die Diebe aufsucht 191. Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees 344. 360.
Ostafrika. Beardall am Lufidschi 46. Révoil's dritter Aufenthalt im Somal-Lande 239. Zölle in Mozambique 240. Projektirte Expedition nach den ostafrikanischen Schneebergen 286. Englische Forschungsreisen 351.
Seengebiet. Die belgische Expedition 46. Einstige geologische Verhältnisse 47. Popelin's Tod 191.
Süden. Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika 188. 204. 215. Paiva d'Andrade nach Quillimane 191. 368. Erster Census des Oranje-Freistaates 240.
Westen. Pogge's zweite Reise zum Muata Jamvo 46. Stanley's neue Station 46. Missionsunternehmungen am untern Congo 46. Glücklicher Abschluß der Gallieni'schen Expedition nach Segu 47. Telegraphen in Angola 64. Anpflanzung von Chinchona am Congo 64. Gouldsbury's Reise in Senegambien 64. Die französische militärische Expedition unter Borgnis-Desbordes 128. Otto Schütt's Reisen im südwestlichen Congobecken 173. Otto Lindner's Congo-Expedition 191. Flegel's Reise nach Sokoto 240. Ansiedelung von Boeren bei Huilla 256. Baptistische Stationen am untern Congo 286. Portugiesische Stationen 286. Rogers' Expedition 351. Dufour's Reise am Cunene 383. Der Stanley-Pool 384. Barbarei in Aschanti 384. Burton nach der Goldküste 384.
Inseln. Hildebrandt auf Madagaskar 46. Schweinfurth auf Sokotra 64. 159. Der Frühling in Central-Madagaskar 192. Kulturen auf den Canarischen Inseln 256.

Der Continent von Australien.

Die chinesische Auswanderung nach Australien 103. Leichhardt's Briefe 160. Ackerbau-Verhältnisse der einzelnen Kolonien 207. Die Perlfischerei in der Torres-Straße 319.
Südaustralien. Schlechte Ernte 47. Die Goldfelder im Northern Territory 95. Ausstellung in Adelaide 160. Census 207. Zahl der Eingeborenen 287. Die Ebene nördlich von Port Eucla 287. Die größten Städte 319. Lage der Kolonie Port Darwin 319.
Victoria. Die Melbourner Ausstellung 95. Volkszählung 95. 207. Schwinden der Eingeborenen 95. Die Frozen Meat Company 207.
Neusüdwales. Goldfeld in den Grey Ranges 47. Erforschung der Flüsse und Höhlen 47. Census 207.
Queensland. Feilding's Expedition nach dem Golf von Carpentaria 287. Einwanderung 287. Census 319.
Westaustralien. Ansiedelungen am Fitzroy 47.
Tasmanien. Census 207.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Deutsche Aufnahmen 287. Schmeltz über Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des Stillen Oceans 351. Bilderschriften aus der Südsee. Von Richard Andree 375.
Europäische Kolonien. Census von Neu-Seeland 207. Frieden mit den Maoris 287. Landplage der Sperlinge 287. Bevölkerung von Neu-Seeland 352.
Melanesien. Morde auf Neu-Guinea 47. Mißglückte Kolonisation auf Neu-Irland 47. Die Insel Waigui bei Neu-Guinea 96. Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln. Von M. Eckardt 366. 376.
Polynesien. Angel für Tintenfische von den Tonga-Inseln 96. Die chinesische Auswanderung 142. Beabsichtigte Einwanderung für Hawaii 287.

Nordamerika.

Die chinesische Auswanderung nach Nordamerika 140. Ueber das Alter des Menschen in Amerika 220.
Britisch-Nordamerika. Petitot über die Indianer am Angling Lake 96. Expedition am Bären-See 320.
Vereinigte Staaten. Größte Einwanderung an einem Tage 47. Waldverwüstung 47. Mythologie der Indianer 128. Mounds und Moundsbuilders in Nordamerika 203. Der Mount Rainier 256. Mississippi-Fahrten 256. Zuñi und seine Bewohner 295. Newark als Fabrikstadt 320. Regenfall und Bevölkerung 320.
Mexiko. Eisenbahnbauten 47. Valentini über altmexikanisches Papier 48. Der Stellenwechsel der Regierenden und die Eisenbahnbauten in Mexiko. Von C. Lamp 58. Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko 64. Die geplanten Eisenbahnen und die deutschen Interessen in Mexiko. Von C. Lamp 110. Charnay's archäologische Expedition 112.
Centralamerikanische Staaten. Staatsrechtliche Stellung des Mosquito-Gebietes 287.
Inseln. Die chinesische Auswanderung nach Cuba 124. Die Insel Barbadoes 318.

Südamerika.

Die chinesische Auswanderung nach Südamerika 124.
Colombia. Von Cayenne nach den Anden (J. Crevaux' zweite Reise) 289. 305. 321.
Guayana. Von Cayenne nach den Anden (J. Crevaux' zweite Reise) 1. 17. 33. 49. 65. 81. 97. 257. 273.
Brasilien. Der gegenwärtige Zustand und die Zukunft von Rio grande. Von H. von Ihering 106. Bahn um die Fälle des Madeira 336.
Paraguay. Export von Yerba nach Italien 208.
Argentina. Expedition nach dem Na-

huet-Huapi 48. Provinzialisirung der Missionen 208. Erledigung der Grenzstreitigkeiten mit Chile 208. Straußenzucht 336. Walliser Kolonien am Rio Chuput 336.
Ecuador. Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador 184. 199.

Polar-Gebiete.

Nachforschungen nach der „Jeannette“ 16. 208. 224. 288. 384. Bove's projektirte Südpolar-Expedition 48. 112. 224. Die vierte niederländische Nordpol-Expedition 64. 224. 352. Die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ zum Aufsuchen des Nordpolfahrers „Jeannette“. Von Th. Kirchhoff 108. Dampfer „Nordenskjöld“ nach dem Ob-Busen 112. Amerikanische Beobachtungsstationen 112. 240. 288. Leigh Smith's fünfte arktische Reise 192. Die „Louise“ nach dem Jenisei 192. 288. Die arktische Fahrt des „Corwin“ 224. 288. 320. Wrangelland eine Insel 384.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches. Zur Anthropologie der Pompejaner 11. Die Eckhardt'schen Fragebogen 112.
Ethnologisches. Ueber die Sittlichkeit der Mischlinge. Von C. Lamp 90. Ethnologische Betrachtungen. Von Ths. Achelis 236. 250. Das Vorkommen von Pfahlbauten 288. Die Eigenthumszeichen der Naturvölker. Von Richard Andree 310. Sophus Müller's Buch über Thierornamentik 352.
Vermischtes. Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rücksichtlich der Niederlassung von Deutschen auf demselben. Von Carl Lamp 44. Steinbock und Gemse im klassischen Alterthum. Von O. Keller 156. Papierverbrauch auf der Erde 224.

Vom Büchertische.

Hetsch, Führer durch die Karpathen 16.
Rabe, Glocknerführer 16.
Wagner, Ueber Gründung deutscher Kolonien 48.
Hirt's, Geographische Bildertafeln 48.
vom Rath, Siebenbürgen 62.
Europäische Wanderbilder 62. 303.
H. Kiepert, Generalkarte der südosteuropäischen Halbinsel 63.
Felix Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko 64.
Peschel's Völkerkunde 64.
Bilder aus Brehm's Thierleben 64.
Tomaschek, Ethnologische Forschungen 93.
Geographisches Jahrbuch 112.
Zöller, Rund um die Erde 112.
Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen 160.
Alpine Literatur 174.
Karten von Attika 175.
R. Andree, Zur Volkskunde der Juden 208.
von Hesse-Wartegg, Mississippi-Fahrten 256.
von Hesse-Wartegg, Tunis 272.
H. Kiepert, Karte von Algerien und Tunesien 272.
B. Schwarz, Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft 272.
E. Jung, Lexikon der Handelsgeographie 298.
Post, Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft 288.
Burkhardt's Kleine Missionsbibliothek 288.
Brehm's Thierleben. Kolorirte Ausgabe 336.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 336.
Löwenberg, Geschichte der Geographischen Entdeckungsreisen 336.
Bastian. Der Völkergedanke 384.

Biographisches. Personalien.

Aymonier 111. Ball 80. Ballay 112. Beardall 46. 351. Benndorf 191. Bessone 46. Th. Bischoff 80. 363. Blanc 111. Borgnis-Desbordes 128. Bossion 112. Boulangier 111. Bove 48. 112. 224. Burton 384. Cagnat 111. Camperio 46. Chantre 111. Charnay 112. Chaunay Maples 351. Clarke 223. Clay 286. Clayton 159. Comber 46. 286. Conder 286. Clermont-Ganneau 111. Cotteau 111. Delafon 111. Delaporte 335. Dorward 111. Doughty 94. Du Chaillu 350. Dufour 384. Eckardt 112. Feilding 287. Flahant 111. Flegel 240. Gallieni 47. Giulietti 46. Gosselin 111. Gouldsbury 64. Hildebrandt 46. Junker 46. 240. Iwanow 382. Kitchener 144. Kobelt 286. Kolpatowski 335. Krause 286. 368. Kreitner 304. Lantz 111. Leigh Smith 192. Otto Lindner 191. Mantell 286. Marche 111. Marno 159. Massari 144. 176. Matteucci † 144. 176. Mattheis 112. Mc Call 46. von Mechow 46. Montano 111. 144. Sophus Müller 351. Neis 111. Paiva d'Andrade 191. Pétagaud 111. Pennazzi 46. Perrier 32. Petitot 96. Petrow 63. Peyrousset 111. Pinard 111. Pogge 46. Popelin † 191. Pouchet 111. Révoil 112. 239. Rey 144. Rogers 351. Rohlfs 32. Roux 111. Rozée d'Infreville 111. Sandeman 31. Savorgnan de Brazza 112. Säwertzow 63. Schmeltz 251. Schuver 159. Schweinfurth 64. 159. Soltau 304. Stanley 46. Stecker 344. 360. J. Thomson 351. Ujfalvy 63. Valentini 48. Graf Waldburg-Zeil 192. Wismann 46. H. Zöller 112.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.

Ths. Achelis 236. 250.
R. Andree 310. 375.
Th. Bischoff 363.
F. Blumentritt 59. 77. 335.
Max Buch 218. 231. 248. 282. 316. 326. 347.
Ch. Doughty 38.
M. Eckardt 366. 376.
G. Gerland 263. 279. 299. 314. 329.
Dr. Heyfelder 8. 26. 154.
H. von Ihering 106.
O. Keller 156.
Th. Kirchhoff 108. 256.
Kramberger 13. 23. 41.
C. Lamp 44. 58. 90. 110.
F. Ratzel 55. 73. 88.
Shukow 152. 167.
L. Stroß 119. 135.
M. Willkomm 61.

Illustrationen.

Europa.

Slavonien.

Wasserkrug aus schwarzgebranntem Thon 24.
Ohrgehänge aus Silber 26.

Tatra-Gebirge.

Hütten des Dorfes Zakopane 210.
Das Dorf Zakopane und ein Theil der Tatra-Kette, von Kubalowka aus gesehen 211.
Bergschäfer 212.
Das Eiserne Thor und der Wasserfall aus dem Grünen See 213.
Eingang des Weißwasserthales 214.
Der Czarny Staw am Fuße des Koscielec 226.
Typen der verschiedenen Stämme in der Umgebung der Podhale 227.
Der Mynarz und der Bach des Weißwasser-Thales 228.
Bewohner der Podhale 229.
Schäferhütte im Tatra-Gebirge 230.
Der Czeski Staw oder Böhmische See 242.
Die Mieguszowska und der Große Fischsee 243.
Der höchste Theil der Tatra am Ursprunge des Weißwasser-Thales 244.
Haupttypen der Podhaler Gebirgsbewohner 245.
Das Thal des Dunajec bei Szczawnica am östlichen Ende der Tatra 246.

Elsaß.

Der Hohneck von Südosten 263.
Der Hohneck und Rothenbacher Kopf von der Flixburg gesehen 264.

Asien.

Turkmenen-Land.

Taschen, wie sie in den Kibitken hängen 8.
Rumpf einer Kibitke 9.
Kibitke von außen in fertigem Zustande 9.
Jelameita, kleine Kibitke 10.

Arabien.

Grab bei Khaibar 40.
Inschriften von Khaibar 40.

Syrien.

Schloß des Heiligen Ludwig in Saida 114.
Saida von Süden gesehen 115.
Hafen der Aegypter in Saida 115.
Das Meerschloß (Kala'at el-Bahr) in Saida vor dem Bombardement von 1840 116.
Das Meerschloß in Saida in seinem heutigen Zustande 117.
Murex trunculus der alten Färbereien von Sidon 118.
Nekropole von Adlun bei Tyrus 130.
Hafen von Sûr (Tyrus) 131.
Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus, der Grabstätte Friedrich des Rothbarts 131.
Säulen von rosenrothem ägyptischen Syenit in den Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus 132.
Am Hiram-Brunnen zu Tyrus 133.
Wasserträger in Tyrus 134.
Der Dragoman Melhem (Maronit) und Metualis von Hanawe 146.
Behauene Felsen von Hanawe unweit Tyrus 147.
Theil eines bleiernen Sarkophages aus der Nekropole von Hanawe unweit Tyrus 148.
Der Palast des Ali-el-Sughir im Schlosse von Tibnie 149.
Hof des Kala'at esch-Schema 150.
Mädchen aus dem Wade Dschisch 151.
Ein Haus in Alka 162.
Arabische Mädchen beim Wasserschöpfen in Alka 163.
Mesopotamischer Tänzer und Musikantin in Alka 164.
Der Berg Karmel von Haifa aus gesehen 165.
Der Karmel und die Ebene Esdrelon 166.
Nazareth 178.
Junge Mohammedanerin aus Nazareth 179.
Dschemûn und das Gilboa-Gebirge 180.
Sebastije (Samaria) 181.
Säulenreihe in Sebastije 182.
Nâbulus (Sichem) 183.
Die altsamaritanische Handschrift des Pentateuch 194.
Der samaritanische Oberpriester Amran 195.
Samaritaner von Nâbulus 196.
Der heilige Fels auf dem Berge Garizim 196.
Der Jakobsbrunnen bei Nâbulus 197.
Bêtin, das alte Bethel 197.
Frau aus Bêtin 198.

Afrika.

Largeau's Reise in der algerischen Sahara.

Neu-Biskra 337.
Weiber vom Stamme der Ulad-Naïl 338.
Biskra: Dorf und Zelte unter Palmen 339.
Moschee Sidi Ben Ferdha 340.
Palmen in der Oase von Biskra 341.
Mühle unter Palmen in der Oase von Biskra 342.
Si Mohammed Sahir ben Gana, gegenwärtiger Kaïd des Zab von Biskra 354.
Bu Aziz, früherer Kaid des Zab von Biskra 355.
Ein Quartier der Eingeborenen in Biskra 356.
Der Bordsch und die Oase El-Mghajer 356.
Artesischer Brunnen in El-Mghajer (äußere Ansicht) 357.
Artesischer Brunnen in El-Mghajer (innere Ansicht) 358.
Neger und Negerinnen der Sahara 359.
Frau und Kind eines großen arabischen Häuptlings in der arabischen Sahara 370.
Ansicht der Kasba und der Oase von Tuggurt 371.
Mehadscheria (mohammedanischer Jude) 372.
Junge mohammedanische Jüdin 372.
Rezla in der Oase Tuggurt 373.
Die Dünen südlich von Tuggurt 373.
Rezla von Largeau's Führer 374.

Südamerika.

Crevaux' Reise von Cayenne nach den Anden.

Ansicht von Surinam 2.
Tineei, Granitfels mit Skulpturen im Maroni 2.
Piroge vom Winde getrieben 4.
Stelle am Oyapok, wo der „Eridan" unterging 5.
Die Robinson-Schnelle im Oyapok 6.
Der „pataua" der Oyampys 7.
Todtenurne und Geschirr vom Oyapok 17.
Verlassene Hütte der Oyampys 18.
Ankunft von Emerillon-Booten 19.
Das Abhobeln eines Bogens 20.
Crevaux' Boot auf dem Oyapok 20.
Flötenspieler auf einem Floße 21.
Oyampys-Indianer 22.
Die „Drei Stromschnellen" im Oyapok 34.
Lager bei den „Drei Stromschnellen" 35.
Marsch über eine Lichtung im Walde 36.
Die Quellen des Oyapok vom Pic Crevaux aus gesehen 37.
Verkrüppelter und normaler Fuß der Oyampys-Indianer 50.
Mahl im Walde 51.
Indianer beim Feuermachen 52.
Bau eines Bootes 53.
Fahrt auf dem Rouapir 54.
Wespennest 54.
Hängematte zum Tragen der Kinder 66.
Pagara (Korb) 66.
Begräbniß eines Piay (Arzt) 68.
Freundschaftstrunk im Dorfe des Macouipi 69.
Dampfbad einer Roucouyenne-Wöchnerin 70.
Der Roucouyenne-Häuptling Jacouman vertreibt den Teufel 82.
Binde. Pagara. Knieband 83.
Vorbereitungen zum Maraké-Tanze 84.
Wespen-Marterwerkzeug. Ameisen-Marterwerkzeug. Sieb. Kamm 85.
Fang eines Aï 98.
Der Teufelsfelsen in der Moeori-Schnelle 99.
Pono-Tanz 100.
Kaiman-Falle 101.
Urari (Strychnos Crevauxi) 102.
Acalupina 258.
Anfertigung der tairu-Halsketten 259.
Schleifen des Halsschmucks scheri-scheri 260.
Schnurdrehen 260.
Spinnende Frau 261.
Der Tute-Tanz 262.
Krankenzauber 274.
Löffel aus dem Schädelknochen eines Affen 275.
Kniehaut eines 13jährigen Kindes 275.
Kniehaut eines 20jährigen Roucouyenne 275.
Popula, die Tochter und Gattin des Häuptlings Azauri 276.
Verlust eines Canoes 277.
Einfahrt in den Yaey 278.
Der Amazonenstrom bei Tabatinga. Abfahrt von Kautschuksammlern 292.
Hütte der Orejones-Indianer am Iça 293.
Irdenes Geschirr der Orejones-Indianer 294.
Der Dampfer „Canuman" in Cuemby 294.
Ein Dampfer auf dem Iça 295.
Wohnungen von civilisirten Eingeborenen in Cuemby am Rio Iça 306.
Civilisirte Indianer vom Cuemby 307.
Ansicht der Anden vom Ufer des Rio San Juan aus 308.
Der Weiler Guineo 308.
Der Mestize Fortunato in Yura-Yaco mit seiner Familie 309.
Carijona-Indianer 322.
Coreguaje-Indianer 322.
Carijonas-Indianer 323.
Coreguaje-Indianer 324.
Wie die Uitotos schnupfen 325.

Anthropologisches und Ethnologisches.

Negerkopf. Nach dem Gypsabgusse einer pompejanischen Leiche 12.
Eigenthumszeichen verschiedener Völker 311.

Karten.

Das mittlere Französisch-Guayana und der Lauf des Oyapok, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 3.
Plan der Festung Dingil-Tepe 10.
Skizze von Khaibar 39.
Die Flüsse Parou, Yaey und Rouapir, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 67.
Die südlichen Vogesen 280.
Die Flüsse Iça und Yapura, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 292.
Dr. Stecker's Aufnahme des Tana-Sees 345.

Berichtigungen.

S. 16, Spalte 2, Z. 42. Die Tiefseeforschungen des „Travailleur" fanden nicht im Mittelländischen Meere, sondern im Biscayischen Meerbusen statt.
„ 185, „ 1, „ 41 lies „unempfindlich" anstatt toll.
„ 223, „ 2, „ 30. Das bei Mamussia aufgefundene Theater gehört der antiken Stadt Bura (nicht Keryneia) an.



Band XL. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

I.

Jules Crevaux, Arzt erster Klasse in der französischen Marine, hatte seine erste südamerikanische Reise noch nicht ganz vollendet (vergl. „Globus" XXXVII, Nro. 1 bis 6), als er schon den Plan zu einer zweiten entwarf. Nachdem er den Maroni und Yary erforscht, mußte er zur Vervollständigung seiner Karte noch die Wasserscheide zwischen Oyapok und dem Amazonenstrom besuchen und den Paru, einen der größten aber unbekanntesten Flüsse Guayanas, hinabfahren. Er war zu Ende December 1877 in Frankreich angelangt und hatte wegen schwerer Anämie einen sechsmonatlichen Urlaub erhalten; doch schon nach dreimonatlicher Krankheit erholte er sich rasch, und auch ohne den Gebrauch von Chinin kehrten die Fieberanfälle nur selten wieder. Rasch beendete er seinen Reisebericht, ließ seine Routenkarten zeichnen und schiffte sich am 7. Juli 1878 in St. Nazaire wieder nach Südamerika ein. Während seines Aufenthaltes in Demarara lernte er den englischen Reisenden E. Im Thurn kennen sowie eine Bande Makusi-Indianer, welche dieser vom obern Essequibo mitgebracht hatte. Er verdankte demselben zahlreiche ethnographische Gegenstände und konnte seine wilden Begleiter, welche durchaus den Roucouyenne-Indianern in Guayana gleichen, photographiren. Unter anderen Gegenständen, die er am Yary nicht gesehen hatte, fand er bei ihnen Blasrohre und Schuhe. Aus ersteren, welche genau ebenso sind, wie diejenigen der Indianer am obern Amazonenstrom, werden kleine mit Curare vergiftete Pfeile geschossen. Die Schuhe, deren Sohle aus der Blüthenscheide von Miritis geschnitten ist, schützen die Füße bei Wanderungen über die Savanen, wo der Boden hauptsächlich aus Eisenerz besteht.

Am 28. Juli 1878 landete Crevaux zum vierten Male in Französisch-Guayana. Seine beiden Schwarzen, welche ihn auf seiner ersten Reise begleitet hatten, der tapfere Apatu und der furchtsame Joseph, hatten sich nicht zum Stelldichein eingefunden; nur sein kleiner Hindu-Diener Sababodi, den er wegen Krankheit zurückgeschickt hatte, war zur Stelle. Wegen der Unmöglichkeit, in Cayenne auch nur einen einzigen Begleiter anzuwerben, reiste er am 3. August nach Surinam oder Paramaribo, der Hauptstadt von Niederländisch-Guayana, wo er in dem einzigen Gasthofe das einzige Zimmer mit zwei französischen Goldsuchern theilen sollte. Glücklicherweise hatte jeder der drei seine Hängematte bei sich, so daß sie das unsaubere Bett den Flöhen ungestört überlassen konnten. Paramaribo ist eine kleine reinliche Stadt mit weißen spitzen Häusern, welche auf ebenem Boden am linken Ufer des Surinam-Flusses an einander gereiht stehen. Schwer läßt sich erklären, warum der Ort auf einer Stelle erbaut ist, welche unter dem Niveau des Hochwassers liegt, wenn man nicht annehmen will, daß die Holländer ihre Geschicklichkeit in der Anlage von Deichen, Dämmen und Kanälen haben zeigen wollen. Paramaribo ist trotz seiner schlechten Lage gesund und steht darin Cayenne nicht nach, obwohl letzteres höher liegt und von der Seebrise getroffen wird. Die Kreolen der holländischen Kolonie sind gegen Fremde sehr liebenswürdig; Crevaux macht ihnen nur zum Vorwurfe, daß sie unter ihrem lachenden Himmel und üppigen Vegetation den kalten, melancholischen Charakter der nördlichen Völker sich bewahrt haben. Ein großer Theil der weißen Bevölkerung besteht aus Juden; angeblich haben sie wegen ihrer Wasser-

schen unter allen holländischen Kolonien Guayana als die nächstliegende bevorzugt. Ihre Nachkommen scheinen das warme Klima ziemlich gut zu ertragen. Ein jüdischer Arzt, den der Franzose dort kennen lernte, stellte ihm seine fünf Geschwister und seine Eltern vor, welche sich sämmtlich einer vollkommenen Gesundheit erfreuten.

Durch die Unterstützung des Gouverneurs Van Suypesteyn hoffte Crevaux eine Mannschaft von Buschnegern oder Yukas vom Tapanahoni-Flusse zu erhalten. Diese Wilden sind schwerer zu lenken, als die eleganten Schwarzen in Lackstiefeln und rothen Kravatten, welche auf dem Quai spazieren gehen, sind dafür aber sehr geschickt, ein



Ansicht von Surinam. (Nach einer Photographie.)

Boot durch die zahllosen Stromschnellen der Flüsse Guayanas zu führen. In Ermangelung von Buschnegern jedoch mußte er sich entschließen, vier von den solidesten Schwarzen der Stadt für täglich 5 Franken, alles in allem, an-



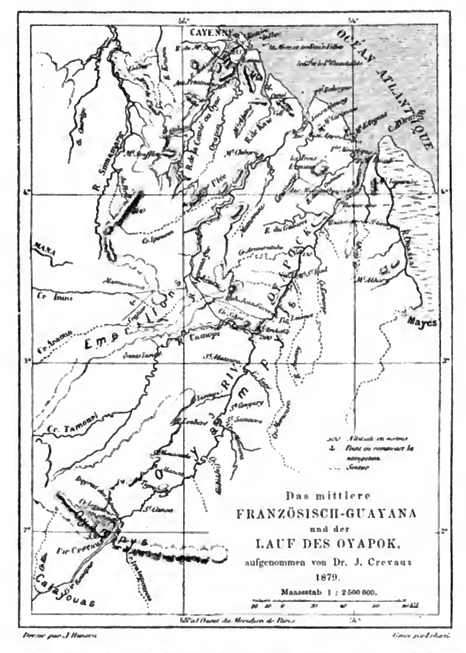
Tineri, Granitfels mit Skulpturen im Maroni. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

zuwerben. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß diese civilisirten Neger die Füße auswärts setzen, während die schwarzen Jukas und Bonis mit fast parallelen Füßen gehen, wie die Eingeborenen Südamerikas. Dieser Unterschied entsteht wahrscheinlich durch die Schwierigkeit, im Walde zu gehen: die Schmalheit der Pfade zwingt den Wanderer, oft den linken Fuß in die Tapfe des rechten zu setzen.

Crevaux wartete schon sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, um nach Französisch-Guayana zurückzukehren, als die Nachricht kam, daß die Goëlette, welche den Postdienst zwischen Paramaribo und dem Maroni versah, dicht vor der Mün-

dung des Surinamflusses gescheitert war. Der Gouverneur hatte zum Glück den Gedanken, einen Kriegsdampfer dafür einzustellen, welcher in einigen Tagen abfahren sollte. In der Zwischenzeit besuchte er das Spital, wo er bei Schwarzen, Mulatten und auch bei Weißen auffallend viel Elephantiasis fand, und die kleine Sammlung lebender Thiere im Garten des Regierungsgebäudes. Am 10. August erfolgte dann die Abreise. Die Ueberfahrt nach Saint-Laurent du Maroni nimmt gewöhnlich 12 Stunden in Anspruch; da aber das Schiff unterwegs hydrographische Untersuchungen zu machen hatte, dauerte es diesmal vier Tage, und trotz der Freundlichkeit, mit welcher die niederländischen Offiziere dem Reisenden entgegenkamen, war es für diesen nicht sehr angenehm, daß drei Tage lang in Sicht der Maroni-Mündung Sondirungen vorgenommen wurden.

Die Holländer haben ein Interesse daran, diesen Theil



Das mittlere FRANZÖSISCH-GUAYANA und der LAUF DES OYAPOK, aufgenommen von Dr. J. Crevaux 1879. Maassstab 1 : 2 500 000.

der Küste genau kennen zu lernen, da die von Europa nach Surinam bestimmten Schiffe in dieser Gegend dem Lande sich nähern; und dabei ist die Küste von Britisch- und Holländisch-Guayana so flach, daß der Schiffer dort keine einzige Landmarke trifft, um danach seine Position auf der See zu bestimmen.

Als Crevaux bei der Strafanstalt Saint-Laurent endlich landete, fand er dort seinen frühern Begleiter Apatu vor, allerdings in krankem Zustande; doch konnte er ihn schließlich zur Theilnahme an seiner neuen Reise bewegen, indem er ihm versprach, ihn nach Vollendung derselben nach Frankreich mitnehmen zu wollen. Während Apatu seine völlige Genesung abwartete, unternahm sein Herr einen Ausflug nach einem Granitfelsen, der mit Zeichnungen der alten Anwohner des Maroni bedeckt sein sollte. Zwei Kollegen von der französischen Marine und der Kaufmann Tollinche begleiteten ihn, letzterer als Führer zu der schwer zu findenden Merkwürdigkeit. Um 3 Uhr Nachmittags wurde aufgebrochen und gegen 7 Uhr Abends die Insel Portal erreicht, wo seit etwa 20 Jahren die vier

Brüder Bard wohnen. Dort warteten sie bis 11 Uhr den Eintritt der Fluth ab. Der älteste der Brüder beschäftigt sich neben dem Ackerbau auch damit, wissenschaftliche Sammlungen anzulegen, namentlich von Schmetterlingen und anderen Insekten. Darunter befand sich die Fulgor laternaria, welchen eine unerschrockene Holländerin Fräulein von Merian, die ihre Liebe zur Wissenschaft mit dem Leben hat bezahlen müssen, zuerst am Oyapok gefunden hat. Ihre Behauptung aber, daß das Insekt genügendes Licht verbreite, daß man dabei zeichnen könne, haben neuere Forscher in Abrede gestellt, und weder die Brüder Bard, noch später Apatu, welchem das Thier im Pariser Museum gezeigt wurde, wollten davon etwas wissen.

Gegen 11 Uhr Abends wurde die Fahrt fortgesetzt; es war Vollmond, der Himmel vollkommen klar, und es war eine Lust, auf den ruhigen Fluthen des schönen Stromes sich zu schaukeln. Gegen Mitternacht bemerkten sie auf der Höhe der Insel Portal und ganz dicht am holländischen Ufer einen runden Granitfels, der etwa $1^1/_2$ m aus dem Wasser emportauchte. Crevaux sprang zuerst auf denselben hinauf und fand sofort eine Höhlung, worin die früheren Einwohner ihre Steinäxte schärften; bald darauf fand man eine in den Fels geritzte menschliche Figur und ein phantastisches Thier, etwa 1 cm tief und über 1 m lang. Rasch wurden Abklatsche der Felszeichnungen genommen und dann auf dem Felsen selbst, den die Galibis „Tineri" nennen, die Mahlzeit eingenommen. Gegen Mittag langten sie ermüdet wieder in St. Laurent an.

Der Geologe Brown, welcher auf den Felsen am Essequibo und Corentyne eine große Menge solcher Steinritzungen gefunden hat, schreibt sie einer höhern Kulturstufe zu, als sie die jetzigen Indianer besitzen. Crevaux theilt diese Ansicht nicht, weil eine Vergleichung der alten Zeichnungen mit den heutigen keinen Unterschied erkennen läßt. Die Froschfiguren, welche Brown am Essequibo gesehen, sind nichts als menschliche Gestalten, wie sie die Galibis, Roucouyennes und Oyampys noch täglich auf ihren Pagaras, ihrem Geschirre oder ihrer eigenen Haut anbringen. Crevaux



Piroge vom Winde getrieben. (Nach einer Skizze von Crevaux.)

hielt dieselben anfangs auch für Frösche, aber die Indianer selbst sagten ihm, dies wäre ihre Art, Menschen darzustellen. Brown glaubt, daß die Felsritzungen mit eisernen Werkzeugen oder mit der Spitze eines in nassen Sand getauchten Stockes ausgeführt sind, während Crevaux es durch das Reiben von Stein gegen Stein erklärt. Obwohl wir von der Richtigkeit der Andree'schen Erklärungsweise (s. „Globus" XXXIX, S. 247) fest überzeugt sind, setzen wir doch die Crevaux'sche hierher. Er vermuthet hinter ihnen einen religiösen Zweck. Die jetzigen Indianer, sagt er, ziehen nie in den Krieg oder begeben sich auf eine Reise, ohne sich den Leib mit Figuren zu bemalen, welche die Teufel, die sie zu Tode bringen könnten, zu verjagen bestimmt sind. Da nun diese Malereien genau mit den alten Felsritzungen übereinstimmen, so ist es glaublich, daß beide dieselbe Bedeutung haben [1]).

Am 15. August kehrte Crevaux mit seiner Mannschaft und zwei niedlichen, von den Boni-Negern geschnitzten Pirogen nach Cayenne zurück, wo er gerade Zeit genug hatte, die letzten Vorbereitungen zu treffen, um dann am 21. den Gouverneur Huart auf einem Dampfer nach dem Oyapok-Flusse begleiten zu können, dessen niedriges Mündungsland bald erreicht war. Tausende von Silberreihern mit weißem Gefieder und Federbusche und feuerrothe Ibis flogen vor dem nahenden Schiffe auf, und weiterhin schwebten Schaaren reizender grüner Sittiche über den Strom. Bald darauf lief das Schiff auf und blieb

[1]) Der oben erwähnte Eberhard F. Im Thurn hielt am 10. Mai 1880 in der Royal Geographical Society zu London einen Vortrag über seine Reise in Britisch-Guayana, bei dessen Diskussion Sir Henry Barkly die Ansicht eines Karibenhäuptlings mittheilte, wonach Felszeichnungen am Corentyne-Flusse vom Großen Geist herrührten, welcher seinen Fuß vom Himmel herabsteecke und sie mit seiner großen Zehe in den Fels ritze. Im Thurn fügte dann hinzu, daß, wenn die Indianer an eine hohe Klippe oder einen Berg mit solchen Zeichnungen kämen, sie sich rothen Pfeffer in die Augen rieben, um die in solchen Felsen hausenden Geister zu besänftigen. Danach verknüpften jetzt wenigstens die Eingeborenen mit diesen Ritzungen religiöse Vorstellungen, wie sie jedoch den ursprünglichen Verfertigern gewiß fern gelegen haben.

einen vollen Tag liegen, so daß sie erst am Nachmittage des 24. August die Strafanstalt (Pénitencier) Saint Georges erreichten. Dort ließ er sein Gepäck und seine beiden Pirogen ausladen und suchte seine Mannschaft zu vervollständigen, was ihm aber nicht gelang; denn ein Goldsucher von Cayenne hatte bereits alle kräftigen Leute in Beschlag genommen, und nur um einen einzigen alten Mann verstärkt, setzte die kleine Expedition gegen Abend des 26. ihre Fahrt auf dem Oyapok fort. Eine halbe Stunde nach der Abfahrt begegnete ihnen eine Piroge mit Wind von hinten; Mast und Segelwerk bestanden einfach aus Palmenblättern, die fächerförmig angeordnet waren. Eine Stunde später erreichte man am linken Ufer bei einer Biegung des Stromes Felsen, die, unter dem Wasser verborgen, den



Stelle am Oyapok, wo der „Eridan" unterging. (Nach einer Photographie.)

Verlust des Dampfers „Eridan" herbeigeführt hatten. Das eiserne Kriegsschiff war auf dieselben aufgelaufen und im Verlaufe von wenigen Minuten gesunken. Das war ein Unglück für den damaligen Gouverneur, welcher in Ungnade fiel, aber ein Glück für die Oyampy-Indianer, die aus dem Eisen sich Harpunen machten, während sie früher wie die Roucouyennes sich eines spitzen Knochens dazu bedienten, der mittels eines getheerten Fadens hakenförmig an das Ende eines harten Holzes befestigt wurde.

Bei Einbruch der Nacht machten sie an der kleinen Insel Platnaré Halt und hingen ihre Hängematten an den Pfählen eines Schuppens auf, welchen einige civilisirte Indianer dort bewohnten. Bei Sonnenaufgang am 27. setzten sie die Fahrt fort und passirten bald die Mündungen zweier Zuflüsse von rechts, des Platnaré, welcher für Boote zwei Tagereisen aufwärts schiffbar ist, und des Siparini (eine halbe Tagereise weit befahrbar). Letzterer Name kommt in Guayana häufig vor; alle so benannten Flüsse beherbergen den von den Bootsleuten wegen seines Stiches so gefürchteten Rochen (sipari) in großer Anzahl. Gegen 8 Uhr wurde



Die Robinson-Schnelle im Oyapok. (Nach einer Photographie.)

die kleine Insel Cassesoca passirt, auf welcher sich ein alter Thurm erhebt, der längst eingestürzt wäre, wenn ihn nicht die ganz bedeckenden Bäume und Lianen noch aufrecht hielten. Früher lag dort eine kleine Besatzung, um den Unterlauf des Oyapok gegen die kriegerischen Boni-Neger zu schützen. An dieser Stelle bestehen die Ufer aus Bergen von 150 m Höhe; es zieht sich dort eine der Küste parallele Bergkette hin, welche der Fluß durchbrochen hat, aber noch nicht vollständig; denn da sie aus hartem Granit besteht, so ist das Flußbett mit mächtigen Felsen bedeckt, zwischen denen das Wasser Fälle und Schnellen bildet. Mitten in diesem ersten Katarakt des Oyapok liegt eine kleine Insel, welche lange Jahre hindurch von Jaques, einem bei Malplaquet verwundeten Soldaten des Marschalls de Villars bewohnt worden ist, der dort ein echtes Robinson-Leben führte. Als ihn der berühmte Malouët, der Gouverneur der Kolonie, besuchte, zählte er an 100 Jahre. Seine Insel heißt heute bei den Eingeborenen Acajou (Akaschu) nach einer gelben sauern Frucht (Anacardium occidentale), welche sicher in Südamerika einheimisch ist, weil alle Seefahrer aus der Zeit der Conquista und die modernen Reisenden sie bei allen Wilden dort gefunden haben. Die Insel Acajou ist ein reizender Platz, wo die Eingeborenen gewöhnlich übernachteten. Als Zeichen ihrer Anwesenheit haben die Oyampys Furchen und ovale Höhlungen im Felsen zurückgelassen, in denen sie ihre steinernen Aexte schliffen. Der



Der „pataua" der Oyampys.

Robinson-Fall nimmt es mit dem Hermina, der untersten Stromschnelle im Maroni, in jeder Hinsicht auf. Alle Flüsse in Französisch-, Niederländisch- und Britisch-Guayana sind nämlich für Dampfer nur 80 bis 100 km weit aufwärts schiffbar; dann werden sie von Granitfelsen durchsetzt, welche nur für leichte Fahrzeuge ohne Kiel und Steuerruder passirbar sind. Etwas oberhalb des Falles mündet von links ein kleiner Zufluß Courmouri d. i. Bambu. Ebenso nennen die Indianer ihre Pfeile, welche in ein, wie eine Messerschneide geschnittenes Bambustück auslaufen, und mit denen sie den Jaguar und selbst das dickhäutige Tapir erlegen. Nachdem man die Boote an Seilen über die runden Felsen in der Stromschnelle hinweg geschleppt, setzte man die Fahrt in ruhigerm Wasser fort und lagerte zur Nacht auf ähnlichen Felsen am rechten Ufer. Die Surinam-Neger, welche leicht zu erzürnen sind, beklagten sich bitter darüber, daß sie auf nacktem Stein übernachten sollten, wo sich keine Hängematten anbringen ließen. Aber Apatu und der alte Indianer wußten Rath; bald hatten sie drei Bäume gefällt, oben zusammengebunden und dann im Dreieck aufgestellt, so daß drei Hängematten daran befestigt werden konnten. Diese von den Oyampys trotz ihrer Faulheit täglich benutzte Vorrichtung heißt „pataua"; sie macht zwar etwas Mühe, aber man vermeidet so die Berührung mit allerlei lästigem Gethier. Nachdem Crevaux seine astronomischen Beobachtungen angestellt und ein erfrischendes Bad genommen, speiste er von seinen Vorräthen in üppiger Weise und legte sich dann in seine Hängematte, sorgfältig darauf achtend, daß ihm der Mond im Rücken war. Die Kreolen in Guayana fürchten dessen Strahlen ebenso sehr, wie die

der Sonne, weshalb man die Kindermädchen in den Straßen von Cayenne Abends nie ohne einen großen Regenschirm sieht, den sie ihren Pflegebefohlenen über das Gesicht halten.

In der That wurde auch Crevaux mitten in der Nacht durch sein grelles Licht geweckt, mußte seine Lage ändern und ihm von Neuem den Rücken zudrehen.

Ethnographisches über die Teke-Turkmenen.

Von Dr. **Heyfelder**, Chefarzt der russischen Expeditionstruppen.

Festung Gök-Tepe, 6. Februar 1881.

Als wir die Festung Gök-Tepe am 12. (24.) Januar erstürmt hatten, so besuchte ich mit dem persischen Militärbevollmächtigten das Innere dieses großen, länglichen Raumes, dessen längster Durchmesser 3/4 Stunde, dessen Breite etwa 1/2 Stunde beträgt. Eine zweifache, hohe, 20 Fuß dicke Umfassungsmauer, vor und hinter derselben tiefe Gräben mit Erdwohnungen, bildeten die Einfassung. Auf dem Hochplateau, welches das Innere der Festung bildet, standen dicht gedrängt, nach der Mitte zu etwas seltener werdend, einige Tausend Kibitken (Filzzelte von der Gestalt eines Bienenkorbes), worin sich etwa 3000 Weiber, ebensoviel Kinder, viele Hundert kleiner, schwarzer Kühe, Kameele, Esel, Maulthiere, Ziegen, Schafe, schöne große Windhunde und starke weißgelbe Haus- und Hofhunde, einige seltene rothe Katzen, Hühner und Hähne und, was uns besonders interessirte, eine Anzahl junger edler Pferde oder auch einzelne verwundete Reitpferde befanden. Unendlich viel Erschlagene lagen herum, sowohl Kämpfer in charakteristischer Stellung, als Männer, Weiber und Kinder, welche durch die Beschießung getödtet und längst nicht mehr begraben worden waren. Auch der treuen Hausthiere lagen nicht wenige neben den Menschenleichen. In früherer Zeit hatten die Teke ihre Todten sorgfältig begraben, wovon mehrere gut gehaltene Kirchhöfe im Innern der Festung zeugten. Aber in den letzten Tagen, vielleicht Wochen, war es nicht mehr möglich gewesen und die Erschlagenen blieben auf dem Platz, in den Kibitken, auf der Mauer unbeerdigt liegen. Auf dem freien Platz im Innern sahen wir eine Anzahl Leute in Fesseln. Halseisen, durch Ketten mit Fußschellen verbunden, hinderten dieselben am Gehen, am Liegen, am Arbeiten. Es waren, wie mir mein Gefährte sagte, persische Gefangene. Da ich in einem der Lazarethe einen Schlosser hatte, so ließ ich einem Theil von ihnen die Fesseln abnehmen; unterdeß waren die Anderen aber trotz aller Gehhindernisse verschwunden, von ihren Landsleuten abgeholt, befreit, geflüchtet, geborgen.

Mein Beruf führte mich täglich in die Festung zu den sie besetzt haltenden Truppen, zu den verwundeten Teke-Frauen, zur Ueberwachung der Massenbegräbnisse, Leichenverbrennungen und dergleichen.

Wenn ich auch beinahe 30 Jahre Arzt und seit 1863 auf der Kriegsfährte bin, mein menschliches Gefühl, meine Sinne und das ästhetische Bedürfniß des Gebildeten haben in diesen zehn Tagen mehr gelitten, als während des ganzen schweren Feldzugs. Ich habe in dieser Zeit kein Fleisch mehr essen können; einige Tage überhaupt nichts. Der Schlaf, der mir stets ein treuer Freund und Begleiter gewesen, während die Kugeln meine Filzhütte Tagelang bestrichen und trafen, litt unter diesen Eindrücken, und wie mir, geht es vielen Anderen.

Wir fanden überall die Spuren großen Fleißes und mannigfacher Gewerbethätigkeit: einige Schmiedestätten mit allerlei, zwar rohen, doch dem unsrigen entsprechenden Werkzeug; ein Laboratorium, wo Pulver bereitet wurde; einzelne Kibitken mit Färbestoffen, sehr viele mit reifen Baumwollnüssen, verarbeiteter und in Schläuchen aufgehangener schönster, reinster Wolle, Kameelshaare, Schafswolle in Säcken gesammelt, andere schon gereinigt, gekrempelt, gesponnen, gehaspelt, auf Knäuel gewickelt, dazu die Krempelmaschinen,



Tasche, wie sie in den Kibitken hängen.

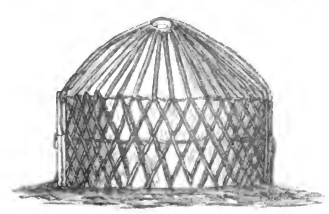
Spindeln, Haspeln, Garnwinden. Dann Säcke, Teppiche, Borten um die Kibitken, rohe und feine, einfarbige oder bunt gewebt, dazu auch grobe Weberschiffe, aber keine Webestühle, wie ich sie in Armenien gesehen. Vielleicht machen die Teke-Frauen nur Arbeiten kleineren Formates und sind die Hunderte und aber Hunderte von großen, alten und neuen Teppichen lauter Beutestücke aus Persien, welche die Teke bei sich aufgespeichert, womit sie ihre Kibitken geschmückt, ihre Pferde behangen, ihre Lager bedeckt haben. Jedenfalls Produkt des eigenen (weiblichen) Gewerbefleißes sind die groben, grauen, einfach gestreiften Korn- und Mehlsäcke, die etwas feineren, meist roth, weiß, schwarz gestreiften oder geblümten Säcke für Transport und Aufbewahrung von Kleidern, welche im ganzen Orient eine halbe Pferde- oder Kameelladung aufnehmen und Mafrasch heißen; endlich kleinere, breitere, elegantere Taschen mit langen Franzen, die gleich Chiffonièren in den Zelten aufgehängt werden und zur Aufbewahrung von Allerlei dienen. Wir adoptirten sie sogleich als Papierkörbe, Zeitungshalter, Chiffonièren und fanden sie in unseren möbellosen Filzhütten sehr praktisch. Endlich noch kleinere Taschen aus Teppichstoff, ähnlich wie Jagd- und Schultaschen mit schönen Mustern, aber nie mit einer bildlichen Darstellung, und stets in gesättigten Farben, in denen türkisch Roth, persisch

Grün und Weiß vorherrschen, indeß Schwarz die Zeichnung markirt, während Blau und Violett absolut fehlen. Diese Taschen hingen sich unsere Soldaten mit Vorliebe um und paradirten damit nach der ersten Zeit der Plünderung. Man sagte mir, daß sehr gute Stempelschneider unter den Teke sind, denn man fand Stempel, scharf und gut geschnitten, mit welchen sie ihr feines Silbergeld stempelten. Wir fanden ferner neue, gute, im vorigen Jahr eroberte Magazingewehre, alte Arkebusen, von den Persern geraubte Kanonen, Piken, halbmondförmige Schwerter, gute morgenländische Klingen, alt-tatarische Helme, Ritterrüstungen, persisches und tekinisches Silbergeld, Sicheln, Schaufeln, doch nichts, was einem Pflug ähnlich sieht. Dagegen waren die Umgebungen der Festung weit und breit besäet, terrassenförmig abgetheilt und zur Berieselung vorbereitet; Wein- und Obstgärten sind wie bei jeder Niederlassung in gutem Zustand. Mein klein bürgerliches Gemüth sah ebenso schmerzvoll auf die von uns zum Feuern und Kochen umgehauenen Feigenbäume und Obstgebüsche, wie auf die zu Tausenden herumliegenden und sich aufrollenden Knäuel feiner Wollfäden, welche fleißige und geschickte Frauenhände kunstreich aus den Hüllen der vierfüßigen Haus- und Steppenthiere bereitet. Deutscher Pedant, Sohn einer deutschen Hausfrau, warum mußtest Du auch nach Mittelasien gehen und Gök-Tepe erstürmen helfen?

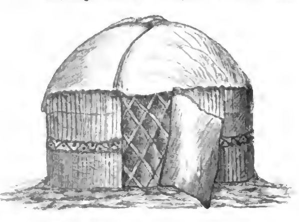
Gesteppte Decken fanden sich in allen Wohnungen mehrere; Strickzeug und halbgestrickte Handschuhe lagen unter den Trümmern umher.

Schöne weiche Seile aus Kameelshaaren, leinene Bindfaden, etwas locker gewebte, aber schön gebleichte Leinwandstücke, Handtücher mit roth verzierten Enden, Wollenstoffe und schöne seidengestickte Festkleider geben uns eine hohe Meinung vom Fleiß und der Geschicklichkeit der Teke-Weiber. Ein solches Festkleid, ähnlich geschnitten wie jene willkürlichen modernen Mantillen, hat meist hellgelben Grund und darauf in dem Geschmack, wie die persischen Tischdecken und Kissen gestickt sind, Guirlanden in rother, grüner und schwarzer Seide. Es ist schade, daß keine Pariserin die Expedition mitmachte, wir hätten sonst gewiß im nächsten Frühling einen Umhang à la Tekè als herrschende Mode erhalten.

Die Wohnungen der Teke bestehen aus Kibitken und



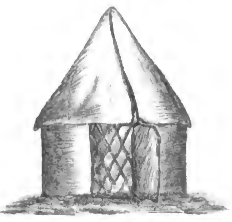
Rumpf einer Kibitke.



Kibitke von außen in fertigem Zustande.

Erdhöhlen. Die letzteren sind nicht nur während eines Bombardements ein guter Zufluchtsort, sondern auch in der großen Sommerhitze ein kühler Aufenthalt, im Winter relativ warm. Im Winter sitzen die Asiaten in denselben auf einer Unterlage von dickem Filz, darüber einen oder zwei Teppiche, den Körper mit einer gesteppten Wattedecke zugedeckt. Manchmal brennt ein Feuerchen auf dem Boden oder ein Kohlenbecken zur Erwärmung. Die Kibitke besteht aus einem Holzgeflecht, das in mehreren, 4 bis 6, Theilen auseinander genommen werden kann und welches den Körper des Hauses bildet. Die Eingeborenen verstehen dieses Geländer kunstgerecht zusammenzufügen, und nun steht eine Art Dornenkrone da, welche mit einem gewebten, oft schön gezeichneten, breiten Band umgeben wird, welche die Theile fest zusammenhält, während die unteren Enden der Stäbe kreuzweise in der Erde stecken. Oben auf diesem offenen Geländerring sieht man eine Anzahl Stangen, welche in einem Rad konvergiren und so die Strebepfeiler bilden, auf welchen das Dach ruht. Das ganze Gerüst wird mit einem Mantel von Filzen bedeckt, die, in mehrere Stücken zerfallen, an ihren Enden übereinander gezogen und mit Seilen aus Kameelshaaren zusammengebunden sind. Nun kommt noch eine äußere Hülle von Schilfmatten hinzu, welche wieder mit einem gewebten Bande umschlungen und befestigt sind. Als Thür dient ein hölzerner Rahmen, in dem hölzerne Thürflügel aufgehängt sind, jedoch ohne eiserne Angeln oder Schlösser. Häufig vertritt ein Teppich die Stelle der Thür oder hängt noch über derselben. Oft ist außen neben der Thür ein kleiner, schlechter Spiegel angebracht, vor dem, wie ich voraussetzte, die Frau oder das Fräulein vom Hause ihr Haar ordnete, und das wahrscheinlich, weil es im Innern stets dunkel ist. Man läßt das Licht von oben herein, indem man die Filzvorhänge über dem Dachrad auseinander zieht; durch eine kleine, eben da angebrachte Spalte zieht der Rauch hinaus, wenn in der Kibitke geheizt oder gekocht wird. Der Herd ist ein Loch in der Erde, über dem ein Dreifuß mit einer großen eisernen Schüssel steht. Das schönste weißeste Fett (ungewiß, ob vom Schaf, Kameel oder Ochsen), ausgelassen und in Kameelsmagen gefüllt, findet sich in allen Haushaltungen. Häcksel von Stroh, getrockneter Klee in Bündeln und komprimirt, eine Mischung von gehacktem Stroh und Heu zu Mauern aufgehäuft und gepreßt, oder in Erdlöchern vergraben, oder in Mafrasch (Säcke) gefüllt und aufgestellt, fanden wir in großen Mengen vor. Was Korn und Mehl für die Menschen und Futter für die Thiere betrifft, so hätte die Festung sich noch lange halten können. In dem Fett backen die Orientalen schwer verdauliche Teigklumpen in jenen Schüsseln, welche trocken erhitzt als Backofen für das matzeartige, flache Brod (Tschuregi) dienen. Wir sahen diese Handgriffe und Zubereitungen theils im Lager der gefangenen Frauen, theils von den jetzt die Oberhoheit Rußlands anerkennenden, unter uns erscheinenden Chans und ihren Familien ausgeübt.

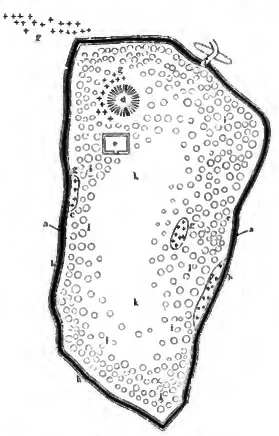
Charakteristisch sind auch die vorgefundenen Schmucksachen: Ringe, Hals- und Armbänder, übergroße Broschen, Kämme von Silber mit großen rothen Achaten besetzt. Dagegen sind einige Uhren, Bügeleisen und Ketten europäischen Ursprungs. Bücher, in türkischer, persischer und der Teke (?) Sprache gedruckt und geschrieben, fanden sich ziemlich viele vor. Sie wurden meist sorgfältig aufgehoben und höheren Offizieren übergeben. Wir hören, seit sie anfingen sich zu ergeben, daß sie einen Theil ihrer Schätze vergraben, und ihre vornehmeren Frauen mit allerlei Besitz auf Kameelen und Pferden längst geflüchtet haben. Nachdem sie äußerst tapfer gekämpft und alle Vorschläge, sich zu ergeben oder Weiber und Kinder zu flüchten, prahlerisch abgewiesen, war es kein Meisterstück von Mannhaftigkeit, daß sie beim Gelingen des Sturmes durch ein Ausfallsthor nach der Steppe auf ihren schnellen (englischen Rennern ähnlichen) Rossen davonzogen und mehrere tausend Frauen, Sklavinnen und Kinder zurückließen. Sie konnten nicht wissen, daß wir denselben so glimpflich begegnen und dieselben sogar nähren, verbinden und pflegen würden. Sehr viele Soldaten und Offiziere haben tekinische Waisenkinder angenommen.



Jelameika, kleine Kibitke.

Der Typus ist nicht ganz einheitlich. Die Mehrzahl sieht aus wie tapfere Juden; dazwischen sind auch Typen, die sich dem mongolischen oder dem der Neger anschließen, sowohl nach Schädelbildung als Gesichtsform und Farbe. Man nimmt an, daß sie sich einzelnen unterworfenen Stämmen assimilirt haben, und erklärt so die abweichenden Typen; da sie andererseits ihre Frauen aus Persien, ganz Turkmenien und überhaupt aus allerlei Stämmen zusammenrauben, so würde auch das die Verschiedenheit der Züge und Schädel erklären.

Etwas unendlich Rührendes hatte es, daß sich unter dem Schutt der Festung Gök-Tepe auch Kinderspielsachen fanden. Nicht weniger ist es ethnographisch und kulturhistorisch interessant, daß diese Spielsachen zugleich Urspielsachen sind, die ersten und einfachsten, im Alterthum und zum Theil in der Neuzeit verbreitetsten: der Ball und der Würfel, wenn ich so den kleinen roth und gelb gefärbten Fußwurzelknochen vom Schafe nennen darf, der sechs Flächen bietet und wahrscheinlich dem Würfel ursprünglich zu Grunde liegt. Außer Nachrichten der Schriftsteller belehrt uns auch eine antike Statue über dieses bei Griechen und Römern verbreitete Spiel mit den vier Knöchelchen, welche auf eine Steinplatte geworfen werden. In Trier ist das Spiel heute noch so verbreitet, wie im Alterthum, und wird ebenso mit zwei gelben und zwei rothen Knochen gespielt wie in Gök-Tepe. Ein anderes Spiel oder vielmehr Sport, hochbeliebt bei den Teke-Turkmenen, ist das Pferderennen, aber nicht im Kreis und auf einige Werst Distanz, sondern z. B. von Kyzyl-Arwat bis Gök-Tepe, was etwa 160 Werst Entfernung beträgt, und von den Teke auf ihren schlanken, hochbeinigen Pferden in einer Tour gemacht wird. Der zuerst Ankommende erhält beispielsweise 12 Kameele, der zweite 8, der dritte 4 u. s. w. Die Jagd sowohl mit dem Falken als mit dem Windhund ist bei ihnen allgemein. Sie halten eine Menge langhaariger Windspiele von grauer und gelber Farbe und vor vielen Häusern sitzt der Falke auf der Stange. Wozu sie auch Eulen bei ihren Wohnstätten am Strick hielten,



Plan der Festung Dingil-tepe.

a Umfassungsmauer. b Aeußerer Graben. c Innerer Graben. d Observationshügel. e Kleine Festung. f Ausgangsthor. g Begräbnißplatz. h Vordere Front. i Kibitken der Teke. k Freier Platz zwischen den Wohnräumen.

ist mir unbekannt, wie wir denn wohl manches von ihren Sitten und Gebräuchen nicht verstehen oder auch gar nicht zu beobachten bekommen.

Eines ganz besondern Rufes erfreuen sich die Pferde der Teke; sie stehen im Werth von 500 bis 1000 Rubeln und mehr, sind Abkömmlinge arabischen Blutes, aber gleich den englischen Rennern und Huntern durch langes Träniren zu hohen, schmalen, langbeinigen Thieren mit kleinem Kopf, kurzen Haaren, geringer Mähne, unendlicher Ausdauer, Schnelligkeit und Kraft entwickelt. Gleich dem Engländer kleidet der Teke sein Pferd in eine wollene Schabracke mit besonderer Kopfbedeckung von gleichem Stoff oder von Seide. Der Farbe nach finden sich meist Füchse, Falbe, Schimmel, seltener Braune oder gar Rappen. Sehr häufig sind sie bösartig; aber an Enthaltsamkeit bleiben sie nicht weit

hinter dem Kameel zurück. Weiber und Kinder reiten ebenfalls sowohl Pferde als Kameele, seltener Esel, die ausschließlich als Lastthiere zu dienen scheinen. Aus Persien kommen ausgezeichnet schöne Maulthiere und auch Pferde mit den Karawanen hierher; unter letzteren sah ich auch eines ohne Mähne, was nach unseren Begriffen nicht schön ist. Die Viehzucht (Pferde, Rinder, Schafe, Kameele) betreibt der Teke selbst, den Ackerbau seine geraubten persischen Sklaven oder die Hörigen. Die Vornehmen sind Raubritter und Grundherren, die über die Karawanen herfallen und den Kaufmann brandschatzen, wie sie von dem Ertrag des Bodens ihren Antheil nehmen und dafür Schutz gewähren. Skobolew ist der Rudolph von Habsburg, der diesem Faustrecht ein Ende gemacht. Die Frauen arbeiten für das Haus, vielleicht auch Teppiche und Borten für den Handel. Sie gehen unverhüllt, hängen nur irgend einen Mantel, Fetzen, Baschlik über den Kopf und Rücken, ähnlich wie die Tradition die jüdischen Weiber des alten Testaments kleidet. Die Männer haben die große Lammfellmütze auf dem geschorenen Kopf, einen wattirten Schlafrock, ganz oder in Fetzen, an, Hemd und Hosen, die Füße in Bastschuhen, den Unterschenkel mit Lappen und Schnüren umwickelt.

Bei einer spätern Untersuchung fand ich dennoch eine kleine Pflugschar. Wir erbeuteten eine bedeutende Anzahl Schaufeln, Hauen, Hacken, wogegen ich weder Rechen noch Egge sah. Mehrere große Blasebälge, offenbar zur Schmiede gehörig, wurden gefunden, eine Menge eiserner Kannen von der Gestalt von Kaffeekannen, antike Wasserkrüge von Kupfer, Teller und Schüsseln gefälliger Form von demselben Metall; seltener irdene Krüge, Kochlöffel, Schüsseln, Teller und Platten von Holz, Flaschen aus Kürbisschalen. Schöne geschnitzte Thüren von harten, altersgebräunten Holzarten deuten auf einen gewissen Geschmack und Kunstfertigkeit der Teke, wenn sie nicht annektirtes Gut sind. Wir fanden deren einige wenige. Die zahlreichen Bücher zeugen von einer nicht ganz seltenen Schriftgelehrtheit unter ihnen. Unsere wenigen Dolmetscher sind selbst nicht sehr gebildet und vermögen kein eingehendes Gespräch zwischen uns und den Teke zu vermitteln; so erfahren wir nur Weniges von ihrem Ideengang und ihren Ansichten. Ihre Antworten an Skobolew, sowohl da er sie zur Uebergabe aufforderte, als jetzt, entbehren nicht des orientalischen Pathos und der blumenreichen Wendungen. Doch unterscheiden sich ihre Aussprüche dadurch z. B. von denen ihrer Nachbarn, der Perser, daß diese mehr die Blumen, die Teke mehr die martialischen Phrasen vorherrschen lassen. Wenn ich nicht irre, schildert sie Vambery als hart und tapfer, und er hat Recht; sie haben etwas Männliches, Hartes, fast Böses als herrschenden Ausdruck. Ich habe einen einzigen unter ihnen gefunden, der ein wahrhaft freundliches Lächeln und gute, heitere Augen hatte. Daß sie oft durch Narben, ausgeschlagene Zähne, Verlust eines Auges entstellt sind, macht sie nicht schöner. Die bei den Kämpfen um die Tranchéen oder unser Lager Gefallenen behielten noch im Tode den Ausdruck des Hasses und des Fanatismus. Ihre Kirchhöfe sind sorgfältig angelegt, meist am Abhang eines Hügels, jedes Grab mit einer ovalen Lehmmauer umgeben, das Grab selbst ein glatter, länglicher, harter Thonhügel, auf welchem gewöhnlich eine Pelzmütze oder ein farbiger Tuchfetzen an einem Stäbchen aufgehängt ist. Gar nicht selten halten zwei bis drei ihrer großen Haushunde an den Gräbern Wache. Alle Nachbarstämme: Perser, Nuchuren (Juden), Karakaliner, selbst Kurden, hatten vor ihrer Tapferkeit und Raubsucht eine heilige Scheu und wichen in Folge davon mehr und mehr vor ihnen zurück, ihnen Weideplätze, Holzschläge oder, wie die Karakaliner, sogar ihre Städte und Aule, sammt bebauten Feldern, Gärten und Baumpflanzungen am Flusse Tschandyr überlassend. Ich habe bei einem Seitenstreifzug die Stadt Karakali besucht, ein modernes Pompeji. Festung, Wälle, Mauern, Thürme, Kanäle, Brücken, Wohnungen (aus Lehmwänden), Villen mit Gärten, Scheunen, Höfen, Stallungen, Brunnen, Kirchen, Kellern, Krippen, Futtertrögen, ausgedehnte Wasserleitungen und Berieselungen sind wohl erhalten, aber absolut menschenleer. Kein Wächter, kein Hausthier, nur eine Schaar Spatzen bewohnt die verlassene Stadt.

Das Klima ist natürlich Kontinentalklima, durch die Nähe der Gebirge wechselnd; Trockenheit herrscht vor. Ich habe in sechs Monaten, obgleich ich anfangs in Tschikischljar und Krasnowodsk am Ufer des Kaspischen Meeres wohnte, nur sechs eigentliche Regentage und vier erlebt, an welchen es 1 bis 3 Stunden regnete. Anfangs Januar war es häufig warm, zuweilen heiß; um die Mitte Januar begann es kälter zu werden, einige Male gefror das Wasser Nachts innerhalb unserer Kibitken. Ende Januar, d. h. den 30. und 31., Wärme, am 1. Februar Gewitter mit Donner, Blitz und etwas Regen; den 2. und 3. Februar Morgens Nebel, dann Sonnenschein, Lerchengesang, grünende Saatfelder, selbst auf den kahlen Felsen des Kob-Dagh (Köpet-Dagh) grünende Flächen. Am 7. Umschlag des Wetters, am 8. Kälte mit Schneetreiben, kleine Eiszapfen an den Ständern der Kibitkendächer; am 9. Sonnenschein und kalter Wind.

Von der Hauptfestung Dingil-Tepe, deren Plan hier beigegeben ist, rückwärts (westlich) etwa 10 bis 12 Werst entfernt, liegt Alt-Gök-Tepe, während Dingil-Tepe mit seinen 8 bis 9 detachirten Forts und den befestigten Gärten, wo unser Lager steht, zusammen den Namen Gök-Tepe führt. Der Weg nach der alten Festung geht durch lauter Mais-, Weizen-, Hirsefelder und wird nur einmal durch dünenartige Sandhügel unterbrochen.

Zur Anthropologie der Pompejaner.

Herr Direktor E. Presuhn, welcher Jahre lang mit der speciellen Erforschung Pompejis sich beschäftigte und dessen großes Werk über die Wandmalereien der untergegangenen Stadt bei T. O. Weigel im Erscheinen begriffen ist, erwarb sich das Verdienst zum ersten Male auf die anthropologischen Verhältnisse Pompejis eingegangen zu sein und zwar in einem Vortrage, welchen derselbe am 4. Mai im Leipziger Anthropologischen Vereine hielt. Es ist ein völlig unausgebautes Feld, welches der Vortragende hier betrat, auf das er jedoch, da er nicht Fachmann ist, im Wesentlichen nur vorbereitend aufmerksam machen konnte, indem er Anthropologen, die hier arbeiten wollen, eine reiche Ernte

verhieß. Jedenfalls aber hat Presuhn bereits ein reiches Material aufgestapelt: vor allem die ungemein zahlreichen in Aquarell ausgeführten höchst naturgetreuen Kopien der Wandgemälde, Photographien der Gypsabgüsse von pompejanischen Leichen, die bezüglichen Stellen aus den Schriften der Alten, welche auf den physischen Menschen sich beziehen.

Die Bevölkerung Pompejis war keine einheitliche; im Gegentheil, sie war eine gemischte, in welcher Italiker und Griechen vorherrschten. Die Stadt mag um 600 v. Chr. durch oskische Campaner gegründet worden sein, zu denen sich um etwa 500 Hellenen gesellten. Wir wissen, daß Pompeji 424 durch oskisch redende Samniten erobert und im Jahre 82 durch Sulla unter dem Namen Colonia Veneria Cornelia zu einer römischen Militärkolonie gemacht wurde. Daß außer den genannten Völkern auch noch vereinzelt fremde Bestandtheile sich in Pompeji befanden, läßt sich nachweisen. Vor allem waren Aegypter dort angesiedelt; von Alexandria aus waren die braunen Leute nach Italien gekommen und auf den Wandgemälden sind sie dargestellt, ebenso die Neger, welche man außerdem in natura gefunden hat.



Negerkopf. Nach dem Gypsabgusse einer pompejanischen Leiche. Presuhn's Sammlung.

Die überaus zahlreichen Wandmalereien, die gleichfalls zahlreich aufgefundenen Schädel und Skelete, die Gypsausgüsse der Leichen, die Porträtstatuen und Schilderungen der Alten erlauben uns ein ziemlich vollständiges Bild der alten Pompejaner zu rekonstruiren. Was die Skelete betrifft, so hat man ihnen von Seiten der Ausgrabungsverwaltung leider nicht jene Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, die sie im Interesse anthropologischer Wissenschaft verdienen; Messungen fehlen. Bei der Sicherheit über die Herkunft dieser Skelete läge hier eine gute Aufgabe für junge Anthropologen vor. Ein vortreffliches Material bieten ferner die Leichen der durch die Schlammlava Umgekommenen, welche in der sanften weichen Masse eingebettet geradezu von derselben abgeformt wurden. Diese Schlammlava, aus vulkanischer Asche mit Regen vermischt bestehend, bildet eine Schicht von etwa zwei Meter Dicke. Die Körper der Todten wurden von der dickflüssigen Masse völlig umschlossen, die weichen Theile verwesten allmälig und so entstanden in dem nach und nach erhärteten Schlamm Höhlungen, welche getreu die Formen der ehemals in ihnen begrabenen Leichen aufbewahrt haben. Fiorelli erfand nun im Jahre 1862 ein Verfahren diese Höhlungen auf sehr sinnreiche Weise mit Gyps auszugießen und erhielt auf diese Weise vollkommene Ausgüsse von den alten Pompejanern. Ein wie schlafend daliegender Mann fesselt durch die Ruhe, die in seinem ganzen Wesen sich ausprägt; er ist sicher ohne Todeskampf hinübergegangen, während bei einem andern die Hände krampfhaft geballt und die Arme erhoben sind. So vollständig sind die Abgüsse gelungen, daß eine auf dem Gesichte liegende schöne schlanke Frauengestalt noch den Zopf zeigt. Interessant ist auch der Ausguß einer schwangern Schauspielerin, als Schauspielerin durch den Kothurn an ihrem Fuße gekennzeichnet. Besonders gut gelungen ist auch der Ausguß eines herkulischen Negers, dessen Kopf wir nach einer Zeichnung Presuhn's hier reproduciren.

Auf Grund des zahlreichen von Presuhn gesammelten Materials nimmt derselbe nun an, daß die alten Pompejaner, was Körpergröße betrifft, nicht wesentlich von den heutigen Süditaliern abweichen und nicht so groß wie die Deutschen der Gegenwart, geschweige denn jene des Mittelalters waren, denn die an anderen Orten Italiens erhaltenen Longobardenskelete weisen eine geradezu riesige Völkerschaft auf. Die Schädel der Pompejaner sind groß, starkknochig, der Hinterkopf verhältnißmäßig stark entwickelt, der Gesichtswinkel groß, das Gesicht war fleischig, Nase und Lippen erscheinen dick, nicht fein. Das Ganze deutet auf einen derben, abgehärteten Menschenschlag hin, wie er auch der ganzen sonstigen Stellung Pompejis entspricht, das eine keineswegs hoch kultivirte Landstadt war. Ueber die Hautfarbe belehren uns die Wandgemälde; danach ist dieselbe nicht verschieden von jener der heutigen Süditaliener. Die Haare waren gekräuselt. Nur selten sind sie schwarz auf den Bildern dargestellt, gewöhnlich röthlich-blond.

Auch auf die Nahrung ging der Vortragende ein. Die zahlreich aufgefundenen Backöfen und Brote deuten auf regelmäßige Brotnahrung hin. Man verzehrte auch Geflügel aller Art, und Roastbeefstücke, genau den unserigen gleichend, sind auf dem „Stillleben“ der Wände dargestellt. Der Hase, jetzt in Italien verpönt, wurde von den Pompejanern gegessen; Fischnahrung war selbstverständlich und große Muschelhaufen, wahre Kjökkenmöddinger, deuten auf den Genuß der frutti di mare. Vorherrschendes Getränk war der Wein. Zahlreich sind die Weinstuben erhalten, die Weinkrüge mit eingetrockneten Weinresten.

Daß die Pompejaner sehr reinliche Leute waren, läßt sich nachweisen. Das Wasserleitungssystem der Stadt war ein ganz vorzügliches, die Bleiröhren führten durch alle Häuser und sind noch theilweise erhalten. An sehr gut eingerichteten Bädern war kein Mangel und auch die Abtritte — heute in Italien keineswegs allgemein bekannt — fanden sich in jedem Hause; auch ein Kanalnetz, zur Wegführung der Abfallstoffe, durchzog die Stadt.

Zum Schlusse wurden die sexuellen Verhältnisse der alten Pompejaner besprochen, und wir können uns hier nur andeutungsweise verhalten. Es herrschte eine laxe Moral und an Natürlichkeiten war kein Mangel. Man kennt in Pompeji Bordelle mit obskönen Darstellungen, widernatür-

liche Laster kamen vor und das heutige Volk Süditaliens hat sich in dieser Beziehung nicht gebessert. Incest u. s. w. werden in Süditalien und Sicilien nicht bestraft, wohl aber in Norditalien. Der Strafkodex macht in dieser Beziehung für Süditalien eine Ausnahme!

Streifereien durch Slavonien.

Von Professor **E. Kramberger** in Karlstadt.

IV.

Von Orahovica nach Bučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega.

Morgens um sechs Uhr saß ich schon im Wagen, der mich auf der zwischen den Vorbergen und der Hauptmasse des Gebirges in einem muldenartigen langgestreckten Thalkessel liegenden Straße über Pušina nach Drenovac brachte. Die ganze Strecke bot nichts Besonderes. Vor Drenovac kam ich an einem langen, einstöckigen Gebäude vorüber, über dessen Fenstern mit halbverwaschenen, großmächtigen Buchstaben zu lesen steht: Fabrik für Möbel aus feuergebogenem Buchenholz. Vor einigen Jahren hatte ein Wiener Unternehmer das Fabriksgebäude und Wohnungen für die Arbeiter bauen, eine Dampfmaschine und ein Lokomobil mit großen Kosten hierher schaffen lassen, um den großen Reichthum der Gebirgswälder an Buchen auszubeuten. Die Fabrikation der Möbel begann und es wurden hübsche Stücke und ziemlich viel erzeugt. Die Kosten des Transportes jedoch — man hat von hier bis zur Barcser Draveüberfuhr theilweise auf Gebirgswegen mit belastetem Wagen elf bis zwölf Stunden und bei widrigem Wetter ein Drittheil mehr —, die schlechte Verwaltung und vielleicht auch der ungenügende Absatz machten dem nicht genau überlegten Unternehmen bald ein Ende. Eine Schafherde glotzte zu den zerschlagenen Fenstern heraus und in den verlassenen Wohnungen hatte man Heu und Stroh eingelegt, als ich daran vorbeikam.

Von hier bis **Bučin** ist die Gegend hübsch, jedoch einsam und wenig kultivirt; die drei kleinen Orte, die man passirt, still und todt, und man freut sich, wenn die Reste des alten Schlosses zu Bučin in Sicht kommen. Das Thal von Bokani bis zu vorhergenanntem Orte ist sehr schön und man staunt über den sichern Blick, mit dem es die Templer verstanden sich die schönsten und geschicktesten Punkte für ihre Niederlassungen zu wählen; denn auch das erwähnte Schloß, welches das ganze lange, von Ost nach West laufende, Thal beherrscht, bewohnten sie. Von ihnen stammt auch die alte, unterhalb des Schloßberges gebaute, gothische, noch immer gut erhaltene Pfarrkirche; die Mauern des Klosters aber sind verschwunden, nur einige Fundamente sichtbar. Von des Schlosses Geschichte ist mir nur das bekannt, daß im Jahre 1687, nach Rückzug des Großvezirs von Peterwardein nach Belgrad, General Budiani von Esseg nach Bučin kam und sich im August hier festsetzte, um auf Verstärkung zu warten. Diese kam am 18. August desselben Jahres unter General Dünewald. Im Schlosse lagen 200 Janitscharen unter Befehl des Pascha von Bučin. Dieser leistete Dünewald's Aufforderung sich zu ergeben keine Folge, mußte jedoch nach drei Tagen auf Gnade und Ungnade kapituliren [1]. Die Mauern liegen größtentheils in Trümmern; dafür erbaute der Grundherr von Janković am Fuße des Berges ein schönes, mit einem Parke umgebenes Schloß. Bučin ist ein Marktflecken mit etwa 1200 Einwohnern und durch seine reizende Lage ausgezeichnet. Hier beginnt am Fuße der vor dem Papuk liegenden Berge die Straße, die in südlicher Richtung über Zvečevo und Kamensko nach Požega führt. Sie steigt bis **Zvečevo** ziemlich steil, zwischen Bergen eingeklemmt, und ist vortrefflich, man kann sagen die beste, die vom Viroviticer in das Požeganer Komitat führt. Herrlicher aus Buchen und Tannen bestehender Wald krönt die hohen Gipfel; daher das eine Stunde von Bučin entfernte Sägewerk mit Erzeugung von Brettern vollauf zu thun hat. Bei Zvečevo betritt man ein kleines Hochplateau, auf dem die Birke und Erle wahre Prachtexemplare ihres Geschlechtes aufweisen. In Zvečevo, das die Spitze des Papuk überragt, ist eine große, immer beschäftigte Glasfabrik und Glasschleiferei; sie hat sogar von Bosnien Zuspruch. Von hier senkt sich die Straße, immer durch Gebirgswald, Bäche und Felsen führend, in das Thal des **Bučijak**, und schließt sich in **Kamensko** an die von Požega nach Pakrac führende Poststraße. Das Bučijakthal muß einst kultivirt gewesen sein; man kommt an Fundamentmauern großer und, wie es scheint, sehr fester Schlösser vorüber. Ich kam nur bis Zvečevo und machte diesmal die Tour über Bučin nach Drenovac zurück, um von hier aus über das Gebirge zu gehen. Außer den schon erwähnten Straßen von Bučin nach Kamensko und von Orahovica nach Kutijevo führt auch eine Poststraße von Našice über die Krndija nach Kula und weiter nach Požega. Von Drenovac kann man den Uebergang auf zwei Wegen bewerkstelligen. Der eine, für die Kommunikation mittels Fuhrwerk bestimmt, führt mehrere äußerst hohe und steile Berge hinan und ist seiner Rinnsale wegen, die durch heftige Regen entstehen und tiefe Furchen bilden, gefährlich, beim Herabfahren sogar halsbrecherisch. Es gehören starke und an solche Stellen schon gewöhnte Pferde dazu, die einen Wagen da hinaufziehen sollen. Schwache Thiere stürzen und laufen Gefahr von dem zurückrollenden Wagen mitgerissen und geschleift zu werden, wenn man nicht einspringt, um eiligst Stangen zwischen die Radspeichen zu schieben, die den Wagen aufhalten. Trotzdem aber schon Mancher seinen zerschellten Wagen oder Beinbrüche seiner Pferde zu beklagen hatte, so ziehen es die Leute dennoch vor zu fahren, statt etwaige Lasten auf Saumthieren hinüber zu schaffen. Oft wirft auch der Sturm einen Baum über den Weg und versperrt denselben ganz. Wer das Unglück hat an eine solche Stelle zu kommen, bevor die Behörde in Drenovac davon erfuhr und den gefallenen Stamm wegschaffen ließ, muß, wenn hier nicht bekannt, nach Drenovac zurück; oder, wenn er Bescheid weiß, auf

---

[1] Neu vermehrte Donau von Sigmund von Bürcken, Nürnberg 1715.

noch schlimmeren Wegen die Südseite der Berge zu gewinnen suchen. Ich wählte den zweiten Weg — da ich zu Fuß ging —, der besser ist, eigentlich sehr gut genannt werden kann und durch eine Schlucht nach Jankovac und zur Höhe des Ruši führt, allein für Wagen nur eine Strecke benutzbar ist, da er knapp vor Jankovac allzusteil wird. In Trenovac überschritt ich den Bach gleichen Namens zum ersten Male. Er ist, wie alle anderen, die aus diesen Gebirgen kommen, klar und forellenreich. Am Ende des Dorfes liegen die Kirche und das Pfarrhaus, ein einstiges Kloster, in dem einer der Mönche aus Orahovica als Seelsorger der hiesigen Gemeinde wohnt. Gleich hinter dem Orte beginnt die in südwestlicher Richtung laufende Schlucht und der Forst. Erlen und Dotterweiden umsäumen die Ufer des Baches und niedrigeren Abhänge; zahlreiche Zwetschengärten krönen die Hügelchen. In sanfter Steigung zieht sich dann der Weg aufwärts, immer im kühlen Schatten hoher Buchen oftmals den Bach kreuzend, wo ein gestürzter und behauener Baum den Uebergang für Fußgänger vermittelt. Die Wagen fahren durchs Wasser, und nur wo die Ufer zu steil werden ist eine schmale Brücke angebracht. Breitblätterige Wasserpflanzen verschiedener Gattungen wuchern an den Rändern und den bemoosten Steinen des Bettes in üppiger Fülle. An baumfreien Stellen schießt mannshoher Attich empor; weiße Schwämme von enormer Größe haften an den Bäumen, welche mit Moos über und über bedeckt sind. Gestürzte Stämme, im Fallen an den Aesten und Zweigen der Nachbarn hangen geblieben, und diese selbst arg beschädigt modern in der Umarmung. Man ist im Urwalde. Wenn drohende Wolken über das kleine Stückchen Himmel, das man in dieser Schlucht über sich sieht, im Winde fliegend dahin ziehen und die alten Bäume knarrend und seufzend Blätter herunter schütteln, dann ist es gerathen zu eilen, denn ein Regen macht den Boden so schlüpfrig, daß es beinahe unmöglich ist, die letzte Anhöhe vor Jankovac zu erklimmen. Heute war aber der Himmel klar, die Luft ruhig. Dunkelfarbige Schmetterlinge durchflogen die spärlichen, sonnenbeleuchteten Stellen; denn nur der Weg erfreut sich hier und da des Sonnenlichtes, der Wald läßt kaum einen Strahl durch. Endlich, nach einer langen Stunde ununterbrochenen Gehens, scholl uns ein brausendes Tosen entgegen; wir waren dem Falle der Trenovača nahe. Eine Wendung nach rechts brachte uns zur Wagenscheune, die hier errichtet wurde, um den Besuchern des Wasserfalles die Möglichkeit zur Versorgung ihrer Gespanne zu bieten. Bis hierher können Wagen vordringen, die von unten kommen, obgleich waghalsige Leute die Fahrt von oben herab mit höchster Gefahr manchmal unternehmen. Ein äußerst steiler Weg führt den keuchenden Fußgänger von hier weiter aufwärts zu einer 22 m hohen, löcherigen, obenher mit Bäumen bewachsenen, bräunlichgrauen Felswand, von der ein Bach in senkrechtem Falle durch die Luft herabschießt, um, unten angekommen und zerstäubend, einen Theil seines Wassers wieder durch ein Eisenrohr als fußdicken Springquell zur Höhe von 32 m prasselnd emporzuschleudern. Oben zertheilt sich und zerstäubt die Wassermasse und fällt als feiner, in allen Farben schimmernder Regen abermals zur zerklüfteten Tiefe. Das Wasser kommt aus einer starken Quelle in Jankovac, speist zwei Teiche und wird zu Zeiten, wenn diese übervoll sind, zu einem heftigen Wind und donnerndes Gebrüll verursachenden Falle. Betäubender wird der Lärm noch, je mehr man sich mühselig kletternd zur Wand emporarbeitet, denn rechts davon stürzt über glattgewaschene Felsen die Trenovača aus gleicher Höhe, jedoch mehr durch überhängende Steinblöcke versteckt und auch nicht so senkrecht, durch Spalten und Risse kommend, herab, und mengt in der Tiefe bei der Scheune ihr Wasser mit dem des andern Falles. Eine schmale Brücke aus Holzblöcken, knapp am Abgrunde über den nach seinem Sturze durch ein Steinbett weiter in die Tiefe schießenden Jankovac gelegt, führte uns hinüber. Hier trennt sich der Weg in zwei Arme; einer führt im Bogen um den Berg herum, der andere durch eine an Höhlen und gähnenden Sprüngen reiche Kluft zum Jägerhause. Ich wählte letztern, da man hier durch Steintreppen an schwierigen Stellen nachgeholfen und dadurch das Emporklettern bedeutend erleichtert hat. Stille, freundliche Ruhe empfängt oben den Wanderer und wirkt wohlthätig auf die kurz vorher zermarterten Gehörwerkzeuge. Nebst dem vorhin erwähnten Jägerhause ist oben noch ein hölzernes Gebäude mit einem kleinen, niedrigen, salonartigen und zwei weiteren Zimmern für Fremde, die manchmal hierher kommen. Man muß jedoch auf mitgebrachten Mänteln und Pferdedecken schlafen und ebenso für die Kost gesorgt haben, denn selten hat der arme, vereinsamte Waldhüter ein Hühnchen oder einige Eier, die er zubereitet. Einige Stückchen Brot höchstens kann er bieten. Ich ließ mich, um auszuruhen, im Schatten der vor dem Häuschen stehenden Ulmen nieder und betrachtete die zwei Forellenteiche und die davor liegende kleine Wiese, auf denen helles Sonnenlicht lag. Ueber dem zweiten Teiche, hoch oben auf einem von dunklem Walde umsäumten Fels, ragt ein imposantes, weißes Kreuz in die Lüfte und bezeichnet die in halber Höhe des Felsens in einer Höhle befindliche Grabstätte des Bučiner Grundherrn Josef von Janković. Die dunkelgähnende Höhle ist durch ein Eisengitter abgeschlossen und nur durch eine Aufmauerung und künstliche Treppe erreichbar. Janković war ein Naturfreund, kam oft hierher und wollte in dieser wilden, doch großartig schönen Schlucht begraben sein. Seine Reste ruhen unter einem Altar und alljährlich muß an seinem Sterbetage hier Gottesdienst gehalten werden. Der Leichnam wurde nach seinem Willen Nachts bei Fackelbeleuchtung von Bučin heraufgeschafft. Von ihm rühren die Gebäude und die Treppen beim Wasserfalle her. Nahe an seinem Grabe ist die Höhle, in der vor etwa 20 Jahren ein gefürchteter Räuber, Maxim Bojanić, zu wohnen pflegte, als man ihm allzusehr nachzusetzen begann. Ich betrat sie mit meinem bisherigen Begleiter und alten Bekannten, dem Lugaren — lugar = Waldhüter — Vinko, der den Räuber erlegt hatte. Eine Kerze beleuchtete den engen, niedrigen und schlüpfrigen Weg, auf den es von oben unablässig sickerte. Wahrlich, ein Aufenthalt für wilde Thiere und einen Räuber wie Bojanić.

Eine kurze Rast und ein kleiner Imbiß, den mir Vinzenz theilen half, brachte mich bald wieder auf die Beine und auf den Weg nach Duboka, das schon jenseits des Gebirges liegt. Der Lugar wollte mich bis zur Kammhöhe — Vilo — begleiten. Von den Teichen führt ein für Wagen passirbarer Weg aufwärts und zur Straße, die von Trenovac nach Velika läuft. Wir schlugen einen hinter dem Fremdenhause beginnenden kürzern Fußweg ein. Eine geraume Weile schritten wir unter dichtem Laubdache junger, dünnstämmiger Weißbuchen hin, dann durch mannshohen Attich und betraten eine ungeheuer abschüssige, baumlose, aber mit Adlerfarrn und kleinem Grase bewachsene, weit hinauf reichende Fläche, „die Wiese“. Hier muß man mehr auf allen Vieren als auf Zweien emporkriechen und kann nach Regenfalle ohne beschlagenen Stock und eben solche Stiefel unbedingt nicht fortkommen. Der Waldhüter hilft sich im Winter in diesen Bergen mit Schneeschuhen fort. Ich glitt bei trockenem Wetter oftmals aus und war dem Hinabkollern nahe. Nach dreiviertelstündigem Marsche erreichten wir endlich den Saum des Waldes, der die höchste

Spitze beschattet, und bald darauf auch die Kammhöhe. Noch einen Blick warf ich auf die nur theilweise sichtbare Drave-Ebene, drückte dem Alten, dessen langer Vollbart der Bequemlichkeit halber hinter die Ohren gebunden war und ihm ein sonderbares Aussehen gab, die Hand, in diese ein willkommenes Trinkgeld, und war allein auf der Wasserscheide, welche die mit der Bučinska Rieka zur Drave und mit der Orljava zur Save fließenden Bäche trennt, in der Höhe von 750 Meter. Glockengeklingel tönte mir entgegen. Es waren die Glöckchen der Kuhherde, welche von der Glasfabrik Duboka zur Weide heraufgetrieben wird. Die Kühe hatten zwei Rehe aufgescheucht, die in großen Sätzen an mir vorbeikamen. Auf einem gut kenntlichen Fußpfade eilte ich dem Süden zu. Der Pfad kreuzt an mehreren Orten die alte, jetzt dem Verfalle entgegen gehende, Holzbahn der Fabrik. Man hatte sie auf die Ostseite verlegt, da die nach Westen liegenden Berge abgeholzt sind. Das zu Tage tretende Gestein ist, wie gesagt, Granit und Werfener Schiefer. Kalkstein und Kiesel liegt mehr gegen Ost. Die Kornelkirsche tritt häufig auf und ziert namentlich die niedrigeren Abhänge. Da wurde die Spitze des Berges Nevoljaš sichtbar und bald lag in gewaltiger Tiefe, zwischen Berge eingeklemmt, Duboka vor mir; die dampfenden Schlote und Stampfwerke trieben Rauch und Kieselstaub empor. Wer da vor fünf Jahren hinunter wollte, mußte zusehen, wie er ohne den Fuß zu brechen das Wagniß bestehen werde, denn der Weg war mit großen und kleinen Steinen so besäet, daß die Schritte mit größter Vorsicht gethan werden mußten. Jetzt ist er ziemlich gereinigt, denn die Bauern von Velika fahren um Holz herauf.

Duboka liefert ziemlich viel Glas, das meist in die Bezirke von Brod und Gradiška, nach Požega und in die Gegend von Djakovo geführt wird, denn über das Gebirge nach Norden ist der Transport natürlich ein Ding der Unmöglichkeit. Viel davon kaufen auch mit Glaswaaren handelnde Slovaken und tragen es im Lande von Dorf zu Dorf umher; Tafelglas für Fensterscheiben ebenso umherziehende Krainer. Jedenfalls ist die Unmöglichkeit des Verkehrs mit dem Norden auf dieser kürzesten Strecke ein Uebelstand und eine große Beeinträchtigung der industriellen Thätigkeit des regen Fabrikanten Trnka. Um nun die Umsetzung seiner Waaren in größern Schwung zu bringen zog er selbst nach der Hauptstadt Essek, etablirte dort sein Lager und überließ die Fabrikleitung seinem ältesten Sohne. Die Arbeiter sind Deutsche, die Jahr aus und ein in dieser Abgeschiedenheit leben und höchstens ab und zu, ihrer Einkäufe wegen, nach Drenovac hinüber, sehr selten jedoch nach dem entfernten Požega kommen. Außer dem Wohnhause des Herrn, einem Magazine, der Fabrik und dem Stampfhause hat die Kolonie noch eine Wagenremise und einige Häuschen, in denen die Arbeiter wohnen. Zur Kirche gehen sie in das benachbarte Velika. Dahin führt die Straße durch eine tiefe Schlucht; sie ist in gutem Zustande, theilweise den Felsen abgerungen, mit guten Brücken versehen und ziemlich sanft nach Süd abfallend. Allenthalben rieselt in diesem quellenreichen Gebiet Wasser, in kleinen Bächlein aus den Bergwänden tretend, darüber hin. Der Bach, dem entlang sie gebaut ist und den sie einige Mal kreuzt, ist die Veličanka, deren Vegetation an den Ufern dieselbe, wie jene am Drenovac. Die Berge treten mehr auseinander, werden immer gewaltiger und höher, je tiefer man kommt, und immer spärlicher der Baumwuchs, ohne jedoch die Berge kahl werden zu lassen; denn die von Erdreich entblößten Felsen tragen Eichen. Diese klammern sich am gelblichbraunen Gestein an und es ist unbegreiflich, wie solch ein Baum zu solcher Größe aufwachsen konnte und wie er sich erhalten kann. Im Herbste, wenn die Bäume die gereiften Eicheln abwerfen und in den höher gelegenen Buchenwaldungen die Buchnüsse zur Erde fallen, wiederhallen diese Berge von dem Rufen der Hirten, die ihre weithin zerstreuten Säue zusammenlocken. Die Borstenträger gehorchen dem wohlbekannten Laute und Rudel halbverwilderter Schweine stürzen schnaubend und sauchend über die Straße. Es ist höchst gefährlich die Thiere zu beunruhigen oder gar mit einem Hunde zu nahen. Sie gehen unbekannte Personen sehr leicht an, sobald nur eines zu quiken beginnt. In vorgerückter Jahreszeit, wenn sie schon länger auswärts waren, da sie vor Ende der Mast gar nicht nach Hause getrieben werden, sind sie besonders wild, und es ist dann am gerathensten, ihnen aus dem Wege zu gehen.

Nach einer langen Stunde rüstigen Schreitens tauchten rechts am Gipfel eines steilen Berges, der am Ende der Schlucht liegt, die Ruinen des Trenk'schen Schlosses auf. Ein Adlerpaar umkreiste den verwitterten Bau, in dem einst der mächtige, in Slavonien und zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland, namentlich in Baiern, so gefürchtete Baron hauste, dessen Name von dem der Panduren unzertrennlich ist [1]). Das Schloß, zu dem von der Südseite ein noch sichtbarer Reitweg im Zickzack aufwärts führte, ist auf einem von der Zugangsfronte dreieckig geformten Berge gebaut, ziemlich zerfallen und beherrscht die ganze Požeganer Ebene, auf die man von oben einen herrlichen Ausblick genießt; ebenso ist die Ruine selbst von allen Seiten weithin sichtbar. Sie gehörte ursprünglich der in den Türkenkriegen des 16. Jahrhunderts bewährten Heldenfamilie der Stivanić und später erst dem erwähnten Baron. Am Fuße des Schloßberges liegen links vor dem Orte die Bäder Toplice (=Warmquellen). Das lauwarme Wasser derselben ist wohlthätig wirkend. Es scheint — eine Analyse fehlt noch — einen Alaunzusatz zu haben. Die Quellen treten aus tiefen Grotten und werden in zwei Bassins aufgefangen, über denen kleine Gebäude türkischen Styls stehen. Der Wasserüberfluß rinnt aus breitem Troge in die vorbeieilende Veličanka, die deshalb niemals zufriert. Das Badewasser hat eine grünlich blaue Farbe von schönster Klarheit. Um eine Kleinigkeit, die man dem Diener der hiesigen Grundherrschaft zahlt, badet man nach Belieben, doch gewöhnlich in Gesellschaft mehrerer, da die Požeganer sehr oft hierher kommen. Schöne Nußbäume schmücken die kleine Fläche und die nächsten Anhöhen links. Vorn liegt, wenn man mit der Windung der Straße um einen Bergvorsprung nach rechts herumgekommen, ein Teich und darüber hin ragt der hohe Kirchthurm in die Lüfte. Er trägt, da er einst zugleich auch Wartthurm sein mußte, noch seine Schießscharten und von dieser Seite sein ursprüngliches, ungetünchtes, schwärzliches Aussehen. Die Schlucht tritt hier weit auseinander und ihre niedrig abfallenden Wände sind mit Obst- und Weingärten bedeckt. Der Anblick ist sehr schön und wird noch lieblicher, wenn man über die kleine Holzbrücke gekommen ist, die vor dem Pfarrhause über die Veličanka setzt. Der Bach zertheilt sich hier in viele Arme, treibt im Vereine mit einem zweiten die zahlreichen Löffel- und Walkmühlen, deren eine man beinahe bei jedem Hause antrifft. Der Ort hallt vom Klappern und Stampfen derselben wider. Und alles das beschatten zahlreiche Weiden, Nuß- und Pappelbäume. Mit dem Grün stehen im Gegensatze die düsteren Mauern des alten Augustiner-Klosters und die mit Schießscharten versehene Ringmauer, die das Kloster, die

[1]) Pandur ist aus Banderium korrumpirt. Die Panduren waren ein Freikorps, das Trenk selbst kleidete, besoldete und kommandirte. Jetzt bezeichnet das Wort einen uniformirten Herrschaftsdiener oder ein städtisches Polizeiorgan in Montur.

Kirche und den Pfarrhof einschließt. Das Kloster ist schon von zahlreichen Sprüngen zerrissen, unter seinem Dache nisten Hunderte von Mauerschwalben, die mit ihrem Geschrill einen unbeschreiblichen Lärm verursachen. Die dicken Strebemauern hindern den geborstenen Bau am Einsturze; er wird auch mit Ausnahme eines Zimmers nicht mehr bewohnt; in den ausgedehnten Kellerräumen liegen die herrschaftlichen Weine. Das Pfarrhaus ist einst Panisicium — Tuchfabrik — der Mönche gewesen. In der Kirche ruhen die Gebeine zweier Bischöfe: des Mrnjavčević, der 1645 aus Bosnien, und des Benlić, der 1672 aus Belgrad ins Kloster geflüchtet und gastfreundlich aufgenommen worden war. Ein Fähnlein vom Jahre 1765 mit der Aufschrift: „Mrimo za viru, za kralja i za otačbinu" — Lasset uns sterben für den Glauben, den König und für das Vaterland — und ein Säbel bezeichnen das Grab des in der Geschichte bekannten Svetić. Velika hat etwa 800 Einwohner und wohlgebaute, aus Stein aufgeführte, reine Häuser und jedes derselben wieder zahlreiche Nebengebäude; denn auch hier ist die Kommune nicht ganz gelöst und es giebt immer noch Häuser, in denen 30 bis 40 — die Kinder nicht gerechnet — Familienglieder wohnen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die statistische Central-Commission in Wien veröffentlicht die vorläufigen Ergebnisse der Volkszählung vom 31. December 1880 für die im Reichsrathe vertretenen Länder. Demnach betrug die Einwohnerzahl von

	1869	1880			
Niederösterreich	1 990 708	2 329 021	also	+	338 313
Oberösterreich	736 557	760 879	„	+	24 322
Salzburg	153 159	163 566	„	+	10 407
Steiermark	1 137 990	1 212 367	„	+	74 377
Kärnten	337 694	348 670	„	+	10 976
Krain	446 334	481 176	„	+	14 842
Triest und Gebiet	127 547	144 437	„	+	16 890
Görz und Gradiska	206 244	210 241	„	+	3 997
Istrien	266 734	295 854	„	+	29 120
Tirol	782 753	805 326	„	+	22 573
Vorarlberg	103 036	107 364	„	+	4 328
Böhmen	5 140 544	5 557 134	„	+	416 590
Mähren	2 017 274	2 151 619	„	+	134 345
Schlesien	513 352	565 772	„	+	52 420
Galizien	5 444 689	5 953 170	„	+	508 491
Bukowina	513 404	569 599	„	+	56 195
Dalmatien	458 611	474 489	„	+	15 878
Zusammen	20 396 630	22 130 684	also	+	1 734 054

Die Bevölkerung der Landeshauptstädte sammt Militär beträgt für

	1869	1880
Wien (ohne Vororte)	607 514	726 105
Linz	33 394	41 687
Salzburg	20 336	24 952
Graz	81 119	97 726
Klagenfurt	15 285	18 749
Laibach	22 593	26 284
Triest (sammt Gebiet)	127 547	144 437
Görz	16 659	20 912
Rovigno	9 564	10 824
Innsbruck	16 324	20 522
Prag	157 713	162 318
Brünn	73 771	82 655
Troppau	16 608	20 562
Lemberg	87 109	110 250
Czernowitz	33 884	45 600
Zara (Gerichtsbezirk)	52 940	60 226

Weitere Angaben über Konfession, Nationalität u. s. w. sind noch nicht angegeben. (Fremden-Blatt.)

— Manche unserer Leser wird im Hinblick auf die nahende Reisezeit es interessiren, daß Alexander F. Heksch bei A. Hartleben in Wien einen „Illustrirten Führer durch die Karpathen und oberungarischen Badeorte" herausgegeben hat, welcher, soweit sich dergleichen Bücher vom Schreibtische aus beurtheilen lassen, in trefflicher Weise einem Bedürfnisse entgegenkommt. Eine Menge praktisch-touristischer, historischer, naturwissenschaftlicher Notizen ist darin zusammengestellt, ferner ein Höhenverzeichniß und Quellennachweis; 30 hübsche Holzschnitte, ein Panorama der Tatra, vier kleinere Kartenskizzen und eine große, ganz vorzügliche Karte der Tatra (1 : 75 000), vom Militärgeographischen Institute geliefert, der saubere Einband lassen den Preis von 3,60 Mark außerordentlich billig erscheinen. Und heutigen Tages, wo man Gelegenheit hat, von vier Seiten mittels Eisenbahn in die Karpathen und ins obere Waag- und Popperthal zu gelangen, wo der „Ungarische Karpathenverein" und der „Galizische Tátraverein" ihr Möglichstes thun, um Wege und Stege zu ebnen, Schutzhäuser und Wegweiser zu errichten, kann sich die Karpathentour selbst ein den großen Strapazen abholder Tourist erlauben. — Dieselbe überaus rührige Firma sendet uns ferner „Rabe's illustrirten Glocknerführer" (mit 23 Illustrationen und 2 Karten, darunter eine große, sehr schöne des Glockner) und eine Karte der hervorragendsten Bäder und Luftkurorte von Mitteleuropa.

— Auf Veranlassung des französischen Unterrichtsministeriums hat der Marineminister für Ende Juni den „Travailleur" einer Kommission zur Verfügung gestellt, welche während der guten Jahreszeit Tiefseeforschungen im Mittelländischen Meere auszuführen beauftragt ist.

— In der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom Freitag, 3. Juni d. J., machte General Türr die Mittheilung, daß ihm die Koncession zur Erbauung eines Kanals durch den Isthmus von Korinth ertheilt worden sei. Seine Ingenieure befinden sich bereits zu Vorstudien an Ort und Stelle. Der Kanal ergäbe für Dampfer, welche vom Mittelländischen Meere nach Konstantinopel gehen, eine Ersparniß von etwa 12 Stunden, für solche, die aus dem Adriatischen Meere kommen, eine von etwa 20 Stunden.

Polargebiete.

— Dem „New York Herald" zufolge ist Kapitän Hooper auf dem „Corwin" zu Anfang Mai von San Francisco nach der Bering-Straße abgesegelt, um seine im Sommer 1880 erfolglos gebliebenen Nachforschungen nach der „Jeannette" fortzusetzen.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. Heyfelder: Ethnographisches über die Teke-Turkmenen. (Mit vier Abbildungen und einem Plane.) — Zur Anthropologie der Pompejaner. (Mit einer Abbildung.) — C. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. IV. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 4. Juni 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

II.

28. August. An diesem Tage passirten Crevaux's beide Boote einen ansehnlichen Zufluß von rechts, den Kericour. Fälle und Stromschnellen folgen ohne Unterlaß auf einander, und der Reisende war öfters genöthigt, zur Erleichterung seines Bootes auszusteigen. Solche Augenblicke benutzte er, seine steifen Beine zu strecken oder mit dem Theodoliten Sonnenhöhen zu nehmen, was freilich die Bewölkung des Himmels — die Regenzeit war noch nicht ganz vorüber — nicht immer gestattete. Gegen 9 Uhr erreichte man eine malerische Insel mit zwei Hütten von Oyampys-Indianern. Dieselben waren wegen einer Epidemie, welcher die Hälfte der Einwohner zum Opfer gefallen



Todtenurne und Geschirr vom Oyapok.

war, verlassen worden. Einer von der Mannschaft fürchtete sich denn auch, hier ans Land zu gehen. Die Oyampys verbrennen ihre Todten nicht wie die Roucouyennes, sondern vergraben sie in einem sehr tiefen Loche von nicht mehr als 1 m Länge. Der Leichnam wird senkrecht mit gebogenen Beinen, Armen und Kopfe, wie der Fötus im Mutterleibe, beigesetzt. Zuweilen lassen sie ihn im Walde verfaulen und bestatten erst nach Jahresfrist die Gebeine in einem großen Thongefäße, wie Crevaux ein solches von einem dortigen katholischen Priester geschenkt erhalten hat. Bei den nicht civilisirten Indianern wird das Begräbniß immer verzögert, bei den Galibis z. B. eine Woche lang. Die Leiche wird in eine Hängematte gelegt und darunter ein großes Gefäß aufgestellt, um die bei der Zersetzung herabträufelnde Flüssigkeit aufzufangen; wie die Boni gesehen haben wollen, müssen scheußlicher Weise die zukünftigen Piays (Aerzte), um ihre Charakterstärke zu beweisen, eine Flüssigkeit trinken, worin Tabaks- und Quinquina-

blätter geweicht und der einige Tropfen solchen Eiters zugesetzt worden sind. Auf der Lichtung fanden die Bootsleute Acajou- und Papaya-Früchte, sowie Bananen, welche bei den Oyampys „baco“ und in Cayenne „bacoves“ heißen. Am selben Tage erreichte man noch die Mündung des Mouchiri, welche Crevaux am Morgen des 30. untersuchte, ehe er seine Fahrt fortsetzte. Gegen 9 Uhr erreichte er die Stelle, wo im vorigen Jahrhunderte die Jesuitenmission St. Paul gestanden hatte. Weder Reste von Feldern, noch von Bauten, sondern nur ein wurmstichiges Kreuz hat sich erhalten und außerdem eine Reihe Vertiefungen, der ehemalige Kirchhof, dessen Gräber von Indianern von den Quellen des Camopi aufgewühlt worden sind, um den Leichen einige verrostete Medaillen und Crucifixe abzunehmen. 400 m weiter stromauf erhebt sich unweit des Ufers ein großer Granitfels mit Höhlen, welche wilden Thieren zum Aufenthalte dienen; deshalb heißt der Felsen Yauara-quara (Jaguar-Höhle). Bei den Taconenda-Felsen wurde übernachtet; sie heißen so nach einer Sandbank, welche den Reihern zum Tummelplatz dient. Die Indianer glauben, daß die Thiere eine Seele und Aerzte haben, und schreiben ihnen gewisse Festtage zu. Die Ruhe wurde den Reisenden in dieser Nacht durch unausgesetzten Regen, Moskitos und Brüllaffen arg gestört.

31. August. Um 8 Uhr wurde der Bach Ouaracoucin, der nach einem kleinen Fische heißt, passirt, und 3 km



Verlassene Hütte der Oyampys.

weiter aufwärts der Bach Anotaye, an dessen Einmündung, wie bei fast allen wichtigeren Bächen Guayanas, sich ein Berg erhebt. Die Strömung war an diesem Tage ausnahmsweise stark, theils weil das Flußbett enger war, theils weil es an den vorhergehenden Tagen geregnet hatte; die für gewöhnlich auf dem Trockenen stehenden patouas (Schlafgerüste) standen jetzt 1 m tief im Wasser, und die Ruder reichten nicht hin, die Boote vorwärts zu bringen; man mußte zu langen Stangen greifen, um sie vorwärts zu stoßen, und wo der Fluß zu tief war, sich an den überhängenden Baumzweigen vorwärtsziehen. Im Dickicht des Ufers bemerkte Crevaux zwei Gewächse, die eine Erwähnung verdienen, den conguérecou (Xylopia frutescens) und den carapa. Ersteres ist ein Strauch mit starren Blättern, die einen starken Pfeffergeruch haben; der Reisende hat denselben 1869 in Frankreich eingeführt, wo er in die Pharmakopöe Aufnahme gefunden hat. Der carapa aber trägt eine große runde Frucht, deren Körner ein Oel liefern, welches die Indianer brauchen, um sich zu bemalen und die Sandflöhe und Zecken zu vertreiben.

Am folgenden Tage traf Crevaux mit einem getauften Indianer, dem Oyampy-Häuptlinge Jean Pierre, zusammen, den er bei seiner schwachen Seite, der Eitelkeit, zu fassen verstand, um mit seiner Hilfe sein nächstes Ziel, die Quellen des Oyapok, zu erreichen. Der „tamuschi“ fuhr am 2. September voran, um den Reisenden in seinem Dorfe würdig empfangen zu können; dieser selbst langte dort erst gegen 11 Uhr an, sein Nahen mit Flintenschüssen verkündigend. Als er ans Land stieg, folgte ihm im Gänsemarsche seine gesammte Bootsmannschaft; er unterließ nicht,

einen Stock in der Hand zu tragen, da bei den Oyampys wie bei allen Eingeborenen Guayanas der Stock das Abzeichen des Befehlshabers ist. Der Häuptling seinerseits hatte sich ganz frisch mit rother Farbe bemalt, trug den Stock eines Tambourmajors in der Hand, hatte um den Hals ein Fünffrankenstück hängen und sah so strahlend und stolz aus, wie Ludwig XIV., als er die chinesische Gesandtschaft empfing. Die Männer ließ Crevaux mit Tafia bewirthen und der Frau des Häuptlings schenkte er einen Kamm und einige Nadeln, wofür er ein Huhn und einige Eier erhielt. Beides wird weder von den Oyampys noch von den Roucouyennes gegessen. Als der Reisende nach dem Grunde fragte, sagte ihm sein Wirth, daß er trotz seines hohen Alters noch Kinder haben wollte; Eier jeglicher Art sind aber für Greise und Greisinnen reservirt, und die Hühner sind zu nichts weiter da, als Federn für den bei Festen üblichen Kopfputz zu liefern. Jean Pierre ließ sich denn auch bestimmen, Crevaux bis zu den Roucouyennes am Yari zu begleiten, wofür er im Voraus eine Flinte, Hacken, Säbel und Glasperlen empfing.

3. September. Als der Reisende früh Morgens auf einem Felsen die Sonne beobachtete, sah er zwei Pirogen mit Emerillon-Indianern anlangen, welche aus dem Dorfe Makukaua waren, das im Westen zwischen den Quellen des Inini, eines Zuflusses des Maroni, und des Approuague liegt. Ihre Boote trugen ein pamacari, ein Dach aus Palmenblättern, unter welchem Affen, Hokkos, Aras und namentlich ganz kleine grüne Papageien saßen, die in Cayenne sehr gesucht sind. Apatu kannte die Ankömmlinge, die er erst vor Kurzem besucht hatte. Das benutzte Crevaux, um Erkundigungen über die Geographie jener Gegend einzuziehen, wie er sie in seiner Karte (s. oben S. 3) niedergelegt



Ankunft von Emerillon-Booten.

hat, sowie anthropologische und ethnologische Beobachtungen anzustellen. In ersterer Hinsicht sah er nur, daß sie sich in Nichts von den übrigen Bewohnern Guayanas unterschieden. Nur in Sitten und Gebräuchen finden sich einige Abweichungen. So schnüren sich bei den Galibis die Frauen die Waden oben und unten ein, damit sie mehr hervorstehen, während bei den Emerillons nur die Männer Baumwollschnüre nicht nur um die Beine, sondern auch um die Handgelenke und dem Oberarm tragen. Die Einschnürungen am Arme, wie sie bei fast allen südamerikanischen Eingeborenen vorkommen, haben den Zweck, die Muskeln während des Bogenspannens hineinzudrücken. Ihre Bogen sind sehr lang, wie diejenigen der Roucouyennes und der Oyampys, welche nicht weniger als 1,75 bis 2 m messen, und weichen nur darin von ihnen ab, daß eine der Flächen, anstatt eben, leicht ausgehöhlt ist. Wie alle Indianer machen sie dieselben aus dem Kernholz des „lètre", das von schön bräunlicher, oft gelb gefleckter Färbung ist und im letztern Falle von den Möbeltischlern in Cayenne als „gesprenkeltes lètre" sehr gesucht wird. Ein sehr dicker Splint umgiebt dieses Kernholz; die Indianer aber nehmen sich nicht die Mühe, dasselbe zu entfernen, sondern suchen sich vor Alter umgefallene Bäume aus, deren Splint bereits von Termiten zerstört ist. Dieses Paria-Holz ist hart und schwer, wie afrikanisches Eisenholz, aber läßt sich leicht der Länge nach spalten. Ist das mittels Axthieben geschehen, so giebt der Indianer dem Bogen mit den Hauern des Pakira, welches unserm europäischen Wildschweine ähnelt, rasch die Vollendung. Unterkiefer dieser Thiere findet man in den Hütten aller Indianer, welche dieselben wie Hobel bei der Bogenfabrikation benutzen.

Wie die Roucouyennes das Fleisch des Frosches, so ziehen die Emerillons das des Jaguar, karkuschi genannt, allem andern vor. Ihre Liebe zu Verwandten ist nicht mehr ausgebildet, als bei den Galibis und Roucouyennes: Apatu hat am Inini ein kleines krankes Mädchen in einer Hängematte

am Ufer ausgesetzt gefunden. Wer die Absicht hat, diese Indianer zu besuchen, mag für gute Schuhe Sorge tragen, wenn er die zu den Lichtungen führenden Wege betritt; denn auf denselben sollen sehr oft spitze Holzstücke, wie spanische Reiter, in die Erde gesteckt sein, um jede Annäherung zu hindern.



Das Abhobeln eines Bogens.

Gegen Mittag rief Apatu den Reisenden an das Ufer, um ein aus großen Baumstämmen gebildetes Floß zu sehen, auf welchem sich ein junger Indianer, ruhig die Flöte spielend, stromabwärts treiben ließ. Es war Grignon- und Acajou-Holz, welches er bis nach St. Georges brachte, um es dort gegen eine Axt und einige Messer zu vertauschen.



Crevaux' Boot auf dem Oyapok. (Nach einer Photographie.)

Am Abend stellte Crevaux mitten im Dorfe ein Fernrohr auf, um eine Sternbedeckung zu beobachten, was indessen im entscheidenden Momente mißlang. Die dadurch sehr erregten Indianer waren indessen entzückt, als er sie durch sein Instrument die Berge auf dem Monde und die Satelliten des Jupiter sehen ließ. Handbücher der Physiologie

behaupten, daß manche Wilden letztere mit bloßem Auge sehen könnten; Crevaux indessen hat zahlreiche Indianer und Neger deswegen befragt, aber nie einen gefunden, der sich dessen hätte rühmen können. Uebrigens legen weder die Oyampys noch irgend welche anderen Indianer Guayanas den astronomischen Beobachtungen eines Reisenden irgend welches Hinderniß in den Weg, weil sie die Sterne nicht als Gottheiten ansehen. Ein wegen des Mondes befragter Indianer antwortete dem Reisenden: „Jolok na“ („das ist kein Teufel“).

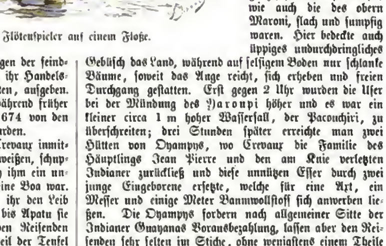
Am folgenden Vormittage verließ Crevaux das Dorf des Häuptlings Jean Pierre, der sich nebst seiner Frau und drei kleinen Kindern in sein Boot gesetzt hatte, während sich der Expedition noch ein drittes Boot mit zwei Indianern angeschlossen hatte. Fünf Stunden lang ging die Reise über nichts als Stromschnellen und Fälle, bis man die Mündung des Sikini erreichte. Gegen 4½ Uhr Abends machte man bei einer kleinen Insel am Einflusse des Camopi Halt. Dieser Fluß, dessen Wassermasse mehr als die Hälfte von derjenigen des obern Oyapok beträgt, hat seine Quellen unweit der Zuflüsse des Maroni; die Boni-Neger fuhren, wenn sie einen Raubzug bei den Oyampys machten, den Inini bis zu seiner Quelle hinauf und gingen von dort zum Camopi hinüber. Zwei französische Reisende, der Arzt und Naturforscher Leblond im Jahre 1787 und der Marine-Apotheker Leprieur im Jahre 1836, haben den Maroni vom Camopi aus durch den Creek Araoua erreicht. Letzterer wollte die Quellen des Maroni, an welchen frühere Geographen den Eldorado verlegten, besuchen, wurde zwar von den Boni-Negern gut aufgenommen, mußte aber seinen Plan wegen der feindseligen Haltung der Youca-Neger, welche sich ihr Handelsmonopol auf dem Maroni zu bewahren suchten, aufgeben. Die Ufer des Camopi sind jetzt unbewohnt, während früher dort die Acoquas-Indianer saßen, welche 1674 von den Missionären Grillet und Béchamel besucht wurden.



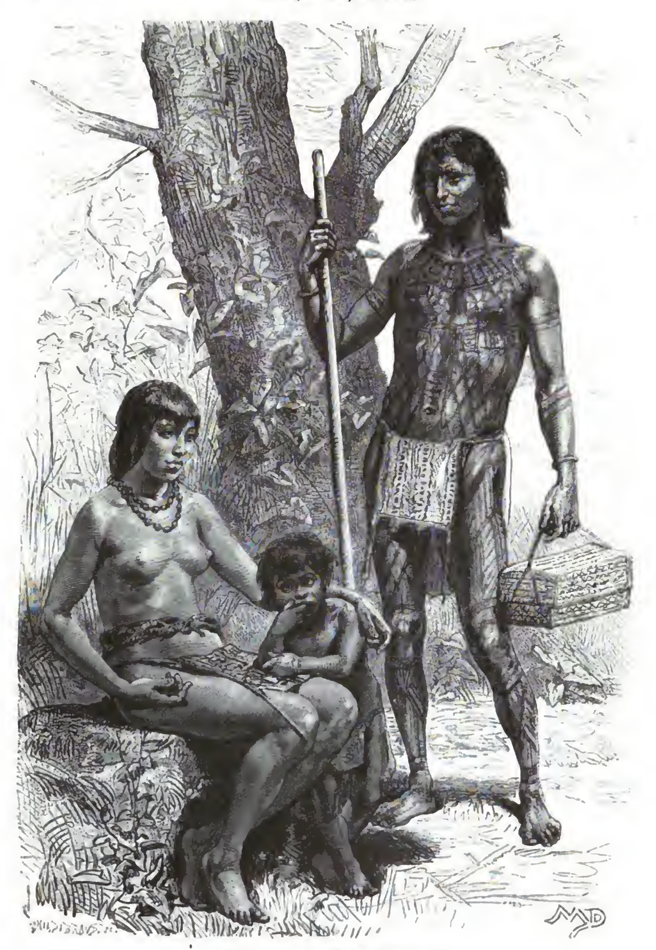
Flötenspieler auf einem Floße.

Am Morgen des 6. September erblickte Crevaux inmitten eines Gebüsches halb unter Wasser einen weißen, schuppigen Körper, und als er näher kam, verrieth ihm ein unangenehmer moschusartiger Geruch, daß es eine Boa war. Ein Schuß aus zwei Schritt Entfernung riß ihr den Leib auf, so daß sie schreckliche Windungen machte, bis Apatu sie vollends tödtete. Jean Pierre aber hatte den Reisenden verhindert, zum zweiten Male zu schießen, weil der Teufel den Tod des „matapi“ rächen würde, indem er es regnen ließe. Und als am Nachmittage einer der Indianer beim Passiren einer Stromschnelle sich durch einen Fall das Knie stark verletzte, sah das der Häuptling als die Strafe des bösen Geistes an, da die getödtete Boa vielleicht der Sohn jener fabelhaften Schlange von riesiger Größe gewesen war, vor welcher die Oyampys sich in dieser Gegend fürchten. Apatu dagegen schalt die Indianer dumm, daß sie keine Schlangen tödten wollten, und erzählte ihnen die Geschichte von Adam, Eva und der Schlange, wie sie ihm von seiner Großmutter mitgetheilt worden war. Dieselbe hat sich unter den Bonis erhalten, trotzdem dieselben anderthalb Jahrhunderte lang nicht mit Missionären in Berührung gekommen sind, und hat zur Folge gehabt, daß die Bonis alle ihnen vorkommenden Schlangen sofort tödten und in deren Erlegung eine große Geschicklichkeit erlangt haben.

7. September. Noch vor Mittag erreichten die Boote einen ziemlich ansehnlichen Zufluß, den Yavé, den sie eine kurze Strecke hinauffuhren, um an einem niedlichen Wasserfall Paku-Fische zu fangen. In Menge tummelten sich dieselben in dem schnellen, klaren, aber flachen Wasser und boten den Pfeilen Apatu's und der Indianer willkommene Ziele. Im Zeitraum von zwei Stunden waren 31 Fische, deren jeder über ein Kilogramm wog, erlegt, und man konnte die Fahrt fortsetzen, um gegen Abend an der Mündung des Crouatou zu lagern, zu kochen und die Gerüste zum Räuchern des Fanges herzurichten. Am nächsten Tage hielt der Fluß über 6 km weit die gerade Richtung S.-O. ¼ S. ein, weil auf dieser Strecke Felsen, die ihn hätten ablenken können, ganz fehlten und seine Ufer, wie auch die des obern Maroni, flach und sumpfig waren. Hier bedeckte auch üppiges undurchdringliches Gebüsch das Land, während auf felsigem Boden nur schlanke Bäume, soweit das Auge reicht, sich erheben und freien Durchgang gestatten.



Erst gegen 2 Uhr wurden die Ufer bei der Mündung des Yaroupi höher und es war ein kleiner circa 1 m hoher Wasserfall, der Pacouchiri, zu überschreiten; drei Stunden später erreichte man zwei Hütten von Oyampys, wo Crevaux die Familie des Häuptlings Jean Pierre und den am Knie verletzten Indianer zurückließ und diese unnützen Esser durch zwei junge Eingeborene ersetzte, welche für eine Axt, ein Messer und einige Meter Baumwollstoff sich anwerben ließen. Die Oyampys fordern nach allgemeiner Sitte der Indianer Guayanas Vorausbezahlung, lassen aber den Reisenden sehr selten im Stiche, ohne wenigstens einem Theile ihrer Verbindlichkeiten nachgekommen zu sein. So brachte einer der Männer, welcher während der Nacht andern



Oyampys-Indianer. (Nach Photographien.)

Sinnes geworden war, die als Bezahlung erhaltenen Gegenstände am nächsten Morgen zurück.

Am 9. September wurde die Reise erst fortgesetzt, nachdem Crevaux die Breite bestimmt und seine Begleitung ihr Zeug und die Hängematten gewaschen hatte. So erreichte man auch nur den nahen Zufluß Couary (d. i. Sonne; Yary = Mond. Oyapok hat keine Bedeutung, ist aber vielleicht aus Couyapok entstanden, was eine Art Tukan, den Rhamphastus toco der Naturforscher, bezeichnet). Am folgenden Tage war außer zahlreichen kleineren Schnellen der Fall Grand-Massara zu überschreiten, wo nach dem Glauben der Eingeborenen ein mächtiger Schlangendämon haust, trotzdem sich Pater Leroy einst die Mühe gegeben hat, das Ungethüm zu exorciren und dann zum Beweise, daß es verschwunden sei, den Fall zu durchschwimmen. Wahrscheinlich hat irgend ein Piay (Arzt, Zauberer) den Mythus erfunden, um seine Leute abzuhalten, Reisende und Händler nach dem obern Oyapok zu begleiten. Am selben Abend lagerte man bei einer Oyampy-Niederlassung an dem großen Zuflusse Motoura, der 55 m breit ist, während der Oyapok selbst oberhalb von dessen Mündung nur noch 110 m breit gefunden wurde. Der Hauptstrom nimmt nun rasch an Mächtigkeit ab und durchfließt wieder langsamen Laufes ebenes, sumpfiges Land. Hier bekam Saba einen Fieberanfall, den ersten, welchen Crevaux auf dieser Reise zu verzeichnen hatte. Er selbst befand sich munterer, als bei seiner Abreise aus Frankreich; offenbar stand er unter dem Einflusse jener Erregung, welche sich aller Europäer während der ersten Monate ihres Aufenthaltes in Kolonien bemächtigt. Diese Periode muß der Reisende benutzen, um entschlossen vorwärts zu dringen; denn nur zu bald wird diese trügerische Kraft einem Zustande der Anämie Platz machen, welcher seine Pläne ernstlich durchkreuzt. Er hatte übrigens jetzt auch die besten Hoffnungen für den Erfolg seiner Reise; denn die Indianer erwiesen sich durchaus als leicht zu behandeln und friedlich gesinnt, während die zu Widersetzlichkeiten geneigten und mit ihrer Nahrung unzufriedenen Neger schon zu weit in das Innere vorgedrungen waren, um den Reisenden noch im Stiche lassen zu können und allein die gefürchtete Fahrt stromab nach der Meeresküste zu wagen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

V.

Von Orahovica nach Bučin und über Drenovac, Jankovac und Velika nach Požega (Schluß).

Manche der Häuser von Velika weisen zierliche Schnitzereien an den Dachgiebeln und an den Thoren auf. Am auffallendsten in dem belebten Orte ist der Mangel eines Kaufladens und eines guten Gasthauses; denn das neben der Kirche stehende einzige bietet wenig. Ich wandte mich daher dem Hause des reichen Bauern Mija (Michael) Bošnjaković zu, welches mit den vielen Nebengebäuden und Schlafkammern der einzelnen verwandten Familien einen respektablen Grundkomplex einnimmt. Der Gazda (Oberhaupt) Mija, mein Bekannter von früher her, sah mich herankommen, begrüßte mich entgegen kommend mit: Zdravo gospodine! — Wohlauf, Herr — und begleitete mich in sein komfortabel eingerichtetes Fremdenzimmer, in dem die 12 Paar blankgewichster Stiefel und Bundschuhe, auf dem polirten Glaskasten in Reih und Glied gestellt, auffielen. Der hohe, imposante Mann ertheilte seine Befehle behufs meiner Bewirthung und setzte alles in Bewegung, denn er ist, wie alle seines Gleichen, der Regent, dem Alle im Hause gehorchen. Er theilt den Wein, den leichten, angenehm schmeckenden und nicht leicht berauschenden Schnaps — Klipara — an die arbeitenden Männer aus; er hat die Schlüssel zu den Fruchtböden und Scheunen; die acht Pferde, die anderthalb hundert Schafe, und zahlreichen Schweine werden nach seinen Anordnungen gepflegt und verwendet. Geringe Häuser haben selten nur ein Paar Pferde, die Zahl ist gewöhnlich 4 bis 6.

Bei Bošnjaković wird man mit Suppe, Rindfleisch, Gemüse, mit gebackenen und gebratenen Hühnchen und rothem Wein regelrecht traktirt und Alles kredenzt die Reduša, d. h. diejenige der Frauen, welche während der Woche Dienst im Hause und die Aufgabe hat, für Alle zu kochen. Diesmal — es giebt bei Mija mehr als zwanzig Weiber im Hause — war es eine jung verheirathete, die ob der schlechten Witze des Gazda kaum aufzusehen wagte, doch zufrieden lächelte, als ich ihre Kochkunst nach Gebühr belobte. Es war ein hübsches, flinkes Weib, die alles, was sie that, etwas verlegen, doch mit einem gewissen zierlichen Anstand besorgte. Und in Velika wohnt überhaupt ein schöner Menschenschlag, wie auch in allen umliegenden Ortschaften. Die Männer sind stämmig, gesund und wohl gebaut; die Weiber schlank und hübsch, viele schön; ebenso ihre Tracht. Die Slute (der schon einmal erwähnte Hemd-Rock) sind weiß, rückwärts vom Leib an in viele Fältchen gelegt und unten her mit handbreitem, rothem oder dunklem Saume von Wollstickerei eingefaßt. Der gestreifte Gürtel hält die aus selbstgewebter Wolle gefertigte dunkle, mit Fransen und breiter Silberborte gezierte Schürze fest, deren einer Zipfel gewöhnlich aufgeschlagen und hinter den Gürtel gesteckt wird. An Festtagen tritt eine seidene von beliebiger Farbe an deren Stelle. Die Schultern verhüllt ein Seidentuch mit hellerm Muster; am Halse prangen weiße Perlen. Mädchen tragen das Haupt immer unbedeckt, das Haar in breitem Zopfe aufgenadelt; Frauen jedoch die Poculica, eine haubenartige, gestickte, über der Stirn mit zusammengelegtem Seidentuche überbundene Kopfbedeckung, worüber junge im Sonntagsstaate noch ein schleierähnliches Gewebe mit künstlichen Blumen heften, was ihnen ein vortreffliches Aussehen giebt. Dazu kommen für kühlere Tage weiße, ärmellose, lange Jacken und für den Winter der Kudmen und der Curak; ersterer ein Lederpelz; letzterer ein blauer, mit Schnüren besetzter und mit Pelz verbrämter Tuchrock. Die Tracht der Männer ist im Allgemeinen jener bei Bukovica geschilderten ähnlich. Hier trägt der Bauer im Winter eine Lederweste von Schaffell, die am

Rücken gar zierlich mit eingesetzten Spiegelstückchen bedeckt ist. Das glitzert wie ein Panzer. Hier werden schwarze und weiße Mäntel mit gleicher Berechtigung umgehängt. Das Tuch erzeugen und walken die Frauen in den vielen Walkmühlen und schneiden und passen die Kleidungsstücke schließlich selbst zu. Nur Tuchröcke feinerer Gattung und die Lederpelze werden gekauft. Die Leute sind hier herum sehr arbeitsam. Sie arbeiten zur Erntezeit selbst in Mondscheinnächten auf den Feldern, die auf der Ebene vor der Schlucht liegen, und merkwürdig genug ist es, wenn man Nachts ihren Gesang hört und das fahle Blitzen der Sensen oder Sicheln sieht. Doch sind sie des Morgens schon wieder beim Dreschen. Zehn bis zwölf stellen sich auf der Tenne, auch im Hofe in eine Reihe und schwingen die Dreschflegel Alle zugleich, wie nach Kommando. Bei Manchen wird aber das Getreide auch durch Pferde ausgetreten. Die Sitten gleichen im Ganzen so ziemlich den in anderen Gegenden des Landes. Die Sprache, obgleich im Požeganer Komitate ein schönes Kroatisch gesprochen wird, hat gerade hier merkwürdige Eigenthümlichkeiten. Man ist versucht worden zu glauben, daß dieses Völkchen einst aus der Broder Militärgrenze herübergesiedelt sei. Das „e“ z. B. klingt sehr oft wie ein ie. Wörter wie: Mjesec = Mond, Seko (Vokativ) = Schwesterchen klingen: Mjesiec, Sieko etc. Auch hört man das seit der Besetzung der Militärgrenze durch die Franzosen in ganz Slavonien eingebürgerte Wort Švaler = Geliebter (Chevalier) hier ebenfalls. Uebrigens sei gleich hier bemerkt, daß sich seit den Zeiten der Römer- und Türkenherrschaft als Provinzialismen einzelne Wörter beider Völker über das Land verbreitet haben. Zum Beispiel Kaštiga, die Strafe, Avlija, der Hof, u. s. w. erinnern an castigare, aula. Aus dem Türkischen stammen: Bunar, Brunnen; Aigir, Hengst; Jastuk, Polster; Sanduk, Truhe; Odžak, Schornstein; Gjerdan, Halsperlen, und andere mehr.

Die Leute sind mit schönen Naturgaben ausgerüstet und sehr bildungsfähig, besonders für Schnitzerei und die Weiber für die Erfindung geschmackvoller Webe- und Stickereimuster begabt. Felix Lay in Esseg hat eine schöne Ausgabe südslavischer Ornamente veranstaltet und die prächtigen Muster unter Kunstanstalten und Fabriken in England, Deutschland und Frankreich verbreitet. Der Kretinismus jeder Art ist in Slavonien ein unbekanntes Ding; doch trifft man (leider hier und da absichtlich) herbeigeführte Verstümmelungen manchmal bei Bettlern; aber bei Zigeunern sehr oft, die sich des Daumens berauben, um dem Militärdienste zu entgehen.

Nach dem Essen besah ich Mija's Hausräume, die gesonderten Schlafkammern — kiljer — der einzelnen Ehepaare, die sonst auch jedes andere Haus hat. Alles ist hier rein; die Stühle mit geschnitzten Lehnen, das Erzeugniß irgend eines Dorfkünstlers, ebensolche Spinnrocken; Krüge von gefälligen Formen und grün glasirt. Das einzige Unangenehme ist die geringe Höhe dieser Schlafgemächer. Auch der Keller wurde mir gezeigt. Oberhalb des dazu führenden Treppenhäuschens prangt in großen Buchstaben die weithin von der Straße sichtbare doppelzeilige, gemüthliche Aufschrift an der Wand: Mnoga ljeta živio, tko se ovdje napio! Das heißt in deutschem Knittelreim: „Es lebe viele Jahre lang, wer hier zur Genüge satt sich trank.“ Eine hübsche Anzahl voller Wein- und Brantweinfässer liegen da drunten. Und dem Manne thun es noch einige im Orte nach, wenn nicht zuvor. So fällt z. B. der Häuserkomplex des Gazda Knežević durch Sauberkeit und Reichthum auf. Was von Velika, das gilt auch von anderen Orten in dieser Gegend. Die Theilung des Vermögens und der Gründe tritt ein, wenn eine oder die andere Familie, die Anrecht auf einen Theil derselben hat, aus triftigen Gründen die Kommune verlassen will. Freilich führt das manchmal zu unliebsamen Gerichtsverhandlungen; allein auf der Welt ist einmal nichts vollkommen.

Gegen 4 Uhr Nachmittags schwang ich mich in den Wagen, den Mija hatte einspannen lassen, um meine Reise fortzusetzen. Jung und Alt ließ auf einen Augenblick die Arbeit ruhen und begrüßte mich beim Scheiden. Die Schulkinder vor dem Schulgebäude lüfteten die Hüte; die Mädchen grüßten, mit einer Verneigung ihr: Faljem Isus [1]) — Gelobt sei Jesus — rufend. Nicht minder höflich sind die Hirten an der Straße und die begegnenden Bauern auch hier. Hat man Velika hinter sich, so erblickt man die ganze Požeganer, von Bergzügen rings eingeschlossene, fruchtbare Ebene vor sich. Im Westen begrenzt sie das hohe Sujnik-, im Osten das Krstov-, im Norden das soeben überschrittene Papuk- und Krndija-Gebirge, an dessen Schluchten angelehnt östlich die in Bezug auf Reichthum und Industrie von Velika wenig verschiedenen Orte Kutijevo, Betovo und Kaptol liegen. Letzteres, einst Sitz der Tempelherren, ist seines halb zerfallenen, halb bewohnten Schlosses wegen interessant. Rechter Hand dehnen sich schöne Kastanienwaldungen über die Hügel aus und reichen bis nahe vor Strežeman. Vor mir, also im Süden, lag das Gebirge Dilj und Babje-gore, welches diesen Rahmen vollständig abschließt. Alle diese Berge rücken mit ihren Ausläufern eng aneinander und sind nur durch Einsattelungen oder durch Schluchten von einander getrennt. So tritt im nordwestlichen Winkel der Fluß Orljava durch eine Thalschlucht zwischen dem Papuk- und Sujnik-Gebirge in diesen Kessel



Wasserkrug aus schwarzgebranntem Thon, 1 Liter fassend.

ein und bahnt sich ebenso im Südosten durch ein Thal zwischen dem Dilj- und Krstover-Höhenzuge seinen Weg zur Save. Die ganze große, nur durch einzelne erhabenere Flächen unterbrochene Ebene wird von guten Straßen durchschnitten, und rasch eilte das Gefährte auf der von Velika nach der Metropole Požega führenden dahin, deren Kirchthürme vom Fuß der Babje-gore herüberglitzerten. Bald waren wir in Mitrovica, einem kleinen, durch ein hübsches Schloß gezierten Flecken an der Veličanka. Mehrere

[1]) Es sollte eigentlich: Hvaljen heißen, doch wird das Wort hier so ausgesprochen.

mit Pokljuke beladene Wagen standen vor dem Wirthshause. Pokljuke sind aus dunkeler Thonerde gebrannte Stürzen, die zum Backen von Mehlspeisen dienen, in den umliegenden Ortschaften hergestellt und in der ganzen Viroviticer und Požeganer Gespanschaft von den Töpfern — diese selbst sind Bauern — zum Verkaufe ausgeboten und herumgefahren werden. Im Dorfe Golobrdo werden speciell solche Wasserkrüge aus schwarzgebranntem Thone fabricirt, wie sie die Abbildung darstellt.

Nach Mitrovica passirt man Mihaljevci. Hier wohnen viele Deutsche neben den Einheimischen. Der Ort baut ausgezeichneten Tabak, jedoch sehr wenig, war aber vor mehreren Jahren einer der ersten in Bezug auf das Quantum und die Güte des narkotischen Krautes, das selbst in entfernte fremde Länder geliefert wurde. Die ausgedehnten Krautanpflanzungen zeugen von dem Fleiß der Einwohner, die vielen Zwetschengärten, die wie eine blaue, langgedehnte Wolke aussahen, von dem Reichthum des Bodens.

Das Dorf endet mit einem steil abfallenden Hügel, an dessen Fuß angekommen man über die Veličankabrücke und dann eine sanfte Anhöhe hinanzufahren hat, von wo sich die Straße allmälig bis Požega zu senken beginnt. Vor letzterm liegen rechts mehrere große Mühlen. Von hier gewährt die Stadt mit ihren in der Sonne glitzernden fünf Kirchthürmen, mit ihrer prachtvollen Lage am Fuße der Babje gore und des Berges Sokolovac, mit den in der Ferne verlaufenden Wellenlinien und vielen Spitzkegeln der Berge einen reizenden Anblick. Zum letzten Male fährt man hier über die Veličanka und betritt zugleich die von Esseg kommende Straße, auf der in einigen Minuten die Orljava-Brücke und auch zugleich Požega erreicht ist.

Die Stadt ist ein in der Geschichte des Landes berühmter Ort, dessen Wichtigkeit die anderen weit übertraf. Die Ereignisse, die hier vorfielen, füllen ein Buch. Wir begnügen uns mit einer kurzen, allgemeinen Skizze der interessantesten Begebenheiten.

Die Anfänge reichen in das graue Alterthum, in die Zeit der Römer. Zerstreute, von hier bis Kaptol — anderthalb Fahrstunden — reichende, zusammenhängende, freilich verschüttete Trümmer römischer Kultur beweisen, daß hier ein großer, weithin ausgedehnter Ort gestanden habe; ob dessen Name Incerum oder Rocatina gewesen, mag dahin gestellt bleiben. In der Mitte des heutigen Požega erhebt sich ein ziemlich hoher Hügel, der wie abgerissen von dem kaum 50 m entfernten Weingebirge vereinzelt sein felsiges Haupt emporhebt. Auf der Südseite desselben krönt ein winziges Mäuerlein die Spitze. Das und dazu eine in ziemlicher Entfernung um den Hügel herumgeführte, theilweise noch erhaltene, Ringmauer sind die letzten Ueberreste des festen Schlosses, das so oft Angriffsobjekt der Türken gewesen. Die Thore der Mauer sind abgetragen, nur ein Thurmrest ist noch erhalten. Požega, in der Mitte Slavoniens liegend, durch seine gebirgige Lage zur Vertheidigung besonders geeignet, forderte in den für das Land so verhängnißvollen Zeiten der Herrschaft des Halbmondes immer von Neuem die Mohammedaner zur Einnahme, die Landeskinder zur Wiedereroberung auf.

Hier hielt im Jahre 1386 der Banus Ivan Horvat die ungarische Königin Maria in Haft; als jedoch der Magnat Nikolaus Gara mit Heeresmacht herangezogen kam und Horvat nicht im Stande war, die Belagerung des Schlosses auszuhalten, entfloh er, begünstigt durch Stephan Simontornya und Stephan Lackovic, die sich dem Sohne des erschlagenen Palatins heuchlerisch angeschlossen hatten, um den bedrängten Freund zu retten, heimlich durch das Königsthor nach Bosnien. Das Schloß und die ganze Umgebung wechselte oft die Herren. Im Zeitraume von 1526 bis 1699 wurde die Stadt oftmals geplündert, brannte mehrmals ab, und von den vielen Paschas, die hier gehauset, starb selten einer eines natürlichen Todes. Sie mußten ihren Blutdurst und die unmenschliche Bedrückung meist mit dem Leben bezahlen. Aus der Zahl der Vierzehn, deren Namen auf uns gekommen, waren die besten und menschlichsten Karamustafa Čunčić um 1602, und Nuri Effendi Pascha 1616; ersterer starb an Gift, das ihm die ob seines gegen die Christen milden Verfahrens ergrimmten Türken gaben; letzterer soll 1624 aus gleichem Grunde auf dieselbe Weise umgekommen sein. Von allen Bösen der Böseste war Hassan Zloić [1]), dem selbst der Sultan nicht traute, weshalb er die blutige Steuer durch einen andern eintreiben ließ. Viel Blut tränkte diesen Boden und die Franziskaner im Požeganer Kloster, wie auch die Augustiner in Velika, ferner die Templer in Kaptol — die auch hier lange nach Aufhebung des Ordens mögen ungestört weiter bestanden haben — spielten in diesen Kämpfen eine gewichtige Rolle. Trotz allen Bemühungen konnten die Türken ihres Besitzes nie sicher sein. Die empörte Bevölkerung rings herum machte ihnen viel zu schaffen. Die vielen theils christlichen, theils türkischen Burgen zeugen von jener Vergangenheit; einige davon sind im Walde versteckt. Das Landvolk war in die Berge geflüchtet; deshalb sind noch jetzt viele Orte so verborgen in Schluchten und Wald, daß nichts ihre Anwesenheit andeutet. In nächster Nähe von Požega liegen einige solcher Dörfer; unter anderen Dorf und Schloßruine Vrhovci, wohin sich 1596 die Franziskaner geflüchtet hatten. Ihnen nach zog der Pascha, dessen Name unbekannt, mit seinem Sohne Hussein. Beide wurden indeß bei der Belagerung von den empörten Požeganern und den Landleuten überfallen und erschlagen. Nach Abzug der Türken war die Umgegend verödet und menschenleer [2]); in der Burg zu Požega lag von 1700 bis 1753 eine starke Garnison. In diesem Jahre wollte der Agramer Bischof Franz Thauszius das Schloß zu seinem Gebrauche einrichten, als ihm aber die Städter Hindernisse in den Weg legten, überließ er es seinem Schicksale und indolente, muthwillige Leute zerstörten es.

Das heutige Požega, ein Städtchen von circa 3000 Einwohnern, liegt vor und theilweise in einer hier beginnenden Schlucht, welcher der zu Zeiten verheerende Wildbach Vučijak, ein Zufluß der nahen Orljava, entströmt. Er war diesmal ganz ohne Wasser, doch hat er schon Häuser zerstört und die Plätze und Verkaufsläden überschwemmt, Balken, Fässer und Schweineställe mit seinen Fluthen davongetragen. Die Stadt, die aus der Ferne so bezaubernd aussieht, verliert, wenn man sie betritt, viel an Reiz, da sie zwar hübsche, stockhohe Häuser, aber krumme Gassen hat. Die steilen Weingärten indeß geben ihr immerhin ein frisches, anziehendes Ansehen. Früher wurde hier nur tanninhaltiger Rothwein getrunken; als jedoch mit der alten Heilkunde auch der häufige Aderlaß und die Schröpfköpfe wichen, bürgerte sich allmälig der weiße ein.

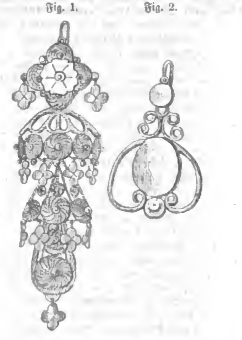
Die Stadt besitzt einiges Vermögen: Wälder, Felder und Weingärten, die sie durch einen Beamten verwalten läßt. Hier ist der Sitz aller höheren Behörden der ganzen

[1]) Unter den Paschas findet man häufig Namen slavischer „Renegaten“. Zloić bedeutet etwa „Bösensohn“; ein Name, dem er Rechnung trug.

[2]) Der unauslöschliche Haß des Südslaven gegen die Bekenner des Koran ist gerechtfertigt und nur durch die Bestialität des Türken entstanden.

Gespanschaft: des Župan (Obergespan), mit allen seinen Beamten; des Gerichtshofes, des Steueramtes, des Staatsanwaltes ꝛc. Am Fuße des Schloßberges steht das neue, elegante achtklassige Gymnasium. Das alte, 1709 errichtete, in dem Jesuiten und Franziskaner lehrten, wurde zu einer höheren Töchterschule umgebaut. Jetzt ist der Unterricht, mit Ausnahme einiger Gegenstände, die den barmherzigen Schwestern zugewiesen sind, auch in letzterer Anstalt in den Händen weltlicher Lehrer.

Fig. 1. Fig. 2.



Ohrgehänge aus Silber.
(In natürlicher Größe. Das unter Fig. 1 abgebildete wird in der Umgebung von Djakovo getragen, das unter Fig. 2 in den Ortschaften von Požega, woselbst es auch fabricirt wird.)

Die Bürger des Städtchens, der katholischen und griechisch-orientalischen Kirche angehörend, sind Handwerker; in der Mehrzahl solche, die für das Landvolk arbeiten. Der Handel ist ausschließlich in den Händen der Griechisch-Orientalen und der Juden. An Markttagen und Sonntags am Wochenmarkt geht es auf den beiden Plätzen und in den Gassen bunt genug zu, denn das Landvolk aus dem ganzen Umkreise bringt die Erzeugnisse des Bodens herein, um sich mit dem Nöthigen aus den Gewölben zu versehen. Spekulanten sind thätig, größere Einkäufe an Kornfrucht werden gemacht und die Augen des Weibervolkes hangen verlangend an dem Silbergeschmeide, das die beiden Goldarbeiter, Künstler in ihrer Art, in kleinen Glaskasten auslegen. Im Herbste ziehen hier Wagenkarawanen mit Obst beladen durch, und auf den Markt nach Esseg; denn die Straßen von Gradiška, Pakrac und Daruvar laufen über Požega, sind aber in der Richtung nach Essek und Brod nur gut, soweit sie dem Komitate angehören.

Am Georgstage — 12. März — wiederhallen die Weinberge über der Stadt von dem Krachen der Böller, das sich wie ein rollender Donner gegen Dervišaga[1]) und Blatško hinzieht. Selbst beim größten Regen lassen sich die Bürger nicht abhalten da oben ihre Braten zu wenden, zu singen und zu jauchzen, von einem Berg auf den andern zu ziehen und zu sehen, ob „die Türken fliehen". Es ist der Tag des letzten Abzuges derselben und das Erinnerungsfest an deren Flucht.

[1]) Ein Ort in der Nähe, in dem ein Aga, dem Stande der Derwische angehörend, seinen Sitz hatte; daher der Name.

Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oase.

Von Dr. Oscar Heyfelder[1]).

Gök-Tepe, 6. (18.) März 1881.

Während des ganzen Winters blieben zahlreiche Lerchen auf den Saatfeldern rings um Gök-Tepe und auf einigen von uns besetzten Forts und Festungen Scharen von Sperlingen, einige wenige graue und schwarze Krähen und einige seltene Elstern, die in Tersalan sehr häufig waren. Sehr selten sahen wir Geier, die bei Tschikischlar (am Kaspischen Meere) zahlreich sind und welche uns seiner Zeit in Armenien (1878) bei der Assanisation so wesentliche Dienste erwiesen. Sperber und Falken sah ich fliegen und fanden wir in den Wohnstätten der Tekes als Jagdvögel. Auch der persische Chan von Kodschand (Kutschan? Red.), der uns hier mit großem Gefolge besuchte, brachte Jagdfalken mit. Schuhu, Eule und kleine Schleiereule sah ich in Freiheit und auf der Stange angebunden bei einer Filzjurte in der Festung. Gegen Ende Januar zog der erste Zug wilder Gänse über uns hinweg dem Norden zu; hätten wir Zeit, so hätte der Anblick uns Heimweh machen können. Am 1. Februar hatten wir das erste Gewitter mit Schwüle und etwas Regen. Obgleich es darauf wieder kalt wurde und in den nahen Bergen Schnee fiel, so blieb der Natur und der Atmosphäre ein frühlingsartiger Charakter. Die Samen sproßten, in den Bächen blühten allerlei Pflanzen, die Lerchen sangen, wilde Tauben, Rebhühner, Enten, schwarze Raben zeigten sich immer häufiger. In einem geschützten, bewaldeten Seitenthal Tschuli an der persischen Grenze sah ich Ende Februar allerlei Rohrsänger, den Distelfink, das Haselhuhn. Am 3. (15.) März flog mit lautem Geschrei ein gewaltiger Kranichzug über uns weg auch nach Norden, in der Richtung, in welcher unser Aller Gedanken und Sehnen gehen. Heute als wir zur Inspizirung der Desinfektionsarbeiten gegen Abend in die Festung ritten,

[1]) Staatsrath Dr. Heyfelder hat als Chefarzt die Skobolev'sche Expedition mitgemacht, neun Monate in Asien zugebracht, die Belagerung und den Sturm der Teke-Festung erlebt und sammt Lazarethen und Aerzten 20 Tage unter den Kugeln gestanden. 15 Kugeln trafen sein Filzzelt, sein Maulthier ward erschossen, er selbst blieb unverwundet und vom Typhus verschont, hatte aber eine schwere Halsentzündung während der Belagerung und der nächtlichen Ueberfälle der Tekes zu bestehen. Nach der Evakuation der Verwundeten und während der Typhus im Lager ausbrach, hatte der deutsche Arzt dennoch Augen für die Natur um ihn.

sahen wir ungeheure Scharen von Zugvögeln sich herabsenken und nach mancherlei Evolutionen sich zur Erde niederlassen, doch leider so entfernt, daß Niemand von uns sie sicher diagnostiziren konnte. Ich nahm sie für Staare, deren ich auch solche den Himmel verdunkelnde Wolken im Herbst 1877 und Frühling 1878 in Alexandropol gesehen. Ganze Flüge wilder Tauben und zahlreiche Ketten kleiner Enten beobachteten wir seit mehreren Tagen. Von Schwänen erzählen einige kühne Nimrode, die einen nahen See bevölkern sollen. Fasanen habe ich mehrmals gespeist; sie vorzugsweise jagt der Teke und der Perser mit dem Jagdfalken, der auch Glöckchen an den Beinen trägt und auf einem derben Stulphandschuh auf der rechten Hand getragen wird. Auf den Inseln im Süden des Kaspischen Meeres kamen uns zahlreiche Lommen und Pelikane zur Beobachtung. Hahn und Huhn sind viel verbreitet, bei den Persern eine kurzbeinige Art, bei den Tekes eine hohe, magere Race, wie ihre Pferde und Hunde und sie selbst, die Tekes. In anderen nach Süden gelegenen Thälern, namentlich bei Kara-Kala, der verlassenen Stadt der Kara-Kala-Turkmenen, ist die Schwarzdrossel so häufig wie die Brombeere, die Mehlbeere, der wilde Wein. Dort hörte ich Mitte December den Fink, wenn auch nicht schlagen, doch lustig zirpen, sah die Blau-, Schwarz- und Schwanzmaise in den Büschen und dem haushohen Röhricht herumklettern, den Fasan durch Schilf und Buschwerk schlüpfen. Dort waren auch im feuchten Erdreich an den Trinkplätzen des Wildes die Fußstapfen des Tigers und des Rehs, die Spuren des wilden Ebers und die Stacheln des Wildschweins zu sehen.

Das Land ist dadurch charakterisirt, daß der schön geformte Gebirgszug des Kobet-Dag, von Bami bis Astrabad, des ähnlichen Thündgebirges von Tersakan bis Bami dort gegen Nordwesten, hier gegen Norden zur Ebene abfällt. Aus den Seitenthälern des Gebirges fließen zahlreiche lebendige Quellen (sogar einzelne Mineralquellen z. B. bei Artschman), welche sich theils natürlich theilen, theils künstlich in viele Wasseradern gespalten, die nächste Zone bewässern und fruchtbar machen; während weiter hinweg die Wüste oder, wie man hier sagt, der Sand beginnt. Auf dieser Sandregion erheben sich einzelne Hügel aus purem Sande, gleich den Dünen an der Nord- und Ostsee. Somit haben wir eine Felsenflora, eine Steppenflora und eine Sandflora, welcher sich die künstliche anschließt: Mais-, Hirse- und Weizenfelder, Kleesaaten, Weingärten, Pfirsich-, Birn- und Aepfelgärten, die ich auf meinem Ritt vom 8. (20.) bis 10. (22.) März bei Kelata, Durun, Artschman in Blüthe fand. Diesem Verhalten des Terrains und der Vegetation entsprechen natürlich auch die Vogelarten und deren Verbreitung hier in der Oase. Import von jenseits des Kaspischen Meeres durch uns selbst ist ein Entenpaar im Hospitalhof zu Gök-Tepe und eine kleine Schar von welschen Hahnen (Indian) zu Kary-Betyr-Kala, wohin sie ein Kosakenoberst brachte. Sie waren zum Braten für die Festfeier bestimmt, welche wir stets für die Einnahme von Gök-Tepe projektirten und die nie statthatte, weil wir nach dem Sturm müde, beschäftigt und zu keinem Gelage aufgelegt waren. So blieben die Indians am Leben. Einigen Champagnerflaschen, die ein anderer Oberst für denselben Zweck mitgeschleppt und bereit gehalten, und die auch nach dem 12. (24.) Januar ganz blieben, haben wir später gelegentlich die Hälse gebrochen. An den zahlreichen Wasserbächen in der Ebene und in den Bergen habe ich vielfach die Bachstelze getroffen und zwar unsere graue, nicht die gelbe, die bei Eriwan, Ygdir und auch bei Alexandropol in Armenien sehr häufig ist. Auf einem von den Tekes berieselten oder besser überschwemmten Acker sah ich Ende Februar Möwen fliegen, wie auf einem See. Dieser Tage ließen uns an ähnlichen Stellen die schönsten Schnepfen ganz nahe heran kommen, denn die schlauen Geschöpfe sahen, daß wir keine Gewehre trugen und die unserer Kosakenbedeckung in einem Ziegenhaar-Futteral staken. In der ungeheuer salzigen Michaelsbucht, am Ostufer des Kaspischen Meeres unweit Krasnowodsk, beobachtete ich viele Taucherentchen und Wasserhühner.

Von den Bergen fliegen zu Thal nicht selten ein Paar prächtiger schwarzer Kolkraben, die mir wie ein Paar alte Bekannte aus Deutschland vorkamen, wenn ich sie mit komischer Gravität neben einander herschreiten, hier und da stehen bleiben und konversiren sah. Gestern zog ein großer schneeweißer Vogel an uns vorüber und setzte sich am Flüßchen nieder. Wir hielten ihn für einen Schwan. Ferner giebt es Trappen in kleinen Gesellschaften, zahlreiche Neuntödter, die immer einzeln fliegen, nicht selten Wiedehopfe. Dagegen habe ich die Mandelkrähe und den Glanzstaar, die bei Tiflis, am nördlichen Abhang des Kaukasus und am Westufer des Kaspischen Meeres häufig sind, hier nicht begegnet. Die Schwalbe, die sonst dem Menschen überallhin folgt, die an der hochgelegenen Alphütte, an dem ärmlichsten Häuschen in Nordfinnland, an dem stolzen Winterpalais in Petersburg so gut ihr Nest baut, wie an der Heidelberger Ruine, die uns in Deutschland den Frühling bringt, deren Gezwitscher vom Dachrand uns symbolisch scheint für häusliches Glück: die Schwalbe wohnt nicht hier und hat auch keine ihrer Hauptwanderungen über diese Gegenden. Einzelne Staare erschienen im vorigen Herbst in Tschikischlar, flogen einige Tage um die Baracken des Kriegshospitals und verschwanden wieder. An Amphibien und Insekten ist dagegen das Land reich und zwar an gefürchteten. Der Skorpion und die Phalangen sind häufige, wenn auch nicht gern gesehene Gäste in den Filzhütten, Schlangen und Eidechsen, letztere oft von der Größe einer Katze, schlüpfen am Gestein dahin und die Schildkröte hat ganze Ansiedelungen im lockern Erdreich. Wenn ein Reitertrupp durch die Gegend zieht, so zerstampfen die Pferdehufe nicht selten einen solchen feisten, doch unbehülflichen Spaziergänger und ihre leeren Schalen liegen an mehreren Punkten wie Pflastersteine umher.

Prächtige rothe Tulpen sind jetzt im Monat März die beste Zierde der Flur, daneben die wilde dunkelblaue Hyacinthe und der stark duftende Absynth, der kleine, blaßgrüne Sträucher bildet und der unseren Pferden statt Gras und Heu sehr willkommen ist.

Tschat, 8. April 1881.

Auf einer eiligen Inspektionsreise gelangte ich zu Pferde von Bami über Kisil Arwat und Kasantschik zum Kopf der Pferdeeisenbahn und von da zum Anfang der eigentlichen Dampfbahn nach Aidin am Fuße des sogenannten kleinen Balkan [1]). Nach acht Monaten zum ersten Mal wieder in einem geschlossenen Raum, dünkte mich der Waggon, in dem wir Abends Thee tranken, ein Palast, aber bald ward mir der Palast zu enge. Die Nomaden können auch in den Häusern nicht athmen. Auf dieser Strecke, wo der Lehmboden stark mit Salz durchsetzt ist, gab es wenig Geflügel zu sehen. Auch die Vegetation ist ärmlich, doch blühten in den feuchten Rinnen herrliche purpurrothe Tulpen neben grünendem, stark duftendem Absynth. Mit der Eisenbahn war ich im Nu am Michaelbusen, über den mich ein kleines Dampfschiff nach Krasnowodsk trug. In diesem scharf salzigen Wasser leben nicht nur Rallen, sondern auch größere

[1]) Vergl. „Globus" XXXIX, S. 286.

und kleinere Entenarten. Aus Krasnowodsk fuhr ich in sechszehn Stunden mit dem „Großfürst Konstantin“ nach Tschikischlar (nördlich von der Mündung des Atrek). Hier flogen, wie im vorigen Jahr, zahlreiche Wiedehopfe, ohne daß es mir gelungen wäre, ihren Nistort zu erkunden. Bei uns nisten sie in allen Bäumen; wo aber hier, da weder junge noch alte Bäume vorkommen? Strandläufer, Schnepfen, Enten, in den Baracken des Hospitals ein Rothschwänzchen und in der Luft die eine Schwalbe, die den Sommer noch nicht bringt, das war die ganze ornithologische Ausbente an diesem sich zur Stadt herausbildenden Ort. Welch angenehmes Staunen befiel uns, als wir Tschikischlar verließen und nach Ueberwindung der eigentlichen Dünenschicht in eine grüne, duftende Steppe einfuhren, wo wir vorigen Sommer, Herbst und Winter ein kahles, glattes Lehmfeld gesehen hatten. Zahlreiche Weiher und kleine Seen waren die Augen in der Landschaft und neben Tussilago- und Carexarten blühten fast mikroskopische Melilotus, stark duftende Kamillen, falbe Gräser (an feuchten Stellen), purpurner und violetter Mohn, gelbe Centaureen, lila Lilien, allerlei kleine Nelken und anderes mir leider unbekanntes und undefinirbares Gewächs. Am Abend kamen wir nach Jagli-Olum am Atrekfluß, den wir überschritten, um auf persischem Territorium zu spazieren. Daselbst weiden auf weiter Grasfläche einige Tausend Kameele mit ihren Jungen, das Besitzthum einer Jomudenhorde, welche in zwei Aulen etwas entfernter hauste. Um die Kameele spazierten zahlreiche gelbe und graue Bachstelzchen und fingen die sie umschwirrenden Insekten, in der Luft zog ein Geierpaar umher, mit weiß und schwarzen Flügeln mächtig schlagend. Hier und da war der Gesang einer Grasmücke zu vernehmen; da und dort zog ein Flug wilder grauer Tauben, von der Größe und dem Gebahren unserer Haustaube, vorüber. Von Jagli-Olum bis Tschat, wo 1879 General Lazarew starb, war wieder eine Tagereise durch die Steppe. Da es vor wenigen Tagen geregnet hatte, so fehlte es an den runden, stark umwachsenen Wassertümpeln nicht. Dieselben sahen wie künstlich angelegte Weiher in einem Parke aus. Auf dem einen plätscherten zwei Enten, dunkelgrau mit weißem Band in den Flügeln, kleiner als die zahme Ente. Sie ließen unser Gefährt ganz nahe heran kommen, erhoben sich, beschrieben einen Kreis in der Luft und fielen wieder ein, von wo sie sich erhoben. Auf einem andern Tümpel figurirten drei Bekassinen, die, ebenfalls wenig scheu, aufflogen, einige Zickzacke beschrieben und wieder zu dem kleinen runden Wasserspiegel zurückkehrten. Zwei Rebhühner aber, die gerade vor uns auf dem Wege standen, konnten sich kaum entschließen, dem Wagen auszuweichen, so wenig ist die Vogelwelt dieses Landstrichs gewöhnt von Jägern verfolgt zu werden. Wahrscheinlich brüten alle diese Vögel im vereinzelt stehenden hohen Gras an den kleinen Weihern und verlassen Ende Mai mit ihren Jungen die Gegend, sobald das Wasser aufgetrocknet ist und die Gewächse verdorren. Tschat heißt so viel wie Coblenz, d. h. Vereinigungspunkt der Flüsse Sumbar und Atrek. Es befindet sich daselbst kein Ort, wie denn überhaupt Ortschaften auf dieser Strecke nicht vorkommen, sondern nur ein ständiges Lager. Das Flußbett des Sumbar ist höchst merkwürdig. Es besteht aus einem breiten, viele Klafter tiefen alten Flußbett des wahrscheinlich einst mächtigen Flusses und aus einem schwachen Rinnsal lehmigen Wassers in dessen Mitte. Die steilen Wände des ersten sind viele Klafter hoch, wahrhaft imposant und obgleich aus Lehm und Sand bestehend geformt wie Felsen, mit Höhlen, gleich Tropfsteinhöhlen, Schluchten gleich den Klammen in Tyrol und mit Stellen, welche vollkommen Ruinen und Mauern gleichen. In Löchern und Ritzen dieser hohen Uferwände hausen Thurmfalken, Dohlen, wilde Tauben und einzelne Geier. Wir saßen lange an dem Sumbar und beobachteten ihr Treiben, ihr Zunestefliegen, Schreien, Zirpen in einer Höhe wie die eines fünfstöckigen Hauses über uns. Oben aber auf der Oberwelt, auf der grünbewachsenen Steppe liefen die hühnerartigen Vögel umher und erschienen am Rande der Sandwand, von wo ihr Gackern zu uns herab tönte. In der Nacht war das Geschrei der einfallenden und in der Nähe übernachtenden Kraniche unaufhörlich zu vernehmen. Bei Sonnenaufgang sahen wir denn auch lange Ketten dieses bekannten Wandervogels „in graulichen Geschwadern ziehen“. Von Tschat 50 Werst entfernt liegt Dusolum, ein vom General Tergukassow 1879 eingenommener Punkt an der Vereinigungsstelle des Atrek und des Schandyr. Hier giebt es außer Zelten und Filzjurten auch Erdhütten und einige Lehmhäuschen, einen kleinen Markt, den Küchengarten der Garnison, ein Dampfbad, ein Hospital, eine Telegraphen- und Poststation. Hier leben Menschen schon beinahe zwei Jahre und hier haben sich auch Hausschwalben eingefunden, die am Morgen vom Dache herab ihr Lied zwitschern. Das Haushuhn in zahlreicher Vertretung belebt die Gehöfte, in den buschartigen Wäldchen am Flusse haust der Fasan und schaarenweise die Elster, die ich wiederholt als aasfressenden Raubvogel beobachtete. Ein niedliches, ganz zahmes Haselhuhn mit rothem Schnabel und rothen Füßchen sah ich im Käfig bei einer barmherzigen Schwester.

Was der Gegend einen gewissen Reiz wenigstens in diesem frühen Theil des Jahres verleiht, das sind am Fuße der Sandhügel ganze Beete von Tulpen und zahlreiche gelbe, lila und bräunliche Schwertlilien, um welche gewöhnlich Schmetterlinge flattern. Nachdem wir schon bedeutende Hitze gehabt, so ist nach ergiebigem Regen die Temperatur so gefallen, daß wir heizen und die wärmeren Kleider wieder hervorgezogen haben.

Bami, Russischer Ostersonntag.

O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero, non sine floribus,
Cras donaberis haedo,
Cui frons turgida cornibus
Primis et Venerem et proelia destinat.
Horatius.

Das Gesammtleben, vegetabilisches und animalisches, in diesen heißen Ländern hängt von dem Vorhandensein des Wassers ab; wo Quellen sind, wächst Gras, Kraut, Strauch und Baum, da weidet das Vieh, da lebt der Mensch. Wo die letzte Wasserleitung aufhört, da endigt auch der letzte Acker und die letzte Ansiedelung. Man wird begreifen, wie hoch und heilig ein Bergquell in der Achalteke-Oase gehalten wird und wie seine Erhaltung, die Reinigung seines Bettes zu einem Fest mit uraltem Ritus geworden. Im Frühling versammeln sich die anwohnenden Tekinzen um einen solchen Quell, schlachten einen Hammel, lassen etwas Blut in das Wasser fließen, dann reinigen sie mit den Händen sorgfältig die Ursprungsstelle und den nächsten Verlauf von Schlamm und etwaigen Abfall und verspeisen unter fröhlicher Festfeier das gebratene Opferthier. So geschah es in der Nähe von Artschman im Monat März. Ist das nicht die Scene, die Horaz in seinen Oden so anmuthig beschreibt?

Hier in Bami am Rand des Baches ist ein kleiner Baumgarten mit einem Dutzend schön belaubter Aprikosenbäume. Auf diesen erscheinen seit drei Tagen Schwärme von Rosenstaaren, um daselbst ihr Nachtquartier zu nehmen. Sie sind allerliebst rosa und schwarz gefärbt, haben ein Federbüschchen auf dem Kopf, übertreffen den gemeinen

Staar an Größe um ein Geringes. Sie kommen sonst in Transkaukasien und in den Alpen vor. Heute Abend plötzlich erschienen über den Aprikosenbäumen, wie eine Schar von Spähern, Glanzstaare mit ihren smaragdgrünen Bäuchen, ihrem rosafarbenen Gefieder, der feinen langen Schwanzfeder und dem typischen Gepipse. Sie waren in der Minderzahl und nach manchen Umflügen zogen sie mit unzufriedenem Pfeifen ab, indeß die Rosenstaare die seltenen Laubwohnungen einnahmen. Was bedeutet nun die Ankunft dieser beiden verwandten Stämme insektenvertilgender Vögel? Sie bedeutet die Anwesenheit von Heuschrecken, von großen Wanderheuschrecken in diesem Gau. Wo die Wanderheuschrecke erscheint, da fliegen auch die Rosenstaare und, wie ich sehe, die Glanzstaare zu. An jene und den Berg Ararat mit seiner heiligen Jakobsquelle knüpft sich in Transkaukasien eine Legende, deren Inscenirung ich vor einem Jahr in Tiflis erlebte, als ich daselbst im April mit General Skobolew die erste Zusammenkunft hatte. Es hieß auf einmal in der Stadt: „Die Heuschrecken sind da" und eines Sonntag Morgens waren alle Einwohner in den Straßen, eine Prozession zog vorbei. Man sagte mir auf mein Befragen: „Der Becher mit Wasser vom Jakobsquell wurde eben gebracht, der Magistrat ging demselben entgegen, alle Welt begrüßte das heilige Wasser. Nun werden die Vögel auch bald nachkommen." Wenn die Heuschrecken, eine von den sieben ägyptischen Plagen, sich zeigen, so sendet man schnell einen armenischen Geistlichen nach Eriwan zum Ararat, er schöpft einen Pokal Wasser aus der Quelle des heiligen Jakob (an der Stelle, wo dieser die Himmelsleiter sah!) und muß ihn ohne einen Tropfen zu verschütten zurückbringen, dann folgen ihm die rosa Vögel und vernichten die gefährliche Insektenschar. Wie alt mag die Sage und der Gebrauch sein? Ich hörte an jenem Aprilsonntag-Abend in Tiflis erzählen: „Die Vögel sind schon eingetroffen."

In den zahlreichen Dornbüschen habe ich noch einen andern lieben Gast aus der Vogelwelt gesehen, den Zaunkönig. Ein Pärchen nistet hier im Hospitalgarten. Regulus und regula oder reginula schlüpfen durch das dürre Geäste von Juniperus Caucasicus, den wir vergeblich anzupflanzen suchten, und scheinen gar nicht scheu. Außer ihm hat sich auch ein Pärchen der rosa angehauchten Staare entschlossen nach vorheriger Information am hiesigen Orte in einem abgestorbenen Baume zu bauen und seinen Insektenbedarf aus dem Hospitalgarten zu beziehen. Ihr Gebahren ist ganz wie das der Staaren; sie laufen ebenso mit geducktem Köpfchen durch das Gras, stehen, schauen sich um, laufen weiter, stets Fühlung mit einander behaltend. Die Rosafärbung des Männchens ist kräftiger, die des Weibchens spielt mehr ins Fleischfarbene.

In der Nähe von Dusolum wurde eine kleine Rabenart geschossen mit rothem Schnabel und rothen Füßen. Ich hielt den Vogel erst für eine große Amsel, aber mit Hülfe eines Exemplars von „Brehm", welches der Indier Ramschandu bei sich führte, gelang es uns den Vogel als Raben zu bestimmen.

Die Flora der Oase ist übrigens mit den Zwiebelgewächsen, der Pfeffermünze an Bächen und dem Absynth auf der Steppe noch nicht vollständig charakterisirt. Noch treibt der Boden mächtige Doldengewächse, von welchen einzelne dem wilden Kümmel gleichen. Dann gedeiht ein wilder Rhabarber (Rheum Achaltekensis Remmert) von großer Kraft und Schönheit. Im ersten Frühling auf scheinbar kahlem Boden, erscheint ein rundes Blatt, welches sich dicht am Erdboden ausbreitet und oft beträchtliche Größe erlangt. Nach einiger Zeit entfaltet sich ein zweites und ein drittes, die zusammen mit dem ersten eine flache, runde, grüne Tafel bilden. Aus der Mitte hebt sich nun der Schaft mit einer gelb-weißen traubenförmigen, reichen Blüthe. Auch die fleischartigen Blättergewächse, mit zierlich getheilten, großen, fächerartigen Blättern, eine Zierde der Landschaft, sind mir gänzlich unbekannt und weiß ich dieselben, da noch keine Blüthe erschienen, auch nicht annähernd zu klassifiziren. Von Bäumen sind außer den angepflanzten Obstarten, den die Hochgebirge zierenden schwarzen Wachholderbäumen, dem Ahorn, der Weide an den Wasserleitungen zu Gök-Tepe und Kisil-Arwat, auch besonders bei Dusolum und Tersakan, überall der graue weidenartige Strauch und Baum Saxaul vorhanden. Die Sandberge bedeckt ein dorniger Strauch mit ovalen fleischigen Blättern und seltenen gelben Schmetterlingsblüthen. Zwischen Strauch und Pflanze hält sich eine perennirende Orobusart mit derben Stielen und gelb-röthlichen Blüthen. Andere kleine Wicken und Erbsen stehen da und dort im Gras. Noch habe ich der Lychnis flos cuculi, des vielfach blühenden Raps, der kleinen Stein- und Wiesennelken, nicht erwähnt, welche den Wiesen und Triften streckenweis gelbe, lila, weiße Färbung geben.

Von Dusolum bis Tersakan führt der Weg durch ein Meer von Sandhügeln und Sandbergen, welche zwischen Dusolum und Tschat als erste leichte Wellenbewegung des Bodens beginnen und nach Süden und Norden allmälig in hohe Gebirge übergehen. Schon halbwegs Tersakan zeigen sich im Sand Kieskonglomerate und geschichtete Kalksteinlagen mit vielen Versteinerungen. Natürlich wird hier Flora und Fauna mannigfaltiger und anders als auf der Steppe. Der Fliegenfänger, der Grasfänger, schneeweiße Maisen beleben die grünen Wiesengründe zwischen den Bergen; zahlreiche Schlangen, Skorpione und Phalangen wurden beobachtet, gefangen und getödtet. Ich selbst sah nur die ledergrauen, breitköpfigen Eidechsen bis zur Größe einer Ratte, den Igel, das Wildschwein, eine Hirschkuh (dort gefangen und gezähmt); hörte vom Tiger, vom Luchs, vom Stachelschwein und vernahm nächtlicher Weile das Gebell der Schakale. Aus den Hochgebirgen fliegen zahlreiche Raubvögel herzu; Tauben sind häufig. Mir fiel ein weißer Vogel mit schwarzen sehr langen Flügeln auf zwischen der Größe der kleinsten Möwe und der Taube, der, in kleinen Trupps fliegend, vor uns auf dem Wege einfiel, uns herankommen ließ, wieder aufflog und dasselbe Manöver wiederholte. Das Männchen ist etwas größer, lebhafter gefärbt, die kleinen Weibchen haben grauschwarze Flügel und ein mattweißes Brustgefieder. Mein Rosselenker, ein deutscher Kolonist von der Wolga, sagte, dort kämen dieselben Vögel vor und würden von ihnen „Wegvögel" genannt. Ich habe hier auf Kobet-Dagh botanisirt, manche neue Pflanzen gefunden, davon ich einen Theil bestimmen konnte, und empfehle Botanikern vom Fach, die Oase zu erforschen und zwar im März und April, ehe die Sonne alles verdorrt. Es giebt drei Arten Tulpen, die purpurne, fette, nicht hochgestielte, der Ebene angehörige, welche unserer Gartentulpe am ähnlichsten sieht, von Gök-Tepe bis Tschat verbreitet und sehr zahlreich ist. Tulipana Achaltekensis purpurea, eine zweite seltene, dem Steingrund angehörige, schneeweiße, hochstielige Tulpe, deren Deckblätter über der Knospe von den grau grünen Nüancen der Nymphendeckblätter sind. Die grünen Blätter spitzer und länger, niemals kraus, wie bei der rothen Tulpe der Ebene, nur bei Tersakan gesehen (Tulipana erecta alba Stephania) und endlich eine kleine, rosenfarbige Species, dem Krokus ähnlich, mit spitzigen grünen Blättern, nur auf dem etwas salzhaltigen Boden bei Aidin beobachtet (Tulipana minima Olga). Vier schöne Mohnar-

ten fand ich ebenfalls in der Oase, erstens überall weit verbreitet und ausgezeichnet schön den rothen Mohn, der bei uns im Korn blüht, dann eine etwas größere, fettere Art, ohne die schwarze Zeichnung am Grund der Blumenblätter, identisch mit jenem bei uns in den Gärten gezogenen und auf den Steppen Armeniens verbreiteten Pavo. Neben ihnen steht ein kleiner, etwas steifer, tief veilchenblauer Mohn mit aufrechter Blume, die ich anfangs für eine Ranunkel hielt. Er kommt auf der Steppe und der Höhe vor, ist $^3/_4$ kleiner als der gewöhnliche, sonst demselben ähnlich (Papaver minimus Achaltekensis Nina). Die vierte Art steht an Größe zwischen den vorigen, doch immerhin klein, goldgelb mit kräftiger, brauner Zeichnung, die Knospen und Blätter stark behaart, Papaver elegans hirsutus. Ein ganz eigenthümliches, baumartig-aufrechtes Vergißmeinnicht habe ich bei Chadscham-Kala im feuchten Grunde und bei Bendesen auf steinigem trocknen Boden stark verbreitet gefunden. Es ist dies gleichsam ein stylisirtes Vergißmeinnicht; auf schlankem Stiel steht Ein Blümchen, unter welchem hervor sich der Stamm in drei Aeste theilt, welche ganz mit Blüthen besetzt sind. Die Blüthen sind genau wie bei dem Wiesenvergißmeinnicht, die Blätter aber schmaler, blau graugrün, regelmäßig abstehend. Ich nannte dasselbe Myosotis arborescens Elisa und erlaubte hier mir wie bei anderen der annähernd richtigen Bezeichnungen Frauennamen als eine aus der Ferne dargebrachte Huldigung für theure oder verehrte Wesen hinzuzufügen. Unendlich mannigfaltige Blumenarten produzirt die Steppe und noch mehr das Gebirge. Beim Ueberschreiten des Kobet-Dagh zwischen Bendesen und Bami hatte ich das Mißgeschick, von meinem den Abhang hinab durchgehenden Viergespann aus dem Wagen geschleudert zu werden, nachdem ich zwei Tage zuvor mit einem scheuenden und sich rückwärts schlagenden Pferde gestürzt war. Obgleich hinkend und mit verletztem Arm setzte ich mein Botanisiren fort. Wild wachsende Kaiserkronen von etwas lichterer Färbung als die im Garten gezogenen standen in Menge unter den alten Wachholderbäumen (Juniperus Caucasicus) und Ahorngebüschen, welche den nördlichen Abfall des Gebirges waldartig bedecken. Dort sangen auch unsere Sänger des Waldes und des Busches, sogar ein Kukuk ließ sich hören. Die kleine lilafarbene Lilie (Lilium Achaltekensis coeruleum) mit 3 bis 4 glockenartigen Blumen und spitzen länglichen Blättern habe ich schon erwähnt. Eine andere auffallend große sehr häufige Lilie hat einen Kranz oder Busch von graugrünen Blättern, welche der Zwiebel entwachsen und am meisten an Narcissenblätter erinnern. Aus ihrer Mitte hebt sich ein gerader Stengel 1 bis $1^1/_2$ Fuß hoch, an dem eine Menge, 30 bis 40, gelb und weißer kleiner Lilienkelche nach und nach erblühen, die leider geruchlos sind. Aber die ganze Pflanze ist elegant und gereicht in größerer Anzahl einer Gegend zum Schmuck. (Lilium elegans Skobolew.) An einer sandigen Schlucht bei Margis sah ich eine andere prächtige Liliacee (Lilium martagon Achaltekensis Anastasia), die ohne Wurzelblätter auf steilem, leicht gebogenem Stiel etwa 10 bis 12 fleischfarbige Blüthen trägt. Sie erinnern am meisten an die des Türkenbundes, doch sind die Blätter weniger gebogen, die Farbe heller. Zwischen Chodschamkala und Bami fand ich noch eine gelbbraune Anemone, der Anemone pulsatilla am ähnlichsten, etwas kleiner und niedriger, doch gleich ihr auf felsigem Boden wachsend, welche ich Anemone Achaltekensis Kuropatkin taufte.

Die Einwohner machen uns darauf aufmerksam, daß ein so regnerisches Frühjahr eine Seltenheit und gewöhnlich Ende April Alles von der Hitze und Trockenheit versengt und gedörrt ist. Dann ziehen sich natürlich auch die geflügelten Bewohner der Luft auf wasserreichere Punkte und kühlere Stellen zurück.

Einen Irrthum muß ich berichtigen, nämlich den, daß die Staare nicht über diese Gegend reisen. December und bis Mitte Januar war Tschikischlar von vielen Tausenden dieser traulichen Thierchen besucht. Sie saßen auf dem Sande hauptsächlich in der Nähe des Baradenhospitals, zwitscherten und lärmten die ganze Nacht und nährten sich unter anderm von dem Brot, Fleisch und Abfall, den ihnen die Kranken und Diener des Hospitals zuwarfen.

Hier in Bami sah ich Ziegenmelker gegen Abend herumschwärmen. Insektenfressende Vögel finden in der Oase reichliche Nahrung, da Fliegen, Spinnen, Käfer überall, am Atrek auch Mosquitos ungemein häufig sind. Schmetterlinge habe ich überall einige, doch nur in geringer Anzahl gesehen, während in Alexandropol zur Zeit der Blüthe der Steppe einmal drei Tage ein wahres Schneetreiben von weißen Schmetterlingen andauerte. Auch sind mir bis jetzt nur die allergewöhnlichsten Arten vorgekommen.

Ende April hat die Flora schon einen sommerlichen Charakter. Sie ward mir zu beobachten geboten, als ich am 24. April a. St. von Bami ausfuhr, diesmal den definitiven Rückweg antretend. Auf der 50 Werst langen Strecke bis Kisil-Arwat herrscht furchtbare Einförmigkeit der Ebene, der Gegend überhaupt. Weit und breit kein Baum und kein Wasser; der Boden ungleich von busch- und krautartigen Pflanzen bedeckt, die jedoch eine große Mannigfaltigkeit zeigen. Der rothe Mohn und die lila Viole sind im Abnehmen, dagegen bedeckt ganze Strecken ein heller weißer Rittersporn von großer Schönheit, eine Potentilla Achaltekensis von besonders schönem Schwefelgelb, mit zarten wurzelständigen, zerfaserten Blättchen. Seltener fand sich ein kleines, höchst zierliches Trifolium minimum Bock, welches seine rosa Zwergblüthen auf hohen silbergrauen Stielen mit üppigen grünen gefiederten Blättern trägt. Ich halte diese Kleeart für autochton und neu. Sie ist eine der graziösesten Pflanzen, die ich kenne. Eine andere Pflanze bedeckt krautbuschartig die ganze Strecke. Ein aus fünf bis sechs Stengeln zusammengesetzter Busch entwächst (nicht perennirend) einer Wurzel. Vom Boden bis zu den Endspitzen sind die Stengel mit dunkelgrünen, saftigen zerfaserten Blättchen besetzt. Im Innern dieses grünen Busches sitzt die weiße glockenkelchförmige Blume (wie Orangenblüthe), um sie herum ebenfalls im Grün geborgene gelbweiße Knospen (Stern im Busch, Stella umbrata Frieda).

Hyosciamus aromaticus, ein nach Patschouli duftendes, violett blühendes Bilsenkraut, möchte keine besondere Art, sondern nur die durch Boden und Klima producirte Varietät der bekannten Giftpflanze sein. Ein perennirender Orobus, lebhaft rosa und lila blühend, ebenfalls mit härtlichen, gleichsam in Verholzung begriffenen Stielen von silbergrauer Farbe und glatter glänzender Oberfläche, wie dies bei vielen hiesigen Pflanzen und namentlich auch bei dem gelblich-weiß blühenden schon früher erwähnten Orobus der Fall ist. Diese schmetterlingsartigen Blüthen mit den stylisirten gefiederten Blättern, den Ansätzen zu Dornen sind eigenartig, schmücken jeden Strauß und würden sich zur Gartenzier eignen (Orobus Achaltekensis voraceus). Von den Tulpen stehen nur die prall gefüllten Samenkapseln auf hoch aufgeschossenen Stielen; die Blätter haben bei der frischen und feuchten Witterung noch Saft. In meiner Kibitke zu Bami wuchsen wie in einem Keller unter dem Schreibtisch drei Tulpenpflanzen bis zur Höhe von $1^1/_2$ Fuß schlingpflanzenartig durch die Stäbe der Wand empor. Sie

brachten es aber bei Abwesenheit direkter Sonnenwirkung bis zum Tag meiner Abreise nicht zur Knospenbildung und sahen gelb und mager aus.

Selbst auf dem Sand in der Nähe des Michael-Meerbusens haben Frühlingssonne und Frühlingsregen eine relativ reiche, eigenartige Flora hervorgezaubert. An Stelle des weißen Rittersporn tritt auf einmal ein rosa und violetter von gleicher Gestalt und Schönheit; nur bildet er in jeder kleinen Niederung des Terrains, mit Potentilla und Tussilago vermischt, ganze bunte Blumenbeete. Die binsenartigen Sträucher Saxaul und andere, welche geradezu an die australische Flora erinnern, stehen in Blüthe. Ein unscheinbarer, an Ginster erinnernder Binsenstrauch trägt eine ganze Reihe rosenrother Schneeflocken an fadenartigen langen Stielen zierlich aufgereiht. Entfernt man die zarte, seidenweiche Umhüllung, so trifft man auf eine drei- oder vierfache Kapsel, die also im Durchschnitt einen Stern bildet mit drei oder vier Spitzen. Ich habe nicht die Evolution noch die Involution dieses Gebildes beobachten können, signalisire aber die merkwürdige Pflanze den Botanikern.

Die ganze Strecke der Michaellinie ist arm an Gefieder und Geflügel. Doch ward uns ein seltener und überraschender Anblick vor Kasantschik zu Theil. Auf einen Teich, der von der Regenzeit zurückgeblieben, ließen sich vor unseren Augen zwei schwarze Störche nieder, nachdem sie aus den höchsten Luftregionen in einer Spirallinie herabgeflogen. Auch sie waren wenig scheu und ließen sich durch unsern Wagenzug keineswegs aus ihrer Ruhe stören.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dem „Kawkas" zufolge sind in einem der Staatsforsten im Gouv. Jelisabetpol große Lager von Magneteisenstein entdeckt worden, die bis 70 und mehr Procent reines Eisen enthalten. Die Ausschmelzung soll (zum ersten Male) mittelst Naphta-Resten erfolgen.

— Ueber die Auffindung von Kohlenlagern in Turkestan sagte Romanowski in einem Vortrage in der Mineralogischen Gesellschaft zu Petersburg: Das turkestanische Gebiet ist sehr arm an Pflanzenwuchs, ausgedehnte Waldungen finden sich nur auf den Hochebenen, und Wege dorthin fehlen. Die Frage nach Mineralkohlen hat deshalb für jene Striche ganz besondere Bedeutung. Die besten Kohlenlager finden sich östlich von Sergiopol, bei Tschungutschak im Gebirgskamme Tarbagatai; hier sind die Schichten etwa 10 Fuß dick; dann im Thale des Ili und besonders ausgedehnt um Kuldscha. Endlich hat Romanowski im Jahre 1879 den westlichen Theil des Kreises Zerawschan zwischen dem Flusse Zerawschan und dem See Iskander-Kul untersucht und auch dort bei der Festung Sarwaban und dem Dorfe Rabat Kohlenlager gefunden.

(Nach dem Russ. Inv.)

— Die Telegraphenlinie von Krasnowodsk nach Gök-tepe ist officieller Bekanntmachung zufolge Anfangs Mai in ihrer ganzen Ausdehnung dem Betriebe übergeben worden.

— Durch kaiserlichen Ukas ist Ende Mai 1881 das Gebiet der Teke-Turkmenen dem russischen Reiche einverleibt worden: „Um die Ruhe und Sicherheit in der transkaspischen Steppe festzustellen, haben Wir für gut befunden, das von Unseren Truppen besetzte Territorium des Teke-Turkmenen-Stammes mit dem Reiche zu vereinigen, und befehlen, aus diesem Territorium und dem Lande der transkaspischen Militär-Abtheilung ein transkaspisches Gebiet zu bilden unter Einverleibung desselben in den Bestand des kaukasischen Militär-Bezirks 2c.

— Sir R. Biddulph, High Commissioner von Cypern, erklärte bei der Geburtstagsfeier der Königin Victoria am 28. Mai 1881, daß er seit Beginn des Jahres jeden Distrikt der Insel besucht und mit Vergnügen das Gedeihen des Landes wahrgenommen habe. Das enorme Wachsthum des Postverkehrs innerhalb Cyperns während des letzten Jahres — die Anzahl der abgesandten Briefe ist 17mal größer als in dem Jahre vor der englischen Okkupation — und die gleichfalls bedeutende Zunahme von Briefen nach auswärts — die Zahl derselben ist viermal größer, als die der auf der Insel selbst versendeten — kann als gutes Anzeichen für die Entwickelung kommerzieller Thätigkeit angesehen werden.

— Ein von Kap. J. E. Sandman von der Indischen Aufnahme geschulter eingeborener Forschungsreisender hat unlängst einen Schritt weiter zur Entdeckung der Irawadi-Quelle gethan. Im Anfang November 1879 langte er in Bhamo an und fuhr mit seinen Gefährten den Irawadi aufwärts bis Katscho (unter 25° 20′ n. Br. etwa 1000 Fuß hoch gelegen). Von dort ging die Reise über Land bis Mogungpoon Maingkung (26° 8′ n. Br.), wo sie ihr Ende erreichte. Die birmanische Grenze liegt etwa 16 engl. Meilen nördlich von Katscho; weiterhin wohnen Katschins oder Kansa-Katschins und keine Schans mehr. Im Ganzen stimmen die Nachrichten des indischen Reisenden gut zu denen des Engländers Wilcox aus dem Jahre 1827, welcher sich rühmte, die Quellen des Irawadi entdeckt zu haben und dieselben noch südlich vom 28. Grade nördl. Breite verzeichnete. Daß der tibetische Jaru-dsang-po mit dem Irawadi zusammenhänge, wie noch kürzlich R. Gordon in Rangun behauptet, soll jetzt endgiltig widerlegt sein.

Die Russische geistliche Mission in Japan[1].

L. In Japan existirt eine russische rechtgläubige Mission seit dem Jahre 1871. Chef der Mission ist der frühere Archimandrit und jetzige Bischof Nikolai. Als derselbe im Jahre 1871 in Japan eintraf, gab es daselbst drei rechtgläubige Japanesen. Von Jahr zu Jahr aber hat sich die Thätigkeit der Mission gesteigert und vermehrt; jetzt wird vom Norden Japans an bis zum Süden das Christenthum gepredigt und die Zahl der rechtgläubig getauften oder sich zur Taufe vorbereitenden Japanesen beträgt heute mehr als 6000. Die Zahl derer, welche ohne Christen zu sein die Predigt hören, ist aber viel größer. Im Dienst der Mission sind — außer dem Bischof Nikolai — thätig: 4 Missionäre, 6 Priester, 1 Mönchpriester, 2 Hülfsprediger (Diakonen) und mehr als 90 japanische Prediger. Der Hauptsitz der Mission ist in der neuen Residenz Tokio (Jeddo); daneben besteht eine zweite Station in Hakodate. In Tokio besitzt die Mission ein geistliches Seminar, eine Schule zur Bildung von Predigern; fast alle Lehrgegenstände, sowohl die theologischen wie die allgemein bildenden, werden in russischer Sprache vorgetragen mit alleini-

[1] Nach der „Neuen Zeit" 1881, Nro. 1828. (Russisch.)

ger Ausnahme der Mathematik, welche Japanisch gelehrt wird. Die älteren Schüler können gut Russisch sprechen und noch besser schreiben. Außerdem existirt bei der Mission eine Schule für Mädchen. Die Mission in Hakodate hat auch zwei Schulen, eine für Knaben, die andere für Mädchen, mit japanischer Unterrichtssprache und besonderer Unterrichtsstunde für die, welche Russisch lernen wollen.

Es erscheint auch zwei Mal monatlich in japanischer Sprache mit besonderer Bewilligung der japanischen Regierung ein „Rechtgläubiger kirchlicher Bote“.

Die rechtgläubigen Japaner haben aus eigenen Mitteln, an verschiedenen Gegenden Japans, schon fünf hölzerne Kirchen in russisch-byzantinischem Style erbaut; daneben giebt es ungefähr 20 Bethäuser, welche zum Theil auf Kosten der Japaner, zum Theil mit Unterstützung der russischen Mission aufgeführt sind. An anderen Orten wird zum Bau neuer Gotteshäuser gesammelt.

Mit dem Anfang des nächsten Jahres soll noch eine dritte Station in der Stadt Oasaka, nahe der alten Residenz Kioto, eröffnet werden. Kioto ist das japanische Moskau, besonders in religiöser Beziehung als das Centrum des Buddhismus, welcher im sechsten Jahrhundert in Japan eindrang, bald zu einer bedeutenden Gewalt gelangte und von großem Einfluß auf das Leben des japanischen Volkes wurde. Vor etwa 150 bis 200 Jahren fing der Buddhismus an zu sinken, und seit den 60er Jahren dieses Jahrhunderts, seit der Bekanntschaft der Japaner mit Europa und dem Christenthum, hat er noch mehr an Bedeutung verloren. Nur in Kioto ist die Kraft des Buddhismus ungeschwächt; daß er an vielen Orten Japans noch fest steht, ist nur den zahlreichen buddhistischen Heiligthümern und den mit der Stadt Kioto eng verknüpften religiösen Ueberlieferungen zu danken. Pilgrimme aus allen Enden Japans besuchen in großer Menge Kioto und verbreiten den Ruhm von den großen Tempeln und anderen buddhistischen Heiligthümern. Eine Annäherung von Kioto und ein Einfluß der rechtgläubigen Mission auf die Stadt wird nur durch die Errichtung einer neuen Missionsstation in Oasaka möglich sein. Aus Mangel an Geldmitteln und an russischen Missionären konnte bisher in Oasaka keine Station gegründet werden; jetzt haben sich endlich Leute und Mittel gefunden, jedoch fehlt noch eine einmalige Unterstützung zum Ausbau eines Hauses, einer kleinen Hauskirche und einer Schule.

Afrika.

— Die französische Regierung benutzt die Besetzung von Tunesien sofort, um das ziemlich unbekannte Land aufzunehmen und eine Lücke auszufüllen, welche zu beseitigen sie schon längst sich hätte bewogen fühlen müssen. Denn thatsächlich rührt die bis jetzt vollständigste Karte des an Algerien grenzenden Landes von Prof. Kiepert her (Nouvelle Carte de la Regence de Tunis, Berlin 1881), und es wird noch Jahre dauern, bis wir die jetzt unter Oberst Perrier's Leitung auszuführende Aufnahme in Händen haben werden.

— G. Rohlfs, der gegen Ende Mai in Berlin eintraf, ist nicht durch die nubische Wüste („Globus“ XXXIX, S. 287), sondern über Gondar und Massaua, seinen Ausgangspunkt, von Debra Tabor zurückgekehrt. Dr. Stecker ist daselbst zurückgeblieben, um das Land im Süden und Westen des großen Tsana-Sees kennen zu lernen. Derselbe ist gut ausgerüstet und verfügt über genügende Mittel, um anderthalb Jahre im Lande bleiben zu können.

— Seit einigen Jahren bemüht sich der (unlängst fälschlich todt gesagte) König Johannes von Abessinien, in seinem Reiche eine einzige Religion zur Geltung zu bringen, wie ein Korrespondent in „Die Warte des Tempels“ (1881, Nr. 19) mittheilt. Ein einheitliches kirchliches Dogma war leicht hergestellt, indem sich die Anhänger abweichender Meinungen der Gewalt fügten und seine Orthodoxie annahmen. Dann kamen die zahlreichen Mohammedaner daran. Er erklärte, daß über das mohammedanische Wollo-Land kein mohammedanischer Fürst mehr regieren dürfe, worauf sich die dortigen beiden Imams nebst ihren Häuptlingen und Gefolge taufen ließen. Ebenso mußten überall, wo Mohammedaner zerstreut unter Christen wohnten, erstere übertreten; ihre Moscheen wurden zerstört, neue Kirchen gebaut, und nur wenige von der Geistlichkeit wanderten aus. Schwieriger wurde die Sache in dem fanatischen östlichen Wollo-Lande, welches nur von Mohammedanern bewohnt wird. Im Februar 1880 fiel Johannes dort ein und bekriegte und plünderte sie mit König Menilek von Schoa zusammen, obwohl sie Unterthanen des letztern sind. Wer gefangen wurde und sich nicht taufen lassen wollte, wurde einfach niedergemacht. Sie vertheidigten sich zwar tapfer, mußten aber der Uebermacht weichen, und nachdem ihr fruchtbares Land ausgeraubt und verwüstet war, sich fügen und sich taufen lassen. Doch sind manche entkommen und auch durch andere Flüchtlinge verstärkt worden, so daß sie sich wohl noch öfters erheben werden. In Schoa, wo die Mohammedaner wohl mehr als ein Zehntel der Bevölkerung ausmachen, will man die Christianisirung auch gewaltsam durchführen, was derzeit nur in seinen Anfängen an den Großen geschehen ist; das gemeine landbauende Volk scheint sich leicht fügen zu wollen, jedoch führte es einige Auswanderung herbei. Selbst den Gebrauch des Tabaks hat Johannes als ketzerisch streng verboten; die Uebertreter wurden mit Geißeln, Finger-, Nasen- und Handabschneiden bestraft, einem Manne wurde der Kopf gespalten; einen seiner höheren Beamten und persönlichen Freund, welchen Johannes beim öffentlichen Essen schnupfen sah, erschoß er höchst eigenhändig im Zelt vor allen Beamten und Tischgenossen. Die Leiche wurde an Ort und Stelle im Zelt sogleich verscharrt, dann das Zelt weggenommen und an einer andern Stelle aufgeschlagen. Leuten, auf deren Grundeigenthum man Tabakpflanzen fand, wurde ihr Eigenthum weggenommen u. s. w. Als die Leute trotzdem das Schnupfen im Geheimen nicht unterließen und immer wieder welche von Verräthern angeklagt wurden, so kam er auf die Idee, Kläger und Angeklagte gleich mit 50 Peitschenhieben zu bestrafen, worauf die Sucht zu verrathen nachließ. In Schoa besteht zwar dieses Tabaksverbot auch, allein gleich der erste Ankläger wurde wie der erste Angeklagte mit 50 Peitschenhieben bestraft, was gut wirkte. Der öffentliche Verkauf des Tabaks auf dem Markt ist verboten; auch erhebt man keinen Zoll mehr davon.

Die Folgen der eifrigen Bemühungen des Königs Johannes zur Herstellung eines einheitlichen Dogmas für ganz Abessinien betrafen auch die katholische Mission. Im Juni 1879 wurde der alte katholische Bischof Massaia mit zwei französischen Priestern zu Johannes nach Debra Tabor gerufen, dort ihnen jeder Verkehr mit dem Volk verboten und nach der Regenzeit im Oktober wurden alle drei via Matama des Landes verwiesen. Er sagte ihnen: „Ich dulde durchaus keine römischen Priester in meinem Reich.“

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. II. (Mit sieben Abbildungen.) — E. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. V. (Mit zwei Figuren.) — Dr. Oscar Heyfelder: Ornithologische, botanische und andere Mittheilungen aus Gök-Tepe in der Achal-Teke-Oase. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 15. Juni 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

III.

12. September. Da die Strömung schwach ist, ging die Fahrt an diesem Tage schneller von statten, als an den vorhergehenden. Die Landschaft aber war von großer Einförmigkeit; auf der einen Seite ein $1\frac{1}{2}$ m hoch steil abfallendes Ufer von weißem, stellenweise rothgeflecktem Thone, auf der andern flaches, sumpfiges, mit Wasserpflanzen bedecktes Land, dazu eine Vegetation, die der Zierlichkeit und des Malerischen nicht entbehrt, aber doch nur in Blättern, nicht auch in Blüthen und Früchten große Ueppigkeit entfaltet. Das Thierreich ist gleichfalls schlecht vertreten; Wild ist selten, Schmetterlinge nicht häufig, und seit einer Woche hatte Crevaux keinen Kolibri bemerkt; auf einen Quadratkilometer entfiel hier kaum ein einziger menschlicher Bewohner. Der Oyapok zerfällt, wie auch der Maroni und Yari, in drei scharf geschiedene Theile, deren malerischster, gesundester und an Nahrung reichster an den Wasserfällen liegt, wo es vortreffliche Fische in Menge giebt. Am Maroni ist das derjenige Theil, wohin sich die holländischen Negersklaven geflüchtet haben. Die Gebiete oberhalb wie unterhalb der Fälle, d. h. Quellgebiet und Mündung, sind sumpfig.

13. September. Der Fluß wird immer schmaler und bildet keine Inseln mehr. Kaum, daß noch ab und zu einige Granitfelsen aus ihm emporragen und Stromschnellen bilden, wo sich des Reisenden Begleiter mit dem Schießen von Paku-Fischen belustigten. Gegen 4 Uhr passirten sie einen kleinen, am linken Ufer belegenen Hügel, den Jean Pierre Yauar nennt, weil der Missionär Emonet dort einen großen Jaguar erlegt hat. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Apatu, daß man bis dahin noch kein solches Thier angetroffen habe, was als gutes Zeichen für den Erfolg der Reise anzusehen sei; er erklärte ferner, daß einer der Gründe, weshalb er Crevaux in vollem Vertrauen bis zum Yari gefolgt sei, der gewesen, daß man am ganzen Maroni keinen Jaguar getroffen habe. Wie die Roucouyennes glaubt er, daß sich der Waldteufel in Gestalt des Jaguars zeige, um böse Leute zu verschlingen. Eine halbe Stunde später maß Crevaux oberhalb der Einmündung der Ouarapouroutou die Breite des Stromes mit einer Schnur; er fand ihn 50 m breit, seine Tiefe zwischen 1 und 2 m wechselnd und seine Geschwindigkeit zu weniger als 1 Seemeile.

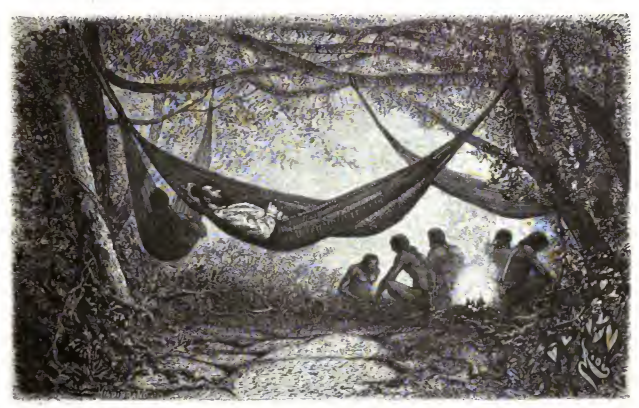
14. September. Die gesammte Mannschaft litt heute an Verdauungsbeschwerden, weil sie von den 20 gestern gefangenen Pakus nicht weniger als 15, d. h. auf den Mann mehr als 1 Kilogramm, gegessen hatte. Der Häuptling Jean Pierre gestand ein, daß er nie diese Stelle besucht habe, ohne aus derselben Ursache an Kolik gelitten zu haben. Die Oyampys begeben sich oft aus weiter Entfernung dorthin, um Pakus zu schießen. — Gegen Mittag stieg Crevaux an das dort etwa 2 m hohe Ufer, um eine Sonnenhöhe zu nehmen; kaum hatte er seine Beobachtung vollendet, als ein Indianer, der im Boote sitzen geblieben war, bemerkte, daß das Ufer zu weichen begann und in den Fluß zu stürzen drohte. Nur wenig fehlte, so wäre Crevaux nebst Apatu und Saba von zwei stürzenden Bäumen mit



Die „Drei Stromschnellen“ im Oyapok. (Nach einer Photographie.)

in den Fluß hinabgerissen worden. — Etwa um zwei Uhr Nachmittags wurden die bisher flachen Ufer höher, die Strömung schneller und bald befanden sich die Boote vor einem prächtigen Falle, den man als „die drei Stromschnellen" bezeichnen könnte, weil das Wasser schäumend und tosend über drei Stufen einer majestätischen Treppe herabfällt. Zu Boote dieses Hinderniß zu überwinden, ist ganz unmöglich; man mußte das Gepäck hinübertragen und die Boote über einen großen Granitfelsen am linken Ufer hinwegschleifen. Bis hierher hatte Jean Pierre früher einmal einen Einwohner von Cayenne, M. Boisin, geführt, um „méou" (Felsenhähne) zu jagen, welche in unseren naturwissenschaftlichen Sammlungen sehr selten, aber in der Umgebung der „drei Stromschnellen" ziemlich gewöhnlich sind. Damals existirte an jener Stelle eine alte weißhaarige Indianerin vom Stamme der Ouayanas, die von Fischfang und der Jagd lebte, ohne mit den Oyampys den geringsten Verkehr zu unterhalten; mit ein wenig Einbildungskraft hätte man sie für die letzte jener Jägerinnen halten können, welche Orellana, der als der Erste Südamerika durchzog, an der Mündung des Trombetas fand. In Folge seiner phantasiereichen Erzählung erhielt bekanntlich der größte Fluß der Erde, der Marañon, den galanten Namen des Amazonenstromes. Diese Nacht schliefen der Reisende und seine Gefährten ruhig beim Geräusche dieses ansehnlichsten von allen Wasserfällen, den er im Oyapok und Maroni angetroffen hatte.

15. September. Oberhalb des Falles fand man sehr ruhiges Wasser; denn die Felsen, über welche dieser Fluß wie die übrigen in Guayana herabstürzen, bilden Dämme



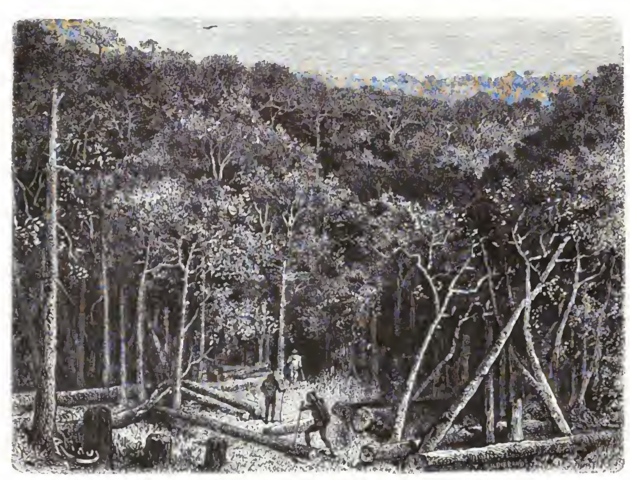
Lager bei den „Drei Stromschnellen". (Nach einer Photographie.)

oder Deiche, welche verhindern, daß die Wasserläufe während der trocknen Jahreszeit, die fünf volle Monate hinter einander andauern kann, völlig austrocknen. Weiter aufwärts ist der Oyapok stellenweise nicht breiter als 40 m bei einer Tiefe von 1,6 m und sehr schwacher Strömung. Große Bäume neigen sich dort, um der Sonnenstrahlen theilhaftig zu werden, weit über das Wasser und verbreiten angenehmen Schatten und Kühlung. Um Mittag aber, wo man den kleinen, doch schwierigen Fall Canaoua (d. h. Boot; von diesem Worte stammt vielleicht das französische canot ab, welches gewöhnlich mit dem niederländischen „kaan", deutschen „Kahn" in Zusammenhang gebracht wird) passirte, herrschte eine unerträgliche Hitze; die Sonnenhöhe betrug 89° 23' und die Temperatur war fast ebenso hoch, wie an der Küste, weil dieses Gebiet noch immer nicht mehr als 90 m über dem Meeresspiegel liegt. Nachmittags wurde die Stromschnelle Itouatin überschritten, wo sich der Fluß in zahlreiche Arme theilt und eine Menge kleiner granitischer Inseln umschließt. Auf einer solchen unweit des Nachtlagers wollte Jean Pierre in seiner Jugend die Reste eines von Missionären errichteten Kreuzes gesehen haben; bei näherere Untersuchung fand sich indessen keine Spur davon mehr vor.

16. September. Oberhalb der Einmündung des Moutaquére sinkt die Breite des Oyapok auf 25 m herab und eine Stunde weiterhin war nach 22tägiger ununterbrochener Bootsfahrt, während welcher man 160 Stunden gefahren und etwa 400 km zurückgelegt hatte, der Anfangspunkt seiner Schiffbarkeit erreicht. Er ist um ein Drittel kürzer, als der schiffbare Theil des Maroni, zu dessen Befahrung Crevaux 33 Tage gebraucht hatte; der Beginn der Schiffbarkeit liegt beim Maroni 110 m hoch, beim Oyapok 90 m. Letztere Stelle heißt „Landeplatz der Banares" und zwar nach der Angewohnheit der Oyampys, jeden Augenblick das Wort „banaré", d. i. Freund, zu gebrauchen.

Crevaux ließ nun eine Hütte errichten und das Gepäck

ausladen, während er sich selbst mit Jean Pierre aufmachte, um eine Oyampy-Niederlassung aufzusuchen. Ein ziemlich betretener Pfad war bald gefunden, nach zweistündigem Eilmarsche aber noch keine Hütte, so daß der Reisende daran verzweifelte, Träger zu erhalten und den Plan faßte, den an Fieber erkrankten Sababodi und zwei Schwarze am Landeplatze zurückzulassen, mit Jean Pierre und drei anderen Negern (Apatu, Stuart und Hopu) aufzubrechen und, falls man Indianer antraf, Jean Pierre zu den Zurückgebliebenen zurückzusenden. Um sich nicht allzu sehr zu beschweren, wurden sämmtliche Wein- und Liqueurflaschen, die der Reisende für Tage der Noth hatte aufsparen wollen, geleert und der Marsala floß hier am obern Oyapok in Strömen. Dann machten sie sich am Morgen des 17. September selbfünf auf den Weg nach Süden. Nach vierstündigem Marsche über flaches, von zahlreichen nach dem Oyapok zufließenden Wasserläufen durchschnittenes Land erreichten sie einen kleinen Hügel und trafen dort auf einen betretenern Pfad; plötzlich blieb Apatu stehen, legte das Ohr auf den Boden und behauptete, in der Ferne den dumpfen Ton einer Axt zu hören. Man ging demselben nach und bemerkte schließlich von einem Hügel aus eine Rothhaut, die so eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt war, daß man sich ihr unbemerkt auf 10 m näherte. Der Wilde aber, welcher Jean Pierre kannte, zeigte keine Ueberraschung, als er die Fremden erblickte. Sein Dorf war nicht weit; bald kreuzte man



Marsch über eine Lichtung im Walde. (Nach einer Photographie.)

eine mit Maniok bepflanzte Lichtung und sah einige Hütten. Der Tamuschi (Häuptling) des Stammes, welcher von Msgr. Emonet auf die Namen Jean Louis getauft worden war, nahm den Reisenden gastlich auf und willigte gegen so und so viele Geschenke darein, ihn mit seinen beiden Frauen und zwei jungen Leuten nach dem Lande der Roucouyennes zu begleiten. Diese Oyampys halten wie die Roucouyennes eine große Menge gezähmter Thiere in ihren Wohnungen, wie Agamis (Trompetenvögel), Hollos, Marayes und blau und -rothe Aras; in dieser zoologischen Sammlung befand sich auch eine in einem Käfige verwahrte junge Harpye (Harpia ferox) etwa von der Größe eines Truthahns, welche Crevaux für ein Messer kaufte, von Apatu todtschlagen ließ und seinen Sammlungen einverleibte. Diesem Vogel (bei den Oyampys „Pia“, bei den Bonis „Gonini“), welcher allen Arten Wild und den giftigsten Schlangen zu Leibe geht, wird von den Indianern eifrig nachgestellt, weil sie seine Federn für ihre Pfeile verwenden.

Nach einem Ruhetage, welchen die Frauen zur Bereitung von Cassave benutzten, wurde die Reise am Morgen des 19. fortgesetzt und schon nach einer Viertelstunde der eine Quellarm des Oyapok, den Crevaux den Crique Leblond zu nennen vorschlägt (8 m breit, $1\frac{1}{2}$ m tief), in einer Höhe von 100 m überschritten. Die Gegend war so wasserreich, daß im Durchschnitt keine fünf Minuten verstrichen, ohne daß man Wasser antraf, bald in Gestalt eines Baches, den man auf einem Baumstamme überschritt, bald eines pripri, d. h. Morastes, in den man bis über die Hüften einsank. Auf den kleinen Hügeln, welche diese zahllosen Gewässer von einander trennen, lagen eine Menge vor Alter umgestürzter



Die Quellen des Oyapok vom Pic Crevaux aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Bäume; niemals aber krümmte ein Indianer den Rücken, um unter solch einem Hindernisse hindurchzuschlüpfen, sondern ging stets darüber weg. Der Grund davon ist der, daß in solchen verwesten Bäumen stets eine Masse Insekten, namentlich Ameisen und Termiten, hausen, welche bei der geringsten Berührung herabfallen. Bald nach Mittag, nachdem man nach Angabe des an Crevaux' Wade befestigten Podometer 14 100 Schritte gemacht, rastete man an einer Stelle, welche früher Landeplatz der Banares gewesen war, und wo ein in Folge einer Epidemie verlassenes Dorf gestanden hatte. Da man nur vier Stunden marschirt war, wollte Crevaux noch nicht für heute Halt machen; aber die Indianer verweigerten die Fortsetzung der Reise, weil sie gestern wenig gegessen und heute nichts als Cassave und etwas Reis hätten. Während also die Vorbereitungen zum Nachtlager getroffen wurden, erbat sich ein junger Indianer, Yami („Schildkröte") mit Namen, des Reisenden Flinte, um auf die Jagd zu gehen; schon nach kurzer Zeit kehrte er mit Beute beladen zurück: er hatte ein Tapir schlafend gefunden, sich mit der Geschicklichkeit und List eines Tigers herangeschlichen, ihm aus nächster Nähe die ganze Ladung Schrot in den Leib gejagt und es sofort getödtet, während sonst selbst Rehposten in einer Entfernung von 7 bis 8 m von dem Dickhäuter abprallen. Das Thier wurde zerlegt und die ganze Nacht hindurch bukanirt; doch nahmen sie das Fleisch nicht mit, sondern vergruben es, sorgfältig mit einer Masse von Blättern umhüllt, in der Erde, um es bei der Rückkehr mitzunehmen.

Am 20. September folgten sie dem Crique Leblond aufwärts bis zu seiner Quelle am Fuße eines großen Granitfelsen, auf welchem sich vier Eindrücke wie von dem Fuße eines großen Jaguar befinden. Die Eingeborenen glauben, daß dieselben von einem Tiger-Zauberer (Yauarpiay) herrühren, der die Quellen des Oyapok bewacht. Crevaux sah jedoch, daß die Höhlungen nicht von Menschenhand herrühren, sondern ein zufälliges Naturspiel sind.

Man hatte von der jetzigen Anfangsstelle der Schiffbarkeit bis zu den Quellen des Oyapok demnach 12 Marschstunden gebraucht, während der frühere Landeplatz nur vier Stunden entfernt gewesen war. Der Oyapok nimmt wie der Maroni seinen Anfang aus einer zahllosen Menge von Bächen, welche am Fuß des Gebirges Tumuc-Humac entspringen; sein Lauf ist mit allen Krümmungen 485 km lang, der des Maroni 680 km. Seine Wassermasse ist größer als die des Rhône und der Loire, obwohl diese eine Länge von 1000 km haben. Nicht die Regenmenge allein macht die Flüsse Guayanas so ansehnlich, sondern auch der undurchlässige Boden; denn nirgends in dem ganzen Lande fehlt der den Indianern für die Herstellung ihrer Gefäße so nöthige Thon.

Der Yauar-Felsen liegt am Fuße eines Berggipfels, an dessen linker Seite der Pfad vorüberführt, welcher die Quellen des Oyapok mit dem Rouapir, einem Zuflusse des in den Yary gehenden Kon, verbindet. Crevaux erstieg denselben mit Apatu unter Führung des jungen Yami und fand auf dem Gipfel, dessen Höhe er zu 330 m bestimmte, und welcher seitdem den Namen des Reisenden führt, eine Lichtung, von wo er das hügelige Quellgebiet des Oyapok zu übersehen vermochte. Diese Granitberge sind die Fortsetzung jenes Gebirgsrückens, den die Geographen Tumuc-Humac oder Cumuc-Humac nennen, während er bei den Indianern den Namen Cumu-Cumu führt. So heißt eine Palme (Oenocarpus bacata), deren schwarze, in warmem Wasser zerquetschte Frucht einen Saft von der Farbe des Milchkaffees liefert, den die Eingeborenen sehr lieben. Im Maroni führt eine Stromschnelle oberhalb des Dorfes Cotica denselben Namen und ebenso ein Berg zwischen den Quellen des Essequibo und des Rio Branco in Britisch-Guayana. Gegen ein Uhr war Crevaux mit seinen beiden Begleitern am Yauar-Felsen zurück, der etwa 60 m tiefer liegt; kaum eine Viertelstunde später stieß er auf eine Quelle, welche nach Süden floß, dem Amazonenstrome zu: es war der Ursprung des Rouapir. Die Wasserscheide zwischen den Gebieten des Oyapok und des Amazonenstromes ist hier etwa 10 Minuten Weges breit, während auf den Karten zwischen beiden noch ein großer, nicht existirender Fluß angegeben ist.

Nach Südwesten vordringend, sah Crevaux den Rouapir durch das Zuströmen zahlloser Quellen sich sichtlich vergrößern und erreichte kurz vor 3 Uhr ein von etwa 30 Oyampys bewohntes Dorf. Dort war der Rouapir schon groß genug, um ihm Gelegenheit zu einem erquickenden Bade zu geben; er maß 6 m in der Breite, 40 cm in der Tiefe und könnte für eine kleine Piroge schon schiffbar sein, wenn man sich die Mühe nehmen wollte, die Bäume, welche seinen Lauf hemmen, abzuhauen. Von dem alten Landungsplatze der Banares am Crique Leblond bis zu dem Punkte, wo der Rouapir schiffbar gemacht werden könnte, ist also nur ein Zwischenraum von 15 km, wenn man alle Krümmungen einrechnet, oder von etwa 10 km in gerader Linie.

Khaibar in Arabien.

Von **Charles M. Doughty.**

Die unten stehende Skizze der Thäler von Khaibar, das in den Anfängen der mohammedanischen Geschichte eine so große Rolle spielte, ist hauptsächlich entworfen nach der Zeichnung meines Gastfreundes Mohammed en-Nedschûmi, der von Medina gebürtig ist, in Khaibar wohnt und auf der Jagd nach wilden Ziegen und Gazellen das ganze Land durchzogen und kennen gelernt hat.

Dschebâl Hadschur ist eine plutonische Gebirgsgegend mit rauhen Thälern, die durch Wadi el-Hadschur zum Wadi el-Humd entwässert. In Ober-Arabien braucht man gewöhnlich das Wort dall'a (Rippe) für „Gebirge", wie in den betreffenden europäischen Sprachen die Worte coast, côte. et-Tubbdsch. Der untere Theil des Hauptthales beginnt sich beim Teiche Ghradir et-Teir zu verengen. Das gesammte Hauptthal heißt Wadi el-Görras und gegen Hedieh zu Wadi es-Sûlsilla.

Ânmar und Mellân sind hohe Berge.

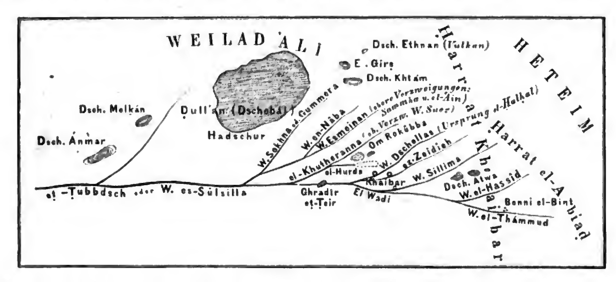
Wadi et-Tubbdsch ist stellenweise so eng, daß ein Dromedarreiter dasselbe nicht passiren kann; es enthält stets etwas Wasser. Zu beiden Seiten steigt das Gebirge steil und hoch an, und zur Regenzeit stürzt das anschwellende Gewässer mit dröhnendem Getöse hindurch. An allen offeneren Stellen des Thales befinden sich verfallene Brunnen und Gebäude alter Ansiedelungen. In den entfernteren

Wadis, die voll wilder Bäume sind, befinden sich große Teiche mit Dickichten von Schilf, Siddr (Akazien) und Dôm-Palmen; in manchen stehen auch ungepflegte Dattelpalmen der Beduinen und Ruinen alter Dörfer.

Der Khaibar-Dörfer giebt es drei; das bedeutendste in der Mitte ist Dscherriat (Kerriat) Bisschr, wo auf einer Basaltklippe sich der Hussn, die Akropolis von Alt-Khaibar, befindet. Auf dem Basaltrande (Figgera) des nächsten Thales gegen Süden liegt ein kleineres Dorf Om Kiba (Dscherriat Allayda) und in dem nächsten Thale nach der andern Seite hin ein Dörfchen el-Asmieh (Dscherriat el-Fedschim [1]). Zwischen dem mittelsten Khaibar-Dorfe und el-Asmieh liegt Kasr en-Nebbi, des Propheten Hütte, die stets in gutem Zustande erhalten wird; dort soll Mohammed von seinem Dromedar abgestiegen sein. Hinter Kasr en-Nebbi auf einem Basaltberge Gerraieh, ein zerstörtes Dorf mit Straßen und kleinen, steinernen Häusern; bei el-Asmieh ein zweites, Dscherriat Abu-Robai. Innerhalb der Mauern des mittelsten Dorfes liegt ein zweites ehrwürdiges Gebäude, die Hauptmoschee der Oase, Mesdschid 'Ali, so genannt nach dem heroischen Tochtermanne Mohammed's und Eroberer des jüdischen Khaibar, ein alter Bau aus rohem Mauerwerk und ohne Mörtel errichtet, während jetzt jene Dorfbewohner und die mohammedanischen Araber im Allgemeinen — mit Ausnahme von el-'Ali — nur mit Lehm bauen. Ein niedriger Thurm dient als Minaret; in dem umgebenden Hofe befinden sich die rohen Gräber der ersten Mohammedaner, Aschâb en-Nebbi, welche im Kampfe für die neue Religion bei der Eroberung der elenden Judenstadt fielen, und wird dort auch täglich Dorfschule gehalten, in welche die schwarzen oder negerähnlichen Kinder geschickt werden, um von einem religiösen Scheich unterrichtet zu werden.

Wadi Dschellas, benannt nach diesem alten Âneifi-Stamme, der früher zu den Besitzern von Khaibar gehörte, jetzt aber mit dem Stamme Ruwalla von demselben Volke vereinigt ist und die nördlichen Wüsten bis an die Grenzen Syriens südwärts von Dschauf und Schkâki bewohnt.

Die Bisschr, die südliche Stammeshälfte der Weilad 'Ali, und die Fedschir, Zwillingsstämme des Beduinenvolkes Âneisi, sind jetzt die nomadischen Grundbesitzer in Khaibar. Sie erhalten die Hälfte der Datteln, während die andere



Hälfte, wie es im ganzen semitischen Oriente gebräuchlich ist, den Bauern, hier Negern von Abkunft, gehört; von der Kornernte beanspruchen sie keinen Antheil. Khaibar, el-Hajât und Howeiat in derselben Harra (Khaibar) sind jetzt alles Negerdörfer im Besitze der nomadischen Âneisi; die heute freien Neger aber sind Abkömmlinge ihrer einstigen Sklaven. Die Aneisibesitzer von Hajât und Howeiat (Scheich Ibn Mudschellad) aber wurden, weil sie Ibn Raschid Widerstand leisteten und sich empörten, aus dem Lande getrieben durch 'Abeid Ibn Raschid, welcher mit seiner Familie unter Oberherrschaft des Fürsten, seines Verwandten, in die Rechte der Vertriebenen eintrat.

El Halhal, Ursprung [2]) des Wadi Dschellas, ist ein offener feuchter Grund mit wenigen Palmen der Beduinen, Schilfdickichten und feinem Binsengras, wo die Kühe von Khaibar, wie in alten Zeiten, geweidet werden.

W. Sillima heißt so von Slîm, einer Art Wüsten-Akazie, welche in großer Menge daselbst wächst.

[1]) In beiden Worten wird dschim für Kof gesprochen, ein bei diesen Beduinen gewöhnlicher Idiotismus. — [2]) Die oberen Verzweigungen der Wadis, welche mehrfach auf der obigen Kartenskizze angegeben sind, heißen bei den Arabern „scheibân" „Gabeln".

Dschebel Atwa, ein als Landmarke dienender Berg mit drei Gipfeln, der aus schaligem, rothem Trapp-Gestein besteht.

Benni el-Bint (des Mädchens Bauwerk) in Wadi Thammud und el-Hassid sind antike kyklopische Dämme quer durch den Thalweg dieser Thäler. Ersterer, ein nicht hoher Damm oder Mauer, liegt nahe dem gewöhnlichen Wege nach Medina. El-Hassid ist pyramidenartig in zurückweichenden Lagen kolossaler Blöcke erbaut; in jeder Lage sind Oeffnungen zwischen den Steinblöcken gelassen, um als Schleusen zu dienen, die nach und nach bei sinkendem Wasserstande geöffnet werden konnten. So geschah in alten Zeiten die Berieselung des tiefer gelegenen Thalbodens. Die Stelle ist vortrefflich gewählt und das Land fruchtbar, sagt Mohammed en-Nedschûmi, welcher vor Jahren nur durch die dauernde Unsicherheit der Gegend abgehalten worden ist, zusammen mit einem andern unternehmenden Manne aus Medina sich dort niederzulassen, den Damm auszubessern und eine Kolonie zu gründen. Zwei Reiter können angeblich auf der Oberfläche des Dammes neben einander reiten. Zehn Meilen jenseits Benni el-Bint liegt ebenfalls ein kleines zerstörtes Dorf, el Gerrâieh, auf der Harra in einem Thale desselben Namens.

Die Luft dieser feuchten Thäler der Harra ist während der ganzen warmen Jahreszeit pestilentialisch. Namentlich im April herrscht unter den Negerkindern große Sterblichkeit, und Weiße können jetzt in Khaibar fast gar nicht leben. Mohammed en-Nedschumi und sein Bruder, die einzigen weißen, aus Medina zugewanderten Bewohner Khaibars, waren sehr kräftige Männer, welche zwar mit dem Leben davon gekommen, aber in Folge der tödtlichen Fieber zusammengebrochen sind, und die Soldaten, meist Syrer, welche letzthin Khaibar von Medina aus besetzten, sind im ersten Sommer fast insgesammt gestorben.

Nach der volksthümlichen Tradition der Dorfbewohner und Beduinen sammelte, nachdem das alte, von Juden bewohnte Khaibar durch Mohammed und seine neue Partei und besonders durch die fabelhaften Heldenthaten seines Schwiegersohnes 'Ali zerstört war, Marhab, ein Sklave des alten Scheich, die Reste des zerstreuten Volkes, und Khaibar begann wiederum bewohnt zu werden. Nun kam einst das Beduinenvolk der Gegend südlich bis Hedieh und el-Medina, die Aneisi, als Freunde nach den Wassern südlich unweit Khaibar und lagerte dort; eine ihrer Jungfrauen aber, welche die Stadt betrat, um dortige Freundinnen zu besuchen — und Jungfrauen sind nach dem großherzigen Gesetze der Wüste unverletzlich —, wurde von dem Sohne des Scheich Marhab gewaltsam ergriffen und entehrt. Als diese Beleidigung und Vergewaltigung ihrer Stammesgenossin bekannt wurde, erklärten die Beduinen den Städtern den Krieg, welche ihnen dreist entgegenritten, aber durch den wüthenden Anprall der Nomaden über den Haufen geworfen wurden. Letztere schlugen ihre früheren Freunde und nunmehrigen Feinde, überfielen ihre Ansiedelungen, rächten sich gründlich an ihnen und zogen dann ab, um wieder in der Wüste herumzuwandern, während die besiegten Dorfbewohner für sie die Palmen besorgen mußten, zu ihrem Unterhalte nur die Hälfte des Ertrages behalten durften und es ihnen verboten war, weiße Frauen aus anderen Städten und Stämmen zu heirathen. Durch Sklavenmütter ist die Bevölkerung deshalb jetzt durchweg zu Schwarzen geworden. Wäre Khaibar ganz mit Palmen bepflanzt, so könnte es wegen des natürlichen Reichthums und der Ausdehnung des Grundes und Bodens fast, glaube ich, mit der Oase von Damaskus verglichen werden. Selbst jetzt noch sind die Palmen so zahlreich, daß sie nicht alle gepflegt werden können; vielmehr wachsen die entfernteren in den nassen Thalgründen wild, da die gesammte Bevölkerung wahrscheinlich noch nicht die Zahl 1000 erreicht. Wunderbar ist es, in dem sonnenverbrannten Arabien diesen Reichthum an Wasser und Schlamm zu sehen, wo die Palmen zum Theil wie wildes Gehölz und ohne Bewässerung gedeihen; Khaibar, sagen denn auch die Nomaden im Scherz und mit einem Wortspiele, sei zusammengesetzt aus den Worten Kheir el-barr, d. i. „des Wüstenlandes Reichthum“. Trotz alledem ist doch ein ansehnlicher Theil des Bodens Subbaka, d. h. Salzgrund, mit Bittersalz überzogen, von Eisen geröthet und für Anbau ungeeignet. Nach Regengüssen findet man Salz auf der ganzen nackten Lava der Harra, und es scheint dort ein vulkanisches Produkt zu sein und von da in die tiefer gelegenen Thäler hinabgespült und dort aufgehäuft zu werden. Die Thäler sehen aus wie weite und nicht tiefe Klüfte voll torfiger Dammerde über Thonboden, die sich in der riesigen Figgera (Basaltrand) öffnen.

Die vielen Quellen, welche unter dem Basaltrande an den Seiten dieser Harrathäler hervorbrechen, führen alle ein flaues, warmes und etwas schwefelhaltiges Wasser. Die Hauptquelle bei dem mittelsten Dorfe, es Sessafa, welche auf dem Lagerplatze der Soldaten von Medina liegt und auf meinen Rath von den Dorfbewohnern während meines dortigen Aufenthaltes erweitert wurde, hat eine Temperatur unmittelbar am Ursprunge von 29° C.; Ain 'Ali, welche der Sage nach durch einen Schwertstreich des alten mohammedanischen Helden entsprang, 27° C.; 'Ain Selelim an dem Menzil („Lagerplatz“) der Allaida-Nomaden (Weilad 'Ali) 28° C. (dieselbe soll nach dem Juden Ibn Sellem benannt sein, welcher dort Land besaß, bei Zeiten und noch vor der Zerstörung von Khaibar zu Mohammed's religiöser Partei übertrat und dabei den Namen 'Abdullah, d. i. Knecht Gottes, empfing). Dort haben die Allaida-Scheichs der südlichen Stammeshälfte der Weilad Ali ihre Lehmhütten für den Sommer. Alle die nomadischen Besitzer, Bisschr, Weilad 'Ali, Fedschir (Fekir oder Fukara) u. s. w., welche alle Stammesverwandte desselben Beduinenvolkes der Aneisi sind, steigen in jedem Hochsommer zur Dattelernte in die Thäler von Khaibar hinab und verweilen etwa 40 Tage dort, empfangen ihren Antheil an den Früchten und ziehen dann, nachdem sie dieselben auf der Harra getrocknet, schwer beladen wieder zu ihren verschiedenen Weidegebieten hinauf. Von diesen Khaibar-Datteln leben sie dann acht Monate lang; dieselben sind klein, weil der Boden zu salzhaltig ist, und weil sie von den ungeduldigen Beduinen zu eilig gepflückt werden; sie unterscheiden sich stets durch ihren moorigen Geschmack, sind aber kühler, als die meisten Sorten dieser hitzigen ungesunden arabischen Nahrung.

Auf der Figgera über Khaibar finden sich viele von jenen alten Gräbern, von denen ich in dem frühern Artikel bei Erwähnung des Wadi Thirba bei Medjin Salih gesprochen habe (s. Globus XXXIX, S. 9). Hier sind dieselben in einfacherer Weise gebaut: es ist nur eine ohne Anwendung von Mörtel errichtete Wölbung mit einem Rande loser Steine, von dieser Form



wie ein großer flacher Hut, der glatt auf der Erde liegt. In einigen derselben sind noch jetzt (menschliche) Gebeine zu finden. In dem Gebiete zwischen Khaibar und Medina und besonders oberhalb und unterhalb Medina finden sich viele zerstörte Steinbauten der früheren Bewohner, welche man nach den alten mosaischen Bewohnern des Landes „Judenhäuser“ nennt.

Khaibar wird nicht zu Hedschaz gerechnet und liegt auch nicht in Nedschd. Nach ihrem Aeußern indessen sind es Hedschaz-Dörfer, und ihre Marktstadt ist Medina in 70 englischen Meilen Entfernung. Auf der ganzen nackten Harra ringsum sind viele rohe Mauern zu sehen, wie von alten Viehgehegen und Gebäuden.

Ich war in Khaibar Gefangener; trotzdem wanderte ich während 2 1/2 Monaten einige Male umher mit jenem Freunde in der Noth, dem ehrenwerthen Mohammed en-Nedschûmi. Wir fanden aber nur zwei sehr kurze alte Inschriften:

Aller Fels ist schwer zu bearbeitender Basalt und hart wie Eisen.

Einige europäische Gelehrte sind der sonderbaren Meinung, daß es noch jetzt jüdische Bewohner in Khaibar gebe und in Arabien vielleicht einige Nachkommen christlicher sowie nicht-mohammedanischer Stämme. Dieser Glauben ist dadurch entstanden, daß man in Europa den Hadsch-Geschichten und der notorischen Fabulirerei der Araber Vertrauen schenkt. Wie es ganz gewöhnlich ist, daß man die mohammedanischen Städtebewohner die Beduinen als Kuffar (Heiden, Ungläubige) bezeichnen hört — nur weil dieselben nicht alle die formalen Gebete hersagen können, in welchem Falle sie lieber gleich annehmen, daß sie überhaupt nicht beten können —, so werfen auch die Nomadenstämme, wenn sie von ihren Nachbarn Uebles reden wollen, denselben vor, daß sie weniger beteten, als sie selbst, und schelten sie mit der ihnen angeborenen Leichtfertigkeit „kuffar“ und „schlechte Musslemîn“. Abgesehen von irgend welchen stammfremden Völkern, wie die Scherrarât, welche Heteim sind, und die eigentlichen Heteim — die alle zwar in Arabien nomadisiren, aber dortselbst nie Beduinen genannt werden — und von allen ausgestoßenen (outcasts) Stämmen, wie die Kaste von Jägern und Kesselflickern es-Solubba und die arabische Schmiedkaste Sunn'a, hört man überall verächtlich sagen: „ma li hum asl“ („Sie sind nicht von Geschlecht“, d. h. vom selben Geschlecht wie wir), was etwa so viel bedeuten mag, als „Sie stammen weder von Ischmael, noch von Kahtan; sie sind nicht echte Araber.“ Man sagt auch: „Wir wissen nicht, wer sie sind; sie stammen von böser Art; wir glauben, sie kommen von Juden und Nasara (Christen) her.“ Alle solche Leute aber werden für immer fern gehalten; sie heirathen weder unter einander noch mit den Beduinen. Die Wahrheit ist mit einem Worte, daß alle Bevölkerung des Hochlandes von Arabien, Beduinen, Sunn'a, Heteim und Solubba, sowie die Bewohner der Städte, Dörfer und Weiler in den Oasen (welche Niederlassungen von Nomadenkolonien sind) nur Musslemîn sind, ergeben unter göttlicher Leitung der Religion Allahs und seines Propheten Mohammed. Es ist nur die boshaft heftige semitische Ausdrucksweise in religiösen Dingen, daß die unwissenderen Leute von denen, welche die Gebete besser inne haben, nicht aber auch ein besseres Leben führen, fanatisch als „reine Heiden und Hunde, die Allah nicht kennen“ bezeichnet werden, so daß man gänzlich irrte, wollte man ihre leichtfertigen Worte buchstäblich verstehen.

Streifereien durch Slavonien.

Von Prof. **E. Kramberger** in Karlstadt.

VI.

Von Požega nach Türkisch-Brod[1]).

Die letzten Augusttage waren merkwürdig bewegt in Požega. Tausende von Wagen kamen in wenigen Tagen hier durch, die ein ununterbrochenes Rollen und ungeheuere Staubwolken verursachten. Es waren die während der Okkupation Bosniens zu Fuhrleistungen beorderten Bauern der Comitate Somogy und Baranya in Ungarn, des Kreutzer Comitates in Kroatien und mehrerer anderer Bezirke in Kroatien und Slavonien, die hier täglich mit 500 bis 600 Wagen durchzogen, einen Tag rasteten und dann weiter nach Brod fuhren. Auf den Plätzen, in allen Höfen und Gasthäusern hielten Tag und Nacht Wagen. Wiehern und Stampfen der ihr Futter verzehrenden Rosse brachten ungemeines Leben in die sonst ziemlich stillen Gassen des Städtchens, dazwischen schallten Flüche der Fuhrleute in kroatischer, deutscher und magyarischer Sprache. Sie gingen ab und zu nach Heu und Hafer fragend und, wenn es nicht anders möglich war, durch Zeichen ihre Wünsche bezeichnend. Ihre Notare kamen nach und brachten Gelder und Weisungen mit. Die Leute gingen, dem Befehle des Staates Folge leistend, theils zagend, theils mit Zuversicht und Trotz, alle aber doch ungern einem unbestimmten Loose entgegen; da sie, aus dem Schoße ihrer Familien gerissen, die dringendsten Arbeiten haben verlassen müssen. Viele waren 4 bis 5 Tage bis hierher unterwegs gewesen; das wohin und wie weit war keinem recht klar. An den versprochenen 2 fl. täglich lag ihnen blutwenig; manche hatten sogar die Pferde ganz ihrem Kutscher anvertraut, oder sogar geschenkt, um nur nicht selbst gehen zu müssen, und waren obendrein noch recht froh, wenn der Diener das Geschenk annahm und ging, denn die verschiedensten Gerüchte über Bosnien kursirten bereits im Lande; die Erzählungen von der Barbarei und Grausamkeit der türkischen Insurgenten flossen aus Jedermanns Munde. Alle klagten daher, daß man ihnen keine Waffen mitgegeben, denn, meinten sie, wer sich wehren könne, gehe am sichersten. In Ueberzeugung dessen wies dieser und jener auf sein scharfes, großes Messer, das er im Stiefelschafte mitgenommen. Die deutschen Kolonisten beklagten nur den wahrscheinlichen Verlust ihres Zugviehes. Sie, die Magyaren und Kroaten des Ludbreger Bezirks, hatten die schönsten Rosse, und besten, geräumigsten Wagen.

Auch die Reservetruppen des Linienregimentes Wetzlar und Husaren zogen durch. Am Rasttage schliffen sie ingrimmig und zähneknirschend ihre Pallasche und Säbel.

Der allgemeine Lärm und das Getümmel schreckte auch mich aus meiner mehrtägigen Ruhe und ich beschloß einen Ausflug nach Brod zu machen, um den großen Kriegsapparat am österreichischen Ufer und die Veränderungen — ich kannte den Ort bereits —, dann aber auch die gegenüberliegende Türkenstadt am rechten Ufer zu sehen. Ich brach also, um dem Staub zu entgehen, in aller Frühe mit einem der Fuhrleute auf; der Mann war recht froh, da er zugleich einiges Geld verdiente. Zuerst berührt man das schon einmal erwähnte Dervišaga, hernach Blacko; beide sind unbedeutende Dörfer, letzteres nur wegen seiner Umgebung wichtig. Im Gebirge nämlich waltet die Dyas-Formation vor. Man fand hier größere Stücke braunen Eisensteins, die über 50 Kilogramm wogen; es giebt also Eisen in diesen Bergen. Bis jetzt wurde noch nichts gethan, um eine Ausbeutung zu versuchen. Eine weiter ge-

[1]) Brod bedeutet Schiff oder Fähre.

gen Südwest angelegte Kohlengrube ging bald wieder ein. Von Blacko erreicht man in wenigen Minuten das auf einer Berglehne gelegene Dorf Biškovci. Oberhalb steckt die zerfallene Burg gleichen Namens im Walde. Sie krönt einen kegelförmigen Hügel am Ende einer an der Straße mündenden Schlucht. Nach den unregelmäßigen Grundrissen des übriggebliebenen Gemäuers zu schließen, ist sie türkisches Werk. Das Volk erzählt auch davon, daß ein Spahija — türkischer Grundherr — darin gewohnt und in den letzten Kämpfen den Platz so lange vertheidigt habe, bis das brennende Schloßdach über ihm zusammengestürzt sei. Man sieht die Reste von der Straße wegen des umgebenden Baumwuchses nicht. Auf guter Straße ging es weiter. Vor Pleternica dehnt sich ein Zwetschengarten aus, in dem es vor gar nicht langer Zeit 11 111 Bäume dieser Gattung gab. Nach einer guten Stunde Fahrt, seit dem Aufbruch von Požega gerechnet, war der Marktflecken erreicht. Er liegt an der Orljava in dem Thale, durch welches der Fluß der Save zueilt. Links erhebt sich das Dilj-, rechts das Požeganer-Gebirge [1]). Pleternica ist recht hübsch, hat wohlgebaute Häuser, eine große, jetzt leer stehende Kavalleriekaserne und etwa 1000 Einwohner. Am Ende des Ortes theilt sich die Straße. Ein Arm führt über Sulkovci; der zweite aber links über die Orljava hinauf auf das Dilj-Gebirge, über Odvorci und das Gebiet des Gradiškaner Bezirkes. Ich wählte den letztern, da er der kürzere ist. Er führt gleich hinter der Orljava-Brücke über Hügel, wird bei Odvorci sehr steil, kann auch nur bei trocknem Wetter und ohne große Ladungen mittels Wagen passirt werden, lohnt aber durch den Ausblick, den man nach zwei Seiten genießt. Die schönste Lage hat die katholische Kirche in Odvorci. An derselben stand eine starke Feste, deren Anfänge in die Römerzeit hineinreichen. Sie beherrschte den Uebergang aus dem Save-Thale in den Požeganer Kessel. Ein im Jahre 1822 gefundener Römerstein trägt den Namen des Kaisers Aemilianus, ein zweiter nur die Jahreszahl 1140. Das Schloß war demnach zur Zeit des ungarischen Königs Geysa II. jedenfalls schon wieder erbaut, wenn nicht dasselbe, das von den Römern herrührte. Eine Zeit hielt sich der Banus Ivan Morović (Maroth) mit einer Söldnerschar in demselben auf. Später, im 15. Jahrhundert, gehörte es der Familie Ujlaki; dann dem König Ladislaus; 1502 zerstörten es die Türken nach hartnäckigem Widerstande, indem sie mit dessen Falle zugleich den Weg nach Požega freibekamen. Seit der Zeit scheint es ein Trümmerhaufen geblieben zu sein, bis auch die Spuren beinahe ganz verschwanden. Ueber den Namen wurden schon verschiedene Meinungen laut. Einige wollen wissen, er sei aus Otvorci (otvoriti = öffnen) entstanden, weil sich hier das Požeganer Thal öffne. Diese Erklärung ist gezwungen und barok. Mich dünkt vielmehr, daß der Name aus der Zeit stamme, als das Schloß ungarischen Großen eigen gewesen. Das slavische „Dvor" — in Montenegros Hauptstadt heißt die Residenz des Fürsten Dvorac — bedeutet Hof, Residenz. Das Wort lautet magyarisirt „Udvar" [2]), und von diesem stammt der wieder vom Slaven aufgenommene Name Odvorci [3]) mit Abschwächung des u in o.

[1]) Das Požeganer-Gebirge besteht aus Eocen; ferner Wetzschiefer und Sandstein, umgeben von tertiären Cerithien-Schichten; ebenso das Dilj-Gebirge.

[2]) Der magyarisch dumpfe a-Laut liegt zwischen a und o. Man unterscheidet davon genau das helle, reine á.

[3]) Nachträglich sei hier bemerkt, daß die Südslaven viele Ortsnamen nur im Plural gebrauchen.

Von hier senkt sich die Straße rasch südwärts und das Auge erblickt mit Vergnügen die grüne Save-Ebene, durch die sich der Fluß dahinschlängelt, und die wohlgefälligen Formen der Motaica am rechten Ufer. Ferne Pappeln zur Linken deuten die Stelle an, wo Brod liegt. Die Fahrt abwärts war bald zu Ende und ich befand mich in Sibinj, am Fuße des Dilj-Gebirges, und somit im Gradiškaner Bezirke. Der Ort ist sehr hübsch, namentlich der Platz mit der Kirche und den gutgebauten Häusern, als auch die Lage selbst freundlich. Nettigkeit und Reinlichkeit sowie eine gewisse wohlthuende Aehnlichkeit der Häuser, deren jedes beinahe einen Brunnen hat, zeichnet die Dörfer des Gradiškaner und Broder Bezirkes aus. Sie stehen zu beiden Seiten der Straße in einer fortlaufenden Reihe, bilden selten eine Nebengasse und sind immer eins von dem andern durch einen niedrigen, parallel mit der Front gezogenen Zaun getrennt. Alle ohne Ausnahme sind rein weiß und von wenigen abgesehen kehren sie ihre Giebelseite nach der Gasse zu, die Längenfronte dem Hof. In diesem befinden sich auch die Nebengebäude. Die Einrichtung gleicht jener in anderen Gegenden Slavoniens. Die Menschenrace kann eine schöne, die der Frauen beider Bezirke kann eine sehr schöne genannt werden. Man wird beim Anblick dieser Gesichter überrascht. Vor allen erfreuen sich einige Orte des Broder Bezirkes, Strizivojno, Kopanica, Cerna, Babinagreda und einige andere, des Rufes besonderer Schönheit der Frauen, von denen schon Bilder unter den Schönheiten Oesterreichs im Künstlerhause zu Wien ausgestellt waren. Sie verstehen es aber auch sich bei den Arbeiten in freier Luft gegen die schwärzenden Sonnenstrahlen zu schützen und bleiben zart und weiß. Die Kleidung ist noch hübscher, als die der Velikanerinnen; die Fältchen der Skute von oben bis unten mit winzigen, weißglänzenden Flitterchen besetzt; den Fuß bedeckt ein zierlicher Schuh von Sammet oder feinem Leder. Um den Hals ist eine Reihe großer, weißer Flittern gelegt; seidene Tücher und Schürzen werden ebenfalls hier getragen. Manche pflegen eine Seite der Skute etwas aufzuschürzen, was ihren feinen Bau errathen läßt. Die Männer sind schlank und viele sehr groß. Eine Eigenthümlichkeit zeigt sich in den Dialekten einiger Dörfer. Man trifft nämlich den Umlaut ü, obgleich die Sprache sonst einen Umlaut oder Diphthong überhaupt nicht kennt.

In Sibinj lagen Husaren; es waren die nach der Affaire von Maglaj hierher zurückgekehrten. Die Straße war ungemein belebt; sie dient für den Eilwagenverkehr von Sissek bis Esseg. Schon als ich Varoš verlassen hatte, zeigte sich über der Save, am bosnischen Ufer, eine riesige Staubwolke auf dem Wege, der nach Doboj führt. Linker Hand liegen niedrige Rebenhügel, die, je weiter man kommt, mehr zurücktreten und sich gegenüber von Brod zu herrlichen, mit Winzerhäuschen besäeten, Weinbergen [1]) gestalten, von deren Fuß die Thurmspitze des so schön gelegenen Dorfes Podvinje herüberblinkt. Da lag Brod vor mir; die Mauern der Festung schimmerten durch die umsäumenden Pappeln, allein die großen Militärbäckereien und Magazine, der kolossale Wagenpark auf dem weithingedehnten Anger vor derselben gaben dem Orte ein fremdartiges Ansehen. Ich glaubte in ein Kriegslager gerathen zu sein. Brod ist nicht groß; aber der sonst 3000 Einwohner zählende Flecken hatte plötzlich die Bevölkerung einer großen Stadt bekommen. Ueberall schreiende, rufende, suchende, fragende, eilende und fluchende Soldaten; Bagagewagen und Fuhrwerke des

[1]) Die Formation des Dilj-Gebirges in dieser Gegend ist tertiärer Leithakalk.

verschiedenartigsten Aussehens; ankommende und abmarschirende Truppenabtheilungen; dazu das Krachen der von den Alleebäumen gehauenen und stürzenden Aeste, die auf Befehl bis zu einer gewissen Höhe geputzt werden mußten, um Verhaue herzustellen und freie Durchsicht zu erhalten; ferner das Gewimmel der Hunderte von Arbeitern auf den Schanzen, die das in den Jahren der Sorglosigkeit und Ruhe darauf gewachsene Gebüsch abhieben und bei der Gelegenheit, gerade als ich vorbeifuhr, einen Fuchs in demselben aufstöberten, ihre Arbeit liegen ließen und dem über die Mauer in den Festungsgraben gestürzten Schleicher Aexte und Spaten nachwarfen, indem sie die unten Arbeitenden zu dessen weiterer Verfolgung aufmunterten; alles das betäubte mich im Augenblicke, der ich seit einiger Zeit die Stille der Gebirgswälder und die Ruhe kleinerer Orte gewohnt war. Ich wollte ein Zimmer, bekam es aber nur aus Gefälligkeit bei einem mir bekannten Wirth auf drei Stunden abgetreten. Das genügte, da ich in kurzer Zeit von der fünfstündigen Fahrt erholt und für neue Ausdauer gestärkt sein wollte. Nach flüchtigem Imbiß und kurzer Ruhe durchstreifte ich zuerst die Stadt. Sie ist ziemlich einfach gebaut; die Häuser, meist niedrig, bieten wenig Anziehendes, nur am Platz in der Nähe des Save-Ufers sind nach dem vorletzten, großen Brande einige elegante, hohe Häuser gebaut worden. Das Kloster ist alt und sieht verwittert aus, ohne indeß baufällig zu sein. Angenehm ist die große Breite der Hauptstraße. In der Nähe des Zollamtes stand der Ponton-Park, dessen Bestimmung die Reise nach Sarajevo und Doboj war. Von da begab ich mich in die Festung. Diese ist klein, doch niedlich; sie enthält nur einige ärarische Gebäude: den Offiziers-Pavillon, die Kanzleien, das Spital, die Magazine für Artillerie und die Kasematten. Es lag hier immer eine kleine Garnison des Broder Regiments, dessen Stab aber in Vinkovci. Gerade bei meiner Anwesenheit war Hafis Pascha in seiner Equipage und eine Abtheilung Insurgenten gefangen eingebracht worden. Unter sehr starker Bedeckung kamen sie an und mußten den Augen des Publikums allsogleich entzogen werden, denn die Volksmassen, erbittert durch die Nachricht von den durch die Türken verübten Grausamkeiten bei Maglaj und Doboj, hatten gedroht sie mit Steinen zu erschlagen. Einige Würfe fielen auch, ohne indeß stark zu verletzen. Als ich die Festung verlassen hatte, lenkte ich meine Schritte dem anstoßenden Save-Ufer zu. Eine lange Reihe von Dampfern reichte bis zur ziemlich weit abwärts aufgeschlagenen Schiffbrücke; Waarenballen waren da aufgehäuft und eine große Menschenmenge wogte hin und her.

Auf dem türkischen Ufer kommt man zuerst zum Čardak (Kordonswachhaus), einem Gebäude von Holz. Der obere Stock diente dem türkischen, aus mehreren Mann bestehenden, Wachposten zum Aufenthaltsorte; das Zimmer ebener Erde ist kleiner; ringsherum laufen Holzsäulen, die den obern Bau tragen. In der Weise sind alle Čardaks an der Grenze gebaut. Neben dem Wachhause weht eine Fahne vom Giebel des gewesenen Zollhauses; der Halbmond mußte dem Doppeladler weichen. Soldaten standen bei beiden Gebäuden, plaudernd und rauchend. Sie hatten auf einige türkische Lafetten angebohrte Holzblöcke gelegt und rothe Fetzen wie Fähnlein auf Stangen daneben gepflanzt. Die Strecke vom Čardak bis zum Flecken Türkisch-Brod (die Türken bezeichnen ihn mit dem pomphaften Titel Varoš-Stadt) beträgt etwa eine Viertelstunde Weges. Man hat sich rechts zu wenden, da er mehr gegen West liegt. Einige kleine Häuschen links am Wege, die mit den landesüblichen Holzgittern an den Fensteröffnungen verunstaltet sind, füllen den Zwischenraum aus. Eines derselben war offen; ein Blick belehrte mich, daß es ein Café sei. Ich blickte durch die Thür und sah mir die Gesellschaft näher an. Der rothe, um den Kopf gewundene Turban, besser gesagt: lange Fetzen, worunter ein Rest zerzausten Haares vom kahlen Schädel hervorsah; das auf der Brust offene Hemd, sowie die verbrannte Hautfarbe; die hageren Gestalten der, mit unterlegten und gekreuzten Beinen, auf den längs der Wände umherstehenden Bänken Sitzenden und deren slavische Bemerkungen ließen mich sogleich eine kleine Anzahl Renegaten erkennen. Diese Leute sind dem Christen gefährlicher, als der Türke selbst. Ihr Fanatismus basirt meistentheils auf Furcht vor jenem, und um den Beweis zu liefern, daß er es mit dem Glauben ehrlich meine, ist er grausamer, als jener selbst. Und doch erkennt der Nachkomme des Asiaten im Renegaten ganz richtig nur das, was er ist; hat auch schon oft gegen diesen seinen Glaubensgenossen Front gemacht. Uebrigens giebt es Fälle, wo Renegaten, wenn sie es ungescheut thun konnten und nicht fürchteten verrathen zu werden, bekannten, daß ihre Großeltern oder Ahnen Christen gewesen seien, und opferten Münzen in christliche Kirchen. Das klingt allerdings ein wenig unglaublich, ist aber doch wahr. Ich bin überzeugt, daß der Koran, wenn die Verhältnisse günstig bleiben, allgemach alle diese seine slavischen Anhänger verlieren wird. Der Christ dieser Gegend ist armselig gekleidet; ein vor der Brust offenes Hemd; leinene Hosen mit ungeheurem Zwickel, die ein breiter Ledergürtel festhält; ein fettgetränktes Fez, weiter hat der arme Bosnier nichts. Der Kaufmann hingegen ist gut, nach türkischer Weise, gekleidet; auch die gemeinen Weiber sind besser angezogen, als ihre Männer; an den Aermeln der Hemden tragen sie in der Ellenbogengegend rothe Kreuze angenäht.

Türkisch-Brod mit seinen krummen, schmutzigen Gassen; den hohen, Einsturz drohenden Zäunen und den dahinter stehenden Holzhäusern mit Holzgittern und zerbrochenen Fensterscheiben, den verschütteten Graben und dem einzigen Minaret macht einen miserablen Eindruck. Nur die Čaršija, der Theil, in dem sich die Buden befinden, ist etwas besser; in letzteren ist wenig zu sehen: Tabak in Glasstürzen, in Päckchen und Pfeifen in der einen; die zweite hat nur Fetze; in einer dritten liegen Gürtel und Papuče (Pantoffeln) und in einer lagen gar nur sieben Wassermelonen zum Verkaufe aus. „Je li to sve?“ (Ist das Alles?) fragte ich den Renegaten, auf seine Waare deutend. „„Vala est““ (Freilich ja) war die Antwort. Er lud mich zum Sitzen ein. Ich that es, indem ich mich auf den Deckel, der, wenn emporgehoben, die Bude auch zugleich abschließt, neben ihm niederließ und mit ihm über Verschiedenes, nur über die Okkupation kein Wort sprach; denn ich zog es vor meine Beobachtungen zu machen, als seine Lügen anzuhören; er hätte seine Gedanken kaum verrathen. Einige waffenlose türkische Offiziere gingen düster schweigend vorüber; an den Stiefeln hatten sie noch Papuče. Auch ein Hodža, Priester und Kirchendiener, der zum Gebete ruft, schritt würdevoll vorüber; sein Turban und Kaftan waren einst weiß gewesen, jetzt von undeutlichem Farbenspiel. Aus einem gegenüberliegenden Hause sah ich vermummte Köpfe hinter den Gittern hervorlugen, sobald ich jedoch den Blick dahinwandte, gleich wieder verschwinden. Es waren mohammedanische Frauen. Ueber die Türkinnen ist schon so viel geschrieben worden, daß wir uns eine abermalige Erörterung dieses Stoffes füglich erlassen können; unwillkürlich aber schwebte mir ein Gespräch vor, das ich einmal mit einem reichen Türken hatte und das den Grad der Achtung des Moslims gegen seine Frau deutlich kennzeichnet und daher verdient erwähnt zu werden. Der Mann war Mehmed Arnaut Effendi aus Berbir (Türkisch-Gradiška). Nachdem er mich

gefragt hatte, was bei uns in Oesterreich „in der lateinischen Schule“ gelehrt werde, erwiderte er, befriedigt durch meine Antwort, auf meine Gegenfrage: Unsere Kinder in der Türkei lernen Verschiedenes. Das Wort „Verschiedenes“ ist ein dehnbares und der kluge Mann hatte es darum gewählt, weil er unmöglich sagen konnte: Sie lernen blutwenig oder nichts. Ich ging von dem Thema ab und berührte ein zweites.

„Effendi (Herr), wie viele Weiber dürfet ihr halten?“ „„So viel irgend einer ernähren kann.““ — „Wie viel hast Du?“ — „„Drei.““ — „Da giebt es denn doch hier und da Streit unter ihnen.“ — „„Nie! denn sie fürchten mich, und wenn ich übrigens Geschenke an sie vertheile, so bekommen alle drei das Gleiche.““ — „Das ist klug. Und — fragte ich weiter — welcher übergiebst Du die Kinder, wenn eine von ihnen sterben sollte?“ Arnaut antwortete mit verächtlichem Blick: „„Pa neka crkne,““ wörtlich: So möge sie krepiren. Diese Worte bedürfen keines Kommentars und die zarten Gefühle Arnaut's theilen viele Mohammedaner. So mochte es auch mit den Lauscherinnen da drüben stehen.

Schon seit geraumer Zeit drang ein widriges Quitschen zu meinen Ohren; was ich vermuthet hatte, traf ein. Eine lange Wagenreihe, von schönem Hornvieh gezogen und von schreienden Bosniern dirigirt, kam daher. Die Leute fuhren Schotter zum Straßenbau. Was war das für Schotter! Ein Häufchen Stein, halb mit Erde und Stroh vermengt, das keine 25 Kilo wog, wofür aber 2 Gulden Fuhrlohn gezahlt wurden. Die Geniesoldaten, welche am Bau der Straße nach Doboj arbeiteten, klagten über die mangelhafte Zufuhr. Ich bemerkte, daß sich mit solchen Wagen schwerlich mehr auf einmal fortschaffen lasse. Auf hohen Rädern nämlich, die aus einer Scheibe bestehen oder oval und sogar eckig geformt sind, liegt ein winziger, viereckiger Kasten. Die Holzachsen des Gestelles, ungeschmiert, verursachen das weithin hörbare, unausstehliche Quitschen. Jeder Hauseigenthümer übrigens mußte den auf ihn entfallenden Kostenantheil für Straßenherstellung aus Eigenem tragen. Einige türkische Offiziere mit den Ortsältesten maßen die Frontenlänge jedes Hauses ungefähr ab und schlugen zur Bezeichnung des Endpunktes ein Loch in den Zaun. In der Čaršija traf ich auch ein neuentstandenes Gasthaus; wenigstens hieß es am Schilde: Daitsches Gasthaus. Der Titel versprach, nach der Rechtschreibung zu schließen, nicht viel; im Innern — ich wagte einen Blick hinein — sah es nicht empfehlend aus und einige auf den Bänken lungernde Gestalten, abenteuernden, verwahrlosten Handwerksburschen ähnlich, schreckten mich vollends ab einzutreten; ich ahnte kriechendes Geziefer. Der Wirth war ein Jude. Ich begab mich, mit einer türkischen Pfeife als Einkaufstrophäe ausgerüstet, auf den Rückweg, mußte aber am schmalen Eingang zur Čaršija erst lange warten, bis ein endloser Wagenzug mit Militärgepäck und Proviant nach Sarajevo vorbei war. Streifpatrouillen, größere und kleinere Trupps Soldaten zu Wagen und zu Fuß, Verwundete aus Doboj kamen alle Augenblicke vorüber. Müde kam ich am vorgeschrittenen Nachmittage wieder im österreichischen Brod an und beeilte mich mit der Rückfahrt nach Požega.

Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rücksichtlich der Niederlassung von Deutschen auf demselben.

Von **Carl Lamp**.

Man macht sich in der Regel übertriebene Vorstellungen über die Ertragsfähigkeit tropischer Ländereien. Die Reisenden tragen hieran viel Schuld. Sie sehen meistens die tropische Natur entweder mit dem Auge des urtheilslos bewundernden Naturfreundes (auch wohl eines Menschen, der nur so thut, dessen erlogene Begeisterung man übrigens leicht erkennt) oder des systematisch eintheilenden Naturforschers, selten mit dem des Volks- und Landwirths an, dessen Ziel es ist, zu erkunden, welchen Nutzen sie dem Menschen gewähre.

Reiche nachhaltige Fruchtbarkeit findet sich in den Tropen nur da, wo sich dem stets glühenden Sonnenbrande die Bedingungen einer tiefen Ackererde und reichlicher Niederschläge zugesellen. Das ist lange nicht überall der Fall und wo es sich findet, da tritt eine andere Schwierigkeit ein. Dieselbe Ueppigkeit der Pflanzenwelt, welche dem Ansiedler als Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens, aus dem sie ihre Kräfte saugt, hochwillkommen ist, tritt ihm zugleich als der ärgste Feind entgegen. Um eine gegebene Fläche Landes mit üppiger freiwillig emporgewachsener tropischer Vegetation für diejenige, welche der Mensch ihr aufdringen will, frei zu machen, bedarf es viel größerer und, um sie frei zu halten, anhaltenderer Arbeit, als ein gleich großes Stück in den gemäßigten Breiten beanspruchen würde. Wer nichts als Bananen von der Natur verlangt, mag sie gewähren lassen; er kann sich darauf beschränken, das einzusammeln, was sie freiwillig gewährt. Wer aber mehr heischt, muß sich auf einen harten Kampf mit ihr gefaßt machen. Mit welchem Hasse die tropische Pflanzenwelt über eine vernachlässigte oder gar verlassene Rodung von Menschenhand herfällt, und in wie kurzer Zeit sie dieselbe überwuchert, das kann man am besten nachlesen in der „Reise in Peru“ von Pöppig, der, nebenbei gesagt, das, was er gesehen, seinen Lesern anschaulicher als vielleicht irgend ein Anderer vor die Augen zu stellen weiß.

Andersartige Uebelstände finden sich in denjenigen tropischen Gegenden, welche entweder im Jahre nur sechs Monate lang Niederschläge empfangen oder gar im Regenschatten liegen. Hier verlangt der Zucker, der Kaffee und anderes künstliche Bewässerung und diese wiederum einen bedeutenden Aufwand von Arbeitskraft.

Also, Wassermangel an einigen, überwuchernde Pflanzenfülle an anderen Stellen, das sind die wichtigsten der Ursachen, welche dem Ansiedler in den Tropen die Arbeit erschweren und deren Ertrag verringern. Daneben wird ihm die Kraft zur Arbeit nicht selten durch Krankheiten ganz brach gelegt. Die Fieber verschonen nicht einmal den eingeborenen Arbeiter. Den Europäer, der mit eigener körperlicher Arbeit sich zu ernähren hätte, würden sie zu Grunde richten. Daher kann nach meiner Meinung von einer massenhaften Ansiedelung europäischer Ackerbauer in den Tropen nicht die Rede sein. Uebrigens fällt es unseren

Bauern auch gar nicht ein, dahin, anstatt nach den Vereinigten Staaten auszuwandern, und eingeredet soll es ihnen hier nicht werden; nur Südbrasilien verdient vielleicht in dieser Beziehung ein günstigeres Urtheil. Solchen aber, die einiges Kapital besitzen und es in Grundbesitz anzulegen wünschen, darf jedenfalls mit gutem Gewissen empfohlen werden, dies in tropischen Ländern zu thun.

Es giebt in Deutschland, speciell z. B. in Schleswig-Holstein, eine Ueberzahl derartiger Leute. Die überaus starke Nachfrage nach Grundbesitz beweist es. In Folge davon wird derselbe mit Preisen bezahlt, welche weit über seinen wirklichen Werth hinausgehen. Das Ergebniß ist, daß ein großer Theil des Kapitals und der schaffenden Kraft zahlreicher Menschen brach gelegt wird. Ein unberechenbarer Schade für sie selbst und mittelbar für das Gemeinwesen! Abzuhelfen ist dem nur durch Auswanderung.

Nun werden aber Leute, die einiges Vermögen, Bildung und entsprechende Ansprüche haben, auch unter sonst ungünstigen Umständen lieber zu Hause bleiben, als daß sie nach Nordamerika gehen. Man kann ihnen dies nicht verargen. Die gesellschaftliche Gleichheit und die Flegelei, die sie häufig im Gefolge hat, kann ihnen nicht gefallen. Sie würden sich dort in der Masse verlieren oder vielleicht, als „lateinische Bauern", übel fahren. Das Alles ist ganz anders im tropischen Amerika. Unter den dunkelfarbigen Menschen desselben ist nach einem spanischen Sprichworte (todo blanco es caballero): „jeder Weiße ein Edelmann" und er kann dort, kann man hinzufügen, ein Lehrmeister sein. Alle Vortheile, welche sonst die Ansiedelung hier bietet, treffen in diesem Punkte zusammen.

Zunächst fällt damit, zum Theil wenigstens, für den Europäer die Unsicherheit von Leben und Eigenthum weg, die man im Uebrigen mit Recht den spanisch-indischen Ländern vorwirft. Nämlich in so losen Verbänden, wie diese Länder sind, müssen die Starken besser und die Schwachen schlechter fahren, als sie es in fester Staatsordnung thun, welche die Masse der Schwachen vor den Starken schirmt, indem sie Jeden in enge Schranken zwängt, die er nicht übersteigen darf.

Nun gehören aber die Europäer unter allen Umständen zu den Starken. Wenn man unter „Wildheit" einen hohen Grad von Begehrlichkeit und die Kraft, deren Ziel zu erreichen, verstehen kann, so sind die Europäer viel wilder als die demüthigen „kleinen Indier" (inditos) von Mexiko und Peru. Unheimlicher vielleicht sind solche Gegenden, unter deren Bevölkerung das afrikanische Blut stark vertreten ist oder vorherrscht.

Das Land ist billig. Natürlich sind je nach dem Grade seiner Ergiebigkeit, je nach seiner Brauchbarkeit für eine mehr oder minder ergiebige Nutzpflanze, nach seiner Wasserfülle, nach seiner Entfernung vom Markt die Preise sehr verschieden. Es hat darum keinen Sinn, hier deren anzugeben. Was allein wesentlich ist, es kann gesagt werden, daß mit einer Summe, die in Holstein ein Bauerhof kostet, im tropischen Amerika sich wohl ein kleines Fürstenthum kaufen läßt.

Ebenso kommt die Arbeit im Ganzen billig zu stehen und die einheimischen Arbeiter leisten viel mehr, als man gemeiniglich denkt. Noch weniger als an Rührigkeit mangelt es ihnen an Einsicht. Man hüte sich, im Allgemeinen gesagt, vor den klugen Leuten, welche auf Grund höherer Bildung über eine zurückgebliebene Bevölkerung aburtheilen. In jedem Lande wissen die Eingeborenen, die seit vielen Geschlechtern mit ihm Eins geworden sind, am besten, wie einem Felde mit möglichst geringem Aufwand ein möglichst großer Ertrag abzugewinnen sei. Und dies ist doch unter gewöhnlichen Umständen in erster Linie das, was den guten Landwirth kennzeichnet. Auch die Indier und Mischlinge des tropischen Amerika sind keineswegs so einfältig, daß ein Europäer, der sich unter oder vielmehr über ihnen anzusiedeln und ihre Arbeitskraft zu nutzen gedenkt, nichts von ihnen zu lernen hätte. Im Gegentheil, er wird in den rein praktischen Dingen fast Alles von ihnen zu lernen haben und gut thun, wenn er den guten Willen dazu mitbringt und sich nicht etwa einbildet, daß er die Eingeborenen auf die Höhe seiner landwirthschaftlichen Theorien zu heben habe. Was er selbst außer einsichtiger Aufsicht, welche die Hauptsache ist, aus sich heraus als Landwirth noch leisten kann, ist unter Umständen die Anwendung vervollkommneter Maschinen. Aber er hüte sich davor, hierin zu viel zu thun! Jeder Landmann weiß, wie viele landwirthschaftliche Maschinen bei uns auf die Seite gestellt worden sind, seit die Handarbeit wieder billiger zu haben ist. Nun wohl, im tropischen Amerika verfallen Maschinen diesem Schicksale noch viel leichter und haben außerdem dort mit Friktionen zu kämpfen, welche man bei uns nicht kennt. Ich will ein Beispiel anführen. Ein reicher Grundherr in der tierra fria Mexikos hatte sich vor einigen Jahren mit schweren Kosten von Amerika eine Dampfdreschmaschine kommen lassen. Sie erwies sich von Anfang an als unpraktisch. Denn es zeigte sich, daß, um sie von einem Felde der meilenweit ausgedehnten Hacienda auf den schlechten Wegen nach dem andern zu bringen, ebenso viele Thiere erforderlich waren — und selbst dann war es nicht immer möglich — als vorher hingereicht hatten, um das Korn nach der landesüblichen Weise auszutreten.

Die Moral von alledem ist, daß der fremde Ansiedler sich der Art von Land und Leuten anzupassen hat. Wenn er das thut, wird er bald heimisch werden. Denn die Eingeborenen, die seit fast 400 Jahren ihre Herren immerfort von Europa empfangen haben, sind nicht gewohnt, einen Europäer als nicht hingehörig anzusehen. Sie verargen es ihm auch durchaus nicht, wenn er in Verbindung mit seinem Mutterlande bleibt. Denn die Republiken des spanisch-indischen Amerika sind keine Nationalitäten, keine Staaten, sondern nichts als sehr lose Gesellschaften von Menschen verschiedener Race und Bestrebungen, die sich noch nicht auseinandergesetzt haben. Ein Europäer, der auf der einen Seite auf die Art der Eingeborenen einzugehen weiß, auf der andern aber doch immer seine höhere Stellung als Europäer wahrt, der dazu auf Grundbesitz oder auf hervorragende Begabung fußen kann, hat in jenen Ländern gleiches Ansehen, wie bei uns etwa ein Fürst. Wenigstens gilt dies für Mexiko, das ich aus bester Erfahrung kenne und an das ich daher bei diesen Ausführungen hauptsächlich denke. Außer in Mexiko ist noch in Centralamerika, in Columbia und Venezuela viel Raum und gute Gelegenheit für gebildete, vermögende und, was auch dazu gehört, unternehmende Leute. Was den Vorschlag an solche, sich in den genannten Ländern niederzulassen, praktisch macht, ist der Umstand, daß in ihnen unter den großen Kaufleuten Deutsche die erste, eine höchst angesehene Rolle spielen und daß überall in Deutschland in erreichbarer Nähe Leute zu finden sind, welche drüben geweilt haben und, da die dort verbrachte Zeit ihnen in der Regel als die stolzeste ihres Lebens vorschwebt, gern bereit sind, solchen, die dahin auswandern wollen, mit bestem Rath an die Hand zu gehen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Mr. Beardall, welcher im Auftrage des Sultans von Zanzibar die Flüsse Lufidschi und Uranga untersuchen sollte (s. „Globus" XXXIX, S. 256), hat seine Aufgabe bereits gelöst und ist nach Zanzibar zurückgekehrt. Der Uranga ist die ersten 80 engl. Meilen von seiner Mündung in den Lufidschi an durch Felsen und Stromschnellen versperrt und ist deswegen als Wasserstraße in das Innere nicht zu gebrauchen, zumal er durch eine anscheinend öde und dünn bevölkerte Gegend fließt.

— Dr. P. Pogge und Lieutenant Wismann sind am 25. Januar dieses Jahres in Malange eingetroffen, konnten aber nicht, wie es ihre Absicht gewesen war, sofort weiter nach Osten reisen, weil die Gebrüder Machado, Pogge's alte Gastfreunde, schlecht mit Waaren versehen waren und erst wieder neue für seine Ausrüstung kommen lassen mußten. Malange wie auch Pungo Andongo sind in den letzten vier Jahren bedeutend herabgekommen, und zwar dadurch, daß die Landesprodukte in Europa im Preise gesunken sind, während die Neger aus dem Innern unbekümmert die alten Preise fordern. In Folge dessen ziehen die Eingeborenen, für welche die Zeit keinen Werth hat, es vor, in Dondo zu verkaufen, wo die Händler bessere Preise zahlen können, weil sie auf dem Quanza direkten Schiffstransport über Loanda nach Europa haben. Dadurch hebt sich Dondo, während die in Malange und Pungo Andongo früher ansässigen Weißen theils gestorben, theils fortgezogen sind. Am 20. Februar traf Herr von Mechow, am 8. März Dr. Buchner auf der Rückreise nach Loanda in Malange ein.

— Stanley's neue Station am nördlichen Ufer des Kongo hat nach den benachbarten Fällen den Namen Isangila erhalten. Sie ist nur 30 engl. Meilen von seiner ersten Station Vivi entfernt; trotzdem hat es viel Mühe gekostet, die verschiedenen Vorräthe und Baumaterialien über Berge und durch dichten Wald dahin zu schaffen. Stanley's jetziges Operiren steht durch seine Langsamkeit in geradem Gegensatze zu der Schnelligkeit seiner früheren Expeditionen.

— Schnelle Fortschritte macht die unter Mr. McCall's Leitung stehende Livingstone (Congo) Inland Mission, welche am untern Kongo bereits vier Stationen besitzt, soeben eine fünfte, Manjanga, oberhalb der Jellala-Fälle errichtet hat, und die noch vor Ablauf dieses Jahres sich am Stanley Pool festzusetzen hofft. Am südlichen Ufer des Stromes stößt dagegen die Baptist Missionary Society fortgesetzt auf Hindernisse: ein zweiter Versuch des Rev. T. J. Comber (s. „Globus" XXXIX, S. 121) von San Salvador aus über Makuta den Stanley Pool zu erreichen, ist gleichfalls gescheitert, und zwar hauptsächlich an der Feigheit seiner Kru-Träger. Er will nun den Versuch machen, sein Operationsfeld gleichfalls auf das nördliche Ufer des Kongo zu verlegen.

— J. M. Hildebrandt schreibt vom 23. Februar dieses Jahres aus Fianarantsoa auf Madagaskar, daß er am 17. Januar von der Hova-Hauptstadt Antananarivo nach Süden aufgebrochen ist und im Ankaratra-Gebirge große zoologische und botanische Sammlungen, besonders auch an Orchideen, gemacht hat, bis ihn der unaufhörliche Regen in die Ebene zurücktrieb.

— In Neapel sind am 14. Mai die beiden Afrika-Reisenden Graf Pennazzi und Kap. Bessone eingetroffen, letzterer einer der gebildetsten Offiziere der italienischen Armee. Ihre letzte Reise ging von Massaua über Kassala und Gedaref nach Galabat (am Atbara und der abessinischen Grenze). In letzterer Landschaft haben sie eingehende Studien über den aus Senaar nach Abessinien und den nördlichen Galla-Ländern gehenden Waarenverkehr gemacht. Außerdem erforschten sie den Lauf der beiden Nebenflüsse des Blauen Nil, des Dinder und des Ra'ad von der abessinischen Grenze bis zu ihrer Mündung in den Nil bei Abu Harras. Ihre topographische Aufnahme und statistische Notizen sollen nächstens veröffentlicht werden. „Für die politische Niederlage in Tunis — sagt die „A.-Z.", welche diese Nachricht bringt — werden die Italiener, wenn sie klug und konsequent sich zeigen, mit der Zeit eine kommerzielle Revanche in Nubien und Abessinien nehmen."

— Wie „L'Exploration" (Nr. 226) aus Sfax in Tunesien meldet, wäre die italienische Expedition nach der Cyrenaica unter Hauptman Camperio (vergl. „Globus" XXXIX, S. 63) völlig gescheitert. Das Haupt der Senussi-Sekte wies die angebotenen Geschenke zurück, und Camperio's Ausflug in den Dschebel-el-Achdar erbitterte die mißtrauischen Eingeborenen statt sie Italien geneigt zu machen. Camperio ist bereits heimgekehrt, während Hauptmann Bottiglia und Dr. Opoli noch in Benghazi verweilen. So viel steht jedenfalls fest, daß die italienischen Annexionsgelüste in der Cyrenaica selbst wie bei der Pforte auf ganz entschiedene Abneigung gestoßen sind.

— Der italienische Reisende Giulietti, welcher bereits eine glückliche Reise von Zeila nach Harrar ausgeführt hatte, unternahm es unlängst, von 10 Seeleuten unter dem Marinelieutenant Biglieri begleitet, von dem ägyptischen Küstenplatz Belul aus (nördlich der Asab-Bai), den Gualima-Fluß im Lande der Asubo-Galla und den Aussa-See zu erforschen. Die Eskorte war ihm durch den Kommandanten des in der Assab-Bai stationirten italienischen Kriegsschiffes bewilligt worden. Diese Expedition ist nach den neuesten Nachrichten von den Eingeborenen überfallen und gänzlich aufgerieben worden.

— Dr. Junker hat seine Rundreise durch die südlichen Njamnjam-Länder glücklich vollendet und ist dabei über den fernsten, von Schweinfurth erreichten Punkt hinaus nach Süden vorgedrungen. Nach seinen letzten Briefen vom December 1880 und Anfang Januar 1881, welche in „Petermann's Mittheilungen" (1881, S. 208 ff.) abgedruckt sind, hat er die Erforschung des Njamnjam-Gebietes mit Erfolg weiter geführt, stand zu Anfang des laufenden Jahres im Begriffe, eine neue Station weiter im Südosten zu Bakangöi, südlich vom Uëlle, dem fernsten von Miani erreichten Punkte, zu errichten und von dort aus seine Reisen nach Westen oder Süden auszudehnen. (Vergl. „Globus" XXXIX, S. 256.)

— Ein wahrhaft vernichtendes Urtheil spricht Joseph Thomson in seinem Reisewerke über die belgischen Afrika-Expeditionen aus, „deren Mißerfolg sich leicht aus dem Fehlen aller Sorgfalt und gesunden Menschenverstandes nicht nur hinsichtlich der hinausgesendeten Männer, sondern auch der Ausrüstung und Organisirung der Karawanen erklären läßt". „Die Anführer," sagt er, „sind in Zanzibar angelangt entweder mit vollkommenster Unkenntniß, oder mit der äußersten Gleichgiltigkeit gegen die Erfordernisse ihrer Aufgabe." Karema, ihre Station am Tanganjika-See, „von wo dem in Finsterniß versunkenen Neger Civilisation, Christenthum, Handel und alles Gute und Große gebracht, wo der müde Reisende aufgenommen, ermuthigt und zu seinem Werke gestärkt, mit Vorräthen ausgerüstet und mit Trägern versehen; was zu einem Mittelpunkte gemacht wer-

den soll, von dem das Beste und Empfehlenswertheste in der europäischen Civilisation ausstrahlen soll" — dies Karema „liegt in einem Sumpfe, umgeben von einem breiten Streifen unbewohnter Wüste mit Bergen ringsum und umringt von räuberischen Häuptlingen". Erschreckliche Befestigungen sind auf einem Berge an der Mündung des Musamwira-Flusses errichtet worden, „als wenn eine europäische Armee mit schwerem Belagerungsgeschütze herannahte". Zu diesem verlassenen Orte führen keine Handelsstraßen, und auch zu Wasser kann man sich ihm nur schwer nahen. Und als wäre es an diesen Nachtheilen noch nicht genug, so haben es die Belgier „verstanden, höchst feindselige Gefühle gegen sich zu erregen; kein einziger Eingeborener wird auch nur den kleinen Finger rühren, um ihnen aus Zuneigung oder für Geld zu helfen, so daß alles durch theuer bezahlte Wasuaheli von der Küste verrichtet werden muß". Dieser Tadel mag streng sein, aber er ist nicht unverdient, und getrost kann man es aussprechen, daß die belgische Association trotz der großen Opfer an Menschen und Geld bis jetzt so gut wie noch nichts für die Erforschung Afrikas geleistet hat.

(The Athenaeum, 21. Mai 1881.)

— Joseph Thomson's Reisewerk ist soeben unter dem Titel: „To the Central African Lakes and back" erschienen. Mit den Hauptumrissen seiner Expedition sind unsere Leser bereits bekannt; doch möchten wir hier auf ein interessantes Ergebniß dieser vom Glück begünstigten Reise hinweisen. Die von Thomson gesammelten Muscheln vom Tanganjika-See bestätigen seine auf geologische Gründe basirte Annahme, daß dort einst ein großes Binnenmeer existirte, welches das gesammte Kongo-Becken vom Tanganjika-See bis zu den Gebirgen an der Westküste bedeckte. Viele der Tanganjika-Muscheln zeigen deutlich die Merkmale modificirter Meeresformen. Dieses Binnenmeer füllte bei der Hebung des Kontinentes das innere Becken von Afrika aus und blieb salzig, bis es durch den Durchbruch des Kongo nach Westen oder noch schneller durch das Thal des Zambesi nach Osten hin sich entleerte. Der Njassa-See stand mit demselben offenbar in keinem Zusammenhange, da er eine ganz verschiedene konchologische Fauna aufweist.

— Die Expedition Gallieni, welche mit König Amadhu von Segu einen für Frankreich günstigen Vertrag abgeschlossen hat (s. „Globus" XXXIX, S. 176 und 384), ist nach langer Abwesenheit in S. Louis wieder eingetroffen. Das Recht, in Segu Niederlassungen zu errichten, ist für Frankreich reservirt, welches in Segu einen Vertreter ernennen wird. Der Sultan erhält dafür 1200 Gewehre, 4 Kanonen und jährlich 25 000 Francs.

Australien.

— Australien hat auch dies Jahr wieder eine sehr schlechte Ernte gehabt, und in Folge dessen besteht große Noth unter den Farmern und das ganze Geschäftsleben liegt schwer darnieder. In Süd-Australien, wo der Ackerbau vorherrscht, wurden nur 5 Bushels 10 Pfund Weizen (60 Pfund machen einen Bushel aus) vom Acre (= 40,467 Ar) geerntet. Der katholische Bischof Dr. Crane von Sandhurst, einer bekannten Goldminenstadt der Kolonie Viktoria, schildert das Elend der Farmer in den nördlichen Distrikten als entsetzlich: sie seien so gut wie verarmt. Süd-Australien zählte am 1. Februar 1881 eine Bevölkerung von 268 688 Seelen, und daraus erklären sich allmonatlich durchschnittlich gegen 70 Personen bankerott, also pro Jahr reichlich 0,31 Procent der Bevölkerung. Auswanderer wollen dies beherzigen!

— In den Grey Ranges, einem im Westen von Neu-Süd-Wales unweit der Grenze von Süd-Australien gelegenen Gebirge zwischen 29° und 30° südl. Br. und 141° und 142° östl. L. Gr. wurde bei Mount Brown und Mount Poole ein reiches Goldfeld entdeckt, welches den officiellen Namen „the Albert Goldfield" erhielt. Die Gegend ist aber sehr wasserarm.

— In Neu-Süd-Wales sind aus öffentlichen Mitteln 600 Pf. St. zur Erforschung der Flüsse und merkwürdigen Höhlen des Landes bewilligt worden.

— Aus Westaustralien wird berichtet, daß für Land am Fitzroy-Flusse, wo Alexander Forrest auf seiner letzten Forschungsreise so glänzende Entdeckungen machte („Globus" XXXVI, S. 383), Anträge auf 39 Mill. Acres bei der Regierung einliefen, daß aber nur 8 Mill. vergeben wurden. Man hofft, daß sich durch die neuen Ansiedelungen am Fitzroy die schwache Revenue der Kolonie wesentlich steigern werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Auf der Missionsstation westlich von Port Moresby, Neu-Guinea, wurden Mitte März dieses Jahres die Missionslehrer mit ihren Frauen und Kindern, zusammen 13 Personen, in grausamer Weise von den Eingeborenen ermordet.

— Wir berichteten im Jahrgang XXXVII, S. 351 über eine sehr verdächtige Kolonisation auf der Insel Neu-Irland, welche der Marquis de Rays in Frankreich ins Leben gerufen hatte. Wie sich voraussehen ließ, hat die Affaire nunmehr ihr trauriges Ende erreicht. Am 12. März traf das von Neu-Irland kommende Schiff India in Nouméa, der Hauptstadt von Neu-Kaledonien, ein und hatte den Rest der unglücklichen de Rays-Ansiedelung an Bord. Die Leute — insgesammt 300 Männer, Frauen und Kinder — kamen in einem schrecklichen Zustande an, da weder Wasser noch Proviant an Bord war. Sieben Personen waren unterwegs des Hungerstodes gestorben und weitere vier starben bei Ankunft in Nouméa. Der Kapitän konnte kein Geld auf sein Schiff geliehen bekommen, und die Passagiere hatten ebenfalls keins. Die armen Menschen waren in ihrer äußersten Noth einzig auf die Unterstützung der französischen Regierung in Nouméa angewiesen.

Nordamerika.

— Die Gesammtzahl der Einwanderer, welche am 19. April 1881 in New York anlangten, belief sich auf 6417, die größte Summe, welche je an einem einzelnen Tage erreicht wurde.

— Es ist wahrlich die höchste Zeit, schreibt das Wochenblatt der New Yorker Zeitung (4. Mai 1881), daß die Regierung Maßregeln ergreift, um der radikalen Entholzung unserer Wälder Einhalt zu thun. Nach sorgfältigen Statistiken des „Northwestern Lumberman" wird in Minnesota, Wisconsin und Michigan, den drei holzreichsten Staaten der Union, nahezu achttausend Millionen Fuß Fichtenholz jährlich gefällt, während die Gesammtressourcen dieser Staaten an Holz nur einundachtzig Millionen Fuß, oder nach der gegenwärtigen Verbrauchsrate etwas mehr als den Konsum von zehn Jahren beträgt. Falls dem jetzigen Raubsystem, mit dem die Wälder verwüstet werden, nicht bald gesteuert wird, gehört ein Holzmangel innerhalb des Zeitraums von zehn Jahren keineswegs zu den Unwahrscheinlichkeiten.

— Mexiko ist jetzt, meldet die „Allgemeine Zeitung", das Ziel amerikanischer Industriellen und Kapitalisten, welche diese Republik in die engste kommerzielle Verbindung mit den Vereinigten Staaten zu bringen suchen. Verschiedene Bahnen nähern sich den Grenzen Mexikos oder haben dieselben schon erreicht. Amerikaner haben die mexikanischen Erzlager in Angriff genommen, große Strecken Landes erworben und Vorbereitungen zur Anlage von Fabriken getroffen. General Grant hat soeben eine werthvolle Eisenbahn-Konzession erhalten, wie denn die regierende Klasse in Mexiko diese Unternehmungen mit günstigem Auge betrachtet, während die Indianer, welche vier Fünftel der Bevölkerung ausmachen, voll Besorgniß und Unwillen sind. „Es bedarf nur eines leisen Anstoßes, um eine nationale Erhebung dieser indianischen Mexikaner gegen die Amerikaner ins Werk zu setzen, zumal die europäischen Kaufleute, in deren Händen augenblicklich der

ganze Handel des Landes liegt, ihr Theil dazu beitragen, die Amerikaner verhaßt zu machen. Eine Krisis wird sicherlich kommen; Mexikaner und Amerikaner können als gleichberechtigte Racen nicht neben einander und unter einander leben, die stärkere aggressive und progressive Race, die amerikanische, wird die schwächere verdrängen . . . Dieses Schicksal Mexikos könnte man nicht beklagen, da es nur durch die Industrie und durch den Unternehmungsgeist Amerikas der Kultur erschlossen werden kann."

— Dr. Ph. J. J. Valentini hat in den Verhandlungen der American Antiquarian Society (21. Oktober 1880) eine Arbeit über „Mexikanisches Papier" veröffentlicht, worin er dessen Arten, Fabrikation, Verwendung etc. im altmexikanischen Reiche behandelt, und deren Resultate von allgemeinerm Interesse wir hier anführen. Aus dem Kodex Mendoza ergiebt sich, daß alljährlich 24 000 Resmas (d. h. Buch zu 20 Bogen) Papier (amatl) als Tribut in die Vorrathshäuser von Alt-Mexiko abgeliefert wurden, und zwar von der Stadt Amacoztilla jährlich 16 000, von Yzamatitan jährlich 8000 Resmas, zusammen gleich 480 000 Bogen. Dies Papier, welches die Spanier gleich bei Cortez' Landung kennen lernten, wurde von den Mayas aus dem Bast des sogenannten Guttapercha-Baumes (Castiloa elastica), welcher seinen alten Namen amatl bis heute in der Sprache der Centralamerikaner bewahrt hat, angefertigt; dieser poröse Bast wurde mit einem Harze getränkt und mit Gyps oder einem kalkigen Pulver überstrichen. Eine andere Herstellungsweise hatten die Nachbaren der Mayas, die Nahoa redenden Völker auf dem Plateau von Anahuac, wo der Amatl-Baum nicht existirt; diese verwendeten die Fiber der Maguey-Pflanze, welche in Wasser geweicht und auf welche beiderseits mit irgend einem Klebestoff eine dünne Haut befestigt und aufgepreßt wurde, und zwar von einer Hirschart, wie solches bei mexikanischen Kodices der Dresdener und Wiener Bibliothek konstatirt worden ist. Was aber geschah mit jener Menge von Tribut-Papier in Mexiko? Nur ein kleiner eigens dazu erzogener Theil des Volkes konnte schreiben oder richtiger malen, und nur ein geringer Theil des Tributes wurde von den Schreibern verwendet zu historischen Annalen, zu Kopien des rituellen Kalenders für die Priester, zu Tribut-Aufzeichnungen und bei Landstreitigkeiten zur Anfertigung von Karten für die Parteien und den Richter (ein solcher Plan befindet sich im Besitze der Geographischen Gesellschaft zu New York). Aber an eine ausgedehnte Literatur war bei dem Mangel eines phonetischen Alphabets und einer eben solchen Schrift nicht zu denken. Die Hauptmasse des Papieres fand seine Verwendung beim Kultus, wobei, wie wir durch Pater Bernardino de Sahagun wissen, nicht nur die Tempel und Götzenbilder, sondern auch die Priester, die unglücklichen Schlachtopfer und die sämmtlichen Mitwirkenden mit Papier geschmückt wurden. Nun bespricht aber Sahagun nur die großen Feste zu Beginn jeden Monats, während doch jeder Tag seinen eigenen Heiligen hatte, vor dessen Bild der Priester Kopal, Guttapercha und Papier verbrennen mußte. Bedenkt man, daß allein der copantl (Schlangenmauer, welche die weite Umfassung bildete, in deren Mitte sich die große berühmte Pyramide erhob) 78 solche Kapellen zählte, deren jede täglich zu versorgen war, so ergiebt sich daraus die gewaltige Menge Papier, welche beim Kultus verbraucht wurde.

Südamerika.

— Der Präsident der Argentinischen Republik hat eine militärische Expedition unter General Villegas nach dem See Nahuel-Huapi am Fuße der Anden ausgesendet, welcher es nach wiederholten Kämpfen mit den Indianern gelungen ist, die Hauptmasse derselben über das Grenzgebirge hinüber nach Chili zu verdrängen und ein neues ausgedehntes Landgebiet der Benutzung zunächst durch Viehzüchter zu erschließen.

Polar-Gebiet.

— Dr. Behm schreibt im „Geogr. Monatsbericht" (Petermann's Mitth. 1881, Juniheft S. 235): Da die Ausführung der italienischen Südpolar-Expedition wegen mangelnder Mittel noch immer nicht gesichert ist, so hat sich Lieutenant Bove auf Veranlassung der italienischen Kolonie in Buenos Ayres nach den La-Plata-Staaten begeben, um mit Unterstützung der dortigen Italiener eine beschränkte Rekognoscirungsfahrt in die antarktischen Gewässer, mit welcher Aufnahmen im Feuerlande verbunden werden sollen, zu leiten. Wenn es möglich sein wird, soll ein Winter in hohen Breiten zugebracht werden. Das Instituto Geografico Argentino hat ein durch Mitglieder der italienischen Kolonie verstärktes Komité niedergesetzt, welchem bereits von der argentinischen Regierung eine namhafte Subvention zugesichert wurde. In Italien setzt inzwischen der unermüdliche Commodatore Chr. Negri die Agitationen fort, um auch für die größere Expedition die erforderlichen Beiträge zusammenzubringen.

Vermischtes.

— Prof. H. Wagner in Göttingen kommt in einem Vortrage „Ueber Gründung deutscher Kolonien" (Heidelberg, C. Winter), den wir angelegentlich zur Lektüre empfehlen, zu dem Schlusse, daß unter allen für die deutsche Auswanderung empfohlenen Ländern der Süden Brasiliens am meisten Vortheile bietet und daß auf dem morsch gewordenen Boden des romanischen Amerika einst blühende deutsche Tochterstaaten erwachsen sollten in Folge einer friedlichen, aber großartigen Einwanderung. Als Mittel dazu schlägt er vor, die Konsulate dort gewissermaßen zu Kolonialämtern zu erweitern, welche den „Einwanderer in Empfang nehmen, das Land bereits vermessen und untersucht haben, das ihnen zugewiesen werden soll, kurz ihnen alle die Erleichterungen angedeihen lassen müßten, welche die Immigration offices in Nordamerika mit so großem Erfolge in Anwendung bringen."

— Die Bilderwerke für den geographischen Unterricht mehren sich; dem Schneider'schen Typenatlas folgen jetzt Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln (F. Hirt, Breslau 1880). Dieselben, herausgegeben von Dr. Oppel und A. Ludwig unter Mitwirkung von Prof. Fritsch, Leipoldt, Berkmann und Waeber, umfassen auf 24 Tafeln eine Fülle von Abbildungen und kartographischen Darstellungen (324 an Zahl), welche zum großen Theile neu hergestellt worden sind. Wir finden da eine ganze Reihe von Tafeln zur Veranschaulichung geologischer und Oberflächenverhältnisse, ferner der Hydrographie, Meteorologie, Pflanzengeographie und zwei Tafeln mit 64 Völkertypen in vorzüglicher Herstellung. Den Schluß machen drei Bogen mit Abbildungen von Reisen und Jagden. Daß die Tafeln auch einzeln zu haben sind, erleichtert wesentlich die Verbreitung derselben, die zur Belebung und zum Verständnisse des geographischen Unterrichts ganz außerordentlich beitragen werden.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. III. (Mit vier Abbildungen.) — Charles M. Doughty: Khaibar in Arabien. (Mit einer Karte, einer Figur und zwei Inschriften.) — E. Kramberger: Streifereien durch Slavonien. VI. (Schluß.) — Carl Lamp: Die Einträglichkeit von Grundeigenthum in den Tropen rücksichtlich der Niederlassung von Deutschen auf demselben. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 21. Juni 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

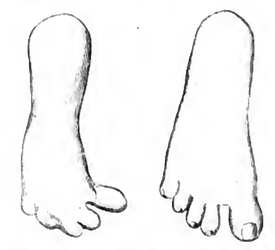
Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

IV.

Die Oyampys-Indianer, welche von Crevaux's Ankunft benachrichtigt worden waren und deshalb Zeit gehabt hatten, ihren Putz in Ordnung zu bringen, haben dieselbe Vorliebe für Bemalung, wie die Roucouyennes; da war nicht ein Mann oder Weib, das nicht von Kopf bis Fuß schwarz und roth betupft gewesen wäre. Für den Schönsten hielt sich natürlich der Häuptling, welcher den Körper über und über roth grundirt und mit schwarzen Flecken bemalt hatte, gewiß um dem Jaguar zu gleichen, der bei allen Indianern für den König der Thiere gilt. Hier verließ der alte Häuptling Jean Pierre den Reisenden, um zu Saba und den beiden am Oyapok zurückgelassenen Negern zurückzukehren, während es Crevaux mit Hilfe seiner Kurzwaaren leicht wurde, neue Begleiter, so viel er deren bedurfte, anzuwerben. Zugleich konnte er mancherlei Merkwürdigkeiten und ethnographische Gegenstände erwerben, die Jean Pierre nach der Mündung des Oyapok mitnehmen sollte, z. B. Flöten aus Rehknochen und niedliche kleine Kronen, welche zum Festhalten der Haare dienen, theils von weißen Federn, theils von schwarzen, theils auch, und das sind die zierlichsten, von abwechselnd roth und gelb gestreiften. Als Crevaux mit seinen neuen Begleitern am Morgen des 22. September aufbrach, übergab er dem heimkehrenden Jean Pierre im Beisein aller Oyampys eine Degenkoppel, welche derselbe sich sofort um seinen dicken Bauch schnallte, und eine alte goldene Degenquaste, die er sich um den Hals hing, wobei er betheuerte, daß auch sein Vater den Franzosen stets treu gedient habe, seitdem sein Großvater von einem weißen Häuptling einen Tambourmajorsstock und eine Medaille empfangen hatte. Es war das, wie der Reisende später erfuhr, der Ingenieur Bodin gewesen, der 1823 auf dem Oyapok bis zu den drei Stromschnellen vorgedrungen war, aber durch Fieber zur Rückkehr gezwungen wurde. Er wie mehrere seiner Gefährten erlagen demselben bald nach ihrer Rückkehr in Cayenne. Um 8 Uhr trat Crevaux mit seinen drei Schwarzen, zehn Indianern und zwei Frauen die Reise an; der junge Yami war vom Gepäcktragen befreit, um unterwegs der Jagd obliegen zu können. Das Wandern fiel dem Reisenden schwer, weil er die letzte Nacht schlecht geschlafen und seit 24 Stunden nur Cassave gegessen hatte. Allein es gelang an diesem Tage nicht, weder Wild zu schießen, noch Fische zu angeln; um seinen Hunger nicht zu vermehren, verzichtete er Abends am Lagerplatze selbst auf ein Bad und vertrieb sich die Zeit damit, lange Cigarren von frischen Tabaksblättern zu drehen und zu rauchen. Am nächsten Morgen jedoch führte ihnen das Glück ein Agouti in den Weg, das sich in einen hohlen Baum flüchtete und dort mit Stockschlägen erlegt wurde. Sofort machte man Halt, um das Thier zu kochen. So sehr aber auch die Männer hungerten, so rührte doch keiner auch nur eine Hand, sondern jeder sah den Frauen zu, wie sie Feuer anzündeten, Wasser herbeitrugen, das Thier brühten und wie ein Schwein abkratzten. Nachdem man es aufgebrochen und die Eingeweide herausgenommen hatte, befestigte einer der Indianer die Leber an der Spitze eines in

die Erde gesteckten Stockes und ließ sie am Feuer rösten, tauchte sie nach einigen Minuten in kochendes Wasser, gab Crevaux ein kleines Stückchen davon und theilte den Rest mit mehreren seiner Genossen. Dabei bemerkte Crevaux, daß die Oyampys, wie alle Indianer, das Fleisch nicht mit ihren prächtigen Zähnen beißen, sondern es mit den Fingern zerreißen und es in kleinen Stückchen zum Munde führen. Die linke Hand dient ihnen als Teller, und zwischen dem Ring- und dem kleinen Finger der rechten halten sie ein Stückchen Cassave, welche das Brod ersetzt, zwischen Zeigefinger und Daumen einen kleinen Bissen Fleisch, so daß sie nur die eine Hand beim Essen zu bewegen brauchen. Die Köchin, die ältere der beiden Frauen, rührt inzwischen das Fleisch im Topfe mit einem Stück Holz um, facht das Feuer mit zusammengeflochtenen Palmenblättern an, ohne Rücksicht darauf, daß die Asche dem Reisenden ins Gesicht fliegt, und wenn die Brühe überkochen will, so spritzt sie aus ihrem Munde eine Fluth Wassers in den Topf. Nach halbstündigem Kochen wurde das Fleisch unter die 16 Theilnehmer getheilt. Alles bildete einen Kreis um das Feuer, die Männer auf den Zehen hockend,



Verkrüppelter und normaler Fuß der Oyampys-Indianer.

die Weiber mit untergeschlagenen Beinen sitzend. Zum Schlusse zerschlug man die Knochen mit einem Steine, sog das Mark aus, zündete sich eine Cigarre an, und setzte um $11^1/_2$ Uhr den Marsch fort.

Um $1^1/_2$ Uhr traf man auf einen ziemlich breiten Bach Piraouiri, wo die Oyampys Halt machen, um zu baden und ihren Putz in Ordnung zu bringen. Während nun dieselben ihre Halsbänder anlegten und die Haare kämmten, vernahm Crevaux einen Vogelschrei, schoß und brachte einen schönen Hokko herab; alsbald aber erschien wüthend ein Indianer und redete allerlei heftige Worte, von denen der Reisende nichts verstand. Schließlich erfuhr er, daß er einen zahmen Vogel getödtet hatte, welcher dem Tamuschi eines zwei Stunden entfernten Dorfes gehörte. Dort wurden sie natürlich schlecht empfangen, und Crevaux mußte sich beeilen, sein Versehen durch Geschenke wieder gut zu machen. Acara, so hieß der Häuptling des nur vier Hütten zählenden Dorfes, ist ein junger, großer, wohlgestalteter Mann, der in seinem abgelegenen Erdenwinkel friedlich mit seiner Mutter und zwei niedlichen kleinen Frauen zusammen lebt, die ihn zärtlich zu lieben scheinen. Seine Mutter ist groß und schlank, leidet aber an einer innern Verrenkung der Zehen, was unter dem Namen ocopi bei den Indianern ziemlich häufig vorkommt. An den Füßen der Oyampys wie der Roucouyennes fand Crevaux im normalen Zustande stets eine Abweichung der Zehen: die weit abstehende große Zehe ist stets nach innen gebogen, die dritte, vierte und fünfte dagegen nach außen. Auch haben ziemlich viele Eingeborene die Beine nach innen gekrümmt. Der folgende Tag war ein Ruhetag, da Apatu sich durch einen Dorn am Fuße verletzt hatte; der Reisende selbst litt an einem heftigen Fieberanfalle. Doch fand er sich am nächsten Morgen (25. September) wohl genug, um die Reise nach Südwesten fortsetzen zu können. Eine Unzahl Bäche wurden überschritten, welche nur durch ihre in der Sprache der Oyampys bedeutungsvollen Namen von Interesse waren: so ist der Jenouparaou nach der Yenoupa, der Frucht von Genipa americana, benannt, welche nach dem Durchschneiden an der Luft schwarz wird und jene blauschwarze Farbe liefert, mit welcher sich die Oyampys den Leib bemalen; so der Timboraou nach der Robinia Nicou oder Timbo, womit man die Fische vergiftet, und der Ourouapi nach dem ourou, d. i. Cassave. Nach vierstündigem Marsche (20 200 Schritt) machte man bei der Hütte des Häuptlings Kinoro Halt; so heißt ein rother Ara mit gelbgefleckten Flügeln (Ara Canga). Dort sah Crevaux einen alten Mann, welcher ausnahmsweise einen spärlichen Bart aufzuweisen hatte; sonst zupfen sich die Indianer denselben meist aus, und zwar fassen sie das betreffende Haar zwischen einem Bambustäbchen und dem Daumen, reißen es aus oder brechen es durch eine schaukelnde Bewegung ab. Die Oyampys, Männer wie Frauen, tragen die Haupthaare lang herabhängend und schneiden es nur vor der Stirn in der Höhe des Augenbrauenbogens ab.

Hier ließ Crevaux auch die Eingeborenen erst mit einem spitzen Kohlenstückchen, dann mit Bleistift Figuren und Verzierungen in sein Tagebuch zeichnen, wie sie sich dieselben auf den Leib malen, und welche mit den Ritzungen auf dem Timeri-Felsen (s. oben S. 2) sehr viele Aehnlichkeit haben (vergl. die Reproduktion solcher Zeichnungen „Globus“ XXXIX, S. 248). Er war erstaunt, daß diese Wilden, welche gewöhnlich für durchaus unerfahren in den schönen Künsten gelten, insgesammt mit außergewöhnlicher Leichtigkeit zeichneten, und daß selbst die Frauen, welche die Reisebeschreibungen stets als stumpfe Lastthiere schildern, sich herzudrängten, um für einige Nadeln die Verzierungen, welche sie auf ihren Töpfen anzubringen pflegen, in das Taschenbuch des Reisenden einzutragen. Bei Sonnenaufgang des 26. September wurde nach Indianersitte, welche Crevaux angenommen hatte, die eine Mahlzeit eingenommen; die andere machen sie Abends und während des Tages essen sie nur ein Stück in Wasser getauchtes Cassave und etwas bukanirtes Fleisch, wenn solches vom Morgenimbiß übriggeblieben ist. Um $6^1/_2$ Uhr wurde aufgebrochen, um 9 Uhr die Hütte des Tamuschi Tapiira erreicht, wo man Führer zur obersten Landestelle am Rouapir und zum Lande der Roucouyennes zu finden hoffte. Anfangs weigerten sich die Leute dessen, weil dort keine Boote vorhanden seien; als sie aber den Fremden entschlossen sahen, allein weiter zu gehen, erklärten fünf von ihnen, sie wollten ihn nach einem Platze führen, wo Bäume wüchsen, deren Rinde sich zu Pirogen verarbeiten lasse. Crevaux sah hier einen Indianer durch Reiben Feuer machen: derselbe drehte ein Rohr rasch in einer Höhlung, welche in einem Rocou-Zweige angebracht war, herum. Auf diese Weise setzte er binnen fünf Minuten ein Stückchen Werg oder Zunder in Gluth. In der Nacht konnte er wegen Fieber und Aufregung, welche ihm die Widerspenstigkeit der Oyampys erzeugte, kaum schlafen und so plauderte er, Cigarren rauchend, mit einem Indianer und betrachtete die Sterne.



Mahl im Walde. (Zum Theil nach Photographien.)

Sein Genosse zeigte ihm die Plejaden, fragte nach ihrem französischen Namen und sagte, daß sie in seiner Sprache Eïou genannt würden. Dies Sternbild ist allen Eingeborenen von Französisch-Guayana wohl bekannt; sie begrüßen sein Erscheinen am Horizonte mit Freuden, weil es mit dem Beginn der trockenen Jahreszeit zusammenfällt. Wann es gegen den Mai hin verschwindet, findet eine Zunahme der Regengüsse statt und die Flüsse schwellen dann so gewaltig an, daß jede Schifffahrt schlechthin unmöglich wird. Die Bonis, welche die Plejaden Sebita nennen, behaupten, daß beim Verschwinden derselben die Schlangen aufhörten giftig zu sein.

Erst gegen 4 Uhr Morgens begab sich der Reisende zur Ruhe, so daß es ihm später schwer fiel, sich zu ermuntern und er sich erst durch ein kaltes Bad im nahen Bache stärken mußte. Um 11 Uhr erreichte man die Stelle, wo der Rouapir anfängt schiffbar zu werden. In Summa hatte man vom Oyapok bis dorthin 156000 Schritt oder,



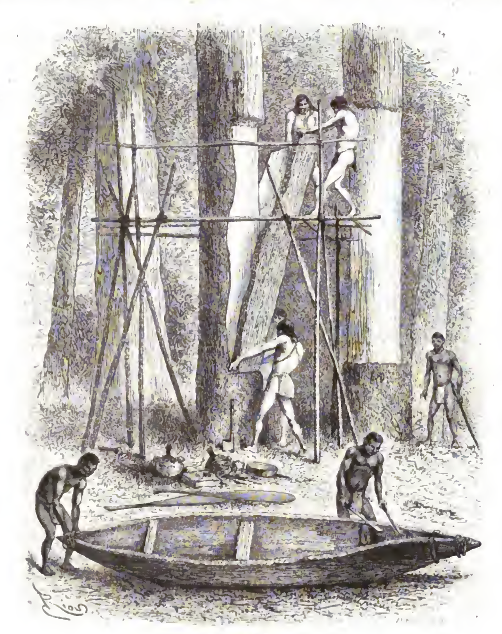
Indianer beim Feuermachen.

den Schritt zu 70 cm gerechnet, 110 km zurückgelegt und dazu 35 Stunden gebraucht (also per Stunde etwa 3 km). Die Umwege abgerechnet, beträgt die gerade Entfernung von der Landestelle der Banares zu derjenigem am Rouapir 66 km; die allgemeine Richtung ist Südwest. Diese Strecke ist länger, als die entsprechende zwischen Maroni und Apaouami (54 km); aber sie ist leichter zurückzulegen, weil das Terrain nicht so uneben und mehr Lebensmittel zu erlangen sind.

Zwei Indianer, welche vorangeschickt waren, traf er beim Essen; ihre Faulheit entschuldigten sie damit, daß sie keine Rinde zum Bootbauen gefunden hätten. Allein Crevaux kannte ihre Böswilligkeit, machte sich mit Apatu ans Suchen und hatte bald auf dem sumpfigen Boden längs des Flusses einen dicken geraden Baum entdeckt, dessen Rinde sich leicht zu lösen schien. Die Indianer errichteten nun ein 5 bis 6 m hohes Gerüst um den Stamm, lösten alsbald ein mächtiges Stück Rinde von ovaler

Form ohne jede Verletzung ab, legten es auf die Erde, falteten es in der Form eines Bootes und näheten es mit Lianen so leicht zusammen, als wäre es ein Stück Rindsleder gewesen. Innen wurden dann zum Schluß Querhölzer befestigt, um als Bänke zu dienen. In weniger als vier Stunden war so ein Fahrzeug hergestellt, welches freilich nicht so tüchtig war, wie eine aus einem Baumstamme ausgehöhlte Piroge, immerhin aber gut genug, um einen nicht weit entfernten Ort zu erreichen, wo man Kähne erhalten konnte.

Wenn man die heutigen Zustände mit den Erzählungen der älteren Reisenden vergleichen darf, so nimmt die Bevölkerung am Oyapok in erschreckender Weise ab. Bodin, welcher diesen Fluß bis zu den drei Stromschnellen aufwärts bereist hat, schätzt die von ihm gesehene Bevölkerung auf 5000 Seelen, während Crevaux in dem ganzen Gebiet bis zu



Bau eines Bootes.

seinen Quellen und längs der Wasserscheide gegen den Kou nicht mehr als 200 Indianer gezählt hat. Wenn diese Abnahme andauert, so wird es bald keine Oyampys mehr geben. Die Acoquas, welche die Missionäre Grillet und Béchamel besucht haben, sind bereits verschwunden; andere Stämme stehen im Begriffe auszusterben. So zählen die Emerillons heute nur noch 50 Köpfe und die Aramichaux, welche einst am Flusse Araoua stark genug waren, um mit den Roucouyennes Krieg zu führen, werden jetzt nur noch durch ein Individuum repräsentirt, das bei den Galibis am untern Maroni Zuflucht gefunden hat. Ein Journal der französischen katholischen Missionen schätzt die Bevölkerung zwischen Oyapok und dem Amazonenstrome, d. h. in dem zwischen Frankreich und Brasilien streitigen Gebiete, auf nicht weniger als 200 000 Seelen. Nach Analogie dessen aber, was Crevaux gesehen, und nach Apatu's Angaben kann sie 2000 bis 3000 Personen nicht übersteigen.

Der 28. September wurde mit der Herstellung eines

zweiten Bootes und mit der Verladung des Gepäcks zugebracht; am nächsten Tage wurde die Fahrt stromab angetreten. Allein schon in einer Entfernung von 400 m wurde der anscheinend schiffbare Rouapir von mächtigen Baumstämmen versperrt, deren erster zu dick war, um ihn zu durchschneiden. Zwei der Neger sprangen also ins Wasser und suchten das erste Fahrzeug hinüber zu heben. Mitten in dieser Operation aber fängt das Boot an zu schaukeln, verliert das Gleichgewicht, fällt und sinkt mit allem Gepäck unter. Zum Glücke war das Wasser nicht tief und die



Fahrt auf dem Rouapir.

Strömung gleich Null, so daß man aller Gegenstände wieder habhaft wurde. Das andere Boot erlitt beim Hinüberheben



Wespennest.

eine schwere Verletzung, die mit einem aufgenäheten Stück Rinde ausgebessert werden mußte. Dann aber erforderte das Abhauen der anderen Bäume noch mehrere Stunden schwerer ungewohnter Arbeit. Weiterhin waren kleinere überhängende Bäume und Zweige zu beseitigen, deren heraus spritzender milchweißer Saft auf der Haut der Leute brennende Schmerzen verursachte. Bis in die sinkende Nacht mußte diese mühsame Fahrt fortgesetzt werden, ehe man einen zum Lagern geeigneten Platz fand; dem Mangel an Lebensmitteln half der Zufall ab, indem ein Indianer noch, während die anderen schon schliefen, einen 5 kg schweren Aymara-Fisch, der in seinen Gewohnheiten unserm europäischen Karpfen ähnelt, erbeutete.

Am 30. September war die Fahrt noch schwieriger als am Tage vorher; und dabei war Eile geboten, da der Wasserstand im Flusse zusehends abnahm. Nachdem man volle elf Stunden mit Aufbietung aller Kräfte einen verzweifelten Kampf gegen die dicht verschlungene tolle Vegetation geführt hatte, hatte man im Ganzen während zwei langer Tage nicht mehr als 9 km zurückgelegt, d. h. in der Stunde nur etwa 500 m, nämlich am ersten Tage 5 km in 8 Stunden, am zweiten nur 4 km, wozu man aber 11 Stunden gebraucht hatte. Am folgenden Tage änderte sich die Scenerie nur einmal auf kurze Zeit, indem die Ufer höher wurden und sich Granitfelsen zeigten; sonst stets dasselbe langsame Vordringen durch Sumpfdickicht. Das Wasser hatte überall die Erde mit fortgeschwemmt, wo dieselbe nicht durch einen Baum geschützt oder von Wurzeln festgehalten worden war, und eine Unzahl kleiner Kanäle, von halbtrockenem Schlamme erfüllt, durchzog den Boden nach allen Richtungen hin. Es war die ungesundeste Gegend, die Crevaux auf seinen Reisen noch je betreten hatte;

mit Freuden begrüßte er deshalb am Abend des 1. Oktober eine verlassene Hütte als das erste Anzeichen, daß man sich einer für Menschen zugänglichen Gegend näherte. Einstweilen aber änderte sich noch nichts; nur bemerkte man bald nach der Abfahrt am 2. Oktober eine kleine mit Gräsern bewachsene Insel, welche dem Reisenden um so mehr gefiel, als er seit Beginn der Fahrt keine einzige Stelle am Ufer gesehen hatte, die nicht mit Bäumen oder wenigstens mit Sträuchern und Schlingpflanzen bedeckt gewesen wäre. Denn eine Wiese inmitten der Urwälder Guayanas ist eine eben so große Seltenheit, wie ein Baum auf den Steppen Rußlands oder den Pampas Patagoniens. Gegen 9 Uhr nahm der Fluß wieder sein früheres Aussehen an: dieselben sich überbiegenden Bäume, dieselben Laubtunnels, die ein Dichter vielleicht malerisch, ein Reisender aber jedenfalls scheußlich fände. Beim ersten Axthieb, den Apatu that, fühlte Crevaux einen stechenden Schmerz am Augenlid; eine Wespe hatte ihn gestochen, deren Nest er über seinem Kopfe bemerkt hatte. Apatu beeilte sich nun, den Baum zu Falle zu bringen, damit das Nest ins Wasser fiel. Dasselbe war über 1 m lang und seine Waben, welche nie Honig enthalten, waren mit Larven gefüllt, welche ein Indianer mit Cassave zusammen gierig verzehrte. Diese in ganz Guayana häufige Wespe wird von den Roucouyennes, welche sie ocomo nennen, sehr geschätzt.

Die Lage der Expedition war jetzt eine wenig hoffnungsvolle. Die Neger, deren Kräfte zu Ende gingen, murrten und grollten; das Gepäck war in schlechtem Zustande, weil die leicht zerreißenden Fahrzeuge viel Wasser einließen; ein Theil der Patronen war durchnäßt, der Kasten des Theodoliten verquollen und nicht zu öffnen, Lebensmittel mit Ausnahme von Fischen nicht zu erhalten. Nun war schon der vierte Tag vorbei, an welchem der Führer auf morgen vertröstete, ohne daß man das verheißene Ziel, den Stamm der Calayouas, erreicht hätte.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

VI.

Straits Settlements.

Von den ersten Jahren seiner Gründung an dem Thore alles südost- und ostasiatischen Verkehres ist Singapur einer der größten Anziehungspunkte der chinesischen Auswanderung gewesen. 1827 zählte es in einer Bevölkerung von 14 000 6000 Chinesen, 1836 waren Chinesen 13 749 in 30 000, 1849 27 988 in 59 043, 1859 50 043 in 81 792, 1871 54 572 in 97 111 vorhanden. Von den Chinesen abgesehen, die hier ansässig sind oder es werden wollen, geht durch Singapur jährlich eine große Zahl nach Pinang und anderen Kolonien. 1878 kamen in Singapur 58 643 Chinesen in 158 Dampfern, 105 Dschunken und 8 Segelschiffen an. In Singapur landeten davon 34 088, während weitergingen: nach Pinang 23 426, Malacca 434, Australien 672, Calcutta 23; ferner kamen vom 14. März bis 31. December v. J. 1824 Chinesinnen an, von welchen 1327 in Singapur blieben, während 472 nach Pinang, 19 nach Malacca, 4 nach Australien und 2 nach Calcutta gingen. In demselben Jahre wurden 12 Chinesinnen, welche widerrechtlich ihrer Freiheit beraubt worden waren, nach China zurückgesandt. Der Schutz dieser Einwanderermassen beschäftigte die Regierung in den letzten Jahren in hervorragendem Maße. Da Fälle von ungerechter Bedrückung der chinesischen Einwanderer nicht selten vorkamen, so wurde am 24. September 1877 ein Gesetz erlassen, welches den Schutz dieser in Singapur immer so zahlreichen Klasse vorsah. Schon seit 1873 war von den bessergestellten Chinesen darum petitionirt worden. Man hatte unter anderen damals gefängnißartige Höhlen entdeckt, in welchen 60 oder 70 arme Kulis eine Woche hindurch festgehalten wurden, weil sie nicht im Stande waren, ein Fahrgeld zu zahlen, welches fünfmal höher war als die Summe, die man in China ihnen angegeben hatte. Sie klagten, daß sie halb verhungert seien, und daß man sie mißhandelt hatte. Die Polizei setzte in solchen Fällen die Armen in Freiheit und die betreffenden chinesischen „Importhäuser" wurden zu hohen Geldstrafen verurtheilt. Mehrmals ereignete es sich, daß in derartigen Kulihäusern die Blattern und andere verheerende Krankheiten ausbrachen. In derselben Zeit kam es mehrmals vor, daß Chinesen nach Singapur gebracht wurden, angeblich um hier in gewinnbringenden Handwerken beschäftigt zu werden, thatsächlich aber, um ganz wie Sklaven für lange Arbeitszeit in die Zinnbergwerke von Deli und andere verkauft zu werden. Für die „Kidnapped Chinese Women" wurde ein eigenes Zufluchtshaus in Singapur begründet und 1880 wurde zuerst die Einrichtung getroffen, daß die gelandeten Einwanderer einige Zeit in Baracken beisammen bleiben mußten, um untersucht zu werden und etwaige Klagen vorzubringen. In Pinang protestirten zwar die europäischen Arbeitgeber gegen mehrere Beschränkungen der Einwanderung, welche zum Vortheil der Chinesen verfügt worden waren, vorzüglich in Betreff der Qualität und Größe der von ihnen benutzten Schiffe, doch wurden dieselben auch hier streng durchgeführt. In Singapur wurden zwei „Protectors of Chinese Emigrants", in Pinang einer ernannt. Nicht überall in den Kolonien wurde diese humane Einrichtung freudig begrüßt, denn in einem großen Theile derselben lebt die europäische Bevölkerung in der Furcht, daß das letzte Ziel aller Fürsorge der Regierungbeamten darauf hinauslaufe, „die Halbinsel zu einem Paradies der Chinesen zu machen", und ein ähnlicher Gegensatz wie in Hongkong besteht auch in Singapur und Pinang zwischen den chinesenfeindlichen Anschauungen der ansässigen Europäer und den Versuchen der Kolonialbeamten Gerechtigkeit gegen alle Klassen walten zu lassen. Nur in wenigen Fällen, wie z. B. der Ernennung des allgemein beliebten chinesischen Krösus Hoh th Kai Whampoa († 1879) zum Mitglied der Gesetzgebung von Singapur, wurden chinesenfreundliche Handlungen der letzteren allgemein anerkannt. Gerechtfertigt scheint die Anschauung der ersteren in jenen Fällen gewesen zu sein, wo

die Beamten sich allzu rasch dazu hinreißen ließen, bei jedem Streit zwischen Chinesen und Malayen auch in den halb unabhängigen Staaten der Malacca-Halbinsel mit scharfen Maßregeln zu Gunsten der ersteren einzuschreiten, überhaupt jene als ihre besonderen Schutzbefohlenen anzusehen. Und am meisten gerechtfertigt erscheint die Klage, daß die Beamten bei aller Sorge für die Chinesen höchstens in der Lingua franca dieser Länder, dem Malayischen, mit ihnen verkehren könnten, weil sie noch immer selten sich dazu bequemen ihre Sprache zu lernen, was zur Wahrung der wahren Interessen beider Theile allerdings wohl vortheilhafter wäre, als die besten Gesetze und die trefflichste Polizei. Eine Regierung rein nach europäischen Grundsätzen ist allerdings für die Chinesen nicht passend, aber noch weniger ist es denkbar, daß man sie in gewohnt patriarchalisch-despotischer Weise zu regieren vermöge, ohne sich in ihre Denkweise einzuleben und sich ohne jede Möglichkeit des Irrthums mit ihnen zu verständigen. Nur die Kenntniß ihrer Sprache gewährt dieses unentbehrliche Mittel. In Singapur, wo alljährlich 40 000 bis 60 000 Chinesen einwandern, wenn auch großentheils, um sich in die umliegenden Länder zu zerstreuen, ist es unentbehrlich, die genaueste Fühlung mit ihnen zu halten, und dazu genügen allerdings Dolmetscher allein nicht. Das von vortrefflichen Absichten eingegebene Einwanderungsgesetz von 1877 (welches, beiläufig gesagt, 1880 dahin geändert wurde, daß die vom Schiffer zahlbare kleine Kopfsteuer auf die Einwanderer durch einen Stempel auf Arbeitsverträge ersetzt ward) hat hauptsächlich wegen dieses Mangels wenig von dem Nutzen gestiftet, welchen man erwarten durfte. Und es wird unter diesen Umständen immer wahr bleiben, was der Bericht des „Chinese Protectorate Office" von Singapur für 1879 sagt: „Es kann nicht geleugnet werden, daß irgend welche Besserung (des moralischen Zustandes der chinesischen Gesellschaft in Singapur) nur in geringem Maße einer etwaigen Aenderung in den Anschauungen und Tendenzen der niederen Klassen der Chinesen zugeschrieben werden kann . . . Die einzige zuverlässige Grundlage des Friedens und der Ordnung irgend einer Gemeinschaft muß die Achtung vor der Regierung als Regierung und der freiwillige Gehorsam vor dem Gesetze sein; aber diese giebt es bei den Chinesen nur, insoweit unsere Gesetze mit ihren Vorurtheilen zusammenstimmen." Als das größte Hinderniß einer kräftigen und zugleich freisinnigen Regierung gelten überall in den Straits ebenso wie in den unabhängigen Staaten des Innern die Geheimgesellschaften. Die geheimen Gesellschaften der Chinesen, von welchen ein amtlicher Bericht für 1878 zehn mit 794 Beamten und 17 906 Mitgliedern aufzählt, blühen in den Straits Settlements mehr als irgendwo und haben hier sogar auf die Malayen ansteckend gewirkt, deren „Rothe Fahne" und „Weiße Fahne" ähnliche Vereinigungen sind. In dem Polizeibericht dieser Kolonien für 1877 werden vier von diesen Gesellschaften als absolut gefährlich bezeichnet und am meisten die der Ghi Hin oder Hailam, welche die Mehrzahl der Hausdiener und in der Provinz Wellesley z. B. nicht weniger als $^3/_4$ der ganzen Chinesenbevölkerung umschließt und dadurch natürlich die Möglichkeit einer Spionage besitzt, wie sie größer nicht gedacht werden kann. „Diese Gesellschaften," sagt der Bericht, „würden allein genügen, um die ganze Polizeimacht zu beschäftigen." Die Kämpfe dieser Gesellschaften untereinander, welche 1867 in Pinang zu einem regulären Kriege geführt hatten, sind nicht minder zu fürchten als ihr organisirter Widerstand gegen unbequeme Maßregeln der Europäer, wie er sich z. B. im December 1876 in Singapur gelegentlich einer Verbesserung im Mechanismus der Geldsendungen nach China kundgab, wo Post- und Polizeiämter gestürmt und mehrere Chinesen getödtet wurden. Einige Stimmen in der Kolonie wollten nach dieser Erfahrung den Erlaß eines Einwanderer-Schutzgesetzes von der Auflösung dieser Hoeys abhängig machen. Aber dieselben sind unauflöslich, denn sie haben ihre Wurzeln tief in dem Clanwesen, welches die südchinesischen Bevölkerungen so tief zerklüftet. Die Klubbs, welche eine geringe Zahl wohlhabender Chinesen begründet haben, und in denen nach europäischem Muster auch ihre Frauen zeitweilig erscheinen, beschränken sich auf einen zu engen Kreis der Chinesenbevölkerung, um den geheimen Gesellschaften Abbruch thun zu können. Diese sind die „Klubbs der Massen". Eine besonders gefährliche Seite dieser Gesellschaften ist auch ihr Hinübergreifen in die Malayenstaaten der Halbinsel, wo sie nicht selten vermöge ihrer straffen Organisation von großem Einflusse sind und Gewaltthaten verüben, für welche ihnen die Hehlerei ihrer Genossen in Singapur oder Pinang Straflosigkeit sichert. Der Bericht der „Chinese Protectorate Office" in Singapur für 1879 bezeichnet diese Vereinigungen als so tiefwurzelnd, daß auch bei einer etwaigen Aufhebung derselben die alten Sippenverbände immer aufrecht erhalten und im Geheimen nach wie vor ihre Wirkungen üben würden.

Die längst bedeutende und oft besprochene Rolle der Chinesen im Handel von Singapur hat in den letzten Jahren nur immer noch zugenommen, wiewohl ein Ende 1877 von den Europäern gegen ihre Uebermacht auf den wichtigen Gebieten des Gambir- und Pfefferausfuhrhandels geführter Kampf mit dem Siege der ersteren endete. Es handelte sich dabei um die Beseitigung einer systematischen Uebervortheilung, welche die chinesischen Gambir-Aufkäufer gegen die Europäer ins Werk gesetzt hatten, indem sie ihnen diese Drogue in einem Zustande verkauften, welcher dieselbe sehr rasch große Gewichtsverluste erleiden ließ. Die europäischen Kaufleute einigten sich zu einem Beschluß, der diesen Durchstechereien ein Ziel setzen sollte, und stellten ihre Einkäufe von Gambir zu den alten Bedingungen ein. Ebenso weigerten sich die Chinesen ihrerseits zu den neuen Bedingungen zu verkaufen. Das Gleiche trat gelegentlich der Pfefferernte ein, mit deren Ertrag die letzteren nicht so lange zuwarten konnten. Da die Europäer von ihren heimischen Geschäftsfreunden in diesem Kampfe unterstützt wurden, hatten die Chinesen endlich nachzugeben und den neuen Bedingungen sich zu fügen. Jene selbst sehen indessen selber nur einen zeitweiligen Erfolg. „Den Chinesen," heißt es im deutschen Handelsarchiv (1879 I, 238), „deren großspurige Prätensionen in gewissen Dingen an das Unglaubliche streifen, und die, wenn auch nur nach und nach, einen Zweig des Handels nach dem andern an sich zu ziehen wissen, ist durch ihre Niederlage recht gründlich zu Herzen geführt worden, daß die Europäer im Handel zur Zeit noch das dominirende Element sind." Die Zählung von 1871 ergab für Singapur eine Gesammtbevölkerung von 97 111, worunter 54 572 Chinesen. Aus angegebenen Gründen dürfte indessen diese Zahl etwas höher angenommen werden. Am Ein- und Ausfuhrhandel Singapurs betheiligt sich einstweilen China direkt nur erst in geringem Maße. Es erscheint 1877 mit 1 016 139 Mill. Doll. in der Aus- und 1 083 005 Mill. Doll. in der Einfuhr. Aber eine viel größere Summe setzt es durch Vermittelung Hongkongs um, welches nächst Niederländisch-Indien und Großbritannien den beträchtlichsten Handel mit Singapur unterhält.

In Pinang kamen 1879 21 523 Chinesen an gegen 24 818 in 1878; aber die Zahl der Frauen, welche 1878 188 betragen hatte, hob sich 1879 auf 451. Nach Sumatra waren über Pinang im Jahre 1878 7182 Chinesen

ausgewandert, aber diese Zahl sank 1879 auf 4355. Die Verminderung wird auf die stärkere Auswanderung nach Formosa zurückgeführt, sowie auf den geringen Gewinn der „Versender". Auch sollen, aus unbekannten Gründen, in Swatau Plakate angeheftet worden sein, welche von der Auswanderung nach den „Straits" abmahnten. Die Zählung von 1871 ergab für Pulo Pinang und Wellesley eine Gesammtbevölkerung von 133 230, worunter 36 561 Chinesen. Indessen dürfte hier, wo die Chinesen weit über das Land hin als Arbeiter auf den Pflanzungen zerstreut sind, die oben erwähnte Schwierigkeit einer genauen Bestimmung ihrer Volkszahl noch größer sein als in Singapur und wahrscheinlich erreicht sie einen höhern Betrag als den angegebenen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man sie auf etwa 50 000 schätzt. Pinang wird von den Chinesen mit besonderer Vorliebe aufgesucht und bietet denselben in der That wohl von allen europäischen Besitzungen in Hinterindien den günstigsten Boden. Nirgends fühlen sie sich so frei und entfalten nirgends ihre guten und schlimmen Eigenschaften so ungebunden wie hier. Es kommt dies daher, daß Pulo Pinang nicht wie Singapur ein Welthandelsplatz ist; der beträchtliche Handel, welcher hier betrieben wird, trägt mehr asiatischen Charakter und umfaßt hauptsächlich die Halbinsel Malacca und die Insel Sumatra. In der Nähe liegen einige von den halb unabhängigen Staaten der Malayen, in welchen die Chinesen die Herren wären, wenn sie in der Politik dieselbe Emsigkeit und Energie zu bethätigen wüßten, wie in Handel und Gewerbe. Pulo Pinang ist der Ausgangspunkt für die chinesische Auswanderung nach dem nördlichen Sumatra, welche in beständiger Zunahme ist. Weder die europäische noch die asiatische Konkurrenz ist hier so stark wie in Singapur oder Batavia und der Chinese dominirt in Gewerbe und Handel und ist in beiden unentbehrlich. Treffend sagt J. Thomson in seinem „The Straits of Malacca, Indo-China and China" (London 1875): „Um einen Begriff von ihrer Nützlichkeit zu geben, brauche ich nur zu sagen, daß sie alles machen können was ein Europäer braucht." Dies sagt freilich viel. Derselbe Reisende charakterisirt weiterhin die hiesigen chinesischen Kaufleute: „Sie sind uns unentbehrlich, da sie Beziehungen mit fast allen Inseln angeknüpft haben, nach welchen unsere Waaren ausgeführt werden. Ihre Agenten residiren in Sumatra, Borneo und auf dem hinterindischen Festland, wo sie durch Tauschhandel die Erzeugnisse der Eingeborenen erwerben; mit den letzteren sind sie nicht selten sowohl durch kommercielle als sociale Bande verknüpft ... Was den chinesischen „Comprador" (Makler) betrifft, so ist dieser in seiner Weise das Muster des ostasiatischen Kaufmannes. Solchen Leuten wie ihm schulden wir viel von unseren Handelserfolgen im fernen Osten. In der Regel ist er ganz zuverlässig. Er lebt mäßig, und hat jederzeit seine fünf Sinne beisammen. Dennoch erscheint er nie anders als eine ruheliebende, fette, behäbige Persönlichkeit, die von Jahr zu Jahr fetter und reicher wird. Gewisse wichtige Zweige des Geschäftes, wie die Prüfung des Silbers, das als Umlaufsmittel dient, die Kenntniß der Geschäfte und des Standes der chinesischen und eingeborenen Händler, die Anstellung und Beaufsichtigung chinesischer und eingeborener Arbeiter hängen ganz von ihm ab. Ohne ihn wäre der beste europäische Kaufmann hierin machtlos."

An Unruhen fehlt es hier ebenfalls nicht und die hiesigen Chinesen machen vorzüglich durch ihre Geheimbünde, wie erwähnt, der Verwaltung der Straits Settlements nicht weniger Schwierigkeiten als ihre Landsleute von Singapur. Indessen scheinen die Europäer das Ihrige dazu beizutragen. Die auf den Pflanzungen der Provinz Wellesley arbeitenden Chinesen hatten sich in den letzten Jahren über schlechte Behandlung Seitens der Pflanzer zu beklagen und ihre Sterblichkeit stieg zu ungewöhnlich hohem Grade. Die betreffenden Thatsachen wurden durch einige amtliche Schriftstücke bewiesen, welche 1879 in Singapur zur Veröffentlichung gelangten. Die Regierung stieß bei ihrem Bestreben nach Abhülfe auf den gleichen Widerstand wie in allen ähnlichen Bestrebungen; aber in den Augen der Unparteiischen rechtfertigten sich dadurch nur von Neuem wieder die Schutzmaßregeln, welche früher für die Chinesen getroffen worden waren und deren Werth und Nothwendigkeit in keiner Weise gemindert wird durch die entgegengesetzte und ebenso berechtigte Forderung einer strengen Ueberwachung dieser selben Bevölkerung und eines energischen Krieges gegen ihre gefährlichen Geheimbündeleien.

Ueber Malacca, welches 1871 unter 77 756 Seelen 13 482 Chinesen zählte, fehlen neuere Nachrichten. In den halb selbständigen kleinen Staaten der Halbinsel Malacca nimmt die Zahl und der Einfluß der Chinesen in demselben Maße zu wie die Entwickelung der Hilfsquellen unter der für Ruhe und Ordnung sorgenden Verwaltung der englischen Residenten vorschreitet. In Singapur hört man daher nicht selten die Klage aus dem Munde mißvergnügter Europäer, daß die englische Regierung die Halbinsel zu einem Paradies für Chinesen zu machen suche. Indessen weiß dieselbe sehr wohl, warum sie die Chinesen in Schutz nimmt, so lange dieselben friedlich ihren Arbeiten nachgehen. Endgültig ziehen ihre Kaufleute und Gewerbetreibenden den Gewinn daraus, und ganz besonders die Blüthe von Singapur wird stets in hohem Grade beeinflußt sein von dem Stande der Arbeit auf der so fruchtbaren und noch so wenig ausgebeuteten Halbinsel. Vorzüglich Perak hat durch den starken Zufluß chinesischer Einwanderer gewonnen, welche sich hauptsächlich nach Larut wandten, wo der Bergbau auf Zinn und andere Metalle unter ihren Händen einen großen Aufschwung genommen hat. Hier haben sie sogar bereits eine Anzahl von Dampfmaschinen im Betrieb. Taiping ist eine rein chinesische Stadt von mehr als 16 000 (?) Einwohnern. In Klang sollen allein 12 000 chinesische Bergleute in den Zinnminen von Qualla Lumpur arbeiten. In minder angenehmer Art zeigte sich der Einfluß der Chinesen bei dem Versuch, die Opiumpacht in Larut einzuführen. Am 4. Oktober 1879 kam es zu einem Handgemenge zwischen 5000 von ihnen und der britischen Polizeimacht, wobei eine größere Anzahl der ersteren verwundet und 29 getödtet wurden. Ein zweiter Aufstand wurde ohne Blutvergießen im December desselben Jahres unterdrückt.

Der Stellenwechsel der Regierenden und die Eisenbahnbauten in Mexiko.

Von **Karl Lamp.**

Für den größten Theil des spanischen Amerika kann Mexiko als Vorbild betrachtet werden. Seine Tagesgeschichte wird daher wichtig genug erscheinen, um hier kurz besprochen zu werden.

Ende des vorigen Jahres hat, ein seltener Fall, ein friedlicher Regierungswechsel in der mexikanischen Republik stattgefunden. Das ging so zu. Der General Don Porfirio Diaz, der bis dahin Präsident gewesen war, übergab dies Amt seinem bisherigen Kriegsminister, dem General Gonzalez, um seinerseits das Ministerium der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen. So ward dem gesetzlichen Verbot der Wiederwahl des Präsidenten (no-reeleccion), welche 1876 der Partei des Don Porfirio den Vorwand zur Empörung gegen Lerdo de Terada hergab und die sie also anstandshalber vermeiden mußte, Genüge geleistet. Es blieb aber, was das Wesentliche ist, die Macht innerhalb desselben Kreises, der sie schon vier Jahre lang ausgeübt hatte und während dieser Zeit zu Kräften gekommen war; nur die Rollen wurden vertauscht. Eben darum, nicht etwa, weil das Volk sich bei der Wahl hierfür eingesetzt hätte, ging dieser Wechsel friedlich von Statten. Das Volk wird in dieser Republik, in welcher einige Hunderttausend Spanier, spanischer Kreolen und anderer Fremden — deutsche Kaufleute spielen dort eine sehr große Rolle — über Millionen von Indiern gebieten, in Wirklichkeit nicht mehr nach seinem Willen gefragt, als in der unbeschränktesten Monarchie. Als ein Segen für das Volk mußte das Verbleiben derselben Männer in der Regierung trotzdem erscheinen. Man weiß, daß in den meisten Republiken des spanischen Amerika die Politiker durchschnittlich Leute sind, die sich aus der Politik ein Geschäft machen. Nun wohl, diesmal schien wenigstens die Garantie gegeben, daß einigermaßen „gesättigte Existenzen", um einen bezeichnenden Ausdruck unseres Reichskanzlers zu gebrauchen, das Staatsschiff lenken würden. Das ist ein großer Vortheil. Von Natur werden ja die mexikanischen Beamten nicht so sehr viel schlechter sein, als die anderer Staaten. Sie sind vielfach unfähig in Folge der allzu kurzen Spanne Zeit, die ihnen zugemessen ist und unredlich aus Sorge für die Zukunft. Das eben ist der Segen der Monarchie, daß die Sorge um das Gemeinwohl stets in der Hand derselben Menschen liegt, denen sie zu einer Gewohnheit und aus einer Gewohnheit mit der Zeit eine bewußte Pflicht wird. In vier Jahren kann sich eine Gewohnheit nicht ausbilden. Daher ist es auf jeden Fall als ein Gewinn für Mexiko zu betrachten, daß seine jetzigen Leiter vorläufig — wenn nicht eine Revolution dazwischen kommt — wenigstens noch vier weitere Jahre im Amte verbleiben. Ein Vortheil ist es ferner auch, daß diese Leiter Soldaten sind. Denn die Soldaten sind den Advokaten, welche ihnen häufig zur Seite stehen, häufig auch die erste Rolle im Gegensatz zu ihnen für sich in Anspruch nehmen, als Herrscher vorzuziehen. Sie halten wenigstens die Ruhe einigermaßen aufrecht. Das ist schon sehr viel, freilich aber auch Alles, was man von einer mexikanischen Regierung vorläufig erwarten darf. Wie es heißt, will die jetzige Regierung mehr thun. Hüte sie sich, zu viel zu thun! Sie scheint amerikanische Unternehmer, welche das mexikanische Binnenland mit den Meeren und den Vereinigten Staaten durch Eisenbahnen zu verbinden sich anheischig machen, nicht unterstützen — dazu hat sie nicht die Mittel —, aber frei gewähren lassen zu wollen [1]). Es liegt nun aber in Mexiko für Eisenbahnen durchaus kein Bedürfniß vor. Außer Silber, das sich seines großen Werths und geringen Volumens halber auch auf Maulthieren ohne allzu große Unkosten nach der Küste schaffen läßt, ist von den dürren mexikanischen Hochebenen, deren Thaloasen je nach ihrer Meereshöhe die allerverschiedensten Erzeugnisse und darum von jedem nur eine geringe, die für den Bedarf des Landes ausreichende Menge hervorbringen, für den Weltverkehr nichts zu holen. Der lokale Verkehr aber eines so dünn bevölkerten Landes wird niemals die Unkosten des Betriebes decken, namentlich, da er hier durch Armuth an Holz und Kohlen außerordentlich vertheuert wird. Schwerlich werden also die geplanten Bahnen Rechnung halten; wie denn die schon bestehende Bahn, welche doch die Hauptstadt, den Hauptstapelplatz des Handels mit dem Auslande, mit ihrem Hafen Veracruz verbindet, schlecht rentirt. Das Bedürfniß und die Rentabilität sind aber doch immer die vornehmsten Rücksichten; darüber werden den Einsichtigen keine Redensarten von dem civilisatorischen Berufe der Eisenbahnen täuschen. Allerdings haben die Amerikaner Bahnen in die Wildniß hineingebaut. Aber diese Wildniß war jungfräulicher Boden, der die Ausgaben in der Zukunft einzubringen versprach. Davon ist in Mexiko nicht die Rede. Mexiko ist ein altes Land. Alles, was sich gut zur Ansiedlung eignet, ist, wenn auch noch nicht überfüllt, so doch bereits in Besitz genommen. Neue Hilfsquellen werden also durch Bahnen nicht in Fluß gerathen. Am ehesten werden noch diejenigen bestehen können, welche etwa dazu bestimmt sind, die binnenländischen, um die Hauptstadt herum liegenden, verhältnißmäßig gut bevölkerten Gegenden mit jener zu verbinden. Das Publikum sollte also, das soll hier betont werden, auf etwaige Aufforderungen, sich an dieser Gründung zu betheiligen, nicht leichtsinnig eingehen. Schon, daß dieselbe zusammen genannt wird mit dem Projekte des Amerikaners Kapitän Eads, Schiffe auf einer von ihm erfundenen Vorrichtung aus dem Golfe über die Landenge von Tehuantepec nach dem Stillen Meere zu schaffen — einem Unternehmen, welches, vorausgesetzt, daß es wirklich ins Werk gesetzt würde, doch niemals neben dem Kanal von Panama bestehen könnte —, ist geeignet, stutzig zu machen. Für Mexiko selbst ist diese Angelegenheit keineswegs unbedenklich. Zwar würde es auf fremde Unkosten Eisenbahnen erhalten. Allein — abgesehen davon, daß es Bahnen nicht nöthig hat und also ohne Noth die Störung der Erwerbsverhältnisse, welche sie hervorzurufen pflegen, erleiden würde — es würde sich damit auch in die Hand der Fremden geben. Den 700 amerikanischen Ingenieuren, die jetzt dort mit den Vorarbeiten beschäftigt sein sollen, könnten im Laufe der Zeit nicht Millionen — für so viele ist zwischen den Indiern nicht Raum —, wohl aber viele Tausende von Amerikanern folgen. Und dann wäre es bald vorbei mit der Selbständigkeit der Mexikaner. Man spricht so gern von friedlichen Eroberungen. Als ob nicht eine friedliche Eroberung auf dasselbe hinauskäme, wie eine durch Krieg erworbene: fremde Herren setzen sich an die Stelle der einheimischen. Aus-

[1]) Siehe oben S. 48.

länder mögen vielleicht denken, daß es kein großer Verlust für die Welt wäre, wenn die Mexikaner ihrer Selbständigkeit verlustig gingen; mexikanische Staatsmänner aber haben jedenfalls die Pflicht, sie zu wahren. Vielleicht sind es solche Bedenken gewesen, was den Don Porfirio, der nach Aller Urtheil ein Ehrenmann durch und durch ist, bewogen hat, seine Entlassung als Minister der öffentlichen Arbeiten zu geben, von der uns kürzlich der Telegraph Kunde brachte. Wir schließen mit der Bemerkung, daß es Mexiko, wenn es sich von Amerika helfen läßt, ebenso ergehen kann wie der Türkei, deren Verfall die raschesten Fortschritte gemacht hat, seitdem sie sich vom Westen mit guten Rathschlägen und, was gefährlicher ist, mit Geldmitteln hat unter die Arme greifen lassen.

Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

I.

Als die Spanier unter der Führung des D. Miguel Lopez de Legazpi im Jahre 1565 in den Gewässern der Philippinen erschienen, um diese Inselgruppe dem Scepter Philipp's zu unterwerfen, fanden sie keinen einzigen mächtigen Staat vor; es war vielmehr der Archipel in unzählige kleine Staatengebilde zersplittert, von denen sogar die meisten nur eine einzige Niederlassung, ein einziges Dorf aufzuweisen hatten. Nur dort, wo der Islam Fuß gefaßt hatte, wie auf Mindanao, Sulu und den Küstenländern der Bai von Manila, gab es größere Reiche. Die mächtigeren waren die beiden ersteren; da aber beide erst in später Zeit von den Spaniern vorübergehend unterworfen und erst in neuerer Zeit dauernd in Besitz genommen worden sind, so genügt es, wenn wir erwähnen, daß das Reich der Sultane von Manila sich längs der südlichen Gestade der Bai von Manila ausdehnte, während das Gebiet des Königs Lacondala von Tondo in weitem Bogen die Landschaften des Manila-Sultans Soliman umspannte und besonders im Norden weit in das damalige Pampanga-Territorium hineinreichte. In der heutigen Provinz Bulacan lagen die drei Vasallenreiche des Lacondala, welche von Dayhagang-Fürsten, d. h. Mischlingen von Borneo-Malayen und Negritoweibern (? !)[1], beherrscht wurden. Alle übrigen Theile Luzons und der Visayas waren in jene kleinen oben erwähnten Dorfstaaten zersplittert.

Diese heidnischen Dorfstaaten wurden Barangays oder Balangays[2]) genannt. Noch heute werden mit diesem Namen gewisse Schiffsboote in den Visayas[3]) und auf Mindanao[4]) bezeichnet. Man hat daraus gefolgert, daß die Bewohner eines Barangay-Staates eben die Abkömmlinge der Bemannung eines Barangaybootes wären, auf welchem die malayischen Einwanderer nach den Philippinen gekommen wären. Der Kommandant jedes Barangaybootes gründete eine Niederlassung, und da die malayische Invasion nicht mit einem Male erfolgte und jeder Führer einer neuen Immigrantenschar es vorzog sich selbst einen selbständigen Staat zu gründen, statt den älteren Niederlassungen und deren Herrschern sich unterzuordnen, so war damit hinlänglich die staatliche Zersplitterung und die eigenthümliche Benennung erklärt. Ob diese Erklärung die richtige ist, will ich hier nicht erörtern.

[1]) Mas. Informe sobre el estado de las Isl. Filipinas. Madrid 1843. I, 1, p. 10.

[2]) Alle in diesem Aufsatze vorkommenden philippinischen Benennungen sind mit spanischer Orthographie niedergeschrieben.

[3]) Buzeta y Bravo. Diccionario geogr. hist. estad. de las Islas Filipinas. Madrid 1850. Bd. 1, S. 208. Pazos. Joló. Madrid 1879, p. 116.

[4]) Pazos, p. 112.

Diese Barangay-Niederlassungen waren nicht groß; manche zählten nicht mehr als 100 Individuen[1]). An der Spitze des Barangay stand ein Häuptling, im Süden Datto, im Norden Manguinoo genannt. Die Datto-Würde war in manchen Barangays erblich, in anderen, besonders in Nordluzon, gaben Reichthum und kriegerische Großthaten dem Tüchtigsten des Staates die Regentenwürde. Wo die Regierung erblich war, herrschte das Erstgeburtsrecht in der Thronfolge; waren keine Söhne vorhanden, ging die Datto-Würde auf die Töchter über; fehlten auch diese, so gelangten die nächsten Anverwandten des verstorbenen Fürsten zur Regierung.

Die Bevölkerung der einzelnen Barangays zerfiel im Allmeinen in sieben Kasten, nämlich in die Familie des Datto, die freien Leute oder den niedern Adel (Mahalbicas), die Freigelassenen (Timauas), die Vasallen und Hörigen der Dattos (Cabalangays), die Leibeigenen (Aliping namamahay), Halbsklaven und Vollsklaven (Aliping saguiguilir). Die spanische Herrschaft machte allen diesen Verhältnissen ein rasches Ende.

Die Zersplitterung der vielen kleinen Niederlassungen wurde zuerst beseitigt, um einerseits die Verwaltung zu erleichtern und die Macht der alten Dattos zu brechen, andererseits um bei dem Mangel an Priestern und dem Bekehrungseifer der Spanier die religiöse Conquista, wie es die Spanier nannten, zu erleichtern. Man zwang daher die Bewohner mehrerer Barangays ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen und sich zusammen an einem Orte niederzulassen, welches neue Dorf nun eine Gemeinde bildete, den „pueblo". Da die Glieder eines jeden Barangay in dem neuen Pueblo sich wieder zusammensiedelten, so zerfiel dasselbe in Viertel, welche den alten Namen der Barangays beibehielten. Wir werden sehen, daß bald unter den Mitgliedern eines Barangays die Erinnerung an eine ursprüngliche gemeinsame Abkunft und staatliche Selbständigkeit durch die schlauen Maßregeln der spanischen Regierungskunst vollständig erlosch.

Um aber die Dattos, deren Einfluß in dem neuen Pueblo durch gegenseitige Eifersüchteleien bedeutend geschwächt war, nicht der neuen Lage der Dinge feindlich gesinnt zu machen, beließ man ihnen ihre Würde, unter dem allmälig sich geltend machenden spanisch-philippinischen Titel „Cabeza de

[1]) Mas. I, 1, 10.

Barangay", d. h. Barangay-Chef, schmälerte aber ihre früheren Rechte auf ein Minimum. Man nahm ihnen nämlich alle Regierungsgewalt und übertrug ihnen dafür die Einhebung der Kopfsteuer, des „Tributes" der Spanier, unter ihren Barangay-Untergebenen, wofür sie selbst von der Zahlung aller Abgaben enthoben wurden, dagegen aber freilich mit ihrem gesammten Besitze für die genaue Ablieferung der gesammten Kopfsteuer ihres Barangays haftpflichtig wurden. Dadurch wurden die Interessen der spanischen Regierung und der Ex-Dattos identisch. Um sie außerdem an die neue Lage besser zu gewöhnen, wurden ihnen eine Anzahl äußerlicher Ehrenbezeugungen bewilligt; unter anderm gewährte man ihnen als Auszeichnung den Titel „Don"! Die Würde der Cabezas de Barangay war erblich oder durch Wahl zu erlangen, je nachdem der entsprechende Barangay in den Zeiten der Unabhängigkeit dieser oder jener Sitte gefolgt war; denn es lag im Sinne der spanischen Politik die nationalen Einrichtungen unangetastet zu lassen, wo es nur eben anging.

An die Spitze der neubegründeten Pueblos stellte man einen Gemeindevorsteher, den „Gobernadorcillo" oder „Capitan". Er wurde auf eine bestimmte Reihe von Jahren von den Cabezas de Barangay gewählt, natürlich aus ihrer Mitte. Letztere bildeten auch den Gemeinderath und bekleideten die Stellen der verschiedenen Gemeindefunktionäre. Durch diese Maßregel wurde der Unterschied zwischen den einzelnen Barangays vollständig verwischt, sie sanken nun zu lokalen Steuereinheiten herab und ihre ehemaligen Dattos verloren den frühern Einfluß, indem in jedem Barangay fremde Dattos kraft ihrer Gewalt als Gobernadorcillo ꝛc. zu befehlen hatten. Sowie der Cabeza de Barangay für die Steuersumme seines Viertels verantwortlich war, ebenso mußte der Gobernadorcillo nicht allein für die Ruhe seines Ortes mit dem Kopfe, sondern auch für das prompte Eingehen der Steuern und das Verrichten der Frohnden, von denen ich weiter unten sprechen werde, mit seinem Vermögen einstehen. Die Wahl des Gobernadorcillos bedurfte der Bestätigung des Generalgouverneurs und konnte nur im Beisein eines spanischen Beamten oder Pfarrers, oder eines Spaniers überhaupt stattfinden. Der Gobernadorcillo war also der Datto oder Maguinoo von ehedem und in der That, wird noch heutzutage von den Tagalen der Gobernadorcillo auch „Manguinon" genannt [1]).

Um die Macht und den Einfluß der Ex-Dattos völlig zu brechen, wurden von den Spaniern die verschiedenen Abstufungen der Leibeigenschaft und Sklaverei abgeschafft; dadurch wurden auch diese Kreise durch ihr Interesse an den Bestand der spanischen Herrschaft gefesselt. Alle Eingeborenen mit Ausnahme der Familien der Ex-Dattos und vielleicht auch der Mahaldicas wurden zur Leistung von Staatsfrohnden gezogen und zwar zum Baue von Straßen, Brücken ꝛc. So haben wir hier das Bild der Gemeindeverfassung in den ersten Jahren der Conquista; wie wir sehen, unterscheidet sich die neue Gemeindeverfassung wenig von dem alten Clanwesen zur Zeit der Unabhängigkeit; die Macht der Ex-Dattos ist zwar vielfach gebrochen und gelähmt, aber noch immer wohnt jeder Clan in seinem Barangay ungetheilt und der alte Häuptling steht noch immer durch eine weite Kluft von seinen früheren Unterthanen getrennt, flößt ihnen aber bei der Denkweise der Asiaten deshalb um so mehr Achtung ein. Wenn die Spanier einige Jahrzehnte nach der Besitznahme durch irgend welche Umstände gezwungen die Philippinen geräumt hätten, die Pueblos würden sich ohne Weiteres in die alten Barangay-Clans unter ihren alten Häuptlingen getrennt haben, denn die Bewohner jedes Pueblos fühlten sich nicht als die Glieder einer und derselben Gemeinde, sondern jeder Clan bildete in der Gemeinde eine Gemeinde für sich, die nur äußerlich mit den anderen Barangays eine Einheit bildete. Eine große Gefahr für den Bestand der spanischen Herrschaft drohte, wenn die Barangays durch die natürliche Bevölkerungszunahme anschwollen; wenn dabei das Clangefühl sich erhielt, so war zu befürchten, daß trotz der geschmälerten Macht der Ex-Dattos es besonders den erblichen gelingen könnte, dieses Clangefühl zur Erhebung gegen die spanische Herrschaft auszunutzen. Die Kolonialregierung traf nach Erkenntniß dieses Uebelstandes auch sofort alle Anstalten, um dieses Clangefühl vollends zu beseitigen und das gelang ihr auch vollkommen.

Man ging nämlich nun von dem Grundsatze aus, daß der Barangay nur mehr eine lokale Steuereinheit wäre, und stellte als Princip fest, daß jeder Barangay nur aus 50 bis 100 steuerzahlenden Familien, welche anschließend an und neben einander wohnen, sich zusammensetze. Dadurch wuchs bei der Zunahme der Pueblos auch rapid die Zahl der Barangays, welche natürlich ebenso wie die ersten unter Cabezas de Barangay standen. Die Cabezas der neuen Barangays waren aber nicht mehr erblich, sie gehörten aber auch nicht mehr ausschließlich den Dattofamilien an oder richtiger gesagt, es konnte jetzt jeder reiche Mann, dessen Vater in den Zeiten der Conquista vielleicht noch Sklave gewesen war, Cabeza de Barangay werden. Da die neuen Cabezas die Privilegien der Steuerexemtion, der Don-Titulatur ꝛc. mit den alten theilten, da diese Privilegien auch auf die erstgeborenen Söhne übergingen, so entstand auch ein neuer Beamtenadel, welcher ursprünglich an Ansehen tief unter dem alten stand, bald aber mit demselben in Eins verschmolz, indem, ähnlich wie im alten Rom zur Gracchenzeit die Patricier und die Nobilität, die Ex-Datto-Familien und der neue Adel gleiche Interessen hatten, besonders bei den Wahlen der Gemeindefunktionäre. Der Adel erhielt den Namen „Principalia" und die Glieder desselben „principales". Die weitere Fortentwickelung der Gemeindeverfassung ist zwar sehr interessant, aber Raummangel zwingt mich von einer Darstellung derselben abzusehen, wie ich denn auch oben nur in groben Zügen Kontouren hingeworfen habe. Es genügt eben, wenn ich, wie oben, die Gemeindeautonomie in den Zeiten der Conquista bespreche, da dies zum nähern Verständniß desselben unumgänglich nothwendig ist, und so wollen wir zur nähern Betrachtung der heutigen Verhältnisse übergehen.

[1]) Illustracion Filipina. Manila 1859. Nr. 7, 3, 53.

Glück und Reichthum.

Andalusisches Volksmärchen. Mitgetheilt nach dem Spanischen des Fernan Caballero von **M. Willkomm** in Prag.

Doña Fortuna (Glück) und Don Dinero (Geld) liebten einander so zärtlich, daß sie bald unzertrennlich schienen und man Eins nie ohne das Andere sah. Die Leute schüttelten die Köpfe über das seltsame Paar — es half ihnen aber nichts, und über Jahr und Tag wurde die Hochzeit gefeiert.

Don Dinero war ein behäbiger Dickbauch, mit einem Kopfe aus peruanischem Gold, einer Mütze aus mexikanischem Silber, Beinen aus segovianischem Kupfer und die Pantoffeln aus Werthpapieren der großen Fabrik zu Madrid. Doña Fortuna war ein verdrehtes, wetterwendisches Frauenzimmer, unverläßlich im höchsten Grade — und in ihren Gunstbezeugungen blinder als ein Maulwurf.

Kaum waren die Flitterwochen verstrichen, so brach auch schon der Streit zwischen den Beiden aus über die Herrschaft im Hause. Doña Fortuna wollte befehlen. Don Dinero ist jedoch ein stolzer, eingebildeter Kauz und läßt sich nicht so leicht das Heft aus der Hand nehmen. Das Sprichwort sagt zwar, daß selbst das Meer, falls es sich vermählte, in Fesseln geschlagen würde; Don Dinero aber ist stolzer als das Meer und weiß seine Vorrechte zu wahren.

Da nun Jeder behauptete, vornehmer und mächtiger zu sein als der Andere und keiner nachgeben wollte, kamen sie überein die Probe zu machen:

„Siehst Du wohl dort unten," sagte das Weib zu ihrem Gatten, „im Schatten jenes alten Oelbaums den armen Menschen, der so niedergeschlagen und betrübt aussieht und den Kopf so hängen läßt? Laßt uns sehen, wer von uns beiden, Du oder ich, die Macht besitze, sein Schicksal besser zu gestalten."

Der Gemahl willigte ein. Sie schritten dem Oelbaume zu und erreichten denselben glücklich — er ächzend und stöhnend von der ungewöhnlichen Anstrengung — sie lachenden Mundes, in einem Sprunge.

Der Unglückliche, welcher unter dem Baume lag, hatte in seinem Leben nie Gelegenheit gehabt, den Blick zu einem der beiden zu erheben. Er riß Mund und Nase auf, und seine Augen wurden so groß und rund wie die Oliven, die über seinem Haupte hingen, da er die hohen Herrschaften vor sich sah.

„Gott schütze Dich," redete Don Dinero ihn herablassend an, „kennst Du mich nicht?"

„„Ich kenne Ew. Gnaden nicht, obgleich ich in Dero Diensten arbeite.""

„Du hast nie zuvor mein Antlitz gesehen?"

„„In diesem Leben nie —""

„Und besitzest Du nichts auf dieser Welt?"

„„O ja, Ew. Gnaden! Ich habe sechs Kinder, die keinen Fetzen auf dem Leibe, und keinen Bissen haben ihren Hunger zu stillen. Deren Kehlen unersättlich sind wie ein alter Weinschlauch. Was hingegen mein Vermögen anbetrifft, so besitze ich davon nicht mehr, als im glücklichsten Falle aus der Hand in den Mund zu leben.""

„Und warum arbeitest Du nicht?"

„„Je, weil ich keine Arbeit finde! Ich habe solches Pech, daß mir alles schief ausgeht. Seit meiner Heirath scheint mich das Unglück in seinen Klauen zu haben! Da schickt uns ein Herr hierher, ihm für Tagelohn einen Brunnen zu graben. Er versprach uns goldene Berge, wenn unsere Arbeit vom Erfolg gekrönt werde — im Voraus aber gab er uns keinen Maravedi [1]) —, hängen sollte man den Schuft.""

„Nun," meinte belehrend der Zuhörer, „vielleicht dachte der Herr auch an das Sprichwort: wie die Arbeit, so der Lohn . . ."

„„Wohlan, wir fingen an zu arbeiten, als gälte es das Heil unserer Seele; aber, wie gesagt, je tiefer wir gruben, um so weiter entfernten wir uns von dem Sitze des Wassers — nicht einen Tropfen haben wir gefunden. Es war, als seien die Eingeweide der Erde vertrocknet — unsere ganze Beute besteht in einem alten Lederstiefel, den wir gestern ans Tageslicht befördert.""

„Aus dem Innern der Erde!" rief Don Dinero indignirt aus, da er seinen unterirdischen Junggesellenpalast so übel angeschrieben fand. — „Ich will Dir meine Gunst zuwenden," sprach er darauf gnädig zu dem Armen, und drückte ihm einen Duro [2]) in die Hand.

Dem armen Manne erschien alles wie ein schöner Traum. Ohne sich zu bedanken, machte er sich auf und davon. Es war, als habe er Flügel an den Sohlen, so hatte die Freude seine Kräfte neubelebt. Er kam in eine kleine Schenke und kaufte für sich und die Seinen Brod. Als er darauf um zu bezahlen das Geld aus der Tasche ziehen wollte, fand er nichts darin als ein großes Loch, durch welches der silberne Duro entschlüpft war, ohne sich zu empfehlen. Verzweiflungsvoll kehrte er um und suchte den ganzen Weg entlang, auf dem er gekommen, doch umsonst. Durch das Suchen verlor er viel Zeit und mit der Zeit die Geduld, und er fluchte seinem Unstern, der ihn zu nichts kommen lasse in dieser Welt.

Doña Fortuna konnte sich des Lachens nicht enthalten und Don Dinero ward ganz gelb vor Aerger. Doch blieb ihm nichts anderes übrig, als abermals den Beutel zu ziehen, und dem Armen eine Unze [3]) zu geben.

Dieser war so selig, daß er vor Freude gar nicht wußte, was alles er dafür einkaufen solle. Diesmal dachte er nicht an Brod, sondern begab sich in einen Leinwandladen, um für sein Weib und die Kinder Kleider zu kaufen. Als es aber ans Bezahlen ging und er die Unze hervorzog, entsetzte sich der Kaufmann und behauptete, das Goldstück sei falsch; der Käufer sei ein Falschmünzer, den er der Polizei ausliefern müsse. Der Arme, als er das vernahm, entfloh eiligst, um Don Dinero weinend mitzutheilen, in was für Unglück ihn dessen Geschenk beinahe gestürzt.

Die Geschichte hören und in Lachen ausbrechen war bei Doña Fortuna eins; während sich Don Dinero wüthend den Schnurrbart drehte.

„Nimm," sagte er zu dem Armen, und gab ihm 2000 Realen [4]), „Du hast kein Glück, aber so wahr ich der mächtige Beherrscher der Erde bin, ich will Dir dasselbe ersetzen!"

[1]) Ein Heller.
[2]) 1 Duro = 4 Mark.
[3]) 1 Unze = 16 Duro = 64 Mark.
[4]) 1 Real = 22 Pfennig.

Der Arme war durch die ihm riesenhaft dünkende Summe so geblendet, daß er sich so lange damit rühmte, bis ihn Spitzbuben überfielen und den Prahler so arm zurückließen, wie ihn Gott erschaffen.

Doña Fortuna sah schadenfroh auf ihren Gemahl, der wüthend hin- und herlief wie ein Stier in der Arena. „Jetzt komme ich an die Reihe," sagte sie, „nun wollen wir doch sehen, wer größere Macht besitzt, Du oder ich."

Leisen Schrittes näherte sie sich dem Armen, der auf dem Boden lag und sich das Haar raufte, und beugte sich über ihn. Sogleich fand dieser unter seinen Fingern den verlorenen Duro wieder. „Es ist doch besser als nichts," meinte er zufrieden, „ich kann dafür wenigstens für meine Kinder Brod kaufen, deren Magen so leer ist wie eine Laterne, denn die armen Würmer haben seit drei Tagen nichts gegessen."

Als er an dem Laden vorbeiging, wo er vorhin die Kleiderstoffe eingehandelt, ward er von dem Kaufmann hineingerufen, der sich bitter anklagte ihn ungerecht beschuldigt zu haben. Er habe sich eingebildet, die Unze sei gefälscht; als er jedoch um Gewißheit zu erlangen, dieselbe dem Wechsler gezeigt, habe ihm dieser versichert, das Goldstück sei echt, eher zu schwer als zu leicht. Damit gab er dem Armen das Gold zurück und schenkte ihm außerdem noch den erhandelten Stoff, als Ersatz für das Unrecht, welches er ihm zugefügt.

Der Arme erklärte sich zufrieden gestellt und zog beladen mit der Waare weiter. Als er über den Marktplatz ging, vernahm er, daß die Wache jene Spitzbuben eingefangen, die ihn beraubt; und der Richter, der ein Richter nach Gottes Gesetz war, ließ ihm das geraubte Geld zurückerstatten, ohne jeglichen Kostenabzug. Der Arme legte sein Geld in Gemeinschaft mit einem Vetter an; sie kauften eine Mine und es dauerte nicht lange, so fanden sie eine Gold- und eine Silberader, außerdem noch ein Eisenlager. Nicht lange darauf titulirte man ihn „Herr", dann „Ew. Gnaden" und dann „Excellenz".

Seit dieser Zeit hält Doña Fortuna ihren Mann unter dem Pantoffel und regiert die Welt ohne Sinn und Verstand, beglückt blindlings mit ihrer Gunst Diesen oder Jenen und ist launischer und wetterwendischer denn je.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wesentlich historischen und ethnographischen Charakters ist die kleine Schrift des Prof. G. vom Rath „Siebenbürgen, Reisebeobachtungen und Studien" (Heidelberg, C. Winter) und wohl geeignet, tiefe Einblicke zu eröffnen in die namenlose Schmach und Vergewaltigung, welche dort unten ein edler deutscher Stamm von dem fanatischen magyarischen Pöbel zu erdulden hat, und das kaum ein Jahrzehnt nach des Mutterlandes mächtiger Wiedererstehung. vom Rath erhebt laut seine Stimme, um dem gequälten Bruderstamme die einmüthige und laute Sympathie aller guten deutschen Männer zu erwerben. Möge es dazu noch nicht zu spät sein! Ein günstigeres Geschick scheint den Rumänen beschieden zu sein. Grauenhaft ist es, wie sie namentlich von ihren magyarischen Nachbarn geplagt und geschunden worden sind: Gesetze verboten, daß rumänische Kinder zur Schule gingen (S. 156). Die rumänischen Geistlichen (griech.-orient.) mußten den magyarischen calvinischen Superintendenten auf ihren Schultern in die Kirche und zurück tragen. Das geschieht freilich heute nicht mehr. Doch jetzt noch weigert sich (zu Vajda Hunyad, 1878) der magyarische Diener, dem armen Rumänen das Brod zu reichen; eher verläßt er den Dienst. Die deutsche Hausfrau muß selbst dem rumänischen Bettler die Gabe reichen. Wenn durch Kriege die Feldmark verödet, durch Seuchen oder Kinderarmuth die Dörfer entvölkert waren, dann zog man gern Walachenfamilien zum Feldbau heran. Nahm die privilegirte Nation wieder zu durch eigene Vermehrung oder Zuwanderung, so wurden die Walachen wieder „abgeschafft", in ihre Walddistrikte zurückgejagt, ihre Häuser auf Befehl des Magistrats eingerissen. Solches geschah noch vor kaum 100 Jahren. Kein Handwerksmeister der privilegirten Nationen durfte einen rumänischen Knaben als Lehrling annehmen. Erst durch Kaiser Joseph II. ward die Leibeigenschaft der Rumänen aufgehoben und ihnen die Ausübung der Künste und des Handwerks frei gegeben. Jetzt aber steht es außer Zweifel, daß die Rumänen auf der Bahn der Bildung und Gesittung mächtig vorwärts schreiten, wobei sie sich freilich einstweilen des Entgegenkommens der ungarischen Regierung zu erfreuen haben, der alles daran liegt, durch die Rumänen die gehaßten Sachsen zu erdrücken und ihr Volksthum verschwinden zu machen. „Indeß unter scheinbar glatter und ruhiger Oberfläche zeigt die rumänische Fluth eine tiefe Bewegung. Die Rumänen des (inzwischen Königreich gewordenen) Fürstenthums, deren Land erst seit Kurzem in die Reihe der unabhängigen Staaten getreten, sind ein Volk von aufsteigender Entwickelung. Sie haben im Verein mit ihren Stammesgenossen vor fast allen anderen Völkern des europäischen Südostens den Vortheil eines homogenen Wohngebietes. Das Verlangen, diese durch Sprache, Glauben und eine ausgeprägte nationale Eigenart verbundenen Länder auch staatlich zu vereinigen, wird immer mächtiger. Es möchte kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch dies nationale Streben einst Erfüllung finden wird."

— Von den wiederholt im „Globus" erwähnten „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell Füßli u. Co.) sind uns drei neue Heftchen zugegangen, welche Schweizer Partien behandeln: Nr. 12 Nyon am Genfer See, Nr. 15 Thusis und Nr. 16 Luzern und seine Umgebung. Die zahlreichen Bilder sind wieder von hervorragender Schönheit.

— Einem eben erschienenen amtlichen Berichte entnimmt die „A.-Z." folgende Ziffern: Im Jahre 1827 konnten von 100 französischen Rekruten durchschnittlich 42 lesen; im Jahre 1832 betrug das Verhältniß 52 Proc., 1835 56 Proc., 1850 60 Proc., 1860 68 Proc., 1865 73 Proc., 1868 78 Proc., 1874 82 Proc., 1876 83 Proc., 1877 85 Proc., 1878 81¼ Proc., 1879 85 Proc. Die östlichen Departements Meurthe et Moselle, Jura, Ober-Rhein (?) voran, sind, wenn man nach den Landestheilen zählt, am besten vertreten; sie lieferten 98 und 97 Proc., Süd- und Centralfrankreich weniger, am wenigsten aber die drei Departements, welche die ehemalige Bretagne bilden, nämlich Finistèrre 68 Proc., Côtes du Nord 64 Proc. und Morbihan 58 Proc.

— Nach einer officiellen Mittheilung aus Sophia an Prof. Heinrich Kiepert war das Fürstenthum Bulgarien zur Zeit der Okkupation und bis zum Frühjahr 1880 in fünf Gouvernements (Sophia, Widdin, Tirnowo, Rustschuk und Warna) und 31 Distrikte getheilt. Zu Anfang 1881

fand eine Neu-Eintheilung in 21 Distrikte (Okružie) nebst Arrondissements (Okolijás) statt; von letzteren wurden Anfang April 1881 neun eingezogen (welche in der folgenden Liste mit einem * bezeichnet sind), Anfang Mai aber die Okolijá von Petritsch, Distrikt Sophia, wieder erneuert:

Okružie:	Okolijás:
1. Sophia	Sophia Stadt, Sophia Land, *Novoselo, *Petritsch oder Jskrez, Zlatiza, Samokow.
2. Widdin	Widdin, Kula, Belgradtschik.
3. Tirnowo	Tirnowo, Trjawna, Kesarowo, *Kotschino, *Suchindol, Elena.
4. Rustschuk	Rustschuk, Biala, *Balbunar, Tutrakan.
5. Warna	Warna, Hadschi Ogln Pasardschik, Baltschik.
6. Küstendil	Küstendil, Jswor (Kraischte), Dupniza, Radomir.
7. Rasgrad	Rasgrad, Popowo, *Kolardscha.
8. Eski Dschumaja	Eski Dschumaja, Osman Pasar.
9. Schumen	Schumen, Novi (Jeni) Pasar, Preslaw (türk. Eski Stambul).
10. Silistra	Silistra, Burgas, Chasköi.
11. Trn	Trn, Bresnik, Tzaribrod.
12. Berkowitza	Berkowitza, Kutlowitza.
13. Lom	Lom.
14. Rahowo	Rahowo, Bela Slatina.
15. Wratza	Wratza, Kamenopole.
16. Orchanie	Orchanie, *Tetewen.
17. Lówetsch	Lówetsch, Trojan, *Dermantzi.
18. Pléwen	*Pléwen, Nikopol.
19. Swischtow	Swischtow.
20. Sewliewo	Sewliewo, Gabrowo.
21. Prowadia	Prowadia, Nowoselo.

— Durch zwei weitere halbe Sektionen, welche das südliche Griechenland, Kreta, den Südwesten von Kleinasien, sowie eine Specialkarte des Hellespont umfassen, ist nunmehr Heinrich Kiepert's Generalkarte der Unter-Donau- und Balkan-Länder (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 350) zu einer „Generalkarte der Südosteuropäischen Halbinsel" erweitert worden (Berlin, D. Reimer 1881), der richtigsten aller augenblicklich existirenden Karten des betreffenden Gebietes, ausgezeichnet namentlich durch die Darstellung des Terrains und gewissenhaft behandelte Nomenklatur. Die neue griechisch-türkische Grenze ist bereits angegeben, so daß sich die demnächstigen Besitzveränderungen in Epirus und Thessalien vortrefflich darauf verfolgen lassen werden.

Asien.

— Am 7. (19.) Mai reiste, dem „Kawkaz" zufolge, die kleinasiatische Grenzregulirungs-Kommission aus Tiflis nach Olti ab, um auf der letzten Strecke der Grenze, vom Flusse Tschoroch bis zum Dorfe Karaurgan, die Grenzsteine zu setzen, und so die durch den Berliner Frieden festgesetzte Grenze zwischen Rußland und der Türkei endgültig zu regeln.

— Ueber den Botowskischen Markt am Flüßchen Taldy, Kreis Karkaralinsk, theilen die „Semipalat. Oblastn. Wied." Folgendes mit: Der von dem Bauern Botow in den 40er Jahren begründete und nach ihm benannte Markt hat sich so sehr als Bedürfniß und der Platz dafür als so richtig gewählt gezeigt, daß der Umsatz auf dem Markte schon bis 3½ Millionen Rubel betrug. Wo vor 10 Jahren die Geschäfte noch in flüchtig aufgeschlagenen Zelten gemacht wurden, sind jetzt über 120 Baracken und Buden errichtet. Auch von fern her, von Omsk, Petropawlowsk und Jekaterinburg kam man dorthin. Auf dem letzten Markt waren für 2 Mill. Waaren und Vieh zur Stelle, wovon 1½ Mill. verkauft wurden, über 1500 Verkäufer und rund 12000 Käufer.

— Der „Turkest. Ztg." zufolge sind im vorigen Herbst am Südufer des Balchasch-Sees bei dem Orte Aschtschisu im Kreise Kopal Glaubersalzlager aufgedeckt und dem Kaufmann erster Gilde Kamenski aus Tomsk auf unbestimmte Zeit zur unentgeltlichen Ausbeute überlassen worden. Schon früher waren 40 Werst von Wjerny in der Schlucht von Kaskelensk von einem Herrn Pawlewski-Kozjell Marmorbrüche entdeckt worden, deren Ausbeute diesem auf 90 Jahre vom 24. Juni 1875 ab überlassen ist.

— Prof. Ujfalvy nebst Frau befand sich, wie den „Times" aus Calcutta, 5. Juni, telegraphirt wird, damals in Simla und wollte am 6. über Kangra nach Kaschmir aufbrechen, um von dort in Central-Asien und Tibet einzudringen, ein äußerst gewagtes Unternehmen, zumal in Gesellschaft einer Frau.

— Zu Ende des Jahres 1880 war der russische Artillerie-Kapitän Petrow nach Kaschgar kommandirt. Als geographische statistische Resultate seines Kommandos führt die „Turkest. Ztg." auf: 1. eine genaue Untersuchung des Weges von Kuldsha über den Paß Tschaptschal und den Muzart nach der Stadt Aksu, den bisher noch kein Europäer besucht hatte, nebst einer Marschroutenaufnahme dieses Weges und einem Plane der Schlucht von Muzart; verbunden damit sind Tabellen von Thermometerbeobachtungen und von Höhenmessungen mit dem Aneroid-Barometer. 2. Ergänzungen zu der vom Kapitän Sunargulow gelieferten Beschreibung des Weges von der Stadt Aksu über die Festung Utsch-Turfan nach Karakol ebenfalls mit Marschroutenaufnahme. 3. Einen detaillirten Bericht über den jetzigen Zustand von Dschityschar (Kaschgarien). Auch Mittheilungen über die Preise auf dem Bazar in Aksu hat derselbe mitgebracht und eine Mineraliensammlung aus dem durchzogenen Gebiete zusammengestellt.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellsch. vom 5. (17.) Mai hielt Herr Säwertzow einen Vortrag über die physisch-geogr. Ergebnisse seiner letzten Pamir-Expedition und legte ein Profil des geodätischen Nivellements von Assake im Thale von Ferghana bis zum See Karakul auf dem Pamir vor, welches Herr Skassi während der Expedition angefertigt hatte. Nach den Feststellungen dieser Expedition ist der Pamir keine Hochebene und hat in der Höhe von etwa 12000 Fuß kein Steppengebiet; es sind dort Thäler längs der Flüsse bis zu 14000 Fuß Höhe hinauf, aber das breiteste erreicht nur 20 Werst, breitere Flächen findet man nicht. Diese Eigenthümlichkeit hat also der Pamir mit dem Tiën-schan und mit Tibet gemein, wo man auch solche Thäler in beträchtlicher Höhe, aber nur von geringer Breite trifft; wirkliche Hochflächen sind auf dem Pamir nicht vorhanden. Die Berge steigen in felsigen Kämmen auf 6000 bis 7000 Fuß Höhe von den Thälern an. Die absolute Höhe der Berge auf dem Pamir erreicht nicht selten 19000 Fuß, und drei Gruppen besonderer Erhebung steigen bis 25000 Fuß an. Diese Erhebungen ändern aber den allgemeinen symmetrischen Charakter des innern Pamir nicht. Ein zweiter charakteristischer Zug der Gebirgsgegend des Pamir ist der, daß die Bergzüge hier in der Meridianrichtung streichen, und selten nur unter rechten Winkeln sich treffen; hierin gleicht nach Ansicht der Expedition der südliche Pamir den Gebirgen von Tibet. Auf dem Tiën-schan herrscht dagegen der parallele Zug der Bergketten vor. Auch im geologischen Bau ist der Unterschied zwischen dem Pamir und dem Tiën-schan deutlich sichtbar. Nach Säwertzow's Ansicht kann man an den Bodenschichtungen deutlich den Meerbusen erkennen, der einst den Pamir von dem Tiën-schan schied. Beides sind nach seiner Ansicht selbständige Gebirgssysteme, auch wenn zwischen ihnen die Erhebung des Bodens nicht unter 10000 Fuß Höhe hinabgeht. Die ältesten Gesteinsformationen befinden sich im innern Pamir, der in dieser Hinsicht als der Grundstock anzusehen ist. Das Nivellement, welches die Expedition vornahm, zeigt,

daß die Erhebung dieses Kammes noch fortdauert. Im Laufe von 1200 Jahren hat er sich um 600 Fuß gehoben.

— Nach der Zeitung „Sibir“ haben die Untersuchungen der aus Biisk in die Mongolei entsendeten Kaufleute ergeben, daß die russischen Händler von Westsibirien aus in Manufakturwaaren mit den englischen und amerikanischen Kaufleuten, die auf dem Seewege und auf den Flüssen ihre Waaren in das Innere Chinas und der Mongolei bringen, nicht konkurriren können. Vortheilhaft dagegen erweist sich die Ausfuhr von Vieh, welches auf dem Wege nach Kuku-choto überall reichliches Futter findet. Dabei steigt der Preis für Hornvieh, Schafe, Leder und Kameelhaare in dem Maße, wie man sich den inneren Provinzen Chinas nähert. So kostet z. B. ein Hammel in den sibirischen Steppen 2 Rubel, in Kuku-choto 6 Rubel. Schaffelle und Kameelhaare, deren Preis in Kobdo 7½ Rubel pro 100 Tschuk (3½ Pud) beträgt, werden in Kuku-choto gern mit 21 Rubel bezahlt. Auch Leder und Metallwaaren finden dort guten Absatz.

Afrika.

— Die portugiesische Kommission für öffentliche Arbeiten hat in der Provinz Angola eine 344 km lange Telegraphenlinie von S. Paulo de Loanda nach Dondo (am Quanza) und Caculu erbauen lassen, welche nächstens bis Pungo Andongo verlängert werden und für den Handel und die Quanza-Schifffahrt schon von großem Nutzen gewesen sein soll.

— Die Mitglieder der Livingstone (Congo) Inland Mission wollen dort im centralen Westafrika ein interessantes Experiment unternehmen: es werden ihnen Samen von verschiedenen Species von Chinchona aus den Regiernngs-Pflanzungen in Indien zugeschickt werden, um zu erproben, ob dieselben in den Bergthälern am Congo gedeihen.

— Mr. Gouldsbury (s. „Globus“ XXXIX, S. 319) hat seine Reise in das Innere von Senegambien bereits vollendet. Von etwa 100 Trägern und eingeborenen Polizisten und zwei Europäern, Dr. Browning und Dumbleton, begleitet, fuhr er den Gambia bis zu dem Barakunda-Falle hinauf und ging dann an dessen linkem Zuflusse Diama aufwärts nach Futa Dschalon. Die Hauptstadt Timbo fand er nahezu verlassen; die Einwohner hatten sich meist nach dem 60 km entfernten Ningisori zurückgezogen und rüsteten sich dort zum Kriege. Gouldsbury begab sich gleichfalls dorthin und schloß mit dem Almami Ibrahima, den er mit Geschenken überhäufte, einen Handelsvertrag ab; doch erklärte ihm derselbe trotzdem, daß er ein großer Freund der Franzosen sei, mit ihnen der Hauptttheil des Handels geschehe, und daß er dieselben gleichfalls gut aufnehmen werde. Ein Besuch der Stadt Falaba, um mit dem dortigen Könige Suvah gleichfalls einen Vertrag abzuschließen, mußte unterbleiben, da sich die Träger weigerten, das Land der räuberischen Hubu zu betreten, und so kehrte Gouldsbury durch das Thal des Scarcies und über Port Lokko direkt nach Freetown auf Sierra Leone zurück. Voraussichtlich aber wird es bei diesem ersten Versuche der Engländer, ihrem Handel im südlichen Senegambien und Futa Dschalon Ausbreitung zu verschaffen, nicht sein Bewenden haben.

— Prof. Schweinfurth ist nach einer glücklichen Reise und mit reichen Ergebnissen mancherlei Art am 19. Juni 1881 von seiner Reise nach Sokotra (s. „Globus“ XXXIX, S. 207) in Suez wieder eingetroffen. Auf der Insel verweilte er einen ganzen Monat und brachte von dort zehn große Kisten voll getrockneter und zwei Körbe lebender Pflanzen heim. Bei der Hinreise, wie bei der Rückfahrt benutzte er arabische Barken; doch hätte die letztere der herrschenden Winde wegen wahrscheinlich viel längere Zeit in Anspruch genommen, wenn er nicht in Makalla durch das englische Kriegsschiff „The Dragon“ aufgenommen worden wäre. Auf Sokotra erfreute er sich stets der besten Gesundheit, litt aber in der feuchten Hitze im Golfe von Aden sehr an Beulen an den Beinen, die im trockenen Klima von Kairo wohl bald verschwinden werden.

Nordamerika.

— Felix L. Oswald, Streifzüge in den Urwäldern von Mexiko und Central-Amerika. (Mit 76 Abbildungen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1881.) Sehr frisch und unterhaltend, oft humoristisch geschriebene Reiseskizzen aus den Hochlanden Mittel-Amerikas, die für exakte Geographie wenig bieten, aber das Land, seine Bewohner, seine seltsame Fauna und Flora schildern, welche der Verfasser im Verlaufe von acht Jahren zum Theil in officiellen Stellungen kennen lernte. Seine Auffassung, daß die Alte Welt durch Vernichtung der Wälder bereits dem Marasmus verfallen sei, könnte man fast als übertrieben ansehen, wenn wir nicht aus dem Munde eines hervorragenden Geologen eine ähnliche Befürchtung gehört hätten. Ob Menschenhilfe dem zu steuern vermag, ist schwer zu entscheiden; Anfänge dazu sind ja in Deutschland, Frankreich und sonst gemacht, aber in ganz Südeuropa, im Orient, in Oesterreich dauert die Waldverwüstung noch fort. „Die gemäßigte Zone Amerikas — schreibt Oswald — wird in Kurzem die baumlose Zone sein, mit einer einzigen Ausnahme. In den Alpen des südlichen Mexiko vereinigen noch große Landstrecken ein mildes Klima mit einem bedeutenden Waldreichthume. Mexiko wie Nordamerika hat seine Hinterwaldstaaten, aber ihre Sicherheit vor der länderverheerenden Axt ist durch bessere Garantien als bloße Entfernung von den Centralpunkten der Civilisation verbürgt. Die Rauheit der umgebenden Gebirge, die vermeinte oder wirkliche Abwesenheit edler Metalle sowie der unabhängige Charakter der einheimischen Bevölkerung tragen alle dazu bei, die Alturas oder Bergwälder dem herrschsüchtigen Spanier so verhaßt zu machen, wie sie dem freiheitsliebenden Gaste aus dem Norden günstig und einladend sind.“ Wir haben des Verfassers Streifzüge und Erlebnisse in diesem Paradiese mit großem Vergnügen gelesen und können das Buch Freunden einer unterhaltenden Lektüre empfehlen.

Polar-Gebiete.

— Von der vierten niederländischen Nordpolexpedition sind zwei Depeschen aus Vardö in Norwegen, 20. Juni 1881, eingetroffen, wonach Schiff und Mannschaft am selben Tage wohlbehalten dort eingetroffen sind, nachdem ein erster Versuch, Spitzbergen zu erreichen, an den Eisverhältnissen gescheitert ist. Indessen soll ein zweiter Versuch gemacht werden, das Ziel zu erreichen.

Vermischtes.

— Von Oskar Peschel's Völkerkunde (Leipzig, Duncker und Humblot), welche in fünfter Auflage Alfred Kirchhoff neu bearbeitet, sind bereits 3 Lieferungen (à 2 Mark) ausgegeben worden. Zwei weitere machen dieselbe vollständig. In sieben Jahren fünf Auflagen, dies spricht genugsam für den Werth des vortrefflichen Handbuches.

— Von den „Bildern aus Brehm's Thierleben“ sind im Mai die letzten drei Lieferungen erschienen (s. „Globus“ XXXIX, S. 304) und damit für Schule und Familie ein neues Anschauungsmittel geschaffen worden, welches sich durch seine Vorzüglichkeit wie durch seinen mäßigen Preis gleich sehr empfiehlt und auch schon von der Lehrerwelt mit großer Anerkennung begrüßt worden ist.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. IV. (Mit sechs Abbildungen.) — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. VI. — Karl Lamp: Der Stellenwechsel der Regierenden und die Eisenbahnbauten in Mexiko. — F. Blumentritt: Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen. I. — M. Willkomm: Glück und Reichthum. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polar-Gebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 1. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1881.**

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

V.

Gegen Mittag des 2. Oktober wurde der Fluß bei einer kleinen, von Granitfelsen gebildeten Schnelle breiter, und auf diese kleine Lichtung schien die scheitelrecht stehende Sonne mit voller Kraft herunter. Es war das erste Mal, seit Crevaux Guayana wieder betreten hatte, daß der Himmel von Wolken ganz frei war; die gute Jahreszeit war wieder eingetreten, und drei bis vier Monate lang war kein Regen mehr zu erwarten. Um 2 Uhr war eine kleine 40 cm hohe Stromschnelle zu passiren, und eine Stunde später liefen die beiden Boote in den Kou, den der Indianer Couassi Ko-u aussprach, ein; derselbe ist hier breiter, als bei seiner Mündung in den Yari, wo ihn Crevaux bei seiner ersten Reise bereits kennen gelernt hatte. Hier besaß er freilich auch nur eine Tiefe von $1\frac{1}{2}$ m und eine schwache Strömung, da er noch nicht weit von seiner Quelle entfernt war. Als sie um eine Ecke bogen, erblickten sie rothbemalte Indianer heranrudern, welche ihnen schon von weitem zuriefen: „Majori Apatu!“ Crevaux erkannte den Tamuschi Jelemeu, welchen er auf seiner frühern Reise am Bache Couronapi besucht, und dem er die Piroge zu danken gehabt hatte, welche sämmtliche Wasserfälle des Yary ohne den geringsten Unfall passirt hatte. Auf die Frage, wohin er ginge, antwortete er „Oyapoko“ und wies ein Papier vor. Schon glaubte Crevaux, ein anderer Reisender sei ihm zuvorgekommen, als er seinen eigenen Brief erkannte, den er im Jahre vorher bei Antritt seiner Reise auf dem Yary an den französischen Unterrichtsminister geschrieben hatte. „Laß Deine Kinder den Brief besorgen,“ schlug Crevaux vor, „und bleibe mit einigen peïtos (Soldaten) bei uns. Ich habe Dir eine Flinte aus dem Lande der Parachichi (d. i. Franzosen) mitgebracht.“ Als der Häuptling einwilligte, schrieb Crevaux an den Kommissar des Oyapok und bat, dem Sohne Yelemeu's so und so viel Messer, Säbel und Beile zu geben und ihn gut zu behandeln, da es das erste Mal sei, daß ein Roucouyenne das Land der Weißen betrete. Am Nachmittage trennte man sich: zwölf Roucouyennes und der brave Couassi gingen nordwärts zum Oyapok, während Crevaux mit Jelemeu und dreien seiner Söhne auf dem Kou abwärts fuhr. Jene nahmen eine große Menge Bogen, Pfeile, Pagaras (Körbe), Hängematten, Töpfe, Federzierrathen u. s. w. mit, welche für die Sammlungen des Pariser ethnographischen Museums bestimmt waren. Zugleich benutzte der Reisende die Gelegenheit, um Nachricht von sich seinen französischen Freunden zukommen zu lassen.

Am 5. Oktober langte man bei den Calayouas an. Crevaux hatte gedacht, in ihnen einen neuen Indianerstamm kennen zu lernen; aber es waren nur Oyampys, welche einigen Verkehr mit Brasilianern, welche bei den Eingeborenen Guayanas „Calayouas“ heißen, gehabt hatten. Es ist dasselbe, wie auf dem Lande in Frankreich, wo der, welcher in Paris gewesen ist, ein Pariser heißt.

Anderthalb Tage gönnte Crevaux hier sich und den Leuten Ruhe, ließ sein Gepäck trocknen, setzte am 7. Oktober seine Fahrt fort und lief am 10. in den Yary ein, den er bereits von der Quelle bis zur Mündung befahren

hatte. Nahezu ein Jahr war verstrichen, seitdem er am 25. Oktbr. 1877 an der Mündung des Kou vorbeigekommen war. Von hier aus war es möglich, in zehn Tagen die ganze Reise zu beenden, während andererseits mehr als drei Monate nöthig waren, um die Quellen des dem Yary westlich parallel fließenden Parou zu erreichen. Doch trotz seiner stets zunehmenden Krankheit, trotz der Entmuthigung und Ermüdung seiner Begleiter entschloß sich Crevaux zu dem letztern Unternehmen und fuhr den Yary, statt hinab, aufwärts.

11. Oktober. Gegen zehn Uhr bemerkte man auf dem rechten Ufer ein großes Feuer; es rührte von Anwohnern des Courouapi her, welche ein Stück Landes zum Anbau von Maniok herrichteten. Einen Monat vor Ende der Regenzeit hatten sie die Bäume niedergeschlagen, die kleinen mit dem Säbel, die großen in gewisser Höhe über der Erde mit der Axt, und nun das trockne Holz in Brand gesetzt. Dann werden mit einem Stock 8 bis 9 cm tiefe Löcher gemacht und Stecklinge von 30 cm Länge unter



Hängematte zum Tragen der Kinder. (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

einem Neigungswinkel von 45 Grad hineingesetzt. Die Stecklinge nimmt man von Zweigen, welche nach Entfernung der Wurzeln abgehauen werden; die Pflanze besitzt große Lebenskraft, da ein seit Jahresfrist abgehauener und auf der Erde liegender Zweig noch zur Fortpflanzung dienen kann. Solche Pflanzungen werden stets auf hochliegendem Boden angelegt, da bei zu großer Feuchtigkeit die Wurzeln stets faulen. Gepflanzt wird gegen den December hin beim Beginn der Regenzeit; schon nach sechs Monaten könnten die Wurzeln zur Bereitung von Cassave dienen, doch werden sie allgemein erst nach $1^1/_2$ Jahren geerntet. Sie könnten dann immer noch wachsen, aber das Fleisch wird dann hart und röthlich und das daraus gewonnene Mehl ist von mittelmäßiger Beschaffenheit. Die Indianer pflanzen nicht gern zweimal hinter einander Maniok auf dieselbe Stelle, sondern bebauen lieber ein anderes Stück Land; mitunter aber kehren sie doch nach Verlauf einiger Jahre nach einer frühern Pflanzung zurück, wo sie dann nur das Gestrüpp zu entfernen brauchen, damit die Maniok-Pflanzen wieder emporsprießen; die hier und da sich zeigenden Lücken müssen dann nachgepflanzt werden.

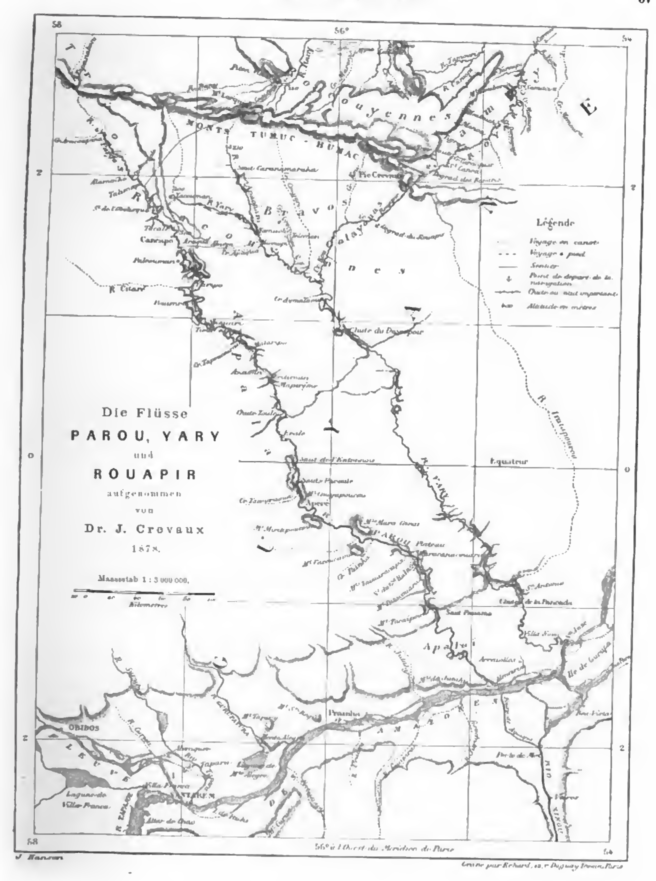
Maniok ist die einzige Pflanze, welche die Eingeborenen von Guayana in Menge bauen, weil sie nahezu alle ihre Bedürfnisse befriedigt und gleichzeitig Brod und Branntwein liefert. Wenn der Mann alle acht Tage einen Tag Arbeit darauf verwendet, so genügt die Ernte zur Ernährung einer Familie, zu welcher zwei oder drei Frauen und fünf bis sechs Kinder gehören. Die ganze übrige Zeit können die glücklichen Roucouyennes zum Jagen, Fischfangen, Tanzen und Ausruhen in der Hängematte verwenden.

Gegen Mittag wurde die Mündung des Couyary erreicht, an welchem „wilde“ Indianer (Bravos) wohnen, die mit ihren Nachbaren keine Beziehungen unterhalten. Dort wurde Halt gemacht, um astronomische Beobachtungen anzustellen und zwei von Apatu geschossene große Coumarou-Fische zu kochen. Kaum begann der Rauch aufzusteigen, als einige Leute von Wespen gestochen wurden. Es war diejenige Art, welche die Kreolen in Cayenne



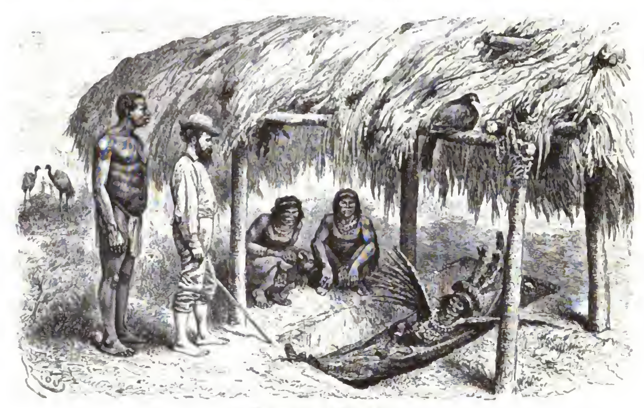
Pagara (Korb). (Aus Dr. Crevaux' Sammlung.)

„Wespen sans raison“ nennen, weil sie stechen, selbst ohne gereizt zu sein. Nach Apatu's Behauptung leben dieselben stets in Gemeinschaft mit einer kleinen schwarzen Ameise, die ein großes langes, von einem Ast herabhängendes Nest baut. Oft soll sich auch noch ein Vogel dazu gesellen, den die Bonis wegen seines Schreies tion-tion und die Kreolen wegen der Färbung seiner von den Indianern sehr gesuchten Schwanzfedern Gelbarsch (cul jaune) nennen. Derselbe liebt auch die Nähe des Menschen; es giebt im äquatorialen Amerika sehr wenig Häuser, bei denen nicht ein mit seinen Nestern bedeckter Baum stände; und wenn nicht neben einer Ansiedelung, so findet man ihn doch wenigstens auf Inseln, wo die Boote gewöhnlich anlegen. Vortrefflich ahmen sie die menschliche Stimme und den Schrei von allerlei Thieren, z. B. von Hunden und Hähnen, nach, besser selbst, als Papageien. Wenn die Bonis ein schwatzhaftes Weib bezeichnen wollen, so gebrauchen sie das Wort tion-tion; das Epitheton ist aber nicht gerecht, weil bei diesen Vögeln das Weibchen arbeitet und Nahrung für die Jungen sucht, während das Männchen schwatzt und das Haus bewacht. Gegen Abend aber verläßt das Paar sein Nest, um in der Nähe meist im Bambu-


Die Flüsse
PAROU, YARY
und
ROUAPIR
aufgenommen
von
Dr. J. Crevaux
1878.
Maassstab 1 : 3 000 000.
Kilometres
Légende
Voyage en canot
Voyage à pied
Sentier
Point de départ de la navigation
Chute ou saut important
Altitude en mètres
MONTS TUMUC - HUMAC
Chute du Desespoir
Equateur
OBIDOS
Ile de Gurupa
56° à l'Ouest du Méridien de Paris

dickicht zu schlafen, und vertraut die Obhut seiner Sprößlinge jenen Ameisen und Wespen an.

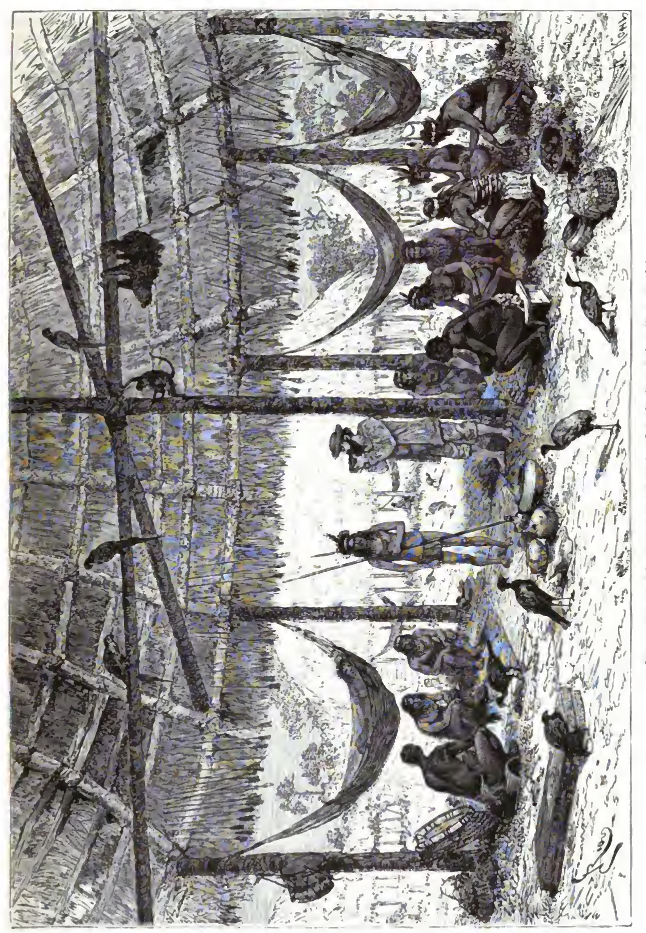
Am folgenden Tage (12. Oktober) vermochte man nur eine kleine Strecke zurückzulegen, weil außer dem Reisenden selbst auch zwei der Schwarzen, d. h. von den vier Expeditionsmitgliedern nicht weniger als drei, vom Fieber geschüttelt wurden. Kaum war man gelandet und hatte die Hängematten befestigt, als auch die begleitenden Calayouas sich zur Flucht anschickten; Yelemeu selbst war nur dadurch von Gleichem zurückgehalten, daß Crevaux drohte, ihm die mitgebrachte Flinte wieder abnehmen zu wollen. Nach Mittag fühlten sich die Kranken etwas besser, so daß man weiter fahren konnte; doch mußte Crevaux darauf verzichten, seine frühere Aufnahme des Flusses zu kontroliren. Am folgenden Morgen war der eine Schwarze, Hopu, fast wieder hergestellt, der Reisende selbst aber noch immer krank, so daß er in einem Augenblicke der Verzweiflung schon daran dachte, anstatt weiter in das Sumpfland vorzudringen, lieber umzukehren und den Yary hinabzufahren. Doch widerstand er sowohl diesem Verlangen, als dem Vorschlage Yelemeu's, mit ihm den Couronapi, an dessen Mündung man gerade vorbeikam, hinaufzufahren und sein schon im vorigen Jahre besuchtes Dorf zu berühren. Auch Apatu war für diesen Vorschlag, um dort Hunde und Hängematten einzukaufen; allein die anderen Schwarzen waren dem Plane entgegen, da beide Boote, welche sie zu rudern hatten, schon mit allerlei Einkäufen Apatu's überfüllt waren. So lagerte man auf einem Landvorsprunge, wo ein angenehmer Südwind wehte und wesentlich zur Linderung von Crevaux's Krankheit beitrug, so daß er sich am Morgen weit besser befand. Als er mit Yelemeu einen kurzen Spaziergang machte, hieb dieser



Begräbniß eines Piay (Arzt).

mit seinem Säbel in einen Baum, aus welchem ein weißer, vollkommen der Milch gleichender Saft herauskam, den er in einer Kalebasse auffing und mit Wasser gemischt gierig trank. Dieser Baum ist der Balata (Mimosops balata), dessen Saft die Indianer benutzen, um die verschiedenen Theile eines Pfeiles an einander zu leimen; er findet sich nicht nur an den Zuflüssen des Amazonenstromes, sondern auch am Oyapok und Maroni, wo er so gewöhnlich ist, wie die Syringa am Yary. Seine Frucht ist sehr wohlschmeckend und wird von Indianern und Affen gleich gern gegessen, während das Holz, boteri genannt, in Surinam beim Bauen Verwendung findet. Unweit davon stand ein anderer Baum, welcher im Leben jener Indianer gleichfalls eine große Rolle spielt, der Mani (Moronobea coccinea Aubl.); sein Harz, das man wie Weihrauch am Fuße der Bäume sammelt, wird wie Schusterpech angewendet, um die Bogensehnen zu wichsen; die Frucht wird von den Indianern nicht genossen, wohl aber vom cariacou (Reh), wie Crevaux beim Zerlegen eines solchen fand.

14. Oktober. Man beeilte die Fahrt, um frühzeitig bei der Wohnung des Tamuschi Alicolé an der Einmündung des Chimi-chimi anzukommen. Derselbe gehörte zum Stamme der Apourouis und ist einer der wenigen Ueberlebenden eines Volkes, das am untern Yary gewohnt hat und von den älteren Geographen Pirion genannt wird. Dabei erfuhr Crevaux auch, daß die Roucouyennes — so genannt, weil sie sich mit Roucou bemalen — bei den anderen Indianern Ouayanas heißen, ein alter, schon von Thevet im 16. Jahrhundert erwähnter Name. Alicolé lebte schon seit langer Zeit bei den Roucouyennes, spricht deren Sprache und hat ihre Gewohnheiten angenommen; nur dadurch unterschied er sich zu seinem Nachtheile von jenen, daß er dem Reisenden bösen Willen zeigte und ihm keine Lebensmittel verkaufen wollte. Um ihn zu strafen,

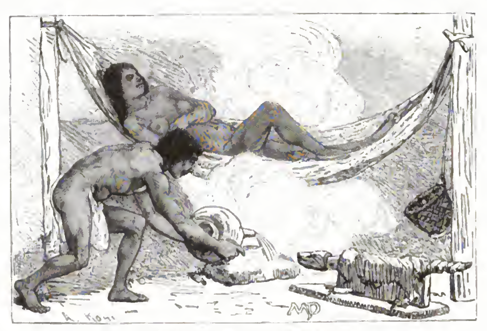


Freundschaftstrunk im Dorfe des Macuipi. (Zum Theil nach einer Photographie.)

nahm ihm Crevaux am nächsten Morgen den Stock und die Binde aus Kaimanschuppen, die Zeichen seiner Würde, ab, und übergab sie einem jungen Roucouyenne, der ihm auf seiner frühern Reise Dienste erwiesen hatte (jedenfalls ein etwas kühnes Unternehmen von dem französischen Reisenden, hier auf nominell brasilianischem Gebiete Häuptlinge ab- und einzusetzen). Der neue Tamuschi aber, um seine Treue dem „Parachichi“ zu zeigen, erbot sich, ihn mit den kräftigsten Leuten des Stammes bis zu den Quellen des Yary zu begleiten.

Einige Stunden darauf langte man bei der Hütte des Macuipi an, den Crevaux von seiner ersten Reise her kannte. Derselbe war inzwischen gestorben, aber in seiner Eigenschaft als piay (Arzt) nicht wie die übrigen Menschen verbrannt worden. Crevaux ließ sich an den Bestattungsort führen und fand unter einem kleinen Schuppen ein großes 2 m tiefes Loch, auf dessen Grunde sein ehemaliger Wirth in einer Hängematte zu schlafen schien. Der vollständig roth bemalte Körper war ausgetrocknet und hart wie Pergament, der Kopf mit grellbunten Federn geschmückt und um die Stirn lag als Emblem der Herrschaft eine Art Krone aus Kaimanschuppen. Um den Hals trug er eine kleine knöcherne Flöte und mehrere Säckchen, welche Farben enthielten, ein Zeichen, daß Macuipi eine besondere Begabung für Bemalung besessen hatte. Neben ihm stand ein großes, aber leeres Gefäß, denn die Roucouyennes geben ihren Todten keine Lebensmitel mit, und unter seiner Hand lagen Bogen, Pfeile und Keule, damit er sich gegen seine Feinde vertheidigen und für seine Nahrung sorgen könnte.

Darauf ruhte sich Crevaux mit seinen Gefährten einige Zeit unter einer runden Hütte, in welcher zahlreiche Hängematten an den Pfosten befestigt waren; dorthin brachte ihm der neue Tamuschi, der älteste Sohn des Verstorbenen, eine Kalebasse voll ausgezeichneter Cachiri, eines leicht säuerlichen alkoholhaltigen Getränkes, das der Reisende anfangs nicht gemocht hatte, aber nun mit Vergnügen trank. Jeder leerte



Dampfbad einer Roucouyenne-Wöchnerin.

drei oder vier Kalebassen, welche ihm der Tamuschi kredenzte. Im Roucouyenne-Lande wie bei den Oyampys ist es der Häuptling, welcher Fremden den Freundschaftstrunk darbringt. Dann rief er: „Oli touma enepke“ (Frauen, bringt die Brühe); touma heißt der mit Pfeffer gekochte Maniokfaft. Außerdem wurde der bukanirte und gekochte Kopf eines Pakira (Art kleines Wildschwein) aufgetischt.

Auffallend war die Zärtlichkeit Yelemeu's für die alte Wittwe Macuipi's. Dieselbe erklärte sich aber rasch dadurch, daß die häßliche Souroui zwei hübsche Töchter besaß, welche demjenigen als Frauen zufielen, der ihre Mutter nahm. Im Falle der Heirath mußte aber Yelemeu seinen Tamuschi-Titel aufgeben und sich dem Stamme seiner Frauen anschließen; Macuipi's junger Sohn konnte dann über den Mann seiner Mutter wie über seinen Untergebenen befehlen und ihn als seinen peïto behandeln. Denn bei den Ouayanas folgt der Mann der Frau und der Bräutigam tritt in den Stamm der Braut über.

Am folgenden Tage langte Crevaux bei einem andern alten Bekannten, dem Häuptlinge Namaoli, an; doch fand er statt seiner den Piay Panakiki am Landeplatze, welcher ihm mittheilte, daß der Häuptling nicht ausgehen könne, weil er Vater geworden sei. „Wenn Du seine Hütte betrittst — sagte er — werden Deine Hunde bald sterben.“ Crevaux brauchte sich an diese Warnung nicht zu kehren, da er keine Hunde besaß; er fand Namaoli in der Hängematte liegend, während seine Frau im Hause herumging. Dabei sah er so ernst aus, als wäre er wirklich krank. Panakiki wiederholte nun seinem französischen Kollegen die Vorschriften, die er Namaoli gegeben hatte. Er sollte einen ganzen Monat lang liegen bleiben und keinen Fisch noch mit dem Pfeile erlegtes Wild essen, sondern nur Cassave und kleine mit der Nicou-Pflanze erbeutete Fischchen; jeder Verstoß gegen diese Diät würde sich durch den Tod oder die Lasterhaftigkeit des Neugeborenen rächen.

Die Frau andererseits nimmt sofort nach der Entbindung ein Dampfbad in folgender Weise: sie legt sich in eine Hängematte, unter welche ein großer rothglühender Stein gelegt und mit Wasser begossen wird. Ein bestimmtes Verhalten in Bezug auf die Diät ist der Wöchnerin nicht vorgeschrieben. Das Kind erhält neben der Muttermilch

zuweilen einen Trank aus sehr reifen, gekochten Bananen, welche mit der Hand in warmes Wasser ausgedrückt werden. Die Nabelschnur wird mit einem Stück Bambu, welches wie ein Papiermesser aussieht, abgeschnitten.

Einiges über die Osseten[1]).

I.

Die Osseten waren einst alle Christen; wann sie jedoch das Christenthum angenommen haben, ist nicht zu bestimmen. Im XI. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung bildeten die Osseten ein eigenes Reich unter eigenen Königen (Zaren), geriethen aber später unter die Botmäßigkeit von Grusien. Die Einfälle der Araber in den Kaukasus beschränkten in gewissem Sinne das Christenthum, vermochten es aber nicht völlig zu unterdrücken. Es fehlte ein energischer Widerstand von Seiten der Christen gegen den andrängenden Islam. Das ossetische Volk hatte keine in seiner eigenen Sprache abgefaßte religiösen Bücher; die Priester gebrauchten griechische Texte, welche ihnen selbst unverständlich blieben. Das war der Hauptgrund des Verfalles des Christenthums in Ossetien. Das Christenthum „verwilderte," wenn man so sagen darf. Bei den Osseten — abgesehen von den zum Islam übergetretenen — bildete sich eine in hohem Grade eigenartige Religion aus, in welcher allerlei Anklänge an den christlichen Kultus eng mit altem Aberglauben und mit den Resten des Heidenthums verquickt sind.

Einige im Gedächtniß der Osseten noch lebende Heilige der griechischen Kirche fanden ihren Platz innerhalb der dunkeln Volksmythologie. Wichtige von der Kirche gefeierte Tage vereinigten sich mit Festtagen, welche zu Ehren der heidnischen Götter begangen wurden. Mit Gebeten zu Christo oder zur Gottesmutter weihete man die Opfer, welche beliebigen Idolen oder Bäumen und Steinen dargebracht wurden. Wirkliche Priester hatten die Osseten nicht; eine innere kirchliche Organisation fehlte. Das was die Kirche von ihnen verlangte, die Erfüllung gewisser Religionsgebräuche, wurde entweder den Nachkommen früherer Priester oder auch anderen beliebig gewählten Personen übertragen. Den einen wie den anderen fehlten jegliche Aufzeichnungen, Vorschriften und Bücher; sie waren auf das beschränkt, was ihnen ihr Gedächtniß bot, und da ist es denn leicht verständlich, daß von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr die kirchlichen Gebräuche oder Gebete sich veränderten, ja entstellt wurden. Diese Erb- oder Wahlpriester, welche genau genommen nur Vorsteher der Volkstempel waren und verschiedene Namen, Dekanosen, Paparen, führten, wurden ganz allmälig, wie es selbstverständlich war, zu erbittertsten Feinden des Christenthums; dahin brachte sie ihr Eigennutz und ihr persönlicher Vortheil, denn im Christenthume war für sie kein Platz.

Es ist nicht ohne Interesse näher auf den originellen halbheidnischen Kultus der Osseten einzugehen:

In jedem ossetischen Aule ist unbedingt ein Thurm, welcher den Namen „Arwägd" führt; hier in diesem Thurm wohnt nach dem Glauben der Osseten ein den Aul bewachender Geist, der Schutzgeist des Auls, welcher Kau-sad heißt, mitunter auch selbst Arwägd genannt wird. Ist kein Thurm vorhanden, so ist irgend ein Haus ihm geweiht und heilig. Alljährlich opfert jedes Haus eines Aules dem Kau-sad als dem Schutzpatron oder Schutzengel ein junges Lamm; mitunter geschieht das in besonderen den Schutzengel des Auls geheiligten Tempeln. Jede Familie opfert so viel Kälber dem Kau-sad, als im Jahre Knaben in der Familie geboren wurden. Für die Gebirgsaule hat eine andere Gottheit, „Chuzaudsuar" (wörtlich „der göttliche Heilige"), die Bedeutung eines Beschützers. Auch zu ihm betet man, ihm opfert man, doch nur von Seiten eines Auls. Die ihm geheiligten Tempel liegen stets höher als die Aule auf den Bergen; der Ossete nähert sich dem Tempel nur zu Fuß, meist barfüßig. Die Rolle des Opferpriesters übernimmt der Aelteste der Gemeinde, er allein hat das Recht, in die enge Thür des Tempels zu treten, wohin die Opfer gebracht werden. Der Tempel ist klein, niedrig, dunkel, ohne Fenster und ohne jegliche Ausschmückung; im Innern ein steinerner Opferaltar, besetzt mit einigen Gläsern Bier und verschiedenen Amuleten. Auch die Gebirgsosseten opfern dem Chuzaudsuar so viel Ziegen- oder Schafböcke als ihnen Kinder geboren sind und als sie Töchter verheirathet haben. „O du Schutzgeist unseres Auls! beschirme mit deinem rechten Flügel die in diesem Thal geborenen und dir dargebrachten Kinder, damit keine Krankheit sich ihnen nahe!" so beten die Mütter.

Alle mit Opferdarbringungen, mit Tanz, Gesang, Spiel und Schmausereien verbundenen Feste heißen „Kuwd".

Viele solcher Feste sind christlichen Heiligen gewidmet und werden an denselben Tagen wie bei den rechtgläubigen Christen gefeiert. So z. B. kennen die Osseten die Jungfrau Maria; sie nennen sie Mutter Maria „Mady-Mairam" und glauben, daß Maria in irgend einem heiligen Felsen oberhalb der Aule wohnt; hierher führen sie die jungen Mädchen und Frauen, um sie dem Schutz Maria's anzuempfehlen. „Mady-Mariam, gieb unserer jungen Braut soviel Knaben als Kugeln und ein einziges blauäugiges Mädchen." Dabei werfen die Jünglinge Kugeln und kleine Kiesel an den heiligen Felsen.

[1]) Die Osseten, auch Ossetinen und Ossen genannt, sind ein Gebirgsvolk, welches, nach den neuesten Bestimmungen des Herrn N. von Seidlitz 110914 Individuen stark, die höchstgelegenen Thäler des Kaukasus um den Kasbek herum bewohnt, der größere Theil am Nordabhang westlich von Wladikawkas und der bekannten grusinischen Militärstraße, ein kleiner Theil am Südabhang. E. Markow hat kürzlich ihre Aule besucht, und im Folgenden geben wir auszugsweise wieder, was er von seinen Erfahrungen und Studien im „Golos" (1881, Nro. 70 und 80) mitgetheilt hat, mit Weglassung seiner Einleitung, worin er unhaltbare Dinge über eine nähere Verwandtschaft der Osseten und Germanen vorträgt. Wir wissen jetzt, daß ihre Sprache zur eranischen Gruppe der indogermanischen Völker gehört und sich am nächsten an das Pahlawi und Armenische anschließt. Sie selbst nennen sich Iron, welches Wort mit Eran (Iran) identisch ist, während der Name „Osseten" vom georgischen „Osethi" stammt, der Bezeichnung des von den „Os" bewohnten Landes. Nach ihren Traditionen und den Nachrichten der Georgier sollen sie einst bis an den Don (dieses Wort selbst ist ossetisch und bedeutet „Fluß") gereicht haben und in der Mitte des 13. Jahrhunderts von Batu-Chan in die Gebirge zurückgeworfen worden sein. Vergl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl., S. 526 f.

Besonders verehrt wird der heil. Elias; er ist der überall populäre Schutzpatron der Ernte, der Gott des Getreides, aber auch der Gott des Donners und des Blitzes. Die Osseten nennen ihn Jelja (Russ. heißt er Ilja) oder Uazilla. Sie bringen ihm unter Beobachtung verschiedener Ceremonien auf langer Stange den Kopf und die Haut eines geopferten Böckleins dar an der Stelle, wo der Blitz eingeschlagen, und rufen dabei im Chor: „Heiliger Elias, erbarme dich unser."

Zu Ehren des Uazilla oder Jelja wird auch der „Getreidetag" (chory-bon) beim Beginn der Feldarbeit im Frühling mit allerlei Ceremonien gefeiert; jeder opfert etwas an Speise und Trank; einer der Aeltesten fungirt als Opferpriester und betet zuerst zu Gott, dann zu Uazilla: „Uazilla, heute ist dein Tag und wir bitten dich, hilf uns, mache es, daß sich unsere Scheunen reichlich füllen mit Weizen, Hirse und Hafer!" — „Amen!" rufen alle Anwesenden. Außerdem wird auf allgemeine Unkosten der beste Stier der Herde dem Uazilla geweiht; das Zeichen des Kreuzes wird dem Stiere auf die Stirn gemacht, wenn man ihn am Tage der Ernte niedersticht.

Ist der heilige Elias der Schutzpatron der Wirthschaft, so ist der heilige Georg der Schutzpatron der Krieger, wie überhaupt der auswärtigen Angelegenheiten. Er heißt ossetisch Uastyrdshi (d. h. der Heilige der Männer). Die Osseten denken ihn auf einem weißen Rosse sitzend als einen ausgezeichnet bewaffneten und kühnen Reiter. Uastyrdshi liebt die Tapfern, aber grausam straft er die Diebe, die Eidbrüchigen, die Meuchelmörder; er ist aber — wie bei Russen — der Schutzpatron der Thiere. Die Osseten bauen ihm besondere Tempel hoch über ihrem Aul, damit er von da oben bequem die Pferde und Rinder bewachen könne. Ende November (23. November ist der Tag des heiligen Georg) kommen Abgesandte aus jeder Familie, bringen Speise und Trank zum Opfer dar: „O großer Gott der Götter! hilf unserm Volke! o Uastyrdshi an dem heutigen Dir geheiligten Tage sind diese Leute hier zu deinen Füßen erschienen, um Dir, dem Beschützer und Richter aller, ihre Ehrfurcht zu bezeugen." So betet der Aelteste aller Anwesenden und diese, im Kreise stehend, sprechen Amen! Dann besteigen sie ihre Rosse und reiten mit Gebet um den Tempel: „Uastyrdshi, wache über uns und über unsere Pferde."

Der heilige Nikolaus (der Gerechte) wird unter dem Namen „Mikal-Gabyrt" gemeinschaftlich mit einem unbekannten Heiligen, „Rekoma", verehrt; die ihm geweihten Tage sind die christlichen: 6. December und 9. Mai.

Die Osseten haben sich ferner den Glauben an bestimmte Schutzpatrone der einzelnen Thiere bewahrt; ob das Schutzheilige der christlichen Kirche sind oder heidnische Gottheiten niederen Ranges, ist nicht in jedem Falle zu entscheiden.

Oswati ist der Schutzpatron der Steinböcke, der Hirsche, Rehe, kurz des Jagdwildes. Der Ossete wird nicht früher ein Thier aus der Herde Oswatis tödten, bevor er nicht die Erlaubniß dazu sich erbeten. Drei Käsekuchen als Opfer legt der Jäger auf einen Stein und spricht dabei: O Oswati! ich, ein armes Geschöpf Gottes, nahe mich dir in der Hoffnung, daß du meine Gebete erhörend mir aus deiner Herde einen armseligen Hirsch oder ein Reh schenkst; ich flehe dich an, siehe herab von deiner Höhe auf mich und überlaß meiner Flinte wenigstens ein altes, dir unnützes Thier!

Tutyr ist Schutzpatron gegen Wölfe; zu ihm beten die Osseten unter Darbringung einer Ziege als Opfer, daß er die Herde vor den Wölfen schütze dadurch, daß er die Wölfe verjage.

Falwara beschützt die Schafe: er ist der Gott der Schafe (wie bei den Russen der heilige Mamontij).

Saudsuar: der Heilige der schwarzen Wälder oder der schwarze Heilige, gilt als Beschützer der Wälder.

Die Osseten glauben aber auch an verschiedene „Götter" der Krankheiten, z. B. Rym, den Gott der Seuchen oder epidemischer Krankheiten; Alardy ist der böse Heilige, welcher den Leuten die Pocken bringt.

Tschost ist der böse Geist der Osseten.

Banaty-Chizau ist der Hausgeist; zu ihm betet man bei Hochzeiten, wenn die Braut in das Haus des Bräutigams geleitet wird.

Aber man betet auch zu einem Gott des Verstandes, der Liebe, zu einem Heiligen, welcher die Wagen vor dem Umfalle schützt, zu einem Heiligen des Rückens und des Bauches! Kurz, es giebt keinen Gegenstand im Leben der Osseten, der nicht seinen „Gott" oder seinen „Heiligen" hätte. Die ossetischen Zauberer und Wahrsager, wie die Personen, welche die Ceremonien bei der Eheschließung und der Bestattung leiten, wenden sich mit ihren Bitten und Beschwörungen zu Heiligen ohne Zahl; zum „Heiligen des Spinngewebes", zum „Heiligen der Haare und Nägel", zum Heiligen der Gräser und der Winde, zum Heiligen der Käfer, der Würmer und der Schlangen.

Im Gegensatz zu den bisher mitgetheilten heidnischen Reminiscenzen ist die Kunde von Christus dem Heiland sehr schwach bei den Osseten; sie halten die großen Fasten und feiern Ostern, aber ohne dem Feste eine große Bedeutung zu geben.

Die alten Leute sagen, daß Tschiristi (Christus) denjenigen Menschen, welche fasten, nach dem Tode einen Platz in „Dseneta" (d. h. Paradies) anweisen. Sie tödten zu Ostern ein junges Lamm, nachdem sie demselben mit einem Holzscheit das Kreuzeszeichen auf die Stirn gemacht haben. Das in der Osternacht geschöpfte Wasser wird hoch geschätzt. Die Frau, welche früher als die anderen Wasser geschöpft hat, gilt als glücklich. Früh Morgens gießen die Weiber von diesem Wasser in Mehl, um daraus „Tschureki" zu backen; dabei singen sie: O ihr Wasserheiligen, ihr reinen Wasserjungfrauen und du heiliges Osterfest, erfüllt dieses Haus mit den Gütern der Welt und verfahrt mit mir so wie mit derjenigen, welche zu guter Stunde das Wasser schöpfte. O du heiliges Osterfest, süß und lieblich sollen dir die Kuchen („Tschureki") sein! O Tschiristi, alle hoffen auf dich, daß du den Seelen im Paradies ihren Platz giebst u. s. w.

So kommt der Name Christi in eine Reihe mit Wasserjungfrauen!

Von Gott, als dem Weltenschöpfer, haben die Osseten gewisse Vorstellungen. Wenn sie ihm einen Stier opfern, so betet der Aelteste folgendermaßen: Ehre dir, o Gott, Ehre dir, o Gott der Götter! Du hast alles erschaffen: die Engel und die Heiligen, alles Sichtbare und Unsichtbare! O Gott, du hast die Zeiten, die Jahre und die Tage geschaffen; dich bitten wir, schicke uns gute Zeiten, Jahre und Tage! O Gott, sättige mit Gras unsere Thiere, mit Brot deine Menschen! O Gott, mache, daß vor dir keine Hungrige und Armen sind, o Gott, und wenn in jener Welt irgend etwas ist, so laß uns auch dessen theilhaftig werden!

So ist Heidenthum und Christenthum eng verbunden mit einander in der religiösen Anschauung der Osseten. Jeder Schritt auf dem Lebenswege der Osseten ist begleitet von Beschwörungen und Gebeten und der Zauberer hat größere Bedeutung als der Priester. Der krasseste Aberglaube herrscht, wohin wir blicken; in den religiösen Gebräuchen, in den Spielen, vor Gericht. Heute noch tritt

ein angeklagter Ossete vor sein Gemeinde-Gericht (Nichas) mit einem Hunde oder einer Katze auf der Schulter, seine Unschuld betheuernd; er ist fest überzeugt davon, daß im Fall der Schuld die Katze oder der Hund in jener Welt ihn ewig quälen werden.

Bis auf den heutigen Tag existirt bei den Osseten der entehrende Gebrauch, einen Mörder dem Ermordeten in jener Welt auf ewig zum Knecht zu geben, d. h. den Mörder zu einem „Faldyst“ zu machen, zu einem aller Menschenrechte verlustig gegangenen Wesen, welches von allen verachtet wird mehr als jegliches Thier.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

VII.

Hinterindien.

Wir haben die Grenzen Hinterindiens in einem frühern Aufsatze dieser Reihe (s. Bd. XXXIX, S. 135) gestreift, wo wir von den noch mit Barbaren gemischten südlichen Grenzprovinzen Chinas und speciell von Jünnan sprachen. Schon über die Grenze hinüber führen uns die halb nach China und halb nach Birma zu tributären gegen die birmanische Grenze zu liegenden drei kleinen Fürstenthümer der Payi, welche von eingeborenen Häuptlingen unter Oberaufsicht chinesischer Beamten regiert werden. Margary, welcher sie auf seiner verhängnißvollen Reise nach Jünnan besuchte, bezeichnet die Bewohner als Mischlinge zwischen den eingeborenen Schan oder Laos und den vor etwa 500 Jahren kolonisirend hierher gewanderten Chinesen. Aber in ihren Sitten, Gebräuchen und Trachten sind sie nach seiner Schilderung sehr wenig chinesenartig. Sie haben auch ihre Sprache und eine eigene Schrift beibehalten, welche von links nach rechts geschrieben wird. Die Berge nach Bhamó zu werden von einem minder reichen und gebildeten Stamme bewohnt, der im Gegensatz zu diesen Payi fast ganz die chinesische Tracht angenommen hatte. Die Ereignisse, welche mit der Sladen- und Margary-Expedition verknüpft waren, haben deutlichst gezeigt, daß der chinesische Einfluß hier schwach ist, und thatsächlich müssen ja die Handelskarawanen zwischen Momien und Bhamó sich den Durchlaß von einheimischen Häuptlingen erkaufen.

Von Birma selbst liegt in Betreff der dortigen fast ausschließlich dem Handel gewidmeten, chinesischen Kolonien in Mandaleh, Bhamó u. a. O. wenig Neues von Belang vor. Der Grosvenor-Mission, welche diese Gegend 1876 besuchte, verdankt man indeß einige neuere Angaben über die Entwickelung des hiesigen Handels. Selbst in Momien fand dieselbe die Magazine „verhältnißmäßig reich ausgestattet mit europäischen Waaren, die aus Bhamó kamen und hauptsächlich aus Shirtings, Broad Cloth, Camlets, Dutch Camlets und Long Ells bestanden“ (Mitth. in einer Depesche Wade's, d. d. Peking, 9. Oct. 1876). Wie zu Hannay's (1835) und Yule's (1855) Zeit waren die Chinesen die hauptsächlichsten Träger des Handels von Bhamó, aber ihre Ausfuhr über Bhamó nach Birma besteht nicht mehr hauptsächlich aus Seide, sondern jetzt wird in erster Linie Opium genannt, dann Metallwaaren, Auripigment, getrocknete Früchte und andere Kleinigkeiten, während auf diesem Wege nach China hauptsächlich Rohbaumwolle birmanischer Erzeugung (circa 25 000 Ballen) und Salz aus Britisch-Birma (1000 Maulthierladungen) geht. Den Werth dieses Handels, wie er 1876 stand, schätzte Kapt. Cooke auf nicht mehr als 250 000 Pf. St. Aber doch fand Davenport schon zu dieser Zeit auch europäische Waaren, welche über Birma gekommen waren, in Talifu. Die Entvölkerung Jünnans in Folge des langjährigen Panthay-Krieges ist eine noch heute nachwirkende Ursache von Rückgang des Handels über Bhamó, dem Yule schon 1855 einen Werth von 8 bis 9 Mill. Mark zugesprochen. Jünnan ist das Hauptabsatzgebiet für aus Birma kommende Waaren; die birmanische Baumwolle trifft hier mit der von Hupeh und die englischen Zeuge aus Rangun mit über Szetschuen kommenden russischen Tuchen zusammen. Ob irgend welcher beträchtlichere Handel sich auf dem direkten Wege Theini-Madeh-Mandaleh bewegt, dessen in mehreren Berichten englischer Agenten in Birma gedacht ist (vergl. Papers connected with the Trade between Brit. Burmah and W. China. London 1876, p. 42 seq.), ist nicht bekannt, ebenso wenig, ob die Erkundigungen Ney Elias' über verschiedene außer der Momien-Straße von Jünnan nach Bhamó führende Wege (Journal R. Geogr. Soc. 1876, p. 200) praktischen Erfolg gehabt haben. Bei dem Uebergewicht, welches der Irawaddi-Weg seit der Ausdehnung der Dampfschifffahrt bis Bhamó gewonnen, ist ersterer Weg trotz des Vortheiles, den er hat, in der Nähe der Landeshauptstadt auszumünden, für den großen Handel kaum mehr in Betracht zu ziehen. Es dürfte auch künftighin Bhamó, das schon 1868 die für diese Gegenden beträchtliche Zahl von 4000 bis 5000 Einwohnern umfaßte, worunter eine nicht specificirte große Zahl von Chinesen, Mittelpunkt des chinesisch-birmanischen Handels bleiben, und die kleinen chinesischen Handelskolonien in Mandaleh, Rangun und anderen Orten nehmen bis heute eine viel weniger bedeutende Stellung ein. Ebensowenig ist es gelungen, den Handel zwischen China und anderen Binnenplätzen Hinterindiens mehr nach den Küstenplätzen herabzuziehen, wie man am allermeisten für das Salwin-Gebiet, Martaban und Maulmein, gehofft hatte. Zimmay (Schiengmay, Zimme), Theini, Kiangtung, Kianghung sind derartige Binnenplätze, wo Chinesen aus Jünnan und Tongkin Seide, Kupfer und andere Waaren (und wohl nicht am wenigsten Opium) gegen Landeserzeugnisse austauschen. Selten kommen sie von da bis nach den Küstenplätzen herab. Doch traf z. B. Lord Mayo 1872 in Maulmein 54 Panthays, die in 100 Tagen aus Maingshai (?) in Jünnan über Theini und Tongu gekommen waren, und dann und wann kommen nach derselben Stadt Händler aus Tongkin. Aber es haben sich keine chinesischen Kolonien hier gebildet, wie die Engländer im Interesse der Entwickelung des Salwin-Handels wünschten. Die Zahl der Schans aus den Grenzgebieten, welche um Handel zu treiben den Salwin herab-

kommen, ist dagegen nicht unbedeutend; sie haben chinesische Sitten und werden deshalb in Britisch-Birma als „Chop-stick Schans“ bezeichnet. Außer ihnen sind als Händler in diesen Gebieten noch die Birmanen zu nennen, wahre kaufmännische Nomaden, welche in allen Binnenplätzen des innern Hinterindiens den Chinesen mit scharfer Wettbewerbung entgegentreten und vorzüglich in Zimmay einen beträchtlichen Handel treiben. Indessen ist in der einzigen Beschreibung dieses Platzes, die wir kennen (von Lieutenant H. S. Poote, Siamese Government Survey im Bangkok Calendar 1869), der ständig hier ansässigen Chinesen als der ersten Kaufleute gedacht, und unter den Einfuhren wird in erster Linie Rohseide aus Jünnan genannt, welche zu den in Menge hier gefertigten seidenen Sarongs verarbeitet wird. Die Ernennung eines englischen Agenten für Zimmay (1874), zunächst wegen der hier sehr wichtigen Teakholz-Schlägereien, bezeichnet genügend die Bedeutung dieses Platzes von angeblich 20 000 Einwohnern. Ueber Kianghung ist die für die Geschichte der chinesischen Auswanderung nicht unbedeutende Thatsache der 1877 geschehenen Ansiedelung von 3000 flüchtigen Panthays aus Jünnan auf dem Gebiete dieses Schan-Fürstenthums zu verzeichnen. Diese Flüchtlinge sollen nach langem Widerstande der eingeborenen Häuptlinge endlich zwei Gemeinden gegründet haben. In Kiangtung wiegt der chinesische Kultureinfluß in der Bevölkerung längst vor, wie wir aus der Geschichte der französischen Expedition von 1867 wissen. Beide Gebiete haben seit Jahrhunderten eine bald schwächere, bald stärkere Zumischung chinesischer Elemente erfahren, die in Zeiten wie denen des Panthay-Aufstandes zu vielen Tausenden anschwollen, so daß man wohl annehmen darf, daß hier die längst im Werke befindliche allmälige Chinesisirung in den letzten Jahrzehnten nur noch zugenommen habe.

Siam wird stets als der chinesenreichste Staat Hinterindiens bezeichnet, aber noch immer haben wir nicht die geringste Möglichkeit einer auch nur annähernden Schätzung des von den verschiedenen Autoritäten auf 400 000 bis 1 500 000 geschätzten chinesischen Antheiles der gewöhnlich zu 5 Mill. veranschlagten Gesammtbevölkerung. Nur vermuthen kann man, daß jene Zahlen beide zu hoch gegriffen sein möchten. Eine wirthschaftlich sehr hervorragende Rolle wird ihnen noch immer zugewiesen und ihr Einfluß wird allgemein anerkannt, wiewohl die früheren innigen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Regierungen sich gelockert haben, wie die Einstellung der Tributzahlungen Seitens Siams an China erkennen läßt. Auch in Siam selbst gab es einige Konflikte zwischen den Einheimischen und den Zugewanderten.

So wenig wie früher zeichneten sich die hiesigen Chinesen durch gesetzliches Betragen aus und waren gefürchtet wegen ihrer Gesetzlosigkeit. Der König hatte 1879 in der Geburtstagsrede an seine Agnaten und Oberbeamten hervorzuheben, daß Seine Excellenz Phya Montri, Kommissär für Trang, Pucket und die anderen siamesischen Provinzen im Westen der Halbinsel Malacca, im Stande gewesen sei, die chinesischen Verschwörer zu entdecken, welche den Vorstand des Bezirkes Krabi ermordet hätten, und daß dies gelungen sei, ohne eine „allgemeine Beunruhigung der chinesischen Ansiedler hervorzurufen“. Fast jedes Jahr ist eine oder die andere Provinz von Chinesen-Unruhen heimgesucht. Im Sommer 1877 hatten die Siamesen sogar eine Korvette mit Truppen nach Tonkah und einigen benachbarten Plätzen zu senden, wo ein Chinesen-Aufstand gefährliche Ausdehnung anzunehmen drohte. Kleinere Häfen von Siam, wie Kamput, sollen dann und wann von chinesischen Piratenflotten, meist aus Hainan stammend, blockirt werden.

Auch ihre wirthschaftliche Thätigkeit gab häufig zu Beunruhigungen Anlaß. So sah man voraus, daß die Errichtung von Reismühlen durch Chinesen in den Erzeugungsgebieten zu dem bei jenen so beliebten System der Vorschüsse auf zu hoffende Ernten und damit sehr bald zum Ruin einer ganzen Menge von Reisbauern führen müsse. Ein Gesetz ward von der Regierung erlassen, um diesem Uebel zuvorzukommen. „Da aber,“ wie der britische Konsularbericht aus Bangkok für 1877 sagt, „der Erlaß eines Gesetzes hier eine ganz andere Sache ist als seine Durchführung, so kann als Ergebniß desselben mehr Schaden als Nutzen vorausgesehen werden.“ So dringen sie auch im Innern immer weiter vor. J. Thomson (Straits of Malacca, Indo-China and China 1875) fand sie z. B. bereits in größerer Zahl in Paknam-Kabin, wo sie aus Battabong und weiter aus dem Innern kommende Elephantenkarawanen anhalten und sie veranlassen, einen Theil ihrer besten Ladung (Hörner, Häute, Seide, Kardamomen, Dammar und dergleichen) gegen Salz und Erzeugnisse chinesischen und europäischen Gewerbfleißes zu vertauschen. Daß sie in den Hafenplätzen stark vertreten sind, versteht sich von selbst. Nächst Bangkok scheint Kamput die größte Zahl von Chinesen zu beherbergen. Auffallend ist, daß die Berichte über die 1879 und 1880 in Siam (zwischen Tschantabun und Pratambong) entdeckten Saphirlager nichts von chinesischen Ausbeutern sagen, die doch sonst das Monopol jeder Art Bergbau in Siam hatten. Es werden im Gegentheil nur Birmanen und Rangunleute als Arbeiter genannt. Der chinesisch-siamesische direkte Handel hat sich in den letzten Jahren nicht entwickelt. Es gingen 1879 für 572 897 Piaster von Siam nach China und kamen von hier nach Siam für 168 315. Das Meiste vermittelt Singapur. Die vortheilhafte Stellung, welche den Chinesen das siamesische Steuersystem zuweist, wird auch in neueren und neuesten Berichten aus Siam stets hervorgehoben. Die siamesische Regierung verlangt von allen Einwohnern ihres Landes mit Ausnahme der Indier, Chinesen und Europäer (und Amerikaner) außer den Steuern auch eine persönliche Arbeitsleistung von 1 bis 3 oder mehr Monaten im Jahre, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Geschäft. Wer dazu unfähig ist, muß entsprechende Summen zahlen. Die Chinesen zahlen außer den gewöhnlichen Steuern alle drei Jahre eine Kopfsteuer. Der Tatuirung sind sie nicht unterworfen. Aber alle Siamesen werden mit einer Tatuirung, gewöhnlich auf dem Arm, versehen, welche je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer oder der andern Provinz und, wenn sie Sklaven sind, auch ihre Angehörigkeit bekundet. Die vorige Regierung brachte ihre Tatuirung auf dem hintern Theile des Armes an, während die jetzige den vordern wählt. Der Exregent besuchte im Frühling 1880 eigens die Südwestprovinzen, um der dortigen feierlichen Tatuirung anzuwohnen, welche seit 20 Jahren nicht mehr stattgefunden hatte.

Ein trauriges Bild des Zustandes der niedersten Klassen der chinesischen Einwanderung entwarf ein Brief in den „Straits Times“ im März des letzten Jahres, wo es hieß: „Wir bemerken in dieser Zeit (d. h. um die Zeit des chinesischen Neujahrs) einen starken Zufluß von Einwanderern aus dem übervölkerten China, welche den Versuch machen wollen ihre Lebenslage zu bessern in einem Lande, welches Raum für Millionen hat. Aber viele von diesen Einwanderern werden bei der Ankunft von ihren durchtriebenen und gewissenlosen Landsleuten verführt, welche ihnen die Ueberfahrt zahlen und ihnen einen zeitweiligen Unterschlupf gewähren und indem sie dieselben dann zu Hasardspiel und Opiumrauchen verführen, sich weitgehende Ansprüche auf

das erwerben, was diese sich etwa später verdienen werden. Aus der Mehrzahl dieser Armen wird nie etwas Rechtes; sie verkommen, erkranken, verlieren zuletzt allen Halt im Leben und gehen elend zu Grunde. Ihr einziger Erwerb ist zuletzt der Bettel, oder sie können im glücklichsten Fall ein ärmliches Leben fristen, indem sie in den Salahs siamesischer Tempel mit Abfällen vom Tisch der Mönche gefüttert werden. Für Französisch-Cochinchina haben die genaueren Ermittelungen der französischen Behörden zwar eine viel geringere Zahl von Chinesen (s. u.) nachgewiesen, als man früher vermuthet hatte, aber dieselben sind von viel größerm Einfluß als diese Zahl aussagt, die übrigens insofern zu täuschen geeignet ist, als die Minh-Hung, die Mischlinge zwischen Chinesen und Cochinchinesen, Leute, die nach Aussehen und Sitten ganz chinesisch, an Zahl die eigentlichen Chinesen wohl noch übertreffen. Der englische Konsularbericht für 1879 sagt von ihnen: „Die Minh-Hung sind zahlreich und ihre Stellung muß näher bestimmt werden; es ist eine Kommission niedergesetzt worden, um sich mit dieser Angelegenheit zu befassen." Es macht wohl keinen Anspruch auf Genauigkeit, wenn Dutreuil de Rhins (Annam et les Annamites 1879, p. 9) von Cholen sagt: Von den 80 000 Einwohnern sind die Mehrzahl Annamiten, 15 000 Chinesen, der Rest Chinesenmischlinge. Nach Lemire (Cochinchine Française 1877, p. 307) waren sie „depuis peu" ganz mit den Annamiten verschmolzen worden, was sie aber selbst am wenigsten befriedigte, denn sie schlagen ihren Vätern mehr als ihren Müttern nach. Was wichtiger, ist der zunehmende Einfluß der Chinesen im ganzen Außenhandel von Saigon und auch vielfach im Innenhandel der Kolonie. Hören wir aus vielen, die sich darüber geäußert, eine anscheinend ganz parteilose Stimme über diese Entwickelung. Im London and China Telegraph Nro. 723 von 1877 schilderte ein englischer Kaufmann die Stellung der Chinesen in Cochinchina auf Grund längerer Erfahrung als eine von Jahr zu Jahr sich verstärkende und in demselben Maße immer mehr den einheimischen Handel absorbirende und den europäischen einschränkende. „Die Chinesen," sagt er, „ziehen zusehends den chinesischen Handel an sich; selbst die europäischen Häuser machen ihre Geschäfte hauptsächlich durch chinesische Compradores, welche von ihnen die Mittel und Wege des Handels erlernen, und dann eigene Häuser gründen, und vermöge sparsamerer Geschäftsführung bald ihre alten Herren übertreffen. Die chinesischen Kaufleute, im Ganzen genommen, verdrängen unsere altangesessenen Firmen und die alten Handelsfürsten des Ostens verlassen in vielen Fällen den Schauplatz. Bemerkenswerth ist die Angabe, daß die chinesischen Kaufleute keineswegs engherzig sind, wenn es gilt, durch rechtzeitigen Aufwand einen guten Gewinn zu machen. Das zeigt sich gerade in Cochinchina, wo sie oft in der Lage sind, europäische Dampfer auf Zeit zu chartern, die sie dann durch Beschenkung des Kapitäns zur größtmöglichen Eile, d. h. Ausnutzung der Charterzeit, zu veranlassen wissen. Europäische Kapitäne sind daher oft gar nicht ungern von Chinesen beschäftigt. Cholen (auch Cholon und Cholens geschrieben) am untern Saigon ist jetzt mehr als je fast ausschließlich chinesische Handelsniederlage, wo in ausgedehnten Gewölben ihre tausenderlei Waaren lagern, die in großen etwa 1000 Pikuls haltenden Lastschiffen von oder nach Saigon gerudert werden."

Wenn auch die Chinesen dieser Kolonie manchmal durch unkluge Maßregeln der französischen Verwaltung bedrückt wurden, so erfreuen sie sich doch noch immer der Werthschätzung, welche ihre wirthschaftlichen Talente und Neigungen gerade inmitten eines so trägen Volks wie der Cochinchinesen besonders verdienen. Zeugniß davon legte ein Bericht ab, in welchem der Gouverneur von Cochinchina eine Anfrage seines neukaledonischen Kollegen mit Bezug auf die Räthlichkeit der Zufuhr von Chinesenarbeit nach dieser Insel beantwortet: „Die Chinesen," heißt es darin, „waren und sind von großem Nutzen für uns; sie sind mäßig, kräftig, verständig und arbeitsam. Wir finden in ihnen in der Regel tüchtige Handwerker und Arbeiter, während sie als Kaufleute thätig und geschickt sind." Es konnte als eine Begünstigung der Chinesen in Cochinchina gelten, daß 1879 der Mittelpunkt ihrer Geschäfte, Cholen, zu einer eigenen Stadt erhoben wurde; durch einen blutigen Straßenkampf, der 1880 zwischen 400 Kantonesen und ebensoviel Fukian-Männern hier ausgefochten ward, lohnten sie diese Vergünstigung übel [1]). Dagegen bewahrheitete sich bis jetzt noch nicht das wohl nicht ganz unbegründete Gerücht, daß China einen Generalkonsul für Saigon ernennen werde. Die große Zahl der in Cochinchina lebenden Chinesen, die von Einigen früher bis zu $^1/_4$ der Gesammtbevölkerung von circa 1 600 000 veranschlagt wurde (amtlich aber für 1878 zu 46 000 angegeben ward; 1876 erst 36 600), würde eine solche Maßregel rechtfertigen und es würde bei der tiefwurzelnden Achtung der Chinesen vor ihren Beamten dieselbe wohl dazu beitragen, gewisse Mißbräuche auszurotten, wie z. B. die Masseneinfuhr von in China gefälschtem annamitischen Geld über Cochinchina nach Annam (1879 wurden in Hongkong 420 000 Käsch solcher Münzen auf einmal konfiscirt), die ewigen Streitigkeiten der verschiedenen Geheimgesellschaften und dergleichen.

Ueber die Chinesen in Kambodscha entnehmen wir Folgendes einigen zerstreuten neueren Mittheilungen Harmand's im Bulletin der Pariser Geogr. Gesellschaft. Die Chinesen sind überall verbreitet, man findet sie in dem kleinsten Dorfe. Sie vertheilen sich in zwei Kategorien. Die einen, seit langer Zeit in dem Lande ansässig, sind Mischlinge, welche physisch vieles von ihrem Ursprung beibehalten haben, sich aber auffallend durch ihre Sitten, Gewohnheiten und ihren Aberglauben den Kambodschanern nähern, denen sie sogar noch überlegen sind. Sie widmen sich dem Ackerund Bergbau und dergleichen, scheinen sich aber wenig um den Handel zu kümmern. Harmand spricht sich zwar nicht über ihre Zahl u. s. f. mit Bestimmtheit aus, als über einen Gegenstand, den er nur oberflächlich studirt habe, glaubt aber, daß bei der chinesischen Auswanderung Kambodscha jetzt beliebter sei als je, und daß ihre Ansiedelung dort fest begründet ist; die Zahl der jungen Männer und Kinder ist weit größer als die der Erwachsenen. Was die Frauen anbelangt, die aus dieser Mischung hervorgegangen, so hat der Reisende kaum welche bemerkt; was bei diesen Mischlingen ein noch größeres Mißtrauen gegen Fremde als bei den Kambodschanern beweisen würde.

Die zweite Gattung Chinesen besteht aus vorübergehend sich aufhaltenden Händlern aus Händlern, die von Pnom-Peng oder aus Französisch-Cochinchina kommen, um Baumwolle, Wachs, Seide und anderes zu kaufen. Fast alle gehören den Geheimbünden von Hainan und den Pho Kien an. Die einen leben in ihren Barken, die anderen haben in den reichsten Dörfern eine Art Absteigequartier, das ihnen als Lager und Magazin dient.

Diese Chinesen sind von der Bevölkerung und selbst von den Mandarinen gefürchtet; ihre Unverschämtheit ist erstaunlich; man hat Beispiele, daß sie den Gouverneur der Provinz in seinem Hause in Gegenwart der Bevölkerung beleidigten, ohne daß dieser gewagt hätte, sie ergrei-

[1]) Die ausführlichste Beschreibung von Cholen findet man bei Lemire a. a. O. S. 306 f.

fen zu lassen. Man hält sie für die Freunde des Königs; die Pachthöfe, die sie sich anzueignen wußten, und ihr Wucher geben ihnen einen Einfluß, welcher im gegebenen Moment sehr gefährlich werden kann. Die Zahl der Chinesen in Kambodscha, früher wohl übertrieben (für Pnom-Peng allein 10 000 nach Mouhot und dergleichen), scheint bei dieser innigen Vermischung mit den Eingeborenen doppelt schwer festzustellen und dürfte es wohl diesem Umstande zuzuschreiben sein, daß Harmand, Lemire und andere Schilderer Kambodschas uns keine präcisen Angaben hierüber machen. Letzterer sagt nur: Von den 500 000, die man Kambodscha zuschreibt, sind 7/10 Kambodschaner, der Rest besteht aus Malayen, Chinesen und Annamiten. Uebrigens wird man, wie erwähnt, ebenso annehmen dürfen, daß auch die im Vergleich zu früheren Annahmen so geringe Zahl von Chinesen, welche in Französisch-Cochinchina (a. a. O. S. 450) durch die neueren amtlichen Angaben nachgewiesen wird, nur die mehr oder weniger kurz im Lande lebenden, nicht die halb in der Bevölkerung schon aufgegangenen umfaßt. Aus demselben Grunde wird hier überall die Statistik der chinesischen Bevölkerungsantheile so schwer, weil eben die Stammes- und Kulturunterschiede sich zu leicht verwischen, um scharfe Grenzen festhalten zu lassen. Annam ist von alter Zeit her in inniger wirthschaftlicher, früher auch politischer Verbindung mit China gestanden und letzteres hat auch neuerdings, allem Anschein nach, gegenüber den französischen Aspirationen auf Tongkin sich bereit gezeigt, alte Rechte, wenigstens auf diesen Theil Annams zur Geltung zu bringen. Man hat vermuthet, daß es in den letzten Jahren aus politischen Gründen die Auswanderung nach Annam und Tongkin befördert habe, es liegen aber keine Beweise dafür vor. Man möchte im Gegentheil aus vereinzelten Angaben schließen, daß auch hier eine größere Zahl von Chinesen bereits in der Bevölkerung aufgegangen und die Zahl der Neuzugewanderten nicht mehr so groß sei, wie nach den älteren Angaben zu glauben war. Dagegen scheint der moralische Einfluß der Chinesen gerade hier noch ein sehr großer zu sein. Man höre z. B. was der amtliche Begleiter Dutreuil de Rhins darüber sagte: „Für die Annamiten sind die Chinesen Brüder, unsere Sitten sind dieselben; aber alle anderen Menschen sind Fremde, gefürchtet und gehaßt.“ Dieser Annamite kannte sehr wohl die hervorragende wirthschaftliche Stellung der Chinesen in Saigon und anderwärts; was aber die Eisenbahnen und Telegraphen anbetrifft, so meinte er, daß „die Chinesen, die so viele Erfindungen gemacht hätten, sich ihrer sicherlich bedienen würden, wenn sie sich von ihrer Nützlichkeit überzeugen könnten“ (Le Royaume d'Annam 1879, p. 102). Nirgends wird uns leider ein Anhalt geboten, um die Zahl der im Lande befindlichen reinen Chinesen, geschweige die der Mischlinge zu schätzen. Im Allgemeinen wird gesagt, daß die Einwanderung abgenommen habe, weil die Mandarinen die Chinesen mit Mißgunst betrachteten. Aber von früher her sind sie sicherlich weit verbreitet.

Selbst unter den wilden Khiéro oder Moïs am obern Don-Nai fand Harmand noch einen Chinesen aus Kwangtung, der unter diesen Naturmenschen selbst wieder zur Natur zurückgekehrt war, seine Sprache fast vergessen und seinen Zopf abgeschnitten hatte. Außerdem glaubt er Spuren chinesischer Mischung in diesem primitiven Volke zu finden. Die chinesische Bevölkerung einzelner Plätze hat Dutreuil de Rhins im Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, 316 seq. angegeben. Demselben verdanken wir einige andere Nachweisungen dieser Art, aus denen hier hervorgehoben sein mag, daß in der Nähe von Huë in einem besondern Dorfe 150 chinesische Handwerker und Kaufleute wohnen (a. a. O. 1878, I, S. 105). Wir können aus diesen zerstreuten Mittheilungen so viel entnehmen, daß so große Ansammlungen von Chinesen wie in Französisch-Cochinchina oder Siam hier nicht vorkommen und daß ihre Anzahl im Vergleich zur Größe des Landes viel geringer ist als in jenen beiden. Ihre Theilnahme an dem Handel Annams zur See ist dagegen bei der auffallenden Unfähigkeit der Annamiten in allem, was Seeschifffahrt heißt, sehr bedeutend. Die chinesischen Dschunken besorgen den weitaus größten Theil des Küstenhandels zwischen den Häfen von Annam (und Tongkin). In dem zukunftreichsten von diesen Plätzen, dem von Haiphong, liefen seit seiner Erschließung für den europäischen Verkehr (am 15. September 1875 nach den Verträgen vom 15. März und 31. August 1874) 283 chinesische Dschunken und 56 europäische Schiffe ein und es wurde der Werth der chinesischen Einfuhren (europäische und heimische Gewebe, Opium, Seide, Porcellan, Thee u. s. w.) bereits auf die Hälfte des Werthes der Gesammteinfuhr geschätzt. Die Ausfuhren aller tongkinesischen Plätze sind durch die Chinesen nahezu monopolisirt. Ebenso sind sie die alleinigen Küstenfahrer selbst auf den wichtigsten Strecken. So besorgen z. B. 15 oder 16 chinesische Dschunken den Küstenhandel zwischen Quinhon und Tongkin. Ihr Rheder wohnt in Hongkong. Sie fahren hauptsächlich für Rechnung des Königs und sammeln Tribut in den Provinzen ein. Jede trägt 20 bis 25 Mann, welche gut bewaffnet und vom König bezahlt sind (Bull. Soc. Géogr. Paris 1878, I, p. 110). Dupuis (a. a. O. S. 167 und 170) bestätigt, daß von allen Nachbarvölkern bisher nur die Chinesen das Recht hatten, in Tongkin Handel zu treiben. Indessen hatte seit der Eroberung des Landes durch die Annamiten dieses Vorrecht viel von seinem Werthe verloren und nicht überall schien der chinesische Handel zu blühen. In Hanoi fand Dupuis viele chinesische Kaufgewölbe, die fast oder ganz leer waren. Die chinesische Kolonie, welche er auf 2000 (Gesammtbevölkerung der Stadt etwa 100 000) anschlägt, nimmt den schönsten Theil der Stadt ein.

Die französischen Anschläge auf Tongkin, welche der chinesischen Präponderanz in dieser Provinz in manchen Beziehungen nicht günstig gewesen sein würden, sind bekanntlich durch ein verschiebendes Votum der französischen Budget-Kommission (4. Juni 1880) einstweilen zurückgestellt. Eine merkwürdige Eingabe von Einwohnern Saigons an die französische Assemblée, worin um Besetzung Tongkins und um ein Plebiscit in Annam im Falle des Ablebens Tu Duc's gebeten wird, dürfte nichts an der Thatsache ändern, daß China zunächst fortfahren wird, sein natürliches Uebergewicht in Tongkin auszubeuten.

Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

II.

Ehe ich die Darstellung der jetzt geltenden Gemeindeverfassung beginne, ist es nothwendig, die Steuern und Frohnarbeiten kurz zu besprechen, welche die Eingeborenen zu leisten haben, denn wie schon oben erwähnt hängt die Gliederung der Gemeinde unmittelbar mit dem Steuersystem zusammen. Die Spanier führten die erste direkte Steuer im Jahre 1570 ein und zwar die Kopfsteuer, zuerst in Mindoro und bald darauf auch in den übrigen Theilen des Archipels. Diese Kopfsteuer wurde von den Spaniern Tributo genannt und betrug die Summe von 8 Reales de Plata, welche von je zwei Individuen, gleichsam einem Ehepaar, gezahlt wurden. Auf ein Individuum entfielen daher 4 Reales de Plata und diese Summe wurde Tributo medio genannt, während 8 Realen Tributo entero oder Volltribut hießen. Wenn in spanischen Werken schlechtweg von Tributen berichtet wird, so ist darunter der Volltribut gemeint. Von der Zahlung des Tributes wurden ausgenommen die Kinder unter 16 Jahren, und die alten Leute, welche das sechzigste Lebensjahr überschritten hatten. Die Aufstellung neuer Linientruppen zwang den Generalgouverneur Gomez Dasmariñas im Jahre 1590 zur Erhöhung des Tributes von 8 auf 10 Realen und zwar konnte der Tribut auch in Naturalien: Reis, Wachs, Goldstaub 2c., eingeliefert werden [1]). Dazu kam ein Real als Grundsteuer und eine Abgabe an die Kirche, Sanctorum genannt, und die Gemeindesteuer oder „Caja de Comunidad“. Die in einigen Provinzen bestehende Abgabe „Donativo de Zamboanga“ wurde später aufgehoben. Die Steuersumme, welche heute je zwei Individuen zu zahlen haben, beträgt 15 Pesetas [2]), von denen ein Theil als „Caja de Comunidad“, als „Sanctorum“, „Diezmo“ entrichtet wird und nur der Rest als eigentlicher „Tributo“ anzusehen ist, obwohl für die Gesammtsumme der Titel „Tributo entero“ der vollgiltige ist.

Die Chinesen und deren Mestizen entrichten eine andere höhere Summe, Weiße und deren Abkömmlinge zahlen überhaupt keinen Tribut. Außer den oben erwähnten sind von der Zahlung des Tributes auch Soldaten, welche eine bestimmte Reihe von Jahren gedient haben, befreit; dasselbe gilt von Eingeborenen, welche sich um die Hebung des Ackerbaues oder der Industrie Verdienste erworben haben, ferner sind auch kraft eines Privileges steuerfrei die Abkömmlinge der ersten Christen von Cebú. Die „Caja de Comunidad“ dient zur Bestreitung der Gemeindeauslagen, als da sind: Erhaltung der Schule, Gehalt des Schullehrers, Belohnung und Besoldung der Impfärzte, Kerkermeister, Gefangenaufseher, Kirchensakristane, sowie zur Unterhaltung der öffentlichen Gebäude; auch die Beköstigung der Arrestanten wird aus dieser Abgabe bestritten. Das „Sanctorum“ dient zur Besoldung der Pfarrer. Von je 500 Volltributen seines Sprengels erhält der Pfarrer 180 Pesos [1]); dadurch ist der allmächtige Einfluß der Geistlichkeit an das Interesse des königlichen Fiskus geknüpft, der Pfarrer dient dann freiwillig als Kontroleur, damit nicht bei der Tributzahlung Unterschleife stattfinden. Der Tribut wird von dem Cabeza de Barangay in seinem Barangay oder Cabecería in vierteljährigen Raten eingesammelt. Die Cabecería umfaßt gewöhnlich 50 Tribute oder 100 tributpflichtige Individuen. Wer zahlungsunfähig ist, muß den Tribut abarbeiten, indem er in größeren Städten zum Straßenkehren und anderen Tagelöhnerarbeiten verwendet wird, doch tritt dieser Fall seltener ein, als man nach der Trägheit der Eingeborenen zu schließen berechtigt wäre. Von dem eingesammelten Tribute erhalten die Gobernadorcillos und Cabezas de Barangay 2 Proc.

Außer diesen Abgaben hat der malaiische Eingeborene, der „Indier“ der Spanier, 40 Tage im Jahre öffentliche Dienste, die „Polos y Servicios“, zu leisten, welche im Baue von Brücken, Straßen und im Tragen des Gepäckes weißer Reisenden bestehen. Die aktiven Frohnarbeiter werden Polistas genannt, jene, welche eine Woche hindurch im Gemeindehaus — „Tribunal“ — zur Dienstleistung bereit stehen, Semaneros. Auch Nachtwache muß von den Indiern gehalten werden; die Wachtstube heißt Bantayan und der im Dienste stehende Mann Bantay. Von diesen persönlichen Diensten sind die Principales, die Ex-Gobernadorcillos und Jueces mayores (von denen ich weiter unten sprechen werde) befreit. Gegen eine Summe von 15 Pesetas kann sich aber jeder von diesen Polos und Servicios loskaufen; diese Geldbuße führt den Namen fallas und wird vom Cabeza de Barangay eingetrieben und in die Gemeindekasse abgeführt.

Die autonome Gemeinde führt den officiellen Titel Pueblo; ein Dorf, welches noch nicht die Autonomie erlangt hat, sondern mit einem Pueblo zusammen eine Gemeinde bildet, heißt: Barrio, Visita oder Anejo. Jeder Pueblo besitzt ein öffentliches Gebäude, welches die Stelle des deutschen Rathhauses vertritt, es wird Tribunal genannt. In demselben werden die Gemeinderathssitzungen abgehalten, ebenso sitzt dort der Gobernadorcillo zu Gericht, die Semaneros harren daselbst der Befehle der Obrigkeit. Hat eine Gemeinde kein selbständiges Arrestgebäude, so befindet sich auch im Tribunal das Haftlokal. Haben die Regierungsbehörden in einer Provinzialhauptstadt im Tribunal ihren Sitz, so wird es Casa Real genannt, ein Titel, der früher auch den übrigen Tribunalen gegeben wurde.

Die Würdenträger der Gemeinde sind: der Bürgermeister oder Gobernadorcillo, gewöhnlich Capitan genannt; sein

[1]) Man vergleiche den Brief des Bischofs Salazar vom Jahre 1585 in den Cartas de Indias. Madrid 1877, p. 643, 647 und The Philippine Islands .... at the close of the sixteenth Century by Antonio de Morga. Translated from the Spanish by the Hon. Henry E. J. Stanley. London 1868, p. 324.

[2]) M. Scheidnagel. Las Colonias españolas de Asia. Madrid 1880, p. 51.

[1]) F. Cañamaque. Las Islas Filipinas. Madrid 1880, p. 141.

Stellvertreter der Teniente mayor; der Oberrichter für Feldstreitigkeiten: Juez mayor de sementeras; der Oberrichter für Streitigkeiten bezüglich des Viehs: Juez mayor de ganado; der Oberrichter für Polizeiübertretungen: Juez mayor de policia; der Teniente segundo; der Teniente tercero; der Alguacil mayor und ein zweiter Alguacil (Polizeimeister). Außer diesen gewählten Funktionären existirt noch der Directorcillo, d. h. der Gemeindesekretär. Jede Visita hat einen Teniente, einen Juez und einen Alguacil. Ehe ich in die detaillirte Darstellung der Befugnisse und Rechte dieser Magistratspersonen eingehe, will ich die heutige Amtsgewalt der Cabezas de Barangay und deren Privilegien kurz berühren.

Die Barangay-Eintheilung ist natürlich noch immer in voller Kraft. 50 Familien bilden einen Barangay, an dessen Spitze, wie oben schon erwähnt, der Cabeza steht. Wo die Stelle nicht erblich ist, werden sie gewählt und zwar fast ohne Ausnahme aus der Principalia; gewöhnlich wird nach Ablauf der Funktionsdauer dasselbe Individuum wiedergewählt; resignirt dasselbe dauernd oder geht es mit Tode ab, so pflegt die Wahl ebenfalls auf seinen Sohn zu fallen, wodurch das Amt zu einem förmlich erblichen wird [1]). Wenn eine Familie, in welcher das Amt eines Cabeza de Barangay erblich ist, ausstirbt oder in derselben niemand diese Würde annehmen will, so ernennt die Regierung durch zu diesem Akte autorisirte Beamte der Provinzbehörden einen neuen Cabeza, jedoch auf Vorschlag des Gobernadorcillo und im Einverständnisse mit den übrigen Cabezas des Pueblos [2]). Dasselbe geschieht, wenn ein neuer Barangay formirt wird. Die Funktionsdauer währt je nach den Provinzen ein bis drei Jahre. Außer der Tributeinsammlung und der Ueberwachung der Leistung der Servicios und Polos hat der Cabeza für die öffentliche Ruhe seines Barangay die Verantwortung zu tragen und Zwistigkeiten und kleinere Streitigkeiten zu schlichten. Auch hat er in Gemeindeangelegenheiten die Interessen seines Barangay zu vertreten, weshalb er verpflichtet ist, in seinem Barangayviertel auch zu wohnen. Der älteste Sohn des Cabeza de Barangay — daher „el primogénito" — hat seinen Vater im Verhinderungsfalle zu vertreten [3]). Die Cabezas sind, wie schon erwähnt, von der Zahlung des Tributes und der Leistung der Frohnden befreit und genießen die Titulatur „Don", was den Eingeborenen zum Edelmanne innerhalb seiner Raceangehörigen macht. Diese Vorrechte gelten auch für das Weib des Cabeza und seinen ältesten Sohn, eventuell im Falle der Kinderlosigkeit für den ältesten Adoptivsohn. Die aus den Zeiten der Conquista herstammenden eingeborenen Adelsfamilien, die Nachkommen der ehemaligen Dattos, genießen natürlich dieses Privileg ohne Einschränkung und ohne Anknüpfung an das Amt eines Cabeza. Der zum Cabeza gewählte homo novus behält auch nach Niederlegung seines Amtes den Titel Don und zählt dadurch zur Principalia.

Um vor allen den Gobernadorcillo in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen, so wollen wir zunächst die Bedingungen kennen lernen, welche ein Kandidat dieses so wichtigen Amtes erfüllen muß, um überhaupt wählbar zu sein. Nur ein Indier, d. h. ein malaiischer Eingeborener oder ein chinesischer Mestize, d. h. der Abkömmling eines Chinesen und einer Malaiin, ist wählbar. Ferner muß der Kandidat älter als 25 Jahre sein, lesen und schreiben können, auch soll er schon vorher das Amt eines Teniente mayor oder eines Cabeza de Barangay bekleidet haben. Natürlich fordert man, daß der Betreffende dem Staatsschatze gegenüber vollständig unbescholten dasteht, das heißt mit den Tributen seines Barangay nicht im Rückstande sich befinde [1]). Dadurch wird das Amt ein Monopol der Principalia. Der Gobernadorcillo wird für die Dauer eines Jahres gewählt, die Wahl findet unter folgenden Modalitäten statt.

Als Wähler erscheinen der abtretende Gobernadorcillo, sechs aktive Cabezas de Barangay und sechs Exgobernadorcillos (Capitanes pasados) und gewesene Cabezas de Barangay, im Ganzen also 13 Wähler, welche, wie man sieht, insgesammt Principales sind. Von den Wählern darf keiner bei einem königlichen Beamten oder dem Pfarrer in irgend einer dienstlichen Stellung sich befinden. Den Vorsitz übernimmt der Provinzgouverneur oder der ihm substituirte Beamte, im Nothfalle wird der erste beste Spanier zur Uebernahme des Präsidiums delegirt. Der Pfarrer des Pueblos hat das Recht, aber nicht die Verpflichtung, der Wahl beizuwohnen. Der Wahlakt darf nie in einem Privathause oder in der Pfarrerswohnung stattfinden, er wird deshalb gewöhnlich in dem Tribunal oder in dem Schulhause abgehalten. Von den 13 Wählern werden zwei Kandidaten gewählt, zu diesen wird noch in den geforderten Ternovorschlag der Name des abtretenden Gobernadorcillo gefügt. Der Vorsitzende bemerkt im aufgenommenen Protokoll, welches von allen Wählern, dem Pfarrer und dem Sekretär gefertigt wird, welcher von diesen drei Kandidaten ihm zu dem Amte am geeignetesten erscheine, dann gehen alle Wahlakte nach Manila an den Generalkapitän ab. Fast ohne Ausnahme ernennt die Regierung jenen Kandidaten zum Gobernadorcillo, welcher die meisten Stimmen aufzuweisen hat. In den Bisayer-Inseln sind die Provinzgouverneure in dieser Angelegenheit Delegirte des Generalkapitäns und bestätigen selbst die Wahl. Ist beim Eintritte des neuen Amtsjahres die Bestätigung von oben noch nicht herabgelangt, so übernimmt der die meisten Stimmen besitzende Kandidat jenes Ternovorschlages interimistisch die Leitung der Kommune.

Als Abzeichen seiner Würde erhält der neue Gobernadorcillo einen Rohrstab mit Goldknopf und seidenen Troddeln. Dieser Stab verläßt ihn selbst beim Speisen nicht, an seinem Amtsessel ist eine ähnliche Vorrichtung zum Festhalten desselben angebracht, wie sie die Uhlanen am Steigbügel zum Einstellen der Lanzen besitzen. Das Tragen eines Schwertes oder Degens ist nicht allgemein.

Der Gobernadorcillo ist nicht nur der politische Chef seines Pueblos und als solcher der Regierung für jede Ruhestörung verantwortlich, er ist auch nicht allein der Leiter der rein kommunalen Angelegenheiten seiner Gemeinde, er ist auch der oberste Richter in civilrechtlichen Fällen; der Werth des streitigen Gegenstandes darf aber nicht die Summe von 25 Pesos übersteigen. Bei Kriminalfällen hat der Gobernadorcillo die erste Untersuchung, eventuell das erste Verhör vorzunehmen und die Protokolle mit dem Verbrecher an die spanische Behörde einzuliefern. Zu ihren Befugnissen gehört es auch, daß sie die Bewohner des Ortes zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten verhalten beziehungsweise zwingen; dies gilt besonders von der Taufe und Hochzeit. Die Strafen, welche der Gobernadorcillo oder die Jueces verhängen, bestehen gewöhnlich in Austheilung von Prügelstrafen oder Verurtheilung zu Arrest, in welchem die Arrestanten sehr gut genährt und gehalten werden. Ist der Pueblo ein

[1]) F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, S. 295.
[2]) Buzeta 1, 107.
[3]) Scheidnagel 52.

[1]) Buzeta 1, 104.

Hafenplatz und residirt in demselben sonst keine spanische Behörde, so ist der Gobernadorcillo zugleich Hafenkapitän.

Die Stellung des Gobernadorcillo ist auch äußerlich eine hohe. Er ist beständig von einem Gefolge umgeben, das aus seinen Tenientes, Schreibern und anderen Personen zusammengesetzt ist. Verläßt der Gobernadorcillo das Weichbild seines Pueblos, so umgiebt ihn als Eskorte eine aufgebotene Abtheilung von Nationalgarden, Cuadrilleros. Auch in der Kirche hat der Gobernadorcillo seinen bestimmten Ehrenplatz.

Gegen Ende des Jahres pflegt der Eifer des Gobernadorcillo immer mehr abzunehmen. Auch sonst pflegt die eigentliche Geschäftsführung, insbesondere die Kanzleiarbeiten, weniger vom Gobernadorcillo als vom Directorcillo abzuhängen. Der Gobernadorcillo soll nämlich mit den spanischen Behörden in spanischer Sprache verkehren, deren Gebrauch ihm gewöhnlich nicht geläufig ist. So sieht er sich denn genöthigt, in dem Verkehre mit den Oberbehörden sich ganz auf seinen Directorcillo oder Sekretär zu verlassen, welches der eigentliche Gobernadorcillo ist. Die Directorcillos sind entweder Mestizen oder rekrutiren sich aus jener Klasse von Eingeborenen, welche von der Geistlichkeit den Spitznamen der „abogadillos" erhalten hat. Die Abogadillos sind verbummelte Studenten der höheren Schulen und Kollegien, ausgediente Soldaten, gewesene Diener von Spaniern, kurz Leute, die geläufig Spanisch sprechen oder auch nur radebrechen. Besonders in jenen Gegenden, wo die spanische Sprache nur wenig gesprochen wird, ist der Directorcillo alles und der Gobernadorcillo nur eine ehrwürdige Null.

Der Gobernadorcillo wird nach Niederlegung seiner Würde „Capitan pasado" titulirt und genießt auch als solcher noch immer viel Ansehen und Autorität.

Von diesen Gobernadorcillos der Pueblos der civilisirten Eingeborenen sind die Gobernadorcillos der Rancherias (Niederlassungen) jener wilden Stämme streng zu unterscheiden, welche die Oberhoheit der spanischen Krone anerkannt haben. Diese Gobernadorcillos sind nichts anderes als die Vermittler zwischen den königlichen Behörden und ihrem Stamme, sie führen auch die kleine Geldsumme ab, welche ihre Rancheria als Zeichen ihrer Unterwerfung den Spaniern zahlt. Auch diese erhalten von der spanischen Regierung als Symbol ihrer Würde einen Stab mit goldenem Knopfe.

Die Wahl der Tenientes, Jueces mayores ꝛc. erfolgt unter denselben Modalitäten, wie die der Gobernadorcillos, nur wird hier kein Ternovorschlag gemacht, auch wird die Bestätigung nicht erst von Manila eingeholt. Jueces mayores können im Allgemeinen nur jene werden, welche bereits die Stelle eines Gobernadorcillo oder Teniente mayor inne hatten. Die Amtsbefugnisse dieser Magistratspersonen sind in ihrem Titel zur Genüge gekennzeichnet, so daß ein näheres Eingehen überflüssig erscheint. Der Alguacil mayor hat die Inspektion der Hauptwache und der wachestehenden Posten — bantays — zu besorgen. Da dem ersten Alguacil auch die Obhut der europäischen Reisenden anvertraut ist, so pflegt er dieselben in unsicheren Gegenden mit einer Eskorte zu begleiten. Er wird mit dem Vulgärnamen „el actual" bezeichnet. Diese Beamten werden nach Ablauf ihrer Funktionsperiode Titulados genannt.

Rathssitzungen in dem Sinne, den dieses Wort bei uns hat, finden nicht statt. Die Regierung und Leitung der Gemeinde unterliegt vollständig dem Einflusse der Principalia und da diese wieder vom Pfarrer beherrscht wird, so ergiebt sich das Resultat, daß die Fäden der gesammten Municipalverwaltung vom Pfarrhause aus geleitet werden, vorausgesetzt, daß der Pfarrer ein Weißer ist, denn farbige Geistliche genießen wenig Ansehen.

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, zum Schutze gegen Ueberfälle von Piraten, Räuberbanden und wilden Bergstämmen existirt eine Art Nationalgarde oder Miliz, deren Individuen Cuadrilleros genannt werden. Die Cuadrilleros sind gar nicht disciplinirt und schlecht bewaffnet, ihre Waffen sind meist Schild, Lanze, Pfeil und Bogen. Trotz dieser Uebelstände haben sich die Cuadrilleros immer wacker erwiesen, sobald sie gegen einen wilden Bergstamm aufgeboten wurden. Die Unterwerfung der Igorroten geschah zumeist nur mit ihrer Hilfe. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß außer dieser undisciplinirten Truppe, welche gegen keinen europäischen Feind etwas ausrichten würde, es einige Regimenter disciplinirter Milizen giebt, welche im Kriegsfalle den Linientruppen als Reserve dienen sollen.

Wo die Chinesen in hinreichender Kopfzahl sich niedergelassen haben, bilden sie autonome Gemeinden, welche nach dem Muster der malaiischen organisirt sind. Die Barangay-Eintheilung ist auch hier im Wesentlichen beibehalten, auch hier wurde für diese territoriale Steuereinheit die Schiffsbezeichnung eingeführt und zwar die Benennung Champan; doch scheint dieser Name außer Gebrauch gekommen zu sein, wie denn auch die Kolonialgesetzgebung die Organisirung der Chinesengemeinden beständig ummodelt. Der Tribut der Chinesen ist ein bedeutend höherer als jener der Malaien, er führt die Bezeichnung „Capitacion". Der Gobernadorcillo oder Capitan wird auch hier von dreizehn Wählern gewählt, ebenso der Teniente mayor und der Alguacil mayor. Die übrigen Municipalbeamten werden von dem Capitan ernannt. Die richterlichen Glieder des Gemeindekollegiums, die Jueces mayores der Malaien, werden Bilangos genannt. Sämmtliche Magistratspersonen müssen Christen sein. Alles Uebrige verhält sich ähnlich, wie bei den Malaien, nur entfallen die Servicios, auch giebt es keine chinesischen Cuadrilleros, was durch die zahlreichen blutigen Chinesenaufstände der vergangenen Jahrhunderte als eine gebotene Vorsichtsmaßregel erscheint.

Die chinesischen Mestizen bilden, wenn sie in irgend einem Orte stark vertreten sind, ebenfalls autonome Gemeinden, welche die Organisation der malaiischen besitzen.

Städte mit europäischer oder richtiger gesagt spanischer Municipalvertretung giebt es nur wenige, wie Manila, Cebú ꝛc. Eine Besprechung ihrer Verhältnisse und Einrichtungen liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze.

Zum Schlusse möchte ich eine Bemerkung Dr. Jagor's citiren, welche sich auf S. 28 seiner „Reisen in den Philippinen" findet: „Schwerlich giebt es eine Kolonie, in welcher sich die Eingeborenen im Ganzen genommen behaglicher fühlen als in den Philippinen. Sie haben Religion, Sitten und Gebräuche ihrer Herren angenommen und fühlen sich, obwohl diesen gesetzlich nicht gleichgestellt, doch nicht durch eine hohe Schranke von ihnen geschieden, wie sie, ganz abgesehen von Java, die schroffe Zurückhaltung der Engländer zwischen sich und den Eingeborenen aufbaut."

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Verkehrswesen im Amu-Darja-Gebiet. Aus den amtlichen Bekanntmachungen in der „Turkest. Ztg.", betreffend die Aufforderung zu Geboten auf Uebernahme der Postbeförderung vom Fort Petro-Alexandrowsk (Chiwa) nach Nukus (Ostende des Amu-Delta), nach Kazalinsk und nach Krasnowodsk geht hervor, daß während des Jahres 1881 zwischen Petro-Alexandrowsk und den erstgenannten Orten wöchentlich einmal, zwischen dem Fort und Krasnowodsk monatlich einmal nach jeder Richtung eine Postverbindung durch berittene Eingeborene stattfindet. Aehnliche Bekanntmachungen, betreffend die Verpachtung der Ueberfahrt über den Amu-Darja im Delta des Stromes und im Chanat Chiwa, ergeben, daß sich Fährstellen befinden: 1. im Delta in dem Distrikt Tschimbai an folgenden zwölf Punkten: Kuk-Aschin, Saz-Kuk, Tschuk-turangil, Tschartambai, Tschintek, Kigeizinsk, Mulla-Isag, Irnazar, Challin, Tjuki und Tschurkek; 2. im Chanat Chiwa an folgenden sieben Punkten: Chazarasp, Chanki, Karabag, Urgentsch, Gurljan, Kiptschak und Chodschaili.

— Straßenbau im Ferghanagebiet. Der Generalgouverneur von Turkestan belobte eine Anzahl Offiziere und Truppentheile für die im Jahre 1880 vollendete Herstellung resp. Ausbesserung der Straßen über den Taldyk-Paß, in der Schlucht von Gultscha und von Ton-Murun bis Irkeschtan, die fast ohne Unkosten für den Staat ausgeführt worden sind und eine lang ersehnte Militärstraße auf den Alai geschaffen haben. (Turkest. Ztg.)

— Die amtlichen (indessen, da sie türkischen Ursprungs sind, wahrscheinlich unzuverlässigen) Ermittelungen über die Verheerungen der Erdbeben auf Chios geben die Zahl der Getödteten auf 3612, die der Verletzten auf 1306 an. Die am Leben gebliebene Bevölkerung beträgt 66 573 Seelen (vergl. „Globus" XXXIX, S. 318).

— Unser Landsmann Herr Dr. Theodor Bischoff, seit vielen Jahren als Arzt in Aleppo ansässig, ist am 12. Juni von einer Studienreise in Cilicien und Cappadocien zurückgekehrt. Abgesehen von vielen Inschriften und topographischen Details hat diese Reise ein äußerst bemerkenswerthes Resultat ergeben: die nähere Untersuchung der alten cappadocischen Priesterstadt Comana (s. „Globus" XXXIV, S. 365) in einer Ruinenstätte im obern Sarus-Thal, die jetzt den Namen Schaar führt. „Es muß," so schreibt Dr. Bischoff, „eine sehr große Stadt gewesen sein. Wir fanden daselbst mehr als 20 Inschriften, die Reste eines großen Tempels, eines Amphitheaters und eines kleinern Tempels. Die Inschriften habe ich abgeklatscht und die Baudenkmäler photographirt." Nach diesen ersten Angaben ist man berechtigt, den Publikationen des Herrn Dr. Bischoff über seine Reise mit gespanntem Interesse entgegenzusehen.

— Südwestlich von Rakka am mittlern Euphrat, und zwar auf dem südlichen (rechten) Ufer des Stromes, leben die Afúddli-Araber, ein niedriger Stamm, aber berühmt als tapfere Männer und Löwenjäger. Ihre Lager sind eigenthümlich und von denen aller ihrer Nachbaren verschieden. Man kann sie kaum Nomaden nennen, da sie ihren Lagerplatz nur gelegentlich verändern und nie das dichte Gebüsch am Flusse verlassen. Sie besitzen keine Schafe und nur wenige gewöhnliche Kühe, aber halten große Büffelherden, von deren Ertrag sie leben. Der Büffel, sagen sie, fürchtet sich nicht vor dem Löwen und kann darum selbst im dichtesten Tamariskengestrüpp ohne Gefahr gehalten werden. Die Hirten gehen stets mit Flinten und kurzen Speeren bewaffnet einher und sollen gute Schützen sein. Zelte besitzen die Afúddli nicht, sondern machen sich Hütten aus den Tamariskenzweigen, welche noch während des Wachsens in einander geflochten und mit einem Stückchen Zelttuche bedeckt werden. Die Niederlassung, welche das englische Ehepaar Blunt Ende 1877 (deren Buch „Bedouin Tribes of the Euphrates" diese Notiz entnommen ist) besuchte, lag etwa 200 Yards weit im Dickicht drin, war durch ausgehauene Pfade zugänglich und von einem Gehege umgeben, das durch Ineinanderschlingen der Zweige gebildet war. Die Pfade sind dermaßen durch einander geführt und kreuzen sich, daß ein Labyrinth entsteht, in welchem man sich nur schwer zurecht findet. So bilden die Hütten ein unregelmäßiges Dorf, stehen durch Wege mit einander in Verbindung und vor jeder liegt ein kleiner freier Platz von etwa ½ Acre Größe. Sobald die Afúddli das Gebrüll eines Löwen hören, so suchen sie ihn zu umzingeln, wobei sie ihre Büffel mitnehmen, und wenn es ihnen gelingt, das Raubthier zu verwunden, so stampfen es letztere bald zu Tode. Die türkische Regierung hat letzthin eine Belohnung von 3 Pfund für jedes nach Deir gebrachte Löwenfell ausgesetzt, welche sich jene Araber schon wiederholt verdient haben. Nur 14 Tage vor Blunt's Ankunft hatten sie in zwei aufeinanderfolgenden Nächten einen Löwen und eine Löwin erlegt, deren Felle ausgestopft und dann von einem unternehmenden Manne, der sich dabei sehr gut stand, auf einem Esel unter den Beduinenstämmen zur Schau herumgeführt wurden. Es ist das der babylonische Löwe, der sich durch Fehlen der Mähne auszeichnet und wohl eines der seltensten Thiere ist.

— Während der letzten Monate — so wird der „Mail" (27. Juni 1881) aus Calcutta gemeldet — hat sich das Interesse am Bergbau in ganz Indien bedeutend gesteigert, wohl in Folge der Aufregung, welche die Entdeckung von Gold in Wynaad hervorgerufen hat (vergl. „Globus" XXXIV, S. 384). Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Indien reich ist an Minerallagern verschiedener Art, welche nur geschickt aufgewendeten Kapitals und Energie bedürfen, um ansehnliche Quellen des nationalen Wohlstandes zu werden. In Anbetracht dessen hatte die Regierung den Mr. Valentine Ball von der Geologischen Landesaufnahme beauftragt, ein Werk über die ökonomische Geologie Indiens zu verfassen, welches den dritten Theil von „Manual of Geology of India" bilden soll. Dieser schon unter der Presse befindliche Band giebt eine Uebersicht von allen vorhandenen Nachrichten über die geographische Vertheilung und den Werth aller nutzbaren Mineralien in Indien, Birma und Afghanistan und enthält viele neue interessante Einzelheiten über die Ausdehnung des alten einheimischen Bergbaues und über dessen Verfall in Folge auswärtiger Konkurrenz. Das Werk wird ein werthvolles Nachschlagebuch für alle sein, welche irgend welches Interesse an der Entwickelung des indischen Bergwesens nehmen.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. V. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Einiges über die Osseten. I. — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. VII. — Prof. Ferd. Blumentritt: Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — (Schluß der Redaction 6. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

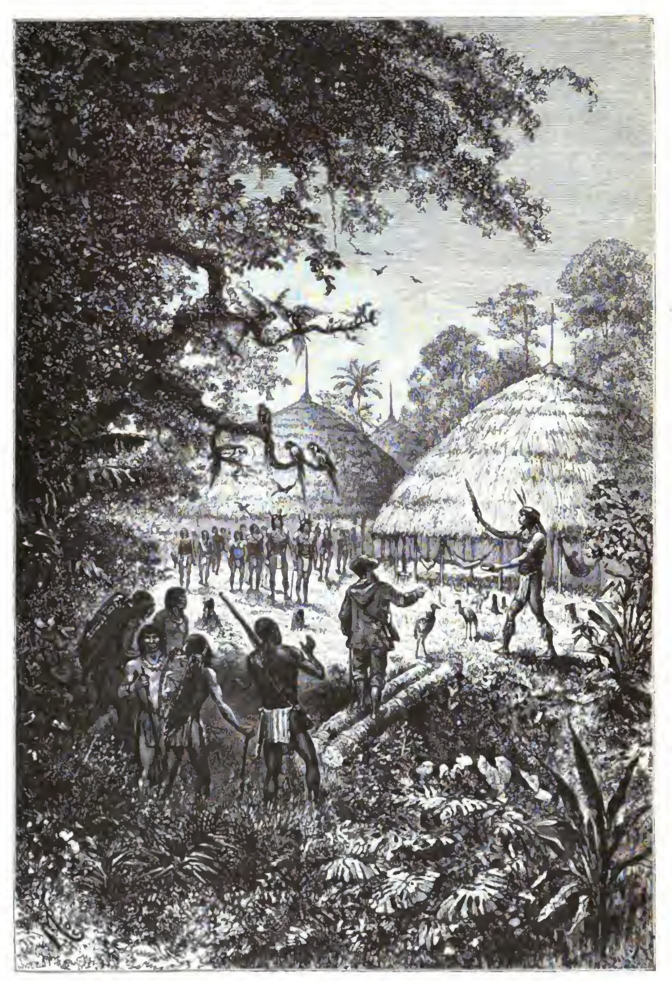
VI.

Acht Tage dauerte die Fahrt auf dem Yary aufwärts bis zum Stamme des Yacouman, wo Crevaux auf seiner ersten Reise bald dem Hungertode erlegen wäre. Bei seiner Ankunft sah er den Häuptling im Dorfe herumgehen und Besprengungen vornehmen; in der Hand hielt er einen Pinsel aus Federn, den er in eine mit einer weißen milchigen Flüssigkeit gefüllte Kalebasse tauchte; es war der Saft der Knolle samboutou (Kariben-Kohl), der im Wasser zerrieben war. Yacouman hatte bei seinen Besprengungen, die offenbar den Teufel austreiben sollten, das feierliche Aussehen eines Landgeistlichen, welcher am Tage des Bittganges die Felder einsegnet.

Die Roucouyennes, welche sich bereits an den Fremden gewöhnt und vor ihm keine Geheimnisse mehr hatten, standen nicht an in seiner Gegenwart die maraké genannte Ceremonie vorzunehmen. Es handelte sich dabei um eine Marter, welcher sich Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren und Erwachsene, die Heirathskandidaten waren, zu unterziehen hatten. Zu dieser Feierlichkeit waren viele Fremde eingeladen worden, darunter auch Crevaux's Kollege, der alte Piay Panakiki. Den Nachmittag verwendete man dazu, die beim Tanze gebrauchten Kostüme und namentlich die mit Federn bedeckten Hüte in Stand zu setzen. Letztere sind von hinreißender Wirkung, wahrhafte Gebäude von nicht weniger als 1½ m Größe, deren oben weit geöffnetes Gerippe nichts mit irgend welcher bekannten Hutsorte gemein hat. Gekrönt wird dasselbe von einem Bogen, der sich von vorn nach hinten zieht und eine Masse rother und blauer Federn trägt, die mit metallisch glänzenden Flügeldecken von Käfern verziert sind, und der Hut selber verschwindet ganz unter etwa zwanzig über einander liegenden Binden oder Kronen von rother, gelber, schwarzer, grüner, weißer und blauer Farbe. Hinten fällt eine Art Schild herab mit einer Mosaik aus Federn, das einen Menschen mit ausgespreizten Armen und Beinen, fast einem Frosche gleich, darstellt. Die Herstellung eines solchen Tanzschmuckes erfordert mehr als ein Jahr Arbeit. Das Tragen von Federn ist ein Vorrecht der Männer; sie allein verfertigen auch jenen Schmuck, welcher den Neid eleganter europäischer Damen erregen könnte.

Der Tamuschi trägt vorn an seinem Kopfputze eine von Palmenblättern geflochtene Binde, auf welcher Kaimanschuppen oder kleine aus dem Schnabel des Tukan geschnittene Vierecke befestigt sind; diese schwarzen und weißen Stückchen sind derart angeordnet, daß sie Arabesken bilden. Alle diese werthvollen Schmuckgegenstände, von denen Crevaux Proben nach Paris mitgebracht und die er nach der Natur hat zeichnen lassen, werden in langen Pagaras (Körben) aus Palmenblättern verwahrt, aus welchen sie die Tänzer je nach Bedarf mit der größten Sorgfalt herausnehmen; vorher aber entfernen sie achtsam die Roucou-Bemalung, mit welcher ihr Leib bedeckt ist, um nicht die schönen Federn zu beschmutzen.

Der Hut ist nicht der einzige Schmuck beim Tanze; den Unterleib bedecken sich die Roucouyennes mit einer ganzen Menge von Binden, die theils schwarz, von Couata-



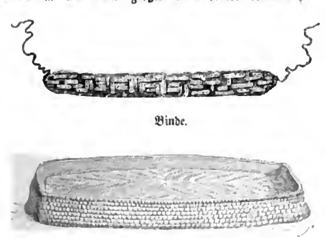
Der Roucouyenne-Häuptling Jacouman vertreibt den Teufel. (Zum Theil nach einer Photographie.)

Fell, theils weiß und dann von Baumwolle sind und den ganzen Bauch bis zum Anfange der Brust einhüllen. Manche Tänzer tragen am rechten Beine eine Art Knieband mit daran befestigten Schellen, welche ein Geräusch wie von Castagnetten hervorbringen. Es sind das Früchte von der Form der sogenannten Dreimaster, welche mittels Fädchen an dem Vordertheil des Kniebandes festgebunden sind; sie rühren von dem Couaï-Baume (Thevetia neriifolia) her, der von allen Indianern des äquinoktialen Amerika kultivirt wird. Noch andere tragen auf dem Rücken einen höchst wunderlichen Schmuck, einen hölzernen Fisch mit Löchern, in welchen große wie Vogelschwänze herabfallende Federbüsche stecken. Stets umdrängen Neugierige die Hüte, welche auf kleinen in die Erde gesteckten Kreuzen hängen; wer sich aber zu nahe heranwagt, wird von den Tänzern gepackt, die ihm die Waden mit zwei Fäden umschnüren und zwei Ruthenhiebe dorthin versetzen.

Bei Sonnenuntergang beginnt der Tanz; Männer und Weiber führen ihn aus beim Scheine großer Feuer und unter Gesängen, welche ihre Liebesgeschichten und Kriegsthaten verherrlichen. Die jungen Leute stehen dabei rund um ein mit einem großen Stück Rinde bedecktes Loch und stampfen alle im Takte mit dem rechten Bein darauf, während sie es mit dem linken festhalten, und bei jedem Tritte entlocken sie einer kleinen Bambu-Trompete einen kurzen Ton.

Mit Sonnenaufgang legen die Tänzer ihre Kostüme ab und alsbald beginnt die maraké-Marter. Der Piay Panakiki läßt einen der Heirathskandidaten von drei Männern ergreifen; einer hält ihn bei den Beinen, der zweite an den Armen, während ihm der dritte mit Gewalt den Kopf nach hinten dreht. Dann setzt er ihm die Stacheln von einem Hundert von Ameisen an, welche in einem gitterförmigen Geflecht so stecken, daß sie um die Mitte des Leibes festgehalten werden. Diese Marterwerkzeuge haben sonderbare Formen und stellen ein phantastisches vierfüßiges Thier oder einen Vogel dar. In gleicher Weise werden ihm Wespenstiche auf der Stirn beigebracht und dann der ganze Körper abwechselnd mit Ameisen und Wespen bearbeitet, worauf der Patient unfehlbar in Ohnmacht fällt und wie todt in seine Hängematte gelegt wird. In derselben wird er fest mit Stricken angebunden und dann ein kleines Feuer unter ihm angezündet.

Ohne Unterbrechung wird die Marter fortgesetzt und



Binde.

Pagara.



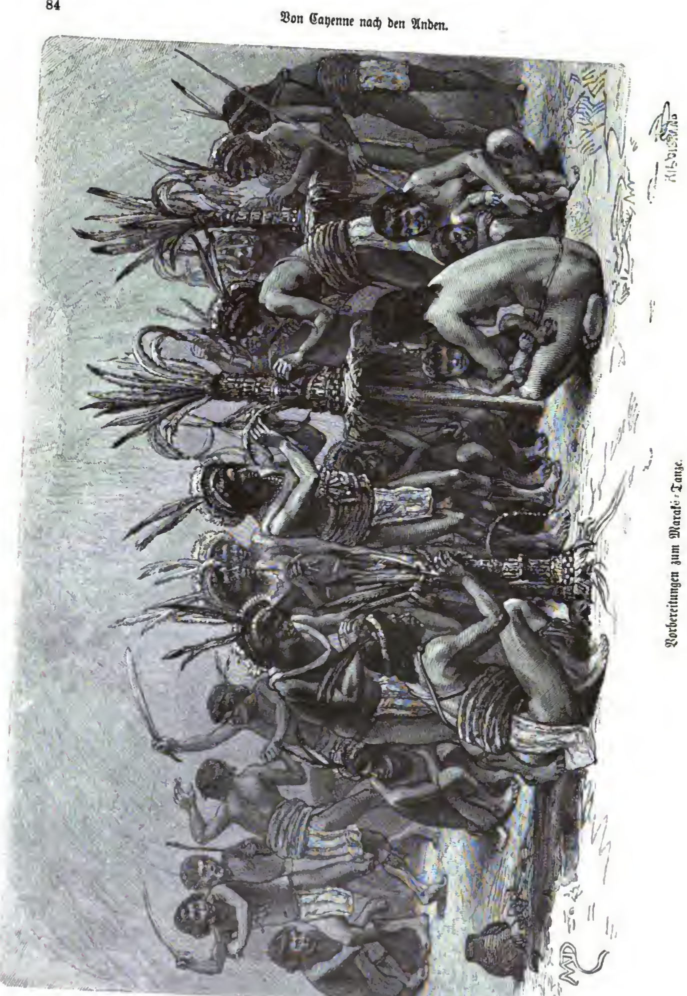
Knieband.

die unglücklichen Opfer eines nach dem andern in eine Hütte geschleppt. Vor Schmerz machen sie regellose Bewegungen, und die Hängematten schaukeln nach allen Richtungen hin, daß man denken sollte, die Hütte stürze zusammen. Zwei Wochen lang müssen die jungen Leute, welche die Prüfung durchgemacht haben, in ihrer Hängematte liegen bleiben und dürfen nichts essen als etwas Cassave und kleine auf Kohlen geröstete Fische.

Einige Zeit nach dieser Ceremonie erhielt Panakiki den Besuch zweier Indianer aus einem Dorfe, welches oberhalb des großen Falles Macayelé an den Quellen des Yary liegt. Einer von ihnen nähert sich in anscheinender Betrübniß und ehrerbietig dem alten Piay und bietet ihm eine Cigarrette an; nach einigem Zögern nahm dieser sie an, worüber der Fremde sehr erfreut war. Er war gekommen, um den Arzt zu einer Konsultation einzuladen, und dieser hatte dadurch, daß er die Cigarrette annahm, eingewilligt, den Kranken zu besuchen. Man versprach ihm dafür als Honorar einen hübschen kleinen, aus Aouara-Dornen gemachten Kamm, eine Kinder-Hängematte und ein Manare oder Sieb für Manoikmehl. Aber wohlverstanden, er soll diese Dinge erst erhalten, wenn der Kranke vollkommen genesen ist.

Im Gespräche mit den Ankömmlingen erfuhr Crevaux, daß sie zu Lande gereist seien, weil im Falle Macayelé drei Teufel (yolok) wohnten, der Caïconi- (Tiger-) Yolok, der Aïmara-Yolok und der Ticroké- (weiße) Yolok, welche jedes Boot zum Scheitern brächten, und seine waghalsigen Insassen verschlängen. Der weiße Yolok zeichne sich durch weißes Haar aus, das ihm bis zum Gürtel reiche und sein Gesicht vollständig verhülle.

Inzwischen wurde der Reisende von neuen Fieberanfällen heimgesucht, welche seine Gesundheit sehr untergruben; die Indianer fanden sein Aussehen so elend, daß sie sich weigerten, ihn nach dem Parou zu begleiten, und Yacouman nicht einmal für eine Flinte den Führer abgeben wollte. Er meinte, der Reisende würde sicherlich während des sehr schwierigen Ueberganges sterben. „Nissa oua, ippoui colé“ (gehen nicht, Berg viel), meinte er, worauf Crevaux erwiderte: „Nissa aptau omaita natati“ (gehen, im Weg todt). Damals schrieb er folgenden Brief: „Forschungsreisen sind Kriege, die der Natur gemacht werden, um ihr ihre Geheimnisse zu entreißen. Nun, ich stehe am Vorabende einer entscheidenden Schlacht. Verliere ich, so bin ich gezwungen auf dem bereits von mir befahrenen Yary zurückzukehren; bleibe ich Sieger, so kehre ich auf einem neuen Flusse zurück, dem Parou, einem schönen Zuflusse des Amazonenstromes von links her. Aber der Kampf läßt sich schlecht an; die Indianer, meine Verbündeten, verlassen mich, weil ich schwach bin. Mein Beglei-

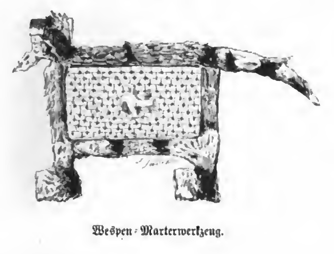


Vorbereitungen zum Maraké-Tanze.

ter Apatu ist krank und ich habe nur noch zwei kräftige, aber unfähige Neger. Ich selbst bin schon seit zehn Tagen nicht einen einzigen Augenblick in normalem Zustande; morgens stehe ich unter dem Einflusse einer Erregung, welche meine physischen Kräfte und meinen Willen verdoppelt; die übrige Zeit aber friere ich, habe unmäßigen Durst oder schwitze.

25. Oktober. Um acht Uhr Morgens trat Crevaux mit seinen drei Negern die Weiterreise an. Da er keinen Führer hatte, richtete er sich nach dem Kompas und schlug eine westliche Richtung ein. Die Hauptsache war, daß er unterwegs nicht krank wurde; denn sie trugen nur Lebensmittel für vier Tage bei sich. Lachend sahen seine indianischen Wirthe ihn abziehen, da sie überzeugt waren ihn vor Anbruch der Nacht zurückkehren zu sehen.

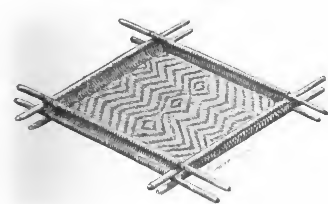
Um $^{3}/_{4}$11 Uhr baten die schwer beladenen Neger um eine Rast bei einem kleinen Bache Yapotori; im Augenblicke, als sie wieder aufbrechen wollten, sah Apatu Indianer herankommen: es war Yacouman mit zweien seiner Söhne und vier andere Männer, welche sich dem Reisenden zur Verfügung stellten. Sie trugen Säcke voll Lebensmittel. Crevaux war gerettet! Gehobenen Muthes und leichten Schrittes ging er nun hinter dem fünfzehnjährigen Sohne Yacouman's, Ouanica, der mit den übrigen an Schnelligkeit wetteiferte, einher. Es lag ihm daran sich möglichst weit vom Yary zu entfernen, weil er wieder einen Fieberanfall herannahen fühlte. Nach Ueberschreitung mehrerer Berge erreichte man bald nach Mittag nach $3^{1}/_{2}$ stündigem Marsche einen kleinen nach Westen fließen-



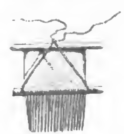
Wespen-Marterwerkzeug.



Ameisen-Marterwerkzeug.



Sieb.



Kamm.

den Bach, einen Zufluß des Parou, und betrat damit ein ganz neues jungfräuliches Gebiet.

Hier bemerkte Crevaux neben dem Pfade in einer Reihe zehn Räuchergestelle, ohne Feuer darunter, aber mit mehreren Lagen trocknen Holzes, die mit Steinen abwechselten, bedeckt. Sie rührten von zehn Jägern eines nahen Dorfes her, welche vor einigen Tagen einen großen Jagdzug angetreten hatten. Sie beobachteten diesen Gebrauch, um Yolok (den Teufel) zu beschwichtigen, der sie verhindern könnte, das Wild zu treffen. Eine Stunde später erreichten sie ein bati (Dorf), das aus zwei großen, nur von Frauen bewohnten Hütten bestand; die Männer hatten sich zu anderen Ouayanas am Yary begeben, um zu tanzen. Auf Crevaux's Frage, wie lange Zeit sie schon abwesend seien, zeigte ihm eine Frau einen Pfahl mit acht weißen Strichen, welche eben so viele Tage bedeuteten, eine Sitte, welche sich bei den meisten Eingeborenen von Guayana findet.

Gegen zwei Nadeln tauschte hier der Reisende eine reife Ananas ein und trank ihren Saft mit Begierde; denn noch immer plagte ihn der Durst. Abends hinderte ihn ein Zank zwischen seinen Begleitern am Einschlafen; er mußte den Abfall seiner indianischen Führer besorgen, welche durch die Gesten und das Geschimpfe der groben Neger erschreckt wurden. Eine von dem einen Schwarzen gereizte junge Frau hatte ihn maïpouri (wörtlich: Tapir) titulirt, ein Ausdruck, der sich in unserer Sprache gar nicht wiedergeben läßt und stärker ist, als wenn etwa ein hübsches junges Mädchen einem verhaßten Liebhaber einen „groben Ochsen“ ins Gesicht wirft.

Mit den Anzeichen eines nahen Fieberanfalles wachte der Reisende am nächsten Morgen auf; als er aber um

7 Uhr seine Begleiter ihre Lasten aufnehmen sah, machte er sich entschlossen auf den Weg. Doch schon nach einer Viertelstunde verloren seine Beine ihre Kraft, er strauchelte über eine Wurzel und stürzte zu Boden, ohne im Stande zu sein wieder aufzustehen. Eine Eiseskälte überlief ihn; das Fieber war zum Ausbruche gekommen. Man legte ihn in seine Hängematte, bis nach Verlauf einer Stunde brennende Hitze an Stelle des Schüttelfrostes trat. Nun wusch man ihn mit Wasser über und über und rieb ihn mit feinem Sande ab, was Schweiß hervorrief und so günstig wirkte, daß er bald aufspringen und um Mittag seinen Weg fortsetzen konnte.

Drei Stunden später überstieg man den Berg Yaouarapata (Tigerdorf) und traf einen Indianer, der einen Pfad machte; es war der Tamuschi eines kleinen benachbarten Dorfes, der ihnen eine gute Aufnahme bereitete. Crevaux hatte geglaubt, daß die Tamuschis sich keinerlei körperlichen Anstrengungen unterzögen; sie arbeiten auch nicht auf den Waldlichtungen und gehen nur selten auf die Jagd, aber sie müssen wenigstens den von einem Dorfe zum andern führenden Pfad von Zeit zu Zeit erweitern. Freilich war dies das erste Mal, daß Crevaux die Aeste, welche den freien Verkehr auf solchem Wege hindern, abgehauen fand.

Einiges über die Osseten.

II.

Interessant ist die orginelle Poesie der Osseten. Ihre Lieder, Märchen und historischen Sagen würden, wenn man sie sammelte, viele Bände füllen. An den langen Winterabenden sitzen sie schweigend in der dunkelen Hütte am qualmenden Herde, um einem alten Erzähler oder Sänger zu lauschen, der dazu auf seinem zweisaitigen Instrument (Fandir) klimpert. Das Volksepos der Osseten handelt von den Thaten der Narten.

Die Narten — das war ein besonderes Geschlecht von Helden, welche einst im Kaukasus lebten; oder vielleicht eine Schaar fremder Krieger, welche ihrer Nachkommenschaft phantastische Erinnerungen der alten Zeit hinterließen. An den Namen der Narten oder aller Bewohner Ossetiens erinnert der Fluß „Nar-den“, ein Aul „Nara“ und die Gemeinde der „Narzi“. Nicht allein in Ossetien, sondern auch in der ganzen Karbarda kennt man die Narten.

Die Narten lebten — Gott weiß wann. „Als der Himmel noch nicht sich verdichtet hatte und der Boden kaum fest geworden, da war ich schon ein Mann in reifem Alter,“ so spricht einer der berühmtesten Narten, Sosryko, der Sohn der Satana.

Die Narten beugten sich nicht vor Gott. Batras oder Batiraes, der ossetische Prometheus und Herkules auf seinem Wunderrosse „Durdus“ reitend, trägt in seiner Tasche ein Stück Land; er versucht die ganze schwere Erde zu heben, er besiegt sieben mal sieben Pharaonen und sieben mal sieben Engel; er verweigert es sich Gott zu unterwerfen; da wird er schließlich wegen seines Uebermuthes von Gott selbst vernichtet. Die Narten lebten auf der Erde zu einer Zeit, als dieselbe angefüllt war mit Riesen und mit Menschenfressern.

Der Narte Urymag, der Bruder und Gemahl der weisen Narten-Heldin Satana, betrügt einen einäugigen menschenfressenden Riesen in gleichlistiger Weise wie einst Odysseus den einäugigen Cyclopen Polyphem; der menschenfressende Riese war ein Hirte und lebte in einer Höhle wie Polyphem. Dem schlafenden Riesen sticht der Narte das einzige Auge aus, hüllt sich in das Fell des riesigen Lieblingsbockes und kriecht auf allen Vieren aus der Höhle heraus; genau wie Odysseus.

Die im Kaukasus weit verbreiteten Riesensagen sind oft eng an die vielfach vorkommenden Höhlen und die kolossalen Thürme geknüpft.

Vor jenen Riesen, mit denen die Narten kämpften, erschienen die Narten selbst als Zwerge, wie vor diesen die gewöhnlichen Leute. Aber auch die damals die Erde bewohnenden Thiere sowie die Vögel der Luft waren Riesen. In einer Nartensage ward erzählt, wie ein Habicht in seinen Krallen einen Stier entführt, der so groß war, daß später auf einem Schulterblatt ein großer Aul erbaut wurde. Ein Fuchs warf das Schulterblatt mit dem ganzen Aul von einer Seite auf die andere; aber das Riesenmädchen tödtete mit einem Stock den Fuchs, dessen Fell nicht einmal zur Mütze für das Kind hinreichte. Dasselbe Schulterblatt gerieth als Splitter dem alten Riesen ins Auge. Voll solcher Thierungeheure war die Welt, in welcher die Narten lebten.

Sie lebten in Ueppigkeit und waren freigebig. Wenn der Ossete heute die Gastfreundschaft seines Wirthes loben will, so sagt er von ihm, „er ist freigebig wie ein Narte.“ Es giebt für die Osseten kein höheres Lob als einen Mann einen Narten nennen, als eine Hausfrau wegen ihrer Umsicht mit der Satana vergleichen. Die Narten arbeiten niemals. Das Brot war gleich zum Essen fertig da; der Mais, von dem sie insbesondere lebten, heißt noch heute bei den Osseten „Nart-chor“ d. i. Nartenbrot. Die Rosse der Narten hatten Füße so fest wie Steine, waren leicht wie der Wind; sie verstanden die menschliche Rede; sie gaben den Menschen weise Rathschläge, sie warfen sich von selbst auf den Feind und vernichteten ihn, ohne einen Befehl von Seiten der Reiter abzuwarten. Kurz, der Narte ist das Ideal eines Kriegers und eines glücklichen Menschen. Aber die Narten wurden vom göttlichen Feuer zu Grunde gerichtet, weil sie sich nicht vor Gott beugen wollten, und seit jener Zeit hat die Herrschaft der armseligen kleinen Menschen und der kraftlosen Feiglinge begonnen.

* * *

Die Osseten[1]) sind die Bewohner der unzugänglichen Gebirgsthäler Digoriens oder der durch steile Felswände eingeengten Schluchten, irgend eines Dons. Die Grusiner an einer Seite, die Kabardiner an der andern hielten Jahrhunderte lang die Osseten in ihren hoch über den Wolken gelagerten Aulen wie in der Gefangenschaft; sie ließen sie gar nicht in die Ebenen hinuntersteigen, so daß die Osseten weder Handel treiben noch in Berührung mit anderen Volks-

[1]) Der Verfasser giebt die Zahl der Osseten auf etwas mehr als 65000 Individuen an; nach der neuesten ethnographischen Karte des Kaukasus von Seidlitz beträgt ihre Kopfzahl 110914. D. Ref.

stämmen treten konnten. Der alte mehrere Stockwerke hohe Thurm seines Felsenschlosses wurde für den Osseten zu einer *ganzen Welt*. Der eigene Hof, von Mauern umgeben und durch Thürme geschützt, mit den alten Göttern, das war die Welt, in welcher die Osseten lebten. Die einzelnen Geschlechter, die einzelnen Sippen oder Familien lebten jeder ein abgeschlossenes Leben für sich. Aber diese stete Abgeschlossenheit entwickelte im Osseten die mächtige Kraft der Selbsthülfe und eine stete Bereitschaft zum Kampf, um sich und sein Eigenthum zu schützen.

Die Versammlung aller Hausväter eines Auls (Nichas genannt) repräsentirte die Verfassung, das Gericht und die Gesetze. Ein Jeder unterwarf sich bedingungslos dem Urtheilsspruch des *Nichas*, beugte sich vor den unabänderlichen alten Gebräuchen, deren Nichterfüllung mit Vertreibung oder sogar mit dem Tode bestraft ward. Innerhalb der Mauern des Hauses gab es nur eine einfache aber unantastbare und durch Jahrhunderte geheiligte Gewalt — *den Willen des Vaters*. Der Vater — das Haupt des Hauses — ist das lebendige Gesetz einer ossetischen Familie; auch der erwachsene Sohn wagt es nicht, den Vater zuerst anzureden, er wird nie in Gegenwart des Vaters sich setzen oder gar essen. Der Vater tritt ins Zimmer ein und alles erhebt sich; die Frau, die Söhne, die Hausgenossen, alles schweigt und wartet, was *er* sagt, was *er* befiehlt. Das Alter ist überhaupt sehr geehrt bei den Osseten. Der jüngere Bruder ist in allen Dingen dem ältern gehorsam, dient ihm, sitzt nicht in Gegenwart des ältern. Der Hausvater speist gesondert von der Familie; die jüngeren Glieder bedienen ihn. Er besitzt einen besondern, meist durch Schnitzarbeit verzierten, hölzernen Stuhl, der oft von hohem Alter ist und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Der Ossete sitzt nicht, wie die übrigen kaukasischen Bergbewohner, mit untergeschlagenen Beinen, sondern auf Stühlen und Bänken.

Beim festlichen Schmause spricht der Hausvater — ein Stück Fleisch in der einen, einen gefüllten Becher in der andern Hand — eine Art Gebet und begrüßt die Gäste; erst dann greifen die Anwesenden nach Speise und Trank. Auch bei anderen festlichen Gelegenheiten opfert der Hausvater den Göttern im Namen seiner Familie.

Nur der Hausvater darf die Frau oder den Sohn mit Tode strafen. Die Versammlung (*Nichas*) fällt den Urtheilsspruch, aber der Hausvater muß selbst die Todesstrafe an dem betreffenden Mitglied der Familie vollziehen.

Die Frau ist die anerkannte Sklavin des Mannes, sie ist sich dessen bewußt; sie trägt mit Freuden ihr Joch und schätzt das Wohlwollen ihres Gebieters über alles in der Welt; sie ist auf nichts so stolz als darauf, daß sie ihm dient, daß sie seine Gunst sich erwirbt. Die Frau wird einfach um Geld gekauft; der Preis schwankt zwischen 75 bis 500 Rubel (etwa 150 bis 1000 Mark). Der Ossete, selbst der Mohammedaner, hat selten zwei Frauen; in seltenen Ausnahmefällen einige Frauen. Außer der einen wirklichen gesetzlichen Frau hat er erlaubte Zuhälterinnen (Nomlussa genannt), welche aber nicht die Rechte der Hausfrau genießen; ihre Kinder erben nichts, sie heißen **Kardasardy** oder Kumiaky und waren früher eine Art Halbsklaven, bis 1867 bei Gelegenheit der Freilassung der Bauern in Rußland auch sie befreit wurden. Die Frauen verhüllen ihr Gesicht vor den Männern nicht, aber sie bleiben von ihnen fern; sogar bei großen Festen tanzen und schmausen sie gesondert von den Männern.

Auf den Frauen liegt alle Mühewaltung und alle Arbeit des Hauses; es giebt aber kaum eine arbeitsamere und für das Haus nützlichere Hausfrau als die *Ossetin*. In Folge des abgeschlossenen und einsamen Lebens hat sie in ihrem Haus- und Familienleben alles gefunden, was ihr Leben erfüllt und ihr Streben befriedigt. Die Frau spinnt die Wolle ihrer Schafe und webt schöne weiche Tuche zur Anfertigung von Gewändern; sie näht dem Manne Stiefel; sie bereitet allerlei Besätze zum Schmuck der Kleider und Waffen. Der Ossete ist von Kopf bis zu Fuß von Produkten der Handfertigkeit seiner Frau bedeckt. Selbstverständlich ist, daß sie für Speisen und Getränke sorgt. Sie bereitet dem Manne den beliebten Branntwein, das Weizenbier, sie macht ihm wohlschmeckende Käsekuchen; sie bearbeitet die Felder; sie trägt das Holz auf ihrem Rücken aus dem Walde, sie schafft das Korn in die Mühle. Wie spät auch der Hausherr heimkehrt, das treue Weib harrt seiner, zieht ihm die nassen Gewänder oder die staubigen Stiefel aus, erwärmt ihn und giebt ihm zu essen — und der strenge Gebieter läßt alles geschehen, ohne nur ein Wort des Dankes zu sagen.

Aber sobald der Mann seine Frau mit einem Fremden antrifft, so wird die Frau ohne Weiteres gehängt — zur Strafe für den Treubruch.

Die alten patriarchalischen Sitten und strengen Strafen sind jedoch unter dem Einflusse der russischen Herrschaft und der russischen Gesetze jetzt im Verschwinden begriffen; das russische Gericht bestraft das Todesurtheil der Gemeinden (*Nichas*), sobald es von demselben Kunde erhält, doch bis in die tiefsten Schlupfwinkel des Gebirges dringt das Auge der Obrigkeit nicht. Es ist deshalb allmälig ein bedeutender Unterschied geworden zwischen den Osseten der Ebene und denen des Gebirges.

Fest eingewurzelt im Leben der Osseten sind vor allem die Sitten der Gastfreundschaft und die Achtung vor der väterlichen Gewalt. Da es in den Aulen der Osseten keine Wirthshäuser giebt, so ist der Durchreisende gezwungen, die Gastfreundschaft der Einwohner zu beanspruchen; da ist es nun die Pflicht des Reichen des Orts, uneingeschränkte Gastfreiheit zu üben. Der Reisende hat nur dabei die Pflicht, das nächste Mal unbedingt wieder in dasselbe Haus einzukehren, sonst beleidigt er seinen frühern Wirth aufs Schwerste. Doch kann unter Umständen die weit ausgedehnte Gastfreiheit auch einen Reichen zu Grunde richten.

Die Hochzeitsfeste, die Bestattungsfeierlichkeiten, die Todtenmahle richten aber unter Umständen eine ganze Aulbevölkerung zu Grunde. Wie arm auch ein Ossete ist, zur Hochzeit muß er den ganzen Aul einladen und den Patriarchen drei Tage lang mit Wein und Fleisch bewirthen. Die Todtenfeiern sind noch viel theurer und deshalb viel zerstörender: die Festessen zur Erinnerung an den Todten dauern ein ganzes Jahr hindurch; sie finden an jedem Sonnabend statt und am Jahrestage des Todten werden 6 bis 7 Stiere geschlachtet und dazu der ganze Aul eingeladen; dabei werden Wettrennen mit Prämien veranstaltet u. s. w.

Die Osseten hängen mit unendlicher Liebe an ihrer Heimath, mit großer Zähigkeit an den noch erhaltenen patriarchalischen Sitten und Gebräuchen, auch die gebildeten Osseten sehnen sich zurück in ihr heimathliches Dorf und in ihre altgewohnte Umgebung.

Von Seiten der russischen Regierung ist dem Lande Ossetien noch nicht die hinreichende Aufmerksamkeit geschenkt worden. In Ossetien existirt heute noch keine einzige gute Landstraße; die sogenannte ossetische Militärstraße im Thale der *Narden* ist schon seit zehn Jahren im Bau, aber nicht fertig und doch sind ordentliche Verkehrsstraßen unbedingt nothwendig, um dem Handel und weiter der Bildung den Eingang zu schaffen. Für die Verbreitung und Sicherstellung des Christenthums geschieht so viel als möglich; es sind Kir-

chen und Priester genug vorhanden und der Ossete erfüllt gewissenhaft die christlichen Gebräuche; sie werden getraut, begraben unter Beihilfe des Popen. Was aber einem tiefern Eindringen des Christenthums in das Volk hinderlich ist, ist der Mangel jeglicher schriftlicher Literatur und der Mangel der Kunst des Schreibens.

Der Ossete macht seine Rechnung am Kerbholz; daneben dienen ihm unzählige Hirschgeweihe und Stierhörner als Chronik; bei Gelegenheit verschiedener Ereignisse hängen sie dieselben an die Thüren ihrer Volkstempel. Es giebt keine christliche Kapelle, keinen heidnischen Tempel, der nicht innen wie außen mit den Hörnern jener Thiere geschmückt ist.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte ist der erste schwache Grund zu einer Osseten-Literatur gelegt. Der Akademiker Sjögren hat zuerst ein ossetisches Alphabet zusammengestellt. 1844 erschien die erste ossetische Grammatik von der Hand Sjögren's. Später haben sich namentlich Schiefner und Uslar der Sprache der Osseten angenommen. Mit Hilfe des Sjögren'schen Alphabets ist denn auch der erste Versuch zur Ausgabe religiöser Bücher gemacht worden. Alle zum Gottesdienste nöthigen Bücher und Noten sind ins Ossetische übersetzt, auf Veranlassung der kaukasischen Gesellschaft zur Wiederherstellung des Christenthums. Dieselbe Gesellschaft hat auch mit der Gründung von ländlichen Schulen in Ossetien den Anfang gemacht. Im Jahre 1879 zählte man 24 Schulen der Gesellschaft, davon 7 für Mädchen (229 Schülerinnen) und 17 für Knaben (circa 750 Schüler). Es existiren daneben noch einige wenige von der kaukasischen Regierung verwaltete Elementarschulen.

Die Folgen einer allmälig sich verbreiteten Bildung unter den Osseten sind deutlich erkennbar; einzelne Osseten gehen in höhere Lehranstalten über, um hier oder sogar an einer Universität ihre Studien zu machen. Einzelne Osseten widmen sich sogar dem Erforschen ihrer eigenen Stämme, so z. B. Dschantenier Schanajer, B. Gatrieger und Andere.

Doch überall sehen wir nur die ersten Anfänge, es ist noch immer zu schaffen und zu arbeiten auf diesem Felde!

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

VIII.

Malaiischer Archipel.

Der „Globus“ hat erst im vorigen Jahre eine eingehende Darstellung der Verhältnisse der Chinesen in Niederländisch-Indien aus der Feder eines Kenners dieses Gebietes gegeben („Globus“ XXXVII, S. 231 ff.) und ich darf mich daher wohl begnügen, auf einige dort nicht hervorgehobene Punkte in aller Kürze noch aufmerksam zu machen, nachdem ich vorausgeschickt habe, daß nach den allerdings nicht alle wünschenswerthe Gewähr für Zuverlässigkeit bietenden Angaben des „Regerings-Almanak voor Nederlandsch Indië“ für 1879 (vergl. hierüber Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 41) in der (geschätzten) niederländisch-indischen Gesammtbevölkerung von 22 863 765 sich 1876 309 759 Chinesen befanden. Im ganzen Sunda-Archipel dürfte man dann, angenommen, daß diese Zahl annähernd richtig, nicht viel weniger als $^1/_2$ Million annehmen. Und gerade in den nicht niederländischen Gebieten ist die Einwanderung in den letzten Jahren beträchtlich gewesen. In Atschin z. B. wanderte sofort nach Beendigung des Krieges in einem großen Theile des Landes eine größere Anzahl von Chinesen ein, welche in dem entvölkerten Reiche rasch lohnende Arbeit fanden. Ueberall wußten sie die Ruhe auszunutzen, welche nach den Siegen der Holländer im Lande herrschte. Im Laufe des Jahres 1878 kamen von Pinang 50 bis 70 Chinesen monatlich. In Edi, wo sie einen ausgiebigen Pfefferbau betreiben, wuchs die Zahl ihrer Häuser von 50 auf 80. Einen Maßstab für die Menge der Chinesen liefern hier wie überall die Erträge der Opium- und Spielhöllenpacht, welche 1878 549 000 G. ergaben, 359 000 mehr als 1877! Gegen Bedrückung durch die einheimischen Herren finden sie bei den Holländern rasche Hülfe. So wurde 1878 der Neffe des Sultans von Indragiri ins Gefängniß gesetzt, weil er seine chinesischen Kulis zwangsweise zu Mohammedanern gemacht hatte. Eine wahrscheinlich sehr übertriebene Schätzung im Journal des Débats Juni 1879 gab die Zahl von 80 000, wenn nicht mehr, Chinesen als Arbeiter auf den Tabakspflanzungen und dem Regierungsland von Atschin. Ohne Zweifel ist Nord-Sumatra überhaupt sehr stark von Chinesen besetzt. Beträchtlich muß auch noch immer die Zuwanderung nach den Zinninseln Banka und Billiton sein; die Bevölkerung der letztern wurde Ende 1876 zu 28 000, die von Banka zu 70 000 angegeben und sollte auf ersterer fast $^1/_5$ der Bevölkerung chinesisch sein, auf letzterer nahezu 20 000.

In Deli, wohin die chinesischen Kulis seit Jahren (theilweise gegen ihren Willen) in großer Zahl gebracht wurden und wo sie einer besonders schlechten Behandlung unterworfen sind — im Jahre 1877 wurden sechs europäische Pflanzer wegen Mißhandlung ihrer Kulis gerichtlich belangt und gewaltsame Festhaltungen von Kulis, die unter Vorspiegelungen hierher gelockt werden, scheinen häufiger zu sein als man im Interesse des europäischen Ansehens wünschen kann —, herrscht seit Jahren ähnlich wie auf der nahen Halbinsel ein aufständischer Geist. Mittelpunkt desselben und zugleich des chinesischen Handels ist die Hauptstadt Labuan, welche als fast nur aus chinesischen Hütten bestehend beschrieben wird. Die Qualität der hierher eingeführten Kulis ist eine der wenigst befriedigenden und viele sind zwangsweise eingeführt und festgehalten. Die Freiwilligen sind gewöhnlich gegen Vorzahlung in Pinang geworben und beeilen sich zu gehen, sobald sie ihre Vorzahlung abgeleistet haben. Entweichungen sind an der Tagesordnung. Der Gesundheitszustand ist bei dem feuchten Klima und den in den letzten Jahren in großem Maßstabe stattgehabten Lichtungen kein guter, die Sterblichkeit eine sehr große. Neben den Chinesen sind noch Klings und Javanesen auf den Pflanzungen thätig, aber die Chinesen sind die am wenigsten zufrieden stellenden, da

ihre Arbeitsleistung nur etwa $1/3$ von der ist, welche man in Java unter ähnlichen Verhältnissen voraussetzt. Ueber die Zahl der hiesigen Chinesen liegen keine genaue Angaben vor, doch ist sicher, daß die Lizenz-Steuer auf Chinesen 1879 nicht weniger als 37000 Gulden abwarf. Aehnlich wie auf der nahen Halbinsel würde man auch hier überall wo indische Kulis zu haben sind, besonders solche von der Süd-Ostküste, sie wegen größerer Billigkeit ihrer Arbeit den Chinesen vorziehen. Aber man kann für die an Körperkraft oder an Intelligenz höhere Anforderungen stellende Arbeit ihrer doch nicht entrathen, und dann ist ihr Bezug schwieriger. So heißt es in Rathschlägen, welche in Perak sich niederlassenden Kaffeepflanzern ertheilt werden: „Man soll sich Einwanderer von der Madrasküste verschaffen. Chinesenarbeit ist theuerer und sollte nicht ausschließlich angewendet werden, wiewohl dieselbe, in einem gewissen Verhältnisse vertreten, räthlich ist." Mit indischer Arbeit sind östlich von Malacca bis jetzt nur wenige Versuche und mehr zufällige gemacht worden, weil der Bezug schwieriger ist, während die Chinesen selber kommen, um ihre Arbeit anzubieten. Doch soll in den letzten Jahren in Nord-Sumatra eine nicht unbedeutende Einwanderung beziehungsweise Einfuhr von sogenannten Klings stattgefunden haben. In Java nahm 1878 die chinesische Einwanderung so große Dimensionen an, daß die Blätter von Batavia und Surabaya öfter dem Unbehagen der Bevölkerung über diese Ueberschwemmung Ausdruck gaben und die Regierung aufforderten, mit größerer Strenge das Gesetz durchzuführen, welches keinem Chinesen anders als mit amtlicher Erlaubniß den Aufenthalt auf der Insel gestattet. Das „Java Dagblad" vom 17. Januar 1880 giebt die Zahl der Chinesen in Java zu rund 200000 an, was mit der erst im Jahre 1876 festgestellten Zahl von 115411 nicht stimmt und wohl sehr übertrieben ist. Sogar die besseren Chinesen sollen nicht entzückt sein über die jährlich wachsende Zufuhr chinesischer Proletarier. Dieselbe wird mit der am 10. April 1880 ins Leben getretenen direkten Verbindung zwischen Batavia, Surabaya und Hongkong wohl nur immer noch zunehmen. Im August des Jahres 1878 wurden zum Ueberfluß noch in Batavia Zettel aufrührerischen Inhalts angeschlagen, welche einige Aengstliche bereits eine Revolte nach dem Muster der von 1740 voraussehen ließen. Die Europäer klagten, daß vom Haag aus sich unberechtigte humanitäre Einflüsse in die Regierung der asiatischen Kolonien mischen, welche, als von Asiaten bewohnt, asiatisch und nicht europäisch zu regieren seien. Unter anderen wurde auch beantragt, den Chinesen nicht mehr zu erlauben, ihre Bücher in chinesischer Sprache zu führen, da die große Zahl der Bankerotte chinesischer Handelshäuser fast sicher eine oft nachlässige und vielleicht noch öfter unredliche Buchführung vermuthen ließ, ohne daß doch eine wirksame Ueberwachung derselben möglich schien. Diese Frage war eine brennende, denn in Batavia fallirten von 1856 bis 1877 329 chinesische, 69 europäische, 29 arabische und 3 eingeborene Firmen. In den letzten zehn Jahren vor 1877 verhielten sich die Zahlen wie 207, 25 und 21. Da die Regierung das verlangte Verbot der chinesischen (und arabischen) Buchführung nicht erließ, thaten sich zuerst in Surabaya die europäischen Firmen zusammen, um eine genaue Untersuchung der Bücher jeder bankerotten chinesischen Firma herbeizuführen, und ähnliche Maßregeln wurden dann auch an anderen Plätzen Niederländisch-Indiens beliebt.

Böses Blut machen auch die nicht selten vorkommenden Fälle von Menschenraub durch Chinesen, die, wiewohl hart bestraft, doch alljährlich wiederkehren. Der direkte Handel zwischen China und Niederländisch-Indien ist nicht beträchtlich. Java (unter diesem Titel erscheint dieses Kolonialreich in den Listen der chinesischen Zollverwaltung) führte 1879 für 293727 Haikuan Taels aus China ein und für 120035 nach China aus. Nach der letzten uns bekannt gewordenen Zusammenstellung liefen 1876 232 Schiffe mit 8276 T. unter chinesischer Flagge in niederländisch-indischen Häfen ein.

Noch eine, wie es scheint, wenig bekannt gewordene Thatsache zur Geschichte der Chinesen in Niederländisch-Indien möge hier Erwähnung finden. Mit Hilfe von Chinesen war es nämlich, daß hier schon vor 40 Jahren Versuche zur Einbürgerung der Theepflanze gemacht worden sind, die später mit so großartigem Erfolge im Himalaya wieder aufgenommen wurden. Junghuhn erwähnt in seinen Topogr. und Naturwiss. Reisen (1845) S. 186 eines Theegartens am Abhang des Tankuban Prahu, wo Thee unter Aufsicht von Chinesen gebaut und zubereitet wurde. 1876 betrug der Werth des ausgeführten Thees nicht mehr als 226000 Gulden.

Die Volkszählung der **Philippinen** vom 1. Januar ergab eine Bevölkerungszahl von 6173632, wovon eingeborene und gemischte Christen 5501356, Heiden 602853 und Chinesen 30797. (Vergl. über diese Zählung Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde VI, S. 45.) Die Zahl der letzteren ist also beträchtlich kleiner als sie gewöhnlich von den Reisenden angegeben wurde, auch wenn man annimmt, daß noch einige Tausend auf Rechnung der christlichen Chinesen-Mestizen hinzuzufügen wären. Die größte Zahl von ihnen kommt auf Manila, wo sie so zusammengedrängt leben, daß 1879 der Corregidor dieser Stadt jedem von ihnen 40 Fuß Raum zwangsweise zutheilen mußte. Aber auch an den kleineren Plätzen wie Cebú, Iloilo und dergleichen sind sie, wenn nicht in großer Zahl, doch in großem Einfluß vertreten. Der britische Konsularbericht für erstern Ort giebt z. B. an, daß sie dort 54 Kaufgewölbe besitzen, meist Zweiggeschäfte von Manilahäusern, und daß sie ihre Geschäfte so sparsam und schlau führen, daß von Wettbewerbung mit ihnen auf europäischer Seite keine Rede sein könne. Die Versuche europäische Waaren direkt in Schiffsladungen hier anzubringen sind in keinem Falle geglückt, der Handel wird ausschließlich über Manila geleitet. Aber so wie in diesen Plätzen beherrschen sie ihn in jedem irgendwie bedeutendern Dorfe an der Küste und sind nicht minder einflußreich auch in der jüngsten Erwerbung der Spanier im Sulu-Archipel. Als daher Sulu mit dem, allerdings noch nicht von allen Mächten anerkannten, Uebergang in spanische Herrschaft (1. Januar 1877) zum Freihafen erklärt und die Einwanderung dahin von den spanischen Behörden befördert wurde, erhoben sich sofort in Manila Stimmen, welche auf die Gefährlichkeit des niedern chinesischen Elementes für jede Fremdherrschaft in diesen Theilen aufmerksam machten. Manila, Batavia, die Straits Settlements lieferten schlagende Beispiele für ihre Gesetzlosigkeit und die Gefahr der Hinausdrängung aus der wirthschaftlichen und endlich auch der politischen Herrscherstellung, mit welcher sie die Europäer bedrohten. Ihre Feindseligkeit gegen die Spanier hatten sie durch Konspiration mit den Moros bei der Eroberung Sulus allerdings nicht minder deutlich bewiesen als drei Jahrhunderte früher bei der Eroberung der Philippinen. Noch bei den kleinen Anfällen auf Spanier, welche 1877 stattfanden, wurden Chinesen mitgefangen. Ueber ältere Beziehungen zwischen Chinesen und Spaniern auf den Philippinen handelt ein Programm von F. Blumentritt „Die Chinesen auf den Philippinen" (Leit-

merit 1879), welches seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt worden. Vergl. „Globus“ 1879, II, S. 191.

J. A. B. Wiselius widmet in seinem Werk „Een Rezoek aan Manila en Omstreken“ (Haag 1876) den Chinesen einen besondern Abschnitt, der insofern etwas lehrreicher ist als die meisten entsprechenden Abschnitte der gewöhnlichen Reisebeschreibungen, als Wiselius die Lage dieses Volkes auf den Philippinen mit der in Niederländisch-Indien vergleicht. Er findet, daß die Chinesen hier als Heiden gegenüber den katholischen Eingeborenen und Mischlingen vor dem Gesetze schlechter gestellt sind, indem der Christ fast immer Recht behält. Er behauptet, daß selbst die Ermordung eines Chinesen nur mit dreijähriger Verbannung gestraft werde. Dem Haß gegen den Chinesen liege aber in demselben Maße auch Neid wegen seiner auf Emsigkeit und Sparsamkeit sich gründenden wirthschaftlichen Erfolge zu Grunde. Ueber die Erfolge der Chinesenmissionen urtheilt Wiselius sehr abfällig, denn die christlichen Chinesen der Philippinen würden sogleich wieder nach ihrer Rückkunft nach China Heiden. Den Wucher mit den Eingeborenen begünstigt auch hier die seltsame Vorliebe des im Uebrigen den Chinesen hassenden Malaien gerade für ihn in allen Handels- und Geldgeschäften. Daß alle Chinesen, welche nach den Philippinen kommen, sich taufen lassen, „um sich die Gunst der Padres zu erwerben, welche sie nothwendig für ihren Handel brauchen“ (De Man, Iles Philippines. Anvers 1875, 206), ist wohl eine touristische Uebertreibung. Die Schilderung der Feier des St. Nikolaustages und der Umstände, welche die Chinesen dazu bewogen, gerade den heiligen Nikolaus als Patron zu wählen, in dem genannten Werke ist indessen interessant.

Der direkte Handel der Philippinen mit China belief sich 1879 auf 251 494 Haikuan Taels, wovon 149 103 nach China, 102 481 nach den Philippinen gingen. Chinesische Schiffe verkehrten in keinem der philippinischen Häfen. Aus einer neuern Mittheilung des „Diario“ möge hier noch angefügt sein, daß die Opiumpacht für Iloilo und Antique 1880 für 51 006, die in der Provinz Leyte für 36 000, die in der Isla de Negros für 18 550 Pesos für drei Jahre vergeben wurde. Und endlich sei erwähnt, daß am 2. Mai 1880 das für die Entwickelung des chinesisch-philippinischen Verkehres wichtige erste Kabel Manila-Hongkong fertig gelegt ward, während am 20. April desselben Jahres der erste Dampfer einer Linie Amoy-Manila-Batavia in Manila eintraf.

Ueber die Sittlichkeit der Mischlinge.

Von **Karl Lamp.**

Manche Reisebeschreibungen enthalten die Bemerkung, daß die aus der Mischung verschiedener Racen, wie z. B. der europäischen und der amerikanischen, hervorgegangenen Menschen schlechthin moralisch und oft auch körperlich nichts nütze seien.

Irgend Jemand hat dieser Aufstellung folgende Formulirung gegeben: „Die Mischlinge erben alle schlechten und keine der guten Eigenschaften der beiden Racen, denen sie entstammen.“ In dieser Form, die etwas Ueberzeugendes hat, weil sie sehr entschieden auftritt, spricht der Eine dem Andern jene Behauptung gedankenlos nach. Damit wird über eine Menschengattung, welche einen sehr großen Bruchtheil der Bevölkerung des spanischen Amerika ausmacht, mittelbar also auch über diese als Gesammtheit, ohne Weiteres der Stab gebrochen. Und dies geschieht für alle Zukunft. Denn die zum Arbeiten und Gehorchen bestimmte Masse wird hier mit der Zeit immer mehr gemischten Blutes werden. Wer also behauptet, daß das letztere gar nichts taugt, spricht damit diesen Ländern überhaupt eine Zukunft ab. Denn die Europäer taugen in ihnen nicht zum Arbeiten; sie sind dort zum Gebieten berufen.

Daß dies so ist und so sein müsse, davon bin ich fest überzeugt. Um so weniger wird man einen falschen Philanthropismus darin sehen, wenn ich behaupte, daß die verschiedenen Menschenracen nicht durch eine so schroffe Kluft von einander getrennt sind, wie jene Ansicht nothwendiger Weise voraussetzen muß. Diese Behauptung läßt sich auf wissenschaftliche Autoritäten, u. a. die Peschel's, stützen. Wenn, wie sie annehmen, die Einheit des Menschengeschlechtes wahrscheinlich eine Thatsache ist, so ist nicht einzusehen, warum nicht seine verschiedenen Spielarten eine gedeihliche Nachkommenschaft mit einander sollten erzeugen können.

Bleibe diese Principienfrage denen überlassen, die sie aufgeworfen haben, nämlich den Gelehrten von Beruf. Uns beschäftige das, was jeder Einsichtige aus eigener Lebenserfahrung schöpfen kann. Darf und kann man von einer großen Klasse von Menschen schlechthin behaupten, sie sei bösartig von Natur? Die Menschen sind doch im Durchschnitt recht harmlose, weder schlechthin böse noch schlechthin gute Wesen. Bösartig wird unter ihnen in der Regel — vorausgesetzt, daß überhaupt ein Theil Bosheit in seinem Wesen liegt —, wer mit Kraft oder Feinheit begabt, trotz dieser Eigenschaften zu den Zielen, welche die eine oder die andere sich steckt, durch sehr ungünstige Umstände hindurch nicht dringen kann oder wer durch dieselben in Verwahrlosung geräth. Dasselbe, was von den Menschen im Allgemeinen, gilt auch von den Mischlingen. Es ist nicht wahr, daß sie, eben weil sie gemischten Blutes sind, deshalb allein schon verdorbenen Blutes und gewissermaßen dazu prädestinirt seien, schlechte Bürger abzugeben. Wenn und wo sie es sind, da sind sie es durch die Umstände geworden, nicht, weil sie einem angeborenen Zuge ihrer Natur folgten.

Es sind nun besonders ungünstige Umstände für die Sittlichkeit der Mischlinge da vorhanden, wo eine große Anzahl von Menschen der einen und der andern Race in vorübergehende Berührung mit einander tritt. Das ist in den großen Städten und ganz besonders in den Bergwerksorten der Fall. Der Europäer geht dorthin, um möglichst schnell sein Glück zu machen. Ein weiterer Zweck leitet ihn nicht; er wird durch kein Band der Zuneigung an Land und Leute geknüpft, sondern sieht in den letzteren nichts als Werkzeuge, die ihm jenen Zweck müssen erreichen helfen. Vielleicht will er einst mit dem erworbenen Reichthum in die alte Heimath zurückkehren, vielleicht auch ihn in der europäisirten Hauptstadt der neuen genießen; denn es gefällt ihm recht wohl unter den unterwürfigen Menschen derselben, die noch immer in dem Europäer den Sprößling aus der Race der Eroberer sehen. Auf jeden

Fall gedenkt er an seinem zeitweiligen Aufenthaltsort gar nicht und überhaupt erst dann sich einen eigenen Hausstand zu gründen, wenn er ein Bedeutendes erworben hat; denn um die einem Europäer in diesen Ländern zukommende und gewohnte Rolle eines großen Herrn zu spielen, dazu gehören recht bedeutende Mittel. Er ist nun aber jung und seine jugendliche Natur verlangt mittlerweile ihre Rechte. Er geht Verhältnisse ein mit braunen Weibern, die sich geehrt fühlen, wenn der Fremde ihnen seine Gunst schenkt; weiß man doch, daß, während noch die Hauptstadt Mexiko auf das Hartnäckigste gegen den Cortez von den Männern vertheidigt ward, schon viele der Frauen willig den Eroberern dienten. Den Folgen kann er sich leicht entziehen und geht daher um so leichtsinniger zu Werke. Vielleicht haben ihn unterdeß seine Interessen an einen andern Ort gerufen — wie denn die Eingewanderten selten von vornherein an einem und demselben Aufenthaltsorte bleiben, vielmehr, von wechselnden Interessen und Neigungen bald hierhin, bald dorthin geführt, gleichsam ein nomadisches Leben führen —, wenn nicht, so kann ihm die arme Eingeborene doch nichts anhaben und versucht es nicht einmal; höchstens bettelt sie ihn an. Aus eigenem Antriebe sich des Sprößlings anzunehmen, das fällt dem Fremden nicht leicht ein; er wäre ihm ein Stein des Anstoßes auf dem Wege. Ueber Gewissensbedenken kommt er leicht mit der Betrachtung hinweg, daß er einem Mitgliede der verachteten dienenden Race keine Rücksicht schuldig ist. Der Bastard hat also von dem Vater gar nichts, nicht einmal, daß sich derselbe die Mühe gebe, ihn kennen zu lernen, zu erwarten; von der ganzen väterlichen Race sieht er sich zurückgestoßen und verachtet. Die Mutter allein muß die Last tragen, ihn groß zu ziehen. Nun thut ja freilich die Mutter überall bei dem Aufziehen der Kinder das Beste; unter gewöhnlichen Umständen wäre es daher kein allzu großer Verlust für dasselbe, wenn es allein unter der Mutter Obhut steht. Aber in unserm Fall kann sich die Mutter selbst nicht helfen. Schon damit, daß sie nach der großen Stadt zog, hat sie sich gewissermaßen von ihrer Sippe losgerissen; dadurch, daß sie mit dem Fremden sich einließ, ist sie ganz ausgeschieden. Sie hat keine Heimath, keinen äußern noch innern Anhalt mehr; wie also sollte sie ihren Kindern einen Halt geben können? Wenn dieselben überhaupt aufkommen, so thun sie es in der Regel als geistig und sittlich, häufig selbst körperlich verwahrloste Wesen, die dann ihrerseits die Kinder, denen sie in freier Liebe das Leben geben, in eben solcher oder in noch schlimmerer Verwahrlosung aufwachsen zu lassen pflegen. So hat sich in den großen Städten des spanischen Amerika, z. B. in Mexiko, aus den Mischlingen ein Pöbel gebildet, wie man ihn sich schmutziger und hündischer kaum denken kann. Die Mehrzahl der Verbrecher in diesen Ländern geht aus ihm hervor. Er bietet dem politischen Verschwörer stets willige Rekruten. Er wäre noch viel gefährlicher, wenn er mehr Muth hätte. Es mangelt ihm daran nicht, aber er ist, der Natur des mütterlichen Stammes entsprechend, mehr passiv als aktiv. Im gewöhnlichen Leben ist seine Waffe die Verschmitztheit in kleinem Maßstabe; vivo („lebendig", hier in dem Sinne von „verschmitzt") zu sein, gilt als das höchste Lob.

Ganz anders liegt die Sache auf dem Lande. Zwar treffen auch hier Mitglieder der verschiedenen Racen auf einander. Allein sie finden sich unter wesentlich verschiedenen Umständen zusammen. Von Europäern ist nur einer oder sind nur einige da, die schon der Geselligkeit halber darauf angewiesen sind, auf die Art von Land und Leuten einzugehen, wenn sie auch nicht das Eigenartige derselben dazu zwänge und reizte. Nun bleibt zwar immer der Europäer — oder der Abkömmling von Europäern — ein Herr. Allein er ist nicht einer aus der Masse der städtischen Herren, den man nur dann und wann einmal flüchtig sieht, sondern eben „der Herr"; wenn er jung ist, so zu sagen, der Junker, wie denn das spanische Wort niño (Kind), mit dem auf dem Lande die Eingeborenen beider Geschlechter, zärtlich, wie sie sind, den anständigen jungen Europäer anzureden pflegen, so gebraucht, diesen Sinn hat. So entsteht ein Verhältniß ähnlich demjenigen, welches früher zwischen den Rittern und ihren landbauenden Schutzbefohlenen statthatte. Das ist immerhin ein sittliches Verhältniß, insofern es Dauer hat und an die naturwüchsige Sitte eines besondern Orts nothgedrungen sich anlehnt. Dieser Boden ist günstig genug, daß die Mischlinge trotz ihrer unehelichen Geburt in ihm Wurzeln schlagen können. Sie wachsen in der Sitte des Landes und der Leute auf, in deren Mitte sie geboren sind, und werden, um es kurz zu sagen, Indier. Nicht viel minder als diese unterscheiden sie sich, trotz ihrer weißern Färbung, von den städtischen Mischlingen, von denen sie denn auch, ebenso wie ihre ungemischten Vettern, ohne Weiteres nicht anders denn „indios" genannt werden; es ist eben nicht der Gegensatz der Farbe, sondern der der Lebensformen der wichtigere. Etwas von dem unruhigen Blute des väterlichen Stammes mag auch in die ländlichen Mischlinge übergegangen sein und sie ein wenig von ihren apathischen Verwandten ungemischter Race unterscheiden: im Wesentlichen sind beide sich gleich. Ich kann aus Erfahrung versichern, daß unter den Mischlingen auf dem Lande — aus deren Zahl ich auch einige von deutschen Vätern herstammende und von denselben mit Gewissenhaftigkeit, die man bei Spaniern in solcher Angelegenheit nicht leicht antreffen wird, groß gezogene als sehr achtenswerthe und in der That geachtete Menschen kennen gelernt habe — so biedere, treu ergebene, zuverlässige Menschen sich finden, wie unter den Indiern selbst und wie man nur wünschen kann, und daß ferner die Behauptung, Mischlinge seien nicht fähig, sich fortzupflanzen, brächten jedenfalls keine kräftige Nachkommenschaft zur Welt, in der Wirklichkeit keineswegs begründet ist. Ihre Nachkommenschaft ist eine sehr zahlreiche, und wenn von derselben aus Mangel an Aerzten und an sorgfältiger Behandlung überhaupt sehr viele sterben, so sind die Ueberlebenden dafür desto kräftiger. Sie würden z. B. fast ohne Ausnahme für den Soldatendienst brauchbar sein, was man von der militärpflichtigen Jugend in Europa gewiß nicht behaupten kann.

Die Grenzansiedelungen im Semirjetschensk.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlichte die „Turkest. Ztg.“ Ende December 1880 eine längere Denkschrift, deren Vorschläge jetzt wohl schon in Ausführung begriffen sind, und die im Wesentlichen Folgendes besagt:

Mit der Rückgabe des Gebietes von Kuldsha an die Chinesen ist die Frage der Einrichtung neuer Grenzposten und der anderweitigen Vertheilung der Truppen im Oblast Semirjetschensk eng verbunden. Zunächst muß auf dem Wege, der vom Oberlauf des Ili zur neuen Grenze führt, etwa in der Gegend von Borochudzir an einem möglichst auch landwirthschaftlich günstigen Punkte, ein befestigter Grenzpunkt angelegt werden, um unser Gebiet gegen plötzliche Einfälle von China aus zu decken. So lange Kuldsha in unserm Besitz war, waren wir durch natürliche Hindernisse — hohe Gebirgsketten mit höchstens zwei oder drei mühsamen Uebergängen, hinter denen wasserlose Sandsteppen lagen — gegen solche Einfälle gesichert, denn der Gegner konnte keine größeren Scharen dort versammeln und verpflegen. Mit der Rückgabe von Kuldsha aber gewinnen die Chinesen eine Basis, die für ihr Auftreten gegen ihre westlichen Nachbaren, sowohl die Russen als die halb unabhängigen Nomaden, die immer zum Aufruhr geneigt sind und die China nur mühsam unter seiner Botmäßigkeit hält, von wesentlicher Bedeutung ist. China besitzt jetzt die Möglichkeit im Thale des obern Ili eine beträchtliche Menge Truppen zu versammeln und unsere neue Grenze ist gegen dieses Gebiet auf eine beträchtliche Strecke von Tschugutschak ab ganz offen. Unsere Militärverwaltung muß deshalb die Anlage eines größern befestigten Punktes, die Verstärkung der Befestigungen von Bachty und Muzart und ferner auf der ganzen Grenzlinie die Anlagen neuer Militäransiedelungen (Stanitzen) in Aussicht nehmen, die als sichere Schutzwehr gegen alle Angriffe der Chinesen dienen können.

Bei solchen Grenzpunkten wie Borochudzir, Bachty, Muzart, Naryn ist zur Verstärkung ihrer militärischen Bedeutung wie auch der wirthschaftlichen Vortheile für die Bewohner der Befestigung die Ansiedelung von einigen hundert Kazaken und Bauerfamilien erforderlich, die aus Sibirien und dem Orenburger Gebiet herbeizuholen und, wie weiter unten angegeben, auf die einzelnen Punkte zu vertheilen sind. Außer der Anlage einer neuen Festung auf dem geraden Einfallswege aus dem Thale des obern Ili in das Gebiet von Semirjetschensk und der Verstärkung der genannten Punkte ist auch eine Vermehrung der Garnisonen erforderlich und schließlich des dortigen Kasakenheeres, welches bis jetzt nur aus zwei Regimentern besteht. Der Bericht schätzt die Zahl der neu Anzusiedelnden auf etwa 800 Familien und bespricht dann die zu ihrer Aufnahme vom landwirthschaftlichen Gesichtspunkte aus geeignetesten Gebietstheile. Die zum Ackerbau geeignetesten Striche in dem Oblast sind wenig zahlreich, sie liegen in schmalen Streifen am Fuße der Gebirge und an den Flußläufen entlang, aber viele von diesen Ländereien sind noch ganz unangebaut. An russischen Ansiedelungen waren bei der Einrichtung des Oblast als selbständiges Gebiet zwei Städte (Kopal und Sergiopol) mit Kazakenstationen dabei, und zehn Kazakenansiedelungen vorhanden. Bei ihrer im Ganzen nur 17 500 Köpfe zählenden Bevölkerung konnten sie für den Ackerbau nicht viel thun, und die eingeborene Nomadenbevölkerung ist vollends für die Thätigkeit nicht geeignet. Es haben deshalb wiederholt Untersuchungen behufs Gründung von neuen Ansiedelungen stattgefunden, aber weil diese wesentlich politische Zwecke verfolgten (die Unterwerfung der Kirghizen-Steppe), so beschränkte sich der Erfolg auf die Anlage von Kazakenstationen an einigen Punkten längs der chinesischen Grenze. Nach Einrichtung der selbständigen Verwaltung des Bezirkes wurde eine größere Ausdehnung der Landwirthschaft bei dem natürlichen Reichthum des Bodens, den die Nomaden ganz unbenutzt liegen ließen, nothwendig. Man mußte deshalb auf Ansiedelung einer Ackerbau treibenden Bevölkerung Bedacht nehmen. Es wurden die dazu geeigneten Ländereien wiederholt durch besondere Kommissionen untersucht, namentlich unter dem Militärgouverneur General Kolpakowski. Es wurden auf Grund der Untersuchungen 53 Punkte zu Ansiedelungen ausgewählt, außerdem aber noch 40 Poststationen an den Haupt- und Nebenstraßen zu je fünf bis zehn Familien. Diese kleinen Ansiedelungen an den Poststationen sollten besonders im Winter die Unterbringung und Weiterbeförderung der Transporte sicherstellen. Trotz aller schon damals gewährten Begünstigungen sind aber viele der ausgewählten Punkte noch heute gar nicht oder nur unvollständig besetzt und vieles zum Anbau geeignete Land blieb wüst.

Die Verpflanzung von Kazaken aus Orenburg und Sibirien scheint das geeignetste Mittel, die Kopfzahl der Bevölkerung zu heben. Von den zur Ansiedelung bestimmten Gegenden sind jetzt die Thäler der Flüsse Katschkarka und Ottug vom Kapitän Larionow wirthschaftlich aufgenommen worden. Das Thal der Katschkarka umfaßt danach 25 000 Deßjätinen, von denen 14 000 zum Anbau geeignete für etwa hundert Familien Raum haben. Außer anderen Vortheilen hat eine Ansiedelung dort den fischreichen See Issyk-Kul in der Nähe (40 Werst), findet reiche Steinsalzlager im Thale selbst, und Wasser zur Berieselung der Felder. Brauchbares Bauholz kann bequem auf der Poststraße am Naryn von dem Gebirge Karaunkurt geholt werden.

Das Thal des Flusses Ottuk bietet von seiner Vereinigung mit dem Ou-artschi bis zur Mündung in den Naryn auf einer Strecke von 15 Werst mit den schmalen Thälern der von Osten kommenden kleinen Zuflüsse Itschkebassi und Kur-terek etwa 2500 Deßjätinen zum Ackerbau geeigneten Landes, ungerechnet die auf dem westlichen Ufer liegenden vollkommen zum Ackerbau geeigneten Schluchten. Das ganze Thal vom Flusse Karagodshur bis zum Naryn hat eine Länge von 40 Werst; die Bergabhänge im obern und mittlern Theile desselben sind reich an Tannenwaldungen und verschiedenartigem Strauchwerk. In diesem Thale können etwa 50 Familien angesiedelt werden. Auch in den Thälern der Flüsse Dshungal und Kurtha sind nach dem Urtheile kompetenter Personen Klima und Bodenbeschaffenheit für eine Ansiedelung völlig geeignet, aber sie haben den Uebelstand, daß ihre direkte Verbindung nach Tokmak sehr beschwerlich ist, weil der Weg über hohe Bergpässe und durch tiefe Furten über die mit Steingeröll angefüllten Gebirgsbäche führt. Die Anlage eines Weges kann diesen Uebelständen abhelfen. Die beiden Thäler selbst bieten Raum für etwa 120 Familien; mit genauer Vermessung derselben war im vorigen Jahre ein Topograph beauftragt. Bei der

ersten Ansiedelung von Bauern in der Kirghizen-Steppe (damals Kreis Koktschetawsk) in den Jahren 1849 und 1850 und deren Ueberweisung zum sibirischen Kazakenheere wurden je 30 Deßjätinen auf den Kopf gerechnet, dasselbe Maß wurde in den Jahren 1855 und 1856 festgehalten bei Anlage der Stanitzen Lepsa und Urdshar. Im Jahre 1876 wurde aber bestimmt, daß nur auf jede männliche Seele der Kazakenheere je 30 Deßjätinen anbaufähigen Landes gerechnet werden sollten, außerdem je 300 Deßjätinen Kirchenland, und endlich sollte, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden war, ein Drittheil des ganzen Landgebietes der Staniza in Reserve behalten werden. Diese Anordnung gestattet die landwirthschaftliche Ansiedelung neuer Einwanderer im Kazakengebiete, wenn auch die Zahl in jedem einzelnen Falle noch nicht genau festzustellen ist.

Die Verpflanzung von Kazaken aus der Orenburger und Sibirischen Linie an die neuen Punkte in Semirjetschensk auf eine Entfernung von über 2000 Werst läßt sich im Laufe eines Jahres nicht bewerkstelligen. Die neu Ankommenden müssen den ersten Winter an bewohnten Orten, möglichst nahe bei ihren Ansiedelungsplätzen, zubringen; je früher sie aus ihren alten Wohnsitzen aufbrechen, um so besser ist es, denn sie können dann den Bewohnern der Orte, wo sie den Winter zubringen, noch bei den Feldarbeiten und der Einbringung der Vorräthe für ihren Winteraufenthalt helfen.

Als Sammelpunkt für die Kazaken des Orenburger Heeres kann dienen die Stadt Orsk, für die sibirischen Kazaken die Stadt Semipalatinsk, und die Ueberführung nach dem Oblast Semirjetschensk kann von dort auf den Hauptstraßen bis zum Ueberwinterungspunkte in Abtheilungen von etwa 50 Familien erfolgen. Als Ueberwinterungspunkte sind in Aussicht genommen für die Orenburger Kazaken Aulie-ata, wenn es nicht möglich ist, sie bis in den Kreis Tokmak zu führen (wo sie dann in dieser Stadt und den Dörfern des Kreises bleiben können), für die sibirischen Kazaken die Städte Sergiopol, Kopal und die Stanitza Urdsharsk.

In den Jahren 1855 und 1856 wurden sibirische Kazaken in dem Trans-Ili-Gebiet angesiedelt, hier eine Befestigung angelegt und diese durch Pikets mit Kopal verbunden. Bei der jetzigen Verpflanzung von Bauern und Kazaken aus Orenburg und Sibirien nach Semirjetschensk wird vorgeschlagen, sie unter denselben Bedingungen wie damals, erstere in den Kreisen Tokmak, Wjerny und Issyk-kul, die sibirischen in den Kreisen Sergiopol und Kopal zu vertheilen. Das Verzeichniß der dazu ausersehenen Ortschaften umfaßt für Bauern: 8 Orte im Kreise Wjerny (3 davon noch ganz unbewohnt), 4 im Kreise Kopal (davon 1 unbewohnt), 9 im Kreise Sergiopol, 5 im Kreise Issyk-kul und 8 im Kreise Tokmak (davon 3 noch unbewohnt), dazu 30 Pikets für je 35 resp. 70 Seelen: an den Poststraßen von Sergiopol nach Taschkent 14 (davon 6 noch unbewohnte), von Sergiopol nach Urdsharsk 4 (alle noch neu zu besiedeln), von dem Piket Altyn-zemel nach Borochudzir 1 (neu), von Tokmak nach Fort Narynsk 4 (neu) und von Tokmak nach der Stadt Karakol 7 (davon 4 neu). Im Ganzen sind diese Punkte bis jetzt von 3693 Seelen bewohnt und sollen durch Zuzug von 12 903 Seelen auf eine Bevölkerung von 16 596 Seelen gebracht werden. Für Kazaken treten dazu noch acht weitere Orte in den genannten fünf Kreisen (2 davon neu zu besiedeln) und 13 Pikets (davon 6 neue) an den Poststraßen von Sergiopol und Wjerny nach Taschkent und von Sergiopol nach Stanitza Urdsharsk. An den Kazakenorten wohnen bis jetzt 2187 Seelen und 2449 sollen nach dem Plane neu angesiedelt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter dem Titel „Ethnologische Forschungen über Ost-Europa und Nord-Asien“ gedenkt Prof. W. Tomaschek in Graz eine Reihe ethnologischer, historisch-geographischer, kulturgeschichtlicher und sprachwissenschaftlicher Abhandlungen, jede zu 60 bis 100 Seiten, auszuarbeiten, welche sich vorzugsweise mit dem großen Gebiete, das die „mongolischen“ Völker (im weitesten Sinne des Wortes) eingenommen haben, beschäftigen werden. Es ist das ein Unternehmen, welches der Ethnologie reiche Früchte zu bringen verheißt, aus welchem für die rein anthropologische Seite der Völkerkunde, welcher auf diesen Gebieten so vielfach noch im Dunkelen herumtappt, mächtige Unterstützung und Förderung erwachsen wird. Der Verfasser bringt für seine subtilen Untersuchungen ein gelehrtes Rüstzeug in Gestalt von Sprachkenntnissen, Belesenheit und Kritik mit, wie es wenigen seiner Fachgenossen zu Gebote steht, und wenn er die Fortsetzung seiner Studien, richtiger deren Veröffentlichung, von der Stimme der wissenschaftlichen Kritik und von dem Interesse des gebildeten Publikums abhängig macht, so wird erstere zweifellos in bejahendem Sinne verlauten, das zweite aber möchten wir mit allem Nachdrucke auf diese Arbeiten von seltener Schärfe und Gediegenheit hinlenken. Tomaschek verheißt uns in zwangloser Folge die Bearbeitung folgender Stoffe: Die Rumänenfrage; die Völkerstellung der Albanesen; die Anfänge der Bulgaren; die Slovenen in Hellas; Urheimath und Urzustände der Slaven; die Goten in Taurien; Alanen und Osseten; die Anfänge der Russen; Prussen, Litauer und Letten; die Wolgafinnen und Permier; die ugrischen Völkerschaften; die Völker des Tundragebietes; die Völkerstellung der Jenisseier; die ältesten Nachrichten über die Türken; die Nomaden der mongolischen Wüste; die Orotschon-Tungusen als Typus der Renthiermenschen; das Fischervolk der Giliäken und Ainos; die Völkerstellung der Japanesen und Koreaner; Nachrichten über die Bewohner des Tarym-Beckens; die Galtschas im Pamir; die Ureinwohner des russischen Kaukasus. Davon ist erschienen „Die Goten in Taurien“ (Wien, A. Hölder 1881), worin alle Nachrichten aus Inschriften, Urkunden und Schriftstellern gesammelt und besprochen sind, welche sich auf jenen spärlichen Bruchtheil des Goten-Volkes beziehen, der etwa seit der Mitte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts bis in das 17. Jahrhundert hinein in der Krim seine nationale Sonderexistenz bewahrt hat. Bald nach 251 kamen die Goten in den Besitz des kimmerischen Bosporos; aber während die Hauptmasse derselben sich über die ganze römische Welt zerstreute, überdauerte der Bruchtheil, welcher in den Gebirgen Tauriens sitzen blieb, alle Stürme der Völkerwanderung. Vom 16. December 1562 ist der Brief des kaiserlichen Gesandten bei der Pforte, Busbecke, datirt, in welchem er eine Anzahl gotischer Wörter mittheilt, die er von zwei Mitgliedern des Stammes selbst erfragte (etymologisch erklärt auf S. 58 bis 67). Schon damals war derselbe stark gräcisirt; 1776 kommt dann der gotische Name zum letzten Male

im kirchlichen Sprachgebrauche, worin er sich am längsten erhalten hat, vor. Nicht auf die Goten allein aber beschränkt sich die Schrift; alle die zahlreichen Völker, welche nach einander am Nordufer des Pontos herrschten und mit jenen in Berührung kamen, Taurer, Skythen, Alanen, Byzantiner, Hunnen, Awaren, Chazaren, Petschenegen u. s. w., werden behandelt, und auf ihre Geschichte fällt manches helle Licht. Es ist ein vortreffliches, lehrreiches Heft, mit seinen 75 Seiten mehr werth, als manches dickleibige Buch; möge es bald Nachfolger erhalten!

— Wie der „Warsch. Kur." mittheilt, zählte die Stadt Warschau nach den statistischen Feststellungen zu Anfang des Jahres 1881 ohne die Truppen der Garnison 379 763 Einwohner (182 405 männliche und 197 358 weibliche). Der Religion nach waren katholisch 222 847, jüdisch 127 095, protestantisch 18 320, griechisch-katholisch 11 113, armenisch 206, mohammedanisch 45 und verschiedenen Sekten angehörig 137. Der Stellung und Beschäftigung nach gehörten zum erblichen Adel 14 415, zum persönlichen Adel 6647, zur Geistlichkeit 66 Mönche und 321 Weltgeistliche; Ehrenbürger waren erblich 1123, persönlich 1340, Kaufleute und Industrielle 42 246, Handwerker 51 691, einfache Bürger 234 149, verabschiedete und der Reserve angehörige Soldaten 16 528 und Fremde 11 237.

— Ueber die Schifffahrt auf dem Onega-See im Jahre 1880 theilen die „Olon. Gub. Wjed." in der Hauptsache Folgendes mit: Im südwestlichen Theile des Sees wurde die Schiffahrt am 17. (29.) Mai eröffnet und dauerte für Dampfer bis zum 14. (26.) Oktober, 151 Tage, also 22 Tage weniger als im Jahre 1879. An Schiffen kamen in den verschiedenen Häfen des Sees an: 135 Dampfer, 140 Segelschiffe und 151 Soïmen (dem Onega- und Ladoga-See eigenthümliche Einmaster); es liefen aus: 134 Dampfer, 131 Segelschiffe und 148 Soïmen. Der Werth der Einfuhr bezifferte sich auf 849 169 Rubel, die Ausfuhr auf 987 906 Rubel, erstere um 76 394, letztere um 291 782 Rubel höher als im Vorjahre. Zugeführt wurden hauptsächlich Getreide, Kolonial- und Manufakturwaaren, abgeschickt unter anderen Geschütze und Geschosse, Gußeisen, dann Bretter rc. und schließlich Wild, Fische und dergleichen. Holz in Flößen wurde zugeführt für 815 352 Rubel und abgeschickt für 291 782 Rubel (um 321 959 Rubel resp. 266 101 Rubel mehr als 1879). Der Wasserstand, der seit 1875 in Petrozawodsk regelmäßig beobachtet wird, war niedriger als 1879 und in den Herbstmonaten von 1878 und begünstigte den regelmäßigen Betrieb der Schiffahrt.

Asien.

— Unmittelbar nachdem Mr. Charles M. Doughty's Aufsatz über Khaibar (s. oben S. 38) in Druck gegeben war, ging uns das Märzheft des „Bulletin de la Société de Géographie" zu, worin (S. 269) der Franzose M. Huber seine Ankunft in Khaibar meldet und zugleich mittheilt, daß er nicht, wie er gehofft, der erste Europäer sei, welcher bis dorthin vordrang, sondern daß ihm ein Engländer unter dem Pseudonym Khalil zuvorgekommen sei. Für diesen wird in einer Anmerkung Mr. W. Scawen Blunt gehalten, dessen Reise nach Nedschd ihn aber keineswegs auch nur in die Nähe von Khaibar geführt hat. Von Mr. Doughty nimmt man anscheinend weder in Frankreich noch in England Notiz, trotzdem auch in Petermann's Mittheilungen (1881, Tafel 11) seine Route zur Reproduktion kam. Mr. Doughty ist in der That unter dem Namen Khalil gereist.

— Das „Intelligence Department" in Simla ist damit beschäftigt, ein afghanisches Lexikon zusammenzustellen, welches alle eben erworbenen geographischen und sonstigen Kenntnisse über das Land umfassen soll. Oberst Lockhart bearbeitet das nördliche Afghanistan, Hauptmann Maitland die Gebiete südlich von 34° nördl. Br. Auch die während der Waziri-Expedition gemachten Aufnahmen werden darin zur Veröffentlichung kommen.

— Wie die Zeitungen von Schanghai berichten, wurde der chinesische Generalzolldirektor R. Hart vom Pekinger Hofe nach London geschickt, um dort zum Behufe des Baues mehrerer Bahnlinien im nördlichen China ein Anlehen von 240 Millionen Francs aufzunehmen. (Das klingt fast unglaublich.)

L. Die Beerdigungsgebräuche bei den Einwohnern Samarkands[1]. Unmittelbar nach dem Tode eines Hausbewohner beginnt das Klagen und Weinen der Angehörigen, nicht still und ruhig, sondern laut. Freunde und Bekannte gehen ein und aus; ist eine Frau gestorben, so kommen andere Frauen; ist ein Mann todt, so kommen andere Männer um ihr Beileid zu bezeugen. Bezahlte Klageweiber sorgen dafür, daß das laute Klagen und Schluchzen ohne Unterlaß anhält. Dabei rufen sie o chudai! chudai! O Gott! O Gott! Die Männer sitzen still und feierlich auf dem Fußboden, trinken Thee und machen gelegentlich Bemerkungen über den Todten. Unterdeß wird der am Boden liegende Todte von den gemietheten Weibern gewaschen und ihm seine letzte Kleidung angelegt. Sie ist einfach genug: ein langes weißes Hemd und Hosen; dann ein Stück Filz oder eine wattirte Decke, in welche der Todte wie in eine Windel gehüllt wird; als Windelband zur Befestigung dient ein schmaler Leinwandstreifen. Der Todte hat ganz das Ansehen eines Wickelkindes. Diese sonderbare Sitte des Wickelns hat ihren Ursprung darin, daß die Meinung gilt, der Mensch, weil er gleichsam gewickelt in die Welt eintrete, müsse auch gewickelt aus der Welt scheiden. Die Leiche bleibt nur kurze Zeit im Hause; ist der Tod am Morgen erfolgt, so wird die Leiche noch vor Sonnenuntergang begraben; ist der Tod in der Mittagszeit, Abends oder in der Nacht eingetreten, so findet die Beerdigung früh am Morgen des nächsten Tages statt. Die schnelle Bestattung ist wegen der klimatischen Eigenthümlichkeiten des Landes durchaus berechtigt. Kurz vor der Bestattung wird der Leichnam aus dem Hause gebracht und auf eine eigens dazu hergerichtete Tragbahre gelegt; der Mullah hält ein Gebet und nun geht's fort — der Kopf der Leiche voran. Als Begleiter folgen die männlichen Verwandten, der Mullah, der Todtengräber und viele Bettler. War der Verstorbene arm, so wird keine Tragbahre genommen, weil man dieselbe bezahlen muß; man legt den Todten quer über ein Pferd, wobei der Kopf und die Füße gestützt werden. Während des feierlichen Zuges wird vollständiges Stillschweigen beobachtet. Nachdem die Beerdigung stattgefunden hat und die Leidtragenden wieder ins Trauerhaus zurückgekehrt sind, werden alle mit Süßigkeiten, Früchten und Thee bewirthet, wobei die vor dem Hause harrenden zahlreichen Bettler nicht vergessen werden. Nach Beendigung des schweigsamen Todtenmahles werden an die Verwandten, Freunde sowie an die Bettler Stücke von Baumwollenzeug (Zitz), Tücher und andere Gegenstände von geringem Werth zur Erinnerung an den Verstorbenen vertheilt. Dann gehen alle Gäste auseinander und das Haus nimmt sein alltägliches Aussehen wieder an. Nur einmal gegen Abend desselben Tages versammeln sich die Frauen in der für die Weiber bestimmten Hälfte der Wohnung, um die trauernden Frauen zu trösten, wobei gleichfalls eine Bewirthung statthat. Die Kosten einer Bestattung sind für einen Armen sehr gering. Hemd und Hosen 80 Kopeken; die wattirte Decke 1 Rubel; das Windelband 60 Kop.; ein Pferd oder eine Tragbahre nebst Träger 60 Kop.; der Mullah 50 Kop.; der Todtengräber 40 Kop., in Summa etwa 4 Rubel (circa 8 Mark). Die Form der Todtengruft ist länglich viereckig; die Tiefe ist 1 bis 2 m, an der einen Seite der Gruft wird eine nischenartige Vertiefung gemacht, etwa 1 m hoch

[1] Nach dem Russischen von M. Wirsky, III. Band, I. Reihe, S. 176 bis 177, die Arbeiten der anthrop. Ausstellung in Moskau.

und tief; diese Nische dient zur Aufnahme der Leiche, welche horizontal entweder unmittelbar auf die Erde oder auf eine Unterlage von Schilf gelagert wird. Der Kopf ist nach S.-W. gerichtet. Dann wird das Grab mit Schilf und Ziegelsteinen ausgefüllt und schließlich ein halbkugelförmiger Hügel aus Erde darüber geschüttet. Eine solche Begräbnißstätte, welche meist auf einer erhöhten Stelle der Steppe angelegt wird, gewährt in Folge der eigenthümlichen Aufschüttungen das Aussehen einer Menge neben einander liegender Ameisenhaufen. Im Frühling werden in Folge der häufigen Regengüsse die Gräber oft geöffnet und dadurch die Knochen freigelegt, doch schüttet niemand die Gräber aufs Neue zu. Auf den Grabhügeln werden je nach der Stellung des Verstorbenen und je nach dem Vermögen Denkmäler errichtet. Die Grabhügel armer Landbewohner bleiben ohne Schmuck, die Grabhügel der Wohlhabenden werden mit Ziegel oder Fliesen belegt und mit allerlei Verzierungen aus Alabaster versehen; zuletzt stellt man marmorne Inschriften tragende Gedenksteine auf die Hügel. War der Verstorbene ein Krieger, so wird eine Roßschweiffahne aufs Grab gesetzt. Auf die Gräber besonders verehrter „Heiliger“ werden mitunter kleine Tempel, „Masargen“, errichtet; hierher bringen einzelne Verehrer der Heiligen: die Hirten und Viehbesitzer die Hörner, den Schädel der Hausthiere; die Kaufleute Stücke Zeug, Gewänder, Talglichte und Sesamöl. Die weißen Wände der Tempelchen, sind mit Inschriften aus dem Koran bedeckt. Mitunter wohnen bei solchen Gräbern, in elenden Erdhütten, armselige Bettler, welche ihr Leben kümmerlich durch die Almosen der die heiligen Gräber besuchenden Personen fristen; solche Bettler werden nach ihrem Tode oft heilig gesprochen. Ueberaus selten sieht man ein oder zwei Bäume auf den Beerdigungsstätten; sie verdanken einem Zufall ihre Entstehung; gepflanzt wird nie ein Baum. Das gewöhnliche Ansehen eines nicht durch eine Mauer eingeschlossenen Begräbnißplatzes ist meist der einer traurigen jeglicher Vegetation baaren Wüstenei, ausgenommen im Frühling, woselbst in Folge des Regens sich allerlei Gräser zeigen. Die Gräber werden für heilig und unverletzbar gehalten. Vordem die Russen das Land besetzt, kamen zahlreiche Morde deshalb vor, weil bei gelegentlichem Streit der eine das Grab des Vaters oder der Mutter des andern beschimpft hatte; das Volksrecht gestattet in solchem Falle einen Todtschlag. Im vollem Gegensatz hierzu werden die Gräber der Andersgläubigen, hier der Russen, so wenig beachtet, daß Kreuze und andere metallische Gegenstände ohne Weiteres gestohlen werden.

Australien.

— Aus Port Darwin, an der Nordküste des Northern Territory, Süd-Australien, treffen sehr günstige Nachrichten über die dortigen Goldfelder ein. Es sind am Bridge Creek, 22 Miles nördlich vom Dam Creek, ferner an einem Orte, welcher 45 Miles östlich vom Pine Creek liegt (eine kleine Gesellschaft von Chinesen fand hier am ersten Tage 30 und am zweiten 15 Unzen Gold), und am obern Laufe des Maryflusses anscheinend sehr ergiebige Goldfelder aufgefunden worden.

— Die am 1. Oktober 1880 eröffnete internationale Industrieausstellung in Melbourne ward am 30. April 1881 geschlossen. Der Besuch zählte während der 182 Tage, an denen das Publikum Zutritt hatte, 1 309 496 Personen. Das Parlament der Kolonie Viktoria hatte zur Bestreitung der Kosten 250 000 Pf. St. bewilligt und aus dem Entree u. s. w. wurden 50 000 Pf. St. eingenommen. Diesen 300 000 Pf. St. gegenüber stellte sich eine Ausgabe von 333 000 Pf. St. Die Differenz von 33 000 Pf. St. ward in der Weise beglichen, daß die großen Annexa des Industriegebäudes, welche 86 000 Pf. St. gekostet hatten, für die Summe von 27 000 Pf. St. an das Eisenbahndepartement der Kolonie verkauft wurden, und den Rest von 6000 Pf. St. übernahm, auf Beschluß des Parlaments, ebenfalls die Staatskasse. Der deutsche Pavillon, welcher, wie der Melbourne „Argus“ mit Recht bemerkt, ein so hervorragendes Ornament des Ausstellungsgebäudes war, ist von der Kolonialregierung angekauft worden. Vom deutschen Kaiser war ein besonderer Preis, bestehend in einem prachtvollen Silbergeräthe von sieben Stück und im Werthe von 800 Pf. St., ausgesetzt worden, welcher demjenigen australischen Aussteller zufallen sollte, der den vorzüglichsten Gegenstand zur Ausstellung gebracht. Unter den 16 Kandidaten, welche die Preisrichter dazu rekommandirten, prämiirte dann Professor Reuleaux die Herren de Castella and Rowan of St. Hubert's Vineyard am obern Yarra-Flusse wegen ihrer ausgezeichneten Weine. Die im Jahre 1879 in Sydney stattgefundene Industrieausstellung hatte während der 185 Tage ihrer Eröffnung einen Besuch von 1 045 898 Personen. Die Gesammtkosten der Ausstellung bezifferten 311 140 Pf. St. Die Einnahmen ergaben 43 896 Pf. St., und der fehlende große Rest fiel der Staatskasse zu.

— Die officielle Statistik der Mineralien in der Kolonie Viktoria für das Jahr 1880 giebt folgende Resultate an. Gold steht natürlich oben an. Zur Vergleichung diene nachstehende Tabelle:

Jahr	Aluvial Unzen	Quarz Unzen	Total Unzen	Zahl der Goldgräber
1875	426 611	641 806	1 068 418	41 717
1876	357 901	605 859	963 700	41 010
1877	289 754	519 899	809 653	38 005
1878	264 453	493 587	758 040	36 636
1879	293 310	465 637	758 947	37 553
1880	299 926	529 195	829 121	38 568

Es wurden im Jahre 1880 im Ganzen 968 883½ Tonnen Quarz verarbeitet, gegen 849 325 im Vorjahre. Eine Unze Gold hat den ungefähren Werth von 80 Mark. Es ward in der Kolonie Viktoria seit Entdeckung der Goldfelder im Jahre 1851 bis Ende 1880 Gold im Werthe von 198 000 014 Pf. St. aufgefunden. An anderen Mineralien wurden gewonnen: 23 248 Unzen Silber, 61 Tonnen Zinnerz, 3031 Tonnen Kupfererz u. s. w.

— Die Volkszählung in Viktoria am 3. April 1881 hat ein Resultat ergeben, welches nicht wenig überrascht hat. Man war berechtigt, eine Bevölkerung von mindestens 930 000 zu erwarten. Bezifferte doch der letzte Census vom 2. April 1871 731 528, und seitdem war durch Ueberschüsse der Geburten über Todesfälle und der Einwanderung (zur Seeseite) über Auswanderung ein Plus von resp. 146353 und 52 751, also zusammen 199 104, erzielt worden. Das Ergebniß der Zählung weist aber nur 855 796, wovon dem Geschlechte nach 448 510 männlich und 407 286 weiblich waren, oder einen Zuwachs von 17 Procent in zehn Jahren aus. Die fehlenden 75 000 werden über Land in die angrenzenden Kolonien Süd-Australien und Neu-Süd-Wales gewandert sein, wo die Staatszustände nicht so zerrütteter Art sind wie zur Zeit in Viktoria. Die Bevölkerung der City of Melbourne ist von 206 000 im Jahre 1871 auf 281 000 gestiegen, hat sich also um 75 000 vermehrt, während dem gesammten übrigen Lande nur ein Mehr von 50 000 zufällt. Dagegen ist die Bevölkerung von Ballarat, der zweitgrößten Stadt der Kolonie, auf 41 730 gefallen.

Die Eingeborenen vermindern sich in rapider Weise und sie werden bald der Vergangenheit angehören. Während sie im Jahre 1871 noch 1330 (784 männlich und 546 weiblich) zählten, so ist ihre Zahl nunmehr auf 768 (459 männlich und 309 weiblich) gesunken.

Die Zahl der Chinesen belief sich im Jahre 1871 auf 17 935 (17 899 männlich und 36 weiblich), der letzte Census setzt sie aber nur mit 11 796 (11 600 männlich und 196 weiblich) an. Es begreift sich daher schwer, wie diese 11 796 Chinesen, welche noch dazu meistens auf den Goldfeldern arbeiten, den europäischen Handwerkern den Verdienst rauben oder schmälern sollen, und wie es eine gebieterische Nothwendigkeit sein kann, eine besondere Kopfsteuer von den Chinesen zu erheben, um sie von der Kolonie fern zu halten. Personen, welche nach Australien auszuwandern geneigt sind, sollten solche Momente in ernste Erwägung ziehen und nicht den Reden bezahlter Agenten leichtgläubig trauen.

Nordamerika.

— a. Der bekannte Forscher im Gebiete Britisch-Nordamerikas, Abbé Petitot, welcher gegenwärtig als Missionar am Angling-Lake stationirt ist, schreibt der Pariser anthropologischen Gesellschaft, daß in seiner Gegend nur noch wenig reinblütige Indianer existiren. Fast alle sind von gemischtem Blute, nicht etwa Mestizen, sondern schon seit langer Zeit mit europäischem Blute versetzt, welches sich durch Rückschläge (sauts en arrière) kundgiebt. Dabei sind sie aber echte „Wilde". Ihre Väter waren Franzosen, Franco-Canadier und Angelsachsen. Man trifft unter diesen Indianern Leute mit kastanienbraunem, ja selbst blondem Haare und gerötheten Wangen. Die Augen sind groß, stehen gerade und haben einen freien Blick. Adlernasen, regelmäßige Züge, freie Stirnen sind nicht selten unter den Tschippewäs, Krihs und Assiniboins des fernen Westens, zumal unter den letzteren. Die Leute selbst wissen, daß sie Kreuzungsprodukte sind, und jener Krih, der einen langathmigen und pompösen Indianernamen führt, ist ein Dumont; jener andere heißt vielleicht Favier, der dritte Nolin. Da giebt es auch einen Rawn und einen Mac Leod. Alle aber gelten für Indianer.

Einige Bemerkungen, welche Petitot in seinem Schreiben macht, sind auch für die Kraniologen von Interesse. Die Tinné (Dènè) am Athabaska pressen nämlich die Schädel ihrer Kinder, aber nicht um dieselben zu verunstalten, sondern um sie abzurunden. Petitot glaubt, daß ein großer Theil der auffallend regelmäßigen amerikanischen Schädel auf diese Weise seine Gestalt erhielt. Man kann dahin wohl auch den algischen Stamm der Naskapits am Sankt Lorenz rechnen, welcher unter dem Namen Têtes de boule bekannt ist.

Ferner ist zu bemerken, daß die Krih, die Schwarzfüße, die Sioux, Assiniboins und andere Rothhäute der Prärien ehemals ihre Feinde mit einem besonders gestalteten Messer skalpirten, welches eine nach rückwärts gekrümmte Klinge hatte. Mit diesem krummen Mokutagan genannten Messer zogen sie gemächlich einen Kreis um die Schädelhaut, wobei sie zugleich das Haar in die Höhe hielten. Diese Skalpe waren von der Form und Größe einer Tonsur. Das alles ist bekannt; was aber weniger bekannt sein dürfte, ist, daß sie gleichzeitig ein rundes Scheibchen vom Schädeldach mit demselben Schnitt lösten, so daß das Gehirn bloßlag, ohne daß es dabei verletzt wurde. So wurde wenigstens Petitot von den Indianern versichert. Es würde diese Versicherung aber fast unglaublich klingen, wenn nicht so viele Indianerschädel bekannt geworden wären, welche diese Perforation zeigten. Auch in Chateaubriand's Voyage en Amerique p. 233 ist dieses erwähnt. So glaubt Petitot die Frage nach der Trepanation der Indianerschädel beantworten zu können, welche vor Kurzem viele Anthropologen, z. B. Broca, lebhaft beschäftigte. Es sind die Spuren von tiefgreifender Skalpirung.

Inseln des Stillen Oceans.

— Herr Schmeltz legte im Hamburger naturwissenschaftlichen Verein aus dem Museum Godeffroy einen Fangapparat für Dintenfische von den Tonga-Inseln vor. Derselbe ist bei Labillardière Tafel 32, Fig. 25 schon abgebildet und besteht aus einem Stück Kalkstein, das in Form eines Kegels oder Zuckerhutes zugeschliffen ist. Das stumpfe Ende ist mit der Fischleine verbunden, auf der einen Seite des Kegels sind zwei Stücke einer Schneckenschale (Cypraea tigris) und mit dem spitzen Ende ist ein langes dünnes Stielchen verbunden. Das Ganze imitirt auffallend die Gestalt einer Ratte, und knüpft sich zufolge freundlicher Mittheilung des Herrn Konsuls Th. Weber an den Gebrauch dieses Apparates eine alte tonganische Sage, derzufolge einst die Ratten das Meer bewohnt und sich, nachdem sie in einen Streit mit dem Dintenfisch gerathen, in dem sie unterlagen, auf das Land zurückgezogen haben. Seit jener Zeit, sagen die Eingeborenen, ist die Feindschaft zwischen beiden noch immer nicht erloschen, und der alte Streit beginnt aufs Neue, sobald ein Dintenfisch einer Ratte ansichtig wird. Man hat deshalb auch dem Fangapparat für diese zur Nahrung dienenden Thiere jene eigenthümliche Gestalt gegeben, um so den Dintenfisch leicht zu überlisten.

— Die Insel Waigiu bei Neuguinea. (Nach Francisco Viñes.) Die Insel ist mit einem wildzerrissenen, schluchtenreichen Gebirge bedeckt, aus dem sich einzelne kegelförmige Berge erheben. Der ganze westliche Theil Waigius entbehrt jeder Vegetation; auch nicht ein einziger Baum oder Strauch ist zu entdecken, was im Vereine mit der dunkelen Farbe der Küste diesem Landstriche einen düstern Anstrich verleiht. Im Osten sind Sagopalmen sehr häufig. Die Einwohner dieser Insel hält Viñes mit den Papuas von Nordwestguinea identisch. Ihre Hautfarbe ist heller als jene der afrikanischen Neger und besitzt einen Stich ins Gelbe. Die Statur ist niedrig, der äußere Habitus macht den Eindruck von Kraftlosigkeit. Das Haar ist „wollig oder gekräuselt", sie lassen es lang wachsen und kämmen es dann aufwärts, die Frisur erinnert an die Bärenmützen der Grenadiere des ersten Empire. Im Verkehre zeigen sie sich furchtsam und mißtrauisch. Viñes besuchte diese Insel in den Jahren 1859, 1864, 1868, 1870 und 1873 und jedesmal konnte er erst nach langem Zeichengeben sie von seinen freundschaftlichen Ansichten überzeugen und sie zum Tauschhandel bewegen. Sie gehen ganz nackt einher, bis auf einen kleinen Schurz, der nur nothdürftig die Geschlechtstheile verhüllt. Einige hatten Brust, Bauch und Arme mit durch Feuer oder Eisen hergestellten Zeichnungen geschmückt. Viñes sah einen Häuptling, welcher um den Hals eine mehrfach herumgewundene Korallenkette trug, die mit einer außerordentlich schönen Perle geschmückt war; um die Hüften war ein aus Federn zusammengesetzter Schurz geschlagen, der bis zu den Kniekehlen reichte. Der Lendenschurz ist vielfach aus europäischen Fabrikstoffen hergestellt. Sie besitzen auch Sklaven; Viñes sah einen, der mit grob gearbeiteten Ketten belastet auf einem Fahrzeuge Matrosendienste verrichten mußte. Ihre Hauptnahrung besteht aus Fischen und Schildkröten, als Hauptleckerbissen gilt eine aus Schildkröteneiern und Blut verfertigte Wurst, deren entsetzlicher Gestank sie für Europäer ungenießbar macht. Ihre Fahrzeuge sind sehr elegant geformt, sie erinnern einigermaßen an die „Bancas" der Philippinen. Die einzelnen Theile derselben sind mittels Bejucogras oder richtiger Rohr zusammen verbunden und so gut ausgepicht, daß sie kein Wasser einlassen. Ihre Hauptwaffen sind Bogen und Pfeile; erstere geben sie nicht aus der Hand, wenn sie mit Fremden zusammenkommen.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. VI. (Mit neun Abbildungen.) — Einiges über die Osseten. II. (Schluß.) — Prof. F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. VIII. — Karl Lamp: Ueber die Sittlichkeit der Mischlinge. — Die Grenzansiedelungen im Semirietschensk. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Nordamerika. — Inseln des Stillen Oceans. — (Schluß der Redaction 13. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VII.

27. Oktober. Als Crevaux sich um 6½ Uhr erhob, fand er seine Indianer um ein großes Feuer hocken, dem sie bald die Brust, bald eine der Seiten, aber niemals den Rücken zukehrten. Auf Befragen gaben sie als Grund dieses sonderbaren Verfahrens an, daß sie sich auf solche Weise nie von einem Feinde überraschen ließen. Um 7¾ Uhr brachen sie auf und erreichten eine Stunde später den Bach Coïcitenné, den sie bis zum Parou hätten abwärts fahren können, wenn sie im Besitze eines Bootes gewesen wären. Um 11 Uhr wurde ein kurzer Halt gemacht, um ein Alicolé (Aï) zu erbeuten. Ouanica, welcher von den Excrementen des Thieres besudelt zu werden fürchtete, bestieg, mit einer Stange bewaffnet, an deren Ende eine Schleife angebracht war, einen benachbarten Baum, zog die Schleife dem Faulthiere über den Hals und drehte sie einige Male herum, um ihm die Kehle zuzuschnüren. Als das Thier halb erstickt war, genügte eine geringe Anstrengung, um es herunterzuziehen. Durch den Fall schwer betäubt, wurde es schließlich mit Stöcken erschlagen.

Um ¾ 1 Uhr erreichte man ein Dörfchen mit 15 Einwohnern, dessen Tamuschi, Poumari mit Namen, wie gewöhnlich, zwei Frauen hatte, eine alte und eine junge. Apatu gab dem Reisenden den Rath, sich stets nur an die alte zu wenden; nur von ihr könne er Cassave und Cachiri erhalten, da sie bei ihrem Manne den größern Einfluß habe. Der alte Häuptling aber betrachtete mit unruhigen und nicht sehr wohlwollenden Blicken den Fremden, als derselbe der jüngern Frau Nadeln und Perlenschnüre schenkte.

Seitdem Crevaux hier Gelegenheit fand, seine ärztliche Kunst bei einem kranken Mädchen auszuüben, nannten ihn seine Begleiter, die seinen Stand bisher nicht gekannt hatten, nicht mehr „Major", sondern „Piay". Das wurde aber für ihn zur Quelle von Ungelegenheiten; Poumari z. B. erklärte, er bedürfe Piay (d. h. Medicin), um einen andern Indianer zu tödten. Yacouman andererseits verlangte von Crevaux, daß er ihm behufs Erlangung größern Einflusses unter den Ouayanas am obern Yary Salzwasser auf den Kopf gieße; denn alsdann würde er, anstatt einfacher Tamuschi eines Dorfes, Yapotari, d. i. Herrscher des ganzen Gebietes, sein. Apatu erklärte das aber für unmöglich, da sie kein Salz mehr hätten, und vertröstete ihn auf spätere Zeiten; bei seiner Rückkehr aus Frankreich würde er ihm kleine Fläschen voll Salzwasser mitbringen und ihn nebst allen seinen Stammesgenossen taufen. Yacouman aber bat nur um zwei Flaschen, die eine für sich, die andere für seine Erben; sein Einfluß würde schwinden, wenn alle seine Krieger seine Brüder in Christo wären.

Der nächste Tag (28. Oktober) führte den Reisenden endlich an die Ufer des Parou; mit Flintenschüssen konnte er um 10 Uhr Morgens das freudige Ereigniß begrüßen und gleich darauf stürzte er sich in das klare Wasser des jungfräulichen Stromes. Selbst ein leichter Fieberanfall vermochte seine Freude über die Erreichung des Zieles nicht zu trüben. In 14½ Stunden hatte er die circa 43 km betragende Entfernung zwischen Yary und Parou zurückgelegt;

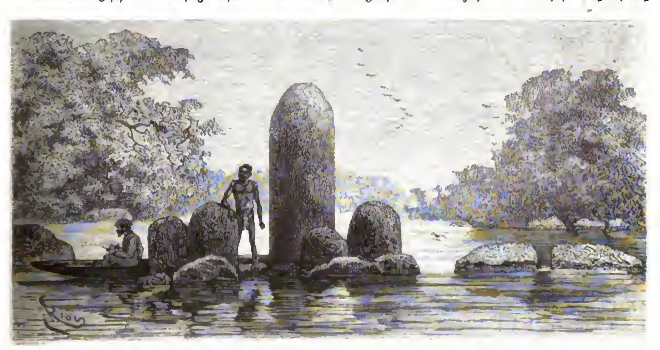


Fang eines Ai. (Theilweise nach einer Photographie.)

in gerader Linie mögen beide Flüsse aber nur etwa 30 km von einander entfernt sein. Die trennende Wasserscheide liegt dem Yary näher, als dem Parou; denn man hatte nur 3½ Stunden gebraucht, um von ersterem aus die Quellen des ersten Parou-Zuflusses zu erreichen. Andererseits liegt das Becken des Parou höher, als dasjenige des Yary, wie der um 10 mm gesunkene Barometerstand auswies. Im Ganzen war man seit St. Georges nun 64 Tage unterwegs, davon 55 Tage, an welchen man theils zu Boote, theils zu Fuße vorwärts gekommen war.

Der von der Ankunft des Reisenden benachrichtigte Häuptling Canea hatte zwei Pirogen gesandt, welche die Gesellschaft in halbstündiger Fahrt nach dem Dorfe desselben, Caneapo genannt, brachten. Dasselbe liegt auf einem Hügel von 20 m Höhe, an dessen Fuße mächtige runde Granitblöcke den Fluß fast vollständig versperren — ein malerischer Ort, wo die Indianer mit ihren Pfeilen den Coumarou-Fischen mit Erfolg auflauern. Es war gerade Festtag, denn ein Monat war seit dem Tode eines Tamuschi verstrichen (den Todten zu Ehren werden zwei Feste gefeiert, die einen Pono genannt, die anderen Toulé). Alle Männer waren vom Halse ab mit Umhüllungen aus langen schwarzen Riemen bekleidet und trugen Mützen, die denen der französischen Advokaten ähnelten. Nur ein einziger stand aufrecht, in der Hand eine Peitsche mit 8 m langer Schnur. Er drehte sich um sich selbst, stampfte mit dem rechten Fuße auf die Erde, hob die Peitsche empor, bog den Leib nach hinten über und führte mit plötzlicher Bewegung einen Hieb aus, der wie ein Pistolenschuß knallte. Der Reihe nach mußte jeder dieses Manöver, das sie „Pono-Tanz“ nennen, ausführen. Die Uebrigen kauern indessen auf der Erde, klatschen in die Hände und schreien „he! . . ., he . . .!“

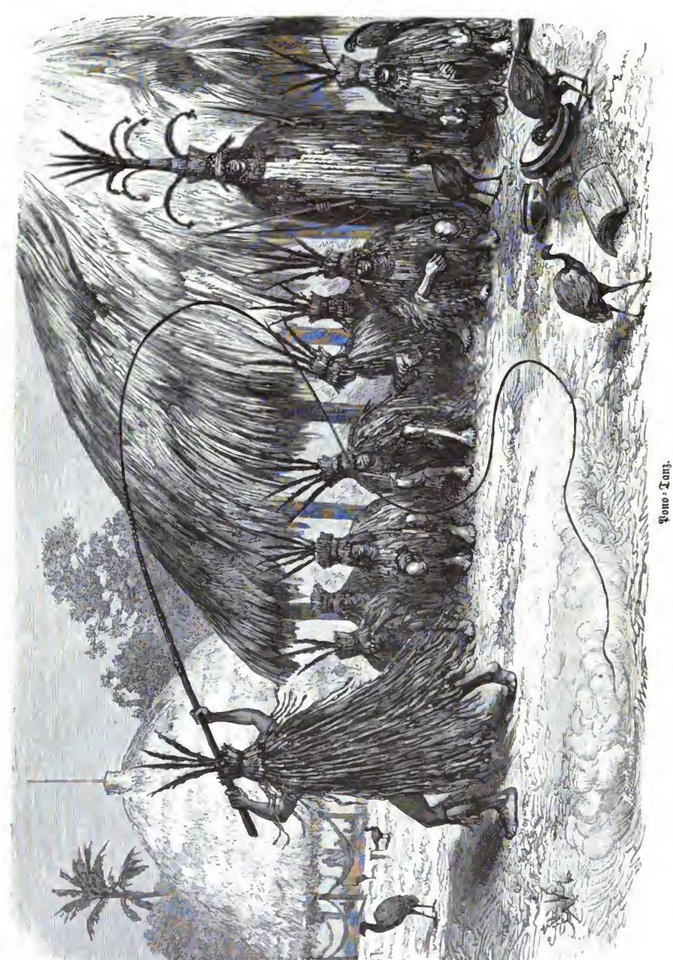
Diese Indianer vom Parou bereiteten dem Reisenden einen freundlichen Empfang, da sie seine erste Reise auf dem Yary in allen Einzelheiten kannten; sie wußten, daß



Der Teufelsfelsen in der Mocori-Schnelle.

Crevaux seinen Verpflichtungen gegen seine Begleiter stets nachgekommen und mit Messern, Aexten, Säbeln und Angelhaken reich versehen war, und waren deshalb bereit, ihn überall hin zu begleiten. Da Crevaux den Parou ganz kennen zu lernen beabsichtigte, so engagirte er Yacouman, um sich bis zu den Trios-Indianern, die im Quellgebiete wohnen, führen zu lassen. Die Hälfte des Gepäckes blieb, um ein rascheres Vorwärtskommen zu ermöglichen, beim Häuptlinge Canea zurück. Am Morgen des 30. Oktober wurde die Fahrt stromaufwärts angetreten. Der Fluß ist in diesem Theile von zahlreichen Granitfelsen durchsetzt, den Ueberbleibseln kleiner Hügelzüge, welche die Ufer bilden; die Vegetation entbehrt der Palmen und der zierlich gewundenen Schlingpflanzen, ist aber mit ihren kräftigen Bäumen nicht ohne Reiz. Nach 3½ stündiger Fahrt bemerkte man am rechten Ufer einen Landeplatz und einen Pfad, der direkt zur Ansiedelung Coupara führt, indem er eine weite Krümmung des Flusses abschneidet. Seiner Karte halber aber wählte Crevaux den letztern Weg. Coupara liegt auf einem kleinen Hügel gegenüber der Stromschnelle Kourokiri an einer günstigen Stelle: schon von weitem kann man die stromaufwärts fahrenden Boote erblicken; dazu kommt das Murmeln des Wassers, die Gelegenheit zu köstlichen Bädern und die Menge von Coumarous im Flusse. Gegen Ringe, Knöpfe und Nadeln tauschte der Reisende hier mancherlei Erzeugnisse der Eingeborenen ein; Geschenke aber kennen dieselben nicht. Wenn er ihnen ein solches anbot, so fragten sie stets „etihé?“ (Was willst Du?). Tauschhandel aber, bei welchem der Käufer stets im Voraus bezahlen muß, ist ihnen geläufig; die Bonis z. B., welche des Handels halber in das Land der Roucouyennes kommen, müssen sofort für die Hängematten bezahlen, welche sie erst im nächsten Sommer geliefert erhalten.

31. Oktober. Nach zwei Stunden erreichte man die Mündung des Coucitenné, den man schon auf dem Marsche vom Yary zum Parou überschritten hatte. Etwas weiter oberhalb zeigte sich in den Zweigen eines großen Baumes, der am Rande einer Lichtung stand, ein großes Nest; beim Näherkommen aber entpuppte sich dasselbe als eine Art Hütte mit Fußboden und Dach, in welcher ein Indianer mit Bogen und Pfeilen zusammengekauert saß und den Vögeln aufpaßte, welche von den reifen Früchten des Bau-



Pono-Tanz.

mes angelockt wurden. Diese Nacht brachte die Gesellschaft in einem kleinen Dörfchen zu, das nur von Weibern bewohnt war; kaum hatte Crevaux diese Thatsache festgestellt, als ihm auch schon der Gedanke an Orellana's Amazonen durch den Kopf fuhr. Aber von derlei poetischen Frauengestalten war hier nicht die Rede: es waren alte, abgediente und von ihren Männern weggejagte Weiber, welche sich dort zusammengefunden hatten und ein jämmerliches Leben führten. Die eine hatte die Hütte ihres Mannes verlassen müssen, weil sie zu viel schwatzte, die andere, weil sie sich mit einer jüngern Genossin nicht vertragen konnte ɿc. Jagdbeute war natürlich bei den unglücklichen Geschöpfen nicht zu finden; alles, was sie ihrem weißen Gaste liefern konnten, war eine Banane und ein paar am Flußufer gesammelte Muscheln. Am nächsten Morgen beeilte sich derselbe, das unerfreuliche Quartier zu verlassen. Am Landungsplatze traf er den Sohn Yacouman's bei einer Mahlzeit, die er ihm nicht beneidete. Derselbe hatte ein Termitennest gefunden, es geöffnet und hielt nun ein Maripa-Blatt zwischen die erregten Insekten, die sich am Rande desselben festbissen; dann aß er sie ohne Weiteres herab und ließ nur die mit den Kinnbacken festhängenden Köpfe übrig.

1. November. Des Reisenden Gesundheit besserte sich von Tag zu Tag, weil die Hitze abnahm, da er sich vom Aequator entfernte und höher gelegene Gegenden erreichte. Häufig sah man Flüge feuerrother Aras (kinoro), welche von den Beeren der hohen, am Ufer wachsenden Bäume angezogen wurden. Crevaux erlegte zwei davon mit einem Schusse; sofort rissen ihnen die Indianer die Schwungfedern aus und steckten sie sich in die Ohren. Man kam nur langsam vorwärts, weil die Strömung wegen der zahlreichen Felsen im Flußbette ziemlich stark war. Gegen 3 Uhr zeigte sich mitten in der Stromschnelle Mocori ein Granitfelsen, der $3^1/_2$ m über das Wasser emporragte; die Indianer halten denselben für ein Denkmal, das ein Yolok (Teufel), der die Boote umstürzt, errichtet habe. Oberhalb desselben wird die Strömung ruhig und der Fluß beschreibt große Bogen, die seinen Lauf um das Vierfache verlängern. Dort hat er das Aussehen, wie der Oberlauf des Maroni, Ityapok oder Yary: auf der einen Seite ein 3 m hoch senkrecht abfallendes Ufer von weißem Thon, in welches ein Fisch, der ya-ya der Roucouyennes oder der „cairassier" der Kreolen, zahllose Löcher gebohrt hat. Das gegenüberliegende Ufer dagegen ist flach und sumpfig. An Stelle der Granitfelsen tritt nun Schiefer auf. Nachmittags sah man am Ufer einen kleinen Kaiman, der an einem Pfahle hing und aus Leibeskräften zappelte; Crevaux ließ sein Boot hinzurudern, um die Sache aus der Nähe zu betrachten. Die Falle besteht aus einem biegsamen Holze, an dessen Spitze zwei Seile befestigt sind; das eine bildet eine laufende Schlinge, am andern ist ein an beiden Enden zugespitztes Stück Holz befestigt, um welches Eingeweide gewickelt werden. Dadurch geködert, war der Kaiman unter einer kleinen aus Blättern errichteten Laubenwölbung hindurch gekrochen und hatte die Lockspeise verschluckt. In Folge dessen hatte er an dem Seile gezogen und dadurch ein hakenförmiges Stück Holz ausgelöst, so daß die dadurch nicht mehr gehaltene Stange emporgeschnellt war; der Kaiman aber war auf doppelte Weise gefangen: um den Hals saß ihm die laufende Schlinge und im Rachen wie ein Knebel das spitze Stück Holz.



Kaiman-Falle.

2. November. Um 4 Uhr traf man auf Schieferfelsen, welche die Ouayanas „panakiri tepou" (Felsen der Holländer) nennen, weil sie in einer Reihe stehen, wie die Soldaten in Surinam, welche einst am Maroni Krieg führten. Die Roucouyennes waren erstaunt, die weißen Soldaten sich in einer Linie aufstellen zu sehen, während sie selbst stets im Gänsemarsche, einer hinter dem andern, marschiren. Ferner war ihnen aufgefallen, daß die Holländer hin- und herexercirten, denn sie selbst bewegen sich nur, wenn sie sich nach einer andern Stelle hin begeben müssen, und daß der Soldat, wenn ihn ein Offizier rief, herbeigerannt kam. Sie selbst laufen äußerst selten, und Crevaux hat sie nie anders als im Schritt sich bewegen sehen.

Bald nach Mittag am 3. November traf man auf eine kleine, aber schwer zu passirende Stromschnelle, wo der zwischen hohen Granitfelsen eingeschlossene Fluß mit erschreckender Schnelligkeit dahinschoß. Eines der Boote stellte sich beim Hindurchfahren quer, füllte sich in Folge dessen und sank in wenigen Augenblicken unter. Zum

Glücke war das Wasser nicht tief, so daß man das sämmtliche Gepäck bis auf einige wenige Kleinigkeiten wieder herausfischen konnte. Doch mußte man Halt machen, um die Sachen zu trocknen, was bei der Sonnengluth auf den erhitzten Steinen rasch von Statten ging. Das Cassave war bald eben so trocken, als wie es aus dem Ofen kam, und auch den Patronen hatte das Bad nichts geschadet. Ein Sack Blei war freilich bei dem Schiffbruch verloren gegangen; allein Apatu's Bogen und Pfeile konnten die ausgehende Munition leicht ersetzen.

Am Nachmittage des 4. wurde die Hütte des Häuptlings Alamoïke erreicht, welcher dem Reisenden die Herstellung des Urari zeigen sollte. Derselbe hatte nur einen einzigen Peïto unter seinem Befehle, aber einen wahren Riesen von 1,80 m Höhe, während die Roucouyennes im Durchschnitte kleiner sind als die Franzosen. Von fern gesehen erscheinen sie trotzdem sehr groß, wohl in Folge ihres enormen Oberleibes, welcher zu den kurzen dünnen Gliedmaßen in scharfem Gegensatze steht. Am Abend leistete Crevaux dem Tamuschi, welcher ihn in das Geheim-



Urari (Strychnos Crevauxi).

niß der Pfeilgift-Bereitung einweihen wollte, wie üblich, Vorausbezahlung in Gestalt einer Axt und versprach ihm obendrein einen um den Hals zu tragenden Fünffrankenthaler. Alamoïke selbst kannte als Roucouyenne ursprünglich die Herstellungsweise nicht, sondern hatte sie erst vor Kurzem gegen Erlegung eines Messers und eines kleinen Spiegels von einem Trio-Häuptling erlernt. Früh am nächsten Morgen fuhren Alamoïke und sein einziger Unterthan, Crevaux und Apatu eine Strecke weit stromab und wanderten zwei Stunden weit, bis der Tamuschi vor einer Liane von der Stärke einer Boa Halt machte; dieselbe machte dort, wo sie aus der Erde herauskam, eine große Krümmung und stieg dann ganz gerade bis zum Gipfel eines 25 bis 30 m hohen Baumes empor, mit dessen Laub sie ihre Blätter mischte. Es war die lange ersehnte Pflanze, welche von allen Indianern Guayanas urari genannt wird. Zunächst gab Alamoïke jedem Anwesenden ein Pfefferkorn, das er zerbeißen und hinunterschlucken mußte, und dann erst grub er mit einem Stocke die Erde auf, um die Wurzeln frei zu legen. Gleich darauf faßte er einen großen schwarzen Skorpion beim Schwanze und rief, ohne Furcht oder Schrecken zu zeigen, aus: „yolok“ (Teufel).

Er hütete sich wohl, das Thier zu tödten, das er offenbar für den Wächter des Giftes ansah, und murmelte einige Worte, die offenbar seine Zufriedenheit andeuteten. Bald hatte er einige lange Wurzeln bloßgelegt, welche dicht unter der Erdoberfläche in horizontaler Richtung sich hinzogen. Während dessen sammelte Crevaux Zweige, Blätter und Blüthen der interessanten Pflanze und legte sie zum Trocknen ein; Alamoïke aber packte eine große Menge Wurzeln in zwei rasch aus Palmenblättern verfertigte Körbe, worauf man nach Hause zurückkehrte. Am folgenden Morgen wurden andere zur Bereitung des Giftes nöthige Pflanzen gesammelt, zunächst „potpeu“, eine dem Reisenden nicht unbekannte Pflanze und nahe verwandt dem falschen Jahorandi, welches er 1874 aus Brasilien mitgebracht hatte. Er wußte, daß dieselbe nicht giftig war und fing daran zu kauen an, obwohl ihn Alamoïke, der sie für giftig hielt, ängstlich davon zurückzuhalten versuchte. Aber Crevaux beruhigte ihn mit den Worten: „Es ist keine Gefahr; ich bin eben so gut piay (Zauberer), wie Du.“ Nun hatte Alamoïke vor dem vermeintlich stärkern Kollegen keine Geheimnisse mehr und ließ ihn selbst alle weiteren erforderlichen Pflanzen sammeln. Dazu gehörten vier Species von der Familie der Piperiteen, sämmtlich mit scharfem Geschmacke und Speichelfluß erzeugend, sowie Blätter von der Parasa-Palme. Während des Nachmittages wurden die Urari-Wurzeln, welche 24 Stunden im Wasser gelegen hatten, geschabt. Dabei färbten sich Crevaux's Hände alsbald gelb, als hätte er mit Jodtinktur zu thun gehabt; er kostete ein wenig von der Rinde, die einen sehr ausgesprochenen bittern Geschmack hatte. Am dritten Tage, an welchem Crevaux nicht nur als Zeuge, sondern als Gehülfe bei der Bereitung zugegen war, wurden in der Hütte des Tamuschi die Geschirre zum Filtriren und Auffangen der Flüssigkeiten hergerichtet. Um einen Trichter herzustellen, wurde ein Palmenblatt in Dütenform gerollt, mit großen Dornen zusammengesteckt und an einem Henkel, der aus einer gebogenen Ruthe bestand, befestigt. Als Recipienten dienten Blätter von der Pineau-Palme, deren beide Enden umgebogen waren, so daß sie einen kleinen Trog bildeten. Zuerst reinigte Alamoïke die gesammelten Piperiteen von den Blättern und klopfte Stengel und Wurzeln mit einem Stocke, tauchte sie dann einige Minuten lang in ein Liter kalten Wassers, wobei er sie mit seinen breiten Händen drückte, und fuhr damit so lange fort, bis sie ihren charakteristischen scharfen Geschmack ganz verloren hatten. Dabei wurde stets dasselbe Wasser beibehalten und von der potpeu-Pflanze viel mehr genommen, als von den übrigen Species. Während dessen drückte Crevaux Parasa-Blätter in einem andern Gefäße aus, welches nur etwa $^1/_2$ Liter Wasser faßte. Die Flüssigkeit schmeckte nach nichts, schäumte aber, wie von Seife; ohne Zweifel enthält diese Palme viel alkalische Salze, da man aus ihrer Asche Kochsalz gewinnt. Dann schritt man zu dem wichtigsten Theile der Arbeit, der Gewinnung des Urari-Saftes. Alamoïke benetzte eine reichliche Hand voll Urari mit der alkalischen Parasa-Flüssigkeit und drückte sie dann mit aller Kraft, daß eine dem Tabaksafte ähnliche Flüssigkeit heraustrat, mischte die Piperiteen-Lösung dazu und filtrite das Ganze durch Blätter, welche in den Trichter gelegt waren. Das Produkt, etwa $^1/_2$ Liter, wurde in einem irdenen Topfe aufgefangen, mit einer Hand voll trockenem zerstoßenem Pfeffer gemischt und über Feuer gesetzt. Alamoïke wusch sich dann die Hände am Flusse, während Crevaux den Topf beaufsichtigte, aber bald durch Niesen gezwungen wurde, seinen Posten aufzugeben. Zwei Kinder, die in einer Hängematte schliefen, wurden durch die Pfefferdämpfe aufgeweckt. Diese Wirkung des Pfeffers auf die Riechorgane macht auch die Nachricht glaublich, daß die alten Oyampys ihre Dörfer durch große Mengen ausgestreuten Pfeffers vor der Annäherung der Feinde schützten. Nach etwa 10 Minuten wurde der Topf vom Feuer genommen, Holzpfeile hineingetaucht und an der Sonne trocknen gelassen. Ein kleiner Affe, der in der Nähe herumkletterte, wurde mit einem solchen Pfeile an der Schulter getroffen; eine Minute lang lief er noch weiter, bald danach aber fiel er zu Boden, zeigte sich nach weiteren fünf Minuten schon unempfindlich gegen Nadelstiche und sieben Minuten nach der Verwundung war er todt.

Am folgenden Tage setzte Crevaux seine Fahrt den Parou aufwärts fort.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. F. Ratzel.

IX.

Australien.

Die Gesammtzahl der Chinesen in Australien beträgt nach der Zählung von 1878 44 270, während die Gesammtbevölkerung der australischen Kolonien (ohne die Eingeborenen) Ende 1878 auf 2 603 122 angegeben wurde. 1878 kamen 139 011 Einwanderer nach Australien gegen 95 184, welche auswanderten; es blieb also in diesem einen Jahre ein Ueberschuß von Einwanderern, der fast so groß ist wie die ganze Bevölkerungszahl der Chinesen. Und dabei darf man wohl annehmen, daß in den 20 Jahren, welche seit dem großen Aufschwung der Chineseneinwanderung in Australien am Ende der 50er Jahre verflossen sind, die Zahl der Chinesen auf die Hälfte herabgesunken sei. Es scheint unter diesen Umständen die Aufwerfung der „Chinesenfrage“ hier sachlich keineswegs tief begründet zu sein und wird in der That auch nur verständlich, wenn man die eigenthümlichen Verhältnisse erwägt, welche in Australien sich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte entwickelt haben. In Victoria und Neu-Süd-Wales, den beiden ältesten Kolonien, ist in verhältnißmäßig noch rascherm Tempo als in Kalifornien der Uebergang von der Goldwäscherei und kleinen Farmwirthschaft zum Großbetrieb des Bergbaues, der Viehzucht, der Landwirthschaft und sogar der Anfänge der Industrie gemacht worden, und die daraus sich entwickelnde Prosperität hat die Einwanderung nahezu auf derselben Höhe gehalten, welche sie in den Zeiten des Goldfiebers erklommen hatte. Es trug dazu die Thatsache bei, daß die

Einwanderung auf Kolonialkosten bis in die letzten Jahre beibehalten wurde, obwohl die dringenden Gründe der früheren Jahre nicht mehr vorlagen. Nun hatten aber die Großbetriebe, vorzüglich der Viehzucht, gerade wie in Kalifornien und in den näheren Weststaaten Nordamerikas, eine Masse Ländereien in Besitz genommen, während zugleich die zunehmende Anwendung der Maschinen in Acker- und Bergbau die Nachfrage nach Arbeitskräften erheblich verminderte: beides Gründe geringerer Prosperität für die in unverminderter Zahl und — Armuth einströmenden Einwanderer. So konnte das vor einigen Jahren noch Undenkbare geschehen, daß im Februar 1880 in der Gesetzgebung von Neu-Süd-Wales ein Antrag auf Beschränkung der Einwanderung eingebracht werden konnte. Die letztere Thatsache, die Verschleuderung der Kronländereien an Squatters mit kleinen Königreichen, oder an Gesellschaften mit nach Millionen zählenden Herden, ist aus Parteigründen lange Zeit nicht so beachtet worden, wie es im Interesse des armen Auswanderers zu wünschen gewesen wäre, aber um so stärker erheben sich seit einigen Jahren die Stimmen dagegen (vergl. z. B. die Aufsätze über Neu-Süd-Wales und über „Our Estate in the Colonies" in Colonies and India 1881, Nr. 458 seq., wo unter anderm gesagt ist, daß Victoria bereits mit 4/5 seines dem Areal von Großbritannien gleichkommenden Bodens aufgeräumt hat); indessen das beste und erreichbarste Land ist vergeben und Australien, wo angeblich jeder Mensch so glücklich sein konnte als er nach Beschaffenheit von Kopf und Händen auf freiem, Allen zugänglichem Boden zu sein befähigt ist, laborirt an Ueberfluß von Händen und an Mangel an lohnender Arbeit! Man weiß, wie freudig auch aus diesem Grunde die beiden Weltausstellungen begrüßt worden sind, welche den turbulenten Arbeitermassen von Sydney und Melbourne Nahrung gaben. (Vergl. die Mittheilung über australische Zustände im „Globus" XXXVI, S. 304.) Unter diesen Verhältnissen darf man freilich auch nicht die unvorsichtige, etwas allzu kühn auf die goldenen Ernten künftiger Jahre und auf die gesteigerte Steuerfähigkeit des kommenden Geschlechtes bauende Finanzwirthschaft dieser jungen Länder vergessen, und ebenso nicht die andere Eigenthümlichkeit der kolonialen Entwickelungsstufe, die Demagogie, wie sie besonders in Victoria blüht. Das nothwendige Resultat solcher Mißvergnügen erweckender Zustände wird das Losschlagen auf einen Prügeljungen sein, wo solcher sich finden sollte, und unglücklicherweise ist der geduldige Chinese mit seinen kleinen Tugenden, die den Neid, und seinen kleinen Fehlern, die den Haß des europäischen Kulturmenschen erregen, der denkbar beste Träger solcher Rolle.

Die Antichinesenbewegungen hat es schon früher in Australien gegeben, aber sie waren viel harmloser und unbedeutender gewesen. Im südöstlichen Australien war die chinesische Einwanderung schon im Anfang der 50er Jahre so stark, daß sie in den damals mit Vorliebe von ihnen aufgesuchten Kolonien Victoria und Neu-Süd-Wales zu Gesetzen Anlaß gab, welche die Erhebung einer Kopfsteuer von jedem einwandernden Chinesen verfügte; und später, als diese zurückgenommen werden mußte, zu einem so hohen Zoll auf gewisse chinesische Bedürfnisse, wie Reis und Opium, daß auch dadurch der Aufenthalt der Chinesen in diesen Kolonien mindestens stark erschwert war. Diese Maßregeln hatten ihren Zweck erfüllt, als sie einige Jahre bestanden und in dieser Zeit die chinesische Einwanderung vermindert hatten. Die Zahl der Chinesen hatte wenigstens in Victoria entschieden abgenommen. Sie betrug hier 1861 25 000, 1879 nur noch 18 000. Im Interesse aller Kolonisten hatten diese Beschränkungen ohnehin nie gelegen, und die Unternehmer, Gutsbesitzer, Gewerbetreibenden u. s. f., welche die europäischen Arbeitskräfte um so theuerer zahlen mußten, je spärlicher die in vielen Beziehungen ebenso verwendbaren chinesischen zuflossen, thaten alles, um sie zu beseitigen. Akademische Warnungsrufe, wie der Goldwin-Smith's, welcher die Frage aufwarf, ob Australien den Weißen oder den Gelben gehören werde, vermochten Jahre hindurch nichts an dieser rückläufigen Bewegung zu ändern, bis in Queensland, wo es 1877 allein über 13 000 chinesische Goldgräber gab, Mitte der 70er Jahre eine neue Antichinesenbewegung entstand, welche es in der That bereits 1876 auch zu einer Chinesensteuer brachte. Hier war die chinesische Einwanderung in diesem Zeitpunkte noch eine verhältnißmäßig neue Thatsache, welche, wie überall in den jungen Kolonien, von den Kolonisten mit Freude begrüßt worden war, weil sie einen Hauptmangel beseitigte, indem sie billige und willige Arbeitskräfte zur Verfügung stellte. Auch erhielt sich diese Stimmung so lange die Chinesen sich damit begnügten, als Tagelöhner der Ansiedler zu arbeiten. Sie schlug aber rasch um von dem Augenblicke an, wo denselben beikam, demselben Goldddurst folgen zu wollen, der die Weißen nach den Goldfeldern trieb. Im nördlichen Queensland waren nicht sobald die Goldfelder am Palmer-Fluß entdeckt, als auch Scharen von Weißen und Chinesen dahin eilten. Konflikte zwischen beiden wurden unvermeidlich und es war fast selbstverständlich, daß dieselben zu einer Parteinahme der Gesetzgebung für die Weißen führten. Es kam eine bedeutende Steigerung der chinesischen Einwanderung Mitte der 70er Jahre hinzu; es wanderten z. B. 1877 7254 ein und nur 2016 aus. (Vergl. Mittheilungen hierüber in einem interessanten Aufsatze C. E. Jung's „Globus" XXXVI, S. 299.) Die Legislatur beschloß also in der That im Jahr 1876 eine Besteuerung der Chinesen, im Wesen und der Wirkung ganz ähnlich der Kopfsteuer, welche früher Neu-Süd-Wales und Victoria erhoben hatten, und nur in der Form verschieden. Es sollte nämlich jeder „Asiate" (der Name Chinese kam in dem Gesetz gar nicht vor) 6 Pf. St. pro Jahr mehr für seinen Schürfschein zahlen, als die Europäer. Dieses Gesetz kam auf eine Ausschließung der Chinesen von den Goldfeldern hinaus und wurde als solche in seiner ganzen Willkürlichkeit von denselben empfunden. Einige unter ihnen, welche Kunde hatten von den Verträgen, die zwischen Großbritannien und China bestehen, beschwerten sich beim Governor und scheinen auch die Unterstützung der chinesischen Regierung gefunden zu haben. Das Ergebniß war, daß jener sein Veto gegen das Gesetz einlegte, indem er erklärte, es der Bestätigung durch die königliche Regierung vorbehalten zu wollen. Im März 1877 wurde im englischen Unterhause die Frage gestellt, ob die Regierung das Gesetz bestätigen werde, worauf der Unterstaatssekretär der Kolonien verneinend antwortete. Kurz darauf erließ der Vicepräsident des Executive Council von Queensland ein Rundschreiben, welches der Befürchtung Ausdruck verlieh, „daß sowohl unsere Rechte als unsere Civilisation geschädigt und unser sociales und politisches System gefährdet werde, wenn gegen unsern Willen und entgegen unseren Interessen eine chinesische Einwanderung uns aufgezwungen wird." Sie schätzten, hieß es ferner in diesem Schreiben, den Werth des Vorrechtes britische Unterthanen zu sein, aber wenn sie darum ihre Hoffnung aufgeben sollten, ihr auf sociale und politische Gleichheit gegründetes Gemeinwesen in diesem Sinne weiter zu entwickeln, so würden sie sich dazu nicht bequemen, ohne die ernstesten Versuche ein solches Uebel abzuwenden. Die Kolonien wünschten in ihrer eigenen Art und Weise sich zu entwickeln, und das Vorhandensein von internationalen Vertragsverpflichtungen zwischen Großbri-

tannien und China sollte nicht im Stande sein einen Vorwand zu liefern, um ihnen eine chinesische Einwanderung gegen ihren Willen und gegen ihre Interessen aufzudrängen.

Die krasse egoistische Willkür dieser Auffassung wird besonders klar, wenn man sich daran erinnert, daß Queensland einige Jahre früher sich alle Mühe gegeben hatte, um billige polynesische Kulis für seine Zucker- und Baumwollenpflanzungen auf Wegen zu erlangen, welche nicht selten zum Menschenraub und zur Entvölkerung ganzer Inseln in Polynesien führten. Glücklicherweise machten sich auch gerechtere Stimmen geltend, wie die des Kolonialsekretärs von Queensland, John Douglas, welcher in einer Depesche an Lord Carnarvon sagt: „Die Chinesen sind gesetzlich, mäßig und fleißig, sie leisten den Europäern gute Dienste und sind noch nicht in ernsthafte Wettbewerbung mit denselben auf dem Arbeitsmarkte getreten.“ Andere machten auf die Unklugheit der Queensländer aufmerksam, welche nicht bedachten, daß ihre Goldfelder sich bald erschöpfen würden, während sie nichteuropäischer Arbeitskräfte für ihre tropischen Kulturen stets bedürftig sein würden. Die Presse des Mutterlandes war fast einstimmig gegen die Haltung der Kolonie.

Nach Zurückweisung des frühern Gesetzes durch den Governor und die mutterländische Regierung machte die Gesetzgebung ein neues ganz nach Art derjenigen von Victoria und Neu-Süd-Wales, in welchem die Zahlung von 10 Pf. St. für jeden zu Wasser oder zu Land ankommenden Chinesen vorgeschrieben, die Rückgabe dieser Summe indessen für den Fall vorgesehen war, daß der Chinese binnen 6 Jahren die Kolonie wieder verlassen würde, ohne während seiner Anwesenheit derselben zur Last gefallen zu sein. Auch wurde ein Reiszoll von 1 Penny pro Pfund vorgeschlagen, dessen einziger Zweck natürlich nur die Vertheuerung des Hauptnahrungsmittels der Chinesen und damit ihre Hinausdrängung sein konnte. Es ist uns nicht bekannt, ob diese Maßregeln von der mutterländischen Regierung gebilligt worden sind oder nicht, und ob gewisse Sonderabgaben, welche man auf die von Chinesen hauptsächlich betriebenen Geschäfte legen wollte, zur Durchführung gelangten. Jedenfalls ist Queensland noch auf den Konferenzen von Sydney 1880 und 1881 am schärfsten für antichinesische Maßregeln eingetreten.

Neben ihm trat Südaustralien nun ebenfalls in den Kampf ein und zwar mit genau denselben Waffen wie Queensland. Am 7. August 1880 wurde in die dortige Gesetzgebung ein Gesetzesvorschlag eingebracht, welcher die Landung von Chinesen in größerer Zahl als 1 zu 10 Tonnen des Gehaltes der betreffenden Schiffe verbietet und außerdem eine Steuer von 10 Pf. St. auf jeden einwandernden Chinesen legt. Sicher, von der Regierung „geveto't“ zu werden, blieb dieser Antrag zwar unerledigt, aber er wurde am 15. Oktober durch ein von der Kolonialregierung eingebrachtes „Chinesengesetz“ ersetzt, welches eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. auf jeden ankommenden Chinesen vorschlug und auch zur Annahme gelangte. Auch betheiligte sich Südaustralien an der interkolonialen Konferenz über die Chinesen- und — Phylloxera-Frage, welche am 25. November 1880 in Melbourne zusammentrat und außer der genannten Kolonie noch von Victoria, Neu-Süd-Wales, Queensland und Tasmanien beschickt war, wo es besonders eifrig gegen die sogleich zu erwähnenden Schritte Westaustraliens zur Förderung der Chineseneinwanderung auftrat.

Diese Bewegung in den jungen Kolonien des Nordostens und der Mitte gab Anlaß zur Aufwerfung der Rechtsfrage, inwieweit die von Großbritannien mit China abgeschlossenen Verträge die Kolonien jener Macht verpflichte, die chinesischen Einwanderer aufzunehmen und genau auf demselben Fuße zu behandeln wie die einwandernden Bürger irgend eines andern mit Großbritannien in Vertragsbeziehungen stehenden Staates. Dadurch wurde sie zu einer Angelegenheit von viel erheblicherer Wichtigkeit gestempelt, als sie jemals in jenen älteren Kolonien gewesen war und nahm, was bei der Vorliebe der Australier für politische Diskussionen fast selbstverständlich war, schon sehr bald auch in diesen eine vordere Stelle unter den Tagesfragen ein. Das Beispiel der damals schon brennenden kalifornischen Chinesenfrage war hierbei sicherlich auch nicht ohne Einfluß. Die zweite Leidenschaft dieser heißblütigen Kolonisten, die Association, wurde sogleich mit herangezogen, und so entstand Ende 1878 zuerst in Melbourne eine „Anti-Chinese League“, welche sich auch sofort nach Sydney, Adelaide und Brisbane verbreitete, ihre Verzweigungen in manche kleinere Plätze erstreckte und eine Art von officieller Vertretung ihrer Bestrebungen in der entschieden antichinesischen Haltung der eben erwähnten interkolonialen Konferenzen fand.

In der Gesetzgebung von Neuseeland wurde 1880 gleichfalls eine „Chinese Immigration Prohibition Bill“ eingebracht, welche im August bereits eine zweite Lesung erfahren hatte. Ihre Hauptbestimmung bestand in der Festsetzung einer Kopfsteuer von 10 Pf. St. für jeden einwandernden Chinesen. Da in Neuseeland die 1878 zu 4433 angegebene Zahl der Chinesen sich im Laufe der letzten Jahre erheblich vermindert hatte, so war ein dringender Grund für solche Gesetzgebung hier gar nicht vorhanden. Aber man schützt die Nothwendigkeit einer Vorbeugung für künftige Fälle vor, wo Hungersnoth oder Krieg die Wellen der chinesischen Auswanderung wieder höher schwellen lassen möchte. Schon früher hatte sich auch die Gesetzgebung von Tasmanien in antichinesischem Sinne ausgesprochen und eine ähnliche Kopfsteuer beschlossen.

Es ist belehrend zu sehen, wie gleichzeitig mit dieser antichinesischen Bewegung in Queensland, Victoria u. s. f. in Nordaustralien, der erst werdenden, nach Menschenkräften irgend welcher Art dürstenden Kolonie, ein starkes Verlangen nach Steigerung der chinesischen Einwanderung sich kundgab. Man erleichterte dort den Chinesen, die unter Kuliverträgen eingeführt worden waren, das Verbleiben nach Ablauf ihrer meist nur auf ein bis zwei Jahre gehenden Arbeitsverträge in jeder Weise und war froh, wenn sie sich zum Vortheil der Kolonie 15 bis 20 Jahre verpflichten wollten. Nicht minder kam man ihnen in Westaustralien entgegen, das allerdings mit seinen 30 000 Einwohnern das Recht hat, Vermehrung seiner Einwohnerzahl zu suchen, wo immer es sie finden mag. Am 28. December 1880 erschien in dem Regierungsblatt dieser Kronkolonie die Mittheilung, daß die Einwanderung von Chinesen auf öffentliche Kosten befördert werden solle. Die Abgeordneten der älteren Kolonien, welche gerade damals ihre mitunter auch gegen die Chinesen-Zuwanderung beziehungsweise auf Hinausschaffung derselben gerichteten Berathungen in Sydney pflogen, beschwerten sich darauf am 25. Januar 1881 beim Earl of Kimberley, indem sie darauf hinwiesen, daß in dem Augenblick, wo die fünf von ihnen repräsentirten Kolonien mit ihrer Bevölkerung von $2^1/_2$ Millionen einstimmig gegen weitere Zufuhr von Chinesen seien, die öffentliche Förderung derselben in Westaustralien einen übeln Eindruck machen und für diese Kolonie selbst unangenehme Folgen haben könnte. Sie drohten in dem Style des oben angeführten Schreibens des Executive Committee von Queensland mit Maßregeln, welche die anderen Kolonien sich genöthigt sehen würden im Verkehr mit den Häfen Westaustraliens zu nehmen, falls

dieses auf seiner Politik beharre. Einstweilen hat nichts Weiteres über die Entwickelung dieser Angelegenheit verlautet.

Nachdem wir in unserm einleitenden Abschnitt (s. Bd. XXXIX, S. 108) das Urtheil eines australischen Politikers über die Chinesen, ein typisch absälliges Urtheil, mitgetheilt, möge es gestattet sein, zum Schluß ein aus anderer Tonart klingendes anzuführen, das mindestens zeigen mag, daß nicht alles, was sich mit Stolz „Gumsucker" nennt, von Chinesenhaß geschwellt sein muß. James Inglis, dessen offene, unumwundene Urtheile sein Buch „Our Australian Cousins" (1880) zu einer der besseren Quellen zur Kenntniß europäo-australischen Wesens stempeln, spricht sich über die Chinesen, speciell in Queensland, folgendermaßen aus: „Sie sind nett gekleidet und machen einen gesunden zufriedenen Eindruck. Manche haben ihr Haar bereits ganz à la militaire verschnitten, und Einige sehen wie respektable wohlhabende Gentlemen aus. Mit all seinem Schmutz, seiner Vorliebe für Opium sowie für Speisen von geheimnißvoller Zusammensetzung und seinem Abscheu vor Seife und Wasser hat John manche gute Seiten und ist im Ganzen ein nicht zu verachtender Kolonist. Als Hausirer und Kleinhändler ist er geduldig, fleißig und sparsam, als Koch und Hausdiener ruhig, fügsam und arbeitsam, als Gärtner oder Bergarbeiter geschickt, mäßig, fleißig. Bei alledem bildet er für den hiesigen Arbeiter einen Gegenstand des Hasses. Der Unionist verabscheut ihn aufs Aeußerste, während die Politiker nicht wissen, was sie mit ihm anfangen sollen. Auch in Queensland hängen Wolken an seinem Horizont." Wie der Chinese selber diese Bedrohung ansieht, haben wir bei Erwähnung des von chinesischer Seite ausgegangenen Pamphlets „The Chinese Question in Australia" (Melbourne 1879) gesehen. S. o. Bd. XXXIX, S. 106.

* * *

In Victoria und Neu-Süd-Wales weckte eine seit Beginn dieses Jahres gesteigerte Einwanderung von Chinesen die Chinesenfrage aufs Neue und rief Volksversammlungen und Deputationen, welche sich einer drohenden Sprache gegen die Mongolen bedienten, zusammen. Im April und Mai d. J. sollen allwöchentlich in Sydney 1000 und mehr angelangt sein. Solche Zahlen bedeuten eine wenig willkommene erneute Steigerung der von 1871 bis 1881 von 17 935 auf 11 796 gefallenen Chinesenbevölkerung von Victoria. Wie immer waren fast keine Weiber unter den Neu-Einwanderern, wie denn in der letzt angegebenen Censuszahl deren nicht mehr als 196 sich befanden. Man schrieb diesen plötzlichen starken Zufluß hauptsächlich dem Umstande zu, daß in Brisbane die Chinesensteuer von 10 Pf. St. die Landung fast jedes chinesischen Einwanderers unmöglich macht. Am 12. Mai wurde in New Castle (N.-Süd-Wales) eine große Volksversammlung gegen die Chineseneinwanderung abgehalten. Der Deputation derselben sagte der damalige Premierminister, daß die Regierung alles gethan habe, was möglich sei, um die Chinesen fern zu halten. Sie sehe in ihnen keine wünschenswerthen Kolonisten, aber auch keine Gefahr. In Victoria dagegen versprach der weniger skrupulöse Premierminister Berry, daß er gleich im Beginn der nächsten Tagung der Gesetzgebung ein Chinesengesetz in der Richtung der Beschlüsse der interkolonialen Konferenz vorlegen werde, „das weiter gehen werde als irgend ein früheres."

Der gegenwärtige Zustand und die Zukunft von Rio grande.

Von Dr. **H. v. Ihering** in Taquare de Mundo novo, Prov. Rio grande do Sul, Brasilien.

Im Augenblicke lenkt ein heftig entbrannter Streit die Augen aller für Südbrasilien sich Interessirenden auf sich, es ist die Sucht des großen Handelplatzes Rio grande, die sinkende Macht sich zu bewahren, den natürlichen Gang der Entwickelung einhalten und sich seine hervorragende Stellung erhalten zu wollen. Den Anlaß dazu giebt die geplante Einrichtung einer Alfandega (Zollstätte) in Pelotas, wodurch natürlich die bisherige Abhängigkeit des letztern Platzes von Rio grande aufgehoben wird. Kein Wunder daher, daß der älteste und früher wichtigste und selbst einzige große Handelsplatz der Provinz dieses Projekt ungern sieht und unter allerlei Vorwänden demselben entgegenarbeitet, kein Wunder aber auch, daß andererseits diese Lokalinteressen nicht durchschlagen und die Begründung der Alfandega von Pelotas nicht oder wenigstens nicht mehr auf lange Zeit werden hindern können. Denn so sehr auch das Gedeihen von Rio grande der Provinz am Herzen liegen muß, so kann doch der naturgemäße Entwickelungsgang und Fortschritt nicht der einen Stadt wegen aufgehalten werden.

Pelotas hat einen guten Hafen, in welchem die überseeisch ankommenden Schiffe ebenso gut einlaufen können, wie in Porto alegre. Da aber in Pelotas keine Alfandega sich befindet, so müssen die für diesen Ort bestimmten Waaren zuerst nach Rio grande gehen, woraus für den Handel von Pelotas die Nothwendigkeit erwächst, in jener Stadt Filialvertretung zu haben. Das vertheuert natürlich das Geschäft sehr und schädigt den von Pelotas aus nach den Kolonien betriebenen Handel. Der Besitz einer eigenen Alfandega wird daher Pelotas eingeräumt werden müssen, sobald, wie das jetzt der Fall ist, der Handel hierzu hinreichend ist. Pelotas verdankt diesen Umstand einerseits den großen Schlachtereien und dem, was damit zusammenhängt, wie z. B. Guanofabrikation &c., andererseits dem Handel nach den anstoßenden Kolonien. Daß für Pelotas und die Provinz die Einrichtung der Alfandega ein großer Vortheil wäre, ist ebenso klar wie der Verlust, den Rio grande damit erleiden würde. Ganz in derselben Weise hat seiner Zeit Rio grande die Alfandega von Porto alegre bekämpft, und doch sind jetzt die Zolleinnahmen beider Orte fast gleich oder werden es doch wohl bald sein. Die offiziellen Daten der Einnahmen des Zollamtes von beiden Orten zeigen eine ganz gewaltige Zunahme für Porto alegre an, mithin ein relatives Zurückgehen von Rio grande. Ich theile in nebenstehender Tabelle die betreffenden der Gazetta de Porto alegre 1880 Nro. 230 entnommenen Zahlen mit.

Es hat mithin der Handel von Porto alegre, soweit er sich auf Import bezieht, in den letzten zwei bis drei Jahren sich im Verhältniß zu jenem von Rio grande sehr gehoben. Nach den von Wappaeus mitgetheilten Zahlen stellte sich im Jahre 1867/68 das Verhältniß so, daß wenn man die Zollimporteinnahmen von Rio grande zu

Jahr		Import von Porto alegre in Milreis	Import von Rio grande in Milreis	Procentverhältnisse von Porto alegre, wobei die Zahlen von Rio grande zu 100 gesetzt sind
1877/78	1. Semester	379 008	873 459	42,5 Proc.
	2. Semester	402 584	848 578	47,4 „
	Total	781 592	1 722 037	45,5 „
1878/79	1. Semester	634 715	872 263	72,7 „
	2. Semester	791 434	1 134 254	69,7 „
	Total	1 426 249	2 006 517	71,3 „
1879/80	1. Semester	869 273	1 122 768	77,4 „

100 setzt, jene von Porto alegre 27 betrugen. Die von Wappaeus mitgetheilten Zahlen stehen nicht ganz im Verhältniß zu jenen, welche wir hier anführen, die Art der Gewinnung derselben, Brutto, Netto zc. mag eine andere sein, doch hat das für unsere Zwecke nichts zu sagen, wo es nur gilt, die relativen Zahlen zwischen beiden Plätzen festzustellen. Während wir nun, wie bemerkt, das Verhältniß des Importes von Porto alegre zu jenem von Rio grande 1867/68 wie 27 : 100 finden, stellt sich das im Jahre 1877/78 zu 45 und 1879/80 zu 77. Oder wenn wir umgekehrt die Zahlen für Porto alegre als Einheit nehmen und zu 100 setzen, so beziffern sich die Zahlen für die letzten fünf Semester zu 235 — 211 — 137 — 143 — 129. Die rückgängige Bewegung des Importhandels von Rio grande geht hieraus klar hervor. Allerdings ist der Rückgang bisher nur ein relativer, allein auch das wird sich noch ändern. Das nächste Jahr bringt in Porto alegre die am 1. Okt. zu eröffnende deutsch-brasilianische Ausstellung, von der man sich für den Handel mit Deutschland einen lebhaften Aufschwung versprechen darf und welche das immer mehr hervortretende Uebergewicht der Hauptstadt Porto alegre nur noch mehr befestigen wird. Ferner ist, wie oben bemerkt, der ganze Handel von Pelotas, einem immer mehr sich hebenden Orte, bis jetzt an die Alfandega von Rio grande geknüpft, und in dem Momente, in dem Pelotas seine eigene Alfandega erhält, wird es für jene von Rio grande einen großen Ausfall setzen. In noch größerm Maße würde das der Fall sein, wenn etwa der Hafen von Torres oder sonst ein geeigneter Hafen etwa von der Provinz St. Catharina eröffnet und durch Eisenbahnverbindung mit Porto alegre nutzbar gemacht würde. Es ist das ein schon oft besprochener Plan, von dem es nicht klar ist, wie weit seine Vereitelung den Bemühungen der Kaufmannschaft von Rio grande zuzuschreiben ist, der aber sicher noch einmal zur Ausführung kommt. Der Umstand, welcher für die Provinz über kurz oder lang einen andern mit Porto alegre in Eisenbahnverbindung stehenden Hafen nöthig macht, ist der schlechte Eingang in die Lagoa dos patos, ist die gefährliche Barre von Rio grande, an der beständig so viele Schiffe scheitern. Die Passage dieser Untiefe, deren Konfiguration durch den von den Wogen beständig hin- und hergeworfenen Sand immerzu geändert wird, so daß immerzu die Tiefe gemessen werden muß, ist so gefährlich wie kaum irgend eine andere, und nirgends gehen im Verhältniß zur Zahl der einlaufenden Schiffe so viele zu Grunde wie da. Es scheint, als ob mit sehr beträchtlichen Mitteln da keine ständige Abhilfe zu schaffen ist. Begreiflich, daß unter solchen Umständen auch die durch Versicherung zc. erwachsenden Unkosten beträchtlich sind, und die Fracht von Hamburg nach Porto alegre sehr viel höher kommt, als jene nach Montevideo. Gäbe es aber einen andern sichern Hafen mit Eisenbahn nach Porto alegre, so würden sich die Transportkosten viel niedriger stellen. Als solcher Hafen ist der von Torres, nördlich von Rio grande, in Aussicht genommen worden. Die Untersuchung desselben durch einen Ingenieur fiel gegen denselben aus; allein man behauptet, daß dieses Resultat von Rio grande für vieles Geld bestellt worden sei, und jedenfalls glaubt man in Porto alegre nicht an die Unbrauchbarkeit des betreffenden Hafens, an dem freilich noch vieles gethan werden müßte. Ich hoffe, daß ich hierüber mir später aus eigener Anschauung ein Bild werde machen können.

Käme es zur Herstellung des Hafens von Torres, so würde das für Rio grande ein ganz entscheidender Schlag sein. Allein auch ohnedem wird die zunehmende Wichtigkeit von Porto alegre und von Pelotas den Handel von Rio grande zurückgehen lassen. Auch die eifrigsten und kostspieligsten Bemühungen für Rio grande würden daran nichts ändern können. Es finden im Welthandel überall und beständig Verschiebungen statt, durch welche neue Plätze emporkommen und alte von ihrer Machtstellung herabsinken. So ist es hier in der Provinz in Folge der Aenderung und Vermehrung der Verkehrsstraßen nach der Serra mit zahlreichen kleineren Plätzen gegangen, und man darf nur die Namen Venedig, Gent, Lübeck u. a. nennen, um zu wissen, daß auch in Europa dieselben Verhältnisse spielen. Noch ist Rio grande ein wichtiger Platz und sehen wir sogar seine Zolleinnahmen noch im Steigen begriffen und steht auch eine beträchtliche Veränderung nicht in unmittelbarer Aussicht, aber die Zahlen und Thatsachen, die wir mittheilten, geben zu denken. Noch sei zur Erläuterung dieser Zahlen bemerkt, daß für die letzten beiden aufgeführten Semester die Verhältnisse etwas anders liegen als für die früheren. Mit dem zweiten Semester 1878/79 ist nämlich der für die Provinz Rio grande do Sul festgesetzte Specialtarif in Kraft getreten. Diese durch den starken Schmuggel und die Grenzlage der Provinz bedingte Ausnahmsstellung ist für die Provinz von eminenter Wichtigkeit. Seit langen Jahren erstrebt und erst seit einem Jahre in Wirksamkeit, ist gleichwohl dieser Specialtarif, der für die anderen Provinzen einen Gegenstand des Neides bildet, schon wieder lebhaft angegriffen, Dank zumal dem Einfluß des Herrn Cotegipe in Rio de Janeiro, der seinen steigenden Einfluß in aller Weise zur Benachtheiligung der Pro-

vinz Rio grande do Sul geltend zu machen sucht. Dessen bedarf es aber wahrlich nicht! Keine Provinz des Kaiserreiches hat demselben so große Dienste geleistet wie Rio grande do Sul, und militärisch ist Brasilien nichts ohne diese Provinz, die z. B. im Kriege mit Paraguay mehr als die Hälfte der Soldaten und zwar die besten gestellt hat. Die Gazetta de Porto alegre hat kürzlich eine lange Serie von höchst interessanten diesen Gegenstand behandelnden Artikeln gebracht, in denen ihr geistvoller Verfasser, C. v. Koseritz, die Stellung der Provinz zum Kaiserreiche beleuchtet. Immerzu wird das aber doch nicht gehen, und irgendwie ernstere gegen die Provinz gerichtete Schritte könnten ebenso wie unbequeme kriegerische Verwickelungen, in denen wieder die Provinz für die anderen die Kastanien aus dem Feuer holen müßte, die Selbständigkeitserklärung der Provinz zur Folge haben. In der Besorgniß vor diesem Ereignisse liegt die sicherste Garantie für die Berücksichtigung der Interessen von Rio grande do Sul. Gewiß ist es auch nur diesem Umstande zu verdanken, daß jetzt bei der Wahlreform der heftig bekämpfte Artikel 8 endlich doch durchging, durch welchen auch den Naturalisirten und Akatholiken die Wählbarkeit zu Deputirtenstellen eingeräumt wird.

Die Frage der Kommunikationsmittel der Provinz scheint gerade jetzt wieder in den Vordergrund treten zu sollen. Seitens der minder prosperirenden Nachbarprovinz St. Catharina wird eine die Serra übersteigende Eisenbahn projektirt, welche von St. Catharina bis Porto alegre führen soll. So sehr nun auch im Allgemeinen die weitere Ausbildung des Eisenbahnnetzes zu wünschen ist, so wenig ist doch der Provinz Rio grande mit einer engern Verbindung mit St. Catharina gedient, da es fast nur diese Provinz wäre, welche daraus Vortheil ziehen würde, indem sie den Handel der Nachbarprovinz von sich abhängig machte. Von Eisenbahnen, welche die Südprovinz mit anderen in Verbindung setzen sollen, sind vor allem zwei zu fordern, eine, welche durch das Gebiet der Missionen ziehend die Verbindung mit S. Paulo und damit auch mit Rio de Janeiro herstellt, und sodann die schon in Angriff genommene Südbahn, welche in Uruguyana endend die Verbindung mit dem mächtigen Uruguay-Strome herstellen wird.

Wenn damit eine zweckmäßige Verbindung mit Nachbarprovinzen und -staaten erreicht wird, so bleibt die Hauptfrage, jene des Hafens, eine offene. Wie schon erwähnt, ist die den Hafen von Rio grande verlegende Untiefe, die berüchtigte Barre, eine große Kalamität. Man veranschlagt die Summe, welche zur ordentlichen Herstellung der Einfahrt erforderlich wäre, auf circa 8 Millionen Mark. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß selbst nach einer einmaligen solchen Ausgabe immer wieder große Summen zur Instandhaltung und zur Verhütung der Versandung geopfert werden müssen, und die Frage nach der Eröffnung eines andern Hafens, speciell nach der Erweiterung und Eröffnung des Hafens von Torres wird daher immer von Neuem wieder in Frage kommen.

Aber wollte man selbst die unerhörtesten Kosten für die Ausbesserung des Hafens von Rio grande nicht scheuen, so ist doch die geologische Beschaffenheit des Terrains nicht danach angethan, dazu zu ermuntern. Es steht nämlich fest, daß die Küste von Südbrasilien einem Hebungsgebiete angehört. Die Küste ist in einer langsamen Emporhebung begriffen; darauf weist schon die Konfiguration derselben hin, vor allem die Anwesenheit der zahlreichen kleinen zum Theil noch mit dem Meere in Verbindung stehenden Seen, welche sich entlang der Küste hinziehen. Ich hoffe dieselben binnen Kurzem einer nähern Untersuchung unterwerfen zu können und zweifle nicht deren Reliktenfauna nachweisen zu können. Austern, die einige Meter über dem Meeresspiegel festgewachsen angetroffen wurden, sichern ebenso wie Sambaquis (Muschelhügelgräber, s. „Globus“ XXVI, S. 193), welche weit entfernt von der Meeresküste landeinwärts sich befinden, die angeführte Thatsache. Sofern nun dieser Hebungsprozeß nicht bald zum Stillstande kommen sollte, so wird sich die Stadt Rio grande immer mehr heben und ihr Hafen immer unbrauchbarer werden. Nur der Umstand, daß mächtige Ströme ihr Wasser in die Lagoa dos Patos ergießen, sichert Porto alegre die offene Verbindung mit dem Meere. Allein es bleibt abzuwarten und zu untersuchen, in welcher Weise sich die Deltabildung, zu der es dann wohl kommen muß, anlegt. Noch liegen hierüber keinerlei Ermittelungen vor, noch ist überhaupt der Standpunkt des Naturforschers, den ich hier vorlegte, nicht in Betracht gezogen worden. Daß aber dieser Gesichtspunkt ernst ins Auge gefaßt werden muß und wird, wird die Zukunft lehren.

Die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ zum Aufsuchen des Nordpolfahrers „Jeannette“.

Von **Theodor Kirchhoff**.

San Francisco, am 18. Juni 1881.

Am 16. Juni dieses Jahres verließen fast gleichzeitig zwei Expeditionen unter den Auspicien der Vereinigten-Staaten-Regierung die amerikanischen Gestade des Atlantischen und des Stillen Oceans, um wo möglich eine Spur von dem vor jetzt beinahe zwei Jahren nach den unbekannten arktischen Regionen abgefahrenen Nordpolfahrer „Jeannette“ zu finden.

Aus dem Hafen Norfolk in Virginien fuhr, wie uns eine kurze telegraphische Depesche berichtet hat, der für eine Seereise vor vier Monaten ausgerüstete V.-St.-Dampfer „Alliance“ nach dem nördlichen Eismeer ab, um dort zwischen Norwegen und Spitzbergen nach der „Jeannette“ zu suchen. Näheres ist über dieses etwas seltsam scheinende Unternehmen nicht bekannt geworden. Das Marine-Departement der Vereinigten Staaten muß die Möglichkeit in Aussicht genommen haben, daß die „Jeannette“ auf der Nordost-Passage aus der Beringsstraße in das Nördliche Eismeer in die Nähe von Spitzbergen gelangt ist: eine allerdings sehr fern liegende Vermuthung!

Genaueres bin ich im Stande über die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers“ mitzutheilen, welcher, ebenfalls am 16. Juli, den Hafen von San Francisco auf der Suche nach der „Jeannette“ verlassen hat.

Vor einigen Monaten brachte die V.-St.-Regierung für die Summe von 100 000 Dollars den Walfischfänger-Dampfer „Mary and Helen“ käuflich in ihren Besitz, gab demselben den Namen „Rodgers“ und ließ das für arktische Seereisen besonders geeignet scheinende Schiff im Kriegshafen von Mare Island in der Nähe von San Francisco auf das Sorgsamste für eine Nordpolfahrt ausrüsten. Das Kommando des „Rodgers“ wurde dem V.-St.-Marinelieutenant Robert M. Berry übertragen, der sich auf der „Tigreß“ bei der Suche nach der „Polaris“ besonders auszeichnete und mit den Schwierigkeiten und Gefahren einer Fahrt in das Eismeer wohl vertraut ist. Die Unterbefehlshaber des „Rodgers“ sind sämmtlich erprobte Offiziere von der V.-St.-Flotte. Als Berichterstatter des New Yorker „Herald“ geht William H. Gilder mit, der sich bei Lieutenant Schwatka's Expedition nach King William's Land in derselben Eigenschaft betheiligte und eine literarisch glänzende Beschreibung dieser ereignißreichen Fahrt zuerst in den Spalten jenes Weltblattes veröffentlichte. Da die Expedition der „Jeannette“ von Bennet, dem Eigenthümer des „Herald“, geplant wurde, der auch die Kosten ihrer Ausrüstung trug, so konnte es die Regierung der Vereinigten Staaten selbstverständlich nicht ablehnen, einem Berichterstatter des „Herald“ Passage auf dem „Rodgers“ zu gewähren, was bei der literarischen Tüchtigkeit des Herrn Gilder, welcher für die Schrecken und Wunder der arktischen Natur ganz enthusiasmirt ist, gewiß nur zum Vortheil dieser Nordpolfahrt — einerlei was der Erfolg derselben sein möge — ausfallen wird.

Der „Rodgers“, ein Dampfer von 420 Tonnen, wurde in Bath im Staate Maine als Walfischfahrer gebaut und ist, wie schon bemerkt wurde, aufs Beste für eine Fahrt ins Eismeer ausgerüstet worden. Die Besatzung des Schiffs besteht aus 9 Offizieren und 15 tüchtigen Matrosen, wozu die nöthigen Maschinisten, Heizer &c. kommen: zusammen 35 Seelen. Proviant, worunter ein großer Vorrath von Pemmican und Citronensäure, ist genug eingelegt worden, um die Besatzung vier Jahre lang und im Nothfall fünf Jahre lang zu unterhalten. Wissenschaftliche Instrumente sind in großer Auswahl vorhanden, und werden namentlich Tiefseemessungen in der Beringsstraße vorgenommen werden, um wo möglich die noch immer unbestimmte Strömung des warmen japanesischen Stromes genau festzustellen.

Das Hauptunternehmen des „Rodgers“ soll jedoch nicht eine wissenschaftliche Erforschung des Polarmeeres oder die Erreichung des Nordpols sein, sondern das Auffinden der „Jeannette“, und wird seine Fahrt diesem Zwecke entsprechend geleitet werden. Die „Jeannette“ wurde zuletzt gesehen, als sie in nördlicher Richtung nach der Heraldinsel steuerte. In seinem letzten an seine Frau gerichteten Briefe schrieb De Long, er beabsichtige an der Ostküste von Wrangel's Land nordwärts zu fahren, und würde jede 25 Miles in am Lande angelegten Cairns (verschlossene Steinbehälter zum Aufbewahren von schriftlichen Nachrichten) über den Verlauf der Expedition berichten. Da das Wetter damals sehr günstig war, so wird er ohne Zweifel so weit als möglich nach Norden vorgedrungen sein, ehe er Winterquartiere bezog und Schlittenfahrten ausrüstete; und ist es jetzt die Absicht des Befehlshabers des „Rodgers“, seiner Spur so viel als möglich zu folgen.

Falls die „Jeannette“ nicht verloren gegangen ist, wird sie entweder bei Wrangel's Land im Eise festliegen oder sie wurde durch die an der Küste von Alaska in nordöstlicher Richtung fließende Strömung nach der Prinz-Patrick-Insel und weiter fortgetrieben, möglicherweise sogar durch die Bank's-Straße, oder durch den Melville-, Barrow- oder Lancastersund nach der Baffin's-Bai und weiter in das nördliche Atlantische Eismeer. Gilder, der Herald-Korrespondent, glaubt sogar an die Möglichkeit, daß De Long mit der „Jeannette“ durch eine von Wrangel's Land direkt nördlich einsetzende Strömung über den Pol in das Atlantische Meer gelangt ist, und daß seine Fahrt in diesem Falle die berühmteste aller Nordpolfahrten sein würde, d. h. wenn er lebendig davonkommt: eine Annahme, die bei einer solchen abenteuerlichen Fahrt allerdings schon beinahe einen Wunderglauben voraussetzt.

Lieutenant Berry hofft gegen Ende August mit dem „Rodgers“ in die Nähe der Heraldinsel oder nach Wrangel's Land zu gelangen. Sollte De Long sein Schiff im Eise verloren haben, so würde man ihn und seine Mannschaft vielleicht am Südende von Wrangel's Land finden. Vieles glaubt Berry in diesem Jahre nicht mehr vollbringen zu können, da die lange Nachtzeit bald nach seiner Ankunft im hohen Norden eintreten wird; aber er hofft im nächsten Jahre beim Eintritt der langen Tage in der Lage zu sein, die Witterung auf das Beste ausnutzen zu können.

Der „Rodgers“ wird zunächst unter Segel nach Petropaulowsk fahren, um dort Hunde und Schlitten an Bord zu nehmen, und hofft man, jenen Hafen in 25 bis 30 Tagen erreichen zu können. Von dort wird das Schiff nach St. Michaels in Alaska steuern, um Kohlen einzunehmen, dann nach der St.-Lawrence-Bai und an der nördlichen sibirischen Küste entlang, um wo möglich etwas von der „Jeannette“ zu erfahren. Vom Kap Serdze-Kamen, wo Briefe bei einem Tschuktschen-Aeltesten hinterlegt werden sollen, wird der „Rodgers“ nach der Heraldinsel fahren und dort nach Cairns suchen, welche von der „Jeannette“ Kundschaft bringen mögen. Falls die Expedition keine Nachrichten von der „Jeannette“ auf der Heraldinsel findet, wird Lieutenant Berry sich von dort zunächst nach Wrangel's Land begeben. Der Winter wird dazu benutzt werden, Schlittenfahrten an der Ostküste von Wrangel's Land auszuführen, wobei auch dort mit der größten Aufmerksamkeit nach Cairns von der „Jeannette“ gesucht werden soll. Lieutenant Berry hat erklärt, daß er nicht der Route des mit dem „Thomas Corwin“ einen Monat früher nach Norden gefahrenen Kapitäns Hooper folgen werde. Dieser habe ihm gesagt, daß er die Westküste von Wrangel's Land nach der „Jeannette“ absuchen und alsdann nach dem Hafen von Michalitschki fahren wolle, wo er den „Rodgers“ gern vorfinden möchte. Kapitän Hooper beabsichtigt später die Nordküste des amerikanischen Kontinents bis nach der Prinz-Patrick-Insel abzusuchen, und glaubt, daß De Long dorthin verschlagen wurde, falls dieser nicht bei Wrangel's Land vom Eis blockirt ist. Im Fall keine Nachrichten von der „Jeannette“ ausgekundschaftet werden können, beabsichtigt Lieutenant Berry in zwei Jahren nach San Francisco zurückzukehren. Das Durchführen des oben vorgezeichneten Programms hängt natürlich ganz von Umständen ab, und es ist dem Ermessen des Kommandeurs des „Rodgers“ vollständig anheimgestellt worden, dasselbe nach Gutdünken abzuändern.

Der Abfahrt des „Rodgers“ aus dem Hafen von San Francisco sahen mindestens 10 000 Menschen zu, welche die Quais und Hügel an der Hafenfront in dichter Menge bedeckten. Sämmtliche Schiffe im Hafen flaggten und begrüßten den langsam vorbeidampfenden Nordpolfahrer auf Seemannsweise mit sich senkenden Farben, die Dampfschiffe ließen ihre schrille Stimme erschallen und eine zahlreiche Flottille begleitete ihn bis zum Goldenen Thor. Auf einem der Geleitdampfer befanden sich der Gouverneur des Staates Californien, die obersten Stadtbehörden von San Francisco,

Deputirte der Handelskammer und viele Marineoffiziere und hervorragende Bürger.

Möge dem „Rodgers“ und seiner wackern Besatzung die Freude zu Theil werden, die „Jeanette“ im eisigen Norden aufzufinden, oder uns wenigstens Kunde bringen von dem Schicksal De Long's und seiner Gefährten; möge diese wohlgeplante und mit aller menschlichen Vorsicht ausgerüstete Expedition mit Ruhm bedeckt aus der Polarnacht an die sonnigen Gestade Californiens zurückkehren — dieser Wunsch war im Herzen eines Jeden der Tausende, welche den kühnen Männern auf dem „Rodgers“ bei ihrer Abfahrt von San Francisco nachschauten.

Die geplanten Eisenbahnen und die deutschen Interessen in Mexico.

Von **Karl Lamp.**

In Bd. XL, Nro. 3, bringt der „Globus“ eine kurze Notiz, wonach in Folge der amerikanischen Unternehmungen auf mexicanischem Boden gegen die Amerikaner und die sie begünstigende gebildete, von Europäern abstammende Klasse unter der eingeborenen Bevölkerung eine bedrohliche Aufregung herrsche.

In einer der letzten Nummern des „Globus“ habe ich schon der Meinung Ausdruck gegeben, daß die Eisenbahnbauten und sonstigen Unternehmungen, welche die Amerikaner in Mexico vorhaben, ihnen zwar keinen unmittelbaren Vortheil, wohl aber ihrer Nation mit der Zeit das Land in die Hand bringen können.

Jetzt werde ich nochmals auf diese Frage zurückkommen und zwar, um kurz zu erörtern, in wie weit sie die deutschen Interessen in Mexico berührt. Angeregt dazu werde ich durch eine Bemerkung in der oben erwähnten Notiz: „Die fremden Kaufleute tragen ihr Theil dazu bei, die Amerikaner bei dem Volke verhaßt zu machen.“ Wenn ihnen auch vielleicht die Neigung und noch mehr die Gelegenheit dafür fehlen, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß Spanier und Deutsche — hauptsächlich diese beiden Nationen kommen in Betracht — allen Grund dazu hätten.

Deutschland hat in Mexico Interessen von unverächtlichem Gewicht. Viele gewerbliche Unternehmungen, namentlich fast alle Brauereien, deren es freilich überhaupt nicht viele giebt, dann außer einigen kleineren ein großes Hüttenwerk für Silbererz — die hacienda de beneficio „Arcos“ südwestlich von Toluca, die der Darmstädter Familie Stein gehört —, die große Papierfabrik „Belen“ bei der Hauptstadt, ferner zahlreiche Apotheken, Hut- und Uhrmachereien, mehrere Druckereien, endlich nicht wenige große Landgüter sind in deutschen Händen. Ferner wird fast der ganze Ausfuhr- und Einfuhrhandel von einigen Dutzend großer deutscher Häuser, von denen einige daneben auch Bankgeschäfte betreiben, besorgt. Allerdings bringen dieselben nur zum Theil deutsche Erzeugnisse in den Verkehr; der Kaufmann kauft eben dort ein, wo er die beste und im Verhältniß billigste Waare bekommt, und er hat von seinem Standpunkte aus ein Recht dazu. Aber jener Theil ist doch besser wie nichts und es würde von deutschen Waaren eben fast nichts verkauft werden, wenn nicht deutsche Kaufleute den Handel in Händen hätten. Dann bringen die meisten Kaufleute ihr Erworbenes in die Heimath zurück und bereichern so diese. Sehr viele der großen Hamburger und Bremer Häuser sind durch solche Kapitalien erstanden. Kurz, jene Länder bringen uns wenigstens etwas von den Vortheilen, welche den europäischen Mächten ihre Besitzungen in den Tropen eintragen.

Alle diese Interessen nun sind durch die amerikanischen Unternehmungen in ihrem Dasein bedroht. Freilich würden den Deutschen die Bahnen ebenso gut zu statten kommen, als den zukünftigen amerikanischen Häusern. Aber eben darin, daß amerikanische Häuser, die es bislang in Mexico so gut wie gar nicht gab, in der Zukunft im Gefolge der Bahnen dort Fuß fassen werden, liegt die Gefahr. Was die Amerikaner einmal angefaßt haben und worauf sie sich mit Macht werfen — wie jetzt, man denke an den Panamá-Kanal, auf die angrenzenden spanisch-indischen Länder —, das lassen sie nicht wieder los. Sie verfügen über größere Kapitalien. Endlich schließen sich an die Koncessionen zu ihren jetzigen Unternehmungen, die in Ländern wie Mexico nicht umsonst erlangt werden, zum Entgelt leicht greifbare Vortheile an, wie Zollerleichterungen und Aehnliches.

Die Deutschen in Mexico sind sich auch dieser Gefahr bewußt. Als im Jahre 1878 eine Gesellschaft von reichlich hundert amerikanischen Gewerbetreibenden und Kaufleuten — Chicagones nannte sie, weil die meisten oder doch viele aus Chicago waren, das Volk, das übrigens seinen Haß nicht verhehlte — nach Mexico kam, um den jetzt gewaltigen friedlichen Feldzug zu eröffnen, wurden sie von den Deutschen recht kühl empfangen. Man war höflich, aber zurückhaltend und innerlich wünschte man sie zu allen Teufeln. Damals ließ sich übrigens recht beobachten, wie viel über den Menschen seine Umgebung vermag: die, nicht im schlechten Sinne, etwas cavalièren mexicanischen Deutschen und diejenigen, welche sich unter den Amerikanern fanden, zeigten, obwohl derselben Nation entsprossen, doch einen nicht geringen Gegensatz; überhaupt hegen die Deutschen in Mexico gegen solche Landsleute, die aus Amerika dorthin kommen, einiges Vorurtheil.

Vorläufig machen, wie ich aus Briefen deutsch-mexicanischer Bekannten ersehe, deutsche Häuser, speciell die Eisenhandlungen — welche sich fast ausnahmslos in der Hand von Deutschen befinden —, mit den Bahnunternehmern gute Geschäfte. Aber das ist nur vorübergehend und es kann dem mit der Zeit leicht der Niedergang folgen.

Unter diesen Umständen ist es befremdlich, daß ein mexikanischer Bericht der Allgemeinen Zeitung, der in der Notiz des „Globus“ erwähnt wird und den auch ich gelesen habe, die europäischen, also auch die deutschen Kapitalisten auffordert, sich an der Zeichnung für die mexicanischen Bahnbauten, mittelbar also an dem möglichen Ruin des deutschen Handels, zu betheiligen. Der Berichterstatter scheint zu den Enthusiasten zu gehören, welche in der Erbauung einer Bahn, gleichviel, mit welchen Mitteln und unter welchen Aussichten sie vorgenommen wird, schlechthin einen Sieg der „Civilisation“ feiern. Die Sachlage kennt er nicht. Wie kann er sonst eine Bahn Mexico-Acapulco für lebensfähig halten und wie kann er etwas für die Belebung des Bahnverkehrs von dem Triebe der Mexicaner, die Meeresküste aufzusuchen, erwarten? Wer in Mexico gewesen ist, weiß, daß der Eingeborene noch mehr als der Europäer die fieberschwangere Küste

scheut, daß er z. B., wenn er über See verreisen will, ängstlich die Zeit so eintheilt, daß er nur möglichst wenige Stunden vor Abgang des Dampfers in Veracruz einzutreffen braucht, ja daß manche nur, weil sie sich nicht nach Veracruz zu gehen getrauen, von einer Reise sich abhalten lassen.

Die Gelegenheit, ein Land gründlich kennen zu lernen, wird nur wenigen geboten und man verlangt dies auch nicht von Jedem. Aber es giebt in Mexico viele Fremde und darunter auch Deutsche, welche sich ein Urtheil über das Land gestatten, obwohl sie niemals ordentlich Spanisch lernen und nie aus der Stadt herauskommen. Bei Einigen hat die Furcht Antheil daran; es sind in der Regel gerade die harmlosesten Menschen, welche man stets und überall mit einer Mordwaffe ausgerüstet sieht. Angst kann man der Mehrzahl der deutschen Kaufleute in Mexico übrigens durchaus nicht vorwerfen; es sind im Gegentheil durchweg selbstbewußte, weltmännische, selbst schneidige Menschen.

Zum Schluß will ich noch Eins bemerken. Den einzelnen Deutschen könnte es vielleicht unter amerikanischer Herrschaft ganz gut gehen. Es ergeht ja Millionen deutsch-amerikanischer Bürger nicht schlecht. Sie werden dann aber eben amerikanische Bürger und sind für Deutschland kaum minder verloren, als wenn sie Irländer wären. Mexico, wie überhaupt ein großer Theil des spanischen Amerika, ist dagegen jetzt in mancher Beziehung eine Domäne nicht bloß einzelner Deutscher, sondern auch — das ist noch ein Unterschied — Deutschlands. Das letztere hat daher jetzt alle Ursache, die Interessen der Deutschen in Mexico den amerikanischen Unternehmungen gegenüber zu wahren.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Für dieses Jahr hat das französische Unterrichtsministerium unter anderen folgende Missionen, die auf Asien Bezug haben, vergeben: Chantre, Unterdirektor vom Lyoner naturwissenschaftlichen Museum, unternimmt zoologische und anthropologische Studien an den Küsten des Kaspischen Meeres und am Ararat; Clermont-Ganneau macht Ausgrabungen in Philistäa und Phönicien; Cotteau tritt eine große Reise durch Rußland, Sibirien und Japan zu geographischen und ethnologischen Zwecken an; Delafon führt archäologische Arbeiten in der Umgebung von Pondichéry aus; geologische und ethnographische Studien verfolgt Pélagaud auf den Mascarenen, Ceylon und in den französischen Besitzungen in Indien; Montano erforscht die Malaiischen Inseln und Marche macht naturwissenschaftliche Sammlungen auf den Philippinen. — Die afrikanischen Reisen sind unter „Afrika" verzeichnet; aus anderen Erdtheilen sind zu nennen: Flahaut, geologische und sonstige naturwissenschaftliche Studien auf Nowaja Zemlja; Pouchet, zoologische Sammlungen in Lappland, Pinard, archäologische Arbeiten in Meriko, Arizona und Neu-Meriko.

— Mr. Dorward von der China Inland Mission kehrte Anfangs April dieses Jahres von einer fünfmonatlichen Reise durch die Provinz Hu-nan nach Schanghai zurück. Er ist der einzige protestantische Missionar, welcher je den Weg von Hung-kiang nach der Umgegend des Tung-ting-Sees zurückgelegt hat. Auch Kwei-yang-fu, die Hauptstadt der Provinz Kwei-tschau, hat er flüchtig besucht.

— Korea hat den Japanern neben Gensanschin an der Ostküste kürzlich einen zweiten Hafen an der Westküste eröffnet, Ringseng (Jinsen) mit Namen, der nur 35 km von der Hauptstadt Söul entfernt ist.

— Eine sehr rege Thätigkeit entfaltet Frankreich, wie an verschiedenen Stellen Afrikas, so auch in Hinterindien, wo es an den Mündungen des Mekhong und des Song-ka bereits festen Fuß gefaßt hat. Lebhafte Unterstützung finden die Bestrebungen der Forschungsreisenden an dem Gouverneur von Französisch-Cochinchina, dem Herrn Le Myre de Vilers, wohl ein Beweis dafür, daß bei diesen Reisen nicht bloß das rein geographische, sondern auch ein politisches Interesse obwaltet. Die Resultate dieser Reisen werden in den „Excursions et Reconnaissances" fortlaufend veröffentlicht. So ist zu Anfang Juni nach vielen Gefahren der Reisende Alexis Blanc in der Hauptstadt von Kambodia glücklich eingetroffen, nachdem man schon zehn Monate ohne Nachricht von ihm gewesen war und bereits die schlimmsten Befürchtungen wegen seines und seiner acht Begleiter Schicksals gehegt hatte. Ende 1879 haben die Hauptleute Peyrusset und Rozée d'Infreville und der Arzt Ricard Terrainstudien für die Anlage einer Eisenbahn von Saigon nach Phnom-Penh gemacht. Ferner bereiste der Hauptmann Aymonier die im Nordwesten an Französisch-Cochinchina angrenzenden Gebiete von Kambodja, die Provinz Kampong Som, und kehrte über Udong und Phnom-Penh am Mekhong zurück. Drei Reisen hat der Marinearzt Dr. Neïs ausgeführt, die erste im Gebiete der Moïs des Bezirks Baria, eine zweite am Oberlaufe des Donnaï, dessen Quelle zu erreichen ihn nur die Wildheit der La-Canh-Dong-Eingeborenen hinderte. Bei dieser Gelegenheit hatte ein Stamm an der Grenze von Französisch-Cochinchina das Verlangen ausgesprochen, unter französisches Protektorat gestellt zu werden, weshalb Dr. Neïs den Auftrag erhielt, an den obern Donnaï zurückzukehren und sich von der Aufrichtigkeit jener Gesinnungen zu überzeugen. Begleitet von Lieutenant Septans drang er zu dem Stamme der Traos vor, welche sonst keinen Fremden, nicht einmal Angehörige von Nachbarstämmen, bei sich aufnehmen. Dabei hat er das Gebirgsland, in welchem der Donnaï entspringt, in ziemlicher Ausdehnung kennen gelernt. Endlich ist eine Reise des Ingenieurs Boulangier zu nennen, der durch Kambodja nach Siam gelangte und das Becken des Tonle-Sap oder Großen Sees näher erforscht hat. Derselbe bildete nach ihm einst die Spitze des Meerbusens von Siam und wurde durch umfangreiche Alluvionen, welche die ziemlich hohen Berginseln südlich vom heutigen Pursat mit dem Festlande in Verbindung setzten, vom Meere abgeschnürt. Der Tonle-Sap selbst, der großen Anschwellungen unterworfen ist, soll nach und nach durch den hinzugeführten Detritus ausgefüllt werden.

Afrika.

— Unter den wissenschaftlichen Missionen, welche die französische Regierung für 1881 vergeben hat, haben die folgenden auf Afrika Bezug: Mr. Roux hat die Durchforschung des an die Provinz Constantine angrenzenden Theils von Tunesien begonnen und wird zu topographischen und botanischen Zwecken das Thal des Medscherda und die Halbinsel des Kap Bon besuchen. Die Herren Cagnat und Goffetin bereisen Tunesien behufs archäologischer Studien. Hr. Lantz soll naturwissenschaftliche Sammlungen in manchen unbekannten Theilen Madagaskars machen (dessen Klima am 29. Mai dieses Jahres unser verdienter

J. M. Hildebrandt zum Opfer gefallen ist). Herr Bossion soll im ägyptischen Sudan, in Darfor und Kordofan anthropologische und ethnographische Studien betreiben und Herrn Mattheis die Länder zwischen Niger und Buene (?) erforschen. In Afrika befinden sich bereits und werden fernerhin unterstützt: Révoil im Lande der Somali und die Herren Savorgnan de Brazza und Dr. Ballay im Gebiete des Ogowe und Congo.

Nordamerika.

— Désiré Charnay's archäologische Expedition nach Mexiko, deren Beginn wir in Bd. XXXVIII, S. 47 meldeten, hat zu wichtigen Resultaten, namentlich für die historische Geographie Amerikas, geführt. Vom 7. bis zum 14. Jahrhundert drang das Volk der Nahuas allmälig in Mexiko ein und dehnte sich selbst über einen Theil von Central-Amerika aus. Ihr Ausgangspunkt ist die Umgegend des Sees von Chapala einerseits und eine noch nicht genau ermittelte Gegend in Kalifornien gewesen. Ein Stamm dieses Volkes, die Tolteken, haben glänzende Spuren hinterlassen, deren Studium einen Theil von Charnay's Aufgaben bildete. Zuerst richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Abhänge des Iztaccihuatl und Popocatepetl, wo er in einer Höhe von mehr als 4000 m wichtige toltekische Begräbnißplätze aufgedeckt hat. In Tula, nördlich von Mexiko, untersuchte er ein toltekisches Palais, von dem er eine sehr vergrößerte Kopie in San Juan de Teotihuacan nordöstlich von Mexiko auffand. In Comalcalca in Tabasco hat er eine bedeutende Stadt nachgewiesen, welche sich etwa 20 km weit hinzog; an 1000 Pyramiden von circa 300 m Seitenlänge trugen Paläste und riesige Thürme. Schließlich stattete er auch Palenque einen Besuch ab und machte dort eine Menge Abklatsche, Zeichnungen und Photographien. Unzweifelhaft wird er später diese Arbeiten wieder aufnehmen.

Polargebiete.

— Der Dampfer „Nordenskiöld" geht Mitte Juli nach dem Ob-Busen ab, um den dort eingefrorenen Schiffen „Oscar Dickson" und „Nordland" Hilfe zu bringen. Die Bemannung derselben befand sich am 23. April noch wohl, an welchem Tage fünf Mann vom „Oscar Dickson" nach Tobolsk aufbrachen, welches sie unlängst glücklich erreicht haben.

— Lieut. Bove's Südpolarfahrt (s. oben S. 48) ist auf den Herbst verschoben oder ganz aufgegeben worden; nach nur zehntägigem Aufenthalte am Rio de la Plata ist Bove nach Italien zurückgekehrt, angeblich um zur Stelle zu sein, wenn sein Vaterland in einen Krieg verwickelt würde.

— Brigade-General Hazen, vom U. S. Signal Service, hat jetzt Instruktionen für die Befehlshaber der beiden Expeditionen erlassen, welche demnächst abgehen, um dauernde Beobachtungsstationen im Polargebiete zu besetzen. Lieut. Greely befehligt die eine, welche in der Nähe des 1875 bei der Lady-Franklin-Bay entdeckten Kohlenlagers sich festsetzen wird. Der sie überführende Dampfer wird sofort mit einer Kopie der unterwegs gemachten Beobachtungen heimkehren, während die Zurückbleibenden Wohnhäuser und Observatorien errichten, worauf eine Schlittenpartie nach dem Hochlande bei Kap Joseph Henry abgehen soll. Es liegt in der Absicht, daß die Station 1882 und 1883 von einem Schiffe mit Vorräthen u. s. w. besucht werden soll — für den Fall seines Nichteintreffens sind indessen Vorschriften gegeben. Die andere Expedition befehligt Lieut. Ray; dieselbe begiebt sich von San Francisco nach Point Barrow im Alaska-Territorium und errichtet dort eine Station, welche bis Sommer 1884 thätig sein und jährlich besucht werden soll. Die anzustellenden Beobachtungen sind von sehr verschiedener Art; es werden dabei die vom Signal Office ergänzten Vorschriften der Hamburger Konferenz befolgt werden.

Vermischtes.

— Im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" besuchte Herr Hugo Zöller die beiden Weltausstellungen in Australien und zwar auf einer Reise um die Welt, auf welcher er die Pacific-Bahn, verschiedene Archipele der Südsee, die Kolonien des östlichen Australien und vornehmlich Niederländisch-Indien kennen lernte. Seine Berichte sind jetzt in zwei Bänden unter dem Titel „Rund um die Erde" (Köln 1881, M. Du Mont-Schauberg) erschienen, und wir dürfen dieselben als eines der besten unter den neueren nicht streng wissenschaftlichen Reisewerken bezeichnen und empfehlen. Der Verfasser ist ungleich mehr gebildet, als z. B. die meisten Autoren englischer Reisewerke, ist ein scharfer Beobachter und guter Stylist, und daß er neben den großen Zügen fremder Kolonialpolitik auch anscheinend unwichtigen Dingen seine Aufmerksamkeit schenkt, rückt uns die geschilderten Verhältnisse nur menschlich näher. Seine eingehende Darlegung der niederländischen Kolonialverhältnisse verdient jetzt, wo der Wortkampf um Deutschlands Betheiligung an der Kolonisation hin- und herwogt, nachdrückliche Beachtung. Auch auf die Schilderung von Atjeh, das er in größerm Umfange hat kennen lernen, als irgend ein anderer Reisender bis jetzt, mag noch besonders hingewiesen werden. Niemand wird die Lektüre bereuen, auch nicht der Geograph von Fach, auch wenn er als deren Resultat keine exakten Daten davon trägt.

— Die anthropologische Gesellschaft in Hamburg versendet jetzt an Konsuln, Missionäre, Kapitäne, Kaufleute 2c., welche mit Naturvölkern in Berührung stehen, Fragebogen mit 54 Fragen, die in sorgfältiger Weise von unserm Mitarbeiter Hrn. M. Eckardt entworfen sind, auf das Aeußere, Schmuck, Waffen, Geräthe, Sitten, Gebräuche u. s. w., sich beziehen und hoffentlich guten Erfolg haben. Unsere Leser in den außereuropäischen Welttheilen sind freundlichst ersucht, jenen Fragebogen vorkommenden Falles gütige Aufmerksamkeit schenken und damit die Wissenschaft der Völkerkunde fördern zu wollen.

— Mit ganz besonderer Freude haben diesmal die Geographen von Fach das Erscheinen eines neuen, des 8. Bandes des „Geographischen Jahrbuches" (Gotha 1881, J. Perthes, jetzt von Prof. H. Wagner herausgegeben), begrüßt. Denn außer altbekannten Mitarbeitern, wie Auwers, Bruhns, Hann, Drude, Schmarda, von Scherzer und dem uns besonders interessirenden Gerland, dessen Bericht über die Fortschritte der ethnologischen Forschung ein ganz gewaltiges Material verarbeitet, erscheinen einige neue eingetretene: Prof. Zöppritz behandelt den gegenwärtigen Standpunkt der Geophysik; K. v. Fritsch die Verbreitung geognostischer Formationen, der Herausgeber die Entwickelung der allgemeinen Methodik der Geographie im Auslande. Von Interesse sind auch die Notizen über die geographischen Lehrstühle und Vorlesungen, das Verzeichniß der geographischen Zeitschriften u. a. m.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. VII. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Prof. F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. IX. — Dr. H. v. Ihering: Der gegenwärtige Zustand und die Zukunft von Rio grande. — Theodor Kirchhoff: Die Expedition des V.-St.-Dampfers „Rodgers" zum Aufsuchen des Nordpolfahrers „Jeannette". — Karl Lamp: Die geplanten Eisenbahnen und die deutschen Interessen in Mexico. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 20. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

V.[1])

Von Beirut aus ritt Lortet am Meeresstrande nach Süden und erreichte am zweiten Tage Saida, das antike Sidon, nachdem er zuerst die Reste des schönen Meerschlosses bewundert hatte, die sich auf einer mit dem Festlande durch eine steinerne Brücke verbundenen Klippe erheben. Die Stadt lehnt sich an einen Hügel, welcher zwei Thürme und einige Stücke Mauer von dem alten Schlosse König Ludwig's des Heiligen trägt. Rasch ritt er durch die Stadt und ließ seine Zelte im Südosten auf dem Kirchhofe der Aegypter unfern der Citadelle aufschlagen. Von dort hatte man eine prächtige Aussicht: im Westen das weite, smaragdene Meer von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet, dann, so weit das Auge nur immer reicht, das zerrissene Ufer Phönikiens mit seinen edlen Formen, umsäumt von einem weißen Schaumstreifen, den die unaufhörlich heranwälzenden Wogen zurücklassen. Ganz in der Nähe der Hügel mit seinen Ruinen, welche einst in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Ludwig IX. Asyl gewährt hatten, und gegen Osten, von einem purpurnen Violett bedeckt, die reich bebaute langgestreckte Ebene, hinter welcher die dunkele Masse des Libanon aufragte. Nicht so einladend, wenigstens für Lortet's Begleiter, war die nächste Umgebung, der Begräbnißplatz; aus den zumeist verfallenen Gräbern ragten hier und da menschliche Gebeine hervor, und in alle führte von außen ein kleiner Gang aus Steinen oder Ziegeln hinein, der am Kopfe der Leiche endete, so daß die Schädel sichtbar waren. Nach Sonnenuntergang stimmten Schakale und Hyänen ihr Geheul an, und zu ihnen gesellten sich die herrenlosen Hunde, deren Zahl in den syrischen Städten Legion ist, und ließen den Reisenden, welcher zum ersten Male unter dem Zelte übernachtete, keinen Schlaf finden. Am Morgen verlegte er denn auch sein Lager auf einen Hügel, welcher den südlichen (ägyptischen) Hafen der Stadt beherrschte und gleichfalls eine entzückende Aussicht darbot. Unweit von den Zelten steht ein kleines Weli oder Heiligengrab, bei welchem sich die mohammedanischen Frauen der Stadt alljährlich an einem Freitage versammeln, sich belustigen, singen und alle ihre Sünden auf eine Christin, wenn sie einer solchen begegnen, häufen, oder dieselben in Ermangelung eines Sündenbocks ganz einfach ins Meer werfen — eine Sitte, welche vielleicht von uralter Entstehung ist. Auf der Wiese neben dem Weli tanzen sie und steigen dann ganz nackt in das Meer, um sich in passendster Weise zu reinigen. Natürlich halten sich die christlichen Frauen an diesem Tage wohlweislich zu Hause.

Es ist hier nicht der Ort, auf die wechselvolle ältere Geschichte Sidons, dessen größte Blüthe in die Zeit vom 16. bis zum 11. vorchristlichen Jahrhundert fällt, näher einzugehen. Nur erinnert soll daran werden, wie sie während der Kreuzzüge fast gänzlich vom Erdboden verschwand. Als die Kreuzfahrer zuerst im Heiligen Lande erschienen (1099), hatte sie ägyptische Besatzung, wurde aber nicht weiter behelligt. Erst zwölf Jahre später eroberte sie Balduin I., und nun blieb sie in den Händen der Christen bis 1187, wo Saladin nach seinem Siege bei Hattin sich ihrer

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus“ XXXVIII, S. 97, 113, 129 u. 145.

bemächtigte. Ein Jahrzehnt darauf zogen die christlichen Ritter wieder ein und stellten ihre Rosse in die mit Cedernholz getäfelten Säle der Paläste, aber schon im selben Jahre (1197) zerstörte sie Malik-el-Adil. 1228 bauten die Franken die Stadt wieder auf, 1249 zerstörte sie Ejub und 1253 befestigte sie Ludwig IX., nachdem einige Wochen vorher die Mohammedaner dort ein schreckliches Blutbad unter den Einwohnern angerichtet hatten, welche sich nicht mit der kleinen französischen Besatzung in das feste Meerschloß hatten retten können. Reste dieser Mauern und Thürme haben sich, wie erwähnt, bis heute erhalten. 1260 verkaufte dann der Herr von Sidon, Julian, die Stadt an die Templer, welche 1291 abzogen und sie ihrem Schicksale überließen. Von da an blieb sie beständig in den Händen der Mohammedaner, ein werthloser Besitz, da Sultan Aschraf sie hatte schleifen lassen. Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts erhob sie sich aus ihren Ruinen, als der geniale Emir der Drusen, Fachr ed-Din, sie zu seiner Residenz machte. Dieser Fürst baute sich einen prächtigen Palast und große Chane für die fränkischen Kaufleute; namentlich die von Marseille wurden begünstigt. Dank dem großen Einflusse, welchen der französische Konsul, Chevalier Darvieux, auf den Emir ausübte. Leider jedoch ließ dieser den Eingang des Hafens verschütten, damit sich nicht die türkische Flotte in ihm festsetzte. Trotzdem war Sidon damals die Hafenstadt von Damaskus und trieb bedeutenden Seidenhandel, bis 1791 der grausame Albanese Dschezzar Pascha die französischen Kaufleute vertrieb. Im Jahre 1840 endlich bombardirte eine englisch-österreichische Flotte sechs Stunden lang die Stadt und zerstörte ohne jede Noth einen Theil des schönen, wahrscheinlich 1228 von den Kreuzfahrern erbauten Meerschlosses.



Schloß des Heiligen Ludwig in Saida. (Nach einer Photographie.)

Es liegt auf der Hand, daß nach so vielen Kriegen, Belagerungen, Zerstörungen und Bränden, zu welchen noch Erdbeben hinzukamen, wenig von der alten Seekönigin Sidon übriggeblieben ist. Ruinen sind dort auf Ruinen gehäuft, und von interessanten Baulichkeiten enthält das heutige Städtchen nur wenig. Dasselbe liegt auf der Stelle des alten Sidon, nur daß dasselbe weiter gegen Osten in die Ebene hineinreichte. Wie alle alten Städte Phönikiens war es auf einem Vorgebirge erbaut, vor welchem eine Insel lag, die als Zufluchtsort und als Wellenbrecher für den Hafen diente. Mauern, theilweise verfallen, theilweise etwas besser erhalten, umgeben sie; die im S.-O. der Stadt auf einem 45 m hohen Schutthügel gelegene Citadelle Kalaat el Mezze enthält ein paar schlechte Kanonen, die aber in Ermangelung von Lafetten im Staube liegen.

Der Ort hat die Form eines Dreiecks, dessen Grundlinie dem Festlande zugekehrt ist, während die Spitze die beiden Häfen, den nördlichen und den südlichen oder ägyptischen, von einander trennt. Die Straßen sind sehr eng und zum Theil mit Gewölben oder auch nur einfach mit Brettern, Matten oder Segeltuch überdeckt, deshalb sehr dunkel, aber auch im Sommer sehr kühl; in der Mitte befindet sich eine Rinne, in welcher die Lastthiere laufen, und zu beiden Seiten zwei kleine Bürgerstege. Im Uebrigen aber sind sie schlecht gehalten und stellenweise lagern wahre Berge von Unrath. Zahlreiche kleine und ziemlich gut ausgestattete Läden machen den Bazar sehr lebhaft. Die Häuser sind im Allgemeinen höher, als in den andern Küstenstädten, und solche mit mehreren Stockwerken sind keineswegs selten. Auf dem Platze vor der großen Moschee, welche selbst auf den Ruinen einer Johanniterkirche steht, erhob sich einst der glänzende Palast des Emir Fachr ed-Din, von dem aber keine Spur sich erhalten hat. Jetzt steht dort das Serai Soliman Pascha's (früher Oberst Sève geheißen), der indessen nichts Merkwürdiges darbietet. Nordöstlich davon liegt der französische Chan (Chân fransâwi), Fachr ed-Din's Gründung, ein mächtiges quadratisches Gebäude von 150 Fuß Seitenlänge, dessen Hof ein zierliches Marmorbecken mit Springbrunnen und eine schöne tropische Vegetation, darunter Bananen, umschließt. Jetzt befindet sich darin die französische Konsularagentur, die Patres Franziskaner, eine Primärschule, eine Herberge, Waarenlager, Ställe u. s. w. und in einem der großen Säle seit Renan's Expedition (1861) eine Sammlung sidonischer Alterthümer (ob auch noch heute?).

Der Nordhafen bildet ein längliches Viereck, welchen

im Osten das Meerschloß und die dasselbe mit dem Festlande verbindende Brücke, im Norden und Westen eine Reihe Klippen begrenzt, auf welcher die Phönikier zum Schutze ihrer Schiffe mächtige Molen errichtet hatten. Der Hafen

Saida von Süden gesehen.

hatte zwei Einfahrten, eine im Westen, el-Fatha genannt, jetzt versandet und kaum 3 m tief, und eine zweite im Osten beim Schlosse, welche allein heutigen Tages von den Küstenschiffahrt treibenden Barken benutzt wird. Das Becken



Hafen der Aegypter in Saida. (Nach einer Photographie.)

selbst wurde zum Theil leider verschüttet und würde nur erst wirklich brauchbar werden, wenn man umfassende Arbeiten zur Wegräumung der Trümmer, durch welche die Versandung erleichtert worden ist, ausführte. Und wie viel Alterthümer könnten bei diesem in praktischer Hinsicht so nützlichen Werke zum Vorschein kommen! Zwei kleine, mit

dem Meißel in die westlichen Felsen gehöhlte Ausschnitte dienten den antiken Galeeren zum Schutze; heute werden sie nur noch von den Frauen Sidons benutzt, welche sich täglich dort baden.

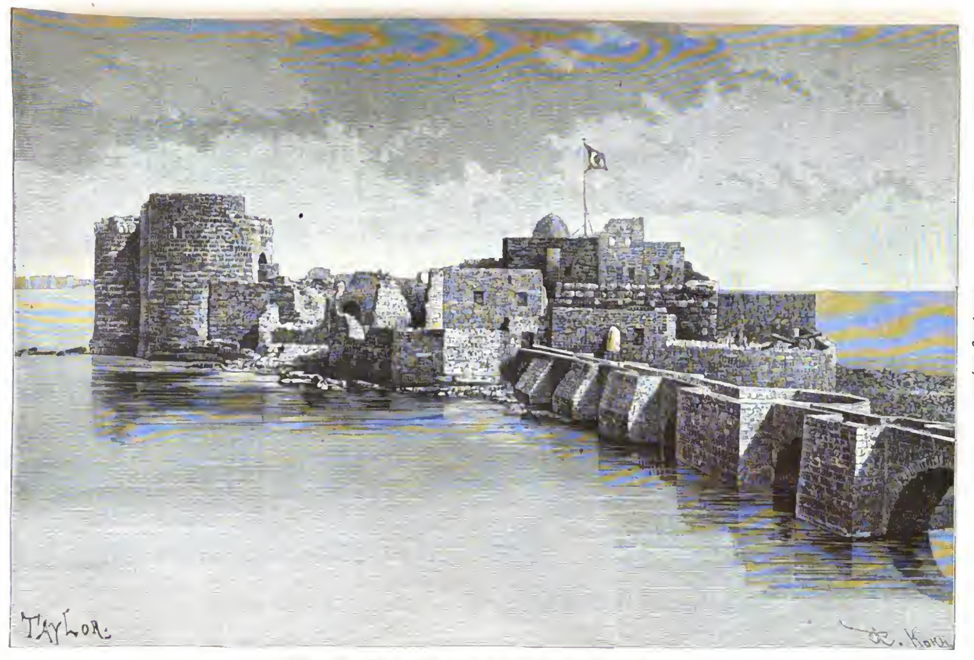
Das Schloß, welches den Hafeneingang im Nordosten vertheidigt, besteht aus einer großen Anzahl unregelmäßig an einander gefügter Thürme und Redouten, und wurde höchst wahrscheinlich in dem Winter von 1227 auf 1228 von den Kreuzfahrern erbaut. (Prof. Socin in Bädeker's Palästina und Syrien S. 331 meint, daß vielleicht die großen fugenränderigen Quadern auf einen noch ältern Bau hinweisen.) In der Mitte der Brücke, welche das Schloß mit dem Festlande verbindet, befindet sich ein ansehnlicher Unterbau, welcher einst einen schützenden Thurm mit einem Thore trug; diese Stelle liegt 35 m vom Schlosse und 42 m vom Ufer. Die erste Hälfte der Brücke, vom Schlosse aus gerechnet, besteht aus vier Bogen, deren Pfeiler mit Wellenbrechern versehen sind, während die ähnlichen vier Pfeiler nach der Stadt zu dieselben entbehren und jüngern Ursprungs zu sein scheinen. Diese zweite Hälfte war während der Kreuzfahrerzeit wahrscheinlich aus Holz erbaut, um im Falle eines Angriffs leicht beseitigt werden zu können. Diese Brücke ist außerordentlich schmal, ähnlich der 1177 erbauten Brücke Saint-Benazet in Avignon und der 1265 angefangenen und 1309 vollendeten Brücke Saint-Esprit. Die alten Mauern des Schlosses sind sehr fest



Das Meerschloß (Kala'at el-Bahr) in Saida vor dem Bombardement von 1840.

gebaut und sehr dick, und ihre einzelnen Quadern werden durch hölzerne Schwalbenschwänze zusammengehalten. Der große östliche Thurm ist 27 m lang und 21 m breit; sein Eingang mußte in ziemlicher Höhe liegen, da die ganze Basis aus festem Mauerwerke besteht, in welchem zwei mächtige Cisternen ausgehöhlt sind. Der westliche Thurm von gleichfalls sehr großen Dimensionen dient jetzt zur Aufbewahrung von Pulver, so daß ihn Lortet nicht besuchen konnte. Alle diese Bauten waren mit Schießscharten versehen und gewährten einen höchst imposanten Anblick, bis sie 1840 schonungslos von den Engländern zerstört wurden.

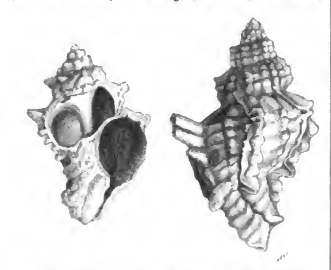
Der südliche oder ägyptische Hafen wird heute nicht mehr benutzt, weil eine weite Oeffnung den Westwinden freien Zutritt gestattet; nördlich und südlich begrenzen ihn zwei felsige Vorgebirge und im Osten eine Strandlinie feinen Sandes. Auf der Klippe, welche etwa 25 m hoch ansteigend diesen Hafen beherrscht, finden sich die Abfälle antiker Purpurfabriken, die sehr bedeutend gewesen sein müssen. Die Phönikier entnahmen den von ihnen so hoch geschätzten Purpur der Meeresmolluske, **Murex trunculus**, welche an den Küsten der warmen Partien des Mittelmeeres sehr gewöhnlich ist. Man sieht dort in Sidon sehr große Anhäufungen (mehrere hundert Meter lang und mehrere Meter dick) dieser Muscheln, welche, wohl durch einen Axthieb, alle an derselben Seite geöffnet worden sind, um das Thier leichter herausziehen zu können. **Murex trunculus** lieferte amethystfarbenen Purpur, **Murex brandaris**, von welchem Lortet 1873 große Ansammlungen an den Küsten von Attika und Salamis gefunden hat, den gelbröthlichen, welchen Plinius als „tyrischen" bezeichnet. Der Farbstoff von



Das Meerschloß in Saida in seinem heutigen Zustande. (Nach einer Photographie.)

Murex trunculus besteht aus zwei Grundstoffen, der himmelblauen Cyansäure und dem brennend rothen Purpuroxyd, während Murex brandaris nur ein Princip, „tyrisches Oxyd", enthält. Der Purpur galt für den kostbarsten Farbstoff wegen seines Glanzes und wegen seiner Haltbarkeit, und er widersteht in der That in unbegrenzter Weise dem Einflusse des Lichtes, gewinnt vielmehr durch dasselbe nur an Intensität. Zudem zeigt er in hohem Grade die von den Alten so geschätzten schillernden und wechselnden Reflexe. Das Färben von Wolle mit Purpur ist überaus leicht; ein einfaches Reiben an den Körpertheilen des Thieres, welche die Drüsen mit dem Farbstoff enthalten, verleiht dem Gewebe eine bläuliche Färbung, welche durch die Wirkung der Lichtstrahlen in eine veilchen- und amethystfarbene übergeht und durch kein Waschen sich wieder beseitigen läßt.

Der Werth der aus dem Hafen von Saida exportirten Waaren ist in Anbetracht der Kleinheit der heutigen Stadt noch immer ziemlich ansehnlich; es sind hauptsächlich Rosinen aus den nahen Weinbergen, Getreide, Baumwolle,



Murex trunculus der alten Färbereien von Sidon.

Seide, Galläpfel und Soda, welche in der syrischen Wüste aus der Asche von Salsolaceen gewonnen wird. Die Beduinen machen oft sieben bis acht Tagemärsche, um letztere Waare in Sidon auf den Markt zu bringen. Kommissionäre bereisen zu gewissen Jahreszeiten die Thäler des Libanon und kaufen die im Gebirge gesammelten Galläpfel auf; die am meisten geschätzte Sorte kommt aus der Umgegend von Aleppo. Baumwolle, Seide und Harze vom Hermon sind gegenwärtig die wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Die Kultur der Baumwollstaude und die Bearbeitung ihres Produktes ist ausschließlich Sache der Frauen, welche zweimal wöchentlich auf einem eigens dazu bestimmten Markte der Stadt ihre Erzeugnisse verkaufen. Die um Mitte Mai beginnende Zucht der Seidenraupe wird überall auf dem Lande betrieben. Um jene Zeit siedelt ein großer Theil der Bevölkerung in die Gärten über und wohnt dort unter Hütten aus Zweigen, denen sich Europäer der darin befindlichen Frauen wegen nicht nähern dürfen. Die Seide von Saïda gilt bei den Lyoner Fabrikanten für die geringste von allen Sorten, die von der syrischen Küste kommen. Die Gärten der Stadt liefern in großer Menge Granaten, Aprikosen, Feigen, Mandeln, Apfelsinen, Citronen und Birnen. Die Einwohnerzahl hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen und beträgt jetzt 10 000 Seelen, darunter 7000 Mohammedaner und Metâwile, etwa 600 Israeliten, der Rest griechisch-katholische und maronitische Christen. In der Stadt befindet sich ein Franziskanerkloster, eine von Jesuiten geleitete Schule und eine mit einem Waisenhause verbundene Schule der Josephsschwestern; auch die protestantischen amerikanischen Missionäre von Beirut haben in Saida eine Station und ein Kollege. Etwa 1 km südöstlich von der heutigen Stadt liegt ihre größte Merkwürdigkeit, die berühmte phönikische Nekropole, welche im Jahre 1861 von Renan und Gaillardot eingehend untersucht wurde und reiche Ausbeute gewährte, obwohl ihr Schatzgräber schon vorher arg mitgespielt hatten. Eine Felswand ragt einige Meter über der Erde empor, und diese ist nach allen Richtungen hin ausgehöhlt und von zahllosen Grabkammern durchsetzt. Renan unterscheidet drei Klassen derselben (vergl. Bädeker's Palästina, 2. Aufl., S. 332): 1. Rechtwinklige Grotten, welche gegen die Oberfläche des Bodens hin einen viereckigen Schacht von 3 bis 4 m Länge und 1 bis 2 m Breite haben; man steigt vermittels Einschnitten, die sich in den Wänden des Schachtes befinden, hinunter und findet zwei Thüren, die in Gemächer ohne jegliche Ausschmückung führen. Selten stehen mehrere dieser Gemächer mit einander in Verbindung. Renan hält diese Gräber für die ältesten; in Aegypten finden sich ähnliche. 2. Gewölbte Grotten mit Seitennischen für die Sarkophage, oder auch bloß mit viereckigen Löchern im Boden. Treppen führen hinunter; an der Decke sind runde Luftlöcher gegen die Oberfläche des Bodens hin angebracht. Solche Grotten finden sich besonders im Südost-Winkel der sidonischen Nekropole. 3. Bekalkte Grotten, innen nach griechisch-römischem Geschmacke bemalt, meist mit griechischen Inschriften versehen; einige haben ebenfalls Luftlöcher. Bisweilen sind Grotten ältern Styles in solche neuern Styls umgewandelt worden. Auch die Sarkophage sind verschieden. In den Grotten der ersten Art finden sich Marmorsarkophage speciell phönikischer Art, d. h. sogenannte anthropoïde Behälter, an denen alle Biegungen der Mumie — denn auch die Phönikier balsamirten ihre Todten ein — nachgeahmt sind; erst später wird der Behälter zum einfachen Kasten, an dem höchstens noch die Lage des Kopfes durch eine Einengung kenntlich ist. Auch Bleisarkophage und Behälter mit einfachen dreikantigen Deckeln kommen vor. In den Grotten der zweiten Gattung finden sich meist Thon-, in denen der dritten wannenförmige, reich mit Guirlanden 2c. verzierte Sarkophage. Vor allen berühmt ist der am Nordende der heute „Mogharet Ablûn" (d. i. Höhle des Apollo) genannten Nekropole gefundene Sarkophag des Königs Eschmunazar aus schwarzem Amphibolit, ein Werk ägyptischer Kunst, aber in Phönikien im Jahre 521 v. Chr. nach Austilgung der ursprünglich darauf befindlichen Hieroglyphen mit einer langen phönikischen Inschrift versehen, welche über jeden, der des Königs Grabesruhe stören würde, dessen Fluch ausspricht. Der Herzog von Luynes fand ihn im Jahre 1855 und schenkte ihn als kostbaren Besitz den Sammlungen des Louvre.

Zustände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dscheddah.

I.

Anfang März dieses Jahres (1881) ging ich von Dscheddah, wo ich ansässig bin, über Suakim und Massaua nach Hodeida in Jemen, von wo mich Geschäfte nach Sanaa riefen. In Hodeida hielt ich mich bloß vier Tage auf. Der Platz ist — auf Kosten von Dscheddah — in stetem Aufblühen begriffen. Ueberhaupt hat Dscheddah seit der Eröffnung des Suezkanals sehr viel von seiner Wichtigkeit als erster Hafen und Stapelplatz des Rothen Meeres verloren und exportirt heute Massaua seine Häute, Suakim den Gummi und Hodeida den Kaffee direkt ohne, wie vorher, sich der Vermittelung Dscheddahs zu bedienen. In Hodeida befindet sich ein jüngst ernannter französischer Konsul, 4 oder 5 Italiener und Franzosen und etwa 30 der nirgends fehlenden Griechen, welche fast durchweg vom verbotenen Schnapshandel leben und trotz Islam und Propheten vorzügliche Geschäfte machen.

Der Weg von Hodeida nach Sanaa ist schon so oft beschrieben worden, daß ich verzichte auf die Details dieser Reise einzugehen. Meine Reise ging über Bádschel, Hadschéla, Menácha, Súq El Chamís, Senán Báscha Hán und von dort nach Sanaa. Als Kuriosum will ich noch erwähnen, daß wenige Tage vor meiner Ankunft der Gouverneur (Kaïmakam) von Menácha fast die ganze männliche Bevölkerung des Platzes, ungefähr 1200 Mann, auf den Affenfang geschickt hatte. Der Sultan hatte nämlich Thiere für seine Menagerie verlangt und das war Grund genug, um die ganze Stadt für mehrere Tage (unentgeltlich) zum Affenfang auszuschicken. Man fing 43 Affen, und dabei wurde einem armen Teufel von Araber eine Hand glatt am Gelenk abgebissen. Der Kaïmakam zeigte mir einen der Affen, der wirklich sehr groß war und einen riesigen grauen Vollbart hatte.

Von Menácha bis Sanaa war es bitter kalt bei Nacht, und hatten wir während der letzten Nacht der Reise starken Regen.

Sanaa, wo wir vor der Morgendämmerung eintritten, sah von der Ferne wie ein Hufeisen aus. Diese Form entsteht dadurch, daß das Judenviertel, welches auch innerhalb der Stadtmauern liegt, durch einen weiten freien Raum vom Moslemviertel geschieden bleibt, welches wieder speciell von einer Mauer umgeben ist.

In dem freien Raum zwischen den Mauern des Moslemviertels und des Judenviertels befindet sich bloß der Palast des Gouverneurs und wenige Häuser, die durchweg von höheren türkischen Offizieren bewohnt werden. Sanaa liegt, den Berechnungen des türkischen Generalstabs zufolge, 2800 m über der Meeresfläche. Die Bevölkerung der Stadt ist gegenwärtig ungefähr 25 000 bis 30 000 Einwohner, was zu dem ungeheuern Raum, den die Stadt einnimmt, in gar keinem Verhältniß steht. Zahllose Häuser stehen verlassen, und man kann riesige dreistöckige Häuser für 80 Doll. (circa 15 Pf. St.) pr. Jahr miethen. Die Häuser sind sehr gut gebaut, haben Fensterscheiben aus buntem Marienglas, welches letztere man überhaupt im ganzen Jemen oft findet. (In Hodeida und allen Städten am Rothen Meere giebt es keine Fenster, sondern nur Holzläden, arab. Taggan.) An Geld geht in Jemen der Maria-Theresia-Thaler und bis zu gewissen Grenzen auch türkisches Geld. Goldgeld ist unbekannt, nur in Sanaa und Hodeida sind die türkischen Liras von den Soldaten sehr gesucht. Türkisches Kupfergeld, welches sonst im ganzen Reiche (auch in Hedschaz) entwerthet ist, kursirt in Jemen, aber der Kours ist in jeder Stadt ein anderer. Während z. B. in Sanaa 100 Kupferpiaster = 1 Maria-Theresia-Thaler, rechnet man in Jerim 50 Piaster auf 1 Thaler.

Der Wali von Jemen, Ismael Hakki Pascha, ist ein Mann, der eine ganz europäische Erziehung genossen hat, mehrere Sprachen und darunter vorzüglich Französisch spricht und unbedingt der liebenswürdigste und vorurtheilsfreieste Türke oder Araber ist, den ich je gekannt. Seiner freundlichen Hilfe habe ich es zu danken, daß ich in Sanaa unbehindert alles Sehenswürdige besehen konnte. Der Gouverneur thut alles Mögliche, um den Gegensatz zwischen Türken und Arabern, Siegern und Besiegten, zu mildern. Jeden Freitag hält er Empfang, wo Jedermann zugelassen wird, und sah ich dort zahlreiche Araber. Im Regierungsgebäude hat ebenfalls Jedermann ohne irgend welche Formalitäten Zutritt beim Wali, der überhaupt in jeder Weise Gerechtigkeit zu üben sucht, ein Bestreben, das aber durch das wirklich schändliche und niederträchtige Gebahren einer ganzen Clique von untergeordneten türkischen Beamten großentheils vereitelt wird.

Um des Paschas willen, dessen Tüchtigkeit und Charakter ich hochachte, hätte ich gewünscht, von der ganzen Regierung nur Gutes sagen zu können; die Wahrheit aber zwingt mich zu erklären, daß eine schändlichere, gemeinere und schamlosere Beraubung, Bestehlung und Abschlachtung von Leuten nirgends möglich ist, als es in Jemen geschieht.

Die Dinge, die mir von der Landbevölkerung von Dammár bis Kattabé erzählt wurden, sind einfach grauenerregend, doch werde ich darauf später zurückkommen.

Die türkischen Soldaten, deren sich in Jemen und Asir ungefähr 16 000 bis 17 000 befinden (das siebente Armeekorps) sind im Lande tödtlich verhaßt. Die Soldaten sind, wie im Allgemeinen die gemeinen Türken, sehr gutmüthige und ehrliche Leute, aber da dieselben oft jahrelang ohne Sold bleiben und doch leben müssen, benutzen sie jede Gelegenheit, um mit Gewalt zu nehmen, was sie nicht kaufen können, und da ihnen die Landbevölkerung offenen Haß entgegenbringt, hat sich ein höchst unangenehmes Verhältniß zwischen allem, was Türke und Araber ist, herausgebildet. Das Zurückziehen der Truppen aus irgend einem Bezirke würde ein sofortiges Aufhören der Türkenherrschaft bedeuten. Eine Civilregierung von Türken ist in Jemen so, wie die Sachen gegenwärtig stehen, undenkbar. Aber auch die geringe Militärmacht wäre nicht hinreichend, das verhältnißmäßig sehr große Land niederzuhalten, wenn nicht das unselige Kabylenwesen wäre. Jede zwei bis drei Dörfer werden von einer Kabyle (oder Kable) bewohnt, welche sich allein für vollblütige Araber hält, und die Angehörigen der anderen Kabylen für unreine Hunde ansieht. Jede gestohlene Kuh, jedes entführte Mädchen ist Grund, daß

zwei Kabylen, Männer und Frauen, zum Kampf gegen einander ausziehen. Jeden solchen Krieg zwischen Kabylen benutzen die Türken, um die Parteien zu versöhnen, d. h. ein Bataillon rückt in die kriegführenden Dörfer und plündert die Leute bis aufs Letzte aus.

Mit richtigem Blick hat Ismael Hakki Pascha erkannt, daß durch die Errichtung von eingeborenen Regimentern die Verhältnisse zwischen Regierung und Volk viel von ihrer Schärfe verlieren würden, und ist es ihm nach unsäglicher Mühe gelungen, damit den Anfang zu machen.

Gegenwärtig existiren in Jemen zwei Bataillone von eingeborenen Jementruppen, natürlich lauter Freiwilligen. Außerdem giebt es eine Batterie und eine wenig zahlreiche Kavallerieabtheilung, welche Polizeidienste versieht und aus Eingeborenen gebildet ist. Die Infanterie ist mit vorzüglichen Hinterladern versehen, die Artillerie mit Krupps, dagegen die Kavallerie bloß mit einheimischen Lanzen. Täglich finden in Sanaa Exerzirübungen dieser Truppen unter der Aufsicht des Gouverneurs statt, und es ist wirklich staunenswerth, mit welcher Präcision und Raschheit diese barfüßigen Truppen manövriren.

Der einzige gegründete Einwurf, den die meisten türkischen Offiziere, theilweise wohl auch aus Eifersucht, gegen die Errichtung dieser Truppe erheben, ist, daß im Falle eines allgemeinen Aufstandes auf dieselbe nicht zu rechnen wäre oder selbe gar auf die feindliche Seite überginge, was für die Türken von unberechenbaren Folgen wäre, da die Leute dann auch Artillerie zur Verfügung hätten, was bisher nie der Fall war. Ich bin nicht lange genug im Lande gewesen, um eine Meinung über einen derartigen Gegenstand aussprechen zu können, jedoch weiß ich, daß sich die Hamidiö (so heißt die neue Truppe) gerade zur Zeit meiner Anwesenheit in Dammar sehr tapfer gegen eine dortige Kabyle geschlagen hatte und mehrere Mann verlor.

Der Imam von Sanaa, Muhsin oder Mohsin, derselbe, der vor zwölf Jahren die Türken nach Sanaa rief, lebt immer noch in Sanaa, übt aber gar keinen Einfluß oder höchstens noch einen sehr geringen religiösen, aber keinen politischen aus. Die Juden leben sehr bedrückt, dürfen z. B. in ganz Jemen kein Reitthier besteigen und sind meist sehr arm. Die Männer sind meist Handwerker, Schuster, Schmiede, Silberarbeiter &c. Die Moralität ist in Sanaa ungemein niedrig und fast alle Frauen, sowohl Mohammedanerinnen wie Jüdinnen, sind Prostituirte oder waren es. Ein Sprichwort in Jemen sagt, daß in ganz Sanaa keine anständige Frau zu finden sei. Im übrigen Jemen habe ich dagegen nie von jüdischen Prostituirten gehört. Syphilis gehört in Sanaa zu den meistverbreiteten Krankheiten, und die Mehrzahl der Kranken im türkischen Militärspital ist mit dieser Krankheit behaftet.

Eine andere sehr oft vorkommende Krankheit ist der sogenannte ver de Medine (im Sudan der Wüstenwurm genannt), welchen besonders die in Loheia und Zohra stationirten türkischen Soldaten bekommen. Es ist ein Wurm, der zündhölzchendick und viele Meter lang ist und sich im Körper des Kranken bildet, worauf er sich durch das Fleisch einen Weg bahnt und gewöhnlich am Oberschenkel oder am Knöchel herauskommt. Die Krankheit dauert oft acht bis zehn Monate und ist ungemein schmerzhaft, aber nicht tödtlich.

In Sanaa erscheint ein halb türkisch und halb arabisch geschriebenes offizielles Journal. In der dortigen Druckerei erschien auch ein Buch in türkischer Sprache, welches die bisher in Máhreb gemachten Funde beschreibt und Abbildungen davon brachte. Ismael Hakki Pascha sammelt sehr eifrig Alterthümer von Máhreb, von denen er bereits eine Sendung an das Museum von Konstantinopel machte. Uebrigens ist es jammerschade, daß zahllose Alterthümer für die Nachwelt verloren gehen, da sehr viele Personen in Sanaa sammeln und die Sachen an Privatpersonen verkaufen. Der Postdirektor von Sanaa, ein alter Türke, der gerade zur Zeit meiner Ankunft abreiste, hatte eine Sammlung, die ihm 3000 Maria-Theresia-Thaler gekostet hatte, und die er nach Alexandrien überführen wollte, um sie dort zu verkaufen. Uebrigens muß ich bemerken, daß in letzterer Zeit in Sanaa die Fabrikation von falschen himjaritischen Inschriften flott vor sich geht, und sagte man besonders von zwei Juden, daß sie sich diesem Industriezweig zugewandt hatten. Ismael Hakki Pascha theilte mir mit, daß er in Konstantinopel um Erlaubniß nachgesucht hatte, um mit einigen Bataillonen eine Expedition nach Máhreb zu machen, wo er Ausgrabungen veranstalten wollte, und daß er bloß eine Antwort abwarte, um ans Werk zu gehen. In Sanaa sah ich sowohl im Besitze des Gouverneurs als auch zahlreicher Privatpersonen eine große Anzahl aus Máhreb stammender Steine mit Figuren und himjaritischen Inschriften.

Bis Sanaa war ich mit europäischer, respective indisch-europäischer Kopfbedeckung, d. i. einem Sonnenhelm, gereist und war überall sehr freundlich aufgenommen worden. In Sanaa rieth uns der Gouverneur ein Fes aufzusetzen und gab uns auch ein Geleite von türkischen Soldaten mit, beides Maßregeln, welche sich bei der Fortsetzung der Reise bis Aden als absolut zweckwidrig herausstellten. Die ganze Bevölkerung nahm eine entschieden feindselige Haltung gegen unsere Karawane an, so daß wir bald Soldaten und Fes verabschiedeten und wieder zu den Sonnenhelmen zurückgriffen. Meine innige Ueberzeugung ist, daß ein einzelner unbewaffneter Europäer furchtlos ganz Jemen durchreisen kann, und verschafft der Name eines „Inghirízi" mehr Achtung und Zutrauen als alle möglichen türkischen Bedeckungen. Als Europäer gekleidet wird man, trotzdem man ein Káfir ist, überall mit Es salám alókum begrüßt, was man den Türken gegenüber fast nie hört. Wenn wir als Türken gekleidet mit unserer Karawane in ein Dorf einritten, so waren wir sicher, nichts mit Güte erhalten zu können. Auf Fragen nach Schafen, Hühnern, Milch, Brod &c. erfolgten stets lauter mafisch und nur gegen hohe Pränumerando-Zahlungen konnte man das Allernöthigste erhalten. In einem kleinen Dorfe zwischen Máber und Dammár, wo uns der Regen überraschte, waren wir gezwungen ein Haus mit Gewalt in Besitz zu nehmen, da man uns gutwillig nicht eintreten lassen wollte.

Von Sanaa südwärts reitend, passirte ich auf der sogenannten Weihrauchstraße nach $2^1/_2$ Stunden Hezés, eine ziemlich große alterthümliche Stadt mit Ringmauern umgeben. Viele Häuser waren, wie man es in ganz Jemen überhaupt oft findet, einfach aus übereinandergelegten viereckigen Steinen von mittlerer Größe gebildet. Die Häuser sind meist drei Stock hoch, was, da die Steine bloß lose, ohne Mörtel, übereinandergelegt sind, einer europäischen Baukommission Schauder einflößen würde. Hezés liegt in der Hochebene, zahlreiche Felder und Ziehbrunnen umgeben es.

Nach weiteren fünf Stunden Reitens in südlicher Richtung erreicht man Uelan, welches aber eigentlich keine Stadt, sondern ein Komplex von zwei kleinen Städtchen und zwei Dörfchen (in Jemen werden die Dörfer Gári genannt) ist. Die Städtchen heißen Maui und Lohser und liegt bei Lohser auch noch ein kleines Judendorf. Die Bevölkerung war sehr unfreundlich und trotz Bitten und Droh-

ungen und Fluchen unserer Soldaten bekamen wir kein Fleisch. Während des Monates März und auch Anfang April regnete es im Innern von Jemen regelmäßig jeden Nachmittag etwa von drei bis sechs Uhr und hörte der Regen erst in der Nähe der Tehama bei Sohéb auf.

Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien[1]).

I.

Der Kolyma-Distrikt ist der nord-östliche Theil des Gebietes Jakutsk und hat eine Ausdehnung von 557 856 Quadratwerst. Das Klima ist rauh, der Winter beginnt in der zweiten Hälfte des September und endigt nach achtmonatlicher Dauer Ende Mai mit dem Aufgehen des Kolyma-Flusses. Der eigentliche Sommer ist sehr kurz, er dauert etwa von Mitte Juni bis zum 10. August. Die Hitze der Sommer und die Kälte der Winter sind gleich groß. Die Hauptplage der Sommer sind die Mücken, welche im Stande sind, ein Thier durch Blutverlust zu tödten. Die Bodenbedingungen sind sehr ungünstig: fast der ganze Distrikt ist mit Morästen und Sümpfen (Tundra) bedeckt, die einzelnen dazwischen liegenden, mit Diluvialerde bedeckten Stellen sind keineswegs fruchtbar. Die Vegetation ist äußerst arm. Getreide und Gemüse können nicht gezogen werden.

Der Kolyma-Distrikt, wohl auch Kolyma-„Uluß" genannt, zerfällt in drei Theile: den obern (südlichen), den mittlern und den untern (nördlichen) Theil. Als Vorort gilt die Stadt Srednekolymsk, unter 66° nördl. Br. am linken Ufer der Kolyma auf einem erhöhten Terrain gelegen und kaum den Flächenraum einer Quadratwerst bedeckend. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut, hat kleine hölzerne Häuser ohne Glasfenster. Statt des Fensterglases benutzt man im Sommer Papier oder Fischhaut; im Winter aber dicke Eisplatten, welche etwa zwei bis drei Mal im Laufe des Winters erneuert werden, je nachdem sie durch den Einfluß der Stubenwärme abgethaut sind. Regelmäßige Straßen giebt es keine; die einzelnen Häuser stehen isolirt auf kleinen hügelartigen Erhebungen. Die Einwohner von Kolymsk beschäftigen sich alle mit der Fischerei, nicht allein die Bauern und Bürger, sondern auch die Kosaken, die Kirchendiener und die Verwaltungsbeamten des Distrikts. Daneben ist die Jagd auf Vögel verbreitet und beliebt, weil sie in gleicher Weise wie die Fischerei einen reichlichen Ertrag liefert. Die Jagd auf wilde Renthiere, Elenthiere u. s. w. wird wohl selten als Gewerbe, meist aus Neigung betrieben. Wohl aber bietet die Jagd auf Pelzthiere (Fuchs, Eisfuchs, Eichhörnchen, Hase, Wolf, Vielfraß und Hermelin) eine sehr einträgliche Erwerbsquelle aller Tungusen, Lamuten und auch der Jakuten. Die Einwohner von Srednekolymsk und Umgebung haben keine Renthierherden, ihren Bedarf an solchen Thieren kaufen sie von Tschuktschen oder Tungusen; sie bezahlen dabei für ein Renthier 4 bis 6 Rubel.

Die große Wichtigkeit des Renthieres für den Lebensbedarf der nordischen Volksstämme ist bekannt.

Die Bevölkerung des Kolyma-Distrikts ist so gering, daß auf 105 Quadratwerst ein Mensch kommt. Es leben hier: Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen, Omoken, Tungusen, Lamuten, Tschuktschen und Russen. Zu den Russen gehören die Kosaken, die Kleinhändler, Bauern, einige Kaufleute und eine sehr unbedeutende Anzahl Ansiedler, d. h. Leute, welche „auf administrativem Wege" zur Ansiedelung nach Sibirien verbannt wurden.

Alle nicht russischen eingeborenen Volksstämme zerfallen in zwei Kategorien:

1. die seßhaften: Jakuten, Jukagiren, Tschuwanzen und Omoken,
2. die nomadisirenden: Tungusen, Lamuten und Tschuktschen.

1. Unter den seßhaften Eingeborenen nehmen die Jakuten im Kolyma-Distrikt die erste Stelle ein. Man zählt etwa 3000 Individuen beiderlei Geschlechts, welche in zehn verschiedene Stämme getheilt sind (die Stämme heißen Egin, der erste bis vierte Mjatusch, ein und zwei Baidun, ein und zwei Kangalag und Borogon). Jeder Stamm hat seine Aeltesten, von denen eine Anzahl die „Verwaltungsbehörde der Eingeborenen" (inorotscheskaja Uprawa) bildet. Die Niederlassungen der Jakuten heißen „Naslegi" und befinden sich an solchen Orten, wo zugleich Weideplätze für das Vieh und die Pferde sind, und solche Plätze sind nur an der linken Seite der Kolyma zu treffen. Die Kolyma-Jakuten leben im Allgemeinen wie die anderen Jakuten in Jurten. Doch sind die Jurten der Kolyma-Jakuten entschieden reinlicher als die der Jakuten im Gebiete von Wilni und Jakutsk. Diese letzteren halten nämlich ihr Vieh in denselben Jurten, in denen sie wohnen, und dadurch werden die Jurten von einem entsetzlichen Gestank erfüllt. Im Allgemeinen sind aber auch die Kolyma-Jakuten sehr unreinlich: sie waschen sich selten, schlafen meist in ihren Kleidern, wenn sie — was nicht immer der Fall ist — Hemden haben, so tragen sie dieselben, bis sie in Fetzen zerfallen. In Bezug auf ihre Nahrung sind sie nicht wählerisch; die Beschaffenheit ihrer Nahrungsmittel ist ihnen sehr gleichgültig: im Sommer nehmen sie das Wasser aus einer beliebigen Pfütze und im Winter schmutzigen Schnee oder Eis. Sie essen und schlafen unglaublich viel, aber können auch, wenn die Nothwendigkeit es verlangt, lange Zeit ohne Nahrung und den Schlaf existiren. Sie essen Fisch und Fleisch, nachdem sie dasselbe in eisernen Kesseln, ohne irgend welche Zuthaten, selbst ohne Salz gekocht haben. Brot haben sie nicht, weil das Mehl zu hoch im Preise steht. Ein Pud Roggenmehl (etwa 16 kg) kostet mehr als 10 Rubel (20 Mark). Die wohlhabenden Jakuten, welche Rindvieh besitzen, nehmen auch Milch und Butter zu ihren Speisen. Butter ist bei ihnen sehr beliebt, sie setzen sie stets ihren Gästen vor oder genießen sie selbst an hohen Festtagen, z. B. am Nikolai-Tage (9. [21.] Mai) trinkt jeder Gast einige Pfund heißer eben am Feuer zerlassener Butter. Im Allgemeinen sind die Jaku-

---

[1]) Frei nach dem Russischen von F. M. Augustinowitsch, Moskauer Anthropologische Ausstellung II. Bd., Beilage S. 43 bis 56. Herr Augustinowitsch hat längere Zeit als Arzt in jenen Gegenden gelebt; er ist kürzlich in Sachalin gewesen und hat sich sehr günstig für eine Kolonisation der Insel ausgesprochen. Ref.

ten überaus gastfreundlich: jeden Reisenden nähren sie mit allem, was sie haben, und versorgen ihn zur Weiterreise mit Nahrungsmitteln ohne irgend einen Entgeld zu fordern. Das Zurückweisen des Angebotenen halten sie für eine Beleidigung und eines — auch unansehnlichen Geschenkes — gedenken sie noch lange. Sie sind ehrerbietig, dienstfertig und den örtlichen Behörden unterwürfig. Zum Betrügen haben sie keine Neigung, aber sie sind verschlossen und abergläubisch. Streitigkeiten unter ihnen sind selten; sie werden gewöhnlich von ihrer eigenen Verwaltung beglichen, von Kriminalvergehen hat man nie etwas gehört. Das spricht alles zu Gunsten der unverdorbenen Sittlichkeit der Kolyma-Jakuten. Dasselbe gilt aber nicht von ihren Stammesgenossen in der Nähe der größeren russischen Ansiedelungen, woselbst sie durch stete Berührung mit den Verbannten, welche von sehr zweifelhafter Sittlichkeit sind, allmälig verdorben werden. Vorwerfen muß man aber auch den Kolyma-Jakuten ihre Faulheit und ihre übergroße Sorglosigkeit, durch welche sie oftmals in Gefahr gerathen, auch wohl ums Leben kommen; doch sind sie gegen den Tod sehr gleichgültig. Sie haben jetzt alle die griechisch-katholische Religion angenommen.

Ihre Nationaltracht, aus Renthierfellen mit der Haarseite nach außen gefertigt, besteht in Folgendem: 1. Einem Oberkleid (Kulljänka); 2. einem Untergewand aus zwei Theilen zusammengesetzt; einer die Hüften einschließenden „Selja“ und einem den obern Theil der Schenkel bedeckenden „Suturo“; 3. langen bis an die Hälfte der Schenkel hinaufreichenden Stiefeln, „Torbas“; 4. Mütze mit Ohrenklappen. Außerdem tragen sie im Sommer die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder (Poloduga) genähetes Obergewand mit einer Kapuze.

Die Jakuten, welche in Sredne- und Nishne-kolymsk sowie in den Niederlassungen Pochodsk und Keratowa leben, haben bereits angefangen die russischen Sitten anzunehmen, vor allen die russische Tracht.

2. Die Jukagiren. Das Volk der Jukagiren besteht aus einzelnen isolirt lebenden Stämmen, von denen nur ein einziger seine eigene Sprache noch besitzt, der Stamm Jukagiru. Alle übrigen Stämme haben ihre Sprache verloren, der Stamm Omolen, der 1., 2. und 3. Stamm Omok sprechen Russisch, alle anderen sprechen Tungusisch und verstehen daneben auch Russisch. Im Allgemeinen ist die Kenntniß des Russischen unter den Jukagiren recht verbreitet; die Jukagiren vom Stamme Omolen am linken Ufer des Flusses Omolon, 20 Werst von der Einmündung in die Kolyma, verstehen sogar, wenn auch schlecht, Russisch zu lesen und zu schreiben. Um die Verbreitung der russischen Sprache hat sich vor 80 Jahren der Jukagir Wosrgälow, welcher selbst in Nishnekolymsk unterrichtet worden war, verdient gemacht. Das Volk der Jukagiren nomadisirte in alten Zeiten am Ursprung des Kolyma-Flusses. In Folge einer heftigen Pockenepidemie wanderte ein Theil dem Flusse entlang und setzte an der Mündung desselben auf die nächsten Inseln des Eismeers über; andere Theile des Volkes blieben an einzelnen Nebenflüssen der Kolyma, dem Omolon, dem Großen und Kleinen Anui sitzen; wieder ein anderer Theil wandte sich nach Westen in die große Tundra und vermischte sich hier meist mit den Tungusen, einzelne von diesem Theile sich abzweigende Familien wanderten weiter in den Bezirk von Werchojansk, woselbst ihre Nachkommen, 1000 Individuen beiderlei Geschlechts, noch heute sitzen. Nur ein ganz kleiner Theil blieb am Ursprung der Kolyma und Jasatschnaja zurück, das ist der heutige sogenannte Stamm Jukagiren. Das Volk der Jukagiren steht in Betreff der Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten viel höher als das Volk der Tungusen, vor welchen die Jukagiren sich durch Reinlichkeit, Arbeitsamkeit, Ungezwungenheit und frohen Charakter auszeichnen.

Die Jukagiren sind von mittlerer Körpergröße, hager, aber wohlgestaltet und energisch in ihren Bewegungen. In ihren Gesichtern ist nichts von mongolischem Typus zu bemerken, eher eine Mischung ihres ursprünglichen Stammestypus mit dem russischen. Ihr Gesicht ist mehr länglich als rund mit etwas vorspringenden Backenknochen; die Augen sind im Vergleich mit den kleinen Augen der anderen Eingeborenen groß; ihr Blick angenehm und mild, besonders bei den Frauen, die Nase länglich, fein, bei einigen gekrümmt, mit etwas großen Nasenlöchern; die Stirn hoch, offen. Die Haupthaare dunkelbraun, nur bei einigen schwarz, im Allgemeinen dünn; hier und da begegnet man auch blonden Männern wie Frauen. Barthaare sind spärlich. Die Frauen sind von mittlerer Körpergröße, wohlgestaltet und von viel angenehmerm Aeußern, als die Tungusinnen. Die Jukagiren haben keine charakteristische Kleidung, die einen tragen Gewänder nach russischem Schnitt, die anderen tungusische Kleider.

Im Winter tragen sie über ihre Kleider die „Kamlja“, ein aus geräuchertem Renthierleder angefertigtes Gewand, welches einem langen bis an die Knie reichenden Hemde mit engen Aermeln ähnlich sieht und welches mit einer Kapuze versehen ist. Im Sommer wird die Kamlja allein getragen. Sie wird von oben her über den Kopf angezogen, indem oben eine Oeffnung sich befindet, durch welche der Kopf durchgesteckt werden kann. Im Herbst und im Winter wohnen sie in kleinen Häuschen aus behauenen Baumstämmen; im Sommer, wenn sie wegen des Fischfangs in andere Lokalitäten sich begeben, bauen sie sich aus dünnen Stangen kegelförmige Hütten, welche „Urus“ genannt werden, und überziehen sie mit großen, aus vielen kleinen Renthierfellstücken zusammengesetzten Decken. Die „Urus“ (offenbar den Jurten der Kirghizen in der Gestalt gleich) sind höher, von größerm Umfang und reinlicher als die der Tungusen und überdies frei von Rauch, weil die Jukagiren niemals im Innern der „Urussen“ ihren Feuerherd herrichten, sondern ihre Speisen im Freien bereiten. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Fischen, selten erjagen sie wilde Enten oder wilde Renthiere. Zum Winter salzen sie die Fische in runde nicht sehr große hölzerne Gefäße ein oder räuchern oder trocknen sie an der Sonne. Mit Viehzucht beschäftigen sich die Jukagiren nicht. Neben der Fischerei beschäftigen sie sich mit der Jagd; sie stellen mittels allerlei Fallen den Füchsen nach; ferner jagen sie Eichhörnchen, die gewöhnlichen und die fliegenden, mit Pfeilen oder mit der Flinte, welche sie sehr sicher zu gebrauchen wissen.

Die Jukagiren sind ehrlich, von milden Sitten und fröhlichem Charakter. Besonders beliebt sind bei ihnen Tänze, an denen sich alle, Jung und Alt, betheiligen; sie kommen dazu im Sommer allabendlich zusammen und bringen unter Tanz und Scherzen und Singen die Hälfte der tageshellen Nacht zu. Obgleich die Jukagiren jetzt alle zur rechtgläubigen Kirche gehören, so finden sich doch unter ihnen Schamanen, welche im Geheimen die Kunst ausüben. Sie werden christlich getraut, aber die Braut wird gegen einen „Kalym“ (Kaufpreis) von den Eltern erstanden. Ihre Todten begraben sie in Särgen. Die Jukagiren sind nicht abergläubisch; nur die in der großen Tundra lebenden haben von den anwohnenden Tungusen viel Aberglauben angenommen.

3. Die Tschuwanzen. Im nördlichsten Theil des Kolyma-Gebiets leben etwa 250 Individuen beiderlei Ge-

schlechts vom Volke der Tschuwanzen, deren es nur einen einzigen Stamm, „Chapygin", giebt. Ein Theil derselben ist in Nischnekolymsk ansässig und beschäftigt sich mit der Fischerei und der Jagd. Die Tschuwanzen sind von mehr als mittlerer Größe und kräftig gebaut; ihr länglich bartloses Gesicht erinnert etwa an die Tschuktschen; die Haupthaare sind schwarz und rauh. Sie tragen Kleider nach jakutischem Schnitt, aber unterscheiden sich sonst in ihrer Lebensweise kaum von russischen Ansiedlern. Sie sprechen auch Russisch, obgleich sie eine eigene Sprache besitzen. Sie wohnen in Jurten. Sie sind alle getauft. Ihre geistigen Fähigkeiten sind recht entwickelt; sie sind arbeitsam, ehrlich und von milden Sitten. Besondere charakteristische Stammeseigenthümlichkeiten sind nicht mehr unter ihnen zu finden.

4. Die Omoken. Das Völkchen der Omoken, 200 Individuen beiderlei Geschlechts, wird durch drei Stämme der Jukagiren repräsentirt, der Rest eines einst zahlreichen Volksstammes, welcher heute weiter nichts als seinen Namen sich erhalten hat. Die Omoken haben die christliche Religion, die russische Kleidung und Sprache angenommen, doch haben sich die guten Stammeseigenschaften noch erhalten: ihre Geschicklichkeit, Gewandtheit, Arbeitsamkeit, Ehrlichkeit, wodurch sie sich von den anderen Eingeborenen günstig unterscheiden. Man sieht nur alte Leute unter ihnen, der Nachwuchs ist so gering, daß in kurzer Zeit nur noch ihr Name übrig geblieben sein wird.

5. Die Tungusen. Man zählt etwa 11 000 Individuen beiderlei Geschlechts, von denen nur ein kleiner Theil im Kolyma-Distrikt lebt und zwar am linken Ufer der Kolyma an den Flüssen Alasey, Tschukotscha und Kankosaja nomadisirt. Die Tungusen sind von mittlerer Körpergröße und gut gebaut. Ihr Gesicht hat den rein mongolischen Typus, breit mit vorspringenden Backenknochen; die Nase mittelgroß und etwas platt, die Augenlidspalte gerade und eng, die Stirn niedrig; das Haupthaar schwarz, rauh; die Männer schneiden sich dasselbe, die Weiber flechten zwei Zöpfe. Ihr Gesicht ist ohne Bart. Im Allgemeinen ist ihr Gesicht als häßlich zu bezeichnen. Die Tungusinnen erreichen nicht die Mittelgröße, sind aber häßlich und ebenso schmutzig wie ihre Männer, dabei sind sie überaus faul und ungelenk. Ihre Kinder erziehen sie sehr nachlässig; doch gewöhnen sie dieselben von frühester Jugend an die Kälte; Winters lassen sie die fast nackten Kleinen ohne jede Aufsicht vor ihren Behausungen (Urusen). Ihre Bekleidung besteht bei Männern wie bei Frauen in 1. dem Sangajak oder Schanajak, eine Art Halbkaftan aus Renthierfell mit den Haaren nach außen genäht, welcher unmittelbar auf den nackten Körper gezogen wird; 2. dem Tjugomok, eine Art Weste mit einem Brustlatz aus Renthierfellen; bei der Weste ist die rauhe Seite nach innen, beim Brustlatz die rauhe Seite nach außen gekehrt. Die Weste selbst ist ohne alle Verzierungen; der Brustlatz ist, vorzüglich bei Weibern, verschiedenartig durch allerlei metallene Anhängsel verziert; 3. Selja, ein enganschließendes Unterkleid, welches bis zur Mitte der Oberschenkel reicht, wird gleichfalls aus Renthierfell, das Rauhe nach innen, angefertigt; 4. Ugurgam, eine Art Stiefel, welche nach oben bis an das Unterkleid reichen, ebenfalls aus Renthierfell; 5. Mogol, eine Mütze, welche aus dem Fell eines jungen (ungeborenen) Renthiers gemacht ist; die Mützen der Frauen und Mädchen sind stark mit allerlei metallenen Gegenständen, russischen Silbermünzen u. s. w. verziert. Sowohl Männer wie Frauen tragen Halsbinden [1]) aus Eichhörnchenschwänzen.

Die Tungusen nomadisiren und sie wohnen in sehr schnell hergerichteten konischen Zelten (Urussa), welche eng, schmutzig und stets raucherfüllt sind, weil in der Mitte des Zeltes das Feuer auf dem Herd nicht ausgeht. Die Zelte werden aus dicken und nicht sehr langen Stangen (Weide oder Lärche) hergestellt und von außen mit Renthierfellen überzogen: oben bleibt eine Oeffnung zum Ausgang für den Rauch. In der Wand des Zeltes werden einander gegenüber zwei Oeffnungen angebracht, welche als Eingangs- und Ausgangsthür dienen und mit Fellen verhängt werden. Diese Thüröffnungen sind so niedrig und eng, daß man fast auf allen Vieren hineinkriechen muß. Im Innern des Zeltes sind rundum an der Wand schmale bankähnliche Gerüste angebracht, welche mit Fellen bedeckt werden und der ganzen Familie zum Sitzen und Schlafen dienen. Aufrecht zu stehen ist innerhalb des Zeltes nicht möglich; die Frauen, welche die häuslichen Arbeiten verrichten, hocken deshalb stets am Herd auf den Fersen. Die Nahrung der Tungusen besteht in Renthierfleisch, Fisch und allerlei Vögeln, Gänsen, Enten und Schwänen, alles wird innerhalb der Zelte in einem eisernen Kessel zubereitet. Zum Fangen der Fische bedient man sich solcher Netze, welche die Jakuten angefertigt haben. Auffallender Weise sind die Tungusen nicht im Stande, sich die Netze selbst zu machen; sie erwerben dieselben, wie auch andere Jagdgeräthschaften, von den Jakuten. Die häusliche Arbeit ruht ganz auf den Schultern der Frau, welche auch das Zelt aufschlagen muß. Der Mann geht auf die Jagd, besorgt die Renthiere, beschafft das Holz zu den Zelten.

Die Tungusen sind sehr arm; sie bemühen sich in der Nähe von Tschuktschen-Niederlassungen zu leben, weil sie bei den an Renthierherden reicheren Tschuktschen als Hirten Verwendung finden; sie werden dann mit Renthieren bezahlt. Daneben sind sie eifrige Jäger und stellen namentlich den Füchsen nach, deren Felle, je nach den Jahreszeiten, von verschiedener Qualität sind und mit verschiedenen Namen belegt werden. Die Tungusen sind friedlich, pünktlich und gefügig. Streit giebt es sehr selten unter ihnen, nur gelegentlich im Rausch gerathen sie in Wuth, so daß da einer den andern erschlägt; dann unterwerfen sie sich gutwillig der Strafe. Die Tungusen sind jetzt getauft (griechisch-katholisch), aber äußerst abergläubisch und im Geheimen dem Schamanismus ergeben. Unter den Frauen giebt es viele, welche die Rolle von Wahrsagerinnen oder Schamanen spielen; sie sind auch bei den Tschuktschen sehr beliebt in dieser Eigenschaft. Ihre Todten werden in kleine Boote („Wetka") gelegt; jeder Tunguse führt schon bei Lebzeiten ein solches Boot mit sich; dasselbe ist aus drei etwa 1 Saschen (2,1 m) langen und 1/2 Arschin (35 cm) breiten dünnen Brettchen genäht. Der im Boot liegende Todte wird nur mit einer Renthierhaut bedeckt.

6. Lamuten leben nur in zwei Bezirken des Gebietes von Jakutsk, nämlich in Werchojansk und im Kolyma-Bezirk; es sind etwa 2000 an der Zahl. Sie sind ausgezeichnet durch ihren Ordnungssinn, Ehrlichkeit, Gewandtheit und eine außerordentliche Beweglichkeit. Sie sind den Russen ganz vorzüglich zugethan und hassen die Tschuktschen. Die Lamuten sind ausgezeichnete Schützen, und vor allem der Jagd ergeben, auf welcher sie nur die Flinte brauchen, nur dem Bären gegenüber benutzen sie den Jagdspieß. Nur ein kleiner Theil der Lamuten beschäftigt sich mit dem Fischfang. Es sind vollkommene Nomaden; sie ziehen beständig hin und her. Bemerkenswerth ist, daß sie bei diesen Zügen

[1]) In den baltischen Provinzen Rußlands werden von den Frauen ähnliche den Hals schützende Binden getragen und „Boa" genannt.

nicht, wie die übrigen Eingeborenen, Narten (Schlitten) benutzen, sondern stets auf Renthieren reiten. Sie besitzen keine eigentliche Renthierherde, wohl aber hat jeder Lamute eine Anzahl zum Reiten geeignete Renthiere. Ganz besonders auffallend ist, daß unter den Lamuten ansteckende und epidemische Krankheiten gar nicht vorkommen; die Syphilis, welche unter den Eingeborenen Sibiriens so außerordentlich verbreitet ist, existirt bei ihnen gar nicht [1]).

Man nimmt gewöhnlich an, daß die Lamuten aus der Manschurei nach Norden eingewandert seien, doch ist diese Annahme unbegründet: ihre Gesichtszüge haben durchaus nichts Mongolisches. Die Physiognomie der Lamuten hat einen ganz besondern Charakter: die Stirn gerade, die Lippen dünn, Mund und Nase von mittlerer Größe, das Kinn rund, die Haupthaare glatt meist von dunkelbrauner Farbe. Die Lamuten sind von kleinem Wuchs und hager, jedoch äußerst gelenkig und beweglich. Trotz ihrer scheinbaren Körperschwäche sind sie kräftig und aus dem Einzelkampf mit dem Bären gehen sie stets als Sieger hervor. Sie wohnen in großen konischen Zelten (Urussa), welche aus sechs langen Stangen zusammengesetzt sind und im Sommer mit gegerbten Schaffellen, im Winter mit unbearbeiteten Renthierfellen bedeckt sind. Die Einrichtung des Rauchfangs und der Thüren ist wie bei den Tungusen. In einem Zelt leben mitunter zwei Familien, aber eine tadellose Reinlichkeit und Ordnung herrschen darin. Ueberhaupt sind die Lamuten unter allen Eingeborenen am reinlichsten und am ordentlichsten; höflich, umgänglich und gastfreundlich. Auch die Speisen werden möglichst reinlich zubereitet; ihre Hauptnahrung besteht in Renthierfleisch; doch essen sie auch Fische und Eichhörnchen. Russischer Zwieback und ausgelassene Butter gelten als Leckereien, welche von den Russen und Jakuten gelegentlich oder zur Zeit der Tschuktschenmesse in der Festung Anjeci erworben werden.

Männer wie Frauen tragen enganschießende Gewänder von gleichem Schnitt; dieselben werden aus Renthierfellen genäht und mit Glasperlen und buntfarbigem Schafleder verziert. Selbstverständlich sind die Gewänder der Frauen reichlicher, oft in kostbarer Weise geschmückt. Die Tracht zeigt mancherlei Uebereinstimmung mit der oben angeführten Kleidung der Tungusen.

Die Lamuten sind griechisch-katholische Christen und sehr fromm. Doch haben sich Spuren des frühern Götzendienstes unter ihnen erhalten; so z. B. die Verehrung des Feuers und der Sonne; ferner mancherlei Vorurtheile und Aberglauben. Sie lassen sich weissagen und prophezeien aus dem Knistern des brennenden Holzes die Zukunft. Die Hochzeitsgebräuche sind im Wesentlichen folgende: Nachdem die einleitenden Verhandlungen abgeschlossen und beide Theile einig sind, wird die Braut von ihren Verwandten und ihren Eltern zum Zelt der Eltern des Bräutigams geführt; dreimal wird das Zelt umkreist, dann wird die Braut direkt dem Bräutigam übergeben; die Eltern spielen dabei nur die Rolle von Zuschauern. Dieser Gebrauch heißt „Halbehe"; aber die Braut bleibt beim Bräutigam als sein wirkliches Weib und die danach geborenen Kinder gelten als legitim. Erst später, oft erst nach 1 bis 3 Jahren, begiebt das Paar sich zum Geistlichen, um sich kirchlich einsegnen zu lassen. Die eigentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten sind von sehr bescheidenen Gelagen begleitet; nur mitunter werden besondere Tänze aufgeführt. Die Kinder der Lamuten werden getauft, sobald der Geistliche sie besucht. Die Todten werden im Walde nahe dem augenblicklichen Standplatz der Zelte begraben. Die Todten werden gewöhnlich in Särge gelegt und etwa 1 Arschin (0,7 m) tief eingegraben. Da der Erdboden immer gefroren ist und nur Sommers etwa ½ Arschin (0,32 m) aufthaut, so kommt es oft vor, daß nach Jahrzehnten die zufällig ausgegrabenen Leichen keine Spuren einer Verwesung zeigen.

[1]) Wir erinnern daran, daß Dr. Augustinowitsch Arzt ist; seine Mittheilungen sind deshalb von um so größerer Bedeutung.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

X.

Cuba. Peru. Brasilien.

In Cuba begann die Einfuhr von „Asiaticos", fast ausschließlich nur Chinesen, 1847 und hörte zwangsweise 1873 auf, in welchem Jahre die chinesische Regierung zuerst gegen den Menschenhandel einschritt, dessen Form die chinesische „Auswanderung" nach Cuba angenommen hatte. In dieser Zeit wurden 116 267 Kulis auf Cuba gelandet, welche indessen mit so verschwindenden Ausnahmen Männer waren, daß an eine Vermehrung dieser Bevölkerung auf natürlichem Wege nicht gedacht werden konnte. 1861 wurde die „asiatische" Bevölkerung amtlich auf 34 828 angegeben, darunter — 57 Weiber. Doch erhoben sich spätere Schätzungen höher; die letzte finden wir in einem Bericht des englischen Generalkonsuls vom 13. Mai 1878, welcher 50 000 annimmt. Von den auf der Ueberfahrt und auf der Insel Gestorbenen und den nach Ablauf ihres Vertrages Zurückgekehrten abgesehen, waren viele entflohen und hatten sich im übrigen Westindien, Mittelamerika, Mexiko oder den Golfstaaten Nordamerikas niedergelassen, während eine nicht geringe Anzahl sich den Insurgentenbanden anschlossen, welche von 1868 an ununterbrochen fast die ganze Osthälfte der Insel innehatten und gelegentlich ihre Brandschatzungen und Brandlegungen bis in das Herz des zuckerbauenden Westens verschoben. Jedenfalls war diese Einwanderung nicht im Stande, dem Grund- und Erbmangel des cubanischen Wirthschaftswesens, dem Arbeitermangel, dauernd abzuhelfen. Hatten sich die Sklaven schon früher wegen der merkwürdigen und unerklärten Sterblichkeit in ihren Familien unfähig gezeigt, solches zu thun, so konnte das Gesetz Moreto von 1868, welches von diesem Jahre an allen neugeborenen Sklaven und allen das sechszigste Jahr überschreitenden Sklaven die Freiheit gab, den großen Mangel nur noch verschärfen. In dersel-

den Richtung war das Verbot der mexikanischen Regierung gegen die eine Zeitlang schwungvoll betriebene Kontrakt-Einwanderung yukatekischer Indianer wirksam. Als nun gar die Aufmerksamkeit chinesischer Staatsmänner auf die Rechtlosigkeit ihrer Landsleute auf Cuba und auf die krassen Beispiele grausamer Behandlung derselben gerichtet ward, und in Folge dessen keine chinesischen Kulis mehr nach Cuba gebracht werden konnten, stieg die Verlegenheit auf den Gipfel und es ist nur dem allgemeinen Rückgang der Wirthschafts-Verhältnisse in Folge des nun zwölfjährigen Aufstandes zuzuschreiben, wenn der Arbeitermangel nicht zu einer energischen Anstrengung sei es der Regierung oder der Pflanzer nach einer oder der andern Seite Anlaß gab. 1874 hatte eine chinesische Kommission, welche, unterstützt von den Vertretern einiger Großstaaten, die Lage der chinesischen Kulis auf Cuba studirte, einen Bericht erstattet, welcher auf 1176 Vernehmungen und 85 Bittschriften, die von 1660 Kulis unterzeichnet waren, sich gründete. Er entwarf ein geradezu niederdrückendes Bild der Behandlung derselben. Man hat versucht die Glaubwürdigkeit desselben vorzüglich mit dem Hinweis darauf zu bezweifeln, daß diese Kommission im Ganzen nur sechs Wochen auf Cuba verweilt habe. Indessen ist diese Zeit bei der Beschränktheit des Bezirkes, in dem die Kuliarbeit in großer Ausdehnung stattfindet, gerade genügend, um einen Einblick in die Lage derselben zu verschaffen. Die Thatsachen dieses Berichtes sind übrigens nie mit Erfolg entkräftet worden und es haben im Gegentheil unparteiische Beobachter die Gültigkeit derselben rückhaltslos anerkannt (s. Chines. Auswanderung S. 243) und vor allem jene gewichtigen Anklagen, welche gegen die Pflanzer selbst und gegen Beamte wegen willkürlicher Verlängerung der Arbeitsverträge gerichtet wurden. Ein Gesetz vom Jahre 1877 würde genügen, um diesen Anklagen auch ohne jede tiefere Begründung den größten Schein von Wahrheit zu verleihen, ein unglaubliches und sogar noch von der Regierung des Mutterlandes bestätigtes Gesetz, welches den Kulis nach Ablauf ihrer Dienstzeit nur die Wahl läßt zwischen dem Verlassen der Insel oder der Erneuerung ihres Vertrages. Es genügt also, einem solchen armen Teufel auf irgend eine Weise die Mittel zur Reise vorzuenthalten, um ihn zu neuerlichem Verbleiben für acht oder zehn Jahre zu zwingen, und so in infinitum. Das ist die unverhüllte Sklaverei. Man kann am Ende noch der mit so vielen Bedenken umgebenen Stellung des Kuli innerhalb seines Vertrages eine günstige Seite abgewinnen, wenn man daran dachte, daß demselben nach Umlauf seiner Arbeitszeit ein kleines Kapital eingehändigt wird, womit er nun ein eigenes Geschäftchen zu betreiben vermag. Aber ein Gesetz wie dieses nimmt jede Hoffnung auf einen so günstigen Ausgang des Kuli-Vertrages. Es ist wahr, daß dasselbe gerechtfertigt werden will mit dem Hinweis auf die große Zahl von freien, d. h. großentheils entlaufenen Chinesen in den Räuberbanden, welche die „Armee" der cubanischen Insurgenten zusammensetzten, aber dieses ist ein sehr schwacher Grund. Die wahre Ursache liegt jedenfalls darin, daß die Regierung der Insel nicht durch chinesische Konkurrenz die letzte und festeste Säule der spanischen Herrschaft auf Cuba, nämlich den Mittelstand der Handwerker und Kleinhändler, schädigen lassen wollte. Diesen Grund begreift man, aber er rechtfertigt nie ein solches Gesetz.

Unter diesen Umständen kann es als ein Beweis von großem Entgegenkommen der chinesischen Regierung betrachtet werden, wenn dieselbe sich 1878, nachdem 1877 eine cubanische Gesellschaft den alten Kulihandel unter sehr schwachen gesetzlichen Formen vergebens wieder aufzunehmen gesucht hatte (ihre Statuten enthielten unter anderen die Festsetzung, daß wenn ein Kuli nicht alle Vorschriften seines Arbeitsvertrages erfüllt habe, er nach Ablauf desselben neue zwei Jahre zu dienen habe und dergleichen), neuerdings zu Vertragsverhandlungen mit Spanien herbeiließ, und einen Vertragsentwurf zu Stande bringen half, in dessen 16 Artikeln allerlei heilsame Maßregeln vorgesehen waren, in erster Linie die Bestallung von chinesischen Konsuln an verschiedenen Orten der Insel (unbegreiflicherweise aber nicht im Gebiet der Kuliarbeit, d. h. den Zuckerpflanzungen, sondern in den Seeplätzen), welche die Aufsicht über die chinesischen Unterthanen ausüben sollten (die chinesische Regierung hatte sich vorher der Mitwirkung der nordamerikanischen Konsularbeamten in dieser schwierigen Aufgabe versichert), dann Bestimmungen, welche die Natur der zum Transport verwendeten Schiffe und der zum ersten Aufenthalt bestimmten Räume am Land betreffen, und vor allem die Sicherheit der Kulis gegen jede widerrechtliche Verlängerung ihres Arbeitsvertrages. Zur Ausnutzung der durch diesen Vertrag gewährten Rechte bildete sich im Frühjahr 1878 in Havana eine Gesellschaft großer Grundbesitzer, an deren Spitze der Marquis von Avala stand, und welche einen Kommissär zur Anwerbung von Kulis nach China sandte.

Die so angebahnten Fortschritte in der Kuliwirthschaft vereitelten leider die Cubaner selbst wieder, indem sie trotz aller Klagen, welche gegen sie laut wurden, ihre altgewohnte Behandlung der Kulis fortsetzten. Der englische Generalkonsul Crawford fand im Frühling 1879 die Chinesen genau in derselben bedrückten Lage wie früher. Kulis, welche ihren Vertrag abgearbeitet hatten, wurden wieder gezwungen, entweder die Insel zu verlassen, wozu sie keine Mittel besaßen, oder neue Verträge für sechs bis acht Jahre abzuschließen. Auch auf den Pflanzungen blieb ihre Behandlung dieselbe sklavenhafte wie früher. Auf seinen Bericht hin übergab am 30. April eine Abordnung der Anti-Sklaverei-Gesellschaft dem chinesischen Gesandten in London, Marquis Tseng, eine Denkschrift, welche den traurigen Zustand der Kulis in Cuba schilderte, zum Bericht an seine heimische Regierung. Das Mißtrauen in die guten Absichten der spanischen Behörden in Cuba war schon vorher neuerdings wachgerufen worden durch eine Korrespondenz zwischen der englischen und spanischen Regierung, über welche erstere im December 1878 ein Blaubuch veröffentlicht hatte. Dieselbe bezog sich auf eine Bekanntmachung des Generalkapitäns, welche in den Zeitungen von Havana bereits im Januar 1877 erschienen war, und eine Belohnung von 102 beziehungsweise 34 Dollar Gold jedem versprach, der einen zu den Rebellen übergegangenen Sklaven oder Kuli einbrächte; wenn aber solche Gefangenen nicht von ihren Besitzern eingefordert würden, sollten sie Eigenthum des Fängers für sechs Jahre werden. Die spanische Regierung leugnete jede Kenntniß von diesem Erlaß und stellte denselben übrigens als eine bloße Maßregel der Einschüchterung dar. Indessen widersprachen dem entschieden die Berichte des britischen Generalkonsuls Cowper in Havana, der auch auf die weitere Ungerechtigkeit aufmerksam machte, daß die Kulis zwar für Gold ihren Vertrag machten, aber in Papier ausbezahlt würden. Und dieses Papier hatte 1879 einen Diskont von 125 Prozent!

Im Jahre 1879 war der chinesische Gesandte in Paris auch am Madrider Hof beglaubigt worden und unterhandelte dort im Laufe des Sommers mit den Spaniern über einige Aenderungen an dem in Peking entworfenen Vertrage, welcher endlich am 5. Juli 1879 in der Gazetta Official veröffentlicht wurde. Außer den vorhin

schon angeführten Bestimmungen war in demselben vorgesehen, daß die chinesische Regierung jeden Auswanderer mit einem Passe versehen werde, der ihm in den spanischen Kolonien dieselben Rechte sichern sollte, wie sie Angehörigen anderer Staaten zustehen, daß diejenigen Chinesen, welche vor Abschluß des Vertrages in irgend welcher Weise ungerecht behandelt würden, das Recht haben sollten, sich neuerdings mit ihren Beschwerden an die ordentlichen Gerichte zu wenden, endlich daß Spanien von den der Zeit in Cuba weilenden Chinesen alle diejenigen zurücksenden solle, welche sich in China gelehrten Studien gewidmet hatten, oder welche irgend einer „officiellen Kategorie" angehören, oder welche durch ihr Alter unfähig zur Arbeit sind, sowie die unverheiratheten Waisinnen, welche wieder zurückzukehren wünschen.

Zugleich suchte sich übrigens Spanien, nachdem vergebliche Versuche gemacht worden waren, sich Kulis aus Britisch-Westindien zu verschaffen, noch eine andere Quelle von Arbeitskräften zu erschließen, indem es im Herbst desselben Jahres einen Gesandten nach Saigon sandte, welcher den französischen Behörden den Entwurf eines Vertrages mit dem König von Annam vorlegte, und nach einigen kleinen Aenderungen, welche auf Wunsch jener vorgenommen wurden, sich mit demselben nach Huë begab, wo die Franzosen ihn in seinen Verhandlungen mit den annamitischen Mandarinen unterstützen sollten. Hauptgegenstände dieser Verhandlungen sollten die freie Ausfuhr von Kulis nach Cuba und von Reis nach Manila bilden. Dieser Gesandte (General Ordoñez) kehrte am 26. Februar 1880 nach Saigon zurück, nachdem er den Vertrag wenigstens in Betreff der Kuli-Ausfuhr nach Cuba glücklich fertig gebracht hatte.

* * *

Peru, welches seit 1847 Kulis aus China bezog und 1876 in seiner Bevölkerung 60000 Chinesen zählte, schloß 1874 einen Vertrag mit China, welcher die Ausfuhr von Kulis nach ersterm Lande gestattete und regelte. Er wurde Ende 1876 ratificirt. Sowohl die Ausdehnung, welche damals die Auswanderung beziehungsweise Ausfuhr in dieser Richtung angenommen hatte, als auch die Behandlung, welche die Kulis in Peru erfuhren, ließ die vertragsweise Regelung endlich als eine Nothwendigkeit erscheinen. In den fünf Jahren, welche mit 1874 abschließen, schifften sich 46190 Chinesen nach Callao ein, von denen aber nicht weniger als 3047 schon unterwegs starben. Im Jahr 1874 hatte diese Ausfuhr in Folge der Wachsamkeit, welche die chinesischen Behörden anwandten, und der vorhin erwähnten eisernen Strenge, mit welcher gegen die Menschenfänger (Kidnappers) vorgegangen ward, sich auf nicht ganz 4000 Köpfe vermindert und hatte diese Zahl auch 1875 und 1876 nicht oder nur wenig überschritten. Begreiflich daher, daß man in Peru, wo der Arbeitermangel als ein schweres Hinderniß der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes empfunden ward, alles aufwandte, um den Zufluß von Kulis neuerdings zu steigern. Stärker ward dieses Bedürfniß im Jahre 1877, wo bei erheblicher Preissteigerung des Zuckers und Natronsalpeters nur der Arbeitermangel einer energischen Ausbeutung dieser günstigen Gelegenheit entgegenstand. Ein englischer Konsularbericht von diesem Jahre sagte: „Der (finanzielle) Zustand des Landes hat sich gebessert, aber die Besserung wird nicht groß sein, so lange man nicht mehr Arbeitskräfte hat." So wurde denn 1876 und 1877 auf die Errichtung einer eigenen Dampferlinie zwischen Callao und Hongkong oder Macao hingearbeitet und von einigen Seiten auch die Kulieinfuhr über San Francisco empfohlen. Die peruanische Regierung schritt Anfang 1877 in der That zu einem Vertrage mit dem englischen Hause Oliphant in Callao, durch welchen dieses sich verpflichtete, eine eigene Dampferlinie, für Kuli-Transport eingerichtet, zwischen Callao und Hongkong ins Leben zu rufen und zu unterhalten, wofür ihm Rückfracht, bestehend in Guano, sowie eine Zahlung in Silber oder Salpeter von 160000 Soles Seitens der peruanischen Regierung gewährleistet werden sollte. Es wurden für fünf Jahre 28 Reisen in Aussicht genommen und jede sollte nicht unter 500 und nicht über 1000 Kulis ins Land bringen. Unter diesen Bedingungen trat die neue Dampferlinie ins Leben und ließ am 13. Januar ihr erstes Schiff „Perusia" von Hongkong über Honolulu nach Callao abgehen, jedoch ohne die gewünschte Fracht an Menschen, da der Governor von Kwangtung die Einschiffung der Kulis streng verboten hatte.

Es waren nämlich nach Abschluß des 1874er Vertrages Nachrichten über die Behandlung der Chinesen in Peru nach China gelangt, welche den bis dahin unzweifelhaft vorhandenen guten Willen der chinesischen Regierung auf ein Minimum herabstimmen mußten. 1876 hatte dieselbe einen Kommissär zur Untersuchung der Lage ihrer Unterthanen nach Peru gesandt. In einem Briefe, der damals in die Oeffentlichkeit kam (s. London and China Telegraph 1877, Nro. 697) entwarf derselbe eine Schilderung seiner Erfahrungen, aus der hier einige Bruchstücke wiederholt zu werden verdienen: „Die peruanische Regierung hat Anstrengungen gemacht, um diese Leute zu schützen, aber die Lage derselben ist noch immer weit davon entfernt, zufriedenstellend zu sein. Zunächst ist die Entlegenheit von manchen dieser Haciendas so, daß der Kuli vollständig der Gnade seines Herrn anheimgegeben ist. Der letztere oder sein Aufseher kann gewissenhaft und menschlich sein, er kann aber auch das Gegentheil sein. Im letztern Falle, wenn der Kuli entläuft, wird er entweder in den umgebenden Wüsten zu Grunde gehen oder er wird eingefangen und mit einer Strenge bestraft, von der er Niemanden Bericht geben kann, weil er sie vielleicht nicht einmal überlebt ... Das Loos der Chinesen, welche in den Guanolagern arbeiten, ist ein höchst unglückliches. Abgesehen davon, daß sie sich halb zu Tode arbeiten müssen, haben sie weder genügende Nahrung noch gesundes Wasser. Ihre Rationen sind 2 Pfund Reis und $^1/_2$ Pfund Fleisch, und diese erhalten sie gewöhnlich zwischen 11 und 12 Uhr den Morgens, wenn sie schon sechs Stunden an der Arbeit gewesen sind. Jeder Mann muß täglich 4 bis 5 Tonnen Guano fördern. Im letzten Vierteljahr von 1875 waren in Pabellon de Pica allein 355 Chinesen beschäftigt, von denen nicht weniger als 98 im Spital lagen. Die allgemeine Krankheit sind geschwollene Beine, und kommt dieselbe wahrscheinlich vom Trinken des warmen destillirten Wassers und vom Mangel pflanzlicher (frischer) Nahrung. Der Charakter dieser Krankheit erinnert an Skorbut. Man sagt oft, daß die Entwickelung Perus von der Einfuhr der Chinesen abhänge, weil diese allein im Stande seien, das Klima zu ertragen und dabei Feldarbeit zu verrichten. Ich glaube, daß dies ein Irrthum ist, welcher bald zerstreut würde, wenn die Einwohner gezwungen wären, für ihren eigenen Unterhalt zu arbeiten, statt mittelbar oder unmittelbar sich auf ihre reichen Guano- und Salpeterlager und auf die billige asiatische Arbeit zu verlassen ... Würde nicht die Einfuhr von Chinesen eine so entschiedene Unterstützung Seitens der Regierung gefunden haben, so würde die Frage der Kolonisation in Peru längst gelöst sein."

Die Versuche, welche 1878 in Japan gemacht wurden, japanische Kulis für deutsche Pflanzer in Peru zu miethen, wurden von der japanischen Regierung noch rechtzeitig vereitelt, ohne daß darüber der Konflikt zwischen Deutschland

und Japan ausbrach, welchen amerikanische Blätter schon sicher verkündeten. 1880 bequemte sich die japanische Regierung sogar zur Zahlung von 7390 Yen Schadenersatz für Auflösung von Kontrakten einer Anzahl japanischer Zimmerleute, welche sich nach Peru vermiethet hätten.

Die Arbeiternoth trieb 1879 die peruanische Regierung zu neuen Anstrengungen. Man sprach davon, Chinesen durch Vermittelung des peruanischen Generalkonsuls auf Regierungskosten aus San Francisco kommen zu lassen, aber die Regierung der Vereinigten Staaten scheint diesen Plan schon frühzeitig abgewinkt zu haben. Der Ausbruch des Krieges zwischen Peru und Chile hat seitdem die Chinesenfrage, soweit sie Peru betrifft, insoweit ruhen lassen, als die in Hongkong mit den Chinesen geführten Verhandlungen nur langsam fortschritten. Die Verhinderung der Abfahrt des mit Kulis nach Peru beladenen deutschen Dampfers „Hesperia" im Sommer 1880 schien sogar ihr ganzes Ergebniß in Frage zu stellen.

Dagegen sucht sich nun auch Brasilien für die Verluste an zuverlässigen Arbeitskräften, welche die Aufhebung der Sklaverei mit sich bringt, durch Einfuhr chinesischer Kulis schadlos zu halten. In der brasilianischen Volksvertretung forderte der Minister des Auswärtigen im August 1879 120 000 Milreis zur Bestreitung der Ausgaben einer brasilianischen Sondergesandtschaft nach China. Der zum zweiten Unterhändler bestimmte Senhor Ed. Callado hatte sich schon im Juni desselben Jahres nach London begeben, um mit dem dortigen chinesischen Gesandten die Grundlagen eines Vertrages zu vereinbaren. Er traf dann im September zu Lissabon mit den zwei für diesen Zweck bestimmten Kriegsschiffen „Vital de Oliveira" und „Guanabara" zusammen, worauf die kleine Flottille unter Befehl des Geschwaderchefs und ersten Bevollmächtigten Commodore Silveira do Motta ihren Weg durch den Suezkanal nach China einschlug. Indessen verzögerte sich die Ankunft der Gesandtschaft, welche erst im Juni in China erwartet wurde und von der es hieß, daß die chinesische Regierung sie in irgend einem Hafen zurückhalten werde, um die Verhandlungen hinauszuziehen.

Unterdessen haben die gräßlichen Ausschreitungen des peruanischen Pöbels, der bekanntlich in der Nacht vor dem Einmarsch der Chilenen in Lima die Gewölbe der chinesischen Kaufleute plünderte und zerstörte und — nach einer amtlichen Mittheilung im englischen Unterhaus — 70 bis 80 Chinesen todtschlug, die chinesische Regierung neuerdings bedenklich gegenüber der Auswanderung ihrer Unterthanen nach Südamerika überhaupt gestimmt, und nicht bloß die peruanischen, sondern auch die brasilianischen Unterhandlungen sind in den letzten Monaten nicht weiter fortgeschritten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die militärischen Behörden Italiens haben sich wie wenig andere um die Kenntniß ihres Landes verdient gemacht, indem sie dessen Karte, soweit dieselbe noch nicht aufgenommen war, herstellten, die bereits früher von anderen Mächten (Oesterreich, Frankreich, Sardinien) aufgenommenen Landestheile im Norden jetzt von Neuem und sorgfältiger mappiren und indem sie schließlich das so gewonnene topographische Material ohne weitern Aufschub durch Photolithographie vervielfältigen und dem Publikum zugänglich machen. In der kurzen Zeit von 16 Jahren (1862 bis 1878) ist das ganze ehemalige Königreich Neapel vermessen worden, und diese Karte im Maßstabe 1:50 000 (d. h. doppelt so groß, als unsere deutschen Generalstabskarten) ist bereits in 230 Halbblättern als „Carta delle provincie meridionali" provisorisch erschienen. Nach und nach wird derselben eine eleganter ausgeführte Karte in dem halben Maßstabe (1:100 000) an die Seite gesetzt werden, von welcher ebenfalls schon 32 Blätter, die ganze Insel Sicilien umfassend, veröffentlicht wurden. Die Umgebung Roms, das historisch interessanteste Gebiet Mittelitaliens, ist sodann im Maßstabe unserer Meßtischblätter (1:25 000) einmal in neun gestochenen Blättern als „Carta dei dintorni di Roma" erschienen und ein zweites Mal in weiterer Begrenzung in 18 photolithographirten Sektionen. Dieses gesammte weitschichtige und für die meisten schwer zugängliche Material und außerdem noch manches andere hat jetzt Prof. Heinrich Kiepert zu einer Gesammtkarte verarbeitet, welche das alte Sabiner- und Samnitergebiet, Latium und Campanium, im Zusammenhang darstellt (Neue Specialkarte von Mittelitalien mit Berücksichtigung des Alterthums. 4 Blätter, 1:250 000. Mit Karton: Umgebung von Rom. Maßst. 1:50 000. Berlin D. Reimer, 1881), braun eingedrucktes Terrain in Tuschmanier, von zahlreich eingeschriebenen Höhenzahlen unterstützt, gewährt ein anschauliches Bild von der Konfiguration des Landes, welches von dem der bisherigen Karten nicht unwesentlich abweicht; durch rothen Druck sind die erhaltenen Reste des Alterthums, das in der Blüthezeit römischer Herrschaft entstandene Straßennetz, die antiken Namen unterschieden: nach der physikalischen sowohl wie nach der historischen Seite der Geographie bezeichnet mithin diese Karte einen wesentlichen Fortschritt, und sie wird am Studirtische ebenso gute Dienste leisten, wie bei einer Reise in Italien.

— Die Lissaboner Geographische Gesellschaft hat in einer am 11. Juli dieses Jahres abgehaltenen Sitzung beschlossen, eine Kommission zur nähern Erforschung der Serra da Estrella (östlich von Coimbra), eines Gebirges, über welches man bisher noch sehr wenig weiß, demnächst zu entsenden.

— Meteorologische Verhältnisse von Kronstadt im Jahre 1880 nach den Beobachtungen der dortigen meteorologischen Station. Die mittlere Lufttemperatur war + 3,9° C., die höchste Temperatur und zwar am 30. Juli (11. August) Mittags 1 Uhr betrug + 27,8° C., die niedrigste am 10. (22.) Januar Mittags 1 Uhr — 23,0° C. Der mittlere Barometerstand war 755,9 mm (29,79"), der höchste Stand war 780,4 mm (30,77"), der niedrigste 719,5 mm (28,33"). Ganz helle Tage gab es nur 24, trübe 131, mit Regen und Schnee 159. Die größte Regenmenge (1,36") fiel am 7. (19.) Juli, im Ganzen fielen an Schnee und Regen während des Jahres 12,86 Zoll. Der höchste Wasserstand + 5'4" über Null des Pegels trat ein am 7. (19.) November 1 Uhr Nachmittags, der niedrigste, — 3'5", unter Null am 9. (21.) Oktober 7 Uhr Abends. Das Eis erreichte die größte Dicke von 2 Fuß im Monat März. Der stärkste Wind war am 3. (15.) November 7 Uhr Abends ein W.-S.-W. von — 9 nach Beaufort oder 25 Meter in der Sekunde.

— Nach der „Jekaterinoslawer Gouv. Ztg." sind im Jahre 1880 im Kreise Bachmut auf 33 Steinkohlengruben

28,5 Mill. Pud Steinkohlen gewonnen, um 6,4 Mill. Pud mehr als 1879. Im Kreise Slawjanoserbsk waren 45 Gruben im Betrieb, 7 wurden geschlossen, 1 neu eröffnet. Die Ausbeute war etwa 2 Mill. Pud.

— Dem „Orenb. Listok" nach sind am 16. (28.) Mai in Orenburg Versuche mit der vom Oberst Schlitter in der Kirghizensteppe entdeckten Braunkohle gemacht worden; sie zeigte eine doppelt so große Heizkraft wie das beste trockene Fichtenholz. Der Gewinn dieses Heizmaterials wird für die Stadt und das ganze Gebiet von Orenburg von größter Bedeutung sein.

— Nach der kürzlich erschienenen Statistik der russ. Telegraphenverwaltung für 1879 zählte das Reich am 1. Januar 1879 an Linien 70 356 Werst mit 134 405 Werst Leitungen und 979 Stationen, am 1. Januar 1880 aber 75 064 Werst Linien mit 141 656 Werst Leitung und 1043 Stationen, so daß der Zuwachs 4707 Werst Linien mit 7217 Werst Leitung und 64 Stationen betrug. Von der Gesammtzahl umfaßte am 1. Januar 1880 der Polizei- und Militärtelegraph in Petersburg 221 Werst Leitung mit 56 Stationen und 135 Feuermeldepunkten; der Polizeitelegraph in Moskau 69 Werst Leitung und 26 Stationen und die Militärtelegraphenlinie in der Umgebung des Lagers von Krasnojeselo 69 Werst Leitung mit 16 Stationen.

Afrika.

— Die französische Expedition, welche unter dem Oberstlieutenant Borgnis-Desbordes gegen Ende vorigen Jahres nach dem Osten des Senegal-Beckens abging (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 352), um Studien für eine Eisenbahn zu machen und an günstigen Plätzen Befestigungen anzulegen, hat ihre Aufgabe erfüllt. Von Bafulabe an, wo sich seit August 1880 bereits ein französischer Posten befand, folgte sie dem Laufe des Bachoi durch eine fruchtbare, durch die Kriege Hadsch-Omar's indessen verwüstete Gegend und erreichte am 18. Februar 1881 Kita (oder Makan-Diambugu), welches nur noch 180 km vom Dhioli-Ba (Niger) entfernt ist. Dort ließ die Regierung des Senegal ein Fort errichten, dessen Bau Ende Februar bereits weit vorgeschritten war, und das den französischen Einfluß dort kräftig unterstützen wird. Die Einwohner von Gubanko, welche mit denen von Dio zusammen die Gallieni'sche Expedition (s. oben S. 47) angegriffen hatten und sich fortgesetzt feindlich zeigten, wurden dafür empfindlich gezüchtigt. Die topographische Abtheilung der Expedition hat bis zum Schlusse fleißig Aufnahmen gemacht, Erkundigungen eingezogen und die Thatsache festgestellt, daß einem Eisenbahnbau von Medina bis Kita keinerlei Terrainschwierigkeiten im Wege stehen. Man hat eine zweite Expedition unter derselben Leitung wahrscheinlich für das Ende dieses Jahres in Aussicht genommen, welche bis an den Niger selbst vorgehen soll.

Nordamerika.

— Die „Mail" vom 8. Juni d. J. bringt unter der Ueberschrift: „Comparative mythology of the two Indies" die Wiedergabe eines interessanten Vortrages, den Colonel Garrick Mallery jüngst vor der amerikanischen anthropologischen Gesellschaft gehalten hat. Der Redner, der wohl nicht mit Unrecht für den gründlichsten jetzt lebenden Kenner der Sitten, Sprache und Mythologie der Indianer Nordamerikas gilt, stellte die Behauptung auf, daß Professor Max Müller, Sir George Cox und mehrere andere der hervorragendsten Forscher, die sich mit dem Studium der vergleichenden Mythologie beschäftigt haben, ihre leitenden Theorien wesentlich modificirt haben würden, wenn sie eine genauere Kenntniß der wirklich vorhandenen religiösen Vorstellungen der nordamerikanischen Indianer besessen hätten. Denn diese letzteren haben, wie er uns mittheilt, in ihren verschiedenen Stadien der Wildheit und Barbarei nicht nur die abstoßenden Einzelheiten des wirklichen Fetischismus, sondern auch das Uebergehen desselben in höhere Formen aufzuweisen; sie verehren nicht nur Thiere, sowie alle möglichen anderen Kräfte, in denen sie die Erklärung für Naturerscheinungen suchen, sondern scheinen sich in den weiter vorgeschrittenen Stadien ihrer Mythen zu jenen erhabeneren Regionen des Naturdienstes erhoben zu haben, von denen die Forscher arischer Litteraturen sowohl die klassischen Sagen der Griechen und Römer, als auch die finsteren Mythen Skandinaviens herleiten. Wenn es wahr ist, daß die Indianer aus den beiden auseinanderfolgenden Entwickelungsstufen des Fetischismus und des Thierdienstes zu dem gelangt sind, was wir orientalische Naturmythen nennen, so mögen die obengenannten Autoren mit ihrer Annahme, daß die Anbetung der Sonne und des Mondes in ihrem täglichen und jahreszeitlichen Wechsel die ursprüngliche Religion gewesen sei, und daß Fetischismus, Zoolatrie und Anthropomorphismus erst mit der allmäligen Entartung des Denkens und der Sprache aufgetreten seien, sich gar wohl im Irrthum befinden. Nach Colonel Mallery läßt eine gründliche Prüfung der amerikanischen Mythen deutlich erkennen, daß sie alle die ursprünglichen Formen des Aberglaubens, d. h. Ahnenkultus, Seelenwanderung der Menschen und Thiere, Erscheinungen und Zauberei, Orakel und Krankheits-Besessenheit, enthalten haben; ferner aber, daß mehrere unter den Sprachenfamilien Amerikas jenen religiösen Entwickelungsstufen unserer eigenen weitentlegenen Vorväter nahe gekommen waren, deren Denkmäler uns durch die Uebersetzungen der Veden, des Zendavesta und des Tripitaka erschlossen worden sind. Man hat eine große Anzahl der heute genau übersetzten Mythen und Traditionen der Algonkin, Irokesen, Cherokesen, Muskoken, Dakotahs, Isinuken und anderer Familien einer eingehenden Prüfung unterworfen und dabei das Resultat erhalten, daß sie oft selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein die wesentlichen Charakteristika jener Mythen und Traditionen aufweisen, die man auf die ausgestorbenen Bewohner der Vorberge des Hindukusch zurückgeführt hat. Diese Uebereinstimmungen in Philosophie und Psychologie sind bei weitem zu zahlreich und zu augenfällig, als daß man sie dem Zufall allein zuschreiben könnte, auch ist ja in neuerer Zeit keine Theorie einer großen Wanderung oder Verpflanzung befürwortet worden, die etwa eine genügende Erklärung für diese Uebereinstimmungen abgeben könnte. Sie bieten demnach einen Beweis dar, daß die Philosophie, welche die Religion der Wilden und Barbaren in sich begreift, überall und zu allen Zeiten die gleiche ist, und daß man sie weder als die Trümmer einer uranfänglichen allgemeinen Offenbarung, noch als die Apotheose der Geschichte, sondern einfach als einen Versuch zur Erklärung der wahrgenommenen Naturerscheinungen zu betrachten hat. Natürlich ist dieser Versuch von Völkern, die sich unter den gleichen Bedingungen der Umgebung und der Entwickelung befanden, auch in der gleichen Weise gemacht worden. Die Sprachen- und die Naturdienst-Theorie der mythologischen Forschung sind wahrscheinlich auf falschem Wege, indem sie den Fetischismus und die Zoolatrie der Periode des Niederganges des Denkens und der Sprache zuschreiben, da dieselben doch vielmehr Anfangsstadien zu sein scheinen, von denen aus die alten Arier in demselben Maße weiter vorgeschritten waren als die amerikanischen Indianer, indem sie diesen auch an Civilisation überlegen gewesen sind. So zeigt denn, nach Mallery, ein umfassendes und eingehendes Studium der vergleichenden Mythologie nur wenig Beispiele von einem eigentlichen Niedergange, wohl aber eine weitverbreitete und systematische Entwickelung.

Inhalt: Das heutige Syrien. V. (Mit sechs Abbildungen.) — Ludwig Stroß: Zustände in Jemen. I. — Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien. I. — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. X. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 27. Juli 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. №9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

VI.

Der Weg von Sidon südwärts nach Tyrus führt zunächst unter einer Allee von Acacia albida hin, eines Baumes mit herrlichen Blüthen, der in ganz Syrien nur hier sich findet, aber auch hier nicht einheimisch ist. Er stammt aus Oberägypten, wo er seine Nordgrenze beim 27. Breitengrade unweit der Stadt Keneh hat. Wahrscheinlich wurde er im Alterthume von dort eingeführt; auf Verbindungen zwischen Sidon und den Ufern des Nil weist ja auch der ägyptische Sarkophag Königs Eschmunazar. Der Weg folgt stets dem Meeresstrande, dessen feuchter Sand den Hufen der Pferde die trefflichste Unterlage gewährt: kein schöneres Reiten auf Erden, als auf der Küste Phönikiens unter dem klaren, wolkenlosen Himmel und in jener weichen Luft, die den Lungen so wohl thut; auf der einen Seite das blaue Meer, das seine langen, schaumgekrönten Wogen oft bis zu den Füßen der Rosse heraufrollt, auf der andern die anmuthigen, schön geformten Hügel und Berge des Libanon! Gruppen von Landleuten, in rothen und blauen Jacken, kommen den Reisenden entgegen; sie bringen Milch zur Stadt. Zwischen dem Strande und den Bergen zieht sich eine nicht breite, aber wohlbestellte Ebene hin, aus röthlich schwarzem Alluvium bestehend, theils mit Getreide bestellt, theils beweidet von zahlreichen Herden weißer und schwarzer Schafe mit dickem Schwanze, Ziegen mit Hängeohren und kleiner, schwarzer oder rother Ochsen mit ganz rudimentären Hörnern (Bos brachyceros). Vielfach stößt man auf Reste der alten römischen Straße; aber die Aufschüttung, womit sie in alter Zeit sorgfältig bedeckt war, ist verschwunden, und die großen sechseckigen Steine der Unterpflasterung, welche allein übrig geblieben sind, bringen die Thiere häufig zum Ausgleiten.

Die Bäche Nahr el-Barghut, Nahr Sanik und Nahr ez-Zaharâni kreuzen den Weg; dann kommt man zum Chan und Ruinenhügel Tell el-Burâk mit großen Wasserbehältern, die einst eine schöne, nach Sarepta geleitete Quelle speiste. Die formlosen Trümmer letzterer Stadt liegen zwischen den heutigen Dörfern Sarafend und Seksekije; nach den zahlreichen bunten Glasscherben zu schließen, welche sich in den Ruinenhügeln finden, müssen die Phöniker hier zahlreiche Glasfabriken betrieben haben. In der Kreuzfahrerzeit war der Ort Bischofssitz, jetzt eine Einöde.

Um 11 Uhr erreichte Lortet eine kleine Ebene, welche gegen Osten von einer nicht hohen, senkrecht abfallenden und nach allen Seiten von zahlreichen Grabkammern durchsetzten Felswand begrenzt war. Meist haben dieselben eine viereckige, mehrere Meter breite und mehr oder weniger verzierte Oeffnung; in der Hinterwand, zur Rechten und zur Linken, führen ganz enge viereckige Löcher zu den längst geleerten Grabstätten selbst. Gewöhnlich hängen mehrere solcher Säle durch niedrige Thüren, die man nur kriechend passiren kann, mit einander zusammen. Diese Nekropole, jetzt Adlûn genannt, im Alterthume wahrscheinlich Ad nonum, d. h. Beim neunten Meilensteine, galt früher für sehr alt, bis Renan's Ausgrabungen darthaten, daß sie erst nachchristlicher Zeit angehören. Mehrere Stunden lang durchwanderte der Reisende die eigenthümliche Todtenstadt, zwischen deren

Felsen Lorbeergebüsche, Myrten und stachelige Eichen (Quercus infectoria), welche die Galläpfel liefern, wuchsen. Ueberall jagte er zahlreiche Wachteln auf, und aus den Grabkammern kamen Scharen einer kleinen zierlichen Eule (Athene persica) hervor, die wenig scheu ist und an allen felsigen Stellen Syriens den Menschen nahe an sich herankommen läßt. Mehr nach Süden hin liegt eine schöne, in der Mitte 12 bis 15 m hohe Grotte, welche durch eine runde Oeffnung von oben ihr Licht empfängt. Sie dient jetzt als Ziegenstall, einst aber als Heiligthum der mächtigen Astarte, wie Nischen zur Aufnahme von Weihegeschenken und kleiner Statuetten, Graffiti, die Renan entzifferte, und erotische Embleme mit ziemlicher Gewißheit dargethan haben.

Südlich von Adlun dehnt sich bis zum Litani zu beiden Seiten der Römerstraße eine sumpfige Ebene aus, Abu el-Asuad (Vater des Schwarzen) geheißen, nach dem von einer Römerbrücke überspannten Bache, der sie durchströmt. Der Boden ist in der That stark von Eisenoxyd gefärbt; weiße Schafe und schwarze Ziegen mit Hängeohren (Capra Membrica), eine von der europäischen ganz verschiedene Art, weiden auf demselben, und in der Ferne sind die gestreiften Zelte ihrer Besitzer, nomadischer Beduinen von räuberhaftem Aussehen, sichtbar. Weiterhin bedecken wieder Getreidefelder in unabsehbarer Ausdehnung und Einförmigkeit die Ebene, deren dunkler Boden eine unerträgliche Hitze zurückstrahlt. Auf den Drähten des Telegraphen, welcher neben dem Wege her läuft, sitzen zahlreiche Schwalben mit gelbem Halsbande (Hirundo rufula) und lebhaft gefärbte Bienenwölfe (Merops apiaster). Bunte Finken flattern aus dem Gestrüppe auf, Krähen mit grauen Flügeln strolchen auf den Brachfeldern umher und große Sperber tummeln sich in der Luft; und am Rande des Weges und auf den sandigen Dünen blühet Flachs mit rothen Blumen, gelbe Scabiosen, Acanthus und schöne weiße Winden. Schließlich erreichte man die doppelbogige Brücke über den Litani (gewöhnlich, aber falsch, Leontes genannt), der in seinem untern Laufe den Namen Nahr el-Kasimije führt, und wenige Minuten jenseit derselben den verfallenen Chan el-Kasimije. Der durch die Schneeschmelze geschwellte Fluß wälzt hier in großen Krümmungen sein gelbes, schlammiges Wasser dem Meere zu; er ist jederzeit der ansehnlichste Strom des ganzen Syrien, auch den Jordan nicht ausgenommen. Unweit nördlich von Baalbek entspringt er am östlichen Abhange des Libanon, durchfließt die weite Ebene der Beka'a von Nordnordost nach Südsüdwest, tritt dann, dieselbe Richtung beibehaltend, in eine enge lange Felsschlucht, bis er bei der Burg Kalat esch-Schekif, dem „Belfort“ der Kreuzfahrer, eine plötzliche Wendung nach Westen macht und in dieser Richtung bis zum Mittelmeere strömt, indem er die Erhebungslinie des Libanon quer durchschneidet. Kasimije bedeutet „Theilung, Grenze“, und der Fluß ist in der That eine Grenze zwischen zwei Völkerschaften, die sich moralisch, religiös und anthropologisch scharf von einander unterscheiden. Bis jetzt war Lortet unter der friedlichen, liebenswürdigen Bevölkerung des Libanon gereist — denn auch mit den Drusen läßt sich, trotz ihrem schlechten Rufe, ebenso angenehm verkehren, wie mit den Maroniten —, aber von nun an hatte er es fast ausschließlich mit Metuali zu thun.



Nekropole von Adlun bei Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Der Stamm der Metuali (Sing. Metawile oder Mutawali), welcher in Syrien die schiitischen Lehren am reinsten erhalten hat, verachtet alle Fremden, und besonders die Christen, auf das Tiefste. Sie sind wenig civilisirt und brutal, essen nie mit Leuten anderer Religion zusammen und zerbrechen sorgfältig jedes Gefäß, aus welchem ein Andersgläubiger getrunken hat. Haben sie einen solchen auch nur mit

einem Fetzen ihres Gewandes berührt, so müssen sie sich mehrtägigen Reinigungen unterziehen. Eine Verwandtschaft mit dem alten Judenthume ist da nicht zu verkennen. Vorzugsweise bewohnt dieser Stamm den Bezirk Beschâra (öst-



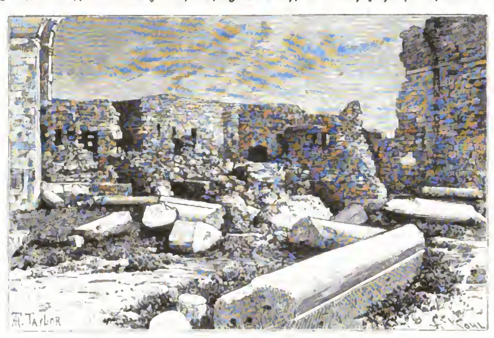
Hafen von Sûr (Tyrus). (Nach einer Photographie.)

Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus, der Grabstätte Friedrich des Rothbarts. (Nach einer Photographie.)

lich von Sûr oder Tyrus), das Thal des Litani und die Ebene Beka'a; dort lebt er fast unabhängig, erkennt die türkischen Paschas kaum an und läßt sich von Scheichs regieren, die aus den vornehmsten Familien gewählt werden. Ihre

Zahl beträgt heutigen Tages etwa 50 000 bis 60 000, und sie können, wie wenigstens ihre Häuptlinge behaupten, nahezu 20 000 Bewaffnete ins Feld stellen. Bei diesen Orientalen ist der Religionshaß so mächtig, daß die Leute von verschiedenem Glauben unter einander nicht verkehren, ja sich nicht einmal kennen, auch wenn die beiderseitigen Dörfer nur wenige Kilometer von einander entfernt sind. Anthropologisch unterscheiden sich die Metualis scharf von Drusen und Maroniten: ihr Knochenbau ist stärker und gröber, ihr Wuchs höher, die Schultern breiter. Die vorstehenden Backenknochen und die breiten unteren Kinnladen machen sie den Mongolen ähnlich, die Form der Augen jedoch und die kurze, wohlgestaltete Nase den Persern. Ihre Hautfarbe ist ein ziemlich dunkeles Rußbraun, dunkeler als bei den übrigen Bewohnern Phöniziens, welche oft eben so hellfarbig sind wie die Südfranzosen. In der Tracht gleichen sie den übrigen Bewohnern des Libanon; nur ihren stets sorgfältig rasirten Kopf bedeckt ein ziemlich umfangreicher Turban: sie sind der einzige Stamm Syriens, welcher diese alte turkmenische Kopfbedeckung sich bewahrt hat. Renan hält die Metualis für iranischen Stammes, vielleicht Kurden, welche zu Saladin's Zeit an ihre jetzige Stelle versetzt worden sind.

Noch 8 km vom Litani ist das Thor entfernt, welches jetzt einzig und allein zu der alten und berühmten Stadt Tyrus Zutritt gewährt. Dasselbe befindet sich in der Basis eines großen viereckigen Thurmes, dessen Untermauerungen aus der Kreuzfahrerzeit herzurühren scheinen, und liegt wahrscheinlich an derselben Stelle, wie das der alten Stadt. Etwas davor haben die Türken eine gemauerte Redoute errichtet. Einige Minuten ritt Lortet durch die engen, winkeligen Gassen, folgte dann dem Kai des alten Hafens und erreichte das Westende der Stadt gegenüber dem offenen Meere. Zwischen den Felsen am Ufer und den Häusern liegt eine mit Disteln bewachsene und mit allerhand Unrath, namentlich Hühnerfedern, bedeckte Wiese, wo der Reisende erst nach vielem Umhersuchen einen Platz zum Aufschlagen der Zelte ausfindig machte.



Säulen von rosenrothem ägyptischen Syenit in den Ruinen der Kreuzfahrerkirche zu Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Tyrus, von den Arabern Sûr genannt, liegt auf einer länglichen, dem Ufer parallel laufenden Halbinsel, welche im Alterthume bekanntermaßen eine Insel war, die vielleicht selbst erst durch künstliche Vereinigung mehrerer Klippen und Inselchen entstanden ist. Alexander's des Großen Soldaten führten bei der Belagerung der Stadt den Damm auf, welcher sie mit dem Festlande verband und durch beiderseitige Anschwemmungen sich sehr verbreitert hat. An der schmalsten Stelle ist er jetzt noch 600 m breit und trägt dort zahlreiche Reste von Bauten aus der Kreuzfahrerzeit. Den tyrischen Flotten standen einst zwei Häfen zur Verfügung. Der eine im Norden, der sidonische genannt, wird zum Theil durch einen antiken Molo geschlossen und von einem viereckigen Thurme, der auf phönikischen Fundamenten ruht, beherrscht. Dieser Hafen ist jetzt nicht mehr tief und nur für kleine Fahrzeuge benutzbar. Südlich von der Stadt lag der zweite, viel bedeutendere, ägyptische Hafen; die Mole, welche ihn gegen Westen schützte, ist jetzt verfallen, so daß die Kalkriffe, welche sie verband, nun einzeln aus dem Meere hervorragen. Es hat wirklich dort ein künstlicher Damm existirt, wie sich Lortet genau überzeugen konnte. Mehrere Archäologen haben dessen Vorhandensein bestritten; aber er hat große Massen, aus Mörtel und Bausteinen mittlerer Größe, an anderen Stellen Hausteine und unglaubliche Haufen von Scherben unter dem Wasser konstatirt. Zu solchen Beobachtungen ist die günstigste Zeit zwischen 5 und 6 Uhr Morgens; denn alsdann ist das Meer vollkommen ruhig, während sich schon gegen 7 eine Brise erhebt und die Oberfläche kräuselt, so daß es überaus schwer, wenn nicht unmöglich wird, tiefer liegende Gegenstände genau zu unterscheiden.

Die Westküste der tyrischen Halbinsel bildet ein Klippenrand von 15 bis 20 Fuß Höhe, an dessen Fuße etwa 40 bis 50 Säulen aus Marmor, Granit und Porphyr regellos zwischen unzähligen Scherben im Wasser ruhen. Dieselben waren wahrscheinlich in eine Umfassungsmauer eingefügt und stürzten bei deren Zerstörung in das Meer, wo sie bisher dem Anprall der Wogen siegreich widerstanden haben. Im Süden der Stadt steht, zum Theil von Bauten versteckt und in die Stadtmauer eingefügt, die interessante Ruine der Kathedrale oder Kreuzfahrerkirche, welche von den Venetianern 1125 gegründet und dem heiligen Marcus geweiht



Am Hiram-Brunnen zu Tyrus. (Nach Photographien.)

wurde. Vielleicht nimmt sie die Stelle jener ältern Kirche ein, welche der Bischof Paulinus 323 mit venetianischem Gelde errichtet, und Bischof Eusebius von Cäsarea geweiht hatte. Sie ist 70 m lang und 22 m breit; aber die Wölbung ist zusammengebrochen, die Säulen umgestürzt und der Boden mehrere Meter hoch mit Schutt bedeckt. Im Innern liegen mehrere prachtvolle gekuppelte Säulen von rosenrothem, ägyptischem Syenit; dieselben sind von gewaltigen Dimensionen und gehören nach Renan zu den größten Steinblöcken, welche im Alterthume bewegt worden sind. Dschezzar Pascha wollte mit ihnen die Moschee in Akka schmücken; aber glücklicherweise vermochten sie seine türkischen Ingenieure nicht von der Stelle zu bewegen. Was der Ruine besonderes Interesse verleiht, ist, daß sie Grabstätte mehrerer berühmter Männer war. So fand Konrad von Montferrat, welcher die Stadt ruhmreich gegen Saladin's großes Heer vertheidigte und 1192 von zwei Assassinen ermordet wurde, dort sein Grab; vor allem aber 1190 der Leib Friedrich's des Rothbarts, dessen Gehirn und Eingeweide in Antiochien beigesetzt waren. Die Nachgrabungen, welche 1874 die Professoren Prutz und Sepp im Auftrage des Deutschen Reiches ausführten, haben über die Lage des Grabes nichts Bestimmtes ergeben, sind wohl auch nicht umfassend genug gewesen, um in der durch Menschenhand wie durch Erdbeben hart mitgenommenen Ruine gründlich Ordnung zu schaffen.

Wie in Sidon, so soll sich auch in Tyrus die Bevölkerung, welche jetzt 5000 Seelen zählt, in den letzten Jahren



Wasserträger in Tyrus. (Nach einer Photographie.)

bedeutend vermehrt haben, und sie wüchse noch mehr an, wenn an dem Hafen einige Verbesserungen ausgeführt und Verbindungswege angelegt würden. Die eine Hälfte der Einwohner besteht aus Metualis, die andere aus griechischen Christen. Der Großvater des jetzigen Häuptlings der Metualis, Tamer Bei, war es, der vor noch nicht einem Jahrhundert Tyrus wiederherstellte und in diese seine Hauptstadt eine Anzahl Christen vom Hauran und von Raschеja verpflanzte. Seit etwa fünf Jahren führt die Stadt eine ziemliche Menge von Baumwolle, Seide, Tabak und Mühlsteinen aus, welche letzteren auf Kameelen vom Hauran durch das Thal des Litani herbeigeschafft werden. Die Franziskaner und St.-Josephs-Schwestern haben Klöster in der Stadt und die englische Mission hat dort Schulen errichtet. Trotz allem, was moderne Reisenden darüber sagen, hat Tyrus ein weniger ärmliches Aussehen, als man glauben möchte. Es sind eine Anzahl neuer Häuser gebaut und alte ausgebessert worden, die Umgegend ist durchweg angebaut, und während Lortet's Aufenthalt lag etwa ein Dutzend großer für die Küstenschiffahrt bestimmter Barken im Hafen vor Anker. Der Ort hat seit jenen Tagen, wo Volney ihn nur von einigen Familien bewohnt fand, entschiedene Fortschritte gemacht; die gegebenen Bedingungen sind der Art, daß er unter einer verständigen und namentlich unbestechlichen Regierung wieder wohlhabend, ja reich werden könnte. Jetzt sind die Straßen freilich eng und schlecht gehalten; die Häuser, von würfelförmiger Gestalt, haben Terrassen von gestampfter Erde. Schöne Palmengruppen erheben stellenweise ihre grünen Wedel über die weißen Häuser.

Nahe bei dem Thore fließt die sogenannte Hiramsquelle, ein Reservoir von zwei bis drei Fuß Tiefe, in einem alten Thurme. Unterirdische Kanäle führen das Wasser, dessen Ursprung man nicht kennt, herzu; vielleicht

kommt es von Ras el-Ain, das circa 6 km südlich der Stadt unweit des Meeres liegt. Stets findet man bei diesem Brunnen reizende Gruppen von Frauen und jungen Mädchen, die Wasser für ihre Haushaltungen holen.

Südlich der Kathedrale liegt nahe am Südhafen der sogenannte algerische Thurm, ein Theil der von den Kreuzfahrern errichteten Mauern. Am Ufer dort findet man zahlreiche bunte Glasstücke, welche das Meer zu Kieseln abgeschliffen hat, sowie große Anhäufungen von zerbrochenen Purpurmuscheln, die an der ganzen Küste so überaus häufig sind, daß man nur nicht begreift, wie manche ausgezeichnete Naturforscher sie nicht haben auffinden können. Die Buben von Sûr verstehen es noch heutigen Tages ganz vortrefflich, Wolllappen mit Purpurstreifen zu versehen und die Farbe mit etwas kohlensaurem Natron und Citronensaft zu fixiren; sie machen sich daraus Fahnen, wenn sie Soldaten spielen wollen.

$2^1/_2$ km östlich von der Stadt ragt der Felshügel Tell el-Maschuk aus der mit Gärten bedeckten Ebene heraus; die zu einer Platform umgestaltete Oberfläche trägt jetzt ein kleines Heiligengrab mit zwei Kuppeln, einst einen Tempel, vielleicht der Astarte. Man bringt die Bedeutung von Maschuk (d. i. Geliebte) mit der phönikischen Göttin, der Geliebten des tyrischen Herkules (Melkarth), zusammen, welcher er, von der Insel über das Meer her kommend, das erste purpurgefärbte Gewand überbringt. Noch heute ziehen die Kinder der Stadt zu gewissen Jahreszeiten in Procession nach dem Hügel, wobei sie kleine, mit dem Safte der Murex gefärbte Fähnchen tragen.

Auf diesem Hügel trafen die Wasserleitungen zusammen, welche der Stadt das nöthige Naß von Ras el-Ain und von anderen Stellen zuführten. Rings um ihn finden sich Sarkophage, Oelkeltern, Säulentrümmer; er war einst der Mittelpunkt der auf dem Festlande liegenden Vorstädte von Tyrus. Etwa eine Stunde südlich davon entspringen unweit der Meeresküste die reichen klaren Quellen von Ras el-Ain, welche von den Alten mit dicken, 15 bis 20 Fuß hohen Mauern umgeben worden sind, um das Wasser auf die Höhe des Aquadukts zu heben, welcher es der Stadt zuzuführen hatte. Es giebt dort vier solcher Reservoire, deren größtes nach Lortet's Messung 28 m Tiefe besitzt. Von außen ist Erde gegen die Umfassungsmauern geschüttet, so daß man noch heute bis an den Rand des Beckens heranreiten kann. Die Leitung aber ist verfallen, das Wasser hat den gemauerten Rand unterspült und strömt jetzt unbenutzt dem nahen Meere zu, nur daß es die Räder einiger Mühlen treibt. Wie die Schichtung des Gesteins in den nahen Bergen lehrt, sind diese Quellen natürliche artesische Brunnen, die ihr Wasser von den Höhen des Libanon erhalten, natürliche Oeffnungen, durch welche das Wasser einer tiefern Schicht in Folge starken Druckes mit großer Kraft zu Tage tritt. Die Quellen umgiebt, wie leicht erklärlich, ein wahrer Wald von Bäumen und Sträuchern, prächtige Feigenbäume, Sykomoren und Ricinus Palma Christi, welch letzterer fast die Dimensionen von Bäumen erreicht. Wo das Naß aus den verfallenen Leitungen herausströmt, haben sich schöne Stalaktiten gebildet, auf denen üppiges Frauenhaar (Adianthum capillus Veneris) wuchert. Die Temperatur des Wassers beträgt über 20 Grad; es leben darin viele kleine Schildkröten (Emys caspica) und Fische (Capoeta Damascena). Auf den Feldern um Ras el-Ain und Tyrus wird viel Tabak gebaut, der hier eine außerordentliche Größe erreicht und zum größten Theile nach Damiette exportirt wird.

Zustände in Jemen.

Von **Ludwig Stroß** in Dscheddah.

II.

Von Uelan brachen wir um 4 Uhr früh auf und erreichten nach drei Stunden einen sehr hohen Berg, wo sich ein Halteplatz befindet. Der Platz heißt Ras El Nagl (= der Anfang der Senkung, da man von dort bis Aden immer tiefer steigt). Vom Gipfel des Berges übersieht man ein prachtvolles viele Meilen weites Thal. Unterhalb des Berges liegt das Städtchen Hedschran oder auch Hedschre genannt, wie fast alle Städte von Mauern umgeben. Zur Zeit, wo wir vorbeipassirten, wurde zwei Stunden von Hedschran gerade gefochten, und sagte man mir, daß der in Doran ansässige Stamm der Dschohran gegen die Türken aufgestanden sei. Drei Stunden Ritt brachten uns von Hedschran bis Mâber; Mâber ist eine ziemlich große Stadt und lagerte gerade zur Zeit unserer Anwesenheit ein Bataillon türkischer Soldaten in Zelten vor der Stadt. In Mâber führen viele Mädchen den poetischen Namen Lansi. Wir brachen noch selben Tages von Mâber auf und erreichten nach sechs Stunden die Stadt Dammár[1]). Dammár ist die zweitgrößte Stadt Jemens und schätze ich dieselbe auf 10000 bis 12000 Einwohner, worunter sehr viele Juden. Die Stadt machte mir einen sehr unangenehmen Eindruck, was aber möglicherweise von dem Regen herkam, der das Ganze in ein Kothmeer verwandelt hatte. Bei Dammár gab es einige sehr schöne Gemüsegärten und sehr gut bebaute Felder. Zwischen Mâber und Dammár passirten wir mehrmals gepflasterte Stellen, welche wohl aus uralter Zeit stammen. Auch beim Passiren vieler Berge, wie z. B. des Berges von Menâha, findet man viele Beweise von früheren sorgfältig angelegten Straßen, die aber unter der liederlichen arabischen und noch liederlichern türkischen Herrschaft immer mehr zu Grunde gehen. Von den wirklich gräßlichen Straßenzuständen in Jemen will ich nicht reden. Man muß das selbst gesehen haben, aber es zu beschreiben ist unmöglich.

Um 9 Uhr Morgens brachen wir von Dammár nach Jerim (Jarîm) auf, überstiegen hinter Dammár einen hohen Berg und erreichten um 4 Uhr Nachmittags Jerim. Von der Gegend sah ich nicht viel, da es unaufhörlich regnete. Jerim ist eine Stadt von 4000 Einwohnern, und wie Dammár Sitz eines Kaïmakams. Es existirt dort ein kleiner schmaler Bazar, und in der Mitte der Stadt liegt auf einem großen Felsblock die Citadelle. In Jerim leben

[1]) Thamar auf dem Kärtchen „Globus" XXXVIII, S. 184.

ziemlich viele Juden, werden aber sehr schlecht behandelt. Die Juden kaufen ihre Frauen wie die Moslems und verstoßen sie, ebenso wie diese. Preis eines Mädchens war in Jerim 12 bis 15 Maria-Theresia-Thaler.

Morgens 6 Uhr ging es weiter. Man passirt den großen Berg Nedschetrab und kommt durch ein herrliches gut bebautes Thal nach zwei Stunden zu dem wunderschön gelegenen Dorfe Arasch. $^1/_2$ Stunde südwärts von Arasch, am Fuße des Berges Mangkat, liegt das große Dorf Sedde (Sétha der oben erwähnten Karte) und fast unmittelbar dabei, ebenfalls südlich, das große Dorf Gert oder Gerb. Man passirt später noch das Dorf Darsaïd und gelangt nach dem Bergstädtchen Suk El Talút. Dort betrachtete man das türkische Geld schon mit Mißtrauen und verlangte lieber Paulós (= $^1/_4$ Rupien), das erste Anzeichen, daß wir uns einer englischen Kolonie näherten. Am ganzen Wege waren die Leute, mit denen ich sprach, fürchterlich gegen die Türken erbittert und sagten, sie wünschten nichts, als daß die Engländer Besitz vom Lande nähmen. Unmittelbar bei Suk El Talút war ein Berg, der voller Affen war, die uns mit großem Geheul empfingen. Auch sahen wir eine Art Kolibris und eine sehr eigenthümliche Eidechse mit dunkelgrünem Körper und blutrothem Schweif.

Von Suk El Talút folgten wir dem Laufe eines Baches, den wir im Laufe des Tages neun Mal übersetzen mußten, und erreichten endlich Nádre (Nadra), den Sitz eines türkischen Múdirs, der uns ein Quartier verschaffte, indem er den Besitzer einfach expropriirte. Uebrigens war das Quartier so voll von Flöhen und Ungeziefer, daß Niemand schlafen konnte, und unser Maulthiertreiber die ganze Nacht mit Gaat-Essen verbrachte und folgenden Tages marschunfähig war. Nádre besteht aus zwei Theilen, die durch eine klaffende Erdspalte getrennt sind. Es giebt dort zahlreiche Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben und ungemein arm sind. Die Mädchen in Nádre beschmieren sich die Wangen mit einer ockerrothen Farbe, was sich, da sie ohnehin blaubraun sind, nicht sehr schön ausnimmt. Die blaue Farbe im Gesichte der meisten Jemenbewohner rührt daher, daß sie als Kopfbedeckung ein im Lande selbst mit Indigo gefärbtes Tuch benutzen, und dieses abfärbt. In Nádre wollte man absolut kein türkisches Kupfergeld mehr annehmen.

Morgens 5 Uhr brachen wir auf, ritten zwei Stunden Ost, dann Süd-Süd-Ost, kreuzten drei Mal den Bach, den wir bereits Tags vorher gesehen hatten, verließen hierauf das Flußthal und erreichten, nachdem wir einen Berg überschritten hatten, um 12 Uhr Mittags Azáb (Asáb), ein elendes Bergdorf, wo man aber vorzüglichen Honig bekommt. Von dort an hört die Berggegend allmälig auf und man kommt in Hügelland. Die Gegend sieht genau so aus wie zwischen Bádschel und Hadschéla auf der andern Seite der Tehâma. Bäume mit ganz platter sonnenschirmförmiger Krone, deren ganze Stämme von Lianen dicht umrankt sind, wechseln mit niederen Hügeln, die von zahllosen bis 10 Fuß hohen Cactus bedeckt sind. Wir waren um 1 Uhr Nachmittags von Azáb aufgebrochen und erreichten um 6 Uhr Abends Kattabé, eine Stadt von circa 6000 Einwohnern, aber sehr ungesund gelegen. Es giebt dort viele Juden, welche durchweg das Weberhandwerk betreiben. Das Garn dazu erhalten sie von Aden. Der Ort ist gegenwärtig durch die Türken ganz ruinirt, und giebt es fast gar keinen Handel oder Ackerbau. Die Dinge, die man dort von der türkischen Verwaltung erzählte, waren so unerhört, daß ich deren Glaubwürdigkeit bezweifelt hätte, wenn nicht Hassan Fenni Bey, der Kaïmakam von Kattabé, mir sie selbst bestätigt hätte. In Mahlaf esch-Schár unweit Kattabó hauste ein gewisser Mehemed Aly Bey, ein türkischer Bimbáscha (Major), mit seinem Bataillon. Die unglückliche Stadt hatte an die Regierung 15000 Maria-Theresia-Thaler zu bezahlen, statt dessen hatte man bereits 80000 Thaler herausgepreßt, und noch immer fuhr der wackere Bey fort, Leuten Nägel durch die Schädel zu treiben oder die armen Teufel vor die Kanonen zu binden, mit der Drohung sie zu tödten, wenn sie etwaiges verborgenes Geld nicht angäben. Die armen Leute, die absolut nichts mehr hatten, denen man Kuh und Kameel abgenommen hatte, kamen schaarenweise nach Kattabé.

Der dortige Bazar ist ziemlich groß, die meisten Buden waren aber zur Zeit meiner Anwesenheit gesperrt. Als Eigenthümlichkeit muß ich noch die Speicher erwähnen, deren man sich in Süd-Jemen bedient. Die Araber legen nämlich das Getreide, noch in Halmen, zwischen die Zweige eines eigenthümlich geformten Baumes, der dort wächst, und dort bleibt das Getreide den ganzen Sommer hindurch.

Da hinter Kattabé die türkische Herrschaft aufhört, nahmen wir dort einen Beduinen vom Stamme der Sohéb als Dachaïl um uns bis Aden zu bringen. Muhsin, unser Dachaïl, war ein sehr lustiger und gemüthlicher Bursche, der nur den Fehler hatte, daß er auf jeder Station Vorwände suchte möglichst lange zu verweilen, und daß er Niemanden eine Medáa (Wasserpfeife) rauchen sehen konnte, ohne ihn um einige Züge anzubetteln.

Von Kattabé ritten wir in Süd-Süd-Ost-Richtung aus und passirten die Dörfer Chouber und Menadi, auf welche sowohl die Türken als der Emir von Dála Ansprüche erheben. Drei Stunden südlich von Kattabó ist die türkische Grenzstation und Zollamt Dellile, wo der sehr einflußreiche Schech Bessissi wohnt. Die Gegend hinter Kattabé ist wenig kultivirt und fängt bereits das Sandterrain an. Der Emir von Dála, durch dessen Land wir jetzt ritten, ist von den Türken ganz unabhängig und steht unter dem Schutz der Engländer, die ihm auch einen Monatsgehalt von 40 Maria-Theresia-Thaler bezahlen. Er wohnt in der Stadt Dála, die wir aber nicht berührten, und beherrscht noch ungefähr 30 Dörfer.

In einem kleinen Dorfe, dessen Namen ich nicht notirte, entfloh der Schech bei unserer Ankunft, in der Meinung, wir seien Türken und wollten ihn gefangen nehmen. Sieben Stunden nach unserm Austritt von Kattabé machten wir in freiem Felde Halt und kampirten unter einem großen Baume. Wir wurden von einer Anzahl Beduinen vom Stamme unseres Dachaïl eingeholt, die dann neben uns lagerten. Die Leute kochten die ganze Nacht Gischr (Kaffeehülsenabsud) und rauchten die Medáa. Sie waren durchweg sehr freundlich und gemüthlich und auch nicht eine Spur von fanatisch. Sie sagten alle, daß sie tabbáat Inghiriz, englische Unterthanen, seien, und haßten die Türken gründlich.

Morgens 3 Uhr ritten wir abermals aus und erreichten in $6^1/_2$ Stunden Sohéb oder Soheib. Es ist ein Dorf von vielleicht 800 Einwohnern, und hat nebst zwei anderen kleinen Dörfern, welche demselben Stamme gehören, einen Schech, der sich Dóle nennt. Ueberhaupt läßt sich jeder noch so kleine Schech in Süd-Jemen Dóle nennen, ein Titel, der sich bei den kleinen Gebieten ziemlich lächerlich ausnimmt. Der Dóle von Sohéb war sammt seinem Sohne von den Türken, die sein Land bereits in Besitz genommen hatten, gefangen genommen und nach Täiz abgeführt worden. Es gelang ihm aber zu entfliehen und flüchtete er nach Aden, von wo aus ihm die Engländer sein Land wieder verschafften. Er bezieht einen Monatsgehalt von 30 Dollar. Die Beduinen sagten mir, daß

drei Stunden von Sohéb sich ein großer Berg voll Inschriften befinde, die Niemand lesen könne. Meine Zeit ließ es nicht zu, die Sache zu untersuchen, und so ging ich fort mit dem Entschlusse, bei meiner nächsten Reise die Steine in Augenschein zu nehmen.

In Sohéb wohnte ich einer Fantasia bei. Es war die Vorbereitung zu einer Hochzeitsfeier; 14 Tage vor der Hochzeit wird allabendlich im Hause der Braut eine Art Mehl aus Durrah gemahlen, welches dann am Hochzeitstage von den Gästen verzehrt wird. Die Gespielinnen der Braut mahlen das Mehl zwischen zwei runden Steinen und singen dazu; die jungen Leute rauchen die Medäa und verkehren in ganz unbefangener Weise mit den Mädchen. Von Zeit zu Zeit ruft irgend ein Bursche ein Mädchen, man bildet einen kleinen freien Raum, in welchen das Paar tritt, und bei den Klängen einer von einem Schehâd (Paria, eigentlich Bettler) bearbeiteten Pauke wird getanzt, d. h. nach einem gewissen Rhythmus auf und ab gegangen, wobei sich aber die beiden Tänzer nicht berühren. Mein Dachail, der neben mir saß, rieth mir aufzustehen, ein Geldstück drei Mal um den Kopf der Tänzerin zu schwingen und dem Schehâd zuzuwerfen, was ich auch that. Den Sinn der Ceremonie begriff ich nicht und konnte auch nichts darüber erfahren; wahrscheinlich soll es ein Kompliment für die Dame sein.

Trotz den Protesten unseres Beduinen, der uns mit einem Schaf traktirt hatte und noch einen Tag bei seinen zwei Frauen verbringen wollte, brachen wir folgenden Morgens um 7 Uhr auf und ritten bis 9 Uhr, wo wir bei einem Brunnen lagerten. Das Wasser war brackisch und wurde gegen Aden zu immer schlechter.

Um 1½ Uhr Nachmittags brachen wir abermals auf und erreichten nach einer Stunde eine niedrige Hügelkette, welche das Grenzgebiet des Sultans Aly Manäa bildete. Aly Manäa erhält von den Türken 40 Dollar und den Engländern 54 Dollar pro Monat. Das Land, durch welches wir ritten, war sandig und nur wenige kümmerliche Vegetation war zu sehen. Um 8 Uhr Abends lagerten wir im Sande in der Nähe eines Brunnens, dessen Wasser aber fürchterlich nach Schwefelwasserstoff roch und untrinkbar war. Man findet auf manchen Karten einen Platz „Ramle“ notirt, was aber ganz falsch ist. Fast der ganze Weg von Sohéb bis Lahég wird Ramle genannt, d. h. Sand, aber es finden sich keine menschliche Wohnungen, da kein Wasser vorhanden ist.

Um 6 Uhr Morgens ritten wir abermals fort und erreichten nach zwei Stunden wieder die Anfänge bebauten Landes. Nach zweimaligem Kreuzen eines durch den starken Regen ziemlich angeschwollenen Baches erreichten wir um 9 Uhr die Hauta El Saïd, ein kleines Dorf mit einem sehr schönen Gebäude, welches einem Saïd zur Sommerwohnung dient und von Gärten umgeben ist. Die ganze Gegend dort hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem untern Nilthal. 10 Minuten entfernt von der Hauta El Saïd liegt Hauta Lahég oder Lahég, wie es gewöhnlich kurz genannt wird, eine große Stadt von vielleicht 12000 Einwohnern mit einem ziemlich bedeutenden Bazar. Das Schloß des „Sultans“ sieht von der Ferne sehr imposant aus, verliert aber in der Nähe viel.

Gegen 3 Uhr Nachmittags ritten wir von Lahég aus und mit wahrer Wonne die schöne Straße, die von Lahég nach Aden führt, hinab. Der Weg ist für Kutschen vollkommen passirbar und begegneten wir mehreren.

Gegen 10½ Uhr Abends erreichten wir das Dorf Schech Othmân, welches vom Sultan von Lahég vor Kurzem an die Engländer verkauft wurde, wofür man ihn vergiftet hat. In Schech Othmân übernachteten wir und langten am andern Morgen nach zweistündigem Ritt in Aden an.

Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien.

II.

7. Die Tschuktschen. Die Benennung „Tschuktscha“ stammt offenbar vom Worte „tschausch“, womit eine Wurfschlinge (Lasso), wie dieselbe zum Fangen der Renthiere dient, bezeichnet wird. Die Tschuktschen leben zerstreut, die weiten Tundren (Ebenen) des nordöstlichen Theils des Gebietes von Jakutsk mit ihren kolossalen oft 10000 Stück fassenden Renthierherden durchstreifend. Als Hauptsitz der Tschuktschen ist aber die Halbinsel „Tschukotski Noß“ anzusehen. Von hier aus zog im Anfange dieses Jahrhunderts ein großer Theil der Tschuktschen zum Tschaun-Busen, wo die unübersehbaren weiten an Renthiermoos überaus reichen Tundren ihren Herden reiche Weideplätze darboten. Wegen des starken Zuströmens fing in den sechsziger Jahren die Nahrung abzunehmen an und deshalb wurden die Tschuktschen genöthigt, andere mehr geeignete Plätze aufzusuchen. In Folge dessen theilten sie sich in drei Theile. Ein Theil wandte sich zur Indijerka, und nomadisirt gegenwärtig an den Ufern des Großen und Kleinen Anjui sowie an der Kolyma in der sogenannten Großen und Kleinen Tundra (die Große Tundra liegt auf dem linken Ufer der Kolyma, die Kleine Tundra auf dem rechten). Diese Tschuktschen werden gewöhnlich Renthier-Tschuktschen genannt; sie bezahlen der russischen Regierung einen Jassak (Jahresabgabe). Ueberdies bringen sie den Bewohnern des Bezirks von Kolymsk großen Nutzen, insofern als sie in schlechten Zeiten entweder umsonst oder gegen sehr geringen Preis (2 Rubel das Stück) Renthiere liefern.

Die am Tschukotski Noß ansässigen Tschuktschen werden Noß-Tschuktschen genannt oder auch häufig „Kawraliner“. (Das Wort Kawralin bedeutet in der Tschuktschen-Sprache einen Handelsmann.) Sowohl die (nomadisirenden) Renthier-Tschuktschen als auch die (seßhaften) Noß-Tschuktschen haben ihren eigenen Aeltesten (orema), dem sie unbedingt gehorchen. Der Aelteste der Noß-Tschuktschen ist jetzt Jelissei Noad Kav; bei den Renthier-Tschuktschen Andre Nikolgewitsch Alewraurmin. Der erste ist noch Heide und Götzendiener; der zweite ist getauft und der russischen Regierung treu ergeben. Der dritte Theil sind die Tschuktschen, welche als die Schalagischen bezeichnet werden; sie leben dort, wo früher der nun ausgestorbene Stamm „Schalagi“ existirte; nämlich rechts vom großen „Baranow“-Stamm am Ufer des Eismeers bis zur östlichen Mündung des Kolymaflusses. Diese Tschuktschen haben keine Renthiere, sondern benutzen zum Fahren Hunde; sie kommen alljähr-

lich im Februar oder März um des Tauschhandels willen in das auf dem linken Ufer der Kolyma zwischen Sredne- und Nishnekolymsk gelegene Dorf Keratown.

Ein vierter Stamm der Tschuktschen wird repräsentirt durch die Kargaulen, welche auf den Inseln des Eismeeres leben. Die anderen am Eismeer lebenden Tschuktschen treiben mit den Kargaulen einen schwunghaften Handel, indem sie russischen Tabak gegen Biber-, Marder- und Robbenfelle eintauschen. Beide Stämme begegnen einander mit dem größten Mißtrauen. Die Kargaulen kommen nie an das Festland, sondern die anderen Tschuktschen fahren auf „Baidarsu", kleinen aus Leder genäheten Booten, zu jenen auf die Inseln. Beim Handeln hält jeder in der einen Hand das Tauschobjekt, in der andern ein Messer, bereit, beim geringsten Anlaß den Handelsfreund niederzustoßen.

Im Allgemeinen gelten die Kargaulen für den wildesten Stamm aller Tschuktschen.

Die Noß-Tschuktschen kommen einmal im Jahre Ende März oder Anfang April in die Festung Anjui, welche 240 Werst (etwa 240 Kilometer) von Nishnekolymsk am Anjui liegt, sowohl des Handels wegen, als um den üblichen Jassak zu bezahlen. Aus Jakutsk kommen russische Kaufleute mit Tabak, Ziegelthee, um damit Pelzwerk einzutauschen. Das ist die berühmte Tschuktschen-Messe, auf welcher auch der Chef des Bezirks von Kolymsk sich einfindet, um von allen hier nomadisirenden Eingeborenen (Lamuten, Tungusen, Tschuwanzen und Omoken) den Jassak einzutreiben. Der Jahrmarkt darf nicht eher beginnen, bevor nicht aller Jassak bezahlt ist. Der Jassak, welchen die Stammesältesten darbringen, besteht größtentheils in den Fellen von Polar- oder gewöhnlichen Füchsen, außerdem in Fellen kleiner Seehunde (russisch hijsr). Jedem, welcher den Jassak erlegt, schenkt der Ispraunik einen kleinen 2 bis 3 Pfund wiegenden eisernen Kessel oder einen breiten zugespitzten Speer; dann werden schließlich alle bewirthet mit Thee, Zwieback und tscherkessischem Tabak, der dazu von der Verwaltung des Gebietes Jakutsk geliefert wird [1]).

Die Tschuktschen sind von mehr als mittlerm Wuchs und kräftig gebaut. Der Gesichtsausdruck ist etwas roh, das Gesicht breit mit etwas vortretenden Backenknochen; die Nase von mittlerer Größe und regelmäßiger Form; die Stirn breit, vorgewölbt; die Augen nicht groß, bei einzelnen die Lidspalte eng; das Haar schwarz, rauh. Die Männer tragen ihr Haar sehr verschieden: die einen flechten es in einen Zopf; die anderen schneiden es kurz und scheeren dabei auf dem Scheitel einen runden Fleck aus; wieder andere tragen ihr Haar nach russischer Weise. Die Weiber sind ebenfalls von mehr als mittlerer Körpergröße, meist sehr stämmig und nicht hübsch. Statt der Ohrgehänge tragen sie längliche auf eine Darmsaite gereihte Perlen. Die Kargaulen tragen kupferne Ringe in der Nasenscheidewand. Zu ihrer Kleidung verwenden sie größtentheils Renthierfelle. Die Männer tragen ein bis an die Knie reichendes Gewand (Kukaschka) ohne Kragen und mit einem Einschnitt vorn; den Gebrauch eines Hemdes kennen sie nicht. Ihr Unterkleid, ebenfalls aus Renthierfellen, reicht von den Hüften bis zu den Knöcheln mit eng den Beinen anschließenden Hosen; an den Knöcheln werden die Hosen mit Riemchen befestigt. An den Füßen tragen sie kurze etwas über die Knöchel reichende aus Renthierfellen angefertigte Stiefel, zu deren Sohlen die allerhärtesten Hautstücke der Renthierfelle mit langen Haaren genommen und welche Schetkary genannt werden. Nach oben werden die kurzen Schafte dieser Stiefel dicht oberhalb der Knöchel an die Hosenbeine des Unterkleides angeheftet. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze mit Ohrlappen aus Renthierfell. Ihr Oberkleid ist eine Kulljänka aus gelbroth gegerbtem Schafleder mit einer eng das Gesicht einhüllenden Kapuze. Dieselbe wird durch rund an ihrem Rand befestigte Riemen zusammengezogen. Bei starkem Frost, wenn die Tschuktschen unter freiem Himmel im Schnee übernachten müssen, ziehen sie auf die Beine sogenannte „Butuli", eine Art langer Strümpfe aus Renthierfell, welche bis zu den Armen hinaufreichen.

Die Kleidung der Frauen heißt „Chamby"; sie besteht aus einer Jacke und einem eng anschließenden Unterkleid, beide werden aus einem einzigen Renthierfell angefertigt, dessen behaarte Seite nach außen gekehrt ist. Das Gewand (Chamby) wird durch einen im Vordertheil der Jacke befindlichen Einschnitt angezogen, unmittelbar auf den nackten Körper; zuerst werden die Beine in das Hosentheil des Unterkleides, dann die Arme in die Aermel gesteckt. Dann wird der Schlitz vorn am Halse mittelst kleiner Riemen zugebunden. Da die Jacke keinen Kragen hat, so bleibt der Hals und der obere Theil des Brustkorbes stets, auch beim strengsten Frost, unbedeckt. Selten trägt eine (wohlhabende) Tschuktschin einen aus Eichhörnchenschwänzen gefertigten Halswärmer (sogenannte Boa), dies geschieht aber dann auch aus Eitelkeit. Der Chamby ist das gewöhnliche Hauskleid. Sobald aber die Frau unter fremde Leute sich begiebt, so zieht sie über den Chamby noch eine kurze bis zum Knie reichende „Kukljänka". Einige Tschuktschinnen, welche mit den Russen in Beziehung stehen, werfen statt der Kukljänka ein großes lebhaft gefärbtes wollenes Tuch um die Schultern, wenn sie, was mit einer gewissen Wichtigkeit geschieht, die ganzen Feiertage über ihre Bekannten besuchen.

Die Tschuktschen führen ein Nomadenleben. Sie ziehen von einem Ort zum andern, wobei sie den frei weidenden Renthieren folgen; bisweilen dirigiren sie ihre kolossalen Herden in solche Gegenden, welche sehr geeignete Weideplätze abgeben, und errichten daselbst zeitweilige Wohnungen, welche dann „Urussy" genannt werden. Ein Tschuktschen-Zelt („Urussa") wird aus einer Anzahl langer Stangen gebildet, welche oben zusammengebunden werden; die unten auseinanderweichenden Stangen begrenzen dann einen großen flachen Kegel. Aeußerlich wird der Kegel mit zwei Schichten Renthierfellen überkleidet und nur eine Eingangsöffnung als Thür gemacht. Im Innern des großen Zeltes wird nahe beim Eingang ein kleines aus Renthierfellen zusammengenähtes Zelt aufgestellt, in welchem die Tschuktschen mit der ganzen Familie wohnen. Dieser kleine Zeltraum wird Tag und Nacht durch eine Lampe der einfachsten Konstruktion erleuchtet. Man nimmt eine Pfanne, gießt ausgelassenes Renthierfett hinein, thut etwas Moos oder eine Kohle dazu und steckt diese an; eine solche Lampe heißt „Leila". Der Fußboden wird mit zwei bis drei Schichten Renthierfellen bedeckt, welche zum Sitzen sowie als Schlafstätte dienen. Die Luft in diesem kleinen Zelt ist natürlich überaus beklemmend, ein unangenehmer Geruch von der Ausdünstung der Lampe und der Menschen; dabei ist die Temperatur so hoch, daß am Tage alle entkleidet dasitzen und Nachts sogar ohne jegliche Bedeckung schlafen. Weder innerhalb des großen noch innerhalb des kleinen Zeltes ist irgend etwas von Hausgeräth sichtbar, alles ist ordentlich auf Narten (Schlitten) zum augenblicklichen Aufbruch verpackt. Die Nahrung der Tschuktschen besteht ausschließlich in Renthierfleisch; daneben ist neuerdings der Genuß des Ziegelthees unter ihnen üblich geworden. Die Vorgebirgs-Tschuktschen genießen niemals Thee. Sie kochen das Fleisch in eisernen

[1]) Die Schilderung des Jahrmarkts übergehen wir. Ref.

Kesseln auf einem Herd außerhalb des Zeltes unter freiem Himmel; sie essen nur ein Mal in 24 Stunden und zwar Abends. Den Rest der Mahlzeit heben sie zur Nacht auf; wer dann in der Nacht aufwacht, ißt und schläft dann weiter. Die Männer beschäftigen sich innerhalb der Jurte durchaus mit keiner Arbeit; alles überlassen sie den Weibern; sie rüsten nur den Schlitten aus, hüten die Renthiere und schlachten die zur Nahrung dienenden. Wenn es derartige Arbeiten nicht giebt, so sitzen sie da, legen die Hände in den Schooß und rühren nichts an. Die reichen Tschuktschen haben drei, vier oder fünf Frauen, der ärmste hat mindestens zwei.

Die Tschuktschen waschen sich fast nie und sind deshalb äußerst unsauber. Sie haben einen aufbrausenden und zugleich rauhen Charakter; eine Beleidigung verzeihen sie niemals; sie warten ruhig eine Gelegenheit ab, um sich zu rächen; am liebsten erschlagen sie ihren Feind. Wenn das dem Tschuktschen bei Lebzeiten gelingt, so ist der Sohn verpflichtet, den Vater zu rächen. Oft geht die Rache von einem Geschlecht auf das andere über, bis endlich sich die Gelegenheit darbietet, die Feindschaft durch einen Todtschlag zu beenden. Ein erbitterter Tschuktsche, wenn er im Begriff steht, seinen Feind zu erschlagen, zieht ein neues Gewand an, welches mit Lappen aus Wolfsfell behängt ist, setzt eine Mütze aus Wolfsfell aufs Haupt und versieht sich mit drei Messern: ein großes (Maigin-waljäpin) steckt er hinten am Nacken unter das Oberkleid; zwei kleine (Kithak-waljäpin) steckt er in den Aermel seines Gewandes, wobei der Stiel der Hand zugekehrt sein muß; den Wurfspieß oder die Lanze nimmt er in die Hand. Die Tschuktschen verfahren in ihrer Häuslichkeit oft sehr grausam; im Zorn schneiden sie ihren Frauen die Ohren ab oder hauen ihnen mit einem großen Messer die Arme an den Schultergelenken ab. Im Allgemeinen sind die Tschuktschen so sehr erregbar, daß selbst die Gastfreundschaft verletzt und der Gastfreund schwer beleidigt wird, wenn derselbe nicht die ihm erwiesene Bewirthung zu schätzen verstanden hat. Die Tschuktschen bieten einander aber alles dar, was sie ihr eigen nennen; und auch die Frauen nennen sie ihr Eigenthum. Geheime Liebschaften werden mit dem Tode bestraft. Vor ihrem Anführer (Erema) haben die Tschuktschen große Achtung, rächen sich niemals an ihm und unterwerfen sich unbedingt allen seinen Anordnungen und Strafen. Wenn der Erema Besuche macht, so bietet man ihm zum Sitzen ein weißes oder buntes Renthierfell, bewirthet ihn mit Thee und Renthierfleisch und schenkt ihm beim Abschied als Ausdruck des Wohlwollens das beste eingefahrene Renthier.

Der Erema hält Gericht nach mündlich ihm vorgetragener Klage und bestraft ohne Widerrede zu erfahren den Schuldigen in Gegenwart seiner Angehörigen. Der zu Bestrafende muß niederknien, die Hände werden ihm auf den Rücken gebunden und nun läßt der Erema ihn prügeln: man schlägt ihn mit einem Stock, an dessen Ende ein kleines Stück aus Renthiergeweih befestigt ist, auf den Kopf. Mitunter erträgt das arme Opfer diese qualvolle Strafe ohne Murren, bisweilen aber kann er die Qual nicht aushalten und bittet um Gnade und Verzeihung. Dann gestattet ihm der Erema sich mit einer Anzahl Renthiere loszukaufen, um den Kläger zu befriedigen. Bei sehr schweren Vergehen verlangt der Erema die Todesstrafe, wobei die allergrausamsten Methoden angewandt werden; jene Schläge auf den Kopf werden als leichte Bestrafung angesehen.

Besondere Hochzeitsgebräuche giebt es unter den Tschuktschen nicht. Der junge, oft erst 15 Jahr alte Tschuktsche, der sich verheirathen will, begiebt sich zu einer ihm bekannten Familie und erklärt direkt seinen Wunsch, sich eine Frau aus der Familie zu wählen. Man setzt fest, daß er drei oder fünf Jahr lang eine Herde Renthiere hüten muß; während dieser Frist lebt er mit seiner Braut wie mit seiner Frau. Hat der Bräutigam sich während der ausbedungenen Frist gut gehalten, so führen die Eltern der Braut die Tochter zu den Eltern des Bräutigams und bestimmen eine Anzahl Renthiere als Mitgift. Dann findet in der Familie des Bräutigams das Hochzeitsmahl statt, dabei wird Renthierfleisch und eine Art Gebäck (Salamat oder Pentakitschkin) gegessen. Letztere bestehen aus gekochtem und zerhacktem Renthierfleisch, welches man hat frieren lassen und dann stark in Renthierfett geschmort hat. Diese Fleischplatzen dienen anstatt Brotes. Mit diesem Mahl ist die Hochzeitsfeier beendet. Wenn während jener Frist der Bräutigam dem Vater der Braut nicht gefällt oder sich irgendwie vergeht, so wird er einfach fortgejagt und die Braut bleibt bei den Eltern, bis ein neuer Bräutigam sich zeigt. Bemerkenswerth sind die sonderbaren Geschenke, welche der Bräutigam seiner Braut macht. Er schenkt ihr fette weiße „Würmer", welche im Frühjahr an den Renthieren zu finden sind, wie man bei uns Konfekt überreicht.

Die Tschuktschen verehren die Sonne; sie beten niemals und erfüllen keinerlei Religionsgebräuche. Die Körper ihrer Todten verbrennen sie oder sie bringen sie an irgend einen entfernten hügeligen Platz, damit sie hier eine Beute der wilden Thiere, besonders der Wölfe werden, vor welchen die Tschuktschen eine besondere Achtung haben. Mitunter wird die Leiche verbrannt, wenn dies der Wunsch des Sterbenden gewesen war. Die Tschuktschen wünschen nicht natürlichen Todes zu sterben, weil sie diesen Tod für schimpflich halten. Greise, welche des Lebens überdrüssig sind und welche ihrer Familie keine Last sein wollen; junge Leute, welche einem zufälligen Leiden ausgesetzt sind, aber auch völlig gesunde, welche ihre vor ihnen gestorbenen Verwandten sehen wollen, lassen sich tödten und man tödtet sie ohne Zögern! Das Tödten muß einer der nächsten Anverwandten übernehmen, der Sohn, Bruder, Onkel oder Neffe, oder in Ermangelung eines Anverwandten ein naher Freund oder Bekannter. Wenn sich keiner dazu bereit findet, so sucht sich der Tschuktsche irgend einen Fremden, welchem er eine bestimmte Belohnung verspricht. Jeder Tschuktsche hat eine besondere Kleidung, welche zeitig für den Fall eines freiwilligen Todes hergerichtet wird; die Kleidung unterscheidet sich von der Alltagskleidung nur dadurch, daß sie aus den besten Renthierfellen genäht ist, und daß das Obergewand, welches „Niryn" heißt, mit Wolfsfell eingefaßt ist und auf dasselbe Fetzen von Wolfsfell daraufgenäht sind.

Vor dem Sterben ist der Tschuktsche in der besten Gemüthsverfassung; er ist fröhlich und drückt seine Freude jedem aus, der sich bei ihm verabschiedet. Die ihn Besuchenden bitten, ihre Verwandten und Freunde, welche er in der bessern Grabeswelt treffen soll, zu grüßen. Der zum Tode bestimmte Tag ist ein Festtag für die ganze Familie, für alle Verwandten, Freunde und Bekannten, alle verweilen vom frühen Morgen in der Nähe des Zeltes, woselbst der Todeskandidat sich aufhält. Er erwartet mit Ungeduld im Zelte denjenigen, welcher ihn tödten soll, während Frauen und Kinder gleichgültig außerhalb des Zeltes das Ende des Familienvaters abwarten. Sobald der entscheidende Moment eintritt, wird alles still in dem bisher lärmenden Haufen. Der im Zelt befindliche Tschuktsche entledigt sich seines Obergewandes und setzt sich aufs Lager und drückt sich mit seiner linken entblößten Seite dicht an die Wand des Zeltes. Der Todesvollstrecker durchbohrt mittelst einer Lanze die Wand und richtet die Spitze der Lanze auf das Opfer, welches dieselbe so sich anfügt, daß sie die Rippen-

bogen trifft. Dann ruft er mit lauter Stimme: akalpokalschelmagdle! (d. h. tödte schnell!) Der draußen stehende Mann schlägt mit voller Kraft der Hand auf das Ende des hölzernen Lanzenstieles und die Lanze durchdringt quer die Brusthöhle, um auf der andern Seite blutig hervorzukommen. Im Zelte ertönt nun ein durchdringender Schrei; der außen Stehende zieht mit einem Ruck die Waffe heraus. Der Tschuktsche ist in Folge des heftigen Stoßes mit dem Gesicht auf den Boden gefallen und die eintretenden Verwandten finden ihn bereits ohne Lebenszeichen. Frau und Kinder sehen ruhig und leidenschaftslos auf den entseelten Leichnam ihres vor Kurzem noch lebenden Gatten und Vaters, in welchem sie auf immer ihren einstigen Beschützer verloren haben.

Man trägt die Leiche aus dem Zelt, bringt sie mit den Abzeichen der Jagd auf eine Narte und führt sie einige Werst weit auf einen hohen felsigen Berg. Zwei Renthiere werden an die Narte (Schlitten) gespannt, zwei andere werden hinterher geführt; alle vier werden dann am Orte des Begräbnisses getödtet. Die Leiche wird von allen begleitet, die bei dem Tod zugegen waren; hatte der Verstorbene eine Renthierherde, so wird auch diese nachgetrieben. An Ort und Stelle wird aus nicht zu großen Steinen eine länglich viereckige, 1/2 Arschin tiefe Grube gemacht; man legt die Leiche in die Grube, deckt zuerst ein Fell darauf, dann alle Jagdgeräthschaften und zuletzt eine Narte. Darauf werden vier Renthiere getödtet und so niedergelegt, daß an allen vier Seiten des Grabes je ein Thier sich befindet. Damit ist die ganze Ceremonie beendigt, und sowohl die Leiche des Menschen als die der vier erschlagenen Renthiere bleiben den wilden Thieren zur Speise. Alle bei der Bestattung Anwesenden bleiben bis zum Abend am Grabe; hatte der Verstorbene eine Renthierherde hinterlassen, so nehmen die Bekannten davon einige Thiere und richten sofort ein Mahl an, welches mitunter bis Mitternacht dauert; an dem Mahl betheiligen sich auch die nächsten Anverwandten des Verstorbenen. Dann verlassen alle das Grab, nur die Renthierherde bleibt dort und wird während der drei folgenden Tage um das Grab geführt. Erst nach Ablauf der drei Tage wird die Herde weitergetrieben. Verwandte und Bekannte besuchen das Grab nicht weiter, zufällig vorüberziehende Tschuktschen werfen jedoch einige Blätter Tabak auf dasselbe.

Nicht immer wird die Leiche so bestattet; sie wird auch bisweilen verbrannt. Dies geschieht auf besondern Wunsch des Verstorbenen. Die Verbrennung der Leiche wird fern vom jeweiligen Standplatz auf irgend einem Berg oder Felsen vorgenommen. Man spannt zwei Renthiere vor eine Narte, legt den Todten darauf und überläßt die Renthiere sich selbst, dort wo sie endlich stehen bleiben, findet die Verbrennung statt. Man breitet ein Renthierfell auf den Erdboden, bettet den Todten darauf, stellt eine Anzahl Holzklötze herum und legt trockenes Holz oben darauf. Dann wird an den Füßen und an den Seiten das Feuer angemacht, welches schnell das Holz und die Leiche verzehrt. Die Asche wird zusammengekehrt und mit dem Reste des nicht verbrannten Renthierfelles zugedeckt. Den Schlitten und die Jagdgeräthe läßt man neben dem Aschenhügel stehen. Vorher werden die Zugthiere getödtet, aber nicht verbrannt, sondern den wilden Thieren zum Fraß überlassen. Auch nach Beendigung der Verbrennung vereinigt ein Mahl die Bekannten und Verwandten, wozu einige Thiere der Herde geschlachtet werden. Im Laufe der folgenden drei Jahre wird alljährlich einmal ein Gedenkmahl hergerichtet, zu welchem Freunde und Bekannte zusammenkommen; sie bringen das Geweih eines Renthierweibchens mit und legen dasselbe auf das Grab nieder.

Die Tschuktschen sind außerordentlich abergläubisch. Sobald sie von einem Standort zum andern ziehen wollen, so nehmen sie zu Zaubereien und Prophezeiungen ihre Zuflucht. Das Prophezeien übernimmt entweder ein Glied der Familie oder bei Reichen ein Glied der Dienerschaft: man beobachtet das Geräusch des brennenden Holzes und die Richtung, in welcher die Funken fliegen. Auch beim Verbrennen der Leiche achtet man auf den Rauch, welcher vom Scheiterhaufen aufsteigt; steigt er senkrecht in die Höhe, so heißt es, die Seele des Todten zieht zur Sonne; senkt sich der Rauch zur Erde nieder, wie es eben häufig der Fall ist, so bleibt die Seele auf der Erde und wandelt in irgend ein Hausthier, Pferd, Renthier oder Hund. Es wird das als Strafe angesehen dafür, daß der Verstorbene bei Lebzeiten die Thiere quälte und beleidigte.

Die chinesische Auswanderung seit 1875.

Von Prof. **F. Ratzel.**

XI.

Nordamerika. Polynesien. Afrika. Rückblick.

Nordamerika. Auf das in Bd. XXXVII, S. 231 dieser Zeitschrift bereits in mehr betrachtender Art von anderer Seite behandelte politisch-wirthschaftliche Problem der chinesischen Einwanderung in Nordamerika und speciell Kalifornien erlaube ich mir noch einmal zurückzukommen. Unsere Darstellung, welche einen vollständigen Ueberblick dieser Frage anstrebt, würde unvollständig bleiben ohne die auch nur flüchtige und rein thatsächliche Uebersicht der Erscheinungen, die auf diesem hochwichtigen Kulturgebiete in der Richtung der Chinesenfrage zu Tage getreten sind. Man kann die ernsthafte Aufwerfung der Chinesenfrage in Kalifornien auf den Rückschlag zurückführen, welchen die Krisis der Jahre nach 1873 in Handel und Wandel des jungen etwas zu stürmisch vorwärtsstrebenden Staates hervorrief. Da unter ihr die Lohnarbeiter mit am meisten litten, war es natürlich, daß man die um die Hälfte des dort üblichen Lohnes arbeitenden Chinesen, welche unglücklicherweise gerade in diesen schlimmen Jahren massenhafter als je zuvor zuströmten, für die Erniedrigung der Löhne verantwortlich machte, unter welcher die verwöhnte weiße Arbeiterbevölkerung so empfindlich litt. Rasch entwickelte sich eine starke Abneigung gegen die „Mongolen", welche wie überall an den nicht durchaus erfreulichen, für europäische Begriffe und Sinne sogar oft unerträglichen

Eigenthümlichkeiten derselben Nahrung genug fand. Nachdem die weiße Bevölkerung und die Lokalbehörden in Kalifornien bereits mehrmals Gelegenheit genommen hatten, ihrem Widerwillen gegen den gelben Mann thätlichen Ausdruck zu geben und der Ruf nach Schutz gegen die „mongolische Ueberschwemmung" zu einem beständig und energisch wiederkehrenden Artikel in allen politischen Kundgebungen der Kalifornier geworden war, sah sich die Bundesregierung 1876 genöthigt, eine Kommission niederzusetzen, die in San Francisco selbst die Frage studirte und im Jahre 1877 einen dicken Band über dieselbe veröffentlichte. Die praktische Folgerung aus den unzähligen Thatsachen und Meinungsäußerungen, welche hier zusammengestellt sind, geht darauf hinaus, daß der Handelsvertrag der Vereinigten Staaten mit China in einer Richtung geändert werden sollte, welche den ersteren freie Hand gebe, um die Einwanderung der Chinesen erschweren oder verbieten zu können. Die Möglichkeit einer raschern Entwickelung der Hilfsquellen der pacifischen Staaten durch die Mitarbeit der Chinesen wird zugegeben, aber diese Beschleunigung führe zu einer täuschenden Blüthe, da das gesunde Gedeihen der Gesellschaft auf hinreichenden Löhnen beruhe, welche Familienleben und Kindererziehung ermögliche. Die Chinesen in Kalifornien seien familienlos, daher sei der Reichthum, den ihre Arbeit erzeuge, ungesund und unsolid. Endlich wird die „China Town" von San Francisco als eine öffentliche Schädlichkeit bezeichnet. Man durfte sich nach diesem Berichte eines regierungsseitigen Eingreifens in die Entwickelung dieser Frage versehen, und in der That wurden schon seit 1876 Besprechungen darüber zwischen den beiderseitigen Regierungen gepflogen. China verhielt sich ablehnend, als am 28. Juni 1876 der Gesandte der Vereinigten Staaten die Frage aufwarf, ob sich nicht die Einrichtung eines chinesischen Konsulates in San Francisco zur Ebenung der Schwierigkeiten empfehle, welche der starke Zufluß der Chinesen nach Kalifornien hervorrufe. Aber wenige Monate später waren jene in der Lage, sich über Mißhandlung zu beklagen, denen ihre Unterthanen bei der Landung in San Francisco ausgesetzt waren. Schon 1875 waren in Chico Mordthaten gegen Chinesen vorgefallen und 1877 entstanden in San Francisco, Chico, Rocklin und anderen Orten Unruhen gegen dieselben. Als im Sommer 1877 der bekannte Sklavenfreund Senator Morton nach Kalifornien kam, stellte ihm eine chinesische Deputation die Lage der Chinesen in diesem Staate als vollständig recht- und schutzlos vor, und in einer Beschwerdeschrift der „Sechs Gesellschaften" vom 30. November 1877 wurde gesagt, daß unter 50 Fällen von Gewaltthätigkeit gegen die Chinesen nicht einer zur Ahndung komme. Im December 1877 entschied der Attorney-General der Vereinigten Staaten, daß die Bundesregierung die Chinesen in Kalifornien nicht eher schützen könne, als bis dieser Staat sie darum angehe. Als aber am 18. Januar 1878 ein bewaffneter organisirter Pöbelhaufe einen Angriff auf neuankommende Chinesen machte, erhielten diese den wirksamen Schutz der Bundes- wie der Staatsbehörden. Ein Jahr später kam die Sache an den Kongreß. Am 9. Januar 1879 wurde ein Gesetzentwurf in Kongreß und Senat eingebracht, welcher bei strenger Strafe verbot, mehr als 10 Chinesen auf einmal nach den Vereinigten Staaten zu bringen. Am 28. desselben Monats ging der Entwurf durch den Kongreß, wurde am 22. Februar sammt den Zusätzen des Senats von beiden Häusern angenommen, aber bereits am 10. März vom Präsidenten in einer Vetobotschaft abgelehnt, welche hervorhob, daß einseitige Gesetzesänderungen nicht die klaren Bestimmungen der zwischen den Vereinigten Staaten und China bestehenden Verträge abändern könnten, daß aber wohl mit der Zeit solche Abänderungen getroffen werden könnten, welche geeignet wären, die Vereinigten Staaten vor einer allzu starken Zufuhr chinesischer Arbeiter zu schützen. Jedenfalls verdiene die Lage an der pacifischen Küste die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung als des Kongresses in vollem Maße. Mit dieser klugen und vorsichtigen Haltung war aber den Demagogen von San Francisco nicht gedient, welche kurz nach dieser Vetobotschaft ihre revidirte Verfassung durchsetzten, welche unter Mißachtung der Staatsverträge allen Gesellschaften verbot, Chinesen zu beschäftigen, welche den Chinesen die Arbeit an öffentlichen Unternehmungen untersagte, die Gemeinden ermächtigte, Chinesen von ihren Gemarkungen fern zu halten oder über dieselben hinauszuschaffen, welche die chinesische Einwanderung einfach untersagte, alle Kuliverträge aufhob und den Chinesen für immer politisch unfähig erklärte. Als diese Verfassung mit dem Jahre 1880 ins Leben getreten war, votirte schon am 19. Februar die Gesetzgebung von Kalifornien mit 73 gegen 2 Stimmen ein Gesetz, welches den Körperschaften jeder Art die Anstellung chinesischer Arbeiter untersagte, und der Governor bestätigte dasselbe unverzüglich. Da „freiwillige Arbeiter-Kommittees" die Arbeitgeber zu Entlassung ihrer Chinesen zu drängen suchten und Unruhen befürchtet wurden, bildeten die Bürger von San Francisco ein „Protective Committee", und der Hauptagitator Kearney wurde (März 1880) wegen des Gebrauches von „incendiary language" vor Gericht gestellt. Kurz darauf verwarf der Oberste Gerichtshof in einem Klagefall jenes Gesetz als verfassungswidrig. Auch der geplanten „Ausräucherung" der Chinatown von San Francisco konnte vorgebeugt werden. Die Bundesregierung ihrerseits trug das Beste zur Beschwichtigung der Aufregung bei, als sie am 31. März 1880 zugleich mit der Ernennung eines neuen Gesandten für China diejenige zweier Kommissäre veröffentlichte, die mit China über einen neuen Handelsvertrag verhandeln sollten. Am 9. April wurde dem Kongreß ein Bericht des Staatssekretärs Evart vorgelegt, welcher mittheilte, daß der Gesandte der Vereinigten Staaten in China angewiesen sei, sich mit der dortigen Regierung über Maßregeln zur Beschränkung der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten zu benehmen, und daß seine diesbezüglichen Eröffnungen in Peking entgegenkommend aufgenommen worden seien. Im August kamen die Kommissäre in Tahife an und am 17. November unterzeichneten sie mit den chinesischen Behörden in Peking einen neuen Handels- und Auswanderungsvertrag, welcher den Vereinigten Staaten Vollmacht gegen das Ueberhandnehmen der Einwanderung chinesischer Arbeiter einräumt. Der Kommissär Trescott kehrte Anfangs 1881 mit den neuen Verträgen nach Amerika zurück, welche am 10. Januar dem Senat vorgelegt wurden. Folgendes ist der wesentliche Inhalt derselben: Ein Auswanderungsvertrag giebt den Vereinigten Staaten das Recht, die chinesische Zuwanderung, wenn nöthig, zu beschränken, aber nicht sie zu verbieten. Auch soll dieses nur auf Arbeiter, nicht auf anderen Ständen angehörige Chinesen sich beziehen. Im Uebrigen sollen Chinesen in den Vereinigten Staaten gleich den Angehörigen meistbegünstigter Nationen behandelt und auf sie bezügliche Gesetze und dergleichen der chinesischen Regierung mitgetheilt werden. Der Handelsvertrag verbietet die Opiumeinfuhr und den Opiumhandel in China und den Vereinigten Staaten, setzt fest, daß Schiffe und Waaren der letzteren in chinesischen Häfen nicht mit höheren Gebühren, Zöllen u. s. f. zu belasten seien als die einhei-

mischen. Streitigkeiten zwischen Angehörigen der beiden Mächte in China sollen jeweils von einem der Nationalität des Beklagten angehörigen Richter abgeurtheilt werden. Trotz eines Protestes des Staatssenators von Kalifornien wurde schon bald nach ihrer Vorlage ein günstiger Bericht über die neuen Verträge vom Foreign Committee des Senates der Vereinigten Staaten erstattet, und es ist nicht mehr zweifelhaft, daß sie noch vor Ablauf der für ihre Ratifikation festgesetzten Jahresfrist Gesetzeskraft erlangt haben werden. Einstweilen hat nach einem starken Rückgang, den die chinesische Einwanderung 1879 gezeigt hatte (in den 14 Monaten, welche mit December 1879 enden, waren nur 5699 Chinesen in San Francisco angelangt, während 10 947 diesen Hafen verlassen hatten), wieder ein stärkerer Zustrom eingesetzt und wurden allein im letztverflossenen Mai circa 1500 chinesische Einwanderer gezählt. Indessen ist ihre Zahl, Kalifornien und Oregon ausgenommen, doch noch immer gering. Der Census von 1880 giebt den Chinesen in den Vereinigten Staaten eine viel kleinere Zahl, als man nach den übertreibenden Schätzungen dieser letzten Jahre erwarten konnte. Er giebt als Gesammtzahl 105 717 (0,27 Proc.) der Gesammtbevölkerung, wovon die weitaus größte Zahl mit 75 122 auf Kalifornien, 9515 auf Oregon, 5423 auf Nevada, 3378 auf Idaho, 3237 auf Washington Territorium entfallen. In den Oststaaten sind die Zahlen so gering, daß sie im Vergleich zu den übrigen fremden Elementen der Bevölkerung geradezu verschwinden. New York weist 942, Massachusetts 256, Illinois 214 auf. Das stärkste Wachsthum in den letzten 10 Jahren zeigt Oregon mit 186 und Nevada mit 72 Proc. Aber außer Kalifornien zeigen alle die chinesenreichsten Staaten beziehungsweise Territorien noch immer so geringe Zahlen, daß die Anti-Chinesen-Bewegung in ihnen ganz außer Verhältniß zu dem angeblich unerträglichen Mißverhältniß der „gelben Ueberfluthung" steht.

Hier noch einige Daten zur Illustration der Anti-Chinesen-Bewegung in Nordamerika. Bis zu welcher Höhe der Chinesenhaß bis zum Abschluß des Einwanderungsvertrages endlich gediehen war, zeigt nichts besser als jene skandalöse Verleumdung, welche sich ein dunkeler Winkelschreiber in höherm Parteiauftrag gegen den Präsidentschaftskandidaten Garfield erlauben konnte, indem er einen angeblich von diesem ausgehenden Brief veröffentlichte, welcher sich für die Einführung der Chinesenarbeit auch in die östlichen Fabrikdistrikte mindestens für so lange aussprach, als die Arbeitgeber in Gefahr ständen, von den Arbeiter-Vereinigungen beherrscht zu werden. Bald genug wurde dieses Machwerk als gefälscht nachgewiesen, und sein Verfertiger, natürlich nicht seine geistigen Urheber, gerichtlich bestraft. Es ist aber kaum zweifelhaft, daß seiner Wirkung auf die Wähler hauptsächlich der Verlust Kaliforniens, Nevadas und vielleicht selbst New Jerseys für den republikanischen Kandidaten zuzuschreiben war. Ein anderes Zeugniß dieses Hasses legen die Unruhen des Sommers 1880 in Denver (Colorado) ab, bei welchen alle chinesischen Kaufläden und Wohnungen ausgeraubt, zum Theil zerstört und mehrere Chinesen schwer verwundet wurden, und bei welchen sich der racenstolze weiße Pöbel in seiner ganzen mehr als mongolischen Rohheit prostituirte.

Während im Westen die Anti-Chinesen-Aufregung unter den allerheftigsten Symptomen um sich griff, fuhr die chinesische Arbeit fort, im Osten und im Innern ihren Weg zu machen, ohne darum zu einer beträchtlichen Einwanderung zu führen. Vorzüglich in Massachusetts und den übrigen neuengländischen Industriestaaten gewann sich die chinesische Arbeit immer mehr Anerkennung. In New York zählte man 1879 300 chinesische Waschanstalten, 50 Spezerei- und 20 Tabaksläden, in Brooklyn 50 Waschanstalten und 6 Tabaksläden, in Jersey City 3 Fabriken mit chinesischer Arbeit. In Hartford, Conn., werden 100 bis 150 chinesische Knaben von chinesischen und amerikanischen Lehrern auf Kosten der chinesischen Regierung unterrichtet. In New York ist eine eigene Missionsanstalt für Chinesen gegründet worden, an deren Spitze ein christlicher Chinese steht. Im Innern ist Chicago ein Mittelpunkt der Chinesen. Bei dem Strike der Schuhmacher 1879 hatte man hier die Einwanderung von 1500 chinesischen Schuharbeitern in Aussicht genommen, doch kam dieser Plan nur stückweise zur Ausführung. Selbst im Süden, wo der Ueberfluß an Negern selbst nach dem Exodus von 1879/80 noch immer beträchtlich ist, wurde oft die Frage erörtert, ob nicht für die Arbeit in den Reis- und Baumwollenfeldern die Gelben den Schwarzen vorzuziehen seien. Man hielt eigene Versammlungen in Georgia und Alabama, wo diese Frage besprochen wurde, aber dieselbe ist bei der Ueberzahl der auf Lohnarbeit hingewiesenen, wenn auch nicht gern arbeitenden Neger, und der leider noch immer nicht geringen Zahl armer Weißer hier ebensowenig von praktischer Bedeutung wie in dem volkreichen Indien, wo dieselbe in den letzten Jahren wegen der Ungenügendheit der einheimischen Arbeitskräfte hinsichtlich der Körperkraft und Geschicklichkeit mehrfach in der anglo-indischen Presse aufgeworfen ward.

Von den Vereinigten Staaten aus griff die Anti-Chinesen-Bewegung auch auf Britisch-Nordamerika über. Die Gesetzgebung von Columbia machte 1878 ein Gesetz, welches eine Kopfsteuer von 40 Dollars auf die chinesischen Einwanderer legt. Der Oberste Gerichtshof der Kolonie stieß schon nach einigen Monaten dieses Gesetz als verfassungswidrig um, aber es blieb ein starkes antichinesisches Gefühl, welches 1880 zu einem neuen Versuche der Chinesenbesteuerung führte; diesem widersetzten sich aber diesesmal die Chinesen selbst, welche im Mai d. J. sich um 500 neueingeführte Eisenbahnarbeiter verstärkt hatten, und erregten einen kleinen Auflauf, in welchem die Steuerbeamten übel wegkamen. Auch in diesem Falle scheinen die Gerichte zu Gunsten der Chinesen entschieden zu haben. Die Zuwanderung nach dieser ohnehin so menschenarmen Kolonie soll stark ab-, die Auswanderung zugenommen haben. Selbst aus Ottawa, wo kaum 100 Chinesen zu finden, wurde 1879 von einem „Antichinese Feeling" berichtet.

* * *

Polynesien. In Polynesien sind bis jetzt nur die Hawaiischen Inseln in größerm Maßstabe Zielpunkt der chinesischen Auswanderung geworden. Durch ihre Lage an den größten pacifischen Verkehrswegen und durch die Schwäche und den Rückgang ihrer Eingeborenen schienen sie einer günstigen Entwickelung derselben die beste Aussicht zu bieten und haben denn in der That solche Mengen derselben angezogen, daß seit einigen Jahren schärfer als irgendwo die Frage hier sich stellte, ob sie nicht als öffentliche Schädlichkeit zu betrachten und gänzlich auszuschließen seien. Die ersten Chinesen hatten sich hier um 1840 niedergelassen und waren 1879 auf über 7000 angewachsen. In dieser Zeit hatten sie eine weit über das Wirthschaftliche hinausreichende Bedeutung gewonnen und vorahnend sagte ein englischer Reisender damals: „Die Chinesen scheinen eine besondere Mission bei den zum Aussterben bestimmten Racen zu haben." Es ist hierunter die Mission des Todtengräbers und des Erben zu verstehen. In der That hatten sie durch Vermischung mit den Insulanerinnen bereits eine starke Mischrace erzeugt und schienen sich durch die innige Verbindung mit der Inselbevölkerung gewissermaßen zum Ersatz

dieser im Archipel auszubreiten. Uebrigens haben sie hier verhältnißmäßig mehr Frauen bei sich als in irgend einem andern von ihren Kolonialgebieten. Man zählte 1879 etwa 300 verheirathete Chinesinnen. Um so gefährlicher erschienen sie einem Theile der Eingeborenen und vor allem den hier ansässigen Europäern, und die Chinesenfrage zögerte auch hier nicht brennend zu werden. Aus Hawaii gelangten schon 1878 Berichte über Mißhandlung chinesischer Einwanderer an die Kolonialregierung von Hongkong, scheinen sich indessen nicht als genügend begründet erwiesen zu haben, um eine weitere Verfolgung der Sache zu rechtfertigen. Aber im Laufe des Jahres 1880 spitzte sich die Frage der chinesischen Einwanderung auch hier zu einer Schärfe zu, welche bedenkliche Konflikte hervorrief. Es handelte sich um die Unterstützung einer besondern Dampferlinie zwischen Honolulu und einigen chinesischen Häfen, deren Hauptaufgabe es natürlich gewesen sein würde, chinesische Auswanderer von diesen nach jenen zu bringen. Dieser Plan traf zusammen mit der Ankunft des ersten chinesischen Dampfers, des Ho Tschung in Honolulu, welcher 450 Auswanderer landete und dann noch nach San Francisco ging. Eine aufgeregte Stimmung unter den Gliedern der „Anti-Chinesen-Partei“ wurde dadurch hervorgerufen. Ein Spanier Moreno, der nach Honolulu gekommen war, um für nicht näher bekannte Interessen diesen Plan zu fördern, wußte sich das Vertrauen des Königs Kalakaua zu erwerben, trat an die Spitze einer Prochinesenpartei und bewog den König zwei Ministerien aufzulösen, welche die antichinesische Stimmung der allerdings großentheils europäischen beziehungsweise amerikanischen Gesetzgebung vertraten. Moreno bildete darauf ein Ministerium seiner Farbe, das aber nach nur fünftägigem Bestande vor der entschiedenen Feindseligkeit der Weißen und eines Theiles der Eingeborenen die Segel streichen mußte. Dieser Exminister kam im December 1880 nach Washington, um über die Parteinahme des nordamerikanischen Konsuls gegen ihn und den König (!) Beschwerde zu führen, wurde aber nicht gehört und ist seitdem von der Bildfläche verschwunden. In Honolulu aber hat die Einwanderung fortgedauert und hatte die Zahl der Chinesen auf diesen Inseln Anfangs dieses Jahres auf mehr als 10 000 gebracht. Nur wenige zerstreuten sich von hier nach anderen Theilen Polynesiens. Auf den Gesellschaftsinseln, wohin man sie früher gezogen hatte, waren sie 1879 auf 409 Köpfe herabgesunken. Vereinzelt kommen sie auf den Tonga- und Samoa-Inseln, den Marshall-Inseln und Karolinen, ja mehr oder weniger wohl auf allen vor, die irgend welchen Handel und Verkehr haben. Der Versuch des Gouverneurs von Neukaledonien, sie in größerer Zahl einzuführen, stieß auf heftigen Widerstand Seitens der Weißen und scheint aufgegeben.

* * *

In Afrika erhoben sich wiederholt Stimmen, um die Einfuhr von Chinesen zunächst nach dem Kapland und Natal zu empfehlen, welche beide an chronischem Arbeitermangel leiden, aber praktisch ist man der Sache nicht näher getreten. Die „Times of Natal“ schrieb z. B. im Juli 1879. „Ihre Ankunft in Natal könnte nur wohlthätig wirken, und wenn sie unter die richtige Leitung kämen, ist es kaum zweifelhaft, daß sie in den Pflanzungen des Küstenlandes mindestens ebenso werthvoll sein würden, wie die unter so großen Kosten hier eingeführten indischen Kulis. Es giebt alles zusammengenommen keinen schwerwiegenden Grund, warum sie nicht bei uns beschäftigt werden sollten.“ Aehnliche Stimmen hat man schon früher gehört. Aber einstweilen ist der Bezug indischer Kulis für diesen Erdtheil das Leichtere und Billigere. Vereinzelte Chinesen hat es im Kapland übrigens jederzeit gegeben. Wir fanden z. B. neulich sogar in Thunberg's Reise (?) eine dahinzielende Angabe. Mit ihrer oft getadelten, aber immer weiter um sich greifenden Verwendung als Dienstboten auf den großen Oceandampfern werden sie auch öfters hier, wie schon früher in Calcutta, Bombay, Aden u. s. w. hängen bleiben. Unter den indischen Kulis auf Réunion und Mauritius finden sich auch Chinesen.

* * *

Blicken wir nun zurück auf die Entwickelung, welche diese merkwürdige Wanderung eines massenhaften, zähen, kulturkräftigen Volks in diesen letzten fünf oder sechs Jahren genommen hat, so treten zwei Thatsachengruppen bedeutsam hervor: Die Chinesen, theils nur als Auswanderer, theils als Eroberer und Kolonisten — beide Eigenschaften sind durch Natur und Geschichte innigst in ihnen vereinigt —, haben sich überall noch fester gesetzt oder weiter ausgebreitet, wo sie auf ihrem festländischen Verbreitungsgebiete oder in nächster Nähe desselben Vorstöße gemacht haben. Sie haben sich in der Mandschurei und Mongolei weiter geschoben, haben ihren alten centralasiatischen Besitz fast ganz wiedergewonnen, in Ostturkestan mit den Waffen, in Kuldscha durch Zähigkeit im diplomatischen Krieg. In Tibet sitzen sie so fest wie je, in Jünnan haben sie die letzten Spuren des Panthay-Reiches ausgetilgt, in Formosa haben sie nach Abwerfung der japanischen Ansprüche ihre Herrschaft ausgedehnt und die Liukiu-Frage, welche zu Japans Gunsten entschieden zu sein schien, ist in den letzten Monaten wieder aufgenommen worden; es ist noch sehr zweifelhaft, wer am letzten Ende hier den Erfolg haben wird. Jedenfalls war es ein Triumph der chinesischen Kolonialpolitik, daß diese Inseln fast gänzlich chinesiſirt waren, als die Japanesen sie ihrem Reiche so kurzer Hand vor zwei Jahren anfügten. Auch in Polynesien haben sich die Chinesen eine feste Stellung auf den hawaiischen Inseln gewonnen, wo heute über 10 000 ihres Volkes, ungezählt die Mischlinge, 44 000 Eingeborenen und 3000 Weißen gegenüberstehen. Endlich hat ihre vereinzelte oder gruppenweise Zerstreuung über Südasien, den ganzen Stillen Ocean von Neuseeland bis Wladiwostok und Britisch-Columbia, ganz Nordamerika und einen wichtigen Theil Süd- und Mittelamerikas nur zugenommen und ihre Vorposten sind bereits in Afrika und Europa erschienen. Auf der anderen Seite aber sind sie überall zurückgedrängt worden, wo sie sich in Massen in die Kolonialgebiete der Weißen eingeschoben hatten, so vor allem in Kalifornien, Britisch-Amerika, Australien und Neuseeland. Hier haben sie zwar meistens an Zahl zugenommen, aber an Festigkeit der Fußfassung verloren. Das bedeutsamste Ereigniß auf diesem Gebiete ist das vertragsmäßig durch die Vereinigten Staaten von China erworbene Recht, die Zuwanderung der Chinesen nach ihrem Gebiete willkürlich zu beschränken. Fast sicher ist es, daß England im Interesse Australiens, Neuseelands und Britisch-Nordamerikas in nicht ferner Zeit sich gezwungen sehen wird, diesem Beispiele zu folgen, und wir werden dann die Ausschließung einer Race vom Wohngebiet einer andern als völkerrechtlich anerkannte Befugniß der sich für besser haltenden von beiden Seitens der in solchen Fragen maßgebendsten Kulturmächten der Erde anerkannt sehen. Diese Aussicht trägt nicht wenig dazu bei, der Entwickelung der chinesischen Auswanderung in den nächsten Jahren ein erhöhtes Interesse zu verleihen. Aber wir vermögen ihr trotz ihrer vertragsmäßigen Verklausulirung noch nicht die Bedeutung eines ethnographisch bedeutsamen Präcedenzfalles contra Völkergemeinschaft und Racenmischung zuzuerkennen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Manche Landstriche auf Java sind wegen fehlender Straßen, manche wegen allzu großer Höhe oder Wassermangels noch nicht erschlossen; daneben aber giebt es auch solche, die ihr Brachliegen dem Einflusse der Thierwelt verdanken. Der Eingeborene fängt Jahr aus Jahr ein alles Gethier bis zum winzigsten Fisch herab mit so ausdauernder Geduld, daß diese Fangmethode bei dem Mangel aller Jagdgesetze thatsächlich der Ausrottung gleichkommt. Bloß diejenigen Thiere, wie z. B. Ratten und wilde Schweine, vor denen der Javane trotz seines ziemlich oberflächlichen Mohammedanismus den vorgeschriebenen Abscheu hegt, vermehren sich in unangenehmer Weise. Ein Plantagenbesitzer sah sich genöthigt, 4000 Gulden für die Vertilgung der Ratten auszulegen; schließlich aber mußte ein sonst ganz gutes Stück Land völlig aufgegeben werden, trotzdem die mit dem Fange jener Thiere betrauten Chinesen alltäglich viele Hunderte von Rattenschwänzen einlieferten. Noch lästiger fallen die wilden Schweine, und gegen sie giebt es nach alter Erfahrung bloß ein Mittel — die Missionäre. Gelingt es den letzteren einige hundert Eingeborene zum Christenthum zu bekehren, so verschwinden mit dem religiösen Verbot des Schweine-Essens auch die unbequemen Gäste, da die Malaien sich jetzt ebenso eifrig auf den Schweinefang verlegen, wie sie den Thieren früher aus dem Wege gingen.

(H. Zöller, Rund um die Erde, II.)

— De Ujfalvy schreibt an die Pariser Anthropologische Gesellschaft: In Omsk giebt es eine für Kirgisen errichtete medicinische Schule. Die dort ausgebildeten jungen Leute werden als Aerzte unter die einzelnen Stämme ihres Volkes vertheilt. Das kirgisische Element gewinnt überhaupt seit Kurzem in Sibirien eine große Bedeutung. Viele bisher ganz von Kosaken bewohnte Dörfer sind jetzt ausschließlich von Kirgisen eingenommen, und es giebt genug Poststationen, deren Vorsteher Kirgisen sind. Die Russen, die in solchen Kirgisenorten leben, geben ihre Muttersprache auf und sprechen unter sich Kirgisisch.

— Nach zweijähriger Dauer ist im laufenden Sommer die Reise zum Abschlusse gekommen, welche der Dr. Montano im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums auf der ostasiatischen Inselwelt unternommen hatte, und auf welcher er anfänglich von Dr. Rey begleitet war. Am 19. Juni 1879 langten die beiden Reisenden in Singapur an und besuchten zunächst die Halbinsel Malakka, wo sie die dem Aussterben nahen Stämme der Mantliras, Jakuns, Ubaïs und Kenabuis kennen lernten. Am 16. Juli trafen sie in Manila ein und studirten die wilden Negritos in den Bergen von Mariveles, Orion und Samar, dann die Aëtas und Vicols der Provinz Albay, fleißig messend, photographirend, Schädel sammelnd und mit dem Schleppnetze arbeitend. Am 16. November landeten sie auf Sulu und besuchten trotz den von den fanatischen Eingeborenen drohenden Gefahren den dortigen Sultan in seiner neuen Residenz Maibun, begaben sich dann nach der Bai von Sandakan im nördlichen Borneo, wo sie in Elopura, der Station der British North Borneo Company, freundliche Aufnahme fanden, und den bisher unbekannten Stamm der Buli-Dupis, welcher sich in Körper und Sprache von Malaien wie Sulus wesentlich unterscheidet, untersuchten. Der französische Kreuzer „Le Kerguelen" führte sie von dort wieder nach Sulu zu einem einmonatlichen Aufenthalte zurück, und am 11. April 1880 langten sie in Davao im Südosten der Insel Mindanao an, wo sich ihrem Forschungseifer nicht weniger als elf nach Charakter, Sitten und Sprache verschiedene Stämme zum Studium darboten, und ihnen von den spanischen Behörden, wie schon früher, jede mögliche Unterstützung zu Theil wurde. Nach zweimonatlichem Verweilen dort mußte Dr. Rey in persönlichen Angelegenheiten nach Frankreich zurückkehren, wo er zu Anfang September eintraf. Dr. Montano setzte nun seine Reisen allein fort, bestieg den Vulkan Apo unweit Davao, dessen Höhe er zu 3030 m bestimmte, durchwanderte die Osthälfte Mindanaos in ihrer ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden, von Davao bis Butuan, und besuchte den See Maïnit am Nordende der Insel, wobei er wichtige Daten für eine Karte derselben zusammenbrachte und astronomische Ortsbestimmungen ausführte. Ein Versuch, zur See längs der Ostküste nach Davao zurückzukehren, scheiterte; zu Fuß unternahm er schließlich noch von Surigao an der Nordspitze der Insel eine längere Wanderung in das Innere.

— Das „Athenäum", welchem wir vor zwei Jahren („Globus" XXXVI, S. 77) die Nachricht von der gänzlichen Einstellung der Vermessungsarbeiten auf Cypern entnahmen, bringt in Nro. 2805 vom 30. Juli d. J. folgende erfreuliche Mittheilung: „Lieutenant Kitchener von den Ingenieuren, Direktor der Aufnahme von Cypern, hat ein vollendetes Blatt der neuen Ein-Zoll-Karte der Insel mit heim gebracht. Die Arbeit wurde zu Katasterzwecken im Maßstabe von 4 Zoll auf die Mile ausgeführt und in Cypern selbst behufs der Veröffentlichung auf ein Viertel reducirt. Man hofft, daß zu Beginn des nächsten Jahres ein Theil der Karte zur Ausgabe fertig, und daß in der Mitte des Jahres das Ganze vollendet sein wird. Die Kosten der Aufnahme haben sich noch geringer herausgestellt, als bei der von Galiläa, welche von demselben Offizier im Jahre 1877 für den Palestine Exploration Fund ausgeführt wurde und die geringe Summe von 1 Pf. St. für die (englische) Quadratmeile in Anspruch nahm."

Afrika.

— Aus Rom, 31. Juli, wird telegraphisch gemeldet, daß der Afrikareisende Matteucci und der Schiffslieutenant Massari in Madeira eingetroffen sind, nachdem sie ganz Afrika von Aegypten bis zum Meerbusen von Guinea durchzogen haben. Matteucci's letzter Brief war datirt „in Sicht von Abeschr, der Hauptstadt von Wadai, 25. Oktober 1880"; damals hoffte er über Tripoli oder Benghazi nach Europa zurückzukehren. (Vergl. über diese erfolgreiche Expedition „Globus" XXXVII, S. 223; XXXVIII, S. 94, 192, 319; XXXIX, S. 16, 287.)

Inhalt: Das heutige Syrien. VI. (Mit sechs Abbildungen.) — Ludwig Stroß: Zustände in Jemen. II. (Schluß.) — Die Volksstämme des Kolyma-Gebiets in Sibirien. II. (Schluß.) — F. Ratzel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. XI. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 4. August 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

VII.

Lortet hatte beschlossen, ehe er Tyrus verließ, die in archäologischer und anthropologischer Hinsicht so interessante Umgegend gründlich kennen zu lernen, und verlegte deshalb seine Zelte in die Berge unweit des Dorfes Hanawe, welches etwa 10 km südöstlich der Stadt unweit des nach Tibnin führenden Weges 245 m hoch liegt und 400 Einwohner zählt. Auf der andern Seite des Weges (östlich davon) liegt ein Hügel mit Mauerresten, welche Renan für die einer phönikischen Festung hält; dort wurden zwischen Feigen- und Oelbäumen die Zelte aufgeschlagen. Man genoß von dort eine umfassende Aussicht und athmete mit vollen Lungen die kühlere reinere Luft der Höhen. Die Einwohner des Dorfes, lauter Metualis, die für wild galten, zeigten sich ganz zahm und der Sohn des Scheich bot sogar für die zu unternehmenden Ausgrabungen seine Dienste an. Nach wenigen Tagen waren sie die besten Freunde, zumal Lortet's ärztlicher Beruf sie zu häufigen Konsultationen veranlaßte. Doch waren sie nur nach langem Widerstreben dahin zu bringen, sich den Puls fühlen zu lassen, scheuten sich davor, die dargebotenen Arzneien als etwas Unreines direkt zu berühren, und ließen sie sich lieber in einen Zipfel des Gewandes schütten. Vorherrschende Krankheiten sind intermittirendes Fieber und Augenleiden, eine Folge der elenden und dumpfigen Hütten, in denen die Leute leben. Da der Sohn des Scheichs, ein schöner stattlicher Mensch mit sehr sanften blauen Augen, den Reisenden zu seiner an tuberkuloser Meningitis erkrankten Tochter holte, hatte dieser Gelegenheit, das Innere einer Wohnung zu sehen; alle Räume sind gewölbt, mit Kalk geweißt und sehr reinlich, erhalten aber Licht und Luft nur durch die Thür. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde; in einer Ecke des Hauptzimmers steht ein sehr einfacher Herd aus Thon, auf welchem die Speisen mit Holzkohlen gekocht werden. An der einen Wand befindet sich ein nur wenige Zoll hoher, mit Matten bedeckter Diwan, der Ehrensitz für den Hausherrn und ausgezeichnete Gäste; auf demselben lag die kleine Kranke, bei welcher Menschenhilfe leider vergeblich war. Am folgenden Morgen war das Kind todt. Als Lortet hinzukam, fand er die Mutter, ein junges und sehr schönes Weib, ohne Schleier. Ihre ganze Kleidung war blau; Stirn, Lippen, Handrücken und Vorderarm waren mit Indigo zierlich tatuirt, Nägel und flache Hand mit Henna gelb gefärbt. Unbeweglich und ohne Thränen saß die Arme neben der Wiege.

Einige Tage später besuchte Lortet den Scheich, einen prächtigen Greis mit langem, weißem Barte, der ganz in Weiß gekleidet war und auf dem Kopfe eine reiche goldgelb seidene Keffije trug. Er empfing den Fremden in einem weiten Saale, längs dessen Wänden an dreißig junge Leute von 15 bis 16 Jahren saßen, welche er in den Lehren seiner Religion unterrichtete. Sie hatten auf den Knien große Korane liegen, darunter einige Manuskripte von großer Schönheit. Der Greis ließ den Fremden neben sich auf dem Teppich Platz nehmen, entschuldigte sich aber, daß er ihm keinen Kaffee anbot, weil ihm sein Glauben verbiete, mit Fremden zusammen Nahrung zu sich zu nehmen. Lortet benutzte diese Gelegenheit, über die Metualis Nachrichten



Der Dragoman Melhem (Maronit) und Metualis von Hanawe. (Nach Photographien.)

einzuziehen; als aber der Alte merkte, daß der Dragoman manche seiner Aeußerungen entstellt wiedergab, griff er zu Dintenfaß und Feder und schrieb ihm mit schönen, festen Buchstaben einiges über die Geschichte und den Ursprung seines Volkes auf. Von Interesse ist darin die Ansicht, daß der schiitische Ritus der Metualis durch Abi Zarr, einen Freund Ali's, zur Zeit des dritten Chalifen Osman ibn-Affan in Syrien, und zwar in dem bereits erwähnten Sarafend (Sarepta), unter den dortigen Eingeborenen begründet worden sei, während doch Renan z. B. glaubt, daß sie aus einem Gebiete zugewandert seien, welches unter persischem Einflusse stand. Vielleicht gelingt es der Anthropologie, diese Frage über die Herkunft der merkwürdigen Sekte zu entscheiden. Von den Türken werden die Metualis lebhaft verfolgt, und dagegen nutzt ihnen der Schutz der persischen Konsuls, unter welchem sie stehen, nur sehr wenig. In ihren Häusern findet man viel Bilder — was der sunnitischen Sitte direkt widerspricht —, z. B. das Porträt des Schah, Scenen aus dem persischen Romane Jussuf und Zuleika, aus dem Schahnameh u. s. w. Manche unter den Metualis sehen sich auch als Nachkommen deportirter Perser an. Unterricht ist bei ihnen sehr verbreitet; in dem kleinen Hanawe giebt es eine Volksschule für die Knaben und außerdem noch einen höhern Unterricht, den der Scheich ertheilt, wie wir gesehen haben. Der Typus der Einwohner von Hanawe ist auffallend schön und intelligent; mit Erstaunen bemerkte der Reisende eine ziemlich große Zahl blonder Kinder, deren mit Henna-Absud röthlich-gelb gefärbte Haare genau denselben Ton haben, wie die bei den meisten Terracotten von Tanagra und Kleinasien.



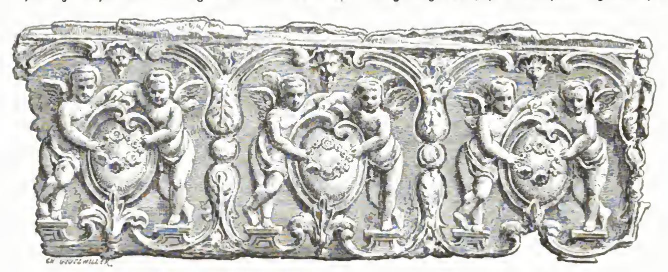
Behauene Felsen in Hanawe unweit Tyrus. (Nach einer Photographie.)

Hier wie überall im türkischen Reiche haben die unglücklichen Bauern unter den drückendsten Steuern zu leiden, die zuweilen mit empörender Grausamkeit eingetrieben werden. Wäre die verrückte Habgier der Beamten nicht, welche die besten Kräfte des Landes zu Grunde richtet, so brächten es die fleißigen und intelligenten Metualis gewiß bald zu Wohlstand. So aber lebten die Leute von Hanawe in höchst dürftigen Verhältnissen und waren deshalb sehr erfreut, als Lortet in der Umgebung der Ruinen, in welchen er seine Zelte aufgeschlagen hatte, Ausgrabungen veranstaltete. Etwa dreißig Männer zogen einen breiten, tiefen Graben am Fuße der Mauern, unweit von Felsen, in welchen mehrere Hypogäen angelegt waren. Allein nach mehrtägigem Arbeiten hatte man nur Scherben von Geschirren und Gläsern, Fragmente von bleiernen Sarkophagen und Schädel gefunden. Darauf nahm man die zahlreichen Grabkammern in den Hügeln südlich und südwestlich von Hanawe in Angriff und hatte das Glück, drei Sarkophage von Stein, mehrere bleierne von sehr schöner Arbeit und interessante Grablampen zu finden. Leider waren aber fast alle Gräber schon in alter Zeit geöffnet worden, so daß Lortet unter den zurückgelassenen Resten nur eine Nachlese zu halten vergönnt war.

Eine höchst interessante Entdeckung machte er jedoch unweit Hanawe in den Thalrändern des tiefen und wilden Wadi Akkab, welcher ein merkwürdiges Felsplateau durchzieht. Der dasselbe bildende Kalkstein liegt fast überall nackt zu Tage und ist durch die Atmosphärilien stark zersetzt. Nirgends ist ein Baum zu sehen und nur einige holzige Pflanzen wie Poterium spinosum und mehrere Salvia-Arten werden gelegentlich von kleinen Herden schwarzer Ziegen abgeweidet. Ueberall aber ist der Fels zu Hypogäen und Grabkammern ausgehöhlt und finden sich jene viereckigen oder runden Löcher mit Seitenrinnen, welche Renan als Oelpressen oder -Mühlen bezeichnet. Oelbäume mögen ja einst hier gewachsen und erst unter der gräulichen Türkenherrschaft verschwunden sein — aber wie soll man die ausgedehnte Todtenstadt so weit ab von Tyrus erklären oder jene Ruinen, welche auf die Existenz eines näher gelegenen Ortes deuten? Je mehr man sich Kana und Chorebe (östlich von Hanawe) nähert, um so wilder wird das Wadi Akkab. An vielen Stellen sind die Felsen vertikal behauen, und an den so hergestellten Wänden haben sich höchst merkwürdige Reste phönikischer Kunst erhalten, nämlich Reihen kleiner Bildsäulen und Grabstelen, die in hervortretender Rundung aus dem gewachsenen Kalkstein herausgearbeitet

sind. Dieselben sind 0,8 bis 1 m hoch und haben ausgesprochen archaistischen Charakter; nach unten laufen sie oft in einen viereckigen Pilaster aus oder in ein weites, links geschlossenes, assyrisches Gewand. Die Augen sind en face, die Gesichter meist im Profil dargestellt; an vorspringenden Felsecken sieht man mehrere Köpfe, die einen gewissen Charakter zeigen. Unterhalb dieser sonderbaren Skulpturen ließ Lortet nachgraben, ohne indeß irgend etwas zu finden, was ihre Bestimmung oder die Zeit ihrer Herstellung hätte aufklären können. Dagegen machte er nur wenige Meter davon entfernt eine andere Entdeckung. Am Fuße einer senkrecht abgeschnittenen, etwa 4 m hohen Kalkwand lagen riesige Blöcke, mehr als 3 m den Erdboden überragend, 6 m breit, 5 m lang, welche eine röthliche äußerst harte Masse bildeten, welche den Hämmern fast unüberwindlichen Widerstand darboten. Es war ein Konglomerat oder richtiger eine Breccie, welche Tausende von gespaltenen Feuersteinen und zahlreiche Reste von Knochen und Zähnen umschloß, und ebenso war der Boden rings umher mit zahlreichen bearbeiteten Feuersteinsplittern bedeckt. Die Breccie scheint tief in den Boden hinein zu reichen und tritt einige Meter weiter abwärts wieder an die Oberfläche. Die Feuersteine sind von schwarzer und gelber Farbe und sehr schönem Korn; mitunter sind sie durch Atmosphärilien ganz freigelegt, aber es ist ganz unmöglich, sie aus dem sie einhüllenden Kitte herauszulösen, da sie eher zerbrechen. Mit Mühe konnte Lortet einige Zahnsplitter herausholen, welche möglicherweise den Arten Cervus, Capra oder Ibex, Equus und Bos angehören. Die Knochenreste dagegen waren völlig unbestimmbar. Diese menschliche Niederlassung scheint aus uralten Zeiten herzurühren; die Feuersteine zeigen eine sehr alterthümliche Form, die sich von den am Nahr-el-Kelb gefundenen bedeutend unterscheidet, und nur eine sehr lange Folge von Jahrhunderten hat diesen Küchenabfällen die Härte des kompaktesten Porphyrs verleihen können. Lortet glaubt, daß sich jene Breccie in einer Höhle gebildet hatte, deren Dach und Wände erst von den Phönikiern, den Verfertigern jener rohen Steinfiguren, weggeräumt sind, während die Breccie selbst ihnen zu fest war und verschont wurde. Nur so läßt es sich erklären, daß sie sich in diesen mächtigen Blöcken an den steilen Flanken eines 50 m tiefen Thales findet.

Ausgrabungen am Fuße der Skulpturen ergaben nichts

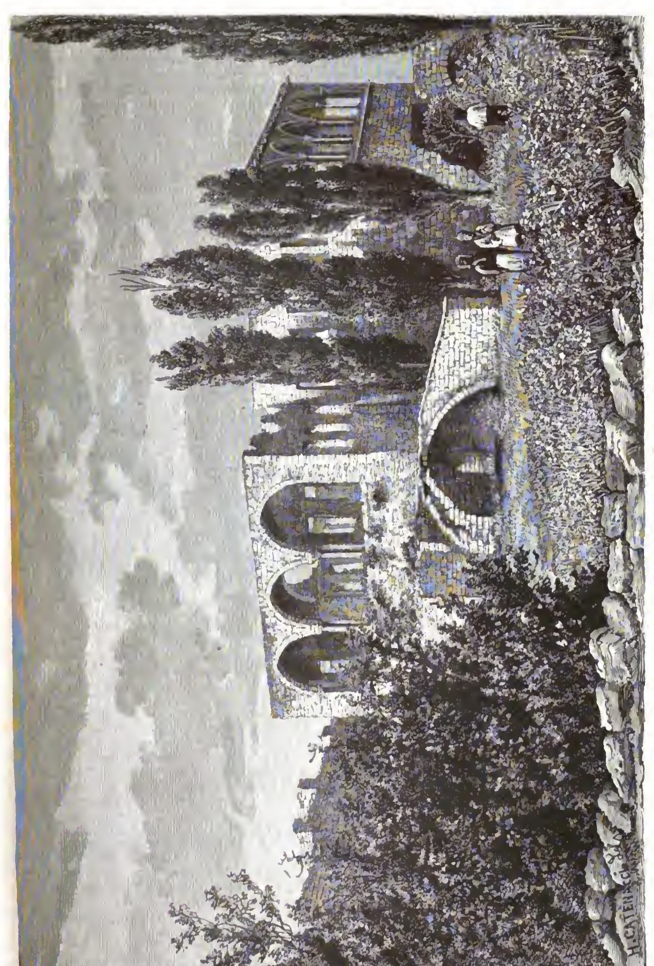


Theil eines bleiernen Sarkophages aus der Nekropole von Hanawe unweit Tyrus. (Nach einer Photographie.)

über ihre Entstehung; doch werden sie schwerlich von Menschen des Steinzeitalters herrühren. Immerhin lassen sich hier Spuren von drei verschiedenen Geschlechtern nachweisen: erstlich die, von welchen jene Küchenabfälle herrühren, dann die ältesten Phönikier (Proto-Phönikier nennt sie Lortet. Vergl. dagegen Prof. Sayce im Athenäum 12. März 1881, S. 365), die Verfertiger der Skulpturen, und schließlich die Phönikier der historischen Zeit, welche in allen umliegenden Felsen die Grabkammern und Oelpressen aushöhlten.

Bemerkenswerth sind auch die gefundenen Sarkophage aus Blei; alle haben Ornamente in Relief, die mit vielem Geschmack entworfen sind. Manche zeigen den reinsten griechischen Styl, während die Verzierungen anderer beinahe aus der Zeit der Renaissance und selbst Ludwig's XV. herzurühren scheinen. Diese Funde bieten deshalb in archäologischer und künstlerischer Beziehung ein wahres Problem dar. Die meisten tragen auf den Seiten- und Endflächen sehr zierliche Bänder in Windungen und Rauten, durchflochten von Guirlanden aus Weinblättern und Trauben; ein anderes Mal sind es lange Flechten aus Lorbeerzweigen mit Blättern und Früchten. In der Mitte der Raute stehen meist Gruppen von Amoretten und in den Ecken schön gezeichnete Löwen, Stierköpfe oder weibliche Sphinxe vom reinsten ägyptischen Typus, welche Amphoren in den Tatzen halten, während die Mitte der ganzen Fläche oft Medusenköpfe mit schmerzlich bewegtem Ausdrucke einnehmen. Diese Funde zeigen, wie bedeutend sich die griechische Kunst in Syrien entwickelte, da selbst einfache Bleiarbeiter in solch undankbarem Material so treffliche Stücke zu entwerfen und auszuführen verstanden.

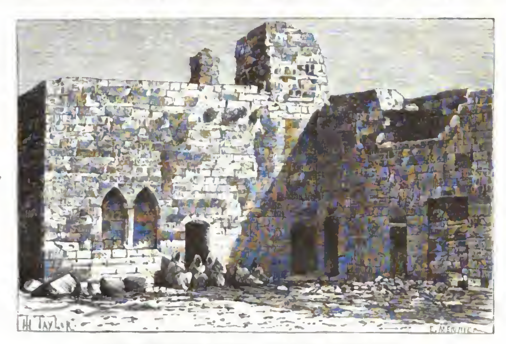
Meist umschließt ein Steinsarkophag diese Bleisärge; mitunter aber stehen sie unmittelbar in dem Felsengrabe; daneben finden sich gewöhnlich prachtvolle Glassachen von zierlichster Form und mit jener irisirenden Färbung, welche man heute vergeblich nachzuahmen versucht: Amphoren mit Reliefverzierungen, charakteristische Thränenfläschchen mit sehr langem Halse, große leichte Teller, Urnen mit geflochtenen Henkeln, mit Glasfädchen und Perlen ausgeschmückt, wie die altvenetianischen Glassachen. In einem ältern Grabe fanden sich irdene Lampen von sehr alterthümlicher Form; der Bauch derselben besteht aus einem plattgedrückten Kopfe mit großem Barte, der weit geöffnete Mund dient zum Eingießen des Oeles und der Docht geht durch ein unter dem Kinn angebrachtes Loch. Daneben lag eine kleine Astarte mit einem umgekehrten Korbe auf dem Kopfe und ein roh gearbeiteter Herkules, der die Schlange



Der Palast des Ali el-Sughir im Schlosse von Tibnin. (Nach einer Photographie.)

erwürgt. In anderen Gräbern finden sich Lampen mit sehr langer Schnauze und solche in Muschelgestalt, wie sie noch heute in Tyrus in Gebrauch sind und in großen Mengen auf den dortigen Bazars verkauft werden. Man stellt sie in den Wohnungen auf einen 60 cm hohen Fuß von gedrechseltem Holze, der ganz deutlich antike Formen zeigt und sehr orginell bemalt ist.

Von Hanawe aus bemerkte Lortet bei klarem Wetter auf einem Gipfel über Ras-el-Abiad im Südwesten ein ansehnliches Schloß aus der Kreuzfahrerzeit, das er zu besuchen beschloß. Von einem Metuali geführt, ritt er über die ziemlich gut angebauten Berge dorthin, wobei er auf zahlreiche Trümmer von antiken Landhäusern, Mühlen, Oelpressen, Cisternen und Gräbern stieß. Dann senkte sich der schlechter werdende Pfad in das Wadi Asije hinab, führte durch ein Dickicht von Kermeseichen und stieg wieder auf das Plateau, das hier etwa 300 m hoch war, hinauf. Dort liegt zwischen Feldern und schönen Oelbäumen Kala'at Medschdel, ein Dorf von 40 bis 50 Häusern, dessen Bewohner neugierig herbeigelaufen kamen, die Fremden zu betrachten. Nochmals war eine tiefe Schlucht mühselig zu passiren, dann befand man sich wieder auf einer Hochebene und erreichte das Ziel, Kela'at esch-Schema. Man betritt das Schloß durch eine geschickt angelegte und leicht zu vertheidigende Wallpforte. In den Mauerthürmen, deren sieben vorhanden sind, wohnen jetzt Bauern, die aber alle auf den Feldern beschäftigt waren, so daß nur Frauen und Kinder neugierig aus den Breschen und Fenstern auf die ungewohnten Besucher herabstarrten. Im Innern sind manche Theile noch sehr gut erhalten; eine zweite Mauer umschließt dort die zum eigentlichen Wohnen bestimmten Gebäulichkeiten des einstigen unbekannten Schloßherrn. Im Schloßhofe, welcher heute Kühen und Ziegen zum Stalle dient, zeichnen sich einige Thüren aus schwarzem und weißem Marmor und zierliche Arkaden mit Spitzbogen aus. Die Außenmauern sind bis zu einer gewissen Höhe abgetragen worden und dabei alle Zinnen und Schießscharten verschwunden. Prächtig ist die Aussicht, die man oben



Hof des Kala'at esch-Schema. (Nach einer Photographie.)

(402 m) genießt: sie umfaßt die ganze Küste von Akka (St. Jean d'Acre) und dem Karmel bis über Sidon hinaus. Steigt man von da zum Meere hinab, so findet man im Eichendickicht vor dem Schlosse noch zwei sorgfältig erbaute Wachtthürme, welche den Weg von der Küste her zu decken hatten, den man vom Schlosse aus wegen der starken Böschung des Ras el-Abiad nicht übersehen kann. Ueber die Geschichte dieser Burg ist nichts bekannt; die sorgfältige Bauweise deutet auf das 12. Jahrhundert, doch wird diese Annahme durch keine lateinische oder arabische Inschrift bestätigt[1]). Manche Theile scheinen indessen viel jüngern Ursprungs, so daß Renan den ganzen Bau erst in das 16. Jahrhundert setzt.

Am 8. Mai brach Lortet frühzeitig auf und erreichte zunächst auf schlechtem, steinigem Wege den großen, von Christen und Metualis bewohnten Flecken Kana, wo sich Reste von antiken und Sarazenen-Bauten finden. Der Ort liegt sehr malerisch in einer Höhe von 254 m auf einem mit Feigen- und Oelbäumen bepflanzten Hügel. Dann senkt sich der Pfad in ein tiefes, gewundenes, wasserloses Thal, dessen Flanken mit Kermes- und Galläpfel-Eichen (Quercus coccifera) bedeckt sind, aus denen vielfach der Ruf der Schukkar-Rebhühner sich hören läßt. Stellenweise wird die Schlucht so enge, daß ihr Boden ganz von dem Wege eingenommen wird, so daß es großer Vorsicht bedarf, den zahlreichen Kameelen auszuweichen, welche Holzkohlen von den Bergen herabschleppen, die beim Ras el-Abiad in große Barken geladen werden. Um diese Jahreszeit haben die Kameele in Syrien alle ein höchst sonderbares Aussehen; die Araber scheeren sie, um die lange feste Wolle zu Teppichen, Zelttüchern und Filz zu verarbeiten, und damit die nackten Thiere gegen den Stich der Mücken und Fliegen geschützt sind, beschmieren sie sie über und über mit einer Mischung aus Theer und Olivenöl, daß sie ganz schwarz aussehen und weithin einen abscheulichen Gestank verbreiten.

Um 10 Uhr erreichte Lortet eine Paßhöhe (583 m), von wo ein weiter und sehr schöner Blick den Hermon und den vulkanischen Hauran umfaßte, und ganz in der Nähe

[1]) Nach Socin-Bädeker S. 323 sind die dort befindlichen arabischen Inschriften noch nicht bekannt.

inmitten eines weiten Kreises kahler Gipfel sich die imposante Festung von Tibnin (640 m), das „Toron" der Kreuzfahrer, zeigte. Vor derselben liegt auf einem Hügel ein viereckiges kleines Fort mit vier runden Eckthürmen, und zwischen diesem und dem Hauptwerke zieht sich ein Thal hin, welches den Ort Tibnin und einen großen Pfuhl, der als Viehtränke dient, enthält. Das ziemlich elende Dorf wird von Christen bewohnt, die sich bitter über die Unterdrückungen der Mohammedaner beklagen. Auf großen Steinplatten, welche eine gewaltige, für Reiter passirbare Treppe bilden, gelangt man an ein schönes Thor, über welchem zwei Löwen, anscheinend von arabischer Arbeit, thronen. Thorflügel und Fallgatter sind längst verschwunden; aber drinnen finden sich, wie in allen gleichzeitigen Burgen, dunkle Reduits, Wendeltreppen, Kasematten u. s. w. Der westliche Theil des Donjon war mit arabischen Bauten gekrönt und mit einem Garten voll großer Cypressen umgeben worden; es war die Wohnung des Ali el-Sughir, des Hauptes einer reichen adligen Metualifamilie, gewesen. Noch jetzt finden sich einige schöne Zimmer darin, das schönste mit einem großen, hoch oben an der Mauer angebrachten, überhängenden Balkon, der eine entzückende Aussicht gewährt. Der wilde Dschezzar Pascha hat aus Furcht vor dem Einflusse der mächtigen Familie der Sughir ihr Herrenschloß verwüstet. Gebaut wurde es ursprünglich von Hugo von St. Omer, dem Herrn von Tiberias, der von dort aus Einfälle in das Gebiet von Tyrus unternahm. Nach der Schlacht von Hattin eroberten es die Sarazenen, worauf sich die Sache umkehrte: nun beunruhigten sie von dort aus die Christen in Tyrus. In den Jahren 1197 bis 1198 belagerten es die Franken, vermochten es aber, unter einander uneinig, nicht einzunehmen und mußten schimpflich abziehen. Später wurde Tibnin vom Sultan el-Muazzam geschleift, und zu Anfang dieses Jahrhunderts von Dschezzar Pascha, wie erwähnt, gänzlich zerstört.



Mädchen aus dem Wadi Dschisch. (Nach einer Photographie.)

Weiter ging die Reise über Bint Dschebêl, dessen Bewohner viel Wein bauen, nach Jarun, einem kleinen Dorfe von 400 mohammedanischen und ebenso viel christlichen Einwohnern, welches auf einem vulkanischen Hügel von 689 m Höhe liegt, der hier den Kalk durchbrochen hat. Der Ort wird als Jereon schon im Buche Josua erwähnt. An der Thür der dortigen alten Moschee befindet sich eine schöne griechische Inschrift, die mit einem zwei Fruchttrauben tragenden Palmzweige geschmückt, aber leider zerbrochen und nur zur Hälfte lesbar ist. Beim Dorfe liegt ein Teich und um denselben herum Säulentrümmer und Kapitelle, und nahe dabei auf einem Hügel finden sich die Trümmer eines Klosters, das urspünglich eine Synagoge gewesen ist. Viel Reste von Mosaiken sind dort zerstreut, und am Fuße des Hügels liegen Werkstücke und Sarkophage umher.

Weiterhin senkt sich der Pfad in das Wadi Dschisch hinab, welches ein frischer Bach durchströmt; mehrere Meter breit murmelt er zwischen blühenden Kressen und Münze dahin, ein ungewohnter, herzerfreuender Anblick in dem sonst so trocknen Lande. An Bäumen fehlt es in dem Thale sonst fast ganz; nur einige babylonische Weiden stehen am Ufer des Baches. Die Hänge des Thales aber sind mit Getreidefeldern und, wo deren Anlage nicht möglich ist, mit Weiden für Kameele, Ziegen und kleinen Rindern (Bos brachyceros des Schweizer Paläontologen Rütimeyer) bedeckt. Während Lortet hier angenehme Rast hielt, kam aus dem nahen Dorfe etwa ein Dutzend junger Mädchen, ihn und seine Frau zu besuchen. Manche darunter waren hübsch; ihre Augen waren schön, Gesicht und Hände aber blau tatuirt. Sie waren lustig und zum Lachen aufgelegt und sangen eine schleppende Melodie, deren Worte zu Ehren des Dragoman Melhem sie improvisirten. Dann faßten sie sich an den Händen und fingen an, langsam um denselben herum zu tanzen. Aber plötzlich ließ sich von der Spitze eines Hügels eine scheltende Stimme vernehmen, worauf sie insgesammt schäkernd nach dem Dorfe Kefr Birim davonliefen, das den Reisenden durch einen Bergrücken bisher verborgen geblieben war. Die Mädchen waren Christinnen und ließen sich willig photographiren.

Um 3 Uhr brach Lortet wieder auf, überkletterte mehrere Höhenzüge, passirte das Dorf el-Dschisch und erreichte eine ganz vulkanische Hochebene, in deren Mitte eine tiefe Depression sich befindet, der Krater eines ehemaligen Vulkans, der heute von einem kleinen See milchigen Wassers, dem Birket el-Dschisch, eingenommen wird. Ringsum ist der Boden mit großen Lava- und Basaltblöcken bedeckt, deren Ecken vollständig abgerundet sind, wie wenn sie gerollt worden wären. Von den Höhen dahinter erblickt man zum ersten Male durch einen tiefen Thaleinschnitt den blauen Spiegel des Sees Genezareth. Dann führt ein letzter sehr rauher Anstieg hinauf auf den Bergkegel von Safed, über welches wir später sprechen werden. Da die Anwesenheit Lortet's bei Tyrus erforderlich war, um die Fortschritte der dort veranstalteten Ausgrabungen zu prüfen, kehrten sie auf demselben Wege, den sie gekommen, nach ihrem Lager bei Hanawe zurück.

Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Russischen von **Shukow**.

I.

Herr Shukow war der Expedition als Dolmetscher beigegeben, hatte daneben das Tagebuch derselben zu führen und Erkundigungen über die Völkerschaften der besuchten Gebiete, und über die unter diesen heimischen Sagen einzuziehen. Die Mittheilungen beginnen mit dem Orte Ljakman, einer jetzt in Trümmer liegenden alten Befestigung am Ufer des Wachsch, dem von Norden her aus der Transalai-Kette kommenden Quellflusse des Amudarja. Bei Ljakman (Lak-man) begann die Expedition ihre Bootfahrt auf dem Flusse abwärts. Eines der beiden dazu benutzten Boote wurde auf Befehl des Beg von Kobadian aus dem Material der dortigen Fährstelle gestellt.

Der Wachsch ist ursprünglich ein unbedeutendes Gebirgswasser unter dem Namen Kyzyl-su. Innerhalb der Grenzen des Gebietes von Karategin nimmt er den Tadshik-Namen Surch-ab an, welcher ebenso wie Kyzyl-su „das rothe Wasser" bedeutet. In den Grenzen des Chanet Buchara trägt der Fluß den Namen Wachsch und ist hier schon ein tiefer reißender Strom ohne Furten. Da wo der Fluß in die Ebene von Kurgan-tübe tritt, bespült er die Hänge der Berge, welche diese Ebene im Westen umsäumen. Die Ueberfahrt über den Wachsch erfolgt in Kähnen und auf ledernen Schläuchen an verschiedenen Stellen. Die beste Ueberfahrt ist bei Ljakman und 16 Werst oberhalb Kurgan-tübe. Weiter oberhalb im Gebirge giebt es keine Ueberfahrt, denn der Wachsch fließt hier in einer engen Gebirgsspalte und in einem mit Steingeröll angefüllten Bette. Die Hauptüberfahrtstelle ist bei der alten Festung Ljakman; sie verbindet Kobadian mit Kurgan-tübe. An dieser Stelle hat, wie man sagt, früher eine von den Chinesen erbaute Brücke gestanden, und die noch vorhandenen künstlichen Steinauswürfe auf beiden Ufern des Flusses machen diese Angabe ziemlich wahrscheinlich. Einer andern Sage nach ist der Bau der Brücke nur begonnen, aber nicht vollendet worden.

Der musulmanischen Legende nach ist die alte Festung Ljakman von einem Sohne des Kaisers von China erbaut worden. Dieser chinesische Kaisersohn litt an einer schwer heilbaren Krankheit. Die Aerzte riethen dem Kaiser, seinen Sohn an einen großen Fluß zu schicken und dort so lange leben zu lassen, bis die Gesundheit des Kranken wieder hergestellt sei. Diesem Rathe folgend versammelte der Kaiser eine Million (Lak) Krieger, und sandte mit diesen seinen Sohn ab. Als der Kaisersohn ins Feld auszog, erschien vor ihm ein alter Mann und sagte: „Ich kenne einen großen Fluß, der Dir gefallen wird, erlaube mir Dein Führer zu sein." Nach langen Märschen führte der Alte das chinesische Heer an die Ufer des Wachsch. Der breite, schnell fließende Strom gefiel dem Kaisersohn dermaßen, daß er unter Thränen seinem Führer um den Hals fiel und sagte: „Du hast mir das Leben wiedergegeben, ich fühle mich jetzt schon völlig gesund." An der Stelle aber, wo das Heer anhielt, ließ der Prinz eine Festung erbauen und nannte sie Lak-man, d. h. „wir sind eine Million."

Diese Legende ist freilich wohl nur ein Produkt der Phantasie des Volkes und erscheint mehr als ein Versuch, den nicht verstandenen Namen des Ortes zu erklären, denn solcher Ljakman (Legman oder Lachman) giebt es in Centralasien viele, namentlich am Amudarja. Das Vorhandensein der Legende aber, welche die Benennung des alten Ortes zu erklären sucht, beweist nur, daß diese Benennung nicht von den jetzigen Bewohnern des Gebietes gegeben ist, sondern von einem fremden, schon untergegangenen Volke. Die Mauern aus gebranntem Ziegelstein, welche die Festung umgeben, haben sich, wenn auch in Trümmern, bis jetzt erhalten. Die Expedition hat diese Trümmer ziemlich eingehend untersucht. Zwischen den Feldsteinen und Ziegelstücken fand man auch viel glasirte Scherben, Bruchstücke von Thon- und Glasgefäßen, ja man fand auch ein Stück von einem Spiegel in beinernem Rahmen, der aber auch schon so morsch geworden war, daß er bei der Berührung in Stücke zerfiel. An der Ueberfahrtstelle zeigte man uns zwei künstlich aufgeschüttete Hügel, auf denen die Brücke geruht hatte, und außerdem eine Wasserleitung, die einstmals die Felder von Ljakman bewässerte. Jetzt ist die nächste Ansiedelung vier Werst von der Fährstelle entfernt; dieselbe führt aber auch noch den Namen Ljakman.

Die ganze Gegend rings um die alte Festung trägt noch die deutlichen Spuren der früher hier herrschenden Kultur. Alle die Hügel und Erdhaufen, welche die Umgegend bedecken, bergen unzweifelhaft Spuren des Alterthums in sich, und bei Nachgrabungen dürfte sich eine reiche archäologische Ausbeute ergeben. Nahe bei der Festung sieht man die Trümmer eines Thurmes, von dem aus sich der Sage nach der chinesische Kaisersohn an der Aussicht ergötzte. Wahrscheinlicher aber ist, daß man es hier einfach mit einem Außenwerk der Festung oder einem Wachtthurm zu thun hat. Der Thurm hat am Boden einen Umfang von nicht weniger als 15 Safhen (32 Meter), was darauf schließen läßt, daß er beträchtlich hoch war.

Nach Besichtigung der Festung setzte die Expedition auf das rechte Ufer des Wachsch über, und machte sich zunächst am Flusse entlang zu Pferde auf den Weg, während die Boote langsam flußabwärts fuhren. Das Besteigen der Boote unterblieb noch auf den Rath des die Expedition begleitenden bucharischen Beamten. Binnen zwei Stunden war die Expedition schon 12 Werst von den Ruinen von Ljakman entfernt. Der ganze Weg bis zu dem Winterlager Agaili führt am Fuße der Berge entlang, durch dichten Wald von Pappeln, Pistazien und Pattabäumen. Nachdem man die gefährlichen Stellen im Wachsch bei Agaili passirt hatte, bestieg man die Kähne und fuhr auf dem Flusse abwärts, aber es war schwer die plumpen einheimischen Fahrzeuge auf dem schnell fließenden launenhaften Flusse zu regieren. Diese Kähne haben weder Ruder noch Steuer, man sollte sie mit Stangen statt der Ruder regieren. Sie wandten sich unaufhörlich mit ihrem Hintertheil nach vorn und man trieb ans Ufer. Man mußte jede Minute gegen Gefahr in Bereitschaft sein; die Bootsleute mit ihren Stangen in den Händen verfolgten den Gang des Bootes und standen bereit von dem Ufer

abzustoßen, gegen welches die Strömung die Kähne hinführte. Alles dieses ermüdete und regte in hohem Grade auf. Wenige Stunden Fahrt genügten, um durch den Augenschein zu beweisen, wie wenig der Wachsch schiffbar ist, schon auf seinem untern Laufe; über den obern gebirgigen Theil desselben ist gar nichts zu sagen. Nach einigen Stunden ermüdender Fahrt erreichte die Expedition das Winterlager Dschili-kul (Warmer See); dort wurde noch ein etwas kleinerer Kahn hinzugenommen und dann die Reise auf dem Wachsch abwärts bis zu seinem Zusammenflusse mit dem Pandsh fortgesetzt. Die ganze Strecke ist auf dem Ufer gemessen etwa 115 Werst lang, auf dem Wasser mindestens das Doppelte.

Am dritten Tage unserer Fahrt zeigte man uns zuerst die Berge Saman-tau, dann den Kyz-imtschak-tau, der den Lauf des Wachsch auf dem rechten Ufer begleitet, wie der Saman-tau auf dem linken. Später sahen wir den Tyschik-tasch-tau und endlich auf dem Ufer des Pandsh die Berge Buri-tau. Während der ganzen Fahrt auf dem Wachsch traf man viele Goldsucher auf den kleinen Sandbänken und Inselchen. Hier arbeiten gewöhnlich drei Mann zusammen, die sich gemeinschaftlich eine Hütte bauen. Der Bau der letztern ist sehr einfach; es werden Stangen in die Erde gesteckt und ihre oberen Enden zusammengebunden, oder man gräbt vier Pfähle in die Erde, verbindet sie durch Querhölzer und bedeckt sie mit Stroh oder mit Gras, wenn, was häufig vorkommt, Stroh schwer zu haben ist. Ist der Ertrag an Gold schlecht, so versuchen die Goldsucher ihr Glück an einer andern Stelle; als Fortbewegungsmittel auf dem Flusse dienen ihnen Hupseten (lederne Säcke). In dieselben thun die Leute all' ihre Habseligkeiten, blasen dann den Hupser auf und binden ihn fest zu. Sie setzen sich auf diesen Sack und lassen sich flußabwärts treiben. Selbstverständlich ist zu dieser Art Reise eine besondere Kunstfertigkeit erforderlich, sonst kann es leicht vorkommen, daß man sich unter dem Sacke befindet, und, wenn nicht gleich ertrinkt, doch alle seine Habe verliert. Die Goldsucher, welche auf dem Wachsch arbeiten, bezahlen dem Emir von Buchara jährlich 20 Tenega für jede Partie (drei Mann), in russischem Gelde etwa 4 Rubel 80 Kopeken. Solcher Goldsucher sind am Flusse Wachsch sehr viele, und sie versichern, daß wenn das Wasser fällt, sie leicht eine Tillja, d. i. einen Dukaten, täglich gewinnen können. Das ausgewaschene Gold wird meist an Inder verkauft, die aus Badachschan und anderen Orten jenseits des Amudarja dahin kommen; fast nie verkaufen die Goldsucher ihr Gold an Bucharen, weil die Inder theurer und immer baar bezahlen.

Das Verfahren bei dem Auswaschen des Goldes ist sehr einfach: dicht am Ufer des Flusses wird eine Anschüttung aus kleinen Kieseln gemacht, die ihre Abdachung dem Flusse zuwendet. Auf dieser Anschüttung breitet man ein Kalbfell aus, das nicht mehr ganz, sondern in mehrere Stücke zerschnitten ist, und dessen Haare abgeschoren sind. Damit das Fell fester auf der Anschüttung liegt, wälzt man zwei schwere Steine von $1^1/_2$ Pud Gewicht darauf. Ueber diese Steine wird ein Geflecht von Weidenruthen ausgebreitet und oben auf der Anschüttung einige Wasserbehälter angebracht, in denen an der Seite Oeffnungen gemacht sind, so daß das Wasser aus ihnen in einem dünnen gleichmäßigen nicht zu starken Strahle herauskommt. Die Erde und den Sand von den Sandbänken tragen die Leute in einer kleinen hölzernen Rinne nach Art der Wasserleitungsrinnen; jedes einzelne Mal nehmen sie etwa 30 Pfund Sand und Erde, nicht mehr, und breiten sie auf dem Weidengeflecht aus, auf welches aus den Wasserbehältern das Wasser rieselt. Das Auswaschen dauert etwas über eine Stunde; dann nehmen sie das Geflecht fort und gießen das Wasser nun direkt über das Fell. Bei diesem Vorgange werden die erdigen Theile vom Wasser fortgeschwemmt und die Goldkörnchen bleiben in Folge ihres größern Gewichtes in der haarigen Haut zurück. Das weitere Auswaschen geschieht in besonderen Gruben, wohin man die Felle nun bringt. Dort wird ein jedes einige Male sorgfältig durchgeschwemmt über einer großen fast ganz flachen hölzernen Schüssel, dabei wird diese Schüssel beständig gedreht, damit durch die Kreisbewegung das Wasser allmälig herausfließt und die Goldtheilchen sich an einer Stelle in der Mitte des Bodens sammeln. Ist das Wasser einige Male erneuert, so werden schon die Goldflitterchen sichtbar. Nach den Angaben der Goldwäscher erhalten sie manchmal, freilich sehr selten, einen halben Zolotnik ($^1/_{96}$ russ. Pfd.) auf einmal. Der Chef der Expedition kaufte von einem der Leute etwas Gold, welches eben ausgewaschen war, und bezahlte dasselbe für den Zolotnik mit 4 Rubel in bucharischem Gelde.

Der Tag neigte seinem Ende zu und die Expedition hatte noch 4 Werst bis zu ihrem Nachtlager zurückzulegen. Man näherte sich der Mündung des Wachsch. Eine halbe Werst von dem Vereinigungspunkte desselben mit dem Pandsh entfernt bekam man diesen letztern zu Gesicht. Beide vereinigt tragen von hier an den Namen Amudarja. Am Punkte des Zusammenflusses selbst liegen die Ruinen von Tachta-Kuwat. Die Eingeborenen, welche wir dort trafen, erzählten uns, daß man früher in den Ruinen verschiedene antike Sachen gefunden habe, unter anderm auf dem Boden eines Schutthaufens einen aus Gold gebildeten Tiger und andere Goldsachen. Alle diese Dinge waren um theuren Preis an Inder nach Badachschan verkauft worden. Mit den Ausgrabungen in Tachta-Kuwat beschäftigen sich vorzugsweise die am Wachsch lebenden Turkmenen.

Während die Expedition die Kähne erwartete, welche sie auf dem Amudarja weiter abwärts tragen sollten, ließ der Chef durch angenommene Arbeiter an einigen Stellen aufs Gerathewohl einige Ausgrabungen vornehmen, aber der archäologische Erfolg war nur schlecht. Nach einem ganzen Tage Arbeit hatte man nur eine Kupfermünze griechischen Gepräges und außerdem ein irdenes Gefäß gefunden, in dem sich etwas wie Asche befand. Am Abend dieses Tages kamen die Kähne an, und am folgenden Tage wurde die Reise fortgesetzt.

Die musulmanischen Sagen über Tachta-Kuwat sind sehr fabelhaft. Nach den Aussagen der Eingeborenen herrschte dort seiner Zeit ein gewisser Kaiki-Kuwat. Sein Reich war ziemlich unbedeutend, ihm gehörten nur zwei Städte, Tachta-Kuwat und Tyschik-Tasch, so daß der arme Herrscher keine großen Schätze sammeln konnte. Um diese Zeit erschien am Amu der berühmte Held Rustam-Zjul. Rustam war ein Ungläubiger und kam aus Turkestan. Kaiki-Kuwat ging ihm entgegen, was dem Helden sehr schmeichelte. Als beide in den Palast gekommen waren, fragte Rustam den Herrscher, ob er nicht ein anderes und reicheres Land zu besitzen wünsche. Kaiki-Kuwat bejahte natürlich; da nahm Rustam ihn auf seine Schultern, brachte ihn auf das andere Ufer des Amudarja und ging direkt nach Herat. Dort herrschte damals der berühmte Afrosiab. Als er die Ankunft des Riesen Rustam erfahren, behandelte Afrosiab ihn verächtlich und wollte ihm auch nicht als seinem Gast entgegengehen. Der erboste Riese ging direkt in den Palast des Afrosiab, nahm ihm, ohne ein Wort zu sagen, die Krone und setzte sie Kaiki-Kuwat auf. Die Sage berichtet ferner, daß der erschreckte Afrosiab mit Zustimmung

des Rustam-Zjul einige tausend Soldaten mit sich nahm und Herat verließ, um sein Glück in dem Gebiet am Amu zu versuchen. Er zog über Chiwa nach Buchara und sandte von dort seinen Liebling, Namens Samari, um eine Stadt am Zerawschan, seinem Lieblingsflusse, zu erbauen. Nach dem Namen des Erbauers wurde auch die Stadt Samari genannt. Später, als die Araber sie beherrschten, änderten sie den Namen in Samar-kend, zur Zeit des Tamerlan bekam sie ihren heutigen Namen Samarkand.

So lautet die Legende, die offenbar erst in späterer Zeit von einem müssigen Gelehrten erfunden worden ist, aber sie zeigt recht deutlich den Gedankengang der musulmanischen Phantasie. Aehnlichen Werth haben auch die Sagen von anderen Orten des Amu, z. B. von Termez. In Tachta-Kuwat befindet sich eine Ueberfahrtsstelle desselben Namens, die aber ziemlich unbedeutend ist. Es sind dort nur zwei kleine Kähne, auf denen man 10 bis 15 Schafe oder ebenso viel Batman Getreide übersetzen kann; mehr tragen die Kähne nicht, Pferde überzusetzen ist unmöglich.

Das Ufer des Amu von Tachta-Kuwat abwärts erschreckt durch seine Leblosigkeit und durch seinen traurigen, öden Anblick. Nirgend ein Zeichen von Ansiedelung; an den Ufern wechseln sumpfige Wiesen, die mit Schilf und niedrigem Wermuthgebüsch bedeckt sind, mit Sandhügeln, die bis nahe an den Fluß heranreichen. Nur hier und da sieht man ein grünes Buschwerk von Patta. Erst 24 Werst von Tachta-Kuwat trifft man auf dem rechten Ufer die Ruinen der alten Festung Mullah-Chuschtor und auf dem linken Ufer Guysch-tübe; hier befindet sich ein afghanischer Wachtposten von 10 bis 15 Mann. Diese beiden Hügel Guysch-tübe und Mullah-Chuschtor bildeten dereinst offenbar eine Gebirgskette, die durch den Lauf des Amudarja ausgespült worden ist; die Trümmer derselben sind noch in einer ganzen Reihe unter dem Wasser liegender Felsen vorhanden, die hier gefährliche Stromschnellen bilden. Der Fluß stürzt sich mit Brausen und Getöse über die ihn aufhaltende Steinschwelle, so daß die Schifffahrt für die landesüblichen Kähne sehr gefährlich ist. Unsere Boote gelangten glücklich hinüber, Dank dem Umstande, daß der Chef der Expedition schon in Kobadian ordentliche Ruder und Steuer hatte anbringen lassen. Auch waren die Boote zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit Zelten überspannt, so daß die Flußfahrt verhältnißmäßig bequem war.

In dem Orte Aiwadsh, am Einflusse des Kafirnihan in den Amudarja, eine halbe Werst vom Amu entfernt, fand eine Begegnung mit dem Beg von Kobadian statt. Der Ort ist von Arabern bewohnt, welche seine feßhafte Bevölkerung bilden; außerdem halten sich im Orte selbst und in der Umgegend nomadisirende Turkmenen und Uzbeken vom Stamme Kungrad auf; Aiwadsh zählt nur 60 Häuser, deren Bewohner Ackerbau treiben. Beim Orte selbst ist eine Ueberfahrt und hier führt die Hauptstraße von Kobadian nach Chazret-Imam und Mazari-Scherif. An dieser Ueberfahrtsstelle ist ein großer und ein kleiner Kahn, und ebenso viele auf dem afghanischen Ufer. Weiter abwärts bis zu dem Winterlager Chat-rawat sind die Ufer des Amudarja wieder wüst und einsam. Der Fluß fließt zwischen abschüssigen meist sandigen Uferrändern, die fast jedes Pflanzenwuchses entbehren, bis auf die gewöhnlichen Wermuthsträucher und hier und da etwas Schilf. Halbwegs auf der Insel Schach-Zaryp trafen wir wieder Goldsucher; es arbeiteten dort etwa 60 Mann. Die Goldsucher zahlen dem Emir von Buchara auf das Jahr 10 Tenegen (2 Rubel) Steuer auf jede Partie von gewöhnlich drei Mann. Die Steuer für das Goldsuchen am Amudarja ist geringer als am Wachsch, weil das Wasser im Amu später fällt, hier also weniger erarbeitet werden kann. Beim Fallen des Wassers sammeln sich auf Schach-Zaryp, nach Aussage der Leute, an 300 bis 400 Goldsucher. Der Angabe der Eingeborenen zufolge können je drei Mann auf den Tag 4 Rubel und darüber gewinnen; vermuthlich ist die Ausbeute noch weit beträchtlicher, wenn die an Lüge und Verheimlichung gewöhnten Asiaten schon eine Tilla (4 Rubel) zugeben, denn die Wahrheit von den Asiaten zu erfahren, ist fast unmöglich. Nahe bei Chat-rawat theilt sich der Amudarja in zwei Arme, zwischen denen eine kleine Insel liegt, die bei Hochwasser ganz unter Wasser steht.

Zwölf Werst von Chat-rawat, wo der breiter gewordene Fluß in einer fast unübersehbaren Wasserfläche sich ausdehnt, liegt auf dem abschüssigen sandigen Ufer ein einzelner sehr bemerkenswerther Felsen. Der stille, ruhige Lauf des Flusses, dessen Breite hier etwa zwei Werst beträgt, der Steppencharakter der Ufer, auf denen als einsamer Wächter der hohe Felsen sich erhebt, alles dieses giebt der Gegend einen melancholischen, friedlichen Reiz. Die Eingeborenen nennen diesen Felsen Chodsha-Gul-Suar. Auf der Höhe desselben liegen einige Grabstätten, darunter das Grabmal des heiligen Chodsha-Gul-Suar, der hier beerdigt ist. Hier wird der Amudarja ganz seicht, die Ufer sind flacher, mit Schilf und verschiedenen Bäumen bewachsen. So bleiben sie bis zu den beiden alten Forts Air-Tasch, deren eins auf dem bucharischen, das andere auf dem afghanischen Ufer liegt. Nach Angabe der Einwohner war dort in alten Zeiten die Hauptüberfahrtsstelle aus dem Chanat Buchara nach dem afghanischen Ufer. Die Expedition gelangte nun zu dem Dorfe Patta-kisar unweit der Ruinen der alten berühmten Stadt Termez oder Gul-gul.

Geographisches aus der Achal-Teke-Oase.

Von Dr. O. Heyfelder.

Der Kopet-Dag erstreckt sich von Nord-West nach Süd-Ost von Bami bis gegen Askabad (südöstlich von Göktepe), ein schwach mit Gras bestandenes Steingebirge (Kalkstein), auf dessen Höhen der kaukasische Wachholderbaum (Juniperus Caucasicus) keine Wälder, aber schwach bestandene Haine bildet. Um den Ursprung der Quellen und Bäche, wie auf dem Erdreich, welches von den Felsen gewaschen einen sanft abfallenden Uebergang zur Ebene bildet, gedeiht üppigeres Gras und eine Gebirgsflora, die besonders reich an Tulipaceen und Liliaceen ist. Zahlreiche Karawanenwege führen durch das Gebirge entweder durch natürliche Gebirgseinschnitte oder über mäßige Bergpässe, manchmal durch Thäler den Flüßchen entlang, doch alle nur für Saumthiere passirbar, und zwar sind es Mäuler, Esel und Pferde, welche die Lasten über die Berge tragen. Nur bei Tschuli (südsüdöstlich von Gök-tepe) und Askabad gehen

auch Kameelskarawanen nach Persien und von da nach der Oase.

Den Flüssen und den aus ihnen geführten Wasserleitungen und Berieselungen entlang ziehen sich die bebauten Felder, die Festungen und die Wohnungen. Jenseits dieser fruchtbaren Zone beginnen erst einzelne Sandstrecken und Sandhügel, endlich die Sandwüste. In ihr hören auch die kleinen Wasseradern gänzlich auf. Doch muß ich gestehen, daß ich kein einziges solches Ende selbst gesehen habe, sondern glaube, daß auch die letzte Wasserrinne noch auf die Felder gelassen wird und so ihr Dasein endet. Die Flüsse haben eigentlich keinen stabilen Verlauf, indem die Tekes sie bald an ihrem Ende, bald in der Mitte, bald, wo sie aus dem Gebirge austreten, nach Bedürfniß rechts und links ableiten.

Hätten die Tekes einen europäischen Berather gehabt, so hätten sie überhaupt im Krieg an etwas anderes, denn an ihre persönliche Tapferkeit und ihre Festungswälle gedacht; sie hätten das russische Lager, die russischen Tranchéen unter Wasser setzen, sie hätten die Ebene um ihre Festung Dengli-Tepe herum in einen See verwandeln können, durch den weder Reiterei noch Fußvolk, am wenigsten Artillerie, hindurch gekonnt. Denn der lehmreiche Boden wird unter dem Wasser sogleich in eine glatte Schmiere verwandelt, auf welcher die Pferde ausgleiten. Wir erfuhren das zu unserm Schaden mehr als einmal bei Spazierritten im Februar nach hergestelltem Frieden. Wir trafen plötzlich auf ihre terrassenförmig übereinander liegenden, stark bewässerten Felder oder auf ganz unter Wasser gesetzte Wegstrecken. Nicht selten glitten unsere Pferde aus und Roß und Reiter sah man rein nicht wieder aufstehen.

Die Dünen sind ab und zu recht bedeutend, eigentliche Berge und mögen als die Fortsetzung oder Parallele jener Sandberge anzusprechen sein, welche bei der Michael-Bucht beginnend bis Molla-Kari und Aidin sich hinziehen, anfangs das ganze Meerufer bilden, dann aber mehr und mehr zurücktreten und kleiner werden, indem sie rückwärts in die Wüste übergehen.

Auf der Nordostseite des Gebirges habe ich keinen eigentlichen Wald gesehen, mit Ausnahme auf dem Bendesener Paß nach Bami zu. Dagegen giebt es Seitenthäler namentlich weiter nach Süden, wo im Bereich der Flüsse mannigfaltige Laubhölzer in kleinen dichten Wäldern beisammen stehen, namentlich Ulmen, Platanen, Nußbäume, untermischt mit Gesträuchen, namentlich Dornsträuchern verschiedener Art.

Die Bauten der Teke-Turkmenen sind entweder Festungen, Moscheen oder Erdhöhlen; etwas anderes habe ich nicht beobachtet. Die Festungen bilden meist ein Mauerviereck, häufig flankirt von vier Eckthürmen und umgeben von detachirten Forts. Die ältere Konstruktion war ein Unterbau von Steinen, welche unregelmäßig in Lehmmassen eingefügt sind und worauf getrocknete, doch nicht gebrannte, viereckige Lehmsteine weiter geschichtet sind. Die neueren Mauern sind Erdwälle, von außen mit genetztem Lehme glattgestrichen und gehärtet, reich an Schießscharten, Ausfallthoren, kleinen Fuchslöchern, meist von Gräben oder Flußarmen umgeben. Ihre Ansiedelungen bestehen aus einer oder mehreren solcher Festungen, einer Moschee, einer Anzahl mit Mauern umzäunter Gärten und einem System von Gräben, die sowohl zur Bewässerung als zum Schutz dienen. Diesem Bild entspricht Kelata, Askabad, Angli-Kala. Letzteres ist die weniger befestigte, gartenreiche Hälfte von Gök-Tepe, welche wir am 20. December alten Styls besetzten. Alt-Bami, etwa zwei Werst von unserm Lager zu Bami, tiefer und nördlicher gelegen, besteht aus einem großen Viereck mit vielen Thürmen und vielen inneren Festungen nebst einer Moschee im Innern. Die Moscheen und hier und da ein Mausoleum sind runde, bienenkorbartige oder türkenbundähnliche Gebäude ebenfalls aus Lehm und durch nichts ausgezeichnet.

Das Flüßchen, welches zu Gök-Tepe aus dem Gebirge fließt, habe ich am genauesten explorirt, 1) um es von den darin befindlichen Thier- und Menschenleichen reinigen zu lassen, 2) um einen neuen Lagerplatz für unsere Truppen etwas entfernt von dem Leichenfelde um Dengli-Tepe aufzusuchen, und 3) von der Eigenartigkeit des Terrains angezogen. Doch erstrecken sich diese Explorationen nicht weiter als 10 bis 12 Werst von Dengli-Tepe aufwärts ins Gebirge. Die vier Wasseradern, welche Angli-Kala und Dengli-Tepe bewässern, schützen, einige Mühlen treiben und später die Felder bis Alt-Gök-Tepe bewässern, vereinigen sich oberhalb des Ortes zu zwei Hauptbächen, die frisch, rein, reichlich zwischen tief eingeschnittenen Ufern dahin fließen. Einige Werst (5 bis 6) höher vereinigen sich diese beiden zu einem einzigen Flüßchen, welches von Nordwesten mit einer Biegung aus dem Felsen selbst hervordringt, gleich nach dem Durchbruch ein schilfreiches Wiesenland bildend. Der Durchtritt durch die Felsen ist so eng und so tief, daß er vollkommen einem Tyroler Klamm entspricht. Wir konnten für unsere Pferde keinen Saumpfad zur Seite des Wassers finden. Die Felsen sind in der vierten und fünften Etage überhängend, reich an kleinen und größeren Aushöhlungen und Löchern, in welchen Vögel ihre Nester bauen. Die Karawanenstraße führt etwas südlicher über die Berge, hält sich aber sonst zur Seite des Flüßchens. Diese Bäche mögen bei starkem Regen einigermaßen reißend werden und zuweilen Terrain zerstören, doch weit geringer als die Gebirgswasser des Kaukasus. Freilich sind diese Berge weit weniger hoch (ich schätze sie 4000 bis 5000 Fuß hoch) und der Schnee liegt höchstens tagelang wie leicht gestreuter Zucker. Die höheren Berge aber, wo der Schnee während der Wintermonate aushält, liegen weiter ab. Ich habe keinen solchen bestiegen, noch auch beobachtet. Wir hörten nur von denselben durch die Eingeborenen und die Perser.

Tschuli ist ein liebliches Stück Erde. Etwa auf der Mitte der Straße von Askabad nach Gök-Tepe zweigt sich ein Weg längs einem Flüßchen in die Berge ab. Anfangs steigt er nur wenig, geht durch Wiesengrund und haushohes Schilf und Röhricht, an Fels und Hügel vorüber. Am 27. Februar blühten daselbst gelbe Tulpen und ein rosa Dornbusch, wie Schlehdorn, nur hellrosa. Die Steinhühner gackerten auf allen Felsvorsprüngen oder liefen unbekümmert über den Weg. Wir ritten mehrmals durch den Fluß, bis wir an einem von den Kosaken besetzten Plateau ankamen, welches drei Thäler beherrscht und von dem Flüßchen malerisch umkreist wird. Gegenüber am Berg zogen sich steil die Kibitken des Samurschen Bataillons hinauf. Unten war Schmiede und Bäckerei schon im Gange, Kühe, Esel und Kameele weideten auf den Matten, im Gehölz tönte die Axt und um die Filzhütten krähte der Hahn und gackerten die Hühner. Nannten die Griechen den Hahn Meder, wir haben hier allen Grund ihn Perser zu nennen; denn aus Persien brachte man uns eine kurzbeinige Art guter Berghähne und kräftiger Krähhähne. Dieses holzreiche Gebiet war stets ein Zankapfel zwischen Persien und den Teke; bald besetzten es die Einen, bald die Anderen, doch wohnte Niemand darauf. Wir hatten es Anfangs Februar ebenfalls besetzt, doch ist es mir nicht bekannt, zu welchem Dominium es bei der endgültigen Grenzregulirung geschlagen werden wird. Von einem etwaigen Mineralreichthum der Berge ist uns nichts bekannt gewor-

den. Daß an einzelnen Stellen ausgezeichnete Lehmgruben bestehen, schließe ich aus einigen uralten Moscheenresten bei Angli-Kala und bei Tugli-Olum, die aus vortrefflichen gelben, rothen, grünen, sehr harten Ziegeln bestehen. Einige blaugrüne Ornamente, glatt und glänzend wie Porcellan, auch Vasen von derselben Masse schmücken noch einen Rundbogen der Moscheeruine bei Angli-Kala inmitten eines Kirchhofs, dessen mit Steinplatten gedeckte viereckige Gräber gut erhalten sind.

Was das Klima in der Oase betrifft, so ist es trocken, windig und heiß, daher für das Nervensystem der Europäer beschwerlich. Eines so regnerischen Frühjahrs, wie des von 1881, wo März und der halbe April beständig durch Regenschauer, Gewitter oder Landregen feucht waren, erinnern sich die ältesten Leute nicht. Gewöhnlich ist in der Hälfte April das Grün dürr gebrannt, die Hitze stark und beständig bis August. Was ich selbst erlebte, ist Folgendes: 23. August Sturm und Regen, nachher Trockenheit, nachher wieder Hitze und Trockenheit, namentlich im Oktober. Mitte November drei Regentage, Nächte kalt, häufige Winde. December am Tage schön, in der Mittagszeit warm bis zu 12°, Nachts 1° bis 2° Kälte. So bis 11. Januar, Staub und Wind unerträglich. In der Nacht auf den 12. Januar Regen, trübe, kühle Tage. Am 1. Februar Gewitter, Schwüle, etwa 20° Wärme bei bedecktem Himmel. In den höchsten Bergen jetzt, wie um Neujahr, leichter Schneefall. Februar frühlingsmäßig, bedeckter Himmel, selten Regen, kein Nachtfrost. Vom März an wirkt die Sonne kräftig. Am 7. März 45° Hitze, Nachts Gewitter. Von da an häufige Regengüsse, heitere Morgen, bewölkte Tage, kühle Nächte, so konstant bis Anfangs Mai. Doch war Askabad wärmer, sonniger und um 14 Tage gegen Gök-Tepe voran. Bami ist furchtbar von Winden heimgesucht, dreimal ward das ganze Zeltlazareth umgerissen. Namentlich dauerte der Sturmwind vom 4. bis 7. April fast ununterbrochen fort und wechselte mit etwas Regen ab, um sogleich wieder einzusetzen.

Außerdem daß diese Stürme das Nervensystem angreifen, bringt die große Hitze bei den daran nicht Gewöhnten Darmaffektionen, der Spätsommer an manchen Stellen Wechselfieber. Die Teke essen und trinken sehr wenig, daher sie die Hitze vortrefflich ertragen; nur sind sie alle mager und trocken. Männer und Weiber altern früh.

So viel mir von anderen asiatischen Ländern bekannt ist, unterscheidet sich die Achal-Teke-Oase nicht wesentlich von anderen. Die Menschen aber gehören offenbar einer kaukasischen Race (Arier) an und zeichnen sich vor anderen Mohammedanern durch eine gewisse Ritterlichkeit aus; sie haben nichts Schlaffes, Weichliches oder Ueppiges, wie Perser oder Türken. Alles, was ich von Vambery über sie gelesen habe, scheint mir außerordentlich gut beobachtet und richtig erklärt.

Steinbock und Gemse im klassischen Alterthum.

Von Prof. **O. Keller.**

Bei den Höhlenbewohnern und Pfahlbauern finden sich die Reste des Steinbocks wie der Gemse auffallend selten. Nur in der Höhle von Veyrier aus der Renthierzeit ist der Steinbock namhaft vertreten: es wurden da 31 Stück Steinhühner, 18 Renthiere, 6 Steinböcke, 5 Pferde, 4 Hirsche, 4 Alpenhasen, 4 Murmelthiere, 1 Gemse, 1 Wolf, 1 Bär, 1 Rind, 1 Fuchs und ein Storch angetroffen (Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit II, 36). Jedenfalls läßt sich daraus schließen, daß der Steinbock auch in der Urzeit europäischer Kultur nicht viel weiter verbreitet war als gegenwärtig.

Daß das Thier jemals in Italien oder Griechenland gewohnt habe, läßt sich nicht erweisen. Der Römer nennt es ibex mit einem aus dem Indogermanischen nicht zu erklärenden, also wohl von einem Alpenvolke entlehnten Worte; und das von Plinius erzählte Märchen, er stürze sich auf seine Hörner und schleudere sich dann durch Elasticität weiter, zeigt nur, daß die Römer seine Natur nicht gekannt haben, obgleich die Kaiser wiederholt das Thier zu ihren „Venationen“ im Amphitheater verwendeten.

Der Grieche aber konfundirt den Steinbock beharrlich mit der Gemse und verwilderten Ziege und nennt unter Umständen alle drei *αἴγαγρος* oder *αἶξ ἄγριος*, d. h. Wildziege, wilde Ziege. Daraus geht hervor, daß in einzelnen Gegenden mit hellenischer Bevölkerung und Sprache der Steinbock, beziehungsweise der Pasenq, in anderen die Gemse oder auch die verwilderte Ziege so ziemlich die gleiche Rolle als vornehmstes Bergwild spielten. Gegen ein Vorkommen des Steinbocks im eigentlichen Hellas und im Peloponnes in der geschichtlichen Zeit spricht das Schweigen der Schriftsteller nicht minder als der Umstand, daß die auch der Conception nach in diesen Ländern entstandenen Kunst- und Kunstindustrieprodukte den Steinbock nicht zu berücksichtigen pflegen.

Dagegen treffen wir, wenn auch nicht auf dem Festlande, doch auf einigen griechischen Inseln den Paseng oder die Bezoarziege, eine Mittelgattung zwischen Ziege und Steinbock, von letzterm besonders durch das unregelmäßig gezackte, in eine schneidige Form zusammengedrückte Gehörn verschieden, während der richtige Steinbock ein ziemlich breites, mit regelmäßigen Wülsten wie mit kleinen schmalen Treppenstufen besetztes Gehörn hat, dessen Oberseite durchaus nicht als scharf schneidige Kante erscheint; das Horn des wahren Steinbocks ist schöner und regelmäßiger, meist auch viel länger und schwerer als das des Paseng, welchen man gemeiniglich für den Stammvater unserer Hausziege hält. Man trifft den Paseng [1]) auf dem Elburs, dem südlichen Kaukasus, dem Ararat, dem kilikischen Taurus und anderen Gebirgen Persiens und Kleinasiens, außerdem hat man ihn auf einer ziemlichen Zahl griechischer Inseln gefunden, zu Antimelos, dem alten *Πολύαιγος* („ziegenreich“), auf dem

---

[1]) Ich habe den lebenden Paseng neulich im zoologischen Garten zu London, den Steinbock in Schönbrunn gesehen, ausgestopfte Exemplare im britischen Museum, in der zoologischen Sammlung zu Athen und sonst: es waren Pasenge aus Kreta, dem kilikischen Taurus, dem Ararat. Außerdem liegt uns die Abbildung eines zwischen Erzerum und Trebisond erlegten Pasengpärchen vor und die Photographie eines kürzlich im Elburs geschossenen Pasengs, letzteres ein Geschenk meines verehrten Freundes, des Chargé d'Affaires der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft zu Teheran, Herrn Baron Emil von Goedel-Lannoy.

Inselchen Giura im Norden von Euboea, auf Samothrake [1]) und auf den Schneebergen Kretas. Auf den Münzen der kretischen Städte, z. B. Elyris, Tylissus, Praessus, ist der Paseng der gewöhnlichste Typus, und Aristoteles gedenkt der „kretischen Ziege“ als einer Besonderheit. Derselbe Gelehrte berichtet einen Aberglauben der kretischen Jäger, der sich merkwürdiger Weise bis heute auf der Insel erhalten hat: daß nämlich die verwundeten Thiere sich durch das Fressen der Pflanze Dictamnus zu heilen pflegen; diese bewirke das sofortige Ausfallen der ins Fleisch gedrungenen Pfeile. Noch heutzutage herrscht, wie gesagt, der gleiche Aberglaube in Kreta, nur mit dem Unterschiede, daß die angeblich heilende Pflanze nicht Origanum dictamnus L., sondern Potentilla speciosa W. ist: letztere führt den Namen Wildziegenkraut, ἀγριμόχορτον [2]).

Wie die Verwerthung als Münztypus ahnen läßt, wurde das Thier auch in Beziehung zur Religion gesetzt. Neben dem Adler des Gebirges gehört es dem Höhengotte Zeus als treffendstes Symbol. Ein Weibchen des kretischen Steinbocks war es, dessen Milch das Zeuskindlein in der Felsenhöhle des kretischen Ida trank: sie ist reicher und süßer als die Milch der Hausziegen (Brehm, Thierleben 2, III, 317); der erwachsene Zeus aber wird gedacht als Ideal des Kreters, als siegreicher Steinbockjäger, angethan mit dem Fell des erlegten Thieres, der Aegis, der stolzesten Trophäe der weltberühmten kretischen Schützenkunst. Wie die Griechen Ziegenfell und Steinbocksfell konfundiren, sieht man am Worte ἰξαλῆ, Steinbocksfell, was Hesychios als αἰγὸς δορά, Ziegenhaut, erklärt. Auch der Beinamen αἰγοβόλος des Dionysos gehört hierher. Dieser Ziegenschütze, als Kind gleichfalls von einer Ziege gesäugt (nach Porphyrius), erklärt sich vielleicht am einfachsten, wenn wir an die Etymologie des Dionysos als des Zeus der kretischen Stadt Nysa und an die kretischen Ziegen denken. In Kleinasien ist der Paseng bezeugt für Troas oder überhaupt doch für die lydisch-phrygisch-mysischen Gebirge durch die Ilias, wo es vom Trojaner Pandaros heißt (IV, 105 ff.):

„Sofort holte er aus dem Behälter den schöngeglätteten Bogen vom Gehörne des wilden Steinbocks, den er einst selber, als er aus dem Felsen hervorkam, vom Anstande aus unter das Herz in die Brust getroffen hatte, daß er rücklings auf den Felsen fiel; sechszehn Hand breit wölbten sich die Hörner über dem Kopfe: diese bearbeitete ein hornglättender Handwerker und fügte sie zusammen, und nachdem er alles schön polirt hatte, setzte er eine goldene Spitze daran“ (zum Befestigen der Sehne) [3]).

Daß diese Schilderung wie so sehr viele bei Homer auf richtiger Beobachtung und wirklicher Erfahrung beruht, geht wohl aus dem Umstande hervor, daß der Dichter von einem Herzschusse spricht. Denn „in das Herz will der Bergsteinbock getroffen sein, sonst ist er, in den meisten Fällen wenigstens, für den Jäger verloren“ (Brehm, Thierleben 2, III, 313). Der Erklärer, den ich bei der Homerstelle zufällig vor mir habe, meint, Pandaros habe jenen Steinbock mit dem Speere erschossen, aber die gewöhnliche Jagd geschah, wie wir oben sahen, mittelst Pfeil und Bogen, und Pandaros, der berühmteste Bogenschütze der Trojaner, wird auch vor jenem Abenteuer schon im Bogenschießen bewandert gewesen sein. Die Wildziegen auf den Gebirgen von Troas und ihre mit Hunden betriebene Jagd erwähnt auch der jonische Dichter Nikander aus der Zeit des Attalus; heute findet sich der Paseng dort nicht mehr. Dagegen spricht eine rohe Darstellung des Thieres auf einem Thonwirtel aus Hissarlik für seine Existenz in Troas: wir erkennen da einen Hirsch, eine Hirschkuh, einen Steinbock und einen Menschen; alle vier sind mit unglaublicher Rohheit gezeichnet. Auch die großentheils dem mittlern westlichen Kleinasien entstammenden äsopischen Fabeln kennen das Thier vortrefflich. In einer Fabel des Babrius treibt der Hirt, vom Schneesturm überfallen, seine Ziegen in eine Höhle in wüster, unbewohnter Gegend. Hier findet er großhörnige Wildziegen bei einander, viel mehr als seine eigene Herde ist, und größere und stärkere. Da füttert er nur diese und läßt seine eigene Herde verhungern. Als es sich aber aufhellt, bleiben die wilden Ziegen nicht bei ihm, sondern machen sich fort in ein unersteigliches Gehölz im Gebirge, wo weit und breit kein Vieh der Menschen mehr weidete. Ein andermal hausen Wildziegen oder Steinböcke in einer Felsenhöhle; ein Stier, vor einem Löwen fliehend, sucht dort Schutz: sie stoßen ihn aber mit den Hörnern zurück. In einer dritten Fabel sehen wir den αἴγαγρος zusammengestellt mit seinem Todfeinde, dem Panther, ein Streit, den auch die archaischen Vasenmaler oft genug uns vor Augen führen oder durch Nebeneinanderstellen beider Thiere andeuten. Aus einer vierten Fabel, wo Löwe und Esel mit einander Wildziegen jagen, scheint hervorzugehen, daß man die Thiere häufig in ihren Lagerplätzen in den Höhlen mit Hunden aufscheuchte und sie am Eingang erlegte, wenn sie heraus wollten.

Was Südkleinasien betrifft, wo der Paseng noch sehr häufig vorkommt (s. besonders Th. Kotschy, Reise in den kilikischen Taurus), so scheint er mir für die urälteste Zeit Lykiens bereits durch den Mythus von der Chimaera bezeugt. Denn dieses Wort bedeutet eine Wildziegenart, hier also ohne Zweifel die den Taurus bewohnende Bezoarziege. Der Schrecken der lykisch-kilikischen Tauerngebirge ward unter dem Bilde einer Art Steinbock vorgestellt, gerade wie in den verschiedensten Ländern ganz gewöhnlich der Steinbock als dämonisches Thier, als eine Inkorporation des Teufels betrachtet wird: ist doch der Bocksfuß fast unentbehrlich, um den Teufel oder Halbteufel durch Schluchten, Klippen und Abgründe klettern und den Jäger ins Verderben locken zu lassen. Selbst den Titanen hatte einst der Steinbock, wie die Mythologen fabelten (Hygin.), panischen Schrecken eingejagt. Um aber das verderbliche Wesen des Gebirgsdämons deutlicher auszudrücken, hat dann die morgenländische Phantasterei die ursprüngliche Wildziege zu einem unerhörten Monstrum ausgestaltet, das aus Löwe, Drache und Paseng zusammengesetzt war, wie Lucretius sagt:

Prima leo, postrema draco, media ipsa chimaera (V. 675).

Die bildende Kunst hat die Chimaera sehr verschieden dargestellt, meist mit mehreren Köpfen, doch auch mit einfachem Kopfe als eine nur etwas veränderte Ziege: so z. B. auf einem gestreiften Agat des Gemmenkabinets im britischen Museum. Für Halikarnaß am Westende des Taurus ist aus der Römerzeit eine Pasengjagd mit Hunden durch ein Mosaik bezeugt: das Thier hat große Hörner und ein graues Fell; so wird auch der Elburspaseng beschrieben [1]). Auch

[1]) Wildziegen sind sicher auf Samothrake, wie schon zu Varro's Zeit; aber ob es Steinböcke oder Gemsen sind, habe ich nicht ermitteln können.

[2]) Die fragliche Pflanze ist ohne Zweifel gemeint mit dem Strauche, auf welchen der Pasen auf der Münze von Elyris den einen Fuß gestellt hat (Gräffe, Ant. numism. Tafel XLIII).

[3]) Pasenghörner zur Bogenfabrikation zu verwenden, war so gewöhnlich, daß ein Sprichwort daraus entstand; Arsenius S. 431.

[1]) Der kretische weibliche Pasenq, den ich im Londoner zoologischen Garten sah, war graubraun mit weißem Bauche und weißem innern Theil der Füße, schwarzem Kreuz, schwarzem Schwanz, unten schwarzem und oben braunem Gesicht. Alle diese schwarzen und weißen Partien glaubt man auch auf der persischen Photographie zu sehen. Statt der langen Stein-

in Rhodus und Cypern treffen wir Darstellungen des Steinbocks oder Pasengs, und es ist ja an sich wahrscheinlich, daß auch auf diesen Inseln das Thier einst heimisch war. Weiter östlich begegnet uns der Steinbock oder Paseng auf Münzen Commagene's und der syrischen Dekapolis; syrische Königsmünzen des zweiten Jahrhunderts v. Chr. zeigen als symbolische Helmzierde — als Sinnbild der Stärke — ein dickes, gleichsam aus der Stirn herauswachsendes Steinbockshorn, und die Israeliten verarbeiteten die großen, schweren Hörner des Steinbocks zu Jobalhörnern, um mit ihnen das Jubeljahr anzublasen (nach dem Talmud). Hiermit kommen wir aber ohne Zweifel bereits in das Gebiet des echten asiatischen Steinbocks und zwar zunächst des Bedenbocks, Capra sinaitica, welcher ohne alle Frage auf den ägyptischen Denkmälern erscheint (R. Hartmann): der Paseng geht nicht so weit südlich herunter. Sehr häufig ist der Paseng dagegen noch heute in den persischen Hochgebirgen; auf dem Elburs ist die Jagd dem Schah reservirt, wie ich einem Briefe Baron Goedel's entnehme; wir haben also eine Analogie zu der für den König von Italien reservirten Steinbockjagd in den Alpen von Cogne.

Auf den antiken Kunstdenkmälern bringt es die gewohnte Stilisirung aller Naturgegenstände mit sich, daß man den echten Steinbock mit seinem regelmäßiger gebauten Gehörn weit öfter als den Paseng zu erkennen meint. Aber wer will bei Gemmen, Vasenbildern, kleinen Münztypchen, auf welche wir fast ausschließlich beschränkt sind, eine sichere Entscheidung treffen? Man giebt gegenwärtig folgende Arten des eigentlichen Steinbocks an: 1. Alpensteinbock in den Graischen Alpen, Capra ibex, 2. Pyrenäensteinbock, Capra pyrenaica, 3. Kaukasusbock, Capra caucasica, 4. sibirischer Steinbock, Capra sibirica, 5. Bedenbock, im steinigen Arabien, Capra beden oder sinaitica, 6. abessynischer Steinbock, Capra walie, 7. indischer Steinbock, auf dem Himalaya, Capra Skyn. Die Pyrenäen- und Kaukasusböcke haben keine einfach bogen- oder halbmondförmig gekrümmten Hörner, jene haben ein leierförmiges, diese ein schafartiges Gehörn: solche Thiere sind auf den antiken Bildwerken nicht dargestellt, um so öfter dagegen ohne Frage die vorderasiatischen Steinböcke einschließlich die Bezoarziege und einen vermuthungsweise aufzustellenden, heute verschwundenen, Libanonsteinbock, der an Gestalt und Gehörn zwischen dem sibirischen und dem sinaitischen Steinbock gestanden haben dürfte. Diese vorderasiatischen Steinböcke sehen wir nun auf den besagten Kunstobjekten in allen möglichen Situationen, wie sie von Menschen oder geflügelten und ungeflügelten Göttern gehegt und auf den Armen getragen oder auch, nach einem bekannten vorderasiatischen Motiv, von den ausgestreckten Armen des gottmenschlichen Wesens paarweise bald an den Beinen, bald an den Hörnern festgehalten werden, wie ferner die Thiere bald mit, bald ohne Hunde, mit Pfeil und Speer zu Fuß und zu Pferd gejagt und getödtet werden, wie sie verwundet auf den Hinterfüßen sitzen oder ins Knie gesunken sind, wie man sie als Beute fortträgt, dann wieder in der Aufregung der Brunst, wie Männchen gegen Männchen kämpft, wie es sich nachher mit dem schwer erkämpften Weibchen einläßt; am alleröftesten aber ist die einfachste Situation des grasenden Steinbocks zu sehen, wohl aus einem höchst einfachen äußerlichen Motiv, damit bei tiefgesenktem Kopfe der lange Bogen des Hornes besser in den engen Rahmen des Bildes hineinpasse. Auch den Kampf des Steinbocks mit seinen Erzfeinden, dem Panther und dem Löwen, sehen wir theils angedeutet, theils ausgeführt. Hübsch sind namentlich die Jagdbilder, die wir z. B. auf assyrischen Cylindern und auf jenem ungefähr lebensgroßen römischen Mosaik aus Halikarnaß vor uns haben. Am häufigsten, hundert- und tausendmal, finden wir den vorderasiatischen Steinbock auf den Vasengemälden des ältesten Stils, mit braunen Figuren auf gelblichem Grunde, wie sie ohne Zweifel hauptsächlich aus phönikischen Fabriken einst weit in den Occident getragen wurden: so z. B. auf den Vasen des alten etrurischen Grabgewölbes Campana zu Veji sehen wir mehrfach den Steinbock mit großem Horn und langem Bart. Aus Bernstein geschnitzt begegnet er uns auf einem Stücke aus Armento. Bei den Schriftstellern wird er fast nie erwähnt.

Der sibirische Steinbock hat ohne Zweifel als natürliches Modell gedient bei einem sehr deutlichen Steinbock auf einem skythischen goldenen Diadem, das zu Novo-Tscherkask am Don gefunden wurde: statt der Zacken sind allerlei Figuren, mehrere Elenthiere, ein Steinbock, Bäume u. s. w. angebracht (F. de Lasteyrie, Histoire de l'orfévrerie p. 68). Gehen wir nun noch zur Gemse über.

Der heutige Verbreitungskreis der Gemse befaßt die Alpen, Abruzzen, Pyrenäen, die Gebirge der kantabrischen Küste, Dalmatiens, Griechenlands, die Karpathen, siebenbürgischen Alpen, den Kaukasus, Taurien und Georgien. Auch im Alterthum gab es in Griechenland und in Italien Gemsen und auch verwilderte Ziegen auf den höchsten Gebirgen. Sie hießen *αἴξ ἄγριος*, *αἴγαγρος*, *αἰγαγρίων*, *χίμαιρα*, *ἄξα*, *ἴυρξ*, rupicapra, damma, capra und caprea. Auf dem ganzen lacedämonischen Gebirge Taygetus waren sie zahlreich, besonders bei Euoras (Pausan. III, 20, 5). Vor Beginn jedes Treffens pflegte der spartanische König auf dem Schlachtfelde im Angesicht des Feindes eine Wildziege (*χίμαιρα*) zu opfern (Plutarch, Lycurg. 22; Xenoph., De rep. Laced. 13, 8; Hellen. IV, 2, 20). In Böotien zeigt die Münze des Fleckens Ismene den Kopf eines Wildziegenbockes (Eckhel, Doctr. numm. I, 2, 199). Auf dem Parnassus und anderen nordgriechischen Bergen sind sie heute noch zu finden. Auch die euböischen Felsenberge waren einer Tradition aus trojanischer Zeit zufolge damals von diesen Thieren besetzt (Pausan. II, 23, 1). Die Achillesinsel Leuke im Schwarzen Meere wurde bloß von Ziegen, also gewiß verwilderten Exemplaren, bewohnt. Basilius der Große erwähnt die Gemsen (oder den Paseng?) am Iris im nördlichen Kleinasien. Auf dem Olymp in Thessalien ist die Gemse noch ziemlich gemein; halbwilde Ziegen birgt die Insel Giura, das alte Gyaros. Dem entspricht der Münztypus von Agyrium auf Sicilien: der Wolf, der eine Gemse frißt (Eckhel, Doctr. numm. I, 1, 195). Ueberhaupt scheint zur Homerischen Zeit, wie manche andere Insel, so auch Sicilien viele Gemsen oder Wildziegen (oder Pasenge?) [1] beherbergt zu haben; denn für Ithaka nimmt es der Dichter an und ebenso für die Insel der Kyklopen, unter welcher doch am ehesten Sicilien zu verstehen ist.

In Italien war der aus Horaz bekannte schneereiche Soracte einer ihrer Lieblingsberge, ebenso der Fiscellus, ein Gebirgsstock der Appenninen an der umbrisch-picenischen Grenze; dazu kamen noch die verschiedenen Ziegeninseln: Capraria, jetzt Capraja, bei Elba, und Capraria, griechisch *Αἴγουσα*, jetzt vielleicht Favignana bei Sicilien; vielleicht ist auch die Isola Caprara unsern Teanum und dem Frento zu erwähnen und der Monte Caprara im Frentanischen, ein Ausläufer der Appenninen. Die Schweizer Gemse

bockshörner hatte das Londoner Thier nur so zu sagen gewöhnliche große Ziegenhörner.

[1]) Die Jagd geschieht mit Hunden und Wurfspießen; das große, dichthaarige Fell der zottigen Wildziege wird von Eumaios als Sitzstatt ausgebreitet.

kommt bei Plinius vor unter dem Namen rupicapra, Felsenziege. Die spanische ist wohl unter dem Namen caprea gemeint in einer metrischen Inschrift aus der Kaiserzeit, wo von den Jagden eines römischen Generals auf flüchtige capreae, Hirsche, Eber und wilde Pferde bei Legio, jetzt Leon, in Galläcien die Rede ist (C. I. L. II, 2660 b). Auf dem Denkmal bei Gerhard, Etrusk. Spiegel I, Taf. II, scheint eine Gemsjagd dargestellt. Dagegen sind die auf den assyrischen Reliefs von Kuyundschik mit Pfeilen gejagten Thiere mit leyerförmigen Hörnern, großen Ohren und nicht sehr kurzem Schwanz und ohne Bart sicher Antilopen. Da die Weibchen ohne Hörner sind, können weder eigentliche Gazellen noch Wildziegen gemeint sein. Beide Thiere, Antilope und Gemse, scheint der gewöhnliche Römer unter dem Namen damma zusammengeworfen zu haben. Dammae, Oryxgazellen und ähnliche Thiere wurden zu Columella's Zeit (also zu Beginn der Kaiserzeit) in den römischen Parken gehalten. Graz, Februar 1881.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Am See von Wan in Türkisch-Armenien hat am 30. Mai d. J. ein Erdbeben stattgefunden, über welches Mr. Emilius Clayton an die „Nature" (Nro. 609 und 611) berichtet. In Wan selbst war der Stoß nur leicht, in Bitlis im Südosten des Sees heftiger, während seine größte Stärke anscheinend in dem armenischen Dorfe Teghurt sich zeigte, welches am Fuße des vulkanischen Nimrud-Dagh (am Westufer des Sees) dem Augenmaße nach nicht mehr als 4 engl. Meilen vom Rande des Kraters liegt und fast gänzlich zerstört wurde, wobei 93 Menschen das Leben verloren. In Achlat, welches 5 bis 6 Miles weiter ab vom Nimrud-Dagh liegt, wurden gleichzeitig an 200 Häuser zerstört oder mehr oder weniger beschädigt. Am 9. Juni Abends fand ein zweiter Stoß statt, welcher das zwischen Teghurt und Achlat gelegene Dorf Sipravor beschädigte. Nur in diesen drei Dörfern wurden wirklich Häuser umgeworfen, während in anderen höchstens Risse in Mauern und dergleichen entstanden, und da jene drei Orte auf der direkten Verbindungslinie der beiden großen erloschenen Vulkane Nimrud Dagh und Sipan Dagh (letzterer am Nordufer des Sees) liegen, so existirt wahrscheinlich eine Linie geringsten Widerstandes zwischen denselben. Alle drei Dörfer liegen indessen dem Nimrud näher, und da der heftigste Stoß in Teghurt, welches diesem am nächsten liegt, gefühlt wurde, so mag in Nimrud das Erdbebencentrum gesucht werden; doch mag sich die Thatsache auch so erklären, daß das Dorf unmittelbar auf dem harten Fels eines alten Lavastroms erbaut ward. In einem Dorfe genau östlich vom Nimrud wurde Clayton die Mittheilung, daß die Erdbebenwelle von Süden gekommen sei, so daß man das Centrum in den Bergen Kurdistans anstatt im Nimrud zu suchen hätte; indessen genügt eine solche einzelne zweifelhafte Beobachtung noch nicht, um diese Frage zu entscheiden. Clayton hat dann den Nimrud Dagh besucht. Derselbe steigt so allmälig an, daß man bis oben hinauf und in den Krater hinein reiten kann. Der Rand desselben war dort, wo ihn Clayton überschritt, dem Aneroid zufolge 2810 Fuß = 856 m über dem See von Wan und etwa 6 engl. Meilen von demselben entfernt; doch steigen einzelne Theile des Kraterwalles noch circa 500 Fuß höher an, und seine höchsten Stellen liegen im Norden und Süden. Der Krater ist eine weite, fast vollkommen kreisrunde Höhlung, von einem Durchmesser von 4 bis 5 Miles und sein Boden ist eine unregelmäßige flache domförmige Wölbung, die zum Theil mit Gras, zum Theil mit Zwergbirken und -Buchen und einer kriechenden Eibe bedeckt ist. Zwischen den Hebungen dieses Domes und besonders in der ringförmigen Einsenkung zwischen dem Dom und den Kraterwänden liegen sechs oder sieben Teiche. Einer derselben, an dessen Rande Clayton lagerte, wurde von heißen Quellen gespeist, welche in großer Anzahl rings an seinem Rande hervorsprudeln. Ihre Temperatur konnte er in Ermangelung eines Thermometers nicht feststellen; eine derselben war so heiß, daß er noch gerade seine Hand hineinhalten konnte. Dieser Teich liegt 880 Fuß = 268 m unter der Stelle, wo er den Kraterrand überschritt, und ist der niedrigste Punkt in dem ganzen Umkreise. Von Dampfausströmungen war nichts zu bemerken, obwohl der Berg der Tradition nach noch vor 400 Jahren thätig gewesen ist; indessen konnte Clayton aus Mangel an Zeit nicht den ganzen großen Innenraum des Kraters durchforschen.

Afrika.

— J. M. Schuver, ein holländischer Reisender, welcher in London einen Kursus im wissenschaftlichen Beobachten durchgemacht hat, verließ zu Anfang dieses Jahres Kairo mit der Absicht, ganz Afrika von Norden nach Süden zu durchwandern. Er hat jetzt Famaka an der Südgrenze von Fazogl erreicht und schickt sich an, von da in die Länder der Galla einzudringen.

— Nachrichten vom Weißen Flusse ergeben, daß es dem Oesterreicher E. Marno-Bey gelungen ist, die Grasbarre (Sett) des Bachr el Ghazal, welche dem Dampfer „Sofia" mit Gessi-Pascha so verhängnißvoll war, zu beseitigen und dadurch die Schiffbarkeit des Flusses wiederherzustellen. Marno-Bey war dort, mit zwei Dampf- und drei Schleppschiffen, mit 150 Matrosen und 100 ägyptischen Soldaten vom 1. April bis 15. Juni beschäftigt.

— Ueber den schon früher kurz erwähnten Aufenthalt Prof. G. Schweinfurth's auf der ostafrikanischen Insel Socotra entnehmen wir einem Briefe des Reisenden, der in der „Rigaschen Zeitung" veröffentlicht wurde und von Kairo, 1. Juli 1881, datirt ist, das Folgende:

„So segelten wir und kreuzten endlos auf endlosem Meere, auf bewegter See und unter fabelhafter Schaukelbewegung einer Segelbarke, 28 Tage lang, um von Aden aus das geheimnißvolle Feen-Eiland zu erreichen. Nun waren wir da, und ein neuer Kampf begann: der Kampf mit der Zeit. Es blieben nur noch wenige Wochen bis zum Beginn des Südwest-Monsun, der nicht nur allen Verkehr mit Socotra, sondern auch alle Segelschifffahrt in diesem Meerestheile für viele Monate unmöglich macht. Ich hatte mit den Resultaten meines Vorgängers, des Professor Balfour aus Glasgow, der im Vorjahre sechs Wochen gleichfalls zur botanischen Ausbeute auf Socotra gewesen war, zu wetteifern, wollte nicht hinter ihm zurückbleiben. Da mußte ich alles aufbieten, um die Zeit auszunutzen, und in der That gelang es mir, eine schöne und reiche Sammlung zu Stande zu bringen. Es war aber doch nur ein blindes Hineingreifen in dieses unergründliche Füllhorn der Natur. Denke Dir eine Insel mit reichem Pflanzenwuchs, wo ein Drittel oder ein Viertel sämmtlicher Gewächse daraus eigenartig und neu waren, und Du wirst den Eifer begreifen, der mich beseelen mußte. Mein Vorgänger hatte mir die Priorität weggeschnappt von allen

diesen schönen neuen und neu zu benennenden Dingen, mir blieb nur die Nachlese. Aber selbst diese ist reich ausgefallen, und ebenso bleibt noch viel, unendlich viel übrig für diejenigen, die später hinkommen werden. Meine Erlebnisse werde ich demnächst in einem längern Berichte Dir zum Besten geben. Was ich hier mittheile, betrifft nur das Allgemeine und das zufällig Herausgegriffene.

Unser Aufenthalt in Socotra hätte bei größerer Muße und einsamer Ungestörtheit eine Idylle sein können, im Sinne von Robinson oder Paul und Virginie — so verschieden die beiden auch sein mögen, ich hätte von jedem mein Theil gehabt. Aber in diesem Tageskampfe, Schritt um Schritt in dichtem Buschwalde erkämpfend, Blüthe um Blüthe, Frucht um Frucht, da schwanden sie hin in rauher Wirklichkeit die Träume von Stillglück in der Beschränkung.

Wir hatten längere Zeit ein reizendes Lager inne in einsamem Gebirgsthale, auf unzugänglichen Wegen waren wir hingelangt und befanden uns dort inmitten einer jungfräulich unberührten Natur. Zwischen riesigen Felsblöcken waren die Zelte gespannt, umgeben vom herrlichsten Grün des dichten Gebüsches, dabei waren große natürliche Höhlen in Granitfels ausgewaschen von ehemaligen Bächen, und ein rauschender Wildbach strömte vorbei mit herrlichen, zum Bade einladenden Felsbecken voll des klarsten, frischesten Gebirgswassers. Die Temperatur war köstlich, selten erreichte sie um die Mittagszeit jene Höhe, die an den 12. Grad nördlicher Breite erinnerte, man war da wie auf den Höhen des Aetna oder des Vesuvs.

Meine Exkursionen, die ich bis auf die höchsten Spitzen, über 4500 Fuß, ausdehnte, bildeten mich in kurzer Zeit zum richtigen Buschmann aus. Das war ein beständiges Klettern zwischen haushohen Blöcken und durch unentwirrbares Astwerk, Schlingkraut und dichte Laubfülle. Die Pomeranze wächst wild und in riesigen uralten Stämmen auf der Insel, die Goldorange, von den Eingeborenen verschmäht, schimmert durch das dunkele Laub dieser urwüchsigen Hesperidengärten. Wilde Granatäpfel eigener Socotriner Art, Buxusgebüsche von Mannshöhe desgleichen, alles erinnert, so recht im Gegensatze zu den benachbarten dürren Küsten Arabiens und des Somallandes, an das glückliche Italien, wie es gewesen sein mag in Homerischer Urzeit. Diese Laubfülle aber übersteigt alles am Mittelmeer gewohnte Maß. Ferner sind die tonangebenden Gewächse auf Socotra von so fremdartigem, so bizarrem Habitus, daß sich der allgemeine Landschaftscharakter mit keiner andern Gegend vergleichen läßt. Wie überlebende Zeugen vergangener Weltepochen starren hier diese vegetabilischen Monstra zum Himmel, die Bäume mit angeschwollenen Tonnenleibern, wie Deine Stückfässer im Rathskeller, so groß, glattrindig und ohne ausgehauene Stufen gar nicht erklimmbar, um Zweige und Blüthen abschneiden zu können. Dann die prachtvollen Aloe mit der farbigen Blüthe, die Drachenbäume, die den historischen Ruhm der Insel ausmachen und deren Produkte bereits den ältesten Völkern bekannt waren, das alles stempelt Socotras Natur zu einer unvergleichlich fremdartigen.

Die Menschen auf Socotra waren ebenso eigenartig, als seine Thiere und Gewächse, ein Völklein von räthselhafter Herkunft, himmelweit verschieden von allem Menschlichen, was in asiatischer oder afrikanischer Nachbarschaft wächst, weder Araber noch Somali, weder Neger noch Indier. Die arabischen Geographen wollen wissen, daß sie die Nachkommen einer griechischen Kolonie seien, allein die alten Schriftsteller des klassischen Zeitalters wissen nichts davon. Meinetwegen mögen sie immerhin alte Griechen sein, die die Sonne braun gefärbt, die aber ihr bekanntes Profil in vielen Fällen erhalten haben und schlichtes Haar und schmale Lippen haben, wie wir. Waffen sind unbekannt bei ihnen, es seien denn bloße Messer, denn wilde Thiere, Raubzeug giebt es nicht auf der Insel, die nur von wilden Eseln, Civetten und einigen Steinböcken abgeweidet wird. Der Mensch ist hier das harmloseste Geschöpf der Schöpfung, da nichts durch Widerstand in ihm den Dämon des Besitzes wachruft, zum Raube und zur Gewalt auffordert; wehrlos, wie die Pflanzen, die ihren Herden das Dasein schenken, ist der Socotriner ein schüchterner Hirt, dessen Behausung die natürlichen Höhlen bilden, von welchen die Insel wimmelt. Wir hatten die größte Schwierigkeit, uns mit ihnen zu verständigen. Unsere Sachen lagen unbewacht im Lager herum, und oft ließen wir dasselbe Tage lang im Stiche. Nicht das Geringste kam uns abhanden."

Australien.

— Nachdem die internationale Industrieausstellung in Melbourne am 30. April dieses Jahres geschlossen worden, ist ein beträchtlicher Theil der eingelieferten Gegenstände von Neuem in Adelaide ausgestellt worden. Diese Ausstellung wurde am 1. Juli eröffnet und soll bis zum 21. August dauern. Zahlreich und gut vertreten sind England, die Kolonie Viktoria und Japan, leidlich Italien, Oesterreich und Amerika, dagegen Deutschland und Frankreich nur sehr spärlich.

— Eine anziehende, herzerfreuende Gabe sind „Dr. Ludwig Leichhardt's Briefe an seine Angehörigen", welche soeben im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft von Dr. G. Neumayer und Otto Leichhardt, einem Neffen des berühmten Australien-Reisenden, herausgegeben wurden (Hamburg, L. Friederichsen u. Comp., 1881. Mit Porträt Dr. Leichhardt's und einer Karte von Australien). Es gewährt einen hohen Genuß, in diesen sicherlich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Briefen, deren ersten der Göttinger Student, deren letzten der berühmte Reisende am Beginn seiner letzten todbringenden Wanderung geschrieben hat, zu verfolgen, wie er in festem, unentwegtem Vorwärtsstreben alle Hindernisse besiegte und seinem Ziele nachging, das zu erreichen nur der Tod ihn hinderte. Die Briefe aus Paris und London, aus Südfrankreich und Italien, die bis zum September 1841 reichen, gewähren tiefe Einblicke in den unvergleichlichen Ernst, mit welchem Leichhardt sich zum Naturforscher und Entdeckungsreisenden vorbereitete; bis in sein 28. Lebensjahr hinein hat er unermüdlich in Museen, Vorlesungen und auf Wanderungen sich geistig und leiblich dazu geschult und erzogen. Dr. G. Neumayer, der sich um die Aufhellung von Leichhardt's Schicksal so vielfach und leider so vergeblich bemüht hat, fügte den Briefen einen Anhang: „Dr. Ludwig Leichhardt als Naturforscher und Entdeckungsreisender", hinzu, in welchem er demselben mit vollstem Rechte nachrühmt „Frische der Auffassung, strenge Wahrheitsliebe und das Bedürfniß, sich seinen eigenen Eindrücken hinzugeben und denselben volle Rechnung zu tragen", und der Umstand, meint er, daß Leichhardt ein bedeutender, selbständig denkender Geist und Forscher war, giebt diesen seinen Auslassungen eine erhöhte Bedeutung, und zwar darum, weil hier einmal eine Gelegenheit geboten wird, wie wohl selten, die schrittweise Entwickelung des Keims zu edlem Streben von Anfang an zu belauschen und in seiner Entwickelung zur Blüthe und zur vollen Thatkraft zu verfolgen. Wir empfehlen das Buch nachdrücklichst der Aufmerksamkeit unserer freundlichen Leser als ein hochinteressantes Stück Autobiographie und einen Beitrag zur Geschichte der Geographie.

Inhalt: Das heutige Syrien. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — Shukow: Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition. I. — Dr. O. Heyfelder: Geographisches über die Achal-Teke-Oase. — Prof. O. Keller: Steinbock und Gemse im klassischen Alterthum. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — (Schluß der Redaction 12. August 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

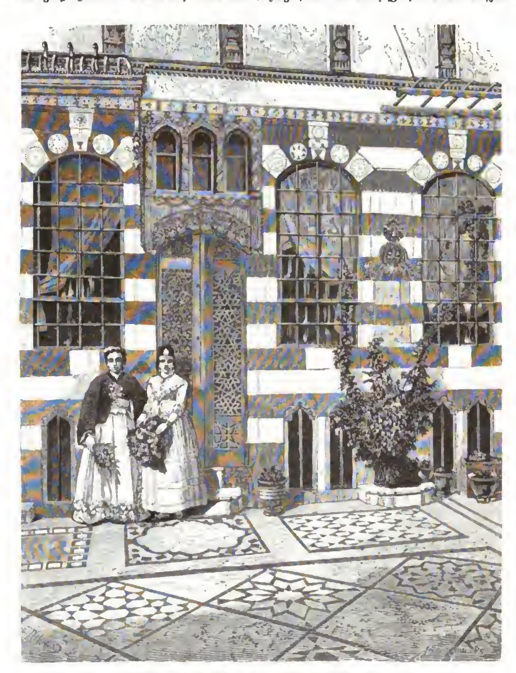
VIII.

Am 9. April verließ Lortet Tyrus, und ritt an der Küste entlang nach Akka. Diese Strecke des Meeresufers ist flach, nur in der Mitte, zwischen dem schon erwähnten Ras el-Abiad und dem südwärts davon gelegenen Ras en-Nakura, tritt das Gebirge bis unmittelbar an das Meer heran und bildet einen strategisch wichtigen Paß, welcher im Alterthume wie im Mittelalter stark befestigt gewesen ist. Da liegt auf den Höhen das früher geschilderte Kala'at esch-Schema, dann Tell ed-Daba und Tell Irmid, näher dem Meeresgestade Iskanderuna, wo eine von Alexander dem Großen an der Stelle seines Zeltes gegründete Stadt, Alexandroskene, gestanden haben soll, die Balduin I. 1116 als Festung unter dem Namen Scandarium wieder aufbaute. Heute steht dort ein zumeist aus antikem Material erbauter Chan neben einer klaren, tiefen, leider aber fast lauwarmen Quelle. Etwa $^3/_4$ Stunden weiterhin stößt man an einem Bachbette auf die Ruinen Um el-Awamid (Mutter der Säulen), die Renan 1861 untersucht hat. Er fand dort Sphinxe und rohe Figuren von Löwen, auch phönikische Inschriften und eine sehr interessante Sonnenuhr. Die ionischen Kapitelle der dortigen Säulen stammen aus guter griechischer Zeit; die Stadt soll damals den Namen Laodicea geführt haben. Ihre Trümmer heißen heute Medinet el-Taharan oder Medinet el-Turan, auch Tuhran esch-Scham. Nach Socin-Bädeker (2. Ausgabe, S. 323) lautete der ältere Name des Ortes Turân. Die Umgegend des Ortes ist heutigen Tages wüst und öde; man sieht dort weder Haus noch Dorf. Nur zahlreiche Schakale treiben sich in den Ruinen herum, und zur Nachtzeit läßt sich das scheußliche Gekläff der Hyänen vernehmen. Nun steigt man zum Ras en-Nakura hinauf, der alten „Tyrischen Treppe" (Scala Tyriorum), in deren festem Gestein viele versteinerte Seeigel sich finden. Oben, 75 m über dem Spiegel des Meeres, dehnt sich ein felsiges Plateau aus, das mit Gestrüpp von stacheligem Ginster, Karuben und Poterium spinosum bedeckt ist. Alsbald aber öffnet sich die prachtvolle Aussicht nach Süden, über die weite Ebene und den Meerbusen von Akka, den im Hintergrunde der Karmel abschließt, und im Osten die Berge von Galiläa. Ein steiler, steiniger, aber dabei — eine Seltenheit in türkischen Landen — kürzlich ausgebesserter Weg führt in die Ebene hinunter und über den Ain Mescherfe, einen kleinen Bach, der einst die Grenze zwischen Phönicien und Kanaan bildete.

Zwischen dem Gestrüppe bemerkte der Reisende einige Zelte von Tscherkessen. Diese Unglücklichen wandern seit der Unterwerfung des Kaukasus durch die Russen im weiten türkischen Reiche als Vagabunden umher und haben keine Heimstätte, trotzdem die Regierung ihnen fruchtbare Ländereien angewiesen hat; früher ansässig, sind sie zu Nomaden geworden, treiben keine Arbeit, ja ziehen nicht einmal Vieh auf und leben nur von Diebstahl und Raub. Für die friedlichen Bewohner Syriens sind sie eine wahre Geißel, und diese werden mitunter zu entsetzlichen Repressalien veranlaßt. So haben vor einiger Zeit Araber aus der Ebene von Akka, um einen von Tscherkessen verübten

Mord zu rächen, eine Anzahl derselben in frisch abgezogene Thierfelle genäht und sie in diesem Zustande neben dem Wege den Strahlen der glühendsten Sonne ausgesetzt, so daß sie in Folge des Zusammentrocknens der Felle und der Hitze unter fürchterlichen Qualen ihr Leben aushauchten.

Die Ebene von Akka ist fruchtbar und gut angebaut; überall sieht man große Felder von Getreide, Tabak und Baumwolle, seit Kurzem auch wohlgepflegte Weinberge. Der Boden ist theils thonig, theils schwarzer Humus wie im Nildelta. Am Wege ist der Rasen mit schönen purpurn blühenden Orchideen (Serapias cordigera) und zierlichen rothen Tulpen (Tulipa undulatifolia) geschmückt. Dann läßt man zur Rechten, nach dem Meere hin, einen Hügel, der das Dorf Zib, das alte Achzib oder Ecdippa,



Ein Haus in Akka. (Nach einer Photographie.)

trägt; dort giebt es Quellen in Fülle und prächtige Haine von Oel-, Nuß-, Feigenbäumen und Palmen, in denen sich Schaaren grauer Krähen mit dunkelschwarzen Flügeln tummeln. Dann wird die Ebene sandig und öde, nur von Dornsträuchern und dem für die Haiden am östlichen Mittelmeere charakteristischen Poterium spinosum bedeckt. Schließlich erreichte man die große Leitung, welche von Nordosten her der Stadt Akka Trinkwasser zuführt, und lagerte in Bachdsche neben einem Landhause Abdallah Pascha's, des Nachfolgers des mehrfach erwähnten Dschezzar Pascha. Der nie ausgebesserte Aquadukt läßt an zahllosen Stellen das kostbare Naß entweichen; überall stürzen kleine Kaskaden herab und lassen Frauenhaar und Schilf üppig gedeihen. Das Geplätscher derselben und das Quaken unzähliger Frösche wiegte die Reisenden in Schlaf.

Bei Sonnenaufgang am nächsten Tage kamen Fellachenfrauen, alle gleichmäßig in Blau gekleidet, in langen Reihen vorbeigezogen, um Milch und Früchte in der nahen Stadt zu Markte zu bringen. Fast alle rasteten am Aquadukt einen Augenblick, um ihren Wasservorrath zu erneuern,

und man sah da ländliche Scenen, die einen großen Maler hätten begeistern können. Aber alle waren tief traurig; kein Lachen und Scherzen unter den jungen Leuten, wie in anderen Ländern: die rauhe Hand des Türken, der sich von der ganzen Civilisation Europas nur die Laster angeeignet hat, lastet zu hart auf ihnen, als daß die Lebenslust sich äußern könnte.

Von Bachdsche aus gelangte Lortet bald an die verfallenden Befestigungen, die in Vauban'scher Art erbaut Akka oder Saint-Jean-d'Acre auf der Landseite umgeben. Man muß an ihnen hin reiten, bis man das einzige Thor im Südwesten erreicht. Dabei passirt man einen Hügel, den „Toron" der mittelalterlichen Geschichtsschreiber; dort lagerte Guy de Lusignan im Jahre 1189 und von dort legte Bonaparte mit seinen kleinen Kanonen Bresche in die Mauern der Stadt.

Im Alterthume war Akka, das die Griechen zu Phönicien rechnen, eine ansehnliche Handelsstadt, spielt in der Geschichte aber keine hervorragende Rolle, um so mehr aber in den Kreuzzügen. Für die Franken war es ein überaus wichtiger Platz, wo die meisten landeten. Von 1104, wo es Balduin I. mit Hilfe einer genuesischen Flotte eroberte, bis 1187, wo es sich nach der Schlacht von Hattin an Saladin ergeben mußte, war es in ihren Händen und schon 1191 eroberten es Guy von Lusignan und Richard Löwenherz wieder und die Kreuzfahrer behielten es nun noch ein



Arabische Mädchen beim Wasserschöpfen in Akka. (Nach einer Photographie.)

volles Jahrhundert. Von den Johannitern, welche 1187 von Jerusalem vertrieben worden waren und sich dann hier niederließen, erhielt es seinen französischen Namen, und auch die Deutschritter waren in der Umgegend reich begütert. Schließlich eroberte 1291 Sultan Melik el-Aschraf trotz tapferer Vertheidigung, die aber durch Uneinigkeit wirkungslos gemacht wurde, die Stadt und verwüstete sie vollständig. 50 Jahre später hausten nur 60 Beduinen in elenden Hütten zwischen den Schutthaufen.

Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich Akka unter dem grausamen Bosniaken Achmed, besser bekannt als Dschezzar Pascha, aus seinen Ruinen. 1785 hatte sich derselbe fast unabhängig gemacht und beherrschte alles Land vom Nahr el-Kelb bei Beirut bis Kaisarije; Akka wurde durch ihn mit Bauten geschmückt, zu denen er von weit und breit her Material der antiken Ruinenstätten herbeischleppen ließ. Unter seiner Herrschaft fand die Belagerung durch Bonaparte statt, der nach acht blutigen Stürmen dieselbe aufgeben und mit den Resten seines Heeres nach Aegypten abziehen mußte. Er hat es dem Engländer Sidney Smith nie vergeben, daß er durch seine Unterstützung der Türken ihm seine hochfliegenden Pläne im Oriente zu nichte gemacht hat. Dschezzar starb 1804. Unter seinem zweiten Nachfolger, Abdallah Pascha, kam neues Leid über Akka: Ibrahim Pascha von Aegypten legte sich Ende 1831 davor und warf 35000 Bomben in die Stadt; aber erst, als der neapolitanische Ingenieur Roset die Leitung der Artillerie übernahm, gelang es Bresche in die Mauern zu legen und am 27. Mai 1832, nach einer Belagerung von sechs Monaten, die Stadt zu stürmen und zu zerstö-



Mesopotamischer Tänzer und Musikantinnen in Akka. (Nach einer Photographie.)

ren. Kaum hatte sich dieselbe wieder etwas erholt, als sie 1840 ein neues Bombardement Seitens der vereinigten Flotten der Engländer, Oesterreicher und Türken durchzumachen hatte, wobei am 3. November ein Pulvermagazin in die Luft sprang und über 2000 Aegypter tödtete. Seitdem genoß Akka Frieden und Ruhe. Der Ort liegt auf einer Landzunge, welche sich von Norden nach Süden in das Mittelländische Meer hineinschiebt. Zwischen derselben und dem Festlande in Südosten liegt der Hafen, den einst ein halbkreisförmiger Molo, von dem man noch Reste sieht, einschloß. Gräben, Mauern und Redouten sind in sehr schlechtem Zustande, und an ausgedienten Lafetten, alten verrosteten Kanonen und umherliegenden Kugeln ist kein Mangel. Es befinden sich unter den Geschützen viele alte Stücke aus Bronze, auch französische aus Bonaparte's Zeit. Die Mauer längs des Meeres ist mit unterirdischen Magazinen versehen, von denen aber viele eingestürzt sind. Doch soll die Pforte 1880 beschlossen haben — von Beschlüssen der türkischen Regierung bis zu deren Ausführung ist bekanntlich ein weiter Weg —, Akka durch Forts moderner Bauart und Kanonen vom schwersten Kaliber zu schützen. Lortet meint, sie hätte die strategische Wichtigkeit des Platzes, der das südliche Syrien beherrscht, eingesehen; auch hätten England wie Deutschland (!?) nach Vorwänden gesucht, sich der Stadt zu bemächtigen, und wer dort und in den Bergen Juda's Herr sei, beherrsche damit den Suez-Kanal (?).

Bazar und Markt von Akka sind ziemlich belebt und reich mit Früchten und Gemüsen aus der umliegenden Ebene versehen. Die in jüngster Zeit zunehmende Ausfuhr besteht aus Wolle, Seide, Tabak, Sesam und Baumwolle. Der Hafen ist leider sehr versandet und bietet nur kleinen Schiffen Unterkunft; doch wäre es leicht, ihn auszubaggern und ihm die nöthige Tiefe für Dampfschiffe zu geben. Ob das wirklich so nöthig ist, weil demnächst, wie Lortet meint, Akka der Endpunkt einer Eisenbahn wird, welche die Erzeugnisse des Jordanthales und der ostjordanischen Landschaften Dschedur und Dscholan nach der Küste zu schaffen hat, scheint uns mehr als zweifelhaft.



Der Berg Karmel von Haifa aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Die Bevölkerung von Akka wird auf 12000 Seelen geschätzt, davon etwa 3000 Christen; sie könnte rasch anwachsen, wenn der Hafen den europäischen Dampfern eine Zufluchtsstätte böte.

Bei den wiederholten Zerstörungen, welche die Stadt zu erdulden hatte, ist es nicht zu erwarten, daß sie an Alterthümern und Baulichkeiten Besonderes aufzuweisen hätte. Auf einem kleinen freien Platze erhebt sich die Moschee des Dschezzar Pascha, die von einer schlanken zierlichen Kuppel gekrönt wird; sie besteht fast ganz aus antikem Material, das der „Schlächter-Pascha" von Cäsarea und Tyrus herbeiholen ließ. Von ersterm Orte stammen die Säulen aus Verde antico. Im Hofe springt eine Fontaine zwischen Cypressen, Oelbäumen und Palmen; ringsum laufen Gallerien, die mit kleinen Kuppeln bedeckt sind. Dort liegt auch das Grabmal Dschezzar Pascha's, das aus weißem Marmor besteht und in eleganten arabischen Schriftzügen folgende Inschrift trägt: „Er lebt, er ist unsterblich! Dies ist das Grab dessen, der um Gnade fleht. Man muß dem Hadschi Achmed Pascha, dem Schlächter (Dschezzar), vergeben. Möge ihm die Gnade des Allbarmherzigen zu Theil werden!"

Das Gebäude, welches jetzt als Militärhospital und Kaserne dient, gilt für den einstigen Palast der Johanniter-Ritter; doch gehören nur die Fundamente und die jetzt mit Schutt und Unrath angefüllten Keller der Kreuzfahrerzeit an.

Bietet die Stadt an geschichtlichen Monumenten nichts, so ist ihr Straßenleben um so interessanter. Da sitzen zwei griechische Popen auf einem Hofe vor einer kleinen Kapelle,

schmutzig, mit fettigen Kleidern, langen Haaren, ungepflegtem Barte, aber vieler Würde; russische Pilger, in zerlumpte Schaffelle gehüllt, werfen sich vor den Heiligenbildern nieder; mohammedanische Frauen, die untere Hälfte des Gesichtes sorgfältig verhüllt, schleichen vorüber. Hier sieht man in einen Barbierladen, wo sich ein Araber den kahlen Schädel rasiren läßt; dort sitzen Schuster bei der Arbeit und Wasserverkäufer lassen ihre Waare von Eseln durch die Straßen schleppen. Bei einem von unbehauenen Steinen malerisch überdeckten Brunnen ziehen niedliche arabische Mädchen von acht bis zehn Jahren, nur mit Hemd und Hose von weißem Baumwollenstoffe bekleidet, und auf dem Kopfe ein Fez mit goldener Quaste, das Schöpfgefäß auf und gießen seinen Inhalt in einen mächtigen Krug, den ein fauler junger Türke festhält. Die von der hellen Sonne beleuchtete Gruppe giebt ein anziehendes Bild ab.

Die Garnison von Akka ist beträchtlich und in Folge dessen auch, wie in allen Soldatenstädten, die Zahl der Kaffeehäuser. In einem derselben, welches in einem höhlenartigen Loche eingerichtet war, bot sich ein merkwürdiges Schauspiel dar: ein Tänzer, aus Mesopotamien stammend und fast wie ein schottischer Hochländer gekleidet, gab zum Klang von Kastagnetten einen höchst gewandten Tanz zum Besten. Zwei junge Frauen, eher Levantinerinnen als von arabischem Blute, begleiteten ihn mit Tamburin und Guitarre. Die Anwesenden, unter denen sich einige Perser befanden, waren von dem Schauspiele wie hingerissen und schienen ein unvergleichliches Vergnügen zu genießen. Der Tänzer war schön und von prachtvollen Formen, sein weibliches Gesicht von vollkommener Regelmäßigkeit, die großen schwarzen Augen voll Feuer und sein Kopf mit langem, schwarzem, zierlich gewelltem Haarwuchse bedeckt. Auf diese Produktion folgten Schlangenbeschwörer, italienische Sänger u. s. w.

Nachdem Lortet alle Sehenswürdigkeiten Akkas erschöpft, brach er nach dem nahen Haifa am Fuße des Karmel auf. Unweit von Akka durchfuhrtete er den kleinen Nahr el-Naaman, den antiken Belus, mit dessen feinem Sande die Phönikier, Plinius zufolge, die Glasbereitung erfanden. Ist die Tradition wahr, so wäre die Mündung des Baches eine der denkwürdigsten Stellen auf Erden, als Ursprung einer Entdeckung, ohne welche die heutige Industrie und ein großer Theil der physikalisch-chemischen Wissenschaften einfach undenkbar wäre. Die Bai von Akka mit ihrem fast kreisrunden Strande ist für Segelschiffe höchst gefährlich, weil sie sich bei Westwind nur schwer daraus entfernen können; als Beweis dessen zählte Lortet zwischen Akka und Haifa nicht weniger als 23 große Barken oder Dreimaster, die der Sturm einige Tage zuvor an den Strand geworfen hatte. Die meisten derselben hatten sich tief in den Sand gebohrt und manche waren von der Gewalt des Sturmes und der Wogen 30 bis 40 m weit landeinwärts getrieben worden. Zahlreiche Arbeiter waren beschäftigt, die Schiffsrumpfe zu zerlegen.



Der Karmel und die Ebene Esdrelon. (Nach einer Photographie.)

Das bis in die Tiefen aufgewühlte Meer hatte eine Menge seiner Bewohner an den Strand geworfen, so daß Lortet eine reiche Sammlung von schönen Schwämmen und niederen Thieren, welche sonst schwer zu erlangen sind, zusammenbringen konnte. Darunter befanden sich allerlei Muscheln, Krabben, riesige Medusen, Meerschildkröten und eine ganze Menge des eigenthümlichen und seltenen Seeigels Brissus unicolor, der nur in großen Tiefen lebt. Zahlreiche Fischer standen, völlig nackt, bis zur Hälfte unbeweglich im Wasser, das Netz auf der Schulter, und musterten scharfen Auges die heranrollenden und sich überstürzenden hellgrünen Wogen; erblickten sie irgendwo einen Fisch, so flog das Netz im Nu von der Schulter herab und kam selten aus dem Wasser wieder hervor, ohne daß ein Schuppenträger in seinen Maschen zappelte. Auch kahlköpfige Geier und Adler (Aquila fulva) thaten sich an der reichen Beute, die ihnen der Sturm zugeführt, gütlich.

Zwei Stunden, nachdem man Akka verlassen hatte, durchfuhrtete man die 30 bis 40 Fuß breite und 3 bis 4 Fuß tiefe, wegen des beweglichen Sandes nicht gefährliche Mündung des Nahr el-Mukatta, des antiken Kischon, und erreichte gleich darauf die Orangen- und Palmengärten (Haifa ist der nördlichste Punkt in Syrien, wo die Dattel reift) der aufblühenden Stadt Haifa, welche zwischen einem nordöstlichen Ausläufer des Karmel und dem Meere auf schmalem Küstensaume schön gelegen ist. Jenseit der meist von Arabern und Türken bewohnten Altstadt (circa 5000

Einwohner), welche von einer verfallenen Mauer aus sarazenischer Zeit umgeben ist, aber keinerlei Alterthümer oder Sehenswürdigkeiten enthält, dehnt sich wiederum eine kleine Ebene aus, welche im Alterthume die Stadt Sycaminum trug, und an deren Südostende die deutsche Ackerbau-Kolonie der württembergischen „Templer“ liegt, welche sich hier 1869 niedergelassen haben und jetzt etwa 300 Seelen zählen. Es ist erfreulich, daß Lortet, ebenso wie noch vor Kurzem der viel berufene Midhat-Pascha, dem Fleiße, der Reinlichkeit und Ordnungsliebe dieser Kolonisten, ihren Weinbergen, Straßenbauten, Blumengärten und Feldern vollste Anerkennung zu Theil werden läßt, und nur wünscht, daß Frankreich, um sich seinen schwindenden Einfluß in Syrien zu bewahren, gleichfalls fleißige, ackerbauende Familienväter hinaussenden möge, anstatt, wie jetzt, Franciskaner und sonstige vaterlandslose Mönche, zumeist von spanischer und italienischer Abkunft, die sich von Frankreich füttern lassen und dabei demselben eher schaden als nützen.

Von Haifa aus führt der Weg nach dem Karmel-Kloster (149 m über dem Meere) nordwestlich, läßt die Templer-Kolonie zur Rechten, beginnt nach etwa 25 Minuten steil und treppenartig anzusteigen und erreicht nach weiteren 12 Minuten die Höhe und das Kloster mit seinen dicken festungsartigen Mauern und Terrassen, die eine prächtige Aussicht auf die Ebene von Akka und das weite Meer gewähren. Letzteres umgiebt das Vorgebirge von drei Seiten; man bedarf keiner großen Einbildungskraft, um sich auf das Vordertheil eines mächtigen Schiffes versetzt zu glauben. Dieser nordwestliche Ausläufer des Karmel-Gebirges besteht ausschließlich aus einem jurassischen, kreideartigen Kalkstein, welcher zahlreiche kieselige Konkretionen, „Katzenköpfe“ der Geologen, einschließt; diese nahmen die mittelalterlichen Pilger als kostbare Andenken mit heim und nannten sie „Elias-Melonen“ oder „Lapides Judaici“. An anderen Stellen des Berges finden sich merkwürdige fossile Seeigel. Der Karmel ist fast überall mit reicher baumartiger Vegetation bedeckt, namentlich zahlreichen Eichen; auf den Waldblößen blühen im Frühjahre die schönsten Blumen, eine Folge seines Reichthums an Wasser und Quellen, welcher den Berg selbst im Sommer, ein Unicum in Syrien, grün erhält. Er war deshalb seit den ältesten Zeiten ein heiliger Berg und galt den Umwohnern als „Berg Gottes“. Der Prophet Elias richtete den Altar von Neuem auf, welchen Jehovah dort schon früher gehabt hatte. Seine Schönheit wird z. B. von Jesaias und im Hohen Liede gerühmt; dabei scheint er aber im Alterthume nicht stark bewohnt gewesen zu sein, so daß Flüchtlinge dort ein Asyl fanden. Auf seiner Westseite finden sich viele Höhlen, die schon früh von Einsiedlern bewohnt waren; schon Pythagoras soll, von Aegypten kommend, sich einige Zeit lang dort aufgehalten haben. Zu Tacitus' Zeit stand oben auf dem Karmel ein Altar des gleichnamigen Gottes ohne Tempel oder Bildsäule, dessen Orakel Vespasian befragte. Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten sammelten sich Einsiedler in jenen Höhlen, wo ihre Anwesenheit durch griechische Inschriften bezeugt ist. Im 12. Jahrhundert thaten sich dieselben allmälig zu einem Mönchsorden zusammen, welcher im Jahre 1207 durch Papst Honorius III. bestätigt wurde; diese „Karmeliter“ siedelten 1238 auch nach Europa über. 1552 besuchte Ludwig der Heilige das Kloster. Später ging es den Mönchen wiederholt schlecht: 1291 und 1635 wurden viele derselben getödtet und bei letzterer Gelegenheit das Kloster in eine Moschee verwandelt; doch gelang es den Mönchen, dasselbe wieder in ihren Besitz zu bringen. Als Napoleon 1799 Akka belagerte, diente es den Franzosen als Lazareth; aber bei ihrem Rückzuge wurden sämmtliche Verwundete von den Türken niedergemetzelt; ihre Ruhestätte bezeichnet eine kleine Pyramide vor der Pforte des Klosters. Im Jahre 1821 ließ Abdallah Pascha von Akka bei Gelegenheit des griechischen Aufstandes unter dem Vorgeben, das Kloster könnte die Feinde des türkischen Reiches begünstigen, dasselbe gänzlich zerstören. Allein schon sieben Jahre später erstand es wieder aus seinen Trümmern und zwar durch den Eifer des Bruders Giovanni Battista von Frascati, welcher mehrere Jahre lang Europa durchzog und die nöthigen Mittel sammelte. Heute steht das Gebäude stolz und prächtig wieder da, und an 20 italienische und spanische Karmeliter üben, wie mehrfach in Syrien, liberale Gastfreundschaft aus. Die Kirche mit ihrer weithin sichtbaren Kuppel ist im modernen italienischen Stile erbaut; unter dem Hauptaltar liegt eine Grotte, zu welcher fünf Stufen hinabführen: an diesem auch den Mohammedanern heiligen Platze soll Elias gewohnt haben.

Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition.

Nach dem Russischen von **Shukow**.

II.

Termez (Termiz, Tarmizy) war schon im grauen Alterthum bekannt als eine der bedeutendsten Städte am Ufer des Amu. Die jetzigen Einwohner wissen nicht, wer die Stadt gegründet hat; ihnen ist nur bekannt, daß sie erst in verhältnißmäßig später Zeit den Namen Termez erhielt, und daß ihr alter Name (in der Tadshik-Sprache) Gul-gul, d. h. „die geräuschvolle Stadt“, war. Die Sage berichtet, der Lärm ihrer Bazare sei bis nach Balch gehört worden, d. h. auf mehr als 80 Werst Entfernung. Dieses ist natürlich übertrieben, aber es beweist, daß Gul-gul in der That eine große, volkreiche Stadt war. Daß hier der Mittelpunkt einer bedeutenden Kulturoase lag, das zeigen auch die gewaltigen Bewässerungsanlagen, welche die Bewohner zur Berieselung ihrer Felder gemacht hatten. Das ganze Feld und Ackerland um Gul-gul konnte nicht vom Amudarja aus bewässert werden, weil die Ländereien von Termez sich auf viele Werst vom Ufer des Amu in das Innere des Landes erstrecken; es mußte deshalb ein großer Zuleitungskanal von unterhalb Denau aus dem Bergflüßchen Kizyl-su hergeleitet werden. Nach anderen Angaben lag der Anfang dieses Kanals noch weit nördlicher, und er kam aus dem Sang-gardak-darja und nahm als Zuflüsse alle die zahlreichen Bergwasser auf, die jetzt in den Surchan sich ergießen. Die Spuren dieses Kanales, der die Gefilde von Gul-gul bewässerte, sind noch heute sichtbar in Gestalt eines tiefen Grabens, der hier und da

schon mit Erde angefüllt ist, der aber die ganze Thalebene des Surchan auf dem rechten Ufer dieses Flusses durchzieht. Ein solcher Kanal konnte in der That eine ungeheure Fläche Landes bewässern. Als das Leben auf den einst so reich bewohnten Ufern des Amudarja erstarb, verfiel freilich auch er als nutzlos. Die jetzigen Bewohner der Ufer des Amu, hauptsächlich Turkmenen aus verschiedenen Stämmen, begnügen sich für ihre Felder mit kleinen Zuleitungsgräben, die auf kurze Strecken direkt aus dem Amu hergeleitet sind; so ist es auch bei Kelif, Danadsha und anderen turkmenischen Ortschaften am Amu.

Die Sage berichtet, daß in der Stadt Gul-gul einst einer der Nachkommen von Mohammed, Chodsha Ali-ul-hakim, lebte. Er war der Sohn sehr armer Eltern; sein Vater starb, als er erst drei Jahre alt war, und als der Knabe heranwuchs, fing er an seiner Mutter in der Wirthschaft zu helfen, und ging häufig für sie nach Holz und Wasser. Eines Tages begegnete er einigen seiner Altersgenossen, die in die Schule gingen und ihn aufforderten, mit ihnen zu kommen. Chodsha Ali-ul-hakim erwiderte, daß er gern mit ihnen gehen möchte, daß er aber erst von seiner Mutter Erlaubniß haben müßte. Auf die Bitte des Knaben, ihn in die Schule gehen zu lassen, erwiderte die Mutter: „Wer soll mir denn aber Holz und Wasser holen? Du weißt, daß ich Keinen außer Dir zur Hülfe habe.“ Der betrübte Knabe wagte nicht der Mutter ungehorsam zu sein, und ging Holz einsammeln. Kaum war er aus der Stadt herausgekommen, als sich ein alter Mann zu ihm gesellte, und ihn fragte, warum er so betrübt wäre. Der Knabe klagte ihm aufrichtig sein Leid, da umarmte ihn der Alte, und drückte ihn an seine Brust, und als er ihn losließ, da wußte der vierzehnjährige Ali-ul-hakim den ganzen Koran und kannte alle Wissenschaften. Der erstaunte Knabe wollte dem Greise danken, aber dieser verschwand plötzlich. Da begriff Ali-ul-hakim, daß der Alte, der ihm erschienen, sein Urahn Mohammed selber sei. Zugleich fühlte er in sich den Beruf zum Predigeramt, nahm sein Holz auf und kehrte eilig nach Hause zurück. Als die Mutter von der Erscheinung erfuhr, sandte sie ohne Widerspruch ihren Sohn in die große Moschee, die dicht am Ufer des Amudarja stand. Als er in die Moschee eintrat, befand sich viel Volks in derselben und darunter der berühmte Gelehrte Imam Scharija. Zu allgemeinem Erstaunen stellte sich der vierzehnjährige Knabe vor den Altar der Moschee und begann zu predigen, und belehrte das Volk, wie es leben sollte, nach dem Willen Gottes. Die Kunde von dem ungewohnten Prediger verbreitete sich schnell in der ganzen Stadt Gul-gul, und das Volk kam täglich in Schaaren zu der Moschee, wo Ali-ul-hakim predigte. Der Imam Scharija selbst erkannte dessen Vorrecht über ihn an, und sagte: „Gott selbst sandte uns seinen Schüler, damit wir ihn hören sollen.“

Chodsha Ali-ul-hakim lebte und predigte die ganze Zeit in seiner Geburtsstadt Gul-gul; die Zahl seiner Schüler wuchs schnell an. Aber je mehr sein Ruhm sich vermehrte, um so mehr Neider bekam er auch. Eines Tages begab er sich allein, ohne Schüler, in die Moschee, um zu beten; es waren keine Menschen in derselben, da schlich sich der Arbeiter, dem er sein Pferd zu halten gegeben, heimlich in die Moschee und schlug dem Betenden mit einem Schlage den Kopf ab. Nachdem er die Missethat begangen, verbarg er sich sogleich. Bald versammelten sich die Schüler des Erschlagenen in der Moschee, und sahen ihren Lehrer enthauptet daliegen. Die Trauer war allgemein. Man bestattete den berühmten Prediger mit allen Ehren, und viel Volks versammelte sich täglich an seinem Grabe. Eines Tages als Leute aus dem Volke und Schüler des Heiligen an seinem Grabe weinten, da hörte man eine Stimme: „Tryk-biz“, d. h. ich lebe. Von der Zeit an nannten alle den Verstorbenen Tryk-biz und danach wurde die Stadt selbst umbenannt in: Schaari-Ali-ul-hakim-Tryk-biz. Im Laufe der Zeit wurde dieses letzte Wort unrichtig Termez ausgesprochen, und die Stadt selbst bekam danach den Namen Termez. Dieses ist die Legende von dem Heiligen, dessen Grabmal noch heute als Gegenstand der Verehrung dient. Der Legende nach starb er noch jung, im 30. Jahre und lehrte im Ganzen 16 Jahre (vom vierzehnten bis dreißigsten). Ueber dem Grabe des Termez, d. h. des Ali-ul-hakim, ist jetzt eine hübsche Moschee aus gebranntem Ziegel erbaut, die von den Herrschern von Buchara erhalten wird. Die Ortseinwohner sagen, daß bis zur Zeit von Timurleng die Moschee sich in Verfall befand. Timur erneuerte sie und baute sie aus. Seine Nachfolger errichteten über dem Grabe des Heiligen ein prächtiges Denkmal aus weißem Marmor mit arabischen Inschriften (Sprüchen aus dem Koran). Hier sammeln sich zum Gebet Pilger aus allen Theilen Mittelasiens, nicht nur aus Buchara und Samarkand, sondern auch aus Taschkent, Kokand und Chiwa. Das Grab verwalten, wie überall in der muselmanischen Welt, die Nachkommen des hier begrabenen Heiligen, welche auch die Opfer der Pilger in Empfang nehmen. Diese Opfer erreichen mitunter recht stattliche Ziffern. Viele opfern Geld, Pferde, Kameele, Hammel. Die Turkmenen opfern dem Grabe des Heiligen, oder vielmehr seinen glücklichen Nachkommen, häufig bis 10 und 15 Hammel. Die einfachen von der Kultur Mittelasiens noch nicht berührten Nomaden sind eben aufrichtig in Allem, was sie thun, und verstehen es noch nicht, wie die Chinesen mit papierenen Bildnissen, statt der Opfer, sich abzufinden. Im Gegensatz dazu geben die Nachkommen des Heiligen, bei der Unmöglichkeit, selbst alle Opfer einzusammeln, gar oft die Grabstätte des Termez in Pacht. Alle Ueberlieferungen der Musulmanen bestätigen, daß Termez eine sehr große Stadt war und der Mittelpunkt der Kulturoase am nördlichen Ufer des Amudarja. Es soll sich bis auf 12 Werst in das Innere des Landes und am Ufer entlang 24 Werst weit ausgedehnt haben, bis zu der Stadt Mija, von der sich auch noch deutliche Spuren erhalten haben; dieselbe war eine Art Vorstadt von Termez.

Zur Zeit sind die einzigen Bewohner am nördlichen Ufer des Amu Turkmenen verschiedener Stämme, welche die bittere Noth und der Hunger auf das bucharische Ufer getrieben haben. Sie werden deshalb auch „nan-talag“, d. h. Brodsucher, genannt. In Lumpen gehüllt, schlechter und schmutziger, als man sich vorstellen kann, treiben diese Turkmenen alle Beschäftigungen, die ihnen geboten werden; sie dienen als Ruderer bei den Fähren, treiben Hammelherden aus der Gegend von Balch nach Karschi und Buchara oder dienen als Lastträger bei den Karawanen. Die Mehrzahl derselben lebt in „kibo“, d. h. Zelten, am Ufer des Amudarja zerstreut, nur wenige in armseligen Ortschaften zusammen.

Doch kehren wir noch einmal nach Termez und seiner unmittelbaren Verlängerung, der Stadt Mija, zurück. Eine Deutung des letztern Namens, über welchen in der Gegend einige Legenden existiren, ist schwer zu geben. Unter den Trümmern von Mija hat sich besonders ein Thurm gut erhalten von 42 Arschin Höhe und fast ebenso viel Umfang an der Grundfläche. Auf der Höhe des Thurmes ist eine kufische Inschrift angebracht, die leider keiner der schriftkundigen Musulmanen entziffern konnte; auch eine Abschrift, wie der Chef der Expedition sie wünschte, brachte keiner

zu Stande. Außer dem Thurm sind in Mija noch Trümmer einer Moschee und Reste von Backsteinmauern zu sehen. Von der Citadelle von Termez haben sich bis heute noch die Ueberbleibsel des Walles und des Grabens erhalten, welche die äußere Umfassung desselben bildeten. An den Ecken dieser Umfassung standen Thürme, wie bei allen asiatischen Festungen; auch von diesen blieb einer erhalten, der dicht am Ufer des Amudarja steht und mehr und mehr in den Haufen von Schutt und Ziegeln versinkt; die anstoßende Mauer aber längs des Amu hat sich noch ziemlich gut erhalten. Das Hauptthor der Stadt lag ebenfalls auf der Seite des Amu, und noch jetzt kann man in der Mitte der Mauer den Bogen erkennen, welcher das Thor überwölbte. Das Innere der Citadelle ist angefüllt mit Haufen von Schutt, Backsteinresten und bunten Kacheln. Unter diesem Bauschutt finden sich auch Glasscherben und Münzen, die aber so mit Rost bedeckt sind, daß es unmöglich ist Inschriften darauf zu entziffern. Man erzählte, daß noch unlängst vier fremde Leute dort Ausgrabungen vorgenommen, und unter anderen auch sechs silberne Barren, jeden etwa faustgroß, aufgefunden hätten. Auf das Gerücht dieses Fundes hin habe der Beg von Schir-abad dem Emir berichtet, und letzterer alle Ausgrabungen in Termez und allen anderen alten Städten bei Todesstrafe verboten.

Am Ufer des Amu vor dem ehemaligen Hauptthore der Stadt lag eine Plateforme, aus gebranntem Ziegelstein errichtet, die sich ebenfalls noch erhalten hat. Ferner steht $1\frac{1}{2}$ Werst von Termez noch eine alte Windmühle; freilich ist jetzt schwer zu sagen, ob es wirklich, wie die Einwohner behaupten, eine Mühle oder etwas Anderes war, denn von dem ganzen Bau steht nur noch ein Pfeiler von 8 Saschen (18 m) Höhe, erbaut aus Ziegelsteinen von je 1 Arschin Länge und $\frac{1}{2}$ Arschin Breite. Die Einheimischen, welche alle Uebertreibungen lieben, führen den Ursprung der Plateforme auf die Zeit Alexander's des Großen von Makedonien zurück, als in Termez ein gewisser Kaschta-sab herrschte. Die Legende sagt, daß Iskander Zjul-karnan (der zweihörnige Alexander) vom afghanischen Ufer her sich Termez näherte; die Belagerung dauerte lange und, als endlich der Ort sich ergab, befahl Iskander den Herrscher Kaschta-sab zu tödten, die Einwohner aber mußten sofort zum Bau einer Brücke über den Amu schreiten. Als die Brücke fertig war, führte Iskander sein ganzes großes Heer über dieselbe. Als vorübergehendes Bauwerk nur für Kriegszwecke verfiel die Brücke schnell wieder, und nur die eben erwähnte Plateforme hat sich erhalten. Iskander ließ in Termez nur eine kleine Garnison, er selbst zog nach Samarkand. Nach seinem Tode erklärte der Chef der Garnison sich unabhängig und beherrschte eine Zeit lang Termez und das umliegende Gebiet.

Vier Werst von Termez liegt eine Insel, Aral-paigambar, die auch durch eine musulmanische Legende bezeichnet ist: Vor tausend Jahren, so erzählen die Einwohner, lebte im Charezm (Chiwa) ein Fremder, der sich schnell als berühmten Prediger und Heiligen in der ganzen Stadt bekannt machte. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Heiligkeit verbreitete sich in der ganzen musulmanischen Welt und aus Kokand, Taschkend und Buchara kamen viele Menschen, um Zjul-Kafil (so hieß der Prophet) predigen zu hören. Vor seinem Tode gebot dieser seinen Schülern ihn nicht auf musulmanische Art zu begraben, sondern einen hölzernen Sarg machen zu lassen, und mit demselben seinen Körper dem Amudarja zu übergeben. Dieser Befehl des Paigambar, d. h. des Predigers, wurde pünktlich erfüllt. Zum allgemeinen Erstaunen seiner Schüler und aller Einwohner von Chiwa, die dem Begräbniß beiwohnten, versank aber der Sarg nicht, sondern schwamm flußaufwärts fort. Die Schüler folgten ihm am Ufer und gelangten so bis hundert Taschen (800 Werst) von Chiwa. Als der Sarg sich Termez näherte, blieb er plötzlich stehen, und die Schüler hörten die Stimme des Zjul-Kafil: „Hier ist der nächste Nachkomme unseres Propheten Mohammed begraben, ich halte mich für unwürdig, mich weiter seinem Grabe zu nähern.“ Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so theilte sich der Amu in zwei Arme, und an der Stelle, wo der Sarg sich befand, erstand eine Insel. Die Schüler begruben ihren Lehrer auf dieser Insel, welche seitdem Aral-Paigambar-Zjul-Kafil heißt. Der nächste Nachkomme Mohammed's, von dem die Rede ist, war der oben erwähnte Chodsha-Ali-ul-hakim. Ueber dem Grabe auf der Insel ward später von dem berühmten Abdullah Chan ein Mausoleum in Gestalt einer Moschee mit verschiedenen Kuppeln gebaut. Hierher kommen noch häufig Pilger aus allen Theilen Mittelasiens. Gewöhnlich sind die Nachkommen eines verstorbenen Heiligen die Wächter seines Grabes und Empfänger der dort gebrachten Opfer. Zjul-Kafil war aber aus der Fremde eingewandert und hatte keine Nachkommen, deshalb ernennt der Beg von Schir-abad eine Person zur Beaufsichtigung des Grabes. Von den gesammelten Opfergaben bestimmt der Emir von Buchara einen Theil zur Instandhaltung des Grabes, das Uebrige wird an die Grabstätte von Boguetdin (8 Werst von Buchara) abgegeben; dort befindet sich nämlich das einzige Armenhaus in dem ganzen Chanat, in dem viele Arme und Bettler verpflegt werden.

Von Termez abwärts nehmen die Ufer des Amudarja wieder ihren flachen leblosen Charakter an. Das Gelände zunächst des Flusses steht häufig unter Wasser; es ist ein Strich von angeschwemmtem Thonboden, bewachsen mit niedrigen Wermuthbüschen und Pattasträuchern. Letztere bilden an etwas höher gelegenen Stellen manchmal schwer durchdringliche Haine. An den tiefer gelegenen Stellen, wo das Wasser fast den ganzen Sommer stehen bleibt, und wo der Boden sumpfig und morastig ist, breiten sich Schilfpflanzungen aus, welche vielfach die einförmigen Uferlandschaften der mittelasiatischen Flüsse bedecken. Aber diese Schilfgebiete sind auch die Brutstätten der gefährlichsten Fieber und deshalb von Eingeborenen wie von Durchreisenden gefürchtet.

Von Termez bis Kelif trifft man vier Ueberfahrtsstellen über den Amu: bei Patta-kisar, Schur-ob, Tschuschka-huzar und Kara-kamar. Von allen diesen Stellen aus führen große vielbesuchte Wege nach Schir-abad und von da weiter nach Karschi, Schachrisäbz und Buchara; diese Straße ist von den Russen seit 1875 viel benutzt worden.

Nach dem Verfalle des reichen und dicht bevölkerten Termez blieb Schir-abad neben Kobadian der einzige größere bewohnte Ort im Thale des Amu. Auch dieses ist eine alte Stadt; aber eine Sage über das Emporblühen des jetzigen neuen Schir-abad ist nicht vorhanden, wenigstens reichen die Ueberlieferungen nicht über die Thaten des Ali, des eifrigen Apostel des Islam, hinaus. Zu der Zeit als die Araber mit Feuer und Schwert die Religion Mohammed's in Mittelasien ausbreiteten, war Schir-abad eine große starke befestigte Stadt und hieß nach dem Namen ihres Gründers Schaari-Chaiber. Die Araber konnten lange die Stadt nicht nehmen. Als der Vertheidiger derselben sah, daß Ali die Belagerung nicht aufheben würde, wollte er ihn tödten lassen und sandte dazu einen seiner Helden (Riesen) bei Nacht in das Lager der Araber. Aus Versehen tödtete dieser aber nicht Ali, sondern schlug einem seiner Gefährten, Mir-Achtam, den Kopf ab. Der erzürnte Führer der Araber gelobte

Schaari-Chaiber zu nehmen und dort keinen Stein auf dem andern zu lassen. Nach gelungenem Sturme hielt er Wort, und alle Einwohner wurden getödtet. Das Haupt von Mir-Achtam wurde in der Nähe der Stadt feierlich beigesetzt, und an der Stelle, wo Ali bei dem letzten Angriffe gestanden, wurde ein ungeheurer Tug (Roßschweiffahne) aufgestellt. Als sich an der Stelle des zerstörten Ortes eine neue musulmanische Ansiedelung entwickelte, nannten die Einwohner sie Schir-abad, d. h. die Ansiedelung des Löwen, denn Ali hieß „der Löwe Gottes". Ueber Schir-abad und die schon genannten Ueberfahrtsstellen Tschuschka-huzar, Schur-ob und Patta-kisar führt die große Straße aus dem Chanat Buchara nach Afghanistan und zwar nach den Städten Balch und Mazari-scherif. In letzterer Stadt befindet sich das Grab des Ali, welches alljährlich viele Pilger besuchen. Der Statthalter des nördlichen Afghanistan oder des sogenannten afghanischen Turkestan wohnt ebenfalls in Mazari-scherif und nicht mehr in dem ungesunden fast schon verödeten Balch. Von Tschuschka-huzar aus sieht man schon die Berge Kulan-aschkan, einen Zweig der Gebirge von Schir-abad, die bis zum Amu heranreichen und die Ebene von Schir-abad im Westen begrenzen. Jenseit dieser Berge liegt Kelif mit seiner kleinen Kultur-Oase und einer wichtigen Ueberfahrtsstelle über den Fluß.

Von Kelif, wo der Amu aus den südlichen Ausläufern der Gebirgskette von Hissar heraustritt, beginnen die alten jetzt trockenen Flußläufe des Amu. Bemerkenswerth ist, daß alle diese trockenen Flußbetten auf der südlichen Seite des Flusses liegen; es ist, als ob eine stetig fortwirkende Kraft denselben nach Norden hin ablenke. Dieselbe Erscheinung findet sich auch bei dem zweiten großen Flusse Mittelasiens, dem Syr-darja. Auch dort liegt in der Steppe Kizyl-kum das alte Bett des Syr, der Jany-darja, welcher seine Richtung nach dem südlichen Ende des Aral-Sees nahm, und nicht wie jetzt der Syr nach dem nördlichen Ende. Auch bei den Nebenflüssen ist diese allmälige Ablenkung der Gewässer nach Norden hin zu bemerken, und der größere Wasserreichthum in den nördlichen Zuflüssen. Der Karauzjak z. B. ist wasserreicher wie der Dshaman-darja und nur deswegen nicht schiffbar, weil er dicht mit Schilf bewachsen ist. Ueber die Umlenkung des Amu in sein neues Bett berichtet folgende Sage von religiösem Charakter. Ganz Mittelasien ist voll von Legenden über die Züge des musulmanischen Apostels Ali; kein Wunder also, daß man auch eine so bedeutende Thatsache wie die Ablenkung eines großen Flußlaufes mit seinem Namen verbindet. Die Legende sagt: Eines Tages als Chazret-Ali in einer der Moscheen von Mekka war um zu beten, trat plötzlich ein ärmlich gekleideter Greis mit Namen Babarawschan dort ein. Nachdem er sein Gebet beendet, wandte der Alte sich an die Anwesenden und klagte, er schulde einem Hebräer tausend Dukaten und habe nichts ihm diese Schuld zu bezahlen. „Der Hebräer drängt mich, und verlangt, daß ich ihm sofort die Schuld bezahle oder ihm meine Tochter zur Gattin gebe. Helft mir, Ihr Rechtgläubigen, wenn nicht mit der That, so doch mit gutem Rathe." Keiner der Anwesenden konnte dem Greise einen guten Rath geben, und Niemand auch wollte die große Schuld für ihn bezahlen. Da trat Chazret-Ali zu dem Babarawschan und sagte: „Komm mit mir, ich werde Dir helfen die Schuld zu bezahlen." Alle, die dieses hörten, staunten, denn sie wußten sehr gut, daß Ali gar nichts, geschweige denn tausend Dukaten besaß. Inzwischen gingen die Beiden vor die Thore der Stadt und dort auf einen hohen Berg; hier sagte Ali zu dem Greise: „Setze Dich auf mich und fürchte Dich nicht, was auch geschehen mag." Der Alte schloß die Augen und Ali sprach ein Gebet. Nach den letzten Worten desselben sah Babarawschan um sich und gewahrte mit Erstaunen, daß sie weit von Mekka entfernt waren. Ali erklärte ihm, daß sie sich im Lande der Kafiren, in Badachschan, befänden, und daß die Stadt, welche sie in der Ferne liegen sahen, Schaari-bardar heiße. Ali befahl ihm nun, er solle ihm die Hände binden, ihn dort auf den Sklavenmarkt bringen, und ihn so theuer wie möglich verkaufen. Babarawschan that, wie ihm Ali befohlen, und als die Käufer nach dem Preise fragten, forderte er so viel, wie tausend Sklaven werth waren, weil, so sagte er, dieser eine mit seiner unglaublichen Kraft tausend Arbeiter ersetzen könne. Auf dem Bazar freilich fand sich kein Käufer, der einen so theuern Sklaven erwerben wollte; aber der Herrscher der Stadt, mit Namen Tamaz Schah, kaufte ihn. Der Greis übergab den Ali dem Herrscher, und auf die Frage, wie er hieße, sagte er, er werde Kaschamschan genannt.

Der Herrscher wollte vor allem die Kraft seines neuen Sklaven erproben und befahl daher einen Wettkampf zwischen ihm und dem stärksten Riesen der Stadt zu veranstalten. Die Sage über diesen Kampf des Ali mit dem Riesen erinnert sehr an die biblische Legende vom Kampfe zwischen David und Goliath. Wie in der Bibel begann der Riese zu lachen, als er seinen Gegner sah, und war von seinem Siege völlig überzeugt; er rühmte sich, daß er mit einem Griffe der Hand ihn über das Dach des Palastes schleudern werde. Der Kampf begann, Ali riß zuerst dem Riesen die Hand ab, dann auch den Kopf und warf ihn über das Dach des Palastes. Der erstaunte Herrscher überzeugte sich so von der ungewöhnlichen Kraft seines Sklaven und gab ihm drei Aufträge mit dem Versprechen, ihm die Freiheit zu schenken, wenn er sie gut und pünktlich ausführe. Ali sollte erstens den Amudarja ablenken und seinen Lauf so führen, daß er nicht mehr Chiwa bewässere; zweitens sollte er die große Schlange Aishdarch tödten, welche die Gebiete des Herrschers verwüstete, und drittens sollte er den Riesen Ali aus Mekka gefangen nehmen und nach Schaari-bardar bringen, weil von ihm verkündet war, er werde viele Kafiren vernichten, und einen neuen Glauben (den Islam) ausbreiten. Kaschamschan versprach alles pünktlich auszuführen. An der Ablenkung des Amu arbeiteten zu jener Zeit bereits tausend Menschen, denn Tamaz Schah hegte einen unüberwindlichen Groll gegen den Herrscher von Chiwa, weil dieser ihm als einem Ungläubigen die Hand seiner Tochter abgeschlagen hatte. Chazret-Ali kam an die Arbeitsstelle und befahl allen Arbeitern sich zu entfernen. Die Arbeiter thaten dieses; einer derselben aber verbarg sich hinter einem großen Steine und sah so alles, was Ali that. Dieser betete und rief seinen Kampfgenossen, das Streitroß Dul-dul, herbei. Am Sattel war das berühmte Schwert des Ali, Zjul-fakar, befestigt. Ali sprach „Allah-akbar" und schlug mit seinem Schwerte den Felsen in Stücke. Der Fels zersprang und Ali schleuderte die Trümmer weit hin in die Wüste. Das Wasser drang in die Spalte hinein und grub sich ein neues Bett; der alte Flußlauf aber vertrocknete.

Nun machte sich Ali an die zweite Aufgabe, die Bekämpfung der großen Schlange, welche die ahnungslosen Wanderer überfiel, die sich verirrt hatten oder im Gebirge arbeiteten. Wieder rief er sein Pferd und gürtete sich mit seinem Schwerte. Schnell erreichte er die Lagerstätte der Schlange. Das Ungethüm stürzte sich auf Ali, dieser aber spaltete es mitten entzwei und brachte die obere Hälfte mit dem Kopfe als Siegesbeute dem Tamaz Schah. Nun machte er sich an die dritte Aufgabe, nach Mekka zu gehen, um Ali zu bekämpfen, den der Herrscher so sehr fürchtete. Kaschamschan nahm sich zu diesem Zuge 40 starke Helden mit

und belud 40 Kameele mit Fesseln, um den Ali damit zu binden. Als er mit seinen 40 Mann außerhalb der Stadt war, fragte er, was sie wohl thun würden, wenn sie jetzt dem Ali begegneten. Diese antworteten, daß sie mit ihm in den Kampf gehen und jenen besiegen und fesseln würden. Kaschamschan lachte und erklärte ihnen, er selber sei der Ali, gegen den sie ausgezogen. Die erschreckten Kämpfer begannen zu fliehen, Ali aber hielt sie fest und befahl, sie sollten ihn fesseln. In dieser Verfassung wurde er wieder in die Stadt geführt. Der Herrscher erkannte in dem Gefangenen seinen Sklaven und befahl ihn in das Gefängniß zu setzen. Der Tag der Hinrichtung wurde festgesetzt und eine Menge Volk versammelte sich an der Richtstätte, um Ali, den Vernichter der Kafiren, zu sehen. Als man den Gefangenen auf den Richtplatz führte, zerriß er seine Fesseln wie dünne Fäden, rief sein Roß Dul-dul herbei und umgürtete sich mit seinem furchtbaren Schwerte. Dann forderte er von dem Herrscher, er solle sich sofort mit seinem ganzen Volke zum Islam bekehren. Tamaz Schah weigerte sich und Ali streckte ihn mit seinem Schwerte zu Boden. Auch das Volk beantwortete die Aufforderung sich zum Islam zu bekehren mit Schmähungen. Erzürnt warf Ali sich in die Menge und begann niederzuschlagen, wer ihm in den Weg kam. Die Legende sagt, daß an jenem Tage 40 000 Menschen von Ali's Hand fielen und das Blutbad dauerte noch sieben Tage; dann nahmen die Ueberlebenden den Islam an.

Wenn wir die Vorgänge bei Bekehrung der Kafiren, welche die Sage dem Ali zuschreibt, auf die ganze Horde übertragen, welche aus Arabien nach Mittelasien und an die Ufer des Amu gezogen kam, so erhalten wir ein ziemlich wahrheitsgetreues Bild der Schrecknisse, mit denen der Sieg des Islam in Mittelasien verknüpft war. Ali war einer seiner kriegerischsten und schrecklichsten Apostel; noch jetzt liegt Schagriston (nahe bei Uratjube) in Trümmern, dessen Einwohner fielen, aber den Islam nicht annehmen wollten. Die Legende sagt, daß Chazret-Ali bis zu seinem Tode in Mittelasien lebte, wo Dank seiner Energie der Islam tiefe Wurzel schlug. Eines Abends spät kehrte Ali von irgend wo her in die Stadt zurück, die Sonne ging unter, und es war Zeit das Abendgebet zu verrichten. Ali näherte sich einem Greise, der nahe am Wege saß und Gerste durchsiebte. Ali bat ihn davon seinem Pferde zu geben. Der Alte stimmte äußerlich zu, als aber Ali wegging und zu beten anfing, schüttete er dem Pferde statt der Gerste Steine in den Futtersack. Nach beendigtem Gebete trat Ali zu seinem Pferde und sah in dessen Augen Blut statt Thränen, er sah in den Futterbeutel und sah die Steine statt des Kornes; der Alte spottete über den betrogenen Ali, dieser aber sagte mit Strenge zu ihm: „Werde selber zu Stein, Du und all' das Deine, Korn und Stroh, Allah akbar!" Kaum hatte er die Worte gesprochen, so wurde der Greis zu Stein, und die Halme des Getreides verwandelten sich in Felsen. Diese Felspartie erhebt sich noch heute dicht am Ufer des Amu und trägt die Bezeichnung „Tschatsch-baba"; dieses ist der äußerste, westliche Punkt von Afghanistan, weiterhin tritt das Gebiet von Buchara auch auf das südliche Ufer des Amu über.

Die Ablenkung des Amu hatte den Starrsinn des Chan von Chiwa gebrochen, er sandte eine Botschaft nach Schaaribardar und erklärte sich bereit, dem Herrscher Tamaz Schah seine Tochter zu geben. Ali erklärte der Gesandtschaft, es herrschten jetzt keine Kafiren mehr in Badachschan, die Einwohner hätten den Islam angenommen, und auf die Bitten der Einwohner von Chiwa leitete Ali den Amu wieder in sein altes Bett.

Nach den Ueberlieferungen der musulmanischen Bevölkerung starb Ali in Balch und ist nahe bei dieser Stadt begraben in dem Orte Mazari-Scherif (das heilige Grab). Diese Grabstätte dient als Wallfahrtsort für alle Musulmanen Mittelasiens.

Unterhalb Kelif tritt der Amu bald in das Steppengebiet, wird beträchtlich breiter und theilt sich häufig in zwei Arme, welche mit Schilf bewachsene Inseln umfassen. Die Ufer sind abwechselnd steil oder von sumpfigen Wiesen begleitet, oder auch mit Flugsandhügeln besetzt, aber sie tragen nicht mehr den frühern leblosen Charakter, wenigstens nicht in dem Gebiete von Buchara, wo die reichen Oasen von Kerki, Burdalyk, Naruzym und Tschardshui auf einander folgen.

Auf der Strecke vom Zusammenflusse des Wachsch mit dem Pandsh bis zur Grenze des Gebietes von Chiwa bei dem Orte Utsch-Utschak, auf 950 Werst, zählt man auf dem rechten Ufer 87 bewohnte Orte mit 31 Ueberfahrtsstellen, auf dem linken Ufer 73 Orte mit 28 Ueberfahrtsstellen. Die Fähren werden auf gemeinschaftliche Kosten von den Bucharen und Afghanen unterhalten, und sind auf afghanischer Seite mit einer Wache von 10 bis 15 Mann besetzt.

Die fünf europäischen Menschenracen.

Professor J. Kollmann hat es unternommen, zum ersten Male die Resultate der neuen kraniologischen Untersuchungen zusammenzufassen und aus denselben praktische Schlüsse zu ziehen. Bisher lagen die Ergebnisse zerstreut umher, eine sichtende Hand wagte sich nicht an dieselben, bis jetzt der genannte bayerische Forscher im „Archiv für Anthropologie" und in den „Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft" sie zu einer Arbeit verwerthet, die als die bedeutendste angesehen werden muß, welche seit lange auf anthropologischem Gebiete geliefert wurde.

Kollmann stellt sich rein auf den anthropologischen Standpunkt. Er läßt völlig unbeachtet, was Geschichte, Ethnologie, Linguistik über die Menschen Europas sagen, und sucht bloß nach den Schädelmerkmalen die verschiedenen Abarten des Homo sapiens in Europa zu unterscheiden. Seit langer Zeit schon führen unsere Kraniologen drei verschiedene Stufen des Hirnschädels nach dem Längendurchmesser an: Langköpfe, Kurzköpfe und die dazwischen stehenden Mittelköpfe. Man hat aber nicht bloß den Hirnschädel untersucht, sondern auch seine Aufmerksamkeit dem Gesichtsschädel zugewendet, der noch bessere Unterscheidungsmerkmale darbietet. „Bei dem Antlitz bedarf es keiner besonders geschärften Beobachtungsgabe, um zu erkennen, daß lange oder besser schmale Gesichter mit schmaler Nase, hohem Nasenrücken, hohem Ober- und Unterkiefer und enganliegendem Jochbogen vorkommen und andere, welche den direktesten Gegensatz aufweisen, bei denen die Ausdehnung in der Breite vorherrscht."

Eine Raceneintheilung, welche den Anforderungen wissenschaftlicher Genauigkeit genügt, muß sämmtliche Merkmale des Gesichts- und Hirnschädels zusammenfassen und, indem Kollmann dieses thut, findet er, daß auf europäischem Boden zwei verschiedene Formen von Dolichocephalie und zwei verschiedene Formen von Brachycephalie existiren. Denn sowohl mit dem langen als mit dem kurzen Hirnschädel verbinden sich je zwei völlig verschiedene Gesichtsschädel, die Kollmann als leptoprosop (schmalgesichtig) und chamaeprosop (niedergesichtig) bezeichnet. Danach gliedert er die europäische Bevölkerung in

1. Leptoprosope Dolichocephalen (Langschädel mit schmalem Gesichte).
2. Chamaeprosope Dolichocephalen (Langschädel mit breitem Gesichte).
3. Leptoprosope Brachycephalen (Kurzschädel mit schmalem Gesichte).
4. Chamaeprosope Brachycephalen (Kurzschädel mit breitem Gesichte).
5. Chamaeprosope Mesocephalen (Mittelschädel mit breitem Gesichte).

Die erste Race, die leptoprosopen Dolichocephalen, ist seit Langem gut bekannt. Synonym für dieselben sind „Reihengräberschädel", „Hohbergtypus", „kymrische Race", „germanischer Typus", „Angelsachsen". Diese verschiedenen Bezeichnungen geben gleichzeitig ein beredtes Zeugniß für die anthropologische Deutung. Germanen, Kymrier, Angelsachsen, jedes dieser Länder sieht in ihnen einen Theil seiner alten Besiedler, welcher an der Zusammensetzung der Bevölkerung sich betheiligt. Während dann Engländer, Deutsche und Skandinavier auf diese Dolichocephalen mit besonderer Vorliebe als ihre Ahnen hingewiesen haben, glaubte man in der Schweiz Römer darin erblicken zu dürfen. Kurz, während über das kraniologische Wesen dieser Race nahezu Uebereinstimmung herrscht, ist die ethnologische Deutung noch nicht entschieden. Dieser letztern Schwierigkeit will nun Kollmann durch die obigen Bezeichnungen nach den Hauptcharakteren des Gesichts und des Hirnschädels ausweichen. Als Kraniologe berücksichtigt er in erster Linie nur die anatomischen Merkmale der Racen; die ethnische Bedeutung derselben zu bestimmen überläßt er anderen.

Was die zweite Race, die chamaeprosopen Dolichocephalen, betrifft, so stimmt sie überein mit der „Hügelgräberform" in Deutschland, mit dem „Sion-Typus" in der Schweiz, mit dem mesorhinen Dolichocephalen Broca's in Frankreich, endlich mit einem Theil jener Formen, welche Davis und Turnham der altbritischen Periode zuweisen. Also auch wieder die verschiedenste ethnische Deutung.

Am verbreitetsten erscheint in Europa die dritte Race, die leptoprosopen Brachycephalen. Sie zeichnet sich durch Ubiquität aus und ist in der Schweiz (durch His und Rütimeyer) als Disentistypus bezeichnet worden. Sie wird auch durch zahlreiche Büsten aus römischer Zeit uns vorgeführt, und die klassischen Formen der Antike geben die Merkmale dieses Gesichtes wieder.

Im ausgesprochenen Gegensatz zu dem vorigen Typus stehen die chamaeprosopen Brachycephalen, welche übereinstimmen mit dem Type mongoloide Pruner-Bey's und der „slavischen Brachycephalie" Virchow's.

Die fünfte, die chamaeprosope mesocephale Race erscheint auch unter den verschiedensten Benennungen wie „Batavertypus", „Schädel vom Neanderthaltypus", „turanisch-germanische Mischform", „Cro-Magnon-Typus" in Frankreich. Solchen geographischen oder ethnographischen Bezeichnungen gegenüber sind die anatomischen, von der Form der Kranien hergenommenen Benennungen Kollmann's jedenfalls vorzuziehen; sie greifen nirgends vor.

„Was — führt Kollmann weiter aus — so lange die volle Anerkennung mehrerer Racen innerhalb Europas verhindert hat, ist zum großen Theil die falsche Voraussetzung, daß ethnische Einheiten: Völker, Nationen, Stämme oder, wie man die politischen und sprachlichen Gliederungen nennen will, aus Abkömmlingen einer einzigen Race hervorgegangen seien. Weder vor tausend Jahren noch vor zweitausend Jahren war dies jemals auf europäischem Boden der Fall. So weit wir die Besiedelung irgend eines europäischen Gebietes an der Hand von kraniologischem Material zurückverfolgen können, und in Frankreich ist dies bis ins Diluvium möglich, war dies niemals der Fall. Stets zeigt sich die Bevölkerung zusammengesetzt aus Repräsentanten verschiedener Racen."

An der bayerischen und Schweizer Bevölkerung zeigt sich dieses (wie die Arbeiten von Ranke, His und Anderen ergeben) ganz entschieden. Bis in die fernsten Dörfer ist die Bevölkerung nach den kraniologischen Merkmalen eine gemischte, in derselben Familie, unter Eltern und Kindern, treten Repräsentanten der verschiedenen Racen auf. Und es wäre merkwürdig, wenn dies nicht der Fall wäre.

„Die Thatsache von der starken Kreuzung der vorhandenen Racen unter einander bis in die letzten Thäler der Gebirge droht auf den ersten Augenblick jede Möglichkeit auszuschließen, kraniologische Studien mit irgend einer Aussicht auf Erfolg noch fürder zu betreiben. Aber bei genauer Ueberlegung wird dieselbe Erscheinung gerade zum stärksten Beweis für die Unzerstörbarkeit der Racen, für die Dauerbarkeit ihrer charakteristischen Merkmale. Denn wäre diese auffallende Widerstandsfähigkeit nicht vorhanden, so müßte längst eine betrübende Gleichförmigkeit der ganzen europäischen Menschheit eingetreten sein. Eine solche existirt aber bekanntlich keineswegs. Im Gegentheil, sowohl die großen Völker als die kleineren Stämme heben sich gegen einander durch besondere körperliche Eigenschaften scharf und bestimmt ab. Der Grund liegt darin, daß die Individuenzahl einer und derselben Race nicht stets die gleiche ist in den verschiedenen ethnischen Gebieten, sondern bedeutenden Schwankungen unterliegt. Der Modus der Zusammensetzung in jeder nationalen Gruppe ist ein anderer. Diejenige Race, welche am zahlreichsten vertreten ist, giebt dem ethnischen Gebiet sein bestimmtes anthropologisches Gepräge und drückt ihm einen durch die Berechnung definirbaren Racencharakter auf."

Um dieses Resultat zu erhalten hat die zahlenmäßige Feststellung der die Physiognomie eines Volkes bestimmenden Race und der übrigen in der Minderzahl vorhandenen Racenelemente nunmehr zu geschehen. Für Bayern hat Johannes Ranke damit den Anfang gemacht. Durch Messungen von mehr als 2000 Kranien aus sogenannten ungemischten ländlichen Bezirken der bayerisch-österreichischen Lande hat er gezeigt, daß dolicho-, meso-, brachy- und hypsibrachycephale Racenelemente an dem Ausbau dieser ethnischen Gruppe, dieses deutschen Volksstammes sich betheiligt haben.

Die Schlußbetrachtung der bedeutsamen Arbeit Kollmann's lautet: „Stämme, Völker, Nationen, mögen die ethnischen Gruppen groß oder klein sein, sie bestehen alle aus den Nachkommen mehrerer Racen. Die ethnischen Gruppen sind vergänglich. Ungezählte Völker versanken im gähnenden Schoße der Zeit. Die Racen, aus denen sie aufgebaut waren, blieben erhalten, sie dauern aus mit allen ihren charakteristischen Eigenschaften. Weder Klima noch andere Einflüsse haben seit dem Diluvium, seit der Ankunft

der ersten Racen auf dem europäischen Boden, ihre somatischen Eigenschaften, soweit sie als Ausdruck der Race zu betrachten sind, irgendwie geändert. Der Mensch macht von dem sonst anerkannten Gesetz einer beständigen Umformung eine entschiedene Ausnahme. Er nimmt auch in dieser Hinsicht, wie bezüglich seiner geistigen Eigenschaften, eine Ausnahmestellung in der Natur ein. Der Grund seiner Unabhängigkeit von der Natur liegt darin, daß er sich überall ein künstliches Klima schafft, durch seine Wohnung und Kleidung und daß er durch die große Auswahl und Mannigfaltigkeit in der Nahrung von den Einflüssen des Bodens sich befreit. Wenn wir gleichwohl beobachten, daß sich die charakteristischen Gegensätze der Racen in den verschiedenen ethnischen Gebieten allmälig abschwächen, so rührt dies von den Wirkungen der unausgesetzten Kreuzungen her, welche seit Jahrtausenden stattfinden. Immerhin sind sie noch nicht so weit gediehen, daß die typischen Formen der Race verschwunden wären."

Otto Schütt's Reisen im südwestlichen Congobecken[1].

R. A. Die Resultate des Reisenden O. Schütt, welcher im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft 1878 und 1879 weit im südwestlichen Congobecken vordrang, sind im Allgemeinen bekannt. Von der vielgenannten portugiesischen Station Malange in Angola ausgehend durchwanderte er die Länder der Bangala, Songo, Minungo und Quioco bis in Gebiete, die dem Muatajammo tributpflichtig sind. Eine ganze Reihe der großen von Süd nach Nord strömenden Zuflüsse des Congo: der Quango, Cuilu, Loangue, Luchico, Lovua, Quicapa und Luarimo wurden ein- oder mehreremal von ihm überschritten und schließlich die Residenz des Mai am letztgenannten Flusse (circa 7° nördl. und 22° östl. v. Gr.) als äußerster nördlicher Punkt, der bisher von Weißen nicht betreten war, erreicht.

Schütt reiste vorzugsweise als Topograph und das wichtigste Resultat seiner Reise ist die Karte. Vergleicht man das ungemein reiche und sorgfältig eingetragene Detail derselben mit Karten anderer Reisenden, so bekommt man vor der Mühe und dem Fleiße, die Schütt unter den ungünstigsten und jammervollsten Verhältnissen auf die Aufnahmen verwandte, den größten Respekt. Für die Länder zwischen 7° und 10° südl. Br. und 16° bis 22° östl. L. ist sie der wichtigste Beitrag. Durch die sorgfältige Redaktion hat sich Dr. Richard Kiepert, dem die Kartographie Afrikas neuerdings soviel verdankt, ein neues Verdienst erworben. Das Terrain ist in brauner Kreide eingedruckt, Schrift und Situation sind in sauberer Autographie ausgeführt, die politischen Grenzen sind Handkolorit, Sümpfe und Wälder erscheinen grün eingedruckt. Trotz des großen Maßstabes von 1:1 000 000 erscheint die Schrift oft gehäuft und konnte nur im kleinsten, fast die Loupe erfordernden Grade Aufnahme finden. Wir erwähnen dieses nicht als Tadel, sondern zur Kennzeichnung der reichhaltigen Arbeit Schütt's. Dieser große Maßstab von 1:1 Million gestattet uns aber noch zu einer andern Erwägung zu kommen. Karten von Afrika in kleinerm Maßstabe, welche alle neuesten Forschungsresultate enthalten, z. B. die Dreiblattkarte in 1:12 500 000 im Stieler'schen Atlas, erwecken fast die Vorstellung, als sei nur noch sehr wenig in Afrika zu thun. Ueberblickt man aber die Schütt'sche Karte, so sieht man, wie weit die Routen der Reisenden auseinander liegen und wie durch die terra incognita sich nur ein dünner bekannter Faden durchzieht. Ueberall ringsum weite, weiße gähnende Flächen, die des Ausbaues harren.

Die Reisebeschreibung ist in Tagebuchform gehalten. Nur ein allgemeines Kapitel macht uns zusammenfassend mit dem ganzen durchreisten Gebiete, seiner Vegetation, seinem Klima, mit Fauna, Flora und Bevölkerung bekannt. Oestlich von Angola liegt das von Schütt durchreiste Gebiet. Es ist ein Hochplateau, welches langsam gegen Nord abfällt, durchzogen von breiten und tiefen Thälern. Westafrika besitzt nur dies eine Plateau, und was als Talla-Mungongo-Gebirge auf unseren Karten erschien, ist nur der östliche Abfall jenes Plateaus ins Quangothal. Durch zahlreiche große, oben zum Theil aufgeführte Flüsse, die dem Congo zueilen, ist das Plateau in der Richtung von Süd nach Nord in viele gleich breite und beinahe parallele Rücken zerschnitten.

Trotz der vielen Flüsse ist die Vegetation der ganzen Hochebene eine spärliche, nirgends eine tropisch-üppige. Die flachen Rücken zwischen den Flüssen haben oft gar keine Vegetation, selbst das Steppengras wird nur wenige Zoll hoch. Solche unbewohnte Strecken heißen bei den Eingeborenen Quiana. Dagegen sind die Thalgründe von undurchdringlichem, mannshohem Grase, dem Capim der Portugiesen, bedeckt, zwischen dem spärliches Buschwerk vorkommt. Dichte Gehölze, Muchitos, finden sich im Norden an den Flußläufen. Durch Rohr, Stechpalmen und Lianen sind sie verfilzt, der Boden besteht aus vermodertem Laube. Diese Gehölze dehnen sich aber selten mehr als 50 Fuß zu jeder Seite des Flusses aus.

Wie im Tieflande zeigt auch die Hochebene zwei Jahreszeiten: die trockene, kalte, und heiße, regnerische. Die Regen fallen im Innern mit einer solchen Regelmäßigkeit, daß dadurch dem Reisenden kein Hinderniß erwächst. „Fängt es z. B. Abends gegen 6 Uhr an zu regnen, so weiß man, daß es Morgens um 4 oder 5 Uhr aufhören wird und daß man am nächsten Tage bestimmt marschiren kann. Wenn aber früh um 6 Uhr, selbst bei fast klarem Himmel, der Donner grollt, dann ist kein Träger aus der Laubhütte zu bringen, denn dann ist es sicher, daß vor 7 Uhr der Regen beginnt und erst nach Mittag endet." Für den Zoologen geben die durchreisten Gebiete geringe Ausbeute; besonders charakteristische Formen werden nicht erwähnt. Keine Andeutung von Anthropoiden kommt im Buche vor. Die Bevölkerungszahl ist überall eine sehr geringe, Cassangeland und Songoland ausgenommen. Während das, was Schütt über das Regierungssystem, die verschiedenen Kategorien von Zauberern und Wahrsagern, über den Fetischdienst, die Ordalien, Processe sagt, anderweitig Bekanntes bestätigt oder leicht variirt, erscheint uns der Mulongo-Brauch neu.

„Mulongo, auch Quituch und Cabale genannt, ist bei

[1]) Beiträge zur Entdeckungsgeschichte Afrikas. Viertes Heft. Reisen im südwestlichen Becken des Congo von Otto H. Schütt. Nach den Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden bearbeitet und herausgegeben von Paul Lindenberg. Mit drei Karten von Dr. Richard Kiepert. Berlin 1881. Verlag von Dietrich Reimer.

den Negern ein eigenthümlicher Brauch, der ihren angeborenen Diebessinn und ihre Gier zum Uebervortheilen mit dem Anschein des Rechtes in helles Licht stellt. Stößt z. B. Einer den Andern aus Versehen oder speit aus und ein Stäubchen trifft hierbei einen Andern, oder es gießt Jemand ein Gefäß mit Wasser aus und dasselbe netzt die Füße eines Vorübergehenden, so macht der Betreffende Quituch und verlangt von dem Andern den zehnfachen, ja hundertfachen Werth der geschädigten Sachen unter den sonderbarsten Vorwänden, so z. B. beim Wasser: „Das Wasser hattest Du dazu bestimmt, daß es in die Erde gegossen würde; Du hast aber, indem Du mich betropft, mich mit ihm in die Erde gewünscht.“ Von derselben sonderbaren Logik zeugt ein ähnlicher Fall; wenn ein Neger zu einem Zweiten sagt: Du siehst einer Person ähnlich, die ich früher gekannt, so antwortet der Angeredete: Wo ist der Mann, der wie ich aussieht? Er ist nicht hier, sagst Du? Bringe ihn! Unmöglich, sagst Du? Also ist er todt und Du wünschest, daß ich sterbe! Dafür mußt Du mir so und so viel zahlen.“

Dieses Mulongo zieht sich wie ein rother Faden durch das Buch und bereitete Schütt viel Ungemach. Sein Urtheil über die Neger ist ein ungemein hartes, und fast vergebens sieht man sich nach der Schilderung irgend einer Lichtseite um. Nur häßliche Züge begegnen uns — daß diese allein aber das richtige Bild geben sollten, vermögen wir nicht zu glauben. Gewiß würden bei längerm, stationärem Aufenthalte sich gegenüber dem vielen Schatten auch hellere Töne dem Reisenden aufgedrängt haben. Fehlen diese doch nirgends in der Menschheit.

Es ist wahr, Schütt hat entsetzlich kämpfen müssen. Ueberall Hindernisse — nicht von der Natur, nicht von den Krankheiten, sondern von den Menschen. Sie beginnen mit dem Betreten des Gebietes der berüchtigten Bangala, welchen alle Reisenden im weiten Bogen sonst ausweichen. „Nicht durchlassen“ ist die Losung jedes elenden kleinen Häuptlings, und das Plündern wird systematisch betrieben. Dabei ist das Schlimmste, daß Schütt sich auf seine feige Trägerbande nicht verlassen kann; jeden Augenblick ist sie bereit ihn zu verlassen und zu bestehlen. Bereits am Quango auf der nördlichen Route durch das Bangalaland angelangt wird er mit dem Tode bedroht, ausgeplündert und muß umdrehen. „Was ist der Tod in der Schlacht gegen eine solche hinterlistige Ermordung, in einem fremden Lande, nicht unter Menschen, sondern unter Bestien!“ ruft er erbittert aus. Auch auf der südlichen Route, durch das Land der Songo und Minungo, wo es ihm schließlich gelingt den Quango zu überschreiten und nach Norden vorzudringen, geht es ihm kaum besser. Dazu gesellt sich schließlich Hunger am Luaximo. „In Folge der Entbehrungen, die uns wiederholt nöthigten, eine größere Käferart und Heuschrecken zu essen, waren schon ein älterer Träger sowie eine Sklavin und ihr Kind gestorben. Der Marsch war entsetzlich, immer durch Dick und Dünn, ohne jeglichen Pfad, ohne tüchtigen Führer.“ So kommt Schütt zum Mai, seinem nördlichsten Punkt, wo er das Rauschen des großen Wasserfalls, des Kassai, hört, der noch eine Tagereise weit entfernt ist und wohl ein Nebenstück des Niagara sein mag. Aber es ist ihm nicht beschieden ihn zu erreichen oder gar bis zum Congo vorzudringen. Der Mai war ein Räuber wie die anderen alle und ein dort anwesender Sohn des Muatajamwo verbietet das Weiterreisen. Am 25. Januar 1879 muß Schütt umkehren.

Von längerm Aufenthalte ist wenig die Rede im Buche. Das Topographiren und die Sorge um das Leben und Fortkommen, die ewigen kleinen Quälereien nehmen den Reisenden ganz in Anspruch, und so ist es denn zu verwundern, daß das Buch überhaupt noch so manche werthvolle ethnographische Nachrichten bringt. Anthropologisches findet man kaum darin. Als Kuriosum erwähnen wir, daß Schütt einen Quioco mit 4 (!) Meter langen Zöpfen aus eigenem Haare und fußlangem Barte traf.

Interessant sind die Streiflichter, welche auf die Portugiesen fallen. Ihre Unfähigkeit in der Verwaltung des weit ausgedehnten Gebietes, auch anderweitig bestätigt, tritt klar zu Tage. Sie haben die östlichen Striche (Feira-Cassange ꝛc.) wieder verloren. Der Portugiese sinkt theilweise auf den Standpunkt der Neger herab statt diese zu heben, wie denn Kinder und Enkel der Weißen dem Mbambu-Glauben (Ordalien) huldigen. Ueberall verlorene portugiesische Posten im Innern. Von einer Festung mit Kanonen bei Seculo Cungue im Songolande „sieht man nichts mehr, alles ist vernichtet, alles fort“. In Quimbindo wohnte noch ein Portugiese, der Handel verfällt dort ganz. Buchner's Briefe bestätigen dieses und Pogge schreibt im April 1881: „Wenn Malange im Rückschritt so fortfährt, dürfte es in wenigen Jahren nicht mehr als Ansiedlung von Weißen existiren.“ Es scheint, als ob die Portugiesen mit der Zeit bloß auf die Küste beschränkt sein werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Alpines. Seiner vor neun Jahren erschienenen „Orographie der Allgäuer Alpen“ (Augsburg, Lampart u. Comp.) hat der als Alpenforscher rühmlichst bekannte Obergeometer A. Waltenberger in zweiter Auflage (ebenda 1881) in einzelnen Kapiteln eine vollständige Umarbeitung und vielfache Ergänzungen zu Theil werden lassen. Auch die Karten, eine hypsometrische Karte der Allgäuer Alpen und eine vergleichende Darstellung ihrer Höhenverhältnisse nebst Profilansichten, wurden an vielen Stellen ergänzt und verbessert. Das Kapitel über die hydrographischen Verhältnisse wurde durch Angaben über Wasserfälle und die interessanten Thalengen Allgäus, seine Hochseen und die vorhandenen permanenten Schneebedeckungen erweitert. Die sorgfältige Arbeit wird den schönen Allgäuer Alpen gewiß neue Freunde und Besucher gewinnen!

Von der „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen“, welche der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein herausgiebt, ist jetzt die dritte Abtheilung erschienen: Anleitung an der Hand klassischer Beispiele zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Beobachtungen im Gebiet der deutschen und österreichischen Alpen. Von Dr. Johannes Ranke (München 1881, J. Lindauer, 2 M.). Mit einer Karte (die Ostalpen zur Römerzeit) und 56 Abbildungen im Text. Die früheren Abtheilungen enthielten Orographie und Topographie, Hydrographie und Gletscherwesen von C. von Sonklar; Anleitung zu geologischen Beobachtungen von C. W. Gümbel (2 M.) und

Meteorologie von J. Hann (1 M.). Weitere Abtheilungen des nützlichen Werkes befinden sich in Vorbereitung.

Von dem „Jahrbuch" des Oesterreichischen Touristen-Clubs in Wien, welcher seit 1. Juli 1881 eine monatlich zweimal erscheinende „Oesterreichische Touristen-Zeitung" herausgiebt, ist der zwölfte Jahrgang erschienen (Wien, A. Hölder 1881). Derselbe enthält mehrere Aufsätze von wissenschaftlichem Werthe, unter denen wir anführen: Franz Toula, Die „Wiener Bucht", mit besonderer Berücksichtigung von Baden und seinen Thermen; Josef Rabl, Orographische Eintheilung des österreichischen Alpengebietes; Prof. Frischauf, Die Triglav-Seen (mit zwei hübschen Abbildungen); Prof. Hoernes, Veränderungen der Gebirge und ihre Beobachtung. Außerdem bietet der Band ein kleineres Panorama vom Monte Maggiore in Istrien und ein großes in vier Blättern vom leichter zu erreichenden Gaisberge bei Salzburg.

— Das Bankhaus Erlanger in Paris hat die Koncession zur Legung eines neuen unterseeischen Kabels zwischen Triest und der Insel Corfu, sowie das ausschließliche Eigenthumsrecht der Linie für 20 Jahre erhalten. Das neue Kabel, dessen Kosten auf etwa 1 Million Gulden veranschlagt sind, ist besonders zur Erleichterung der direkten Uebermittelung telegraphischer Depeschen zwischen Oesterreich und Aegypten bestimmt.

— In der „Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde in Berlin" (Bd. 16, Heft 3) behandelt Prof. H. Breßlau auf Grund von neuerdings veröffentlichten historischen Materialien und eigener Anschauung „die deutschen Gemeinden im Gebiete des Monte Rosa und im Ossolathale". Dieselben liegen auf italienischem Gebiete im Thale der Lys, des Toce, der Anza (Anzasca-Thal) und den Quellthälern der Sesia. Breßlau kommt zu dem Schlusse, „daß die Ansiedelungen im Lysthal bereits vor dem Anfange des 13. Jahrhunderts, die übrigen zumeist in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begründet sind; sie erklären sich durch dynastische Verbindungen, welche zwischen dem Oberwallis und den von dort aus bevölkerten Gebieten bestanden. Die Orte, wohin die Kolonisten verpflanzt wurden, behielten den romanischen Namen, den sie geführt hatten, unverändert oder mit leichter Umgestaltung bei; nur den einzelnen Weilern, hier und da auch Bergen und Flüssen legten die Ansiedler Benennungen bei, die ihnen in der Heimath vertraut gewesen waren." Es sind im Ganzen neun Gemeinden, deren Bevölkerung Ende 1878 sich auf 7444 Seelen belief: im Lysthal Gressoney la Trinité, Gressoney St. Jean und Issime mit zusammen 2479 Einwohnern; im Sesiathale Allagna, Rima S. Giuseppe und Rimella mit 1973 Einwohnern; im Anzathal Macugnaga mit 720 Einwohnern und im Ossolathale Formazza und Ornavasso mit 2272 Einwohnern. Wie überall in den Alpen, so ist auch hier die deutsche Sprache unzweifelhaft im Rückgange begriffen; die Kirche, durch die Bischöfe von Novara und Aosta vertreten, arbeitet seit lange aufs Kräftigste an ihrer Unterdrückung. In Ornavasso und noch viel mehr im nahen Miggiandone, wofür im Jahre 1550 deutsche Bewohner bezeugt sind, ist das Deutsche jetzt völlig verschwunden, ebenso in Pestarena, dem untersten Weiler von Macugnaga. In Macugnaga selbst, wo es noch 1839 den Eltern frei stand, zwischen deutscher und italienischer Schule zu wählen, ist jetzt die erstere aufgehoben und die Kinder genießen nur noch wälschen Unterricht. In Rimella (an einem Zuflusse der Sesia) wird noch Deutsch gepredigt, aber die Schule ist seit 1829 in Folge der Bemühungen des Bischofs italienisch geworden. Allagna (an der Sesia) ist jetzt ein Hauptquartier von Sommerfrische suchenden Italienern geworden, und der Einfluß dieser Touristen, von denen der Ort zum großen Theile lebt, wird die Unterdrückung des Deutschthums zu beschleunigen nicht verfehlen. Nur in Gressoney (im Lysthal) und in Formazza oder Pommat (im obersten Ossolathale, dem Thale des Toce) hat sich das deutsche Element widerstandsfähiger gezeigt; an ersterm Orte wegen seines lebhaften Handelsverkehrs mit Deutschland — es finden sich Gressoneyer Handelshäuser von St. Gallen bis Augsburg und Konstanz —, an letzterem in Folge seiner abgelegenen Lage, die fast eine leichtere Verbindung über den Griesgletscher ins Oberwallis, als durch das Tocethal in die italienische Ebene bietet. In Formazza wird freilich die neue Landstraße im Tocethale, die im Bau begriffen ist, wenn sie bis dorthin fortgeführt wird, die Verkehrsbeziehungen ändern; immerhin ist zu erwarten, daß hier und in Gressoney die deutsche Sprache sich noch behaupten wird, wenn sie aus den übrigen Orten längst verschwunden ist. Ein freudiges Bewußtsein ihrer deutschen Nationalität haben nach allen Schilderungen nur noch die Leute von Gressoney; an den meisten übrigen Orten sucht man dieselbe eher zu verbergen und redet lieber Italienisch als Deutsch mit dem fremden Besucher.

— Unter dem Titel „Karten von Attika" ist die erste Lieferung des durch Offiziere des preußischen Generalstabs aufgenommenen resp. noch aufzunehmenden Kartenwerkes erschienen (Berlin, D. Reimer 1881). Dieselbe enthält vier Tafeln, sämmtlich im Maßstabe 1:12500: 1. Athen und Umgebung von Kaupert. 2. Alt-Athen mit seinen nachweislichen Denkmälern, Plätzen und Verkehrsstraßen, Rekonstruktion von E. Curtius und J. A. Kaupert. 3. Die Halbinsel Peiraieus. Aufgenommen von G. v. Alten. 4. Die Halbinsel Peiraieus, nach der Erbauung der hippodamischen Stadtanlage und der Befestigungsmauern. Rekonstruktion von A. Milchhöfer und J. A. Kaupert. Tafel 1 und 3 zeigen das heutige Terrain- und Situationsbild in wirklich mustergiltiger Ausführung, Tafel 2 und 4 enthalten dasselbe in blassem Unterdrucke und darüber in rothen und gelben Farben die antike Topographie. Die Aufnahmen in Attika schreiten dabei rüstig weiter; Hymettos und Aigaleos (östlich und westlich von Athen) sind bereits aufgenommen, und im Winter 1880/1881 hat Premierlieut. Gäde das trigonometrische Netz über die attische Ostküste ausgedehnt. Die Karten sind von einem Texte begleitet, der hauptsächlich die Befestigungen des Peiraieus (von G. v. Alten) und dessen Topographie, Geschichte und Monumentenkunde (von A. Milchhöfer) behandelt. Von Interesse ist, was letzterer über das Aufblühen der Hafenstadt von Athen sagt (S. 34 f.): „Der moderne Peiraieus hatte 36 Jahre nach seiner Begründung (1871) bereits über elf Tausend Einwohner und zählt heute bei stetig wachsender Progression wohl das Doppelte. Gymnasien, Marineschule und zahlreiche andere Erziehungsinstitute, Börse und Arsenaldepots, Hospitäler und durchgehender Neubau der Kirchen, sowie die zahlreichen Fabriken sichern der Stadt in öffentlicher Beziehung den zweiten Rang nach Athen. Insbesondere hat die rapide, immer noch wachsende Bauthätigkeit den vorgezeichneten Raum beinahe ausgefüllt. Seit Anlegung eines Fahrwegs um den Kreis des Munichia- und Zeahafens (der nun allmälig, zum Theil auf den restaurirten Ufermauern gegründet, um die ganze Akte-Halbinsel geführt wird) beginnt sich auch jene östliche Gegend rasch zu bevölkern, die Stadt mit dem „Neu-Phaleron" zu verwachsen. Gegenwärtig versorgt eine vor Kurzem angelegte aus großartigen Reservoirs geführte Leitung (vom sogenannten Windmühlenberge her) die Stadt mit Wasser. Die nördliche sumpfige Ausbuchtung des Peiraieushafens erhält einen durch Molen verengerten Eingang. Bereits sind von einer französischen Gesellschaft Bohrungen zum Zweck der Nutzbarmachung dieses Theiles vorgenommen worden."

Asien.

— Unlängst stellte die Pforte an diejenigen Mächte, welche eigene Postämter im türkischen Reiche unterhalten, das Ansuchen, dieselben einzuziehen, da ihre eigenen Posteinrichtungen jetzt im Stande seien, allen Anforderungen zu entsprechen. Wie es aber mit Post und Telegraphen dort bestellt ist, zei-

gen nachfolgende Thatsachen, welche wir dem eben erschienenen Reisewerke des Rev. Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, London 1881) entnehmen. Der Pascha in Amasia hatte dem Reisenden versichert, daß wöchentlich zweimal eine Postverbindung zwischen Amasia und Samsun bestehe. Von Hrn. Krug, dem dortigen deutschen Konsul, erfuhr er indessen, daß trotz der Wichtigkeit dieser Kommunikationslinie gar keine regelmäßige Post existirt, sondern daß die Beamten häufig ihre Briefe einem gewöhnlichen Boten, der zufällig nach der gewünschten Richtung abreist, mit dem Auftrage übergeben, sie bis zur nächsten Station, z. B. Ladik, mitzunehmen; von da werden sie dann mittels einer ähnlichen „Gelegenheit" weiter befördert. Sie erreichen indessen schließlich fast immer ihren Bestimmungsort. Wie Tozer später fand, herrscht dieses sonderbare System in einem großen Theile des Reiches (a. a. O. S. 43). — Was ferner die Telegraphen betrifft, so langen die Depeschen entweder in einer arg verstümmelten, oft ganz unverständlichen Form oder viel zu spät an, wovon Tozer auf S. 345 f. einige treffende Beispiele anführt, welche Depeschen von englischen und russischen Konsulatsbeamten zugestoßen sind. Beim Durchreisen des Landes war Tozer oft erstaunt über die Vollständigkeit des türkischen Telegraphensystems, da sich die Drähte oft durch abgelegene und fast unbewohnte Gegenden hinziehen, und fühlte sich veranlaßt, die Regierung in seinem Herzen deswegen zu beloben — aber der Betrieb nimmt sich wie eine Satire auf diese erste Anlage aus. Wie die meisten Unternehmungen in der Türkei war das Telegraphensystem in der Idee vorzüglich, in der Ausführung kostspielig, in Bezug auf praktische Resultate aber fast nutzlos.

— Kaisarieh in Kleinasien hat gegenwärtig nach Tozer (Turkish Armenia and Eastern Asia Minor, p. 107) 60000 Einwohner, wovon 16000 Armenier, 4000 Griechen, der Rest Türken sind. Die Armenier in der Stadt sprechen selbst in der Familie Türkisch, auf den umliegenden Dörfern aber Armenisch. Der dortige armenische protestantische Pastor, Kerope Jakobian, predigt deshalb in der Stadt Türkisch, auf dem Lande Armenisch. Auch die Griechen sprachen noch vor Kurzem Türkisch; jetzt aber kehren manche in Folge der Ausbreitung ihres Volksbewußtseins zum Gebrauch der griechischen Sprache zurück. Der Lehrer, bei welchem Rev. Tozer in London Türkisch lernte, und welcher aus dieser Gegend stammte, gab als Grund für den Verlust ihrer Muttersprache an, daß die Türken einst allen Griechenkindern, um ihre Sprache auszurotten, die Zungen abgeschnitten hätten. In Ewerek, einem Dorfe am Südabhange des Argäus, versicherte ein Grieche dem Reisenden, daß in manchen Orten dieses Gebietes stets und ohne Unterbrechung Griechisch gesprochen worden sei, was Tozer indessen ohne weitere Beweise nicht glauben möchte, wenn er bedenkt, wie vollständig diese Sprache sonst überall in Kleinasien mit Ausnahme der Küstenlandschaften verschwunden ist. Was man im Innern Griechen nennt, sagt er (S. 117 f.), sind in Wahrheit Nachkommen der früheren Landesbewohner, denen sich vielleicht ein wenig griechisches Blut zugemischt hat durch griechische Händler, welche sich in den Städten niederließen, oder griechische Kolonien, die unter Alexander dem Großen und seinen Nachkommen angesiedelt wurden. Ihre Vorfahren wurden zu Griechen, weil sie Unterthanen des byzantinischen Reiches und Mitglieder der orientalischen Kirche waren, und letzteres Verhältniß ist noch der wahre Grund ihrer Nationalität. Wir dürfen deshalb bei ihnen jene hellenischen Charakterzüge nicht erwarten, welche bei den Bewohnern des Königreiches Hellas noch so scharf hervortreten. Tozer wurde besonders von diesem Kontrast betroffen, als er sich Trapezunt näherte, wo das Volk alle Charaktereigenschaften echter Hellenen aufweist. Ueberhaupt sind das, was wir heute in Kleinasien „Türken" nennen, nicht durchweg osmanische Türken, sondern, worauf genaue Kenner des Landes, wie Karl Humann oder Strecker-Pascha, schon öfters aufmerksam gemacht haben, turkisirte Nachkommen der alten ursprünglichen Landeseinwohner. Ob aber die Anthropologie dereinst noch im Stande sein wird, bestimmte Typen hier nachzuweisen, erscheint uns keineswegs ganz sicher. Jetzt sind noch selbst für den flüchtigen Beobachter äußerliche Unterschiede wahrnehmbar. Von Interesse ist, was Tozer (a. a. O. S. 48) von den Bewohnern des Dorfes Kojundschak (südwestlich von Amasia) sagt: „Der Gesichtstypus war bestimmt verschieden von demjenigen der Konstantinopolitaner Türken, und doch waren ihre Züge prominenter, als man von gewöhnlichen türkischen Bauern erwarten konnte. Nur unter den Kindern bemerkte ich runde Gesichter und platte Nasen, und die Augen derselben, obwohl meist dunkel, waren zuweilen blau."

Afrika.

— Allseitiges Bedauern hat die Trauerbotschaft vom Tode Dr. Matteucci's erregt, welcher am 8. August dieses Jahres zu London erfolgt ist. Ein Fieber, welches ihn sowohl in Afrika als auf der Heimreise wiederholt befallen hatte, aber stets bald vorüber gegangen war, raffte ihn nach nur eintägigem Krankenlager dahin; die Kunst der wegen des medicinischen Kongresses zahlreich in London versammelten besten italienischen Aerzte vermochte nichts gegen diese heimtückische Geißel der Afrikareisenden. Wie wenig sich Matteucci, der im Anfange der dreißiger Jahre stand, durch die Anstrengungen der weiten Reise durch Afrika entmuthigt oder entkräftet fühlte oder gar sein Lebensende nahe glaubte, geht daraus hervor, daß er noch von Madeira aus dem Generalsekretär der Geographischen Gesellschaft in Rom über den Plan zu einer neuen Reise schrieb, welche die Befreiung eines in Bornu festgehaltenen Italieners, Valpreda, zum Zwecke haben sollte. Ein Trost bei diesem schweren Verluste ist, daß Matteucci's Begleiter, Schiffslieutenant Massari, noch am Leben ist, um die Resultate der Expedition zu verarbeiten, welche, wie wir jetzt erfahren, von Wadai aus über Bornu, Kano und Nupe an den Niger und diesen stromabwärts zur Küste des Atlantischen Oceans führte.

— In einem seiner Briefe aus Abessinien (abgedruckt in den Mitth. der Afrik. Ges. in Deutschland II, S. 240) spricht sich Rohlfs dahin aus, daß südlich von Adua die Bevölkerung nur spärlich ist, und daß sich die Angabe von 5 Millionen Einwohnern für Abessinien (Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, II, S. 55, nehmen übrigens nur 3 Millionen an) kaum aufrecht erhalten läßt. Er selbst glaubt, daß das Land nicht mehr als die Hälfte davon besitzt.

Inhalt: Das heutige Syrien. VIII. (Mit fünf Abbildungen.) — Shukow: Aus dem Tagebuche der Amudarja-Expedition. II. (Schluß.) — Die fünf europäischen Menschenracen. — Otto Schütt's Reisen im südwestlichen Congobecken. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 20. August 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

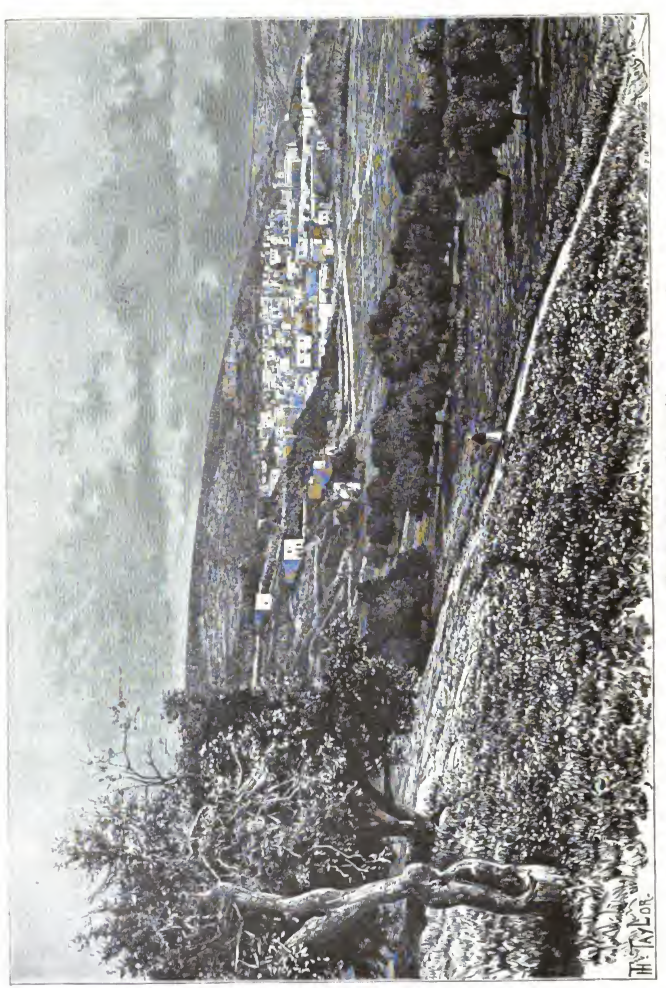
(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

IX.

Westlich vom Karmel, etwa eine Tagereise von Haifa, mündet unweit nördlich von den Ruinen des antiken Cäsarea der kleine Nahr Zerka in das Mittelländische Meer. Zwischen der See und dem Gebirge bildet er weite Sümpfe, die mit Schilf und hoch aufgeschossenen Cyperaceen bedeckt sind und von **Krokodilen** bewohnt werden (vgl. „Globus“ XXXII, S. 191). Es ist das außer dem Kischon ihr einziges Vorkommen in Palästina, von dem schon Plinius spricht. Auch der kleinasiatische Geograph Strabon erwähnt in dieser Gegend eine Stadt Krokodilon. Lortet hat die Thiere nicht selbst beobachtet, sondern nur in Haifa ein getrocknetes Exemplar zu Gesicht bekommen und an demselben festgestellt, daß das syrische Krokodil eine andere Species ist, als das ägyptische. Die Ansicht also, daß durch Aegypter das Krokodil hierher an den Fuß des Karmel verpflanzt worden ist, läßt sich nicht halten. Die Sümpfe, welche das merkwürdige Thier bewohnt, sind indessen nicht größer als 5 bis 6 Hektaren, und deshalb kann ihre Anzahl schwerlich eine sehr beträchtliche sein.

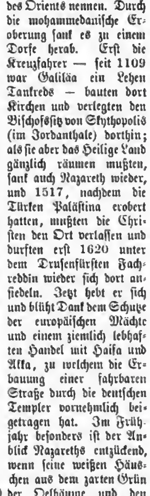
Der Weg von Haifa nach Nazareth führt zwischen den nordöstlichen Abfällen des Karmel und dem vielgewundenen, im sumpfigen Thale dahinströmenden **Kischon** entlang. Stellenweise sind seine Ufer hoch und mehrere Meter tief in den schwarzen Erdboden eingeschnitten; dann wieder theilt sich sein Bett und bildet große Sümpfe, in denen zahlreiche prächtig gefärbte Wasservögel und Schildkröten (Emys caspica und Emys sigris) hausen, nicht minder auch Krokodile. Dies Faktum hat der Engländer J. Mac Gregor festgestellt, der 1868 und 1869 die Hauptwasserläufe Syriens in einem kleinen Boote befahren und dabei auf dem Kischon (heute Nahr el-Mukatta) ziemlich große Exemplare dieser Saurier gesehen hat; sie kamen so nahe an seinen Seelenverkäufer heran, daß er sie mit seinen Rudern zurückstoßen mußte.

Der Weg nach Nazareth berührt zunächst das zwischen Oelbäumen und Dattelpalmen versteckte Dorf **Beled-e'-Schech**, wo man einen ganzen Flug der in Syrien häufigen kleinen Eule (Athene Persica) aufjagte, deren interessantes Gesicht und zierliches goldiges Gefieder sie zu einem reizenden Stubenvogel machen könnte. Weiter trifft man auf einem Schutthügel die elenden Hütten von **Dschabschur**, umgeben von einer riesigen und undurchdringlichen Opuntienhecke und bewohnt von armen, hungrigen Fellachen. Dann gelangten die Reisenden in das niedrige Hügelland, welches die Strandebene von Akka und die Ebene Esdrelon von einander scheidet. Durch Sumpflöcher und Schluchten war der Weg hier fast unpassirbar gemacht, und es kostete einmal die größten Anstrengungen, den in ein solches Loch gerathenen Dragoman nebst seinem Pferde herauszuziehen. Ebenso war es höchst schwierig, über den 4 bis 5 Fuß tiefen, steiluferigen Kischon zu passiren. Prächtig aber war der Blumenflor auf den weithin überschwemmten Feldern; namentlich zeichneten sich die goldgelben Blüthen des in unseren Gärten schon lange heimischen Asphodelus lutea aus. Ferner erschien hier zum ersten Male in den Lichtungen des Eichenwaldes der schöne rothblühende Lein



Nazareth. (Nach einer Photographie.)

(Linum pubescens), dessen prächtige Blumen im südlichen Palästina des Wanderers ständige Begleiter sind. Ringsum waren Fellachenweiber damit beschäftigt, die nützliche Pflanze zu sammeln, um sie zu rösten und dann ihre langen blauen Hemden daraus zu spinnen. In den großen Eichenwaldungen herrscht tiefe, feierliche Einsamkeit, nur von dem Zwitschern bunter Vögel unterbrochen, und so prächtig ist das Spiel der Sonnenstrahlen zwischen dem Laube, daß sich die Reisenden beim Nahen des Abends nur schwer entschließen konnten, die reizende Gegend zu verlassen und der weiten Einsenkung zuzureiten, in deren Grunde die kleine Stadt Nazareth liegt. Der Abstieg zu derselben war sehr steil; sie durchritten aber nur den Ort und lagerten jenseits desselben unter großen Oelbäumen bei einem antiken Brunnen, wo prächtige Frauengestalten ihre zierlichen Wasserkrüge füllten. Nazareth, von den Arabern en-Nâsira genannt, liegt, wie erwähnt, in einem weiten, von S.-S.-W. nach N.-N.-O. gerichteten Thalkessel zwischen Kreidebergen von 400 bis 500 m Höhe über dem Meeresspiegel. Die fast durchweg aus Hausteinen aufgeführten Häuser ziehen sich an dem südlichen Abhang des Dschebel es-Sîch empor, dessen Gipfel die Stadt überragt. Manche der umliegenden Berge sind kahl, andere mit Gestrüpp, aromatischen Kräutern und bunten Blumen bedeckt. Im Frühjahre ist dieser Theil Galiläas ein ununterbrochenes Blumenbeet, in welchem Tausende und aber Tausende von Anemonen, Ranunkeln, Tulpen, Iris und Skabiosen blühen. Auf künstlichen Terrassen gedeihen Feigen- und Oelbäume in mächtigen Exemplaren und selbst einige Dattelpalmen erheben hier und da ihre Federkronen über die niedrigeren Bäume. Der höchste der Berge, jener Dschebel es-Sîch (545 m), liegt nördlich der Stadt und trägt das kleine Heiligthum Nebi Saîn oder Nebi Simân; von ihm aus genießt man eine herrliche Aussicht: östlich die rundliche Kuppe des Tabor, dann im Süden der kleine Hermon (Dschebel Dahi), das Gilboa-Gebirge und die Berge von Samaria mit dem Orte Dschennin und im Westen und Südwesten der schroff zur Bai von Akka abfallende Karmel. Akka selbst wird von Bodenwellen bedeckt, aber weithin erstrahlt dafür das Meer im Glanze der sinkenden Sonne. Nach Norden erblickt man die Ebene el-Battôf, deren Wasser in den Kischon fließen, und das Dorf Sefûrie, das alte Diocaesarea und alles Bergland bis gegen Safed hin. Ganz im Osten überblickt man ein Meer von Hügeln, das in der Ferne mit den dunstigen Höhen des Hauran jenseits des Genezareth-Sees verschwimmt. Im Süden zeigen sich die Dörfer Endûr, Nain, Zerain und ein großer Theil der Ebene Esdrelon, während im Nordosten der majestätische Große Hermon aufragt, dessen Schneefelder bis in den Juli hinein ihren fleckenlosen Glanz bewahren. Man entschließt sich nur schwer, die Augen von diesem herrlichen Schauspiele wegzuwenden, und jeder muß hier tief ergriffen werden, wenn er daran denkt, daß des Erlösers Blicke fast dreißig Jahre lang immer wieder und wieder auf dieser lachenden, zugleich anmuthigen und großartigen Natur geruht haben.



Junge Mohammedanerin aus Nazareth. (Nach einer Photographie.)

Die Geschichte des Städtchens ruht im Dunkelen; das Alte Testament erwähnt dasselbe nicht und im Mittelalter knüpft sich kein bedeutendes Faktum an seinen Namen, nach welchem sich doch noch heutigen Tages die Christen des Orients nennen. Durch die mohammedanische Eroberung sank es zu einem Dorfe herab. Erst die Kreuzfahrer — seit 1109 war Galiläa ein Lehen Tankreds — bauten dort Kirchen und verlegten den Bischofssitz von Skythopolis (im Jordanthale) dorthin; als sie aber das Heilige Land gänzlich räumen mußten, sank auch Nazareth wieder, und 1517, nachdem die Türken Palästina erobert hatten, mußten die Christen den Ort verlassen und durften erst 1620 unter dem Drusenfürsten Fachreddin wieder sich dort ansiedeln. Jetzt hebt er sich und blüht Dank dem Schutze der europäischen Mächte und einem ziemlich lebhaften Handel mit Haifa und Akka, zu welchem die Erbauung einer fahrbaren Straße durch die deutschen Templer vornehmlich beigetragen hat. Im Frühjahr besonders ist der Anblick Nazareths entzückend, wenn seine weißen Häuschen aus dem zarten Grün der Oelbäume und den mächtigen dunklen Opuntienhecken herauslugen und die Wiesen ringsum mit blauen Iris und scharlachenen Ranunkeln (Ranunculus asiaticus) bedeckt sind.

Die christliche Bevölkerung hat sich in letzter Zeit stark vermehrt; man zählt nur circa 2000 Mohammedaner auf 10 000 bis 11 000 Christen verschiedener Bekenntnisse (Socin-Bädeker giebt nur 2500 orthodoxe, 180 unirte Griechen, 800 Lateiner, 80 Maroniten und 100 Protestanten an). Die wenigen Juden unterscheiden sich äußerlich von denen in Jerusalem und ähneln durch ihre dunkelen Augen und Haare und ihren bronzefarbenen Teint sehr den Beduinen der Ebene am Tabor. Die Einwohner treiben meist Ackerbau, bauen Getreide, Wein, Baumwolle, ziehen Oel- und Feigenbäume und produciren einen in Palästina sehr geschätzten Tabak. Unter Männern wie Frauen finden

sich herrliche Gestalten und namentlich unter den letzteren schöne Gesichter. Ihre Tracht ist ihnen eigenthümlich und von großer Zierlichkeit: unten mit bunter Seide gestickte Pumphosen, ein gefälteltes feines Baumwollhemde, das den Busen zum Theil freiläßt, und eine Tunika, welche um den Leib durch einen gestreiften Gürtel zusammengehalten wird. Den Kopf, der stets klein ist und auf einem zierlichen Halse sitzt, bedeckt eine seidene, mit Gold durchwirkte Kessije; ein langer, hinten herabfallender Schleier ist nach Art eines Turbans darum gewunden. Stirn und Brust sind mit zahlreichen Münzen geziert, deren Menge den Schmuck oft ziemlich kostbar macht.

Nazareth zerfällt in drei Quartiere, welche von den Lateinern, Griechen und Mohammedanern bewohnt werden; dieselben leben für gewöhnlich friedlich neben einander und stimmen alle darin überein, daß sie die türkische Herrschaft verwünschen und sich nach der der Aegypter zurücksehnen, da sie unter Ibrahim Pascha sich eines Anscheines von Sicherheit erfreuten.

Zahlreich sind die religiösen Anstalten, welche, wie begreiflich, heutigen Tages Nazareth schmücken. Die Griechen haben dort einen Metropoliten und eine dem Engel Gabriel geweihte Kirche; die Lateiner ein Franziskanerkloster und eines der Zionsschwestern; die protestantische Mission eine Schule und eine Kirche und neuerdings hat die „Female Education Society“ in London ein Mädchenwaisenhaus auf dem südöstlichen Bergabhange gebaut, das von drei protestantischen Lehrerinnen geleitet wird. Das Franziskanerkloster umschließt die im Jahre 1730 vollendete Kirche der Verkündigung, einen dreischiffigen Bau, hinter deren Hochaltar eine Krypta mit allerlei durch die Tradition geheiligten Stätten liegt, namentlich die jetzt durch eine Mauer in zwei Theile geschiedene Verkündigungskapelle, wo einst das Haus der Jungfrau gestanden haben soll, das der Ueberlieferung zufolge am 10. Mai 1291 auf Gottes Weisung erst nach Terzato bei Fiume, später nach Loreto in Italien gebracht wurde, um es den Händen der Mohammedaner zu entziehen. Noch heute aber zeigt man in Nazareth die Stellen, wo Maria betete, wo ihr Bett, wo sie selbst bei der Verkündigung gestanden hat u. s. w. Letzterer Punkt wird durch ein Säulenstück bezeichnet, welches von schweren, jedermann sichtbaren Eisenklammern an der Decke festgehalten wird, was freilich die frommen Pilger nicht gehindert hat, zu behaupten, daß es frei in der Luft schwebt und übernatürliche Kräfte besitzt.



Dschennin und das Gilboa-Gebirge. (Nach einer Photographie.)

Einige Minuten nordöstlich der Stadt befindet sich eine halb verfallene Bogenwölbung über einem antiken Behälter, in welches die einzige Quelle Nazareth's ihr Wasser ergießt. Abends und Morgens sieht man dort lange Reihen von Frauen und Mädchen ihre großen, antik geformten Wasserkrüge füllen; sie heben ihre Röcke in die Höhe, streifen ihre Schuhe ab und treten barfuß hinzu, um aus der Mitte des Beckens ja recht klares und frisches Wasser zu schöpfen; eine ihrer Genossinnen hilft ihnen dann, den schweren Krug auf den Kopf zu heben, wo er, leicht nach der einen Seite geneigt, in sicherm Gleichgewichte thront. Oft halten sie den einen Henkel mit der Rechten fest und stützen die Linke in die Seite. Selbst kleine Mädchen von 5 bis 6 Jahren kommen oft von weit her, um ihre kleinen Gefäße mit dem kostbaren Naß zu füllen. Stundenlang kann man sich in der Nähe aufhalten, die herrlichen Gestalten bewundern und sich daran erinnern, daß auch Maria einst in gleicher Weise und wahrscheinlich in einem eben solchen schwarzirdenen Gefäße hier das Wasser für ihren dürftigen Haushalt geholt hat.

An dieser Quelle bringen die jungen Männer der Stadt ihren Verlobten ihre Huldigungen dar: es ist der einzige Ort in ganz Syrien, wo der Verkehr beider Geschlechter in der Oeffentlichkeit geduldet wird. So sehr aber auch strenge Mohammedaner diese gegenseitige Annäherung tadeln mögen, so steht doch gerade hier die Sittlichkeit weit höher, als in den Dörfern ringsum, wo die Frauen in strenger Abgeschlossenheit gehalten werden. Die Mohammedaner von Nazareth haben, wie fast überall in Syrien, in gewisser Hinsicht den äußerlichen Anschein von Tugend und Ehrbarkeit sich bewahrt. Aber der äußere Anschein darf Niemanden täuschen. Forscht man näher nach, was innerhalb der streng abgeschlossenen Familien vorgeht, so findet man dort häufig genug die gröbste Unsittlichkeit herrschen und zwar bei beiden Geschlechtern. Trotz des Verbotes des Koran betrinken sich viele Männer allabendlich in Raki, und Delirium tremens und Gehirnerweichung kommen keineswegs selten vor. Doch gilt dies, wohlverstanden, nur von den Städtebewohnern; die Fellachen dagegen sind äußerst nüchtern und werden schon durch die Gluth der Sonne, welcher sie sich auf den Feldern aussetzen müssen, von solchen Ausschweifungen zurückgehalten.

Was sonst in Nazareth an Sehenswürdigkeiten und heiligen Stätten gezeigt wird, übergehen wir hier; meist verdankt es seinen Ruf erst ziemlich später Tradition, wie die „Zimmerwerkstätte Joseph's“ und der „Tisch Christi“ dem

Anfange des 17. Jahrhunderts. Aeltern Datums ist allein die jetzt im Besitze der Maroniten befindliche „Synagoge", in welcher Jesus Unterricht ertheilt haben soll; sie wurde bereits im Jahre 570 den Fremden gezeigt.

Der Weg von Nazareth nach Süden führt zuerst über einen hohen Berg mit ausgedehnter Aussicht, dann durch ein trockenes Thal hinab in die Ebene Esdrelon. Zahlreiche Wanderer zogen desselben Weges, um Ostern in Jerusalem zu feiern, die einen zu Fuß, die anderen auf ganz kleinen Eseln reitend, manche Frauen mit einer Wiege aus Korbgeflecht auf dem Kopfe. So mögen einst auch Jesus und Maria nach der heiligen Stadt gezogen sein; denn in diesem unbeweglichen Orient hat sich seit achtzehn Jahrhunderten wenig oder nichts geändert.

Die fruchtbare Ebene trägt weit ausgedehnte Getreidefelder, auf denen die Halme eine ganz ungewöhnliche Höhe erreichen. Wo das Land brach liegt, ist es mit hohem Gras und riesigen Disteln (Notobasis syriaca) mit schönen blauen Blüthen bedeckt, aus denen große Wachtelschwärme auffliegen und den grauen Hasen, Schakalen und Gazellen zur Deckung dienen. Adler, Geier und andere Raubvögel in Menge spähen aus der Luft herab auf Beute. Lortet hatte hier gute Jagd und konnte seine Karawane auf mehrere Tage mit frischem Wildpret versehen.

Etwa 12 km südlich von Nazareth kam er an den Dörfern el-Afûle und el-Fûle vorbei, deren elende Lehmhütten auf weithin sichtbaren Schutthügeln erbaut sind, deren Aufgrabung vielleicht interessante Resultate ergäbe.



Sebastije (Samaria). (Nach einer Photographie.)

Fûle heißt „Bohne", und dieselbe Bedeutung hat der Name Faba, welchen das dortige Kreuzfahrerkastell trug, das im gemeinsamen Besitze der Templer und Johanniter war und nach der Schlacht von Hattin durch Saladin erobert wurde. Größern Ruhm noch gewann der Ort durch den Sieg, welchen am 16. April 1799 Kleber und Bonaparte mit wenig über 2000 Franzosen unter den ungünstigsten Verhältnissen über mehr als 25 000 Türken unter Abdallah Pascha erfochten. Von Sonnenaufgang bis Mittag hielten die im Quarré aufgestellten 1500 Mann unter Kleber Stand, bis Bonaparte mit nur 600 Mann auf dem Schlachtfelde erschien und die Türken, welche letztere für den Vortrab eines großen Heeres hielten, in wilder Flucht sich retteten.

Auf dieser Ebene machte Lortet die Wahrnehmung, um wie viel unerträglicher die Hitze ist, welche ein rother oder schwarzer Thonboden ausstrahlt, als die eines weißen Kreidebodens oder die unmittelbaren Sonnenstrahlen. Es muß auf der Erdoberfläche eine Zersetzung des Sonnenlichtes stattfinden, so daß die chemischen und kalorischen Strahlen mit größerer Kraft wirken können. Dadurch erklärt sich das öftere Vorkommen des Sonnenstichs von unten her, während der Kopf vollständig gegen die direkte Wirkung der Hitze geschützt ist. Deshalb bedecken auch die Syrier (und ebenso die Tuareg der Sahara) mit Sorgfalt die untere Gesichtshälfte und die Backen und lassen nur die Augen frei.

Nach einer äußerst anstrengenden Tagereise waren end-

lich die Hügel am Südende der Ebene und das an dieselben sich anlehnende Städtchen Dschennin erreicht, und es wurden die Zelte unweit der Stadt auf einer schönen Wiese aufgeschlagen. Der Ort liegt am Ausgange eines Thales, das nach der Ebene hin mündet, zwischen Oel- und Feigenbäumen und fruchtbaren Gärten. Die Häuser umgiebt eine Opuntienhecke, deren Aeste so groß und deren Blätter so verschlungen sind, daß ein Durchkommen unmöglich wäre, wenn man nicht wahre Thore in diese lebende Mauer geschnitten hätte. Schon von weitem zeigen sich einige zierliche hohe Palmen, welche um die kleine Moschee herum stehen und zur Belebung der Landschaft viel beitragen. Die Einwohner, 4000 an der Zahl, sind bis auf wenige Christen lauter Mohammedaner. Das Bemerkenswertheste ist eine sehr starke Quelle, die oberhalb des Ortes entspringt und, in tausend kleine Bäche zertheilt, überall Frische und Fruchtbarkeit verbreitet. Ueber Lortet's Lager erhob sich auf dem Gipfel des Hügels ein kleines, weiß angestrichenes Weli, das Grabmal eines mohammedanischen Heiligen, und ringsum Gräber von Gläubigen, die etwas darauf hielten, möglichst nahe bei jenem begraben zu werden. Unkraut und die den Todten geweihte Iris bedeckte auch hier den Leichenacker, und Lumpen und Kleiderfetzen von jeglicher Art und Farbe hingen als Opfergaben an den das Weli umgebenden Dornsträuchern.

Am nächsten Morgen brach man nach Nabulus auf, schlug aber nicht den direkten Weg über Sanur ein, weil die dortige Ebene im Frühjahr oft überschwemmt ist, sondern einen westlichern und ungleich malerischern über Arrâbe, in dessen Nähe Tell Dôthân liegt, das alte Dothain, in dessen Nähe die Geschichte vom Verkaufe Joseph's durch seine Brüder spielt. In der weiten Hochebene ringsum

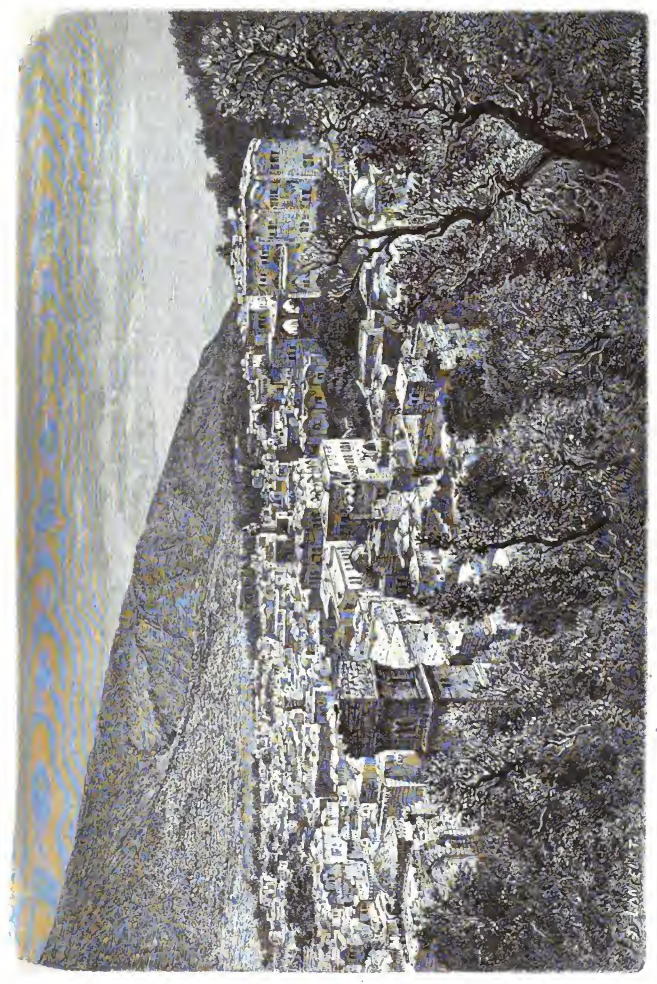


Säulenreihe in Sebastije. (Nach einer Photographie.)

wird viel Getreide gebaut und die Wachteln sind dort so zahlreich, daß sie zu 10 und 15 Stück zugleich vor den Füßen der Pferde auffliegen, und so wenig scheu, daß Lortet sie mit der Reitpeitsche treffen konnte.

Ueber Dscheba'a und Burka, durch Thäler und über Hügel führte der stellenweise von hundertjährigen Oelbäumen beschattete Weg, welcher von den Höhen vor dem letztgenannten Orte einen prächtigen Ausblick auf das Meer gestattete. Hinter Burka, wo man in ein kleines Thal hinabsteigt, erblickt man zuerst jenseits desselben die Ruinen des antiken Samaria, welche auf einem vereinzelt im Thal stehenden, über 100 m hohen, runden und terrassirten Hügel zwischen den Häusern und Gärten des heutigen Sebastije zerstreut sind. Ueberall finden sich Reste von Säulen, Kapitelle und Sarkophage zerstreut und auch die modernen Gebäude selbst sind zu einem großen Theile aus antikem Material errichtet. Die Einwohner gelten für fanatisch und haben keinen guten Ruf, störten aber unsern Reisenden beim Besuchen und Photographiren der Ruinen in keiner Weise.

Das interessanteste Baudenkmal ist die aus der Kreuzfahrerzeit (der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts) stammende, jetzt in eine Moschee verwandelte, aber halb zerstörte Johanneskirche, angeblich über dem Grabe Johannes des Täufers errichtet. Ihre Länge beträgt 50 m, die Breite 23 m; sie zeigt drei Schiffe, deren mittelstes das höchste war, und erinnert in ihrem Style sehr an die gleichzeitigen Kirchen von Abu Ghosch und St. Anna in Jerusalem. Die hier und da mit Johanniterkreuzen versehenen Mauern sind sonst ohne Schmuck, aber aus sehr sorgfältig behauenen Steinen aufgeführt und umschließen einen offenen Hofraum, in welchem sich die Krypta mit dem Grabe des Heiligen befindet. Eine moderne Kuppel wölbt sich über demselben und 21 Stufen führen hinab zu einer kleinen Felskammer mit dem Heiligthume, das unter der Obhut eines mohammedanischen Wächters steht. Oberhalb des



Nâbulus (Sichem). (Nach einer Photographie.)

Dorfes liegt eine große künstlich geglättete Terrasse, die heute als Dreschtenne dient, und dabei stehen über ein Dutzend Säulen ohne Kapitelle, welche wahrscheinlich zu dem Tempel gehörten, den Herodes der Große zu Ehren des Augustus in Samaria — das er nach seinem kaiserlichen Gönner Sebaste (noch heute Sebastije) benannte — aufführen ließ. Von dort ist es nicht weit auf die Spitze des Berges, die 488 m über dem Meeresspiegel liegt und eine weite Aussicht auch über das Meer gewährt. Um denselben ziehen sich an mehreren Punkten Terrassen herum; auf derjenigen im Süden erhebt sich in der Höhe des Dorfes eine Kolonnade, welche gleichfalls Herodes errichtete. Ihre Länge betrug an 1700 m, die Breite 15 und die Säulen, die insgesammt ihre Kapitelle eingebüßt haben, und nur mit Unterbrechungen aufrecht stehen geblieben sind, sind 5 m hoch und bestehen zum Theile aus einem einzigen Stücke. Im Nordosten, am Fuße des Hügels, finden sich Reste einer zweiten, 442 m langen Säulenstraße, welche schräg auf die erste zulief. Aus der ältesten Zeit der Stadt, die um 925 v. Chr. durch Omri, den König von Israel, unter dem Namen Schomron (d. i. Wachthügel), gegründet wurde, hat sich nichts erhalten. Sie war lange Zeit Hauptstadt des nördlichen Reiches und Hauptsitz des Götzendienstes, gegen welchen die Propheten so viel und heftig eiferten, bis Sargon sie im Jahre 720 nach dreißigjähriger Belagerung eroberte und dem Reiche Israel ein Ende machte. Zur Zeit der Makkabäer war aber Samaria wieder eine ansehnliche, feste Stadt und erlebte dann unter Herodes eine zweite Blüthe; später mußte sie zwar gegen das nahe Neapolis (Sichem) zurücktreten, ward aber im 3. oder 4. Jahrhundert zum Bischofssitz erhoben, den die Kreuzfahrer erneuerten.

Noch am selben Tage ritten die Reisenden nach dem nur 10 km entfernten Nâbulus hinüber und ließen auf einer mit alten Oelbäumen bestandenen Terrasse über dem westlichen Eingange der Stadt, fern von den bösen Dünsten der Pfützen im Thale unten, ihre Zelte aufschlagen. Es war gerade ein Festtag, und zahlreiches Volk belustigte sich ringsum; Frauen, Mädchen und Kinder hatten Stricke in den Bäumen befestigt und gaben sich in ausgelassener Freude dem in ganz Syrien beliebten Vergnügen des Schaukelns hin, und groß war das Entzücken, als Lortet einem herumziehenden Krämer seinen Vorrath an „geweihtem Zucker" für ein Geringes abkaufte und an die Kleinen vertheilte. Die als fanatisch verrufenen Einwohner bereiteten übrigens auch hier dem französischen Reisenden keinerlei Unannehmlichkeiten, und es war eine bloße Förmlichkeit, daß der Kommandant der Stadt ihm zwei arme Teufel von Soldaten als Wache zuschickte. Räuber und Diebe ließen sein Lager durchaus in Frieden; Schakale und Hunde dagegen streiften heulend um dasselbe herum. Um Ruhe zu finden, that Lortet das, was er seit seiner Abreise von Beirut fast allabendlich gethan hatte: er schoß ein paar von den Störenfrieden todt, worauf dieselben sofort von ihren Genossen verschlungen wurden, und Stille eintrat.

Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador.

I.

In der Sitzung der Royal Geographical Society vom 9. Mai dieses Jahres berichtete Edward Whymper über den Verlauf und die Ergebnisse seiner Reise nach Ecuador. Dem interessanten geistvollen Vortrage des berühmten Gebirgsreisenden (Proceed. R. Geogr. Soc. of London, August) entnehmen wir die nachstehenden Einzelheiten.

Es war nicht allein der Wunsch, die bisher noch verhältnißmäßig wenig bekannten Gebirge von Ecuador zu erforschen, den Chimborazo und einige andere der dortigen Bergriesen zu ersteigen, was Mr. Whymper gegen Ende des Jahres 1878 veranlaßte, seine Reise nach Südamerika zu unternehmen: er verfolgte bei derselben in erster Linie den Zweck, gewisse, für Bergreisen insbesondere, aber auch für die geographische Forschung im Allgemeinen wichtige theoretische Fragen auf empirischem Wege zum Austrag zu bringen. Was die erste derselben anbetrifft, die oft ventilirte Frage, bis zu welcher Höhe über dem Meeresspiegel der Mensch noch zu leben vermöge, so hat Whymper durch wiederholte längere Aufenthalte in 16 000 und 18 000 Fuß Höhe über dem Meere sowie durch ein 26stündiges Verweilen auf dem Gipfel des Cotopaxi (19 500 Fuß), ohne daß dabei er selber oder einer seiner Begleiter besondere Beschwerden infolge des geringen Luftdruckes empfunden hätte, die Ueberzeugung gewonnen, daß sie alle „erforderlichenfalls auch wohl im Stande gewesen sein würden, noch einige tausend Fuß höher, etwa bis zu 24 000 oder 25 000 Fuß, über dem Meere emporzusteigen". Diese ihrerzeit schon bekanntgewordene Annahme Whymper's hat nicht verfehlt, unter den englischen Enthusiasten des „Bergsports" große Hoffnungen zu erregen auf eine nun doch ausführbare Ersteigung der höchsten uns bekannten Berge, eine mißverstandene Auffassung seiner Meinung, gegen die Whymper sich auf das Nachdrücklichste verwahrt: „Unsere Erfahrungen beweisen nicht, daß man sich längere Zeit in einer Höhe von etwa 24 000 Fuß aufhalten kann; und wenn dieses nicht geschehen kann, so ist nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, in der That gar keine Möglichkeit, vorhanden, daß man jemals zu Fuß die Gipfel der höchsten bekannten Berge erreichen wird. Es handelt sich hierbei nicht nur um ein Ueberwinden physischer Schwierigkeiten, es ist eine Frage des Luftdruckes; und es muß noch bewiesen werden, ob der menschliche Körper sich einem Drucke anbequemen kann, welcher nur ein Drittel von dem beträgt, der am Meeresspiegel auf ihm ruht."

Die zweite Frage, die Whymper zu lösen bemüht war und die er in der That auch in der glücklichsten Weise gelöst hat, betraf die verschiedenen Arten der Höhenmessung, und zwar kam es ihm dabei vor allen Dingen auf eine längere Zeit fortzusetzende Vergleichung des Aneroïd mit dem Quecksilberbarometer, in Bezug auf ihre Tauglichkeit als Höhenmesser, an. Ueber dieses letztere im höchsten Grade dankenswerthe Unternehmen und die interessanten Erfahrungen, die er dabei gemacht, spricht sich Whymper folgendermaßen aus.

„Obgleich es eine wohlbekannte Thatsache ist, daß ein einziges Aneroïd zur Erlangung absoluter Höhenbestimmun-

gen vollkommen nutzlos ist, wenden viele Leute dieses Instrument doch noch immer unter der entgegengesetzten Voraussetzung an. Es kann nicht zu nachdrücklich ausgesprochen, nicht zu allgemein verbreitet werden, daß die Aneroïdbarometer neben der Eigenschaft, fast immer nach und nach beträchtliche Fehler anzunehmen, auch die besitzen, daß diese Fehler infolge der verschiedensten Ursachen ganz plötzlichen Zunahmen unterworfen sind. Besitzt ein Reisender mehrere Aneroïde, so kann er dadurch, daß er die verschiedenen Instrumente mit einander vergleicht, solche plötzlichen Zunahmen der Fehler wohl entdecken; besitzt er nur eines, so ist dies nicht möglich, und infolgedessen kann er leicht, nein, wird er sogar höchst wahrscheinlich, vollkommen irrige Resultate erzielen.

„Es schien mir nun, daß, wenn man eine Anzahl von Aneroïden bei sich führte, es wohl möglich sein müßte, der Wahrheit ziemlich nahekommende Angaben dadurch zu erhalten, daß man das Mittel von denjenigen Instrumenten nähme, die in annähernder Uebereinstimmung blieben, während man die gar zu weit abweichenden ganz aussonderte. Um mir Gewißheit über diesen Punkt zu verschaffen, nahm ich nun acht Aneroïde der besten Konstruktion mit auf die Reise. Dieselben waren fast zwölf Monate lang unter genauer Beobachtung gewesen und als die besten aus einer größern Anzahl von besonders für die Reise angefertigten ausgewählt worden. Ich werde jetzt über das Verhalten dieser acht Aneroïde berichten. Als ich England verließ, stimmten sie gut überein, und betrug der größte Unterschied zwischen ihnen ungefähr 1/8, oder, genauer, 0,13 (engl.) Zoll. Dieser Unterschied entspricht am Meeresspiegel einer Höhe von etwa 100 Fuß, und wenn man das Mittel von allen genommen hätte, so würde zwischen demselben und der Angabe eines Normal-Quecksilber-Barometers nur eine unendlich kleine Differenz gewesen sein. Als ich aber in Guayaquil ankam, hatte der Unterschied sich schon bis auf 0,35 vergrößert; bei der Ankunft in Guaranda (8900 Fuß) war er bis auf 0,74 gestiegen; an unserm ersten Lagerplatze auf dem Chimborazo (14 300 Fuß) betrug er 0,88, an unserm dritten Lagerplatze (17 200 Fuß) aber schon 1,2 Zoll. Dies waren die Unterschiede zwischen denen, die noch am nächsten zusammengeblieben waren; die, welche völlig toll geworden waren, wurden gar nicht mehr berücksichtigt. Bei der Abreise waren ihre Angaben im Ganzen um eine Höhe von etwa 100 Fuß unterschieden gewesen, und als wir uns 17 000 Fuß über dem Meere befanden, hatte dieser Unterschied sich bis auf das Aequivalent von zweitausend Fuß vergrößert. Bedenkt man nun, daß dies nicht etwa beliebig gewählte Aneroïde waren, sondern die Auslese aus einer größern Anzahl von speciell für die Reise angefertigten, so wird man, glaube ich, wohl einsehen, daß dieses Experiment in entscheidender Weise dargethan hat, wie durchaus nutzlos das Bestreben ist, mit irgend einer Anzahl von Aneroïden absolute Höhenbestimmungen gewinnen zu wollen. So kostspielig dieser Versuch auch gewesen ist, betrachte ich ihn doch nicht als zu theuer bezahlt, da er die Sache, soweit ich sie zu verfolgen wünsche, ein- für allemal entschieden hat."

Was nun die Höhenmessungen anbetrifft, die man durch Bestimmung des mit dem Luftdruck fallenden Siedepunktes des Wassers vornimmt, so hat Whymper auch in Bezug auf die Zuverlässigkeit dieser Methode vielfache Versuche angestellt. Von einer Vergleichung ihrer Resultate mit denen genauer trigonometrischer Messungen, der unstreitig rationellsten Art der Kontrole, konnte begreiflicherweise hier keine Rede sein; man mußte sich begnügen, auch hierbei Vergleiche mit den Angaben des Quecksilberbarometers vorzunehmen. Dabei ergab sich denn, daß die Siedepunkt-Experimente immer geringere Höhen ergaben, als die Barometerbeobachtungen; so war z. B. der Gipfel des Cotopaxi nach der Angabe des Barometers 19 650 Fuß, nach der Siedepunktmessung nur 19 090 Fuß hoch; der Antisana nach dem Barometer 19 335, nach der Siedepunktmessung 18 714 Fuß, und der Cayambe nach dem Barometer 19 200, nach der Siedepunktmessung 18 600 Fuß hoch.

Da es um dieser Experimente willen sehr wünschenswerth war, gleichzeitige Barometerbeobachtungen von einem auf Meereshöhe belegenen, möglichst nahen Platze zu besitzen, so wurden auf Whymper's Veranlassung vom December 1879 bis Juli 1880 in Guayaquil täglich zweimalige Ablesungen eines dort zurückgelassenen Normal-Quecksilber-Barometers vorgenommen, eine Arbeit, der sich der englische Konsul, Mr. Chambers, bereitwilligst unterzog, und der wir nun, neben der Förderung des erwähnten Zweckes, auch ein an und für sich interessantes Verzeichniß der Barometerstände von Guayaquil verdanken.

Wenden wir uns jetzt von Whymper's hypsometrischen Untersuchungen, durch die er der Erdkunde mittelbar die wichtigsten Dienste geleistet hat, zu seinen eigentlichen geographischen Forschungen, so sehen wir, daß seine Andenreise auch auf diesem Gebiete reich gewesen ist an interessanten Ergebnissen. Seine Route war in Kurzem folgende: In den ersten Tagen des November von London abgereist, begab er sich über Colon und Panama nach Guayaquil, und ging dann, nach kurzem Aufenthalte hier, mit seinen beiden Begleitern, den Italienern Carrell, nach Guaranda, wo er vier Wochen lang in der Umgebung des Chimborazo arbeitete. Durch Erkrankung des einen Gehülfen wurde die Thätigkeit hier unterbrochen, und nun begab sich Whymper nach Machachi, wo er mit einem Begleiter allein arbeiten konnte. Mit ihm erstieg er den Berg Corazon (15 871 Fuß), der sich westlich von der Stadt erhebt, und machte dann noch einen vergeblichen Versuch, den Illiniza von Süden her zu ersteigen. Nach der Genesung seines zweiten Gefährten wurde die Ersteigung des Cotopaxi, auf dessen Gipfel sie 26 Stunden verweilten, dann noch die des etwa 10 engl. Meilen nördlicher gelegenen Sincholagua (16 365 Fuß) ausgeführt. Nun ging es nach Quito und von hier aus bald in südöstlicher Richtung nach dem Antisana (19 260 Fuß), dessen Ersteigung nach einem fehlgeschlagenen Versuche schließlich glückte. Von Quito aus, wohin die Gesellschaft zu mehrtägigem Aufenthalte zurückkehrte, wurde zunächst eine kleinere Excursion nach dem nordwestlich gelegenen Pichincha (15 918 Fuß) und eine Ersteigung zweier seiner Piks unternommen, dann aber eine Tour nach Norden angetreten. An eine Ersteigung des 19 200 Fuß hohen Cayambe sowie des bisher fast unbekannten Saraurcu (15 500 Fuß) schloß sich eine gründliche Erforschung dieses ganzen Gebietes, und schließlich die Besteigung des Cotocachi (16 289 Fuß). Nach einem Besuche der Städte Ibarra und Charanqui in der nördlichen Provinz Imbabura kehrte Whymper nach Quito zurück, wo er durch Krankheit zu unfreiwilligem Aufenthalt gezwungen wurde; seine Begleiter benutzten diese Zwischenzeit zu einer Wiederholung des einmal mißglückten Versuches, den Illiniza zu ersteigen: dieses Mal mit vollständigem Erfolge. Als Whymper nach mehrwöchentlicher Krankheit sich wieder so weit erholt hatte, um das anstrengende Leben des Bergsteigers von Neuem aufnehmen zu können, begab er sich über Riobamba nach dem Altar. Leider war während des mehrtägigen Aufenthaltes hier der Gipfel des Berges stets von dichten Wolken umhüllt und mußte man, nachdem man einmal schon bis zu 14 000 Fuß Höhe hinaufgelangt war, sich zur Umkehr entschließen. Am 29. Juni wurde dann noch der Carihuairazo

(16 480 Fuß), am 3. Juli der Chimborazo (20 517 Fuß) zum zweiten Male, und zwar dieses Mal von der nordwestlichen Seite aus, erstiegen. Dieses letzte erfolgreiche Unternehmen bildete zugleich den Abschluß der Andenreise: von Riobamba kehrte Whymper durch Guamote und über den Chimbopaß nach Guayaquil zurück.

Sehr abweichend von den Angaben unserer Karten und den Vorstellungen unserer Geographen ist das Bild, das Whymper uns nach eigener Anschauung von dem Andengebiete von Ecuador entwirft:

„Im Westen vom Ocean begrenzt, soll das Land im Norden von Columbia, im Süden von Peru, im Osten von Brasilien begrenzt werden. In den nördlichen und südlichen Provinzen haben die Einwohner auch eine dunkele Vorstellung von den Grenzen ihres Staates; fragt man aber die großen Grundbesitzer in den östlichen Provinzen, bis wie weit sich ihre Ländereien erstrecken, so antworten sie gewöhnlich: „Wir werden Euch sehr dankbar sein, wenn Ihr uns unsere Grenze angeben wollt," oder: „So weit man nach Osten gehen kann," oder auch: „Wir haben keine Grenzen."

„Die einzige einigermaßen große Karte von Ecuador, die existirt, ist die von Villavicencio. Die Phantasie ist bei ihrer Herstellung sehr thätig gewesen, und so weist sie Flüsse auf, die in den reizendsten symmetrischen Kurven fließen, und wunderbare Bergketten, wie sie ein menschliches Auge nie erblickt hat. Im Lande selber wird sie ziemlich allgemein verspottet, und ist es wohlbekannt, daß sie kaum etwas anderes ist, als eine schlechte Kopie der alten Karte von Maldonado mit verschiedenen Aenderungen, die in den meisten Fällen keine Verbesserungen sind. In meinen Bemerkungen über Ecuador werde ich weder den Angaben dieser Karte noch denen eines frühern Reisenden folgen, sondern allein nach eigener Beobachtung sprechen.

„Vom geographischen Gesichtspunkte aus betrachtet erscheint das Land in drei gesonderte Gebiete getheilt: 1. das Land westlich von den Anden bis zum Meere, 2. das hohe, gebirgige Land im Innern, und 3. das weniger hohe Land östlich von der zweiten Abtheilung, in dem sich die Quellen mehrerer Nebenflüsse des Amazonenstromes befinden.

„Das Land auf der westlichen Seite der Anden ist in der Nähe von Guayaquil und auch noch auf eine bedeutende Strecke nach Süden und Norden hin ungemein flach; zahlreiche Flüsse und natürliche Kanäle, die ein so dichtes Netz bilden, daß es schwer hält, den Lauf eines bestimmten unter ihnen zu verfolgen, geben ihm den Charakter eines Deltalandes. Dabei ist es so niedrig, daß es während der Regenzeit zum großen Theil unter Wasser steht; dann fährt man zu Boot bis nach Savaneta und wohl auch noch weiter über dasselbe Terrain, auf dem während der trockenen Jahreszeit die Straße nach Quito entlang führt.

„Steil und ohne Uebergang steigen die Hänge der Anden aus diesem flachen Küstenlande empor; in der That ist dieses plötzliche unvermittelte Ansteigen aus dem Tieflande der westlichen Region nicht weniger merkwürdig und beachtenswerth, als die außerordentliche Steilheit der dem Ocean zugekehrten Hänge des Gebirges. Es giebt wohl unter den regelmäßig begangenen Straßen in den Alpen keine einzige, auf der man in einer so kurzen seitlichen Distanz zu einer so bedeutenden Höhe emporsteigt, wie man es hier auf dem Wege von dem Dorfe Muñapamba (1300 Fuß) zu dem Gipfel des Passes in der äußern Bergkette thut. Eine dichte und undurchdringliche oder wenigstens noch undurchdrungene Vegetation bedeckt die dem Meere zugekehrten Abhänge bis zum höchsten Grat des Kammes. Riesenbäume von mehreren hundert Fuß Höhe, die, wie gewaltige Masten gerade emporstrebend, durch ein dichtes Netzwerk von Schmarotzer- und Schlingpflanzen mit einander verbunden und am Boden von einer wildverworrenen Masse von Unterholz umgeben sind, verwehren dem Lichte den Zugang, hüllen den Pfad in tiefe Dämmerung und beschränken die Aussicht nach den Seiten hin auf wenige Fuß breit. In der wunderbaren Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die sich ihm hier bei jedem Schritte darbieten, findet der Naturforscher wohl eine Entschädigung für den Mangel an Luft und Licht; aber der andauernd engbegrenzte Umblick, die stagnirende Luft, das Fehlen der Sonne bringen doch zuletzt eine wahre Sehnsucht hervor nach einem weniger beschränkten Horizont; so konnte ich das Gefühl wohl verstehen, das meine Leute, als sie endlich das Plätschern der Gebirgsbäche auf den Steinen hörten, zu dem Ausrufe veranlaßte: O, jetzt fangen wir wieder an, zu athmen!"

Die äußere Bergkette, deren Whymper oben Erwähnung thut, ist ein etwas über 40 Miles langer Gebirgsrücken, der sich zwischen dem ersten und dem zweiten Breitengrade in der Richtung von Norden nach Süden hinzieht. Dem Hauptgebirge, das hier im Chimborazo gipfelt, wallartig vorgelagert und durch das Thal des Chimboflusses von demselben geschieden, erhebt sich diese äußere Kette in ihren höchsten Punkten bis zu 15 000 Fuß über dem Meere. Und trotz dieser bedeutenden Höhe findet sie sich bis heute noch auf keiner unserer Karten angegeben: eine Ungenauigkeit, die an und für sich schon überraschen könnte, die aber eben nur ein Zug ist in dem aus lauter irrigen Voraussetzungen konstruirten Bilde der Gebirge von Ecuador, das sich in unseren geographischen Lehrbüchern und unseren Karten eingebürgert hat. Die französischen Gelehrten, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Vornahme von Gradmessungen nach Südamerika gesandt wurden, haben zuerst die Behauptung aufgestellt, daß die Anden von Ecuador sich in zwei ungefähr in der Richtung von Norden nach Süden laufende, mächtige Parallelketten theilen. Diese Angabe, die begreiflicherweise damals weder Widerspruch fand noch finden konnte, wurde im Anfang unseres Jahrhunderts durch Alexander von Humboldt als durchaus richtig bestätigt, und seitdem gilt die Existenz der östlichen und der westlichen Cordillere von Ecuador mit ihren in fast gerader Linie von Norden nach Süden liegenden hohen Gipfelpunkten für eine unbestreitbare Thatsache, die in allen Schulen gelehrt, auf allen Karten dargestellt wird und die, wie Whymper sagt, allmälig zu einem „geographischen Glaubensartikel" geworden ist.

Diese beiden Parallelketten nun, die sich bekanntlich von dem Knoten von Los Pastos bis zu dem von Loja erstrecken sollen, sind, wie Whymper jetzt an der Hand von unumstößlichen Beweisen darlegt, nicht vorhanden. Es würde nicht möglich sein, nur eine in annähernd nordsüdlicher Richtung laufende, zusammenhängende Kette nachzuweisen, geschweige denn ihrer zwei. Freilich liegen ja auch auf einer Strecke von 35 Miles die vier Gipfel Illiniza, Corazon, Atacatzo und Pichincha in einer ziemlich genau von Süden nach Norden gehenden Linie nacheinander, und diese Strecke könnte demnach wohl für einen Theil der westlichen Cordillere gelten. Und etwa 20 Miles weiter nach Osten finden wir zwei Gipfel von mäßiger Höhe, den Ruminahui und den Pasocha, die auf einer mit der ebenerwähnten ziemlich parallelen Linie liegen — aber das ist auch alles, was sich mit gutem Gewissen von den beiden Parallelketten nachweisen läßt. Denn die zahlreichen bei weitem bedeutenderen Gipfel dieser Breiten, der Chimborazo, Carihuairazo, Cotopaxi, Sincholagua, Altar, Antisana, Sara-urcu, Cayambe, Mojanda, Imbabura, Cotocachi und viele andere von minderer Bedeutung, weichen in ihrer Lage zu einander so weit von

der Richtung der imaginären Ketten ab, daß man sie selbst bei dem besten Willen in keine derselben einordnen könnte. Immer wieder steht man vor der Schwierigkeit, nicht zu wissen, ob man diese durch mehr oder minder tiefe seitliche Depressionen von einander geschiedenen Haupterhebungen des Gebirges zu der östlichen, der westlichen oder überhaupt auch nur zu einer der beiden Ketten rechnen müßte?

Es würde hier zu weit führen, wollten wir uns auf eine Wiedergabe von Whymper's eingehender Darstellung der Lage und Anordnung der bedeutendsten Andenhöhen von Ecuador einlassen, die er mit folgenden Worten schließt: „Demnach behaupte ich nun mit aller Bestimmtheit, daß in keinem Theile des ganzen Landes zwei Cordillerenreihen vorhanden sind, die auch nur annähernd mit einander parallel laufen, oder wirklich so bedeutend sind, wie man dies in unserm Jahrhundert angenommen hat." Die Zeit ist hoffentlich nicht mehr gar fern, wo wir diese Angabe auf einer Karte veranschaulicht sehen, und wo die altgewohnte Vorstellung von den beiden Parallelcordilleren von Quito allgemein zu den überwundenen Standpunkten gezählt wird.

Was nun die dritte Abtheilung des Landes betrifft, das Gebiet im Osten der Großen Anden, so war es Whymper leider nicht mehr möglich, seine Reise bis in dasselbe auszudehnen. Er empfiehlt das ausgedehnte Gebirgsterrain, das die Quellen mehrerer Nebenflüsse des Amazonas enthält, als ein „lohnendes Feld für die Thätigkeit unternehmungslustiger junger Reisender"; denn bis auf die nächste Umgebung der drei nach Osten führenden Straßen, von denen nur die eine, die nördlich vom Antisana über Papallacta geht, viel benutzt wird, ist das ganze weite Gebiet heute noch den Geographen vollständig unbekannt. Whymper's Hoffnung, von den östlichen Gipfeln der Großen Anden einen Einblick in diese terra incognita zu gewinnen, wurde auf dem Altar, dem Cotopaxi und dem Antisana durch dichte, jede Aussicht hindernde Bewölkung vereitelt; nur von dem weit nach Osten gelegenen, wenig bekannten Sara-urcu erblickte man bei vollkommen klarer Luft im Süden und Südosten Bergketten von über 14000 Fuß Höhe, die in östlicher Richtung liefen und sich wohl nördlich von dem Thale des Napo hinzogen.

Sehr interessant sind die Schilderungen, die Whymper von den Bergen giebt, die er erstiegen und erforscht hat: mit der einzigen Ausnahme des Sara-urcu sind es alles mächtige vulkanische Kegel, die sich auf einer Basis von Sandstein erheben. Die große Mehrzahl dieser Vulkane sind als vollkommen erloschen zu betrachten; zwei von ihnen, der Tunguragua und der Pichincha, gelten im Lande für noch nicht ganz erloschen; jedoch sah Whymper während längern Aufenthalts in ihrer Nähe nie auch nur eine Spur von Rauch oder Dampf über ihren Gipfeln. Zwei andere dagegen, der Sangai und der Cotopaxi, sind noch heute thätig und selten vollständig in Ruhe. Den Sangai, der nicht nur von europäischen Reisenden, sondern auch von den Einwohnern des Landes selber höchst selten gesehen worden ist, erblickte Whymper auch nur am frühen Morgen von seinem über 17000 Fuß hoch gelegenen Lagerplatze an der Seite des Chimborazo. Gehört freilich hatte er ihn schon oft vorher, während er sich in dem 40 Miles entfernten Guaranda aufgehalten hatte; die scharfen und deutlichen Detonationen, die selbst in dieser Entfernung oft noch laut genug waren, um ein plötzliches Erschrecken zu verursachen, waren fast ausschließlich in den Morgenstunden zu vernehmen. Ohne Zweifel fanden sie während des ganzen Tages statt, aber die dichten Wolken, welche sich regelmäßig schon am Vormittag über dem ganzen zwischenliegenden Lande lagerten und den Berg vollständig verhüllten, hinderten die Fortpflanzung des Schalles. Vom Chimborazo aus gesehen zeigt sich der Sangai als ein stattlicher Kegel, wenn auch nicht von so imposantem Umfange und so regelmäßiger Form wie der Cotopaxi. Große Schneefelder ziehen sich rings um seinen Gipfel, die oberste Spitze desselben ist jedoch schwarz und besteht augenscheinlich aus feiner vulkanischer Asche. Von beständig aufsteigendem Rauche war auch hier nichts zu sehen, aber in Zwischenräumen von je 20 und 30 Minuten schossen gewaltige Dampfstrahlen bis zur Höhe von 5000 Fuß aus dem Krater empor; oben in der Luft breitete sich der Dampf zu einer großen schirmförmigen Wolke aus, die allmälig vom Winde fortgetrieben wurde.

Der Cotopaxi entsendet aus seinem Gipfel eine beständige mit Dampf gemischte Rauchsäule. Ruhig und gleichmäßig steigt sie empor und läßt den Vulkan viel weniger gefährlich erscheinen als den Sangai, und doch gehören seine Eruptionen zu den größten Schrecknissen in Ecuador. Whymper selber war Zeuge einer derselben, die zu den unbedeutenderen gerechnet wurde. Die Asche, die bei dieser Gelegenheit 20000 Fuß hoch emporgeschleudert wurde, fiel noch in 65 Miles Entfernung als ein so dichter Regen zu Boden, daß die ganze Luft verfinstert wurde und tiefe Dämmerung herrschte. Was die Umwohner des Berges aber am meisten fürchten, das sind die Wasserfluthen, die während seiner größten Eruptionen von ihm herabströmen. Entgegen der allgemein verbreiteten Ansicht, daß dieses Wasser aus dem Innern des Berges komme, glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß es das Schmelzwasser der großen Gletscher sei, die von dem durch die Eruption erhitzten Gipfel des Kegels abthauen. Die Gletscher sind vollständig mit Asche bedeckt und geschwärzt und deshalb aus der Entfernung nicht wahrzunehmen; diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß ihr Vorhandensein so häufig bestritten wird. Die Lavamassen, die Whymper an der Nord- und Westseite des Cotopaxi fand, konnten nach dem dichten Wachsthum von Moosen und Flechten, das sie bedeckte, von keiner neuern Eruption herrühren; in der That ließen auch die verschiedenartigen und sehr zahlreich bis hoch hinauf vorkommenden Käfer auf ein hohes Alter der Lava schließen.

Von den Gletschern Ecuadors ist bis jetzt in den Schilderungen der Reisenden, die diese Gegenden besucht haben, selten, eigentlich nie die Rede gewesen. In einem kürzlich in England erschienenen Artikel über Ecuador findet Whymper die Behauptung aufgestellt, daß der Krater des Altar „als das Bett des einzigen in Ecuador vorhandenen Gletschers bemerkenswerth" sei. Nun enthält dieser Krater, der auf drei Vierteln seines Umkreises von einem Kranze imposanter Gipfel eingefaßt ist, wohl wirklich einen Gletscher; derselbe ist indessen viel kleiner und unbedeutender als die, welche sich außen am Berge befinden. Als vergletscherte Berge aber, die er aus eigner Anschauung kennt, nennt Whymper noch den Carihuairazo, Illiniza, Cotocachi, Sincholagua, Quilindana, Cotopaxi, Cayambe, Sara-urcu, Antisana und Chimborazo. Die vier letztgenannten weisen die ausgedehntesten Gletscher auf.

Im Allgemeinen unterscheidet sich der Charakter der Gletscher von Ecuador nur wenig von dem unserer europäischen. Das vergletscherte Areal auf mehreren der oben genannten Berge hat mindestens die Größe unserer Mont-Blanc-Gletscher; doch erstrecken sich diese äquatorialen Gletscher nicht so tief hinab, wie man es nach den großen Reservoirs, denen sie entfließen, wohl erwarten dürfte. Nirgends hat Whymper hier einen Gletscher gefunden, der bis zu 12000 Fuß hinabgereicht hätte; gewöhnlich endi-

gen sie zwischen 14 000 und 15 000 Fuß Höhe. Da sich nur wenige Felsen über ihnen erheben, sind Moränen sehr selten und mit diesen fehlen auch die Beweise für eine früher vielleicht größer gewesene Ausdehnung der Gletscher. Auch von roches moutonnées ist hier nichts zu finden, wahrscheinlich wohl, weil das Gestein sich zu leicht zersetzt und verwittert. Nur einmal, und zwar an der Südseite des Chimborazo, in einem Thale, wo sich jetzt gar kein Gletscher befindet, traf Whymper auf deutlich erkennbare roches moutonnées; aber dieses einzige Beispiel genügte, um zu beweisen, daß die Gletscher früher an diesem Berge viel weiter hinabgereicht hatten, als sie es heute thun.

Aus dem Umstande, daß die Spalten in den tieferen Theilen der Gletscher von Ecuador kleiner und weniger zahlreich sind, als in den entsprechenden Lagen der Alpen, schließt Whymper, daß die Bewegung in den tiefer gelegenen Partien der ersteren weniger schnell ist, als in den Alpengletschern. In den höheren Regionen sind die Spalten aber ungemein häufig und von ungeheurer Größe; auf dem Antisana kam Whymper an mehrere Spalten, die $^1/_4$ bis $^1/_3$ Mile lang, 300 Fuß tief und 50 bis 60 Fuß breit waren.

Was die Lage der Gletscher anbetrifft, so glaubt Whymper annehmen zu dürfen, daß dieselben an den westlichen Seiten der genannten Berge am kleinsten und unbedeutendsten sein müssen. Eine bestimmtere Angabe über diesen Punkt zu machen ist ihm nicht möglich, da er eben nur einen Berg von allen Seiten gesehen hat. Es wäre aber diese Erscheinung nur naturgemäß in einem Lande, wo feuchte östliche Winde so vorherrschen wie hier. Fast unaufhörlich bestreichen ja die mit den feuchten Dünsten des Amazonasbeckens beladenen Winde die nach Osten gerichteten Hänge der Anden, an denen sie ihren Wassergehalt in Form von feinem Schnee oder Hagel absetzen; und fast regelmäßig mußte Whymper seine Besteigungen der Andengipfel von Westen aus unternehmen, weil die anderen Seiten des Berges von dichtem, undurchdringlichem Nebel und Wolken eingehüllt waren.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

III [1]).

Am 24. August hatte Pinto Lialui erreicht, die am obern Zambesi gelegene Hauptstadt des Königreiches Baröze, Lui oder Ungenge. Seit der Zeit, wo Livingstone dieses große Reich in seiner vollen Blüthe und Macht unter der Herrschaft der siegreichen Makololo's kennen lernte, hat es viel von seiner Bedeutung verloren. Von den eigentlichen Makololo's, den kriegerischen Schaaren, mit denen der Basutohäuptling Chibitano, der bedeutendste Heerführer Centralafrikas, die Länder des obern Zambesigebietes eroberte und zu einem mächtigen Reiche vereinte, sind heute nur noch schwache Ueberreste erhalten. Fieber, ansteckende Krankheiten, Trunksucht und der unmäßige Gebrauch von „Bangue" (Cannabis indica) haben das kräftige Geschlecht der Eroberer decimirt, Revolutionen und unaufhörliche Kämpfe um die Herrschaft den Verfall der von Chibitano begründeten Ordnung der Dinge herbeigeführt. Die Bevölkerung besteht heute aus einem mehr oder minder in einander übergegangenen Gemisch von Calabaren, Luinas, Ganguellas und Macalacas, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Luinas sich verhältnißmäßig am wenigsten mit den anderen vermischt haben und heute entschieden das stärkste und intelligenteste Element im Volke bilden.

Das Königreich Lui oder Baröze, wie es eigentlich genannt werden muß, d. h. das nördlich von der ersten Region der Katarakte liegende Land, wird von einer ungeheuren Ebene gebildet, welche sich, vom Zambesi durchströmt, bei einer Breite von 30 bis 35 engl. Meilen, 180 bis 200 Meilen von Norden nach Süden erstreckt, sich etwa 3300 Fuß über den Meeresspiegel erhebt und im Osten noch mehr ansteigt, wo auf dem offenen Terrain zahlreiche Dörfer mit blühenden Anpflanzungen liegen. Der von dem Ninda durchströmte Nhengo-Distrikt gehört zu Baröze; er wird von dem Bett des Zambesi durch einen etwa 60 Fuß sich erhebenden Höhenzug getrennt, der mit dem Flusse parallel läuft und mit einer Menge von Dörfern besetzt ist, die hier außer dem Bereiche selbst der höchsten Ueberschwemmungen liegen. Während der Regenzeit wird die Zambesi-Ebene nämlich überfluthet, und erreicht das Wasser dabei, wie Pinto an den an Bäumen angebrachten Wasserstandsmarken wahrnehmen konnte, manchmal eine Höhe von neun bis zehn Fuß.

Die Luinas flüchten sich während der Ueberschwemmungen auf die Höhen, um mit dem Eintritt der trockenen Jahreszeit wieder in ihre Dörfer im Thale zurückzukehren, wo sie zum Theil als Ackerbauer, der großen Mehrzahl nach aber als Viehzüchter leben. Ihre Herden bilden ihren Hauptreichthum und bestehen aus Rindern prächtigster Race; auch Geflügel und Hunde sind von weit besserer Art, als Pinto sie bisher auf seiner Reise von Benguella gesehen hatte. Da in den höher gelegenen Regionen östlich und südlich von dem Thale die Tsetsefliege überall häufig ist, können die Herden eben nur in der Ebene selber gehalten werden; sie finden hier freilich zu keiner Jahreszeit ein besonders üppiges Futter; denn die Wiesen bestehen größtentheils aus Binsen und Rohr, unter denen Calamagrostis arenaria am meisten vertreten ist. Das Land wird mehr am rechten als am linken Ufer des Zambesi bebaut, immer aber nur in der Nähe des höhern Terrains. Als Rückstände der Ueberschwemmungen finden sich zahlreiche kleine, mit Wasserpflanzen bedeckte Seen in der Ebene vor, denen die Entstehung von Miasmen und Sumpffiebern zugeschrieben werden muß, von denen selbst die Eingeborenen zu gewissen Zeiten des Jahres heimgesucht werden. Die Hauptnahrung der Luina besteht in Kuhmilch in frischem und geronnenem Zustande, sowie in süßen Kartoffeln. Mais und Moorhirse, die ziemlich viel angebaut werden, benutzt der Luina ausschließlich zur Bereitung von Capata, einer Art Bier, zu dem das Wasser der kleinen Seen genommen wird. Auch Tabak wird vielfach gebaut, jedoch nur zum Schnupfen gebraucht, da das Banguerauchen allgemein verbreitet ist.

Die Luinas sind meist geschickte Arbeiter, die sich ihre

[1]) Vergl. „Globus" XXXIX, Seite 323 und 343.

Waffen sowie die meisten ihrer Holz- und Thongeräthe selbst anfertigen. Bewundernswerth sind ihre Holzschnitzereien, zu denen sie sich nur zweier, wenig handlicher Instrumente bedienen: des Beiles zu gröberen, des Assegai oder Wurfspeeres zu feineren Arbeiten. Besondern Werth legen sie auf zierlich geschnitzte Holzlöffel, die ja auch bei der großen Rolle, welche die Milch in der Ernährung des Volkes spielt, vorzugsweise zur Geltung kommen. Die einheimischen Waffen sind Keulen, Beile und Assegais, von welchen letzteren jeder Luina fünf oder sechs bei sich führt. Die eisernen Spitzen dieser furchtbaren Wurfgeschosse sind zwar nicht vergiftet, aber mit so verschiedenartigen, grausamen Widerhaken versehen, daß das Ausziehen des Speeres aus der Wunde fast immer den Tod herbeiführt. Große Schilde von Ochsenhaut auf hölzernem Rahmenwerk vervollständigten neben den ebengenannten Waffen die Kriegsausrüstung der alten Luinas; heute gehört in den meisten Fällen schon das Feuergewehr dazu, und zwar sind bei ihnen, wie Pinto glaubt, Perkussionsgewehre besonders beliebt. Als abweichend von den Gewohnheiten der Stämme, die er bis jetzt gesehen, erschien dem Reisenden auch die bei den Luinas durchweg wahrnehmbare Neigung, sich zu bekleiden: selten nur sieht man unter ihnen eine erwachsene männliche oder weibliche Person, die den Oberkörper nicht mit einem kurzen Mantel vollständig bekleidet hätte. Meist werden Felle dazu verwendet, wie denn auch die Männer an einem Gürtel befestigte Felle tragen, die vorn und hinten bis zu den Knien herabreichen; auch die Unterröcke der Frauen sind vorzugsweise aus Fellen, nur im Falle der Noth aus europäischen Stoffen angefertigt. Wahrscheinlich stammt diese Art sich zu kleiden noch von den Makololos; denn die Nachbarvölker der Luinas gehen heute sämmtlich noch fast ganz unbekleidet. Pinto hält, und vielleicht nicht mit Unrecht, diese Neigung der Luinas für wohl beachtenswerth, da sie sowohl in kaufmännischer als auch in civilisatorischer Beziehung ersprießlich ausgenutzt werden könnte.

Die Frauen der oberen Klassen und insbesondere die der Reichen reiben sich den Leib mit Ochsenfett ein, das mit pulverisirtem Lack vermischt wird; die Haut erhält dadurch einen hochrothen Glanz, zugleich aber auch einen äußerst widerwärtigen Geruch. Als Schmuck sind Arm- und Beinspangen, Perlenketten und besonders reich mit Muscheln verzierte Gürtel allgemein.

Obgleich das System der Polygamie unter den Luinas so entwickelt ist wie vielleicht in keinem andern Lande Afrikas (der Besitz von 60 bis 70 Frauen ist keine zu große Seltenheit), so stehen die Frauen doch in verhältnißmäßig hoher Achtung; die vornehmen liegen den ganzen Tag auf der Matte, trinken Capata und schnupfen. Sie haben viele Sklaven, größtentheils Macalacas, zu ihrer Verfügung, die sie bedienen und für ihre Bedürfnisse sorgen müssen.

Dies sind in Kurzem die Notizen, die Pinto über das Land giebt, in dem er wider Willen und unter den widrigsten Verhältnissen einen Monat (24. August bis 24. September) zubringen mußte, der heute noch den schwärzesten Punkt in seinen Reiseerinnerungen bildet. Der Empfang, der ihm bei seiner Ankunft in Lialui wurde, berechtigte freilich zu anderen Erwartungen. Als Gesandter des Muene-puto, d. i. des Königs von Portugal, wurde er von dem jungen, kaum zwanzigjährigen König Lobossi mit allen möglichen Ehrenbezeigungen und mit der Entfaltung des landesüblichen militärischen Pomps begrüßt. Große Mengen süßer und saurer Milch, Mais und Hirse und ganze Herden von Ochsen wurden in das Lager gebracht, das Pinto mit Genehmigung des Königs dicht bei der Stadt aufschlagen ließ. In feierlicher Audienz, von seinen vornehmsten Rathgebern, den drei Ministern des Reiches und etwa tausend Personen aus dem Volke umgeben, die je nach ihrem Range in größerer oder geringerer Entfernung vom König sitzend, einen großen Halbkreis bildeten, nahm Lobossi die geringen Geschenke (einen goldbordirten Livreerock und einen Hut), die der Reisende ihm nur noch zu bieten vermochte, scheinbar befriedigt entgegen, ließ sich genauen Bericht erstatten über das Woher und Wohin der Reise, als deren Hauptzweck Pinto die Herstellung besserer Handelsverbindungen zwischen dem Barôzelande und dem Reiche des Mueneputo angab, und versprach schließlich, das Unternehmen in gewünschter Weise fördern, d. h. eine genügende Anzahl seiner Leute als Träger mitgeben zu wollen. Pinto's Absicht, mit der der König sich vollkommen einverstanden erklärte, war, von Lialui aus nach Osten durch das Chuculumbeland bis nach der Stadt Caiuco am Loengue (Cafucuó) zu gehen, dann den Loengue bis zu seiner Mündung in den Zambesi zu verfolgen, und dann wieder den Zambesi bis zur Küste hinabzugehen. Leider sollte dieses Vorhaben, dessen einen Theil, die Erforschung des Loengue oder Cafucuó, Pinto mit Recht für eine der wichtigsten Aufgaben im südlichen Centralafrika hält, noch in der zwölften Stunde an der Hinterlist und den Intriguen einiger Neger scheitern. Pinto hatte noch nicht viele Zusammenkünfte mit dem Könige gehabt, als es ihm schon klar war, daß derselbe vollständig unter dem Einflusse seiner jeweiligen Umgebung stand, und daß eine sehr wichtige Persönlichkeit dieser Umgebung, der alte „Minister des Auswärtigen“, Gambella, aus irgend einem Grunde den in das Land gekommenen Weißen entschieden feindlich gesinnt war. Lobossi war erst wenige Wochen vor Pinto's Ankunft in Barôze zur Herrschaft gelangt und dies zwar in Folge einer Revolution, durch welche der bisherige König, der einer andern Dynastie angehört hatte, vertrieben worden war. Jetzt kamen beunruhigende Nachrichten aus der Chuculumbeprovinz, wo der vertriebene König, der einen Anhang um sich gesammelt und sich mit einer Gesellschaft weißer Elephantenjäger verbündet hatte, erfolgreich gegen Lobossi's Krieger kämpfte; dazu verbreiteten sich drohende Gerüchte von einem bevorstehenden Einfall der Matebeles unter ihrem gefürchteten Häuptling Lo Bengula. Diese beängstigenden Ereignisse brachten einen vollkommenen Umschlag in der Stimmung des Königs hervor und machten ihn den Rathschlägen der den Europäern feindlichen Partei seiner Rathgeber zugänglich. Zunächst zeigte sich die Sinnesänderung nur in unerwünschter Verminderung der bisher reichlich zugesandten Nahrungsmittel: in der wildarmen Gegend und bei dem fast vollständigen Mangel an Tauschartikeln, in dem Pinto sich befand, Veranlassung zu unaufhörlicher Sorge. Bald gelang es Pinto's Feinden, die, wie er nur zu wohl merkte, auch unter seinen eigenen Leuten Verrath anzettelten, die Habgier des Königs zu reizen, und nun sah er sich täglich von den unverschämtesten Forderungen des Königs bestürmt; Dinge, die er wohl besaß, aber unmöglich entbehren konnte, und von deren Existenz der König eben nur durch Leute aus Pinto's Gefolge erfahren haben konnte, wurden in ebenso ungestümer Weise verlangt, wie andere, die er weder besaß noch auch hier sich verschaffen konnte. So sandte der König beispielsweise mehrere Tage hinter einander Boten in das Lager, um von Pinto, der, wie er sehr wohl wußte, zu Fuß gekommen war, sechs Pferde fordern zu lassen. Was der Reisende an Waffen und Munition irgend entbehren konnte, gab er hin, und doch kam schließlich noch die Forderung, er solle alles, was er davon bei sich führe, ohne Ausnahme abliefern, da er ja

weder jetzt im Lande des Königs noch später auf der Reise unter dem Schutze seiner Leute Waffen nöthig haben werde. Pinto's Lage wurde von Tag zu Tag kritischer. Durch die Nachrichten von den Kämpfen in der östlichen Provinz beunruhigt und durch Gambella aufgehetzt, erklärten die Bihénoträger plötzlich, daß sie unter keiner Bedingung ihn noch weiter begleiten, sondern unverzüglich in ihre Heimath zurückkehren würden. Zureden und Drohungen blieben gleich fruchtlos, und so sah Pinto die Zahl seiner Begleiter auf nur 58 reducirt, ohne ernstliche Aussicht, auch nur einigen Ersatz vom Könige zu erhalten. Es würde zu weit führen, hier alle die Plagen und Chikanen, denen sich der vom ärgsten Fieber heimgesuchte Reisende täglich ausgesetzt sah, schildern zu wollen. Kaum im Stande, sich auf den Füßen zu halten und in Folge dieses elenden Zustandes von einer krankhaften Niedergeschlagenheit und Muthlosigkeit ergriffen, die ihn zeitweise an allem verzweifeln ließ, schleppte sich Pinto wieder und immer wieder zu den Versammlungen des „Großen Rathes“, in denen der König den Vorsitz führte, um diesen an sein Versprechen in Betreff der Träger zu erinnern. Von Lobossi mit leeren Worten und Betheuerungen abgespeist, von Gambella und seinem Anhange mit unverhohlener Feindseligkeit behandelt, fand er zum Glück in einem der anderen Rathgeber des Königs einen treuen und ergebenen Freund, der, ein alter Rival Gambella's, stets bemüht war, dessen Absichten zu durchkreuzen und ihn aus dem Vertrauen des Königs zu verdrängen. Aber nicht dieses allein war es, was ihn dem Europäer zugethan machte: in seiner Jugend hatte er Livingstone auf der Reise vom Zambesi nach Loanda begleitet, und die Erinnerung an die gute Behandlung, die ihm der „Munari“ hatte zu Theil werden lassen, lebte noch in ihm. Seinem immer wiederholten thätigen Eingreifen sollte Pinto noch die Errettung aus Lebensgefahr zu danken haben. Als alle die kleinen täglichen Quälereien, als selbst das Aushungerungssystem den Reisenden nicht zu dem wohl gewünschten Rückzuge zu bewegen vermochte, griff man zu anderen Mitteln. Unter dem Vorwande, daß die Unruhen im Chuculumbelande dasselbe unpassirbar machten, erklärte der König eines Tages, daß er die Reise nach Osten nicht gestatten könne; Tags darauf dehnte er, ohne einen Grund anzugeben, dieses Verbot auch auf die Richtung nach Norden und nach Süden aus, schließlich sandte er Gambella mit dem Befehl, Pinto möge sobald als möglich auf demselben Wege, den er gekommen sei, also über Bihé, das Land verlassen. Der Reisende erklärte sehr entschieden, daß er dies nicht thun, sondern allein auf der Straße, die ihm gut scheinen würde, das Land verlassen werde; zugleich drohte er mit der Rache des Königs von Portugal. Die Antwort war ein scheinbares Nachgeben und neue Versprechungen des Königs und — ein nächtlicher Mordanfall, der zum Glück fehlschlug, und von dem der König wieder jede Kenntniß ableugnete. In der nächstfolgenden Nacht wurde Pinto's Lager von mehreren hundert Negern überfallen und in Brand gesteckt. Einem günstigen Zufall nur, einer durch ein Versehen in den Haufen der Angreifer abgefeuerten mit Nitroglycerin gefüllten Kugel, war es zu verdanken, daß die so bedeutend in der Minderzahl befindlichen Angegriffenen nicht sämmtlich den mörderischen Assegais erlagen. Die verheerende Wirkung des kleinen Explosivgeschosses erschien den Negern wie Zauberei; von einem panischen Schrecken ergriffen entflohen sie alle unter Zurücklassung ihrer Todten und Verwundeten. Nach einer stürmischen Unterredung mit dem Könige, in welcher dieser wieder seine Unschuld an dem Vorgefallenen zu betheuern versuchte, sich aber, eingeschüchtert durch die Erzählung von dem mörderischen Zaubergeschoß, zu neuen Verhandlungen wegen der Träger bereit erklärte, verlegte Pinto sein Lager aus der gefahrvollen Nähe der Stadt an die Abhänge der Catongoberge, etwa 15 engl. Meilen von Lialui entfernt. Hier, wo die umliegenden fischreichen Seen sowie die Nähe des großen Dorfes Catongo die Verproviantirung leichter machten und ihn so wenigstens einer bedrückenden Sorge enthoben, sollte ihn der härteste Schlag treffen. Noch ehe seine Verhandlungen mit dem Könige zum Abschlusse gelangt waren, desertirten ihm in der Nacht vom 10. zum 11. September seine sämmtlichen Leute, bis auf acht, indem sie zugleich alle noch vorhandenen Vorräthe, Waffen und Munition mitnahmen. Man muß sich die Lage des Reisenden vorstellen, der todtkrank mitten im Herzen von Afrika, unter einem feindlichgesinnten Volke sich plötzlich verlassen und des Nothwendigsten beraubt findet, um den unbeugsamen Muth Pinto's zu bewundern, der, sobald der erste lähmende Schreck glücklich überwunden ist, den Entschluß faßt, seine Reisen auch unter diesen so ganz veränderten Verhältnissen fortzusetzen. Der kleine Rest der Getreuen, die bei ihm geblieben waren, bestand aus drei Männern, zwei Weibern und drei Knaben; für ihren Unterhalt mußte er von jetzt an mit seiner Büchse sorgen. Einen ganzen Tag lang beschäftigte er sich mit dem Gießen von Kugeln, zu denen ihm die Bleigewichte seines großen Fischnetzes das Material liefern mußten, sowie mit dem Anfertigen von Patronen für die Büchse, welche ihm der König von Portugal bei seiner Abreise geschenkt hatte. Diese, sein letzter Schatz, war den Händen der Räuber glücklich entgangen, da sie ebenso wie seine Koffer mit den Instrumenten und Papieren stets dicht neben seinem Lager stand; sie sollte jetzt ihm und den Seinigen den Weg durch die Wildniß bahnen.

Inzwischen waren in Lialui einige Gesandte des Häuptlings von Quisseque, Carimuque, eingetroffen, um von dem Könige die Erlaubniß nachzusuchen, daß ein englischer Missionar, der sich in Patamatenga befand und das Königreich Lui zu besuchen wünschte, das Land betreten dürfte. Eine heiße und langewährende Diskussion im „Großen Rathe“ hatte endlich zu der Entscheidung geführt, daß diese Erlaubniß dem Missionar verweigert werden müsse. Da Pinto's Aussichten, von dem Könige Träger zu erhalten, jetzt auch gleich null waren — im „Großen Rathe“ war bei einer der letzten Verhandlungen über den Gegenstand schon an die Begleiter Livingstone's erinnert worden, von denen kein einziger von der gefahrvollen Reise nach Osten zurückgekehrt sei —, änderte er jetzt seinen Plan um und beschloß, anstatt nach Osten, lieber nach Süden, den Zambesi hinab zu gehen und den Missionar in Patamatenga aufzusuchen. Nach seiner freilich sehr unvollkommenen Karte betrug die Entfernung bis dorthin 375 engl. Meilen, die er in 60 Tagen zurücklegen konnte. Alles in allem besaß er jetzt 300 Patronen, so daß ihm für jeden Tag fünf Schüsse zur Verfügung standen. Jetzt kam es nur noch darauf an, Lobossi zur Hergabe einiger Kanoes und zum Stellen von Ruderern zu bewegen, aber jetzt machten sich auch die Folgen der Aufregungen der letzten Tage geltend: ein heftiger Fieberanfall, der mehrere Tage anhielt, suchte Pinto heim.

Endlich, nach einem schier endlosen Hin und Her von Berathungen, nach Einblicken in ein verworrenes Gewebe von Lüge und Hinterlist, nach unzähligen lügenhaften Betheuerungen der Unschuld an allem Vorgefallenen, die zu viel für einen Gesunden, fast unerträglich aber für einen Kranken waren, erhielt Pinto, was er wünschte: drei Kanoes und die entsprechende Mannschaft. Die Fahrt sollte nur bis zu gewissen Dörfern am Zambesi gehen, deren Häuptling neue Boote und Sklaven zu besorgen haben würde, wozu er schon

Befehl von Lobossi erhalten hatte. Dieser selbst brachte Pinto zum Abschiede noch ein Stück Elfenbein und einen Ochsen, erklärte nochmals, daß er keine Verantwortung für sein Wohlergehen auf sich nehmen könne und schied in voller Freundschaft von dem Gaste, dem er wochenlang nach dem Leben getrachtet hatte.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im vergangenen Frühjahre hat eine österreichische Expedition unter Leitung des Prof. Benndorf zu archäologischen Zwecken Karien und Lycien im südöstlichen Kleinasien bereist. Zu ihren Resultaten gehört eine sorgfältige, wenn auch nicht sehr ausgedehnte Routenaufnahme und an 150 prachtvolle Photographien, auf deren Bekanntwerden man um so mehr gespannt sein darf, als jene Gebiete zu den landschaftlich schönsten aller Mittelmeerländer gehören.

— Am Freitag 19. August ist in St. Petersburg der neue politische und Handelsvertrag zwischen Rußland und China unterzeichnet, durch welchen ersteres zwar fast ganz Kuldscha wieder an China abtritt, dafür aber 9 Mill. Rubel ausgezahlt bekommt und, was weit wichtiger ist, namhafte kommerzielle Vortheile für seinen chinesischen Handel erhält. Rußland erwirbt durch Art. 10 des Vertrages das Recht, außer wie bisher in Ili, Tarbagatai, Kaschgar und Urga nun auch in Kia-jü-kwan, am westlichsten Thore der großen Mauer, und in Turfan Konsuln zu ernennen. Ein Gleiches soll in Kobdo, Chami u. s. w. stattfinden, wenn sich die Nothwendigkeit dafür herausstellen sollte. Art. 12 bestimmt, daß die Russen zollfrei in der Mongolei Handel treiben dürfen, ebenso bis auf Weiteres in Kuldscha, Tarbagatai, Kaschgar und anderen Städten nördlich und südlich vom Tiënschan. Nach Artikel 13 können in allen Orten, wo russische Konsuln existiren, russische Kaufleute Häuser bauen und Land zu Handelszwecken erwerben. Russische Waaren können laut Art. 14 von jetzt an außer in Kalgan auch in Kia-jü-kwan die Grenze des eigentlichen China passiren, nicht aber auch russische Karawanen. Vielmehr sollen die Waaren an diesen beiden Orten wie in Seehäfen abgeladen werden. Dagegen sollen sich russische Kaufleute unter denselben Bedingungen wie im Vertragshafen Tien-tsin auch in Kia-jü-kwan niederlassen und Handel treiben dürfen. Die übrigen Artikel betreffen unwichtigere Dinge. Unverkennbar hat mit diesem Vertrage Rußland in seinen Handelsbeziehungen zu China einen guten Schritt nach vorwärts gethan, und Reisen eines Lomonosow, Unterberger, Sosnowski, Potanin, Pewtsow und Anderer haben entschieden neben ihren geographischen Ergebnissen auch schon materielle Erfolge gehabt.

— Die spanische Kolonialregierung schickte im Anfange dieses Jahres Truppenkorps in die Berglandschaften, welche von der Grenze der Provinzen Luzons, Isabela und Cagayan, durchschnitten werden, um die dort ansässigen wilden Stämme zur Unterwerfung zu bringen. Die Expedition gelang, gegen 20000 Heiden unterwarfen sich, von denen die Hälfte bereits gezwungen wurde, größere Gemeinden zu bilden; denn die Bergmalaien Luzons lieben es, nur in kleinen Dörfern oder Einzelgehöften zu wohnen, während die spanische Regierung überall große Dörfer anlegen läßt, um ihre farbigen Unterthanen besser überwachen und im Zaume halten zu können.

(Boletines der Soc. Geogr. de Madrid.)

Afrika.

— Die Todesfälle unter den Afrikareisenden folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: noch sind wir über J. M. Hildebrandt's Ableben auf Madagaskar nicht näher unterrichtet, noch ist des unglücklichen Matteucci Leiche kaum in seiner Heimath angelangt, und schon wieder kommt aus Zanzibar eine Trauernachricht: Hauptmann Popelin, der Führer einer der belgischen Expeditionen in Inner-Afrika, ist in einem Alter von 34 Jahren am Fieber gestorben. Er war seit zwei Jahren auf seinem gefahrvollen Posten und gedachte im nächsten Frühjahr heimzukehren.

— Lissaboner Zeitungen melden die Ankunft des Herrn Paiva d'Andrade (vergl. „Globus" XXXVI, S. 78, 143) in Quilimane an der ostafrikanischen Küste. Derselbe ist Vorsitzender eines Ausschusses, welchen die „Société des fondateurs de la Compagnie générale de la Zambézie" mit Studien in jenen Gebieten beauftragt hat, und er wird von einer Anzahl von französischen Bergleuten, Ingenieuren, Chemikern rc. begleitet, welchen die Untersuchung der etwa dort vorhandenen Erz- und Kohlenlager obliegt. Von ihren Berichten hängen die weiteren Schritte und Unternehmungen jener Gesellschaft ab.

— Vom untern Congo erhielten wir einige direkte Nachrichten, welche weitere Kreise interessiren dürften, da sie einen deutschen Reisenden betreffen, welcher früher schon der deutschen Loango-Expedition vortreffliche Dienste leistete. Otto Lindner wurde nach seiner Rückkehr von der Loangoküste von der Rotterdamer Handelsgesellschaft in Dienst genommen und ging alsbald auf weitere drei Jahre nach dem Congo, wo ihn Stanley kennen lernte und seine Brauchbarkeit erkannte. Als er im Sommer 1880 nach Europa zurückkehrte, besuchte er Brüssel und wurde dort von der internationalen (belgischen) Afrikanischen Gesellschaft unter günstigen Bedingungen engagirt, sich an der Erforschung Inner-Afrikas zu betheiligen. Man dachte zuerst daran, Kulis aus der Südsee bei der geplanten Expedition zu verwenden, entschied sich aber zuletzt dafür, Leute von Zanzibar zu verwenden. Ende 1880 reiste Lindner in Gesellschaft von Alexander Hertwig, der mit ihm zusammen in Loango gelebt hatte und gleichfalls von Brüssel aus gewonnen war, über Suez nach Zanzibar, warb dort Leute an, fuhr mit diesen Anfang Februar 1881 nach der Kapstadt, wo er Anfang März eintraf, und weiter in einem gecharterten Schiffe nach dem Congo. Dort langte er schon gegen Ende März an, fuhr im April mit seinen Leuten stromauf, gesellte sich zu Stanley und brach Anfang Mai zu einem Vorstoße nach dem Innern auf. Unsere besten Wünsche geleiten den wackern Mann, dem hoffentlich beschieden ist, dort noch Tüchtiges zu leisten.

— Wie man in Schoa die Diebe aufsucht. Zu den königlichen Beamten in Schoa gehören auch Lieba Schai, d. h. Diebssucher: es sind dies heute zwei leibliche Brüder, geehrte und gefürchtete Leute, welche ein bedeutendes Einkommen besitzen. Wird jemandem etwas gestohlen, so zeigt er es dem betreffenden Ortsbeamten an und verlangt von ihm, daß er den Lieba Schai kommen lasse; es kann das auch erst nach längerer Zeit geschehen, weil derselbe stets mit dem Könige zu gehen hat und deshalb meistens abwesend ist. Kommt er nun endlich, so läßt er einen kleinen Knaben eine Medicin trinken und eine mit Tabak vermischte an dem Ort, wo der Diebstahl geschah, rauchen. Der Knabe wird um die Lenden gebunden und gehalten; sobald er einige Züge ge-

raucht hat, wird er betäubt, schäumt aus dem Mund und sieht entstellt aus; er steht nun auf und macht alle Bewegungen, welche der Dieb machte, nach, wie er es nahm, wie er horchte, wie er sich bückte und bei etwaigem Geräusch versteckte; er geht nun seinen Weg, wie der Dieb, krumm und gerad, zum Schein die betreffende Last tragend, bis er in ein Haus geht, dort die Last ablegt und sich niederlegt, wo der Dieb sich gelegt hatte. Trifft er den Dieb, so packt er ihn und giebt ihm mit dem Ellenbogen Stöße. Wo der Knabe sich legt, ist es gerichtlich gültig, und der betreffende Hauseigenthümer muß bezahlen, ob er gestohlen hat oder nicht. Der Lieba Schai erhält 5 Thaler, der Bestohlene den Werth, welchen er angiebt, muß jedoch schwören, daß ihm so viel gestohlen worden sei. Kam der Dieb an ein Wasser und trank, so macht es der Knabe nach, trinkt und die Wirkung der Medicin ist aus; trank er nicht, so wird der Knabe hinübergetragen und verfolgt seinen Weg. Trinkt er, so wird die Untersuchung den andern Tag durch einen ebenso behandelten Knaben fortgesetzt, welcher am andern Ufer dieselbe Medicin bekommt. Wo ein solcher Diebssucher geht, geräth alles in Schrecken, denn man kann nie wissen, ob nicht irgend ein Dieb je als Fremder im Haus gewesen sei, wo dann eben der Eigenthümer bezahlen muß und zu seinem Unglück noch die Schande hat. Aus diesem Grunde ist es für fremde Leute sehr schwer, ein Nachtquartier zu finden. Die Knaben, welche diese Medicin nehmen müssen, sind gekaufte Sklaven, versimpeln, kränkeln und sterben bald ab. Die Medicin ist und bleibt ein Geheimniß, welches, nur in dieser Familie bekannt, sich forterbt. Es soll meistens der Thäter aufgefunden werden; allein es trifft auch manchmal Unschuldige, ist mithin kein reelles Gerichtsverfahren, sondern eher ein Abschreckungsmittel; es wird auch wirklich sehr gefürchtet. (Die Warte des Tempels 1881, Nro. 19.)

— Am 29. Mai dieses Jahres ist der treffliche J. M. Hildebrandt in Antananarivo, der Hauptstadt des Howa-Reiches auf Madagaskar, seinen Leiden erlegen, ein herber Verlust, namentlich für die beschreibenden Naturwissenschaften, denen er auf seinen vielen ostafrikanischen Wanderungen reiche Schätze zugeführt hat. Wohl seine letzte Arbeit bringt das eben erschienene dritte Heft der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (S. 194 ff.), eine „Skizze zu einem Bilde central-madagassischen Naturlebens im Frühling". Wir theilen hier den farbenreichen Anfang derselben mit, gleichsam als Abschied von dem verdienten Forscher, der auch dem „Globus" ein gelegentlicher Mitarbeiter war.

„Großartige Gewitter künden gegen Mitte November an, daß der Monsun wechselt. Der kalte Südost, welcher während des (südlichen) Winters, vom April bis jetzt, wehte, schlug an den dichtbewaldeten Ost-Gehängen Madagaskars seine Feuchtigkeit nieder. Dürr und frostig fegte er über das an 1300 m erhobene Central-Plateau, kaum daß er auf den graugelben Hügelrücken schließlich noch einen verdorrten Halm zu zerzausen vorfand. Auf der Savanne, welche die Hirten in Brand gesetzt, jagte er die Flammen vor sich hin und spielte hernach mit dem schwarzen Aschengewölk. Sein Reich ist nun zu Ende, der Nordwest-Monsun kommt zur Regierung. Er bringt den Regen und somit die Fruchtbarkeit. Schweres Gewölk schüttet jede Nacht seinen Segen auf das durstige Land. — Der Ackerbauer (Reis ist die vornehmste Nährpflanze Madagaskars) begiebt sich mit Weib und Kind in die Felder. Sie waren in der kalten Zeit sorgsam präparirt. Generation nach Generation hat mit unsäglichen Mühen und erstaunlichem Geschick ein Kanalsystem den Berggehängen entlang gezogen, wo sich das Regenwasser auffängt und zu den aufs Genaueste terrassirten Niederungen und Thalsohlen geleitet wird. Hier sind kleine, von Erdwällen umgebene Felder planirt, die je nach Bedarf bewässert werden können. An den niedrigsten Stellen, wo das Wasser auch während der trockenen Zeit verbleibt, wurde vor Eintritt der Regen im dichtesten Wurf Reis zum spätern Auspflanzen gesäet. Solche Felderchen leuchten in ihrem grellen Gelbgrün weithin aus der sonst so eintönig grauen verdorrten Landschaft. In den zu bepflanzenden Feldern wurde im Winter die harte Erde mit schweren, schmalen Spaten schollenweise aufgebrochen — „gestürzt". An manchen Stellen gehört die vereinte Kraft zweier Männer dazu, solche Schollen zu wenden. Sie verbleiben der Luft allseitig ausgesetzt bis kurz vor Eintritt der Regenzeit. Dann werden sie an trocken gelegenen Orten mit großen hölzernen Hammern zerklopft, und so wird der Boden geebnet. Da aber, wo Wasser auch dann schon zur Hand ist, wie an Bachrändern, leitet man es in das Feld, damit die Schollen aufweichen. Nachdem dann die Fläche mit dem Spaten planirt ist, treibt man das Vieh in dem Schlammbrei hin und her, rechts und links. Fast nackt, nur mit leichter Gerte in der Hand, springt die Dorfjugend schreiend und pfeifend um und zwischen die geängstigte Herde, hoch auf spritzt der Schlamm und übertüncht die ganze Schar. Stundenlang dauert diese wilde Jagd. Nach nochmaligem Ebenen ist der Boden zur Aufnahme der Reispflanze vorbereitet. Von den erwähnten dicht besäeten Feldchen werden die nun bereits spannenhoch gewachsenen Halme büschelweise ausgerupft, in Bündeln zur Stelle gebracht, und, zu je drei bis sechs beisammen, mit der Hand in den zähen Boden gepflanzt, eine Arbeit, zu der sich die ganze Familie versammelt. In den Landstrecken, die entfernt von permanenten Wasseransammlungen liegen, muß auf Eintreten der Regen gewartet werden. Dann entfaltet sich auch hier das gleiche lebhafte Treiben. Wenige Tage später erblickt man, z. B. von der Höhe der Hauptstadt aus, ein viele Meilen weites und breites hellgrünes Halmenmeer. Ein höchst anmuthiges und erfrischendes Bild."

Polargebiete.

— Der wohlbekannte englische Nordpolfahrer Leigh Smith hat in der dritten Woche des Juni von Peterhead aus seine fünfte arktische Reise angetreten. Er beabsichtigt, im Eira Harbour auf Franz-Josefs-Land ein Zufluchtshaus, für welches er die Materialien mit sich führt, zu erbauen und will dann versuchen, so weit wie möglich nach Norden vorzudringen. Er hat 25 Matrosen und Gehilfen bei sich und Proviant für 15 Monate an Bord.

— Am 22. Juni hat der Dampfer „Louise" des Baron v. Knoop von Bremerhaven aus eine Fahrt nach dem Jenisei angetreten. Obwohl der Hauptzweck ein kommercieller ist, so wird die Fahrt doch voraussichtlich auch der Wissenschaft einigen Nutzen bringen, da auf die Einladung des Baron von Knoop der Graf Waldburg-Zeil an ihr Theil nimmt, der zu naturwissenschaftlichen Zwecken 1870 mit v. Heuglin in Spitzbergen, 1876 mit Brehm und Finsch in Westsibirien war.

Inhalt: Das heutige Syrien. IX. (Mit sechs Abbildungen.) — Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador. I. — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. III. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 28. August 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XL. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

X.

Der Name Nâbulus ist die arabische Verdrehung des antiken Neapolis; so, oder vollständiger Flavia Neapolis, war das alt-semitische Sichem (d. i. Nacken, Bergrücken) zum Andenken daran, daß Titus Flavius Vespasianus es hatte herstellen lassen, von den Römern genannt worden. Selten genug ist dieser Fall in Syrien, daß die alte einheimische Bezeichnung der jüngern lateinischen hat weichen müssen. In westöstlicher Richtung zieht sich die Stadt langgedehnt zwischen den Bergen Ebal im Norden und Garizim im Süden hin und besitzt nur eine Breite von 400 m. Die Häuser sind aus Hausteinen mit großer Sorgfalt erbaut; manche tragen Terrassen, andere sind mit dicken Gewölben überdeckt. Die Umgegend ist sehr fruchtbar und wohl bewässert, und an prächtigen Fruchtbäumen ist kein Mangel. Ueberall sprudeln Quellen hervor und in allen Hauptstraßen finden sich Brunnen und fließendes Wasser. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 15 000, darunter nur noch gegen 200 (nach Socin nur 130) Samaritaner, die sich zusehends zu vermindern und auszusterben schienen, seit einigen Jahren indessen, Dank dem Schutze des englischen und französischen Konsuls, wieder etwas zugenommen haben. Außerdem giebt es einige Juden und etwa 700 Christen, theils Griechen, theils Katholiken und Protestanten. In den Straßen herrscht viel Lärmen und Leben und der Handel ist nicht unbeträchtlich. Karawanen bringen aus dem Jordanthale und vom Hauran Getreide, Baumwolle und Wolle, die nach Haifa oder Jaffa weiter gehen. Ferner finden sich in Nâbulus 22 Fabriken, welche aus Olivenöl Seife bereiten; ihr Produkt, runde Stücke mit Verzierungen in Relief, erfreut sich im Lande großer Beliebtheit. Der Bazar wird von Fellachen und zu gewissen Jahreszeiten von den Beduinen, die, wie zu den Zeiten Jakob's, in der nahen Ebene Machna ihre Heerden weiden, viel besucht. Man sieht dort schöne Sattlerarbeiten aus rothem Maroquin, zierliches Schuhwerk und geschmackvolle Schmucksachen aus Silber. Die sehr zahlreichen Eßwaarenhändler verkaufen fast alle sauere Milch (leben), die sie in großen, mit Inschriften und künstlerischen Verzierungen bedeckten Bronzegefäßen zu Markte bringen.

Zwei große Straßen durchziehen die Stadt ihrer Länge nach, und nach rechts und links zweigt sich von denselben eine große Menge enger Gäßchen und höchst malerischer überwölbter Gänge ab. Hier und da stößt man in denselben auf antike Kapitelle, Säulentrommeln und andere Reste, dann auch auf mehrstöckige schöne Häuser von durchaus mittelalterlichem Aussehen mit gothischen Bogen, Wappenschildern und dergleichen, die noch aus der Kreuzfahrerzeit herrühren. Im Osten liegt die große Moschee (Dschâmi el-Kebir), einst Eigenthum der Templer und dem heiligen Johannes geweiht, mit interessantem Portale, welches demjenigen der Grabeskirche in Jerusalem gleicht. Es besteht aus drei hintereinander zurücktretenden Spitzbogen, welche von zierlichen kleinen Säulen aus weißlichgelbem Marmor getragen werden. Der äußerste Bogen ist mit romanischen Skulpturen verziert, und im Hofe befindet sich ein Wasserbassin, das von antiken Säulen umgeben ist.

Ebenso liegt im Südwesten der Stadt eine alte Kreuz-

fahrerkirche, die jetzige Moschee el-Chadra, angeblich an der Stelle erbaut, wo Jakob die Nachricht vom Tode Joseph's empfing. Sie ist dermaßen verfallen, daß ihr Einsturz droht. Dabei erhebt sich ein viereckiger Glockenthurm mit romanischen Fenstern, an welchem eine Steinplatte mit samaritanischer Inschrift befestigt ist; angeblich besaßen die Samaritaner dort früher eine Synagoge. Ihre jetzige, Kenîset es-Sâmire genannt, liegt gleichfalls in dieser Gegend der Stadt. Es ist ein einfacher, gewölbter, mit Kalk geweißter Raum, zu welchem eine kleine, verfallene Treppe führt. Der Oberpriester Amran, Enkel des Schalmah ben-Tabiah, mit welchem im Anfange dieses Jahrhunderts Sylvestre de Sacy, der berühmte französische Orientalist, im Briefwechsel stand, empfing den Reisenden mit großer Zuvorkommenheit. Er trug einen großen weißen Turban und ein Gewand aus grünem, mit scharlachrother Seide gefüttertem Tuche; die anderen Samaritaner, deren Physiognomie übrigens einen ehrwürdigen jüdischen Typus sich bewahrt hat, zeichnen sich durch rothe Turbane aus. Eine ziemlich hohe Stufe trennt den Hintergrund des Raumes von dem Vorplatze; jener darf von keinem Ungläubigen betreten werden und ist durch einen aus lauter kleinen bunten Lappen zusammengesetzten Vorhang, ein Werk etwa des 16. Jahrhunderts, abgeschlossen. Hinter demselben ruht in einer Nische die Silberkapsel, welche sich in drei Theile öffnet und die Rollen enthält, auf denen das berühmte und von den Samaritanern hochgeehrte Pentateuch-Manuskript aufgewickelt ist. Es ist ein Pergament von circa 40 cm Höhe und großer Länge, mit sehr schönen, sorgfältig ausgeführten althebräischen (sogenannten samaritanischen) Charakteren beschrieben. Leider sind die Risse, welche Zeit und Menschenhand ihm beigebracht haben, in roher Weise mit Papier zugeklebt worden. „Der Koder ist sehr alt, aber daß er von dem Enkel oder Urenkel Aaron's geschrieben, ist eine Fabel, da er sicher nicht aus vorchristlicher Zeit stammt.“



Die altsamaritanische Handschrift des Pentateuch.
(Nach einer Photographie.)

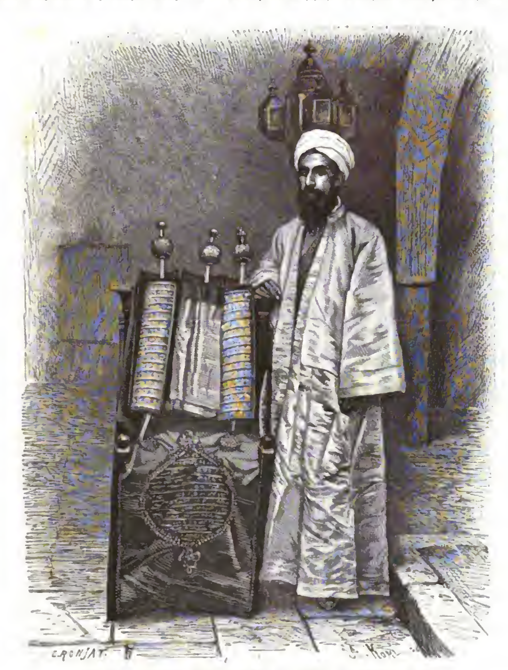
Da die Samaritaner sich nicht mit Fremden vermischen, so begegnen sie bei ihrer jetzt so beschränkten Zahl den größten Schwierigkeiten bei ihren Ehen, welche nur allein mit Zustimmung des Oberpriesters abgeschlossen werden dürfen. Sie führen ein nüchternes, regelmäßiges Leben; Einfachheit und Reinlichkeit gehören zu ihren hervorstechenden Charaktereigenschaften, und man findet deshalb unter ihnen eine Anzahl hochbetagter Personen. Jährlich dreimal begiebt sich die ganze Gemeinde nach dem heiligen Felsen auf dem Gipfel des Berges Garizim, den die Araber heute Dschebel et-Tôr nennen; es ist das der Festtag der ungesäuerten Brote, das Wochen- und Laubhüttenfest. Vor einigen Jahren haben sie ihren männlichen Repräsentanten der Familie Aaron's, ihren Hohen Priester, der allein die feierlichen Opfer verrichten kann, verloren und sind nun auf solche Ceremonien beschränkt, welche Amran, ein einfacher Nachkomme Levi's, gesetzmäßiger Weise verrichten darf. Die Samaritaner feiern übrigens sämmtliche mosaischen Feste, bringen aber nur am Passah Opfer dar. Doppelehen sind ihnen im Falle der Kinderlosigkeit erlaubt; die Leviratsehe kommt bei ihnen in der Form vor, daß nicht der Bruder, sondern der nächste Freund eines Verstorbenen verpflichtet ist, die Wittwe zu heirathen. Was ihren Glauben anlangt, so läßt sich derselbe in folgende Hauptpunkte zusammenfassen: Es giebt nur einen Gott; Moses ist sein Prophet; der Pentateuch ist das Gesetzbuch; Garizim ist die Kiblah und auf ihm wird die Auferstehung stattfinden. Sie sind strenge Monotheisten, hassen alle Bilder und alle Ausdrücke für Gott, welche demselben menschliche Eigenschaften beilegen; sie glauben an gute und böse Geister, an Auferstehung und ein jüngstes Gericht. Den Messias erwarten sie 6000 Jahre nach Erschaffung der Welt, halten ihn aber nicht für größer als Moses.

Gegen Abend, vor Sonnenuntergang, machte sich Lortet an die Besteigung des heiligen Berges, welcher ganz aus mächtigen Schichten von Nummulitenkalk besteht. Der Weg geht von dem westlichen Ende der Stadt Nâbulus südwärts in einem Thale hinauf, bei der starken Quelle Ras el-Ain vorbei, zwischen terrassenförmigen Gärten hin, wendet sich dann nach Südosten und führt in etwa einer Stunde zum Gipfel des Garizim (885 m über dem Meere), der einen schönen Blick über die Stadt, das Thal, die Ebene Machna und die Gebirge Samariens gewährt. Gegen Norden wird die Fernsicht durch den um 39 m höhern Ebal (924 m) verdeckt. (Lortet giebt für beide Berge abweichende Messungen: Garizim 949 m, Ebal 1025 m, Differenz 76 m.) Den Gipfel des Garizim bildet ein von Norden nach Süden sich hinziehendes Plateau, dessen nördliches Ende noch die Reste einer wahrscheinlich von Justinian (533) erbauten Befestigung trägt. Dieselbe war viereckig und an den Ecken mit dicken Thürmen versehen; an ihrer Nordseite liegt ein großes Wasserreservoir. Von der 474 erbauten achteckigen Kirche sind nur die Grundmauern erhalten. Unweit davon zeigt man mehrere große Steine, die Josua aufgerichtet haben soll; vielleicht hat man es aber hier mit einem prähistorischen Menhir zu thun, an deren Fuße Ausgrabungen zu interessanten Entdeckungen führen könnten. Auf der Mitte des Plateaus zeigen die Samaritaner einen flachen Felsen, wo angeblich einst der Altar ihres großen im Jahre 129 v. Chr. zerstörten Tempels gestanden hatte. Auch sonst finden sich dort oben viele aber unbedeutende Reste alter Baulichkeiten, welche beweisen, daß der Gipfel des Berges einst dicht bewohnt gewesen ist.

Schwieriger, als die Besteigung des Garizim, ist diejenige des Ebal, welche Lortet am folgenden Morgen unternahm. Der Berg ist kahl, wasserlos, unfruchtbar und von der

Sonne verbrannt; an seinem Abhange trägt er zahlreiche Höhlen und Grabkammern, künstliche sowohl wie natürliche, die wahrscheinlich zum Theil einst auch von Lebenden bewohnt worden und näherer Durchforschung vielleicht werth sind. Nahe seinem Gipfel, welcher sich circa 350 m über die Stadt erhebt, liegt ein mohammedanisches Weli, welches den Schädel Johannes des Täufers umschließen soll, und dabei die Ruine einer angeblichen christlichen Kirche. Die Aussicht, lohnender als die vom Garizim, umfaßt die ganzen Gebirge Galiläas, vom Karmel bis zum Gilboa, den Kegel des Tabor, Safed und Hermon, gegen Westen die Küstenebene und weit im Osten die vulkanischen Gipfel des Hauran.

Nâbulus liegt genau auf der Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meere und der tiefen Depression des Jordanthales. Es ist das uralte Sichem, dessen Name schon in der Geschichte Abraham's erwähnt wird, und wo Jakob bei



Der samaritanische Oberpriester Amran. (Nach einer Photographie.)

seiner Rückkehr aus Mesopotamien sein Zelt aufschlug und wo er das Feld kaufte, welches die jetzt nach ihm benannte Quelle und das Grab Joseph's umschloß. Bei der Theilung des Landes unter die zwölf Stämme fiel Sichem Ephraim zu. Zwischen Ebal und Garizim sah Josua das Volk zum letzten Male versammelt. In der Richterzeit bemächtigte sich Abimelech der Stadt, und auf dem Garizim erzählte der Prophet Jotham seine berühmte Fabel, eine der ältesten, die man kennt, „von den Bäumen, die einen König haben wollten“. Unter Rehabeam fand hier die Versammlung des Volkes statt, bei welcher sich die nördlichen Stämme von den südlichen trennten. Sichem wurde dann Residenz des Jerobeam. Später führte Salmanassar einen großen Theil der Bevölkerung nach Osten in die Gefangenschaft und ersetzte denselben durch fremde heidnische Kolonisten, wodurch in dieser Landschaft Palästinas ein Mischvolk entstand, das die während des Exils in ihrem nationalen Bewußtsein gefestigten Juden nicht für ebenbürtig und voll aner-

kennen wollten. Mit Verachtung wiesen sie das Anerbieten der Samaritaner, beim Tempelbau hilfreiche Hand zu leisten, zurück und schlossen sie von ihrem Kultus aus, was den Haß derselben nur verstärkte. Zu Nehemias Zeit bauten sich die Samaritaner ihren eigenen Tempel auf dem Garizim, welcher abtrünnigen Juden als Asyl diente; das am Fuße desselben gelegene Sichem wuchs nun auf Kosten Samarias und wurde Hauptstadt der Samaritaner, die häufig mit den Juden in Streit lagen. Im Jahre 129 zerstörte Johannes Hyrcanus den Tempel. Mehrfach empörten sie sich später



Samaritaner von Nâbulus. (Nach einer Photographie.)

gegen die römischen Kaiser, so unter Vespasian, wo Cerealis ihrer 11600 auf dem Garizim abschlachten ließ, so 529 unter Justinian, wobei sie sich große Grausamkeiten gegen die Christen zu Schulden kommen ließen. Schließlich aber wurden sie besiegt, in Menge erschlagen und ihrer Synagogen beraubt; ein Theil von ihnen floh zu den Persern, ein



Der heilige Fels auf dem Berge Garizim. (Nach einer Photographie.)

anderer trat zum Christenthum über, und damit war ihre Rolle in der Geschichte ausgespielt. Die Autoren der Kreuzfahrerzeit erwähnen sie nicht mehr; im 12. Jahrhundert giebt Benjamin von Tudela ihre Zahl in Sichem auf 1000 an und kennt Kolonien derselben in Askalon, Caesarea und Damaskus. Heute sind sie auf 40 bis 50 Familien reducirt.

Noch bis in neuere Zeiten war das weitere Gebiet von Nâbulus als unsicher berüchtigt und namentlich die Bewohner der Stadt galten als unruhig und zum Aufstande ge-

neigt. Dazu kam, daß in den nahen Bergen öfters Räuberbanden ihr Wesen trieben. Jetzt hat der Reisende nichts dergleichen zu fürchten, obwohl sich die Bevölkerung noch immer jenen Ruf zusammen mit dem der Unduldsamkeit erhalten hat. Uebrigens unterhalten die Türken daselbst stets eine starke Garnison und haben noch neuerdings östlich von der Stadt am Fuße des Garizim eine neue große Kaserne gebaut.



Der Jakobsbrunnen bei Nâbulus. (Nach einer Photographie.)

Von Nâbulus schlug Lortet den vielbetretenen Weg nach Jerusalem ein, welcher anfangs im Thale dem ostwärts fließenden Bache folgt und bei jener Kaserne und dem Dorfe Belata vorbei nach dem Kabr Jusuf oder Grabe des Joseph führt. Die mohammedanische wie christliche Tradition erblickt in diesem, durchaus modernen, 1868 durch den englischen Konsul Rogers renovirten Gebäude die Begräbnißstätte des Sohnes Jakob's. An den Enden des Grabes stehen zwei kleine



Bêtin, das alte Bethel. (Nach einer Photographie.)

Säulen, in deren Höhlungen die Juden Opferspenden verbrennen. Nur 600 Meter südwestlich von da befindet sich der Jakobsbrunnen, wo Christus (Joh. 4, 5) sein Gespräch mit der Samaritanerin hatte. Der offenbar aus dem hohen Alterthume stammende Brunnen liegt während eines Theiles des Jahres, wo er von den Abhängen des Garizim kein Wasser empfängt, trocken. Als Lortet ihn besuchte, fand er eine Wasserhöhe von circa 3 m, während der Brunnen selbst 26 m (nach Socin 23 m) tief ist. Wahrscheinlich war er früher tiefer und ist allmälig durch große Mengen hineingefallenen Schuttes und Steine, welche die Reisenden unaufhörlich hineinwerfen, bedeutend aufgehöht worden. Die innere Ausmauerung hat einen entschieden antiken Anstrich. Die Brunnenöffnung befindet sich unter einem kleinen, halb eingestürzten Gewölbe, das, unter Trümmern verborgen, vielleicht zu einer im vierten Jahrhundert erbauten Kirche gehörte. Ringsum liegen Mauertrümmer und Säulenreste, die Ueberbleibsel eines großen Gebäudes, dessen ursprüngliche Gestalt sich freilich nicht mehr erkennen läßt. Im Orient sind Brunnen und Wege sehr sichere Ausgangspunkte für historische und geographische Untersuchungen; Quellen ändern ihre Stelle nicht, und nach ihnen bestimmt sich in heißen, trockenen Ländern, wo Wasser stets selten ist, die Richtung der Wege. Deshalb ist es an sich durchaus wahrscheinlich, daß wir hier genau den Brunnen vor uns haben, welchen Christi Worte auf ewig zu einem geweihten Platze machten.

Von nun an wendet sich der Weg nach Süden, zieht unter dem Garizim am Westrande der Ebene Machna hin, tritt dann in die Berge und erreicht den großen verfallenen Chan el-Lubban, bei welchem eine schöne Quelle sprudelt. Darum rasten hier gewöhlich die Karawanen, welche von Nâbulus nach Jerusalem reisen, einige Stunden lang. Ein wohl angebauter Thalkessel breitet sich an dieser Stelle aus, welcher durch den Wadi Lubban westwärts zum Nahr el-Audscheh, der bei Jaffa mündet, entwässert wird. Zahlreiche Fellachen waren auf den Getreidefeldern beschäftigt, mit einer langgestielten Hacke das Unkraut auszujäten. Vom Chane aus ritt man etwa eine Stunde lang einen trockenen



Frau aus Bêtin. (Nach einer Photographie.)

Wadi nach Osten aufwärts zur Ruinenstätte Seilûn, welche dem biblischen Silo entspricht. Dort stellte einst Josua die Bundeslade auf und versammelte das Volk, um den sieben Stämmen, die noch kein Land erhalten hatten, ihr Loos zuzutheilen. Während der Richterzeit blieb die Lade dort; alljährlich feierte man dem Jehovah ein Fest, wobei die Mädchen des Ortes tanzten. Eli, der Hohepriester, lebte hier, und der junge Samuel. Als dann aber die Philister die Lade erobert hatten, wurde sie nicht wieder nach Silo zurückgebracht und der Ort verlor seine Bedeutung. Zu Hieronymus' Zeit lag er schon ganz in Trümmern.

Nach diesem Abstecher lenkte Lortet wieder in die große Straße nach Jerusalem ein, welche von zahlreichen Osterpilgern belebt war. Die Gegend aber wird nun sehr einförmig, eine Hochebene, aus Kreide bestehend, von wasserlosen Thälern durchschnitten und von kleinen felsigen Hügeln überragt, die ganz ausgedörrt, aber dennoch mit großer Sorgfalt angebaut sind. Weiter zog sich der Pfad — denn nur ein solcher ist diese Hauptstraße — im Wadi e'-Dschib aufwärts, das sehr steinig und so eng ist, daß es oft sehr schwer ist, einem begegnenden Lastthiere auszuweichen. Zur Rechten und Linken aber ziehen sich bebaute Felder die Thalwände hinauf, und der Boden muß hier Elemente enthalten, welche dem Wachsthum sehr förderlich sind, da Oel-, Feigen- und Granatenbäume trotz der allgemeinen Trockenheit prächtig gedeihen. In der Mitte des einsamen Thales trifft man auf die „Räuberquelle“ (Ain el-Haramije), die am Fuße einer grottenartig ausgehöhlten Felswand hervorsickert, aber trotz ihres unheimlichen Namens jetzt von Karawanen öfters zum Rastplatze ausersehen wird. Einige dort in den Felsen ausgehöhlte Grabkammern sind von Farnkräutern und Frauenhaar fast zur Hälfte verdeckt. Dann gelangt man auf ein höchst einförmiges Hochland, auf welchem zwischen dem überall zu Tage tretenden Kalkstein ein röthlicher eisenhaltiger Erdboden mit Getreide, Baumwolle und Wein bebaut ist. Sorgfältig aufgeschichtete Steinterrassen halten die Erde fest, daß sie nicht von den sintfluthartigen Winterregen fortgespült wird. Bäume fehlen fast ganz; nur hier und da haben die Hirten eine alte Eiche (Quercus ilex oder Quercus aegylops) oder mächtige Karube mit ihrem Feuer verschont. In solcher traurigen Umgebung liegt heutigen Tages Bêtin, das Bethel (d. i. Haus Gottes) der

Bibel, in dessen Hütten etwa 400 Einwohner leben. Abraham hatte dort seine Zelte aufgeschlagen — was jetzt am besten noch am Boden einer alten Cisterne, die zu Füßen des Dorfes liegt, geschieht — und errichtete auf dem höchsten der Hügel, die er von seinen Herden abweiden ließ, dem Jehovah einen Altar. Hier sah Jakob im Traume die Himmelsleiter, hier richtete Samuel im Jahre einmal und betete Jerobeam das goldene Kalb an. Später wird der Ort nur gelegentlich erwähnt. Die Umgebung des heiligen Platzes, der eine Zeit lang die Stiftshütte beherbergte, ist überaus steinig und traurig, wenn ihr auch eine gewisse Großartigkeit nicht fehlt; von den nahen Hügeln aus sieht man die Berge jenseit des Jordan und bei klarem Wetter sowohl das Todte Meer und die Jordanspalte im Osten, als auch das Mittelländische Meer im Westen.

In el-Bire (d. i. Cisterne), dem alten Beeroth, einem Dorfe drei Stunden vor Jerusalem, hielt Lortet seine letzte Nachtruhe; zeitig am nächsten Morgen erblickte er von der Höhe des Mons Scopus, wo einst des Titus Legionen lagerten, die Zinnenmauern und zahllosen großen und kleinen Kuppeldächer der heiligen Stadt.

Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador.

II.

Nur zweimal bei seinen Besteigungen der Andengipfel hatte Whymper Gelegenheit, die Gewalt der berüchtigten Bergstürme jener Region zu erproben: das eine Mal auf dem Gipfel des Cotopaxi, das andere an seinem zweiten Lagerplatze auf dem Chimborazo in 16 500 Fuß Höhe. An beiden Orten brachte der heftige Wind das aufgeschlagene Zelt in Gefahr, zerrissen oder fortgeweht zu werden, und Whymper und seine Begleiter hatten nicht geringe Mühe, es davor zu bewahren; von dem plötzlichen Umspringen des Windes aber und den tollen Wirbeln, die nach den Schilderungen früherer phantasievoller Reisender den auf den Gebirgspfaden vom Sturm überraschten Reiter im Fluge aus dem Sattel heben sollen, war nichts zu merken. Nicht furchtbar und großartig genug aber kann man sich, wie auch Whymper zugiebt, die Heftigkeit der Gewitter in den Anden vorstellen. Kein einziges Mal hat er sich in irgend einer beträchtlichen Höhe befunden, ohne von einem mehr oder minder starken Gewitter überfallen zu werden, „bei dem die ganze Luft mit Elektricität gesättigt zu sein schien, und die Entladungen entweder fast ohne Unterbrechung auf einander folgten, so daß der ganze Himmel wie mit feurigen Strahlen besäet war und der Donner unaufhörlich rollte und krachte; oder, was meist noch erschreckender wirkte und noch mehr zu ernsthaften Gedanken stimmte, in seltenen vereinzelten Blitzen dicht vor den Augen der Bergsteiger an einer Felskante entlangzuckten, von einem kurzen, dröhnenden Donner begleitet." Das stärkste von allen Gewittern überraschte Whymper und seine Gefährten, als sie dicht unterhalb der Spitze des Sincholagua auf einem steilen, mit hartgefrorenem Schnee bedeckten Grat emporstiegen. Die Kante, in die sie sich mit dem Beile Stufen einhauen mußten, war so schmal, daß die kleinste Unaufmerksamkeit, das leiseste Ausgleiten des Fußes ein Hinabstürzen in die zu beiden Seiten gähnende Tiefe zur Folge haben mußte. Ohne jeden Vorboten von Wind oder Sturm brach hier das Gewitter plötzlich mit rasender Gewalt los, wüthete in wenigen Sekunden zu Füßen, zu Häupten, auf allen Seiten der Emporsteigenden. Ein greller Strahl nach dem andern zuckte über den Grat hin, auf dem sie standen, fuhr an den schroffen Felszinken hinab, die aus der Tiefe unter ihnen emporragten; dazu rollte der Donner ohne Unterbrechung. Einige Augenblicke standen die Kletternden betäubt und zitternd; die Beile, aus deren Eisen zischende Funken fuhren, rathlos in den Händen haltend; nicht wissend, ob sie vor- oder rückwärts gehen sollten: bis sie, einer plötzlichen Eingebung folgend, ihren Weg weiter aufwärts nahmen, einige Felsstückchen von der obern Gipfelspitze losbrachen, um dann mit diesen glücklich eroberten Siegeszeichen halb besinnungslos und ohne sich nach rechs oder links umzusehen den Rückweg nach ihrem Lager unten am Berge anzutreten, das sie endlich wohlbehalten, wenn auch, wie Whymper hinzufügt, „ganz erstaunt, sich noch am Leben zu finden", erreichten.

Sehr interessant sind die Ergebnisse von Whymper's Temperaturbeobachtungen. Den niedrigsten Thermometerstand während der Dauer der ganzen Reise beobachtete er in der Nacht vom 18. zum 19. Februar auf dem Gipfel des Cotopaxi, wo er 19° F. unter dem Gefrierpunkt konstatirte; den höchsten, 75,5° F., aber am 27. März um 2 Uhr 30 Minuten Nachmittags am Grunde der großen Quebrada von Guallabamba, jener ungeheuern, durch vulkanische Gewalt entstandenen Schlucht oder Erdspalte, die sich 3000 Fuß tief und mehrere Miles lang mitten durch die weite Ebene im Osten von Quito hinzieht. Der Unterschied zwischen dem während der Reise im Innern des Landes beobachteten Maximum und Minimum betrug somit nur 62° F., eine in Anbetracht der verschiedenen Beobachtungspunkte verhältnißmäßig geringe Differenz. Sehr merkwürdig aber, weil allen unseren bisherigen Vorstellungen von den Temperaturverhältnissen auf dem Gipel eines über 19 000 Fuß hohen Schneeberges durchaus widersprechend, sind die innerhalb kurzer Zeit stattfindenden beträchtlichen Veränderungen des Thermometerstandes, die Whymper zu verschiedenen Malen während seines Verweilens auf den höchsten Punkten der Anden konstatirt hat. Auf dem Gipfel des Chimborazo z. B. stieg das Thermometer innerhalb dreier Stunden von 15 auf 20° F.; die bemerkenswertheste Veränderung aber konnte Whymper am 10. März auf dem Gipfel des Antisana (19260 Fuß über dem Meere) beobachten, wo das Thermometer im Schatten und bei vollkommen ruhiger Luft im Laufe von zwei Stunden von 44 auf 60° F. stieg, und hiermit eine Temperatur anzeigte, die um 11° wärmer war, als man sie während des dreitägigen Aufenthaltes in der um 6000 Fuß tiefer gelegenen Hacienda von Antisana gehabt hatte.

Diese außerordentlichen Temperaturwechsel durften natürlich bei der Berechnung der gleichzeitig gemachten Barometerbeobachtungen nicht unberücksichtigt bleiben; so übergab Whymper bei seiner Rückkehr nach England sein ganzes während der Reise gesammeltes Material von Barometer-

und Thermometerbeobachtungen einem Fachgelehrten, Mr. Ellis von der Sternwarte zu Greenwich, zu nochmaliger Berechnung. Die Höhenbestimmungen, die derselbe daraus gewonnen hat, differiren verhältnißmäßig nur wenig von den Ergebnissen der entsprechenden Messungen der Herren Dr. Reiß und Stübel, die nach einer andern Methode vorgenommen worden sind [1]). Die Höhe des Chimborazo z. B., die nach Whymper und Ellis 20517 Fuß beträgt, wird von Dr. Reiß und Stübel auf 20703 Fuß angegeben. Zwanzig Jahre vor ihnen (im Jahre 1858) gab Villavicencio 21067 Fuß dafür an, und wieder vierzig Jahre vor ihm sollte sie nach Alexander von Humboldt 21424 Fuß betragen. Die Spanier endlich, die gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts hier im Verein mit der französischen Gradmessungsexpedition gearbeitet hatten, erklärten in ihrem im Jahre 1748 zu Madrid veröffentlichten Berichte, daß der Chimborazo eine Höhe von 21611 Fuß habe. Unbefangene Gemüther könnten nach dieser Reihenfolge von Angaben leicht zu dem Schlusse kommen, daß der Berg in kontinuirlichem Sinken begriffen sein müsse; denn je weiter wir zurückgehen, desto höher soll er gewesen sein. Wir besitzen aber auch noch eine frühe Angabe, derzufolge seine Höhe nur 20581 Fuß betragen soll (also 64 Fuß weniger, als Whymper angiebt): es ist dies das Resultat der Messungen der französischen Akademiker selber, an deren Arbeiten sich die oben erwähnten Spanier betheiligt hatten. Die beträchtliche Differenz (1030 Fuß) zwischen den Ergebnissen ihrer gleichzeitigen Messungen muß uns natürlich gegen beide gleich mißtrauisch machen, doch ist die nahe Uebereinstimmung der Angabe der Franzosen mit dem jetzt von Whymper gewonnenen Resultate immerhin bemerkenswerth.

In Bezug auf die in der Umgegend von Quito ausgeführten Vermessungsarbeiten jener französischen Gelehrten theilt Whymper verschiedene Einzelheiten von allgemeinem Interesse mit. Bekanntlich veranlaßten die im Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach vorkommenden Erörterungen über die Gestalt der Erde die französische Akademie der Wissenschaften, zwei Expeditionen zur Vornahme von Gradmessungen nach weit von einander entlegenen Punkten der Erde auszusenden. Die eine dieser Expeditionen ging nach dem Bottnischen Meerbusen, die andere aber, die aus den Akademikern Bouguer, Gadin und dem berühmten La Condamine zusammengesetzt war, nach dem heutigen Ecuador. Sie begannen ihr Werk auf einer Ebene im Nordosten von Quito, wo sie zunächst eine Basis von ungefähr 40000 Fuß Länge maßen. Von den beiden Endpunkten derselben wurden dann verschiedene Winkelmessungen vorgenommen und schließlich eine Dreieckskette über eine Strecke von mehr als drei Breitengraden gelegt, so daß sich die Triangulation nach Norden bis Ibarra, nach Süden bis Cuenca erstreckte. Als man vor dem Abschluß des großen Werkes die Probe auf seine Richtigkeit machte und zu diesem Zwecke in der Nähe von Cuenca eine Verifikationsbasis von ebenfalls 40000 Fuß maß, ergab die direkte Messung, daß die Länge derselben um noch nicht voll zwei Fuß von der berechneten abwich.

Die Toise, deren die französischen Gelehrten sich als Maßeinheit bedienten, war ein Eisenstab, der seitdem unter dem Namen der „toise du Pérou" bekannt geblieben ist. In einer Abhandlung über die verschiedenen am meisten angewendeten Längenmaße erwähnt Guyot dieses Eisenstabes als des fast einzigen allgemeinen Normalmaßes, nach dem alle anderen verglichen und bestimmt würden, und sagt unter anderm, daß das gesetzliche Meter nur ein legalisirter Theil der Toise von Peru sei und daß diese selber das ursprüngliche Normalmaß bleibe.

Da die Messung der ersten Basis, von der ja das ganze übrige Werk abhing, mit größter Genauigkeit und Sorgfalt ausgeführt werden mußte und auch ausgeführt wurde, so war es nur natürlich, daß die Akademiker den Wunsch hegten, diese Grundlage des Ganzen erhalten, d. h. die beiden Endpunkte der Linie durch dauernde Monumente fixirt zu sehen. Schon vor dem Abgange der Expedition war diese Angelegenheit auf das Eingehendste in der Akademie erörtert worden und hatte La Condamine es übernommen, für die Errichtung von zwei Pyramiden an den beiden Endpunkten der zu messenden Basis Sorge zu tragen.

In einer heute sehr selten gewordenen Broschüre, die, wenn sie auch nicht seinen Namen trägt, doch augenscheinlich von ihm verfaßt ist, schildert La Condamine die unzähligen Schwierigkeiten, auf die er bei der Ausführung dieses Auftrages stieß, welche Mühe es kostete, die Centren der Pyramiden genau über den äußersten Punkten der Grundlinie anzubringen; wie er sich gezwungen sah, seine eigenen Backsteine für das Mauerwerk anfertigen zu lassen, damit die Leute aus der Umgegend sie nicht etwa als ein passendes Material zu ihren Bauten betrachten und nicht um ihretwillen die Pyramiden zerstören möchten; wie er einen Kanal von drei französischen Meilen Länge graben lassen mußte, um nur das nothwendige Wasser zur Bereitung des Mörtels zur Stelle zu schaffen, und wie die großen Steine zur Bekleidung der Pyramiden erst mühsam gesucht und dann auf dem Rücken von Maulthieren meilenweit herangebracht werden mußten, was, da ein einziger Stein oft eine ganze Maulthierlast ausmachte, eine Zeit von mehreren Monaten in Anspruch nahm. An der Stelle, wo die nördliche Pyramide errichtet werden mußte, fand man keinen festen Baugrund vor, und es blieb nichts übrig, als hier Pfähle einzurammen, zu denen man erst wieder lange nach dem geeigneten Holze zu suchen hatte. Dann fehlte es an Leuten, die mit dem Zurichten und Einrammen der Stämme Bescheid wußten, und als es La Condamine nach vieler Mühe endlich gelungen war, sich eine Anzahl brauchbarer Arbeiter aus Quito zu verschaffen, entliefen ihm dieselben schon nach wenigen Tagen wieder, ehe das Werk auch nur halb vollendet war.

Die größten Schwierigkeiten aber bereitete den französischen Gelehrten das Auffinden, die Bearbeitung und endlich der Transport der großen Steinplatten, auf denen sie der staunenden Nachwelt durch entsprechende Inschriften ihr glücklich vollbrachtes Vermessungswerk verkünden und erklären wollten. Die Steine mußten in einer mehrere hundert Fuß tiefen Schlucht losgebrochen und an Stricken emporgezogen werden, die La Condamine eigens zu diesem Zwecke anfertigen lassen mußte. Im letzten Augenblick rissen dieselben, die eine der Platten fiel in die Tiefe, zerbrach in tausend Stücke, und die ganze Arbeit mußte von Neuem begonnen werden. Und hiermit nicht genug: als die Platten endlich fertig und glücklich zur Stelle geschafft waren, erhoben die spanischen Marineoffiziere, die sich im Auftrage ihrer Regierung an dem auf spanischem Grund und Boden ausgeführten Werke betheiligt hatten, Einspruch gegen die von La Condamine entworfene Fassung der Inschriften. Sie behaupteten, daß die Gnade ihres Herrschers und ihre eigene Mitwirkung darin nicht genugsam

[1]) In Bezug auf Quito, wo sowohl Whymper als auch die Herren Dr. Reiß und Stübel fortlaufende Beobachtungen vorgenommen haben, stimmen ihre Resultate sogar fast vollständig überein: nach dem erstern liegt die Stadt 9353, nach den letzteren 9350 Fuß über dem Meere.

anerkannt und verherrlicht sei, und es entspann sich nun ein für beide Theile charakteristischer, ernsthafter und lange dauernder Streit über diese „wichtige“ Aeußerlichkeit. Endlich war aber auch er zu beiderseitiger Befriedigung beigelegt, die Inschriftstafeln wurden aufgestellt, und La Condamine kehrte nach zehnjähriger Abwesenheit in seine Heimath zurück, ohne Zweifel von dem Bewußtsein gehoben, sein großes Werk durch dauernde Monumente verewigt zu haben.

Schon nach zwei Jahren jedoch (im Jahre 1747) ging ihm durch Zufall die Kunde zu, daß die spanische Regierung Befehl gegeben habe, seine kostbaren Pyramiden zu zerstören; noch ehe er dagegen Protest einlegen konnte, war die Sache schon geschehen. In der erwähnten Broschüre beklagt er nun das Schicksal der Monumente und rekapitulirt alle Einzelheiten ihrer Erbauung mit einer ernsthaften Ausführlichkeit, die uns ein Lächeln ablockt. So wenig aber haben sich die Dinge und die Menschen seitdem geändert, daß seine Schilderung sich noch jetzt wie ein französischer Rechenschaftsbericht über heute vorgenommene wissenschaftliche Operationen liest, bei denen ja selbst mit den anerkennenswerthesten Leistungen meist das charakteristische kindliche Streben nach irgend einer Art von Schaustellung Hand in Hand geht. Sein lebhaftestes Bedauern gilt den beiden Steinen mit den „inscriptions“ — am Schlusse seiner Klagen aber rafft er sich doch zu der resignirten Erklärung auf, daß alle diese Verluste im Grunde genommen nur nebensächlich seien im Vergleiche zu dem einen großen Verluste des Maßes der Basis: „die Länge, für deren Erhaltung ich mich so sehr bemüht habe, ist nun auf ewig verloren.“

Später erfuhr La Condamine noch, daß die widerspruchsvolle spanische Regierung die Wiederaufrichtung der Pyramiden angeordnet habe; nähere Details darüber scheinen ihm jedoch nicht mehr zu Ohren gekommen zu sein. Whymper, der, als ihm der Zufall die erwähnte kleine Schrift La Condamine's in die Hände geführt, den Bericht des bedeutenden Gelehrten über seine „verlorene Liebesmüh“ mit Interesse gelesen hatte, benutzte nun seinen Aufenthalt in Quito dazu, Näheres über die Wegräumung jener ersten und die Aufstellung der zweiten Pyramiden in Erfahrung zu bringen. Längere Zeit blieben seine Nachforschungen und Erkundigungen fruchtlos, endlich aber erfuhr er durch einen der größeren Grundbesitzer jener Gegend, daß sich auf einer bei der Stadt Piso im N. O. von Quito belegenen Farm ein Stein befinde, der, wie er glaube, wohl von der französischen Pyramide von Oyamburu herrühren könne. Gleich folgenden Tages begab sich Whymper dorthin und fand wirklich auf der einen Seite des weiten Hofes der Farm eine etwa 6 Zoll starke und 4 Fuß lange Steinplatte, die augenscheinlich seit vielen Jahren schon hier als Trittstein für die ihre Pferde oder Maulthiere besteigenden Reiter lag. An den Seiten waren deutliche Spuren einer eingehauenen Inschrift erhalten, in der Mitte hatte der Gebrauch, dem der Stein diente, dieselbe ganz verwischt. Eine gründliche Reinigung des Steines und ein Vergleich der noch vorhandenen Buchstaben mit der in La Condamine's Schrift Zeile für Zeile wiedergegebenen „inscription“ ließen schließlich die Platte zweifellos als die mit so unendlicher Mühe hergestellte Gedenktafel erkennen, deren Verlust ihr Autor so pathetisch beklagt hat.

Etwa 1000 Fuß von dieser Farm entfernt erhebt sich inmitten eines großen Maisfeldes die Pyramide, die heute den südlichen Endpunkt der Basis bezeichnen soll. Sie ist weder die ursprüngliche, noch auch die später von den Spaniern ersetzte, sondern soll erst vor einigen dreißig Jahren von einem Präsidenten von Ecuador, Don Vicente Rocafuerte, errichtet worden sein. Die Stelle, wo der Tradition zufolge die erste Pyramide gestanden haben soll, wo aber auch keine Spur von derselben zu finden ist, wurde Whymper ebenfalls gezeigt, und ihm dabei erzählt, daß der Präsident so wenig gewußt habe, um was es sich handelte, daß er das neue Bauwerk absichtlich einige hundert Fuß von dem alten Platze habe errichten lassen, damit es von der Stadt aus „besser zu sehen sein möge“. Dieser Erzählung widerspricht nun freilich die von anderer Seite angeführte Thatsache, daß Don Vicente Rocafuerte ein wissenschaftlich gebildeter Mann gewesen sei, der sich sogar mit Geodäsie beschäftigt habe und der, was auch die Ausführung seiner Befehle gewesen sein möge, jedenfalls in Betreff der Aufstellung des Monumentes nur das Richtige angeordnet haben könne. Die nördliche Pyramide, die von hier aus als ein heller Flecken in der Landschaft deutlich sichtbar ist, steht, wie La Condamine es auch von der seinigen angiebt, dicht am Rande der Quebrada von Guallabamba — ob aber an der ursprünglichen Stelle, darüber vermochte Whymper keine Auskunft zu erhalten.

In keinem Falle aber hätten die französischen Gelehrten ein günstigeres Terrain für ihre Arbeiten finden können, als es diese ausgedehnte Ebene im Osten von Quito ist, in der sich meilenweit kaum eine Bodenerhebung zeigt. Die große Quebrada von Guallabamba durchschneidet sie in der Mitte, weiter nach Norden hin aber, wo Whymper sie bei seiner Reise nach dem Sara-urcu zu passiren hatte, ist der ganze Boden von einem wahren Netz unzähliger kleinerer Spalten und Schluchten vulkanischen Ursprunges zerrissen, die das Vorwärtskommen nicht wenig erschweren.

Der Sara-urcu, dessen Ersteigung Whymper in der ersten Hälfte des April unternahm, ist, außer von Villavicencio, wohl kaum von einem andern Reisenden erwähnt, geschweige denn gesehen worden. Auch Villavicencio's Angaben über seine Lage und Höhe scheinen lediglich auf Hörensagen zu beruhen — und wie unzuverlässig dieses gerade in Bezug auf den Sara-urcu gewesen sein muß, das erfuhr Whymper bei seinen Nachfragen. Weder in einer der nördlicheren Städte, noch auch in Quito konnte er eine andere Auskunft erhalten, als daß der Berg irgendwo im östlichen Theile des Landes, dicht am Aequator liegen müsse. Erst bei seiner Ersteigung des Cayambe theilte ihm der Besitzer desselben, Señor Espinosa, mit, daß der Sara-urcu nicht gar weit vom Cayambe entfernt sei und „ebenso wie hier das ganze Land nach Osten hin“ ihm gehöre. Er erbot sich auch, dem Reisenden die Lage des Berges anzugeben, und begleitete ihn zu diesem Zwecke bei seiner Ersteigung des Cayambe bis in etwa 14 000 Fuß Höhe, von wo aus er ihm in der Richtung nach S. O. hin ein neblig-undeutliches Etwas in den Wolken zeigte, das der Sara-urcu sein sollte. Eine richtige Ansicht des Berges aber gewann Whymper erst einige Tage später, freilich auch nur für wenige Sekunden; doch aber genügte dieser kurze Blick schon, um ihn die Lage erkennen zu lassen und ihm zu zeigen, daß eine Ersteigung wohl ausführbar sein müsse, wenn man erst glücklich bis an den Fuß gelangt sein werde. So sandte nun Whymper von seinem Lager am Cayambe zwei seiner Leute in der Richtung nach Südosten voran, um das Terrain zu rekognosciren. Sie kamen mit der überraschenden Kunde zurück, daß sie den vorzüglichsten Lagerplatz gefunden hätten, „einen richtigen Palast, der rings mit Gebüsch umpflanzt sei“. Unverzüglich ließ nun Whymper sein Lager abbrechen und machte sich mit seiner ganzen Gesellschaft, sowie mit sämmtlichen Pferden

und Maulthieren auf den Weg nach dem gerühmten Orte, der leider, aus der Nähe und ohne die Phantasie der beiden Pfadsucher betrachtet, nichts war, als eine mitten im Urwalde belegene alte Indianerhütte. Ein heftiger Fieberanfall zwang Whymper, drei Tage in dieser elenden Behausung auf dem Krankenlager zuzubringen; während dieser Zeit sandte er täglich mehrere seiner Leute zum Recognosciren aus. Mit sehr wenig ermuthigenden Nachrichten kamen sie alle zurück; von einem Vormarsch mit den Thieren könne keine Rede sein, da nirgends ein Pfad oder Weg durch das dichte Gestrüpp führe; irgend etwas Eßbares sei auch nicht aufzufinden und man werde deshalb neben den anderen zu tragenden Lasten auch sämmtliche Lebensmittel mit sich nehmen müssen; einen zum Lager geeigneten Platz hätten sie nicht gefunden, denn das ganze Land sei ein großer Sumpf; der unaufhörlich herabströmende Regen verhindere jede Aussicht, und so könnten sie auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie schon am Fuße des Sara-urcu gewesen seien. Trotz dieser wenig tröstlichen Aussichten brach Whymper doch am vierten Tage aus der Waldhütte auf, bei der er die Thiere unter der Aufsicht von zwei Leuten zurückließ. Die Schilderungen der Gegend waren nicht übertrieben gewesen; je weiter man nach Südosten vorschritt, desto sumpfiger wurde der Boden des Waldes. Die Nacht brach ein, und man mußte sich wohl oder übel entschließen, sie an einer Stelle zuzubringen, wo man bei längerm Stehen bis zu den Knien in den mit Rohr und Binsen bewachsenen Boden einsank. Aus mehreren übereinandergelegten Schichten von gekreuzten Rohrbündeln machten Whymper's Leute ihm ein Lager zurecht, auf dem er sich ausstrecken konnte; für sich selber stellten sie kleinere derartige schwimmende Sitze her, auf denen sie die Nacht in kauernder Stellung verbrachten, in dem vergeblichen Bemühen, ein Feuer zu unterhalten. Man befand sich hier schon 13000 Fuß über dem Meere; während der ganzen, elf Stunden dauernden Nacht regnete und hagelte es fast ohne Unterbrechung. Am folgenden Tage ging es vorwärts durch ein etwas hügeliges, allmälig ansteigendes, aber unverändert sumpfiges Terrain; selbst an den Abhängen sank man tief in den weichen Boden ein. Von dem Bahnen eines Weges mit den Machetas konnte hier die Rede nicht sein; man mußte sich damit begnügen, das über mannshohe, dichte Rohr mit den Händen aus einander zu biegen, um durch das Dickicht zu schreiten; wie eine feste Wand schlug es hinter dem Vorschreitenden wieder zusammen und schied ihn von dem dicht hinter ihm folgenden Gefährten. Dabei waren die Blätter scharf wie Messer, und so währte es denn auch nicht lange, bis die Hände der mühsam Vorwärtsbringenden aus unzähligen Schnitten bluteten; denn immer wieder mußten sie, um sich vor dem Einsinken in den tiefen Schlamm zu bewahren, sich an den Rohrpflanzen festhalten. In dieser Gegend überschritten sie die Wasserscheide zwischen den westlichen und östlichen Flüssen; alle kleineren und größeren Bäche, an die sie hier noch kamen, gehörten schon zu dem Gebiete des Atlantischen Meeres. Mit dem Einbruch der Nacht wurde an einem Bergabhange unter einem überhangenden Felsstück das Lager aufgeschlagen; wie Whymper später erfuhr, ist diese Stelle als der einzig sichere Lagerort in dem ganzen weiten, von Pumas, Bären und anderen wilden Thieren belebten Sumpfgebiete bekannt und führt bei dem Volke den Namen Corredor Machai, d. i. des Jägers Zuflucht. Augenscheinlich ist die Gegend auch bei den Eingeborenen verrufen und deshalb so wenig bekannt. Whymper's Indianer erzählten ihm Schreckensgeschichten von weißen Leuten, welche sich hierher gewagt hätten, um nach Chinarinde zu suchen, und von denen nur wenige zurückgekehrt seien: so unlängst nur vier von einer Gesellschaft, die zwanzig Mann stark ausgezogen sei. Wohl um das warnende Beispiel noch eindringlicher zu machen, brachte einer der Indianer auch einen Schädel an, den er neben dem Lager gefunden hatte, und den er Whymper mit dem Bemerken zeigte, daß er ihn deutlich als den eines jener zuletzt hier umgekommenen Weißen erkenne.

Die Wanderung des folgenden Tages führte durch ein tiefes Thal, das man an der einen Seite hinab-, an der andern wieder hinaufsteigen mußte; hier begegnete man zum ersten Male einem großen schwarzen Bären, der unbekümmert um das Rufen und Schreien von Whymper's Leuten in geringer Entfernung von ihnen seinen Weg durch das Gebüsch ruhig fortsetzte. Die zahlreichen niedergetretenen Bahnen wilder Thiere, die hier das Dickicht durchkreuzten, erleichterten das Vorwärtskommen bedeutend; leider aber stellte sich jetzt der Regen wieder ein, um mehrere Tage lang anzuhalten. In einer Höhe von 13700 Fuß ließ Whymper an einem Felsen das Lager aufschlagen, ohne recht zu wissen, wo er sich eigentlich befand; denn wenn er auch glauben durfte, am Sara-urcu angelangt zu sein, so hinderte doch der dichte feine Regen jeden Umblick. Mehrere kleine Rekognoscirungstouren, die man in den folgenden Tagen von diesem Lagerplatze aus unternahm, blieben erfolglos: nur so viel konnte man feststellen, daß sich nördlich vom Lagerplatze ein großer Gletscher befand, der aller Wahrscheinlichkeit nach vom Sara-urcu hinabkam. Mit dem andauernden Regen und scharfen Ostwind wurde die Stimmung von Whymper's Leuten immer schlechter und schlechter; bis auf die beiden Carrels verlangten sie alle mehr oder weniger stürmisch, daß der Rückweg angetreten würde. Es war auch in der That ein trostloser Aufenthalt; und außer einer Begegnung, die der ältere Carrell am Rande des Gletschers mit zwei Büffeln gehabt haben wollte, die „wie Gemsen an den Felsen umhergeklettert und gesprungen seien“, trug sich nichts zu, um das Einerlei des unaufhörlichen Regens in der unwirthlichen Wildniß zu unterbrechen. Endlich brachte der zehnte Tag eine kleine Aufheiterung des Wetters; der Gipfel des Sara-urcu wurde sichtbar, Whymper konnte seine Lage mit dem Theodolit bestimmen und eine Skizze entwerfen, und nun stand der Ersteigung nichts mehr im Wege. Am folgenden Morgen um 5 Uhr brach er mit den beiden Carrels und zwei Indianern auf; nach angestrengtem Marsche, bei dem sie sich nur nach dem Compaß richteten, weil Nebel und Regen ihnen die Spitze des Berges verhüllte, bis sie dicht an ihr waren, erreichten sie den Gipfel um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags. Hier zeigte es sich denn, daß der Berg nicht, wie man im Lande allgemein annimmt, ein Vulkan ist; seine höchsten Partien bestehen aus Gneiß, tiefer unten am Berge hatte man Glimmerschiefer vorgefunden, und so befindet man sich hier augenscheinlich schon außerhalb der rein vulkanischen Region. Die Höhe des Sara-urcu, die Villavicencio auf 17400 Fuß angegeben hat, beträgt nach Whymper's Messung nur 15500; trotz dieser verhältnißmäßig geringen Höhe aber trägt der Berg einige der größten Gletscher, die auch, wie Whymper glaubt, ungeachtet ihrer Lage dicht am Aequator, bis zu einer bedeutend tiefern Region hinabreichen, als die Gletscher irgend eines andern Andengipfels von Ecuador.

Glücklich nach dem Lagerplatze von Corredor Machai zurückgekehrt, wo seine Leute ihn erwarteten, verbrachte Whymper noch eine Nacht hier, die folgende dann in der Waldhütte. Am 14. Tage nach ihrem Aufbruch traf die ganze Karawane wieder in dem Dorfe Cayambe ein, wo

sie von den Einwohnern um so freundlicher empfangen wurde, als ihr langes Verweilen in dem unbekannten und verrufenen Gebiete schon Anlaß zu ernsthaften Befürchtungen gegeben hatte.

Mounds und Moundbuilders in Nordamerika.

Seit im Jahre 1820 der erste Band der Archaeologia Americana, herausgegeben von der Amerikanischen Antiquarischen Gesellschaft zu Worcester in Massachusetts, erschien, ist in ungemein rühriger Weise auf dem Gebiete der amerikanischen Urgeschichte weiter gearbeitet worden. Freilich hat diese Disciplin auch nirgends so böse Blasen, wie drüben getrieben; gefälscht, gelogen und betrogen wurde in einer oft geradezu schamlosen Weise, so daß ein allgemeines Mißtrauen wach wurde und die Kritik einen harten Standpunkt hatte. Das Material schwoll dabei in einer ganz wunderbaren Weise an und war zerstreut in einer großen Anzahl von Einzelwerken und Gesellschaftspublikationen.

Nachdem die Methode unter dem Einflusse der prähistorischen Forschung in Europa gereift war, konnten jedoch auch amerikanische Forscher daran denken, zusammenfassende und abgeklärte Arbeiten zu publiciren, und eine solche, aus der wir nach und nach unseren Lesern einige Auszüge geben wollen, liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Sie führt den Titel The North Americans of Antiquity by John T. Short. (New York, Harper and Brothers, 1880.) Es ist ein reichhaltiges, vortreffliches, durchaus kritisches Werk, das von dem Ursprunge, den Wanderungen und der Kultur der alten Nordamerikaner handelt.

Für heute sprechen wir, dasselbe als Leitfaden wählend, über die Gegenstücke unserer europäischen Tumuli, die Mounds. Die Traditionen, welche die Indianer über ihre Vorfahren auf amerikanischem Boden haben, sind in Bezug auf die Mounds werthlos, und so sind wir denn, um eine Erklärung zu erhalten, auf diese selbst angewiesen. Squier, Davis, Lapham und Andere waren es, die zuerst auf diese großartigen Erdwerke hinwiesen. An der Küste des Atlantischen Oceans fehlen sie. Im Mississippi- und Ohiothale finden wir dagegen den Mittelpunkt ihrer Verbreitung; nördlich reichen sie bis Wisconsin und an die westlichen Gestade des Michigan-Sees, und hier ist es, wo sie in den phantastischen Formen von Thieren, Vögeln, Menschen errichtet sind, gegenüber dem gewöhnlichen Typus, der die Pyramiden-, Hügel- oder Kreisform zeigt. Die Grabbeigaben, welche viele Mounds enthalten, sind von sehr verschiedener Art und oft kunstvoll gestaltet. Steinpfeifen von ausgezeichneter Arbeit, Töpferwaaren, kupferne Perlen, bearbeitete Seemuscheln, Glimmerplatten mit Gravirungen, Feuersteingeräthe, Pfeilspitzen u. s. w. sind darin gefunden worden. Wie außergewöhnlich groß die Zahl dieser Tumuli ist und welche Bedeutung sie für die Uramerikaner gehabt haben müssen, erkennt man daraus, daß in Ohio allein 10 000 gezählt wurden, abgesehen von 1000 oder mehr Wällen. Einzelne dieser Werke sind mathematisch genau konstruirt, so eine Umwallung von Liberty in Ohio, die einen absolut genauen Kreis mit einem völlig richtigen Viereck darin vorstellt.

Neben den Erdwerken treten auch solche von Stein auf, den Steinkreisen Europas analog. Ein besonders gutes Beispiel hierfür ist das „Steinfort" von Manchester in Tennessee mit 4 bis 10 Fuß hohem Steinwall ohne Mörtel und einem Graben davor. Dieses „Steinfort" deutet den einfachen Erdwerken gegenüber offenbar einen Fortschritt an, worauf auch die Art und Weise der Begräbnisse innerhalb derselben hinweist. Die alten Tennesseer begruben nämlich ihre Todten in rohen Steinkisten, die aus flachen Sandstein- oder Kalksteinplatten konstruirt waren. Ein Mound bei Brentwood in der Nähe von Nashville, nur 12 Fuß hoch und von 45 Fuß Durchmesser, enthielt gegen 100 Gerippe in solchen Steinkisten. In einem andern benachbarten, am östlichen Ufer des Cumberland River lagen die Sarkophage um einen „Altar" radiusartig arrangirt; die Skelete waren mit Ornamenten aus Meermuscheln versehen.

Bereits ist eine Klassificirung der verschiedenen Mounds versucht worden, und die nachstehende, ursprünglich von Squier und Davis herrührende, ist die jetzt allgemein übliche. 1. Einfriedigungen zu Vertheidigungs-, heiligen- und verschiedenartigen Zwecken. 2. Tumuli (Mounds) für Opferzwecke, zu Tempelanlagen, zu Begräbnissen, zu Beobachtungsstationen.

Nach den verschiedenen in den Mounds aufgefundenen Gegenständen waren die alten Erbauer derselben in den Künsten des täglichen Lebens bereits leidlich vorgeschritten. Töpfergeschirr in guter Ausführung und mit schönen Mustern versehen ist sehr häufig. Rohe Zeugstoffe aus vegetabilischen Fasern, auch solche aus Haaren sind an verschiedenen Orten gefunden worden. Perlen aus Kupfer und Muscheln kommen überall vor. Kupferne Aexte von sehr guter Arbeit lassen auf Entwickelung des Schmiedehandwerks schließen; auch kupferne (und knöcherne) Nadeln mit eingebohrtem Oehr kommen vor. Die aus Stein geschnitzten oder aus Thon geformten Pfeifen zeigen oft phantastische Formen, aber auch sehr gut modellirte Thiergestalten und Menschengesichter, letztere mit echt amerikanischem Typus. Die Pfeifen in Frosch-, Biber-, Reiherform können jetzt nicht besser von unseren Meerschaumschnitzern dargestellt werden.

Ihr Kupfer bezogen die Moundbuilder von den alten Kupferbergwerken am Obern See, die 1848 von einem deutschen Bergingenieur, O. Knapp, entdeckt wurden. Er fand zunächst einen 30 Fuß tiefen Schacht, der fast ganz mit verrotteter vegetabilischer Materie angefüllt war; 18 Fuß unter der Oberfläche traf er auf ein 18 Fuß langes, 3 Fuß breites und 2 Fuß dickes Stück gediegenes Kupfer, welches nicht weniger als 120 Centner wog. Es lag auf einem Pfahlgerüst, das zum Heben der Masse gedient hatte; Steinkeulen und Aexte, die Instrumente der alten Bergleute, fanden sich massenhaft. Seitdem sind die alten Kupferbergwerke fachmännisch untersucht worden und es hat sich gezeigt, daß sie in großer Ausdehnung und mit Verständniß bearbeitet worden waren.

Die alten Moundbuilder hatten sich einst über einen großen Theil des Innern von Nordamerika ausgebreitet und sie müssen auch, wie die zahlreichen Ueberreste beweisen, ein großes Volk gewesen sein. Daß sie Sinn für Architektur besaßen, geht aus der Großartigkeit mancher Mounds hervor, die an Umfang den ägyptischen Pyramiden sich nähern. Ohne eine gesellschaftliche Organisation, ohne gemeinsame Arbeit konnten solche Werke nicht gebaut werden. Daß die Moundbuilder auch Ackerbauer waren, geht aus

den noch vorhandenen „Gartenbeeten“ hervor, die wohl eingetheilt (unseren Hochäckern ähnlich) in Wiskonsin und Missouri gefunden wurden. Auf ihren Kunstsinn wurde bereits hingewiesen. Für die Entwickelung der häuslichen Industrie zeugen die erhaltenen Webstoffe, die Töpferwaaren, die Mörser und Stößel. In einem Mound am Little Miami River hat man Glimmerplatten von mehreren Fuß Durchmesser gefunden, die vielleicht als Spiegel dienten. Auch die Salzwerke wurden von ihnen bearbeitet und der Feuerstein zu Geräthen geformt. Die genaue Orientirung mancher Mounds nach den Himmelsgegenden deutet auf astronomische Kenntnisse. Karl Rau hat in einer besondern Abhandlung gezeigt, daß der Handel der Moundbuilder sich vom Obern See bis Mexiko erstreckte. Ihre Vertheidigungswerke waren nach strategischen Gesichtspunkten angelegt.

Wer waren nun diese Moundbuilder? Die Vorfahren der heutigen Rothhäute innerhalb der Union oder ein etwa nach Süden ausgewandertes Volk? Letzteres nimmt Short an, wiewohl er schreibt: their history is a sealed book. Indessen einige Andeutungen über sie können wir doch finden, wenn wir uns mit der Frage nach dem Alter des amerikanischen Menschen beschäftigen. Traditionen von irgend welchem Werthe, welche auf die Moundbuilder sich beziehen, sind unter den gegenwärtig lebenden Indianern nicht vorhanden; in dieser Beziehung haben die Rothhäute überhaupt ein kurzes Gedächtniß gezeigt, wie denn z. B. die Besuche der ersten Jesuitenväter in der Seenregion schon bei der zweiten und dritten Generation vergessen waren. Fernando de Soto, welcher zuerst in das Mississippithal mit Pferden und Schießgewehr kam und der gewiß von den dortigen Indianern damals wie ein Gott angestaunt wurde, war auch schon nach ein paar Generationen völlig vergessen.

Das Alter der Mounds hat man auch nach den Bäumen, die auf ihnen wachsen, annähernd bestimmen wollen. Das trügt jedoch in vieler Beziehung, wie die Berechnung des Alters eines vergrabenen Gegenstandes nach den darüber lagernden Alluvialschichten, etwa im Delta eines Flusses. Auf einzelnen nördlichen Mounds stehen Bäume, denen man ein Alter von 500 bis 600 Jahren giebt. Die Schädel und Skelete, die man in den Mounds fand, deuten wohl auf ein sehr hohes Alter, aber es läßt sich danach nicht einmal eine relative Zahl anführen. Wenn bei Short angeführt ist, daß die Moundbuilders 2000 Jahre im Lande nördlich vom Golfe von Mexiko saßen und daß ihr „Abzug“ vor 1000 Jahren schon aus den Ohiothale erfolgte, so sind dies ganz willkürliche Zahlen. Und wie will man ihre Wanderung nach Süden überhaupt beweisen? Uns will es scheinen, daß die Moundbuilder noch ruhig in ihren alten Sitzen waren, als die mexikanische Kultur bereits auf ihrer Höhe stand. Denn die „Cincinnati Tafel“, ein ornamentirter Stein in einem Mound Cincinnatis gefunden, zeigt echt mexikanischen Styl und gelangte wohl auf dem Handelswege nach ihrem Fundorte, auf dem heute Moundstreet jener Stadt sich erhebt.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

IV.

Während der ersten fünf Tagereisen ging die Fahrt den Zambesi abwärts in vorzugsweise südsüdöstlicher, wenn auch häufig durch große Biegungen unterbrochener Richtung. Der stellenweise sehr tiefe und bis 220 Yards breite Strom bot der Schiffahrt auf dieser ganzen Strecke aber keine anderen Hindernisse, als etwa die ungemein zahlreich vertretenen Nilpferde, die, zum Luftschnappen aus dem Wasser emportauchend, die kleinen, ranken Canoes mehr als einmal in die Gefahr des Kenterns brachten und die Ruderer zu unausgesetzter Vorsicht zwangen. Hinter den flachen, mit weißem Sande bedeckten Ufern des Flusses breitete sich zu beiden Seiten eine einförmige, öde Ebene aus. Mehrere große Dörfer, die man passirte, und in denen es Pinto nach vieler Mühe gelang, gegen die Felle und auch wohl gegen das Fleisch der von ihm erlegten Antilopen etwas Mais und Massalamba (Mohrhirse) einzutauschen, boten nichts Bemerkenswerthes dar; daß aber die Fahrt nicht zu eintönig wurde, dafür sorgten leider wieder die vielfachen Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte. Die Bootsleute, die Lobossi ihm mitgegeben hatte, waren eine faule, widerspänstige Bande und nur mit Hülfe des Stockes zu regieren; die Canoes befanden sich im elendesten Zustande: immer wieder mußte man Halt machen, um sie auszuschöpfen oder die lecken Nähte mit Thon und Gras zu kalfatern. Das Fieber, das den Reisenden noch kaum verlassen hatte, packte ihn jetzt mit erneuter Gewalt, und auch sein brauchbarster Diener wurde davon ergriffen. Die Nachtlager unter freiem Himmel am Flußufer, wo die Schläfer trotz der Bedeckung mit Fellen stets vom Nachtthau völlig durchnäßt wurden, verstärkten die Krankheit noch; und doch konnte Pinto nach mehrmaligen Versuchen sich nicht dazu entschließen, in den Häusern der Eingeborenen zu übernachten. Ekelhaftes Ungeziefer aller Art, besonders aber große schwarze Spinnen, Wanzen und Zecken, der vielen Skorpione noch gar nicht einmal zu gedenken, machten den Aufenthalt in diesen Hütten zu einer Tortur für den Europäer. Am 29. in Itufa angelangt, einem großen Dorfe am linken Ufer des hier eine englische Meile breiten Stromes, mußte Pinto zwei Tage an diesem Orte verweilen. Die von Lialui mitgenommenen Ruderer sollten von hier aus mit ihren Canoes die Heimfahrt antreten, und trotz der hierher gesandten Befehle des Königs schien es ganz unmöglich, einen ausreichenden Ersatz für sie zu erlangen. Der Häuptling stellte wohl ein Boot zur Verfügung, leugnete aber jede Kenntniß von dem Vorhandensein eines zweiten in seinem Dorfe oder in der Umgegend; nach vielen vergeblichen Verhandlungen glückte es indessen Pinto's Leuten, eines der nach Landessitte geschickt versteckten Fahrzeuge zu entdecken, und nun fanden sich auch ohne weitere Schwierigkeiten Ruderer für dasselbe. Dieses neue Canoe, das aus dem Stamme eines ungeheuren Mucussebaumes ausgehöhlt war, hatte eine Länge von 33 Fuß, mittschiffs eine Breite von 17 Zoll und eine Tiefe von 16 Zoll, und wie alle Boote auf dem obern Zambesi die Gestalt eines großen Schlittschuhs, auf dem die aufrechtstehenden, paddelnden und nicht rudernden Bootsleute die Balancirkunst des Schlittschuhläufers auf dem Eise anwenden müssen, um eine feste Stellung zu behalten.

Am Morgen des 1. Oktober setzte Pinto seine Reise fort; eine steife Ostbrise erregte die Wellen des Stromes, die jeden Augenblick die gebrechlichen Fahrzeuge zu füllen drohten. So wurde schon nach kurzer Fahrt am linken Ufer des Stromes neben der Mündung eines kleines Baches ein neuer Halt gemacht, wo Pinto in dem Uferdickicht zwar kein Wild, wohl aber auf einem nahen See eine große Schar wilder Enten vorfand, die eine erwünschte Vermehrung des knappen Proviants abgaben. Dieser Halteplatz lag am äußersten Südende der ungeheueren Ebene von Lui, wo die beiden Bergketten, die auf dem 15. Breitengrade etwa 30 engl. Meilen von einander entfernt sind, zusammentreffen und nur eben genügenden Raum für das fünf Viertelmeilen breite Bett des Zambesi lassen. Auf die einförmige, öde Ebene folgt hier hügeliges, mit der reichsten Vegetation bedecktes Land. Ein noch größerer Kontrast zeigt sich in Bezug auf den Boden; denn auf den sehr feinen weißen Sand der Ufer folgt in ganz plötzlichem Uebergange vulkanischer Boden, dessen gewaltige Basaltblöcke die Ufer des Stromes bilden. Es waren die ersten Felsen, die sich seit Bihé dem Auge des Reisenden zeigten, und mit Freuden begrüßte er deshalb die größere Mannigfaltigkeit der Landschaft. Am nächsten Tage ging es in fortdauernd südsüdöstlicher Richtung weiter, bis man nach vierstündiger Fahrt an eine gewaltige Basaltschicht kam, die von Ost nach West quer über den Strom hinüber verläuft. Der Felsdamm, der mehr wie ein künstliches Mauerwerk als wie abgekühlte Lava aussah, reichte an einigen Stellen so dicht bis an die Oberfläche des Wassers, daß die Führung der Canoes bedeutend erschwert wurde und die größte Vorsicht vonnöthen war, um eine Kollision zu vermeiden. Man befand sich jetzt in der ersten Region der Katarakte und Stromschnellen, die bis abwärts an den großen Katarakt von Gonha ein ernstliches Hinderniß für die Schifffahrt auf dem Zambesi bilden. Zahlreiche, mit üppiger Vegetation bedeckte kleine Inseln zeigen sich hier allenthalben im Strome; die hügelige Landschaft zu beiden Seiten des Flusses weist dichtes Gebüsch und stellenweise prachtvollen Wald auf, das ergiebigste Jagdgebiet, auf dem Pinto nicht nur durch Erlegung von Antilopen (Hippotragus equinus und Strepsiceros kudu) und Zebras für die Verproviantirung seiner Leute sorgen konnte, sondern auch erfolgreiche Jagd auf Löwen, Büffel und Elephanten machte; überraschend groß und zahlreicher, als er sie bisher in Afrika angetroffen hatte, waren auch die Scharen von Birkhühnern, Wachteln und Rebhühnern, die er hier bei dem Durchwandern der Uferwaldungen aufscheuchte. Leider wird diese ganze gebirgige Gegend von der Tsetsefliege heimgesucht, deren für den Menschen ungefährlicher, wenn auch äußerst schmerzhafter Stich dem Rindvieh unbedingt verderblich ist; so ist an eine Ausnutzung der hier vorhandenen ausgedehnten Weidegründe nicht zu denken.

Allmälig wurden jetzt die Basaltschichten immer häufiger, die, natürliche Wälle bildend, sich in west-östlicher Richtung hinzogen; war die Strömung weiter oberhalb nur unbedeutend gewesen, so wurde sie hier plötzlich reißend, und die Canoefahrt deshalb äußerst gefährlich. Am Abend des 4. Oktober schlug Pinto sein Lager in der Nähe der Weiler von Sioma unter einer riesenhaften Sycomore auf; der Donner des noch mehrere Meilen entfernten Wasserfalles von Gonha, den man schon während der Fahrt des ganzen Tages gehört hatte, war hier so laut vernehmbar, daß er den Reisenden im Schlafe störte. Der Fluß, der hier einen großen Bogen nach Westen macht, theilt sich in mehrere Arme, die drei große, üppig bewachsene Inseln umschließen. An der Stelle, wo der Fluß sich nach Westen dreht, hat das Bett ein Gefälle von 3 zu 120, wodurch die Situmba-Stromschnellen gebildet werden. Die Wasserfälle von Gonha selber sind nach Pinto's Beschreibung ein wahres Wunder von großartigster Schönheit. Ueber eine Querschicht von Basalt, die den Strom in nordnordwest-südsüdöstlicher Richtung durchzieht, stürzt sich die ungeheure Wassermasse in drei breiten Fällen 43 Fuß tief hinab; zwischen den hochemporragenden Felsblöcken, welche diese drei Fälle von einander trennen, sprudeln unzählige Kaskaden und glitzernde Wasserstrahlen. In fünf prächtigen Katarakten ergießt sich ein Arm des Flusses, der sich etwas oberhalb der großen Fälle von dem Hauptstrome abgezweigt hat, unterhalb derselben wieder in diesen zurück. Die Vegetation des umgebenden Waldes, die Felsen und die Gewässer wirken so passend, so harmonisch zusammen, daß das Ganze ein Landschaftsbild von unvergleichlicher Schönheit, und trotz aller Großartigkeit von bezaubernder Anmuth bildet. Es wurde Pinto fast schwer, sich nach eintägigem Aufenthalte von dem herrlichen Orte loszureißen, und die mühevolle und gefährliche Fahrt fortzusetzen. Der Strom, der unterhalb der Fälle zwischen hohen felsigen Ufern zu einer Breite von nur 40 bis 50 Yards eingeengt dahinfließt, hatte hier eine Strömung von 165 Yards in der Minute mit rollenden Wellen, in denen kein Canoe flott geblieben wäre. Diese lange enge Strecke heißt Nanguari; sie endigt mit einem gleichnamigen Wasserfall. Der Punkt, wo der Strom wieder schiffbar wird, führt den Namen Mamungo; das Flußbett verbreitert sich hier bis auf 220 Yards, bleibt aber immer noch von felsigen Wänden eingeschlossen, an denen die verschiedenen Hochwassermarken durch schmutzfarbene Linien bezeichnet werden, die der vom Strome mitgeführte Schlamm hinterlassen hat. Die höchste erkennbare Linie befand sich etwa 33 Fuß über dem augenblicklichen Niveau. Der unvermeidliche Landtransport der Canoes bis Mamungo war ebenso mühevoll wie beschwerlich. Drei Meilen weit mußten die langen Canoes, deren jedes von 16 bis 24 Mann an Stangen getragen wurde, durch einen mit Unterholz dicht verwachsenen Wald geschleppt werden. Die Einwohner der Weiler von Sioma, die vom Könige deshalb Befehl erhalten hatten, leisteten diesesmal thätigen Beistand; so oft aber in den nächsten Tagen Stromschnellen oder Fälle zu umgehen waren, und dies geschah sehr oft, mußte der Transport von den wenigen Ruderern und Pinto's paar Dienern allein bewerkstelligt werden, und kostete deshalb die kleinste Strecke jedesmal mehrere Stunden der schwersten Arbeit.

Nach kurzer Fahrt langte man an der Mündung des dem Zambesi von Norden her zufließenden Lumbe an, der kurz oberhalb seiner Einmündung eine Breite von 63, eine Tiefe von 4 bis 5 Fuß hat, und sein Wasser über mehrere nicht unbedeutende Fälle in den Hauptstrom entleert. Am folgenden Tage, dem 7. Oktober, mußte der große Katarakt von Câlle, bei dem der Strom eine Breite von fast 1000 Yards hat, umgangen werden; mehrere nicht unbedeutende Stromschnellen aber, über die eigentlich nur Boote von geringstem Tiefgange gleiten konnten, wurden durch die Geschicklichkeit der Ruderer glücklich passirt. Auch wo keine eigentlichen Stromschnellen waren, bot die Fahrt fast unaufhörlich Gefahren; denn der Fluß ist in dieser ganzen Region mit zerrissenen Felsklippen, an denen sich die heftige Strömung in unzähligen Wirbeln bricht, wie besäet. Bei einem heftigen Gewitter, das in der Nacht vom 8. zum 9. losbrach, fiel der erste Regen der neuen Saison; Pinto's Zustand, der sich infolge der beständigen Aufregung, der feuchten Nachtlager und des fortdauernden Mangels an pflanzlicher Kost bedenklich verschlimmert hatte, wurde durch das nächtliche Regenbad noch schlechter. Die Körperschwäche und die heftigen Schmerzen nahmen von Stunde zu Stunde

zu; trotzdem verlor er den Muth nicht, versorgte seine Leute mit Wild für mehrere Tage und setzte die Fahrt fort. An den großen Bambue-Fällen vorbei, dann wider Willen, aber glücklicherweise ohne zu kentern, über eine Stromschnelle geführt, gelangte man gegen Abend an die Mündung des Flusses Joco, nachdem die Reise den ganzen Tag über zwischen Inseln von außerordentlicher landschaftlicher Schönheit hindurchgegangen war. Hier wurde ein Rasttag gemacht; denn eine heftige Entzündung der Leber, die sich bei Pinto einstellte, und gegen die er Zugpflaster von pulverisirtem Chinin in Anwendung brachte, erheischte gebieterisch ein wenn auch nur kurzes Ausruhen. In dem den Fällen benachbarten Walde finden sich der Euchibe, Mapole, Opumbule und Lorcha, sämmtlich Fruchtbäume, die in größerer oder geringerer Anzahl auch auf dem Tafellande vorkommen; außerdem aber noch zwei andere, dieser Gegend augenscheinlich eigenthümliche: der Mocha-mocha und der Muchenche; letzterer trägt eine stark zuckerhaltige Frucht, aus der sich Pinto einen äußerst erfrischenden Trank zur Linderung seiner Fieberhitze bereitete.

Am Morgen des 11. Oktober fühlte sich der Reisende nothdürftig soweit hergestellt, wenn auch noch ungemein schwach und von Schmerzen geplagt, daß er Befehl zum Ausbruch geben konnte. Unter den fast zahllosen größeren und kleineren Stromschnellen und Katarakten, die im Laufe der nächsten vier Tage oft mit äußerster Lebensgefahr passirt werden mußten, waren die bedeutendsten die großen Stromschnellen von Lusso, von Manicungu und von Lueanda und die Fälle von Manbue und von Catima-Moriro; dieser der letzte Katarakt in der obern Region des Zambesi. Das Bild des auf dieser ganzen Strecke sehr breiten Stromes mit den vielen, reichbewachsenen malerischen Inseln unterschied sich in keiner Weise von dem in den vorhergehenden Tagen wahrgenommenen. Erst unterhalb von Catima-Moriro nahm der Fluß und die umgebende Landschaft wieder ein ähnliches Aussehen wie in Barôze an. Ungeheure Ebenen mit sandigem, fels- und steinfreiem Boden breiteten sich zu beiden Seiten aus. Die Ufer wurden von Erdschichten gebildet, auf denen eine starke Schicht grünlichen Thones lag. Etwas unterhalb des großen Dorfes Catango, wo der Zambesi seine östliche Richtung annimmt, zeigen sich wieder zahllose kleine Inseln; dieselben unterscheiden sich jedoch durch ihr einförmiges Aussehen von denen der obern Region: sie sind ausnahmslos mit niedrigem Rohrdickicht bewachsen. Hier sah Pinto zum ersten Male die großen Fischadler des Zambesi, die von den Eingeborenen Uanhi genannt werden. Diese Vögel, die in Gestalt und Färbung die größte Aehnlichkeit mit der amerikanischen weißköpfigen Weihe haben, und nur etwas kleiner sind als diese, werden, sobald sie mit einem gefangenen Fisch sich in die Luft erheben, von den Eingeborenen mit lautem Geschrei verfolgt, wobei sie dann häufig die mit Mühe erlangte Beute zu Boden fallen lassen. Auch Pinto's Leute verschafften sich auf diese Weise eine reichliche Mahlzeit von Fischen.

In dem großen Dorfe Quisseque oder Chicheque, bei dessen Häuptling der Reisende gute Aufnahme und einige Unterstützung durch Lebensmittel fand, versuchten die Bootsleute, die sich seit einigen Tagen schon besonders unzufrieden gezeigt hatten, einen förmlichen Strike in Scene zu setzen. Nur mit unendlicher Mühe und durch die Vermittelung des Häuptlings gelang es Pinto, sie zu überzeugen, daß von der geforderten augenblicklichen Bezahlung aus dem einfachen Grunde nicht die Rede sein könne, weil er außer dem ihm von dem Könige von Barôze geschenkten Stück Elfenbein keine Hülfsmittel besitze; daß es deshalb in ihrem eigenen Interesse liege, ihn in möglichst kurzer Zeit nach Luchuma zu begleiten, wo er von dem dort anwesenden Europäer die nothwendigen Waaren erhalten werde. Scheinbar beruhigt entschlossen sie sich zur Weiterfahrt. An der Mündung des von Norden kommenden Machila vorbei, der durch eine weite, von Tausenden von Büffeln, Zebras und Antilopen bevölkerte Ebene dem Zambesi zufließt, ging es bis zu einer großen Stromschnelle, der ersten in der Reihe der mittleren Fälle, die mit dem gewaltigen Katarakt von Mosi-oa-tuuia (den „Victoriafällen“ Eduard Mohr's) abschließt. Mit den Basaltfelsen zugleich erschienen hier auch die prächtigen Waldungen wieder, in denen Pinto zum ersten Male seit dem Verlassen von Quillengues wieder riesige Affenbrotbäume antraf. Von hier aus mußte der Landmarsch nach Luchuma angetreten werden. Nach beschwerlicher Wanderung erreichte man um Mitternacht das Dorf Embarira am linken Ufer des Cuando oder Linianti, dessen Quellen Pinto schon vor drei Monaten entdeckt und geographisch festgestellt hatte. Vom heftigsten Fieber gepeinigt und vollständig erschöpft, fand er eine Unterkunft aber keine Nachtruhe in einem dem Häuptling des Dorfes gehörigen Hause. Die zahllosen Wanzen und Muskitos, denen er sich bald durch die Flucht ins Freie zu entziehen suchte, hinderten ihn ebenso am Schlafen wie die Befürchtungen, die das erneute drohende Auftreten seiner Bootsmannschaften in ihm hervorrief. Sie hatten sich mit ihren Beschwerden an den Häuptling gewandt, und dieser, der wohl Nutzen daraus zu ziehen hoffte, erklärte dem Reisenden in der Frühe des nächsten Morgens, daß er ihn so lange als seinen Gefangenen betrachten werde, bis die Forderungen der Leute befriedigt sein würden. Das erfreulichste Zusammentreffen mit zwei englischen Zoologen, Dr. B. F. Bradshaw und Dr. A. Walsh, die, auf einer Jagdtour begriffen, ihr Lager auf dem andern Ufer des Cuando aufgeschlagen hatten, vermochte im Augenblicke nicht, Pinto aus der kritischen Lage zu befreien. Im Gegentheil; selber aller Hülfsmittel entblößt und nicht mehr im Besitze von Waaren, wurden die beiden Engländer eben so sehr zum Gegenstande der feindseligen Absichten des Häuptlings, wie Pinto selber. Als die nach Luchuma vorausgesandten Leute mit der lügenhaften Angabe zurückkehrten, sie hätten auch dort keine Möglichkeit vorgefunden, ihre Forderung befriedigt zu erhalten, ließ der Häuptling zwei von den Hütten der Engländer, in denen Pinto seine Instrumentenkoffer untergebracht hatte, plündern; die dritte, in der sich die drei Weißen und ein Diener Pinto's befanden, aber belagern. Ein Angriff wurde vorbereitet; da brachte das eben rechtzeitige Eintreffen des Missionärs von Luchuma Erlösung aus der einigermaßen verzweifelten Lage. Durch 20jährigen Aufenthalt in Südafrika mit der richtigen Art und Weise des Verkehrs mit den Eingeborenen vertraut, gelang es ihm, durch wenige Worte den Häuptling zu beschwichtigen und ihn zur Herausgabe des fremden Eigenthums zu veranlassen. Etwas weniger leicht, aber schließlich doch erfolgreich, war sein Bemühen den unverschämten Forderungen von Pinto's Leuten gegenüber, die er alle befriedigt entließ. Nicht mit Unrecht nennt Pinto diesen edelmüthigen Franzosen, den protestantischen Missionär François Coillard, seinen Lebensretter. Glücklich in Coillard's Lager bei Luchuma angelangt, und von dessen Gattin in der wohlwollendsten Weise aufgenommen, wurde der Reisende von der solange nur durch Aufbietung der größten Energie unterdrückten Krankheit auf das Heftigste ergriffen — zehn Tage lang lag er in vollkommen bewußtlosem Zustande da, von seinen Wirthen mit höchster Aufopferung gepflegt.

Als endlich mit der wiederkehrenden Gesundheit auch die Pläne zur Fortsetzung seiner Zambesi-Reise wieder in ihm erwachten, da zeigte es sich leider, daß Coillard's Vorräthe

nicht genügen würden, um Pinto die Mittel zur Weiterreise nach Zumbo zu schaffen. Die einzige Möglichkeit bestand darin, zusammen nach Bamangwato zu reisen, wo Pinto ohne Frage die Mittel zum Weitermarsche erhalten konnte. Der Bescheid des Königs von Barôze, der dem Missionär das Betreten seines Landes nördlich von Quisseque untersagt hatte, sowie das ungesunde Klima der Gegend um Luchuma, wo er schon zwei seiner treuesten Diener durch das Fieber verloren hatte, ließen Coillard ein baldiges Aufbrechen erwünscht sein.

So wurde denn am 12. November die Reise gemeinsam angetreten. Ein südafrikanischer Reisewagen, wie ihn die Familie des Missionärs besaß, ist ein schwerfälliges Beförderungsmittel, das, 19 bis 22 Fuß lang und $3^1/_2$ bis 6 Fuß breit, auf vier starken Rädern ruht und von 24 bis 30 Ochsen gezogen wird, die in starken Jochen gehen und mittelst eines langen, starken Taues an die Wagendeichsel geschirrt sind. Die Fahrt ging in südlicher Richtung zuerst durch den Wald, dann über eine sandige, feuchte Ebene, in welcher die Räder des Wagens tief einsanken. Am Abend des zweiten Tages erreichte man Guejuma's Kraal, einen von englischen Händlern als Rastpunkt und Lagerplatz für die Herden angelegten Ort. Von hier aus unternahm Pinto in Begleitung seiner Diener einen Abstecher nach Norden, zum Zambesi zurück, um das imposanteste Wunder Südafrikas, den Katarakt Mosi-oa-tunia, kennen zu lernen. Die Familie Coillard ging unterdessen nach Daca voraus, wo Pinto wieder mit ihr zusammentreffen sollte. Das vulkanische Gebiet der großen Wasserfälle sowie diese selber und die umgebende großartigste Fels- und Waldlandschaft sind von früheren Reisenden (unter anderen von Ed. Mohr in seinem: „Nach den Victoriafällen des Zambesi") schon eingehend beschrieben worden. Wir übergehen hier deshalb Pinto's Schilderung dieses gewaltigen Wunders. Auf dem Hinmarsche durch die wildeste Gebirgsgegend von heftigen Gewitterstürmen überfallen, auf dem Rückwege über das nach Süden hin sich ausdehnende steinige, unebene Terrain vom Wassermangel heimgesucht, dabei wieder ausschließlich auf seine Jagdbeute als Nahrung angewiesen, erreichte er in den letzten Tagen des November Daca, wo er von seinen Reisegefährten schon erwartet wurde. Trotzdem es hier während der ganzen vierzehn Tage nicht geregnet hatte und eine Reise durch die dann meist ganz wasserlose Wüste sehr riskant ist, beschloß man doch, möglichst bald aufzubrechen. Die Karawane bestand aus funfzehn Personen, die Proviantvorräthe waren sehr knapp, in Daca selbst aber von Lebensmitteln nichts mehr zu erhalten. Man mußte also so schnell wie möglich Schoschong, die Stadt des Königs Khama, zu erreichen suchen. Der 30. November und der 1. December brachten etwas Regen: am 2. wurde demnach die dreißigtägige Fahrt durch die große südafrikanische Wüste angetreten.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Die Bevölkerung der Kolonie Süd-Australien belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 279 615 (148 701 männlich und 130 914 weiblich), gegen 185 626 (95 408 männlich und 90 218 weiblich) im Jahre 1871. Es ergiebt dies einen Zuwachs von 93 989 oder reichlich 50 Procent in den letzten zehn Jahren. Die Bevölkerung der City of Adelaide ist von 27 208 im Jahre 1871 auf 37 892 gestiegen. Die nächst größten Städte der Kolonie sind Norwood und Kensington mit 10 105, Hindmarsh mit 6692, Unley mit 5490, Port Adelaide mit 3013, Glenelg mit 2742, Mount Gambier mit 2403. Das zur Kolonie Süd-Australien gehörige, sogenannte Northern Territory zählte 4554 Seelen (4453 männlich und 101 weiblich.) Davon waren 670 Europäer, 31 Malaien und 3853 Chinesen.

Nach vorläufiger Zusammenstellung ergiebt der Census vom 3. April dieses Jahres für Neu-Süd-Wales 750 800 Seelen, gegen 503 981 im Jahre 1871, also einen Zuwachs von 48,81 Procent. Die City of Sydney mit Vorstädten zählt jetzt 222 133. Die Bevölkerung der Kolonie Tasmanien ist von 99 300 im Jahre 1871 auf 115 600 (um 16 Procent) gestiegen, die City of Hobart zählt 21 118. Der größte Zuwachs fällt auf Neu-Seeland, dessen Seelenzahl sich von 266 986 im Jahre 1871 auf 489 561 (um 90 Procent) gesteigert hat. Die Zahlen für Victoria, welche wir oben auf S. 95 mittheilten, haben durch Mr. Hayter, den Regierungsstatistiker, nachträglich eine Berichtigung erfahren: Victoria zählt 858 582 Einwohner (450 286 männliche und 408 296 weibliche) und Melbourne hat deren 280 836.

— Unter den australischen Kolonien war Süd-Australien von jeher vorzugsweise eine ackerbautreibende, wenngleich der dortige Boden an Fruchtbarkeit dem der angrenzenden Kolonie Victoria bei weitem nachsteht. In letzterer waren es die einst so reichen Goldfelder, welche den Ackerbau nicht aufkommen ließen. Nachdem diese aber in ihrer frühern Ergiebigkeit erheblich nachgelassen und namentlich die sogenannten poor man's diggings, auf denen der arme Mann durch flaches Graben eine gute Ausbeute machen konnte, aufgehört haben, ist der Ackerbau auch in Victoria ein umfänglicher Erwerbszweig geworden. Der Ackerbau beschränkt sich in den australischen Kolonien meistens auf Weizen. Hafer und Gerste werden nur in beschränkter Weise angebaut, aber in dem nördlichen Queensland, wo das Klima die Weizenkultur nicht mehr recht zuläßt, wird außer Zuckerrohr viel Weizen producirt. Es befanden sich am 31. März 1881 in der Kolonie Victoria 928 089 Acres (375 504 Hektar), gegen 707 188 (286 128 Hektar) im Vorjahre und 284 167 (114 974 Hektar) im Jahre 1871, unter Weizen, und es wurde darauf eine Ernte von 9 133 930 Bushels (ein Bushel = 60 Pfund) oder 9,84 vom Acre erzielt, gegen resp. 9 398 838 (13,29) und 2 870 409 (10,1 vom Acre). Süd-Australien, Victoria, Tasmanien und Neu-Seeland produciren über ihren Bedarf hinaus. Von ihrem Ueberschuß wird, nachdem die übrigen australischen Kolonien versorgt sind, ein nicht unbeträchtlicher Theil nach Mauritius, Neu-Kaledonien und England verschifft. Die Arbeitslöhne, an sich niedrig genug (6 Sh. pro Tag, ohne Kost und Logis), sind doch im Verhältniß zu dem niedrigen Preise, welcher für Weizen gewonnen wird (zur Zeit kaum 4 Sh. pro Bushel), noch immer zu hoch, so daß sich die Farmer Australiens im Allgemeinen in keineswegs glücklicher Lage befinden. Und das um so mehr, als Dürren, der rothe Rost und Heuschrecken oft genug ihre Ernten schmälern oder vernichten.

— Wir haben schon berichtet, daß eine Sendung von Fleisch und Butter in gefrorenem Zustande von Melbourne nach London mit dem Dampfer Protos vollständig geglückt ist. Die Frozen Meat Company erzielte an jedem Schafe

einen Reingewinn von ziemlich 5 Mark oder an jedem Pfund Fleisch 8⅓ Pfennig, während an jedem Pfund Butter 6¼ Pfennig profitirt wurden. Die ganze Sendung ergab einen Nettoüberschuß von 19 300 Mark. Die Kompagnie ist mit diesem Resultate sehr zufrieden und beabsichtigt, diesen Fleischtransport nach England hinfort in großem Umfange zu betreiben. Sie hat Maschinen in England bestellt, welche es ermöglichen werden, alljährlich das Fleisch von 500 000 Schafen und 50 000 Ochsen nach England zu versenden.

Südamerika.

— In der Argentinischen Republik geht man damit um, das reiche Territorium der Misiones (im äußersten Nordosten der Republik zwischen den Flüssen Parana und Uruguay gelegen) zu einer neuen Provinz zu machen. Dasselbe umfaßt an 2500 Q.-Leguas, ist sehr fruchtbar und besonders für Pflanzungen von Zuckerrohr geeignet, wie deren mehrere dort von englischen Firmen bereits angelegt worden sind.

— Aus Buenos Aires kommt die Nachricht, daß durch Vermittelung der Repräsentanten der Vereinigten Staaten in Chile und der Argentinischen Republik die zwischen diesen seit langer Zeit schwebenden Grenzstreitigkeiten in befriedigender Weise erledigt worden sind. Die Anden sollen in Zukunft die Grenze bilden, welche, die Magelhaens-Straße schneidend, in den Bergen Sarmiento und Darwin ihre Fortsetzung findet. Die argentinische Grenze am Atlantischen Ocean soll Virgin Cape am Eingange jener Straße sein, und die Südgrenze der Republik bildet eine Linie, welche von dort nach einem Punkte in den Anden unter 52° südl. Br. und 72° westl. Länge v. Gr. geht, so daß die Gebiete des Rio Gallegos, Santa Cruz u. s. w. endgiltig bei Argentinien bleiben. Die Küste der Magelhaens-Straße fällt an Chile, während Feuerland und die benachbarten Inseln durch den Andenkamm zwischen beiden Republiken getheilt werden. Die Straße selbst soll frei für die Schiffe aller Nationen erklärt werden, und beide Kontrahenten verpflichten sich, weder an ihren Eingängen noch an ihren Gestaden irgend welche Befestigungen zu errichten.

— Ein Händler mit Yerba (südamerikan. Thee) in Paraguay verschiffte im letzten Sommer, wie „The South American Journal" (1. Sept. 1881) meldet, zwei Partien Yerba nach Italien, wo dieselbe so gefiel, daß er weitere und größere Sendungen hat folgen lassen.

Polargebiete.

— Der V.-St.-Dampfer „Alliance", dessen bereits auf S. 108 dieses Bandes Erwähnung geschah, kam auf seiner (uns etwas verfehlt erscheinenden) Suche nach dem Nordpolfahrer „Jeannette" am 9. Juni d. J. nach Reykiavik auf Island. Das dort tagende isländische Parlament, welches den amerikanischen Offizieren einen öffentlichen Empfang bereitete, hat eine Beschreibung der „Jeannette" nach allen Theilen der Insel gesandt, und Kommandeur Wadleigh hat für glaubwürdige Nachrichten über das Schiff eine Belohnung ausgesetzt. Von Reykiavik ging die „Alliance" nach Hammerfest, wo sie am 25. Juli eintraf. Uebrigens ist sie nicht das einzige amerikanische Schiff, welches im Nördlichen Atlantischen Ocean nach der „Jeannette" sucht: der Walfischfahrer „Lizzie P. Simmonds" wird zu gleichem Zwecke an der grönländischen Ostküste und bis Spitzbergen und die Schiffe „Roswell King" und „Era" von New Bedford in der Hudson-Straße und deren Umgebung kreuzen. Daß sie Erfolg haben werden, d. h. daß die „Jeannette" wirklich eine nordöstliche Durchfahrt zu Stande gebracht haben sollte, scheint uns, wenn auch nicht unmöglich, so doch höchst unwahrscheinlich.

Vermischtes.

— Unseres verdienten Mitarbeiters Richard Andree „Zur Volkskunde der Juden" (Bielefeld und Leipzig 1881) ist ein Buch, das alle Vorzüge desselben, die erstaunliche Belesenheit, die klare lichtvolle Darstellung, die Zuspitzung auf die Hauptsachen hin recht hervortreten und überall den geschulten Ethnologen erkennen läßt. Dabei liegt ihm nichts ferner, als Tendenz, weder für noch gegen; Licht und Schatten ist mit Gerechtigkeit vertheilt, und in ruhiger wissenschaftlicher Weise wird erörtert, welchen vortrefflichen nachahmungswürdigen Eigenschaften es dieser semitische Stamm zu danken hat, daß er nicht Jahrhunderte, nein Jahrtausende schlimmster Verfolgung siegreich überdauert hat, aber auch welche schlimmen Eigenthümlichkeiten ihm Haß und Verfolgung anderer Völker bis auf den heutigen Tag zugezogen haben. Wenn etwas besonderen Rühmens werth ist, so ist es das Geschick des Verfassers, aus der fast unübersehbaren und doch wiederum für manche Partien überaus dürftigen Literatur das Wesentliche herauszufinden und zu einer Gesammtübersicht zusammenzuarbeiten. Für manche Länder und Zeiten standen die ausführlichsten Werke zu Gebote, für andere waren verstreute Notizen, gelegentliche Erwähnungen aus umfangreichen Reisebeschreibungen herauszulesen. Es mag sich deshalb ein oder der andere Kritiker bewogen fühlen, kraft seiner bessern Kenntniß dieses oder jenes Punktes einen Tadel auszusprechen; faßt man aber das Buch als Ganzes ins Auge, so wird man ihm Lob und Zustimmung nicht versagen können. Eine kurze Inhaltsangabe wird seine Vielseitigkeit am besten darthun: Die Semiten; Physischer Habitus; Mischung der Juden mit anderen Völkern; Biotische Verhältnisse der Juden (ein besonders interessanter Abschnitt!); Pseudo-Juden (Falascha, die schwarzen Juden der Malabarküste, Karaiten); Die Juden und die Sprache; Jüdische Namen; Sitten und Gebräuche; Verbreitung der Juden; Statistische Ueberſicht. Was die beigegebene Karte anbelangt, welche die Verbreitung der Juden in Mitteleuropa darstellt, so möchten wir dahingestellt lassen, ob nicht hier und da zu große Länderkomplexe als Einheit behandelt wurden, ob nicht stellenweise ein anderes Bild entstände, wenn z. B. Wien und Amsterdam aus Unter-Oesterreich und den Niederlanden ebenso ausgeschieden würden, wie Berlin und Hamburg aus den betreffenden Gebieten, ob es nicht möglich wäre, in Ungarn-Siebenbürgen kleinere Gebiete nach ihrem Procentsatze abzugrenzen und so ein genaueres Bild zu erzielen. Auch erscheint uns die Farbenwahl als keine glückliche; Weiß, Braun, Blau, Roth und Violett bilden keine von hell zu dunkel fortschreitende Skala, welche die größten Juden-Anhäufungen sofort erkennen ließe, und Triest (dunkelblau, d. h. 3 bis 4 Proc. Juden) tritt schärfer hervor, als Berlin und Hamburg (hellroth, d. h. 4 bis 9 Proc. Juden). Doch sind das nur geringe Ausstellungen, welche mit dem Werke selbst wenig zu thun haben. Seinen Lesern versprechen wir mannigfache Belehrung, und ihrem Verständnisse wird Vieles, was heute unser Vaterland bewegt, dadurch näher gerückt werden.

Inhalt: Das heutige Syrien. X. (Mit sieben Abbildungen.) (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) — Edward Whymper's Reiseergebnisse in den Anden von Ecuador. II. (Schluß.) — Mounds und Moundbuilders in Nordamerika. — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. IV. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 6. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Wenige Gegenden Europas, selbst die Schweiz eingeschlossen, besitzen Landschaften von so wilder Größe, wie die Tatra auf der Grenze von Galizien und Ungarn. Einer der ersten Reisenden, welche dieselbe besuchten, der schwedische Botaniker Wahlenberg, schrieb 1813, daß nirgends in Europa, Lappland vielleicht ausgenommen, die Natur einen so schrecklichen und so großartigen Anblick darbietet. Die malerischsten Partien der Schweiz weisen in der That kein solches Chaos aufgehäufter Felsen, Giesbäche und Wasserfälle auf, wie man es hier bei jedem Schritte antrifft, solche Seen mit stets verlassenen Ufern hoch oben in der Region der Wolken, solche dunkeln Thäler mit dichten Wäldern, deren Ruhe selten ein Mensch stört. Noch vor wenigen Jahren gehörte dieses Gebirge zu den wenigst bekannten Theilen Europas; Kořistka, welcher es im 12. Ergänzungshefte von Petermann's Mittheilungen behandelt, vermochte kaum für ein volles Jahrhundert ein halbes Dutzend Schriftsteller, welche zu seiner Kenntniß in wissenschaftlicher Hinsicht beigetragen hatten, aufzuführen, und erst ganz neuerdings ist Seitens des österreichischen Generalstabes die genaue Karte des Gebirges veröffentlicht worden. Seitdem ist Mancherlei über die Tatra in Specialschriften und Journalen, wie dem Jahrbuche des Ungarischen Karpathen-Vereins, publicirt worden (vergl. das Quellenverzeichniß in dem Karpathenführer von A. F. Hesch), was sich indessen meist auf Specialitäten, wie Höhen- und Tiefenmessungen, die Heilquellen und andere physikalische Dinge, bezog. Für Anthropologie bietet nach Le Bon die vorhandene Literatur nur sehr wenig, und was wir im Folgenden mittheilen, hat er zumeist selbst an Ort und Stelle gesammelt.

Der Hauptort am Nordfuße der Tatra, Zakopane, ist seit einigen Jahren die Sommerfrische einiger Polen von Distinction, die sich dort nicht von Russen oder Deutschen beengt fühlen, sich eines oder das andere Landhäuschen erbaut haben und alle höheren Lebensbedürfnisse in die noch wenig civilisirte Gegend mit sich führen. Le Bon, der 1879 dort war, klagt sehr über den vollständigen Mangel an Unterkunft: für 1881 aber führt Hesch doch schon einen Gasthof und zwei Restaurationen in Zakopane an, ein Fortschritt, den die zahlreicher herzukommenden Fremden veranlaßt haben, den aber Le Bon schon im Voraus bedauerte. Es ist in der That, meint er, kein gewöhnliches Schauspiel, welches diese Bevölkerung darbietet: nie ißt sie Fleisch oder Brod, sondern stets nur Milch und Hafer, kennt die Errungenschaften unserer Civilisation nicht oder verachtet sie und besitzt dabei doch eine sehr entwickelte Intelligenz, ist ganz gut unterrichtet und hat ästhetisches Gefühl.

Le Bon's Zweck beim Besuche der Tatra war, wie gesagt, ein anthropologischer; er wollte gewissen anthropologischen Gesetzen nachspüren, die er früher schon formulirt hatte, und unter günstigen Bedingungen die Wirkung gewisser „milieux“ kennen lernen. Prof. Kopernicki in Krakau versah ihn mit Empfehlungsschreiben und guten Rathschlägen, tröstete ihn mit der Versicherung, daß der angeblich

halbwilde Zustand des Landes und seiner Wege übertrieben würde, aber bereitete ihn auf unüberwindliche Hindernisse vor, sobald er versuchen würde, sich den Landleuten mit irgend welchem anthropologischen Instrumente zu nähern.

Von Krakau nach Zakopane sind es etwa 18 Stunden Fahrens; 90 km von ersterm liegt Neumarkt (Nowy Targ), wo damals jede regelmäßige Fahrgelegenheit aufhörte und von wo an der Reisende die letzten 4 bis 5 Wegstunden zu Fuß oder in einem Privatwagen zurücklegen mußte (jetzt verbindet eine Karriolpost beide Orte). Beim Herannahen des Abends erreichte Le Bon einen Pfahl, welcher in großen Buchstaben die Aufschrift „Zakopane" trug; allein von Häusern war ringsum nichts zu entdecken, und erst eine halbe Stunde später erblickte er solche, die hier und da gruppenweise zerstreut erbaut waren. In der That besteht der Ort aus lauter einzelnen Gehöften und kleineren Ansammlungen von Häusern und Hütten, die über einen ganz unverhältnißmäßig großen Raum zerstreut sind, obwohl Le Bon übertreibt, wenn er sagt, das Dorf nehme nahezu denselben Raum ein, wie Paris ohne Weichbild. Von Straßen natürlich keine Spur, abgesehen von dem Fahrwege, dem der Wagen von Neumarkt her gefolgt war. Etwas dichter stehen die Häuser, darunter Kaufläden und Wirthshäuser, bei der Kirche, einem scheunenartigen Gebäude mit einem Kreuz auf dem Dache. Dort hielt der Wagen vor einem etwas besser aussehenden Gebäude, setzte den Reisenden und sein Gepäck ab und ver-



Hütten des Dorfes Zakopane.

schwand. Ein etwas finster dreinschauender, aber ziemlich gut gekleideter Mensch nahm ihn in Empfang, wies ihm ohne viel Worte eines der beiden vorhandenen Zimmer an und verschwand gleichfalls. Beim Scheine des Mondes sah sich Le Bon in dem Gemache um, das ziemlich einfach ausgestattet war; das ganze Mobiliar bestand in einem Strohsacke nebst Decke, Stuhl, Tisch und Wasserkrug. Um so herrlicher aber war der Blick aus den Fenstern: eine weite grüne, mit Bäumen bedeckte Ebene, hinter welcher hell vom Monde beleuchtet die mächtigen Gipfel der Tatra aufragten.

Noch am selben Abend suchte ihn einer der in Zakopane verweilenden Polen, an die er empfohlen war, auf: es war der Dr. Wrzesniowski, Professor der vergleichenden Anatomie an der Universität Warschau. Sein Aeußeres zwar war etwas sonderbar, wenn nicht für den Geschmack des Franzosen abstoßend: Filzkappe, eine mit Pelz besetzte, elegante Weste von rothem Leder und in der Hand eine kleine Axt; aber sonst lernte Le Bon in seinem polnischen Kollegen einen höchst liebenswürdigen und zuvorkommenden, unterrichteten und in wissenschaftlichen Kreisen wegen seiner mikrographischen Arbeiten angesehenen Mann kennen. Ihm hatte es Le Bon vornehmlich zu danken, daß er die Materialien zu seiner Arbeit hat sammeln können.

Am nächsten Morgen erhielt er eine Einladung zu dem Besitzer des Ortes, dem Baron Eichborn, wo er eine gewählte Gesellschaft polnischer Herren und viel herzliches Entgegenkommen fand. Ein Ausflug in die nahen Berge, den man nach Tische unternahm, führte zu einer Begegnung mit Schäfern, über welche und deren sonderbare Sitten

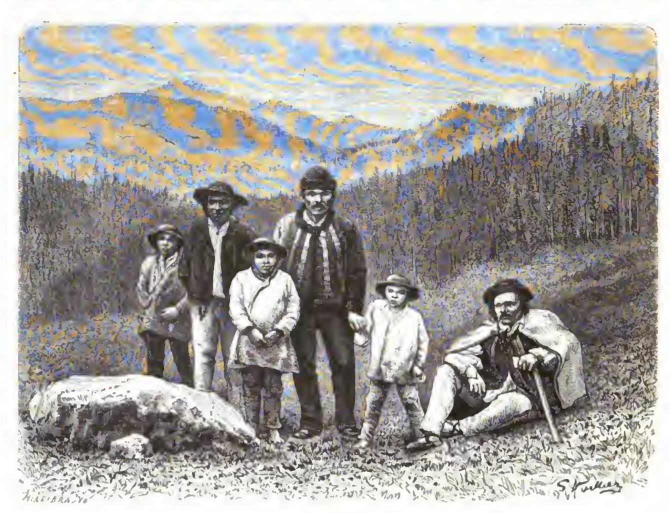


Das Dorf Zakopane und ein Theil der Tatra-Kette, von Kubalowka aus gesehen.

später noch zu sprechen haben werden; Le Bon benutzte die Gelegenheit, die Leute zu photographiren.

Bei der Rückkehr nach Zakopane besuchte er die zwei Jahre zuvor errichtete Zeichnen- und Schnitzschule, wo die Knaben, wie in der Schweiz und Tirol, in Zeichnen und Holzschnitzerei unterrichtet werden. Sie sollen sehr schnell auffassen und rasche Fortschritte machen, raschere vielleicht, als die Zöglinge so mancher Kunstschulen in großen Städten.

Zakopane, das noch vor etwa dreißig Jahren von halbwilden Gebirgsleuten bewohnt war, hat sich namentlich durch die Bemühungen zweier Männer, des Kuraten Stolarczyk und des Dr. Chalubinski, entwickelt. Letzterer besonders übt einen großen Einfluß aus, dem es Le Bon auch zu danken hat, daß er anthropologische Messungen, vor welchen ihn Kopernicki so sehr gewarnt hatte, hat ausführen können. Chalubinski verlebt nur die Ferien in Zakopane; da er aber erst in einigen Tagen ankommen sollte, unternahm Le Bon zunächst mit Dr. Wrzesniowski einige Ausflüge, zuerst nach dem berühmten Thale von Koscielisko, wobei er eine der gefährlichen, mächtig großen Vipern, die dort vorkommen, fing. Eine eingehende Beschreibung der einzelnen Touren liefert Le Bon nicht, weil er der, gewiß sehr richtigen, Ansicht ist, daß man nur durch Photographien oder danach ausgeführte Zeichnungen einem andern eine richtige Idee von dem Aussehen einer Landschaft vermitteln kann, nicht aber durch lange Beschreibungen. Was Landschaften, Bauwerke,



Bergschäfer.

Anthropologie oder Naturgeschichte anlangt, so ersetzt eine Photographie ganze Seiten voll beschreibender Worte, und es ist gewiß lebhaft zu bedauern, daß die Kunst des Photographirens unter den Reisenden so wenig Anhänger zählt. Bei einiger allerdings nicht billig zu erwerbenden Uebung kann man manches Unnütze daheim lassen und einen ziemlich vollständigen Apparat in kleinem Raum mit sich führen. Le Bon's photographische Ausrüstung hatte in einem kleinen Handkoffer von 20.32.55 cm Platz, begleitete ihn auf einer Reise von 2000 Stunden durch Böhmen, Rußland und die Tatra, und zum Schlusse waren von hundert Glasplatten nur zwei zerbrochen. Bei dem Mangel specieller Werke über Photographie auf Reisen muß sich der Reisende selbst durch vorbereitende Ausflüge von seinem Wohnorte aus die nöthige Erfahrung erwerben. Unterricht in einem Atelier für Portraits ist dagegen mehr schädlich als nützlich. Nichts von den dort gebräuchlichen Apparaten und Methoden läßt sich unterwegs mit Nutzen verwenden, und was die im Handel käuflichen „portativen" Apparate angeht, so rühren dieselben meist von Industriellen her, welche sie nie anderswo als höchstens in ihren Fabrikräumen praktisch erprobt haben.

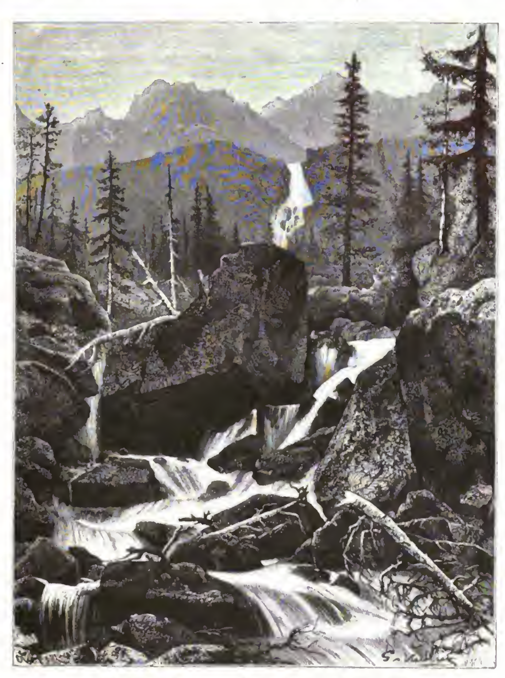
Da Le Bon während seines Aufenthaltes in der Tatra nicht immer vom Wetter begünstigt war, konnte er nicht alle interessanten Punkte, die er besuchte, auch photographiren. Doch vermochte er diese Lücken durch Photographien zu ergänzen, welche der „Galizische Tatra-Verein" [1]) durch

[1]) Derselbe unterhält auch während des Sommers eine Filialkanzlei und ein Auskunftsbureau in Zakopane, ebenso wie

den Photographen Schubert aus Krakau hat aufnehmen lassen. Letztere umfassen meist nur einen sehr kleinen Gesichtskreis und geben deshalb keine ganz genügende Vorstellung von dem landschaftlichen Charakter, während Dr. Le Bon gerade auf Gesammtansichten Werth legte, so daß sich beide vortrefflich ergänzen.

Einige kurze Erläuterungen zu den landschaftlichen Bildern mögen hier genügen; Ausführlicheres dagegen soll über den Typus der Bewohner, die Behausungen u. s. w. beigebracht werden.

Die Berge des Hochmassivs der Tatra zeigen in verschiedenen Gegenden auch sehr verschiedenen Charakter.



Das Eiserne Thor und der Wasserfall aus dem Grünen See.

Manche Gruppen bestehen aus abgerundeten Massen mit sehr sanften Abhängen und sind bis zu einer ansehnlichen Höhe mit Wiesen und dichten Wäldern bedeckt, z. B. manche Berge, die das Thal der Bialka (östlich von Zakopane) einschließen. Andere dagegen sind Massive, die fast senkrecht aufsteigen und vom Fuße bis zum Gipfel nackt und kahl dastehen, wie die Mieguszowska am Großen Fischsee, deren Abbildung eine der folgenden Nummern bringen wird. Manche Landschaften erinnern wieder an die schönsten Thäler der Schweiz und Savoyens, wie der Abschluß des Bialka-Thales im Mittelpunkte des ganzen Gebirgszuges, das recht wohl einen Vergleich mit dem zugleich großartigen und lieblichen Thale von Chamounix aushält. Eine der malerischesten Gegenden der Tatra ist das Weißwasser- oder Poduplaski-Thal, ein rechtes Seitenthal der obern Bialka, aus welchem die beiden letzten Abbildungen dieser Nummer herrühren. Die dargestellten Felsen gehören dem Mlynarz oder Müller (gemeint

der „Ungarische Karpathen-Verein" in Schmecks, dem kleinen Badeorte am südwestlichen Fuße der Tatra.

ist der Skorušnik der österreichischen Generalstabskarte) an, der seinen Namen von dem weißen Kaolin-Staube hat, mit welchem er bedeckt ist. Das eine Bild stellt den Abschluß dieses Thales dar mit dem Wasserfalle, welcher aus dem Grünen See (Zeleny staw oder Zielony staw) herabkommt und dann das Weißwasser oder Bila voda bildet. Im Hintergrunde ragen die Felszacken des Eisernen Thores (ungar. Vaskapu, poln. Żelazne Wrota) empor, deren Rauheit zu dem lieblichen Anblicke, welchen der nördliche Eingang desselben Thales gewährt, im schärfsten Gegensatze steht.

Le Bon hat sodann von den beiden Endpunkten einer etwa 10 km langen Basislinie nördlich des Gebirges drei an einander stoßende Panoramen aufgenommen, welche die sämmtlichen wichtigsten Höhen der Kette enthalten, deren Aufzählung wir hier übergehen. Das westliche Drittel dieser Gesammtansicht giebt das Bild auf Seite 211 wieder. Abbildungen einzelner besonders interessanter Bergspitzen, wie des Mlynarz, der schon erwähnten Mieguszowska mit dem Großen Fischsee und anderen, folgen in den nächsten Nummern. Der Fischsee, welcher 33 Hektaren groß ist, ist nächst dem Wielki Staw (34,84 ha) der größte unter den Seen der Tatra, von hellgrüner Farbe, soweit man die Felsen an seinem Grunde wahrnehmen kann, und bei größerer Tiefe schwärzlich. Er liegt 1384 m über dem Meeresspiegel und besitzt eine Tiefe von 50 m. Bei der Klarheit seines Wassers kann man an den seichteren Stellen desselben die Forellen, deren manche bis 3 Fuß Länge erreichen sollen, hin und her schwimmen sehen. Nur der Wielki Staw übertrifft ihn, wie an Größe, so auch an Tiefe; derselbe erreicht eine solche von 78 m. Der Fischsee, auf dessen schöner Wasserfläche sich bei völliger Windstille die umgebenden Berge prachtvoll abspiegeln, wird an der Nordseite durch



Eingang des Weißwasserthales.

einen niedrigen, mit Gras und etwas Krummholz überwachsenen Trümmerdamm von circa 8 bis 10 Klafter Höhe begrenzt, an dessen östlicher Seite sich der See einen starken Abfluß gebahnt hat. Von Osten, Süden und Westen ist derselbe von gewaltigen Gebirgsmassen dicht umgeben, auf welchen sich von dem Ufer überall steile Trümmerhalden, zum Theil bis auf ein Drittel der Höhe derselben hinaufziehen. An der Ost- und Westseite sind oder waren sie bewaldet und stellenweise mit Krummholz überzogen; an der Südseite sind sie größtentheils kahl. Hier erheben sich die Granitmassen, besonders der „Mönch" genannte Felsen, steil und in verschiedenartigen grotesken Formen über den See.

Die Anzahl der Tatra-Seen beläuft sich wohl auf hundert; manche davon sind aber so klein, daß die Bezeichnung Pfuhl besser auf sie paßte, wenn sie nicht eine so bedeutende Tiefe besäßen, so daß selbst die kleinsten unter ihnen noch eine ansehnliche Wassermasse besitzen. Unter den Fischen, die sie bevölkern, sind namentlich Saibling und Forelle zu nennen. Die Tiefe der Tatra-Seen ist meist erst in neuerer Zeit ermittelt worden, namentlich durch die Bemühungen des Professor Dziewalski. Früher behaupteten die Bergbewohner, daß sie alle bis zum Meere hinabreichten, und erzählten eine Sage von einem Kaufmanne, welcher im Adriatischen Meere Schiffbruch gelitten hatte und später im Großen Fischsee einen dabei verlorenen Koffer wiederfand. Vom Fischsee, dem Czarny Staw oder Schwarzen See (1626 m) am Fuße des Berges Koscielec und dem Česky Staw oder dem böhmischen See (1620 m), welche sämmtlich auf der Nordseite des Gebirges liegen, werden in den beiden nächsten Nummern Abbildungen erscheinen.

Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika.

V.

Während der ersten acht Tage nach dem Aufbruch von Daca ging die Reise über die ausgedehnte, zum größten Theil bewaldete Ebene, die sich vom Zambesi südwärts bis zur eigentlichen Kalahari hinzieht. Pinto legt dieser Ebene auf seiner Karte den Namen „Baines-Wüste“ bei, zum Andenken an den unglücklichen Reisenden, der zuerst bis in diese ungastlichen Regionen gedrungen ist. Die 4 bis 20 Zoll starke Sandschicht, die den Boden der ungeheuern Fläche bildet, ruht auf einem Untergrunde eines merkwürdig plastischen Thones von dunkelbrauner Farbe. Der Baumwuchs des im nördlichen Theil mehr buschartigen, weiter nach Süden aber imposanten Waldes besteht vorwiegend aus Hülsenpflanzen, unter denen nach Pinto die Akazien in außerordentlicher Menge vertreten sind; sehr viel kommt im nördlichern Theile auch der Weißdorn vor. „Blüthen in den verschiedensten prächtigen und den reizendsten zarten Farben erfreuten hier das Auge und erfüllten die Luft mit ihren köstlichen Düften. Der Anblick war meist bezaubernd, der Marsch dagegen so beschwerlich wie möglich.“ Zu Zeiten mußte Fuß für Fuß mit dem Beile ein Pfad durch das Dickicht gebahnt werden; dann bestand der Boden wieder auf einer Strecke von zehn und mehr englischen Meilen aus tiefstem, todtem Sande, in den die Wagenräder buchstäblich bis zu den Achsen einsanken. In den ersten Tagen kam man, die Richtung nach S.-O. ziemlich genau einhaltend, an mehreren kleinen Seen vorbei, von denen die meisten jetzt nur durch den kürzlich gefallenen Regen etwas gefüllt waren, von denen zwei aber beständig Wasser enthalten. Diese beiden werden von den Eingeborenen Tamazetze und Tamasupa genannt. Das etwas hügelige Terrain, das den letztern See umgiebt, ist mit üppigem weichen Graswuchse bedeckt und würde den schönsten Rastort abgeben, wenn sich zwischen dem köstlichen Grase nicht leider eine krautartige Pflanze vorfände, die von den Ochsen außerordentlich gern gefressen wird, dabei aber ein tödtliches Gift für sie sein soll. Weiter nach Süden hin fand man auf viele Meilen weit auch keine Spur von Wasser; bis auf eine Reihe kleiner, jetzt auch vollkommen ausgetrockneter Seen, die im Massaruadialekte „Moltamagjanhaue“, d. i. „viele Dinge, die auf einander folgen,“ genannt werden, läuft hier selbst in der Regenzeit nur wenig Wasser in den Vertiefungen des Bodens zusammen. Und oft genug findet man anstatt der seltenen eifrig gesuchten Quelle eine lauwarme, dicke Schlammmasse vor. Solch ein großer, warmer Schlammteich befand sich auch an der Stelle, wo Pinto und seine Begleiter am Rande der Baines-Wüste aus dem Dickicht des herrlichsten Waldes traten. Vor ihnen breitete sich unabsehbar die öde, trockene und traurige Kalahari aus, die zum ersten Male, aber zwei Grad westlich von Pinto's Route, von Livingstone, noch einen Grad westlicher von Baines, einen Grad östlicher von Baldwin, Chapman, Eduard Mohr und Anderen durchzogen worden ist.

Mehrere Tage ging es nun weiter in südsüdöstlicher Richtung durch gleichmäßig tiefen Sand, aus dem nur hin und wieder ganz verkrüppeltes Dornengebüsch emporragte. Oede und Todtenstille herrscht hier während des Tages; mit dem Eintritt der Nacht aber begann das höllische Konzert der Hyänen und Schakale, die sich bis ganz dicht an die Lagerfeuer heranwagten. Trotzdem ein leichter Gewitterregen erst am Morgen des 10. gefallen war, machte sich am folgenden Tage schon ein bedenklicher Wassermangel fühlbar; denn wenn man auch mehrfach kleine, vom Regen gefüllte Tümpel antraf, so war das Wasser derselben doch so brackig, daß es nicht als Trinkwasser zu nehmen war. Die durstigen Ochsen waren jedoch weniger eigen und tranken die kleinen Lachen sämmtlich leer. Am 13. gelangte man nach beschwerlichem Marsche durch die sandige Einöde an das ausgetrocknete Bett eines Flusses, an dem man mehrere Stunden entlang ging, um ihn dann an einer Stelle, wo er sich nach Südwesten wendete, trotz seiner zehn Fuß hohen, steilen sandigen Ufer mit dem Wagen zu überschreiten. Zahlreiche Vertiefungen in dem sandigen Bette enthielten ein krystallhelles, leider aber vollkommen salziges Wasser; doch fand man zum Glück in einiger Entfernung von diesen trügerischen Lachen mehrere große Löcher von bedeutender Tiefe, die, augenscheinlich von den Massaruas gegraben, ein ziemlich trinkbares Wasser enthielten. Eine 48stündige Rast am Ufer dieses Flusses, des Chua oder Nata, gab Pinto Gelegenheit, die nomadisirenden Bewohner der Wüste, die von den Engländern im Allgemeinen als Buschmänner bezeichneten Massaruas, kennen zu lernen. Einige derselben wagten sich in die Nähe der Karawane, bettelten um Tabak und Pulver und brachten Fische, die sie in den benachbarten Seen gefangen hatten. Pinto faßt die Bemerkungen, die er bei dem Besuche eines Massarua-Lagers in der Nähe des Chua machte, kurz zusammen, wie folgt: „Die Massaruas sind Wilde, jedoch nicht in so hohem Grade wie die Mucassequeres, welche ich an der Mündung des Cuando auf 15° südl. und 19° östl. (v. Gr.) angetroffen hatte; sie sind tief schwarz, haben stark vorstehende Backenknochen, kleine glänzende Augen und nur wenig Haar. Bei dem Besuche ihres Lagers bemerkte ich, daß sie Näpfe zum Kochen ihrer Nahrung und einige andere Gegenstände besaßen, welche auf einen Beginn der Civilisirung schließen ließen. Ganz überrascht war ich von der großen Menge Landschildkröten, die sie sehr gern zu essen scheinen. Die Frauen bekleiden sich mit dürftigen Fellen und schmücken sich und die Kinder mit Glasperlen. Ihre Waffen bestehen aus Assegais und kleinen ovalen Schilden; auf der Brust tragen sie zahlreiche Amulette, an den Arm- und Beingelenken lederne Zierrathen. Der Kopf wird von den Ohren an rasirt, so daß ein mit Haar bedeckter runder Fleck nachbleibt, der wie eine Mütze aussieht. Sie sprechen eine abscheulich klingende Sprache, indem sie die einzelnen Worte mit einer gewissen Bewegung der Zunge von einander trennen. Von dem Augenblicke an, wo wir das Ufer des Nata erreicht hatten, wurden wir jedesmal, wenn wir Rast hielten, von den Massaruas angebettelt, doch entflohen dieselben schnell, wenn wir ärgerlich wurden. Es fehlt diesen Eingeborenen keineswegs an Muth; denn sie jagen Elephanten und Löwen; nur dem Menschen und besonders dem Europäer gegenüber sind sie äußerst furchtsam.“

Was den Nata oder Chua anbetrifft — denn beide Namen bezeichnen nach Pinto nur verschiedene Stellen eines

und desselben Flusses —, so fließt derselbe nach Südwest, Südost, Südsüdost und Süd und mündet in den Großen Macaricari. An den Ufern des Nata wurde der Boden viel fester: der lose, wirbelnde Sand hörte auf und der Grund bestand nun aus einer starken, äußerst weichen Thonschicht, die bei anhaltendem Regen einen unpassirbaren Morast bilden mußte. Jetzt war sie zum großen Theil mit kurzem, borstigem Grase bedeckt; nur in weiten Zwischenräumen zeigte sich hin und wieder ein vereinzelter Baum, die Ufer des Flusses wiesen jedoch eine spärliche Vegetation von Strauchwerk auf. Mehrmals freilich kam man auch hier an große Strecken, wo gar nichts wuchs und der Boden mit einer starken, durch Verdunstung des Wassers entstandenen Salzschicht bedeckt war.

Am 17. führte der Marsch etwa neun Meilen weit durch einen ansehnlichen Wald, den Ausläufer, wie es schien, eines sehr dichten Holzes, das einen wenige Meilen östlich von Pinto's Route von Norden nach Süden laufenden Höhenzug bedeckte. Dann langte man wieder am Ufer eines Flusses an, d. h. einer Reihe kleiner, kaum 3 Yards breiter Lachen. Es war der Simoane, der zur Regenzeit nach Westen fließt und sich in den Großen Macaricari entleert. In dieser ganzen Gegend und namentlich in dem vom Simoane durchströmten Walde waren Anzeichen vorhanden, daß es in letzter Zeit stark geregnet haben mußte; dadurch erklärte es sich auch, daß die unzähligen Tümpel in dem Flußbette ein ziemlich trinkbares Wasser enthielten. Die wenigen tieferen Löcher, die in der Sommerzeit nicht ganz austrocknen, enthielten aber ein für Menschen und Thiere ungenießbares, weil stark mit Salz gesättigtes Wasser.

Am 19. December langte die Karawane, nachdem sie mehrere Stunden am Fuße eines in südsüdöstlicher Richtung laufenden Höhenzuges entlanggegangen war, wieder an dem trockenen Bette eines zur Regenzeit nach Westen strömenden Flusses an, dessen Ufer eine üppige Vegetation aufwiesen. Die Massaruas, die sich hier wie gewöhnlich am Rastorte der Reisenden einfanden, nannten den Fluß Lilutela und erklärten, es sei derselbe, der bei anderen Stämmen den Namen „Chuani", d. i. „kleiner Chua", führe. Im Allgemeinen waren die Massaruas immer schwer zu bewegen, den Weißen den nächstgelegenen Trinkwasserort anzugeben, hier aber fand sich einer unter ihnen, der die Reisenden nach einem etwa drei Viertelmeilen entfernten Teiche führte, wo sie ihre Thiere genügend tränken und ihre Vorräthe für den folgenden Tag ergänzen konnten. Der Lilutela oder Chuani hat sich selbst sein Bett durch den Wald gewählt, der hier wohl aus gewaltigen Stämmen besteht, aber kein Unterholz besitzt. Die Ufer des Flusses waren hoch mit Guano bedeckt: ein Zeichen, daß der kleine Wasserlauf zur Regenzeit von ungeheuern Vogelscharen aufgesucht werden muß. Durch prächtige Waldpartien ging es am nächsten Morgen weiter bis zu dem ausgetrockneten Bette des Cualila, der ebenfalls zur Regenzeit nach Westen in den Großen Macaricari fließt. Ueberall im Walde traf man hier auf tiefe steinige Löcher, die augenscheinlich von der Gewalt des Wassers gerissen waren und jetzt zahllosen großen Schnecken der verschiedensten Arten zum Aufenthalte dienten.

Noch an dem nämlichen Tage langte die Karawane an dem Großen Macaricari an, dem größten jener merkwürdigen, in diesem Theil der Kalahari häufigen Wüstenseen, denen die Massaruas den bezeichnenden Namen der „Salzpfannen" oder Macaricaris gegeben haben. Es sind flache Becken von fast elliptischer Form, bei denen allen die Längsachse gerade Ost und West liegt. Der Boden der Macaricaris, die auch nur in der Regenzeit Wasser enthalten, besteht aus grobem Sande und ist von einer Schicht krystallisirten Salzes von einem halben bis zu einem ganzen Zoll Dicke bedeckt. Dieser nach der Verdampfung des Regenwassers übrigbleibende Rückstand der auflösbaren Bodenbestandtheile wird, nach Pinto's Ansicht, durchaus nicht allein aus reinem Chlornatrium gebildet, sondern enthält eine starke Kalkbeimischung. Leider ist Pinto's Sammlung von Stücken der innern Ausfütterung der Macaricaris auf der Heimreise nebst noch verschiedenen anderen werthvollen Sammelstücken durch einen Unfall verloren gegangen. Die Macaricaris sind von sehr verschiedener Größe; während bei einigen die Längsachse des Beckens kaum 2 bis 3 englische Meilen beträgt, hat der Große Macaricari, die Salzpfanne par excellence, bei einer Tiefe von zwischen 9 und 16 Fuß eine Längenausdehnung von 120 bis 150 Meilen, eine Breite von 60 bis 80 Meilen. Dieses große Bassin nimmt in der Regenzeit ein ungeheures Volumen Wasser aus seinen Zuflüssen Nata, Simoane, Cualiba und anderen auf, d. h. die ganze Regenmasse, die hier westlich von 28° 30' östl. L. (Greenw.) fällt; das Land im Osten des Sees steigt nämlich bis zu dieser Linie, der ungefähren Wasserscheide, allmälig an. Alle diese Gewässer fließen dann mit reißender Schnelligkeit und füllen den See in unglaublich kurzer Zeit. Der Große Macaricari steht durch den auf seiner Westseite einmündenden Botletle oder Zonga mit dem Ngamisee in Zusammenhang, mit dem er auch die gleiche absolute Höhe hat. Gewöhnlich entleert der Ngami, der ja von einem beständig wasserführenden großen Strome gespeist wird, seine Gewässer durch den Botletle in den Macaricari; nicht selten aber auch lassen die im Osten fallenden heftigen Regengüsse den Macaricari schon überfließen, wenn die dem Ngami zuströmenden Flüsse noch nicht gewachsen sind, und die Folge hiervon ist dann, daß der Botletle von Osten nach Westen, vom Macaricari zum Ngami fließt. Die große der Lösung wartende Frage ist nun: „Was wird aus allem Wasser, welches sich in das große Salzbecken ergießt? Verschwindet es nur in Folge von Verdunstung oder entweicht es wirklich durch geheimnißvolle, unterirdische Oeffnungen, aus denen vielleicht jene auf der untern Ebene entspringenden und in entgegengesetzten Richtungen dem Meere zuströmenden Flüßchen entstehen? Und was wird aus den Gewässern des Cubango, eines großen und beständig fließenden Stromes, der sich in der undurchdringlichen Wüste verliert?" Nach Pinto's Ansicht erreicht auch das Wasser dieses letztern den Großen Macaricari, um in ihm zu verschwinden; denn er glaubt bestimmt annehmen zu dürfen, daß der Botletle derselbe Fluß sei wie der Cubango, der sich in seinem Laufe zu dem unter dem Namen Ngami bekannten See erweitert. Die schon einmal aufgestellte Hypothese, daß der Große Macaricari durch den Schua und den Nata Abfluß nach der Ostküste habe, vermag Pinto durchaus nicht als richtig oder auch nur als möglich anzuerkennen: „Schon nach wenigen Meilen weisen die Flüsse Schua und Nata einen Unterschied von 99 Fuß im Gefälle auf; würde das Wasser im Macaricari nur bis zur Hälfte dieser Höhe steigen, so würde das genügen, um die ganze Wüste zu überschwemmen. Ferner stellte ich fest, daß das Land sich östlich vom Macaricari beträchtlich hebt, und daß alle in den See einmündenden Flüsse ein großes Gefälle haben."

Am 21. December verließen Pinto und seine Begleiter den Großen Macaricari; am Abende vorher war starker Regen gefallen, so fanden sie auf der ersten Strecke des Weges ausreichendes Trinkwasser. Das Land war hier noch mit Wald bedeckt, dessen dorniges Unterholz das Vorwärtskommen schon sehr erschwerte; bald aber wurde es durch einen furchtbaren Sturm, der einen heftigen Gewitterregen

mit sich brachte, zur Unmöglichkeit. Der ganze Erdboden wurde in einen Sumpf verwandelt, in dem die Räder des Wagens nicht von der Stelle kamen. Man mußte wohl oder übel das Lager aufschlagen, und hatte in dieser Nacht mehr noch als sonst schon, seit dem man den Nata überschritten, von der unangenehmen Bettgenossenschaft großer Kröten, Skorpione, Tausendfüße u. s. w. zu leiden. Auch eine äußerst giftige Schlange fand ihren Weg in das Lager, wurde aber, ehe sie Schaden gethan hatte, getödtet. Langsam, unter andauerndem, aber schwächerm Regen zogen die Reisenden am folgenden Tage weiter, fanden den von den Massaruas gegrabenen, sehnsüchtig erwarteten Brunnen Tlalamabeli in ein schmutziges Schlammloch verwandelt, und schlugen schließlich nach weiterm anstrengendsten Marsche ihr Lager an dem Ufer eines kleinen Sees auf, in der wenig erfreulichen Voraussicht, daß dies für die drei nächsten Tage das letzte trinkbare Wasser sein werde. Der angestrengte Marsch des 26. December führte dann über eine nach Süden leicht ansteigende Ebene, die mit Gras bedeckt war und hin und wieder eine Baumgruppe aufwies. Man befand sich seit einigen Tagen schon auf dem Gebiete der Bamangwatos, und bald sollten die Reisenden auch die Vortheile der Reise in einem wenn auch noch so jungcivilisirten Lande erfahren: König Khama sandte dem ihm befreundeten Missionär einen neuen Zug Ochsen entgegen, und mit den frischen Thieren konnte man, trotz des auch hier herrschenden Wassermangels, Schoschong, die Hauptstadt des Bamangwatolandes, in rascheren Tagemärschen erreichen. Nach einem Nachtlager am Eingange eines malerischen, engen Thales, das sich zwischen zerklüfteten Hügeln hinzog und von den Eingeborenen Sedequane genannt wurde, mußte noch das theilweise ausgetrocknete Bett des Luale passirt werden, ehe man in das schmale, gewundene Thal des gleichfalls trockenen Letlotze kam, des Flusses, an dem Schoschong liegt. Das steinige, von hohen Ufern eingefaßte Bett desselben wurde nicht weniger als sieben Mal mit den Wagen gekreuzt. Endlich, gegen Mittag des 31. December, hielten Pinto und seine Begleiter ihren Einzug in Schoschong, wo sie vom König sowohl als auch von den in ziemlich bedeutender Zahl hier ansässigen Europäern auf das Freundlichste empfangen wurden. Zwölf Monate waren gerade verflossen, seitdem Pinto in Quillengues von den letzten Vorposten der Civilisation Abschied genommen hatte — hier traten ihm die ersten wieder entgegen.

Mangwato, das Reich König Khama's, gehört heute unstreitig zu denjenigen Gegenden Afrikas, wo Europäer am sichersten wohnen können. Die Zeit wird lehren, ob man sich in Bezug auf dies Land allzu sanguinischen Hoffnungen hingiebt, wenn man, wie in England fast allgemein, an die Dauer und immer weitere Entwickelung der heute herrschenden civilisirten Zustände glaubt, oder ob Pinto und neben ihm noch mancher Andere Recht behalten wird mit seiner Meinung, daß die heutige Civilisation der Bamangwatos der Hauptsache nach nur mit der Person des jetzt regierenden Königs verknüpft sei, daß dieses ganze Kulturgebäude unfehlbar zusammenstürzen müsse, sobald der Zufall einen vielleicht wieder der Polygamie zugethanen Herrscher auf den Thron bringen werde. So viel ist sicher, daß der von den Engländern erzogene und freiwillig zum Christenthum übergetretene König Khama nicht nur die Manieren des vollendeten Gentleman, sondern auch verschiedene Interessen des gebildeten Menschen sich angeeignet und, was mehr sagen will, sich dabei ein lebhaftes Interesse für das Wohl und Wehe seiner schwarzen Unterthanen bewahrt hat, zu deren Nutzen er den größten Theil seiner nicht unbedeutenden Reichthümer verwendet. Die Bamangwatos beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau und Viehzucht; das Ackergeräth, dessen sie sich bedienen, ist europäisch und wird aus England importirt. Daneben sind sie alle leidenschaftliche und kühne Jäger. Ein großer Theil des Volkes bekennt sich zum Christenthum; europäische Kleidung ist in Schoschong und seiner nähern Umgebung allgemein angenommen. Die Hauptstadt Schoschong, die Pinto, wie oben erwähnt, um 60 engl. Meilen weiter gegen Osten verlegt, als bisher angenommen wurde, hat heute nur noch 15 000 Einwohner; unter dem Vater des jetzigen Königs aber hatte sie 30 000. In dem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale des Letlotze gelegen, sich gleichsam an das Gebirge im Norden anlehnend, besteht die Stadt der Eingeborenen aus Rohrhäusern von cylindrischer Form mit konischen, strohgedeckten Dächern. Ein Labyrinth schmaler, krummer Gassen bildet die einzelnen Straßenviertel. Das Missionsviertel mit der Kirche liegt in dem engsten, schluchtartigen Theile des Thals an feuchter, ungesunder Stelle. Die Nähe einiger im Sommer ausdauernder Brunnen hat wahrscheinlich diese seltsame Wahl der Niederlassung bestimmt. Jenseits der Stadt in der Ebene liegt das massivgebaute europäische, d. h. fast ausschließlich englische Viertel, das seinen eigenen Brunnen besitzt.

Am 14. Januar brach Pinto, der gleich nach seiner Ankunft von einem neuen schweren Fieberanfall heimgesucht worden war, von Schoschong auf, um sich nach Pretoria zu begeben. Von einem hier ansässigen englischen Kaufmann in zuvorkommendster Weise mit dem Nöthigsten zur Weiterreise versehen, hatte er sich, da die Familie Coillard hier zurückblieb, ein eigenes Ochsenfuhrwerk gemiethet, das dessen Besitzer selbst führen sollte. Er selber verdankte der Güte des erwähnten Engländers ein vortreffliches Reitpferd; seine acht „Getreuen" begleiteten ihn auch jetzt wieder. Nach mancherlei Fährlichkeiten, die theils durch die schwierigen Terrainverhältnisse, theils durch die Ungunst der Witterung — es regnete fast ununterbrochen und der schwere thonige Boden wurde stellenweise zu einem ausgedehnten Sumpfe —, zum großen Theil aber auch durch die Ungeschicklichkeit und Trägheit des gemietheten Wagenführers veranlaßt wurden, langte Pinto am 18. Januar am Ufer des Limpopo an, der hier Krokodilsfluß heißt. Einige wolkenbruchartige Regengüsse hatten gleich in den ersten Tagen die Mehrzahl der aus Schoschong mitgenommenen Lebensmittel aufgeweicht und verdorben; so sah sich Pinto hier wie bei seiner Zambesireise wieder genöthigt, seine Karawane mit den Erträgnissen der Jagd zu erhalten: in dieser ungemein wildreichen Gegend, und da er nicht mehr zu ängstlichstem Sparen der Munition gezwungen war, eine ebenso leichte wie dankbare Aufgabe für den leidenschaftlichen Jäger. So machte er hier nicht nur erfolgreiche Jagd auf Antilopen der verschiedensten Arten, auch Löwen und Leoparden erlegte er zu mehreren Malen. Dank der Schnelligkeit seines Pferdes gelang es ihm auch, seiner Jagdbeute zwei Strauße hinzuzufügen; die Verfolgung der häufig und in großen Herden angetroffenen Giraffen blieb jedoch stets erfolglos. Am Ufer des Marico angelangt, der ebenso wie der früher schon passirte Ntuani infolge der Regengüsse stark angeschwollen war, traf Pinto hier mit einer Gesellschaft nomadisirender Boern zusammen. Sie gehörten zu den Ueberresten einer Schar von 600 Familien, die unmittelbar nach der Annektirung des Transvaallandes ihre Heimath verlassen und in vollständiger Unkenntniß der Gefahren, die in der Kalahari ihrer warteten, vor dem fremden Joche nach Norden geflohen waren. Die Vorhut hatte den Ngami glücklich erreicht, allein ihre Rinder hatten sämmtliche am Wege liegende Wassertümpel ausgetrunken; so waren nicht nur die Herden

der Nachfolgenden, sondern auch diese zum großen Theil selber dem Wassermangel erlegen. Die Familien, welche Pinto hier antraf, hatten zu denen gehört, die noch eben rechtzeitig umgekehrt waren; der Wildreichthum an den Ufern des Limpopo hatte sie dann zum Hierbleiben bestimmt, und sie führten nun ein halbes Nomadenleben, dessen Hauptbeschäftigung die Jagd bildete. Ihre Niederlassung bestand aus einer größern Anzahl Wagen, die parallel zu einander aufgestellt oder „gelagert“ waren, sowie aus eigenen Rohrhütten mit Strohdächern; zwischen den Wagen lagen Haufen von auf der Jagd erbeuteten Thieren und stand eine Art Thorweg, unter welchem eine Drechselbank aufgestellt war. Ein eingehegtes Stück Grasland, auf welchem Ochsen und Pferde weideten, vervollständigte das Lager dieser civilisirten Nomaden. Pinto's Erscheinen rief unter den Insassen, einer Anzahl Frauen in der charakteristischen und unschönen Tracht der großgeblümten weiten Baumwollröcke und großen weißen Mützen und einer Schar schmutziger und zerlumpter Kinder, große Aufregung hervor. Eine Verständigung mit ihnen war nicht möglich; als aber die auf der Jagd abwesenden Männer zurückkehrten und begriffen hatten, daß der Fremde kein Engländer war, hießen sie ihn herzlich bei sich willkommen und erboten sich, ihm aus der kritischen Lage zu helfen, in die ihn die plötzliche Aufkündigung der Dienste seines widerwilligen Wagenführers versetzt hatte. Ein von zwei jungen Boern geführter Ochsenwagen stand bald zu seiner Verfügung; zwar wußte keiner der beiden etwas über einen Weg nach Pretoria und hatten sie überhaupt nur eine dunkele Vorstellung von der Existenz dieser Stadt. Dennoch erreichte Pinto trotz des Fiebers, das unterwegs nicht nur ihn, sondern auch alle seine Leute wieder ergriff und sogar noch ein letztes Opfer unter ihnen forderte, trotz mancher durch das schwierige Terrain veranlaßten Aufenthalte und Umwege, am 12. Februar schon Pretoria, die Hauptstadt von Transvaal.

Wir stehen jetzt vor dem letzten Abschnitte des Pinto'schen Werkes: auf einen kurzen Abriß der Geschichte des Transvaallandes folgt die Schilderung von Pinto's Aufenthalt in Pretoria und Pietermaritzburg, seinem Besuche des englischen Kriegsschauplatzes, endlich seiner Heimreise. In schriftstellerischer Beziehung darf dieser letzte Abschnitt unstreitig für den weitaus am besten gelungenen Theil des ganzen Buches gelten. Denn, während Pinto's eigentlichem Reiseberichte bei aller Treue und Naturwahrheit eine gewisse Schwere der Darstellung anhaftet, etwas wie ein Nachklang der unsäglichen Mühen und Beschwerden, gegen welche der einsame Europäer monatelang mit Aufbietung seiner letzten Kräfte ankämpfen mußte: klingt es uns aus der humoristischen Beschreibung seines wie träumenden Wiedereintrittes in alle Verfeinerungen des civilisirten Lebens und Menschenverkehrs in Pretoria, aus seinen frischen, anschaulichen Schilderungen des englisch-afrikanischen Lager- und Garnisonlebens wie ein Wiederhall jener gehobenen Stimmung entgegen, mit der er damals auf das glücklich vollbrachte Werk zurückblickte. Es ist hier nicht der Ort für eine Wiedergabe der liebenswürdigen Skizzen, doch würden wir auch, selbst wenn sie hier am Platze wären, wahrscheinlich darauf verzichten, sie unserm kurzen Auszuge noch hinzuzufügen: wohl wissend, daß sie, bruchstückweise und außer dem Zusammenhange wiedergegeben, ihren Hauptreiz verlieren würden. Wir können unseren Lesern eben nur rathen, das vortreffliche Buch, dessen wichtigsten Theil wir ihnen hier im Umrisse mitgetheilt haben, selber zur Hand zu nehmen.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

I.

Ehe ich zu unserm eigentlichen Gegenstande herantrete, mögen einige einleitende Bemerkungen Platz finden. Die Wotjäken bilden einen Zweig der großen finnisch-ugrischen Völkerfamilie. Sie wohnen gegenwärtig im Nordosten des europäischen Rußland in der Anzahl von nahezu 300 000 Köpfen, zum größten Theil im Osten des Gouvernements Wjätka, wo sie in einigen Kreisen bis 25 Proc. der Bevölkerung ausmachen. Hier nun, in der Gewehrfabrik Ishewsk im Kreise Sarapul an der Kama, wohnte ich drei Jahre als Arzt und habe Gelegenheit genommen, die Wotjäken zu studiren. Ein Kapitel aus diesen Studien nun möchte ich im Folgenden mittheilen [1].

In Bezug auf die Schreibweise der wotjäkischen Wörter ist zu bemerken, daß ich im Wesentlichen der Schreibweise Wiedemann's gefolgt bin:

s wird immer hart gesprochen,
z entspricht dem französischen z,
š entspricht dem deutschen sch,
ž „ dem französischen j,
y ist ein dumpfes gutturales ü,
l wird, wie im Russischen, guttural gesprochen.

Das Zeichen ´ nach einem Konsonanten bedeutet die Moullirung desselben.

Die wotjäkischen Wörter haben den Hauptton immer auf der letzten Silbe; nur in den wenigen Worten, wo das nicht der Fall ist, habe ich einen Gravis (`) auf die betonte Silbe gesetzt.

1. Opferplätze.

Die wichtigste Stelle in dieser Beziehung nimmt die Kochhütte (Kuala) ein, die auf jedem Wotjäkenhofe sich findet. Sie entspricht dem finnischen Kota oder ehstnischen Koda. Das Kuala ist eine ziemlich hohe, solid von Balken aufgebaute Hütte mit durchlöchertem Bretterdach. Sie wird direkt auf die Erde gesetzt ohne Eckfteine und Diele und enthält etwa 15 bis 20 qm Bodenfläche. In der Mitte derselben befindet sich auf der bloßen Erde die Feuerstelle, welche einen fürchterlichen Rauch verbreitet, der sich durch die Thür und die Löcher und Spalten des Daches den Ausweg sucht. In der linken hintern Ecke, gegen-

[1] Eine eingehende Schilderung der Wotjäken nach allen Richtungen hin wird zu Anfang nächsten Jahres erscheinen, wahrscheinlich in den „Acta societatis litterarum fennicae“. Sie wird zu sämmtlichen Gebeten die wotjäkischen Texte enthalten sowie auch viele Lieder, Räthsel, Märchen &c. mit wotjäkischem Text.

über der Thür, ist ein kurzes Brett etwa 2 m über dem Boden in Art eines Regales angebracht. Es führt den Namen džadžy. Früher war dies nach Rytschkow's Bericht ein heiliger Ort, den Niemand berühren durfte. Darauf steht jetzt häufig ein altes kaum erkennbares Heiligenbild, das ich mehrmals ohne Scheu herabgenommen und besehen habe. Auf dem džadžy steht statt des Heiligenbildes in manchen Gegenden ein Holzschränkchen (mudor oder voršud) mit nach vorn sich öffnender Doppelthür, das zur Aufnahme des Opfers (vyle muds'ou oder vyle myts'kon) dient. In anderen Gegenden ist das mudor ein kubisches Kästchen aus Birkenrinde, worin gewöhnlich eine kleine Kupfermünze, ein Stückchen Kuchen, ein Stückchen Eichhornfell und ein Bündel Birken- oder Fichtenzweige liegen soll (Gawrilow). Wieder in anderen Gegenden steht auf dem džadžy bloß ein Glas (vyle muts'ou s'amok), zur Aufnahme des flüssigen Theiles vom Opfer, und ein Teller oder eine Schale (vyle muts'ou tus'ty) für die festen Bestandtheile desselben. Außerdem aber giebt es noch in jedem Dorfe ein gurt kuala (gurt = Dorf), das sich übrigens in nichts von einem gewöhnlichen kuala unterscheidet. Diese Dorfhütte dient nur gottesdienstlichen Zwecken und vertritt also einen Tempel. Mehreren Dörfern gemeinsam ist das badzym kuala (badzym, badzim oder badzin = groß), in welchem aber nicht jedes Jahr oder höchstens nur einmal jährlich von den Angehörigen der betreffenden Dörfer Opfer verrichtet werden. Aminoff meint, daß das badzym kuala immer im Mutterdorfe steht, und die Tochterdörfer es erhalten helfen.

Weiter ist von großer Bedeutung der heilige Hain (lud). Derselbe wird von russischen Schriftstellern keremet genannt, und die Wotjäken selbst nennen ihn im Gespräch mit Russen so; auf meine bezüglichen Fragen aber erklärten sie mir, keremet sei kein wotjäkisches Wort, sondern ein russisches. Nach Bechterew würde es vielleicht aus dem tatarischen güremet stammen, was „eine heilige oder unantastbare Stelle“ bedeuten soll.

Wenn ein lud gegründet werden soll, erzählte mir ein wotjäkischer Greis, dann besteigt der usto tuno, der Zauberer, ein noch nie gerittenes junges Pferd ohne Zügel und Zaum und läßt sich in den Wald tragen. Wo das Thier stehen bleibt, da wird das lud angelegt; größtentheils ist das aber in ziemlicher Nähe des Dorfes. Meist jedoch wissen die Bauern nicht, weshalb der tuno gerade den einen oder andern Platz auswählt. Früher mag das lud wohl immer in dichtem Walde gelegen haben, jetzt aber, wo in der Nähe der Dörfer die Wälder in Aecker und Wiesen verwandelt sind, findet sich bei jedem Dorfe meist nur ein kleiner Hain.

Ein solches lud im Dorfe Gondyr gurt, nahe der oben erwähnten Fabrik, habe ich besucht. Die Bewohner dieses Dorfes hatten die Hainopfer überhaupt schon verlassen, und die Russen der nahen Fabrik hatten viele Stämme abgehauen, so daß der Hain voller Aeste lag und man kaum durchkam. Wehmüthig besah der Greis, welcher mich begleitete, die wüste Unordnung. „In meiner Jugend,“ sagte er, „war der Hain wie ein Garten, kein Zweiglein lag auf der Erde!“ Der Hain bestand aus lauter Weiß- oder Rothtannen verschiedener Größe. In der Mitte desselben aber fanden wir den eigentlichen heiligen Baum, eine riesige, kerzengerade aufsteigende Rothtanne. Ihre unteren vertrockneten Aeste waren an den Enden etwas gekappt, so daß man ziemlich bequem an sie herankommen konnte. Ringsherum war ein freier Platz. Auf der südlichen Seite, dem Dorfe zu, sah ich eine alte Feuerstelle; doch meinte der Alte, diese könnte eben so gut auch auf einer andern Seite angelegt worden sein. Beim Beten aber müßte das Gesicht immer nach Osten gewandt sein.

„Einmal“, erzählte der Alte, „hieb ein Russe solch einen heiligen Baum nieder und machte sechs Pfosten daraus. Noch am selbigen Tage erkrankte er, am nächsten Tage starb er, und bald nach ihm sein ganzes Haus.“ Genau solch eine Geschichte erzählte mir ein Russe aus dem malmyshschen Kreise. Es sei überhaupt, sagte er, für einen Russen sehr gefährlich, ein lud zu betreten, nicht etwa, weil man von den Wotjäken etwas zu erleiden hätte, sondern weil man leicht tödtlich erkranken könne und sich anderes Unglück zuziehe.

Der Hain ist stets mit dichtem Flechtwerk eingezäunt und mit drei Pforten versehen. Auch ich fand rings um das lud, das ich besuchte, Reste des Zaunes. Diesen Platz darf nie ein Weib betreten. Bechterew erzählt, daß nicht nur der große Hauptbaum heilig sei, sondern jeder Bauer wähle sich außerdem seinen Privatbaum aus, an welchem er vor dem allgemeinen Opfer für sich betet. Dieses scheint auf Mißverständniß zu beruhen. Außer diesen Dorfhainen kommen noch solche vor, welche mehreren Dörfern gemeinsam sind, badzym lud. Solch ein weithin berühmtes Heiligthum findet sich beim Dorfe Ny'rja im mamadyschschen Kreise des kasanschen Gouvernements. Hierher strömen alle drei Jahre Hunderte von Wotjäken aus allen Gegenden zum Gottesdienst zusammen. In der Mitte dieses Heiligthums, berichtet Aminoff, steht eine uralte Eiche, umgeben von einem kreisförmigen Platz, welcher wieder von Eichen umgeben ist. Der ganze Hain ist von einem wohlerhaltenen Zaun eingefaßt mit einer Pforte, welche nur zum großen Feste geöffnet wird. Ostrowski erzählt, daß er in dem einen umzäunten Haine nichts fand, was seine Neugierde erregt hätte; in geringer Entfernung von diesem aber traf er einen zweiten mit mächtigen Jahrhunderte alten Eichen und Linden. Bei zweien derselben fand er denn auch Feuerstellen mit verbrannten Knochen, und man berichtete ihm, daß im erstern die Opferthiere geschlachtet würden, im zweiten aber geopfert; dieser sei daher besonders heilig, so daß sogar etwas angetrunkene Leute nicht hereingelassen würden.

Im gurt lud wird in der Regel nur einmal jährlich, am Eliastage (vil'nunal) am 20. Juli, nach Aminoff und Pallas im Herbst, eine allgemeine Opferung abgehalten. Bei allgemeinem Unglück, wie Mißwachs, Seuchen &c., sollen wohl auch außerordentliche Opferungen vorgenommen werden. Hier wird das Opfer in einigen Gegenden, wie es scheint, nur ins Feuer geworfen, in anderen dagegen fand sich auch hier die doppelte Form des Opfers. Auf einem großen Holztisch, der beständig im lud, im gurt lud sowohl wie im badzym lud, verbleibt, werden vor dem Beginn der Opferung Birkenzweige (kyts'-pu-kuar) hingelegt, und auf diese Zweige wird ein Theil des Opfers gethan, welches gleichfalls den Namen vyle muts'ou oder vyle myts'kou führt. Im lud sollen nach Bechterew übrigens auch bisweilen nach vorheriger Berathung mit dem tuno private Opferungen von einzelnen Personen dargebracht werden, namentlich bei häuslichem Unglück, Krankheit &c.

Außer an diesen beiden hauptsächlichsten Opferplätzen werden gelegentlich aber auch auf offenem Felde allgemeine oder private Opferungen vorgenommen. In einigen Gegenden ist inmitten der Ackerfelder eine Stelle reservirt, auf welcher alljährlich die großen Feldopfer dargebracht werden. Bei gewissen Gelegenheiten dient der Hof des Hauses als privater und die Hauptstraße des Dorfes als gemeinsamer Opferplatz.

An einem Bächlein im Walde opfert der Jäger dem

Waldgotte ꝛc. Die Todtenopfer werden sowohl auf der Hauptstraße des Dorfes vom ganzen Dorfe dargebracht, wie von jeder Familie in der Wohnstube oder auf dem Grabe. Jede durch irgend etwas sich auszeichnende Stelle, ein uralter Baum, ein Hügel, ein Bach, kann gelegentlich Opferstätte werden, meist nach Bestimmung des tuno (Aminoff). Besonderer Erwähnung verdient die heilige Familienbirke. Sobald jemand geheirathet hat und sich also einen eigenen Hausstand gründet, so geht er auf sein Feld und wählt sich eine dort stehende Birke aus, was kytsʹpu-kutko, Birkenwählen, heißt. Er pflückt sich einige Blätter des Baumes ab, hält sie in der Hand und betet zu Gott Inmar: „Die Birke wähle ich, Inmar, gewähre glückliches Leben und Dasein und leichtes Fortkommen.“

Wie es der Opferstätten viele geben kann, so ist auch die

2. Geistliche Hierarchie

eine ziemlich komplicirte. Den ersten Rang nimmt der tuno ein, der Zauberer, auch usto tuno, der weise oder wissende Zauberer genannt. Er ist zwar in der Regel ein verschlagener Trunkenbold und stets ein heruntergekommener Bauer und wird deshalb verachtet; wenn man ihn aber braucht, so macht man ihn durch Geschenke gewogen; man bedarf seiner leider aber recht häufig. Er führt zwar selbst keine Opferungen aus, leitet keine Gebete; da er aber in direktem Verkehr mit den Göttern steht, so übt er einen großen Einfluß auf alle gottesdienstlichen Handlungen. Er ernennt den Bewahrer des gurt kuala, den gurt-kuala-utʹis, auf unbestimmte, in anderen Gegenden auf Lebenszeit, ebenso auch den Hainpriester, den lud-utʹis wie den badzim-lud-utʹis; er bestimmt nach Bechterew bei den Hainopferungen die Farbe und Qualität des Thieres, das dem Gotte dargebracht werden soll, namentlich, wenn das Opfer wegen Seuchen oder andern allgemeinen Unglücks dargebracht wird, und meistens soll es sich dann treffen, daß der Gott gerade die Farbe und Zeichnung wünscht, von welcher der tuno ein Thier im Stalle hat, wo ihm das Dorf dann einen beliebigen hohen Preis zahlt. Er bestimmt auch bei häuslichem Unglück die Qualität des Opfers, wie den Gott, der es erhält, und den Platz, an welchem es dargebracht wird.

Wenn ein Pferd oder eine Kuh verloren gegangen ist, so legt er das Silberstück, das man ihm schenkt, in einen Löffel mit Wasser oder Kumyschka, sieht darauf und nennt dann den Aufenthaltsort des Thieres. Krankheiten heilt er durch Besprechen, oder er läßt gewisse Opfer verrichten.

Der tuno erbt gelegentlich seine Würde von seinem Vater, doch kommt es auch vor, daß ein heruntergekommener Bauer sich selbst als tuno aufthut, behauptet Verkehr mit den Göttern zu haben ꝛc. Wenn der alte tuno abgängig ist, kann er dann auch die Würde desselben sich aneignen.

Von geringerer Bedeutung ist der pelʹlʹäsʹkis. Dies kann sowohl ein Mann als auch gelegentlich eine Frau, junge oder alte, sein. Der pelʹlʹäsʹkis heilt ebenfalls durch Besprechen, entdeckt verlorene Thiere ꝛc., doch steht er nicht mit den Göttern in Verkehr. Alles das, was der pelʹlʹäsʹkis macht, vermag auch der tuno, nicht aber umgekehrt. Aminoff hat einige der Zauberformeln (kyl = Wort oder pelʹlʹäsʹkon = das Blasen) des tuno und pelʹlʹäsʹkis erhalten können. Der Beschwörende rechnet eine Menge unmöglicher Dinge auf und fügt dann hinzu: erst wenn alle diese Dinge eintreffen, könne der böse Geist dem Kranken irgend einen Schaden zufügen. Das Aussprechen der Zauberformel begleitet der pelʹlʹäsʹkis mit Blasen, daher sein Name.

Der schlimmste Geselle ist der vedin murt oder ubir oder vednʹäsʹ, ein mächtiger und ausschließlich böswilliger Zauberer. Er hat die Macht allerlei Krankheiten dem Menschen zuzuschicken, ja er kann auch Menschen in Thiere verwandeln. Er kann aber auch sich selbst verwandeln, fliegt in der Luft umher und greift gelegentlich sogar die Sonne an, es gelingt ihm dann sie theilweise zu verdunkeln (Sonnenfinsterniß), doch geht sie bekanntlich immer als Siegerin hervor. Diese Sage war schon Georgi in ähnlicher Form bekannt; sie hat aber besondere Bedeutung insofern, als nach Rytschkow die Mutter Sonne Göttin der Gesundheit und Feindin der Krankengeister war.

Es ist aber in der Gegenwart nicht all zu schwer, sich vor den Verfolgungen des vedin murt zu schützen; man braucht nur einen Tropfen Blut von dessen Körper sich auf die Zunge zu legen und ist dann sicher vor ihm. Man kann sich also vorstellen, daß des vedin murt Leben nicht gar zu angenehm sein mag. Er trachtet daher auch immer darnach, seine bösen Eigenschaften zu verheimlichen. Wenn er aber einmal erkannt wird, dann ist er gemieden und geächtet; er findet für seine Tochter keinen Mann, für seinen Sohn kein Weib aus einer ehrlichen Familie, und die Familien dieser Unglücklichen können sich nur unter einander verbinden. Das Unglück des vedin murt ist somit auch erblich, und es ist wohl nicht zu verwundern, wenn er die Verachtung der Leute mit Haß und Tücke vergilt.

Die Opferungen im lud werden vom lud-utʹis, Hainhüter, geleitet. Dieser wird vom tuno ernannt, ebenso wie die 4 bis 6 badzim-lud-utʹis, der gurt-kuala-utʹis und die 3 bis 4 badzim-kuala-utʹis. Jeder dieser Würdenträger hat die Obliegenheit das ihm anvertraute Heiligthum in Stand zu halten und die Opferungen in demselben zu leiten. Außerdem giebt es aber die erbliche Würde des voršud utʹis, Hüter des voršud, auch kurisʹkisʹ oder vösʹäsʹkis, Beter oder Opferer genannt, welcher in großem Ansehen steht. Nach Aminoff soll er im Kazanschen mudortsʹi oder mudor utʹis, mudor-Hüter, heißen. Seine Obliegenheit ist in der Gegenwart einerseits die allgemeinen Opferungen zu leiten, die nicht im kuala oder lud abgehalten werden, außerdem aber bricht er vor dem kvar-sur-Feste (29. Juni) für jedes kuala des Dorfes von dem heiligen Baume jeder Familie Zweige ab und legt sie auf das dźadźy. Früher aber scheint er noch manche andere Funktionen ausgeübt zu haben, so z. B. das Namengeben.

Ueber das Alter des Menschen in Amerika.

α. Die Frage nach dem ersten Auftreten des Menschen auf der westlichen Erdhälfte hat seit den Tagen des Columbus die gelehrte und ungelehrte Welt vielfach beschäftigt. Erstaunt über das Vorhandensein von Wesen in dem neu entdeckten Erdtheil, der außerhalb des geographischen Bereichs der biblischen Anschauung lag, hat man anfangs sogar daran zweifeln wollen, daß die Entdecker wirkliche Menschen gesehen hätten. Gewohnt im engen Rahmen der bis

zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gültigen Weltanschauung zu denken, mußte das Vorhandensein von Menschen in dem geographisch völlig von der alten Welt getrennten Amerika zu den sonderbarsten Muthmaßungen führen und der Hypothesen war kein Ende. Ragt doch der Streit über den Ursprung des amerikanischen Menschen herein bis in unsere Tage, wo er in der mehr wissenschaftlichen Form der Polygenisten und Monogenisten noch heftig genug geführt wurde.

Das erste Wort in der Entscheidung über die Frage nach dem Alter des Menschen in Amerika haben die Geologen zu sprechen. Sind dort echte fossile Ueberreste des Homo sapiens gefunden worden? Wer die Anstrengungen und Enttäuschungen kennen lernen will, welche auf diesem Gebiete gemacht wurden, dem empfehlen wir sich darüber in Short's „The Americans of Antiquity“ (New York 1880), p. 112 — 130 Rath zu erholen. Da sind pompöse Funde von menschlichen Gerippen bis in die Tertiärzeit zurück angekündigt, aber nicht einmal die Funde aus der Glacialzeit halten Stich vor der wissenschaftlichen Prüfung und das Resultat lautet: We have seen, that as yet no truly scientific proof of man's great antiquity in America exists. Sir John Lubbock giebt dem Dasein des Menschen in Amerika nicht mehr als 3000 Jahre. Er wäre danach also erst dort aufgetreten, als in Aegypten die berühmte 18. Dynastie blühte und im Nilthale sich schon eine hoch entwickelte Kultur ausgebreitet hatte.

Mustern wir die verschiedenen Theorien und Hypothesen, welche über den Ursprung der alten Amerikaner aufgestellt wurden, so treffen wir gleichfalls auf viel wild und üppig wucherndes Unkraut, zumal da, wo strenge Bibelgläubigkeit Unfug anrichtet. Da sind es zunächst die bekannten verlorenen zehn Stämme der Israeliten, die nicht zur Ruhe kommen können und in der neuen Welt ihre Wiederauferstehung feiern, freilich zu Rothhäuten transformirt. Mr. George Jones schrieb ein dickleibiges Buch über die Identity of the Aborigines of America with the people of Tyrus and Israel, und der berühmte, durch sein neunbändiges Werk über die mexikanischen Alterthümer hochverdiente Lord Kingsborough fehlte auch in seinen Endschlüssen, indem er die jüdische Kolonisation Amerikas beweisen wollte. Nichts ist gefährlicher auf dem Gebiete der Ethnologie als mißverstandene Analogien und daraus abgeleitete Schlüsse. Mit deren Hilfe will ich die Abkunft jedes Volkes von jedem beliebigen andern nachweisen. Franz von Löher's Vandalen auf den Canarischen Inseln gehören in diese Kategorie. Garcia (Origin de los Indios. Valencia 1607, p. 323) weist nach, daß Peru Ophir war, und in Yucatan findet er den biblischen Joktan (1 Mos. 10, 25). Auch der berüchtigte — wiewohl nicht unverdiente — Abbé Domenech findet Ophir in Peru wieder. Hanno ist nicht an der Küste Afrikas hingeschifft, sondern hinüber nach Amerika. Phönizische Besiedlung ist so ziemlich alle dreißig bis vierzig Jahre von einem neuen Autor aufs Tapet gebracht worden und gefälschte phönizische Inschriften wurden wiederholt in Amerika entdeckt. Wer die ganze derartige Literatur zusammengestellt haben will, der findet sie reichlich excerpirt in Bancroft's Native Races of the Pacific States V, 9 seq. Genug damit!

Mehr Anspruch auf Wahrscheinlichkeit hat eine Erreichung Amerikas durch chinesische Menschen, wiewohl damit noch nicht eine Abstammung der Amerikaner von den Chinesen, wie mancher Enthusiast will, bewiesen wäre. Wir zielen hier auf die bekannte und ad nauseam wiederholte Fusang-Geschichte, die zuletzt mit viel Gelehrsamkeit von Charles Leland: Fusang, or the Chinese Discovery of America (New York 1875), behandelt wurde. Wer aber die ganze Grundlosigkeit einsehen will, daß unter Fusang der Chinesen Amerika zu verstehen sei, der möge Bretschneider's Aufsatz darüber in den Mittheilungen der Deutschen Ostasiatischen Gesellschaft nachlesen. Nahe verwandt mit dieser chinesischen Theorie ist die von Ranking (Historical researches p. 171 seq.) vertretene Ansicht, daß der Mongolenkaiser Kublai Chan eine große Flotte im 13. Jahrhundert gegen Japan aussandte, die verschlagen wurde und an die Gestade Perus gelangte. Von deren Besatzung stammen die Incas, was sehr plausibel auf dem Wege der Analogie bewiesen wird. Schade um die viele gelehrte Arbeit. Der historische Beweis der Besiedlung Alt-Amerikas von der alten Welt aus soll noch erbracht werden. Ueber die Fahrten der Nordmänner nach dem Nordosten reicht er bisher nicht zurück.

Wenn auch die konkreten Fälle, die sich auf „Fusang“ und Kublai Chan beziehen, von der Kritik zurückgewiesen werden müssen, so ist doch damit nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß Ostasiaten auf dem Wege der Schiffahrt in vorcolumbischer Zeit nach den westlichen Gestaden Amerikas gelangten. Im Gegentheil, es ist dieses sehr wahrscheinlich und der Beweis hierfür liegt im Verschlagen japanischer Dschonken nach Californien. Im Overland Monthly (San Francisco 1873) finden wir die Angabe, daß allein in den letzten neunzig Jahren fünfzehn beglaubigte Fälle dieser Art vorliegen. Der Kuro Siwo, der Schwarze Strom, ist es, welcher jene Fahrzeuge nach Osten treibt. Bei der Aleuten-Insel Attu scheiterte im September 1862 eine japanische Dschonke mit zwölf Mann Besatzung, welche drei Monate vorher Japan verlassen hatte. Im Juli 1871 wurden auf derselben Insel von einem amerikanischen Zolldampfer vier schiffbrüchige Japanesen aufgenommen. Am 16. December 1871 brachte der Schuner „Hutchinson“ drei Japaner nach San Francisco, die er auf der Insel Atka aufgenommen hatte; sie waren die einzigen Ueberlebenden von der Bemannung der Dschonke „Jinko Maru“ aus Matsakka. Kapitän Cop aus Neu-London rettete 1815 etwa 15 bis 20 japanische Seeleute von einer entmasteten Dschonke in 40° nördl. und 170° westl. und setzte sie auf Lahaina (Sandwich-Inseln) ans Land. Im Jahre 1855 fand Kapitän Brooks vom Schiffe „Leverett“ eine verlassene Dschonke in 42° nördl. und 170° westl. Im Jahre 1805 scheiterte eine Dschonke in der Nähe von Sitka. Kapitän Jennings von der englischen Brigg „Forrester“ traf im Jahre 1813 bei den Königin-Charlotte-Inseln eine große japanische Dschonke, welche lange umhergetrieben war und auf welcher nur noch drei Mann von der Besatzung lebten. Am Kap Flattery (Washington) strandeten 1833 Japaner, die von den Indianern theils ermordet, theils zu Sklaven gemacht wurden. Bald darauf strandete eine mit Wachs beladene Dschonke an der Mündung des Columbia. Aber auch weiter südlich sind gestrandete asiatische Schiffe nachweisbar. Im Jahre 1853 wurde das Wrack einer Dschonke bei den San-Benito-Inseln an der Küste von Untercalifornien gefunden. Alle diese Fälle beweisen, wie der Mensch auch wider seinen Willen von Ostasien nach Amerika gelangt.

Selbst von jenen, die auf der Originalität des amerikanischen Menschen bestehen, kann nicht geleugnet werden, daß an der engen Passage der Beringstraße ein Verkehr zu allen Zeiten zwischen den hüben und drüben wohnenden Völkern stattgefunden hat. Bei klarem Wetter vermag man von der Mitte derselben gleichzeitig beide Kontinente zu erblicken. Die Beringstraße ist keine Völkerscheide, sie ist eher eine Brücke.

Die Volksstämme hüben und drüben gehören zu einer

Race, was der alte Steller (Kamtschatka 251) bereits bemerkte: „Die Amerikaner, welche wir bei Schumachin's Insel auf Amerika gesehen, sind den hiesigen Völkern (Kamtschadalen) so gleich als ein Ei dem andern.“ v. Kittlitz, Erman (Zeitschrift f. Ethnologie Bd. II), Bastian (in Zeitschrift f. Erdkunde), alle stimmen in dieser Beziehung überein. Nicht zufällige Analogien finden sich hüben und drüben, wie z. B. die wichtige Bildung der Verwandtennamen bei Kamtschadalen und Korjäken einer- und manchen Amerikanern andererseits übereinstimmt (Radloff, Ueber die Sprache der Tschuktschen, St. Petersburg 1861, 8.). Steinkocher sind die Völker hüben und drüben, sie haben dieselben Schwitzbäder, die gleiche Bauweise, die Bärenverehrung, dieselbe Art der Zweikämpfe, ihr Knochenschnitzwerk zeigt den gleichen Stil u. s. w. Daß das rauhe Klima ein Hinderniß gewesen sein solle, daß auf tiefer Stufe stehende Völker via Beringstraße nach Amerika gekommen seien, vermögen wir nicht anzuerkennen. Wer bei Holmberg (Völker des Russ. Amerika, Helsingfors 1855, I, 19, 38) liest, wie die Thlinkithen im Winter barfuß gehen und ihre Kinder selbst im Winter täglich im Meere baden, der wird auf solchen Einwand nicht achten.

Anzunehmen und nicht auszuschließen ist also eine Besiedlung Amerikas via Beringstraße in uralter Zeit. Die heute auf der amerikanischen Seite derselben sitzenden Völker sind allerdings die letzten späten Ankömmlinge, was unter anderm daraus hervorzugehen scheint, daß die Konjagen den Tabak erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch die Russen kennen lernten (Holmberg a. a. O. 132). Alle übrigen Amerikaner rauchten schon lange.

Bleiben noch die Ansichten zu erörtern, welche den amerikanischen Menschen als autochthon hinstellen. Sie kamen auf, als das viele ungereimte Zeug über Abkunft von den Phöniziern, Juden u. s. w. sich breit machte, und wurden vertreten von einer vorzüglich geschulten Anzahl amerikanischer Gelehrter. Mit ihnen vereinigten sich solche, welche den Schöpfer ein rothhäutiges Paar Adam und Eva speciell für Amerika in ein amerikanisches Paradies setzen ließen. Wissenschaftlich vertrat der berühmte Anthropologe Dr. Samuel Morton die Unabhängigkeit des amerikanischen Menschen von der alten Welt. In seinem großen Werke Crania Americana schildert er und zeichnet er die Schädel der Moundbuilder, Mexikaner, Peruaner und vieler Jägervölker. Er fand für alle einen einheitlichen Typus vom Polarkreis bis Patagonien und vertrat die Ansicht, daß die Amerikaner eine ganz selbständige, autochthone Race bildeten. Nur den Unterschied zwischen barbarischen und toltekischen (civilisirten) Völkern machte er. „Es ist merkwürdig zu beobachten,“ sagt Morton, „daß die barbarischen Völker ein um $5^1/_2$ Kubikzoll größeres Gehirn als die Tolteken haben; letztere besitzen dafür eine größere Entwickelung des Vorderschädels wie jene im Verhältniß von 42,3 zu 41,8. Der Gesichtswinkel beider ist gleich und beträgt 75 Grad.“ Selbst mit den Mongolen will Morton den Amerikanern keine Aehnlichkeit zugestehen. Was in Künsten, Institutionen, Religion, Sitten und Gebräuchen übereinstimme, sei „auf gelegentliche oder koloniale Mittheilung mit asiatischen Völkern“ zurückzuführen oder selbständig unter gleichem Bedürfniß und ähnlichen klimatischen und Lebensbedürfnissen entstanden.

Agassiz schloß sich Morton an. „Wir glauben,“ sagt der berühmte Naturforscher, „daß, wie alle organischen Wesen, die Menschheit nicht in einzelnen Individuen entstanden sein kann, sondern in jener numerischen Harmonie geschaffen worden sein muß, welche das Charakteristikum jeder Art ist. Der Mensch muß in Nationen entstanden sein, wie die Bienen in Schwärmen entstanden, und wie die verschiedenen gesellschaftlichen Pflanzen die weiten Strecken bedeckten, über die sie sich naturgemäß verbreiteten.“ Nott und Gliddon führten solche Ansichten weiter aus in ihrem großen Werke Types of Mankind, in dem alles gesagt ist, was sich für ein Autochthonenthum der Amerikaner vorbringen läßt.

Die neuere ethnologische und anthropologische Forschung steht nicht mehr auf diesem Standpunkt. Sie nimmt den Zusammenhang der Amerikaner mit den Menschen der alten Welt, speciell mit den Mongolen an und läßt vor undenklichen Zeiten einen Zweig derselben nach Amerika einwandern, dort aber sich selbständig und unabhängig von der östlichen Kultur entwickeln.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In den „Mittheilungen der k. k. Geogr. Gesellschaft in Wien“ 1881 (Heft 6 bis 9, S. 378 ff. nebst Karte) handelt Dr. V. Goehlert über Anthropometrie und speciell über die Körperlänge nach der ethnographischen Verschiedenheit der Völker Oesterreich-Ungarns. Das Interessanteste ist die Karte, welche die ungefähren ethnographischen Grenzen und daneben die durchschnittliche Körperlänge der in den 80 Militär-Ergänzungsbezirken des Reiches in den Jahren 1870 bis 1873 gemessenen 1 520 000 Rekruten zeigt. Die Körpergröße fällt zwar keineswegs immer mit der Nationalität zusammen; doch läßt sich im Großen und Ganzen folgende Reihenfolge aufstellen: zu oberst in der Körperlänge stehen die Dalmatiner, ihnen zunächst die Serben (Serbokroaten) und Slovenen; etwas kleiner als diese sind die Deutschen. Mit diesen gleich groß zeigen sich die Czechen, denen sich die Ruthenen und Rumänen anreihen. Zu dem kleinsten Menschenschlage gehören die Magyaren und die Polen, insbesondere die Mazuren. Nach Goehlert's Ansicht läßt sich ein Rückgang in der Körperlänge gegen frühere Zeiten nicht leugnen, wenigstens nicht für jene Gegenden, in welchen während einer längern Reihe von Jahren durch unausgesetzte Entziehung aller größeren, kräftigen und zur Fortpflanzung geeigneten Personen, d. i. durch Rekrutirungen, gewaltsam in die Bevölkerungsverhältnisse eingegriffen wurde. So läßt sich für Böhmen, welches in diesem Jahrhundert über 600 000 Mann zum österreichischen Heere geliefert hat, auf Grund amtlicher Daten eine Abnahme der Körpergröße um 39,5 mm seit 100 Jahren nachweisen. Frankreich fand sich seit einem Jahrhundert bereits dreimal gezwungen, in dem für Rekruten bestimmten Minimalmaße herabzugehen; auch Oesterreich hat seit Anfang dieses Jahrhunderts das Minimalmaß für Rekruten von 63 auf 59 Wiener Zoll heruntergesetzt, und trotzdem beträgt die Zahl der Untermäßigen gegenwärtig noch immer 13 bis 14 Procent oder den siebenten Theil der untersuchten Wehrpflichtigen. Zum Schlusse macht der Verfasser darauf aufmerksam, daß bei der nachgewiesenen Verschiedenheit der

Körperlänge der verschiedenen Völker Oesterreich-Ungarns das für alle Länder der Monarchie gleichmäßig festgesetzte Minimalmaß für Rekruten eine Ungerechtigkeit in sich schließt, indem dasselbe Gegenden mit kleinerm Menschenschlage ungleich mehr belastet, als solche mit größerm, und daß es von der Gesetzgebung gerechter wäre, das Minimal-Körpermaß nicht gleichmäßig für alle Länder der Monarchie festzustellen.

— Die Hundred-of-Hoo-Eisenbahn, welche von Higham, unweit Gravesend, nach der Insel Grain (an der Themse-Mündung) in Verbindung mit der Südostbahn gebaut wird, nähert sich rasch ihrer Vollendung. Ihre Eröffnung wird weit mehr als lokale Bedeutung besitzen, da dieselbe dazu bestimmt ist, die Insel Grain zum Mittelpunkte eines großen festländischen Verkehrs mit Belgien, Holland und Deutschland zu machen. Grain ist am linken Ufer des Medway gegenüber der Arsenalstadt Sheerneß gelegen, deren Rhede ausnahmsweise große Bequemlichkeiten als Ankerplatz für Schiffe bietet. Ein 400 Fuß langer Pier wird in Grain in Verbindung mit der Eisenbahn hergestellt, und da selbst bei Ebbe eine Wassertiefe von 20 Fuß vorhanden ist, werden die größten Schiffe im Stande sein, zu irgend einer Zeit beizulegen und ihre Ladungen zu löschen. (Allg. Zeit.)

— Daß Frankreich, dessen Weinberge bereits zu einem Viertheile von der Reblaus vernichtet worden sind, bedeutende Mengen italienischen, besonders sicilianischen Rothweins bezieht, erwähnten wir früher (s. „Globus" XXXVI, S. 120). Aber auch Spanien muß vor den Riß treten: einer amtlichen Angabe des spanischen Regierungsanzeigers zufolge wurden in den ersten sechs Monaten 1881 allein nach Frankreich 3 140 547 Hektoliter spanischen Weines im Werthe von 131 902 947 Francs importirt. Die größten Quantitäten bezogen hiervon Paris, Bordeaux, Cette und Port Vendres.

— Leuchtthürme Spaniens. 175 Leuchtthürme stehen auf den Küsten Spaniens; von diesen entfallen 71 auf die Mittelmeerküste, 25 auf die Balearen, 3 auf Gibraltar, 1 auf die Insel Alboran, 1 auf Ceuta und 75 auf die atlantischen Küstenstrecken Spaniens.

(Boletines der Soc. geogr. de Madrid.)

— Das durch seine landschaftlichen Schönheiten ausgezeichnete Gebiet der kleinen Pyrenäenrepublik Andorra umfaßt drei Gebirgsthäler; der einzige Fluß des Landes heißt Rio Valira. Die Bevölkerung zählt etwas über 15 000 Seelen, welche in zwanzig Gemeinden vertheilt sind. Die Hauptstadt Andorra la Vieja zählt 2000 Einwohner, größer und bedeutender ist San Julian mit über 3000 Einwohnern; beachtenswerth sind noch die Pfarrdörfer Eucamp, Canillo, La Masana und Ordino. Außer der katholischen wird keine andere Konfession geduldet. An der Spitze der Exekutivgewalt stehen ein Spanier und ein Franzose, um die Interessen des Bischofs von Urgel und Frankreichs, welche zusammen ein Protektorat über das Land ausüben, zu vertreten. Ihr Amtstitel ist der der Vigueres. Als legislative, berathende und überwachende Behörde fungirt das Consejo, eine aus 24 vom Lande gewählten Deputirten bestehende Körperschaft. In der Gegenwart hat man die Vigueres abgesetzt und das Consejo hat die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen. Die Kriegsmacht besteht aus zwanzig Gendarmen, welche Truppe im Nothfall bis auf hundert Mann ergänzt werden kann. Die Ausrüstung, Uniformirung und Bewaffnung ist dieselbe, wie jene der carlistischen Infanterie, indem die Republik den Banden des Dorregaray bei ihrem Rückzuge nach Frankreich die gesammte Ausrüstung abkaufte. Der gegenwärtige Kommandant dieses Gendarmencorps ist ein ehemaliger Maulthierhändler, Namens Canillo, welcher in dem letzten spanischen Bürgerkriege in den Reihen der Carlisten mitgefochten hatte.

(Nach Manuel Diaz y Rodriguez in der Correspondencia Militar von Madrid.)

— Dr. M. Busch's Reisehandbuch „Die Türkei" ist kürzlich in 3. Ausgabe (Wien, M. Perles) erschienen. Für Konstantinopel und Umgebung ist es ziemlich ausführlich und zuverlässig; die Touren in den Provinzen sind dagegen etwas kurz behandelt. Ein Index, ein Stadtplan von Stambul und eine bessere Uebersichtskarte würden den Werth des Buches nicht unbedeutend erhöhen.

— Die Vorarbeiten zur Durchstechung des Isthmus von Korinth — wird der „Allg. Zeit." aus Athen, 14. August, geschrieben — haben begonnen und schreiten, an zwei Stellen zu gleicher Zeit in Angriff genommen, rüstig vorwärts, da die Sprengung der Felsmassen keine wesentlichen Schwierigkeiten bietet. Zugleich sind zwei Kartographen beschäftigt, eine genaue Karte des Isthmus aufzunehmen, welche dem geographischen Kongresse in Venedig vorgelegt werden soll. Weiter meldet dieselbe Zeitung vom 16. September, daß die Versuchsstollen schon bis 50 m tief eingetrieben wurden. Als beste Linie ist die antike aus Nero's Zeit erkannt worden, und soll deshalb beibehalten werden. Die eigentlichen Arbeiten sollen im December beginnen. Bei den Grabungen wurde eine gewaltige künstliche Höhle entdeckt, ein wahres Wunderwerk und unversehrt erhalten, welche offenbar zur Zeit Nero's vollendet wurde und den Arbeitern als Aufenthalt diente.

— Aus Vostitza im Peloponnes, dem alten Aegion, kommt die Nachricht, daß beim Dorfe Mamussia im Demos Aegion auf hohem Bergrücken, von welchem die ganze Strandebene am korinthischen Golfe und die Gebirge bis nach Korinth hin zu überschauen sind, ein altes Theater entdeckt wurde, welches mit verhältnißmäßig geringen Kosten bloßgelegt und wiederhergestellt werden kann. Dasselbe gehört unzweifelhaft der alten Stadt Kerhneia an, welche, ursprünglich nur eine Bergveste der Helikeer, schon früh solche Bedeutung gewann, daß sie an Stelle des von seinen Bewohnern verlassenen Aegae als selbständiges Mitglied in den achäischen Bund aufgenommen wurde.

(Nach der Allg. Zeit.)

Asien.

— Aus Beiram, dem antiken Assos an der Südküste der troischen Landschaft, kommt uns die Nachricht, daß Mr. Joseph J. Clarke, welcher dort im Auftrage der Amerikanischen Archäologischen Gesellschaft Untersuchungen vornimmt, zugleich mit einer Aufnahme der Troas im Maßstabe von 1 : 100 000 beschäftigt ist. Dieselbe soll alles Land ostwärts bis zu einer Linie, welche Tschanak Kalessi mit Edremid (Adramyttion) verbindet, sowie die Nordspitze der Insel Mytilene umfassen und namentlich die geologischen Verhältnisse berücksichtigen. Der südliche Theil dieser Karte, die Küste zwischen Edremid und Baba Kalessi und den Lauf des Flusses Satnioeis umfassend, wird noch im Spätherbst dieses Jahres vollendet werden.

— Trotz aller Finanznoth wagt es die türkische Regierung in Palästina an Straßenbau und sogar an Reparaturen zu denken. Wie der „Warte des Tempels" aus Jerusalem (9. August 1881) geschrieben wird, ist kürzlich von Konstantinopel dorthin der Befehl gekommen, daß eine Fahrstraße nach Hebron hergestellt werde. In Folge dessen wurde ein griechischer Ingenieur damit beauftragt, der seine Arbeit leider damit begann, eine möglichst ungeeignete Linie abzustecken, nämlich anstatt sie oben auf der Höhe längs des gewöhnlichen Weges nach Bethlehem hinzuführen, steigt er gleich beim Jaffathore hinunter ins Gihonthal bis an den untern Gihonteich, am untern Ende desselben vorbei und sodann hinauf über einen felsigen Bergrücken, um jenseits der Anhöhe den Weg nach Bethlehem zu erreichen. Da der geradeste und ebenste Weg bei der Kolonie der Templer vorbeiführen mußte, haben letztere beim Pascha gegen jenes Projekt Einsprache erhoben — mit welchem Erfolge, wird sich zeigen, wenn überhaupt aus der ganzen Sache etwas wird. — Kein besseres Prognostikon kann man dem zweiten Projekte stellen, welches vom Scheich-ül-Islam ausgeht. In seinem Auftrage

erschien ein türkischer Architekt in Jerusalem, um die Gebäulichkeiten und archäologischen Ueberreste des Tempelplatzes (Haram esch-Scherif) zu renoviren; derselbe fand, daß dazu eine Summe von 18 000 türkischen Pfunden erforderlich sei, und steht nun mit den Bauverständigen der heiligen Stadt wegen Uebernahme der Arbeiten in Verbindung. Fraglich ist dabei nur, woher die Pforte jene Summe nehmen wird. Eine wirkliche Verbesserung hat dagegen die Straße zwischen Jerusalem und Jaffa erfahren, welche Eigenthum der Jerusalemer Stadtbehörde ist. Dieselbe hat seit drei Vierteljahren durch den Weingärtner Gohl von Haifa mit Hilfe von 20 bis 50 Arabern den Weg erst im Gebirge, dann in der Ebene ausbessern lassen, so daß man jetzt mit Wagen ordentlich darauf fortkommen kann. In Folge dessen hat sich die Frequenz so gehoben, daß jetzt 30 bis 40 Wagen darauf hin und her gehen und die Pacht des Straßenzolles von 550 türkischen Liren auf 1200 gestiegen ist. Dieser Wagenverkehr ist durch die Templer ins Leben gerufen worden, hat aber bald auch Juden und Araber zur Nacheiferung veranlaßt, so daß man jetzt in Folge der Konkurrenz nur 5 bis 6 Francs Fuhrlohn von Jerusalem bis Jaffa zahlt, während noch vor etwa zehn Jahren ein Wagen ebenso viele Napoleonsd'or kostete. Dies zeigt, wie die deutschen Kolonisten ohne Worte und bloß durch ihr Beispiel einen wenn auch kleinen Beitrag zur Hebung des Landes liefern.

Polar-Gebiete.

— Am 3. September ist Marinelieutenant Bove von Genua nach Buenos Ayres abgefahren, um dort den Befehl über die von der argentinischen Regierung beabsichtigte antarktische Expedition zu übernehmen (vergl. oben S. 48 und 112). Eine wissenschaftliche Kommission soll daran theilnehmen und sich am 5. Oktober gleichfalls in Genua einschiffen: die zoologischen Arbeiten werden von Dr. Vicinguerra, die botanischen wahrscheinlich von Dr. Lorenz in Buenos Ayres, die mineralogischen und geologischen von dem Professor der Universität zu Sassari, Lovisati, und die photographischen Aufnahmen von Lieutenant Roncagli ausgeführt werden.

— Wie wir auf S. 16 (vergl. auch S. 109) dieses Bandes berichteten, verließ der reichlich verproviantirte Zolldampfkutter „Corwin" unter Kapitän Hooper am 3. Mai d. J. San Francisco, theils um im Beringsmeere den Schnapshandel, welchen einige Schiffe aus San Francisco und Honolulu dort widerrechtlich mit den Eingeborenen betreiben, zu unterdrücken, theils um nach der „Jeannette" und zwei verschollenen Schiffen von Walfischfängern zu suchen. Durch den Walfänger „Thomas Pope", welcher schon Ende Juli mit reichlichem Fange nach San Francisco zurückkehrte, kam die erste Nachricht (vom 14. Juni) von jenem Zollkutter, mit welchem der „Thomas Pope" in der Plover-Bai (am Südufer der Tschuktschen-Halbinsel) zusammengetroffen war. Danach hatte der „Corwin" die Bering-Straße passirt und war an der sibirischen Nordküste westlich bis zum Kap Wankarem (176° 52' westl. L. Gr. und 67° 54' nördl. Br.) vorgedrungen, wo sein Steuerruder stark beschädigt wurde. An der Kolintschin-Bai landete er zu Anfang Juni eine Erforschungspartie, bestehend aus den Lieutenants Herring und Reynolds, einem Matrosen und zwei Eingeborenen nebst 25 Hunden, vier Schlitten, einem Boote &c., damit dieselbe bei den Küsten-Tschuktschen wegen der beiden vermißten Walfischfänger und der „Jeannette" Erkundigungen einzöge; denn Kapitän Hooper glaubte, daß, wenn letzterm Schiffe ein Unglück zugestoßen wäre, ihre Mannschaft versucht hätte, das asiatische Festland zu gewinnen. Der „Corwin" lief nun die Plover-Bai und später St. Michaels an, von welch' letzterm Punkte sein zweiter Bericht (vom 9. Juli) datirt ist, und nahm dazwischen am 29. Juni jene Land-Expedition wieder auf. Die Forschungen derselben hatten ergeben, daß zwei verlassen im Eise treibende Schiffe, welche im November 1880 von Küsten-Tschuktschen besucht wurden, und von denen man verschiedentlich schon gehört hatte, in der That die vermißten Walfänger „Mount Wollaston" und „Vigilant" waren. An Bord des letztern wurden vier Leichen gefunden, die dem Anscheine nach schon lange gelegen hatten, so daß man annehmen muß, daß beide Schiffe schon im Spätherbste oder Winter 1879 verlassen wurden. Die Tschuktschen haben bei ihrem Besuch am Bord beider später fortgetriebenen Schiffe verschiedene Gegenstände mitgenommen, die nach San Francisco geschickt und als theils zu dem einen, theils zu dem andern Schiffe gehörig erkannt worden sind. Man hofft nun, daß ihre Bemannung sich nach Wrangels-Land geflüchtet und dort vielleicht von der „Jeannette" aufgenommen worden sein möge; von letzterm Schiffe hatte Niemand an jenen Küsten etwas gesehen. Kapitän Hooper wollte von St. Michaels aus noch den Kotzebue-Sund besuchen, dann an der arktischen Küste Amerikas bis Point Barrow fahren und von da um den 10. August direkt nach der Herald-Insel und Wrangels-Land gehen; er hofft beides zu erreichen, da, wie er wiederholt betont, die Eisverhältnisse sich als sehr günstig erweisen, und der diesjährige Sommer dort eine „offene Saison" ist.

— Während in diesem Jahre die Eisverhältniße im Bering-Meere sowohl als auch nördlich vom Smith-Sunde sich als sehr günstig für die Schiffahrt herausgestellt haben, ist die vierte niederländische Nordpolar-Expedition (vergl. oben S. 64) auf dem „Willem Barents" im Spitzbergischen Meere nicht vom Glücke begünstigt gewesen. Wegen einer ununterbrochenen Eisbarriere, die sich fast bis nach Norwegen erstreckte, konnte sie weder Spitzbergen, noch selbst die Bäreninsel erreichen; nach einem nochmaligen Versuche, ihren Weg nach Norden zu erzwingen, wird sie, wie aus Kopenhagen an die „Times" berichtet wird, heimkehren, da der Kapitän überzeugt ist, daß Nowaja Zemlja in diesem Jahre vollständig von einem Eiswalle umschlossen wird.

Vermischtes.

— Riesig ist der Papierverbrauch auf der Erde. Die Vereinigten Staaten produciren von diesem Artikel jährlich 207 000 Tonnen, England 180 000, Deutschland 203 000, Frankreich 132 000, Oesterreich 97 200, Italien 50 600, Rußland 32 400 und Spanien 30 600. In den Vereinigten Staaten werden jährlich pro Kopf der Gesammtbevölkerung etwa 11 Pfund Papier verbraucht und in England etwa eben so viel, in Deutschland etwa 10 Pfund und in Frankreich $7\frac{1}{2}$ Pfund. Dabei nimmt, wie fast allgemein anerkannt wird, die Produktion von Büchern überall ab, und der zunehmende Papierverbrauch rührt lediglich von der Entwickelung der Zeitungen und Zeitschriften her.

Inhalt: Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Serpa Pinto's Wanderung quer durch Afrika. V. (Schluß.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. I. — Ueber das Alter der Menschen in Amerika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 13. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Nach Korzistka dehnt sich die Tatra von Kralovan am Zusammenflusse der Arva und Waag im Westen bis Muszyna am Poprad, von Nowy-Targ (Neumarkt) im Norden bis zum Hochwaldplateau zwischen Vazsec und Czorba im Süden aus. Doch das ist eine hydrographische Begrenzung, welche die Ebene am Fuße des Gebirges in sich begreift, während die geologische Grenze des Gebirgsstockes, der eigentlichen Tatra, viel enger gezogen ist: sie beginnt im Westen mit dem Berge Osobita und reicht östlich bis zur Käsmarker Spitze, geht von etwas über Zakopane im Norden bis zum Bade Schmecks im Süden. Nur der Nordabhang der Tatra gehört zu Galizien. Das Gebiet, welches sich an ihrem Fuße bis nach Nowy-Targ hin ausdehnt, Podhale genannt, wird ausschließlich von den Gebirgsleuten bewohnt; in geographischer wie ethnographischer Hinsicht unterscheidet es sich scharf von den benachbarten Landschaften. In geographischer Beziehung sind die Grenzen der Podhale im Süden die Tatra, im Norden der Donajec, im Westen der Czarny-Donajec und im Osten die Bialka. Da diese Flüsse fast ringsum von steilen, unbewohnten Bergen umgeben sind, so darf man sagen, daß die Bewohner des Podhale-Gebietes von ihren Nachbaren ebenso getrennt leben, als säßen sie auf einer Insel. Auf jeder Karte fällt das längliche Viereck, welches, rings von Bergen umschlossen, von Galizien aus auf ungerisches Gebiet weit übergreift, sofort in die Augen; dasselbe entspricht genau der Podhale.

Die ethnographischen Grenzen fallen so ziemlich mit den geographischen zusammen: rings um die Podhaler wohnen mancherlei von ihnen ganz verschiedene Völker. Im Norden, von Nowy-Targ an und selbst noch in einigen Dörfern auf dem rechten Ufer des Donajec, sitzen Galizier vom Beskidengebirge. Obwohl sie ebenso wie die Podhaler polnischen Ursprungs sind, erkennt man doch letztere auf den ersten Blick heraus. Auch sind ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Beschäftigungen andere, ihr Benehmen ein viel plumperes. Westlich und südlich wohnen Slovaken, welche die Bevölkerung der ungerischen Komitate Arva und Liptau ausmachen; die eigentlichen Magyaren sind dort nur durch Großgrundbesitzer und Beamte vertreten. Im Osten finden sich Slovaken und um Käsmark, Poprad und Leutschau im Zipser Komitate, welches östlich an das Liptauer grenzt, Deutsche in kompakter Masse. Im Nordosten, von Szlachtowa bei Szczawnica (an der Ruska, einem kleinen rechtsseitigen Zuflusse des Donajec) an beginnen die Ruthenen, welche nach Osten längs der Karpathen bis über das linke Dnjepr-Ufer hinaus sich ausbreiten. Dazu kommen dann noch die in Galizien so zahlreichen Juden, so daß man hier auf engbegrenztem Raume sechs verschiedene Völker mit mindestens fünf Sprachen findet, eine in Europa vielleicht einzig dastehende Thatsache.

Nach Obigem sind es vorzüglich die Slovaken, von denen die Podhaler umgeben sind; obwohl erstere an Zahl die letzteren unendlich überwiegen, da ihre Anzahl im nördlichen

Ungern auf mehr als 2 Millionen Seelen geschätzt wird, so zeigen sie doch kein Bestreben, über ihre Grenzen hinauszugehen; vielmehr sind es die Podhaler, welche Uebergriffe gemacht haben, indem sie mehrere Dörfer auf dem ungerischen Abfalle der Tatra besitzen (entgegen der Czoernig'schen ethnographischen Karte von 1856), während kein Dorf der galizischen Seite von Slovaken bewohnt wird, überhaupt kein Slovake in der Podhale sich niedergelassen hat.

Slovaken und Podhaler unterscheiden sich, wie gesagt, bedeutend von einander. Die Slovaken haben hohen Wuchs, sind kräftig, dabei aber schwerfällig und indolent. Die Podhaler dagegen sind gewöhnlich von mittlerer Größe, etwas mager, aber sehr lebhaft und beweglich. Ebenso unterscheiden sie sich in der Ernährung: der Slovake nährt sich meist von Fleisch, trinkt viel Alkohol, aber keine Milch; der Podhaler aber lebt fast nur von Hafer, Milch und Wasser. Zwischen beiden Stämmen finden Zwischenheirathen nur äußerst selten statt; Prof. Kopernicki hat mit Rücksicht darauf die Civilstandsregister mehrerer Grenzpfarren durchgesehen, hat aber keine Ehe zwischen einem polnischen Gebirgsbewohner und einer Slovakin gefunden. Zudem leben beide Völker keineswegs in Eintracht, und zwar schon seit langer Zeit, wie eine merkwürdige Sage darthut.

Die Slovaken in der Umgebung der Tatra und im nordwestlichen Ungern sind, wie es Le Bon scheint, die Repräsentanten der Urrace, welche vor den großen aus Osten kommenden Invasionen das Land bewohnte. Meist haben sie zehn bis zwölf Kinder, während der Familienvater im übrigen Ungern sich sonst mit zweien bis dreien begnügt; in Folge dessen vermehren sich erstere viel rascher als letztere. Die Sprache der Slovaken unterscheidet sich vom Polnischen nicht sehr; Bewohner der beiden Tatra-Abhänge verstehen sich einander sehr bald. Das Slovakische ist vom Mährischen und Tschechischen wenig verschieden und den



Der Czarny Staw am Fuße des Koscielec.

meisten Dialekten Rußlands verwandt; wenn, wie man behauptet und nach Le Bon's Ansicht sehr mit Unrecht behauptet, eine Race alle Menschen mit derselben Sprache umfaßt, so hätte die slavische Race in Europa eine erschreckend große Verbreitung.

Das einzige fremde Volk, welches einigermaßen zahlreich in der Podhale sich findet, sind die Juden; allein sie üben in anthropologischer Hinsicht keinen Einfluß aus, denn jeder Galizier hielte sich für entehrt durch eine Heirath mit einem Nachkommen Israels. Die Landleute sehen die Juden für Wesen einer untergeordneten, bösen Race an, die auszurotten ein verdienstliches Werk wäre, wenn nicht die Gesetze eine bedauerliche Toleranz vorschrieben und verlangten.

Alle erwähnten Völker, Polen, Slovaken, Ruthenen &c., mit Ausnahme der Magyaren und der Juden[1]), gehören zu den Slaven; dabei ist aber nicht zu vergessen, daß unter dem Gesammtnamen Slaven ganz verschiedene Racen begriffen werden. Ein Ruthene oder Slovake unterscheidet sich von einem Russen jenseits des Dnjepr ebenso, wie von einem Böhmen, Serben, Polen u. s. w. Ebenso wenig, wie mit Juden und Slovaken, vermischen sich übrigens die Bewohner der Podhale mit den übrigen Völkern, von denen sie umgeben sind. Die schon etwas entfernter wohnenden Ruthenen unterscheiden sich von ihnen schon durch Sprache und Religion und haben auch wenig Beziehungen zu ihnen. Das Gleiche gilt von den Deutschen des Zipser Komitates, und von den wenigen Magyaren trennt sie die gesellschaftliche Stellung. Einzig und allein mit den Polen an der Nordgrenze der Podhale finden Vermischungen statt,

[1]) Le Bon sagt „mit Ausnahme der Magyaren und vielleicht der Juden", weil die Arbeiten der modernen Anthropologie dargethan zu haben scheinen, daß die Juden, welche so lange für eine reine Race gegolten haben, in Europa aus zwei sehr getrennten Racen bestehen: 1) Juden slavischen Ursprungs, denen sich die meisten der „deutschen" Juden anschließen, und 2) spanischen und portugiesischen Juden, Abkömmlingen der echten paläſtinensischen Israeliten. Die sogenannten deutschen Juden wären Abkömmlinge von Slaven und Tataren, namentlich Tataren vom Schwarzen Meere, die im 8. und 9. Jahrhunderte den Mosaismus angenommen hätten. Alle galizischen Juden stammten anscheinend aus Deutschland; ihr erstes Auftreten fiele in das 12. Jahrhundert. Einen Beweis dafür giebt übrigens Le Bon nicht; derselbe scheint uns auch schwer zu erbringen.



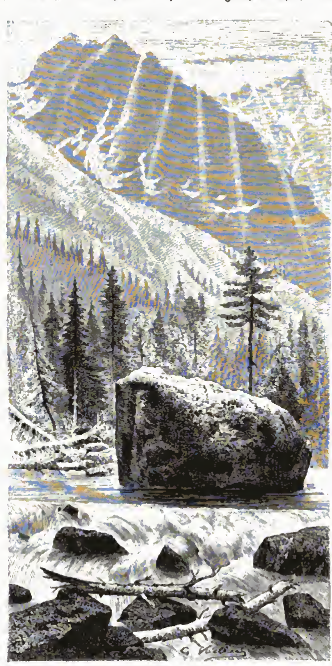
Typen der verschiedenen Stämme in der Umgebung der Podhale (Galizier aus den Beskiden, Slovaken, Bewohner des Pieniny-Gebirges, Juden).

so daß in den Dörfern am Donajec die Bevölkerung einen gemischten Charakter zeigt. Aber die echten Podhaler, die Bewohner der Dörfer am Fuße der Tatra, welche sich für höher stehend erachten, als die übrigen polnischen Gebirgsbewohner, schließen keine Heirathen mit den nördlicher sitzenden Polen. Diese Isolirung im Verein mit gewissen Existenzbedingungen und Einflüssen des „milieu“ haben die Bildung einer neuen Race zur Folge gehabt, deren gemeinsamer Charakter sie von den benachbarten Völkern scharf unterscheidet.

Die Sprache der Podhaler ist ausschließlich die polnische, vielleicht mit etwas veralteten Formen; deutsch kennen nur wenige. Weil um die Tatra herum mehrere Sprachen gesprochen werden, ist das geographische Studium des Gebirges für den Fremden außerordentlich erschwert. Viele Dörfer haben zwei Namen, und die meisten Berge sogar drei bis vier, einen deutschen, einen slovakischen, einen polnischen und mitunter noch einen magyarischen. Den an Ort und Stelle selbst gebrauchten zu ermitteln ist oft sehr schwer.

Die Bevölkerung der Podhale zählt heute etwa 40400 Seelen in 42 Dörfern, darunter etwa 800 Juden, ein gegen das übrige Galizien sehr geringer Procentsatz. Diese Juden wohnen fast alle in Nowy-Targ und Czarny-Donajec. Das Areal der Landschaft beträgt 530 qkm, so daß auf den Quadratkilometer 66 Einwohner entfallen, was eine dichte Bevölkerung genannt werden darf, da die entsprechende Ziffer in Frankreich nur 69 ist.

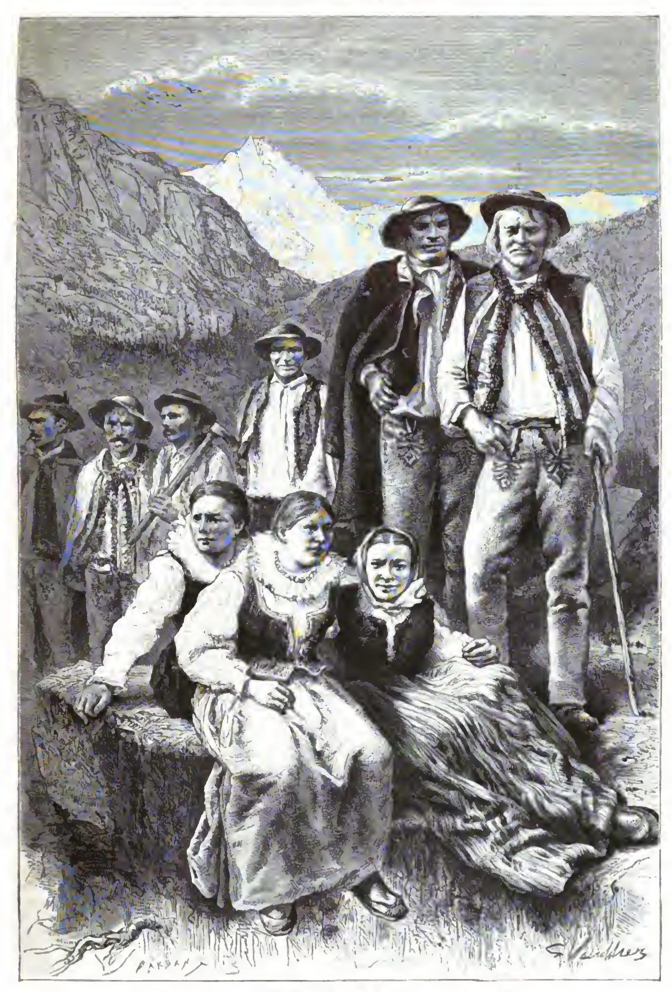
Das Tatra-Massiv besteht hauptsächlich aus Granit und Gneis, der an mehreren Stellen mit Sandstein und halbkrystallinischem Kalke bedeckt ist. Mineralien (Eisen, Kupfer, Granaten, Quarz u. s. w.) sind wenig vertreten und werden nicht ausgebeutet. Fauna und Flora unterscheiden sich nicht auffallend von denen anderer mitteleuropäischer Gebirge. Ein Drittel der Podhale und ein Theil des Gebirges bis zu einer bedeutenden Höhe hinauf ist mit dichten Wäldern bedeckt, die aus Ulmen, Ahorn, Eichen, Eschen, Weiden und besonders aus Fichten und Tannen bestehen. Farnkräuter, Flechten und Moose sind in Masse vorhanden, und die Wälder sind oft so dicht und dunkel, daß man sie den Urwäldern der Neuen Welt vergleichen kann. Unter den Thieren nennen wir hier nur den Bären, das Murmelthier, das Reh, die Gemse, den Adler und die Viper. Die Bären sind die gefürchteten Feinde der Herden; auch die Adler stellen denselben nach, richten aber nicht so große Verwüstungen an, wie jene. Vipern, oft von riesiger Größe, sind sehr zahlreich. Rehe sind schon nahezu verschwunden, und ein gleiches Schicksal wird, trotz des Verbotes sie zu jagen, wohl bald auch Gemsen und Murmelthiere erreichen. Letzteren stellt man nur wegen ihres Fettes nach, welches bei den Galiziern für ein treffliches Mittel gegen den Rheumatismus gilt. Trotz den Jagdgesetzen sind die Gebirgsbewohner große Jäger vor dem Herrn und stellen namentlich den Gemsen nach; da diese nun besonders auf dem Südabhange der Tatra auf slovakischem Gebiete vorkommen, und die Slovaken ihr Wild für sich behalten wollen, so vertragen sich beide Stämme nur schlecht. Der Spitzname Zli ptacy (böse Vögel), welchen die Liptauer Slovaken bei den Podhalern führen, datirt der Sage nach schon aus Attila's Zeiten.



Der Mlynarz und der Bach des Weißwasser-Thales.

Die Podhale besitzt ihrer Höhe über dem Meere wegen, welche zwischen 600 m und 1100 m liegt, ein ziemlich rauhes Klima und ist meist von Ende September an mit Schnee bedeckt. Deshalb ist der Boden wenig fruchtbar und seine Produkte genügen zum Unterhalte der Bewohner nicht. Kein anderer Theil Galiziens ist in dieser Hinsicht so schlecht bestellt. In Folge der Rauheit des Klimas ist die Kindersterblichkeit eine sehr hohe. Die Podhaler haben zwar meist acht bis zehn Kinder, bringen davon aber nur wenige durch. Da natürlich nur die kräftigsten am Leben bleiben, so dient diese natürliche Zuchtwahl dazu, die Kraft des Stammes zu bewahren.

Die Spärlichkeit der Bodenerzeugnisse hat den Podhaler frühzeitig an große Mäßigkeit gewöhnt. Er lebt fast ausschließlich von Milch und Hafer, oft auch nur von Milch oder Hafer; aus letztem macht er gewöhnlich Brei, zuweilen auch Fladen. Dazu kommt zuweilen noch Käse, Sauerkraut und Kartoffeln. Fleisch ist fast unbekannt. Diese dürftige Ernährung übt keinen ungünstigen Einfluß aus, denn die Podhaler sind lebhaft, thätig, gesund und an Intelligenz und Begabung den anderen Galiziern bedeutend



Bewohner der Podhale.

überlegen. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser. Bier und starke Spirituosen, welche leider von den Juden in immer zunehmender Menge eingeführt werden, werden von den Podhalern nicht verschmäht, können aber nur als Luxusgegenstände angesehen werden. Es ist für die Zukunft des Landes bedauerlich, daß man ihren Verbrauch nicht schlechthin verbieten kann. Es wäre dies vielleicht nur durch Austreibung oder Vernichtung aller Juden zu erreichen, eine Maßregel, welche die Eingeborenen freilich mit Enthusiasmus begrüßen würden, die aber doch etwas zu radikal wäre.

Die Thäler der Podhale sind durchschnittlich sehr breit und gewähren Luft und Licht reichlichen Zutritt. Das Wasser, welches nur über Granit läuft, ist von ausgezeichneter Güte. Beide Umstände wirken nach Dr. Chalubinski zusammen, um keine Kröpfe aufkommen zu lassen, welche in den benachbarten Gebirgen, namentlich den Beskiden, ganz intensiv auftreten.

Das Eigenthum hat in der Podhale, wie in ganz Galizien, längst die Formen der primitiven Kommune, wie sie noch vielfach in Rußland besteht, hinter sich und ist jetzt ganz individuell. Das Land gehörte im Mittelalter dem Könige von Polen und dem Cistercienserkloster, welches der Woiwode von Krakau Theodor Gryf 1234 in Ludzimierz bei Nowy-Targ gegründet hatte, und das 11 Jahre später nach Szczyrzyc verlegt wurde. Auf den königlichen Domänen, welche den größten Theil der Podhale und besonders des Gebiets von Zakopane umfassen, war das Land den Bauern gegen geringen Zins überlassen. Als Oesterreich Galizien erwarb, wurden diese Domänen verkauft. Nach dem Kataster von 1850 war ein Drittel der Podhale mit Wald bedeckt und ein Drittel gehörte damals Großgrundbesitzern. Seitdem hat der kleine Landbesitz bedeutend zugenommen, wie auch in Frankreich während des letzten Jahrhunderts.

Die Wohnungen der Podhaler sind sehr einfache, aber



Schäferhütte im Tatra-Gebirge.

solid und regelmäßig gebaute Hütten aus Weißtannenstämmen. Fußboden und Dach bestehen aus Brettern; der Herd liegt in der Vorrathskammer und der Rauch entweicht durch die Ritzen. Meist enthält ein Haus zwei Räume, je einen rechts und links vom Eingange. Eine an der Wand hinlaufende Bank und ein Tisch bilden die Ausstattung. Alles aber ist sehr sauber gehalten, und Diele, Decke und Wände werden ein Mal wöchentlich gescheuert. Neben dem Hause liegen gewöhnlich die Ställe, die Scheune und die Mistgrube, und einige Eschen überschatten das Ganze.

Trotz der Mäßigkeit der Bewohner genügen die Bodenprodukte, welche obendrein zumeist zum Unterhalte des Viehs dienen, nicht für ihre Ernährung, so daß sie auf andere Auskunft sinnen müssen. Und solche haben sie bei ihrer Intelligenz, Ausdauer, Thätigkeit und Geschicklichkeit mehrfach gefunden. Der Podhaler ist zu gleicher Zeit Tischler, Schmied, Schlosser, Zimmermann, Stellmacher, Weber, Schneider, Landbauer, Musiker und Dichter. Sein wichtigster Exportartikel ist Leinewand, die er sehr gut herstellt und auf den Märkten von Nowy-Targ und Czarny-Donajec verkauft. Die Gebirgsbewohner bringen wöchentlich oft bis zu 600 Stück, jedes 34 m lang, zu Markte.

Die Feldarbeiten werden mit Pferden verrichtet, die oft wegen Futtermangels zum Herbste verkauft und erst im Frühjahre wieder angeschafft werden. Dieselben sehen nicht sonderlich gut aus, sind aber sicher auf den Füßen und werden von ihren Herren mit einer gewissen Zärtlichkeit behandelt. Auch das Rindvieh, dessen Zahl etwa 30 000 Stück beträgt, wird zum Theil nur über den Sommer gehalten, weil seine Durchwinterung zu theuer wäre; es gehört zur Race Bos brachyceros Rütimeyer's (Bos longifrons Owen) und wird aus verschiedenen Gegenden Ungarns und der Beskiden nach Nowy-Targ auf den Markt getrieben. Der Hauptverdienst der Podhaler während des Sommers erwächst aus dem Fettmachen von Rindvieh auf den Bergweiden und der Bereitung von Schafkäse. Die Hirten, welche dieses Geschäft betreiben, haben eine besondere Organisation. Jede Herde steht unter der Leitung eines Oberschäfers (baca), welchen die bäuerlichen Eigenthümer der Schafe (gazdas) wählen; dieser sucht sich seine Unterschäfer (juhas) aus und ist für sie verantwortlich, überwacht sie und die Käsebereitung, führt aber nie selbst die Thiere zur Weide. Zu Anfang Mai werden dieselben in die Berge getrieben; wer keine eigene Weide besitzt, pachtet dieselbe,

wobei er circa 40 Pf. für ein Schaf während des Sommers bezahlt. Auf dem erwählten Platze beginnen die Schäfer damit, eine Hütte aus Weißtannenholz zu errichten, die im höchsten Grade primitiv ist und weder Fußboden noch Schornstein besitzt. Der Rauch entweicht durch die Ritzen.

Die Schafe, von riesigen bissigen weißen Hunden bewacht, bringen Tag und Nacht im Freien zu. Ihrer 200 bis 600 bilden eine Herde und über je 50 ist ein Hirte gesetzt, dessen Lohn in einem Antheil an dem gewonnenen Käse besteht. Durchschnittlich erhält er täglich ein halbes Kilogramm im Werthe von 50 bis 60 Pfennigen. Andererseits muß er aber dem Eigenthümer für jedes von den Bären zerrissene Schaf etwa 10 Mark zahlen, eine Summe, die auf die Hälfte ermäßigt wird, wenn er den Kopf des Thieres zur Stelle bringen kann. Die Schafe werden täglich mehrere Mal gemolken, die Milch in einen großen Bottich gegossen und daraus durch Zusatz von Lab Käse bereitet. Die zurückbleibende Molke (zentica), welche noch viel Kaseïn und Fettstoffe enthält — Schafmilch enthält doppelt so viel Butter und 25 Proc. mehr Kaseïn, als Kuhmilch —, bildet die ausschließliche Nahrung der Hirten und ihrer Hunde während ihres Aufenthaltes in den Bergen. Der Mann trinkt davon täglich etwa 4 Liter, wird dabei fett und stark und erfreut sich einer ausgezeichneten Gesundheit. Es ist das eine Beobachtung, aus welcher die Medicin vielleicht Nutzen ziehen könnte. Dies Beispiel einer ausschließlichen Ernährung durch Molke, Schafsmolke wohlverstanden, steht in Europa vielleicht einzig da; denn die von Tschudi in seinem „Thierleben der Alpenwelt“ so gut geschilderten Alpenschäfer trinken zwar auch viel Milch, verzehren daneben aber auch mehlhaltige Speisen, wie Hirse, was die ganze Diät völlig verändert.

Die Kuhhirten der Tatra führen ein ganz anderes Leben; jeder von ihnen wirthschaftet auf seine eigene Faust; statt von Molken leben sie von Hafer, Kartoffeln und Milch. Den größten Theil der erzielten Milch verarbeiten sie zu Butter und Käse.

Im Winter leben die Hirten, wie die übrigen Bergbewohner, meist von Hafer, wozu etwas Käse und Sauerkraut kommt. Die tägliche Ernährung eines Menschen kommt dort auf etwa 50 Pf. zu stehen, während er als Arbeiter höchstens das Doppelte davon verdienen kann. Ein Dienstmädchen erhält jährlich 24 Mark Lohn, 2 Mark an Geschenken, 18 m Leinewand und Leder zu zwei Paar Schuhen, ein Knecht 40 Mark und einige Kleidungsstücke. Ein Bauer giebt das ganze Jahr hindurch selten mehr als 400 Mark aus, die Löhne für die Dienstboten inbegriffen.

In der Kleidung macht der Podhaler keine größeren Ansprüche, als bei der Nahrung. Die vollständigste Tracht besteht aus einer enganliegenden Hose von weißer Leinewand, einem sehr kurzen, vorn mit einer Messingspange geschmückten Hemde, aus einer ledernen, ärmellosen, innen mit Schaffell gefütterten Weste (serdak), einem kurzen Mantel von weißer Leinewand (cuha), Sandalen und einem mit Muscheln verzierten Filzhute. Beim Gehen haben sie stets einen oben mit einer Axt versehenen Stock (ciupaga) in der Hand. Die Frauen tragen häufig die ärmellose Männerweste; aber die schlechten von den Juden importirten Baumwollstoffe, die sie gern wählen, nehmen ihrer Tracht alles Malerische. Abweichend von anderen Gegenden Polens sind sie selten hübsch und haben oft runde platte Gesichter mit vorspringenden Backenknochen, wie man sie bei den Slaven häufig findet. Die Männer rasiren sich stets, und nur gediente Soldaten tragen einen Schnurrbart. Einem Vollbart begegnet man nie; derselbe gilt für das Abzeichen eines Bettlers.

Trotz des sehr bescheidenen Einkommens, welches die Podhaler aus ihren Feldern, Herden, Wäldern und verschiedenen Industrien beziehen, besitzen sie meist ein kleines Vermögen, haben eine Hütte, ein Feld, Pferd und Wagen. Ihr Loos scheint ihnen keineswegs beklagenswerth; sie wissen sehr wohl, daß sie ihre Erfolge nur ihrer Thätigkeit zu verdanken haben, und halten sich deshalb für etwas Besseres, als die anderen Galizier, deren Existenz trotz ihrer fruchtbareren Felder eine viel elendere ist.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. Max Buch in Helsingfors.

II.

3. Die Götterlehre.

Der wichtigste Theil der wotjäkischen Mythologie, die eigentliche Götterlehre, ist leider bislang noch am wenigsten erforscht. Was wir darüber wissen, ist recht dürftig, und namentlich über das Verhältniß der einzelnen Götter zu einander ist wenig bekannt. Der vornehmste Gott der Wotjäken ist inmar (ilmer, Rytschkow), der Gott des Himmels. Das dürfte überhaupt immer die Regel sein, daß der Gott des Himmels als der vornehmste verehrt wird, denn der Himmel umfaßt die ganze Welt, er scheint unendlich. Er mit seinen unendlich verschiedenen schönen und schrecklichen Erscheinungen hat gewiß stets den Menschengeist am mächtigsten zur Ehrfurcht gezwungen. Unter dem Einflusse der monotheistischen Religionsbekenntnisse der umgebenden christlichen und mohammedanischen Völker hat inmar noch an Macht gewonnen, er ist in manchen Gegenden schon der Gott par excellence, und er ist prädestinirt alle seine Kollegen zu überleben und den christlichen Gott zu repräsentiren. Es ist daher bei Jahrhunderte langem Einfluß des Christenthums sehr schwer, ja vielleicht unmöglich, den ursprünglichen Kern aus dem christlichen Beiwerk heraus zu schälen.

Castrén kommt in seinen Vorlesungen über finnische Mythologie immer darauf zurück, daß die finnisch-ugrischen Völker anfangs immer unmittelbar die sinnliche Natur angebetet haben und dann erst zur Vorstellung eines lebenden geistigen Wesens gelangt sind, welches sich in der Natur verbirgt, und so zu unterscheiden lernten zwischen dem Himmel und dem Gott des Himmels, dem Wasser und dem Gott des Wassers. Auf solchen Ursprung weisen vielleicht auch unsere deutschen Redensarten: der Himmel weiß, der Himmel behüte, 2c. hin. Diese Ansicht Castréns nun wird

nach Aminoff durchaus bestätigt durch die Betrachtung der wotjäkischen Gebete. Die gegenwärtige Bezeichnung für Gott (den Gott des Himmels) ist inmar, aber er werde nur in den Opfern angerufen, welche mit dem Ackerbau in Zusammenhang stehen und also neuern Ursprungs sind. In den häuslichen Familien- und knala-Gebeten, welche ohne Zweifel die ältesten seien, trete die alte ursprüngliche Naturverehrung offen zu Tage. Da würde nicht inmar angerufen, sondern invu oder vu. Das Wort in entspricht dem finnischen ilm und heißt Himmel, vu heißt Wasser.

Die Wotjäken hätten also ursprünglich den Himmel, in, als Gott verehrt und dann erst unter der Bezeichnung invu das befruchtende, himmlische Regenwasser vergöttert. Die gegenwärtige neuere Bezeichnung inmar scheint zusammengesetzt aus in, Himmel, und mar, welcher, und würde des Wortes eigentliche Bedeutung sein: der im Himmel, der Himmlische. Diese Bezeichnung sei gewiß zu einer Zeit entstanden, wo man sich die Götter schon als persönliche Wesen vorstellte. Ich selbst darf mich nun in philologischen Dingen in eine Polemik nicht einlassen, doch scheint mir diese Deutung etwas künstlich. Da in mit dem finnischen ilm identisch ist, so scheint es mir naheliegend, daß der wotjäkische inmar und der finnische ilmarinen gleichfalls identisch sind.

Nach Bechterew wird dem inmar bisweilen das Beiwort vylys' (hoch, in der Höhe, der höchste) beigelegt und „kolysin, der wahrhafte“ (?). In einigen meiner Gebete wird ihm das Attribut kylts'in beigelegt, von kyldis', Schöpfer, und in, Himmel, was also „schaffender Himmel“ heißen würde oder überhaupt Schöpfer, da in in dieser und ähnlichen Zusammensetzungen als die schon erwähnte älteste Gottesbezeichnung anzusehen ist. Dies würde mit der von Bechterew berichteten Sage stimmen, daß inmar die Menschen, Thiere und Pflanzen geschaffen habe und auch noch beständig weiter schaffe. Ich habe aber starken Grund anzunehmen, daß inmar und kylts'in zwei verschiedene Personen sind. In einem meiner Hochzeitsgebete lautet die Anrede: Gott inmar, Gott kylts'in, was kaum anders aufgefaßt werden kann, als daß inmar und kylts'in zwei verschiedene Götter sind, und ich hörte denn auch von malmyshschen Wotjäken die Erklärung, inmar sei Gott Vater, inmar kylts'in dagegen Jesus Christus, woraus geschlossen werden muß, daß im Bewußtsein des Volkes beide Bezeichnungen als zwei verschiedenen Personen angehörig gelten. Nach Gawrilow folgt kylts'in oder kyltšin dem Menschen überall hin zu seinem Schutze, zur Rechten gehend, während šaitan, der Satan, Böses sinnend ihn zur Linken überall begleite. Die Legende ist zwar, wenigstens den šaitan betreffend, christlich-hebräischen Ursprungs, beweist aber gleichfalls die Selbständigkeit kylts'ins. Das Zeitwort kyldyny nun, wovon kyldis' abgeleitet ist, heißt nicht nur schaffen, gründen, sondern auch, und dies ist die verbreitetere Bedeutung, schwanger werden. Es liegt also nahe, kylts'in mit der Fruchtbarkeit des Weibes in Zusammenhang zu bringen. In der That wurde nun die Hochzeit, der ich beiwohnte, mit einem Liede eingeleitet, in welchem inmar und kylts'in um Glück angefleht werden, und Gawrilow führt an, daß das Opfergebet bei der Verlobung mit den Worten schließt: „Auch du, kyldis'in, verlasse sie nicht.“ Ich dürfte demnach kaum fehlgreifen, wenn ich annehme, daß ebenso wie Gott mukylts'in (mu = Erde), den wir noch kennen lernen werden, die Fruchtbarkeit der Felder bestimmt, ebenso kylts'in wegen der Fruchtbarkeit der Weiber angerufen wird. Die von Rytschkow genannte kaldyni mumas (mumi = Mutter) dürfte mit kylts'in zusammenfallen, und von dieser berichtet er direkt, sie sei ilmer's (inmar's) Mutter und werde von den wotjäkischen Weibern ihrer Fruchtbarkeit und glücklichen Entbindung wegen angerufen und von den Mädchen um glückliche Heirath. Ihr werden bei einem öffentlichen Feste von den Weibern weiße Schafe geopfert, doch auch von einzelnen Weibern.

In der Gegenwart scheint allerdings das Wort kylts'in meist bloß als Attribut für inmar gebraucht zu werden.

Als weitere Gottheit des Himmels nennt Aminoff die guduri mumy, die finnische jurinä mummo, die Göttin des Gewitters. Ihr opfern die Wotjäken bei den Feldopferfesten (busy vos') ein Schaf und bitten sie dabei, daß sie die Saat vor Sturzregen, Gewitter und Orkanen bewahre. Rytschkow nennt als Göttin des Himmels noch šundu mumy, Mutter der Sonne (Mutter Sonne?), und berichtet, daß sie bei Krankheiten angerufen werde. Ihr werden am Ostertage Brod und Grütze geopfert. Alle, sowohl Männer wie Weiber, erzählt er, gehen bei Anbruch des Tages auf einen freien Platz im Walde oder aufs Feld und schreien alle zugleich, auf den Knieen liegend, gegen die aufgehende Sonne gewandt: „Mutter der Sonne, errette unsere Kinder von der Krankheit.“ Darauf fallen sie mit dem Angesicht zur Erde, stehen auf und essen alle zusammen die Opferspeise.

In den Gebeten zu den Gottheiten der Erde kommen die Bezeichnungen mukylts'in und mumai vor. Das erstere heißt wörtlich: Erd-Schöpfer-Himmel, das würde bedeuten: der die Erde befruchtende Himmel, welchen man sich als männliche Gottheit im Gegensatz zur Mutter Erde vorgestellt zu haben scheint (Aminoff). Die ursprüngliche Bedeutung habe sich aber im Bewußtsein des Volkes vollkommen verloren, und man verstehe gegenwärtig darunter eine männliche, in der Erde wohnende Gottheit.

Castrèn vertritt die Ansicht, daß auch die alten Finnen die Erde als eine weibliche Gottheit aufgefaßt haben. In den Gebeten der ufaschen Wotjäken nun und in einem der wjätkaschen werde mukylts'in mumi genannt, d. h. Mutter, aber in den übrigen finde man statt dessen mumai, welches die wotjäkischen Priester, welche Aminoff über seine Bedeutung befragte, gleichfalls als Mutter Erde deuteten.

Georgi erwähnt noch den saltan djes, den „guten saltan“, als Schutzgeist des lud. Saltan ist insofern interessant, als er auch in der mordwinischen Götterlehre als Gott der Erde vorkommt (Melnikow); gleichwohl erscheint mir der wotjäkische saltan problematisch. Einmal ist der Gott, welcher im lud verehrt wird, in der Regel ein schlimmer Geist, wie man aus den Gebeten urtheilen kann. Es wird dort zum invu oder kozma oder lud peri, dem bösen Geist des Hains, gebetet. Das Gebet beginnt aber in der Regel mit den Worten: salton dz'ets' kyts'pue, d. h. tritt wohlwollend auf die Birkenzweige; es wird eben, wie schon erwähnt, das Opfer auf Birkenzweige gelegt. Ob nicht diese Worte salton dz'ets' Anlaß zu einem Irrthum gegeben haben? Djes ist jedenfalls identisch mit dz'ets', wie die Bedeutung beweist. Die Wotjäken, welche ich befragte, wissen weder vom saltan djes etwas, noch vom sompan dis, den Bechterew als „Geist Erhalter, Bewahrer“ nennt.

Ein Attribut, das den Göttern sehr häufig beigelegt wird, ist osto oder oste, dessen eigentliche Bedeutung den Wotjäken selbst verloren zu sein scheint; sie übersetzen es stets mit dem russischen pomilni, d. h. erbarme dich, ja selbst einen Niesenden hörte ich nach jedem Prusten osto oder osto inmar ausrufen. Nach Aminoff wird dieses Attribut nur den männlichen Gottheiten wie in, invu, inmar, mukylts'in beigelegt, und er ist der Meinung, daß

das Wort möglicher Weise mit dem ungarischen iste, Gott, dem finnischen isä, Vater, zusammenhänge.

Auch die Bezeichnung ebyr wird manchmal den Götternamen beigelegt, deren eigentliche Bedeutung ebenfalls unklar ist. Das Wort mit Engel zu übersetzen, wie Wiedemann es that, hat nur Werth für einen Bibelübersetzer.

Als eigene Schutzgottheit des Hauses wird der voršud angebetet, und andererseits wird diese Bezeichnung jetzt häufig dem inmar als Attribut beigelegt. Die Ableitung des Wortes dürfte wohl sein: vordyny, erzeugen, erhalten, und šud, Glück; die Bedeutung des Wortes wäre also etwa Glückerhalter.

Der voršud spielt eine ziemlich bedeutende Rolle. Er wurde früher, wie ich weiter noch ausführlich nachweisen werde, in Form eines kleinen Götzenbildes verehrt, das im kuala auf dem džadžy seinen Platz hatte, gewöhnlich auf einem Bündel von Birken- oder Tannenzweigen, die mudor hießen. Bisweilen wurde er auch in dem schon beschriebenen auf dem džadžy stehenden Kästchen verwahrt. Vielleicht wäre es richtiger sich so auszudrücken, daß das Götzenbild, das im kuala verehrt wurde, als Glückserzeuger oder Glückserhalter angesehen wurde und daher den Namen voršud erhielt. Die aus Kupfer gegossenen Figuren aus der Eisenzeit, die man im wjätkaschen und permschen Gouvernement vielfach gefunden hat, weist Prof. Aspelin mit großer Wahrscheinlichkeit als dort entstanden nach. Mit Vorliebe sind Thierfiguren mit Menschengesichtern abgebildet, besonders häufig Vögel mit einem Menschengesicht auf der Brust, ferner häufig Bärenfiguren. Prof. Aspelin, welcher in seinem Werke mehrere derselben abbildet, deutet sie mit dem allergrößten Recht als Idole, und sehr wahrscheinlich ist, daß sie die alte Form des voršud darstellen, um so mehr, als aus den von neueren Schriftstellern (Bechterew, Ostrowsky) gemachten Andeutungen hervorgeht, daß der voršud noch jetzt ein roh aus Holz geschnitztes Thier, meist einen Vogel, darstelle.

Nach Gawrilow sind Synonyma des voršud: šud vordyš, Glückserhalter, und vož šud, junges Glück; er führt an, daß derselbe einerseits Glück (hauptsächlich materielles) geben, andererseits aber auch desselben berauben könne, und zwar soll es in einzelnen Gegenden verschiedene Namen für die voršud'e geben. Als solche führt er an: bigra, dz'um'ja, kak'sä, džikja, kušja, menja, purga, selta, tuklä, ulä, pebja, tšola, tšäb'jä, tšuija, ebga, tšipja. Er ist der Meinung, daß diese voršud'e nach den Namen glücklicher Weiber so genannt wurden, und meint, diese Weiber könnten vielleicht auch früher angebetet worden sein. Eine Begründung dieser Ansicht giebt er nicht; an einer andern Stelle macht er die Mittheilung, einem neugeborenen Mädchen gebe die Großmutter gleich nach der Geburt den Namen des voršud, zu welchem des Kindes Vater gehörte; doch werde sie als Mädchen nie bei diesem Namen genannt, nach der Verheirathung aber führe sie fast nur denselben bis zum Tode. Gerade diese Mittheilung aber möchte ich mit Vorsicht aufnehmen, denn einerseits ist gar nicht gesagt, welchen Namen das Mädchen bis zur Verheirathung führt, und andererseits war es in der Nähe der erwähnten Fabrik üblich, daß die Frau nach der Verheirathung den Namen des Dorfes annahm, aus welchem sie stammte. Einige der von Gawrilow angeführten voršud-Namen, wie purga und tukl'ä, sind mir bekannte Dorfnamen. Mir scheint die Sache sich so zu verhalten, daß jede Familie ihren voršud hat, den sie im häuslichen kuala verehrt, jedes Dorf den seinen, dem im gurt kuala geopfert wird, und von dem das Dorf vielleicht seinen Namen hat, und daß eine Gemeinschaft von mehreren Dörfern hinwiederum ihrem gemeinsamen Glückserhalter im badzym kuala dient. Bei der Verlobung bittet der Aelteste der Familie des Mädchens oder ihr Vater den inmar und die voršud'e um Glück für die sich Verlobenden und nennt den Namen des voršud, welchen sie sich zueignen wollen. Auffallend ist noch, daß die von Gawrilow angeführten voršud-Namen alle auf a oder ä endigen.

Ehe ich zu den weiteren niederen Gottheiten übergehe, möchte ich zunächst noch die anderen Völkern entlehnten Gottheiten betrachten. Da ist zunächst das mächtige böse Princip zu erwähnen: peri, böser Geist, šaitan, Satan, keremet. Alle drei Bezeichnungen sind entlehnt und werden alle demselben bösen Wesen beigelegt. Die Bezeichnung keremet scheint im Norden vollständig unbekannt und im Süden von den Tscheremissen entlehnt zu sein, die sie ihrerseits wahrscheinlich von den Tataren haben. Bechterew und Ostrowsky erzählen einige Sagen über ihn, die zum Theil der jüdischen Satanassage nachgebildet sind. Von der Erschaffung der Welt wissen die Wotjäken nichts, aber die Menschen, Thiere und Pflanzen haben ihre Existenz inmar zu verdanken. Den ersten Menschen machte dieser aus rothem Thon und setzte ihn ins Paradies, von dessen Früchten jener sich nährte. Mit dem Schöpfungswerke fertig geworden, schickte er seinen jüngern Bruder keremet auf die Erde. Dieser fand alles gut, nur der Mensch war bekümmert. Er meldete dies inmar, und dieser lehrte den Menschen kumyška[1]) brauen. Bei einer zweiten Besichtigung nun fand keremet den Menschen gleichwohl bekümmert, obgleich er im Uebermaß von dem Geschenke des inmar Gebrauch machte. Er berichtete dies inmar, dieser aber erzürnte heftig und nannte seinen Bruder einen Lügner. Der ärgerte sich seinerseits, spie ihm ins Gesicht und verbarg sich. Seitdem stammt die Feindschaft beider, und alle wohlwollenden Pläne des inmar versucht keremet zu durchkreuzen. Der erstere überzeugte sich nun durch eigenen Augenschein, daß der Mensch in der That niedergeschlagen war und befragte ihn um die Ursache. Ich brauche ein Weib! beeilte sich dieser zu antworten. Sein Wunsch wurde erfüllt, jedoch mit der Bedingung, ein ganzes Jahr lang kein kumyška zu trinken, da dasselbe von keremet verunreinigt war. Da aber dieser fast ebenso mächtig war wie inmar, so that er das Seine bei Erschaffung des Weibes und gab ihr die Eigenschaften der Neugier und des Ahnens der Zukunft, woher es denn auch stammen mag, daß der Rath der Frau bei den Wotjäken einen großen Einfluß hat und sie überhaupt eine sehr angesehene Stellung einnimmt. Für diese That verfluchte inmar den keremet, wodurch die Möglichkeit der Versöhnung ausgeschlossen wurde. Einmal nun sah das Weib eine verdeckte Schale mit kumyška stehen, und da sie ja neugierig war, trank sie etwas davon und gab auch ihrem Manne zu trinken. In dieses kumyška hatte aber keremet den Tod und die Sünde gesetzt. Die Menschen wurden sterblich und sündig. Nachdem übrigens die erste Menschschöpfung mißlungen war, schuf inmar noch einige Paare an anderen Stellen und gab ihnen zum Schutze vor keremet einen großen schwarzen Hund.

Die Sünden der Menschen soll aber inmar nicht diesen selbst, sondern nur dem keremet zur Last legen, so daß der Mensch selbst also eigentlich nicht sündigt. Wir sehen, die ganze Sage ist offenbar der jüdisch-christlich-mohammedanischen entlehnt, erscheint jedoch etwas logischer als diese.

Der Hund soll aber seitdem eine sehr geehrte Stellung bei den Wotjäken einnehmen. Er soll vor allen Thieren dem inmar am nächsten stehen und die Gabe haben, die bösen Geister zu sehen. Wenn ein Hund daher ohne sichtbare Ursache

[1]) Dies ist ein leichter hausgebrannter Kornbranntwein.

bellt, so versucht er einen von ihm gesehenen šaitan zu verscheuchen. Auf jedem Wotjäkenhofe finden sich mehrere Hunde.

Den rothen Lehm aber, aus welchem inmar den Menschen schuf, versteckte er tief unter die Erde, damit keremet damit keinen Mißbrauch treiben sollte. Hiermit soll es zusammenhängen, daß die Wotjäken ihre Leichen stets nur in rothem Lehm begraben.

Obgleich übrigens der keremet ein mächtiger Geist ist, so scheint er doch auch bei den Wotjäken der dumme Teufel zu sein; wenigstens berichten Ostrowsky und Bechterew, daß die Tscheremissen wie auch die Wotjäken ihn leicht betrügen zu können meinen. Charakteristisch ist noch folgender von Ostrowsky erzählter Vorfall aus den vierziger Jahren: Die Wotjäken im Malmyshschen Kreise waren wiederholt von Mißernten heimgesucht worden. Die Bauern wußten nicht, wie der Noth abzuhelfen, und kamen endlich auf den Gedanken, der keremet ärgere sich, weil er unverheirathet sei. Es fuhren daher mehrere Greise nach Tšura und verständigten sich mit den dortigen Wotjäken. Darauf kehrten sie nach Hause zurück, versorgten sich reichlich mit Branntwein und fuhren nun mit geschmückten Wagen und Pferden unter Glockengeklingel im Aufzuge, wie er beim Abholen der Braut üblich ist, nach Tšura direkt auf den Opferhain, tranken und aßen dort fröhlich die ganze Nacht, und am Morgen schnitten sie etwa eine Quadratarschin Rasen aus dem Boden des Haines und kehrten damit nach Hause zurück. Diese sonderbare Hochzeit hatte aber für die Tšuraschen Bauern, welche an derselben Theil genommen, üble Folgen. Zum Unglück gerieth das Brot im Malmyshschen Kreise zwar gut, in Tšura aber schlecht, und jene Bauern wurden daher von den Mitgliedern ihres Dorfes übel behandelt. Was sie sich bei dieser Hochzeit dachten, ist nicht leicht sich vorzustellen. Vielleicht wollten sie, wie Bechterew meint, keremet mit der wohlwollenden und fruchtbaren mukylts'in, der Frau Erde, vermählen, damit sie ihn günstig beeinflusse.

Mit der Bezeichnung šaitan wird übrigens bei den Wotjäken nicht nur der jüdische Satanas belegt, von dem sie sehr wenig wissen, sondern sie benennen so hauptsächlich ihre eigenen bösen Geister, namentlich im Gespräch mit Russen, gleichsam als Uebersetzung. Wenn ich z. B. fragte: wer ist kozma? (ein Waldgeist), so war die Antwort: das ist ein šaitan; ebenso wurde mir ein böser Feldgeist (urbetš), ein Krankheitsgeist (kyl'dei) und der Wassermann (vu murt) mit dem Worte šaitan übersetzt. Offenbar wollen sie damit dem Frager mit einem ihm verständlichen Ausdrucke solche unübersetzbaren Begriffe in seine Sprache übertragen, zugleich hoffend, damit weiteren Erörterungen zu entgehen. Ein eigenes wesenhaftes Gebilde, ein Gott mit Namen šaitan, existirt bei ihnen nicht. In manchen mehr russificirten Gegenden aber wird jetzt in der That in den Gebeten oder Beschwörungsformeln, in welchen sonst kyl'dei oder urbetš genannt wird, šaitan erwähnt. Dasselbe dürfte in Bezug auf keremet und peri gelten. Außer den bösen Geistern haben die Wotjäken den Christen aber auch gute Götter entlehnt, vor allen den russischen Heiligen Nikolaus den Wunderthäter, der übrigens auch bei den Russen des größten Ansehens genießt. Namentlich sehen nach Bechterew die Wotjäken im jelabugaschen Kreise seine drei jüngeren Brüder, welche sie bal'd nennen sollen, als ihre eigenen Schutzgötter an und bringen ihnen alle drei Jahre große gemeinsame Opfer dar, wobei viel Volk zusammenströmt. Dem heiligen Nikolaus wird nach dem Zeugniß der Schriftsteller auch von heidnischen Wotjäken geopfert. Namentlich gern soll er sich wie seine Brüder auf einigen Hügeln aufhalten, wo ihm auch geopfert wird. Uebrigens sollen ihm auch in der Kirche nicht selten Wachslichte dargebracht werden. Der ungetaufte Wotjäke kniet dann andachtsvoll vor dem Bilde und verbeugt sich beständig bis zur Erde, ohne aber sich zu bekreuzigen, wie die getauften es thun, bis das Licht ausgebrannt ist.

Ob der Gott kozma, der in einigen meiner Gebete und Beschwörungsformeln vorkommt, dem griechischen Heiligen gleichen Namens entspricht oder aber eine einheimische Gottheit ist, weiß ich nicht zu entscheiden, doch scheint mir das letztere wahrscheinlicher. Er scheint als Feld- oder Waldgott üblen Schlages zu gelten, doch von nicht unbedeutender Macht, denn er kehrt nicht selten in den Gebeten und Beschwörungsformeln wieder und ihm wird auch das Attribut osto gegeben wie den großen Gottheiten inmar, invu ꝛc. Er wird in einem Gebet mit dem Attribut ebyr, Gott oder Herr, angeredet, das sonst auch inmar zukommen soll (Wiedemann), und gebeten, das Vieh nicht in Schluchten zu stürzen, das Korn nicht von Ungeziefer vernichten zu lassen. In einem andern Gebet wird er tel' kuz'o, Herr des Waldes, genannt und um gute Jagdbeute angefleht[1]).

Als schlimmer Waldgeist niedern Schlages, der den Menschen gern schadet, wird auch urbets oder urves' angesehen. Aminoff nennt den Waldgeist einfach n'ules kuzo', was identisch ist mit tel' kuzo. Bechterew nennt ihn n'ules n'un'ä oder tšatšes n'un'ä, was beides die gleiche Bedeutung, Waldoheim, hat. Mit diesem Namen wird aber gewöhnlich der Bär angeredet, weshalb ich glaube, daß seine Angabe auf Mißverständniß beruht. Der Bär genießt ja allerdings bei verschiedenen finnischen Völkern eine halb göttliche Verehrung, wie bei den Lappen und alten Finnen. Die letzteren überredeten (Kalewala) den getödteten Bären, daß er nicht erschlagen worden sei, sondern selbst vom Baume gefallen ꝛc. Die Lappen wie Finnen reden ihn nicht mit seinem eigenen Namen an, sondern mit allerhand Schmeichelnamen; in derselben Weise wird er auch von den Wotjäken in halb scherzhafter, halb ehrfürchtiger Weise tel' n'unä', Waldoheim, genannt (tel' wie n'ules wie tšatša haben die Bedeutung Wald). Auch mit dem Worte moko redet man ihn scherzhafter Weise an. Man traut einem verwundeten Bären zu, daß er einen Feind fortan kenne und verfolge; eine Anschauung, die schon vor 100 Jahren bekannt war (Georgi) und noch jetzt fortbesteht.

Als Waldgeister werden von Gawrilow noch der lud murt, Hainmensch, und von Bechterew alida genannt. Dieser habe ein einziges großes Auge, und eines seiner Beine sei nach hinten verkehrt. Er erwürge verirrte Wanderer im Walde.

Im Wasser herrscht der vu kuz'o, Wasserherr, oder vu murt, Wassermensch. Die kazanschen Wotjäken opfern, erzählt Aminoff, im Herbst dem Wasser eine Ente und beten dabei, daß der Besitz an Enten und Gänsen immer reich sein möge. Im Wjätkaschen opfere man bei der Geburt eines Kindes dem Wasserherrn eine Ente. Dieses ist aber nicht Regel. Nach Georgi wurde das „vu v'äs'ä“, „das erzürnte Wasser“, auch als Ursache von Krankheiten angesehen und ihm geopfert. Ehe man ein Boot besteigt,

[1]) Herr Aminoff theilt mir brieflich mit, daß kozma kein Gott sei, sondern der Imperativ des Verbums kozmale, segnen. Hierauf kann ich nur sagen, daß die Wotjäken, welche ich befragte, mir antworteten: „das ist ein gewisser šaitan (russisch: kakoi-to šaitan). Im malm. Kreise wird in der Regel osto kozma gesagt; osto oder oste kommt aber, soviel mir bekannt, nie allein vor, sondern nur als Attribut eines Gottes. Gawrilow, ein guter Kenner der Wotjäken und ihrer Sprache, sagt: „Die wirkliche Bedeutung dieses Wortes kennt kein Wotjäke.“ Mit der Uebersetzung „segne“ sind die Wotjäken immer rasch zur Hand. Mir wurde das Wort oste auch immer mit „segne“ übersetzt.

wirft man ein Bündel Gras ins Wasser mit den Worten: en kuty mone, halte mich nicht! Bisweilen zieht der vu kuz'o Badende hinab in die Tiefe und zerschlägt das Eis unter dem darauf Wandelnden, so daß er hinabsinken muß in die Fluthen, ein Opfer dem Herrn des Wassers. Dieser hat die Gestalt eines gewöhnlichen Fisches. Die Fischer sehen ihn bisweilen des Nachts beim Fischestechen mit Fackeln und erkennen ihn daran, daß er mit dem Kopf stromabwärts gerichtet schläft, während die wirklichen Fische in der Nacht den Kopf stets stromaufwärts gerichtet haben.

Während diese Geister bösartiger Natur sind, vor denen man beständig auf der Hut sein muß, die man beständig durch Opfer besänftigen oder durch die Macht der großen Götter, namentlich inmar's, sich fern zu halten suchen muß, so giebt es aber auch einen freundlichen Geist, der im Verein mit seiner Familie dem Menschen nützlich ist, dies ist der korka kuz'o, Zimmerherr oder Zimmerwirth, nach Aminoff auch vyž-ul-kuz'o genannt, d. h. der Herr unter der Diele. Wie schon diese letztere Bezeichnung andeutet, stellt man sich vor, daß er unter der Diele des Zimmers wohnt. Er ist ein freundlicher Beschützer des Hauses und entspricht etwa dem deutschen Heinzelmännchen. Wenn ein Haus fertig gebaut ist, wird ihm ein schwarzer Widder auf dem Hofe des Hauses geopfert mit den Worten: „Zimmerherr, wohl erhalte und bewahre uns, laß es warm und weich sein in der Hütte."

Wenn ein Sohn sich einen eigenen Haushalt anlegt, erzählt Aminoff, so geht er unter die Diele des Vaterhauses, nimmt dort Erde und darauf Feuer vom Herde der Vaterhütte und bittet des Hausgeistes jüngsten Sohn ihm in sein neues Heim zu folgen.

Wenn der korka kuz'o mit irgend etwas nicht zufrieden ist, so pfeift er und saust und schüttelt das Haus, daß es bebt, oder aber er piepst in kläglichem Ton unter der Diele, worauf man sich dann beeilt ihm ein Opfer darzubringen, ja nach Aminoff soll ihm jeden Herbst ein Huhn geopfert werden; doch ist das nicht überall die Regel.

Wie der korka kuz'o im Hause waltet, so der kuz'irsy in Hof und Stall. Er führt den Beinamen gid ut'is, des Hofes Bewahrer, und wohnt in der Badstube oder sonst in unbewohnten Räumen. In der Badstube hat man ihn bisweilen gesehen. Er sieht aus wie ein gewöhnlicher Mensch, nur hat er ein einziges großes Auge in der Mitte der Stirn. Er ist zwar im Allgemeinen auch ein freundlicher Geselle, doch hat er auch seine Tücken. Unter dem Vieh und den Pferden hat er seine Lieblinge, die er des Nachts reichlich füttert. Solche Thiere sind immer fett und wohlgenährt, ob man ihnen Futter giebt oder nicht; leider thut er das aber auf Kosten der anderen, welche deshalb ohne ersichtlichen Grund immer mager bleiben, man mag sie füttern so viel man wolle. Solchen armen Kühen melkt er des Nachts auch die Milch ab. Die Pferde benutzt er in nächtlicher Weile zum Reiten; man findet sie dann am Morgen abgemattet mit Schaum bedeckt. Solch ein Pferd muß dann verkauft werden. Seine Lieblingspferde dagegen mißbraucht er nie in dieser Weise.

Nach Bechterew schlägt bisweilen ein schlimmer, übrigens aber untergeordneter Geist, Namens albast, seinen Wohnsitz in unbewohnten Räumen auf. Man könne ihn nicht anders los werden, als indem man das betreffende Gebäude verbrennt. Allerdings ein radikales Mittel.

In unmittelbar sinnlicher Weise wird nach Aminoff zum Feuer (tyl) und zum Winde (töl) gebetet. Letzterem opfert man während der Feldopfer eine Ente, gießt ihr Blut auf die Erde und betet, daß der Wind nicht zu heftig über die Ackerfelder fahre, sondern warme Winde und warme Regen kommen.

Die erwähnten Geister sind nur ein kleiner Theil von denen, welche die ganze Natur bevölkern. Jeder Baum, jeder Hügel hat seinen Schutzgeist und den hervorragendsten unter diesen werden gelegentlich auch Opfer dargebracht. Namentlich sehr alte Bäume betrachtet man mit Ehrfurcht. Auch die Krankheiten werden als persönliche böse Geister angesehen, welche in den menschlichen Körper fahren oder einen Theil desselben schlagen oder berühren (Aminoff). Die in einem meiner Gebete genannten kyl' dei scheinen solche Krankheitsgeister zu sein. So sind wohl die Angaben Bechterew's zu erklären, daß man bei Krankheiten Speisen außerhalb der Hütte ans Fenster stellt, offenbar damit die Geister sich daran satt essen und den Menschen in Frieden lassen sollen. Man lege auch unter das Kopfende des Bettes oder an die Thürschwelle ein Messer, oder Beil, oder Sichel. Bei Epidemieen werden rings um das Dorf Stangen gestellt, deren obere Enden in drei Theile gespalten sind. Darauf befestige man Lappen mit allerhand Eßwaaren. Ob aber die Krankheiten immer als contagium animatum angesehen werden, oder nur gelegentlich, oder nur gewisse Krankheiten, ist mir nicht klar geworden; jedenfalls können verschiedene andere Götter Krankheiten veranlassen, z. B. invu, vor allen Dingen aber die Manen der Verstorbenen. Diese werden in einigen meiner Gebete angefleht, keine Krankheiten oder Epidemieen auf die Menschen zu werfen. Hieraus läßt sich schließen, daß die Krankheiten zwar als Geißel in der Hand der feindlichen Wesen dienen, nicht aber in diesen Fällen etwas Selbständiges repräsentiren, denn sonst würden die Manen gebeten werden, nicht die Krankheits*geister* zu senden.

Bei den kazanschen Wotjäken scheint bei Krankheiten keremet eine große Rolle zu spielen. Wenn ein Familienglied erkrankt, erzählt Bechterew, so macht man zunächst dem Gotte Gelübde. Man legt in ein Läppchen einige Kupferstücke und sagt: „Für dieses Geld, keremet, kaufe ich dir ein Pferd, du aber schenke meinem Kranken das Leben." Darauf legt man Silbermünzen mit den Worten: „Mit dem Silber schmücke ich deines Pferdes Mähne." Dann schüttet man Mehl darauf und sagt: „Brot wollen wir dir backen; nur gieb meinem Kranken Gesundheit." Das Läppchen wird zusammengewickelt und an der Decke oder unter dem Dache aufgehängt. Bisweilen sollen sich eine große Zahl solcher Pfänder (posul) in einem Hause ansammeln. Wenn sich die Leiden des Kranken nicht vermindern, so wird der usto tuno gerufen und gefragt, welches Opfer man dem keremet darbringen muß. Jetzt nimmt man die Pfänder des keremet fort. Die Frau backt ungesäuertes Brot, verschiedene Sprüche murmelnd, der Mann nimmt dasselbe nebst Salz und Eiern und bringt zusammen mit dem tuno das bestimmte Opferthier mit den anderen Vorräthen im lud dem keremet zum Opfer. Es soll bemerkt worden sein, daß die armen Leute viel häufiger vom Gotte heimgesucht werden, als die reicheren, denn sie opfern weniger und betrügen ihn häufig, was er, obgleich er dumm ist, doch bisweilen merkt.

In der Nähe der Fabrik stellt der tuno für eine Krankheit auf folgende Weise seine Prognose. Er legt eine Kohle, einen Stein und ein Stück Brot derart auf den Tisch, daß sie ein Dreieck bilden, spießt ein Stück Brotrinde auf eine Nadel, fädelt diese ein, und sie am Faden haltend läßt er sie über der Mitte des Dreiecks hängen. Den Kopf stützt er dabei in dieselbe Hand, welche den Faden hält. Bald nun geräth die Nadel in Schwingungen. Wenn sie zum Brot hinpendelt, dann wird der Kranke auf jeden Fall

genesen, wenn zur Kohle, so muß er sterben, wenn zum Stein, so hängt das Schicksal des Kranken davon ab, welchen Erfolg das anzustellende Opfer haben wird. Der tuno bestimmt, von welcher Qualität und welchem Geiste und an welchem Orte ein Opfer dargebracht werden soll. Dies wird dann immer mit der größten Pünktlichkeit ausgeführt. Zunächst versucht übrigens stets der tuno durch Besprechen zu heilen, in leichteren Fällen kann dies auch der, beziehungsweise die pel'läs'kis besorgen.

Ethnologische Betrachtungen.

Von Dr. Ths. Achelis.

I.

Unfraglich hat von allen Disciplinen der Naturwissenschaft die Ethnologie den größten Einfluß auf die Umgestaltung unserer Weltanschauung ausgeübt; nicht nur in dem Sinne, daß das zur Kritik herangezogene Material durch sie bis ins Unabsehbare fast gewachsen ist, sondern vor Allem in der Verwendung des Stoffes nach der rein theoretischen, völkerpsychologischen und philosophischen Seite hin. Es wäre unnütz hier der Verdienste zu gedenken, die Männer wie Tylor, Peschel, Bastian, Fr. Müller u. A. sich um die Fundamentirung und Ausbildung dieser Wissenschaft erworben haben; allein es will uns scheinen, als ob einmal auch unsere sogenannten „Gebildeten" diesem Zweige menschlichen Wissens so wie so nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenken, und andererseits manche Perspektive, die sich bei derartigen Studien eröffnet, nicht beachtet oder genügend gewürdigt ist.

Freilich ist eine solche vorsichtig abwartende Haltung wohl begreiflich, wenn man den fundamentalen Unterschied in der Methode bedenkt, der die Ethnologie beispielsweise von den historischen Disciplinen trennt. Während in diesen auf den chronologischen Zusammenhang, auf die Sicherheit monumentaler oder schriftlicher Ueberlieferung Alles ankommt, bedeutet diese Beziehung für jene Wissenschaft wenig oder nichts; gewohnt also in der Aufeinanderfolge der Ereignisse selbst den leitenden Faden, ja den eigentlichen kausalen Motor zu erblicken, muß es uns überraschen, hier die Thatsachen nicht in ihrer zeitlichen Anordnung, sondern nach ihrer sachlichen Bedeutsamkeit gruppirt zu sehen, einerlei welchem Zeitalter, ja welcher Race sie entlehnt sind. Ist eine bestimmte Institution oder eine Sitte das nothwendige Produkt einer gewissen Entwickelungsstufe, und findet sie sich thatsächlich auf allen diesen Abschnitten des Völkerlebens bei allen Racen in derselben Weise wieder, so ist damit ersichtlich das Princip der historischen Forschung, das sich an einzelne, scharf geschiedene Gruppen hält, durchbrochen und durch ein höheres, allgemeineres, ersetzt. Wir werden dadurch genöthigt, den bisherigen Leitfaden unserer Untersuchung, d. h. den ethnographischen und chronologischen, mit einem andern zu vertauschen, dem diese Momente fremd sind; das ist der Fall bei allen denjenigen Erscheinungen, welche vom rein historischen Standpunkte aus nicht gelöst werden können, sondern als unverständliche Rudimente früherer Kulturperioden belächelt werden, wie z. B. bei der Couvade. Die Sicherheit einer Nachricht, d. h. ihre wissenschaftliche Glaubwürdigkeit, hängt in erster Linie von ihr selbst ab, nicht von der Person des Erzählenden; durch die riesige Menge des Stoffes lassen sich bestimmte Umrisse des Völkerlebens in seinen ersten Anfängen feststellen, die ein für alle Mal jedem Zweifel entrückt sind. Mit diesem objektiven Maßstabe werden also alle Mittheilungen gemessen, passen sie in diesen Rahmen, so werden sie acceptirt, wo nicht verworfen (natürlich wird bei dieser kritischen Sichtung die Thätigkeit des Subjekts in gewisser Weise immer sich bemerkbar machen). Daß für Einzelheiten, die einen kleinern Umfang des Völkerlebens betreffen, immerhin Schwankungen vorkommen können, versteht sich von selbst, und ist noch in dem jüngsten Werk von Hellwald (Naturgeschichte des Menschen, Stuttgart 1881) in Betreff der verschiedenen Beurtheilung zu ersehen, welche die Intelligenz der Australier erfahren hat. Aber die großen Grundzüge für die Entwickelung der menschlischen Race stehen fest und mit der fortschreitenden Ausarbeitung dieses Gemäldes werden alle Fehler der Beobachtung thunlichst ausgeschieden.

Ist diese Methode der Ethnologie, auf möglichst breiter Basis durch Vergleichung die verschiedenen Thatsachen nach ihrer innern Bedeutsamkeit in den richtigen Zusammenhang zu bringen, nothgedrungen anerkannt, so beginnt der Zweifel bei einem andern Punkt sich festzusetzen, nämlich bei der fraglichen Wichtigkeit des ganzen Beginnens. Kaum kann es stärkere Gegensätze geben zwischen der Betrachtung der Natur am Ende vorigen Jahrhunderts, und der üblichen Geringschätzung, mit welcher unsere Bildung auf das Leben der Naturvölker herab zu sehen pflegt. Treffend schildert Hellwald die Stimmungen, welche der idealistischen Entstellung des 18. Säculum zu Grunde lagen: „Eine Art von Civilisationsekel, ein inneres Mißbehagen, ein Trübsinn, von dem man sich nicht Rechenschaft geben konnte, hatte sich der besten Köpfe in Deutschland, England und Frankreich bemächtigt und trieb sie hinaus aus der Wirklichkeit in eine Welt voll ungesunder Ideale. Diese eigenthümliche Gemüthskrankheit spiegelt sich ab in den Schriften J. J. Rousseau's, sie kam theilweise zum Vorschein in manchen politischen Regungen bei der Befreiung der Vereinigten Staaten Nordamerikas, sie wirkte fort in den blutigen Schwärmereien der französischen Revolution, sie hat Friedrich Schiller's Gedichten ihren Stempel aufgedrückt, während Goethe durch seine Leiden des jungen Werther's diesen Sentimentalitätsschwindel abzustreifen und den Krankheitsstoff auszuscheiden versucht. Niemand aber war mehr von dieser Gemüthsstörung angesteckt als unser edler Georg Forster, wie überhaupt mehr oder weniger der große Cook selbst und alle seine Begleiter. Sie alle schworen darauf, daß die Wilden besser seien als die Europäer. Die Verfeinerungen der alten Welt erschienen ihnen nur als Entartungen, überall gewahrten sie Versündigungen gegen die Natur, ein Gemisch von Lügen und Laster, daher denn auch die Kinder dieser alten Welt in ihren Augen als abgelebt und körperlich zerrüttet galten. Dies waren nicht etwa die Ansichten einiger Querköpfe, sondern der Männer, welche die Ansichten ihrer Zeit beherrschten und dieser nämlichen Zeit zugleich als die höch-

sten Zierden dienten. Sie glaubten in den noch nicht von der Civilisation angesteckten Bewohnern der Südsee die Typen eines idealen, goldenen Menschenalters zu erkennen. Sie hielten sie für offen, genügsam, unverderbt, für Kinder ohne Unterscheidung des Guten und Bösen, für unendlich glücklich, wenn nicht gar für beneidenswerth." (Hellwald S. 72.) Diese Sucht — pathologisch vielleicht interessant, aber wissenschaftlich unbrauchbar — der eigenen Zerfahrenheit durch ein neues Stimulans aufzuhelfen, dieser Wahn, der Kultur durch ein leeres und täuschendes Spiegelbild einer angeblich jungfräulichen Natur wieder Inhalt und Werth zu verleihen, ist verflogen und hat einer ernsthaften Forschung Platz gemacht; aber gerade jetzt werden häufig die ungläubigen Fragen laut, wozu all' jener Aufwand an Fleiß und Energie, wenn es nur der Kenntniß roher und längst überwundener Perioden in der Völkergeschichte gilt? Freilich mag es ein wohlthuendes Gefühl sein, sich in dem Bewußtsein einer hohen Civilisation glücklich zu schätzen, zu empfinden, „wie herrlich weit wir es gebracht haben," aber nicht geringer darf doch eigentlich das Interesse sein an den früheren Entwickelungsstufen, die erst in allmäliger Succession schließlich jenen Endzustand begründeten. Die Geschichte der Menschheit nach allen Richtungen, sei es in Religion, Recht, Kunst, Sprache u. s. f., ist nicht verständlich, wenn wir uns auf die mehr oder weniger kurze Blüthezeit beschränken, welche den Kulminationspunkt in dieser Entwickelung ausmacht. Diese Wunderschöpfung, die wie früher die griechische Kultur als autochthones Erzeugniß ausgegeben und entsprechend gepriesen wurde, ist ihres mythischen, transcendentalen Ursprungs entkleidet und in ihren einzelnen Bedingungen bloßgelegt. Die Sitten und Institutionen der sogenannten Naturvölker liefern uns den Kommentar, ohne welchen wir unser eigenes sociales Leben nicht verstehen würden; die Existenz jener zu verachten, wäre gerade so weise, als wenn die Kindheit, da sie an intellektueller Reife den späteren Perioden nicht gleichkommt, gänzlich aus dem Dasein gestrichen werden sollte. Es sei nämlich nebenbei bemerkt, daß es ein Naturvolk im scharfen Sinne überhaupt nicht giebt; überall, selbst in den rohesten und dürftigsten Zuständen, haben wir Ansätze zu einer socialen Organisation gefunden, und damit Versuche, die über die rein thierische Existenz hinausführen. Von einem Naturmenschen in eigentlicher Bedeutung zu sprechen, wäre uns erlaubt, wenn man ihn in völlig isolirtem Zustande, dem jegliche Association fehlte, beobachtet hätte; da aber in diesem Falle überhaupt gar keine Entwickelung stattgefunden hätte, nicht einmal eine sprachliche oder gar eine weitere sociale, so brauchen wir diesen Verlust des ethnologischen Materials nicht all zu sehr zu bedauern. (Von den künstlichen Isolirungen, wie die von Kaspar Hauser, ist hier natürlich nicht die Rede.) Hingegen verdient die Thatsache volle Beachtung, auf die Bastian in seiner neuesten Schrift „Die heilige Sage der Polynesier" aufmerksam macht: „Ich fürchte, es wird sich einst eine schwere und bittere Anklage gegen uns erheben, weil wir in der heutigen Epoche des Kontaktes mit den Naturvölkern noch vieles hätten sammeln und retten können, was durch Unbedacht und Sorglosigkeit vor unseren Augen zu Grunde gegangen ist, was noch jetzt in jedem Jahre, an jedem Tage, möchte ich sagen, und jeder Stunde, während wir unthätig zuschauen, dahinschwindet. Jede solcher Lücken aber wird auf das Schmerzlichste empfunden werden, wenn es gilt, in kommenden Tagen für die Induktionsformeln einen statistischen Ueberblick zu gewinnen von der ganzen Mannigfaltigkeit der Variationen, unter denen das Menschengeschlecht auf der Erde in die Erscheinung getreten ist." (Vorrede S. VII.) Zum Beweise für diese Thatsache führt der berühmte Forscher seine Erlebnisse in Oregon an, wo er an einen alten Pionier als besten Kenner der Indianer verwiesen wurde. „Derselbe hatte in seiner Jugend ein halbes Menschenalter mit den Indianern verlebt, indem er als Händler mit ihnen umhergezogen war oder in ihren Ansiedlungen bei ihnen gewohnt hatte. Auch konnte er mir in der That (so weit das Gedächtniß treu blieb) mancherlei interessante Einzelheiten über das tägliche Leben und Treiben geben, sobald ich aber mit meinen Fragen das religiöse Gebiet berührte, war sein Wissen zu Ende." (S. 9.) Hier kann nur verdoppelte Energie trotz des rastlos sich vollziehenden Dahinschwindens der Wilden die werthvollen Kenntnisse retten, die uns zu dem ins Detail gehenden Verständniß irgend eines Volksstammes fehlen. Daß aber diese Wirkung bei einem jeden Zusammentreffen der Europäer oder überhaupt höher kultivirter Racen mit niederen unausbleiblich ist, zeigt eine Vergleichung von Nordasien, Südafrika, Nordamerika und den Südseeinseln. Traditionell wird dieser Umstand lediglich der Härte und Vertilgungswuth des erobernden Stammes zugeschrieben, und ebenso stereotyp werden die Spanier als wahre Teufel verschrien. „Die Grausamkeiten der Spanier in der neuen Welt sind von jeher ein beliebter Stoff für moralhistorische Stilübungen gewesen. Bouwich (The last of the Tasmanians, London 1870) ist ehrlich genug zu bemerken, daß die Briten dringende Veranlassung hätten, den Mund zu halten. In der That darf man Grauen empfinden vor allen europäischen Kulturvölkern, so wie sie mit anders gefärbten Menschen in Berührung kommen. Die Holländer in den Kaplanden und ihre Abkömmlinge, die Boeren, liefern ebenfalls den Beweis, daß auch die germanischen Völkerschaften zu den blutgierigen Geschöpfen ihres Geschlechts zählen. Nur von den Franzosen, obgleich auch sie nicht gänzlich rein sind, kann man rühmen, daß sie durchschnittlich menschlicher und christlicher mit den farbigen Naturkindern umgegangen seien." (Peschel, Ausland 1870, S. 148.) Diese Worte Pechel's sind ohne Zweifel völlig zutreffend, obwohl sie noch nicht den Grund für die Vernichtung der Naturvölker erschöpfen; auch nicht der Branntwein, die Lustseuche und Pocken allein scheinen uns für eine Erklärung hinzureichen. Einmal ist es klar, daß in diesem erbarmungslosen Kampf ums Dasein, in dem außerdem zwei gänzlich unverträgliche Entwickelungsstufen sich begegnen, nur die intelligentere Race den Sieg davontragen kann (von den kümmerlichen Versuchen der christlichen Missionäre, eine Assimilation beider heterogenen Elemente herbeizuführen, darf hier füglich Abstand genommen werden); sodann aber scheint auch der Körper des höher veranlagten Gegners widerstandsfähiger zu sein gegen die Angriffe der Krankheiten, denen der Organismus der Wilden schneller unterliegt. Die Laster der Kultur mit ihren physischen Begleitern haben jenen schon so weit inficirt, daß er leidlich gefestigt ist, während der Ansteckungsstoff für ein gänzlich unberührtes Gewebe die verhängnißvollsten Folgen hat. Daher siechen überall die Naturvölker dahin und ebenso konsequent akkommodirt sich das modulationsfähige Naturell des Europäers unter allen Himmelsstrichen, natürlich unter mehr oder weniger schweren Opfern. Generalisiren wir nun diese Thatsache, so ergiebt sich ein höchst merkwürdiges Bild für die Zukunft; der ganze Erdball wird rastlos von einem Ende zum andern der Civilisation unterthan gemacht, die inferioren Racen mögen sich in die entlegensten Striche zurückziehen und Wüsten und undurchdringliche Urwälder zum Schutz ihrer Existenz wählen: schließlich — mit mathematischer Sicherheit läßt sich aus dem bisherigen Laufe der Geschichte dieser Schluß ziehen — werden sie absorbirt resp. vernichtet werden. Und dasselbe,

was sich innerhalb dieser Extreme ereignet, zwischen den Höhen der Kultur und der Barbarei der Natur, wird sich für unendlich viele Mittelstufen dieser Entwickelung wiederholen; daher ist es äußerst interessant, dem Zusammenstoß zweier gänzlich heterogener und bislang ohne jeden Kontakt gebliebener Kulturen zu folgen, wie z. B. der chinesischen und europäischen in St. Franzisko. Ohne uns gerade als Anwalt der Mongolen aufzuwerfen, können wir nicht sagen, daß unsere Mitbrüder sich eben sehr glänzend bei dieser Konkurrenz benommen hätten. Die indische Civilisationssphäre, obwohl in einzelnen Zweigen üppig treibend, scheint doch im Ganzen zu lethargisch zu sein, zu sehr einer kräftigen Aktivität zu entbehren, um bislang wenigstens der europäischen gewachsen zu sein.

General Türr über den Isthmus von Korinth.

Wir haben unlängst (S. 223 dieses Bandes) Nachrichten über den Beginn der Vorarbeiten zu dem Kanale, welcher die Landenge von Korinth durchschneiden soll, gegeben. Da dieses großartige Unternehmen schneller, als man gedacht hat, sich zu verwirklichen scheint — die eigentlichen Arbeiten sollen schon im kommenden December ihren Anfang nehmen —, so ist dasjenige von besonderm Interesse, was General Türr, der Konzessionsinhaber des Durchstiches, am 17. September dieses Jahres auf dem dritten internationalen geographischen Kongresse zu Venedig über den Isthmus und den zu erbauenden Kanal mittheilte (reproducirt in „The Mail" vom 21. September).

Der Isthmus ist eine tiefe Depression von nur geringem Relief zwischen den Geranischen Bergen (bis 1057 m ansteigend) im Norden und dem Oneiongebirge (582 m) im Süden. Die Wasserscheide läuft quer über dieselbe hinweg von Nordosten, vom Golfe von Aegina an, nach Nordwesten auf Akrokorinth zu. Der Isthmus bildet ein Plateau von geringer Breite, das an seiner höchsten Stelle bis 78 m ansteigt; die feste Gesteinsmasse, welche der zukünftige Kanal zu durchschneiden hat, ist nur $3^1/_2$ km lang; im Uebrigen geht er durch Alluvium, Sand und Kies. Südwestlich von dem heutigen Hafen Kalamaki zieht sich ein circa 30 m breites Thal in schräger Richtung von Nordosten nach Südwesten durch die centrale Gesteinsmasse; an der andern Seite derselben liegt ein zweites Thal, welches zuerst eine kurze Strecke der Wasserscheide folgt, dann eine Biegung am Fuße der alten den Isthmus sperrenden Mauer macht und in den korinthischen Meerbusen mündet. In dem erstern Thale befindet sich eine perennirende Quelle, welche schon im Alterthum benutzt wurde; in dem zweiten liefern verschiedene Quellen reichliches Wasser. Das Plateau in der Mitte ist mit Dickichten von Pinus maritima bedeckt, und wird stets von den bald von dieser, bald von jener Seite her wehenden Brisen gekühlt.

Auf dieser engsten Stelle des Isthmus finden sich auf einer vollkommen geraden Linie an beiden Abhängen des Plateau Spuren der Arbeiten, welche Nero in der zweiten Hälfte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts ausführen ließ. Nach dem Aeginetischen Meerbusen hin sieht man eine am Grunde etwa 40 m breite Vertiefung, welche sich etwa 1500 m weit von der Küste landeinwärts zieht. Die ausgehobene Erde ist an beiden Seiten aufgehäuft worden und bildet deutlich sichtbare Wälle; der Graben oder die Vertiefung weist mehrere Stellen auf, wo der bis 59 m hoch ansteigende Fels in Angriff genommen wurde, aber überall ist man nur wenige Meter tief eingedrungen. Auf dem gegenüberliegenden Abhange sind Spuren des Grabens bis 2 km vom Meeresstrande hin sichtbar; aber auch hier waren die Arbeiten nur von geringer Bedeutung. Zwischen den letzten Spuren auf beiden Abhängen zieht sich eine geradlinige Reihe viereckiger Schachte hin, die zwischen 3 und 16 m tief sind, und deren senkrechte Wände sich volle 18 Jahrhunderte hindurch fast intakt erhalten haben. In der Nähe der Schachte liegen oben auf dem Plateau zwei große vollständig erhaltene Cisternen, welche bei den bevorstehenden Arbeiten wieder benutzt werden können.

Nachdem General Türr die Konzession für den Durchstich erhalten hatte, schickte er den Oberingenieur des Canal Français, Gerster, der schon auf dem Isthmus von Darien die Aufnahmen für den Panama-Kanal geleitet hatte, an Ort und Stelle, um das Terrain im Einzelnen aufzunehmen und die beste Linie für den Durchstich zu ermitteln. Derselbe hat mit Hilfe seiner Assistenten und Untergebenen den ganzen Isthmus zwischen den anfangs erwähnten beiden Bergketten aufgenommen und Bohrungen ausgeführt. Es wurden im Speciellen drei Tracen studirt und nivellirt. Die erste fällt mit der „Neronischen Linie" zusammen, ist 6342 m lang und steigt bis 78 m über den Meeresspiegel an; die zweite folgt den oben beschriebenen zwei Thälern, ist 6740 m lang und bis 73 m hoch; die dritte, weiter südlich gelegene, beginnt bei Kechriäs am Aeginetischen Golfe, benutzt ein Thal, das demjenigen der zweiten Trace fast parallel läuft, schneidet mehrfach Schluchten, steigt jenseits im Thale des Leoka-Flusses ein Stück hinab und erreicht die See südlich von Neu-Korinth. Dieselbe ist etwa 11 km lang. Die Aufnahmen haben ergeben, daß bei Nro. 1 9 430 000 cbm Boden, bei Nro. 2 9 186 000, bei Nro. 3 12 424 000 zu bewegen sind. Die beiden letzten haben zahlreiche Kurven von mindestens 2000 Meter Radius, während die sogenannte „Neronische Trace" den unschätzbaren Vortheil einer geraden Linie darbietet. Sodann hat letztere noch zwei weitere Vorzüge: erstens die Beschaffenheit der zu durchschneidenden Felsmasse, welche hier aus zerreiblichem Sandstein und Kalkfelsen besteht, die verhältnißmäßig leicht zu bearbeiten sind und dabei starke dauerhafte Seitenwände bilden, während die Tracen Nro. 2 und 3 viel härtern Sandstein durchschneiden, der im Alterthume, wie zahlreiche Steinbrüche beweisen, zu Bauzwecken diente. Zweitens ist die „Neronische" Linie gegen die Wasserfluthen der Schluchten geschützt, während Nro. 2 und 3 dieselben aufnehmen müßten; sie bildet ferner eine gerade, schnelle Verbindung und trifft an beiden Endpunkten in kurzer Entfernung vom Strande auf tiefes, ruhiges Wasser. Aus allen diesen Gründen ist diese Trace zur Ausführung bestimmt worden. In seinen Dimensionen soll der neue Durchstich dem Suez-Kanal ähnlich werden, nämlich circa 8 m tief und 22 m breit.

Die Schifffahrt ist gegenwärtig sowohl im Korinthischen wie im Aeginetischen Meerbusen sehr lebhaft, trotz der Unzuträglichkeiten, welche gerade der Isthmus verursacht, indem er Waaren und Passagiere zum Ueberland-

wege zwingt. Nach den statistischen Daten der letzten Jahre laufen jährlich im Durchschnitte 446 Dampfer und zahllose Segelschiffe in den beiden Häfen des Isthmus ein. Da nun nach Aussage der kompetentesten Personen die Küstenverhältnisse und die herrschenden Winde im Meerbusen von Korinth besonders günstige sind, so glaubt Türr annehmen zu dürfen, daß die meisten Schiffe, welche jetzt gezwungen sind, Kap Matapan zu umsegeln, gern den neuen Weg durch den Kanal von Korinth nehmen werden. Denn sie müssen diese Route als die kürzeste und schnellste benutzen, da sie die Entfernung vom Adriatischen Meere nach dem Piräus um volle 185 Seemeilen und diejenige vom Mittelländischen Meere nach dem Piräus um 95 Seemeilen verkürzt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Messina und der Piräus unter demselben Breitengrade, dem 38., liegen, während Kap Matapan und die Insel Cerigo sich unter dem 36. befinden. Dampfer, welche die Straße von Messina passiren, sind deshalb jetzt genöthigt, vom 38. zum 36. Breitengrade hinunter- und dann nach Dublirung des Kap Matapan wieder zum 38. Grade nordwärts hinaufzufahren; können sie aber erst den neuen Korinth-Kanal benutzen, so bleiben sie stets in derselben Breite und vermeiden den Umweg um das Kap, welches sich schon so vielen Schiffern verhängnißvoll erwiesen hat.

Jetzt passiren jährlich 4 645 700 Tonnen Waaren den Isthmus von Korinth. Die erstaunliche Entwickelung, welche Industrie und Handel in jüngster Zeit in Griechenland erfahren haben, zeigt sich besonders in dem Anwachsen der Schifffahrt. Das Land, welches 1830 nur 1050 Fahrzeuge zusammen von circa 30 000 Tonnen besaß, hatte 1871 schon 6135 mit einer Tragfähigkeit von 415 355 Tonnen, und seitdem hat seine Flotte noch in gleichen Verhältnissen zugenommen. Die Verkürzung des Seeweges sichert nun den Schifffahrtsgesellschaften einen namhaften Vortheil, an welchem Waaren wie Passagiere in gleicher Weise theilnehmen. Die Abgabe per Tonne und per Person für Schiffe aus dem Adriatischen Meere wird 1 Franc betragen und für solche aus dem Mittelländischen 1/2 Franc. Die großen Schifffahrtsgesellschaften des Adriatischen Meeres haben sich auf Befragen bereit erklärt, diesen Tarif, den sie für sehr entsprechend halten, anzunehmen; andererseits haben die kompetentesten Finanzmänner nach Prüfung der statistischen Tabellen und nach Berechnung des wahrscheinlichen Nutzens gefunden, daß selbst bei einer geringen Abgabe der Ertrag eine gute Verzinsung des hineingesteckten Kapitals gestatten wird. Griechenland, welches die Wichtigkeit des neuen Kanals sowohl für den Handel der anderen Völker, als für seinen eigenen Wohlstand begriffen hat, hat dem General Türr versprochen, mit der äußersten Anstrengung den Erfolg des bald endgiltig in Angriff zu nehmenden großen Werkes zu fördern.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Telegramm vom 13. September aus Krasnowodsk an den „Russischen Invaliden" meldet, daß die Legung der Schienen auf der Transkaspischen Militär-Eisenbahn (s. „Globus" XXXIX, S. 286) jetzt bis zu dem Endpunkte derselben, Kyzyl-Arvat, durchgeführt ist.

— Der Generalgouverneur des Libanon, Rustem Pascha, hat jetzt strenge Vorschriften erlassen, um den ehrwürdigen Rest der Libanoncedern, deren Zahl auf 350 bis 400 Stämme zusammengeschmolzen ist, gegen weitere Beschädigungen durch Thiere und Menschen, Einheimische wie Reisende, zu schützen. Es wird eine Einfriedigung hergestellt und ein Wächter eingesetzt werden; kein weidendes Thier soll ferner die jungen Schößlinge abfressen, kein Reisender unter den Bäumen lagern, Feuer anmachen, Zweige abbrechen u. s. f. Der lange ersehnten Maßregel ist der beste Erfolg zu wünschen.

— Die „Mail" vom 5. September d. J. enthält ein Telegramm aus Calcutta vom vorhergehenden Tage, nach welchem die Resultate der im Februar ausgeführten Volkszählung von Indien folgende sind: Bengalen 68 829 920; Assam 4 815 157; Madras 30 839 181; Bombay 20 920 119; Scinde 2 404 934; Nordwest-Provinzen 33 445 111; Oude 11 407 625; Pendschab 22 647 542; Centr.-Provinzen 11 505 149; Berar 2 670 982; Birma 3 707 646; Mysore 4 186 399; Coorg 178 283; Adschmir 453 075; Baroda 2 154 469; Travancor 2 401 158 und Kotschin 600 278. Insgesammt hat Indien 252 541 210 Bewohner, wovon ungefähr 123 211 317 männliche und 118 166 371 weibliche; letztere beiden Zahlen sind indessen nicht absolut zuverlässig, da für Radschputana, einen Theil von Haiderabad und das unabhängige Sikkim die Ziffern der Geschlechter fehlen. Der Zuwachs seit dem letzten Census von 1871 beträgt 12 788 565; den größten zeigen Birma (35 Proc.), die Central-Provinzen (25 Proc.), Berar (20 Proc.) und Assam (19 Proc.). Eine Abnahme zeigen nur Maisur (Mysore; um 17 Proc.) und Madras (um 2 Proc.). Mr. Plowden, der Census Kommissioner, beansprucht für diese Zählung den Ruhm des größten derartigen, je auf Erden unternommenen Werkes. Zu diesem Telegramme bemerkt „The Mail", daß Bombay, trotzdem daß es durch die Hungersnoth stark gelitten hat, unter den Provinzen mit der größten Zunahme fehlt, da es von 16 349 206 Einwohnern in dem letzten Decennium auf 20 920 119 gewachsen ist. Jene Gesammtzunahme bezieht sich auf die britischen wie einheimischen Länder, von denen erstere mehr als 4/5 der ganzen Bevölkerung umschließen. Dieses Verhältniß verschiebt sich aber zu Gunsten der direkt britischen Besitzungen, weil in diesen der Zuwachs am bedeutendsten war, was entschieden für die englische Verwaltung ein gutes Zeugniß ablegt. Dazu kommt, daß die Vermehrung der Bevölkerung von einer solchen des Wohlstandes und des Handels begleitet ist. Neue Industrien sind eingeführt, wichtige öffentliche Werke in Angriff genommen, die Hilfsquellen des Landes entwickelt worden, was alles ohne Zuthun der Engländer schwerlich geschehen wäre, vom moralischen Fortschritte ganz zu schweigen.

Afrika.

— In der Sitzung der Marseiller Geographischen Gesellschaft vom 12. August d. J. gab der eben aus dem Somal-Lande zurückgekehrte Georges Révoil einen vorläufigen Bericht über seinen dritten zehnmonatlichen Aufenthalt daselbst. Es ist ihm dieses Mal gelungen bis zu den Karkar-Bergen vorzudringen, an deren Nordfuße der Darror sich entlang windet, gleichwie am Südfuße der Fluß Nogal. Dort aber fand er solchen Widerstand, daß er umkehrte und nach dem Besuche einiger Küstenpunkte nach Aden ging. Bei Hais durch schlechtes Wetter aufgehalten, landete er, fand am Ufer zahlreiche Tumuli, wie sie überall im Lande vor-

kommen, und öffnete einen derselben, wobei er ein Grab und Reste einer sehr entwickelten Kultur fand, darunter einige prächtige Emaillen, Scherben von Gefäßen aus Samos und eine Maske, was auf eine griechische Kolonie deutete. Révoil schließt aus diesem und den Nachrichten, welche er über die Existenz eines weißen Galla-Stammes an den Ufern des Webi erhielt, daß sich unter den heutigen Somali Spuren der ehemaligen Existenz einer weißen Kolonie, wahrscheinlich von Makedoniern, erhalten haben, für deren Nachkommen er jenen Galla-Stamm hält. Er sucht seine (uns wenig anmuthende) Ansicht durch weitere Argumente hinsichtlich der Sprache, Bewaffnung und Kleidung und durch eine wichtige Reihe von Profil-Photographien zu unterstützen. Seine Reiseergebnisse scheinen danach sehr interessante zu sein; seine ethnographischen Schlüsse dürften einstweilen aber vielfachen Zweifeln begegnen.

— Zu Ende des Jahres 1877 setzte die portugiesische Regierung die Zölle auf Waaren, welche nach **Mozambique** eingeführt wurden, um 30 Proc., in manchen Fällen sogar um 60 Proc. herunter, eine Maßregel, welche einen entschieden günstigen Einfluß auf den Handel ausgeübt hat, wie der Bericht des englischen Konsuls O'Neil hervorhebt. Jetzt hat sich dieselbe Regierung leider entschlossen, die Zölle für Importe um 3 Proc. ad valorem und für Exporte um 1 Proc. zu erhöhen, angeblich um dadurch Gelder für die öffentlichen Bauten der Kolonie aufzubringen.

— Der erste zehnjährige **Census des Oranje-Freistaates** in Südafrika hat eine Bevölkerung von 133 518 Personen, davon 61 022 Weiße, ergeben. Das in Besitz genommene Land umfaßt 11 799 205 Morgen, wovon aber nur 57 458 angebaut sind. An Pferden sind 131 594 vorhanden, an Schafen und Angoraziegen 5 482 836, welche 48 665 Ballen Wolle produciren. Es giebt ferner 2253 Strauße, welche 1057 Pf. St. an Federn abwerfen. An Kohlen werden nur 81 Sack producirt, woraus hervorgeht, daß dieser Industriezweig, welcher in Zukunft von großer Wichtigkeit zu werden verspricht, jetzt noch in den allerersten Anfängen sich befindet.

— **R. E. Flegel**, welcher mit Unterstützung der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland das Gebiet des **Niger** bereist, sein Augenmerk aber hauptsächlich auf Adamaua gerichtet hat (s. „Globus" XXXIX, S. 64), hat den Erfolg gehabt, **Sokoto**, die Hauptstadt des gleichnamigen Fellata-Reiches, erreicht und von dem dortigen Herrscher die Erlaubniß zur Bereisung von Adamaua erhalten zu haben. Er fuhr im Winter 1880/81 den Niger von Rabba (9° 15' nördl. Br.) aufwärts bis Gomba (circa 11½° nördl. Br.), konnte aber dort seine Bootsmannschaft um keinen Preis bewegen ihn noch weiter bis Say (13° nördl. Br.), wo Heinrich Barth 1853 den Niger überschritten hatte, zu schaffen, weil die ganze Gegend von den räuberischen Keffris unsicher gemacht wird. Statt dessen brachten sie ihn auf dem Gulbi-n-Gindi, einem bedeutenden linksseitigen Nebenflusse des Niger, bis Kalgo (12° 21' nördl. Br.), von wo er zu Lande nach Sokoto (5° 5' östl. L. Gr., 13° 7' nördl. Br.) ging. Auch den Rückweg nach Rabba machte er zu Lande, wobei er namentlich zuletzt ziemlich weit östlich des Niger entlang zog und die Landschaften Jauri und Nupe kennen lernte. Während dieser ganzen Reise, welche die Zeit vom 18. Oktober 1880 bis 16. April 1881 in Anspruch nahm, hat Flegel ein sehr genaues Itinerar aufgenommen, dessen vier Blätter (1 : 300 000) dem Herausgeber dieser Zeitschrift zur baldigen Veröffentlichung übergeben wurden, und das wegen der augenscheinlich darauf verwendeten Sorgfalt ein sehr werthvoller Beitrag zur Karte Afrikas genannt werden darf. Ueber seine ferneren Aussichten schrieb der wackere Reisende von Rabba am 14. April an Dr. Behm: „Sokoto habe ich erreicht und ebenso den Hauptzweck dieser Reise: gute Empfehlungsschreiben des Sultans und des Gandu-Königs für deren ausgedehnte Territorien. Somit darf ich hoffen, daß auch meine Reise nach Adamaua, die ich nach Eintreffen der nöthigen Mittel sofort in Angriff nehmen werde, von Erfolg begleitet sein wird. Ohne Empfehlungsschreiben des Sultans wäre es für mich nicht rathsam gewesen, nach Adamaua zu gehen, da wir (die Missions-Expedition auf dem „Henry Venn" s. Globus" XXXVII, S. 111) 1879 in kein freundschaftliches Verhältniß zum Gouverneur jenes Gebietes getreten sind und man mich sicherlich dort sofort als Begleiter der Dampfschiff-Expedition wiedererkannt hätte. Auch werden die Elfenbeinhändler gewiß meinen Forschungen hindernd in den Weg zu treten suchen, da sie irrthümlicherweise befürchten, ich könnte ihre Kreise stören. Ausgerüstet mit des Sultans Brief, dessen Bedeutung jedes Kind an dem Stempel kennt, werden die eventuellen Intriguen hoffentlich wirkungslos abprallen."

— Herr Karl Berghoff, Inspektor der ägyptischen Regierung in Faschoda, schrieb uns am 11. August dieses Jahres: „Nach einer Nachricht aus Ladó sind bei dem die Militärstation an der Grenze zwischen Monbuttu und Makraka befehligenden Jüsbaschi Hanaschi Effendi mehrere Neger erschienen, welche angaben, sie seien von Dr. **Junker** gesandt, um den Mudir der Aequatorialprovinzen, Dr. Emin-Bey, zu benachrichtigen, daß ihn, Junker, Sultan Durma seines ganzen Gepäckes beraubt habe und gegen seinen Willen im Lande zurückhalte. Er habe darüber — doch nach der Abreise Gessi Paschas — an die Mudirie Bacher-el-Ghasal, welcher das Gebiet des Sultans Durma tributpflichtig ist, berichtet, aber von dort keine Antwort erhalten, und bitte nun Dr. Emin-Bey um Hilfe. Kapitän **Casati** ist nach Monbuttu abgegangen." Doch schon am 15. August konnte Herr Berghoff seine Meldung berichtigen, indem er schreibt: „Gestern kam hier der Dampfer Bordèn vom Bacher-el-Ghasal an, der uns folgende erfreulichere Kunde bringt. Der Afrikareisende Dr. Junker und sein Begleiter Bohndorf sollen sich, laut einer Nachricht von Meschra-el-Rek vom 1. Juli, in bester Gesundheit und auf dem Rückwege befinden. Allerdings soll er von dem Sultan Durma oder N'durma eines Theils seines Gepäckes beraubt sein, doch sind von Seiten der Mudirie Bacher-el-Ghasal die nöthigen Schritte bereits gethan, genannten Häuptling zur Rückerstattung dieser Gepäckstücke (Sammlungen 2c.) zu zwingen. Man erwartete die Ankunft des Dr. Junker in Meschra-el-Rek nach ein bis zwei Monaten."

Polargebiet.

— Der Dampfer „Proteus" ist am 11. September 1881 in St. Johns auf Neufundland angelangt, nachdem er die eine **amerikanische arktische Expedition** (oder Beobachtungkorps, vergl. oben S. 112) am 11. August glücklich in Lady Franklin Bay gelandet hat. Er bringt die englische arktische Post mit, welche im Jahre 1876 auf der Littleton-Insel niedergelegt worden war. Der letzte Winter war, wie auch von der Berings-Straße gemeldet wurde, sehr mild, und das Schiff hätte viel weiter nach Norden vordringen können, da, so weit das Auge reichte, offenes Wasser vorhanden war.

Inhalt: Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. II. — Dr. Th. Achelis: Ethnologische Betrachtungen. I. — General Türr über den Isthmus von Korinth. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiet. — (Schluß der Redaction 19. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra.

Nach dem Französischen des Dr. Gustave Le Bon.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Das, was oben über die schwierigen Existenzbedingungen und die verschiedenen Industrien, welche die Podhaler betreiben müssen, gesagt wurde, beweist die Vielseitigkeit ihrer Hilfsmittel und damit zugleich ihre Intelligenz, welche noch durch die weit verbreitete Lust zum Lernen entwickelt worden ist. Die meisten der Bergbewohner können lesen und schreiben, was sonst in Galizien selten der Fall ist, und lieben die Lektüre. Ihre geistige Ueberlegenheit wird übrigens auch im Lande anerkannt.

Ihr Charakter bietet einige Eigenthümlichkeiten dar, deren hervorstechendste eine fast weibliche Reizbarkeit ist, welche allein schon genügt, sie von den meist sehr schwerfälligen galizischen Bauern zu unterscheiden. Ihre sehr große Empfindlichkeit und ihr ziemlich rachsüchtiges Naturell nöthigen jeden, der mit ihnen zu thun hat, zu großer Vorsicht. Mit Geld setzt man bei ihnen nichts durch, umsomehr aber mit freundlich dargebotenen Cigarren — ein Verfahren, nebenbei bemerkt, das auch den Italienern niedrigen Standes gegenüber mit Erfolg anzuwenden ist, wenn Anerbietungen von Geld nicht mehr verfangen. Für solche kleine Geschenke ergreifen und küssen sie die Hand des Gebers, und davon schließen sich auch Frauen nicht aus. Ihr Unabhängigkeitsgefühl geht sehr weit; vor dem Militärdienst haben sie Abscheu, und als derselbe noch von sehr langer Dauer war, wurden sie lieber Räuber, als daß sie sich zu demselben bequemten. Von Jugend auf an Entbehrungen und Gefahren gewöhnt, besitzen sie Entschlossenheit und Tapferkeit. Sie sind thätig und arbeitsam, gegen Freunde und Fremde wohlwollend, aber bei der geringsten Beleidigung sehr empfindlich. Das Familienleben ist sehr entwickelt, die Achtung für die Eltern sehr groß; die Frauen nehmen an allen Arbeiten der Männer Theil und sind sehr gute und, wie erwähnt, auch fruchtbare Mütter. Wie häufig unter den Slaven wird das Verhältniß zwischen den Geschlechtern durch keine sehr strenge Moral geregelt. Mädchen, die schon Kinder haben, finden leicht einen Mann, und werden keineswegs verachtet. Hoch entwickelt ist ihr religiöses Gefühl, wie das auch bei den Slaven Rußlands der Fall ist, von denen sie sich sonst in vielfacher Hinsicht unterscheiden. Nie geht ein Bewohner der Tatra bei einem der zahlreichen steinernen Krucifixe vorbei, ohne es zu grüßen, und jeder des Weges kommende wird mit „Gelobt sei Jesus Christus!“ angesprochen und muß antworten „In Ewigkeit. Amen!“ Jeden Sonntag gehen sämmtliche Einwohner zum Gottesdienst, bei welchem die Männer die linke Seite der Kirche einnehmen, die Frauen die rechte; wer nicht mehr Platz findet, kniet draußen nieder. Die Weiber liegen, mit einem weißen Schleier bedeckt, während der ganzen Messe mit dem Gesichte auf der Erde. Natürlich stehen auch die Priester bei ihnen in großem Ansehen, und es ist noch nicht lange her, daß der Pfaffe und der Räuber in der Podhale die gewichtigsten Persönlichkeiten waren.

Trotz vielen Anstrengungen vermochte Le Bon keine genauen Nachrichten über den Aberglauben dieser Leute, nament-

lich was Feen und Nixen betrifft, einzuziehen. Derselbe muß demjenigen im übrigen Galizien analog sein, wo wie in der Ukraine der volksthümliche Katholicismus stark mit Resten des Heidenthums und selbst noch tiefer stehenden Elementen gemischt ist. Der Glauben an Werwölfe, Feen, Zauberer ist allgemein verbreitet, wie Dr. Kopernicki's Forschungen beweisen. Krankheiten werden durch Zauber veranlaßt und Heilmittel dienen lediglich dazu, solchen Zauber zu zerstören oder die bösen Wesen, Pest-, Fieber- u. s. w. Geister, welche in den Körper eingedrungen sind, zu vertreiben. Gewisse Pflanzen gelten für mit magischer Kraft begabt; z. B. glaubt man in der Umgebung Krakaus, daß Glockenblumen die Eigenschaft haben, Wöchnerinnen und Neugeborene gegen die Nachstellungen der Nixen zu beschützen. Die Blüthe des Farnkrauts, welche am Johannistage um Mitternacht sich entfaltet, verleiht ihrem Besitzer die Kraft, in der Erde verborgene Schätze zu sehen und die Geheimnisse der Zukunft zu ergründen. Reißt man die Alraunwurzel, die auf den Gräbern Hingerichteter wächst, aus der Erde, so läßt sie einen so schrecklichen Klagelaut hören, daß der Thäter vor Grauen verrückt wird. In manchen Dörfern gilt es für sehr gefährlich, Weidenzweige abzuschneiden, weil der Teufel oft in den Wurzeln des Baumes sitzt. Le Bon hat, wie gesagt, nicht feststellen können, ob solcher in Galizien und der Ukraine weit verbreiteter Aberglauben sich auch in der Tatra findet, weil die Einwohner sich nicht gern darüber aussprechen. Da dieselben viel unterrichteter sind, als die übrigen Galizier, so möchte man annehmen, daß sie auch weniger abergläubisch sind; doch ist ihre Liebe zum Wunderbaren zu groß, als daß sie auf jeglichen Aberglauben verzichtet haben sollten.

Sehr entwickelt ist das ästhetische Gefühl der Tatrabewohner: die meisten dichten und musiciren und besitzen ein bemerkenswerthes Talent zum Improvisiren. Nach



Der Czeski Staw oder Böhmische See.

einem langen Tagemarsche durch die Berge sah Le Bon, daß sie sich lieber dem Vergnügen des Tanzens und Singens hingaben, als daß sie schliefen. Dazu spielt einer von ihnen die Violine, ohne daß er zuvor Unterricht darin genossen hätte. Ihre Musik ist ganz eigenthümlich, wird aber von hervorragenden Kennern sehr geschätzt. Ihr Tanz besteht aus einer Art raschen Trippelns mit den Füßen, während die Arme unbeweglich bleiben. Jeder tanzt der Reihe nach, indem er sich in dem engen Kreise, welchen seine Kameraden bilden, unaufhörlich dreht; ist er müde, so tritt er in den Kreis zurück, und ein anderer nimmt seine Stelle ein. Derjenige, welcher gerade vortanzt, begleitet sich mit Gesang, den er meist improvisirt. Gewöhnlich beschränkt er sich auf ein oder zwei Verse, kleine einfache Gedichtchen, zum Theil nicht ohne Anmuth und zuweilen etwas ironisch. Le Bon giebt einige Proben in französischer Prosa, welche natürlich durch die zweimalige Uebertragung verlieren; eine Uebersetzung in Versen wäre jedoch noch ungenauer. Ein unglücklicher Liebhaber z. B. klagt folgendermaßen:

Mädchen, hast du mit dem Teufel einen Pakt geschlossen?
Um den Janik dermaßen zu bezaubern?
Wäre es Satan, der dein Antlitz gemalt
Mit Karmin und Rosa, das er der Blume genommen?
Liebe, o meine Liebe! Hundert Mal verfluchte Liebe!
In deinen eisernen Ketten seufzt mein armes Herz.

Ein anderer fragt, was es Elenderes giebt auf Gottes weiter Welt, als einen Podhalen, der zu arm ist, seinem Pferde Futter geben zu können. Hier die Antwort:

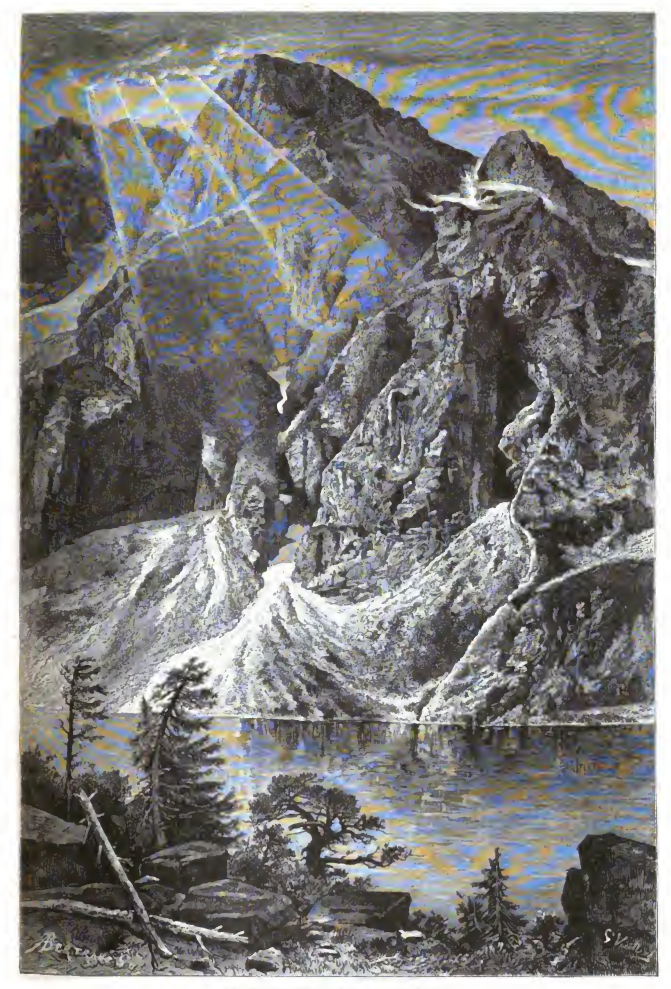
Der arme Janik ist wohl zu beklagen:
Nichts zu fressen für sein Pferd.
Aber mehr noch zu beklagen ist das alte Mädchen,
Die sich nicht verheirathen kann.

Häufig hört man folgende Strophe, die sich an die Herren des Landes richtet:

Herren, mächtige Herren, ihr werdet uns beherrschen;
Aber wißt es, über uns werdet ihr keine Macht haben.

Wie alle primitiven Völker lieben die Podhaler kriegerische Thaten, gewaltige Abenteuer und tönende Beiwörter. Ihr bilderreicher Styl zeigt sich auch in den Namen, welche sie ihren Bergen, Thälern und Seen gegeben haben; dieselben bezeichnen meist Eigenschaften des betreffenden Gegenstandes oder Analogien.

Das Räuberthum der Tatra gehört einer vergangenen Zeit an. Unabhängigkeitssinn, Abscheu vor dem Militär-



Die Mieguszowska und der Große Fischsee.

dienst, Furcht vor Strafe für Wilddieberei, Sucht, von sich reden zu machen, trieben die Leute früher in die Wälder. In der Einbildung des Volkes wenigstens galten diese Räuber für brave, wohlthätige, tugendhafte, gottesfürchtige Männer, ohne Scheu vor Menschen, gewaltthätig gegen Reiche, freigebig den Armen gegenüber. Der Titel „zboshnik" war deshalb ein sehr gesuchter und charakterisirte seinen Träger als unabhängigen, tapfern, gewandten Mann, Eigenschaften, welche bei den Gebirgsbewohnern in so hoher Achtung stehen. Deshalb machten auch die Hauptleute es neuen Kandidaten schwer genug, und unterzogen sie vor der Aufnahme harten Prüfungen. Mit dem Himmel und seinen Heiligen standen die Räuber stets auf gutem Fuße; eine in verschiedenen Varianten vorkommende Sage berichtet denn auch, daß die alte Annenkirche in Nowy-Targ von Räubern zum Danke für den Schutz, welchen ihnen die Heilige gewährt hatte, erbaut worden sei.

Die letzten berühmten Räuber der Tatra waren ein gewisser Mateya von Zakopane, welcher vor fünf Jahren im Gefängnisse zu Wisnicz starb, und ein gewisser Tatar aus demselben Orte, welcher eine Höhle am Berge Osobita bewohnte, ein höchst merkwürdiges Leben führte, aber zuletzt ruhig in seinem Heimathsdorfe starb, wo ihn noch mehrere heute lebende Einwohner gekannt haben. Jetzt ist das Räuberwesen in der Tatra wohl ganz verschwunden, und der Reisende hat dort nicht mehr zu besorgen, als in anderen Theilen Europas. Doch ist bei der Achtung, welche die Eingeborenen für die Räuber hegen, anzunehmen, daß sie unter günstigen Verhältnissen wieder dazu zurückkehren würden. So führt Goszczynski die Thatsache an, daß Gebirgsbewohner, nur um den Titel „Räuber" zu erwerben, sich, bis an die Zähne bewaffnet, an einsame Stellen, die Niemand betritt, begaben, dort einige Tage verweilten und dann ruhig in ihre Dörfer zurückkehrten.



Der höchste Theil der Tatra am Ursprunge des Weißwasser-Thales.

Die verschiedenen Eigenschaften der Podhaler, ihre Thätigkeit, Energie, Reizbarkeit, Intelligenz und lebhafte Einbildungskraft, unterscheiden sie scharf von den sie umgebenden Völkerschaften. Die Polen in den Beskiden und die Ruthenen besitzen jene Merkmale nur in sehr geringem Grade und zeichnen sich meist nur durch Schwerfälligkeit und Unwissenheit aus. Die Slovaken sind zwar größer und kräftiger als die Podhaler, dafür aber nicht so lebhaft, arbeitsam und industriell. Von der Intelligenz der Podhaler aber sind alle Reisende, welche ihr Land besucht haben, überrascht gewesen. Wie Le Bon's anthropologische Messungen ergeben haben, unterscheiden sich indessen die Podhaler auch körperlich von den zunächst wohnenden Völkern; ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, nennt er unter ihren physischen Besonderheiten besonders einen eigenthümlichen physiognomischen Typus und eine größere Entwickelung des Schädels, als bei den Nachbarstämmen. Es existiren in der Podhale zwei sehr bestimmte Gesichtstypen: der eine, welcher der Landschaft nicht speciell eigenthümlich ist, zeigt ein flaches rundes Gesicht mit oft vorspringenden Backenknochen, blaue oder graue, sehr selten dunkele Augen, blonde oder kastanienbraune, fast niemals schwarze Haare

und eine oft stumpfe Nase. Der zweite Typus, von dem Le Bon glaubt, daß er der Podhale eigenthümlich sei, weil er sich unter den benachbarten Völkern nur sehr selten findet, wird charakterisirt durch ein meist längliches Gesicht, eine gerade oder oftmals eine Adlernase, welche letztere bei Polen und Ruthenen sehr selten ist, meist helle Augen, Haare, die von hellblond bis tiefschwarz wechseln. Letztere Farbe ist bei Repräsentanten des ersten Typus unendlich selten, während sie sich etwa bei einem Drittel der Vertreter des zweiten findet.

Zwischen beiden Typen finden unmerkliche Uebergänge statt, welche indessen noch nicht in der Mehrheit sind. Erst wenn die beiden beschriebenen Typen verschwunden sein und einem Zwischentypus, der sich wahrscheinlich viel mehr dem zweiten als dem ersten nähern wird, Platz gemacht haben werden, wird die Race eine Homogeneität erreichen, welche sie heute noch nicht besitzt. So verschieden aber auch jene Typen sind, so haben doch ihre Vertreter mehrere gemeinsame Eigenschaften, welche erlauben, daß man sie als eine einheitliche Race betrachtet und sie zugleich scharf von den Nachbarstämmen scheidet. Darunter sei hier nur eine allgemeine sehr starke Brachykephalie und eine ansehnliche Entwickelung des Schädels erwähnt. In seiner vom Institut und der Société d'anthropologie preisgekrönten Schrift „Recherches anatomiques et mathématiques sur les lois des variations du volume du crâne" hat Le Bon die engen Beziehungen nachgewiesen, welche zwischen dem Schädelvolumen und der Intelligenz bestehen, wenn man,



Haupttypen der Podhaler Gebirgsbewohner.

individuelle Ausnahmen bei Seite lassend, nur mit großen Serien operirt. So hat er zum Beispiel nur mit Ziffern bewiesen, daß man hinsichtlich der Schädelgröße in Frankreich folgende Klassifikation durchführen könnte: Gelehrte und Studirte, Pariser Bürger, Adlige aus alten Familien, Bediente, Bauern. Seine Schädelmessungen an den Podhalern im Vergleiche mit denen Kopernicki's an den Nachbarstämmen stellen erstere in Hinsicht auf Schädelvolumen nicht nur über Ruthenen und Juden, sondern noch über die polnischen Gebirgsbewohner an den Grenzen der Podhale.

Außer den erwähnten fundamentalen Verschiedenheiten zwischen den Podhalern und allen Nachbarstämmen giebt es noch andere in der Physiognomie, welche beim Messen nicht wahrnehmbar sind, deren Ganzes aber einem geübten Beobachter, wie Kopernicki behauptet, nie entgeht und ihn sofort den Ruthenen, den Beskiden-Polen, den Slovaken, Juden oder Podhaler erkennen läßt. Dies zugegeben, entsteht die Frage, welchen Einflüssen von Zuwanderung oder Kreuzung diese Differenzen zuzuschreiben sind. In mittelbarer oder unmittelbarer Weise hat das „milieu" sicher einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Worin sich dasjenige, in welchem die Podhaler leben, von dem ihrer Nachbaren unterscheidet, haben wir oben gesehen. Die Unfruchtbarkeit ihres Bodens zwingt sie, alle ihre Hilfsmittel an Arbeitsamkeit und Intelligenz aufzuwenden, um ihren Unterhalt zu erwerben, während doch das rauhe Klima und die schwierigen Lebensbedingungen die meisten Kinder dem Tode weihen und nur die kräftigsten darunter aufwachsen. Eine solche Auswahl, die mehrere Menschenalter hindurch unter Kindern und Erwachsenen getroffen wird, mußte schließlich durch lang-



Das Thal des Dunajec bei Szczawnica am östlichen Ende der Tatra.

same erbliche Anhäufung der von jeder Generation erworbenen Eigenschaften eine dergestalt kräftige und intelligente Race hervorbringen. Durch derartige Folgerungen hauptsächlich, meint Le Bon, kann man sich die Entstehung des heutigen Angloamerikaners erklären. In dem Kampfe gegen die Natur, welchen die ersten amerikanischen Pioniere unternahmen, mußte man siegen oder untergehen, und nur die fähigsten konnten triumphiren und ihren Nachkommen ihre tüchtigen Eigenschaften vererben.

Aber die erwähnten Einflüsse des „milieu" können nur unter gewissen speciellen, aber nur allzu häufig verkannten Bedingungen wirken. Ist das „milieu" ein wichtiger Faktor, so ist es in noch viel höherm Grade die Vererbung, d. h. die während eines unermeßlich langen Zeitraumes aufgesammelten Fähigkeiten. Zahlreiche historische Beispiele zeigen, daß, wenn die Vererbung seit langer Zeit gewisse Eigenschaften in einer Race herausgebildet hat — und das geschieht rasch, wenn eine Race isolirt ist —, das „milieu" nicht mehr umformend wirken kann. So bewahren die Juden unter allen Breiten ihren unveränderlichen Typus; so ist der heiße ägyptische Himmel ohne Einfluß gewesen auf die gealterten Völker, welche in das Land kamen, aber alle zu Grunde gingen, anstatt sich umzuformen. Die Vererbung ist ein so mächtiger Faktor, daß nur wieder Vererbung gegen sie ankämpfen kann. Nur wenn verschiedene Racen, welche entgegengesetzte erbliche Fähigkeiten, die deshalb einander aufzuheben im Stande sind, sich vereinigen, vermag das „milieu", welches nun nicht mehr gegen eine Vergangenheit von erdrückender Wucht zu kämpfen hat, seine mächtige Wirkung auszuüben. Will man deshalb annehmen, daß das „milieu" auf die Podhaler den vermutheten Einfluß gehabt hat, so muß man auch ebenso annehmen, daß dieser Einfluß auf eine Volksmenge gewirkt hat, welche durch Vermischung sehr verschiedener Individuen entstanden ist und welche folglich erbliche Fähigkeiten besaß, die einander aufzuheben im Stande waren. Nun ist die Tatra von sehr verschiedenen Völkern, Magyaren, Ruthenen, Slovaken, Deutschen u. s. w. umgeben. Versetzen wir uns nun in die Zeiten, wo so wenig zugängliche Dörfer, wie Zakopane, bevölkert wurden, und wo während des größten Theiles des Jahres so schwierige Existenzbedingungen herrschen, so können wir einerseits annehmen, daß diese Orte von Leuten sehr verschiedener Abstammung, die aus irgend welcher Ursache ihre Heimath verlassen mußten, gegründet wurden, und andererseits, daß diese Individuen, anfangs gering an Zahl, sich lange Zeit unter einander gekreuzt haben. Aus der Mischung dieser verschiedenen Elemente, durch den Einfluß des „milieu", der Zuchtwahl und der Existenzbedingungen sind die heutigen Bewohner der Tatra entstanden. Ihr Aussehen und die anthropologischen Messungen zeigen, daß sie auf dem Wege sind, eine homogene Race zu bilden, heute aber noch keine solche darstellen. Der eine der beiden Typen, derjenige mit dem langen Gesichte und der Adlernase, kann nicht durch Kreuzung mit einer der heutigen Bevölkerungen in der Umgebung der Tatra entstanden sein; denn keine derselben besitzt jene unterscheidenden Eigenschaften. Seinen Ursprung aufzudecken wäre heute unmöglich, da dieser Theil Europas seit der Ankunft der ersten Arier und seit Attila's Zügen von zu verschiedenen Racen überschwemmt worden ist. Was den andern Typus mit rundem Gesicht, oft vorstehenden Backenknochen, häufiger Stumpfnase und fast immer hellen Haaren anlangt, so wäre Le Bon geneigt, ihn einer in sehr früher Zeit geschehenen Kreuzung mit Slovaken zuzuschreiben. Findet eine solche auch heutigen Tages nicht mehr statt, so kann sie doch in einer mehr oder weniger fernen Vergangenheit sehr wohl stattgehabt haben. Den Beweis dafür findet er in dem Vorkommen von einzelnen hochgewachsenen Individuen der Podhale, welche einen scharfen Gegensatz zu ihren kleinen Landsleuten bilden; dasselbe läßt sich nur durch den atavistischen Einfluß einstiger Vorfahren erklären (Prof. Kopernicki bestätigt diese Annahme durch linguistische Gründe). Um noch einmal die Ergebnisse unserer Ausführungen zusammenzufassen, so war die Einwohnerschaft der Podhale in einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Zeit eine einfache Anhäufung sehr verschiedener Individuen. Indem sich dieselbe nach und nach isolirte, nur in sich selbst vermischte und stets der Wirkung derselben „milieux" und derselben Zuchtwahl ausgesetzt war, wurde sie mehr und mehr homogen und entwickelte sich zu einer Race mit gemeinsamen Eigenschaften, welche sie scharf von allen Nachbarvölkern unterscheiden. Diese selten beobachteten Thatsachen haben in Hinsicht auf die Lehren, welche in den letzten Jahren die Naturwissenschaften so sehr umgestaltet haben, eine hohe Bedeutung, und Le Bon wird an anderer Stelle ausführlich auf sie zurückkommen.

Nachdem er seine Körpermessungen und photographischen Aufnahmen bei Zakopane beendet und von seinen dortigen polnischen Freunden bewegten Abschied genommen hatte, fuhr er in einem primitiven Karren nach Szczawnica, welches 14 Stunden von Zakopane entfernt, schon jenseit des Ostendes der Tatra gelegen ist. Oestlich von Neumarkt durchbricht der Dunajec in einer engen und tiefen Schlucht das bis 982 m ansteigende Kalkgebirge der Pieniny; zwischen dem Rothen Kloster (1319 von Karthäusern gegründet, 1433 schon durch die Hussiten zerstört) und dem Badeorte Szczawnica, wo der Dunajec die Grenze zwischen Galizien und Ungern bildet, bestehen seine Ufer aus hohen, meist senkrecht abfallenden, malerischen Felsen. Eine Fahrt auf den Kähnen, welche die eingeborenen „Goralen" mit großer Geschicklichkeit zu lenken verstehen, bietet hohen Genuß, wenn auch die Berge nicht mehr die wilde Größe der Tatra bieten. Die Bevölkerung von Szczawnica machte auf den Reisenden lange nicht den günstigen Eindruck, wie die Podhaler: sie gilt für schwerfällig, unwissend und dumm; der weit verbreitete Kropf zeigt, daß sie auch körperlich tiefer steht.

In Stary-Sacz erreichte Le Bon die Eisenbahn, welche über die Karpathen hinweg Ungern mit Galizien verbindet.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

III.

4. Die Schatten der Verstorbenen.

Wir haben eine ganze Reihe schlimmer Wesen kennen gelernt, vor denen sich der Wotjäke beständig hüten und in Acht nehmen muß; doch gelingt es immerhin zur Noth, sie in Schach zu halten, selbst die Krankheitsgeister sind nur Werkzeuge in der Hand Mächtigerer, denen man nur selten zu opfern braucht um sie zu besänftigen; nicht so mit einer andern Art von Geistern, deren Masse überwältigend groß ist, so daß ihnen fast täglich Opfer dargebracht werden, deren man beständig gedenken muß; das sind die Schatten oder Manen (ts'yko) der Verstorbenen. Hierin zeigt sich so recht das Schauderhafte des Schamanismus. Während nach dem Glauben der Christen eine hingeschiedene Mutter als segnender Engel ihres Kindes Schicksal glücklich zu gestalten bestrebt ist und ihm auf allen seinen Wegen mit liebevollem Blicke folgt, so ist sie nach der Wotjäken düsterm Glauben von der Todesstunde an die Feindin ihres Kindes. Jeder Verstorbene ist der Feind seiner Anverwandten und deren Nachkommen und sucht sie mit Elend, Krankheit und Seuchen von Mensch und Vieh heim, wenn man ihn nicht beständig immer und immer wieder durch Opfer milde stimmt. Nach Castrén hatten die alten Finnen eine zweifache Anschauung vom Schattenleben; nach der einen sollten die Schatten nur in den Gräbern ihre Wohnung haben, nach der andern sollten sie sich in einem gemeinsamen Todtenheim versammeln. Die erstere ist offenbar die ältere. Nach meinen Erfahrungen nun findet sich bei den Wotjäken nur diese ältere, rohere Anschauung vertreten, von der zweiten höhern nur kaum leise Andeutungen. Die von Georgi erwähnten Todtenwohnungen: dunja jugit, helle Welt, und kuratsin inty, Ort der Drangsal, in welchem letztern die Sünder in Theerkesseln schmoren, sind natürlich christlichen Ursprungs.

In den Evangelien, sagt Aminoff, wird der Begriff Hölle mit šaipydes übersetzt, was aber nur Boden des Grabes heißt, das Wort entspricht also gleichfalls der Anschauung, nach welcher die Todten im Grabe ihr Schattendasein fortleben. Dies geht auch aus verschiedenen Gebräuchen hervor. Man giebt einem Verstorbenen alle seine Instrumente, die er im Leben brauchte, in den Sarg mit; seinen Hakenpfriemen zum Flechten der Bastschuhe, Messer, Löffel, ferner Speise, Tabak und ein Beutelchen mit Geld, den Kindern ihre Spielsachen. Gewiß aus demselben Grunde wurden auch bei den Deutschen noch im Mittelalter den Kindern Spielsachen mit ins Grab gegeben, was jetzt von den Zeitungspoeten als „sinniger Brauch“ bezeichnet wird. Ueber dem Grabe, erzählt Aminoff, wird eine Nachbildung des wotjäkischen Wohnhauses aufgeschlagen, bestehend aus vier niederen Pfählen, die mit Querstangen verbunden und mit Lindenborke bedeckt werden, damit der Regen nicht aufs Grab fällt. Die Leichen wurden früher ohne Sarg oder mit offenem Sarge beerdigt, denn sie verbleiben nicht im Grabe, sondern streifen umher und haben auch Beziehungen zu einander. Wenn ein Kind stirbt, werden verstorbene Verwandte desselben gebeten, für sein Fortkommen zu sorgen. Wenn ein Erwachsener unvermählt stirbt, wird er aufgefordert sich zu verheirathen und nicht allein zu leben, offenbar, weil die Einsamkeit den Menschen übel stimmt.

Bisweilen kommen die Schatten auch in ihre alte Behausung und erscheinen ihren Angehörigen im Traume. Dann giebt es großes Entsetzen im Hause, und es wird sogleich ein Opfer für sie angestellt, sonst tritt als Strafe Krankheit und Elend ein. Diese Opfer werden kis'ton genannt (von kis'tyny, gießen, streuen, schütten). Ehe ich zur Beschreibung dieser übergehe, möchte ich die interessante und eingehende Beschreibung, welche Gawrilow über die Behandlung der Leiche bis zur Beerdigung giebt, hier wiederholen. Sofort nach Erlöschen des Lebens wendet man die Leiche mit dem Kopfe zum Heiligenbilde und bedeckt sie vollständig von Kopf bis zu den Füßen. Dabei werden auch die Augen zugedrückt und die Glieder ausgestreckt. Sobald warmes Wasser bereit ist, wäscht man den Todten unter dem Tragbalken (s'ury kor, momy kor) der Stube mit Seife und Wasser sorgfältig ab und bekleidet ihn dann mit seinen besten Gewändern. Darauf ladet man die nächsten Verwandten und Nachbarn ein, beim Verfertigen des Sarges (koros) behilflich zu sein, einer aber von ihnen wird zu Pferde zum Küster geschickt um sofort ein Grab zu bestellen. Sobald der Sarg fertig ist, hebt man die Thür des Zimmers aus und stellt sie bei der andern Thürschlänge an die Wand und Alle verlassen den Raum und lassen den Todten allein. Hinter dem Sarge gehen dann alle wieder hinein. Auf dem Boden des Sarges werden in zwei Theile zerhackte noch unbenutzte Badequäste[1]) ausgebreitet und mit Flachs bedeckt. Als Kopfkissen dient ein mit Flachs gefülltes Säckchen von weißem Lein. Nachdem die Leiche hineingelegt ist, wird der Sarg in der Mitte des Zimmers auf Stühle gestellt, mit dem Kopfende zu den Heiligenbildern gewandt und an diesem Ende klebt man an den Rand des Sarges hausbereitete brennende Wachslichter, ebenso am andern Ende des Zimmers auf eine zum Aufhängen von Kleidern dienende Stange in der Nähe des Ofens und bittet die früher verstorbenen Verwandten, auch diesen Todten als Gefährten aufzunehmen. Dabei wird von einem aus gedörrtem Hafermehl und Wasser gekochten dicken Brei ein Löffel voll mit etwas Butter in eine am Kopfende des Sarges stehende unbrauchbare Schale gethan. Dies heißt tyrem. Diese Schale wird dann mit ihrem Inhalte den Hunden vorgeworfen. Jetzt werden dem Todten noch die in jenem Leben nothwendigsten Gegenstände, wie Geld, Messer rc. mitgegeben und der Sarg geschlossen und hinausgetragen, worauf die Thür wieder eingehängt wird. Auf dem Hofe stellt man den Sarg auf einen Balkenklotz und wendet ihn mit dem Kopfe drei Mal gegen die Sonne, damit er unaufgefordert den Weg ins Haus

[1]) Besenartig zusammengebundene und getrocknete Bündel von Birkenzweigen mit Blättern.

nicht finden möge. Aus demselben Grunde werden alle Ueberbleibsel des Sarges, Spähne, Bretterenden und dergleichen, sorgfältig gesammelt und entweder sofort verbrannt oder in einen Korb gelegt, welcher mit dem Todten zugleich fortgeführt und in den Wald oder in eine Schlucht geworfen wird. Sobald das Pferd angespannt ist, beeilt man sich den Todten hinauszuführen, denn wenn das Pferd vor der Leiche auf dem Hofe mistet, so geht noch im selben Jahre ein weiterer Leichnam aus diesem Hause. Beim Einsegnen der Leiche in der Kirche reicht eine Mutter ihrem verstorbenen Kinde zum letzten Male die Brust, d. h., sie drückt ihm aus der Brust drei Mal Milch in den Mund. Nach der Beerdigung waschen sich Alle sorgfältig in der Badstube und ziehen sich neue Wäsche an. So weit Gawrilow.

Regelmäßige Todtenopfer werden bei folgenden Gelegenheiten gebracht: zunächst am dritten Tage nach dem Tode eines Menschen, kuin ui, von kuin, drei, und ui, Nacht, denn diese Libationen werden in der Regel gegen Mitternacht vorgenommen — wie es scheint, streichen auch die wotjäkischen Gespenster am liebsten um Mitternacht umher —, ferner am siebenten Tage, siz'ym ui, am vierzigsten Tage, nyl'don ui, und am Jahrestage des Todes, ares' kis'ton. Jährlich werden allen Manen, den ts'yke põresjos, d. h. den längst verstorbenen ts'yke, Opfer vollbracht. Im Frühling in der Woche vor Palmsonntag opfert jede Familie zu Hause gegen Mitternacht auf folgende Weise: Der Tisch wird mit Eßvorräthen, Fleisch, Brot oder Kuchen, kumyška und Bier besetzt. Neben dem Tisch auf der Diele steht ein Trog (ts'umon) aus Birken- oder Lindenrinde, auf dessen Rand eine brennende Wachskerze geklebt ist. Der Hausherr bedeckt sich das Haupt mit dem Hute, nimmt ein Stück Fleisch in die Hand und spricht: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, wohl hütet und erhaltet; macht keine Krüppel (aus uns), werft keine Seuchen (auf uns); das Korn, den Wein, die Speise laßt wohl gelingen!“

Aminoff führt statt dessen folgendes ähnliche Gebet an: Ihr Längstverschiedenen, möge das Opfer vor euch niederfallen, ob ihr nun anwesend seid oder nicht. Zürnet nicht und saget nicht, wir hätten euch keine Opfer gebracht. Erhaltet eure überlebenden (Verwandten) bei Gesundheit, sucht sie nicht mit Kriebelkrankheit heim, erzeugt keine Krähen und Elstern, macht das Vieh und die Pferde fett, gebt den Kindern Gesundheit!

Nachdem er solche Worte gesprochen, wirft der Betende, unter ehrfürchtigem Lüften des Hutes sich verbeugend, einen Theil des Fleisches in den Trog und ißt schweigend den Rest selbst. Dasselbe wiederholt er dann der Reihe nach mit den übrigen Vorräthen. Ihm machen es die übrigen Familienglieder nach. Nach Beendigung des Opfers wird in einigen Gegenden der Inhalt des Troges den Hunden vorgeworfen. Beißen sie sich darum, so gilt das als gutes Zeichen. Dies mag vielleicht mit dem Glauben der Tscheremissen zusammenhängen, daß die Wohnungen der Geister von Hunden bewacht werden.

Wenn man zu den Geistern derjenigen Verstorbenen betet, welche der Opfernde gekannt hat, werden in dem Gebete statt der Anrede ts'yke põresjos die Namen der Verstorbenen, welche dieselben während des Lebens führten, genannt.

Bei den heidnischen Wotjäken soll es nach der entschieden unrichtigen Schilderung Bechterew's bei den Opfern folgendermaßen zugehen: Alle Anwesenden schenken sich ein Glas kumyška ein und wenden sich gegen Norden. Darauf betet der Aelteste der Familie zum inmar, er möge die Qualen des Verstorbenen erleichtern und ihm eine lichte Wohnung geben. Nach Beendigung des Gebetes nimmt er den obersten Kuchen, taucht ihn in kumyška und wirft ihn dem Hunde hin. Frißt dieser ihn auf, so ist das ein Zeichen, daß es dem Verstorbenen gut geht, und alle fangen fröhlich an zu schmausen; läßt er ihn aber liegen, so gehen alle bekümmert auseinander, denn dann geht es dem Hingeschiedenen übel. Wenn schon die christlichen Wotjäken sich wenig darum kümmern, wie es den Geistern geht, so werden es, wie ich meine, die heidnischen noch weniger thun, oder höchstens nur darum, weil die Geister, wenn es ihnen gut geht, wahrscheinlich die Ueberlebenden in Frieden lassen. Wie an dieser Stelle so läßt Bechterew auch an anderen seiner Phantasie gern die Zügel schießen. Der äußerliche Hergang mag übrigens richtig sein.

Im September, nach Beendigung aller Feldarbeiten, wird an einem durch die Volksversammlung bestimmten Tage das gemeinsame Todtenopfer des ganzen Dorfes gefeiert (gurto kalyken kis'ton). In allen Hütten wird an diesem Tage der Tisch festlich gedeckt und mit Eßvorräthen reichlich versehen. Am Nachmittage versammeln sich alle Bewohner des Dorfes mit Ausschluß der verheiratheten Weiber und gehen aus einem Hause ins andere, kein einziges auslassend, und in jedem Hause wirft jeder Besucher etwas von den Eßvorräthen in den beschriebenen Trog, dabei die Worte sprechend: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, möge die Libation, die wir spenden, vor euch niederfallen.“

Nach Aminoff wird die Frühlingslibation tylys kis'ton, das Herbstopfer siz'yl kis'ton genannt (von tylys, Frühling, und syz'il, Herbst). Das Opfer besteht aus Brot, Pfannkuchen, Fleisch, Suppe, kumyška, was in ein kleines Loch auf dem Grabe gegossen, beziehungsweise gelegt werde. Diese Sitte scheint in einigen Gegenden bereits verlassen. In der Fabrik wallfahrteten allerdings Männer und Weiber, namentlich aber die letzteren, im festlichen Schmucke zu vielen Tausenden auf den Kichhof. Leider bin ich ihnen dorthin nicht gefolgt, doch hörte ich später, daß sie dort allerhand Eßvorräthe, namentlich Eier, auf die Gräber legen, und dabei sagen: Iß, Peter (oder Iwan, oder wie derjenige gerade heißt, auf dessen Grab man die Spende niederlegt). Mit diesem Gebrauch hängt vielleicht die Sitte der Esthen zusammen, zu Pfingsten zu Tausenden auf die Kirchhöfe zu wallfahrten. Doch wird auch dieser Brauch nicht in allen wotjäkischen Gegenden geübt.

Außer den genannten feierlichen Libationen wird bei jedem Thier, das man schlachtet, der Verstorbenen gedacht mit den Worten: „Ihr Geister, verunstaltet uns nicht, (dafür) gebe ich euch das Blut. Die Speise, den Wein laßt beim Kochen nicht versiegen.“ Die Knochen werden nach den Mahlzeiten sorgfältig gesammelt und auf eine Wiese oder in eine Schlucht hinausgeworfen mit den Worten: „Ihr Geister der Längstverschiedenen, mögen die Knochen, die wir euch hinwerfen, vor euch niederfallen.“

Dieser Ort, an welchem die Speisereste des ganzen Dorfes hingeworfen werden, heißt ly kujan, Knochenwurf, oder ly kujan inty, Knochenwurfstelle. Hierher werden auch alle Kleider, alle Dinge, mit welchen ein Mensch während des Sterbens in Berührung war, hinausgetragen, die Wiege, auf welcher das Kind geruht, das Stroh, auf welchem der Kranke entschlafen. Wohl aus diesem Grunde sollen häufig einem Sterbenden alle Kleidungsstücke von Werth abgenommen werden, so daß er auf bloßem Stroh liegt (Bechterew).

Wo die Jagd ein wichtiges Erwerbsmittel ist, wie im

wjätkaschen Gouvernement, wird nach Aminoff vor dem Beginn der Herbstjagd den Hingeschiedenen zugleich mit den Waldgöttern geopfert. Derselbe Autor berichtet, daß im wjätkaschen wie im kazanschen Gouvernement einem hingeschiedenen Hausherrn oder Hausfrau ein eigenthümliches Opfer gebracht wird. Dieses Fest werde gewöhnlich einige Jahre nach dem Tode der Personen gefeiert und habe einen freudigen Charakter; es soll genau mit denselben Ceremonieen begangen werden, wie eine Hochzeit und heiße auch kulem murt s'uan, d. h. Todtenhochzeit, oder jyr pyd s'oton = Haupt-Fuß-Opfer. Im Kazanschen werde sowohl der Hausfrau wie dem Hausherrn eine schwarze Kuh geopfert, im Wjätkaschen dem Manne ein schwarzes Pferd, der Frau eine schwarze Kuh; „damit Vater und Mutter in der andern Welt nicht Pferd und Kuh vermissen sollen," wie ein Wotjäke Aminoff sagte. Nach dem Schluß des Festes werden die Knochen des Opferthieres mit großer Festlichkeit auf das ly kujan inty, die Knochenwurfstelle, gebracht.

Aus dem großen Raum, den der Kultus der Manen im religiösen Leben der Wotjäken einnimmt, kann man schließen, wie sehr sie jene fürchten. Mit dieser Angst hängt sicherlich auch eine sonderbare Rache zusammen, deren Vorkommen mir vielfach, namentlich auch von den Kriminaluntersuchungsrichtern der Gegend, verbürgt wurde, und die ich dann auch bei Bechterew erwähnt finde. Wenn Jemand sich möglichst grausam an seinem Feinde rächen will, dann hängt er sich in dessen Hofe auf oder schneidet sich den Leib auf. Diese anspruchslose Art sich zu rächen heißt nach Bechterew: „das dürre Elend bringen." In der That, wenn die Geister der Verstorbenen schon ihren früheren liebsten Freunden und Anverwandten übel genug mitspielen, da kann man sich denken, daß sie mit ihrem bittersten Feinde nicht gerade schonend verfahren werden. Hiermit finden wir sicher auch eine Erklärung für die große Friedensliebe der Wotjäken, und es scheint sich also die Moral der Furcht bisweilen vollkommener zu erweisen, als die der Liebe.

Ethnologische Betrachtungen.

Von Dr. **Ths. Achelis.**

II.

Haben wir bisher nur den Begriff der Ethnologie uns klar zu machen gesucht, ihre Methode und ihren Umfang, so handelt es sich jetzt für uns, im Einzelnen die Wirksamkeit der Vorstellungen kennen zu lernen, welche sich aus ihrem Studium für unsere gesammte Weltanschauung ergeben. Es versteht sich von selbst, daß hier nur eine Skizze dieses weitreichenden Einflusses gegeben werden kann, in welcher der eine Faktor mehr, der andere weniger hervortritt. Um aber andererseits nicht ein völlig zusammenhangsloses Durcheinander zu schaffen, so werden wir am besten jene Impulse auf demjenigen Gebiete verfolgen können, welches die Principien der verschiedenen Wissenschaften selbst wiederum zum Gegenstand seiner Untersuchung macht und im letzten Grunde erst eine einheitliche Welterklärung ermöglicht, die Philosophie. Natürlich können auch hier nur die scharf hervorgehobenen Gegensätze uns den Fortschritt veranschaulichen, den wir vermittelst jener Disciplin in vielen Fächern gemacht haben; in das Detail einzugehen, verbietet die Menge des Stoffes von selbst: erst die abschließende Perspektive gestattet die fundamentale Umwälzung ganz zu würdigen, welche unsere heutige Denkart erfahren hat.

War es früher üblich (und man findet noch immer in einigen Handbüchern der Religionsphilosophie diese Tendenz) von einem angeborenen Gottesbewußtsein zu sprechen, das, verschleiert in der Brust eines jeden Menschen liegend, sich allmälig unter günstigen Bedingungen (meist war damit die christliche Konvertirung gemeint) zu voller Blüthe entfalte, so ist diese Vorstellung jetzt für jeden leidlich ethnologisch Gebildeten vernichtet. Die empirische Beobachtung hat erwiesen, daß es ein derartiges Minimum einer Gottesidee, als integrirenden Bestandtheil der menschlichen Natur, absolut nicht giebt, sondern daß höchstens eine gewisse Disposition angenommen werden kann, vermöge deren die lebhafte Phantasie des Wilden die ganze sinnliche Welt mit Göttern, d. h. potenzirten Wesenheiten seiner selbst erfüllt. Erst im Laufe der Jahrhunderte, mit gesteigerter Intelligenz wird dieser bunte Himmel evakuirt und an die Stelle unzähliger, mit beschränkter Macht ausgerüsteter, ja häufig der Laune der Menschen unterworfener Gottheiten ein absolutes Wesen gesetzt. Freilich ist es gerade so einseitig, wenn man in religiöser Hinsicht wie in jeder andern annehmen wollte, die menschliche Seele sei eine tabula rasa gewesen, in die hinein die Erfahrung ihre Eindrücke gemacht habe, um ihr so erst einen Inhalt zu verleihen. Falls hier nicht, wie bei allen derartigen Vorgängen, die Außenwelt nur als Reizmittel aufgefaßt wird, um den schon vorhandenen Keim zur Entwickelung zu bringen, bleibt es ganz unverständlich, wie es denn zugeht, daß bei völliger Passivität, d. h. Gleichgültigkeit, ein völlig neuer Inhalt in einem Element geschaffen wird. Diese philosophische Ueberlegung wird durch die Empirie bestätigt; mit Recht sagt Roskoff (Religionswesen der rohesten Naturvölker, Leipzig 1880), daß wir Wilde ohne jegliche Religion überhaupt nicht finden; freilich muß man keinen idealen Maßstab anlegen wollen, sondern die dürftigste und erbärmlichste Form des Fetischismus als Religion anzuerkennen sich entschließen. Finden wir doch schon hier einen Versuch Geistiges und Körperliches zu trennen; nicht der Klotz als solcher, den der Wilde verehrt, ist der Fetisch, sondern die in ihm wohnende göttliche Kraft, die allerdings der Naturmensch sich unterthan glaubt, sobald er die sinnliche Hülle in seinen Besitz gebracht hat. Wir können es nicht für ein Zeichen besonders tief stehender Religiosität halten, daß hier „die Abstraktion noch nicht so weit gediehen ist, daß sie den Geist auch nur frei von der sinnlichen Erscheinung sich denken kann" (Wundt, Vorlesungen über Menschen- und Thierseele 2, 276); denn bei einigermaßen vorurtheilsfreier Prüfung der landläufigen religiösen Vorstellungen werden wir bald finden, wie wenig diese Trennung thatsächlich bei uns vollzogen ist und wie sehr immerfort selbst inmitten rein metaphysischer Ueberlegungen durch die Hilfe der Phantasie dem Gedachten die Hülle eines plastischen Scheins umgeworfen wird, ja wie geradezu unausrott-

hir dieser Dualismus mit der menschlichen Natur verwoben ist. Alle jene religiösen Momente des primitiven Glaubens an die Geister und Gespenster, die Institution der Schamanen und Priester überhaupt, die ekstatischen Hallucinationen, die Mantik u. s. f. noch als reinen, baaren Betrug anzusehen, wie der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, oder als Krankheitssymptome widerlicher Art gestattet die ethnologische Forschung nicht mehr, vielmehr nöthigt sie dazu, in ihnen die nothwendigen Resultate einer Entwickelung zu erblicken, die lediglich den unmittelbaren Eindrücken der durch keinen Verstand kontrolirten Gemüthswelt gehorchte. Daß vielfach absichtlicher Betrug namentlich in späterer Zeit mit unterlief, ist ersichtlich, nur erklärt man mit einem derartigen Machtwort nicht ein großes Kapitel in der Weltgeschichte.

Ebensowenig wie von einem angeborenen Gottesbewußtsein gesprochen werden kann, ebensowenig kann sich eine apriorische Moral behaupten; gäbe es eine derartige wirklich, so wäre gänzlich unverständlich, daß der Inhalt dieser Moral, also die gebotene Pflicht, in dem einen Sittenkodex dies, in dem andern das gerade Entgegengesetzte fordert. Es ist daher eine ethnologisch längst feststehende Thatsache, daß ein kategorischer Imperativ, ein angeborenes Sittengesetz und so fort gar nicht existirt, d. h. in rerum natura, sondern nur in der spekulativen Philosophie, welche dieses Moment zur bequemern Erklärung des Weltverlaufs erfunden hat. Vielmehr ist jede Sitte und sociale Institution der adäquate Ausdruck der betreffenden Organisationsform, auf welcher sich irgend ein Volk befindet; hier findet ein genaues Wechselverhältniß statt, so daß allemal (d. h. bei normalen Erscheinungen) das gesetzlich fixirt wird, was dem gemeinsamen Wohle am zuträglichsten ist, mit anderen Worten deckt sich hier das Utilitätsprincip mit dem Moralprincip. Nicht also ein angeborener Rechts- und Sittlichkeitsfaktor entwickelt das sociale Leben des Menschen, das sich nach diesem Ideal zu richten hätte, sondern umgekehrt die jeweilige Associationsstufe liefert als konkreten Niederschlag für das individuelle Handeln eine bestimmte Norm, nach welcher Gut und Böse, Sittlich und Unsittlich erst gemessen wird. Die Blutrache in geschlechtsgenossenschaftlicher Zeit eine unentbehrliche Grundlage des ganzen geselligen Organismus, und damit ein sittliches Gebot für jeden Angehörigen, wird ein Vergehen in der staatlichen Periode, in welcher der Staat die Aufgabe übernimmt, die Existenz seiner Bürger vor Angriffen zu beschützen. Es wandelt sich also das moralische Bewußtsein nach der Aenderung der Organisation, und diese wieder vollzieht sich als Produkt einer Entwickelung, die einerseits bestimmt wird durch die Art der jenem socialen Verbande angehörigen Individuen und andererseits durch die natürlichen Existenzbedingungen, wie Klima, Boden, Nahrung u. s. f. Der Mensch in dem frühern Sinne eines völlig freien Wesens, der aus der unerschöpflichen Laune seines Innern bald diesen, bald jenen Entschluß fassen könnte, motivlos also sich so, oder gerade anders geriren dürfte, diese Vorstellung eines liberum arbitrium ist auch für den Menschen endgültig beseitigt und er ist mit aufgenommen in die Reihe der Erscheinungen, welche dem Kausalgesetz unterliegen. Mag er vielleicht in einem andern Dasein oder an und für sich betrachtet völlig frei sein, diese theologisch-mystischen Schwärmereien, wie sie selbst Schopenhauer bekanntlich pflegt, existiren für die nüchterne Wissenschaft nicht, die es versucht mit Hilfe des ausnahmslos gültigen Kausalgesetzes einen Kosmos zu konstruiren. Aber gerade so einseitig wie jene idealistische Ueberspannung nimmt sich eine andere, mehr auf naturwissenschaftlichem Boden erwachsene Vorstellung aus, daß das Individuum lediglich der Abdruck seiner Umgebung sein soll ohne jegliche Eigenart, die ihm vielmehr nachher im weitern Verlauf von selbst zufalle. Wiederum dieselbe unklare Ansicht, der wir schon früher begegneten; als ob Etwas irgend eine Zeit lang lediglich als Reservoir für allerlei geistige Qualitäten existiren könnte, ohne sie schon zugleich zu besitzen, und als ob überhaupt jemals eine Eigenschaft gedacht zu werden vermöchte, abgesehen von Jemanden, dessen Eigenschaft sie eben ist! Eine Eigenschaft aber, rein für sich genommen, für mehr als ein zulässiges Spiel des abstrahirenden Verstandes zu halten, diesem Salto mortale der Logik zu folgen hindert uns unsere Schwerfälligkeit. Mithin kommen wir am letzten Ende auf die irgendwie qualificirte, im Laufe der Jahrhunderte vielleicht aus den mannigfachsten Metamorphosen entstandene Eigenart des Individuums einerseits und die ihm gegenüber stehende Außenwelt andererseits zurück; dies sind die letzten Faktoren, in welche wir jegliches Geschehen in der Welt auflösen können, die aber nicht ihrerseits auf einander reducirbar sind. Wie verderblich die gewaltsamen Versuche ausfielen, beide gänzlich heterogenen Elemente zu verschmelzen oder vielmehr eines auf Kosten des andern zu heben, bedarf nur kurzer Erinnerung; war doch die idealistische Geschichtsschreibung nichts weiter als der ohnmächtige Anlauf, den gesammten Inhalt des Wirklichen lediglich auf der Basis psychologischer Momente zu konstruiren, ohne die Beihilfe der empirischen Bedingungen. Und in derselben Weise wie diese gegenüber späteren exakten Bestrebungen das Feld räumen mußte, sehen wir die sogenannte induktive Methode über ihr Ziel hinwegschießen, indem sie aus einer unvollständigen Summe von Prämissen voreilige Schlüsse sich zu ziehen gestattet. Das leuchtendste, weil auf großartige Forschungen angelegte, Beispiel dieser Art bleibt immer Buckle's bekanntes Werk „Geschichte der Civilisation in England"; obgleich sich dieser eminente Schriftsteller bemüht, den geschichtlichen Verlauf wesentlich auf die Faktoren äußerer Art, also Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit u. s. f., zurückzuführen, kann er doch nicht umhin, für den unverständlichen Rest ein ganz entgegengesetztes Motiv zu Hilfe zu nehmen, die psychische Veranlagung der Völker. So schreibt er den Bewohnern der Tropen mehr eine ungezügelte Macht der Phantasie, den Europäern das besonnene Walten einer prüfenden Verstandesthätigkeit zu; doch dies Zugeständniß kommt zu spät, um noch eine einheitliche Erklärung zu ermöglichen. Wie sehr aber diese psychische Perspektive von Nöthen ist, zeigt eine einfache Vergleichung zwischen dem sittlich feinfühlenden Grönländer und dem sexuell grob ausschweifenden Aleuten, zwei Völkern, von denen die Gunst der Existenzbedingungen doch den letztern hätte auszeichnen müssen. Oder wie helfen wir uns bei dem diametralen Gegensatz, in dem die Buschmänner und Papuas zu den Ureinwohnern von Mexiko und Peru stehen, während beide so ziemlich auf denselben Breitengraden wohnen? Metaphysisch und empirisch läßt sich mithin über diese unaustilgbare Eigenart nicht hinwegkommen, die jedem Individuum sowohl als jedem Stamm ganz unabhängig von seinen sonstigen physischen Verhältnissen einwohnt. Betrachteten wir vorher die Sitte als das Produkt der Entwickelungsstufe, welche irgend ein Organismus gerade durchläuft, so ließe sich offenbar diese Begründung rückwärts verlängern, und wir müßten für die specielle Form der socialen Organisation wiederum eine ausreichende Erklärung aufsuchen. Hier setzt nun das Princip ein, das wir nach beiden Seiten, d. h. nach einer rein mechanischen und rein psychischen, andeuteten. Was unter jener erstern zu verstehen ist, die physischen Verhältnisse, welche für alle Funktionen des animalischen Lebens die unentbehrlichste Grundlage liefern, das begreift sich von selbst; es fragt sich mithin für uns nur um

eine scharfe Erörterung des Begriffs Individuum. Zunächst ist dieses als Komplex einer bestimmten Menge von Eigenschaften zu fassen, in deren Besitz es anderen gleichartig organisirten mehr oder minder ähnlich ist. In dieser Weise behandelt die Statistik den Menschen als gegebene Größe und specifische Qualität, die unter dem Drucke gleicher Bedingungen voraussichtlich stets dieselben Erscheinungen aufweist. Diese rein mechanische Anschauung — der im Uebrigen für kleinere Sphären manche werthvolle Resultate entsprungen sind — erschöpft aber bei weitem den Begriff des Individuums nicht, da sie lediglich die äußere Bethätigung derselben in einzelnen Handlungen betrachtet, hingegen die psychische Kehrseite dieses Vorganges, d. h. die Empfindung, gänzlich unberücksichtigt läßt. Es ist bekannt, wie die letzte und schärfste Zerlegung des menschlichen Daseins uns an die beiden ewig aneinander gebundenen und doch nicht in einander aufzulösenden Endpunkte führt, Bewegung und Empfindung; jene, die auf Veranlassung dieser die ganze mechanische Welt in Sprache, Sitte, Organisation u. s. f. erzeugt, diese, welche zu allen diesen Produkten das psychische Korrelat liefert in Bedeutung, Moral rc. Jene baut die Sinnenwelt in und vor uns auf, diese unser Seelenleben in allen seinen verschiedenen Abstufungen: Beides sind Strahlenbrechungen des umfassenden kosmischen Lebens, in das unser Ich hineintaucht und das wir im letzten Grunde in uns als eine unbewußte Schlußthätigkeit verspüren, welche dieses Doppelbild in uns zur Erscheinung bringt. Daß dies der Fall ist, empfindet Jeder, der konsequent diesen Proceß zu Ende denkt, weshalb aber diese Differenzirung erfolgt, gehört zu den Welträthseln und wahrhaften Wundern, die wir schwerlich begreifen werden. Diese ganze Beziehung ist sehr einleuchtend auseinandergesetzt von Post in seinem Werk: „Bausteine für eine allgemeine Rechtsgeschichte auf vergleichend-ethnologischer Basis." Oldenburg 1880 (vergl. besonders S. 22 ff.), weshalb wir nicht umhin können, einige einschlägige Sätze an dieser Stelle zu citiren. „Beide (das Psychische und Mechanische) sind zwei Strahlen, in welchen das Kosmische durch die in uns wirkende Intelligenz gebrochen wird. Erst in ihrer Ergänzung durcheinander machen sie die Wirklichkeit aus, und keines kann ohne das andere bestehen. Die mechanische Welt regelt unser Empfindungsleben zu einem Ich, unser Ich regelt das kosmische Bewegungsleben zu einer Welt. Ohne unsere Sinnenwelt würde unsere Seele ein psychisches Chaos, ohne unser Ich unsere Sinnenwelt ein mechanisches Chaos sein. Der einzelne Mensch, wenn er zum bewußten Wesen heranwächst, baut sich daher auch in stetiger Korrespondenz und in gleichmäßigem Fortschreiten ein Ich und eine sinnliche Welt. Aus der gegebenen Scheidung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeiten erwachsen hier Vorstellungen, dort Eigenschaften, hier Begriffe, dort Dinge. Nur für ein menschliches Bewußtsein existiren Farbe, Schall, Wärme, Druck, nur für ein menschliches Bewußtsein Gestirne, Pflanzen, Thiere, Menschen. Das kosmische Bewegungsleben ist ohne das menschliche Bewußtsein etwas durchaus Anderes. Andererseits werden nur durch das kosmische Bewegungsleben Vorstellungen und Begriffe in der menschlichen Seele erzeugt: ohne den Einfluß der Welt, der Bewegungen würde sie unreine schlummernde Potenz der Empfindung sein. So trägt alles Psychische den Gegensatz des Mechanischen, alles Mechanische den Gegensatz des Psychischen schon in sich; keins kann ohne das andere sein, und beide sind durch einander bedingt." (S. 24.) Wie nun das Individuum in dreifacher Gestalt auftritt, zunächst als kosmisches, das als solches die Natur aller vom Stoffatom bis zum Gestirn theilt, dann als kosmisch-organisches, welches in bestimmten Beziehungsverrichtungen gleich anderen Wesen derselben Art sich manifestirt, und endlich als menschliches mit relativ hoher Ausbildung der Empfindungs- und Bewegungsthätigkeit, dies im Einzelnen auszuführen, würde hier unstatthaft sein; wir verzeichnen nur den Gewinn für unsere Argumentation, daß wir an dem menschlichen Individuum die letzte Quelle für die Erklärung des Weltverlaufes gewonnen haben. Je nach der Höhe der intellektuellen Bildung schuf sich dieses selbst eine entsprechende Welt, und im Lauf der Jahrhunderte, vermittelst der psychischen Vererbung, rang sich aus den trüben, chaotischen Massen eine Sinnenwelt los, der umgekehrt eine seelische Welt entsprach. Wie empirisch an der Entstehung des Farbensinnes die stufenweise Vervollkommnung dieser Funktion bei den verschiedenen Völkern erwiesen ist, so läßt sich diese beschränkte (übrigens auch sonst vielfach unterstützte) Erfahrung verallgemeinern zu einem Universalbilde; auch die Schallwellen mußten erst zu Tönen umgewandelt werden, wie die Oscillationen des Aethers zu Farben wurden, Druck und Stoß die gesammte Welt der Gefühle hervorzauberten. Dieser letzte inkommensurable Rest in der menschlichen Natur, bald persönlicher Faktor, bald Charakter, bald Wille genannt, ist der Widerschein des ursprünglichen Schöpferaktes, mit welchem das Unbewußte sich in jene früher erwähnte Strahlenbrechung seines Wesens in die beiden entgegengesetzten Pole ausließ. Daher wird man auch erst von diesem erhabenen Punkte aus nach beiden Seiten hin die Beschränktheit des enragirt mechanischen und psychischen Verfahrens begreifen; noch thörichter ist freilich die in letzter Zeit so gefeierte, vorzeitige Vermählung dieser divergenten Principien, die der sogenannte Monismus so beredt zu verherrlichen weiß. Anstatt diese Differenzirung als integrirenden Bestandtheil der menschlichen Natur aufzufassen, die eben weil sie aus Physis und Psyche besteht, unweigerlich alles Geschehen nach jenen beiden verschiedenen Gesichtspunkten betrachten muß, wird vielmehr durch irgend eine weder empirisch noch philosophisch erwiesene Manipulation die Bewegung und Empfindung in eins konfundirt und direkt aus einander abgeleitet, während die gemeinsame Wurzel beider, wie wir sahen, weit über das Gebiet des Individuellen hinaus, in der Sphäre des Kosmischen liegt. Ebenso hinfällig wäre der Einwand, daß hierüber, als der Erfahrung entzogen, wissenschaftlich nichts zu bestimmen sei; gewiß nicht, und nichts liegt uns ferner als dies. Aber es handelt sich hier auch nur um einen Grenzbegriff, bis zu dem das menschliche Erkennen vordringen kann, ohne im Uebrigen in dieser terra incognita große Entdeckungen machen zu wollen.

Welcherlei Art nun im Einzelnen diese Eigenart des Individuums sei, läßt sich natürlich nur im Allgemeinen andeuten; einmal wird sie aus den in ihm wirksamen Trieben bestehen, welche ihm das Doppelbild einer mechanischen und psychischen Welt erzeugen und ihn so erst zu einem Gliede einer gleichartigen Umgebung schaffen; andererseits richtet sie sich nach den Existenzbedingungen, die im Kampfe ums Dasein fördernd und hemmend auf seine Entwickelung einwirken. Dies ist der Endpunkt für die ethnologische Forschung, wenn sie dem Entstehen des organisch menschlichen Lebens auf unserm Planeten nachgeht; vorwärts aber ergiebt sich hier mit einem Blick die ganze Entwickelungsgeschichte der menschlichen Race. Denn jene Eigenart des Individuums, durch Vererbung einem andern übermittelt, und für dieses damit ein Kristallisationspunkt für neue Eigenschaften, differenzirt sich im Laufe der Zeit zu immer anderen Variationen und bringt somit die ganze Fülle des Geschehens hervor. Bleiben wir bei der gewöhnlichen Ansicht von dem Verlauf dieses Processes stehen, so würden wir die Stammmütter

der primitiven Geschlechtsgenossenschaften als die Centren fassen, in welchen sich jene Verschiedenheiten annulliren und die wiederum ihrer socialen Association das charakteristische Gepräge verleihen; aus diesem Urtypus dann würden alle Besonderheiten des Völkerlebens vermöge unendlicher Durchkreuzungen sich ergeben.

Am Schluß sei uns gestattet, noch einmal die Aufmerksamkeit auf das schon früher erwähnte Buch von Post zu lenken, in dem alle jene hier nur flüchtig angedeuteten Beziehungen erschöpfend dargestellt sind. Wer irgend sich über den fundamentalen Unterschied orientiren will, der die frühere Weltanschauung von der auf ethnologisch-vergleichender Basis erwachsenen trennt, dem kann jenes Werk nicht dringend genug empfohlen werden. Auch uns war es in diesen Zeilen darum zu thun, jenen weitreichenden Einfluß der Ethnologie im Allgemeinen zu skizziren und eine Anregung zu bieten, um den gewöhnlichen Schlendrian des historisch beschränkten Denkens zu verlassen.

Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns.

I.

F. H. Gerade so recht mitten in die Zeit des Nationalitätenkampfes in Oesterreich fällt das Erscheinen eines Werkes[1]), dessen Aufgabe es ist, die historische und geistige Entwickelung der verschiedenen Völker dieses polyglotten Staates in objektiver, wissenschaftlicher Weise zu beleuchten, und das von Jedem, der sich für die Entwickelung des österreichischen Volksthums interessirt, mit Freuden begrüßt werden wird. Seit dem Erscheinen des großen Czoernig'schen Werkes über die Ethnographie der österreichischen Monarchie zu Ende der funfziger Jahre, der freilich seinen Stoff in einer ganz andern, mehr statistischen Weise bearbeitete, bietet uns die Literatur über die Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie zumeist nur kleinere Schriften und Aufsätze, welche bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden und mehr oder weniger von lokalem Interesse sind. Ein großes, alle Völker Oesterreich-Ungarns umfassendes ethnographisches Werk, welches besonders die Herkunft, Entwickelung und Ausbreitung der einzelnen Völker, deren Sitten und Gebräuche berücksichtigt, existirte bisher nicht. Bei dem Aufschwung, den die Ethnologie in den beiden letzten Jahrzehnten genommen hat, und welcher enge mit dem Aufschwunge des Studiums der Naturwissenschaften zusammenhängt, haben sich die Forscher mit Vorliebe den Naturvölkern zugewendet; die europäischen Völker wurden mehr oder weniger bei Seite gelassen. Und doch giebt es auch in Europa auf ethnologischem Gebiete (vom anthropologischen gar nicht zu reden) noch manches interessante Problem zu lösen: ebenso schnell wie die Naturvölker aussterben oder der Civilisation zugeführt werden, ebenso rasch verschwinden alte Sitten und Gebräuche unter jenen europäischen Völkern, welche dieselben noch bis zum heutigen Tage zu bewahren gewußt haben. Hier wäre es Aufgabe der einzelnen Staaten, durch Kreirung von Lehrstühlen an den Universitäten gleichsam geistige Centren für das Studium der Ethnographie der die betreffenden Länder bewohnenden Völker zu schaffen.

Das angeführte Werk soll im Ganzen 12 Bände umfassen, von denen bis jetzt der fünfte (die Magyaren) und der sechste Band (die Rumänen) erschienen sind[2]). Der Inhalt dieser 12 Bände gliedert sich folgendermaßen:

Band 1 bis 4. Die Deutschen und zwar:
- Bd. 1. Die Deutschen im Erzherzogthume Nieder- und Oberösterreich mit Salzburg, dann in den Alpenländern: Steiermark, Kärnthen und Krain.
- Bd. 2. Die Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien.
- Bd. 3. Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen.
- Bd. 4. Die Tiroler.

Band 5. Die Magyaren.

Band 6. Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.

Band 7. Die Semiten.

Band 8 bis 11. Die Slaven und zwar:
- Bd. 8. Die Czecho-Slaven.
- Bd. 9. Die Polen und Ruthenen.
- Bd. 10. Die Slovenen. Die Croaten.
- Bd. 11. Die Südslaven in Dalmatien und dem südlichen Ungarn, in Bosnien und in der Herzegowina.

Band 12. Die Zigeuner in Ungarn.

Jeder Band hat seinen eigenen Verfasser und wir sehen hier Namen vertreten, die zu den besten Kennern der Völker gehören, über welche sie schreiben.

Die innere Eintheilung des Stoffes ist die folgende: 1. Geographisches Gepräge des Wohngebietes, insoweit das Land auf den Charakter seiner Bewohner, auf ihre leibliche und geistige Entwickelung Einfluß übt. — 2. Einwanderung und Ansiedelung, Kulturzustand zur Zeit derselben. Ausbildung des staatlichen Gemeinwesens. — 3. Religion und geistiges Leben. — 4. Sociale Entwickelung. — 5. Volkswirthschaftliche Entwickelung. — 6. Die neue Zeit und die Stellung des Volksstammes im Staate. Die neue Erhebung des nationalen Geistes. — 7. Gegenwärtiger Stand: Statistisches. Territoriale Vertheilung. Sitten und Gebräuche. Sage und Volkslied. Geistige Entwickelung. — 8. Stellung inmitten der anderen Völker und Verhältniß zu denselben.

Das ganze Werk ist bestimmt, zu Mitte des nächsten Jahres zum Abschlusse gebracht zu werden. Wir haben dann ein Werk vor uns, das nach Umfang wie Inhalt kaum seines Gleichen in der neuern ethnographischen Literatur der europäischen Staaten haben dürfte. Es wäre nur sehr zu wünschen, daß die „von dem Geiste der Versöhnung getragene“ Tendenz desselben ihren Zweck erfüllte und dazu beiträgt, wenigstens einen Theil der Gegensätze ausgleichen zu helfen, welche heute mehr denn je zwischen den Nationalitäten Oesterreich-Ungarns herrschen.

---

[1]) Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen. Wien und Teschen. Karl Prochaska. 1881.

[2]) Auch der erste ist soeben ausgegeben worden. Red.

Die Ungern oder Magyaren.

Von Paul Hunfalvy.

(Die Völker Oesterreich-Ungarns. V. Band.)

Paul Hunfalvy, einer der besten Kenner seines Volkes, hat die Aufgabe übernommen, die historische Entwickelung des ungarischen Volksthums in dem oben genannten Werke zu schildern; dieselbe hätte gewiß nicht in bessere Hände gelegt werden können. Vernehmen wir zuerst, was er selbst in der kurzen Einleitung zu demselben, über die Art und Weise, wie diese Aufgabe aufzufassen ist, sagt: „Die Stellung der Ungern oder Magyaren zu dem Königreiche, das seinen Namen von ihnen erhalten hat, ist eine ganz andere, als die Stellung aller anderen österreichischen Völker zu den betreffenden Ländern. Während die Deutschen, die Slaven, die Romanen u. s. w. in diesen Ländern nur als größere oder kleinere Ableger betrachtet werden können, deren nationaler Kern außerhalb des Kaiserstaates liegt: sind die Ungern als Nation so sehr mit ihrem Lande verwachsen, daß nicht einmal die Blicke politischer Träumer über die Grenzen desselben hinausschweifen. Die ethnographische Behandlung des ungerischen Volkes muß demnach auch eine andere sein, als die der anderen Völker innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie. Die Entstehung und Bildung des Deutschthumes, des Slaventhumes, des Romanenthumes &c. ist nicht ausschließliche Aufgabe unserer Ethnographie; sie kann eben so gut in anderen speciellen Ethnographien behandelt werden, und dürfte wohl am besten einer allgemeinen Ethnographie Europas überlassen bleiben. Ganz anders steht es mit derselben Aufgabe des ungerischen Volkes. Die Entstehung und Bildung des Ungerthumes muß hier vorgetragen werden, und eine allgemeine Ethnographie Europas wird ihren Stoff hier entnehmen müssen, weil sie ihn gar nirgend anderswo finden könnte."

In einer Reihe von Kapiteln, deren wichtigste wir im Folgenden hervorheben wollen, behandelt Hunfalvy seinen Stoff hauptsächlich auf historisch-linguistischer Basis. Die Frage über die anthropologische Stellung der Magyaren finden wir im letzten Kapitel erörtert, auf das wir auch noch ausführlicher zurückkommen werden.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die vorungrische Zeit in Pannonien und Dacien. Während die Einwanderung der meisten die übrigen Theile von Europa gegenwärtig bewohnenden Völker in das Dunkel der vorhistorischen Zeit fällt, zogen die Magyaren in ihre jetzigen Wohnsitze erst ein, nachdem sich dort schon früher historisch beglaubigte Thatsachen abgespielt haben. Wir wollen dieselben hier kurz skizziren. Auf die Römerherrschaft in Dacien und Pannonien, welche in dem letztgenannten Lande mehr als vier Jahrhunderte währte, folgte in Ungarn und Siebenbürgen zuerst das germanisch-hunnische und hierauf das avarische Zeitalter. Die Avaren herrschten hier bis zum Ende des achten Jahrhunderts; nach ihrer Besiegung folgte dann in Pannonien und in den nördlich davon gelegenen Gegenden die fränkisch-deutsche Herrschaft. In ziemliches Dunkel ist das Erscheinen zahlreicher slavischer Scharen gehüllt, welche neben den Avaren auftreten und letztere nach und nach ganz in sich aufnehmen. Pannonien ist also im neunten Jahrhundert bewohnt von wenigen, immer mehr verschwindenden Avaren und zahlreichen Slaven; dazu sind noch die einwandernden Deutschen zu rechnen. Hierauf dringen die Magyaren ins Land, zerstören das große mährische Reich, vernichten das vereinigte bayerische Heer und okkupiren das alte Avarenland bis zum Ennsfluß.

Hier ist noch der Bulgaren Erwähnung zu thun, welche zur Zeit ihres Eintrittes in die Geschichte in zwei von einander ziemlich entfernten Gegenden wohnten. Ihre ursprünglichen Sitze waren im Donlande; außerdem waren sie noch in Pannonien zahlreich. Sie werden hier später durch die Avaren theils vertrieben, theils gehen sie in denselben auf. Ziemlich dunkel ist auch das Auftreten der Rumänen in Dacien und jenseits der Theis; wir werden auf diese Frage noch ausführlich bei der Besprechung des nächsten Bandes zurückkommen.

Um auf die ältesten Nachrichten über die ehemaligen Wohnsitze der Magyaren zu gelangen, müssen wir die ethnographischen Verhältnisse des heutigen Rußland im 9. und 10. Jahrhundert näher ins Auge fassen. Wir erfahren durch arabische Schriftsteller, daß damals längs der Wolga die Chazaren und Bulgaren wohnten. Letztere wurden aus ihrer Urheimath am Don durch erstere in die Gegend des heutigen Kasan gedrängt. Arabische und byzantinische Schriftsteller geben uns Kunde von einem großen wolgaischen Bulgarenreiche, dessen Bewohner meistens Mohammedaner waren und Ackerbau trieben. Die Slaven reichten in Rußland nur östlich bis zur Oka; der größte Theil des Landes war von finnisch-ugrischen und türkisch-tatarischen Völkern bewohnt. Zu Ende des 9. Jahrhunderts beginnen die Raubzüge der skandinavischen Rossen, welche um das Jahr 900 in der Gegend von Kiew einen Staat bilden.

Nach dem arabischen Schriftsteller Ibn Dastah (Anfang des 10. Jahrhunderts) wohnten die Magyaren am Dniepr und Dniestr bis an das Schwarze Meer; er zählt dieselben zum Türkenstamme und bezeichnet sie als Nomaden und Viehzüchter. Sie hatten dort zu ihren östlichen Nachbarn die Bulgaren und Chazaren, zu ihren nördlichen die Petschenegen. Konstantinos läßt sie, gedrängt von den Petschenegen (welche sich den Magyaren immer feindlich gezeigt haben), in das Gebiet des Seret und Prut ziehen; Leo der Weise (886 bis 911) soll sie dann gegen die Bulgaren in ihr heutiges Land gerufen haben.

Ueber die Herkunft der Ungern und ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern erhalten wir durch die vergleichende Sprachforschung ziemlich genauen Aufschluß. Die magyarische Sprache gehört zu dem großen turanischen oder uralaltaischen Sprachstamm, dessen besondere Eigenthümlichkeit die Agglutination oder Anleimung ist. Sie steht am nächsten der vogulischen und dann der finnischen Sprache; mit der türkischen stimmt sie nur im Bau überein. Speciell gehört sie also zu dem finnisch-ugrischen Völker- und Sprachstamm. Die Völker desselben hatten früher das Siebener-Zahlensystem; erst nach ihrer Trennung haben sie das Zehnersystem angenommen. Aus der Uebereinstimmung der Worte sehen wir, daß es Jagd- und Fischervölker gewesen sein müssen. Vom Rind findet sich bei ihnen keine Spur; sie lernten die Zähmung desselben erst von den skandinavischen Rossen; dagegen sind ihre Hausthiere das Pferd und der Hund. Hunfalvy schließt aus dunkeln Erinnerungen, welche sich in alten magyarischen Chroniken vorfinden, daß die Urheimath der Magyaren, zwischen Wolga und Ob, entfernt vom Meere gelegen war.

Nach der Trennung der finnischen von den ugrischen Völkern kamen erstere mit den Germanen (Gothen) und Letten, letztere mit den Türken in Berührung, wovon sich auch viele Merkmale in der Sprache erhalten haben. Die Ungern haben die türkischen Worte von den Kabaren (einem Chazaren-Geschlechte) angenommen, mit denen sie längere Zeit in näherm, freundschaftlichem Verkehre standen. Von

den Türken lernten sie auch den Ackerbau. Die heutigen Tschuwaschen sind wahrscheinlich die Ueberreste der einst mächtigen Chazaren.

Auf die Magyaren haben auch die Slaven einen ziemlichen Einfluß ausgeübt. Schon in ihren alten Wohnsitzen verkehrten erstere mit Slaven; in ihrem neuen Lande, wo die Slaven bei deren Einwanderung in der Mehrzahl waren, unterjochten sie die letzteren, lebten aber immer mit denselben in gutem Einverständniß.

Einen bedeutenden Aufschwung nahmen die Verhältnisse der Magyaren in ihrer neuen Heimath unter ihrem Herzoge Voik, der unter dem Namen: „Stephan der Heilige“ als ihr erster König bekannt ist. Das Christenthum fand unter ihm und seinen Nachfolgern ziemlich ungestörten Eingang im Lande.

Von den Einwanderern, die im Magyarenthume aufgegangen sind, erwähnt Hunfalvy zuerst die Ismaeliten, welche Mohammedaner waren und später als selbständiger Volksstamm ganz verschwinden. Von größerer Bedeutung waren die Petschenegen (Bissenen), um 950 das mächtigste Volk Skythiens, welche zu beiden Seiten des Dniestr wohnten. Sie wurden 1065 von den Kumanen unterjocht, mit denen sie eine ähnliche Sprache hatten, die wieder der türkischen verwandt war, und verschmelzen dann mit denselben. Seit Stephan dem Heiligen begann eine starke Einwanderung der Petschenegen in Ungern, welche sich auch noch ziemlich lange, namentlich im Westen, erhalten haben. Weiter sind zu erwähnen die Kumanen (Uzen, Polovcen). Dieselben saßen ursprünglich an der Wolga und kamen in zwei Abtheilungen nach Ungern, die Bergkumanen vom Norden über Polen und jene der Ebene im Süden, welche direkt vom Osten einwanderten. Dies war die letzte, aber auch zahlreichste Einwanderung; sie gewöhnten sich erst nach und nach an feste Wohnsitze.

Von geringerer Bedeutung, aber doch erwähnenswerth, sind auch die Tataren, welche von dem großen Mongoleneinfalle (1241) zurückgeblieben sind, und die Türken, welche, freilich erst in viel späterer Zeit, anderthalb Jahrhundert hindurch Herren im Lande waren.

Von großem Einflusse waren schon in der ältesten Zeit die Deutschen. Das anfängliche Ritterthum bestand fast aus lauter Deutschen; dieselben hatten bedeutenden Einfluß am Hofe Stephan des Heiligen. Die Mehrzahl des heutigen ungerischen Adels ist fremden, zumeist deutschen Ursprungs.

Was die heute noch sich einer gewissen Selbständigkeit erfreuenden Szekler anbelangt, so werden dieselben in den älteren ungerischen Chroniken fälschlich als Nachkommen der Hunnen bezeichnet. Thatsächlich sind aber die Szekler den Ungern sehr nahe verwandt; ihre Sprache hat sich von der ungerischen erst abgetrennt, nachdem dieselbe schon vollständig ausgebildet war.

Die Kapitel über die politische, sociale und geistige Entwickelung der Magyaren können wir hier füglich übergehen; sie gehören mehr in das geschichtliche und kulturgeschichtliche Gebiet. Dagegen ist das schon erwähnte letzte Kapitel über die anthropologische Stellung der Magyaren für uns von besonderm Interesse.

Nachdem Hunfalvy im ersten Theile desselben die schon hinlänglich bekannte Finnenfrage erörtert hat, kommt er zu der Frage: „Welches ist nun die anthropologische Stellung der Magyaren?“ Er läßt darauf unsern gelehrten Linguisten und Ethnologen Friedrich Müller antworten, welcher in seiner Ethnographie sagt: „Einer Vermischung des zur mongolischen Race gehörenden Stammes der Ungarn mit Slaven und Germanen verdankt das kräftige und ritterliche Volk der Magyaren seinen Ursprung,“ und bemerkt dazu weiter: „Wir müssen zu dieser Mischung auch noch ein starkes türkisches Element hinzufügen, wenngleich dies selbst zur mongolischen Race zu zählen wäre. Aber schon durch die Slaven und Germanen wird der anthropologische Begriff der Race für das Magyarenvolk sehr abgeschwächt. Ja wenn wir uns vor Augen halten, daß auch der Adel Ungarns zum größten Theil nicht echt ugrischer Abstammung ist: so wird es wohl kaum leicht zu entscheiden sein, ob die mittelländische Race oder die mongolische einen größern Antheil an dem Ursprung der Magyaren habe.“

Nach der Besprechung einiger kraniologischer Fragen kommt Hunfalvy zu dem Ausspruche, daß die physische Beschaffenheit des Menschen mit der Nationalität desselben in keinem Zusammenhange stehe, der in diesem Falle wohl eine gewisse Berechtigung hat. Wir setzen hier die sich ihm daran knüpfende Betrachtung her, ohne dieselbe jedoch unterschreiben zu wollen: „Da die Anthropologie und speciell die Kraniologie es vorzüglich mit der physischen Beschaffenheit des Menschen zu thun haben, so kann auch zwischen ihnen als zoologischen Wissenschaften und der Ethnologie und Ethnographie kein solcher Zusammenhang stattfinden, daß jene diese und umgekehrt diese jene bedingen würde. Nach unserer Auffassung wäre die Aufgabe der Ethnologie die Entstehung der Völker zu erklären, was unvermeidlich auch die Erklärung, wie die einzelnen Sprachstämme entstanden seien, in sich fassen müßte. Die Ethnographie hingegen hat es nur mit der Beschreibung und der Geschichte der gegebenen Völker zu thun, die mit einer fertigen Sprache in der Geschichte auftreten, und sich weiter entwickeln, d. h. bilden oder auch verbilden. Jedes Volk entsteht mit seiner Sprache und seiner ursprünglichen Religion, und besteht, so lange seine Sprache fortlebt, wenn auch die ursprüngliche Religion durch andere Religionen vertauscht wird. Und jedes Volk als solches verschwindet, wenn seine ursprüngliche Sprache ausstirbt; es verschwindet aber nicht physisch, sondern ethnisch, d. h. es geht in ein anderes Volksthum über. Wir haben versucht eine Ethnographie der Magyaren, d. h. eine Beschreibung zu geben, wie das magyarische Volksthum in der Geschichte aufgetreten ist, wie es sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet hat, und was es in der Gegenwart bedeutet. In dieser Beschreibung konnten wir keine Antwort auf die Frage finden: welche anthropologische Stelle die Magyaren einnehmen.“

Bis heute besitzen wir noch keine auf direkten Beobachtungen beruhende, eingehende Arbeit über die anthropologischen Verhältnisse des magyarischen Volkes. Der Aufschwung, den die anthropologischen Studien in Europa in den letzten Jahrzehnten genommen haben, läßt jedoch hoffen, daß eine solche nicht all zu lange mehr auf sich warten lassen wird.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Gegen Ende 1880 langte eine Boeren-Karawane nach einer sehr beschwerlichen Reise durch die Wüste Kalahari, auf welcher sie die Hälfte ihrer Mitglieder verlor, im Süden der westafrikanischen portugiesischen Kolonie an und bat die dortige Regierung um die Erlaubniß zur Niederlassung. Das ist ihnen von den Behörden in Mossamedes gestattet worden, und zwar erhält jede Familie 200 ha Landes bei Huilla, einem Fort 160 km östlich von Mossamedes; die Boeren unterwerfen sich den portugiesischen Gesetzen, erhalten freie Religionsübung und Steuerfreiheit auf zehn Jahre, dürfen die Eingeborenen nicht von ihren Aeckern verjagen, können sich im Falle des Angriffs gegen sie vertheidigen, müssen aber die Regierung möglichst rasch davon benachrichtigen. Die neue Kolonie hat nach dem damaligen Kolonialminister den Namen San Januario erhalten. Die Behörden haben versprochen, das Fort Huilla besser zu armiren und über das Chella-Gebirge, welches sich zwischen der Kolonie und der Meeresküste hinzieht, eine Straße zu bauen; sie wollen ferner einen Arzt und einen Apotheker senden und das portugiesische Gesetzbuch zum Besten der unter portugiesischer Oberaufsicht sich selbst verwaltenden Boeren ins Holländische übersetzen lassen. Die letzteren haben schon, um ihre Ländereien genügend bewässern zu können, in 25tägiger angestrengter Arbeit einen 5 bis 6 km langen, $1\frac{1}{2}$ m breiten und 1 m tiefen Kanal gegraben, der ihnen aus den Flüssen Neve und Canhanda hinreichendes Wasser zuführt. Es ist dieses Abkommen ein wahres Glück für das Land, dessen Hülfsquellen zu entwickeln die dort wohnenden Portugiesen, worunter viel Deportirte, und die einheimische Negerbevölkerung absolut nicht im Stande zu sein scheinen.

— Der Handelsartikel, welcher den Canarischen Inseln bisher Haupteinnahmequelle gewesen ist, die Cochenille, hat durch die steigende Konkurrenz der Mineralfarben in den letzten Jahren eine derartige Entwerthung erfahren, daß mit Rücksicht auf die Gefahr einer bevorstehenden Krisis die Haupt-Plantagenbesitzer der Inseln im September 1880 sich vereinigt haben, um Mittel zu finden, derselben vorzubeugen. Die „Sociedad Economica“ hat sich dahin ausgesprochen, daß jene Konkurrenz nicht zu vermeiden sei, daß man daher die Kultur der Cochenille nur auf die Küsten beschränken, im Uebrigen aber durch rationelle Tabakskultur den materiellen Ausfall nicht nur decken, sondern auf die Höhe der Einnahmen zur Blüthezeit der Cochenille-Kultur gelangen könne.

(Registrande des Gr. Generalstabes XI.)

Nordamerika.

— Die Höhe des etwa 60 Miles östlich vom Puget-Sund in der Cascade Range liegenden Schneeberges und ehemaligen Vulkans Mount Rainier (auch Mount Tacoma genannt), welche früher auf 12000 und einige hundert Fuß geschätzt wurde, beträgt nach den neuesten von Kapitän Lawton, Mitglied des „United States Coast Survey“, ausgeführten Messungen 14444 Fuß über dem Meeresspiegel; also vier Fuß mehr als die des Mount Shasta im nördlichen Kalifornien. Es wurden von Kapitän Lawton drei trigonometrische Messungen gemacht und darauf noch eine barometrische auf dem Gipfel, und obige Höhenangabe ist das Resultat. Lawton bestätigt die Angabe eines alten Kraters auf dem Gipfel des Berges.

Am Abend des 5. August dieses Jahres bemerkte ich während einer Dampferfahrt von Tacoma nach Seattle, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, bald hellere, bald dunklere Wolken, die vom Gipfel des Mount Rainier in den sonst ganz klaren Himmel emporstiegen und dort allmälig verschwanden. Eine ähnliche Erscheinung ist öfters bemerkt worden, die genau so aussieht, als ob Rauch einem Krater entstiege. Seltsamer Weise gewahrt man diese Erscheinung stets nur vor Sonnenuntergang, so daß dieselbe vielleicht eine andere Ursache als die einer vulkanischen Thätigkeit haben kann. Th. Kirchhoff.

— E. von Hesse-Wartegg's neues Buch „Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden (1879 bis 1880) (Leipzig, C. Reißner, 1881) ist angenehm zu lesen und hinterläßt hauptsächlich deswegen einen befriedigenden Eindruck, weil es der Verfasser versteht, seinen belletristischen Schilderungen des Lebens am und auf dem Strome die Behandlung wichtiger socialer, handelspolitischer und ähnlicher Fragen einzuflechten. Er hat innerhalb vier Jahren zwei Reisen durch die Mississippiländer unternommen, um solche Erscheinungen, wie die Einwanderung von Deutschen nach Arkansas, Louisiana und Alabama, den Neger-Exodus von dort nach den Präriestaaten, die socialen Errungenschaften der früheren Sklaven, die Stellung der Baumwollenkönige und des Kreolenthums, die Gelbfieber-Epidemien 2c. näher zu studiren. Von hohem Interesse z. B. ist die Schilderung des Kampfes, den New-Orleans mit den Millionären von New-York und Boston führt, um den Handel und Verkehr, namentlich in Getreide, von den nördlichen Eisenbahnen abzulenken und dem billigern Wasserwege des Mississippi zuzuführen. Damit zusammen hängt dann die geographisch interessante Frage über die Regulirung jenes Stromes und die Offenhaltung seiner Mündungen, welche Kapitän James B. Eads durch die künstliche Verlängerung des Stromufers ins Meer hinaus vermittels „Jetties“ (Dämme) glücklich gelöst zu haben scheint. Die „Mississippi-Fahrten“ sind ein interessantes Buch, dessen Inhalt der Wahrheit entspricht, so weit wir wenigstens nach der Lektüre amerikanischer Zeitungen darüber zu urtheilen vermögen; als das „erste und einzige Werk, welches jene hochinteressanten Länder, gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten, ausschließlich behandelt“, seien sie unseren Lesern empfohlen.

Inhalt: Ein anthropologischer Ausflug in die Tatra. III. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. III. — Dr. Ths. Achelis: Ethnologische Betrachtungen. II. (Schluß.) — Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns. I. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Nordamerika. — (Schluß der Redaction 29. September 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

VIII [1]).

Gegen die Mittagsstunde des 8. November langte man an einer Stelle an, wo der von zahlreichen Inseln und emporragenden Felsen durchsetzte Fluß mit seinen Schnellen und kleinen Katarakten an den obern Oyapok erinnerte. Ein leichter Rauchgeruch, den Crevaux' indianische Begleiter wahrnahmen, und bald auch Laute menschlicher Stimmen erschreckten einen Theil der Reisegesellschaft nicht wenig; man fürchtete, hier schon auf die berüchtigten Trios-Indianer zu stoßen — und wer weiß, ob es Crevaux gelungen wäre, die zaghaften Gefährten zur Weiterfahrt stromaufwärts zu bewegen, wenn nicht einer unter ihnen noch gerade rechtzeitig an mehreren der vernommenen Worte erkannt hätte, daß die Gruppe von etwa zwölf Männern und Weibern, die man jetzt auf einer der kleinen Inseln um ein Feuer geschart sah, zu den Uayanas und nicht zu den Trios gehörte. So ließ Crevaux ohne Bedenken die Pirogen an der Insel anlegen, wo er von den Leuten, die ihrer Angabe nach soeben von einem Zuge in das Gebiet der Trios zurückkehrten, manchen werthvollen Aufschluß über die Eingeborenen der oberen Paru-Gegenden erhielt. Danach sollten unter anderen die Trios-Indianer, die an Zahl von den Roucouyennes bedeutend übertroffen würden, nur an dem obern Drittel des Tapanahoni-Laufes und an den Quellen des Paru wohnen. Von den Trios-Dörfern, die sie vor wenigen Tagen besucht, erzählten sie, daß dieselben jetzt vollständig verödet seien; eine schreckliche Krankheit habe die Mehrzahl der Bewohner hinweggerafft, die wenigen Ueberlebenden seien in die Wälder gegangen. Auf das Eindringlichste riethen sie Crevaux davon ab, seine Reise bis in jene Gegenden fortzusetzen, wo Hungersnoth und vielleicht auch Krieg bevorstände. Nicht minder, wenn auch in anderer Weise, schrecklich waren die Schilderungen, die sie den Reisenden auf seine Fragen in Betreff des weiter nach Westen folgenden Nebenflusses des Amazonas entwarfen: wenn man vier Tagereisen in der Richtung nach Sonnenuntergang vorschritt, sollte man zu sehr grausamen und feindlichgesinnten Indianern kommen, die man nie überraschen könne, weil sie die Nächte stets in einem ebenfalls Paru genannten Flusse zubrächten. Diese phantastische Erzählung, die augenscheinlich nur von der Absicht eingegeben wurde, den Europäer von weiterem Vordringen in das Gebiet der Indianer abzuschrecken, war übrigens Crevaux nicht unbekannt; ein ziemlich ähnlicher Bericht von einem Indianerstamme, der Nachts in großen umzäunten Teichen schlafen sollte, war dem englischen Reisenden Brown am obern Essequibo von den Taruma-Indianern mitgetheilt worden.

Trotz aller Warnungen setzte Crevaux nach mehrstündigem Aufenthalt auf der kleinen Insel, wo er und seine Begleiter noch an dem Mahle der Indianer, einem großen, stark mit Piment gewürzten Stücke von dem Fleische eines Kaiman, theilnehmen mußten, die Fahrt stromaufwärts fort. Oberhalb des letzten Falles wurde die Strömung ungemein schwach, die Ufer so niedrig, daß man erst nach langem vergeblichen Suchen eine zum Lagerplatze für die Nacht einiger-

[1]) Vergl. oben S. 97.

maßen geeignete Stelle fand. Die Fahrt des folgenden Tages führte aber schon wieder zwischen hohen Ufern entlang; gewaltige graue Granitblöcke von rundlicher Form ragten an vielen Stellen aus dem Wasser empor und zwar oft in so geringer Entfernung von einander, daß die Pirogen nur mit größter Mühe durch das schmale Fahrwasser hindurchzubringen waren. Gegen Abend erreichte man ein Dorf, das an der Mündung der Arakupina, eines rechten Zuflusses des Paru, belegen war. Alle Häuser waren hier in der That leer; eine große, kürzlich erst zugeschüttete Grube inmitten des Dorfes war die Begräbnißstätte der der Krankheit erlegenen Einwohner. Von Crevaux ausgesandt, um in der Umgegend womöglich noch einige von den entflohenen Bewohnern aufzufinden, kehrte Apatu bald mit einem Indianerpaare zurück, das er noch ganz in der Nähe angetroffen hatte. Beide, der Mann sowohl als auch die Frau, verhielten sich vollkommen stumm und gleichgültig, als aber Crevaux der Frau einige Nahrungsmittel und andere Geschenke anbot, wies sie dieselben heftig zurück und erklärte in kurzen, zornig hervorgestoßenen Worten, daß sie die weißen Männer hier nicht brauchten; daß ihre Kinder gestorben seien, dort im Loche in der Erde lägen; daß sie keine Kassava essen, keine Geschenke annehmen wolle, daß sie nichts wünsche, als daß der weiße Mann sich bald von hier entfernen möge. Unter heftigen Verwünschungen, ohne die dargebotenen Gaben auch nur eines Blickes zu würdigen, ging sie, von dem Manne gefolgt, in den Wald zurück.

Die Nacht brachte Crevaux an diesem traurigen Orte



Arakupina.

zu; am folgenden Tage (dem 10. November) war man erst wenige Stunden flußaufwärts gefahren, als plötzlich ein Vorwärtskommen ganz unmöglich wurde: die Felsblöcke versperrten den Fluß fast gänzlich und man mußte sich wohl oder übel zur Umkehr entschließen. Der eigentliche Zweck von Crevaux' Fahrt den Paru aufwärts war ja auch erreicht; es blieb für die Rückfahrt nur noch übrig, den Lauf des Flusses mit dem Kompaß zu bestimmen und an den wichtigsten Punkten Sonnenhöhen zu nehmen.

Aufmerksam sah man jetzt bei dem Hinabfahren sich noch nach etwa vorhandenen menschlichen Wohnungen um und entdeckte auch wirklich etwas unterhalb der Arakupina-Mündung zwei ebenfalls verlassene Dörfer; auch hier fanden sich inmitten der zum größten Theil niedergebrannten Hütten die großen Gräber vor, die von dem Wüthen der verheerenden Krankheit, der Pocken, wie Crevaux glaubt, erzählten. In einer dieser verödeten Niederlassungen traf man noch ein halbverhungertes krankes Weib an, das von seinen Angehörigen ohne alle Lebensmittel zurückgelassen worden war. Die erste Regung des armen, dem Tode nahen Geschöpfes war auch hier ein Zornesausbruch bei dem Anblick der Weißen, bald aber siegte der Hunger und der Trieb der Selbsterhaltung; sie nahm Crevaux' Anerbieten, sie in einer seiner Pirogen bis zu einem Roucouyenne-Dorfe am untern Flusse mitnehmen zu wollen, dankbar an. Während der Fahrt erzählte sie, daß der Häuptling ihres Dorfes, Pacani, und der Piay Tutey, die beide unter den Trios in höchstem Ansehen gestanden hätten, die ersten Opfer der Krankheit gewesen seien.

Die Häuser in diesen Trios-Dörfern waren viel roher

und primitiver, als die der Oyampys und der Uayanas; nicht nur, daß keines von ihnen zwei Stockwerke aufzuweisen hatte; einige besaßen sogar auch nur auf einer Seite eine Wand und waren somit kaum etwas anderes als einfache Ajupas, wie die Indianer sie sich auf Reisen im Walde zu errichten pflegen.

In der Nacht zum 11. November fiel ein heftiger Platzregen; auch am Morgen war der Himmel noch bewölkt und die Temperatur so gefallen (auf 22° C.), daß Crevaux ebenso wie alle seine Begleiter vor Frost zitterte, und sich mit Behagen an dem Feuer wärmte, auf dem seine Leute die Morgenmahlzeit, einen im Flusse gefangenen kleinen Kaiman, kochten. Das Fleisch des großen Kaiman, der im Amazonas und in den Mündungen der Flüsse von Guyana viel vorkommt, ist wegen seines starken Moschusgeruches nicht eßbar; die kleine Art dagegen gilt bei den Roucouyennes für den höchsten Leckerbissen und ist, wenn mit viel Piment gewürzt, sogar auch für einen europäischen Gaumen erträglich. Leider war Crevaux' Vorrath an dieser vorzüglichen Würze jetzt erschöpft; ein Mangel, der ihm und seinen Leuten viel empfindlicher war, als der Mangel des Salzes, das man schon seit länger als einen Monat entbehrte. Einem seltsamen Aberglauben, den er übrigens schon von den Guyana-Negern her kannte, begegnete Crevaux an diesem Tage unter seinen Indianern: er hörte, wie der eine derselben den Befehl gab, den Kochtopf ja nicht auszuwaschen, weil sonst der Regen unfehlbar wieder anfangen würde.

Ueberall, wo Crevaux am Flußufer mit Beobachtungen beschäftigt war, gingen seine Leute der Jagd nach, zu der sie sich die verschiedensten Arten von großen und kleinen, mit Federn, oft auch mit Widerhaken versehenen Pfeilen herstellten. Nur Apatu, der von seinem Herrn gewissermaßen zum Sammeln ausgebildet worden war, ging auf Entdeckungen aus und brachte mehr als einmal höchst interessante botanische Objekte zurück; so an diesem Tage eine Liane, deren Stengel einen Durchmesser von fast einem Fuß hatte, das sogenannte Salisali der Roucouyennes (Robinia nicou Aublet.). Der schwarze Stengel der Pflanze, die mit ihrer ungeheueren



Anfertigung der tairu-Halsketten.

Wucht die größten Bäume allmälig erdrückt, liefert beim ersten Anschnitt einen wasserhellen kühlen Saft, den die Indianer bei ihren Wanderungen durch den Wald erfrischender finden, als das kühlste Quellwasser. Die milchige Flüssigkeit aber, die hiernach dem Stengel entfließt, ist sehr giftig; deshalb werden die Stengel eifrig von den Indianern gesammelt und in großen Vorräthen für den Fischfang aufbewahrt; denn selbst noch im getrockneten Zustande auf das Wasser geworfen, haben die Salisalistengel, wie Crevaux in der Folge selber sah, die Eigenschaft, die Fische so zu betäuben, daß sie leicht mit den Händen gegriffen werden können.

Am 14. November kam man in Talimapo (Dorf des Taliman) an, dessen Häuptling in hohem Ansehen unter den Indianern der ganzen Gegend zu stehen schien; einer von Crevaux' Leuten gab dem kleinen Herrscher das höchste Lob nach dortigen Begriffen, indem er sagte: „Siehst Du denn nicht, Herr, wie wohlbeleibt alle seine Krieger sind?“ Da in allen diesen Indianerdörfern die Anordnungen des Tamuschi für den Betrieb der Jagd, des Fischfanges und der Maniokkultur allein maßgebend sind, so ist die größere oder geringere Intelligenz des Häuptlings in der That eine wichtigere Lebensfrage für das Gedeihen einer Indianergemeinde, als seine kriegerischen Tugenden. Nicht selten kommt es deshalb auch vor, daß die Häuptlinge vor ihrem Tode irgend einen andern Nachfolger ernennen, wenn sie den eigenen Söhnen nicht die für die Tamuschiwürde nothwendigen geistigen Fähigkeiten zutrauen. So war auch Taliman nicht der Sohn eines Tamuschi, hatte von seinem Vorgänger aber, der ihm seine Tochter zum Weibe gegeben, schon das Zeichen der Häuptlingsschaft, das Diadem aus Kaimanschuppen, erhalten. Der älteste Sohn eines Tamuschi, gleichviel ob er zur Herrschaft gelangt oder nicht, genießt stets gewisse Vorrechte vor den anderen Kindern; bei den Mahlzeiten darf er, wie der Häuptling selber, auf einem Kololo sitzen, während alle übrigen auf den Hacken kauern müssen. In jedem fremden Dorfe, durch das er kommt, werden ihm besondere Ehren erwiesen. Unter Crevaux' Gefolge befand sich ein solcher Tamuschi-Erbe, der in jedem Dorfe von der Frau des Häuptlings vom Kopf bis zu den Füßen festlich mit Uruku, dem orangegelben Farbstoff aus den Früchten von Bixa orellana, bemalt wurde. Da man weiter unten am

Flusse fast täglich ein Dorf passirte, so wurde ihm diese Schmückung oft genug zu Theil.

Was die Tatuirung anbetrifft, so besteht dieselbe bei den Trios meistens in einigen schwarzen Zeichen, die an der innern Seite des Oberarmes angebracht werden; die Roucouyennes tatuiren sich im Allgemeinen gar nicht, unterlassen aber nie, bevor sie eine Ruderfahrt antreten, sich einige Einschnitte in die Haut des Oberarmes zu machen, vor einer Fußwanderung aber die Waden in einer bestimmten Weise aufzuritzen, um ihre Glieder dadurch ausdauernder und kräftiger zu machen. Allgemein herrscht auch die Sitte unter ihnen, bevor sie auf die Jagd gehen, eine Blutentziehung am Arme vorzunehmen, um die Hand gegen ein etwaiges Zittern beim Abschießen des Bogens zu sichern. In Bezug auf die Haartracht unterscheiden sich die Trios ebenfalls wesentlich von den anderen Stämmen; bei ihnen tragen die Weiber das Haar lang und frei herabhängend, die Männer dagegen drehen es zu einer großen Locke zusammen, die in eine aus Lianen geflochtene spitze Düte gesteckt wird und in dieser lang auf den Rücken hinabhängt.

Die Schilderungen der amerikanischen Reisenden über die gedrückte Stellung der Frauen unter den Indianern von Guyana sind nach allem, was Crevaux davon gesehen hat, im höchsten Maße übertrieben. Weit entfernt, sich nur mit der Jagd und dem Fischfange und den Vorbereitungen für dieselben zu beschäftigen, den Frauen aber die ganze



Schleifen des Halsschmuckes scheri-scheri.



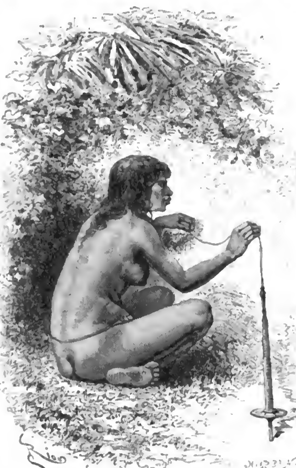
Schnurdrehen.

Last aller andern Arbeit aufzubürden, sind die Männer gerade bei der Maniok- und Bananenkultur ungemein thätig; die Pflege der Bäume, das Ernten ihrer Früchte ist ausschließlich ihre Sache. Die Frauen tragen die eingesammelten Baum- und Bodenfrüchte nach dem Dorfe, müssen auch, wenn die Männer von der Jagd kommen, ihnen bis zum Saume des Waldes entgegengehen und das erlegte Wild von dort aus bis in das Dorf bringen. Die Bereitung des Kassave, des Kaschiri, die ganze Besorgung des inneren Haushalts, das Weben der Hängematten ist Sache der Frauen. Bei weiten Wanderungen tragen sie ebenso wie die Männer den Katuri oder Tragkorb auf dem Rücken; doch wird er für sie gewöhnlich nur leicht beladen und enthält nichts als den Kochtopf und die Hängematte. Höchst selten nur, und wenn gerade männliche Kräfte fehlen, sieht man die Weiber beim Rudern der Boote helfen, nie aber bei dem Bau der Hütten. Die Theilung der Arbeit ist eine sehr strenge und ganz genau festgesetzt; dem Reisenden, der in Unkenntniß davon eine Frauenarbeit von einem Manne oder die Arbeit eines Mannes von einer Frau verlangt, wird es nur zu oft widerfahren, daß seine Wünsche nicht erfüllt werden, ohne daß ihm der Grund dieser Verweigerung mitgetheilt würde.

Die Fahrt des 12. und 13. November bot nichts Bemerkenswerthes dar; der Fluß war gleichmäßig und glatt, der Wald zu beiden Seiten zeigte den stets gleichen Anblick reichster Ueppigkeit. Ueberall waren hier die Wipfel der Bäume von ganzen Schwärmen rother Aras belebt; Crevaux' Leute erlegten täglich fünf oder sechs dieser prächtigen Vögel, was gerade für die Ernährung der ganzen Ge-

sellschaft ausreichte; ängstlich aber schnitten sie ihnen die Schnäbel ab und warfen sie in den Fluß, weil dieselben, wie sie behaupteten, giftig seien und von den Hunden nicht gefressen werden dürften. Am Morgen des 14. passirte man die Mündung eines kleinen linken Nebenflusses des Paru, den die Uayanas nie hinaufzufahren wagen, weil an seiner Quelle ein unheimliches und furchtbares Volk wohnen soll: Indianer mit langen, hellgelben Haaren, die während des Tages immer schlafen und nur bei Nacht umhergehen.

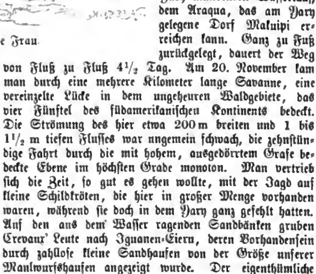
Nach einem Nachtlager auf einer entzückenden kleinen Insel langte man am 16. November an dem Wohnsitze des Takale an, wo Crevaux die ganze Sammlung indianischer Kunsterzeugnisse vorfand, über deren Lieferung er schon früher mit dem Häuptling verhandelt hatte: eine kleine Hängematte, Thiere aus Wachs, ein aus Thon geformter Tapir, ein Halsband aus kleinen auf eine Schnur gereihten Kürbissen, in welche die Frauen allerhand Figuren von Menschen und Thieren gezeichnet hatten. Zum ersten Male sah Crevaux hier auch die Verfertigung der von den Roucouyennes taïru, von den Kreolen von Guyana aber uabe genannten Halsketten, die hier allgemein getragen werden. Dieselben werden aus der harten Schale des Steines einer Lianenfrucht (Omphalea diandra) hergestellt. Der Kern selber, der sehr schmackhaft ist, liefert ein aromatisches Oel, das die Bonis zur Bereitung ihrer Speisen und zum Salben ihrer Haare gern verwenden. Nachdem der Indianer den Stein mit den Zähnen aufgebrochen hat, nimmt er die eine Hälfte der Schale in die linke Hand und durchbohrt sie vermittels eines am obern Ende eines Stäbchens befestigten Fischzahnes, indem er das Stäbchen zu diesem Zwecke mit der Rechten auf dem Oberschenkel schnell hin- und herdreht. Die durchbohrten Schalenstücke werden dann sorgfältig mit einem aus pulverisirten Topfscherben und Wasser gemischten Brei polirt und auf Schnüre gereiht. Die bei den Roucouyennes ebenfalls sehr beliebte uayari- oder scherischeri-Halskette besteht aus kleinen konischen Gliedern, die mit ihrer Basis gegen einander aufgereiht sind. Es sind dies auch Stücke eines harten, eiförmigen Kernes, die auf einen zugespitzten Stab gesteckt und durch Reiben auf einer Steinplatte durchlocht werden; der untere Rand wird in derselben Weise abgeschliffen. Während die Baumwollfäden, aus denen die Frauen die Hängematten weben, von ihnen mit einer einfachen, aus einem harten Holzstabe und einem runden Knochenstück hergestellten Spindel gesponnen werden, liegt die Verfertigung der Schnüre für die Halsketten, sowie aller sonst nöthigen Fäden und Schnüre den Männern ob. Die Fäden werden in der einfachsten Weise aus langen, starkadrigen Blättern herausgerieben, die Herstellung der Schnur aus denselben erfordert aber eine bewundernswerthe Gewandtheit und Geschicklichkeit. Der Arbeiter nimmt hierzu drei Fäden von gleicher Länge, legt sie auf das linke Knie und rollt sie mit der fest aufgedrückten flachen Hand einmal den Schenkel hinauf, dann wieder zum Knie hinab; mit einer einzigen dieser Bewegungen bringt er ein 12 cm langes Stück fester Schnur zu Stande, durch Fortsetzung dieser Manipulation aber verschaffen sie sich Schnüre von über 30 m Länge, die, zu großen Knäueln aufgerollt, ein werthvoller Besitz in dem Indianerhaushalte sind.



Spinnende Frau.

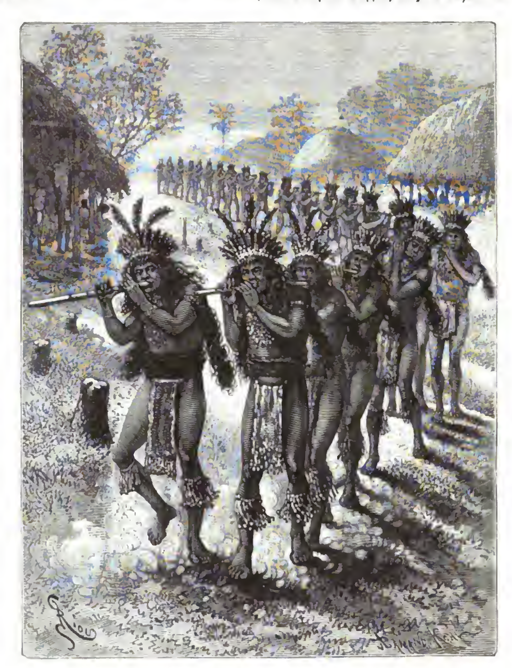
Am 17. November in Caneapo, dem Dorfe des Tamuschi Canea, angelangt, stieß Crevaux, der hier sein Gefolge von Indianern neu rekrutiren wollte, auf viele Schwierigkeiten. Es fand sich Niemand, der ihn den Fluß hinab begleiten wollte; dafür bemühten sich alle, ihn durch Erzählungen von unpassirbaren Wasserfällen, von schrecklichen Ungeheuern, die er dort antreffen würde, von der Weiterreise abzuhalten.

Ungeachtet dessen aber setzte der Reisende mit seiner bedeutend verminderten Mannschaft am folgenden Tage die Fahrt fort; am 19. kam man an einen großen Wasserfall, wo die Kanoes und das Gepäck an das Ufer gezogen und zu Lande vorbeigebracht werden mußten. Bald danach passirte man einen vom Flusse in östlicher Richtung abgehenden breiten Fußpfad, der nach dem Yari führte. In $2\frac{1}{2}$ Tagen soll man auf ihm zu dem Dorfe Akiepi gelangen, von dem aus man zu Boot auf einem kleinen, in den Yary mündenden Wasserlauf, dem Araqua, das am Yary gelegene Dorf Makuipi erreichen kann. Ganz zu Fuß zurückgelegt, dauert der Weg von Fluß zu Fluß $4\frac{1}{2}$ Tag. Am 20. November kam man durch eine mehrere Kilometer lange Savanne, eine vereinzelte Lücke in dem ungeheuren Waldgebiete, das vier Fünftel des südamerikanischen Kontinents bedeckt. Die Strömung des hier etwa 200 m breiten und 1 bis $1\frac{1}{2}$ m tiefen Flusses war ungemein schwach, die zehnstündige Fahrt durch die mit hohem, ausgedörrtem Grase bedeckte Ebene im höchsten Grade monoton. Man vertrieb sich die Zeit, so gut es gehen wollte, mit der Jagd auf kleine Schildkröten, die hier in großer Menge vorhanden waren, während sie doch in dem Yary ganz gefehlt hatten. Auf den aus dem Wasser ragenden Sandbänken gruben Crevaux' Leute nach Iguanen-Eiern, deren Vorhandensein durch zahllose kleine Sandhaufen von der Größe unserer Maulwurfshaufen angezeigt wurde. Der eigenthümliche Geschmack der Indianer läßt sie die schon angebrüteten Eier, in denen sich ein noch nicht vollständig ausgebildetes Thier



befindet, als den größten Leckerbissen betrachten. Kaum mehr verführerisch als dieser Hochgenuß erschienen Crevaux die schwarzen, im Rauche getrockneten Thonkugeln, von denen er seine Roucouyennes mehrmals am Tage essen sah; mit einem Knochenstückchen oder einem Messer schabten sie den Thon als ein feines Pulver ab, das sie mit Wohlbehagen verschluckten.

Am 22. wurde ein Ruhetag in dem Dorfe Yaripo gehalten, wobei Crevaux Gelegenheit hatte, einem großen Feste beizuwohnen, das die Indianer tule nannten. Ein von dem Häuptling und zwanzig, meist nicht dem Dorfe angehörigen Männern ausgeführter, viele Stunden währender Tanz bildete den Mittelpunkt des Festes. Kleine Federkronen auf den Köpfen, an jeder Schulter mit lang herab-



Der Tule-Tanz.

wallenden rothen Schwanzfedern des Aras geschmückt, bewegten sich die Tänzer langsam zum Tone ihrer Flöten zuerst in langer Reihe vorwärts, dann in einem großen Kreise, dessen Mittelpunkt natürlich ein gewaltiges Gefäß voll Kaschiri bildete, an dem die Tänzer ihren Durst löschten und sich immer von Neuem anfeuerten. Das ewige Einerlei der weniger hohen, schrillen Töne, mit denen sie auf des Häuptlings tieferes Blasen antworteten, hatte für europäische Nerven etwas ungemein Aufregendes; Crevaux konnte während der ganzen Nacht, in die das Fest sich hineinzog, kein Auge zuthun. Den Schluß bildete eine Austheilung von Geschenken an einige der Frauen, die den Tänzern den Kaschiri kredenzt hatten. Unter allgemeinem Jubel wurden einige besonders verzierte Wirthschaftsgeräthe, ein Korb, ein Sieb und ein künstlich geschnitzter Löffel, in die Mitte gelegt und von einem der Tänzer, der einen Stab hinter dem Rücken verbarg, bewacht. Eine nach der andern kamen die Frauen herbei, um sich einen der Gegenstände zu holen, ohne doch dabei von dem Stabe des Wächters auf die Finger getroffen zu werden. Stundenlang währte das

Lachen über ihre vergeblichen Versuche, bis es endlich den Geschicktesten gelang, sich in den Besitz der gewünschten Herrlichkeiten zu setzen. Ein längeres Kaschirigelage bildete den Abschluß der ganzen geräuschvollen Festlichkeit.

Der Hohneck.

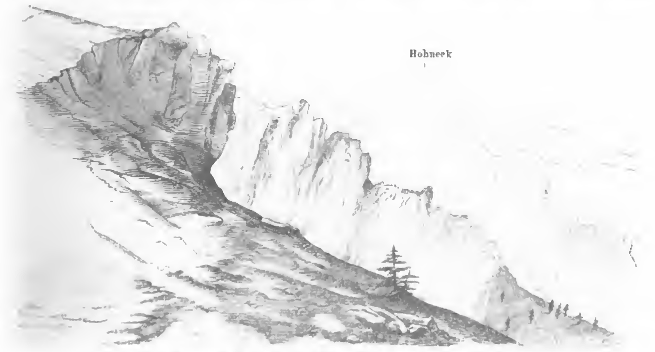
Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Ansicht und Aufstieg.

Wenn man die Vogesen südlich vom Weilerthal, die Granitvogesen, übersichtlich auf einer Karte oder dem schönen Relief von Bürgi betrachtet, so erhält man den Eindruck, als ob sie aus vier Hauptzügen beständen, welche von einem westlich gelegenen Hauptmassiv ausstrahlen. Nach Norden zu sind es die beiden Parallelzüge, welche zunächst die obere Meurthe, dann die Vechine, endlich die Leber umschließen, nach Süden die Gebirgsketten, deren eine mit dem Ballon d'Alsace endet, deren andere den Sulzer Belchen trägt. Diese vier Hauptlinien des Gebirges scheinen verknüpft in einem der merkwürdigsten Berge der Vogesen, dem gewaltigen Massiv des Hohneck (1366 m), dessen orographische Wichtigkeit schon aus dieser seiner eigenthümlichen Stellung hervorgeht und den genauer kennen zu lernen in jeder Weise von Interesse ist.

Zunächst freilich ist schwer von dem Berge, obwohl er

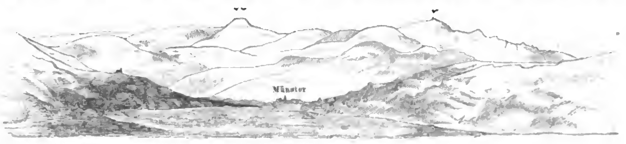


Hohneck von Südosten. (Nach einer Zeichnung von H. Hogard.)

der zweithöchste Gipfel des Gebirges ist, eine Gesammtansicht zu gewinnen; er tritt nirgend recht sichtbar hervor, eben weil er, in der Hauptkette selber gelegen, den Kamm derselben nicht allzuhoch überragt und rings von den anderen Gebirgstheilen umlagert ist. Nur nach Westen zu hebt er sich deutlicher ab; man sieht ihn als eine gewaltige Kuppel den Hochrücken überragen und, nach einer kurzen Einsenkung, nordwärts scheinbar fortgesetzt werden in dem mächtigen ungetheilten Zuge der Hautes Chaumes. Von der rheinischen Ebene sieht man ihn nirgend in bedeutenden Formen, auch vom gegenüberliegenden Schwarzwald gesehen tritt er nicht markirt hervor; am besten sieht man ihn von einzelnen Punkten der Vogesenkette selber.

Man kann zum Hohneck nur auf sehr interessanten Wegen gelangen, von Norden und Süden her über Gebirgspfade, von Westen und Osten auf bequemer Straße. Von Norden her über den kahlen, langen, breitgewölbten Rücken der Hautes Chaumes, der, orographisch und geognostisch die Fortsetzung des Hohneckmassives, dennoch von demselben mannigfach abweicht, wie er auch räumlich von demselben durch eine mehrfach gegliederte, bewaldete Einsenkung getrennt ist. Ganz ähnlich ist der Weg von Süden her, etwa von Wildenstein aus über den Rheinkopf und den Kamm des Gebirges, nur daß hier die Aussicht freier, Wald fast gar nicht vorhanden ist und man die Kuppel des Hohneck länger und gewaltiger vor sich sieht. Von Westen her führt die Straße von den lothringischen Seen zur Schlucht, jener Senke zwischen dem Hohneck und der Hautes Chaumes, herauf und über dieselbe hin bis nach Münster. Besser gesagt, an demselben vorbei, denn „die Schlucht“ ist eigentlich der jähe Einschnitt zwischen dem Massiv des Hohneck und dem der Hautes Chaumes, doch nennt man auch den Paß nach

Gerardmer hin, sowie das Gasthaus, welches dicht unter der Paßhöhe liegt, ebenso. Diese Straße bildet auch den Ostanstieg. Sie ist landschaftlich ebenso schön, als orographisch interessant, und die allzugroßen Umwege, welche sie macht, sind durch bequeme Fußwege leicht abzuschneiden. Steigen wir nun von Osten her auf ihr zum Hohneck empor, so durchwandern wir zunächst das wohlbebaute, hübsche Thal von Stoßweier, an dessen Eingang rechts Hohrod, an und auf einem ziemlich hohen (850 m) Berge gelegen, einen auffallenden Anblick gewährt. Dieser Berg gehört zu den Ausläufern der Hautes Chaumes, und auf ihnen, wie sie sich zum Hauptmassiv hin erheben, steigt auch die Straße in mächtigen Serpentinen zum Kamm des Hochgebirges auf. Sehr schön wird sie in ihrem obern Theil. Hier führt sie heran zu einer der merkwürdigsten und beachtenswerthesten Bildungen des Vogesenkammes, zu den jähen Abstürzen nämlich, welche derselbe nach Osten hin — nie aber nach Westen, nach welcher Richtung er vielmehr breit, wie gewölbt, erscheint — an verschiedenen Stellen zeigt, und die als schroffe Felswände sich z. B. am Weißen See, als sehr jähe, aber doch grasbewachsene Gehänge sich am Darensee zeigen. Unser Weg führt uns zu dem größten dieser Felsabstürze, zu dem sogenannten Kruppen- oder Krappen- (d. h. Raben-) Fels, welcher 1255 m Höhe hat, während die Straße 338 m tiefer gelegen ist. Hundert Meter hoch ragt etwa die Felsenmauer senkrecht aus den sie umgebenden Wäldern auf, die über einer sanft aufsteigenden Böschung (Trümmerabfall, Verwitterungsbildung) sich bis zu dem Felsen hinziehen. Von ihm aus wendet sich die Straße um den Ost- und Südabhang des Theiles der Hautes Chaumes, welcher den Krappenfels trägt, und der hier den Namen Altenberg führt, herum und steigt nun in gerader Linie rein westlich zum Schluchthôtel empor. Gewaltige Felsbildungen, mächtige Granitpfeiler, schroffe scharfe Granitgrate treten dicht an sie heran, ja über sie hin, denn durch einen dieser Felsgrate, der jenseits tief in den Abgrund der Schlucht hinabspringt, ist die Straße in einen Tunnel hindurch gelegt. Dieser letzte Theil des Aufstieges am Altenberg führt nun direkt an oder über der Schlucht selber hin und bietet eine der großartigsten Aussichten, welche ein subalpines Gebirge überhaupt zeigen kann. Wir sehen in einen jähen Abgrund unmittelbar vom Rand der Straße hinab, mit so steilen Böschungen, daß ein direktes Hinabsteigen zwar möglich, aber keineswegs bequem oder ungefährlich wäre, über graues verwittertes, meist kahles, doch hier und da durch emporklimmende Fichtengruppen unterbrochenes Felsengeröll hin, zwischen dem einzelne jener Granitgrate in grotesker Bildung hinabragen bis zu dem aus den Fichten des Grundes hervorschimmernden Fechtbette. Diese Fecht — sie ist nicht die Hauptquelle des gleichnamigen Flusses, vielmehr ent-



Rothenbacher Kopf. Hohneck.

Hohneck und Rothenbacher Kopf von der Flixburg (Ostende des Münsterthales) gesehen. (Nach einer Zeichnung v. Hogard.)

springt diese am Südfuße des Hohneckmassives, nur durch den Abfallrücken des Rothenbacher Kopfes von der Thur getrennt —, das Bett dieser Fecht hat eine Höhe von 647 m; die Höhe des Altenbergs dicht über der Straße beträgt 1086 m, der Absturz, in den wir hinabsehen, beträgt also 350 m, mehr als tausend Fuß! Die gegenüberliegende Seite derselben, welche minder steil aufsteigt, ist reich bewaldet, meist ebenfalls mit herrlichen, dunkeln Weißtannen; und im Hintergrunde vor uns bildet die schroff aufsteigende Kammhöhe mit ihren hellgrünen Laubholzbäumen den Abschluß, während dessen etwas links über diese Buchenwälder der gelblich kahle Hohneckgipfel mächtig aufragt. Der Anblick ist von unbeschreiblicher Großheit. Vom Balkon des Gasthauses, welches wir im fortwährenden Genuß dieser Aussicht bald erreichen, überblickt man die Schlucht in ihrer Längenausdehnung; die kahlen steinigen Stellen, die dunkelen Tannen der Tiefe, die vorspringenden und in einander eingreifenden Ausläufer der beiden Gebirgsmassen, zwischen denen die Fecht sich hindurchwindet, sind meist, wenigstens in ihren tieferen Partien, in einen leichten blauen Duft gehüllt, während über diesen ernsten Vordergrund sich die hellerbeleuchteten Waldrücken des Münsterthales, die sonnige Ebene, der blaue Zug des Schwarzwaldes auf das Herrlichste darstellen. Die Aussicht ist eine der schönsten, welche man in den Vogesen haben kann — wenn nicht die großartigste von allen.

Gleich vom Hofe des Hôtels aus kann man in den Wald emporsteigen, durch welchen der Pfad zum Gipfel des Hohneck führt. Einzelne köstliche Aussichtspunkte hat man auch hier, wenn man aus den Bäumen an den schroffen Rand vortritt, mit welchem auch hier die Kammhöhe oft ziemlich tief abstürzt. Ueber dem Wald zu unseren Füßen blühen mächtige Blüthenstauden gleichsam frei in der Luft, die in den Spalten der senkrechten Felsen unten nur wurzeln; die großen Bergschmetterlinge lieben diese sonnigen schönen Stellen ganz besonders. Der Wald selber ist durch breite Sumpfstrecken unterbrochen, nirgends sehr hochstämmig oder fest geschlossen und nimmt nach oben zu immer mehr und mehr an Höhe ab, bis die letzten schon ganz niedrig-strauchigen Buchen ziemlich weit unter dem Gipfel völlig aufhören. Das Hohneckmassiv zeigt in seiner ganzen Ausdehnung, bis zum Rheinkopf hin, die jähen Ostabfälle, die zwar nicht als breite Felswände sich absenken, aus deren steilen Rasengehängen aber wiederum eine Reihe hochaufragender Granitgrate, die mit ihren einzelnen Zinken treppenartig abgestuft sind, ins Thal abfallen. Ein solcher jäher Absturz ist z. B. gleich das Frankenthal, dessen fast kreisrunden Ausschnitt wir umwandern müssen, um den Hohneckgipfel selbst zu erreichen.

Dieser Gipfel gehört der Ballonbildung an, welche wir hier zuerst kennen lernen und die sich von allen den Bergen, die wir früher betrachteten, sehr auffallend unterscheidet. Wir haben eine gewaltige runde ganz gleichmäßig ansteigende Kuppe vor uns — nur nach Osten zu ist die Gleichmäßigkeit durch steilern Abfall unterbrochen —, die etwa 100 m

sich über die nächst liegenden Gipfel erhebt. Steigen wir bis zum höchsten Punkt, bis zur Triangulationspyramide hinan, so sehen wir, wie allseitig rund das mächtige Gewölbe abfällt, ohne eine Spur von tieferm Einschnitt oder gar von Felsen- und Blockbildung; alles ringsher ist gleichmäßig gewölbt und mit kurzem trockenen Gras, hier und da mit einigen kleinen Sumpfstellen überdeckt. Ganz ähnlich, nur nicht kuppel-, sondern rückenartig, ist die Bildung der Hautes Chaumes, und ebenso die des breiten Verbindungszuges, der vom Hohneck sich bis zu dem gleich gestalteten Rothenbach der französischen, dem Rheinkopf der deutschen Generalstabskarte erstreckt [1]). Eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit dieser Ballons ist es ferner, daß ihre Gipfelhöhe im Verhältniß zur Kammhöhe des Gebirges eine nur geringe ist; der Hohneck z. B. ragt über den Rücken der Hautes Chaumes nur etwa 60 m hoch empor.

Die Aussicht, welcher dieser höchste Gipfel des Kammes bietet, ist nun sehr instruktiv. Nach Westen sieht man in die lebhaft bewegte, scheinbar unregelmäßige lothringische Gebirgswelt hinein, welche durch das dunkelblaue Longemer herrlich geschmückt ist; die Aussicht auf Gerardmer ist durch einen Höhenzug verdeckt, welcher vom Hohneck selbst ausstrahlt und eine Höhe von 1053 m erreicht. Nach Nordwesten ist der Blick freier; er kann bis nach Deutsch-Lothringen schweifen. Im Südwesten schließen die Berge jenseits Saulxures (über 900 m) und die Hochgipfel der Vogesen selbst die Aussicht; es ist lehrreich, wie sich die Hauptkette des Gebirges durch die einzelnen Gipfel, Rheinkopf, Ventron, Felleringerkopf, Drumont [2]) u. a., bis zum Ballon d'Alsace hin deutlich markirt. Durch diese Höhen ist zugleich die Aussicht nach Süden zu geschlossen; sie blicken theilweise über den mächtigen Bergzug herüber, den man von dem tief hineingelegten Thal der südlichen Fechtquelle nach Osten ziehen sieht, und welcher den höchsten Gipfel der Vogesen, den Sulzer Belchen, trägt. Dieser letztere ragt neben dem kahlen Wasen (dem kleinen Belchen) nach Südosten zu mächtig auf; an ihm vorbei schließen der Jurazug, oft auch die Alpen die Fernsicht ab.

Ganz besonders interessant ist der Blick nach Norden. Hier sehen wir zunächst über den Rücken der Hautes Chaumes hin (der in der Verkürzung selber wie ein mächtiger Ballon aussieht), also völlig in der Achse des Gebirges, die Dononhörner in blauer Ferne, wie sie Elie de Beaumont von hier aus zeichnete; hinter ihnen, in Blau verschwimmend, die Nordvogesen. Nach Nordosten zu ragt der Brezouard auf, liegen die übrigen Vogesenberge; den Gebirgstheil nordwärts vom Münsterthal sieht man natürlich besonders klar. Hier ist nun von größtem Interesse die Deutlichkeit, mit welcher sich die Sandsteinmassen einiger Berge schon durch ihre Form als etwas dem übrigen Gestein Fremdartiges, zugleich aber als etwas deckenartig Aufgelagertes abscheiden und kenntlich machen. So der lange Rücken des Kühberges; der kürzere, aber ebenfalls flache Hohnack; so in größerer Ferne der scheinbar abgeplattete Thännichel. Auch einzelne jener spitzigen Sandstein-Mamelons läßt die Aussicht entdecken, sie sind aber zu unbedeutend, um besonders charakteristisch hervorzutreten. Dagegen zeigen sich im Süden die Ballons in sehr origineller Gestalt mit ihren runden kahlen Köpfen, ihrer geringen Schartung, ihrer gewaltigen Höhe. So kann man wohl sagen, daß der Blick vom Hohneck die orographischen Eigenhümlichkeiten der Vogesen alle auf einmal zeigt.

Nach Osten zu schließt, über die röthliche Ebene hin, der Schwarzwald die Aussicht; die grünbewaldeten Vogesenberge, welche wir in dieser Richtung gerade vor uns erblicken, sind die einzigen Ausläufer, welche der Hohneck nach Osten zu, aber nicht sehr weit, erstreckt; sie tragen zunächst das kahle Haupt eines gewaltigen Berges von 1263 m auf, welcher aus dem Schäferthal unmittelbar vor dem Hohneck ansteigt und von den Sennen der Nachbarthäler der „nächste Bühl" genannt wird, dann den 995 m hohen Rücken, welcher den Hof Gaschnei trägt und ziemlich rasch zum Sattelberg (782 m) abfällt, dessen Abhänge schon vor Münster enden. Außerordentlich schön aber ist nach dieser Himmelsgegend der Blick auf den Hohneck selber. Hier sehen wir in die schroffen Thäler der Ostseite hinab, deren keines einen herrlichern Anblick als das Wormspel- oder Wormsathal gewährt. Denn dasselbe ist abgeschlossen durch einen jener kühnen Granitgrate, welcher hier eine Menge einzelner schroffer Felsengipfel bildet, die, anfangs kahl und dicht aufeinander folgend, in größerer Tiefe aus herrlichem Laubwald vereinzelt über einander aufragen, die sogenannten Spitzköpfe, die durch ihren Pflanzenreichthum besonders berühmt sind. Jenseits derselben folgen noch mehrere solcher engen Thäler, die sich ebenfalls zwischen schroffen Felsengraten hinabsenken und den unmittelbaren Ausblick nach Südosten ganz besonders schön und interessant machen.

---

[1]) In der Description géol. et minéralog. du départ. du Haut-Rhin par J. Delbos et J. Koechlin-Schlumberger, Mulh. 1866, heißt es 1, 170: La cime qui, dans la pays, est connue sur le nom de Rheinkopf, est sur le faite même de la grande chaine et sur la limite du départment; elle porte sur la carte le nom de Rothenbach . . . Le Rothaback comprend deux cimes, sur l'une desquelles a été établi un signal (1319 m); celle-ci porte à tort le nom de Rheinkopf; c'est le Vordere Rothaback. La 2me est plus rapprochée de Herrenberg (1260 m), c'est le Hintere Rothaback. Der Fehler scheint auf die französische Generalstabskarte (von ihr wieder auf verschiedene andere) übergegangen zu sein von der nie genug zu bewundernden Cassini'schen Karte, auf deren 144. Blatt der Name Rothabak für den Berg zuerst von allen mir bekannten Karten des Elsaß erscheint, aber fälschlich an der Stelle des Rheinkopfs. Die deutsche Generalstabskarte hat zwar diesen Fehler vermieden, ganz genügend ist sie aber für diese so wichtige Gegend auch nicht. G. de l'Isle's Karte 1745 hat nur den Hof Rothenbach, den Berg bezeichnet er gar nicht.

[2]) Auch hier sei beiläufig auf einen Fehler fast aller Karten, deutscher wie französischer, aufmerksam gemacht. Sie geben im Hauptkamm der Vogesen den Kratzen, le Gresson an. Allein derselbe gehört nicht dem Hauptrücken an, er ist vielmehr die Erhebung der kleinen östlich verlaufenden Seitenkette zwischen dem Thal des Neuweihersees und dem des Sonnensees. Die französische Generalstabskarte (Blatt 100, Lure) setzt den Namen le Gresson irrig nördlich vom Sternensee, an den Anfang des Seitenzuges, der den Reinbacher Kopf und weiter östlich den Roßberg trägt; doch hat sie ihn auch als Gresson le moyen an der richtigen Stelle. Delbos und Köchlin-Schlumberger (a. a. O. 1, 65) nennen den Seitenzug nördlich vom Neuweihersee Gresson, während der Name dem Zuge südlich von diesem See zukommt. H. Kiepert giebt den Namen Gresson, irregeführt durch die französische Generalstabskarte, als Synonym des Rothen Wasen, der im Hauptkamm etwas nördlich von der Abzweigungsstelle des Roßbergzuges liegt. Die deutsche Generalstabskarte hat allein das Richtige, diejenige Vertheilung der Namen, welche bei sämmtlichen Bewohnern der Ostseite des Gebirges, die alle Deutsche sind, die allein bekannte ist, wonach der Name Kratzen jenem erwähnten Seitenzuge zukommt. Der 1294 m hohe Gipfel südlich vom Rothen Wasen, über dem Sternensee, den manche deutsche Karten (Kiepert, Algermissen, auch die französische Generalstabskarte) als Gresson bezeichnen, heißt das obere Bars. Auch diese Verwirrung geht aus von einem genialen Irrthum der Cassini'schen Karte. Sie faßt die Erhebung vom Ballon d'Alsace bis zum Roßberg als selbständiges Gebirgsglied, den Zug bis zum Drumontstock, also bis zum Col de Bussang, als Auslaufstelle dieses Gebirgsgliedes und giebt der ganzen Erhebung desselben von da an, wo sich der wirkliche Kratzen oder Gresson abzweigt, den Namen le Gresson.

Völkerverhältnisse in Kleinasien und Armenien.

Der Rev. Henry Fanshawe Tozer, ein in der klassischen und orientalischen Geographie wohl bewanderter und viel gereister Mann, unternahm im Sommer 1879 eine Reise durch das östliche Kleinasien und Türkisch-Armenien, deren Hauptstationen Samsun, Amasia, Juzgat, Kaisarieh, Siwas, Charput, Palu, Bitlis, Wan, Erzerum, Baiburt und Trapezunt waren. Die Besteigung des Argäus, welche er dabei ausführte, haben wir früher bereits (s. „Globus" 36, S. 222) erwähnt. Sein unlängst erschienenes Reisewerk „Turkish Armenia and Eastern Asia Minor" (London 1881) läßt erkennen, daß der Autor in Geschichte und Archäologie wohl bewandert ist und die einschlagende Literatur kennt, wenn er auch nicht gerade viel Neues vorzubringen hat. Von großem Interesse jedoch sind seine gelegentlichen Schilderungen der Zustände des Landes, das unter Krieg und Hungersnoth letzthin so schwer gelitten hat, und der Verhältnisse, wie sie zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften und Nationalitäten bestehen und sich mehr und mehr verschärfen. Da es nun jetzt selbst solchen, die der Sache ferner stehen, immer klarer wird, daß jene Länder bald wieder eine vielleicht nur passive, vielleicht aber auch theilweise eine aktive Rolle in der Geschichte spielen werden, so wird es nicht unersprießlich sein, das Hauptsächlichste von Tozer's betreffenden Mittheilungen auszugsweise hier wiederzugeben, zumal der Engländer ein verständiger, guter Beobachter ist, an Beobachtern überhaupt aber in der Asiatischen Türkei in letzter Zeit nicht gerade Ueberfluß war — wenigstens an solchen, die von ihren Beobachtungen auch etwas veröffentlichten.

In Amasia hatte Tozer Gelegenheit, vom dortigen deutschen Konsul Krug und dessen Bruder Erkundigungen über die zwischen Samsun und Amasia wohnende Bevölkerung einzuziehen, in welcher er Christen und Mohammedaner nicht hatte unterscheiden können. Er erfuhr nun, daß beide sich völlig gleich kleideten und den Turban trugen, nur daß gewisse bedeutungsvolle Farben wie Grün und Weiß den Christen verboten sind. Die Türken haben außerdem im Allgemeinen vollere, rundere Gesichter, die Christen magerere. Letztere sind Griechen, d. h. Mitglieder der griechischen Kirche, obwohl sie Türkisch sprechen. Armenier giebt es in diesem Gebiete nur wenig. Die Griechen tragen ebenso wie die Türken Waffen und sind wenn möglich die stolzeren. Auf Tozer's Bemerkung, daß er in den Dörfern keine Kirchen gesehen habe, antwortete Konsul Krug, daß solche wohl vorhanden, aber sehr unansehnliche Gebäude wären, da noch vor fünf Jahren der Bau einer stattlichen Kirche sofort Verfolgungen hervorgerufen hätte; jetzt freilich lägen die Dinge ganz anders. Daß der Boden fruchtbar und die Ernten gut sind, bestätigte der Konsul; zur Zeit der großen Hungersnoth (1874) hatte das Volk, namentlich in der Gegend von Jüzgat, schwer zu leiden, aber die Folgen derselben sind nun vorüber. Gerechtigkeitspflege ist hier natürlich auch käuflich, aber da der, welcher am meisten bietet, gewinnt und die Christen auch die reicheren sind, so stehen ihre Chancen in dieser Hinsicht besser; denn die Türken gehen überall zurück und dadurch wird hier die Gleichstellung der Racen mehr und mehr zur Wahrheit. Von der Regierung sprach Tozer's Gewährsmann in Ausdrücken strenger Verurtheilung. Die Steuern sind drückend, die Paschas gewöhnlich bestechlich; obendrein wechseln sie beständig, zuweilen dreimal in einem Jahre, da sie ihre Stellen vom Großvezier erkaufen. Einmal kam ein Mensch als Pascha nach Amasia, einem der wichtigsten Sandschaks im Reiche, der weder schreiben noch lesen konnte und seine Stelle nur höfischer Gunst verdankte. Die gesammte Bevölkerung war damals der Regierung so überdrüssig, daß alle, die Türken nicht ausgenommen, jede europäische Macht, welche einschreiten wollte, mit Freuden begrüßen würden. Besonders für Rußland hegte man Neigung, hauptsächlich wegen der guten Behandlung, welche die türkischen Gefangenen während des letzten Krieges dort erfahren haben. „Einen Theil dieser Mittheilungen — sagt Tozer — hatten wir später in gewissem Grade zu berichtigen, und die Lage des Volks war bestimmt in zu günstigen Farben gemalt; andererseits aber hatten wir selbst Gelegenheit, manche der überraschendsten Behauptungen bestätigt zu finden."

In einem Dorfe unweit Juzgat sah Tozer (S. 89 ff.) die ersten Spuren der großen Hungersnoth: von 110 bewohnten Häusern waren 30 ausgestorben und verfallen. Das Elend begann mit einer schlechten Ernte im Jahre 1873 in Folge von Trockenheit. Im November und December folgte sintfluthartiger Regen und im Januar und Februar ein ganz gewaltiger Schneefall, von welchem Tozer nachmals öfters zu hören bekam. Die Städte litten damals schwer, am schwersten aber die Dörfer, deren Einwohner durch den Schnee von einander und von den Städten abgeschnitten waren und nach Verbrauch des Saatkorns einfach verhungern mußten. Selbst als Thauwetter eintrat, änderte sich dieser Zustand nicht, da die angeschwollenen Ströme und der Mangel an Brücken jeden Verkehr im Innern des Landes und mit der Küste unterbrachen. Erst im Monat April fing man in Konstantinopel an, die Lage der Dinge in Kleinasien zu ahnen, und sann auf Hilfe, zuerst in privaten Kreisen, dann auch Seitens der Regierung. Man schätzt den Verlust an Menschenleben während des Winters auf 150000; dazu kamen an 100000 Stück Großvieh um und die Zahl der Schafe und Ziegen verringerte sich um 60 Procent. Die folgende Ernte war zwar gut; aber da es an Saatgetreide und Vieh mangelte und die Menschen entkräftet waren, so dauerten Noth und Krankheit auch noch den nächsten Winter hindurch: im Ganzen mag eine Viertel Million Menschen in dieser Zeit zu Grunde gegangen sein.

Unter den Gründen dieser Erscheinung, daß ein früher so leistungsfähiges Land durch eine einzige schlechte Ernte und einen bösen Winter in solche Noth versetzt wurde, steht obenan die Art der Verwaltung, durch welche seit den letzten sechszig Jahren das Land mehr und mehr verarmt ist. Die lokalen, halb unabhängigen Dere-beis der frühern Zeit waren zwar oft unbotmäßige Vasallen und räuberische Herren, hatten aber doch ein Interesse am Gedeihen ihrer Unterthanen, und mancher Industriezweig blühte unter ihrer Herrschaft. Als dann Sultan Mahmud seine Reformen durchführte, die Staatsgewalt centralisirte und jene Häuptlinge beseitigte, kehrte man sich nicht mehr an jene lokalen Interessen und schädigte sie schwer durch unregelmäßige Besteuerung. In Folge der Handelsverträge mit fremden Ländern wurden dann von dort schlechtere, aber billigere Waaren

eingeführt und die heimischen Industrien fast vernichtet. Ebenso wurde der Ackerbau geschädigt, indem die ohnehin hohen Steuern durch die Art ihrer Eintreibung doppelt schwer sich fühlbar machten, und die Lasten, welche früher die Industrie getragen hatte, nun gleichfalls auf die Landwirthschaft gelegt wurden. Die Bauern waren zuletzt gezwungen, von Wucherern zu borgen, und begnügen sich jetzt damit, nur das für ihren eigenen Bedarf Nothwendige zu erzeugen. Ein zweiter Grund war der, daß die türkische Regierung anfänglich für alle Nothschreie und Warnungen nur taube Ohren hatte, und daß sie es ihren Beamten gegenüber nicht hat durchsetzen können, daß die von der Noth betroffenen Gegenden von der Steuerleistung ganz oder auch nur theilweise befreit blieben. Ein Beispiel davon für viele: im mohammedanischen Dorfe Hamma (zwischen Kaisarieh und Siwas) klagten dem Reisenden (S. 171) zwei ältere Frauen mit Thränen in den Augen, daß 60 Männer aus dem Orte in den russischen Krieg gezogen, aber kein einziger zurückgekehrt sei, und trotzdem würden die Steuern von denselben verlangt! Im Dorfe Nurschin nördlich von Bitlis genoß Tozer (S. 290 f.) die Gastfreundschaft eines alten, braven Türken, Hamed Aga, der voller Loyalität gegen den Sultan war, aber die Bestechlichkeit und Nichtswürdigkeit der Lokalbeamten schwer empfand. Zwei seiner Söhne waren im Kriege gefallen und zwei andere noch nicht zurückgekehrt; aber weder darüber noch über die schweren Steuern beklagte er sich, wohl aber darüber, daß dieselben in den Taschen der Kaimalams und anderer Beamten hängen blieben. Ebenso empörte ihn die schlechte Handhabung der Justiz; unlängst hatte er die Gefangensetzung mehrerer Räuber erwirkt, allein gegen Zahlung von 1 Medschidie (= 3,50 M.) pro Kopf hatte der Mudir dieselben wieder laufen lassen, und Hamed Aga's Beschwerde darüber beim Pascha von Musch war gar nicht berücksichtigt worden. Eine andere Beschwerde richtete sich gegen die Handhabung des Tabakmonopols. In der Umgegend von Nurschin und Musch hat der Anbau des Krautes in der letzten Zeit bedeutend abgenommen, in Folge höherer Besteuerung und auch weil die altgewohnte Pfeife mehr und mehr durch die Cigarette verdrängt wird. Dadurch nahm der Verbrauch ab, und weil es verboten ist, den Tabak an Ort und Stelle zu verarbeiten und zu verkaufen, fand man es nicht mehr der Mühe für werth, ihn fern von den großen Centren zu bauen. In Wahrheit hat dabei der Konsument mehr zu leiden gehabt, als der Producent; denn da der fertige Tabak nur in bestimmten Städten verkauft werden darf und nur in kleinen Packeten in den Verkehr gelangt, so ist er gewöhnlich trocken und pulverig und weit verschieden von dem, was man früher zu rauchen gewohnt war. Die Unzufriedenheit darüber macht sich in allen asiatischen Provinzen durchweg fühlbar.

Nun zu einem andern Thema, den Armeniern, zunächst in ihrem Verhältnisse zu den Türken. Tozer glaubt (S. 97), daß ihm nie ein so neugieriges Volk begegnet ist, wie dieses, und er ist fast geneigt, Neugier für ihre hervorstechendste Charaktereigenschaft zu halten. Das hat seine zwei Seiten. Dem Reisenden ist das neugierige Fragen natürlich lästig, und die Sache wird dadurch nicht ganz erklärt, wenn sie selbst sagen, es zeuge von Mißachtung gegen einen von weit her gereisten Fremden, wenn man für ihn und seine Angelegenheiten kein Interesse zur Schau trüge. Indessen enthält, als eine Seite des Nationalcharakters betrachtet, die Neugier ein hoffnungsvolles Element; denn das Interesse an Dingen und der Wunsch nach Erkenntniß sind Eigenschaften, welche einem fortschreitenden Volke zukommen. Besonders tritt das hervor gegenüber der höflichen Gleichgiltigkeit der Türken, die ebenfalls ihre zwei Seiten hat. An sich ist dieselbe angenehm und bildet ein bedeutendes Element der orientalischen Höflichkeit, zugleich aber hängt sie enge mit dem Gefühle des Stolzes und der Ueberlegenheit zusammen, welches man allgemein unter mohammedanischen Völkern findet. Auch ist sie eine Folge der geistigen Apathie, die es ablehnt, irgend etwas Neues sich zu assimiliren. Diesen Gegensatz kann man vielleicht als symptomatisch für die gegenwärtige Lage beider Völker betrachten: das eine ist unentwickelt, schreitet aber fort, während das andere Spuren einer überlieferten Kultur besitzt, in Ideen aber auf demselben Flecke stehen bleibt und an Wohlstand abnimmt. Natürlich gilt das nur im Allgemeinen und erleidet im Besondern Ausnahmen.

In Siwas nahm Tozer Gelegenheit, im Gespräche mit den dort ansässigen amerikanischen Missionären Perry und Hubbard, die Land und Leute vortrefflich kennen, weitere Nachrichten über die Beziehungen zwischen Christen und Mohammedanern einzuziehen. Tozer glaubte nämlich dort, im obern Thale des Kyzyl Irmak, bemerkt zu haben, daß die Anhänger der beiden Religionen in den Dörfern ziemlich gleichgestellt waren und in freundlicher Weise mit einander verkehrten, was Mr. Perry jedoch verneinte. Im gegenseitigen Verkehr zeigen beide Theile viel äußerliche Höflichkeit; trotzdem aber besteht zwischen ihnen eine tief wurzelnde Entfremdung. Die Mohammedaner betrachten sich als herrschende Klasse und lassen das die Christen fühlen; und das gilt gleichermaßen für das Land wie für die Städte. Ueberall gilt es als ausgemacht, daß eine Bitte Seitens eines Mitgliedes der herrschenden Race einem Befehle gleichkommt. Auf Tozer's Frage, ob nicht die Christen in denjenigen Gebieten, wo sie Waffen tragen, genügend Sicherheit hätten, erfolgte eine verneinende Antwort; denn sie wagen von ihren Waffen gegen Mohammedaner keinen Gebrauch zu machen, weil, wenn ein solcher getödtet wird, die Gerichte sicherlich gegen den Christen entscheiden, und im entgegengesetzten Falle die Mohammedaner stets freigesprochen werden. Dies wurde dem Reisenden später in Erzerum bestätigt; man hatte dort in einem christlichen Dorfe einen Mohammedaner todt gefunden und deswegen auf bloßen Verdacht die vierzehn angesehensten Männer festgenommen, was nie geschehen wäre, wenn es sich um einen todten Christen gehandelt hätte. Die Zeit des Krieges war für die Christen eine Periode großer Drangsal, weil die ausgehobenen Soldaten Streifzüge gegen ihre Dörfer zu unternehmen pflegten, Geld erpreßten und die Mädchen für sich verlangten. Bei einer solchen Gelegenheit hatte ein armenischer Protestant, ein Mitglied von Mr. Perry's Kongregation, in der Verzweiflung über die Insulten, welche ein weibliches Mitglied seiner Familie auszustehen hatte, sein Messer gezogen und einen Soldaten erstochen. Dafür war er zu 15 Jahren Gefängniß verurtheilt worden und starb nun im Kerker dahin, indem die türkischen Beamten allen Versuchen der Missionäre, ihn zu erlösen, Ausflüchte und Verzögerungen, in denen sie ja Meister sind, entgegensetzten.

Kleinasien ist zweifellos ein Land, das einer großen Entwickelung fähig ist. Noch heutigen Tages producirt es viel Getreide, und dabei ließe sich das Ackerland an Ausdehnung leicht vervierfachen. Da nun die gegenwärtige Bevölkerung gering ist im Verhältniß zum Areal, so lassen sich ihre Bedürfnisse an Nahrung verhältnißmäßig leicht befriedigen. Ebenso sind die Schafherden und die Angoraziegen sehr werthvoll und könnten eine Quelle des Wohlstandes werden. Der Mineralreichthum des Landes ist gewiß nicht klein, wird aber jetzt fast nirgends gehörig ausgebeutet. Auch die Bevölkerung ist kein Hinderniß für den Fortschritt;

denn Christen sowohl wie Mohammedaner sind von kräftiger Race, und den Armeniern fehlt es an Geschicklichkeit gewiß nicht. Trotzdem ist die jetzige Lage des Landes eine bedauernswerthe. Zunächst ist daran die Hungersnoth schuld; doch hätte sich in den seither verstrichenen fünf Jahren das Land davon erholen können, wenn es nicht unter den ungünstigsten Bedingungen zu laboriren hätte. Vorräthe waren, wie gesagt, nicht vorhanden und die Steuern drückten doppelt schwer, besonders der in natura erhobene Zehnte vom Getreide und die Steuer auf Ziegen und Schafe ($2^1/_2$ Piaster pro Stück). Bei Christen kommt zwar noch die Kopfsteuer dazu; aber trotzdem befinden sich dieselben noch in besserer Lage, als die Mohammedaner, weil die männliche Bevölkerung der letzteren durch den Krieg decimirt wurde. In Folge dessen herrscht allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierung in Stambul; denn das Volk fühlt, daß die Regierenden ihm nur Geld und Rekruten fortnehmen, ohne sich um lokale Verbesserungen zu kümmern. Marodeure ziehen plündernd im Lande herum und der Staatsbankerott lähmt den Handel.

Solche Maßregel wie die Abschaffung der Kupfermünze, welche, trotzdem die Stücke wunderbar gut waren, an einem Tage und ohne vorherige Ankündigung in den Provinzen aufhörte, gesetzliches Zahlungsmittel zu sein, war ein derartiger Betrug der gesammten Bevölkerung, daß man daraus sich jedwede Höhe des Mißtrauens und Unwillens erklären kann. Nichts aber wird schwerer empfunden, als die Käuflichkeit der Justiz. Diese Klage war auf Aller Lippen; das Gefühl, daß kein Fall, und wäre er auch noch so geringfügig, ohne Bestechung entschieden werden kann, und daß die Regierungsbeamten dabei sich mästen, brannte auf Aller Herzen. In der einen Ansicht, daß das gegenwärtige Regime unerträglich ist, waren sie alle, Mohammedaner und Christen, Eingeborene und fremde Residenten, einig. Jeder suchte nach einer Macht, welche die Pforte ersetzen könnte. Aber schon die bloße Frage, welche das sein soll, zeigt, wie nahezu hoffnungslos die Lage ist. Fremde Konsuln können bei aller Energie und Geschicklichkeit das Uebel nur wenig bessern, wenn sie nur das Recht haben zu protestiren und bei der Centralstelle Vorstellungen zu machen. Eine einheimische Regierung ist unmöglich, da der Gegensatz der Religionen zu stark ist, als daß das Volk von selbst einmüthig zusammen wirkt; die Eifersucht der anderen Nationen hält jeden europäischen Staat vom Eingreifen zurück, und selbst der Gedanke, durch Einverständniß aller Großmächte einen unabhängigen Staat unter einem kräftigen Herrscher ins Leben zu rufen, scheint außerhalb der Sphäre praktischer Politik zu liegen. Zudem macht es das große numerische Uebergewicht der Mohammedaner wahrscheinlich, daß, so lange ein osmanisches Reich besteht, Kleinasien demselben direkt unterthan sein wird. Doch ist es wahrscheinlich, wenn nicht die Verkleinerung des Staatsgebietes die Pforte zu einer vollständigen Umwälzung in ihrer Regierungsweise zwingt, daß die Lage des Landes sich immer mehr verschlechtert. Im Leben eines Volkes giebt es keine jämmerlichere Periode — wie die letzten Jahrhunderte der byzantinischen Geschichte zur Genüge beweisen — als die eines sich hinschleppenden Todeskampfes eines sinkenden Reiches. Das Beste, was noch zu hoffen ist, besteht in einer theilweisen Entwickelung lokaler Selbstverwaltung, welche dafür sorgt, daß ein Theil der Steuererträge für das Land selbst verwendet wird. Auf eine Reform in ausgedehnterm Maßstabe ist jedoch schwerlich noch irgend welche Aussicht vorhanden.

Wir kommen schließlich zu dem Verhältnisse zwischen Armeniern und Kurden, dem schlechtesten von allen. In Charput z. B., wie vielfach in jenen Grenzgebieten zwischen Armenien und Kurdistan, bebauen die Christen die Ebenen und tieferliegenden Strecken, während die Kurden in den Bergen hausen. Letztere haben lange Zeit eine Art Oberherrschaft über die benachbarten Armenier ausgeübt, indem die kurdischen Häuptlinge von ihnen Tribut erhoben, jeder von einer bestimmten Anzahl Dörfer; natürlich bezahlten die Armenier außerdem an die türkische Regierung den Charadsch und die sonstigen Steuern. Neuerdings aber hat sich dies Verhältniß noch verschlechtert; denn während früher nur die Häuptlinge solche Forderungen erhoben, thun ihre Söhne und Verwandten ein Gleiches, seitdem in Folge des Krieges solche Verwirrung im Lande eingerissen ist. Und dieses Fordern nimmt zuweilen die Form einer Plünderung an, wie z. B. die Kurden in dem einen Dorfe alle männlichen Bewohner fesselten und ihre Teppiche und sonstiges Eigenthum wegschleppten. Die Frauen jedoch werden meist nicht mißhandelt; in dieser Hinsicht benehmen sich die Kurden besser als die Türken. Wiederholt wurde übrigens Tozer von Armeniern gebeten, seinen Landsleuten mitzutheilen, daß ihre ganze Hoffnung jetzt auf England beruhe.

Ihren Höhepunkt erreicht in Armenien die Mißwirthschaft und Unterdrückung im Bezirke von Musch, wo zur Zeit von Tozer's Reise (1879) und kurz vorher die Kurden von den Bergen herabzukommen, die Ernten zu verbrennen und die Einwohner der Ebene auszurauben und zu morden pflegten. Alles, was die Regierung dagegen thut, ist, daß sie ab und zu einen Mann gefangen nehmen und auf ein Jahr in Erzerum einsperren läßt. Zudem fürchten die Armenier sich vor den türkischen Soldaten fast mehr als vor den Kurden, da erstere sich an den Weibern vergreifen. Was aber schlimmer ist, als das, ist, daß sich die nomadischen Kurden zur Winterszeit in den armenischen Dörfern der Ebene einquartieren und sich und ihr Vieh von den Christen füttern lassen, ohne dafür das Geringste zu bezahlen. Tozer wußte, daß diese Unsitte früher bestanden hatte, war aber überrascht, dieselbe noch in Uebung zu finden. Dadurch erklärte sich auch, was ihm bei seinem Ritt durch die Ebene als eine Anomalie aufgefallen war: daß die Dörfer reichlich mit Heu, Korn und Tezek (Mist zum Brennen) versehen waren und trotzdem ihre Insassen ärmlich und die Kinder halbnackt erschienen. Denn weder der Reichthum des Bodens noch der Fleiß des Volkes kann die Noth fernhalten, wenn ihm solche Parasiten während der einen ganzen Hälfte des Jahres zu Halse liegen.

Im Sommer 1879 wurde ein englisches Blaubuch (Turkey Nro. 10) veröffentlicht unter dem Titel „Korrespondenz betreffend die Lage der Bevölkerung in Kleinasien und Syrien", welches hauptsächlich Konsularberichte über diese Länder enthielt. Dort schreibt Major Trotter an Lord Salisbury (S. 15): „Es ist nutzlos, in Einzelheiten der 1001 Arten einzugehen, auf welche die Beis die Christen ihrer Dörfer bedrücken können und es auch wirklich thun: Frohnarbeiten und schwere, ungesetzliche Erpressungen mancherlei Art, in Geld und Produkten, verächtliche und beleidigende Sprache, oft in Begleitung von Schlägen gegen die Männer und all zu oft unter Schändung der Frauenehre (letzteres ist wohl übertrieben; siehe oben). Es liegt auf der Hand, daß in einem Lande, wo es keine Gesetze giebt, wo die Feudalherren fast absolute Gewalt über ein Volk haben, das sie gleichzeitig hassen und verachten, der Zustand der untergebenen Race ein wahrhaft elender ist." Ueber denselben Punkt richtete Sir A. H. Layard eine „Note Verbale" an die Pforte, worin er sagt (S. 106 f.): „Der Botschafter J. Maj. wünscht der Hohen Pforte einen Bericht über die Unterdrückungen und Schandthaten zu unterbreiten, denen die Armenier des Dorfes Ognoa im

Distrikte Gönig in Kurdistan Seitens der kurdischen Häuptlinge ausgesetzt sind . . . Der Zustand der Dinge, wie er in diesem Dorfe herrscht, scheint leider in einem großen Theil des östlichen Anatolien, welcher unter dem Namen Kurdistan begriffen wird, verbreitet zu sein." Mit Bezug auf die Zaptiehs (Gendarmen) schreibt Major Trotter (S. 28 f.): „Ew. Excellenz ist wohl bekannt, daß der monatliche Sold eines Zaptieh neben seiner Brodration in 70 Piaster besteht, welche, wenn überhaupt, in Kaïme bezahlt werden, d. h. nach dem jetzigen Kourse circa 3 Mark monatlich. Gesetzt selbst, daß dieselben regelmäßig bezahlt werden, was nicht der Fall ist, wie kann ein Mann mit solcher elenden Kleinigkeit leben und seine Familie erhalten? . . . Allgemein wird geglaubt, daß sie, um nur leben zu können, fast von jedem Raube, der vorkommt, ihren Theil erhalten, wenn sie nicht vielfach selbst die eigentlichen Verbrecher sind."

Ueber die Tscherkessen in Kleinasien schreibt Oberst Wilson (S. 126): „Als die Tscherkessen in das Land kamen, besaßen sie nichts als ihre Waffen; heute hat jeder von ihnen ein Pferd, manche auch zwei oder drei. Sie bekommen einen Unterhalt, welcher durch eine Steuer von der Gemeinde, in welcher sie leben, aufgebracht wird; aber damit nicht zufrieden, nehmen sie dem Volke weg, was ihnen gefällt. Sie betreiben kein Gewerbe als Straßenraub und Stehlen, und da sie gut mit Flinten, Revolvern und Schwertern bewaffnet sind, während die Zaptiehs oft nur ein Steinschloßgewehr haben, so bieten sie den Lokalbehörden Trotz; dem leidenden Volke wird nicht geholfen." Ueber die Gerichtshöfe schreibt derselbe (S. 127): „Der Zustand der Gerichte läßt viel zu wünschen übrig; die Gerichtshöfe werden nur in der Theorie vom Volke erwählt, in der Wirklichkeit aber von der Lokalregierung ernannt oder die Stellen werden verkauft. Bestechung und Käuflichkeit sind die Regel, nicht die Ausnahme. Ob Jemand im Gefängniß sitzen muß oder daraus entfliehen darf, hängt oft von der Bestechung ab. Allgemein wird geklagt, daß selten nur für einen Christen oder gegen einen Mohammedaner Gerechtigkeit geübt wird, und obwohl christliches Zeugniß angeblich entgegengenommen wird, so legen die Gerichte demselben doch wenig oder gar kein Gewicht bei. Die Gerichtskosten sind so hoch, daß die geplünderten Bauern oft davon abstehen, die Sache bei den Behörden anzuzeigen; die Ungewißheit, ein Urtheil zu erlangen, der Zeitverlust bei der gezwungenen Anwesenheit in der Hauptstadt des Kaimakamlik und die Kosten des Verfahrens sind genügende Gründe dafür."

Es mag vielleicht nicht unpassend sein, kurz zu betrachten, welche Remedur in Bezug auf Armenien für diesen Zustand ausfindig gemacht werden kann. Kaum nöthig ist es zu überlegen, ob dies Land zu einem selbständigen Staate gemacht werden kann. Dagegen spricht zwar der Umstand, daß die Armenier nicht die absolute Majorität der Bevölkerung bilden; doch wäre dem kein großes Gewicht beizumessen, weil sie die ursprünglichen Bewohner sind und fast die gesammte Intelligenz und die Fähigkeit zum Fortschreiten im Lande darstellen; es ist eine schlechte Regierung, die sie zur Auswanderung veranlaßt und ihre Zahl so vermindert hat. Außerdem kann man bei Lösung dieser Frage das Element der nomadischen Kurden wohl schwerlich in Betracht ziehen. Die im Lande ansässigen Fremden sind zwar einer armenischen Regierung nicht gerade günstig; doch ließe sich in Ermangelung anderer Auswege die Sache immerhin versuchen, und manche Leute, die zu einem Urtheil berechtigt sind, glauben auch an ein Gelingen. Aber drei Reformen könnte man wenigstens verlangen, durch deren Bewilligung die Lage des Volkes sich bald bessern würde, nämlich die Ernennung eines christlichen Gouverneurs mit großen Vollmachten, die Erlaubniß zur Bildung einer einheimischen Miliz und das Recht, den größern Theil der Steuern zu lokalen Zwecken zu verwenden. Die erste Reform sicherte das Land gegen die Aussaugung und Mißwirthschaft der türkischen Beamten; die zweite würde bald Ordnung schaffen, denn daß die Kurden keine schrecklichen Gegner sind, wenn ihnen ernstlicher Widerstand geleistet wird, hat der letzte Krieg zur Genüge gezeigt; und die dritte könnte die Hilfsquellen des Landes und die Industrie des Volkes rasch entwickeln. Tozer meint, daß die Einführung dieser Reformen und die Unterstützung der armenischen Sache überhaupt sehr in Englands Interesse liege, dem es viel darauf ankommen müsse, ein Volk, welches ein so lebhaftes Gefühl für nationales Leben besitzt und nicht geneigt sei, sich durch ein anderes Reich verschlingen zu lassen, zwischen die russischen Besitzungen in Kleinasien einzuschieben. Aber eines sei gewiß: daß die Pforte nämlich jene Zugeständnisse nur auf hartes Drängen und vielleicht allein nach einem heftigen Kampfe machen werde.

Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns.

II.

Die Rumänen
in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina.
Von Joan Slavici.
(Die Völker Oesterreich-Ungarns. Band VI.)

Während wir in den Magyaren ein Volk gesehen haben, das eine fast tausendjährige, ruhmvolle Geschichte aufzuweisen hat, welche sich ziemlich innig an die Geschichte der mitteleuropäischen Kulturvölker anschließt, haben die Rumänen, wenigstens im Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie, nie eine auch nur halbwegs hervorragende politische Stellung eingenommen. Langsam aber stetig haben sie sich aus ziemlich dunklen Anfängen entwickelt, und sind nach und nach zu einem Faktor angewachsen, mit dem früher oder später gerechnet werden muß. Heute bilden sie südöstlich von unserer Monarchie einen selbständigen Staat; ein großer Theil bewohnt die östlichen Länder Oesterreich-Ungarns, während eine dritte Partie in den östlich von den letzteren gelegenen Gebieten Rußlands ansässig ist. Sie bilden also nicht schon wie die Magyaren eine kompakte nationale und politische Einheit, und haben auch nie eine

solche gebildet; sie sind Bürger dreier verschiedener Staaten. Im Folgenden soll nur von den Rumänen die Rede sein, welche im südöstlichen Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie wohnen.

Man hat bisher die Frage, wann sich die Rumänen in ihren jetzigen Wohnsitzen niedergelassen haben, noch nicht befriedigend beantworten können. So viel steht fest, daß die Thäler der siebenbürgischen Karpathen schon im Anfange des 13. Jahrhunderts eine ansässige rumänische Bevölkerung besessen haben. Seit etwa vier Jahrhunderten bildet die östliche Gruppe der Karpathen und das flache Land um diese herum die Heimath der Rumänen. Dort haben sie sich auch zu dem entwickelt, was sie heute sind, und darum ist es vor allem wichtig, die Bodenverhältnisse dieser Theile von Oesterreich-Ungarn in Betracht zu ziehen, da diese die dort lebenden Völker in mehr als einer Richtung beeinflußt haben.

Die Rumänen waren immer als Gebirgsvolk bekannt; sie erscheinen in der Geschichte zuerst als unruhige Hirten, die ihre Herden thalabwärts treiben, oder sich in die Thäler wagen, um Beute zu machen. Im 13. Jahrhundert treten jedoch zwei abgesonderte Gruppen auf, die schon feste Wohnsitze haben und wahrscheinlich auch Ackerbau treiben; die eine auf den südlichsten, die andere auf den nördlichsten Abhängen der siebenbürgischen Karpathen. Robert Rösler sagt in seinen „Rumänischen Studien“ über diesen Punkt, daß „wenn es sich auch nicht bestreiten läßt, daß es schon vor dem zwölften Jahrhundert walachische Hirten in den Hochthälern der transsylvanischen Alpen wie auf dem Terrassen- und Tiefland der Walachei gegeben haben mag, doch die Hauptmasse der Nation sich hier noch nicht kann befunden haben, daß die Rumänen also ihr politisches Dasein erst seit dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts datiren dürfen, denn erst damals sind größere zusammenhängende Räume dichter von ihnen erfüllt worden“. Das Flachland westlich von diesen Bergen war vor sechs Jahrhunderten noch ziemlich unbewohnt; man berief auswärtige Kolonisten dahin, und die erste Kunde über die Rumänen stammt eben aus der Zeit, in welcher diese Kolonisten mit denselben in Berührung kamen. Die Rumänen waren damals wahrscheinlich noch nicht sehr zahlreich; sie bieten erst zwei Jahrhunderte später Grund zu Schwierigkeiten, indem sie, sich rasch vermehrend, fortwährend thalabwärts drängen.

Slavici sagt über die ursprüngliche Heimath der Rumänen (so weit sie Oesterreich-Ungarn bewohnen): „Wenn wir nun Alles, sowohl das geschichtlich Bekannte als auch das gegenwärtig Bestehende, zusammenhalten, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß die ursprüngliche Heimath der heutigen rumänischen Bevölkerung des Reichs auf den nördlichen, den westlichen und den südlichen Höhen der siebenbürgischen Karpathen zu suchen ist, und daß sie nur von da aus koncentrisch gegen die östliche Linie und excentrisch gegen das Gebiet um die Karpathen sich ausbreiten konnte.“ Ihre Ausbreitung erfolgte also von Siebenbürgen aus gegen Süden, namentlich aber gegen Westen, was durch die Richtung der größeren Flußläufe leicht erklärlich ist, während die Begrenzung gegen Osten durch den unwegsamen östlichen Zweig der Karpathen gegeben war. Zu weit nach Westen, in das Flachland der Theiß und der Temes, durften sie sich jedoch nicht wagen, da sie sonst die Fühlung mit ihren in den Bergen zurückbleibenden Brüdern verloren hätten. Trotzdem finden wir eine kleine Gruppe von einigen tausend Rumänen ganz isolirt in Istrien, welche durch irgend einen Zufall dorthin verschlagen wurden.

Wie schon erwähnt, waren die Rumänen früher — und sind es auch heute noch — vorzüglich ein Hirtenvolk. Die Rücken der Karpathenketten bieten ihnen ausgezeichnete Weidegründe; dieselben sind so flach und steigen so langsam an, daß sie fast eben erscheinen und daher von den Rumänen auch „poiană“ (heißt im Slavischen Flachland) genannt werden. Den Hauptreichthum des Rumänen bilden hier unermeßliche Schafherden. Nur die in den Thälern ansässigen Rumänen sowie diejenigen, welche seiner Zeit aus den Bergen in die Ebene herabstiegen, sind Ackerbauer; ihre Hauptnahrung bildet der Mais.

Heute leben gegen drei Millionen Rumänen in Oesterreich-Ungarn, davon die meisten in Siebenbürgen und den westlich daranstoßenden Gebieten von Ungarn. Was ihre Abstammung betrifft, so glaubte man früher allgemein, daß dieselben aus der Zeit der römischen Herrschaft in Dacien zurückgeblieben sind. Manche hielten sie sogar für Slaven und verlegten ihre Heimath aus den Karpathen in die Balkanländer. Heute ist man einig darüber, daß die Rumänen zur Gruppe der romanischen Völker zu zählen sind. Rösler nimmt an, daß nach dem Aufhören der Römerherrschaft in diesen Ländern das römische Element aus den Karpathen nach Mösien übersiedelte und erst später, gegen Ende des Mittelalters, wieder dorthin zurückkehrte. Nun ist es wohl wahr, daß die Rumänen zusammen mit den Bulgaren ein Reich im Balkan bildeten; von einer Rückwanderung erzählt uns aber die Geschichte nichts. Ebensowenig hat man historische Nachrichten darüber, ob nicht schon während dieser Zeit die Rumänen in den Karpathen wohnten. Daß dies wahrscheinlich ist, beweist uns die Meinung der Schriftsteller aus dem dreizehnten Jahrhundert, daß die Rumänen die Urbevölkerung der Karpathenländer seien, da man nicht wußte, wann sie sich dort niedergelassen haben. Rösler will die Rumänen als verkommene Römer hinstellen; dem widerspricht aber Slavici entschieden, indem er sagt: „Die Rumänen sind jedoch ein neues und von den Römern ganz verschieden angelegtes Volk, welches sich nur unter gewissen Bedingungen zu dem ausbilden konnte, was es heute ist.“

Die Rumänen sind das in der ökonomischen Entwickelung am meisten zurückgebliebene Volk des Reiches. Daran sind nicht nur die rechtlichen und persönlichen Verhältnisse, sondern auch der Umstand schuld, daß die natürlichen Bedingungen ihrer ökonomischen Entwickelung ungünstig waren. Nach den Ernährungsverhältnissen sondern sich die Rumänen in vier verschiedene Abtheilungen. Die erste sind die Munteni, das sind die Bewohner der Höhen, welche vorzüglich Viehzucht treiben und ihren Lebensverhältnissen nach am meisten ihren ehemaligen Vorfahren gleichen. Die zweiten heißen Pădureni (Waldmänner), die Bewohner der äußeren, dicht bewaldeten Abhänge der Karpathen; sie sind die ärmsten von allen, vermehren sich aber am stärksten, und besitzen einen großen Hang zum Müssiggang. Die dritten sind die Campieni in Ungern und dem fruchtbaren Theile des mittlern Marosgebietes; dieselben sind Ackerbauer. Endlich die Podgoreni, die Bewohner der Weingegenden, welche in ökonomischer Beziehung der vorgeschrittenste Theil der Rumänen sind. Im Allgemeinen vermehren sich die Rumänen stärker als ihre Nachbaren; aber es fehlt ihnen an Arbeitsamkeit und Rührigkeit, durch welche sie allein mit den benachbarten Völkern in erfolgreiche Konkurrenz treten könnten.

Werfen wir einen Blick auf die älteste Geschichte jener Länder. Das römische Element wurde schon vor der Eroberung durch die Römer nach Dacien verpflanzt. Nach der Eroberung (106 n. Chr.) zogen zahlreiche römische Kolonisten in das Land. Dieselben blieben auch noch nach dem Verfalle der römischen Herrschaft im Lande zurück, und bil-

beten wahrscheinlich den ursprünglichen Grundstock des rumänischen Volkes. Sie kamen dann in intensive Berührung mit den Slaven, denn solche waren es wahrscheinlich, welche hier nach der römischen Herrschaft die erste Grundlage zu dauernden Ansiedelungen gelegt haben. Denn sie fanden das Land bei ihrer Ankunft leer und verwüstet; die frühere Bevölkerung der Ebene hatte sich wahrscheinlich in die Berge zurückgezogen. Diese Slaven waren Ackerbauer. In der Zeit, in welcher zum ersten Male die Rumänen in der Geschichte genannt werden (dreizehntes Jahrhundert), finden wir keine Erwähnung mehr von diesen Slaven. Es ist nun wahrscheinlich, daß dieselben allmälig durch das rumänische Element ersetzt wurden. Die Rumänen sind also in anthropologischer Beziehung gewiß kein rein romanisches Volk, sondern durch Kreuzung romanischer mit slavischen Elementen entstanden.

Slavici äußert sich folgendermaßen über die Entstehung und Stellung der Rumänen: „Dasjenige Volk, dessen entwickelte Fortsetzung die heutigen Rumänen sind, bestand vor dieser Verschmelzung nicht: es hat darin seinen Ursprung. Die ethnographische Bedeutung der Rumänen liegt nicht darin, daß sie Nachkömmlinge der Römer seien, auch nicht darin, daß sie das längst verschwundene Volk der Dacier romanisirt haben, sondern einzig und allein darin, daß sie die Verbindung zwischen scharf getrennten Theilen der europäischen Völkerfamilie herstellen und so ein vermittelndes Glied in der Völkerkette ausmachen.“

„Und wäre das flache Land auch in den Karpathen, so wie es in dem Balkan und in Istrien war, anhaltend von Slaven bewohnt gewesen, so hätte dieses Glied nicht entstehen können: diejenigen Slaven, die sich mit den romanischen Elementen verschmolzen hatten, mußten Jahrhunderte lang isolirt leben, in anhaltender Berührung mit den Resten der ehemaligen römischen Welt. Dieses geschah in den Karpathen, wo das Land ringsherum Jahrhunderte lang öde war und öde bleiben mußte, nicht aber auf der Balkanhalbinsel, wo während der Zeit slavische Reiche gegründet wurden. Nach dieser Verschmelzung romanischer Elemente mit slavischen fängt die Geschichte des rumänischen Volkes an.“

Sehr eingehend behandelt Slavici die religiösen Verhältnisse der Rumänen, namentlich die Entwickelung der unirten und nichtunirten Kirche. Er wirft ferner einen Blick auf die Bukowiner und behandelt dann in dem Kapitel über nationale Eigenthümlichkeiten die so interessanten ethnischen Momente des rumänischen Volkes. Es ist leicht begreiflich, daß sich bei einem Volke, das, wie die Rumänen, in beständiger Abgeschlossenheit lebte, sehr viele Sitten und Gebräuche aus ältester Zeit erhalten haben. Wir schließen mit den Worten Slavici's, welche er über die gegenwärtigen Zustände zu Ende des letzten Kapitels setzt: „Hört man das Lied des Rumänen, sieht man seine kleidsame Tracht und die feine Verzierung aller Gegenstände, die durch seine Hand gleiten, beobachtet man seine Geschicklichkeit bei der Arbeit und die Standhaftigkeit, mit welcher er seine Zwecke verfolgt, so muß man sich unwillkürlich sagen: dies ist ein Volk von begabten Menschen, welches die Keime einer hohen industriellen und geistigen Entwickelung in sich trägt. Wo aber die Fähigkeiten noch schlummern, dort muß mit der Zeit auch das unwiderstehliche Streben nach Entfaltung kommen. Dieses Streben ist bei den Rumänen schon entstanden, und die Zukunft wird zeigen, ob es der Mühe werth war, über tausend Jahre lang auszuhalten.“

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Mit großer Raschheit haben Orell Füßli u. Comp. in Zürich eine zusammenfassende Beschreibung und Abbildung der fürchterlichen Katastrophe vom 11. September dieses Jahres veröffentlicht: J. Hardmeyer-Jenny schrieb die Broschüre „Der Bergsturz von Elm“ (1 Mark); J. Weber zeichnete dazu vier große, höchst interessante Bilder: Elm vor dem Bergsturz; Der Bergsturz nach der Schilderung von Augenzeugen; Elm nach dem Bergsturz; Detailbild aus dem Sturz. Eine Situationsskizze in 1 : 50000, auf welcher der ganze Umfang des in Mitleidenschaft gezogenen Gebietes angegeben ist, vervollständigt das Bild, welches sich der Leser nun von der Katastrophe mit großer Klarheit verschaffen kann. Ueber den Bergsturz selbst schreibt der Verfasser S. 19: „Die Kirche von Elm liegt 980 m über dem Meeresspiegel. Der obere Rand des Abbruchs der Bergwand zieht ungefähr 620 m über dem Thalgrunde resp. dem Kirchhofsplatz durch Wald und Weidegrund, vorzugsweise durch Wald. Etwas mehr als die Hälfte der Schuttmasse ist oben in einer Höhe von ungefähr 350 bis 400 m in der Breite von 350 m ausgebrochen und über eine 200 bis 250 m hohe, ebenfalls ausgewichene Schutthalde hinuntergestürzt; sie ist am gegenüberliegenden Düneberg abgeprallt und theils thalauswärts gefahren, theils am Berge hinaufgestiegen. Die Entfernung von Bergfuß zu Bergfuß beträgt circa 300 m, von der Mitte des Abbruchs bis zur jenseitigen Bergwand 750 m. Die Höhe, bis zu welcher das Material am Düneberg emporstieg, beläuft sich auf 112 m. Die Messung eines der größten Schieferblöcke des Schuttes ergab 12 . 15 . 7,7 m = 1386, rund 1400 Kubikmeter. Das Gewicht eines solchen Blockes beträgt an die 60000 Centner. Blöcke von ähnlicher Größe liegen viele im Thal und an der Berghalde.“ Im Thale sind circa 50 bis 60, am Bergabhang 40 ha Landes verwüstet; die Masse des Schuttes beläuft sich auf 10 Millionen Kubikmeter. Dazu droht noch eine große Felsmasse hoch oben, Risikopf, auch Großhorn genannt, den Einsturz und läßt die Ueberlebenden in peinlicher Ungewißheit schweben, so daß es nicht zu verwundern wäre, wenn viele derselben sich nach Nordamerika wendeten, wo ihrer schon in Neu-Elm im Staate Wisconsin eine freundliche Aufnahme wartet. Der Schieferbruch, welcher oben an der eingestürzten Wand betrieben wurde und im Jahre 1880 einen Baarverdienst von 70000 Fr. ergab, ist übrigens nicht die direkte Ursache des Bergsturzes gewesen; allein er mag dazu mitgeholfen haben.

— Die „Great Northern Telegraph Company“ trifft Anstalten, um Island durch ein Kabel mit Europa in Verbindung zu setzen, und zwar soll dasselbe von Island über die Färöer nach Thurso in Schottland gehen. Seine Kosten werden auf 250000 Pf. St. geschätzt.

— Im Frühjahre 1881 waren im Auftrage der italienischen Regierung die Professoren Holm und Cavallari, Vater und Sohn, in Syrakus beschäftigt, um einen sehr genauen Plan der Ruinen dieser größten Stadt des hellenischen Alterthums aufzunehmen, welcher dem Curtius-Kaupert'schen Plane von Athen nacheifern soll.

Asien.

— In China hat die Regierung ein großes Unternehmen begonnen, welches das Wohlbefinden einer bedeutenden Bevölkerungsmasse nahe berührt: die Vertiefung und Reinigung der Wasserstraßen in der Provinz Tschili. Dieselbe ist bekanntlich zum großen Theil eine riesige Alluvialebene, welche sich 100 bis 200 engl. Meilen von der Küste landeinwärts erstreckt und von einem wahren Netze von Flüssen durchschnitten wird, welche zu gleicher Zeit drei Zwecke erfüllen: den Ueberfluß an Wasser zum Meere abzuführen, in trockenen Zeiten das nöthige Naß zu Bewässerungszwecken herzugeben und schließlich für Handel und Verkehr als Straßen zu dienen. Die Strömung in allen diesen Gewässern ist aber so schwach, daß dieselben stets zur Verschlammung neigen. Viele Jahre lang sind sie nun wegen der vielfachen Verlegenheiten der chinesischen Regierung vollständig vernachlässigt worden, in Folge wovon es an periodisch wiederkehrenden, weit ausgedehnten und verheerenden Ueberschwemmungen nicht gefehlt hat. Da faßte der bekannte General Tso-tsung-tang den Gedanken, seine alten Soldaten, welche schon ähnliche Arbeiten in Kansu ausgeführt hatten, zu diesem Meliorationswerke zu verwenden. Er mag zwar bei diesem Vorschlage vielleicht auch selbstsüchtige oder politische Motive gehabt und nach Popularität gestrebt haben; genug, die Sache war dringend und wurde von der Regierung genehmigt. Freilich erfordert das Unternehmen auch bedeutende Geldsummen; man sprach sogar von 10 Millionen Tael, wovon die stets in Verlegenheit befindliche Regierung natürlich nur einen Bruchtheil wird aufbringen können. Sehr bedauerlich wäre es auch, wenn man die Sache in Angriff nähme, ohne sich von europäischen Ingenieuren einen Gesammtplan ausarbeiten zu lassen, der auf genaue Aufnahmen basirt werden müßte. Was das Wasser aber nur im letzten Jahrzehnte an Eigenthum, von Menschenleben ganz zu schweigen, vernichtet hat, ist mehr als die ganzen Kosten betragen könnten.

— Der Times-Korrespondent in Schanghai berichtet (Mail, 23. September 1881) Folgendes über die Stellung der Aerzte in China. Als die westliche Kaiserin Tse-hi kürzlich schwer erkrankt war, erhielten einige der obersten Provinzial-Statthalter den Befehl, aus ihren Gebieten die geschicktesten Aerzte nach Peking zu senden, damit sie dort mit dem Medicinalkollegium über die beste Behandlungsweise berathschlagten. Etwa ein halbes Dutzend wurden hingeschickt, und da ihre Kurmethode, wie ein Dekret in der Pekinger Zeitung meldet, von Erfolg begleitet gewesen ist, so erhalten sie jetzt alle einträgliche Beamtenposten. Der eine soll bei der ersten Vakanz Taotai (Bezirks-Intendant) werden, ein zweiter Präfekt, ein dritter Distriktsbeamter u. s. w. Man stelle sich vor, daß nach der kürzlichen Genesung der deutschen Kaiserin die Bonner Professoren zu Amtsrichtern, Landräthen oder dergleichen ernannt worden wären, und man hat eine Analogie zu dem chinesischen Verfahren.

Afrika.

— Die zunächst militärischen Zwecken dienende Bahn, welche von Arzen in Algerien südwärts über Saida in den Mittelpunkt des an Halfa-Gras reichsten Plateau-Gebietes führt, ist jetzt bis el-Kheider am Nordrande des großen Sumpfes Schatt esch-Schergi fahrbar. Es ist das bei weitem der südlichste Punkt Algeriens, welcher mit der Eisenbahn erreichbar ist.

— Jetzt, wo die Augen Europas auf den Nordwesten Afrikas und den Kampf zwischen Franzosen und Mohammedanern gerichtet sind, wird das Buch von Pfarrer Dr. B. Schwarz „Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft" (Leipzig, P. Frohberg 1881; mit Illustrationen und einer Karte) um so aufmerksamere Leser finden. Die erste größere Hälfte enthält die frisch und anziehend geschriebene Schilderung einer Reise, welche freilich unbetretene Gebiete nicht berührte; die zweite kleinere eine wissenschaftliche, gehaltreiche Geographie des Landes. Horizontale und vertikale Gliederung, Klima, Flora und Fauna, Bevölkerung, Verwaltung, Handel u. s. w. werden in eingehender Weise auf Grund umfassender Studien abgehandelt, so daß das Werk in der That eine Lücke in der deutschen geographischen Literatur ausfüllt. Wenn Dr. Schwarz auf S. 8 (Anmerk.) schreibt: „Die deutsche Literatur besitzt eine wirklich gediegene und umfassende kartographische Darstellung von Algerien gar nicht," so ist diesem Mangel inzwischen schon abgeholfen durch Prof. Heinrich Kiepert's Karte „Algerien und Tunesien" (Maßstab 1:2000000; Berlin D. Reimer), welche nach allem vorhandenen, namentlich auch officiellem Materiale gearbeitet wurde, besonders nach der vierblätterigen, einstweilen freilich noch des Terrains entbehrenden Carte de l'Algérie dresseé au dépôt de la guerre d'après les travaux de MM. Titre, Derrien, Parisot (1:800000). Ihr reiches Detail gestattet das leichte Verfolgen der kriegerischen Ereignisse; durch Farben und Signaturen sind unterschieden: Tell oder angebautes Land unter Civil- und unter Militärverwaltung, Sahara oder Steppenland, Salzsümpfe und Depressionen unter dem Meeresspiegel.

Eine unterhaltende Gelegenheitsschrift ist E. von Hesse-Wartegg's „Tunis, Land und Leute" (Wien, A. Hartleben), welche hauptsächlich die Hauptstadt des Landes behandelt. Der Verfasser hat den Norden von Tunesien im Jahre 1880 kennen gelernt und soll dort auch größere kartographische Aufnahmen gemacht haben, von denen er indessen diesmal noch nichts veröffentlicht. Maltzan's bekanntes dreibändiges Werk wird natürlich durch Hesse-Wartegg's „Tunis" nicht überflüssig gemacht, aber in manchen Stücken ergänzt und berichtigt.

— In der Gegend von Kaneh, am untern Weißen Nil, hat ein gewisser Mohammed Achmed, ein im Rufe der Heiligkeit stehender Schech einer religiösen Genossenschaft, die Fahne des Aufruhrs entfaltet. Er predigt, ihm habe Gott und der Prophet Mohammed geoffenbaret, er sei der Mahdi, d. i. der Messias, der nach der mohammedanischen Tradition (el Hadith) vor dem jüngsten Tag erscheint und die Herrschaft der Welt antritt. Tausende von Menschen haben sich ihm angeschlossen, zumeist Fuqara (Plural von Faqi, d. i. Leute, die von Betteln, Amulettschreiben und religiösen Gaukeleien leben), Dongolauer und Baqqara-Araber. Briefe, die der angebliche Messias an alle religiöse Häupter des Sudans schrieb und in denen er zur bewaffneten Heeresfolge auffordert, geriethen in die Hände des Generalgouverneurs und veranlaßten denselben, einen Beamten zu dem Schech zu senden, um ihn auf gütlichem Wege nach Chartum zu bekommen. Der Schech Mohammed Achmed weigerte sich nicht nur, dem Gesandten zu folgen, sondern drohte demselben sogar mit einem Schwerte, das er direkt vom Propheten Mohammed empfangen habe, um sich die Welt zu unterwerfen.

Zweihundert Soldaten, die man darauf von Chartum zu seiner Einbringung ausschickte, wurden am 11. August mit einem Verluste von 130 Mann und sämmtlichen Offizieren zurückgeschlagen. Jetzt rücken von Chartum, Sennar, Kordofan und Faschoda zugleich circa 3300 Mann gegen die Fanatiker aus. (B.)

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. I. (Mit zwei Abbildungen.) — Völkerverhältnisse in Kleinasien und Armenien. — Zur Ethnographie Oesterreich-Ungarns. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 5. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

IX.

Nachdem Crevaux am Morgen des 23. November die Mündung des Citare passirt hatte, eines bedeutenden linken Nebenflusses des Paru, bot während mehrerer Tage die eigentliche Fahrt nichts besonders Bemerkenswerthes dar. Ruhig und gleichmäßig floß der breite Strom zwischen den bewaldeten, meist flachen Ufern dahin, keinerlei Hinderniß stellte sich dem Vorwärtskommen der Canoes oder Crevaux' Aufnahme des Flußlaufes entgegen. Und doch war dieser Theil der Fahrt durchaus nicht eintönig; denn gewährte einerseits die Jagd eine stets willkommene Unterbrechung, so fand sich andererseits in den verhältnißmäßig zahlreichen Niederlassungen dieser Gegend mannigfache Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen über Leben und Sitten der Eingeborenen. Als man am Nachmittage des 23. an einem von den Einwohnern verlassenen Dorfe vorbeikam, in dem, wie der Führer des Canoes dem Reisenden zuflüsterte, ein mächtiger Piay oder Zauberer begraben lag, geriethen Crevaux' indianische Begleiter sämmtlich in die größte Angst. Keiner von ihnen wagte ein Wort zu sprechen, langsam und geräuschlos wurden die Ruder durch das Wasser bewegt, und erst als man den gefürchteten Ort seit Stunden im Rücken hatte, konnte Crevaux von den geängsteten Leuten eine laute und verständliche Auskunft über die schreckliche Gefahr erhalten, in der sie sich gewähnt hatten. Hätte man unvorsichtigerweise die Ruhe des todten Zauberers gestört oder gar bei dem Dorfe landen wollen, so würde man es mit dem furchtbaren Caïcui- oder Tiger-Piay (denn es giebt unter den Thieren ebenso wie unter den Menschen mächtige Zauberer) zu thun bekommen haben, der seinen verstorbenen Bruder hier bewachte. Nach dem Glauben dieser Indianer steigen die Seelen der gewöhnlichen Menschen auf dem Rauche des Feuers, das ihre Leichen verbrennt, zum Himmel, dem sogenannten katun, empor; die der Guten gelangen hoch hinauf, bis über die Wolken, wo sie schöne Weiber, reiche Jagdgründe und fortwährende Kaschiri-Gelage vorfinden, nicht zu arbeiten brauchen und die ganzen Nächte in fröhlichen Tänzen verbringen. Die Seelen der Bösen bleiben unter den Wolken, wo sie unaufhörlich suchend umherirren müssen, ohne doch jemals in die glückselige Höhe gelangen zu können. Bei den Piays aber, deren Körper nicht verbrannt, sondern stets begraben werden, bleibt die Seele mit dem Leichnam verbunden; Körper und Geist ruhen zusammen im Grabe und werden hier von den lebenden Zauberern, sowie von den Menschen und Thieren besucht, die Rath und Hülfe von ihnen wünschen.

Die Nacht zum 24. wurde in dem Dorfe des Häuptlings Puimro, der letzten Niederlassung der Roucouyennes, zugebracht; weiter abwärts am Flusse folgten jetzt die Dörfer des Stammes der Apalaï. Von einem augenblicklich in dem Dorfe anwesenden Piay, der in dem Rufe stand, sehr weit gereist zu sein, versuchte Crevaux nähere Auskunft über Richtung und Dauer der ihm noch bevorstehenden Fahrt zu erhalten. Die Antwort, die ihm auf seine Fragen wurde, war mehr charakteristisch als gerade genau. Indem er mit der erhobenen rechten Hand einen Halbkreis von Osten nach Westen beschrieb und dabei mit der linken

gegen die Brust schlug, fing der Indianer an: „Mu-mu; ituta tinickse“ (im Walde schlafen); dann folgte eine Pause, darauf dieselbe Geberde und die Worte: „Moë-neu (morgen) mu-mu; Apalaï patipo tinickse“ (in der Wohnung des Apalaï schlafen); wieder eine Pause, die nämliche Geberde und die Angabe eines andern Nachtquartiers, und so ging es ernst und feierlich ohne Unterbrechung eine Stunde lang, und Crevaux konnte, wenn er wollte, aus dem während der langen Aufzählung erfolgten vierzigmaligen Schlagen gegen die Brust annehmen, daß seine Fahrt bis zur Mündung des Paru noch sehr lange dauern würde. Die Roucouyennes haben in ihrer Sprache nur drei Zahlenbezeichnungen: auini, eins; sakene, zwei, und hele uau, drei; jede größere Zahl bis zu zwanzig zeigen sie mit den Fingern und Zehen; für eine die zwanzig übersteigende Zahl aber sagen sie entweder: colepsi, d. i. eine Diminutivform von viel, oder: cole, cole, viel viel.

In seiner Eigenschaft als Medicinmann nahm der Piay hier noch bei Sonnenuntergang zwei feierliche Krankenzauber vor, denen beizuwohnen er seinem europäischen Kollegen gestattete. Der erste Kranke nahm, von einem Kreise theilnehmender Zuschauer umgeben, auf einem Cololo vor der Hütte Platz, der Zauberer kletterte in einen kleinen käfigartigen Verschlag aus Palmenblättern, der in einer Ecke für ihn angebracht war, und nun entstand für einige Augenblicke eine lautlose erwartungsvolle Stille, bis der



Krankenzauber.

Insasse des Käfigs seine Zauberrufe ertönen ließ. Auf ein schrilles Geräusch, das er durch heftiges Aneinanderreiben harter Blätter hervorbrachte, folgten Nachahmungen der verschiedensten Thierstimmen des Waldes; das Geheul des Tigers, das Pfeifen der Affen, Zischen der Schlangen, das Schreien der Eulen und anderer Vögel erschallte gellend und unermüdlich aus dem Käfig. Der Zauberer berief seine Genossen unter den Thieren, um mit ihnen über die Heilung des Kranken zu berathen; damit sie seinem Rufe ohne Furcht folgen könnten, hatte man vor dem Beginn der Ceremonie sämmtliche Feuer im Dorfe ausgelöscht. Wieder folgte eine minutenlange feierliche Pause des tiefsten Stillschweigens; keiner der Anwesenden wagte sich zu regen, denn der Piay berathschlagte jetzt mit den Thierzauberern; auf ein gegebenes Zeichen ertönte dann eine kurze Musik; der Piay sang die feierlichen Worte „Carvilanajo, Carvilanaje“ und begleitete den eintönigen Gesang, indem er mit den Füßen auf ein Brett stampfte. Hierauf wurde der vor Angst zitternde Kranke in die Hütte geführt, der Zauberer kam aus seinem Versteck hervor, nahm eine brennende Cigarre, die ihm überreicht wurde, zog den Rauch derselben mit einigen tiefen Zügen ein und blies ihn dann heftig auf den leidenden Theil des Kranken. Dann wieder brachte er den Mund an die schmerzende Stelle, zog die Luft ein paar Mal stark ein und blies und pustete nachher mit vieler Ostentation, um das Uebel, das er so eingesogen hatte, zu vertreiben. Dieses ganze Hokuspokus dauerte etwa zwei Stunden; darnach ertheilte der Piay noch verschiedene Verhaltungsmaßregeln, die sich alle in dem einen Worte Diät zusammenfassen lassen. Der Kranke darf

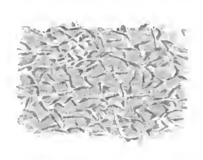
kein Pakiri-, kein Hoccofleisch, keine großen Fische essen, kein Kaschiri trinken u. s. w. Für alle diese Bemühungen erhält der Piay nur im Genesungsfalle des Patienten eine Bezahlung, die gewöhnlich in einer Hängematte besteht.

Der zweite Kranke, der dem Zauberer vorgeführt wurde, befand sich schon in vollkommen hoffnungslosem Zustande. Dieselben Beschwörungen und Anrufungen wie bei dem ersten wurden vorgenommen; der Schluß des Schauspiels war aber in diesem Falle ein anderer. Mit einem kleinen Bogen und Pfeil bewaffnet zog sich der Piay in seine Hütte zurück und zeigte, als er nach einigen Minuten wieder zum Vorschein kam, mit triumphirender Miene den nun mit Blut bedeckten Pfeil vor, indem er erklärte, daß er den feindlichen Zauberer, der den unabwendbaren Tod des Kranken veranlaßt, bestraft und zum Tode getroffen habe.

Am 26. November kam man bei dem ersten Dorfe der Apalaï an, die sich weder im Aeußern noch in der Sprache wesentlich von den Roucouyennes unterscheiden; dafür fand man bei ihnen manch seltsamen Brauch herrschend, den man bisher noch nirgends angetroffen hatte. Besonders merkwürdig war die Art, in welcher die Einwohner des ersten Dorfes die Ankunft des weißen Mannes in ihrer Mitte verherrlichten. Ein aus Palmenblättern geflochtenes, netzartiges Gitter, auf dem vermittels kleiner Schlingen eine Menge der großen, empfindlich stechenden schwarzen Ameisen befestigt war, wurde dem Reisenden überreicht, um den sich alsbald die ganze Einwohnerschaft jeden Alters und Geschlechts schaarte. Crevaux mochte wollen oder nicht, er mußte dem Drängen der Leute nachgeben und ihnen die Ameisen ansetzen; wollte er bei dem einen oder andern glimpflich verfahren, so kamen sie immer wieder, um die nackten Gliedmaßen zu neuen Stichen hinzuhalten. Die meisten ruhten nicht eher, als bis ihr ganzer Körper mit kleinen schmerzhaften Beulen wie besäet erschien. Ob dieser seltsamen Sitte irgend eine symbolische Bedeutung zu Grunde liegt, konnte Crevaux nicht erfahren. Der hieran erinnernde, auch bei den Roucouyennes herrschende Brauch des Marake, demzufolge die jungen Männer nicht heirathen dürfen, ehe sie nicht gewisse Proben ihrer Kraft im Ertragen von Ameisen- und Wespenstichen abgelegt haben, besteht auch bei den Apalaï, und zwar in verschärftem Maße. Wer das Marake glücklich bestanden hat, muß hier noch seine Geschicklichkeit im Werfen beweisen; gelingt es ihm nicht, eine hinter seinem Rücken aufgestellte Scheibe drei Mal hinter einander mit kleinen, über die Schulter geschleuderten Kassavekugeln zu treffen, so muß er sich der Qual des Marake von Neuem unterziehen. Wenig angenehm für den Reisenden war die Bewillkommnung, die ihm in allen anderen Apalaï-Dörfern zu Theil wurde, wo die größte Ehre, die man dem Gaste erweisen kann, darin besteht, daß man ihn einige Züge aus der angerauchten Cigarre, einem in ein Tauariblatt eingewickelten Tabaksblatte, thun läßt: in einer großen Versammlung nicht übermäßig reinlicher Indianer ein immerhin zweifelhaftes Vergnügen. In den Dörfern, die man jetzt fast täglich passirte, fand Crevaux auch Gelegenheit, seine ethnographische Sammlung durch Erwerbung von allerhand indianischen Gegenständen zu bereichern; neben Malereien auf Holz, wie er sie schon auf seiner ersten Reise bei einigen Stämmen vorgefunden hatte, waren es hier besonders die eigenthümlichen Löffel, deren sich die Eingeborenen bedienten, die er sich zu verschaffen suchte. Dieselben bestanden einfach aus einem an einen hölzernen Stiel gebundenen Hinterhauptsknochen eines kleinen Affen, waren im Gebrauch aber ebenso bequem wie zweckentsprechend.

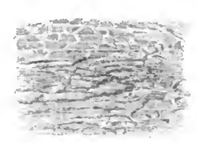


Löffel aus dem Schädelknochen eines Affen.





Kniehaut eines 13jährigen Kindes.



Kniehaut eines 20jährigen Roucouyenne.

Nach den Angaben der Eingeborenen befand man sich jetzt nur noch wenige Tagereisen von den großen Fällen des Paru entfernt; am 29. November zeigte die Uferlandschaft plötzlich einen andern Charakter: rundliche, mit reichster Vegetation bedeckte Hügel zogen sich auf beiden Seiten des Flusses hin, der an einer Stelle auch schon einen kleinen, über Schieferfelsen herabstürzenden Fall bildete. Nachdem man am 1. December die breite buchtartige Einmündung eines Baches passirt hatte, die, auf beiden Seiten von kleinen Bergen flankirt, bei den Eingeborenen Tapu-Kuru, d. i. Felsenfluß, heißt, sah sich Crevaux zu einem zweitägigen Aufenthalte in Malaripo gezwungen, einem etwas abseits vom Flusse im Walde gelegenen großen Dorfe, wo er seinen stark verminderten Vorrath an Kassava ergänzen mußte. Er benutzte diese Tage der Muße dazu, sich von den Leuten allerhand Zeichnungen und Malereien anfertigen zu lassen; während er den einfachen Künstlern dabei zuschaute, fiel ihm auf, oder kam es ihm wenigstens zum Bewußtsein, daß die Haut dieser Indianer sich nicht nur durch ihre Farbe, sondern auch durch ihre Struktur von der der Kaukasier und Neger unterscheidet. Die Falten und Fältchen, die sie bildet, sind bedeutend tiefer, als bei einer der genannten Racen. Die Haut der Erwachsenen sowohl als auch die der ganz jungen Kinder gleicht an

einigen Stellen des Körpers, besonders auf den Knien, der tiefnarbigen Schale einer Orange. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, dieses charakteristische Detail der Körperbildung naturgetreu darzustellen, kam Crevaux auf den praktischen Gedanken, mehrere von den Leuten vom Kopf bis zur Sohle dick mit Uruku zu bestreichen und dann mit einem dünnen weichen Papier einen Abklatsch ihrer Hautstruktur zu nehmen. Das einfache Druckverfahren gelang über alles Erwarten gut, und so konnte er eine ganze Sammlung von durchaus naturwahren Hautbildern von hier mitnehmen, welche wie die durch ein starkes Vergrößerungsglas betrachtete Haut eines Europäers aussehen.

Am 5. December kam man wieder zwischen hügeliges Terrain auf beiden Seiten des Flusses; die Roucouyennes, von denen sich noch ein verlassenes Dorf in dieser Gegend befindet, sollen früher einen ziemlich lebhaften Handel mit den offizinellen Wurzeln der auf diesen Hügeln massenhaft wachsenden Smilax oder Sassaparilla getrieben haben. Die Apalaï, welche damals die von den Weißen vielbegehrte Waare flußabwärts bis zu den Kalayuas brachten, führen heute besonders ein anderes Produkt dieses Waldes dem Handel zu, das sogenannte Arua nämlich, das wohlriechende Harz der Icica guianensis, das neben dem der Boswellia-arten heute vielfach als Weihrauch verwendet wird. Crevaux' Leute fanden unter einem unweit des Flusses stehenden Baume einen Klumpen dieser kostbaren Substanz von solcher Größe, daß zwei Männer ihn nur mit äußerster Anstrengung in das Boot zu tragen vermochten.



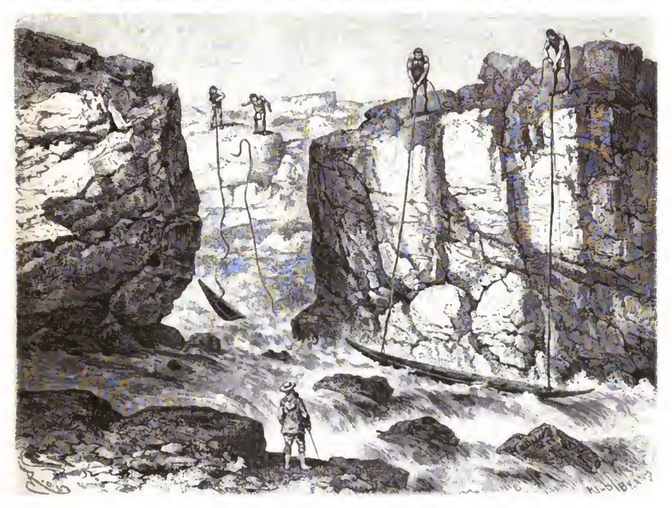
Popula, die Tochter und Gattin des Häuptlings Azauri.

Bei glühender Hitze gelangte man am Nachmittage desselben Tages in das Dorf des Häuptlings Azauri, eines alten Indianers von fast riesenhafter Größe und Korpulenz. Derselbe empfing Crevaux auf das Freundlichste und ließ es sich sogar nicht nehmen, ihn am folgenden Tage mit der jüngsten und hübschesten seiner vier Frauen eine gute Strecke weit flußabwärts zu begleiten. Die schöne Popula (d. i. Sonne) wurde von ihrem Gatten mit ganz besonderer Aufmerksamkeit überwacht: ein Umstand, der sich durch die Thatsache erklärte, daß sie nicht nur seine Gattin, sondern auch seine Tochter war. Derartige Ehen zwischen Verwandten ersten Grades gehören unter den Indianern von Guayana nicht zu den Seltenheiten.

Zahlreiche kleine Inseln, zwischen denen man am 6. und 7. oft nur mit Mühe eine Durchfahrt für die Boote fand, sowie hoch emporragende Felsen in dem hier 3 km breiten Flusse kündigten jetzt die Nähe der großen Fälle an; so mußte Crevaux nun vor Allem darauf bedacht sein, sich einige der in dieser Gegend wohnhaften Indianer als Begleiter und Führer für die gefährliche Passage zu engagiren. Es war dies keine leichte Sache; denn einmal fürchteten sich die Apalaï selber vor dem gewagten Unternehmen, dann aber besaß der Reisende fast nichts mehr von den Artikeln, die hier von den Indianern am liebsten als Bezahlung genommen werden. Gehörte doch sogar der Ueberrock, den er jetzt noch trug, eigentlich nicht mehr ihm, sondern einem jungen indianischen Burschen, den er vor einigen Tagen angenommen, und der nur gegen das Versprechen dieser Bezahlung eingewilligt hatte, ihn bis zum Amazonas zu begleiten; die Knöpfe des gewünschten Kleidungsstückes hatte er als Handgeld und Anzahlung sich jetzt schon geben lassen.

Endlich, nach mancherlei vergeblichen Versuchen, gelang es Crevaux, den Häuptling eines unweit der Fälle belegenen Dorfes zum Mitkommen zu bewegen; eine Flinte und mehrere kleine Goldstücke, an deren Stelle er freilich lieber eine Halskette von Glasperlen gesehen hätte, vermochten denselben, seine Begleitung mit mehreren Leuten und zwei Canoes zuzusagen. So wurde denn am Morgen des 8. der beschwerlichste Theil der ganzen Fahrt angetreten, die bis zum Ende des Monats fast ununterbrochen von Gefahr zu Gefahr führen sollte. Nachdem man während des ersten Tages sich mühsam einen Weg zwischen den Inseln gesucht, die Canoes stellenweise an Stricken über die schäumenden Schnellen und kleinen Kaskaden geführt und nur so vor dem Zerschellen an den Felsen bewahrt hatte, gelangte man am 9. schon an einen 10 m hohen, in mehreren Stufen absetzenden Fall, den die Eingeborenen Tule nannten. Die Boote mußten entladen und zu Lande vorbeigebracht werden, was mehrere Stunden in Anspruch nahm und nicht ohne verschiedene Unfälle, Zerbrechen eines Chronometers und vieler der gesammelten Thongeräthe, Verwundungen einiger Leute durch Hinstürzen auf den schroffen, zackigen Uferfelsen u. s. w. vor sich ging. Am Fuße des Falles wurden die Canoes wieder bestiegen und nun ging es stundenlang auf dem zwischen glänzend schwarzen Hämatitfelsen dahinbrausenden Wasser vorwärts. Am 10. gab es keinen Augenblick der Ruhe; wie die Pfeile schossen die Canoes in den engen Kanälen zwischen hochragenden Schiefer- und Granitfelsen dahin; immer wieder kamen kleine Fälle von $^1/_2$ und 1 m Höhe, die besonders das von Apatu geführte Boot, in dem Crevaux sich befand, mit einer Sicherheit und Leichtigkeit „nahm", wie ein gutes Rennpferd seine Hindernisse.

Kompaß und Journal auf den Knien haltend, mit Beobachten und Notiren beschäftigt, vergaß der Reisende im Vertrauen auf die erprobte Geschicklichkeit seines tollkühnen Fährmannes die stete Gefahr, in der sie schwebten. Nur von Zeit zu Zeit wurde er daran erinnert, wenn Apatu an einer besonders schwierigen Stelle nach kurzem Zuruf an die beiden anderen Ruderer das leichte Fahrzeug durch einen kräftigen Ruderstoß gegen einen Felsen umwandte, so daß es mit dem Hintertheil nach vorn, mit rasender Schnelligkeit hart an den gefahrdrohenden Felszacken vorbeiflog. Die Fahrt des 11. begann mit einem Mißgeschick; das mit Kassava beladene Boot ging in einem Strudel verloren, und die Aussicht, für die nächsten Tage nur auf Fleisch oder Fische — ohne Salz wie seit so lange schon — angewiesen zu sein, wirkte verstimmend auf die Leute. Am 12. wurden die beiden großen Fälle Tapiokaua und Taoka passirt; den ganzen übrigen Tag folgte dann ein kleiner Fall dem andern; der Morgen des 13. aber brachte die unangenehme Ueberraschung, daß der Fluß sich plötzlich in mehreren, kaum zwei Meter breiten und von hohen Felswänden eingeschlossenen Kanälen hinabstürzte. Das zerklüftete felsige Terrain machte das Hinüberschleppen der Canoes zu einer ungemein beschwerlichen Sache, war aber mit einigen schon glücklich ausgeführt, als Apatu erklärte, er scheue den Sturz weniger, als den mühsamen Transport, und werde sich in die Strömung hinabwagen. So vertraute Crevaux sich selber und



Verlust eines Canoes.

den werthvollsten Theil des Gepäckes wieder dem Boote an, das nun mit einer Schnelligkeit von 4 km in je 15 Minuten mehrere Stunden lang dahinschoß. Endlich, gegen Mittag, verbreiterte sich der Fluß wieder, war aber nun so seicht, daß man aussteigen und die Canoes im Wasser vor sich her schieben mußte. Zahlreiche Stechrochen, die sich hier in den sandigen Boden des Flußbettes eingewühlt hatten, machten diesen Gang durch das Wasser zu einer gefährlichen Sache; es währte auch nicht lange, so stieß einer der Indianer, durch den Stachel eines dieser Fische am Fuße verwundet, einen lauten Schrei aus; das ganze Bein schwoll an und war bald so schmerzhaft, daß er nicht weiter gehen konnte, sondern in ein Canoe gelegt werden mußte, wo er viele Stunden unter stets wiederkehrenden heftigen, krampfartigen Schmerzen zubrachte. Die beste Art, sich gegen diese gefährlichen Feinde zu schützen, war, dicht hinter dem Canoe herzugehen, von wo das Einschneiden des Kiels und die Bewegung des Wassers die Fische vertrieb.

Mit Freuden wurde am Nachmittag des 13. ein kleines, dicht am Flusse gelegenes Dorf begrüßt, hinter dem sich ein ansehnlicher Berg, der Kuyapoko, erhob. Jetzt konnte ein neuer Vorrath von Kassava beschafft werden, und der durch die Bereitung derselben veranlaßte Aufenthalt von zwei Tagen war den von den Strapazen der Fahrt ermüdeten Leuten willkommen. Kurz ehe man am Morgen des 16. das Dorf wieder verließ, traf auch das große, von Stuart geführte Canoe ein, das schon seit mehreren Tagen hinter den anderen zurückgeblieben und von Crevaux ängstlich erwartet worden war; der Grund der Verzögerung war wenig erfreulich: das Boot war gegen einen Felsen geschleudert worden,

sein ganzer Inhalt, der Haupttheil von Crevaux' Gepäck, war untergegangen; die nothdürftige Ausbesserung des stark beschädigten Fahrzeuges hatte den Aufenthalt verursacht. Die Fahrt des 17. ging auf einer vollkommen ruhigen Strecke des Flusses dahin, der nächste Tag aber brachte schon wieder zahllose kleine Fälle und deshalb ein langsames Vorwärtskommen. Am Morgen des 20. passirte man einen mächtigen, steil aufsteigenden Berg, den Marakanaï; derselbe erinnerte in seiner eigenthümlichen Gestalt an die Berge, die Crevaux in ungefähr der gleichen Höhe am Yary gesehen hatte; wie diese bestand er auch aus weißem Sandstein. Von der wüthenden Strömung schnell an ihm vorbeigeführt, kamen die Boote schon nach kürzester Zeit zu einem vollständigen Stillstand; eine gewaltige Barre von seltsam gestalteten und zerklüfteten Schieferfelsen zog sich über den Fluß, dessen Wasser vollständig unter ihr verschwand. Eine sofort vorgenommene Rekognoscirung ergab, daß die Barre eine Breite von 1500 Metern hatte, daß also nichts übrig blieb, als durch den hier bis dicht an das Ufer reichenden Wald einen Weg für den Transport der Canoes zu bahnen. Am Mittag des 21. war diese Arbeit glücklich beendet, man brachte die Boote in das Wasser, schiffte sich ein, um — schon nach einer halben Stunde an einem hohen Fall anzulangen, wo ein neuer Transport über Land nothwendig war und unter einem sintfluthartigen Regen ausgeführt wurde. Zwischen hohen, auf der linken Seite zu bizarren Formen ausgewaschenen Sandsteinufern ging es dann weiter mit einer Strömung von 8 km in der Stunde. Am 23. passirte man wieder zwei hohe Berge, den Moraïka und den Takaïpu. Der Fluß, der hier Quarzitfelsen von derselben Art durchbricht, wie sie die Pancada des Yary bilden, schäumt und braust wüthend zwischen den steilen Wänden dahin. Es war keine Möglichkeit, die Boote auf das Ufer zu bringen, man mußte sich begnügen, sie an starken Lianentauen von oben über das Wasser zu leiten; leider riß dabei ein Tau und man büßte eines der Boote ein; und da ein Unglück



Einfahrt in den Yary.

selten allein kommt, so wurde noch während einer der nächsten Nächte ein zweites Fahrzeug, das nicht hinreichend befestigt war, losgerissen und auf Nimmerwiederfinden von den Wellen entführt. Da auch der alte Häuptling, der tollen Fahrt müde, die seinem Canoe manchen Schaden zugefügt, sich vor einigen Tagen auf den Heimweg begeben hatte, so verfügte Crevaux jetzt nur noch über zwei Fahrzeuge, von denen das eine, größte, stark havarirt war; ein Aufenthalt von einem Tage genügte indessen seinen Indianern, aus der Rinde eines Baumes, den sie Kurbaril nannten, zwei brauchbare Piroguen herzustellen, mit denen die Fahrt am 24. fortgesetzt wurde. Eine gute Strecke weit war der hier 700 bis 800 m breite Fluß mit größeren und kleineren Steinblöcken wie besäet, dabei so seicht, daß man die Boote vor sich her schieben und stellenweise die im Wege liegenden Blöcke bei Seite räumen mußte. Gegen Abend kam man an einem 20 m hohen in einer einzigen Stufe hinabstürzenden Fall an, der als der letzte des Paru freudig begrüßt wurde. Der Name Panama, mit dem ihn die Eingeborenen bezeichneten, bedeutet in der Sprache der Roucouyenne und Apalaï einen Schmetterling. Noch eine Nacht wurde im Walde und zwar unter heftigem Wind und Regenschauern zugebracht; am Morgen des Weihnachtstages erreichte man die erste Niederlassung am untern Flusse, die, freilich nur von einigen Negern und halbcivilisirten Indianern bewohnt, dem Reisenden nach den 140 Tagen der Waldfahrt wie ein Ruhehafen erschien. Die Leute sprachen etwas Portugiesisch, wußten ihm aber auf seine Fragen nach den Ereignissen der letzten Monate keinerlei Bescheid zu geben. Endlich kam einer von ihnen auf den klugen Gedanken, dem wißbegierigen Fremden ein altes Zeitungsblatt zu geben, in dem sie vor wenigen Tagen ihren kleinen Vorrath an Salz erhalten hatten. Mit einer Art von Rührung ergriff Crevaux das zerknitterte Papier und durchlas es wieder und immer wieder: war es doch der erste Gruß, den die civilisirte Welt ihm entgegensandte.

Nach kurzem Aufenthalte bei den gastfreundlichen Leuten wurde die Fahrt fortgesetzt, die, ein Jagdunglück abgerechnet, das einen der Indianer betraf, auch glücklich zu Ende geführt ward. Die Ufer des untern Paru sind ungemein niedrig und sumpfige Inseln durch den ganzen Fluß zerstreut. Am 28. December, um 2 Uhr Nachmittags, langte man an der Mündung des Flusses an: in unabsehbarer Breite lag die glänzende Fläche des Amazonas zum zwei-

ten Male vor den Blicken des Reisenden. Einundvierzig Tage hatte die Fahrt auf dem Paru in Anspruch genommen, dafür war das Resultat dieser langen Arbeit auch ein vollkommenes Gelingen. Keine Lücke fand sich in Crevaux' Aufnahme dieses den Geographen bislang so gut wie unbekannten Flusses. Aber gerade das glückliche Resultat dieses letzten Unternehmens ließ Crevaux mit Bedauern an seine unvollendetgebliebene Aufnahme des Yary denken. An heftigem Fieber erkrankt, hatte er seine erste Reise im Jahre 1877 übereilt beenden müssen; die untere, von Dampfern befahrene Strecke des Yary fehlte auf seiner Karte. Ein schneller Entschluß, das damals Versäumte jetzt nachzuholen, fand schnelle Ausführung. Die Mündung des Yary zu Lande zu erreichen, war unmöglich, da die Ufer des untern Amazonas sumpfig und von unzähligen Wasserläufen durchschnitten sind, das einzige Boot freilich, das dem Reisenden zu der unvermeidlichen Fahrt auf dem großen Strome übrig blieb, nachdem er die Indianer ausgelohnt und entlassen hatte, war durch die Parufahrt stark beschädigt und leck. Apatu, der seltsamerweise vor der Reise auf dem breiten glatten Strome eine Furcht empfand, die ihm bei der Ueberschiffung der Wasserstürze und Schnellen fremd gewesen war, versuchte Einwendungen zu machen, indem er auf den schlechten Zustand des Schiffes hinwies. Er wurde energisch zum Schweigen verwiesen und ihm nur aufgegeben, das Schiff, so gut es anginge, bis zum Abend für die Abfahrt fertig zu stellen, da man zum 1. Januar, dem Abgangstage der kleinen Dampfer, an der Yary-Mündung sein müsse. Und was gehen sollte, ging auch: am Abend desselben Tages schiffte sich Crevaux von Neuem ein, am Mittag des 31. erreichte er die Mündung des Yary, in die er einfuhr, um in einer der am Ufer gelegenen Niederlassungen, in der er bei seiner ersten Reise schon freundlichste Aufnahme gefunden hatte, die Ankunft des Dampfers abzuwarten. Nachdem er am 2. Januar sich auf diesem eingeschifft und während der kurzen Fahrt stromaufwärts, bei der an unzähligen Niederlassungen Halt gemacht wurde, seine Arbeit glücklich zu Ende geführt hatte, begab sich Crevaux nach Para, wo er am 9. Januar eintraf.

Der Hohneck.

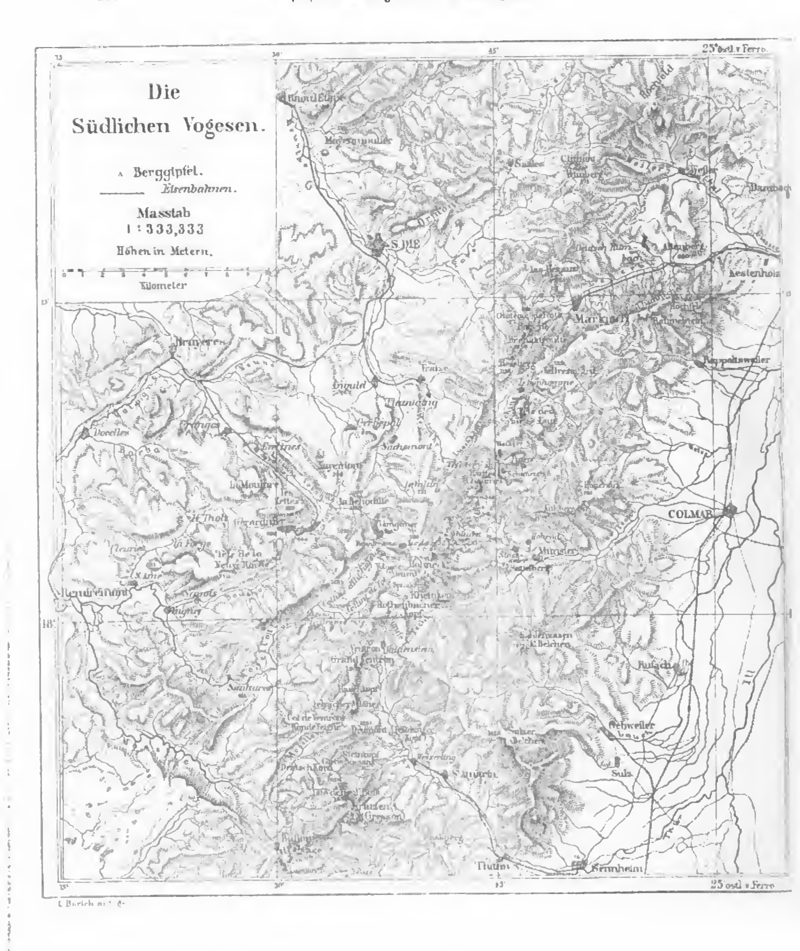
Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Ausdehnung und geologische Beschaffenheit.

Daß der Hohneck nun für den ganzen Aufbau der Vogesen große Bedeutung hat, das sahen wir schon. Henri Hogard, dem wir die erste wissenschaftliche und für ihre Zeit vortreffliche Gesammtbeschreibung der Vogesen verdanken, sagt, indem er darauf aufmerksam macht, daß der Gipfel des Hohneck etwas nach Osten vorgeschoben sei: „cette montagne, la plus ample du toute la chaine, devient le centre des Hautes-Vosges,“ und Elie de Beaumont stimmt diesen Worten, indem er sie wiederholt, völlig bei. Dennoch scheint diese Behauptung auf den ersten Blick recht befremdlich. Denn von den Erhebungen des Kammes können wir unmöglich mehr zum Hohneckmassiv hinzurechnen, als die Gipfel, welche zwischen der Paßhöhe der Schlucht und dem Rheinkopf gelegen sind, also zunächst den bewaldeten Kopf von 1257 m Höhe, an welchem das Schlucht-Hôtel gelegen ist, Lundenbühl genannt, der nach Osten steil abgebrochen, nach Westen durch den Collet mit den Höhen, welche Retournemer umgeben, verbunden ist und hier die Quellen der Meurthe und der Vologne trägt. An ihn schließt sich in breiter, aber weit nach Westen zurückweichender Verbindung — denn die steilen Ostabfälle treten hier weit in die Kammlinie selbst hinein, indem sie das mächtige Frankenthal bilden — der baumlose, aber pflanzenreiche Falimont (Haut de Falimont) an, welcher das Frankenthal überragt und nun direkt zum Hohneckgipfel selber hinleitet. Durch das tiefe Eindringen des Frankenthales, dessen äußerst steile Abhänge ebenfalls mit dem herrlichsten Pflanzen- und Blüthenschmuck überkleidet sind, gewinnt es den Anschein, als ob der Hohneck, wie dies ja Hogard aussprach, aus der eigentlichen Kammlinie etwas nach Osten vorgerückt sei. Allein dies ist nicht der Fall. Der Lundenbühl ist ebenso weit nach Osten vorgewölbt, und nicht anders die südlich dem Hohneck unmittelbar folgenden Gipfel, auch der Rheinkopf selber; nur daß gerade hier bis zum Rheinkopf und auch nördlich in den zunächst anliegenden Partien der Hautes-Chaumes die jähen Abstürze oder Einstürze tief in den Kamm vorgedrungen sind. Nur den Lundenbühl, den Hohneck und die ihm folgenden Höhen sowie den Rheinkopf haben sie nicht zurückdrängen können, wenn sie freilich sich auch an allen diesen Bergen bemerklich genug machen. Dieser Gegensatz der eindringenden steilen Hochthäler, die bis zum Kamm breit hinaufführen, und der mächtig vortretenden Gipfel ist eine ganz besondere Eigenthümlichkeit des Hohneckmassives. Zu letzterm gehört natürlich auch noch der Rheinkopf selber, er wird abgegrenzt durch beide Fechtarme. Auch seine östlichen Vorberge sind hier nochmals zu nennen, welche, wie wir schon sahen, sich nur bis Münster erstrecken, in der Form eines breiten Dreiecks, dessen Grundlinie der Kamm der Vogesen, dessen Höhe der Gebirgszug, der vom Hohneck über den „nächsten Bühl“ und Sattelberg hinzieht, dessen äußerste Spitze Münster bildet. Dies Dreieck umfaßt etwa 50 qkm; es ist höchst unbedeutend, wenn man es mit den übrigen östlichen Auslaufketten der Vogesen vergleicht.

Aber das System der Vogesen erstreckt sich überhaupt viel weiter nach Westen als nach Osten. Elie de Beaumont zieht als Grenze desselben eine Linie zwischen Plombières und Remiremont, Epinal und Bruyères, Baccarat und Raon l'Etape u. s. w. und gerade die Westgegend ist es, nach welcher sich, wie Hogard zuerst aussprach, auch das Hohneckmassiv erst in seiner ganzen und wahren Mächtigkeit ausdehnt. So zeigt uns dasselbe gleich eine merkwürdige Erscheinung: von ihm und von seiner westlichen unmittelbaren Fortsetzung, welche bis nach Gerardmer sich erstreckt, fließen strahlenartig eine auffallend große Menge von verhältnißmäßig bedeutenden Flüssen aus. So nach


Die
Südlichen Vogesen.
Berggipfel.
Eisenbahnen.
Masstab
1:333,333
Höhen in Metern.
Kilometer
25° östl. v. Ferro.
S. DIE
COLMAR
Markirch
Kestenholz
Rappoltsweiler
Dambach
Rufach
Gebweiler
Sulz
Münster
Ill

Osten die Fecht in mehreren Armen; die Thurquelle (vom Rothenbach) nach Süden, im Westen die Moselotte, die Vologne, die zur Moselotte geht, der Fluß des Val du Chajoux, dann der Bouchot nebst parallelem Nebenfluß, endlich der Cleury nach Nordwesten und Norden, die Vologne mit ihren verschiedenen Quellen, der Neuné und die Meurthe, letztere ebenfalls mit mehreren Quellarmen, alles Flüsse, die zur Mosel gehören. Jede gute Karte lenkt das Auge durch diese sternartig angeordneten Wasserläufe schon ganz unwillkürlich zum Hohneck hin. Etwas Aehnliches haben wir am Donon, den wir schon kennen, sowie an der merkwürdigen Bodenschwelle, welche den Climont trägt und welcher nach Norden die Breusch, die Fave nach Westen und nach Osten der Altbach (Gießen) entströmt. Aber um wie viel bedeutender ist diese Erscheinung am Hohneck!

Und wie die Flüsse, so zeigen auch die lothringischen Berge, welche uns vorhin bei raschem, landschaftlichem Ueberblick als ein fast regelloses Gewirr erschienen, eine sehr regelmäßige Anordnung: sie liegen alle ebenfalls strahlenförmig angeordnet um die beiden lothringischen Seen, am Longemer und Gerardmer, oder besser, sie strahlen alle hin zu jener westlichen Verlängerung des Hohneckmassives, welche wir schon bis zum Gerardmer verfolgten, und zwar bilden sie, im Ganzen betrachtet, eine schildförmige Fläche, welche sich von allen Seiten zum Hohneck emporhebt, zu dem sie unmittelbar gehört, der nur ihr höchster Gipfel ist. Zunächst zeigt sich dies Emporgehobensein an der Höhe der verschiedenen Thalsohlen. Da haben wir (französische Generalstabskarte) das Ostende des Longemers 746 m hoch, die Mündungen der Thäler nördlich von ihm haben 810, ja 826 m, das Ostufer des Gerardmers 666 m, das Westufer 698 m, das Städtchen Le Tholy, westlich von Gerardmer, hat 586 m, Le Valtin im Meurthethal 751 m Höhe. Dagegen Saulxures an der Moselotte nur 416 m, St. Amé (am Ausgange des Thales des Cleury) 405 m, Remiremont an der Mosel 390 m, Granges am Nordabfall der Erhebung 483 m, Gerbépal am Neuné 622 m, dagegen Fraize nur 490 m, obwohl es so nahe an den Vogesen selber liegt. Südlich von der Moselotte und Mosel hat das Flachland noch geringere Höhe (Lure 294 m, St. Loup 245 m), ebenso im Norden unseres Gebietes. Aber auch die Berge ragen hoch auf, und zwar haben sie ihre größten Höhen im Centrum ihrer Convergenz; sie sind zugleich desto höher, je näher sie dem Hohneck liegen. Um Gerardmer haben sie 982, 929, 984 m, östlich von demselben zum Gebirge hin 1090, 1059, 1013, 1093 m, noch näher zur Vogesenkette hin 1127, 1186, 1203 m, Höhen, wie wir sie sonst nicht in Lothringen haben; die Montes Faucilles erreichen nur etwa 770 m! Man kann dieses Terrain abschließen durch die Moselotte im Süden, die Mosel und Vologne im Westen, oder noch enger durch eine Linie von St. Amé nach Granges und von Granges über Anould nach Fraize. Im Osten lehnt es sich unmittelbar an den Hohneck, wölbt es sich, kann man sagen, zum Hohneck auf. Eine solche Bildung findet sich am Westabhang der Vogesen nicht wieder, weder die Gegend um den Donon, noch die um den Elsässer Belchen läßt sich mit ihr vergleichen.

Auch die geologischen Verhältnisse[1]) sind merkwürdig genug; auch sie heben das eben geschilderte Gebiet einheitlich hervor, bei welchem die geologischen mit den eben gezogenen orographischen Grenzen nordwärts ganz, westwärts fast vollständig zusammenfallen. Das ganze Gebiet besteht nämlich aus demselben Granit, aus welchem der Kamm der granitischen Vogesen besteht, aus Biotitgranit oder Granitit. Das Gestein zeigt verschiedene Modifikationen, welche durch allmälige Uebergänge so mit einander verbunden sind, daß eine wirkliche Scheidung, bis jetzt wenigstens, nicht möglich ist: es ist überall dasselbe, nur variirt, bald hell-, bald dunkelfarbig, bald von porphyrartigem Ansehen, bald feinkörnig, oft ohne, doch oft auch mit Hornblende-Beimischungen u. s. w. Ohne Zweifel setzt sich dieser Granitit auch nach Nord und West ziemlich oberflächlich fort, wie dies z. B. nach West hin zahlreiche Entblößungen in den Flußthälern darthun: meist aber ist er (und im Norden fast ganz ausnahmslos) überdeckt von anderen Gesteinen, zunächst von dem Hauptbuntsandstein (Grès des Vosges) und dem obern Buntsandstein (Grès bigarré) der Vogesen, nach Norden zu auch in breiter Ausdehnung vom Rothliegenden, welches sonst nur noch in einer kleinen Scholle südlich von Remiremont auftritt. Dagegen ist das von uns ausgeschiedene Granitgebiet ganz frei von solchen Ueberlagerungen mit Ausnahme einiger kleinen Hauptbuntsandsteinreste, welche merkwürdig genug gelegen sind: nach dem Hohneck zu fehlen sie ganz, auf den westlicheren Strahlen unseres Gebietes finden wir sie an einigen nach dem Centrum zu gelegenen Punkten. So bildet der Hauptbuntsandstein nordwärts von Gerardmer auf dem Massiv zwischen Neuné und Vologne den Nayemont, 960 m; dann in dem Abschnitt zwischen Vologne und Cleury die Spitze la Moulure, 892 m, in dem zwischen Cleury und Bouchot die tête de la neuve roche, 970 m; noch einige andere, aber ganz unbedeutende Punkte nenne ich nicht. Beachtenswerth ist, daß alle diese Sandsteinhöhen um das Ende jenes Westausläufers des Hohneck, der sich bis Gerardmer erstreckt, in einem fast regelmäßigen Kreis herliegen, daß sie alle über ihre nächste Umgebung hoch aufragen, ja daß einige von ihnen die höchsten Spitzen ihrer jedesmaligen Abschnitte sind; daß endlich der Hohnack (980 m) und der Kühberg (966 m), die dem Hohneck östlich nächsten Sandsteinberge, eine fast gleiche Höhe haben. Und ferner ist zu beachten, daß, wie das Massiv des Hohnack, so auch diese westlichen Sandsteinreste unmittelbar auf dem Granit auflagern, ohne die sonst so gewöhnliche Unterlage des Rothliegenden, obwohl dies letztere nordwärts, bei Anould und Bruyères, sofort massenhaft eintritt. Nur die Neuve Roche macht hier eine merkwürdige Ausnahme: sie trägt, aber nur nach Südosten zu, eine kleine Unterlage von Rothliegendem (Billy); genau in südöstlicher Richtung folgt sogleich die Buntsandsteinscholle von Dommartin, welche nach Südosten zu ebenfalls auf einer Unterlage von Rothliegendem ruht; und hierauf das ausgedehnte Stück Rothliegendes zwischen Plombières und der Mosel, welches wir schon erwähnten. Auch ostwärts vom Hohneck finden wir das Rothliegende weder unter dem Hohnack noch unter dem Thänuichel, während es wieder an einigen Punkten des ferneren Ostens auftritt. Dieser ganze Theil der heutigen Vogesen, von jenen Westgegenden, die sich bis zur Mosel erstrecken, bis zum Ostrande des Gebirges muß also zur Zeit des Meeres, aus welchem sich das Rothliegende bildete, eine gehobene Insel gewesen sein, welche auch südwärts von diesem Meere umgeben war (einen Rest seiner Niederschläge haben wir bei Plombières bis zur Neuve Roche); zur Zeit des Sandsteinmeeres war sie untergesunken und erhob sich erst später wieder und auch dann wieder höher als das umliegende Terrain. Ob aber auch ihre Centralgegend, das Hohneckmassiv, mit untergesunken, ist keineswegs sicher. Die höchste

[1]) E. de Billy, Esquisse de la Géologie du Départ. des Vosges. Annales de la Société d'émulation des Vosges, t. VII, cahier II, 1850. Carte géolog. du Dép. des Vosges par E. de Billy, 1848, 4 Bl.

Schicht des Buntsandsteins am Hohnack erreicht 980 m, bleibt also immer noch 386 m unter der heutigen Hohneckspitze. Es ist also möglich, daß die höchste Höhe des Granitmassives der Vogesen seit den ältesten Zeiten gehoben war und trotz verschiedener Schwankungen in den Höhenverhältnissen bis heute nicht wieder untergetaucht ist. Hierfür scheint unter anderen auch das kreisförmige Auftreten der Buntsandsteinreste auf dem Granitmassiv westlich vom Hohneck zu sprechen, sowie der Umstand, daß sie alle (einschließlich der östlichen Reste, z. B. des Hohnack) in fast ganz gleicher Höhe nach oben abschließen. Auch die Höhe der Granitunterlage, auf welcher sie ruhen, ist nahezu die gleiche. War aber der ganze Hohneck untergetaucht, so würden sich doch wohl auch in größerer Höhe solche Sandsteinreste auf seinem wieder emporgestiegenen Massiv gehalten haben, da sie durch die feste Konglomeratdecke, welche den Hauptbuntsandstein nach oben abschließt, geschützt waren und sich das gleiche Material z. B. auf dem Donon, einem ebenfalls hohen und sehr exponirten Punkt, sehr mächtig gehalten hat. Jedenfalls hat der Granit dieser Gegenden nur da, wo er mit dem ältesten Gestein, mit den Schiefern und Grauwacken, in Berührung stand, durch den Kontakt Umwandlungen hervorgerufen, nicht da, wo er mit dem Sandstein unmittelbar zusammentrifft. Jene Umwandlungen scheinen die Folgen der ersten Hebung jener Granitinsel zu sein; sie sind durch Granitmassen hervorgerufen, welche in stark erhitztem Zustande den Schiefer durchbrochen haben, gewaltsam in ihn eingedrungen sind. Das Rothliegende dagegen und der Sandstein der Trias haben sich ganz allmälig auf dem Granit abgelagert, als derselbe den Boden der Meere bildete, welches jene Gesteine niederschlug. Senkungen und spätere Hebungen erfolgten nach Art der säkularen Bodenschwankungen sehr langsam und ohne Einfluß auf die Gesteine, welche den Granit berührten.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

IV.

5. Feiertage und religiöse Feierlichkeiten. (Erste Hälfte.)

Während, wie wir schon gelegentlich sahen, die christlichen Sonntage größtentheils nur geringer Beachtung sich erfreuen, werden die eigenen heidnischen Feiertage um so mehr geheiligt. Kein Mensch rührt irgend eine Arbeit an, möge es auch die allerdringendste Arbeitszeit sein. Um gleich in medias res zu kommen, füge ich hier, ehe ich zur Schilderung der einzelnen Feste übergehe, zunächst die Beschreibung zweier Opferungen ein, denen ich beiwohnte, und zwar in der Form, wie ich sie in meinem Tagebuche notirte, um zugleich eine Vorstellung davon zu geben, wie die Leute sich geben und benehmen.

Der letzte September 1879 war ein prachtvoller Herbsttag, und wir benutzten ihn, um dem Schulmeister Filimonow in Jussi, einem wotjäkischen Kirchdorfe, 22 Werst von der Fabrik, einen Besuch zu machen. Er empfing uns äußerst liebenswürdig, und berichtete, daß am folgenden Tage Pokrow [1]) sei, ein großer Feiertag der Wotjäken, und daß daher, wie am Vorabende jedes größern wotjäkischen Feiertages, heute Nacht Opferungen vorgenommen würden. Ich entschloß mich daher sogleich, die Nacht dort zu verbringen.

Wir gingen darauf zusammen zu dem wohlhabendsten Bauern des Dorfes, einem prächtigen Greise von etwa 60 Jahren, dem Haupte einer großen Familie, und fragten ihn, ob wir wohl heute Abend der Opferung in seinem Hause beiwohnen könnten. „Gewiß," sagte er, „nur weiß ich nicht, wann sie stattfinden kann, wahrscheinlich erst spät in der Nacht, denn meine ganze Familie ist beim Waldbrande beschäftigt und wird wohl erst spät nach Hause kommen." (In der Entfernung einiger Werst vom Dorfe brannte ein großer Kronswald.) „Wenn wir anfangen zu beten, werden wir es Euch schon melden." Wir waren damit zufrieden, fragten aber zur Sicherheit noch an einigen Stellen an, ob wir den Gebeten beiwohnen könnten. Alle versprachen sehr bereitwillig uns rufen zu lassen. Wir gingen nach Hause und warteten. Als immer noch keine Einladung kam, ließen wir anfragen, ob es bald so weit sei; wir bekamen immer verneinende Antworten und um 9 Uhr gingen wir selbst zum Alten. Dort war alles bereits dunkel. Wir klopften ihn heraus und fragten, weshalb er uns betrogen. „Die Kinder kamen so spät nach Hause," entschuldigte er sich; „auch habe ich unsern Priester nicht bekommen können; wir unterließen es daher ganz." Da war natürlich nichts zu machen; zudem log der Alte sehr treuherzig, denn der Hausherr opfert gewöhnlich selbst, und keiner läßt das Opfer so leicht aus. „Wo wird heute noch geopfert werden?" fragte Filimonow. „Im allgemeinen kuala bei Wassili Fedorow werdet Ihr es noch gewiß sehen können," sagte er, und schloß sein Fensterlein. Wir tappten uns also in stockfinsterer Nacht weiter bis zum bezeichneten Hofe und ins Zimmer hinein. Dort sahen wir von einem rauchenden Holzspahn düster beleuchtet in einem gewöhnlichen Wohnzimmer etwa 6 bis 7 Männer um einen gedeckten mit Brei, Fleisch, Brot und kumyška besetzten Tisch sitzen; in der andern Ecke des Zimmers saßen und standen mehrere Weiber, einige darunter im höchsten Sonntagsstaate. Wir fragten, ob sie schon gebetet hätten, und ob wir dem Gebete anwohnen könnten. „Warum nicht?" meinte ein schwarzhaariger Wotjäke, der zunächst saß, der Herr des Hofes, „doch wird es noch sehr lange dauern, wohl noch vier bis fünf Stunden, vielleicht auch mehr." Filimonow wollte nach Hause gehen und zur Opferung wiederkommen; ich traute aber dem Frieden nicht, zog den Ueberzieher aus und setzte mich auf die Bank. Ein Weib brachte uns gleich ein Glas recht schlechten kumyškas. „Weshalb wollt Ihr überhaupt dem Gebete beiwohnen?" meinte ein anderer Wotjäke; „wir beten ja alle zu demselben Gott, nur die Form

[1]) Name eines russischen kirchlichen Feiertages.

des Gebetes ist etwas anders als bei den Russen, doch ist der Unterschied auch nicht groß, denn die Russen opfern dem Gotte Lichte, wir opfern Fleisch, Brot und kumyška." — „Weshalb opfert Ihr denn überhaupt?" fragte ich. „Nun, damit der Rauch zu Gott emporsteigt und er merkt, daß wir beten," war die Antwort. Ich erzählte ihnen nun, daß meine Heimath über 2000 Werst nach Westen gelegen ist, und daß dort ein den Wotjäken verwandter Volksstamm wohne, den ich sehr gut kenne, und ich wolle vergleichen, ob sie viel anders beteten als jene. Das schien ihnen einzuleuchten und sie waren jetzt viel geneigter, mich ihrem Gebete beiwohnen zu lassen. Wir redeten jetzt von verschiedenen Dingen und ich freute mich über das gute Urtheil der Leute, über ihr freies selbstbewußtes, dabei aber doch höfliches Benehmen. Ab und zu trat ein neuer Gast in die Hütte, gab dem Wirthe eine Flasche kumyška und setzte sich auf die Bank. Der Rauch vom Holzspahn stach mir unangenehm in die Augen, und wieder wurde mir verständlich, warum die Leute so viel an Lidkrankheiten leiden. „Warum brennt Ihr keine Lampen?" fragte ich. „Man zerbricht die Gläser so leicht," meinte der eine; „doch würde man es mit einiger Uebung wohl auch vermeiden können," fügte er hinzu. „Heller würde es gewiß sein," sagte ein anderer, „und dabei viel vortheilhafter, denn ehe man geeignetes Holz findet, es spaltet und die Spähne abspaltet, vergeht viel Zeit, die man anderweit viel vortheilhafter anwenden könnte."

Plötzlich wurde ich abgerufen, der Pope hatte einen Blutsturz bekommen. Als wir aufbrachen, es war bald 11 Uhr, sagte mir der Hauswirth: „Beeile Dich nur, denn viele werden wohl nicht mehr kommen, und wir werden bald anfangen." Ich mußte einige Zeit verweilen, und als wir nach etwa einer halben Stunde wiederkehrten, waren alle schon im kuala versammelt und die Ceremonie hatte bereits begonnen. „Etwas könnt Ihr immer noch sehen," sagte einer, „setzt Euch nur hin." Ich setzte mich also und besah mir das Lokal. In der Mitte der Hütte brannte ein Feuer auf der Erde an der der Thür gegenüber gelegenen Wand; in der linken Ecke war ein Brett ziemlich hoch in der Art eines Regales befestigt, drunter schwälte ein Holzspahn. An der Wand links von der Thür lief eine Bank, auf welcher wir saßen, davor in der Nähe der Ecke ein Tisch, besetzt mit kumyška und Bierflaschen, Fleisch, Brot und Grützbrei. Uns gegenüber am Tisch saß der Hausherr und kaute stillschweigend an einem Stück Fleisch. In der Ecke rechts von der Thür kauerte oder stand eine Anzahl Weiber. Die Männer saßen alle mit bedecktem Haupte und unterhielten sich ohne besondere Scheu oder Ehrfurcht. Ein einziger Bauer war etwas betrunken. Er besah anfangs begehrlich meine glimmende Cigarre und bat sich dann einen Zug aus derselben aus. Ich schenkte sie ihm, und nun kam einer nach dem andern und nahm einen kräftigen Zug aus derselben, worauf er sie mir wieder zurückerstatten wollte. Jetzt goß der Hausherr aus mehreren Flaschen kumyška in eine Schale, stellte sich mit derselben vor das Regal, hob irgend etwas, was ich nicht sah, wohl ein Glas mit kumyška, auf dasselbe und begann dann, immer zum Regal hinaufschauend, mit kläglicher Stimme zu murmeln. Am Ende des Satzes verstand ich immer die mit etwas lauterer Stimme gesprochenen Silben „oste", und auf das oste folgte immer ein Räuspern, ehem. Das wiederholte sich mehrere Male und jedesmal, wenn er „oste, ehem" gesagt, verneigte er sich, das Haupt entblößend und gleich wieder bedeckend, was auch alle Uebrigen, ich mit eingeschlossen, ehrfurchtsvoll mitthaten. Darauf trat er, immer murmelnd, ans Feuer, und nach dem „oste, ehem" goß er einige Tropfen ins Feuer. Jetzt machte er dasselbe noch einmal, wieder mit kumyška, genau in derselben Weise, mit demselben Räuspern nach dem Worte „oste" und ließ dann die Schale herumgehen; jeder, auch ich, nahm einen Schluck. Dasselbe wiederholte sich dann mit dem Bier, Brei, schwarzen und weißen Brot; mit jedem betete er in genau derselben Weise vor dem Regale und schüttete dann etwas ins Feuer. Als alles zu Ende war und einzelne Leute aufbrachen, gingen auch wir fort.

Filimonow hatte einmal bei einem andern Bauern einem Opfer von Anfang an beigewohnt und berichtete mir folgendermaßen. Zunächst schnitt der Opfernde unter Murmeln dem Opferthiere, einem Lamme, einige Haare ab und warf sie ins Feuer, schlachtete dann das Thier, fing das Blut auf, mischte etwas davon mit Salz und opferte dann dieses Gemisch; dann folgte das Uebrige in derselben Reihenfolge, wie ich es gesehen. Auch ihm war das Räuspern nach jedem „oste" aufgefallen.

Am Abend vor dem russischen Eliastage, dem 20. Juli, fuhr ich nach Gondyr gurt, einem Wotjäkendorf, 5 Werst von der Fabrik entfernt, um mir dort das Opfer anzusehen. Der mir von früher her bekannte Wotjäke, bei dem ich abzusteigen pflegte, sagte mir, wie ich schon früher wußte, daß er die heidnischen Gebräuche verlassen habe und nicht mehr opfere. Wir gingen daher zum Nachbarn und fragten ihn, ob er heute opfern werde. „Ja," sagte er etwas zögernd. „Wann wirst Du denn beten?" — „In der Nacht." — „Nun, wir wollen warten." — „Ich glaube," meinte er darauf nach einiger Zeit, „ich werde heute nicht beten." Ich redete ihm zu sich weiter nicht zu fürchten; sein Bruder legte, wie es schien, ein Wort für mich ein, und die Branntweinflasche in meiner Hand sprach auch kräftig zu meinen Gunsten, so daß er endlich sagte: „Wartet nur, bald könnt Ihr es sehen, wenn es Euch gefällt." Ich fragte ihn, ob er ein Schaf schlachten würde. „Nein," sagte er, „das ist schon geschlachtet;" und in der That bestätigten die Blutstropfen an seinen Stiefeln seine Behauptung.

Nachdem die beiden Brüder innerhalb etwa einer Stunde die Flasche geleert hatten, breitete die Frau ein weißes Tischtuch auf den Rasen des Hofes, setzte Teller mit Honig, Brot, Butter und kumyška darauf, einen zerbrochenen Topf mit glühenden Kohlen daneben, der Wirth aber, der bisher am lauen Sommerabend baarhäuptig gewesen, setzte seinen Hut auf und stellte sich mit dem Gesicht gen Osten vor das Tuch. Er schnitt ein Stückchen Brot ab, murmelte: „oste inmare!", verbeugte sich, das Haupt entblößend, bedeckte sich wieder und legte das Stück dann ins Kohlenbecken. Ebenso machte er es mit der Butter, dem Honig, dem kumyška. Dann wurde alles wieder abgeräumt. Ein Bursche von 16 bis 17 Jahren nahm das Kohlenbecken, drehte sich einmal um sich selbst und trug es fort. Die ganze Feierlichkeit dauerte kaum fünf Minuten. Während der Zeit schwatzte der Bruder des Hausherrn beständig. „Wir wissen selbst nicht, wozu wir in dieser Art beten und zu wem," meinte er unter anderm. „Wir haben es von unseren Eltern überkommen und vererben es unseren Kindern."

Wir heben, um Wiederholungen zu vermeiden, noch einige allgemeine Gesichtspunkte hervor. Bei allen Opferungen werden gewisse Regeln und Feierlichkeiten eingehalten, welche sich immer wiederholen. Der Opfernde bedeckt sich stets das Haupt vor der Ceremonie und verhält sich im Uebrigen, wie oben geschildert. Das Opfer ist bei den verschiedenen Gelegenheiten nicht immer das gleiche; so wird bei gewissen Gelegenheiten Geld oder Honig oder Eier geopfert, was bei den betreffenden Feiern besonders wird hervor-

gehoben werden. Immer wird Brot, Grützbrei und kumyška geopfert, Fleisch fast immer, doch giebt es Ausnahmen.

Aehnlich wie bei den Tschuwaschen dem Irich, so wird bei den Wotjäken dem voršud ein Theil des Opfers in natura dargebracht und unter dem Namen vyle muts'on oder vyle myts'kon, das hochgehobene Opfer, auf das džadžy gehoben. Wenn sich der schon beschriebene mudor genannte Kasten darauf findet, so wird das Opfer in denselben hineingethan. Ein anderer Theil des Opfers wird ins Feuer geworfen unter dem Namen tylas'kon, Feueropfer. Diese Reihenfolge wird immer eingehalten; nur an wenigen Tagen des Jahres wird, wie wir sehen werden, das tylas'kon fortgelassen, und das vyle muts'on allein dargebracht. Nach den Feiertagen wird dieses wieder herabgenommen und theils ins Feuer geworfen, theils verzehrt, theils bleibt es wohl auch auf dem džadžy liegen bis zum nächsten Feiertage. Der Opfertisch oder derjenige Tisch, auf welchem die zu opfernden Speisen stehen, ist stets mit einem weißen reinen Tischtuch bedeckt. Von jedem Opfergegenstande wird, nachdem zunächst die Götter das Ihrige bekommen, der Rest von den Betenden verzehrt, und zwar bildet das Opferessen einen unumgänglichen Theil der Ceremonie.

Die kuala-Opfer finden immer in der Nacht, am späten Abend statt, am Vorabende eines Feiertages, und zwar opfert zunächst etwa um 9 Uhr jeder Hausherr in seinem eigenen kuala und dann versammelt sich die Gemeinde, gewöhnlich aber nur eine kleine Anzahl, im gurt kuala, und jeder Theilnehmer händigt dem kuala ut'is eine Flasche kumyška, als seinen Antheil am Opfer, ein. Die Opferung findet dann gegen Mitternacht statt; nur in seltenen Fällen, die später hervorgehoben werden sollen, wird das kuala-Opfer am Tage, Vormittags oder Nachmittags, abgehalten. Am Vormittage des Feiertages, der meist mit einem christlichen russischen Feste zusammenfällt, wird die griechische Kirche besucht, und darauf giebt man sich den Freuden des Daseins hin.

Die Hainopferungen sind von den im kuala geübten kaum verschieden; nur werden sie stets am Vormittage ausgeführt, und statt des džadžy dient der Opfertisch (vyle mut'son dzök).

Wir beginnen nun mit der Beschreibung des tol juon, des W i n t e r f e s t e s. Am Vorabende des Weihnachtstages bringt jeder Hausvater in seinem kuala mit seiner Familie dem inmar oder anderwärts dem inmar und kylts'in ein Opfer, bestehend aus Brot, Brei, Bier und kumyška und betet dabei:

„O, Gott inmar, kylts'in, wohl hütet und erhaltet, gewährt wohl zu leben und gedeihen, und glücklichen Fortgang. Dafür bringen wir euch Opfer dar und gedenken euer. Das gute Vieh erhaltet und vermehrt, gebt es nicht den wilden Thieren preis."

Gegen 11 Uhr Abends versammelt sich die Gemeinde beim kuala ut'is und gegen Mitternacht findet unter seiner Leitung die Opferung im gurt kuala statt. Am Weihnachtstage gehen alle, namentlich aber die Weiber, in die Kirche, und dann beginnt das Geschmause, das eine ganze Woche lang fortdauert. Dabei werden unglaubliche Quantitäten kumyška vertilgt. Am siebenten Tage wird die Austreibung des šaitan vorgenommen, eine Feierlichkeit, welche mit geringen Modifikationen sich überall in gleicher Weise wiederholt. In Gondyr gurt wurde das auf folgende Weise gemacht: Alle jungen Mädchen des Dorfes versammeln sich, bewaffnet mit Stöcken, die am vordern Ende neunfach gespalten sind, und schlagen in alle Ecken des Hauses und Hofes mit dem Rufe: „Den šaitan treiben wir aus dem Dorfe!" Nach der Austreibung werden die Knüttel unterhalb des Dorfes in den Fluß geworfen, da mag der šaitan zum nächsten Dorfe hinschwimmen und dort ebenso ausgetrieben werden [1]).

An anderen Stellen geschieht diese Austreibung auf folgende Art. Die unverheiratheten Männer erhalten von allen Häusern des Dorfes Grütze, Fleisch und kumyška, gehen damit aufs Feld, nicht aufs lud, und machen dort unter einer Tanne ein Feuer an, kochen die Grütze, und essen dann von den mitgebrachten Vorräthen nach Aussprechen der Worte: „Geh fort in die Wüste jagen, komme nicht ins Haus." Darauf begeben sie sich ins Dorf zurück, gehen in alle Häuser, wo sich junge Weiber (vil' kenak) finden und werfen diese in den Schnee mit den Worten: „Mögen die Krankheitsgeister dich verlassen." Der Rest der Grütze und übrigen Vorräthe wird dann in alle Häuser vertheilt, nach Maßgabe dessen, wie viel jedes beigesteuert hat, und alle Familien verzehren dann ihre Antheile. Ein Wotjäke des malmyžschen Kreises schilderte mir den Vorgang ganz ähnlich. Die Bursche sammeln von allen Häusern kumyška und Grütze und kochen letztere auf dem Felde. Während dieses noch geschieht, geht ein Theil der Burschen ins Dorf, dringt in die Häuser ein und wirft, wen sie finden, in den Schnee, was dann „šaitan austreiben" heißt. Wenn die Grütze fertig ist, wird von dem Brei und kumyška etwas ins Feuer geschüttet mit den Worten: „Gott Inmar, wirf keine Krankheiten und Seuchen (auf uns), gieb uns nicht den urbets' (Waldgeistern) preis."

Am wildesten scheint es nach B e c h t e r e w's Schilderung bei den kasanschen Wotjäken herzugehen: Zunächst wird dem Keremet(?) um Mittagszeit im lud geopfert; dann versammeln sich alle Männer beritten in der Mitte des Dorfes und berathen, mit welchem Hause man beginnen soll, wobei manchmal heftig gestritten wird. Darauf binden sie ihre Pferde an den Zaun, bewaffnen sich mit Peitschen, Lindenknütteln, Bündeln angezündeter Pergel, welche šaitan am meisten fürchten soll, und fangen nun an mit fürchterlichem Geschrei in alle Winkel des Hauses und Hofes zu schlagen, schließen darauf die Thür und speien aus auf den vertriebenen šaitan. So geht es aus einem Hause ins andere, bis der arme Teufel aus allen Hütten vertrieben ist. Darauf setzen sie sich auf die Pferde und reiten unter fürchterlichem Gebrüll, die Knüttel nach allen Seiten schwingend, zum Dorfe hinaus und werfen ihre Waffen außerhalb des Dorfes hin, dem šaitan noch einmal nachspeiend.

Das nächste Fest ist die russische B u t t e r w o c h e, die achte Woche vor Ostern (vöi dyr, Butterzeit). Dieselbe wird eingeleitet durch die übliche Opferung im kuala. Der Hausherr opfert nur Grütze, Brot, kumyška und Bier, kein Fleisch, und betet dabei zum voršud: „Gott inmar, voršud. Für die Butterwoche beten wir, reichlich Fleisch und Brot, gutes Glück, zu leben und gedeihen gewähret; gutes Getreide, gutes Vieh gewähret."

Die ganze Woche hindurch wird gejubelt und gezecht, denn wohl in jedem Dorfe findet sich ein Brautpaar, das den ersten Theil der Hochzeitsfeierlichkeiten (borys vetlys) begeht.

Bald folgt jetzt das O s t e r f e s t (badsim nunal juon, eigentlich: Fest des großen Tages).

In der Woche vor Palmsonntag werden in stiller Weise in jeder Familie die bei anderer Gelegenheit beschriebenen Todtenopfer dargebracht, werden Vorbereitungen zum großen

[1]) Was von der Bezeichnung šaitan zu halten ist, haben wir oben bereits erörtert.

Feste getroffen, und dies wird dann mit dem Waschen des kuala eingeleitet. Alle kuala, sowohl die privaten wie die allgemeinen, werden am Sonnabend vor Palmsonntag einer sorgfältigen Reinigung unterzogen (knala myntsʹo). In manchen Gegenden wird die ganze Nacht im gurt kuala wie im badzim kuala ein Feuer unterhalten und gewacht. Am Vormittage des Palmsonntag findet dann zunächst im privaten und dann im Dorf-kuala eine Opferung für den invu statt. Im letztern wird folgendes Gebet gesprochen: „O Gott invu, des großen Tages wegen beugen wir alle Dorfesbewohner uns. Reichlich Fleisch und Brot, glückliches Leben und Sein gewähre. Wohl hüte und erhalte des Dorfes Bewohner. Das Korn gieb nicht Würmern und Ungeziefer preis. Das Vieh hüte und vermehre wohl, gieb es nicht wilden Thieren preis!"

In einigen Gegenden wird am Montage der Osterwoche das gyž-dor gefeiert, das mir ein malmyžscher Wotjäke folgendermaßen schilderte.

Schon früh am Morgen versammeln sich die Bursche zu Pferde, sprengen im Dorfe herum, veranstalten Wettrennen und ziehen dann aufs Feld, machen dort ein Feuer an, kochen Fleisch und Eier und opfern dasselbe nebst Brot und kumyška dem mukyltsʹin.

Nach Aminoff findet das guždor šyd pösʹton, Gebet für reichlichen Graswuchs, überhaupt nach dem Schmelzen des Schnees statt; es werde dabei Brot, Grütze, Suppe ꝛc. dem Inmar dargebracht. Etwas später, wenn schon der Schnee fortgethaut ist und das Säen des Sommerkorns beginnt, wird mukyltsʹin, ebenfalls auf dem Felde, geopfert. Bechterew nennt das Fest okojaški oder gerýny kutškon und beschreibt es wie folgt: Der Tag, an welchem es stattfinden soll, wird zunächst von den Aeltesten des Dorfes eine Woche vorher bestimmt. Am Vorabend gehen alle in die Badstube und erscheinen dann am Morgen des Feiertages in ihren besten Kleidern. Die Männer reiten um Mittagszeit auf die Felder, ein jeder pflügt ein Stückchen auf und besäet es. Darauf werden Eier, Brei und mit Salz bestreute Brotstücke in die Erde gegraben, wobei man betet: „Nun, Mutter Erde, du hast uns bis jetzt ernährt, ernähre uns auch dieses Mal." Die Bursche sprengen darauf zu Pferde herum, die Kinder kollern Eier, die Alten machen sich ans Sausen. Die Weiber aber gehen mit Eimern aufs Feld, begießen die frische Saat, kehren darauf zurück und gießen den Rest des Wassers den Männern über den Kopf.

Aminoff beschreibt unter demselben Namen „gyrny poton" eine ähnliche Feier, die gleichfalls beim Beginn des Pflügens veranstaltet wird, doch nur von jeder Familie einzeln auf ihrem Acker. Der Hausherr gräbt eine Grube und legt dort Eier, Pfannkuchen, Butter nieder als Opfer für mukyltsʹin; zugleich betet er, daß das Korn so groß werden möge wie Hühnereier; daß mukyltsʹin seine warmen Erdblutadern den Pflanzen zukommen lasse, die Felder vor Hagel und Frost bewahre, daß er warmen Regen und warme Winde für des Dorfes Marken sende und die Bauern in den Stand setze, auch den Göttern Opfer mitzutheilen.

Bei Rittich finde ich folgendes Gebet für diese Gelegenheit: „Gott segne und kräftige die Wurzel, so daß aus einem Korn 77 Aehren wachsen und diese sich in sieben Glieder theilen; daß das Stroh dick werde wie Schilfrohr. Gieb, Gott, daß die Körner groß würden wie Hühnereier."

Im Malmyžschen findet dieses Opfergebet in der Regel am ersten Mai statt und alle opfern zu gleicher Zeit, doch jeder auf seinem Streifen. Die Feier führt dort den Namen gerýšyd, während sie in der Umgegend der Fabrik kurek-puz ulʹlʹän, wörtlich Hühnerei-Treiben, genannt wurde, stets beim Beginn des Hafersäens begangen wird und nicht von Allen zu gleicher Zeit, sondern wie jeder Wirth gerade Zeit und Lust hat. Das geschieht so: Der Hausherr mischt im Säeschaff mehrere gekochte Eier mit dem Hafer und begiebt sich mit der ganzen Familie aufs Feld. Hier wird ein Loch von etwa einem Kubikfuß gegraben, davor ein weißes Tischtuch ausgebreitet und darauf Brot, Grütze, kumyška gestellt. Jetzt hängt sich der Hausherr das Schaff um den Hals und säet aus, was ihm gerade in die Hände fällt, bald reinen Hafer, bald solchen mit einem Ei. Das erste Ei, das auf die Erde fällt, wird aufgehoben und auf das Tischtuch gelegt, die übrigen werden gleichfalls von den Kindern gesammelt und bei Seite gelegt. Wenn das Schaff geleert ist, tritt der Vater zur Grube, legt das Ei vom Tischtuch in dieselbe hinein, legt Grütze dazu, schneidet ein Stück Brot ab und thut es dazu, gießt kumyška darauf, und betet: „O, Gott inmar, gutes Korn gieb, guten Regen gewähre und, um mit Segen und in reicher Fülle die Ernte einzubringen, gutes Wetter." Hierauf werden von den übrigen Eiern drei zerschnitten, unter die Anwesenden vertheilt und verzehrt, ebenso geschieht es mit dem Brot, worauf die Grube zugeschüttet wird. Die übrigen Eier werden dann gewöhnlich den Kindern geschenkt. Mein Kutscher, ein Russe, der in einem Wotjäkendorfe, übrigens eines andern Kreises, aufgewachsen war, bestätigte diese Schilderung und erzählte, daß er als Knabe zusammen mit anderen Kindern häufig in den dem Opfer folgenden Tagen nach dem Ei in der Grube gesucht, aber nie eins gefunden habe. Ob sie nun schlecht gesucht oder aber Jemand, vielleicht der tuno, es weggenommen habe, wage ich nicht zu entscheiden; doch ist das letztere wohl wahrscheinlicher. Mein Kutscher wie die Wotjäken aber waren der festen Ueberzeugung, daß inmar es sich geholt.

Uebrigens scheinen die Eier mit der Absicht gesäet zu werden, daß aus denselben wirklich Korn von der Größe eines Eies hervorwachsen möge, oder daß vielleicht das Korn am Ei ein Beispiel nehme. Aehnliche Folgerungen kann man machen, wenn man die Art und Weise, wie die Eier zugleich mit dem Hafer gesäet werden, und die von Aminoff wie von Rittich angeführten Gebete vergleicht. Ein malmyžscher Wotjäke erzählte mir, daß dieses Fest an einem von der Volksversammlung festgesetzten Tage um den 1. Mai herum begangen wird, derart, daß alle Familien zu gleicher Zeit opfern, jedoch jede auf ihrem Acker. Das Fest heißt dort gerýšyd und wird auch dort Hafer zum Säen benutzt, und zwar soll dies das erste zur Saat gelangende Sommerkorn sein. Am Tage darauf findet ein gemeinsames Opfer auf dem Felde statt, wo ein Stier, ein Kalb und eine weiße Gans dargebracht wird. Die beiden ersteren Thiere können sich zwar in der Farbe von einander unterscheiden, dürfen aber nicht bunt sein, sondern einfarbig, weiß, roth oder schwarz. Nach Aminoff wird dieses letztere Opfer im Kazanschen dú kurbon, Saatopfer, im Wjätkaschen busy vös, Feldopfer, genannt, doch giebt er nicht genau die Zeit für dasselbe an. Dabei würden im Wjätkaschen verschiedenen Göttern Opfer gebracht. Mukyltsʹin das eine Jahr ein schwarzes Schaf, das andere ein schwarzer Ochse; inmar das eine Jahr ein Ochse (kein schwarzer), das andere Jahr ein weißes Schaf; der Göttin des Donners, guduri mumy, ein Schaf, dem Winde eine Ente und für die Geister der Abgeschiedenen gleichfalls eine Ente. Durch das Loos, pus kujan, werden dabei sechs Opferpriester (vösʹ jasʹkisʹ) ausgewählt, zwei für jeden der drei Götter, ebenso viele Schlachter (partʹsʹasʹ) und zwei Geldeinsammler.

Im Nylginschen [1]) heißt das Fest „Gebet für das Korn". Dabei versammelt sich das ganze Dorf, Alt und Jung, Männer und Weiber auf einem eigens zu diesem Zwecke stets unbesäet gelassenen Platze auf dem Felde bereits am Nachmittage und verbleibt dort 24 Stunden. Die Opferungen geschehen unter Oberleitung des kuris'kis' oder vorsud ut'is. Am ersten Nachmittage wird zuerst zu gleicher Zeit dem inmar und mukylts'in an zwei neben einander angemachten Feuern geopfert und darauf der guduri mumy. Dasselbe wiederholt sich am nächsten Mittage, wobei ein besonderes Gebet für Regen abgehalten wird, worauf alle Erwachsenen nach Hause gehen und dem vorsud im kuala opfern, während die Kinder auf dem Felde bleiben und dem Winde (tyl oder töl) eine Ente opfern.

[1]) Ein Kirchspiel 80 Werst von der Fabrik.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein aus Jeniseisk in Bremen eingetroffenes Telegramm meldet: Die beiden Schiffe des Herrn Alexander Sibiriakow, der Dampfer „Oskar Dickson" und der Schoner „Norrland", welche bekanntlich (s. „Globus" XXXIX, S. 176) in der Gyda-Bai vom Eise eingeschlossen wurden, sind als verloren zu betrachten; der Kapitän Nielsen mit vier Mann erreichte die Mündung des Jenisei, der Rest der Mannschaft reiste zu Lande nach Obdorsk. Der Verlust des „Dickson" ist um so mehr zu beklagen, als an Bord desselben sich zwei kleine Dampfer befanden, welche im Anschluß an die Dampferverbindung mit dem Jenisei und auf diesem Strome selbst den Verkehr mit und auf dem wichtigen Nebenflusse des Jenisei, der Angara, vermitteln sollten.

— Nach einem Telegramm aus Wladiwostok traf das russische Kriegsschiff „Strelok", welches aus der Bering-See zurückkehrte, wo es bis zum 67. Grade nördlicher Breite gekreuzt hatte, die Bremer Expedition der Gebrüder Dr. Krause (auf der Tschuktschen-Halbinsel, s. „Globus" XXXX, S. 255) in bestem Wohlsein und war derselben behülflich.

— Die Aufnahme des Ostjordanlandes durch die englischen Lieutenants Conder und Mantell ist mit Glück begonnen worden. Nach Ankunft der Instrumente, welche sich etwas verzögerte, schloß Conder mit dem bekannten Scheich der Adnan-Beduinen, Goblan, einen Vertrag ab und überschritt den Jordan. Bei großer Hitze wurde eine Basis von 3,8 engl. Meilen Länge gemessen, und jetzt sind bereits einige Hundert englischer Quadratmeilen um Hesbon herum aufgenommen worden. Die merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums, welche Conder bis jetzt gefunden hat, sind die Cromlechs, deren einige schon von früheren Reisenden erwähnt worden sind. Innerhalb dreier Tage konnte er deren 50 skizziren oder photographiren.

— Wo Oberlieutenant G. Kreitner, Graf Szechenyi's geographischer Begleiter auf dessen großen chinesischen Reise, von der Wüste Gobi (Kopi) oder Schamo spricht („Im fernen Osten" S. 567 — wir kommen auf dieses eben vollendete und durch schöne, hoch interessante Abbildungen hervorragende Werk noch zurück), bemerkt er, daß dieses „oder" im vorliegenden Falle ganz falsch angewendet wird, wenngleich selbst v. Richthofen „Gobi" und „Schamo" für gleichbedeutend hält. „Nach vielfachen Erkundigungen während unserer Reisen in der Wüste scheidet der Chinese die zwei Benennungen vollkommen von einander, so zwar, daß Kopi die Steinwüste und Schamo die Sandwüste bezeichnet. Während Ta-kopi ausgedehnte, mit kleinem Gerölle (größtentheils Porphyre und Quarze) bedeckte Theile der Wüste bedeutet, ist Kopi nur als eine lokale Bezeichnung für kleinere von Sandflächen und Dünen umschlossene Steininseln aufzufassen. Ich glaube diese Auslegung als richtig verbürgen zu können."

— Die in Hongkong erscheinende „China Mail" hat kürzlich einen Brief von einem ihrer Korrespondenten erhalten, welchem es gelungen ist, Chami am östlichen Ende des Tiënschan zu erreichen, wohin in letzter Zeit nur die beiden russischen Reisenden Sosnowski und Prschewalski vorgedrungen sind. Das Merkwürdigste an jenem Korrespondenten, der sich nur als „Pioneer" unterzeichnet, ist, daß er seine Reise ohne besondere Geldmittel oder Ausrüstung unternommen und keine große Schwierigkeiten zu überwinden gehabt hat. Wohin er seine Schritte weiter lenken will, giebt er nicht an; vielleicht ist Kuldscha sein Ziel.

Afrika.

— Ueber die mit Unterstützung der Frankfurter Rüppel-Stiftung unternommene Reise des Dr. W. Kobelt in Nordafrika und Spanien theilt die „A. Z." (8. Oktober 1881) einige interessante Daten mit. Der Zweck dieser vom 7. März bis zum 10. August d. J. dauernden Reise war die Untersuchung der Molluskenfauna zu beiden Seiten des westlichsten Mittelmeeres, um Gewißheit zu gewinnen über die Ausdehnung der ehemaligen Landverbindung zwischen Spanien und Afrika. Dr. Kobelt sammelte und beobachtete nach einander bei Oran, Maskara, Saida und Tlemsen im Westen Algeriens, dann bei Gibraltar und Algeciras, endlich bei Tanger und Tetuan. Das nördliche Marokko fand er so sicher, daß er überall ohne Bedeckung herumreiste. Die Berge um Tetuan mit ihrer interessanten Fauna fesselten ihn 18 Tage lang; er fand dort eine Anzahl von Mollusken-Arten, welche ausnahmsweise sicilischen Formen ungemein nahe stehen. Durch Spanien, wo er noch einige Zeit auf die Erforschung des Baskenlandes verwenden konnte, kehrte er nach Deutschland zurück. Als allgemein interessantes Resultat seiner Forschungen kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß der ehemalige Landzusammenhang zwischen Spanien und Marokko sich nicht auf die Säulen des Herkules beschränkt, sondern östlich mindestens bis zum Meridian von Oran und Cartagena gereicht hat.

— Der Vorstand der British Association hat bei seiner letzten Sitzung in York auf Antrieb mehrerer Sektionen sich für eine wissenschaftliche Erforschung der ostafrikanischen Schneeberge Kenia und Kilimandscharo ausgesprochen, 100 Pf. St. für diesen Zweck ausgesetzt und beschlossen, deswegen sich mit dem Vorstande der Kgl. Geographischen Gesellschaft in Verbindung zu setzen.

— Briefe von Rev. T. J. Comber und anderen Baptisten-Missionären am Congo melden, daß dieselben bereits Stationen in Isangila und Mbu unweit der Ngombi-Fälle errichtet haben und nur Verstärkung abwarten, um auch Ibiu am Stanley Pool zu besetzen.

— Auf Betreiben der Lissaboner Geographischen Gesellschaft hat sich die portugiesische Regierung entschlossen, eine Anzahl „civilisatorischer Stationen" in ihren afrikanischen Besitzungen zu errichten. Die Besatzung einer jeden soll aus einem Befehlshaber, einem Arzte, einem Priester und 12 Handwerkern bestehen. Kolonisten sollen durch Landschenkung

und Unterstützung während einer bestimmten Zeit zur Ansiedlung veranlaßt werden.

Australien.

— Nach dem Census vom 3. April 1881 zählten die Eingeborenen der australischen Kolonie Südaustralien im engern Sinne (d. i. von der südlichen Meeresküste bis 26° südl. Br.) 5628, von denen 3198 dem männlichen und 2430 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Es standen 244 Männer bei Europäern in Diensten. Die Kinder beliefen sich auf 883, d. i. 478 männlich und 405 weiblich. Wenn der im Jahre 1876 stattgefundene Census die Eingeborenen von Südaustralien nur mit 3953 registrirt, so weist das keineswegs auf einen natürlichen Zuwachs hin, denn die Todesfälle in diesem Zeitraum stellten sich um 110 höher als die Geburten. Die Zunahme resultirt vielmehr allein aus einer beträchtlichen Einwanderung von Eingeborenen aus dem Innern des Kontinents nach dem Süden. Die Eingeborenen in dem zur Kolonie Süd-Australien gehörigen, sogenannten Northern Territory zählten auf dem Gebiete von Port Darwin an der Nordküste bis zum südlichen Breitengrade von Barrow's Creek, 166 deutsche Meilen südlich von Port Darwin, 718, und zwar 280 männlich und 438 weiblich, darunter 136 Kinder (59 männlichen und 77 weiblichen Geschlechts). Nur 29 Männer standen bei Europäern in Arbeit. Auffällig ist, daß, während bei den Eingeborenen in Süd-Australien das männliche Geschlecht das bei weitem zahlreichere ist, im Northern Territory dagegen das weibliche vorherrscht. Die Zahl der Eingeborenen in Central-Süd-Australien ist unbekannt. Einige Reisende wollen dort viel Eingeborene angetroffen, andere wieder gar keine gesehen haben.

— Auf den wasser- und baumlosen, aber ziemlich begrasten weiten Ebenen, welche sich von Port Eucla an der Großen Australischen Bucht nordwärts erstrecken, hat man endlich in der Tiefe von 291 Fuß gutes Wasser in reichlicher Menge angebohrt.

— Eine wohlausgerüstete Expedition unter Generalmajor Feilding, der von Mr. John Robinson begleitet wird, ist am 4. August dieses Jahres von Brisbane nach dem Golfe von Carpentaria aufgebrochen, um eine gute Route für die geplante transkontinentale Eisenbahn ausfindig zu machen.

— Die Regierung der Kolonie Queensland hat beschlossen, daß hinfort alljährlich nicht 2000 Personen, wie bisher, sondern 4000 aus Europa auf Kosten der Kolonie frei nach Queensland befördert werden sollen. In Australien ist zur Zeit durchaus kein Mangel an Arbeitern, und Queensland ist gerade die Kolonie, welche sich ihres tropischen Klimas wegen Auswanderern am wenigsten empfiehlt. Aber man braucht dort recht billige Arbeitskräfte für die Plantagen im Norden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Man erinnert sich der Jahre langen blutigen Kriege, welche auf der Nordinsel von Neu-Seeland die Kolonisten mit den Maoris zu führen hatten. Ein eigentlicher Friede war bisher nicht geschlossen. Die Maoris behaupteten sich als absolute Herren des sogenannten Waikato-Gebietes, im Innern der Nordinsel, nachdem ihnen die Kolonisten einen beträchtlichen Theil ihres Gebietes entrissen und annektirt hatten. Aber die Besiedelung desselben führte immer wieder zu neuen Streitigkeiten und Fehden, und die ausgeschickten Feldmesser wurden oft genug davon gejagt, ja getödtet. Im Waikato-Gebiete herrschte Tawhiao, der König der Maoris, der schmollend sich gegen alle Europäer streng abschloß und alle Versuche, einen freundlichen Verkehr mit ihm einzuleiten, abwies. Endlich nun scheint der König andern Sinnes geworden zu sein. Die letzte australische Post meldet, daß er am 11. Juli dieses Jahres mit den vornehmsten Häuptlingen in der nördlichen Grenzstadt Alexandra (am Waipa-Flusse und 22⅓ Meilen südlich von Auckland) eingetroffen sei, um dem Major Mair, dem Repräsentanten der Kolonialregierung von Neu-Seeland, siebenzig Schießgewehre zu Füßen zu legen, zum Zeichen, daß er hinfort Frieden und friedlichen Verkehr wolle. Für die Kolonisten ist dieser endliche Ausgang von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Es wird ihnen nunmehr sicher das schöne und fruchtbare Waikato-Gebiet für Verkehr und Handel erschlossen werden, und auch die Schwierigkeiten, welche der Vollendung des Baues der großen Centraleisenbahn, welche von Auckland im Norden mitten durch die Insel nach Wellington im Süden an der Cookstraße laufen soll, bisher im Wege standen, werden wegfallen.

— Auch auf Neu-Seeland sind, ähnlich wie auf dem Kontinent Australien, die Sperlinge zur Landplage geworden, und man bereut jetzt die Thorheit, sie vor einem Decennium aus Europa importirt zu haben. Um vor ihrer Gefräßigkeit die Saaten zu retten, sahen sich in diesem Jahre die Farmer der Provinz Canterbury gezwungen, auf den Felderu Weizen, der mit Strychnin vergiftet war, auszustreuen, und es wurde dadurch eine solche Menge Sperlinge getödtet, daß man sie scheffelweise zusammenlesen konnte.

— In diesen Tagen — so wird der „Allg. Ztg." von der Ostseeküste, 20. August, geschrieben — kehrt das Kanonenboot 1. Klasse „Nautilus" nach Kiel zurück, nachdem es seit dem Frühling 1874 unablässig die australischen Gewässer durchkreuzt hat. Die neue kürzlich vom Stapel gelaufene Glattdeckskorvette „Carola" segelt in den nächsten Tagen von Kiel nach Australien, und die Volldeckskorvette „Elisabeth" Anfangs Oktober nach Japan. In den australischen und ostasiatischen Gewässern kreuzen stets 4 bis 5 Korvetten und große Kanonenboote. „Diese große Zahl der deutschen Kriegsschiffe in den fernen Meeren hängt mit dem jetzt in Berlin verfolgten Plan zusammen, in der Südsee deutsche Strafkolonien (?) und vielleicht auch ausgedehnte Handelsniederlassungen zu errichten und zu diesem Zweck passende Küstenstriche oder Inselgruppen zu erwerben. Die Offiziere aller dort befindlichen Kriegsschiffe müssen die ausgedehntesten Beobachtungen in klimatischer, geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht über alle Länder, die sich hierfür eignen dürften, anstellen und darüber genaue Berichte nach Berlin einsenden."

— König Kalakaua von Hawaii hoffte bei seiner Anwesenheit in Lissabon eine Uebereinkunft mit der portugiesischen Regierung betreffs Auswanderung einer großen Anzahl — wenn möglich, mehrerer Tausender — von Eingeborenen von Madeira und den Azoren nach den Sandwich-Inseln abzuschließen. Mehrere hundert Einwohner von Madeira sind bereits dorthin ausgewandert und sollen sich als Arbeiter in den Zuckerrohrfeldern bewährt haben, da sie an ein ähnliches Klima gewöhnt und an Kraft und Ausdauer den Sandwich-Insulanern sowohl, wie den chinesischen Kulis weit überlegen sind.

Nordamerika.

— Am 2. Juli d. J. hat der Kaiser von Oesterreich in einer Streitsache zwischen England und der Republik Nicaragua dahin entschieden, daß die Souveränität Nicaraguas über das Mosquito-Gebiet (welche dieser Republik von England durch den am 28. Januar 1860 zu Managua geschlossenen Vertrag abgetreten wurde) nicht eine volle und unbeschränkte, sondern eine durch die den Mosquito-Indianern zugestandene Autonomie eingeschränkte sei. Auch soll die Republik nicht berechtigt sein, von Waaren, welche in das Gebiet des Freihafens Greytown eingeführt oder aus demselben ausgeführt werden, Ein- oder Ausfuhrzölle zu erheben.

Polar-Gebiete.

— Wie den „Times" aus S. Francisco, 27. September, telegraphirt wird, berichtete der Kapitän eines dort eingetroffe-

nen Walfischfängers, daß er den Zollkutter „Corwin" (s. o. S. 224) gesprochen habe, welcher im Namen der Vereinigten Staaten von Wrangelland förmlich Besitz ergriffen habe. Von dem Polarfahrer „Jeannette" sei keine Spur entdeckt worden.

— Einem in London aus Hammerfest eingetroffenen Telegramme zufolge langte der Dampfer „Louise" (s. oben S. 192) dort am 19. September an, nachdem er die Reise nach dem Jenisei glücklich vollendet hatte. Am 22. Juni war er von Bremerhafen abgegangen.

— Aus St. Johns auf Neufundland wird gemeldet, daß Mr. Clay, welcher im vergangenen Jahre an Kapitän Howgate's mißglückter Polarexpedition theilnahm und den Winter mit Dr. Pavy zusammen in Disko zugebracht hat, im „Proteus" (s. oben S. 240) heimgekehrt ist. Pavy dagegen hat sich dem Greeley'schen Beobachtungskorps angeschlossen. Durch Mr. Clay hat er einige Abhandlungen über Naturgeschichte und über Sitten und Gebräuche der Eingeborenen in der Umgebung von Disko heimgeschickt.

— Dem New York Herald ist von Prof. Nordenskiöld aus Stockholm, 13. Oktober, folgendes Telegramm zugegangen: „Kapitän Johannesen, Kommandant der „Lena" bei Prof. Nordenskiöld's Expedition, ist eben von Jakutsk zurückgekehrt. Er meldet, daß ein Jakute von einem Bulund-Dorfe berichtet, er habe am 13. September (n. St.) 1879 an der Lena-Mündung einen Dampfer gesehen. Vermuthlich ist derselbe die „Jeannette" gewesen. Der Dampfer Louise, welcher am 19. September vom Jenisei nach Tromsö zurückkehrte, berichtet, daß einige Samojeden von der Mündung des Jenisei im letzten Winter zwei Leichname von Europäern und eine Flasche Whisky gefunden haben. Dies ist bemerkenswerth, da man von keiner europäischen Schiffsbemannung weiß, welche dort im letzten Jahre verloren gegangen wäre."

Vermischtes.

— Ueber das Vorkommen von Pfahlbauten schreibt Dr. Otto Kuntze (Um die Erde S. 23 f.): „Palmenbäume haben wir auf Portorico sieben Arten gefunden. Von Palmen sind zum größten Theil die Negerhütten gebaut; diese sind pfahlbauartig, also nicht direkt dem Boden aufsitzend, was auch für Holzbauten sehr unzweckmäßig wäre, weil es am Boden faulen würde, weil sich die Bewohner des Ungeziefers und laufender Thiere kaum erwehren könnten und weil es viel mehr fiebererzeugend wäre; bei Pfahlbauten werden die dem Boden entsteigenden Miasmen durch den Wind leichter verweht. Es ist daher ein Irrthum der meisten Anthropologen, daß sie bei Pfahlbauten immer Sümpfe und Gewässer vermuthen. Die Pfahlbauten findet man fast überall in den Tropen bei Naturvölkern und relativ wenige davon sind vom Wasserleben bedingt. Wenn wir alte Pfahlbauten meist nur aus Gewässern und Sümpfen ausgraben, so ist dies ja leicht dadurch erklärlich, daß sie nur dort von Schlamm eingebettet und dadurch uns fossil erhalten wurden, während die Pfahlbauten in den Wäldern unserer ältesten Vorfahren spurlos verschwinden mußten.

— Lexikon der Handelsgeographie von Emil Jung. (564 S. und eine Karte. Leipzig 1882. Bibliographisches Institut.) Eines von 38 Nachschlagebüchern, deren jedes ein besonderes Fach umfaßt und von einem Fachmanne mit richtigem Verständnisse der Vorkenntnisse, welche beim Laien vorauszusetzen sind, verfaßt ist. Vorliegendes Lexikon beschränkt sich nur auf das, was Handel und Verkehr, Produktion und Industrie, Bank- und Vereinswesen, Usancen, Zölle, Münzen, Maße und Gewichte rc., ferner auf Konsum und alle den Ex- und Import bestimmenden Verhältnisse Bezug hat, und unterstützt diese Angaben durch sorgfältig geordnetes, aus den neuesten und zuverlässigsten Quellen geschöpftes, statistisches Material, fast ausnahmslos den Resultaten eigner Berechnungen des Verfassers. Für die Aufnahme der einzelnen Orte ist lediglich die industrielle oder kommerzielle Bedeutung, namentlich soweit sie uns Deutsche angeht, maßgebend gewesen, so daß hier Plätze gefunden werden, welchen ihre Bevölkerungsziffer kaum eine Stelle unter den Städten anweist, während größere, für den Handel aber bedeutungslose Orte keine Erwähnung fanden. So sind alle wichtigen Seeplätze zugelassen, ohne Rücksicht auf ihre Größe, namentlich sind die Sitze aller deutschen Konsulatsbehörden aufgenommen.

— Dr. A. H. Post in Bremen hat seine verdienstvollen, von uns früher gewürdigten juristischen Forschungen auf völkerkundiger Grundlage fortgesetzt und bei Schulze in Oldenburg jetzt den zweiten Band seiner „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft" veröffentlicht. Die am ersten Bande hervorgehobenen Vorzüge lassen sich auch diesem zweiten nachrühmen; derselbe behandelt die Friedensgenossenschaft, die Bildung von Ständen und Kasten, die Entstehung von Standesunterschieden, des Häuptlings- und Königthums, Versammlungen und Räthe, den Feudalisationsproceß, das Vermögensrecht und die Steuern. Ein gutes Register fehlt nicht und am Schlusse findet sich eine systematische Zusammenstellung der in den verschiedenen juristisch-ethnologischen Schriften des Verfassers behandelten Materien. Völkerkundige haben den Werth der Post'schen Arbeiten lange eingesehen — mögen sie mehr, als bisher geschehen, Beachtung bei den Rechtskundigen finden!

— α Dr. G. E. Burkhardt's kleine Missions-Bibliothek in zweiter Auflage gänzlich umgearbeitet von Dr. R. Grundemann, deren Erscheinen im Jahre 1876 (bei Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig) begann, liegt nun in vier stattlichen Bänden, deren jeder drei Abtheilungen umfaßt, vollendet vor. Ein ausführliches Register ist beigegeben. Daß Dr. Grundemann die geeignete Person ist, ein derartiges Werk abzufassen, hat derselbe bereits durch seinen „Missionsatlas" bewiesen, und die jetzt vollendete „Bibliothek" zeigt gleichfalls wieder, in wie hohem Maße er den Stoff bemeistert. Auf geographischer und ethnographischer Grundlage entwickelt er an der Hand der Quellen die Geschichte und den gegenwärtigen Stand der Missionen in Amerika, Asien, Afrika und der Südsee. Bei der Wichtigkeit, welche das Missionswesen auch für den Geographen und Ethnographen hat, empfehlen wir das vorliegende Werk denselben als ein durchaus zuverlässiges; es braucht nicht hervorgehoben zu werden, welche Verdienste Missionäre sich um Geographie, Völkerkunde und Linguistik erworben haben. Nach allen diesen Richtungen werden unsere Fachgenossen manche neue Thatsache und Anregung in dem vorliegenden, zu einem großen Theil auf Missionsschriften basirten Werke finden.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. IX. (Mit sieben Abbildungen.) — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. II. (Mit einer Karte.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. IV. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 12. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

X.

Seine Begleiter sandte Crevaux von Para aus bis auf Apatu nach Surinam zurück und entschloß sich, da er nicht im vollen Winter nach Europa zurückkehren wollte, zu einer Reise nach dem obern Amazonenstrome. Unterwegs erst (!) brachte er in Erfahrung, daß mehrere der größten Nebenflüsse desselben noch völlig unbekannt sind, und da man damals gerade viel vom Içа oder Putumayo sprach, welcher fast bis zu den Anden schiffbar ist und eben flüchtig von dem colombianischen Kaufmanne Rafael Reyes befahren worden war, entschloß er sich rasch diesen Strom kennen zu lernen. In Manaos kaufte er Lebensmittel und Tauschgegenstände und nahm Passage nach Tonantins unweit der Mündung des Iça. Als er aber gerade im Begriffe stand, die Fahrt anzutreten, wurde Apatu krank und die Eingeborenen weigerten sich, den Reisenden zu begleiten, weil der Iça sehr ungesund und reich an Insekten sei, welche die Menschen Tag und Nacht quälten; zudem sei die Jahreszeit nicht günstig, die Ufer überschwemmt, die Strömung reißend und man brauche fünf Monate, um die Quelle des Flusses zu erreichen. So fuhr denn Crevaux weiter stromaufwärts bis zur Grenze von Brasilien und Peru, nach Tabatinga, wo er der Abfahrt von Kautschuksammlern beiwohnte. Dann machte er Ausflüge nach dem Javary, wo er die Pflanze in Blüthe fand, welche am obern Amazonenstrome zur Bereitung des Curare dient. In Peru ist das Pfeilgift nicht dasselbe wie in Guayana; die Grundlage bildet dort Strychnos Castelneana, so benannt nach dem französischen Reisenden, welcher die Pflanze zuerst auffand.

Nach Para zurückgekehrt, traf Crevaux Verabredungen mit dem Eigenthümer eines Dampfers, der den Iça so weit als möglich hinauffahren sollte, um eine Ladung Chinin aufzunehmen. Am 29. März 1879 schiffte er sich auf dem „Canuman" ein.

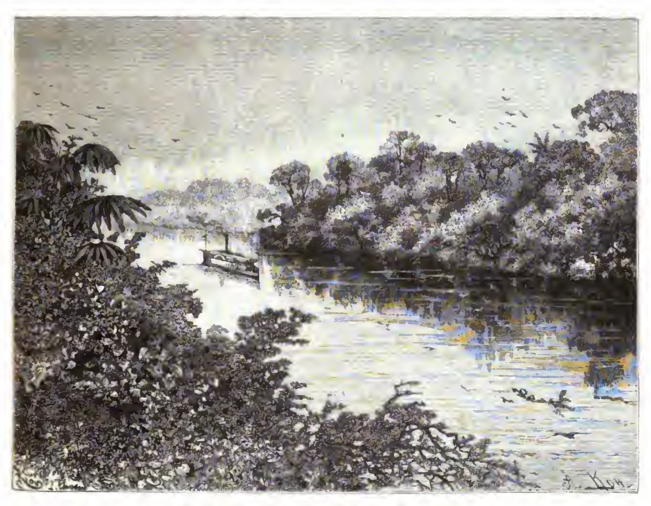
Der Iça oder Putumayo, einer der Hauptzuflüsse des Amazonenstromes, hat nicht weniger als 1600 km Länge und entspringt unweit Pasto auf dem Ostabhange der Anden, ist aber keineswegs ganz unbekannt. Schon die spanischen Eroberer kannten seine Hauptquellen; an seinem Nebenflusse San Miguel findet man Stellen, wo einst nach Gold gesucht wurde, und von Pasto aus haben Jesuiten bei den spärlich vorhandenen Indianern Bekehrungsversuche angestellt. Wie die Einheimischen erzählen, ist ferner vor etwa 30 Jahren ein aufständischer General, Orando mit Namen, vor den Truppen der neugrenadischen Regierung zum Iça geflohen und ist denselben auf einem Floße bis zum Amazonenstrome hinabgefahren. Sodann suchten gegen Ende des Jahres 1871 drei Franzosen, welche an dem Kommuneaufstande sich betheiligt hatten, ihr Glück in den Anden zu machen, gingen aber in Folge eines Streites nach drei verschiedenen Richtungen aus einander. Der erste, Jacques, im Lande unter dem Namen Santiago bekannt, starb am Rio Yapura in Folge eines Schlangenbisses; der zweite, Christophe, wurde am Putumayo von den Orejones-Indianern gefressen, und der dritte ist am Rio Napo verschollen. Von ihnen erhielt man natürlich ebenso wenig, wie von den brasilianischen Sklaven, welche sich gelegentlich nach den Quellen des Putumayo flüchteten, irgend



Der Amazonenstrom bei Tabatinga. Abfahrt von Kautschuksammlern. (Nach einer Photographie.)

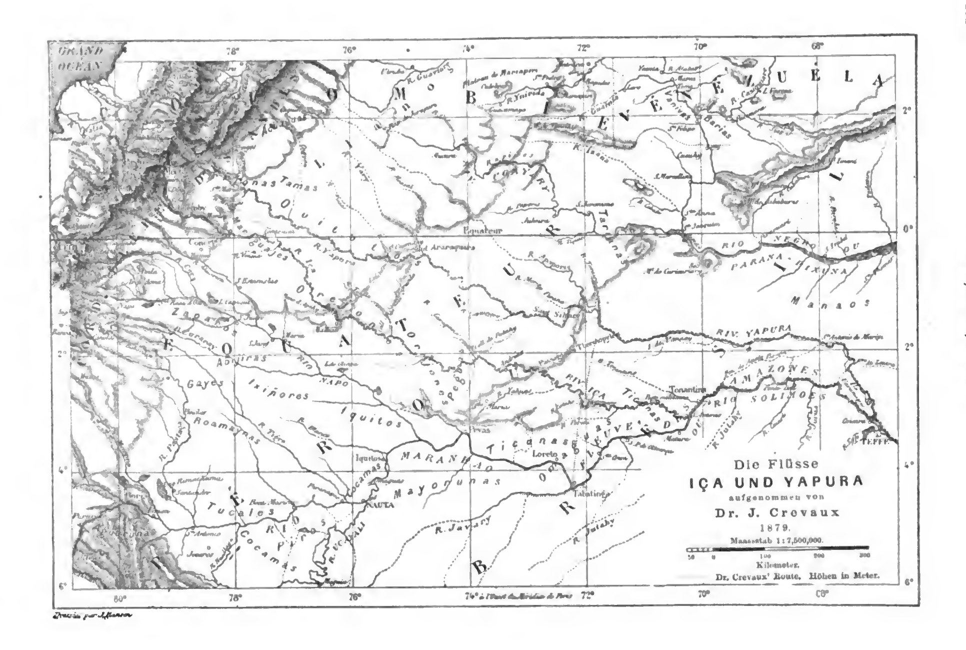
welche geographische Nachrichten über den wichtigen Strom. Erst im Jahre 1864 suchte ein junger Columbier, der oben erwähnte Rafael Reyes, einen Weg für die Chinarinde, welche er am östlichen Abhange der Anden entdeckt hatte, schiffte sich auf einem Boote auf dem Guineo, einem Quellflusse des Putumayo, ein und erreichte, Tag und Nacht fahrend, in weniger als einem Monate den Amazonenstrom. Dann begab er sich sofort nach Rio de Janeiro und erhielt für seine Chinarinde freie Durchfuhr durch das brasilische Reich. Einige Monate später fuhr er den Iça wieder hinauf, diesmal nicht mehr in einem Boote, sondern mit zwei kleinen Dampfern, von denen er den einen, die brasilianische Regierung den andern befrachtet hatte. Bei dieser Gelegenheit hat Reyes mit Hilfe des Portugiesen Bissau eine Kompaßaufnahme des Flusses von seiner Mündung bis Cantinelo, wo die Dampfschifffahrt ein Ende nimmt, gemacht, die freilich nur eine sehr rohe Skizze genannt werden kann. Endlich hat eine brasilianische Kommission unter Costa Azevedo den Fluß bis zur Einmündung des Mrari, d. h. anderthalb Stunden Fahrens weit von der Mündung aus, aufgenommen. Es gab also noch keine Karte des Iça-Laufes oberhalb Cantinelo, eine Lücke, welche Crevaux mit möglichster Sorgfalt auszufüllen bemüht war. Da der Dampfer bei dem niedrigen Wasserstande öfters auflief, so ließ der Kapitän zahlreiche Lothungen ausführen, um einen Kanal zu finden, und diese hat der Reisende gleichfalls in seine Karte eingetragen.

Am 15. April, gegen 7 Uhr Abends, langte er an der



Ein Dampfer auf dem Iça. (Nach einer Photographie.)

Mündung des Iça an; es stehen dort auf hochgelegenem, mit Gras bewachsenem Terrain fünf Hütten, welche den Weiler San Antonio bilden, und wo einige brasilianische Beamte zur Erhebung der Eingangszölle von colombianischen Waaren stationirt sind. Die Schifffahrt ist zunächst so leicht, daß der 2 m tiefgehende „Canuman“ mit voller Dampfkraft, wie auf dem Amazonenstrome, laufen konnte; doch hinderte die starke Strömung (2 Seemeilen per Stunde) ein rasches Vorwärtskommen. Um 5 Uhr Morgens wurde Halt gemacht, um Holz einzunehmen, und einige mit der Grenzbewachung beauftragte brasilianische Soldaten zu landen. Der Posten, eine Bretterhütte, liegt auf einem Hügel von 4 bis 5 m Höhe. Während Crevaux die Breite und Tiefe (12 m) des hier eingeengten und schnell fließenden Flusses maß, stöberte Apatu in dem Garten des Wachthauses herum und kam mit den Samen einer Malvacee zurück, welche die Roucouyennes in ihren Lichtungen anbauen. Mit einem Aufgusse derselben waschen sie ihre Hunde, wenn sie auf die Jaguarjagd gehen, weil der sehr scharfe Moschusgeruch der Samen dem Tiger höchst zuwider ist. Diese Pflanze (ambrette, Bisamstrauch, Hibiscus abelmoschus genannt) wird auch bei der Parfümerie verwendet, wie Crevaux nachträglich erfuhr. Verhält es sich in der That so, wie die Roucouyennes angeben, so, meint er, könnten sich die Pariser galanten Damen ungestraft in die südamerikanischen und vielleicht auch die bengalischen Urwälder wagen. Und warum hat der Jaguar solchen Abscheu vor dem Moschusgeruche? Weil alle seine



GRAND OCEAN
VENEZUELA
RIO NEGRO OU
PARANA-TIXUNA
Manaos
RIV. YAPURA
AMAZONES
RIO SOLIMOES
MARANHAO
Mayorunas
Iquitos
Ixiñores
Roamaynas
Gayes
Tucales
Cocamas
R. Javary
R. Jutahy
Equateur
Tonantins
Tabatinga
Loreto
Iquitos
NAUTA
NAPO
TEFFE
Die Flüsse
IÇA UND YAPURA
aufgenommen von
Dr. J. Crevaux
1879.
Maassstab 1:7,500,000.
Kilometer.
Dr. Crevaux' Route. Höhen in Meter.
74° à l'Ouest du Méridien de Paris

Feinde danach riechen, das Pekarischwein, dessen Herden er nicht gewachsen ist, die Schlangen, der Kaiman.

Weiter um 5 Uhr 50 Minuten. Der Strom wird breiter und umschließt große Inseln. Am rechten Ufer mündet der kleine See Carananca mit schwarzem Wasser, an welchem einige Ticunas-Indianer vom Fange der Schildkröten und Piraruca-Fische leben. Um Mittag fährt der Dampfer zwischen den beiden großen Piranas-Inseln hindurch und passirt bald darauf die Spitze Tauari, so genannt nach einer Leguminose, deren Bast von den Anwohnern des Iça wie von den Roucouyennes wie Cigarrettenpapier verwendet wird. Um fünf Uhr bemerkte man am rechten Ufer, etwas unterhalb des Krik Kereju, mitten in der weit überschwemmten Niederung einen circa 1 m hohen Uferrand, einen der wenigen Punkte, welcher unglücklichen Bootreisenden zum Lagerplatze dienen kann. Bei Anbruch der Nacht fuhr man in den nur 30 m breiten Arm Ke'ne ein, der so tief war, daß der Lootse die Fahrt selbst in der Dunkelheit unbekümmert fortsetzte. Um 6 Uhr des folgenden Tages bemerkte man am rechten Ufer eine kleine Maniokpflanzung, die ein Brasilianer mit Hilfe einiger halb civilisirter Ticunas-Indianer bebaut, und 3½ Stunden später den Krik Mrari, welcher die Grenze zwischen dem brasilianischen Kaiserreiche und den früheren spanischen Besitzungen bildet. Dort stand sonst der brasilianische Grenzposten, der wegen der Ungesundheit des Ortes verlassen werden mußte; es wird aber schwer halten, für denselben eine bessere Lage am Unterlaufe des Flusses ausfindig zu machen, denn abgesehen vom Fieber, welches in diesen kaum über den Wasserspiegel hervorragenden Gebieten überaus heftig auftritt, hat man Tag und Nacht von Tausenden von Insekten zu leiden, bei Tage von der kleinen schwarzen Pion-Fliege, welche besonders am Rücken der Hände und Füße Blut saugt, bei Nacht von Moskitos.

Um 2 Uhr 50 Minuten wurde gehalten, um für die jungen Stiere, welche sich als Proviant an Bord befanden, Gras zu schneiden. Dabei wurden einige Lothungen vorgenommen, um einen guten Ankerplatz ausfindig zu machen.



Hütte der Orejones-Indianer am Iça. (Nach einer Photographie.)

In der Mitte des Flusses maß man 7 m und am Ufer, welches aus frisch angespültem Lande besteht, 4 m. Gewöhnlich ist er am konvexen Ufer weniger tief und reißend, und dort fahren auch die Boote stromauf, während die Dampfer, um nicht aufzufahren, den großen Krümmungen, also dem konkaven Ufer folgen müssen. Letzteres fällt steil ab und wird unmerklich vom Flusse weggespült, welches die großen Bäume unterwäscht, so daß sie bei Hochwasser umstürzen. Der Erdboden aber wird an das gegenüberliegende Ufer geführt, wo er sich hinter einer vorspringenden Spitze festsetzt und sich bald mit zartem Grase (capin) bedeckt. Rasch wird dasselbe von großem Schilfrohre verdrängt, aus welchem sich die Indianer ihre Pfeile schneiden; einige Monate später schießen Bäume mit hohen Zweigen (Clibadium) auf, und in ihrem Schatten entwickeln sich wieder mächtigere Waldbäume, deren Samen in dem schlammigen Alluvium schon enthalten waren. Um 5 Uhr zeigte sich am linken Ufer die Insel Curuarta; so nennen die Roucouyennes die Bogensehne und auch eine Art Aloë, deren Fasern sie verweben. Eine Stunde später sah man eine kleine verlassene Hütte mit grasbewachsenem Strohdache, welche auf Bissau's Karte in großen Lettern als „San Christoval" prangt; sie war indessen nur das Obdach des oben erwähnten Kommuneflüchtlings Christophe. Um 10 Uhr Abends ankerte der Dampfer vor dem Rio Yahuas, dem ersten großen Zuflusse des Iça; dort kam am nächsten Mittag ein Peruaner an Bord, welcher ausschließlich mit Sassaparilla und Curare handelt, und brachte zehn Schüsseln Fische und vergiftete Pfeile. Von ihm erfuhr Crevaux mancherlei über jenes Pfeilgift, dessen Hauptbestandtheil der Rinde von Strychnos Castelneana entnommen wird. Crevaux sammelte Theile dieser Pflanze am Amazonenstrome unterhalb Tabatinga und am Javary. Er brachte ferner in Erfahrung, daß die Quellen des Yahuas unweit von denen des Pebas liegen; in 2½ Tagemärschen kann man von dem einen Flusse zum andern gelangen, wie es der Franzose Paul Marcoy gethan hat. Die Mündung des Yahuas ist 12 Stunden Dampfschifffahrt oder 60 Seemeilen von der brasilianischen Grenze am Rio Mrari entfernt, von der Mündung des Iça 240 Seemeilen.

26. April. Um 2 Uhr wird der Fluß, der eine kleine Hügelkette durchbricht, plötzlich schmal und fließt mit einer Ge-

schwindigkeit von mehr als 4 Seemeilen die Stunde. Diese merkwürdige Enge erinnert an den Obligado im Rio Parana in der Argentinischen Republik; daß Crevaux sie aber auf seiner Karte „Passage des Thermopyles“ getauft hat, halten wir für mindestens geschmacklos. Oberhalb der Enge wird der Fluß wieder so breit, daß der Kapitän aus Furcht vor dem Auflaufen Lothungen vornehmen ließ; die geringste Tiefe aber fand man zu 3 m, die Breite zu etwa 1000 m. Diese stille Wasserfläche nennen die Colombianer „Remanso“. Um 6 Uhr befand man sich an einer Stelle, wo das thonige Ufer 8 bis 10 m hoch ansteigt; die Colombianer hatten dort früher einen Grenzposten gehabt. Am Abend erreichte man den Remanso Andreas, 82 Seemeilen vom Yahuas entfernt.


Irdenes Geschirr der Orejones-Indianer.

Als der Dampfer am 2. Mai anhielt, benutzte Crevaux die Zeit, Orejones-Indianer, welche circa 8 km vom rechten Ufer entfernt wohnten, aufzusuchen. Dieselben haben noch steinerne Aexte in Gebrauch und als Kleidung ein aus Weiden geflochtenes Band; nicht nur ihre Ohren und Ohrläppchen, sondern auch die Nasenflügel und Lippen sind durchbohrt. 30 Personen leben in einer großen, mit Palmblättern bedeckten Hütte (maloca); den Reisenden empfingen sie mit dem Geschrei „osu, osu!“, von dem er annimmt, daß es „Freund“ bedeute. In der umgebenden Lichtung fand er auf Pfählen fünf menschliche Schädel, die sich jetzt im Pariser Museum befinden; es hat sich aus dem Studium derselben ergeben, daß sich die Indianer vom Iça nicht von denen Guayanas unterscheiden.

Zehn Tage hinter einander ging die Fahrt unablässig weiter, abgesehen von den kurzen Aufenthalten, welche beim Einnehmen von Holz entstanden. Von den Repiniuna-Inseln an, welche am Morgen des dritten Mai passirt wurden, fuhr der Dampfer nur noch bei Tage, und von da an zeigt Crevaux' Fluß-Aufnahme auch keine Lücke mehr. Am selben Morgen zeigte sich auch die erste Gefahr, eine Sandbank, welche Apihy getauft wurde, nach dem Namen eines Dampfers, welcher beim Hinabfahren mit einer Ladung von Chinarinde dort auffuhr.


Der Dampfer „Canuman“ in Cuemby.

5. Mai. Der Dampfer brach kurz vor Sonnenaufgang auf, gerieth aber bald in einen dichten Nebel, der bis 7 Uhr anhielt, so daß er nur ganz langsam fahren konnte und von 6 Uhr 20 Minuten an eine Stunde lang ankern mußte. 7. Mai (14. Tag). Während der Nacht war der Fluß um 1 Fuß gefallen, was um so beunruhigender war, als man sich schwierigen Stellen näherte. Besondere Vorsicht erfordert die Passage der Stelle Cosacunti (gerade unter dem Aequator gelegen), wo der Fluß sehr breit, aber nur 2 bis 3 m tief ist, so daß man das Fahrwasser mit dem Lothe in der Hand suchen muß. Beim Umfahren der Insel Pataua gerieth der Dampfer mehrmals auf Grund und mußte schließlich umkehren; dicht am rechten Ufer fand er dann besseres Fahrwasser. Weiter oberhalb bietet eine große Sandbank Hindernisse dar und ebenso die Nähe der Cantaro-Inseln, so benannt, weil man dort einen alten indianischen Kochtopf gefunden hat. In den folgenden Tagen lief der Dampfer wiederholt auf, und zweimal so stark, das ihn nur ein leichtes Anwachsen des Stromes, welches sich glücklicherweise über Nacht einstellte, aus seiner mißlichen Lage befreite. Am 8. Mai fuhr er deshalb nicht, ohne daß beständig gelothet wurde, und so langsam, daß ein Fußgänger bequem mit ihm hätte Schritt halten können. Am 9. Mittags erreichte man den Weiler Concepcion (circa 78° westl. L.

Paris und etwas nördlich vom Aequator), welcher von etwa 20 halbcivilisirten Indianern bewohnt wird. Dieselben reisen mitunter nach dem Yapura, indem sie einen kleinen, 2 km weiter oberhalb einmündenden Nebenfluß des Iça hinauffahren, dann drei Tage über Land gehen und hierauf den Mecaya, einen Zufluß des Yapura, hinauffahren. Die Nacht überraschte unsern Dampfer unweit des großen, von rechts kommenden Zuflusses San Miguel, an welchem kräftige Indianer von sehr mildem Charakter wohnen; durch Waschen gewinnen sie aus dem Flußsande etwas Gold, das sie an colombianische Händler verkaufen. Um 2 Uhr passirte man das Indianerdorf Montepa, dessen Bewohner sich mit Rocou (Orlean) und Genipa ähnliche Muster, wie die Oyampys am Oyapok, auf den Leib malen. Ihre Weiber verfertigen sehr niedliches Geschirr und verzieren es mit Mustern; Crevaux hat Proben davon mit heimgebracht. Um 5 Uhr 10 Minuten bemerkte der Reisende, welcher sich gerade vorn auf dem Schiffe befand, zuerst im Nordnordwesten einen hohen Berg, und „Los Andes“ riefen seine Gefährten in Begeisterung. Gleich darauf gerieth das Schiff auf den Grund und mußte an dieser Stelle die Nacht zubringen. Ein leichtes Anwachsen des Flusses machte es am folgenden Tage (11. Mai) wieder flott. Am 12. Mai war die Schifffahrt, trotzdem die Wassermenge abnahm, leichter, als an den vorhergehenden Tagen, da der Fluß in diesem höher liegenden Gebiete nur halb so breit, dafür aber doppelt so tief ist, und Inseln nicht vorhanden sind. Um 8 Uhr fuhr man bei dem Bache Yuminia vorbei; in der Nähe desselben lagen zwei Hütten, von brasilianischen Negerinnen bewohnt, welche diese mindestens vier Monate dauernde Reise nicht gescheut hatten, um der Sklaverei zu entfliehen.

Um $^3/_4$9 Uhr befahl der Kapitän die Anker auszuwerfen. Der „Canuman“ hatte sein Ziel erreicht und befand sich vor Cuemby, einer Ansiedelung von drei Hütten, wo die Compagnie Reyes eine Ladung Chinarinde hatte niederlegen lassen. Das Barometer stand auf 733,5 mm, was einer Höhe von ungefähr 265 m über dem Meeresspiegel entspricht. Die Temperatur ist dort sehr gut zu ertragen: um 7 Uhr Morgens zeigte das Thermometer $21^1/_2$°, um 10 Uhr 25° und um Mittag 26° C. an.

Zuñi und seine Bewohner.

Im Sommer des Jahres 1879 sandte das Ethnologische Büreau der Vereinigten Staaten eine Expedition von mehreren Gelehrten nach den Territorien Neumexiko und Arizona, um Sitten, Gebräuche und Lebensweise der Pueblos-Indianer zu studiren und zugleich Sammlungen von Steinwerkzeugen und Thongeräthen alter und neuer Zeit für das Washingtoner Nationalmuseum vorzunehmen. Eine Frucht jener Expedition liegt heute in Gestalt einer kleinen, „Zuñi and the Zuñians“ betitelten Schrift vor uns, in welcher der Verfasser, T. E. Stevenson, seine während des längern Aufenthaltes in Zuñi gemachten Beobachtungen zusammengestellt hat.

Die Bewohner der zahlreichen am Rio Grande gelegenen Pueblos haben sich seit vielen Generationen schon alle mehr oder minder mit den Mexikanern vermischt und dadurch viel von ihrer ursprünglichen Eigenart eingebüßt. In den isolirteren Pueblos jedoch, in Moqui, Zuñi und einigen anderen, ist dies nicht der Fall gewesen, und wie sich hier die alten Sitten und Bräuche des Volkes, die Bauart der Häuser, die Anfertigung von Werkzeug und Geräth schon seit Jahrhunderten fast ganz unverändert erhalten haben, so lebt auch unter dem heutigen Geschlechte noch frisch und deutlich die von altersher überlieferte Sage und Geschichte seiner Vorfahren: freilich vielfach phantastisch ausgeschmückt, aber doch unverkennbar hinweisend auf das alte Kulturvolk dieser Gegend, das in prähistorischer Zeit, ehe es sich in den merkwürdigen Felsenwohnungen der Cañonwände von Neumexiko und Arizona niederließ und seine starken Thurmbauten auf den hohen Tafelländern errichtete, in den Thälern der Flußläufe gelebt haben muß, wo noch heute ungeheure, an Trümmern interessanter Alterthümer reiche Steinhaufen von den Laren und Penaten einer uralten Civilisation erzählen.

In mehr als einer Hinsicht darf das im westlichen Neumexiko (unter 35° 1′ nördl. Br. und 91° 2′ westl. L.) gelegene Zuñi für das interessanteste aller heute noch vorhandenen Pueblos gelten. Seine Bewohner haben sich ihre Sprache, die nach Professor Powell einen der vier Hauptstämme bildet, auf die alle Pueblo-Dialekte zurückzuführen sind, vollkommen rein erhalten; in Bezug auf die politische und sociale Organisation ihrer Gemeinde aber sowie auf den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht nehmen sie die höchste Stufe unter allen Stadtindianern des Südwestens ein.

Durch ihre eigenthümliche Bauart gleicht die Stadt Zuñi, die sich am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses auf einem 40 Fuß hohen Hügel ausbreitet, einem ungeheuern Bienenkorbe. In einer Folge von vier oder fünf Terrassen sind die steinernen, meist zweistöckigen Häuser mehr auf- als übereinander gebaut; das Dach des untern bildet immer den Vorflur oder den Hof des darauf folgenden. Wie starke Festungsbauten liegen diese seltsamen Stufenthürme rings um die beiden großen Plätze und zu beiden Seiten der geraden Straßen, aus denen das Pueblo besteht. Die oberen Häuser sind nur durch hohe Leitern zu erreichen, die von außen angelegt sind und die früher bei feindlichen Angriffen von den Bewohnern emporgezogen oder ihrer Sprossen beraubt wurden. Die Häuser der untersten Reihe jedoch, die in den anderen Pueblos, als die am meisten exponirten, ganz ohne Thüren gebaut wurden und nur durch eine ebenfalls mit einer Leiter zu erreichende Oeffnung im Dache betreten werden konnten, sind in Zuñi sämmtlich mit Thüren versehen und sollen dies nach der Angabe der Bewohner auch schon von altersher gewesen sein. Für den Fall der Noth, wo die Eingänge in einer besonderen Weise fest verschlossen und verrammelt wurden, besitzt jedoch auch hier noch jedes Haus einen Zugang durch eine Luke im Dache. Die kleinen Fenster in diesen merkwürdigen Gebäuden wurden vor nicht gar langer Zeit noch ausschließlich mit Glimmerplatten verschlossen, heute sind Glasscheiben bei den Bewohnern von Zuñi schon sehr beliebt und bezahlen sie gern jeden Preis für dieselben. Die inneren Räume in einem gewöhnlichen Hause, vier oder fünf an der Zahl, sind in den älteren Gebäuden ungemein niedrig, die Thüren nur gebückt zu passiren; in neuerer Zeit aber baut man auch in Zuñi schon in etwas größeren Dimensionen,

wenn auch unverändert nach dem alten Plane. Der Hauptraum ist manchmal mit Fliesen gepflastert, meistens aber werden die Fußböden ebenso wie die Wände mit röthlichem oder weißem Thon getüncht, eine Arbeit, die in ganz eigenthümlicher Weise und allein von den Frauen ausgeführt wird.

Jedes Haus wird nur von einer Familie bewohnt, und zwar leben heute gemeinhin die ärmeren Einwohner von Zuñi in den oberen Häuserreihen, die Reichen in den unteren. Es ist dies fast der einzige sociale Unterschied, der in dem Pueblo existirt, wo der primitive Zuschnitt des Lebens die ganze Bevölkerung gewissermaßen zu einer großen Familie macht. Nur der Alkalde, der indianische Stellvertreter des Gouverneurs, macht eine Ausnahme von jener Regel: er bewohnt das höchstgelegene Haus des Pueblo, von wo aus er allmorgendlich dem Volke die Anordnungen des Gouverneurs verkündet und andere etwa nothwendige Proklamationen erläßt. Von den inneren Räumen des Hauses wird nur einer, und zwar nicht einmal immer der größte, als eigentlicher Wohnraum benutzt. In diesem einen Gemach arbeitet, ißt und schläft die ganze Familie; an einem unter dem Dache angebrachten Balken hängt hier der größte Theil ihres Besitzes an Kleidungsstücken: nur die werthvollsten Gewänder, die bei den religiösen Tänzen getragen werden, sind in einem der anderen Räume sorgfältig aufbewahrt. Auf einem an der Längswand des Gemaches angebrachten Herde bereitet hier auch die Squaw die Speisen, backt das beliebte Waiawi, ein dünnes, oblatenartiges Weizenbrot, und braut das Lieblingsgetränk der Bewohner von Zuñi, ein süßes, nicht berauschendes Bier aus gekeimtem Weizen. Eine zweite Feuerstätte im Hause und der große, im Freien befindliche Backofen neben demselben, der während des größten Theils des Jahres den Hunden zum Aufenthalte dient, werden nur in einigen Herbst- und Wintermonaten zur Zeit der religiösen Feste und Tänze benutzt, wo die Weiber von Zuñi fast ausschließlich mit der Bereitung von allerhand seltsamem, eigenthümlich geformtem Festgebäck beschäftigt sind.

Sehr merkwürdig, weil von altersher in der gleichen Weise und mit dem gleichen Geräth betrieben, ist die Mehlbereitung der Zuñi-Indianer. In jedem Hause befindet sich ein im Fußboden befestigter offener Kasten, der aus Sandsteinplatten hergestellt und von rechteckiger Form, 5 bis 10 Fuß lang und etwa 20 Zoll breit und tief ist. Durch steinerne Zwischenwände in mehrere Abtheilungen getheilt, enthält er als Boden in jeder derselben einen im Winkel von 45 Grad geneigten flachen Mahlstein von verschiedener Glätte. Auf diese schrägen Steinböden der einzelnen Abtheilungen wird das Korn geschüttet und von den Weibern, die in gebückter Haltung vor dem Kasten knien, mit einem flachen Stück vulkanischer Lava, das sie möglichst fest andrücken, unermüdlich auf- und abgerieben. Die gleichmäßige, anstrengende Bewegung wird nur von Zeit zu Zeit unterbrochen, um das Korn wieder zwischen die Steine zu schieben, oder um das Zermahlene von einem gröbern auf einen feinern, d. h. in eine andere Abtheilung des Kastens zu bringen, bis es sämmtliche passirt und dadurch den gewünschten Grad der Feinheit erlangt hat.

Sind die Indianer von Zuñi in dem eben beschriebenen primitiven Verfahren, wie in noch so manchem andern, auf dem Standpunkte ihrer Voreltern stehen geblieben, so haben sie auf anderm Gebiete sogar entschiedene Rückschritte gemacht. Die alten Thonwaaren, die in dem Cañon de Chelly und San Juan aufgefunden worden sind, übertreffen an Feinheit des Materials, an Schönheit und Gleichmäßigkeit der Glasur und an Symmetrie der Formen bei Weitem die Produkte der heutigen Keramik in Zuñi sowohl wie in den anderen Pueblos. Und doch sind auch diese heutigen Thonwaaren, die in Zuñi ausschließlich von den Weibern angefertigt werden, sehr beachtenswerthe Leistungen, auch wenn man nicht einmal die primitiven Hilfsmittel, deren sie sich zu der Herstellung bedienen (von der Anwendung eines Rades ist nicht die Rede), in Betracht zieht. Die vor dem Brennen der Gefäße mit einem Pinsel aufgetragene dekorative Malerei zeigt nicht nur in den Schnörkeln und Mustern, sondern gerade in den häufig angebrachten Thier- und „Teufel“-Gestalten eine überraschende Leichtigkeit und Freiheit der Zeichnung.

Bemerkenswerthe Produkte der häuslichen Industrie von Zuñi sind auch die kunstvollen Stickereien und Gewebe der Weiber. Die in einem hellern Tone von Blau gehaltenen gestickten Borten an ihren dunkelblauen Gewändern sind sehr effektvoll und erinnern in der Ausführung an chinesische Arbeit. Wahre Kunstwerke der Weberei aber sind die breiten Gürtel von feinstem Gewebe, die auf rothem Grunde ein eingewebtes geschmackvolles Muster in grüner und weißer Farbe zeigen. Der einzige Färbestoff, den die Indianer besitzen, ist Indigo; alle anderen Farben verschaffen sie sich erst durch den Handel mit den Weißen.

Was nun die äußere Erscheinung der Indianer von Zuñi anbetrifft, so sind die Männer der Mehrzahl nach unter der Durchschnittsgröße der Amerikaner, die Frauen durchweg klein und zierlich, sehr regelmäßig gebaut und mit auffallend kleinen Händen und Füßen. Bis auf sieben oder acht Individuen haben sämmtliche Bewohner des Pueblos dunkles Haar; diese sieben oder acht Ausnahmen aber (drei Männer, zwei oder drei Weiber, ein achtjähriges Mädchen und ein ganz junges Kind) sind Albinos, und es ist ein sehr interessantes physiologisches Faktum, daß nicht zwei von ihnen einer und derselben Familie angehören. Sie haben helles, goldblondes Haar und eine ungemein zarte Hautfarbe, aber sämmtlich so schwache Augen, daß sie dieselben auch gegen das gewöhnliche Tageslicht schützen müssen. Stevenson fand die Angaben früherer Besucher der Pueblos, denen zufolge die Albinos in diesen Indianerstädten von der Stammesgemeinschaft ausgeschlossen würden und von dem übrigen Volke getrennt leben müßten, in Zuñi wenigstens nicht bestätigt. Sie lebten hier in ganz verschiedenen Familien, die älteren unter ihnen waren sämmtlich verheirathet und hatten gesunde Kinder; von irgend einer Ausschließung von socialen, politischen oder religiösen Rechten war nicht die Rede.

Eines sonderbaren in Zuñi herrschenden Gebrauchs mag hier zugleich Erwähnung gethan werden: unmittelbar nach der Geburt wird den Kindern männlichen Geschlechts ein fester, aus Asche und Wasser gekneteter Teig auf das Gesicht gelegt, und wird dieses Verfahren, das das Wachsen eines Bartes verhindern soll, während der ersten Kinderjahre fleißig fortgesetzt.

Von den mannigfachen Beschäftigungen der Weiber von Zuñi ist oben schon die Rede gewesen; die Männer treiben verschiedene Handwerke, beschäftigen sich aber der Mehrzahl nach hauptsächlich mit Ackerbau und Viehzucht. Ihre Herden bestehen nur zum kleinsten Theile aus Rindern; vorzugsweise ziehen sie Schafe, Ziegen, Pferde und „Buros“, eine eigenthümliche Art kleiner Esel, die ihnen als Lastthiere dienen, während sie die Pferde ausschließlich zum Reiten benutzen. Einige Schweine, Hühner und zahllose Hunde gehören außerdem noch fast zu jedem Hausstande in Zuñi.

Ziemlich mannigfaltig sind auch die Produkte ihrer Bodenkultur: Weizen, Roggen, Bohnen, Gurken, Melonen

und Kürbisse, Pfirsiche und verschiedene Arten von Gewürzen werden mit gutem Erfolge angebaut. Den Tabak, den die Männer von Zuñi in kleinen Strohcigarretten zu rauchen pflegen, kultiviren sie nicht selber, sondern erhalten ihn durch den Handel mit den Weißen. Sehr bemerkenswerth ist die alte unter ihnen herrschende Sitte, stets den ganzen Ertrag der Getreideernte eines Jahres im Vorrathshause der Stadt aufbewahrt zu halten, um für einen etwa eintretenden Mißwachs oder andern Nothfall ausgerüstet zu sein. Einige der zu dem Pueblo gehörenden Farmen und Obstgärten liegen 10 bis 20 englische Meilen von demselben entfernt; doch befindet sich auch dicht am Fuße des Hügels von Zuñi eine Anzahl seltsamer kleiner Gärten, in denen hauptsächlich Melonen und Gewürzpflanzen gezogen werden. Während in vielen anderen Pueblos das System der acequias allgemein gebräuchlich ist, wenden die Bewohner von Zuñi keinerlei künstliche Bewässerung für ihre Felder und Gärten an. In den natürlich bewässerten Thälern bauen sie ihr Getreide, die Obstgärten aber legen sie vorzugsweise auf der Höhe der „Mesas" an, den kleinen getrennten Plateaus von Neumexiko, wo die größere atmosphärische Feuchtigkeit dem Gedeihen der Pflanzungen günstig ist. Der Hauptsache nach verlassen sie sich eben gänzlich auf den Regen, und der Häuptling, der denselben herbeizurufen hat, versteht seine Sache so gut, daß er nie einen Bitt-Tanz um Regen anordnet, wenn er nicht mit Sicherheit annehmen kann, daß innerhalb der nächsten zwei Tage ein Gewitter kommen wird.

Das Regierungssystem von Zuñi entspricht in seinem patriarchalischen Zuschnitt freilich nur einer verhältnißmäßig tiefen Stufe der Civilisation, ist jedoch in seiner Art vollkommen und genügt den Bedürfnissen des Volkes in jeder Hinsicht. Der Gouverneur ist ex officio der oberste Richter, vor dem alle Angeklagten verhört werden, und sein Urtheil ist entscheidend, doch steht ihm ein aus den Civilbeamten des Pueblo zusammengesetzter Rath in der Ausübung dieses Amtes zur Seite.

Alles was Stevenson über Sage und Geschichte des Volkes von Zuñi in Erfahrung gebracht hat, wurde ihm durch Pedro Pino mitgetheilt, einen der ältesten und intelligentesten Einwohner des Pueblo und zugleich den einzigen unter der ganzen Bevölkerung, der eine hinreichende Kenntniß der spanischen Sprache besitzt, um mit der Außenwelt verkehren zu können. Nach seinen Angaben sollen die Vorfahren der heutigen Bewohner von Zuñi vor grauen Jahren einmal im Cañon de Chelly in Arizona gelebt haben, wohin sie vor den Navajos und Apaches, ihren alten Feinden, geflohen waren. Nachdem sie diese Wohnsitze aufgegeben, hätten sie sich dann für eine Zeit lang im Lande zerstreut, aber bald infolge der fortgesetzten Beunruhigungen durch jene Feinde den Entschluß gefaßt, sich wieder zu gegenseitigem Schutze zu vereinigen. Damals sollen sie auf der Stelle des heutigen Zuñi ihre erste Stadt erbaut haben. Das Unglück verfolgte sie aber auch hier: sie mußten vor einer gewaltigen Ueberschwemmung abermals flüchten und siedelten sich nun auf der etwa zwei englische Meilen von der Stadt entfernten Mesa an. Der Sage nach soll das Wasser bis dicht an den Rand des 1000 Fuß über dem Thale sich erhebenden Plateaus gestiegen und schließlich nur durch Darbringung von zwei Menschenopfern zum Fallen gebracht worden sein. Ein hoch von der Mesa emporragender Felsen, an dessen zackigem Gipfel man etwas wie zwei kolossale menschliche Gesichter erkennen kann, gilt noch heute bei dem Volke von Zuñi für das auf wunderbare Weise in Stein verwandelte Bild der beiden damals in die Fluthen geworfenen Opfer.

Schon mehr auf historischem Boden fußt eine andere Sage, die von einem Konflikte zwischen jenen Bewohnern der Mesa und den Spaniern erzählt. Die letzteren unternahmen einen Angriff auf das Volk von Zuñi, um die vermeintliche Ermordung eines Priesters zu rächen, der vor vielen Jahren als Missionär hierhergegangen und nicht wieder zurückgekehrt war. Derselbe hatte aber nicht etwa seinen Tod hier gefunden, sondern sich, was in Wahrheit ja oft genug vorgekommen ist, unter dem Volke niedergelassen, dessen Lebensweise ihm zusagte, und da er sich von den Seinigen vergessen glaubte, sich schließlich ganz mit den Indianern identificirt. Erst nachdem die Spanier mehrere Tage lang gegen die Niederlassung auf der Mesa angestürmt und von oben mit gewaltigen herabgeschleuderten Steinen empfangen worden waren, wurde den Angegriffenen der Grund dieser Feindseligkeiten bekannt, und beschlossen sie, den Irrthum wegen der Ermordung des Priesters aufzuklären. Dieser mußte eine Botschaft an die Spanier verfassen und dieselbe, da kein Papier vorhanden war, auf ein glattgeschabtes Schaffell schreiben, das dann um einen Stein gewickelt und zu den Angreifenden hinabgeworfen wurde. Hierauf über das Schicksal des Vermißten beruhigt, sollen die Spanier sogleich abgezogen sein.

Sehr auffallend ist bei dieser Sage ihre fast vollkommene Uebereinstimmung mit einer Episode, die sich nach den Angaben anderer Schriftsteller bei Coronado's Angriff auf Cibola zugetragen haben soll: die Annahme, daß Cibola, das um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem spanischen Mönche entdeckte seltsame „Land der sieben Gemeinden", eins gewesen sein müsse mit dem heutigen Zuñi gewinnt dadurch immer mehr an Wahrscheinlichkeit.

Die heute noch vorhandene Ruinenstätte auf der Mesa ist sehr ausgedehnt und läßt auf eine bedeutende Größe der alten Ansiedlung schließen. Die Häuser waren gänzlich aus Steinen erbaut, die so sorgfältig ausgesucht und so gut aufeinandergepaßt sind, daß sie wie behauen erscheinen; viele von den Mauern stehen heute noch in einer Höhe von acht oder zehn Fuß. Nach dem tief ausgetretenen Fußpfade zu urtheilen, der vom Thale zur Mesa hinaufführt, muß die Ansiedlung von vielen Generationen bewohnt worden sein. Zwischen der Mesa aber und dem heutigen Zuñi befinden sich noch zwei Trümmerstätten, nach Pedro Pino's Erzählung die Ueberreste der Wohnsitze, die das Volk nach seinem endlichen Verlassen der auf der Höhe gelegenen Niederlassungen gründete. Aber auch hier wurde es von seinen Erbfeinden heimgesucht, und es zeigte sich bald, daß man entweder besondere Maßregeln zur Vertheidigung und zum Schutze treffen oder aber nach den unbequemen und von den Feldern im Thale so weit abgelegenen Bergfesten zurückkehren mußte. Damals soll nun eine große Versammlung aller Pueblos dieser ganzen Gegend abgehalten und in derselben nach langen Berathungen der Entschluß gefaßt worden sein, ruhig in den tiefer gelegenen Theilen des Landes zu bleiben, ihre Städte in Zukunft aber als Festungen, d. h. die Häuser so über einander zu bauen, daß die oberste Reihe eine gute Warte abgeben mußte, während die Konsolidirung der ganzen Gebäude für den Fall eines Angriffs eine starke und sichere Verschanzung gewähren mußte. So kehrte denn das Volk von Zuñi wieder nach dem kleinen Hügel am Flusse zurück, wo ihre Vorfahren einst schon gewohnt hatten, und erbauten auf ihm ihre heutige Stadt.

Ungenau und lückenhaft, wie diese Tradition ohne Zweifel in den Einzelheiten ist, zeigt sie doch deutlich, daß es lediglich das Bedürfniß einer ausreichenden Vertheidigung der ganzen Gemeinde gegen die Angriffe ihrer Feinde gewesen ist, was die Veranlassung zu der seltsamen und wohl einzig

dastehenden Bauart der Häuser in Zuñi und mehreren anderen Pueblos gegeben hat.

In Bezug auf die Mythen und abergläubischen Vorstellungen des interessanten Volkes ist bis jetzt nur wenig mitzutheilen; denn ohne eine richtige Kenntniß der Sprache kann man ja nur unbestimmte Schlüsse ziehen aus dem Anblick der sonderbaren Zaubertänze, die eine so hervorragende Rolle in ihrem Kultus und ihren religiösen Ceremonien spielen. Das religiöse Oberhaupt von Zuñi ist der Kazike; er ist in den Augen des Volkes unfehlbar und sein Wille Gesetz für Alle. Seine täglichen Wanderungen nach der Mesa, um den Aufgang der Sonne von dort zu beobachten, haben die Veranlassung zu der irrigen Annahme gegeben, daß in Zuñi etwas wie ein Sonnenkultus bestehe; doch hat dieser Brauch keinerlei religiöse Bedeutung, sondern nur den rein praktischen Zweck der Zeitbestimmung. Schon von altersher hat sich nämlich unter den Indianern von Zuñi eine gewisse Kenntniß des Sonnenjahres vererbt und wissen sie, daß ihr neues Jahr fünf Tage nach dem Zeitpunkte beginnt, wo der Schatten in einem bestimmten Winkel gegen die Mesa fällt. Für den Gottesdienst und die verschiedenen Gebräuche bei demselben scheint ein strenges und festes Ritual zu bestehen. In der Ausübung seines Amtes bei den religiösen Ceremonien wird der Kazike von sechs Gehülfen unterstützt, deren Aemter erblich sind; auch ein „weiblicher Kazike“ gehört zu dem geistlichen Personal, eine Frau nämlich, deren einzige Obliegenheit ist, den großen Mann zu bedienen. Alljährlich bestimmt dieser zehn Männer des Pueblos, die ein Jahr lang das komische Element in den heiligen Tänzen repräsentiren müssen und die daneben einen großen Einfluß in allen geistlichen Angelegenheiten ausüben. Viele von den Tänzen werden bei Tage auf den offenen Plazas ausgeführt, auf deren einer noch die alte spanische Kirche steht; die feierlichsten Ceremonien aber finden bei Nacht in den Häusern und immer vor einem Altar statt. Von dem Kaziken aufgefordert, dürfen Fremde diesen seltsamen Feiern beiwohnen, und anstatt der unsittlichen, mitternächtigen Orgien, von denen die alten spanischen Priester und auch noch manche heutige Berichterstatter erzählen, gewahren sie dann wohl mit Erstaunen, wie hier eine ganze Folge von feierlichen Handlungen, die augenscheinlich eine tiefere Bedeutung haben, mit größtem Ernst und vollkommener Würde ausgeführt werden. Einen seltsamen Schmuck der Theilnehmer an den heiligen Tänzen bildet eine am rechten Bein befestigte Klapper, die aus Schildkrötenschale und mehreren daran gehängten kleinen Fußknochen einer Ziege besteht. Es hielt sehr schwer, eine solche Klapper, die das Eigenthum der „Kirche von Zuñi“ ist, für die ethnographische Sammlung zu erhalten, fast ebenso schwer, wie einen von den geweihten, zierlichen Thonkörben, die zur Aufnahme des heiligen Mehles dienen, das vor den Tänzern, auf den Altären und über verschiedene andere zum Gottesdienste gehörige Gegenstände ausgestreut wird.

Die estufas oder Tanzhäuser, die in einigen Pueblos rund sind und von den übrigen Häusern ganz abgesondert stehen, sind in Zuñi von rechteckiger Form und stehen mit den Wohngebäuden in einer Reihe. Von den großen Feuern, die in diesen Häusern immer brennend erhalten werden sollen, gewahrte Stevenson in Zuñi nichts, doch ist es trotzdem nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß ein gewisser Kultus des Feuers sich auch unter den Einwohnern dieses Pueblo vorfindet. Sie haben einen heiligen Ruf nach Feuer, der bei den meisten ihrer religiösen Ceremonien erschallt; die Aufführung einiger ihrer Tänze wird stets dadurch verherrlicht, daß in den Straßen des Pueblo gewaltige Feuer angezündet werden, und nach altem Brauche nimmt in Zuñi keine Familie das tägliche gemeinsame Mahl ein, bevor nicht etwas von den Speisen ins Feuer geworfen und dasselbe mit einer bestimmten Formel aufgefordert worden ist, das Opfer zu verzehren.

Eine eigenthümliche Erscheinung in Zuñi sind die zahlreichen, von den Eingeborenen in großen Käfigen gehaltenen und sorgsam gepflegten Adler. Dieselben sind indessen nicht, wie dies von früheren Reisenden mit aller Bestimmtheit behauptet worden ist, heilige und als göttlich verehrte Vögel: nur um ihrer Federn willen, die bei allen religiösen Ceremonien zur Ausschmückung der Altäre und als Hauptschmuck für die Festtheilnehmer dienen, werden sie von den Indianern gefangen und in den Käfigen verpflegt.

Eines seltsamen und bei dem friedlichen Volke von Ackerbauern überraschenden Zuges erwähnt Stevenson noch: wie die nomadisirenden Wilden des Westens skalpiren diese Stadtindianer ihre gefallenen Feinde und während sie stolz darauf sind, daß sie noch nie einen weißen Mann getödtet haben, rühmen sie sich gern mit der größten Ostentation des Besitzes zahlreicher Skalpe von den Navajos, den Erbfeinden ihres Volkes. Charakteristisch ist auch ihr tiefeingewurzelter Haß gegen das mexikanische Volk. Nur in seltenen Ausnahmefällen darf ein Mexikaner die Stadt betreten; nie aber werden sie ihm erlauben, ihren feierlichen Tänzen beizuwohnen, da sie fest überzeugt sind, daß seine unheilvolle Gegenwart das erwünschte Gute, das sie durch ihren Tanz zu erreichen gedenken, in das Gegentheil verwandeln müsse.

Dies sind in Kürze die hauptsächlichsten Mittheilungen Stevenson's über das interessante Volk von Zuñi. Wie es ja kaum anders sein kann, lassen uns die vereinzelten Aufzeichnungen des der Sprache unkundigen Reisenden einstweilen noch manche Angaben vermissen, die zu einem klaren Bilde von dem Leben und Treiben in dem Pueblo unentbehrlich sind: sie genügen indessen, um uns erkennen zu lassen, welch ein reiches Feld für die wissenschaftliche Forschung sich in diesen wenig bekannten kleinen Indianergebieten noch vorfindet. Hoffentlich wird die amerikanische Regierung bald — so lange es noch Zeit ist! — die geeigneten Schritte thun, um die archäologischen und ethnographischen Schätze der Pueblogebiete zu heben.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

III.

3. Die Thalbildung des Westplateaus.

Vom Hohneckmassiv strahlen vier Höhenrücken aus, zwei nach Norden und zwei nach Süden. Die südliche Zweitheilung ist leicht verständlich: denn da wir den östlichen Zug derselben, welcher nördlich das Thurthal begrenzt, weder in der Hauptaxe des Gebirges finden, noch derselbe als Wasserscheide irgend einen andern als nur lokalen, ganz in das Gebiet der Vogesen fallenden Einfluß hat, so kann er trotz seiner bedeutenden Höhe, Breite und Länge nur als Seitenarm betrachtet werden, der vom Hauptkamm des Gebirges ausgeht. Die Wasserscheide zwischen Oberrhein und Mosel bildet der zweite südliche Zug, der nach Südwesten gerichtet in etwas unregelmäßigem Verlauf die Hauptaxe des Gebirges fortsetzt und am Rheinkopf südlich zunächst die Ronde tête, dann den Grand Ventron (1209 m), den Wildkatzen- (oder Hasen-) Kopf, die Felzacher Höhe, die Ronde feigne, die Drumontgipfel (1226, 1208 m; der höhere ist der Felleringerkopf), den Steinkopf (1192 m), den deutschen Kopf (1004 m), die tête de neuf bois (1234 m), die Gipfel des rothen Vasen, obersten Bers, Steinbergs u. s. w. (1124 m, 1249 m, 1100 m) trägt und im Elsässer Belchen (1290 m) endet. Fast alle diese Gipfel sind von Ballongestalt. Sie selber sind meist nicht hoch über die Gesammtrücken erhaben, und daher erklärt sich das mauergleiche Ansehen, welches das Massiv z. B. der Ventrongipfel von Westen her zeigt. Aber der ganze Rücken zerfällt in eine Menge von einzelnen Gebirgsstöcken, wie das lange Massiv der Ventrons, das kürzere der Drumonts, dann wieder das des Gresson, des Ballon d'Alsace, eine Bildung, welche nach Norden nicht wiederkehrt; zuerst ist dieselbe, freilich in etwas übertriebener aber interessanter, streng, ja übernaturalistischer Weise auf der Cassinischen Karte wiedergegeben.

Der eine mächtigere der beiden Nordzüge, die Hautes Chaumes, zeigt nun gar keine Gipfelbildung mehr, bis auf seiner Linie nach der Senke von le Bonhomme der mächtige Brezouard aufsteigt. Fast ganz parallel mit diesem Zuge geht vom Hohneckmassiv, durch den Querrücken le Collet mit ihm zusammenhängend, ein schmaler zweiter Nordzug aus, welcher genau in der Verlängerung der Axe des Gebirges liegt, wie dieselbe vom Ballon d'Alsace bis zum Ventron sich zeigt; verlängert man die Axe weiter nach Norden, so trifft sie genau mit der Bodenschwelle, welche den Climont trägt, und mit der Axe des Hochfeldes zusammen, während der Zug der Hautes Chaumes sich immer weiter östlich wendet. Dabei aber bleibt jene westliche Kette immer durchaus schmal und unverändert in der Breitenausdehnung. Etwas nördlich von der Schlucht beträgt die Breite ihres Fußes, der hier etwa 800 m hoch gelegen ist, 1,5 km, der eben so hoch angesetzte Fuß der Hautes Chaumes an der gleichen Stelle mehr als 3 km; bei Xefosse, wo die Meurthe sich nach Westen wendet, hat der Fuß des Westzuges (bei 660 m Höhe) abermals nur 1,5 km Breite, die Hautes Chaumes dagegen bis Pairis (dieselbe Höhe, 660 m) 6 km! Bisher ist der westliche Zug schon einmal unterbrochen bei le Valtin; nach der zweiten Unterbrechung bei Xefosse aber wird er immer breiter und höher und verläuft ohne weitern Einschnitt bis zum Climont, wo er rechtwinklig umbiegt um mit dem Altenberg zu enden. Seine Höhen sind: der Roßberg westlich von le Bonhomme 1130 m, Brehaingoutte 995 m, Chateau de Faite 894 m, Haut des Heraux 998 m (der Name ist der französischen Karte entnommen, in der Gegend ist er unbekannt) und Altenberg 880 m; vor diesem letztern sinkt er bis zu 675 m herab. Ganz anders der Westzug: Hautes Chaumes bis 1309 m, Tête des Faux, mit dem sie enden, 1222 m; nach der Senke von le Bonhomme, die freilich nur 400 m hat, folgt der Brezouard mit 1231 m, der Thännichel (970, 800 m u. s. w.). An Höhe, Breite, Geschlossenheit ist er dem erstgenannten Zuge bei weitem überlegen, welcher dagegen andere wichtige Eigenschaften zeigt: zunächst, daß er die Axe des Gebirges fortsetzt, dann, daß er — mit Ausnahme der Meurthe bei Xefosse — durchaus die Wasserscheide zwischen Rhein und Mosel bildet, während der andere Zug, den bei le Bonhomme die Bechine durchbricht, ebenso wie jener östliche Südzug, der den Ballon von Sulz trägt, als Wasserscheide nur lokal, nur für die Vogesen von Bedeutung ist. Vom Climont an bildet die fortgesetzte Gebirgsaxe die Wasserscheide. Eine so starke und namentlich so tiefe Einsenkung, wie der Ostzug beim Bonhomme, erleidet der Westzug nicht, dessen Gesteinmaterial auch durchgängig (von Modificirungen des Granitits abgesehen) das gleiche ist, während der Brezouard ein wesentlich anderes Material zeigt: hier unterbricht den Granitit, der weiter östlich wieder auftritt, echter Granit in einem ausgedehnten Massiv.

Diese beiden Züge schließen das bedeutendste Längsthal des Gebirges ein, dessen Bildung merkwürdig genug ist. Wie läßt sie sich erklären? Wie erklärt sich ferner jene so auffallende Thalbildung, die wir von der Westverlängerung des Hohneck allseitig ausstrahlen sahen? Beide Fragen müssen wir zusammenfassen.

Die französischen Geologen erklären jene strahlige Thalbildung durch eine Zertrümmerung des Bodens, welche in Folge eines mächtigen von unten wirkenden Stoßes eintrat. Elie de Beaumont sagt (Explication de la carte géologique de la France 1, 430 seq.): „Der Wasserfall le Saut-des-Cuves, zwischen den Seen von Longemer und Gerardmer, hat eine im höchsten Grade bemerkenswerthe Lage wegen der fast ganz regelmäßigen Konvergenz mehrerer tief eingeschnittener und oft weithin geradliniger Thäler. Dies sind 1) das Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Evelines, etwas unterhalb Granges; 2) das Thal der Source-Neuve (Neuné) von Reymont bis Gerbépal; 3) das obere Thal der Mortagne (Vologne) vom Saut des Cuves bis Longemer und vielleicht, jedoch in gebrochener Linie, bis zum See von Retournemer; 4) das Thal der Jamagne, vom Saut des Cuves bis Gerardmer und vielleicht, in gebrochener und verzweig-

ter Linie, bis Tholey und Bagney. Ein fünftes Thal, das von Plainfaing und Sachemont, würde verlängert ganz nahe dem Ausgangspunkt der übrigen verlaufen. Diese Anordnung . . . giebt ganz natürlich die Idee einer sternförmigen Zertrümmerung des Bodens durch eine von unten hebende Kraft. Welche Eruptivgesteine haben die Hebung veranlaßt? Vielleicht die Quarzporphyre, welche gangartig in den Graniten beim Saut des Cuves auftreten? Oder die Serpentine, welche sich in der Nähe finden, bei Reymont (Nayemont) und bei Xettes-de-Gérardmer? Ist der Basalt hier gleichzeitig emporgedrungen wie bei Essey in Lothringen und Reichenweiher im Elsaß? Es fehlt mir an Material um zu entscheiden." Aehnlich haben sich E. de Billy (1850) und Henri Hogard ausgesprochen.

Aber jene Basalte, Serpentine, Quarzporphyre sind viel zu unmächtig, sie treten ferner (man vergleiche Billy's Beschreibung) in einer Art auf, welche jeden Gedanken an einen so mächtig zertrümmernden Stoß unmöglich macht. Auch stimmt die ganze Gestalt der Gegend nicht zu jener Idee. Erstlich sehen wir eine ganze Reihe ähnlicher Thäler ebenfalls strahlenförmig, aber keineswegs von dem Mittelpunkt jenes Wasserfalles (Saut des Cuves), vielmehr alle von der Westverlängerung des Hohneck selber ausgehen, theils ostwärts vom Saut de Cuves, wie das Meurthethal, welches seiner Lage nach durchaus zu diesen Thälern gehört, wie die Thäler der Moselotte, theils weit im Westen, wie z. B. das Thal des Barba, der bei Docelles in die Vologne geht. Das Emportreten aber des ganzen Hohneckmassives als Veranlassung des zertrümmernden Stoßes zu denken, ist ein Ungedanke, auch würde dann die Gegend in viel wilderer, keineswegs so regelmäßiger Weise zerstört sein; und endlich ist ja das ganze Terrain nach dem Vogesenkamm und um jenen Westrücken des Hohneck gehoben, mit dem es einheitlich zusammenhängt, so daß also unmöglich irgend ein einzelner Stoß die Thallinien hervorgebracht haben kann, welche überhaupt doch nur eine sehr entfernte Analogie, keineswegs eine zwingende Gleichheit mit den mechanischen Wirkungen eines (von unten kommenden) Stoßes haben.

Wir haben es hier also nicht mit einer Wirkung von unten herauf, vielmehr mit einer solchen von oben herunter, nicht mit einer mehr weniger plötzlichen Stoßwirkung, vielmehr mit der sehr allmäligen Wirkung des Wassers, der Erosion, zu thun. Der Erosion verdankt das ganze Gebiet seine Gestalt, ihr gehören alle die vom Hohneckmassiv ausstrahlenden Thäler an; und diese Erosion, die sie bewirkende Wassermenge war wesentlich mit bedingt durch die bedeutende Hebung des Hohneckmassives.

Um diesen Satz zu beweisen, müssen wir weit ausholen und zunächst auf die meteorologischen Verhältnisse des letztern kurz eingehen. Eine ausführliche Behandlung verbietet leider die Art des vorhandenen Materials. Westwärts von den Vogesen sind Südwestwinde die bei weitem vorherrschenden, auch Nordweste sind zahlreich, seltener reine Weste; Ostwinde werden durch die Vogesen selber abgehalten, während in das Thur- und Münsterthal Südoste und Oste nicht selten eindringen und bis zum Kamm des Gebirges ansteigen. Wie sehr aber z. B. am Hohneck die westlichen den östlichen Winden an Stärke und Häufigkeit überlegen sind, das zeigen schon die Bäume, deren Zweige ja beim Hinansteigen zum Schluchthôtel alle östlich, nordöstlich, gerichtet sind. Und dieselbe äußerst wichtige Erscheinung zeigen die Bäume und Sträucher auf der Kammhöhe überall, nicht bloß am Hohneck, sondern über den ganzen Kamm, bis zum Ballon d'Alsace hin und weiter über den südlichsten Querzug der Vogesen bis zum Bärenkopf. Auch der Umstand, daß das Hohneckmassiv nach Westen zu weit tiefer hinab entwaldet ist, als nach Osten hin, spricht für das Vorherrschen und die Heftigkeit der Westwinde. Diese alle, namentlich aber die von Südwest kommenden, sind ganz besonders reich an Dampfgehalt; im Winter entladen sie, oft beinahe plötzlich, kolossale Schneemassen, und die dichten, oft gleichfalls plötzlich eintretenden Nebel, welche sie bringen, sind bekannt und gefürchtet genug. In der Nähe des Gebirges werden die Niederschläge immer reichlicher: so beträgt zu Mirecourt (280 m Höhe) aus den vier Jahren 1868 bis 1871 das Mittel des Niederschlages nach Ad. Bronsvick [1]) 736,6 mm, zu Epinal (Höhe des Regenmessers 333 m) in ebenfalls vier Jahren (1872 bis 1876) nach Demangeon [2]) 895,6 mm, und im Thal von Cleurie (Höhe des Beobachtungsplatzes 620 m) in den Jahren 1862 bis 1867 nach Xavier Thiriat [3]) 1358 mm; dehnt man aber die Zahl der Jahre aus, so wächst die Ziffer des Niederschlages; das Mittel von 1862 bis 1869 [4]) beträgt für das Thal des Cleury 1374 mm und von 1852 bis 1868 [5]) sogar 1470 mm, mit welcher letztern Angabe die wahre Mittelzahl erreicht sein mag. In Weßerling [6]) (437 m Höhe, Thurthal) beträgt das Mittel von 1849 bis 1868 1157,4 mm; dagegen war auf der Station [6]) Rothlach (Hochfeld, 1000 m) aus den Jahren 1850 bis 1869 das Mittel 1540 mm. Vom Hohneckmassiv ist leider kein Beobachtungsmaterial vorhanden; die Höhe der Niederschläge ist aber hier unzweifelhaft noch um ein Bedeutendes größer, als auf der Rothlach, weil der Hohneck den Südwestwinden viel früher und bei seiner größern Höhe mehr ausgesetzt ist, als die Station des Hochfeldes. In längst vergangenen Jahrhunderten mußte ferner, bei viel stärkerer Bewaldung der Gegend, die Niederschlagmenge noch größer sein; zur Zeit aber, als der Hohneck und die nächstliegenden Gebirgstheile mit Gletschern bedeckt waren, mußte sich der Dampfgehalt der warmen Südwestwinde, deren Bahn ja auch damals frei war, noch viel massenhafter auf den damals viel kälteren Bergen niederschlagen. Jedenfalls haben wir uns die Wirkung dieser Niederschläge durch außerordentlich lange Zeiträume in Thätigkeit zu denken, gewiß schon seit der Zeit, als die heutigen Vogesen sich erhoben; und war der Hohneck nicht in das Buntsandsteinmeer untergetaucht, so umwehten sie ihn schon in triassischer Zeit, wie jetzt, da sie auf der großen allgemeinen Luftcirkulation beruhen, welche eintrat, sobald die Tropenzone irgend wärmer war, als die Zonen höherer Breiten. Dies aber mußte durch die Insolation schon sehr früh eintreten.

Die Wirkung dieser so unermeßlich lange anhaltenden Niederschläge war nun zunächst die, daß der Hohneck selber, sowie natürlich auch seine Nachbargipfel, bedeutend erniedrigt wurden. Und ob ihnen nicht auch Ballongestalt des Hohneck zuzuschreiben ist, die er in so ganz besonderer Vollendung weit mehr als die übrigen Ballons, z. B. auch der von Gebweiler, zeigt? Die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit völliger Abrundung durch so lange andauernde gleichmäßige Niederschläge, welche der heftige Wind über den ganzen

[1]) Annales de la société d'émulation du départ. des Vosges, tome 14, premier cahier, 1871, 368.

[2]) Ebendaselbst tome 14, cah. 2 und 3, tome 15, cah. 1 und 2.

[3]) Xavier Thiriat, La vallée de Cleurie, statistique, topographie etc. Mirecourt et Remiremont 1869, p. 11, p. 29.

[4]) Ch. Grad, Bulletin de la soc. d'histoire natur. de Colmar 1870, p. 32.

[5]) Xavier Thiriat a. a. O. S. 31.

[6]) Ch. Grad a. a. O. S. 120; S. 174.

Gipfel gleichmäßig vertheilt, liegt auf der Hand; sie erscheint für unsere Gegenden befriedigender, als die Erklärung durch den Wind allein, welcher überhaupt hier wohl nie ohne gleichzeitige starke Niederschläge wehte. Die geringe Schartung des Gebirgskammes ist eine Folge der verhältnißmäßig späten erneuten Hebung der Gesammtvogesen, durch welche sie ihre heutigen Höhenverhältnisse erlangten.

Zweitens ist die nothwendige Folge der abfließenden Feuchtigkeitsmassen, daß sich zahlreiche Wasseradern entwickeln, und zwar zumeist nach der Seite hin, woher die Hauptniederschläge kamen, also nach Westen hin. So fanden wir es am Donon; so fließen von der Erhebung, welche den Climont trägt, Breusch und Fave nach Westen, die Bäche, welche den Gießen bilden helfen, nach Osten; so strömt vom Elsässer Belchen östlich die Doller, westlich eine Reihe Nebenflüsse der Moselle; so finden wir es am reichlichsten ausgeprägt am höchsten Massiv des Kammes, am Hohneck, wo wir nach Osten die verschiedenen Fecht- und Thurquellen, nach Norden die verschiedenen Meurthen nebst zahlreichen Quell- und Nebenflüßchen, nach Nordwesten die Vologne nebst ihren Seitenbächen, nach Westen und Süden das System der Moselotte haben, die wir schon oben einzeln kennen lernten. Da alle diese Flüsse, soweit sie am Hohneck nicht direkt entspringen, von jener Westverlängerung desselben ausstrahlen, diese aber heutzutage keineswegs über die anderen rings herliegenden Gebirgstheile besonders erhöht ist, ja einige ihr gleichkommen oder gar sie übertreffen, so folgt daraus, daß beim ersten Entstehen dieser hydrologischen Verhältnisse auch diese Westabtheilung des Hohneckmassives bedeutend höher aufgeragt haben muß als die übrigen Nachbarberge, als heute. Auch läßt z. B. das nach Norden gerichtete Thal von Gerbépal, in welchem heute der Neuné fließt, auf eine frühere reichere Bewässerung schließen.

Natürlich mußten nun diese reichlichen Niederschläge auch die Oberfläche des ganzen Terrains angreifen. Sie war aller Wahrscheinlichkeit nach bis dicht an das eigentliche Hohneckmassiv selbst mit einer Buntsandsteinschicht überdeckt, aus welcher schon sehr früh die alte Granitinsel aufragte. Das Material dieser Decke wird durch die Wirkungen des Wassers leicht fortgeführt, und so schwand diese immer mehr und mehr im nächsten Umkreis des Hohnecks selber; das abfließende Wasser legte gleich in ältester Zeit bestimmte Thallinien an, welche es später immer mehr erweiterte und vertiefte. Dann aber wurde die ganze Gegend gehoben, sehr langsam, aber nicht unbedeutend; bei dieser mächtigen Ausdehnung riß die Buntsandsteindecke, und zwar da, wo sie am dünnsten, also wenigsten widerstandsfähig war, nämlich in den schon eingefurchten Flußrinnen, wenn dieselben nicht schon längst bis auf den Granit durchgedrungen waren. Jedenfalls bot sie dem fortwährend weiter arbeitenden atmosphärischen Wasser immer mehr Angriffspunkte, und so wurde sie nach und nach ganz weggeschwemmt, mit Ausnahme jener kreisförmig um den Hohneck liegenden Reste, deren eigenthümliche Lage sie wieder in nächste Beziehung zum Hohneck setzt. Da, wo die Erhebung der Granitfläche, welche wir zum Hohneck mit hinzurechneten, aufhört — wir haben vorhin die Grenzlinien gezogen —, beginnt sofort die Decke der Sedimentärgesteine, zunächst des Hauptbuntsandsteines, dann des obern Buntsandsteines; weiterhin folgt Muschelkalk, Keuper und Lias. Nach Norden zu liegen die Grenzen dieser Bedeckungen dem Centrum des Gebietes viel näher, wie nach Süden und Westen, denn dort wirkten die Niederschläge, die ja hauptsächlich mit den Südwestwinden kommen, nicht so unmittelbar, so mächtig wie hier. Daher ist denn auch die Südwestgegend weithin entblößt und ebenso fehlen die Sandsteine östlich nach dem Hochrücken der Hautes-Chaumes hin — wenn sie hier überhaupt jemals vorhanden waren.

Und nun kommen wir auf die Frage nach den Thälern zurück, von welcher wir oben ausgingen. Sind die Thäler nun wirklich von den zusammenrinnenden atmosphärischen Gewässern entstanden, so müssen wir sie da, wo die meisten Niederschläge sind, am stärksten entwickelt sehen. Das ist der Fall: nach Westen fanden wir sie am zahlreichsten, und vom Hohneck und seiner Westverlängerung, also von den höchsten, am meisten den Niederschlägen ausgesetzten Punkten, strömen sie aus, vom Hohneck selber die Meurthe, Vologne, Moselotte, Fecht und Thur. Ferner muß die Gestaltung der Thäler, wie wir sie heute sehen, aus der Thätigkeit des Wassers sich erklären lassen; und auch das ist der Fall. Wirkliche Schwierigkeiten setzt der Erklärung nur das enge Thal der Vologne, der Schlund (la gorge) oder la gauche de Vologne[1]) genannt, jenes schnurgerade ganz enge Felsenthal, durch welches die Vologne abfließt und zugleich auch die Jamagne, der Abfluß des Gerardmers, in die Vologne einfließt. Früher war unzweifelhaft, wie dies Henri Hogard dargethan und wie es aus der Beschaffenheit der Gegend auf das Klarste erhellt, der Abfluß der Vologne durch den See von Gerardmer und durch das Thal des Cleury. Jetzt ist das Hauptthal westwärts von Gerardmer durch mehrere Hügel geschlossen und erhöht und ihnen verdankt die Jamagne die Richtung ihres Laufes. Wie aber bildete sich der Vologneschlund, der sie aufnahm? Er kann erst lange nach der Bildung des Hauptthales angelegt sein, wofür seine Schmalheit und seine Geradheit spricht. War er schon vorher da, so ist die Bildung des Thales und des Sees von Gerardmer völlig unbegreiflich, da ja die Vologne dann gewiß gleich damals ihren jetzigen Lauf nahm. Folgendermaßen erklärt sich die Entstehung des eigenthümlichen Thales:

Mächtige Gletscher stiegen zur Eiszeit in alle bedeutenderen Thäler vom Hohneck hinab. Daß die Thallinie, in welcher die drei Seen gelegen sind, und welche sich hernach bei le Tholy zur Moselotte wendet, die aber vielleicht in sehr früher Zeit an le Tholy westwärts vorbei durch das Thal des Barba bei Docelles in die Vologne ging, wofür vieles spricht, z. B. auch die Höhenverhältnisse beider Thäler — daß diese Thalbildung eine sehr alte ist, geht schon aus jenen Hügeln westwärts von Gerardmer deutlich hervor: es sind alte Moränen und wir finden eben solche bei le Tholy und sonst. Die Gletscher haben die Thäler natürlich nicht gebildet, was ja bei der völlig plastischen Natur des Eises unmöglich ist — sie haben sie vorgefunden, sie haben sie etwas erweitert, geglättet, etwas ausgeschürft, sonst aber vor tieferer Erosion bewahrt. Denn was will diese Gletscherarbeit heißen im Vergleich zu der erodirenden Kraft des fließenden Wassers! Die mächtigste Eismasse hing natürlich in das mächtigste Thal hinab, in das der Seen, und der Verschluß dieses Thales vollzog sich bei dem Zurückgehen des Gletschers durch die verschiedenen Stirnmoränen, welche er an jeder Station seines Schwyneus zurückließ. Zur Zeit der beginnenden Gletscher war der Vologneschlund noch geschlossen, die beiden Granitmassive, welche jetzt seine Ufer bilden, waren noch eins. Natürlich hat diese nicht später erst die Jamagne durchschnitten; auch eine spätere seeartige Stauung des Wassers von beträchtlicher Höhe ist undenkbar, denn eine solche würden die Moränen westlich von Gerardmer weggeschwemmt haben. Führte doch

[1]) So die französische Generalstabskarte. Ist la gauche nur mundartliche Umwandlung für la gorge, mit einer Art von Volksetymologie?

der eine allerdings furchtbare Wolkenbruch vom 27. Juli 1770, als le déluge de St. Anne, noch lange im Gedächtniß des Volkes lebend, einen großen Theil eines dieser Moränenberge fort. Die Gletscher der Ostseite der Vogesen hatten nun etwa eine Höhe von 300 m, nach Ed. Collomb; dieselbe Höhe darf man mindestens für die wasserreichen Westen ansetzen. Der Boden mag zur Gletscherzeit ohne die Gletscherdepositen etwa eine Höhe von 600 m gehabt haben: die höchsten Höhen zu Seiten des Bologneschlundes ragen 916, 932 m auf, der Gletscher füllte also das Thal völlig aus, und sandte Zweige in alle tiefer gelegenen Nebenthäler. Eine Thalanlage muß aller Wahrscheinlichkeit nach auch auf dem Stück des Granitmassives, welches heute der Bologneschlund durchschneidet, schon sehr frühe gewesen sein, da auch hier die Sandsteindecke bis auf die Reste des Nayemont u. s. w. weggewaschen ist, da nach der ganzen Lage des Terrains sich auch hier eine Wasserader bilden mußte, da wir ferner die Stücke des Granitmassivs zu beiden Seiten der Gorge sich zu nicht unbeträchtlichen Gipfeln emporwölben sehen, deren einer, 932 m hoch, ziemlich nahe östlich an dem Schlunde liegt. In dieses Thal drang nun ein kurzer Arm des Hauptgletschers herüber und entsandte seinen Gletscherbach, der gewiß reichlich strömte und zugleich eine bedeutende Fallkraft hatte. Beim Zurückgehen des Hauptgletschers wurde dies Wasser immer stärker, schnitt also immer tiefer und tiefer ein und zerlegte so das Massiv in jene zwei Theile. Den Schlund der Bologne schildert Elie de Beaumont folgendermaßen (explicat. de la carte géol. de France I, 281): „Dieser Schlund, welcher beinahe in der Ebene mündet, zeigt ganz die Rauheit der Hochgebirgsthäler. Seine granitischen Flanken lassen nur Raum für den Fluß und schmale Wiesensäume, über welche die Straße führt. Sie bilden bald steile, nackte Granitwände, bald geradlinige Trümmerfelder mit Böschung von 20 bis 40 Grad, aus wild über einander gehäuften Blöcken bestehend, zwischen welchen die Tannen nicht wachsen konnten; bald endlich sind die Gesteinstrümmer minder groß und Tannen bedecken die Wände bis zum Flußufer selbst.“ Die Tiefe des Thals beträgt ungefähr in der Mitte, unter der höchsten Erhebung des Nordmassivs (932 m), etwa 332 m; es ist also minder tief, als z. B. das Thal des Cleury, dessen Tiefe bei la Forge 348 m, oder das der Moselotte, dessen Tiefe bei la Bresse 415 m beträgt. Dazu kommt aber noch der Unterschied der Breite, welche den Bologneschlund gegen alle übrigen, nördlichen wie südlichen, Thäler unseres Granitgebietes zeigt. Da sie alle in völlig gleichem Material angelegt sind, so haben wir hier wieder einen Beweis, daß sie nicht durch unterirdischen Stoß gleichzeitig entstanden sein können. Vielmehr hat der Gletscherbach, welcher bei dem Vorrücken des Gletschers ziemlich plötzlich sich entwickeln mußte und sehr lange in Thätigkeit war, bei reichlicher Wassermenge und starker Fallkraft, also bei beträchtlicher Arbeitskraft des Wassers (auch die geringe Temperatur desselben, welche seine Arbeitskraft etwas vermehrt, indem sie es kompakter zusammendrängt, mag erwähnt werden), — dieser Gletscherbach hat die Gorge der Bologne in den Granit hineingeschnitten. Wir haben hier dieselbe Erscheinung im Kleinen vor uns, welche wir z. B. in den Cañons des Colorado und seiner Nebenflüsse im Großen sehen. Alle Flüsse, bei denen die Arbeitskraft der Stromsohle bedeutend größer ist, als der summirte Einfluß der Atmosphärilien, zeichnen sich durch tief eingeschnittene, schmale, steilwandige Betten aus, gleichviel, ob die Atmosphärilien überhaupt nicht mitwirken, wie am Colorado, wo die atmosphärischen Wasser so gut wie ganz fehlen, oder ob, wie im Hochgebirge, die Fallkraft und Menge des fließenden Wassers größere Kraft besitzt, als ihre Wirkung, oder ob die ganze Bildung noch zu jung ist, um die langsame Thätigkeit der Atmosphärilien der rascher wirkenden des fließenden Wassers gleichzustellen. Dies letztere ist bei der Bologne der Fall. Auch viele Theile der Colorado-Cañons zeigen in dem obern Theil ihrer sonst senkrechten Wände eine sanftere Böschung, welche durch Verwitterung, Wind, atmosphärische Wasser u. s. w. gebildet ist. Der Bologneschlund ist in seiner ganzen Tiefe längst von den Atmosphärilien in Angriff genommen und daß ihre Thätigkeit mächtig weiter geht, das Thal immer weiter öffnet und verflacht, beweisen die zum Theil noch scharfkantigen abgewitterten Blöcke, welche die Wände und den Grund des Thales vielfach bedecken, die Schuttfelder seiner Gehänge. So wird dasselbe immer mehr den übrigen Thälern angeglichen, deren Breite durchaus für ihr höheres Alter beweist. Die Geradlinigkeit des Bologneschlundes finden wir z. B. beim Meurthethal, bei der Colline de Chajoux (Zufluß zur Moselotte), beim Thal des Flüßchens, welches bei Sapois in den Bouchot mündet, und im untern Bouchotthal wieder. Wird aber ein Thal von oben herab bis zum Grunde durch die Niederschläge, welche auf seine Seitenwände fallen, allmälig breiter, so ist die Folge, daß der Fluß in demselben nicht mehr so tief einschneidet wie früher. Denn auch sein Bett wird breiter; die an der Stromsohle concentrirte Arbeitskraft wird also zerstreut und dadurch geschwächt. Ferner setzen die abgeschrägten Uferwände seiner Arbeit geringern Widerstand entgegen, er höhlt sie aus, schwemmt sie fort und bekommt immer größern Spielraum. Jetzt kann er leichter jedem Hinderniß ausweichen; Felsstücke, welche vielleicht durch seine eigene Unterwaschung in ihn hineinfielen, auch bloß umgefallene Bäume und dergleichen wird er umgehen, und so ebnet und verbreitert er seinen Thalboden immer mehr. Jede starke Ueberschwemmung vermag seinem natürlichen Lauf eine andere Richtung zu geben. Daher, je breiter das Thal, desto stärker die Krümmungen seines — natürlich von Menschen noch unabhängigen — Flusses; es giebt keinen solchen, der in einem breiten Thale ohne bedeutende Krümmungen flösse, deren Radien natürlich im Verhältniß stehen zu seiner Wasser- und Fallkraft. So wird mit der Zeit die Tieferlegung der Thalsohle durch das Wasser allmälig geringer, die Verbreiterung des Thales immer größer und ein breites (Erosions-) Thal ist immer auch ein sehr altes Thal. Es ergiebt sich daher, daß der Bologneschlund eine verhältnißmäßig junge Bildung ist. Den Rest der ältesten voreiszeitlichen Wasserader, welche über demselben die Sandsteindecke fortführen half, haben wir vielleicht noch in dem kleinen zweiquelligen Bach, welcher in einem auffallend breiten Thal (demselben, in welchem nur wenig nordwärts der Neuné entspringt) von Norden her in die Bologne einfließt. Den Gebirgsstock la Behouille umfließt er westlich; und dieser Gebirgsstock ist auffallend hoch, 1007 m. Dieser uralte Fluß mag die erste Anlage des Schlundes gebildet haben, welchen dann jener Gletscherbach rückwärts, von Evelines aus, wie ja auch der Niagara rückwärts schreitet und wie sich die Colorado-Cañons bildeten, immer tiefer eingesägt hat. Der Wasserfall der Bologne, le Saut des Cuves, ist die heutige letzte Spur des Einsägens. Natürlich muß übrigens die Bologne ihren jetzigen Weg schon vor dem letzten Schwinden des Gletschers, welcher das Hauptthal der Seen ausfüllte, völlig fertig offen gehabt haben, denn sonst hätte die Jamagne ja, wie Hogard richtig bemerkt (coup d'oeil sur le terrain erratique des Vosges, 1848, p. 93), sich nach Westen den alten Ausweg wieder eröffnet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verlauf des ostpreußischen Bernstein-Geschäftes war im Jahre 1880 gegen 1879 befriedigender und ein Aufschwung in den Handelsbeziehungen nicht zu verkennen. Der Druck, welcher 1879 auf dem Geschäfte gelastet hatte, wurde besonders durch die Imitationen hervorgerufen, gegen welche nur dadurch anzukämpfen war, daß die Producenten durch sehr bedeutende Preisherabsetzung ihnen eine wirksame Konkurrenz boten. Die Wirkung dieser Preisreduktion zeigte sich im Jahre 1880 darin, daß ein großer Theil der Fabrikanten von Bernstein-Imitationen ihre Arbeiten einstellte, und es bleibt die Hoffnung, daß nach Jahr und Tag der Artikel langsam wieder auf einen bessern Preis zu bringen sein werde. Ausgeführt wurden im Jahre 1880 von Königsberg an Bernstein 43,3 T. à 20 Ctr. im Werthe von 338606 Mark. Das Produkt geht nach allen Welttheilen. Mit der Türkei mußte Mitte des Jahres der Verkehr ganz abgebrochen und die in Konstantinopel lagernde Waare zurückgezogen werden, weil die dortigen Zustände derart unhaltbar geworden waren, daß eine weitere Verbindung nicht aufrecht zu erhalten war. Bei der Gewinnung des Bernsteins im Jahre 1880 waren beschäftigt: a) in der Dampfbaggerei Schwarzort circa 158 Aufsichtsbeamte und Handwerker und circa 800 Arbeiter; b) im Bergwerk in Palmnicken circa 500 Bergleute, Handwerker und Arbeiter. Die erforderliche mechanische Betriebskraft wurde von 28 Kesseln mit zusammen 1050 Pferdekräften erzeugt. Die Totalausbeute des Jahres 1880 ist auf circa 3130 Ctr. zu veranschlagen.

— Die Zahl der polnischen Einwohner der Stadt Posen hat während der letzten fünf Jahre zugenommen. Während früher die nichtkatholische Bevölkerung die katholische überwog, ergab die Volkszählung vom 1. December 1880, daß sich unter 64547 Einwohnern 34899 Katholiken, 22580 Evangelische und 7043 Juden, zusammen 29623 Nichtkatholiken befanden, so daß die Zahl der Katholiken die der Nichtkatholiken um 5276 überstieg. Unter den Katholiken befanden sich höchstens 3000 Deutsche, während die übrigen (also etwa 32000) polnischer Nationalität sind. Diese Erscheinung beruht theils darauf, daß der Zuzug der polnischen Bevölkerung aus der Provinz nach der Stadt Posen andauernd sehr stark ist, theils darauf, daß in den niederen polnischen Volksschichten viele Ehen geradezu leichtsinnig geschlossen werden. (Pos. Ztg.)

— Von den „Europäischen Wanderbildern“ (s. oben S. 62) im Verlage von Orell Füßli u. Co. (Zürich) wurden neuerdings veröffentlicht Nro. 18 Schaffhausen und der Rheinfall und Nro. 20/21 Mailand. Der Text macht auf so manche versteckte Schönheit aufmerksam und die zahlreichen Abbildungen sind zum Theil Muster von landschaftlicher Darstellung; wir möchten es jedoch wiederholen, daß es uns im Interesse sowohl des Publikums wie der Verleger zu liegen scheint, daß den Karten und Plänen in Zukunft dieselbe Sorgfalt zugewendet wird, deren sich jetzt nur Text und Abbildungen erfreuen.

— Ein amüsantes Stück Schweizer Volksglaubens wird dem „Athenäum“ (10. Sept. 1881) mitgetheilt. Wenn Jemand bei einer Tenne, wo die Drescher bei der Arbeit sind, vorbeigeht, so kann er deren Anzahl ermitteln, wenn er scharf auf den Rhythmus der Dreschflegel achtet. Sind es ihrer zwei, so klingt es, als sagten die Flegel „Barthol, Barthol!“; bei dreien hört man „Bartholo, Bartholo!“ heraus, bei vieren „Bartholomä, Bartholomä!“ und bei fünfen „Bartholomäus, Bartholomäus!“ Es soll das der Grund sein, weshalb die Drescher diesen Apostel als ihren Schutzheiligen verehren.

— Zu Anfang 1880 befanden sich in der englischen Armee unter je 1000 Mann 691 Engländer, 81 Schotten, 216 Iren, 10 in Indien und den Kolonien Geborene und zwei Ausländer. Von je 1000 Mann gehörten 643 der englischen Kirche an, 237 dem Katholicismus, 79 waren Presbyterianer, 41 sonstige Protestanten. Außerdem waren in der ganzen Armee vorhanden 151 Mohammedaner, Hindus, Juden u. s. w. Zur selben Zeit gab es 7859 Mann (d. h. 42 pro Mille), welche weder lesen noch schreiben konnten.

— Durch einen Erlaß vom August 1881 hat der portugiesische Handelsminister die Cabotage zwischen den sieben überseeischen portugiesischen Provinzen (Macao und Timor, Goa, Mozambique, Angola, St. Thomas, Guinea und den Capverdischen Inseln) den Flaggen aller Nationen freigegeben, und in einem Zusatze zu diesem Erlasse erklärt, daß in nicht zu ferner Zeit auch das für die portugiesische Flagge bestehende Privileg des Schifffahrtsverkehrs zwischen Lissabon und allen portugiesischen Kolonien aufgehoben werden wird. (A. Z.)

— Für die überwiegende Mehrzahl der italienischen Auswanderer waren im Jahre 1879 europäische Länder das Reiseziel, und unter diesen insbesondere Frankreich, demnächst Oesterreich-Ungarn, die Schweiz und Deutschland, wohin sich 39713, beziehungsweise 18617, 10401 und 6700 Personen begaben. Unter den außereuropäischen Ländern dagegen übten die La-Plata-Staaten (Argentina, Uruguay und Paraguay), die im Jahre 1879 von 14166 Italienern, und Brasilien, das von 7999 aufgesucht wurde, die größte Anziehungskraft. Insgesammt wanderten aus:

	Nach europäischen Ländern	Nach außereurop. Ländern	überhaupt	Davon dauernd	Davon zeitweise
1876 . . .	86379	22392	108771	19756	89015
1877 . . .	76515	22698	99213	21087	78126
1878 . . .	72467	23901	96269	18535	77733
1879 . . .	80004	39827	119831	40824	79007

(Registrande des Gr. Generalstabes XI.)

— Im Wilajet Januina wurde, wie die „Polit. Corresp.“ berichtet, eine allgemeine Volkszählung angeordnet, und zu diesem Behufe eine aus drei Christen, drei Mohammedanern und zwei Israeliten bestehende Kommission eingesetzt. Die Volkszählung dürfte, wie man in Janina vermuthet, für das ganze Reich angeordnet sein. Es verdient bemerkt zu werden, daß eine solche allgemeine Zählung der Unterthanen des Padischah bisher noch niemals stattgefunden hat.

— Die Kronländereien Griechenlands erstrecken sich nach englischen Konsulatsberichten über einen Flächeninhalt von 5400000 Acres, d. h. nahezu die Hälfte des Königreiches. Die officiellen Ausweise ergeben, daß $^{3}/_{5}$ allen ackerbaren Landes unbestellt sind. In Kultur befinden sich nämlich 1920000 Acres; an fruchtbarem Boden, aber unbestellt sind vorhanden 3032000 Acres, und an Waldungen, Gebirgen 2c. 6838000 Acres, so daß die Gesammtbodenfläche Griechenlands sich auf 11790000 Acres beziffert. Dabei ist es nicht nur das Brigantenwesen, sondern auch das System der Kronländereien und der Mangel an Wegen, was die landwirthschaftliche Entwickelung Griechenlands so verzögert.

Obgleich bei Marathon z. B. ausgezeichneter Weizen gebaut wird, und obgleich dieser Ort nur circa 4 geogr. Meilen (30 km) von Athen entfernt liegt, so müssen die Bewohner dieser letztern Stadt sich doch von Odessa aus versorgen, da die Fracht von Marathon nach Athen sich auf 6 Pf. St. per Tonne stellt. (Registrande des Gr. Generalstabes.)

Asien.

— Gustav Kreitner's Beschreibung der ostasiatischen Reisen des Grafen Bela Széchenyi („Im fernen Osten", Wien, A. Hölder, 1880 bis 1881; in 32 Lieferungen mit 200 Illustrationen und 3 Karten) ist vor Kurzem vollständig erschienen. Es ist unstreitig eines der hervorragendsten Reisewerke der letzten Zeit, ungleich bedeutender als das von Holub, wenn nicht auch als das von Serpa Pinto. Und dabei ist zu bedenken, daß Oberlieut. Kreitner nur einen kleinen Theil seiner wissenschaftlichen Beobachtungen dieser mehr populären Schilderung seiner Erlebnisse einverleibt hat, und daß seine Höhenmessungen, astronomischen Bestimmungen und Detail-Aufnahmen noch der Veröffentlichung harren. Dennoch findet auch der Fachmann mehr als sonst in ähnlichen Werken Erörterungen über die Topographie und die Bevölkerung der durchreisten Gebiete. Unter den 200 meist vorzüglichen Illustrationen sind eine ganze Anzahl sehr dankenswerther Landschafts- und Städtebilder enthalten, welche uns Gebiete vor Augen führen, über deren Aussehen wir uns noch unlängst keine rechte Vorstellung machen konnten, namentlich was das nordwestliche Kansu und das westliche Sze-tschwan und Jünnan anlangt. Nur aus letzterm besaßen wir Francis Garnier's schönen Bilderatlas. Die Kreitner'schen Bilder sind zum Theil wohl nach Photographien, zum Theil nach seinen und den Skizzen der Herren von Loczy und Niederleithinger gemacht. Von den drei Karten verdienen die von Jezo und die von China besondere Hervorhebung, da sie Neues bieten. Namentlich die Aufnahmen im nordwestlichen Kansu sind in Anbetracht dessen, daß die bisherigen Angaben dort unter einander in unlöslichem Widerspruche standen, höchst dankenswerth. Das Buch liest sich angenehm und unterhaltend; das Urtheil Kreitner's ist unserm Ermessen nach stets gesund und verständig, obwohl es für uns Europäer ein so schweres Ding ist, die Chinesen richtig zu beurtheilen, daß Leute, welche schon Jahre lang unter und mit ihnen leben, mitunter wieder daran verzweifeln, ihren Charakter jemals ganz verstehen zu lernen.

— Wenn irgend ein Volk völlig indifferent in religiöser Beziehung ist, so sind es die Abchasen. Woran sie eigentlich glauben, das festzustellen, dürfte sehr schwer sein. Die großartigen kirchlichen Denkmäler, deren Reste noch heute in Abchasien sichtbar sind, beweisen, daß in alter Zeit hier das Christenthum herrschte. Später gelang es dem Islam wohl, das Christenthum aus Abchasien zu verdrängen; aber er gewann sich unter den Abchasen keineswegs so fanatische Anhänger als anderswo. Es gab in Abchasien keine einzige Moschee und die Mullahs genossen hier durchaus kein so blindes Vertrauen beim Volk wie bei den anderen Mohammedanern des Kaukasus. In jüngster Zeit dehnte die Gesellschaft zur „Wiederherstellung der Rechtgläubigkeit" ihre Thätigkeit auch auf Abchasien aus. Die Abchasen zeigten sich den Bestrebungen der Gesellschaft gegenüber ungewöhnlich entgegenkommend und schlau. Sobald sie bemerkten, daß ihre Bekehrung zum Christenthum von der Regierung gern gesehen werde, daß jeder Getaufte ein Kreuz und einen Silberrubel erhielt, ließen sie sich möglichst oft taufen. Ein Abchase, den sein Landsmann einen Nichtchristen nannte, antwortete stolz, daß er fünf Mal getauft sei. Als man aufhörte, den Getauften einen Rubel zu geben, so ließen sich die Abchasen aus anderen Gründen taufen, wenn z. B. die Polizei-Verwaltung ihnen irgend einen Nachlaß in Betreff der Abgaben gewährte u. s. w. Nach Mittheilung der grusinischen Zeitung „Droëba" ist neuerdings im abchasischen Dorfe Beslachuba ein Geistlicher angestellt — aber ein Russe, der weder Grusinisch noch Abchasisch kann. Der Gottesdienst findet in russischer Sprache statt, von der die Abchasen natürlich gar nichts verstehen; die Beichte nimmt der Priester mittels eines Dolmetschers entgegen! Es ist unbekannt, wer auf diesen originellen Ausweg verfallen ist; aber eins ist sicher, daß dies Alles nur dazu beiträgt, den religiösen Indifferentismus der Abchasen zu verstärken und zu vermehren. („Golos" 1881, Nro. 47.)

— Im Verlaufe seiner Reise vom Irawadi zum Jang-tse-kiang hatte Mr. Henry Soltau (vgl. „Globus" XXXIX, S. 383) gute Gelegenheit, Beobachtungen über die gegenwärtige Lage der unlängst durch Kriege und Aufstände so hart mitgenommenen Provinz Jünnan anzustellen. Die Bevölkerung fand er ruhig, wohlgesittet, herzlich und gegen Fremde respektvoll, das Klima, von einzelnen Thälern abgesehen, gesund, namentlich in der trockenen Jahreszeit. Doch finden sich in den Gebirgsgegenden viel Kröpfe und Augenleiden sind außerordentlich häufig. Der Handel blüht überall rasch wieder auf, und es findet fortgesetzt eine starke Einwanderung aus der volkreichen Provinz Sze-tschwan statt. Viele Bezirke, welche nach Colborne Baber's Bericht noch unbebaut und unbewohnt waren, werden jetzt beackert; überall werden Häuser gebaut und Tempel wiederhergestellt, ein sicheres Anzeichen zurückkehrenden Wohlstandes. Freilich wird alles nun unter den Pflug genommene Land fast ausschließlich mit Mohn besäet. Schafe werden ihrer Wolle wegen in großer Menge gehalten und jährlich drei Mal geschoren, aber niemals gegessen. Der Handel innerhalb der Provinz und nach und von Birma ist sehr ansehnlich, dagegen derjenige mit Sze-tschwan sehr von der Natur erschwert. Die Waaren aus dieser Provinz werden zuerst auf Booten durch die gefährlichen Stromschnellen des Jang-tse-kiang bis Sui-fu geschafft und dabei wahrscheinlich zwei bis drei Mal umgeladen, dann entweder auf anderen Booten den Hêng-Fluß hinaufgefahren oder von Männern bis Tschao-tung getragen, wo sie Lastthieren aufgepackt werden. Diese Träger vermögen riesige Lasten, die hoch über ihre Köpfe emporragen, fortzuschaffen; sie gehen abwechselnd ein kurzes Stück und rasten dann, wobei sie ihre Lasten auf T-förmige Stöcke, die an ihrem Rücken befestigt sind, stützen. Die Reihen dieser schwer bepackten Männer, zum Theil nach dieser, zum Theil nach jener Richtung wandernd, zum Theil auch stillstehend, bilden einen ganz einzigen Zug in dem schönen Landschaftsbilde. Dann giebt es auch einige Karawanen von Ponies, starken kleinen Thieren, welche Pu-erh-Thee, Kupfer und Opium nach Tze-tschuan und leichte Ladungen Salz und Stückgut von dort zurückbringen. Weit besser ist der Weg nach Birma, so daß sich der Handel zum großen Theile dorthin ziehen würde, wären nicht die Gebiete der Katschin-Stämme dort so schwer zu passiren.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. X. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Zuñi und seine Bewohner. — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. III. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaction 17. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: 1. Literarischer Anzeiger Nr. 19. — 2. Programm einer organischen Stimmkultur von G. Gottfried Weiß.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche fünf Abbildungen nach Photographien.)

XI.

Die Bemannung des Dampfers „Canuman" hätte sich in Cuemby, wo sie nicht mehr von Fliegen und Moskitos zu leiden hatte, rasch von ihren Anstrengungen während der Bergfahrt erholt, wenn dort nur nicht die Produkte von Ackerbau und Jagd zu spärlich gewesen wären. Die Lebensmittel beschränkten sich aber auf altes Maniokmehl, bacallao (Stockfisch) und getrocknete Pirarucu-Fische. Die wenigen Indianer, welche an den Ufern des Iça wohnen, bauen etwas Maniok, Bananen und Reis; von ersterem haben sie zwei Arten, eine mit giftigem Safte, aus welcher couac (Mehl in Klümpchen) gemacht wird, und eine zweite, yuca genannt, welche geschnitten und mit Fleisch zusammen wie Kartoffel gekocht wird. Letztere nennen die Kreolen Guayanas cramanioc. Die Vegetation ist hier eine andere, als am Unterlaufe des Flusses; auch Strychnos Castelneana, welche das Pfeilgift liefert, kommt hier nicht vor, so daß die Indianer, welche das Curare unbedingt für die Jagd brauchen, hundert Stunden weit stromabwärts fahren müssen, um es sich zu verschaffen. Am obern Iça ist dasselbe so gesucht, daß Crevaux Dinge, für welche man Geld zurückwies, sich damit eintauschen konnte; ein kleiner Topf voll Curare, wofür er am Yahuas einen Piaster bezahlt hatte, galt in Cuemby fünf.

An den Ufern des Iça wohnt nur eine sehr spärliche Bevölkerung; in den Hütten, welche der Reisende hier und da antraf, hatte er nicht über 200 Personen gezählt. Denn der Indianer vom obern Amazonenstrom wie in Guayana, flüchtet sich an die kleinen Zuflüsse, wo ihm die Weißen wenig anhaben können, und Jagd und Fischfang leichter sind. Nur ab und zu treten sie mit einem Sassaparilla- oder Kakao-Sucher in Verbindung, welche aber nie von langer Dauer ist. Denn sobald ein Indianer seine Steinaxt gegen ein Messer oder einen Säbel vertauscht hat, findet er die Gesellschaft des Weißen unerträglich und verschwindet wieder im Walde. Die große Schwierigkeit, welche sich der Civilisirung der südamerikanischen Eingeborenen entgegenstellt, ist der Mangel jeglichen Strebens bei denselben: ein Indianer, welcher einmal ein Messer besitzt, gäbe nichts in der Welt für ein zweites.

Da der „Canuman" am 29. März Para verlassen hatte, so hatte er bis nahe an den Fuß der Anden 45 Tage gebraucht. Nur hier in Südamerika kann ein Dampfer verhältnißmäßig so weit in den Kontinent eindringen, nämlich 2336 Seemeilen oder ungefähr 4326 km. Noch 400 km mehr, und man befindet sich an der Küste des Stillen Oceans. Merkwürdig ist, daß man auf der ganzen Strecke vom Atlantischen Ocean an bis zu den ersten Vorbergen der Anden keinen Stein findet; überall sind die Ufer lehmig und der Boden besteht aus Schlamm oder feinem Sande.

Sich in Cuemby etwas ausruhen zu können, behagte dem Reisenden sehr, da ihn die Aufnahme des Iça wie selten Etwas angestrengt hatte. Um $5\frac{1}{2}$ Uhr schon mußte er aus seiner Hängematte springen und dann täglich 12 Stunden lang auf der Brücke des Dampfers in der glühen-

den Sonne ausharren, um beständig Winkel zu messen und zu zeichnen. Dabei bestand seine Nahrung meist nur aus Reis und gesalzenem Piraracu; denn da von den mitgenommenen Ochsen mehrere gestorben waren und der Kapitän einige für die Rückfahrt aufsparen wollte, so gab es nur selten frisches Fleisch. Glücklicherweise hatte er aber ein paar Kisten mit Bordeauxweinen aus Para mitgenommen, die ihn vorzüglich stärkten. Er hält dieselben für das beste Mittel gegen intertropikale Kachexie, empfiehlt deren Mitnahme allen Reisenden, welche in der Lage sind, überhaupt größeres Gepäck mitnehmen zu können, und will ihnen einen ewigen Kultus weihen, weil sie ihn zweimal auf die Beine gebracht haben.

Um auf einem andern Wege, als dem, welchen er gekommen war, zurückzukehren, griff Crevaux zu dem verzweifelten Mittel, einen übel berüchtigten Waldläufer, Santa Cruz mit Namen, welcher in Begleitung zweier kräftiger Indianer vom Rio San Miguel, Antonio und Gonzalo, in Cuemby eintraf, in seine Dienste zu nehmen. Trotz der Warnungen vor diesem „Andes-Piraten", welche man ihm ertheilte, blieb er bei seinem Entschlusse und trat am 16. Mai um 8 Uhr Morgens in einem Boote die Weiterreise stromaufwärts an. Der Fluß war zunächst schmal und in Folge dessen reißend, so daß man kräftig rudern mußte, um die Strömung zu überwinden. Gegen Mittag passirte man den Cuemby, einen kleinen rechtsseitigen Zufluß, und landete gleich darauf an einer Stelle, die den Namen Kuri führte. „Was bedeutet Kuri," fragte Crevaux den Gonzalo, und dieser nahm, ohne zu reden, eine Ruderschaufel voll Sand, goß mit der Hand Wasser darauf, bis die Kiesel und der Sand nach und nach weggespült waren und einige gelbe glitzernde Blättchen liegen blieben. „Kuri," sagte er, „ich sehe Gold!" Crevaux erfuhr ferner, daß der Rio San Miguel reich ist an Alluvialgold; Santa Cruz hat Spuren altspanischer Arbeiten gefunden, und noch heute sammeln die Indianer einiges Gold und vertauschen es gegen die nothwendigsten Bedürfnisse an diesen Glücksritter.

Die ersten Nachtlager (am 17. und 18. Mai) auf dieser



Wohnungen von civilisirten Eingeborenen in Cuemby am Rio Iça.

Reise waren ziemlich ungemüthlich, da jedesmal der Regen in Strömen vom Himmel herabgoß; in der ersten Nacht stieg der Fluß um 1½ Meter, fiel aber am nächsten Morgen ebenso rasch wieder. Am 19. fand man die Strömung weniger reißend, als die Tage zuvor, und stieß auf große, mit Kieseln (Quarz, Granit, Schiefer) bedeckte Uferstrecken, wo man stets an das Land stieg, sowohl um sich die Beine zu vertreten, als um vielleicht einige Enten oder Reiher zum Schusse zu bekommen. Wild aber war so selten, daß sie für die Küche nicht darauf zählen konnten. Der Fluß wurde allmälig immer schmaler, und es zeigte sich bereits ein aus Baumstämmen bestehendes Hinderniß, über welches das Wasser schneller dahinfloß. In dieser Nacht lagerte man an einem Platze, dessen Name Cantinelo mit großen Buchstaben auf den Karten eingetragen war. Indessen ist es nur der Name eines Indianers, welcher an einer gegenüberliegenden Barranca eine Strohhütte besessen hatte, in welcher das Haus Reyes ein Jahr lang seine Rindenvorräthe gelagert hatte. Einer seiner Dampfer, der „Tundama", war bis hierher vorgedrungen und an einem großen Baume vertaut worden. In einer Nacht aber, während die Bemannung am Lande schlief, war der Fluß gefallen, das Schiff war vorn auf Grund gerathen, hinten untergetaucht und so untergegangen. Cantinelo's Hütte lag früher ein Stück vom Ufer entfernt; damals (1879) lag sie an demselben, und ein Jahr darauf ist sie möglicher Weise vom Strome schon fortgerissen worden, der fast augenfällig das Ufer dort benagt. Ein Kreuz, welches das Grab des Maschinisten vom „Tundama" bezeichnet, war bereits beim letzten Hochwasser verschwunden und weggespült worden. Cantinelo lag einst auf einer großen Insel, welche damals durch Verstopfung des einen Flußarmes schon zu einer Halbinsel geworden war. Ebenso sind die zahlreichen Lagunen, welche man längs des Iça wie des Amazonenstromes findet, nichts als Reste früherer Stromarme, welche das eigensinnige Gewässer verlassen hat.

Jetzt fahren die Schiffe nicht mehr über Cuemby hinaus, weil sie von da an nur noch bei Hochwasser verkehren können.

Weiterhin wurde ein schöner Zufluß von links, der Guames (Guamoes), passirt, der in dem „See" (Cocha) unweit Pasto entspringt (vergl. „Globus" XXXVII, S. 226 ff.), und dessen Erforschung Edouard André für sehr wichtig hält,

weil er vielleicht einen Verbindungsweg zwischen Pasto und dem Atlantischen Ocean abgeben könnte. André selbst aber erzählt (a. a. O.), daß eine von Rodriguez ausgesandte Expedition, im November 1875, neun Tagereisen weit stromabwärts vordrang, dort jedoch den Fluß so voller Felsen und Schnellen fand, daß sie umkehrte und jede Verbindung für unmöglich erklärte. Andererseits hat Santa Cruz, der Andes-Pirat, wiederholt den Guames drei Tagereisen aufwärts befahren und erklärt die weitere Schifffahrt gleichfalls aus denselben Gründen für sehr schwierig.

Am 20. Mai erreichte Crevaux einen aus drei Häusern bestehenden Weiler, wo die Firma Reyes Chinarinde zu lagern hat. Der Verwalter des Dépôts war Don Fernando, ein Neffe der Brüder Reyes, der den Reisenden zwar freundlich empfing, bald aber seine wahre Natur herauskehrte. Crevaux war vor diesem kleinen Tyrannen, der den obern Putumayo unumschränkt beherrschte, bereits gewarnt worden. Als er am nächsten Morgen abfahren wollte, fehlten Indianer zu seiner Begleitung und sämmtliche leichte Pirogen waren angeblich für diesen Tag schon anderweitig benutzt. Am nächsten Tage neue Hindernisse, bis Crevaux kurz entschlossen nur mit Santa Cruz und Apatu seine eigene schwere Piroge bestieg und zum Erstaunen Don Fernando's davonfuhr. Schon zwei Stunden später erreichten sie ein kleines Dorf, wohin Fernando seine Pirogen, die er dem Reisenden verweigerte, hatte schaffen lassen. Dem Wächter desselben wurde von Santa Cruz gesagt: „Nimm zwei Pirogen und komm mit uns auf Befehl des Don Fernando“ — ein Verfahren, das zwar nicht ganz ehrenwerth war, aber doch entschuldbar mit dem Kriegszustande, in welchen sie wieder ihren Willen versetzt worden waren.



Civilisirte Indianer von Cuemby.

Am nächsten Morgen (22. Mai) ließen sie ihre große Piroge zurück und fuhren mit Sonnenaufgang ab, häufig sich umschauend, nicht so sehr aus Furcht vor einem möglichen Angriffe, sondern aus Angst, daß sie ein Boot überholen und andere Agenten des Hauses Reyes weiter stromauf benachrichtigen könnte. Sie fuhren also den ganzen Tag und machten Abends auf einer großen, mit Geröll bedeckten Uferfläche am Einflusse des Rio San Juan Halt; man genoß von dort aus einen prächtigen Blick auf die steilen Abhänge der Anden. Auch Apatu, welcher nie etwas anderes als die nur 400 m hohen Tumuc-Humac-Berge in Guayana gesehen hatte, war über diese Riesen erstaunt und that die intelligente Frage, wohin denn das Wasser gehe, welches auf der andern Seite dieses Gebirges falle, und ob dort noch ein zweites Meer sei. Er war begeistert, als er erfuhr, daß ihn höchstens nur noch 20 Tagemärsche vom Stillen Ocean trennten; zu sehen sollte er ihn freilich nicht bekommen.

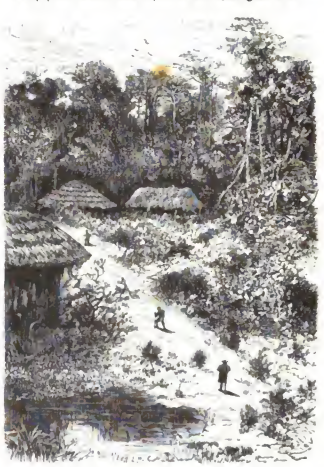
Am 23. Mai theilte sich der Fluß in zwei Arme; man fuhr den Guineo aufwärts, dessen geringe Tiefe das Fortkommen sehr erschwerte; mit einem auf Kiel gebauten Boote wäre dasselbe völlig unmöglich gewesen. Denn jeden Augenblick stieß man auf eine Sandbank oder einen Felsen. Während der folgenden Nacht fror man schon; denn obwohl man sich nur etwa 300 m über dem Meeresspiegel und noch dazu unter dem Aequator befand, so war die Luft doch schon durch die Nähe der schneebedeckten Gebirge stark abgekühlt. Am Vormittage des 25. langten sie in dem Weiler Guineo an, der wiederum nur eine Niederlage für die Chinarinde bildete, fanden dort eine gute Aufnahme, traten aber schon am nächsten Morgen den Landmarsch zum Rio Yapura an, welcher im Großen und Ganzen nordöstlich vom Iça demselben parallel fließt. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr stiegen sie in die Barranca hinab und durchwateten den Rio Guineo, dessen kaltes Wasser ihnen nur bis an die Waden reichte; eine Fahrt in Booten ist weiter aufwärts unmöglich. Der kaum sichtbare Pfad war sumpfig, und man war gezwungen rasch zuzuschreiten um nicht einzusinken. Mehrere kleine Bäche wurden gekreuzt, darunter der Rio Picudo, ein linker Zufluß des Iça, der für ganz kleine Fahrzeuge schiffbar sein soll. Crevaux hatte auf diesem Wege Berge zu finden erwartet; aber das Land war stets flach und wurde zusehends sumpfiger und schlammiger, daß man nur mühsam die Sparto-Schuhe (mit Sohlen aus geflochtener Schnur), welche man in Guineo geschenkt erhalten hatte, aus dem Kothe herausziehen konnte. Niemals griff der Reisende so aus; er rannte, er flog förmlich durch den hochaufspritzenden Schlamm und überholte schließlich die Träger, welche zwei Stunden früher aufgebrochen waren. Nachdem man so etwa 20 000 Schritt zurückgelegt hatte, senkte sich das Terrain plötzlich und man erblickte unten im Grunde einen Bach, den ersten Zufluß des Yapura. Hier wurde Halt gemacht, um die Nachzügler zu erwarten und etwas Kaffee zu trinken; sonst aber befolgte Crevaux die Sitte der Indianer, unterwegs nichts zu essen, als höchstens ein Stück in Quellwasser getauchten Brotes. Um drei Uhr wurde Limon erreicht, das auf vielen Karten von Südamerika als große Stadt bezeichnet ist, in Wahrheit aber aus einer von Stroh erbauten Kirche und drei Schuppen zur Aufbewahrung von China-



Ansicht der Anden vom Ufer des Rio San Juan aus.

rinde besteht. Mocoa, welches etwa 20 km entfernt liegt, ist etwas bedeutender, weil es im Mittelpunkte großer Quinquina-Wälder sich befindet. In Limon fand man nicht das Geringste zu essen, weder Fisch noch Wild, noch frisches Fleisch. Die Arbeiter, welche täglich fünf Franken verdienen, müssen vier davon für etwas Tafia (Zuckerbranntwein) und getrocknetes Fleisch ausgeben, und in Mocoa kostet die Flasche gewöhnlichsten Weines 10 Frcs.

Als echter Brigant forderte auch hier Santa Cruz von dem Verwalter des Reyes'schen Dépôts im Namen desselben Don Fernando, welcher ihrer Abreise so hindernd entgegengetreten war, Boote, erhielt dieselben auch, und sofort schiffte man sich ein. Zwei Kilometer weit fuhr man den kleinen Rio Churugaco hinab und erreichte dann den Caqueta, der nicht tief, aber so reißend ist, daß man das Rollen



Der Weiler Guineo.

der Kiesel und Geschiebe auf seinem Grunde deutlich vernimmt. Natürlich war die Schifffahrt auf demselben nicht gerade die leichteste, und Apatu mußte seine ganze Geschicklichkeit aufwenden, um sein Fahrzeug durch das wüthend aufwallende und brausende Wasser zu lenken. Nach zweistündiger Fahrt erreichte man Paca-Yaco, wo zwei Familien freundlicher Indianer wohnten, welche Quichua sprachen und den Reisenden etwas Fische hergaben, welche mit Bananen gekocht verzehrt wurden. Schon zwei Monate hatten sie nur von gesalzenem Fleische und Fischen gelebt, so daß sich Apatu herzlich danach sehnte, in den Stromschnellen Kumarus zu schießen und Kuatas zu erlegen.

Da es in der letzten Nacht geregnet hatte, so war die Strömung eine sehr rasche, und wie die Pfeile schossen die beiden Boote dahin, zum größten Vergnügen für Crevaux;

denn zwei solche Tagereisen mußten ihn so weit von den Quellen des Caqueta entfernen, daß seine Begleiter nicht mehr daran denken konnten, ihn im Stiche zu lassen und umzukehren, und daß er seine Unternehmung bald für gesichert halten durfte. Vor dem Remolino (Stromschnelle) Uassi-panga wollte gegen 3 Uhr der Führer des zweiten Bootes für diesen Tag Halt machen, da der Fluß zu hoch und reißend sei; aber ohne darauf zu hören, setzte Apatu das Rudern fort und durchflog das gefürchtete Hinderniß, wobei freilich beide Fahrzeuge in Folge ungeschickter Bewegungen der Ruderer sich halb mit Wasser füllten. Als die Nacht herannahte, wurde an einer Stelle des Ufers, welche sich etwa 1 Fuß über das Wasser erhob, gelagert. Gegen Abend indessen begann es zu regnen und der Fluß stieg so rasch, daß sich die Reisenden gegen 10 Uhr nur noch 5 cm über dem Wasser befanden. Sie mußten also rasch die



Der Mestize Fortunato in Yura-Yaco mit seiner Familie.

Boote wieder beladen und sich zur Besteigung derselben fertig halten. Erst kurz vor Morgen fielen sie nach einer wegen Regen und der Muskitos schlaflos verbrachten Nacht in tiefen Schlaf. Beim Erwachen aber fanden sie das eine Boot voll Wasser; das rasche Fallen des Flusses hatte dieses schwere Unglück veranlaßt, wodurch die drei Chronometer des Reisenden unbrauchbar gemacht wurden.

Noch vor Mittag erreichte man die Niederlassung Yura-Yaco, so genannt nach einem dort mündenden schönen Zuflusse von links, dessen Quellen im colombianischen Staate Tolima liegen, und der acht Tagereisen weit stromaufwärts schiffbar sein soll. Der Herr dieses Hauses war ein unglücklicher Mestize, der wie zum Hohne Fortunato hieß und scheußlich anzusehen war: Gesicht, Hände und Füße waren mit schwarzen und weißen Flecken bedeckt, daß er wie ein Schecke aussah. Dort war überall das Pigment verschwunden und die empfindungslose Haut weißlich wie eine alte Narbe; dicht daneben hatte sie einen bläulich schwarzen Ton. Die

Frau Fortunato's, um drei Jahrzehnte jünger als ihr Mann, ist eine reinblütige Weiße, die reizend wäre, wenn sie nicht an demselben Hautübel, dem caraté, oder, wie Crevaux meint, der Schwindflechte (vitiligo) litte. Ihre sonst sehr niedlichen Kinder zeigen die verschiedensten Hautfarben: zwei kleine Mädchen sind vollständig weiß, ein Knabe hatte Wollhaare wie ein Mulatte. Crevaux hat das Caraté (vergl. die Artikel „Scheckige Menschen" „Globus" XXXIV, S. 27 und Dr. Pechuel-Lösche's „Abnorm gefärbte Menschen" ebenda S. 122) außer am Caqueta auch bei den Ticunas am Rio Javary, bei einigen Indianern am Iça und bei einem unglücklichen Weißen gesehen, der nach viermonatlicher Reise an diesem Flusse davon ergriffen wurde und sich aus Scham nicht mehr nach Columbien zurückzukehren traute. Crevaux meint, daß das Leiden mit durch die ewigen Stiche der Pion-Fliege verursacht wird. Seine eigenen Handrücken sahen in Folge derselben von Weitem so aus, als wenn er Handschuhe trüge; dies kommt daher, daß die mikroskopisch kleinen Blutströpfchen, welche bei jedem Stiche an der Oberfläche hervortreten, so dicht neben einander sitzen, daß sie einen großen Flecken zu bilden scheinen.

Fortunato's Frau erwies sich als vorzügliche Köchin und bereitete dem Reisenden ein Gericht mit Pekari-Fett gebratener Bananen, das demselben herrlich mundete; Fortunato selbst willigte ein, nach einem Ruhe- und Vorbereitungstage Crevaux bis zum Falle Araraquara zu begleiten. In zwei Booten wurde die Fahrt fortgesetzt; im kleineren nahmen Crevaux, Apatu, zwei Carijonas-Indianer und Fortunato Platz. Da letzterer wegen des elenden Zustandes seiner Hände nicht zu rudern vermochte, so mußte er sich auf die kleine Bank vor Crevaux setzen, Wasser ausschöpfen und die Namen der Inseln und Zuflüsse nennen; es kostete jedoch dem Reisenden nicht geringe Ueberwindung, ehe er sich an das gräßlich entstellte Gesicht seines Gegenüber einigermaßen gewöhnt hatte.

Bald wird der Fluß breiter und beschreibt große Bogen, deren Sehne gewöhnlich ein schmaler Kanal bildet; letztern nennen die Anwohner des Amazonenstromes parana, die Spanier brazuelo. Die flachen Ufer boten keine passenden Lagerstellen dar; da aber die Nacht hereinzubrechen drohte, mußten sie wohl oder übel auf der Spitze eines Inselchens landen, das wie aller Sumpfboden mit indischem Blumenrohre bedeckt war. Die großen Blätter desselben wurden abgehauen und darauf die Decken ausgebreitet. Es wäre gesunder gewesen, im Boote zu schlafen; allein dasselbe war zu klein, um sich darin ausstrecken zu können, und außerdem wollte Crevaux vor seinen Begleitern nichts voraushaben und dadurch etwa ihre Unzufriedenheit erregen.

Die Eigenthumszeichen der Naturvölker.

Von **Richard Andree.**

Die alten Hausmarken und Eigenthumszeichen, welche in Deutschland wie Skandinavien die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen haben, und in denen man ein bedeutsames germanisches Rechtsinstitut verborgen fand, lassen sich weit über den engen Kreis dieser Länder hinaus über die ganze Erde in verwandtem oder gleichem Sinne verfolgen und haben in vielen Gegenden ihre Analoga.

Diese Marken, die sich an Thüren, Balken, auf Geräthschaften, Kirchenstühlen und selbst Urkunden vorfinden, wo sie Namensunterschrift vertreten, wurden in früheren Zeiten konstant als festes Zeichen des Eigenthums gebraucht. Es sind einfache meist geradlinige Figuren, leicht eingeschnitten oder gravirt, die, wie Michelsen nachweist [1]), ursprünglich einem analphabetischen Geschlechte angehören, eine Anschauung, die ihre Stütze nicht nur, wie wir sehen werden, in dem analogen Gebrauche derselben heute bei den Naturvölkern findet, sondern sich auch historisch nachweisen läßt. Wie der genannte Forscher aufführt, heißt es im dänischen Gesetzbuche Christian's V., daß Analphabeten ihre Verschreibungen durch ihr Siegel oder ihre Bomaerke (Baumarke, Hauszeichen) bekräftigen sollen. Auch das preußische Landrecht bestimmt in dieser Hinsicht Bekräftigung durch Handzeichen oder Kreuz. So vertritt die Marke als Personenzeichen den Namen in der Unterschrift. Aber sie hatte noch weitere Wirksamkeit; indem sie von der Gemeinde anerkannt und auf Geräthen, Waffen, Hausthieren &c. eingezeichnet wurde, stellte sie das Mein und Dein greifbar vor aller Augen fest, stellte das Eigenthum sicher und erschwerte das Entwenden.

Verwandt mit der Hausmarke sind manche andere Zeichen, die Handels- und Signirzeichen der Kaufleute, die Waarenzeichen und Schutzmarken, die Steinmetzzeichen, also das Handzeichen des Steinhauers, welches er auf das von ihm gefertigte Werkstück setzt.

In Deutschland sind diese Marken bereits uralt und Michelsen will sie bereits in den notis quibusdam finden, womit, nach Tacitus, die alten Germanen die Stäbchen bei der Losung zeichneten. In der Offenbarung Johannis (13, 17) ist das „Malzeichen des Thieres", wie Luther χάραγμα τοῦ θηρίου übersetzt, erwähnt, was auf die Eigenthumsmarke gedeutet wird. Desgleichen bei Griechen und Römern kommt das Zeichnen von Thieren vor, worüber bei Michelsen S. 17 die Beläge nachgesehen werden können.

Auch das berühmte indische Hakenkreuz, Svastika, 卐 ist ursprünglich nichts anderes als ein Zeichen, welches man dem Vieh ins Ohr machte, wie uns Max Müller belehrt [1]). „Sehr wenig von indischer Kunst ist vor dem dritten Jahrhundert vor Christus, der Zeit, da die buddhistischen Fürsten ihre Bauten begannen, bekannt. Den Namen Svastika kann man indessen etwas weiter zurück verfolgen. Er begegnet uns als der Ausdruck für ein besonderes Zeichen ungefähr ein Jahrhundert früher in der alten Grammatik des Panini. Dort sind gewisse Komposita erwähnt, in denen das letzte Wort „Karna", Ohr, ist. Wie es scheint, machte man dem Vieh Zeichen auf die Ohren, an denen man den Besitzer erkannte. Dieser Brauch herrschte sogar in den Vedazeiten, denn im Rigveda finden wir ashtakarni auf Kühe angewendet, die mit der Marke 8 gezeichnet waren, wie diese Marke damals auch ausgesehen haben mag, wahrscheinlich waren es nur acht Linien oder zwei Kreuze. Eine

[1]) A. L. J. Michelsen, Die Hausmarke. Jena 1853, S. 11.

[1]) In Schliemann's „Ilios" 390.

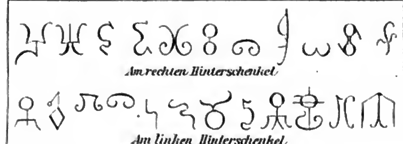


Fig. 1. Tscherkessen.

Fig. 2. *Fig. 3.* *Fig. 4.* *Fig. 5.*

Arabisches Wesm.

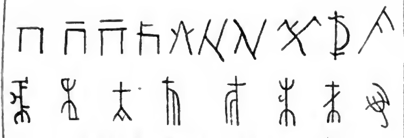


Fig. 6. Schwedisch Lappland.

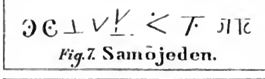


Fig. 7. Samojeden.

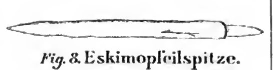


Fig. 8. Eskimopfeilspitze.



Fig. 9. Russisch Lappland.

Fig. 10. Tscheremissen u. Tschuwaschen.

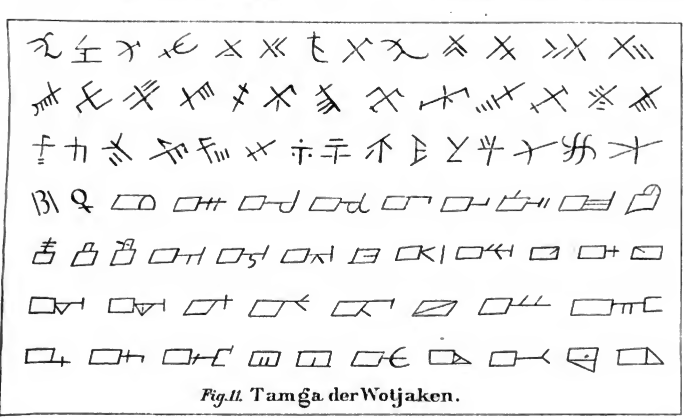


Fig. 11. Tamga der Wotjaken.

Eigenthumszeichen verschiedener Völker.

Anspielung auf diesen Brauch das Vieh zu zeichnen findet sich im Atharva-veda und in den Sankhayana-grihya-sutras ꝛc. eingehender beschrieben. Hier wird ein Kupferinstrument (audum baro-asih) zum Zeichnen des Viehs empfohlen. Eins dieser Zeichen zum Markiren des Viehs war das Svastika.“ Bleiben wir einmal beim Zeichnen des Viehs.

Auf Madagaskar wird beim Vieh das Zeichen des Besitzers durch Einschnitte in die Ohren angebracht. Die Ohren des geschlachteten Viehs hängt man öffentlich auf, damit Jedermann sehen kann, es sei nicht gestohlen gewesen. Enten und Gänse zeichnet man an den Schwimmhäuten [1]. Das letztere Verfahren kenne ich aus böhmischen Dörfern zwischen Prag und Pilsen. Auch auf Island wurden Vögel an den Schwimmfüßen mit Eigenthumsmarken gezeichnet und nur an dieser Stelle war das Anbringen der gesetzmäßigen Marke zulässig [2].

Jeder Somalstamm (Ostafrika) hat für die von ihm gezüchteten Kameele ein besonderes in einer Brandmarke bestehendes Markzeichen [3]. Alle Pferde der Tscherkessen tragen Zeichen wie Fig. 1; wer diese Zeichen fälscht, verfällt der Blutrache [4]. Das Familienoberhaupt der Guaycurus in Paraguay zeichnet den Weibern auf die Brust, den Pferden auf der Croupe, ja sogar den Hunden die Marke seines Besitzthums auf [5].

Bei den Lappen der Halbinsel Kola fand Aubel, daß jeder ein bestimmtes Zeichen (Snak oder Kleimo) besaß, welches er auf alle seine Habseligkeiten, Kähne, Ruder und Schlitten, einschneidet und statt der drei Kreuzchen unter die Steuerzettel setzt. Damit sich der Sohn in dieser Unterschrift auch vom Vater unterscheiden könne, hängt er dieser noch einen kleinen Haken oder Schnörkel an, wodurch die komplicirtesten Signaturen entstehen [6]. Auch die Renthiere der Lappen sind mit dem Familienzeichen markirt und dieses ist von Wichtigkeit um die Thiere aus den gemeinsamen Herden auf der Weide, wo oft 10 000 Stück sich beisammen befinden, sondern zu können. Bei der Geburt eines Lappenkindes wird diesem ein Renthier geschenkt und dem letztern neben dem Familienzeichen auch noch das Zeichen des Kindes ins Ohr geritzt, welches Zeichen aber nur der Eingeweihte zu bemerken im Stande ist [7].

Lappische Bomärken aus Schwedisch Lappmarken hat von Düben abgebildet [8]. Vergleiche Fig. 6. Damit stimmen überein die als Unterschrift benutzten Zeichen der Lappen in Russisch Lappland und an der Eismeerküste, Fig. 9 [9].

Bei den nomadisirenden Arabern Syriens heißt das Eigenthumszeichen Wesm und hat Wetzstein darüber ausführlich berichtet [10]. Man findet diese Wesm sehr häufig an den Thoren und Mauern der alten verlassenen Städte, auf den Säulen und steinernen Wassertrögen der Ruinenorte, an glatten Felswänden, bei den Brunnen und Cisternen mit großer Sorgfalt tief in den Stein eingegraben, um anzuzeigen, daß das Recht bei diesen Oertlichkeiten zu weiden und die Herden zu tränken oder Ansiedlern daselbst den Feldbau zu gestatten, ausschließlich denjenigen Stämmen oder Stammzweigen zustehe, welche die dort eingegrabenen Eigenthumszeichen führen. Selbstverständlich trägt auch sämmtliches Vieh eines Stammes, Ziegen, Schafe und Kameele, Stück für Stück das Wesm. Es wird ihm an denjenigen Theilen des Körpers eingebrannt, an welchen es immer sichtbar ist, d. h. durch Haare und Wolle nicht verdeckt wird, also bei den Schafen am Gesicht, an den Ohren und Unterschenkeln. Ohne das Wesm würde eine verirrte oder geraubte Herde nicht als fremdes Gut erkannt und zurückgegeben resp. zurückgefordert werden können, oder würde sich das auf den Weideplätzen und an den Tränkstätten oder auf einer Flucht zusammengetriebene Vieh der verschiedenen Stämme nicht leicht und sicher wieder sondern lassen.

Häufig findet man an der Mauer einer Ruine mehrere solcher Stammessymbole zum Zeichen der Gleichberechtigung nebeneinander gestellt, in welchem Falle ein europäischer Reisender, der sie zum ersten Male sieht, gewöhnlich eine Inschrift vor sich zu haben glaubt. Als Wetzstein im Frühlinge 1862 einen 14 Stunden östlich von Damaskus gelegenen Vulkan, die Dekwa, bestieg, fand er auf der Spitze des Berges an einer geglätteten Felswand tief eingegraben die Zeichen Fig. 2, von denen die beiden äußeren das Wesm zweier Stammeszweige der Ghaijât und die beiden mittleren dasjenige zweier Stammeszweige der Mezâwida sind; beide zu den Trachoniten gehörige Völkerzweige existiren noch. In der Ortschaft Merw in Nordgilead stehen auf dem Bruchstücke einer Säule die Zeichen Fig 3, von denen das erste linker Hand den Churschân, das folgende den Tuwaka, das dritte den Beni Zuheir, das vierte den Atimma gehört. Diesen vier Stämmen, welche Zweige der Völkerschaft Sachr sind, ist jenes Dorf tributpflichtig. In der Stadt Bosrâ (dem alten Bostra) stehen an dem sogenannten Windthore die Zeichen Fig. 4, von denen die zwei letzten linker Hand gewaltsam zerstört, wenn auch noch kenntlich sind. Ihre Zerstörung zeigt an, daß ihre Inhaber kein Anrecht mehr auf die Stadt haben. Das erste rechter Hand heißt der Neumond (hilâl) der Benî Schaalân und ist das Wesm der Ruwala, eines großen Stammes der Aneza; das folgende sind die Stäbe (matârik) der Benî Râschid, eines Zweiges der Sirhân; das mittlere ist der Krückstock (mähegâna) der Benî Kâsim, gleichfalls eines Zweiges der Sirhân; das vierte sind die zwei Neumonde (hilâlein) der Serdîa, eines jetzt decimirten, aber noch vor 150 Jahren mächtigen Stammes im Süden Haurâns; das fünfte endlich ist die Keule (debbusa) der Fuheilia, eines jetzt ebenfalls sehr geschwächten Stammes, dessen Fürst früher (noch Anfangs dieses Jahrhunderts) bei seiner Investitur vertragsmäßig eine stählerne, mit eingelegten goldenen Arabesken gezierte Schlachtkeule von der osmanischen Regierung erhielt. Er führte den Titel „Fürst der syrischen Nomaden“ (Emir Arab es-Schâm), und die Keule, das Symbol der Herrschaft, wurde zum Wesm der Völkerschaft.

Auf dem Berge Munsâr bei dem Dorfe El-higâna, sechs Stunden östlich von Damask, steht auf einem Grabhügel ein Stein mit dem Doppelzeichen Fig. 5. Dasjenige rechter Hand ist das Wesm der Gemâ'ra, das andere der No'eimr. Beide Stämme gehören zu den Trachoniten. Zwei befreundete Jünglinge, welche, der eine dieser, der andere jener Völkerschaft angehörend, in einer Stammfehde dort gegen einander kämpfen mußten und auf den Tod verwundet wurden, verlangten in einem Grabe beerdigt zu werden. Das Jägervolk Suleib, welches sich unter den syrischen Nomaden am längsten zum Christenthume bekannte, hat noch heute als Stammesabzeichen das Kreuz. Die Adwân, welche im Osten von Jericho nomadisiren, haben als Wesm den Kaffeebrenner (mähemâsa), ein großer eiserner Löffel,

[1] J. M. Hildebrandt in Zeitschr. der Ges. f. Erdkunde zu Berlin XV, 265, 280.

[2] Michelsen S. 22.

[3] Burton's Reise nach Medina und Mekka. Leipzig 1861, 279.

[4] Kolenati, Bereisung Circassiens. Dresden 1859, 16.

[5] v. Martius, Zur Ethnographie Amerikas, 230.

[6] Aubel, Ein Polarsommer. Leipzig 1874, 67.

[7] J. A. Friis im „Globus“ XXII, 6.

[8] Om Lappland och Lapparne p. 317.

[9] v. Middendorff in v. Baer's und Helmersen's Beiträgen zur Kenntniß des Russischen Reichs XI, 181.

[10] Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1877 (14).

das Symbol der Gastfreundschaft; hier gestattet die Art des Wesm einen Schluß auf das Alter der Völkerschaft, denn da der Kaffee erst seit 200 Jahren in Syrien eingeführt ist, so müssen die Adwân ein junger Stamm sein. Auch die Turkmanen-Stämme in Gôlân und bei Haleb haben das Wesm, nur heißt es bei ihnen Tâgh, ein Name, den wir bereits aus den Reisewerken über Turkistan und die nördlicheren Länder turanischer Zunge kennen, denn auch die dortigen Nomadenvölker haben allgemein das Eigenthumszeichen, ohne Zweifel aus den ältesten Zeiten her. Soweit Wetzstein.

Auf der friesischen Insel Föhr sollen, wie Michelsen anführt [1]), die Hauszeichen noch immer als feste Marken des Viehs im Gebrauche geblieben sein. Besonders ausgebildet war die Eigenthumsmarke in Island. In Halderson's isländischem Lexikon ist die Bumark erklärt als Hauszeichen, womit man die Effekten zeichnet, zunächst als Eigenthumszeichen, welches man Hausthieren ins Ohr schneide. Incisio in auribus pecudum qua dignoscatur possessor; ferner aber auch benutzt als Namensunterschrift bei Analphabeten. Nur die Zeichen an den Ohren galten als gesetzmäßige Marke, wie denn überhaupt sehr genaue Vorschriften über das Kennzeichen des Viehs, Pferde ausgenommen, im altisländischen Rechte vorhanden waren. „Man soll ein und dieselbe Marke an allem seinem Vieh haben, widrigenfalls man bruchfällig wird, und hat man eine angeerbte Marke, so soll man sich dieser bedienen.“

Dieses Vererben der Marke läßt sich bei Naturvölkern nachweisen. Bei den Ostjaken vererben gewisse in Holz geschnittene Kerbzeichen in den einzelnen Familien als Namenschiffern. „Man hat oft dergleichen alte Schnitte in dem Holzwerke einer Jurte nachgewiesen und nur dadurch das ganze Gebäude für einen längst vergessenen Schuldner in Anspruch genommen und erhalten“ [2]).

Bei den Wotjaken, die keine Schrift besitzen, führt jeder Hausvater eine Chiffer oder Tamga als Familienzeichen, welche nach seinem Tode auf die Söhne übergeht und zwar ganz, wenn nur ein Sohn da ist, in Theile zerlegt, wenn deren mehrere sind. Erdmann giebt Abbildungen dieser Tamga [3]). Wir reproduciren Fig. 11 einige. Auch Tschuwaschen und Tscheremissen an der Wolga kennen diese Zeichen, welche sie zur Bekräftigung der durch Kerbhölzer geführten Rechnungen auf jene einschneiden, wo sie statt der Unterschrift gelten. Einige dieser Zeichen, welche völlig den Charakter der Hausmarken tragen, sind Fig. 10 abgebildet [4]).

Es gehören hierher auch die Thierzeichen der Thlinkithen Nordwestamerikas, welche wiederum mit dem Totemismus in Zusammenhang stehen. Dieses Volk zerfällt nämlich in einen Rabenstamm und einen Wolfsstamm. Die verschiedenen Geschlechter des erstern führen ihren Namen nach dem Raben, Frosche, Seelöwen, der Gans, der Eule, einem Lachse; die des Wolfsstammes wiederum vom Wolfe, Bären, Adler, Delphin, Haifisch, der Alke. Jedes Geschlecht trägt ein Schildwappen, d. h. schmückt sich mit einem leicht erkennbaren Theile des Thieres, dessen Namen es führt. Boote, Geräthe, Decken, Schilde, Helme, ja sogar ihre Hütten und Jurten lassen diese Wappenzeichen wahrnehmen [5]).

Speere, Bumerangs und andere Waffen und Geräthe der Australier von Neu-Süd-Wales tragen die Marke ihres Herstellers. Sie bestehen aus gebogenen Linien, Zigzags und Rauten [1]).

Auf dem Tschugor, dem Lagerplatz der Samojeden, wo deren Zelte standen, lassen sie ein Kennzeichen zurück, indem sie einige Stöcke in den Schnee stecken und zwar in der Richtung geneigt, wohin sie ihren Weg genommen haben, und mit auf den Stöcken eingekerbten Zeichen, Piddine genannt, desjenigen Samojeden, dessen Tschugor dort gestanden hatte. Diese Markzeichen sind verschiedener Art, z. B. wie Fig. 7, aber doch kennt größtentheils jeder Samojedenwirth die Zeichen der anderen. Mit denselben Zeichen sind die Renthiere jedes einzelnen Besitzers am rechten Vorderschenkel, oft aber auch an beiden gebrandmalt, so daß, wenn ein Ren sich verlaufen hat und auf die Herde eines andern stößt, sie sogleich mit mehr oder weniger Sicherheit bestimmen können, wem es angehört [2]).

Die nordamerikanischen Indianer brachten auf ihren Streitkolben das Merkzeichen an, welches den Stamm kenntlich machte, zu dem der Träger dieser Waffe gehörte [3]), und Lubbock [4]) bildet Eigenthumszeichen auf einer Eskimopfeilspitze ab (Fig. 8). Mit solchen positiven Daten vor Augen wird es wohl auch hinfällig sein, wenn E. Bessels [5]) das Vorhandensein von Eigenthumsmarken an den Speerspitzen der Eskimos bezweifelt. „Ein primitives Volk bedarf nicht besonderer Abzeichen, um sein Eigenthum kenntlich zu machen, denn wo ein jeder seine eigene Waffe verfertigt, wird dieser ein gewisses individuelles Gepräge verliehen, welches ähnliche unverkennbare Charaktere besitzt, wie die Handschrift einer Person.“ Und dennoch ist gerade bei Jäger- und Fischervölkern die Eigenthumsmarke im Gebrauche. Die knöchernen Pfeile der Konjagen, also eines eskimoartig lebenden Stammes, sind mit der Marke des Besitzers gezeichnet. Da die Seeotter nie von einem Pfeile getödtet wird, sondern oft vier, fünf oder noch mehr erhält, die von verschiedenen Jägern herrühren, so gilt als Regel, daß derjenige die Beute erhält, dessen Pfeil dem Kopfe zunächst steckt [6]). Hier also, bei einem gleichfalls primitiven Volke, ist die Marke auf den Pfeilen für nöthig befunden. Und so bei den Woitos am Tanasee in Abessinien, welche das Nilpferd mit Harpunen erlegen, deren eiserne Spitze ein bestimmtes Familienzeichen trägt, welches den übrigen Stammesgenossen bekannt ist. Demjenigen wird das Eigenthumsrecht zuerkannt, welcher den ersten Wurf auf das Nilpferd gethan hat, selbst wenn das verendete Thier an einer fernen Stelle strandet [7]). So handelten auch die alten Isländer. Fand Jemand einen treibenden Wal und darin eine Harpune, so gehörte die Hälfte der Beute dem Harpunier. Die Harpunen pflegten deshalb mit einer Marke bezeichnet und diese Marken am Ding bekannt gegeben zu werden. Wer ein thingborit skot im Wale fand, hatte dessen rechtmäßigem Eigenthümer davon Nachricht zu geben [8]). Die Bewohner der Aleuten jagen den Wal mit Harpunen ohne Leine; erst wenn das riesige Thier mehrere Geschosse empfangen hat, stirbt es und wird an irgend einer der Inseln ausgeworfen. Die Gemeinde, die den Wal fin-

1) A. a. O. S. 5.
2) A. Erman, Reise um die Erde, I, 622.
3) Joh. Friedr. Erdmann, Reisen im Innern Rußlands, Leipzig 1826, II, 25, und Tafel 3.
4) Nach G. F. Müller, Sammlung Russischer Geschichte. St. Petersburg 1758, III, 364.
5) Holmberg, Völker des russischen Amerika. Helsingfors 1855, I, 13.

1) Journ. Anthropol. Institute VII, 253.
2) B. v. Struve im „Ausland“ 1880, 775.
3) Heckewelder, Nachricht von der Geschichte der indianischen Volksstämme. Göttingen 1821, 39.
4) Die vorgeschichtliche Zeit. Jena 1874, I, Figur 2, Seite 9.
5) Die Amerikanische Nordpolexpedition. Leipzig 1879, 361.
6) Holmberg, Völker des Russ. Amerika, 115.
7) v. Heuglin, Abessinien, 290.
8) K. Maurer, Island. München 1874, 416.

det, untersucht zunächst die Wunde, „wo sich immer noch der mit dem Zeichen der Gemeinde des Jägers versehene Wurfspieß vorfinden muß. Diese Gemeinde wird nun sofort benachrichtigt und hat sich mit der, in welcher die Beute gefunden wurde, in selbige zu theilen“ [1]). Also wie in Island.

[1]) v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem Russischen Amerika, I, 268.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

IV.

Der Doppelkamm der Südvogesen und seine Entstehung.

Wir haben jetzt gesehen, daß jenes große westliche Granitplateau, welches den breiten Westfuß des Hohnecks bildet, seine Anlage, Form und heutige Beschaffenheit nur der allmäligen Hebung des granitischen Vogesenmassivs und den dadurch immer massenhafteren Niederschlägen verdankt, daß wir also an ihm die oroplastische Thätigkeit des Hohnecks selber sehen. Ein Thal aber, das merkwürdige Thal der Meurthe, haben wir noch nicht betrachtet; und so kehren wir jetzt zum Hohneck, von welchem es ausgeht, zurück.

Die Höhe desselben und die starken von Südwesten kommenden Niederschläge erklären noch einige andere wichtige orographische Erscheinungen des Gebirges. Zunächst die unruhige Gliederung des Hohneckmassives selber, welches von der Schlucht bis zum Rheinkopf in lauter einzelne Köpfe zerlegt ist und zwar mit tieferer Schartung, als man sie weiter nach Norden auf dem höchsten Rücken der Granitvogesen vorfindet. Und zweitens: dem Hohneckmassiv liegt westlich vorgelagert eine Reihe von Höhen an, oder vielmehr das Hohneckmassiv fällt westlich ab in eine Reihe aus ihm hervor wachsender Höhen, welche viel niedriger sind als die nächste Parallelkette jenseits der Colline de la Vologne, und sehr viel niedriger als der Hohneck selber, welche die Höhe von 900 m kaum überschreiten werden: so les feignes sous Vologne, la tête du Ortimont, ronde tête und andere, die natürlich alle durch kleine Flußläufe von einander geschieden sind. Ihre geringe Höhe so unmittelbar neben den Hochgipfeln ist auffallend; und doch ist sie nur die Folge der mächtigen Niederschläge der Südwestseite, welche natürlich hier das Massiv zumeist wegwaschen mußten. Aber auch die so auffallende Bildung der Hautes Chaumes ist wohl nur durch die Nachbarschaft des Hohneck hervorgerufen. Während wir den Südkamm des Gebirges vom Ballon d'Alsace bis zum Rheinkopf mit einer Reihe einzelner rund oder länglich gewölbter, verhältnißmäßig tief gescharteter Gipfel besetzt, und zugleich in einzelne Gebirgsstöcke abgetheilt finden, so zieht sich nordöstlich vom Hohneck der Rücken ohne die mindeste Unterbrechung und Gliederung bis zum Thale von le Bonhomme hin. Wir sahen nun aber, daß der Hohneck in früheren Epochen sehr viel höher war, als jetzt. Er hat also die Hauptmasse der Südwestniederschläge festgehalten und verschaffte dadurch dem Nordrücken größere Ruhe. Der Südrücken, den Niederschlägen stark exponirt, zeigt daher die eingeschnittenen ziemlich breiten Pässe, welche das Gebirge zerlegen, und auf den einzelnen Gebirgstheilen wieder die verschiedenen Gipfel. Die Hautes Chaumes empfingen gelindere, gleichmäßigere Niederschläge, daher ihre gleichmäßig gewölbte Gestalt, für die jedoch auch ihr hohes Alter mit zu berücksichtigen ist.

Dabei ist freilich noch ein Drittes zu beachten; die Bergkette nämlich, welche zwar schmal aber in nicht unbedeutender Höhe ihnen westwärts parallel läuft, das Thal der Meurthe abschließend. Wir kommen hier auf dieselbe zurück. Daß sie den Niederschlägen stärker ausgesetzt ist, als die Hautes Chaumes, folgt aus ihrer Lage; so zeigt sie auch viel stärkere Verwitterungsformen (z. B. das gewaltige Trümmermeer an den Granitwänden bei le Valtin) und sehr viel steilere Böschung als diese letzteren. Sie bildet den Nordwestrand des westlichen breiten, von allen Seiten, also auch von Norden, ansteigenden Granitmassivs, des Hohnecksockels; sie strahlt vom Hohneck selber aus. Die Meurthe, welche sie von den Hautes Chaumes trennt, gehört zu jenen radialen Flüssen; sie verdankt ihre Entstehung den Niederschlägen der Westseite des Hohneck und aus der auch nördlichen Abdachung des ganzen Terrains folgt, daß sich hier auch ein nordwärts fließender Strom bilden mußte. Die mächtige Höhe und Breite der Hautes Chaumes hielt denselben, der ziemlich weit westlich entsprang, auch westlich fest, und so grub sich der Fluß erst sein Bett und hernach sein schmales Thal mit steiler West- und sanftgeneigter Ostseite tief ein, in beinahe völlig gerader Linie. Ja die Hautes Chaumes drängten ihn immer weiter nach Westen: auch die Oeffnung bei Xefosse ist wohl eine Wirkung derselben, denn gerade ihr gegenüber liegt nicht nur die höchste Kammerhebung, sondern auch ein westlich vorspringender Seitenzweig des Hauptrückens von 1236 m Höhe, wobei zu beachten, daß die kleinen Rinnsale, welche den Hautes Chaumes entfließen, genau dieselbe nordwestliche Richtung haben, wie der Durchbruch bei Xefosse. Weiterhin fließt die Meurthe, der allgemeinen Abdachung des Gebietes folgend, nordwestlich fort. So ist also der scheinbar doppelte Vogesenkamm erklärt: er ist nur einer, nur daß durch den eigenthümlichen vom Hohneck ausgehenden Flußlauf ein Parallelstreifen, der früher mit dem Hauptrücken eins war, abgesägt worden ist; aus der Zeit der ersten Anlage des Thales stammt auch die erste Anlage des Thores bei Xefosse. Dieser schmale Parallelzug war natürlich durch Wasser leichter zerstörbar als der noch dazu hier minder niederschlagreiche Hauptrücken; und so erklärt sich seine reichere Gliederung, so ist auch seine erste unbedeutendere Durchbrechung bei le Valtin, das Thal le grand Valtin, nur durch Erosion entstanden. Dasselbe verdankt seine Anlage ebenfalls einem mächtig vorspringenden Glied der Hautes Chaumes; die stärkeren Niederschläge, welche sich diesem gerade gegenüber hier bildeten, schnitten immer weiter nach Westen ein. So entstand das Thal, dessen Sohle sehr hoch gelegen ist (le grand Valtin 854 bis 900 m). Aber auch die weitere Fortbildung des doppelten Kammes der Südvogesen beruht auf Erosion. Nördlich von dem Meurtheabfluß hebt sich die Thalsohle wieder; es fehlte hier das starke Wasser der Meurthe, um sie tiefer ein-

zusenken. Die Niederschläge sind überhaupt hier geringer, Südwestwinde aber auch hier immer vorherrschend. Daher bildete sich jene Bodenerhöhung von 976 m, über welche hin die heutige Reichs- und frühere Departementsgrenze verläuft. Nach Süden geht der unbedeutende Luschbach (Louchpach) in die Meurthe, nach Norden setzt die Bechine ein; beide sind unmittelbare Folgen der Bildung des Meurthethals und der hier schon etwas weniger feuchten Südweste. Daß die Bechine sich nach Osten zur Weiß wendet, hat wohl seinen Grund in den geologischen Verhältnissen der Gegend, da gerade hier das Granitmassiv des Brezouard in den Granitit, der den Kamm und die Hauptmasse des Gebirges bildet, eingelagert ist. Auch in der Senke von Le Bonhomme fließt die Bechine eine Zeit lang auf die Grenzscheide beider Gesteine, nachdem sie allerdings vorher den Brezouardgranit selber durchfurcht hat. Auf einer ähnlichen Grenzscheide fließt auch die obere Leber, deren Thal im Uebrigen ein Erosionsthal ist und seine Hauptrichtung den auch hier prädominirenden Südwestwinden verdankt, sowie dem Umstand, der auch für die übrigen zwischen dem Doppelkamm fließenden Flüsse entscheidend ist, daß nämlich die höchste Höhenlinie des Gebirgsmassivs erst nach sehr breitem Westanstieg im Osten sich erhebt, die Niederschläge also zum größten Theil schon auf jenen Westanstieg des östlichen breitern Rückens niederfallen und auf ihm natürlich ihre erodirende Arbeit beginnen. Diese Südwestwinde haben es auch bewirkt, daß die Kammlinie des Vogesenzuges nördlich von Markirch so schmal und so weit nach Norden vorgerückt ist, indem sie das Gebirgsdreieck zwischen Markirch und Deutsch Rumbach, welches ihrer Bahn gerade entgegen steht, reichlich bewässerten. Die so entstandenen stark fallenden Bäche sind natürlich von großer Arbeitskraft und haben daher mächtig erodirt. Die westliche Kette zeigt übrigens hier im Verhältniß zur mächtigern Ostkette (Tête des Faux, Brezouard u. s. w.) ganz die gleiche Erscheinung wie den Hautes Chaumes gegenüber; sie ist stark eingeschnitten, was jene durchaus nicht ist, natürlich wieder, weil sie stärker den Südwestwinden und ihrer Feuchtigkeit ausgesetzt ist.

Das Thurthal ist ganz ähnlich gebildet wie das Thal der Leber. In seinen obersten Theilen ist es nur Erosionsbildung, dann aber folgt der Lauf der Thur eine Zeit lang der Grenzlinie des Granites und der (aufgelagerten und mit gehobenen) Grauwacke. Später fließt sie durchaus im Gebiete der Grauwacke und hier ist das Thal wieder ganz Erosionsthal. Seine Richtung verdankt es zunächst der Lage des Rheinkopfes, dann der südöstlichen Senkung des ganzen Gebietes (Saulxures 416 m, Thann 342 m, Sennheim 276 m). Die Breite des Thales, zu welcher die alten Gletscher nur wenig beigetragen haben können, ist Folge und Wirkung der Höhe seines nördlichen Grenzgebirges, des Kammes, welcher den Sulzer Belchen (1426 m) trägt. In Folge dieser Höhe ist der Fluß des Thales, die Thur, ebenso nach dem südöstlichen niedern Kamm hingedrängt, wie wir die Meurthe nach Westen gedrängt sahen. Denn ein Fluß, der zwischen zwei verschieden hohen Gebirgszügen hinfließt, verlegt sein Bett stets an den minder hohen dieser Züge, dessen ihm zugekehrte Seite dann die steilere der beiden Thalwände zu sein pflegt. So die Meurthe, die obere Mosel, die Moselotte, der Vouchot und andere Vogesenflüsse. Dasselbe Gesetz drängt aber auch den Rhein von den Alpen zum Schwarzwald, den Po zu den Apenninen, den Ganges zum Bergland von Dekhan, ja auch den Mississippi zu den Alleghanis hin.

So können wir jetzt über die Bildung des Vogesenkammes urtheilen. Wir haben bis zum Hohneck nur einen Kamm; von da an ist er durch die Erosion in zwei Theile zerlegt, in einen schmalern, niedrigern, reichlicher gegliederten westlichen, in einen breiten, höhern, ungegliederten östlichen. Daß an dieser ganzen Gestaltung die Südwestwinde den eigentlich grundlegenden Antheil haben, erhellt aus einer Gesammtbetrachtung des Gebirges besonders deutlich. Je unmittelbarer der Hauptkamm desselben diesen Winden ausgesetzt ist, um so lebhafter ist er gegliedert; daher die reiche Gipfelbildung südlich vom Rheinkopf und der westlichen Pseudokette. Der Hohneck zeigt sich hier als Endpunkt der einen und Anfangspunkt der andern Bildung. Seine gewaltige Höhe gab ihm diese Ausnahmestellung. Die westlich mit ihm unmittelbar verwachsene Höhenkette, les Feignes sous Vologne, Ortimont u. s. w. sind die direkte Fortsetzung des westlich von le Valtin gelegenen Höhenzuges; die größere Breite, welche der Nordzug besitzt, kommt daher, daß seine Höhe mehr östlich, also mehr im Windschutz, gelegen ist, während überhaupt der ganze Süden des Gebirges viel stärker den Winden, der Wasserthätigkeit ausgesetzt ist. Man vergleiche die Flußmengen, welche von den südlichen Vogesen, einschließlich des Hohneck, ausgehen, mit den wenigen, welche dem ganzen Doppelzug nördlich vom Hohneck entspringen. Die Wassermasse, welche das Gebirge nach Westen abgiebt, ist weit größer, als die, welche östlich abfließt.

Es ist ferner gewiß beachtenswerth, daß der Hohneck das höchste Massiv, früher auch der höchste Gipfel der krystallinischen Vogesen, fast genau in der Mitte der Gesammtausdehnung derselben gelegen ist.

Die Breite der östlichen Thäler könnte auffallen, da das Gebirge von Osten wenig Feuchtigkeit erhält. Auch diese Breite ist Folge der Südwestwinde und der hohen Massive, welche allseits diese Thäler umgeben, also eine besonders große Menge von Niederschlägen für dieselben festhalten. Dann ist auch der jähe Ostabsturz der Vogesen wohl zu beachten, welcher dem Wasser besonders starken Fall, und also Arbeitskraft giebt. Durchaus nicht als Erosionsthäler sind aber eine ganze Reihe Thäler aufzufassen, welche im höchsten Kamme des Gebirges einsetzen und selbst die runde Kuppel des Hohneck nach Osten gleichsam angeschnitten haben, welche ferner daran Schuld sind, daß der Hohneck scheinbar nach Osten vorgerückt ist: es sind dies Einsturzthäler, welche wir an der ganzen Ostseite der Hautes Chaumes verfolgen können, zu denen auch die eigenthümlichen Circusthäler des Darensees, des Schwarzen und Weißen Sees gehören. Sie sind verhältnißmäßig jung, denn die Erosion hat ihre Form nur eben erst gemildert, keineswegs verwischt. Wenn sie keine Spuren alter Gletscherarbeit zeigen, so beweist das nichts für die Zeit ihrer Entstehung, da nach Osten hin die Vogesen, sehr charakteristisch wieder für ihre klimatische Lage, keine Gletscherbildungen zeigen, natürlich mit Ausnahme des Amariner Thales sowie ferner der äußersten Südwestpartien des Münsterthales, die nach dem Rheinkopf und dem Rücken hinziehen, der den Rothenbacher Kopf und weiter östlich den Sulzer Belchen trägt. (Dollfus-Ausset, Matériaux pour l'étude des glaciers 3, 212.) Jene Einsturzthäler scheinen mit dem Einsinken der rheinischen Tiefebene in Zusammenhang zu stehen. Sie liegen hauptsächlich in dem Gebirgstheil, der auch an seinem Ostrand die größten geologischen Störungen durch Verwerfungen, besser Umwerfungen des verschiedensten Gebirgsmaterials zeigt, gerade gegenüber der merkwürdigen Bucht von Freiburg und der ihr vorgelagerten vulkanischen Massen des Kaiserstuhles und Tuniberges.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

V.

5. Feiertage und religiöse Feierlichkeiten. (Zweite Hälfte.)

Wenn das Vieh im Frühlinge beginnt, auf die Weide zu gehen, berichtet Aminoff, werden Opfer für dasselbe in der Hauptstraße des Dorfes angestellt und wird dabei vom Opferpriester des Dorfes oder von zwei gewählten Opferern ein Ochse und ein weißes Schaf dem inmar geopfert. Dabei wird gebetet: „Inmar, damit das aufs Feld gelassene Vieh sich reichlich vermehre, opfern wir dir einen goldhaarigen Stier." (Rittich.)

Um Regen zu erhalten wird an einigen Orten jährlich, an anderen nur bei großer Dürre ein Gebet um Regen abgehalten (zor kuris'kon). Dabei werden dem inmar im Kazanschen ein Pferd und zwei weiße Schafe, im Wjätkaschen ein weißer oder rother Stier und zwei Schafe geopfert.

Nach der Frühlingssaat werden die schon erwähnten, mehreren Dörfern gemeinsamen Hainopfer (miren-vös', oder el'en-vös, oder badzim-vös') im badzim lud begangen. In einigen Gegenden findet dies erst zu Pfingsten statt, in anderen am Peterstage, dem kvar-sur-Feste, am 29. Juni.

Hier versammeln sich gewöhnlich die Angehörigen von 10 bis 15 Dörfern, um dem mukylts'in und inmar zu opfern, und zwar nicht nur Männer allein, sondern alle, Männer, Weiber und Kinder. Der Opfertisch (vyle muts'on džök) wird auch hier mit Birkenzweigen bedeckt, wie beim invu-Hainopfer, und auf die Zweige der eine Theil des Opfers gelegt, während der andere ins Feuer geschüttet wird. Das Opfer besteht hier aus Rindvieh, Schafen, Gänsen, bis an 15 Stück, und wird durch den vom tuno ernannten badzim lud ut'is dargebracht. Die Ceremonie unterscheidet sich sonst in nichts von dem später zu beschreibenden Dorfhainopfer.

In dem großen weitberühmten badzim lud im Dorfe Nyrja, das wir schon früher erwähnt, findet natürlich die ganze Feier in weit größerm Maßstabe statt. Nach Ostrowski werden zu diesem Feste schon lange vorher Vorbereitungen getroffen. Ungeheure Vorräthe an Bier und kumyška werden gebrannt. An großem Vieh allein werden bis 60 Stück geopfert. Unumgänglich nothwendig zu dieser Feier sei ein Schwan, den man bisweilen mit 25 bis 40 Rubel bezahle. Er wird gleichfalls rechtzeitig eingefangen und, wie Ostrowski selbst Gelegenheit hatte zu sehen, in großen Ehren gehalten, mit den besten Leckerbissen gefüttert. Nach dem Feste werde er auf einem festlich geschmückten Dreigespann im Triumph zum Wjätka-Flusse gebracht und dort mit Silbermünzen geschmückt freigelassen. Seine Rolle ist unbekannt. Zu diesem Feste, dem miren vös', strömen die Gläubigen nicht nur aus dem ganzen kazanschen Gouvernement zusammen, sondern auch die wjätkaschen Dörfer schicken Abgesandte. In alten Zeiten, meint Aminoff, sind diese großen Opferfeste gewiß von großer politischer Bedeutung gewesen; in der Gegenwart aber bilden sie nur ein geistiges Band, welches die verschiedenen Individuen des Wotjäkenvolkes vereinigt und dessen Assimilirung an die umwohnenden durch Anzahl und Civilisation mächtigen Völker hintanhält.

Im Anfang Juni, wenn schon am jungen Hafer sich die ersten grünen Körnchen zeigen, giebt es ein kleines Kinderfest. Die Kinder gehen hinaus ins Feld, kochen einen Brei aus gewöhnlicher Gerstengrütze, dem sie aber die jungen noch saftigen Haferkörnchen beimischen. Von diesem Brei opfern sie dann etwas ins Feuer mit den Worten: „Grasbrei geben wir dir, Gott inmar."

Das größte Fest des ganzen Jahres beginnt am 29. Juni, dem russischen Peter-Pauls-Tage, und dauert eine ganze Woche lang. In diesen Tagen des Blätterfestes (kvar sur) wird fast im ganzen Wotjäkenlande der zweite wichtigere Theil der Hochzeit, s'uan genannt, gefeiert, und die ganze Woche hindurch giebt sich Alt und Jung den Freuden des Daseins hin ohne sich durch irgend welche Sorgen beirren zu lassen. In einigen Gegenden wird an diesem Tage das badzim vös' im badzim lud von mehreren Dörfern gemeinsam abgehalten.

Am Vorabende des Festes, das außer kvar sur auch gužem juon, Sommerfest, genannt wird, hält jeder Hausvater zunächst in seinem kuala mit seiner Familie einen Gottesdienst dem mukylts'in und voršud ab. An diesem Tage, dem einzigen im Jahre, werden vom voršud ut'is auf das džadžy Birkenzweige gelegt, die der Familienbirke des Hauses entnommen sind. Daher hat das Fest auch den Namen kvar sur, Blätterfest, wörtlich Blätterbier. Bier wird eben nur zu den Festtagen gebraut.

Auf die Zweige legt der Betende das vyle muts'on, das hochgehobene Opfer, nachdem er folgende Worte gesprochen: „O Gott, mukylts'in, voršud, wohl bewahret und erhaltet uns. Des Blätterfestes wegen beten wir, reichlich Fleisch und Brod, glückliches Leben und Dasein, guten Zuwachs gewähret." Fleisch, Brot, Grützbrei, Kuchen, Bier und kumyška werden geopfert, und bei jeder Gabe, die dem voršud hinaufgehoben und dem Gott ins Feuer geschüttet wird, werden dieselben Worte wiederholt.

Nach den Feiertagen nimmt der voršud ut'is die Birkenzweige, welche den Namen mudor führen, wieder fort.

Nachdem die kvar-sur-Woche vergangen, macht sich Alles ans Heumachen, wozu vor diesem Feste und während desselben Niemand eine Hand rührt. Dafür arbeitet jetzt aber auch Alles mit, was nur Hand und Fuß regen kann.

Die Wotjäken sind das frömmste Volk, das ich kenne; bei jeder Gelegenheit beugen sie sich vor der Gottheit, und so beten sie auch vor der Heuernte: „Gieb, Gott, daß das Gras, wenn ich drei Mal mit der Sichel schlage, sich in Schichten legt; daß Schwaden an Schwaden und Schober an Schober sich sammeln" (Rittich).

Zwei Wochen wird eifrig Heu gemacht und jede Familie strebt, die Mahd zu beenden, denn der 20. Juli (vil' nunal, der neue Tag) leitet bereits den Roggenschnitt ein. Auch dieses Fest ist ein hochgeachtetes, doch dauert es

nur einen Tag. Am Vorabende desselben wurde früher namentlich der Bienen wegen gebetet, und noch jetzt bringt jeder Bienenvater dem inmar Honig dar; ich selbst sah, wie an diesem Abend Honig geopfert wurde. Bemerkenswerth ist, daß dies Opfer nicht im kuala vollbracht wurde, sondern auf dem Hofe unter freiem Himmel. In der Regel findet das Opfer aber auch an diesem Tage im kuala statt. Pallas berichtet, daß an diesem Abende immer Buntspechte, die zu diesem Zwecke eigens mit Schlingen gefangen wurden, dem Gott geopfert wurden.

Der 20. Juli ist auch ein russischer Feiertag, der Tag des Ilja (Propheten Elias). Bei den Wotjäken heißt der Tag vil' nunal, der neue Tag, woraus man vielleicht schließen könnte, daß sie von diesem früher ihr Jahr begannen.

Im Malmyžschen opfert man am Vormittage des Festes selbst, jeder zunächst in seinem kuala, dem voršud und zwar kein Fleisch, sondern nur Honig, Brot, Brei, Bier und kumyška, und zwar wird nur das vyle muts'on aufs džadžy gelegt, das Feueropfer findet nicht statt. Am frühen Nachmittage erfolgt dann das lud-Opfer für den lud peri. Anderwärts wird gleich am Vormittage des vil' nunal das einzige gurt-lud-Opfer des Jahres, das lude vos'äs'kis'kon, dem invu dargebracht. Nach Pallas und Aminoff findet es sonst den ersten Oktober statt.

Am Morgen bedeckt der lud ut'is, der auch die Opferung leitet, den Opfertisch mit Birkenzweigen von beliebigen Bäumen. Hierauf wurde früher, wie es scheint, ein Götze gestellt. Am Nachmittage, etwa um 1 bis 2 Uhr, versammeln sich dann die Männer im Haine, Weiber haben keinen Zutritt. Es wird ein Rind oder ein schwarzes Schaf geopfert, nachdem es mit Wasser gewaschen ist. Herz, Lungen, Leber werden in einem Kessel gekocht, das Fleisch in einem andern. Wenn es fertig ist, spricht der das Opfer leitende lud ut'is folgendes Gebet: „Tritt wohlwollend auf das Birkenreis, o invu, gewähre gutes Glück; das gute Vieh behüte und erhalte wohl, gieb es keinen wilden Thieren preis."

Darauf schneidet er zunächst vom Herz, Lungen und Leber Stücke ab und legt sie auf die Birkenzweige, andere Stücke wirft er, dasselbe Gebet murmelnd, ins Feuer, und den Rest verzehrt er gemeinschaftlich mit den übrigen Betern. Dasselbe wiederholt sich mit dem Fleische, dem Brote, kumyška, Bier ꝛc. Die Knochen werden später gleichfalls dem Feuer übergeben.

In gondyr gurt wurde nicht an invu, sondern an kozma folgendes Gebet gerichtet: „Kozma, tritt wohlwollend auf (sc. die Birkenzweige), stets wohl erhalte und bewahre; gieb unser Vieh keinen reißenden Thieren preis, wirf es nicht in Schluchten oder Flußbett. Das Getreide laß nicht von Würmern und Ungeziefer verzehren. Tritt wohlwollend auf, darum, o Geist, bitten wir; wohl erhalte und bewahre unser Opfer in deinen Händen."

Wie der kozma als ein böser Waldgeist aufgefaßt wird, so wird auch im Malmyžschen dem lud peri, dem bösen Haingeist, ein schwarzer Hammel geopfert, und auch aus dem Gebet an invu geht hervor, daß dies ein böser Geist ist. Im Kazanschen wird nach Bechterew dem keremet im lud geopfert.

Jetzt giebt es keinen Feiertag mehr bis zum Ende aller Feldarbeiten. Jede neue Arbeit wurde aber sonst mit neuem Gebet eingeleitet, so der Roggenschnitt: „Gieb, Gott, daß Garben an Garben sich häufen und Garbenständer an Garbenständer" (Rittich). Vor dem Häufen des Schobers (kabau) betet man: „Gieb, Gott, daß der Schober so hoch werde wie der Himmel" (Rittich).

In dem Maße übrigens, als das Christenthum eindringt, scheint die Betfreudigkeit abzunehmen, und das ist nicht wunderbar, denn beim russischen Bauern ist die Religion nur Formalismus, echte Frömmigkeit trifft man nur sehr selten, und fast nur bei einzelnen Gebildeten.

Wenn die schwere Zeit vorüber, die Feldarbeit vollendet ist, dann kann man wieder Feste feiern und die Sorgen fahren lassen. Zunächst wird das ju-n'än', pönna vos'äs'kis'kon, Getreideopfer, dargebracht, d. h. es wird von jedem Hauswirth, sobald er mit seinen Feldern fertig ist, auf seinem Acker in Gegenwart seiner Familie dem mukylts'in ein Opfer ins Feld gegraben, doch ohne Eier, und dabei gebetet: „Mukylts'in, schenke gutes Getreide, wirf keine Würmer und Ungeziefer darauf."

Bald nachdem alle diese übrigens wenig feierlichen Feldopfer beendet sind, findet an einem durch den tuno oder die Volksversammlung festgesetzten Tage das gurto kalyken kis'ton, das gemeinsame Todtenopfer, statt, wo, wie wir schon sahen, des ganzen Dorfes Bewohner von Haus zu Haus gehend den Seelen der Verstorbenen ihren Tribut bringen, denn jetzt kommt der Winter mit seinen Krankheiten, man muß sich also der ts'y'ke Gunst versichern.

Am 1. Oktober, dem russischen pokrow (Mariä Schutz), wird dann in vielen Gegenden das große Herbstfest (tulys juon) gefeiert, auch tulys sur, Herbstbier (Aminoff) genannt. Am Vorabende des Festes wird, wie gewöhnlich, in allen kuala dem invu geopfert. Dem Opfer dieses Abends wohnte ich bei und verweise daher auf die früher gegebene Schilderung. Am Vormittage des Festtages wird in vielen Gegenden das Hainopfer für invu abgehalten, in anderen aber gehen die Kinder am Vormittage mit Pfeil und Bogen auf die Eichhornjagd.

Jetzt beginnt bereits die Winterjagd, denn schon giebt es starke Fröste, und in der Mitte oder gegen Ende des Oktober fällt schon der Winterschnee, der bis Ende März liegen bleibt. Da geht dann ein jeder Jäger einzeln in den Wald, macht an einem Bächlein oder einer Quelle, deren es in jener wasserreichen Gegend viele giebt, ein Feuer an, und opfert ein Huhn, das er mitgebracht, dem Herrn des Waldes mit den Worten: „Wild schenke mir, kozma, Herr des Waldes, jedesmal, wenn ich gehe, für hundert Rubel!" oder „schenke, Herr des Waldes, Wild; laß das Haselhuhn nicht fortfliegen, nicht weit sich entfernen!" In einigen Gegenden scheinen auch allgemeine Jagdopfer stattzufinden, darauf weist folgendes Gebet bei Rittich: „Wann der Schnee fällt, gieb gutes Wetter, Gott. Hilf in den Wald gehen und wieder heim. Möge das Wild schön sein an Gestalt und Pelz; wenn wir aber auf den Fluß gehen, mögen Fische darin sich finden. Möchten wir Biber erbeuten und Fischottern fangen. Wenn wir am Lager des Bären vorübergehen, so hilf uns ihn sehen und daß beim ersten Flintenschuß sein Blut fließe, und daß sein Pelz schön sei. Wenn wir heimkehren, gieb, Gott, daß wir uns der Beute rühmen können. Auch Käufer laß uns finden und guten Handel. Hilf, Gott, dem großen Herrscher die Abgabe bezahlen."

Im Herbst wird nach Aminoff zugleich mit dem Herrn des Waldes auch der Verstorbenen gedacht.

Das letzte Fest des Jahres ist dann ved'en'o am 24. November, dem russischen Katharinentage. Am Vorabende dieses Tages wird in gewöhnlicher Weise dem voršud geopfert, doch wird außer dem üblichen Fleische, Brote ꝛc. auch Geld auf das džadžy gelegt, während man betet: „O Gott voršud, wohl erhalte und bewahre, gewähre gutes Getreide!" oder „o Gott inmar voršud, gewähre gutes Glück zu leben und sein, gewähre gutes Getreide." Am Vormittage des Festtages selbst wird im badzim kuala von vielen Dörfern gemeinsam dem invu geopfert.

Die Insel Barbadoes.

Die „Mail“ vom 22. August dieses Jahres bringt in einer Korrespondenz aus Barbadoes verschiedene interessante Mittheilungen über die Verhältnisse der kleinen, seit dem Jahre 1825 in englischem Besitze befindlichen Insel. Diesen Angaben zufolge nimmt Barbadoes durchaus nicht nur in räumlicher Beziehung — durch seine weit nach Osten vorgeschobene Lage — eine Sonderstellung unter den übrigen britischen Inseln der Kleinen Antillen ein: auch hinsichtlich seiner wirthschaftlichen und socialen Zustände steht es außerhalb der Reihe der anderen westindischen Kolonien, die es sämmtlich durch seine verhältnißmäßig großen Leistungen übertrifft. Von dem nur 430 qkm betragenden Areal der Insel stehen heute nicht weniger als $^{15}/_{16}$ unter sorgfältigster Kultur, und dies zwar fast ausschließlich als Zuckerplantagen. Schon seit vor nunmehr 250 Jahren die ersten englischen Ansiedler sich auf Barbadoes niederließen, ist hier vorzugsweise Zucker gebaut worden; von Jahr zu Jahr hat seitdem die Produktion zugenommen, und noch heute befindet sie sich in fortwährendem Steigen. Der Export der Insel, der zu der Zahl ihrer Einwohner in genau demselben Verhältniß steht, wie der Großbritanniens zu seiner Bevölkerungsziffer (es kommen etwa 8 Pf. St. auf jeden Kopf der Bevölkerung), betrug im verflossenen Jahre 1330000 Pf. St.; davon wurden allein 1110000 Pf. durch Produkte der Zuckerplantagen repräsentirt. Es ist eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, daß, trotzdem Barbadoes bei seiner Zuckerfabrikation noch bis jetzt fast ganz ohne die Hilfsmittel unserer vorgeschrittenen industriellen Technik arbeitet, es doch durch ein Zusammentreffen günstiger Bedingungen, vornehmlich durch die überreichlich vorhandenen und wohlfeilen Arbeitskräfte, immer noch im Stande ist, billigern Zucker auf den Markt zu bringen, als dies von irgend einem andern Orte der Welt aus geschehen kann. Es liegt auf der Hand, daß die Einführung mancher jener Hilfsmittel, und besonders die allgemeinere Anwendung der Dampfkraft, die Fabrikation bedeutend vereinfachen, die Herstellungskosten dementsprechend noch mehr verringern muß; und daß die Plantagenbesitzer von Barbadoes keinerlei principielle Abneigung gegen Neuerungen und Verbesserungen hegen, das haben sie mehrfach bewiesen: seit längerer Zeit schon wird auf den größeren Besitzungen die Ertragsfähigkeit des Bodens durch den Betrieb einer rationellen Wechselwirthschaft vermehrt; auf gar vielen auch sind die alten Windmühlen zum Zerquetschen des Rohres durch Dampfmaschinen ersetzt; von einer jetzt im Bau befindlichen Eisenbahn verspricht man sich den größten Nutzen.

Das, worin Barbadoes sich aber am meisten von allen westindischen Kolonien auszeichnet, ist seine ungemein dichte, ja, man kann wohl sagen, seine viel zu dichte Bevölkerung. Die kleine Insel zählt nicht weniger als 162000 Einwohner, und es kommen somit auf den Quadratkilometer etwa 370 Seelen! In dieser Bevölkerungsmasse, von der $^{7}/_{8}$ sich zur englischen Kirche zählen, ist der Procentsatz der Europäer gegen die Neger ein viel größerer als auf einer der anderen Inseln. Der Preis von Grund und Boden ist auf Barbadoes verhältnißmäßig hoch; ein Acre ($^{3}/_{5}$ preuß. Morgen) guten Landes wird heute mit 100 Pf. St. bezahlt, und in allen Theilen der Insel sind die Neger gern bereit eine Pacht von 5 Pf. St. für den Acre zu geben. Daß die farbige Bevölkerung sich hier weder in gedrückter noch auch in ärmlicher Lage befindet, das beweist die große Anzahl kleinen Grundeigenthumes, das eben fast ausschließlich in ihren Händen sich befindet. Die ländliche Bevölkerung der Insel beziffert sich auf 120000 Seelen; die Eintheilung des Grundbesitzes ist aber ungefähr die folgende: an Grundstücken von noch nicht einem Acre Größe sind 20000 vorhanden; über einen und unter 10 Acres 2100; über 10 und unter 50 Acres 300 und über 50 Acres ebenfalls 300. Von den 23000 Acres aber, die durch diesen letzteren „großen Grundbesitz“ repräsentirt werden, sind nur etwa 5000 in erheblicher Weise mit Hypotheken belastet: ein immerhin günstiges Verhältniß im Vergleich zu den anderen Inseln, wo die unselige Verschuldung des Grundeigenthums jeden möglichen Aufschwung von vorn herein lahm legt. Wie sehr die Neger von Barbadoes übrigens die gedeihliche Lage zu schätzen wissen, in der sie sich hier befinden, geht aus ihrer tief eingewurzelten Abneigung hervor, die Insel zu verlassen; und hat sich eine Familie durch die Anerbietungen freier Ueberfahrt, reichlicher Arbeit zu hohem Lohne, durch Versprechungen von Geld- und Landprämien verleiten lassen, nach einer der anderen Inseln überzusiedeln, so ist es fast gewiß, daß sie bei der ersten Gelegenheit wieder zurückkehrt. Bei der heute schon bestehenden Uebervölkerung der Insel muß aber diese Anhänglichkeit der einzelnen Glieder mit der Zeit für das Gedeihen des Ganzen doch verhängnißvoll werden; denn, so sonderbar dieses Bedürfniß für eine westindische Kolonie auch erscheinen mag, so ist es doch nichtsdestoweniger wahr, daß das, was Barbadoes heute am meisten noth thut, eine geregelte und gut geleitete Auswanderungspolitik ist. Die Bevölkerung des Landes ist in fortdauernder Zunahme begriffen, seine Erträge werden sich aber nie in entsprechendem Maße vermehren können; es ist kein unbenutzter Boden mehr vorhanden und auch nur wenig Aussicht für irgend eine neue, in größerm Maßstabe zu betreibende Industrie. So liegt hier das einfache Rechenexempel eines sich vergrößernden Divisors für einen gleichbleibenden Dividendus vor — das Resultat kann eben nur ein immer geringer werdender Gewinn für das Individuum sein. Die Einwohner von Barbadoes würden demnach nur in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie selber die Auswanderung aus ihrer Mitte nach Kräften fördern wollten. Sie würden reichliche Unterstützung von den anderen Inseln finden, auf denen Mangel an Arbeitskräften und daneben noch Ueberfluß an unkultivirtem Boden zu finden ist, und die deshalb im Stande sind, eine weit größere Bevölkerung zu ernähren und zu bereichern, als sie jetzt besitzen. Am leichtesten freilich würde die Auswanderung sich organisiren lassen, und am meisten Anklang würde sie unter der Bevölkerung selber finden, wenn man eine bestimmte Insel dafür ins Auge fassen und auf ihr eine große Kolonie gründen wollte, in der die Einwanderer neben freiem Raum für ihre Thätigkeit auch die Einrichtungen des Mutterlandes vorfinden würden.

Brennender noch, als diese Frage der Auswanderung, bei der es sich ja erst um die Abwendung einer zukünftigen Gefahr handelt, ist eine andere, die zur Zeit alle Gemüther in Barbadoes beschäftigt: die Frage nämlich, auf welche

Weise man die immer mehr überhandnehmende Landplage der Insel, die Ratten, am gründlichsten vertilgen kann. Es scheint fast unerklärlich, wie dieses Ungeziefer auf der so dicht bewohnten und überall so sorgfältig kultivirten Insel zu einer so ungeheuern Verbreitung kommen konnte; auf jeden Fall hat es sich jetzt aber vollkommen hier eingebürgert, und sind die Ratten die gefährlichsten und gefürchtetsten Feinde der Zuckerplantagen, in denen sie durch Abnagen der Rohrpflanzen dicht über dem Boden den größten Schaden anrichten. Vor einigen Jahren schon wurde ihnen ernstlich der Krieg erklärt und eine Prämie von einem Penny auf jeden bei der Regierung eingelieferten Rattenschwanz gesetzt — leider fanden sich unter den Einwohnern der Insel aber nicht nur spekulative Genies, die sich nun auf die Rattenzucht legten und sich dadurch eine mühelose und angenehme Einnahme zu schaffen versuchten, es kursirten auch bald allerhand Gerüchte von natürlichen und künstlichen Rattenschwänzen, die, in großer Menge importirt und geschickt mit einer hinreichenden Anzahl echter und frischer untermischt, ohne Weiteres mit einem Penny pro Stück prämiirt worden seien und somit einen erklecklichen Gewinn abgeworfen hätten. Durch diese Erfahrungen einigermaßen enttäuscht, hat man jetzt einen andern Plan ins Auge gefaßt, der bessern Erfolg verspricht: man beabsichtigt nämlich, den ostindischen Mungos (Herpestes griseus) auf Barbadoes einzuführen und zu akklimatisiren. Freilich hat man nicht mit Unrecht gegen dieses Auskunftsmittel den Einwand erhoben, daß man sich in jener Schleichkatze einen gefährlichen Feind für alles Federvieh ins Land bringen werde, doch sind die Pflanzer allmälig zu der richtigen Einsicht gekommen, daß es immer noch billiger ist, ein Kapital von 10 Pf. St. oder auch etwas mehr auf die Anlage eines mit Draht vergitterten Hühnerhauses zu verwenden, als jährlich das Fünf- und Zehnfache davon durch die Verwüstungen der Ratten in den Zuckerplantagen zu verlieren.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Nach officiellen Angaben waren nach dem Census vom 3. April 1881 die bevölkertsten Städte in der Kolonie Süd-Australien, welche eine Bevölkerung von 279 865 zählt, folgende. Die City of Adelaide steht oben an mit 38 479 Seelen. Dann folgen Kensington and Norwood mit 10 087; Hindmarsh mit 6794; Unley mit 5493; Port Adelaide mit 3013; Glenelg mit 2724; Burra mit 2 647; Mount Gambier mit 2403; Kapunda mit 2290; Wallaroo mit 1869; Gawler mit 1811; Kadina mit 1521; Moonta mit 1418; Port Augusta mit 1318 und Clare mit 1131. Alle übrigen Orte der Kolonie Süd-Australien zählten weniger als tausend Einwohner.

— Wir hatten schon öfters Gelegenheit, uns über die zu Süd-Australien gehörige Filialkolonie bei Port Darwin an der Nordküste von Australien (Northern Territory) zu verbreiten. Der dortige Government Resident, Mr. E. W. Price, hat nun neuerdings wieder einen officiellen Bericht, der bis Ende Juni 1881 reicht, über diese Ansiedelung an die Regierung von Süd-Australien eingeschickt. Derselbe lautet dies Mal günstiger als sonst. Wir entnehmen daraus folgende Angaben.

Die Kolonisten ohne die Eingeborenen zählten am 30. Juni 1881 insgesammt 4380 und hatten sich damit in den letzten drei Monaten (nach dem Census vom 3. April) um 174 (meistentheils Chinesen) vermindert. Diese geringe Bevölkerung vertheilte sich auf 3690 Chinesen, 660 Europäer und 30 Malaien. Der allgemeine Gesundheitszustand ließ nichts zu wünschen übrig. Das Betragen der Chinesen wird als ein musterhaftes hingestellt. „Sie befolgen die Gesetze und sind in jeder Beziehung gute Unterthanen," sagt der Bericht [1]. Die Revenue des Finanzjahres 1880/81, von Juli zu Juli gerechnet, belief sich auf 22 000 Pf. St. und flossen davon 7409 aus Landeinnahmen. Die Revenue des neuen Finanzjahres wird auf 33 000 Pf. St. veranschlagt. Der Export an Gold — und das ist bis jetzt so ziemlich der einzige Export — belief sich im Jahre 1880/81 auf 28 471½ Unzen. Es würde dies, die Unze Gold mit 4 Pf. St. berechnet, einen Werth von 113 886 Pf. St. ergeben. Das neu entdeckte Goldfeld am Bridge Creek war besonders lohnend und beschäftigte 100 Europäer und 1500 Chinesen. Auch die Quarzriffe am Margaret-Flusse lieferten gute Resultate, denn man gewann aus einer Tonne Quarz Gold bis zum Betrage von 520 Unzen. Mit der Anlegung von Zuckerplantagen geht es rasch vorwärts und hofft man auf günstige Erträge. Für Pastoralzwecke (mehr für Rindvieh als für Schafe) waren bereits 224 244 englische (10 546 deutsche geographische) Quadratmeilen, gegen eine jährliche Rente von 6 Pence oder 50 Pfennig pro Quadratmeile, vom Northern Territory in Pacht genommen.

— Die Perlfischerei in der Torres-Straße zwischen der Nordküste von Australien und Neu-Guinea nimmt einen immer größern Umfang an und liefert lohnende Erträge. Im vergangenen Jahre wurden 449½ Tonnen Perlmuscheln im Werthe von 1 200 000 bis 1 400 000 Mark gefischt. Der Preis für die Tonne schwankt zwischen 2400 und 5600 Mark. Zu Tauchern wurden meistens Kanakas, Maoris und Malaien, auch einige australische Eingeborene verwendet, von Weißen nur ungefähr zwanzig. Die Taucher selbst machen gute Geschäfte dabei und stehen sich auf 4000 bis 6800 Mark pro Jahr. Obgleich es sehr viel Haifische in der Torres-Straße giebt, so geht doch bei der Fischerei selten ein Menschenleben verloren, im Durchschnitt nicht mehr als zwei im Jahre. Es ist eine auffällige Thatsache, daß die Haifische sich meistentheils davon machen, sobald die Perlfischerei beginnt. In Australien, namentlich in Sydney, besteht eine Anzahl von Gesellschaften, welche in jenen Gewässern derartige Fischereien auf ihre Kosten betreiben lassen.

— Der Census vom 3. April 1881 ergiebt für die Kolonie Queensland eine Bevölkerung von erst 218 159, wobei das weibliche Geschlecht um 37 000 an Zahl geringer ist als das männliche. Da die Kolonie einen Flächenraum von 31 488 deutschen geographischen Quadratmeilen umfaßt, so würden mithin nur 6,94 Personen auf die Quadratmeile entfallen. Nach dem Census vom 1. Mai 1876 zählte die Kolonie 173 283 Seelen, 105 009 männlich und 68 274 weiblich.

---

[1] Aehnlich wie in Queensland und Neu-Seeland (auch Victoria und Neu-Süd-Wales wollen folgen) hat das Parlament der Kolonie Süd-Australien Mitte August dieses Jahres eine Bill angenommen, nach welcher jeder ankommende Chinese eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. zu erlegen hat und jedes eintreffende Schiff auf je funfzig Tonnen seines Gehaltes nur einen Chinesen als Passagier führen darf. Doch soll diese Bill auf das Northern Territory vorläufig keinen Bezug haben.

Nordamerika.

— Newark als Fabrikstadt. Newark in New Jersey liefert bekanntlich eine große Quantität der Produkte, welche auf dem Weltmarkte als New Yorker Fabrikate fungiren, und man fängt an, Schritte zu thun, um auch den Namen der Stadt, in welchem die Gewerkthätigkeit eine solch hohe Bedeutung errungen hat, zu Ehren zu bringen. Der Sekretär der Handelskammer, Herr P. T. Quinn, hat einen längern Bericht über das Wachsthum und die Ausdehnung der verschiedenen Fabrikzweige Newarks verfaßt, welcher des Interessanten viel enthält. Aus demselben geht hervor, daß die in Newark gefertigten Produkte nach fast allen Weltgegenden versandt werden und daß die Fabrikate der dortigen Lederindustrie z. B. erfolgreich mit den Erzeugnissen Englands, Frankreichs und Deutschlands konkurriren.

Newark ist allerdings gewissermaßen als eine Vorstadt New Yorks zu betrachten, welches für alle Fabrikate der neuen und alten Welt den besten Stapelplatz bietet. Die Verbindungen Newarks sind jedoch nach allen Seiten hin reichlich und nur wenige Städte erfreuen sich solcher Verkehrserleichterungen zu Wasser und zu Land, wie die freundliche Stadt am Passaic, welche sich außerdem durch eine tüchtige Municipalverwaltung schon lange einen beneidenswerthen Ruf erworben hat. Als Hauptindustriezweige, welche in Newark vertreten sind, nennt der Sekretär der Handelskammer Leder, Juwelier- und Hutfabriken; er giebt folgende interessante Zusammenstellung in Bezug auf einzelne Geschäfte:

	Arbeiterzahl	Lohnbetrag Dollars	Produktionsw. Dollars
Ledergeschäft	2661	1 413 713	10 440 992
Raffinerie für Edelmetalle	342	170 100	8 794 600
Fabriken v. Schmucksachen	2535	1 094 016	4 632 827
Hutgeschäft	2955	867 025	2 262 894
Webereien	1861	565 940	2 212 250
Kofferfabriken	1567	570 522	2 138 923
Kleiderfabriken	1438	1 472 947 (?)	2 055 108
Schuhmacher	1535	575 984	1 885 504
Maschinenfabriken	1167	567 391	1 630 077
Sattlerei	1216	410 636	1 496 008

— Eine Expedition ist jetzt damit beschäftigt, die Umgebung des Bären-Sees in Britisch-Columbia, welche bis dahin ganz unbekannt war, zu erforschen.

— Im Anschlusse an den kürzlich stattgehabten Census der Vereinigten Staaten ist ein Bericht über die Vertheilung des Regenfalls und über diejenige der Bevölkerung mit Rücksicht auf den Regenfall herausgegeben worden. Danach erreicht der höchste Regenfall während eines Jahres 150 Zoll, welcher einmal am Puget Sund beobachtet worden ist. Im Jahre 1880 betrug der durchschnittliche Regenfall der Vereinigten Staaten, mit Ausschluß von Alaska, 29 Zoll. Aus diesem Durchschnitte folgt die Existenz eines weiten Gebietes, welches für Pflanzenwuchs ungeeignet ist, da dieser, zumal bei der vorkommenden raschen Verdunstung, viel mehr Feuchtigkeit verlangt. Deshalb drängt sich die Bevölkerung besonders an solchen Stellen zusammen, welche zwischen 35 und 50 Zoll Regenfall haben. Aus einer von Mr. Gannet zusammengestellten Tabelle ergiebt sich, daß dieser Theil der Vereinigten Staaten 68,13 Procent der gesammten Bevölkerung umschließt, während die Gebiete zwischen 30 und 60 Zoll 92,3 Procent der Bevölkerung enthalten. Die dichteste Besiedelung haben die Strecken mit 45 bis 50 Zoll Regen, nämlich per Quadratmile 57,7 Einwohner, und dieselben enthalten auch die größte absolute Bevölkerung. Man hat berechnet, daß im Jahre 1880 in den Vereinigten Staaten — mit Ausnahme von Alaska — etwa doppelt so viel Wasser vom Himmel gefallen ist, als die beiden Seen Erie und Ontario zusammen enthalten; diese Masse betrug 1 796 532 642 000 000 Gallonen, die Verdunstungsoberfläche etwa 3 Millionen Quadratmiles.

Polargebiet.

— Der Geographischen Gesellschaft in Bremen gingen aus San Francisco, 28. September, Nachrichten zu, welche den auf S. 288 dieses Bandes bezüglich der Besitzergreifung von Wrangels-Land durch den amerikanischen Dampfer „Corwin", Kapitän Hooper, gegebenen Bericht vervollständigen. Nachdem dieses Schiff Ende Juli durch das Eis bis zur Heraldinsel vorgedrungen war, wurde gelandet und die höchste Spitze des in schroffen Granitfelsen aufsteigenden Eilandes bestiegen. Die Heraldinsel ist der Aufenthaltsort von Myriaden Seevögeln. Die Vegetation ist kümmerlich und besteht aus einigen Moosen, Flechten, Saxifragen. Beim Abstieg wurde ein 200 Fuß hoch herabstürzender und unter einer Schneebank verschwindender Wildbach angetroffen. Von der Heraldinsel arbeitete sich der „Corwin" zur sibirischen Küste hinüber, längs welcher er bis zum Nordkap vordrang. Auf dem Wege dahin wurde eine Segelstange aus der See aufgefischt, die kaum über ein Jahr im Wasser gelegen haben konnte. An der Küste traf man Eingeborene, die den in großen Flügen erscheinenden Enten wie den auf dem Eise außerordentlich zahlreichen Eisbären mit Bogen, Pfeil und Speeren nachstellten. Auch einem wandernden Stamm Renthiertschuktschen begegnete man. Nach vielen Anstrengungen gelang es von der Südseite her am 12. August Morgens auf Wrangels-Land zu landen, welches vom Kapitän Hooper feierlich für die Vereinigten Staaten in Besitz genommen (der Vertrag mit Rußland, durch welchen die Vereinigten Staaten Alaska erwarben, macht es ihnen jedoch unmöglich, irgend welches Land westlich der Beringstraße zu beanspruchen) und Neu-Columbia getauft wurde. Die Küste des neuen Landes liegt 25 Miles nördlicher, als die bisherigen Karten annehmen. Spuren von Bären und Füchsen waren zahlreich, einige Vögel und ein Lemming wurden erbeutet. An der Landungsstelle mündete ein 300 Fuß breiter, 2½ Faden tiefer reißender Strom in das Meer, was auf eine größere Ausdehnung des Landes schließen läßt. Die Klippen bestanden hauptsächlich aus Schiefer, aus Sandstein und etwas Quarz. Der Boden ist lehmig mit untermischten dunkelen Kieseln. Am Strande fanden sich allerlei Gegenstände, die beweisen, daß die Küste nicht immer von Eis eingeschlossen ist: Walfischgerippe, Treibholz, ein altes Ruder, eine Bootsplanke, hölzernes Geschirr und Faßdauben. Dampfer „Corwin" hielt sich, nachdem er festgestellt hatte, daß in diesem Theile des Landes keine Spuren der „Jeannette" in Cairns oder dergleichen zu finden, nur kurze Zeit auf und dampfte nach der amerikanischen Seite hinüber, um dem Walfänger „Daniel Webster" zu Hülfe zu kommen und sich mit Kohlen zu versehen. Es ist anzunehmen, daß das später eintreffende eigentliche Aufsuchungsschiff „Rodgers" ebenfalls das neue Land erreicht haben wird. Vermuthlich wird dieses Schiff dort überwintern und die Aufsuchung der „Jeannette" gründlicher betreiben, als es der „Corwin" vermochte. Ueber die Erstreckung des neuen Landes nach Norden hin wird nichts berichtet, die See östlich von Wrangels-Land sah man von der Heraldinsel aus offen.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. XI. (Mit fünf Abbildungen.) — Richard Andree: Die Eigenthumszeichen der Naturvölker. (Mit elf Abbildungen auf einer Tafel.) — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. IV. — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. V. — Die Insel Barbadoes. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 23. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XL. №21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

Von Cayenne nach den Anden.

(Jules Crevaux' zweite Reise im nördlichen Südamerika 1878 bis 1879.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

XII.

1. Juni. Da die Feuchtigkeit des Bodens das Feueranmachen verhinderte, so hatten sich die Reisenden am Abend zuvor nur mit etwas Cassava und Branntwein begnügen müssen. Santa Cruz, der eine merkwürdige Energie zeigte, stand aber schon um 4½ Uhr auf und suchte eine günstige Stelle, um einen am Abend geschossenen magern Stelzenläufer zu kochen. Gern hätte man den schlechten Platz noch vor Tagesanbruch verlassen; doch ging das wegen der Kompaßaufnahme nicht, zu welcher Crevaux das Tageslicht brauchte, und die er ohne die geringste Lücke herstellen wollte. Als er dann gegen 6 Uhr nochmals die Lagerstelle musterte, um nicht irgend ein Gepäckstück zu vergessen, bemerkte er eine mächtige Boa, die zweifellos keine zehn Schritte von ihnen die Nacht zugebracht hatte. Apatu hatte auch gemeint, daß ein böses Thier in der Nähe sei, da er einen unangenehmen Moschusgeruch verspürt hatte.

Gegen 9 Uhr erreichte man die kleine Ansiedelung Kinoro, wo zu ihrem Erstaunen eine Kuh, zwei Hammel und zahlreiche Schweine sich tummelten. Der Besitzer derselben, Bernarbé Cabreiro, war vor einer Revolution sich flüchtend mit Weib, Kindern und Vieh den Yura-Yaco hinabgefahren und hatte sich dort niedergelassen. Er hatte auch einen Ochsen besessen, denselben aber wegen Mangels eines Weideplatzes schlachten müssen. Denn die Ufer des Yapura sowohl wie auch des Iça sind überall mit endlosem Walde bedeckt. Für 8 Francs erstand Crevaux ein kleines Schwein, für 3 Francs 6 Eier. In der Ansiedelung traf er zwei junge Indianerinnen vom Stamme der Tamas, die am Rio Caguan (etwa unter 1° nördl. Br. und 77° westl. L. Paris) wohnen. Dieselben sahen den Frauen in Guayana täuschend ähnlich, hatten auch Gewohnheiten, welche Crevaux bei den Galibis beobachtet hat. So tragen sie sowohl im Nasenflügel als auch in der Unterlippe einen großen schwarzen Dorn. Eine derselben zerquetschte Mais mit einem großen Steine, der vollständig die Form eines Halbmonds hatte. Dieses Geräth ist auch am Iça sehr gebräuchlich, und bei der Stadt Para, wo es von den früheren Eingeborenen angewendet wurde, fand Crevaux gleichfalls ein Exemplar desselben.

Ueber den Yapura machte Cabreiro folgende auch anderweitig bestätigte Angaben. Die Regen beginnen im März und dauern bis in den August; das Johannishochwasser (21. Juni) wird wegen seiner Heftigkeit gefürchtet. Im August und September wird die Kahnfahrt mitunter durch einen sehr starken Wind, der selbst Wellen aufwirft, gefährdet.

Gegen Mittag dieses Tages traf man auf drei Hütten von Carijonas-Indianern, welche unter einem Agenten (corregidor) der colombianischen Regierung leben. Derselbe hat officiell die Aufsicht über sämmtliche Eingeborenen am Yapura; da er in der That aber nur zwei kleine Indianerfamilien und einige zerstreute Mulatten zu besorgen hat, so beschäftigt er sich damit, Kautschuk, vegetabilisches Elfenbein und Kakao zu sammeln und dasselbe gegen kleine Messer und Kaliko auszutauschen. Nachdem ihm unser fran-

zösischer Arzt eine Beingeschwulst ausgeschnitten hatte, ertheilte er gern die Erlaubniß, daß zwei seiner Indianer denselben bis zum Araraquara-Falle begleiteten. Apatu machte bald die Entdeckung, daß die Carijonas das Feuer tata und das Wasser tuna nennen, Bezeichnungen, wie sie sich ebenso im Innern Guayanas finden. Die Carijonas aber, welche den Roucouyennes sehr ähnlich sehen, waren nicht minder entzückt, daß die Fremden ihre Sprache redeten, und waren gegen ein Geschenk von je einem Säbel, einer Axt, einem Messer und einigen Meter Kaliko gern bereit, dieselben zu begleiten. Die Zierrathe, welche einer derselben trug, waren genau dieselben, welche Crevaux bei den Macusis-Indianern in Britisch-Guayana und bei den Roucouyennes gesehen hatte. Es waren das silberne Ohrgehänge von dreieckiger Gestalt und ein eben solcher zungenförmiger Stift in der Unterlippe. Diese Schmucksachen waren aus Geldstücken hergestellt, während die Roucouyennes dazu Stücke von Weißblech verwenden. So wurden die Sardinenbüchsen, welche Crevaux an den obern Maroni gebracht hatte, zu solchen Ohrgehängen verwandelt und fanden bei den Eingeborenen von Guayana weite Verbreitung. Früher wurde erwähnt, daß die Roucouyennes ihr Ideal in einem hervorstehenden Bauche erblicken und den Unterleib, um ihn größer erscheinen zu lassen, mit zahlreichen Gürteln bedecken. Die Carijonas tragen statt derselben hölzerne Reifen, die mit Lianen zusammengebunden sind und bis an das untere Ende der Brust hinaufreichen, und außerdem vorn eine kleine Schürze aus Rindenzeug. Diese unbequeme Tracht wird



Carijona-Indianer.



Coreguaje-Indianer.

weder bei Tage noch bei Nacht abgelegt, bis sie vollständig aufgebraucht ist. Es hielt für den Reisenden sehr schwer, sich ein solches Kleidungsstück zu verschaffen, da es fast unmöglich ist, dasselbe abzulegen ohne es zu zerschneiden. Endlich stellte ein junger Mann, durch einen ihm angebotenen rothen Gürtel gereizt, alles Mögliche auf, um aus dieser wahren Schildkrötenschale herauszukommen, und nach langwierigen Verdrehungen, welche an die einer Languste, die aus ihrer Kalkschale herausschlüpfen will, erinnerten, gelang es ihm schließlich, seinen Panzer abzustreifen.

Am Abend rösteten die Frauen Kakaobohnen und zerquetschten sie mit jenem schon erwähnten halbmondförmigen Steine; durch Hinzufügung von etwas Zuckerrohrsaft gewann dann Crevaux eine Chokolade, die ihm angeblich besser schmeckte, als jedes ähnliche europäische Produkt.

2. Juni. Um 8 Uhr brach man auf, im Ganzen mit Santa Cruz und Fortunato 10 Mann stark und bewaffnet mit zwei Flinten, einem Revolver, Bogen zum Fischeschießen und Blasrohren, um mittels vergifteter Pfeile Affen zu erlegen. Die beiden Carijonas ließ Crevaux in seinem Boote Platz nehmen, um mit ihnen plaudern und ihre Sprache mit derjenigen der Roucouyennes vergleichen zu können.

Bald ward man zweier Boote ansichtig, in welchen Carijonas-Indianer saßen, die wie die Eingeborenen in Guayana mit Genipa bemalt waren. Das eine ergriff sofort die Flucht, während das andere Crevaux' Fahrzeug herankommen ließ. Unter den Insassen befand sich ein vollkommen nacktes Weib, welches in einer Hängematte ein Kind trug. Die indianischen Gefährten Crevaux' plauderten mit ihren Landsleuten und titulirten sich mit ihnen „calina“; dasselbe

Wort brauchen die Roucouyennes, um Individuen ihrer eigenen Race zu bezeichnen. Der Grund, um dessen willen das andere Boot sich geflüchtet hatte, war der, daß das Weib eben entbunden worden war, und das Neugeborene, welches in jenem Boote sich befand, keinen Weißen zu Gesichte bekommen darf, da es sonst stürbe. Apatu bestätigte das Vorhandensein dieses Aberglaubens bei allen Indianern Guayanas; jede Wöchnerin — wenn man diesen Ausdruck hier anwenden darf — wird sich hartnäckig weigern, ihr Kind einem Weißen oder Neger zu zeigen. Ein anderer Brauch der Carijonas wie der Roucouyennes verlangt, daß eine solche mehrere Tage lang völlig nackend umhergeht und sich selbst dem Regen aussetzt. Wer wird sich da wundern, wenn die südamerikanischen Eingeborenen rasch verschwinden? Wo giebt es sonst so grausame Leute, daß sie ein Weib eine Stunde nach der Entbindung nackt auf einem Boote fahren



Carijonas-Indianer.

lassen? Und sind nicht Säuglinge, welche man auf weite Reisen mitschleppt, einem sichern Untergange geweiht?

Um Mittag wurde der große Zufluß Ote'uassa passirt, an dessen Oberlaufe, acht Tagereisen von der Mündung, Weiße sitzen und Chinarinde ausbeuten. $1\frac{1}{2}$ Stunden später traf man auf die Insel Couay; so heißt bei den Carijonas wie bei den Roucouyennes die Miritis-Palme. Bald darauf hielt man an den Cosacunti-Inseln, welche eine verlassene Hütte der Carijonas tragen. Dort fand Crevaux noch eine kleine geschnitzte Bank, wie sie ebenso bei den Roucouyennes vorkommen; die Schnitzerei sollte einen Raubvogel, eine Art Urubu, vorstellen, welcher hier wie dort atura heißt. Auch eine menschliche Figur aus schwammigem Holze lag dort, ähnlich den Felsritzungen am Yary, welche der Reisende anfangs für Frösche gehalten hatte. Diese rohen Bildwerke haben den Zweck, böse Geister fern zu halten.

Als die Boote sich am folgenden Tage der Mündung des Baches Santa Maria näherten, an welchem eine Niederlassung von Coreguajes-Indianern sich befindet, fuhr Santa

Cruz, der dieselben um so besser kannte, als seine eigene Mutter diesem Stamme angehörte, voran, um die Ankunft eines „großen Häuptlings“ zu melden. Etwa 20 Indianer, Männer und Weiber, fanden sich denn auch am Landungsplatze ein und wurden von Apatu mit vier Schüssen begrüßt. Am Abend wurden Tänze aufgeführt, wobei Apatu bald ein Lied wieder erkannte, das er schon am Yary und Paru gehört hatte. Je weiter man kam, desto häufiger wurden die Aehnlichkeiten zwischen den Eingeborenen am Yapura und von Guayana; Crevaux neigte schon jetzt zu der Ansicht, daß sie alle zu einer und derselben Familie gehören.

Sehr bald nahm Crevaux weitere Aehnlichkeiten wahr. Einer seiner Leute, der krank geworden war, nahm die Hilfe des Häuptlings der Coreguajes in Anspruch, welcher genau in derselben Weise wie die Piays in Guayana an der kranken Stelle saugte und es durch Blasen und Scho!-Scho!-



Coreguaje-Indianer.

Scho!-Rufen vertrieb. Besonders fiel dem Reisenden bei dieser Ceremonie ein monotoner Gesang, besser Recitativ auf, das dem Evangelium am Palmsonntag ähnlich ist, und das er oft von den Piays gehört hatte. Die Handzeichnungen ferner, mit welchen er von den Coreguajes und Carijonas ein Album füllen ließ, haben die größte Analogie mit denen aus Guayana. Wie die Roucouyennes, so treten auch die Carijonas nie eine Reise an, ohne sich von ihren Weibern mit Rucu oder Genipa bemalen zu lassen. Als Crevaux einen Indianer nach dem Grunde der Bemalung fragte, antwortete ihm dieser, es geschehe, um sich warm zu halten.

Bei der Weiterfahrt stellten sich bald Stromschnellen und Fälle ein, deren Ueberschreitung der an solche Hindernisse nicht gewöhnten Begleitmannschaft viele Schwierigkeiten bereitete. Am 11. Juni wäre in einem kleinen Falle das eine Boot beinahe gekentert, und zwei Tage darauf kamen sie an den Fall Cuemany, den die Eingeborenen für unpassirbar erklärten. Apatu, der sich mit drei Gefährten dennoch hineinwagte, wäre fast umgekommen; um sich zu retten,

mußten sie Gepäck und Kleider ans Ufer werfen, und Santa Cruz wurde in Folge des ausgestandenen Schreckens krank.

Am 14. Juni Mittags langte man bei dem großen Falle Araraquara („Arara-Nest") an, wo man die Boote verlassen und sich einen Weg zu Lande suchen mußte. Der Yapura hat sich dort durch ein großes Sandstein-Plateau seinen Lauf gebahnt, den beiderseits weiße, horizontal und vertikal sich spaltende Felsen wie Riesenmauern einfassen. Vorher hatte er eine Breite von 700 bis 800 m; man kann sich vorstellen, mit welcher Geschwindigkeit seine Gewässer durch diesen Kanal, der nur 50 bis 60 m breit ist, dahinschießen. Etwa 1 km weiter abwärts wird der Fluß plötzlich wieder ruhig, aber nur weil er sich staut und unmittelbar darauf sich mit einem Satze in einen 30 m tiefen Abgrund stürzt. Der Marsch über das Plateau war wegen der zahlreichen Spalten im Gesteine mühselig und selbst gefährlich, und erst nach sechsstündigem Wandern fanden sie einen Pfad, der sie noch vor Einbruch der Nacht an den Fuß jenes Falles brachte. Dort wurden am nächsten Morgen fünf Bäume gefällt und ein Floß davon gebaut. Kurze Zeit aber, nachdem man die Weiterfahrt angetreten hatte, traf man auf ein Boot mit drei Uitoto-Indianern, die sich selbst Makuschi nennen (uitoto bedeutet in der Sprache der Carijonas und Roucouyennes „Feind"). Crevaux folgte ihrer Einladung, ihr Dorf zu besuchen, welches am Nebenflusse Arara lag und in zwei Stunden erreicht wurde. Er fand die Bewohner desselben in großer Aufregung: die Männer machten die lebhaftesten Bewegungen, als ob sie sich zankten, die Weiber eilten umher und die Kinder flüchteten sich in den Wald. Als er ein Haus betrat, sah er über der Thür eine untere Kinnlade hängen, sowie einige aus Menschenknochen gemachte Flöten, und in einer Ecke lag auf einer Trommel eine mit Wachs überzogene getrocknete Hand. Die Männer hatten sich Arme und Beine mit Genipa blauschwarz, Lippen und Zähne dunkelschwarz mit den Zweigen des Blumenrohr und den Rand der Augenlider mit Ruku lebhaft roth gefärbt, so daß manche wie wahre Teufel aussahen, während die Frauen



Wie die Uitotos schnupfen.

den ganzen Leib mit Ausnahme des Halses mit einer Art Kautschuk schwarz bemalt und darauf weiße und gelbe Zeichnungen angebracht hatten.

Eine sonderbare Art zu schnupfen haben die Männer. Ihre Dose besteht aus einer großen Vielfraßschnecke, deren Basis mit einem mittels balata (Gutta-percha) befestigten Fledermausflügel verschlossen ist; sie enthält ein wohlriechendes Pulver von unbekannter Zusammensetzung, das sich aus der in einen hohlen Knochen endigenden Spitze der Muschel herausschütteln läßt. Um dasselbe nun in die Nasenlöcher zu bringen, bedient sich der Indianer eines Instrumentes aus zwei hohlen Vogelknochen, die mittels balata verbunden sind; den einen steckt er in den Mund, den andern in ein Nasenloch und braucht dann nur zu blasen, um den Staub den entferntesten Theilen der Schleimhaut zuzuführen. Einer solchen Schnupfmaschine bedient sich aber nur der Egoist; verträgliche Leute haben ein Instrument, das aus zwei in Gestalt eines X gekreuzten Knochen besteht, und mittels dessen sich Freunde, wie unsere Abbildung zeigt, das Pulver wechselseitig einblasen. Die Cigarren dieser Indianer haben nicht weniger als 4 cm Durchmesser und enthalten etwas Tabak, um den viele Blätter vom bois-canon gewickelt sind; jeder nimmt drei Züge und überreicht dann die Cigarre seinem Nachbar.

Als Crevaux die Lichtung neben jenem Hause betrat, sah er in einem Topfe etwas kochen; es war ein Indianerkopf! Nun verlor er alle Lust zum längern Verweilen; er gab seinen Wunsch zu erkennen, ein Boot kaufen zu wollen, und erstand ein solches. Von der Strömung getragen, langte er rasch bei seinen Gefährten an. Erst auf der Weiterreise entdeckte er zusammengekauert zwischen dem Gepäcke einen Indianer und bat ihn, das Boot zu verlassen. Derselbe folgte der Weisung mit einem verzweifelnden Blicke, den Crevaux erst verstand, als es zu spät war; es war offenbar ein Kriegsgefangener gewesen, der seinen menschenfressenden Feinden zu entkommen gehofft hatte.

Am 19. erreichte man ein kleines Dorf der Carijonas; in derselben Nacht kam dort einer der Einwohner an, ganz verstört durch die ausgestandenen Gefahren. Er hatte mit zwei Genossen eine Reise auf dem Arara unternommen, wurde aber dort von den Uitotos gefangen genommen, welche sofort den einen mit Händen und Füßen an einen Baum banden, ihn trotz seiner Wehklagen mit einem vergifteten Pfeil tödteten, weil einer der ihrigen durch seine

Stammesgenossen gefressen worden war, die Leiche mit Händen und Füßen an einem Pfahle befestigten und wie ein erlegtes Pekari davontrugen. Der Häuptling hatte dann das Fleisch vertheilt und auch benachbarten Stämmen Stücke davon zugesandt. Der zweite war, wie gesagt, entkommen und der dritte war eben jener Indianer, den Crevaux zu seinem nachträglichen Bedauern ans Land hatte setzen lassen.

Die weitere Reise war höchst gefährlich und mühselig. Die Füße des Reisenden wurden bei Tage durch Fliegen zerstochen, welche Anschwellungen und Geschwüre verursachten, während die Nachtruhe bald durch Regen, bald durch Moskitos oder feindliche Indianer gestört wurde. Mehrmals wurden sie angegriffen, wobei Crevaux stets die größte Mühe hatte, seine Leute vom Schießen abzuhalten, ja seine eigenen Leidenschaften zu besiegen. So verlangte am 22. Juni ein Häuptling mit Gewalt das Gepäck des Reisenden und konnte nur wieder durch Gewalt von seinem Vorhaben abgebracht werden. Dieser Mensch, der an 200 Wegstunden vom Amazonenstrom entfernt wohnte, besaß 10 Flinten, ebensoviel Kürassierpalasche und vier Kisten voller Dinge des civilisirten Lebens, Resultate eines Sklavenhandels, den er mit brasilianischen Händlern trieb. Ein Säugling ist dort ein amerikanisches Messer werth, ein sechsjähriges Mädchen einen Säbel, oder zuweilen auch eine Axt, ein erwachsener Mensch eine Flinte. Gut mit solchen europäischen Waffen versehen, unternehmen diese Indianer Raubzüge auf den benachbarten Strömen, greifen die dortigen nur mit Bogen bewaffneten Stämme an, tödten die, welche Widerstand leisten, nehmen die anderen gefangen und führen sie jenen Seelenverkäufern zu. Dieser Handel ist nicht gefahrlos; denn oft genug wird der Händler schlecht empfangen, wenn er den lebenden Preis für seine Waare holen will, und wenn sich die Indianer für die Stärkeren halten, wird er ausgeplündert und erschlagen. Am 26. Juni überschritten sie einen vierten Fall, welcher eine Befahrung des Stromes mit Dampfschiffen unmöglich macht, sich durch Dynamit aber leicht beseitigen ließe. Am folgenden Tage wurde die Mündung des Apapuri (Apaporis) passirt, welche nach Ansicht der Brasilianer die Grenze zwischen ihrem Lande und Colombia bildet. Es waren nun bereits 43 Tage verflossen, daß sie die Nächte bei strömendem Regen auf der Erde schliefen, nur durch ein kleines Blätterdach geschützt. Was Wunder, daß nach und nach fast alle vom Fieber ergriffen wurden? Zwei oder drei waren stets krank, und ein Glück war es noch zu nennen, daß nicht alle auf einmal dienstunfähig wurden. Crevaux beeilte darum die Fahrt, so sehr er konnte; denn einige Wochen Aufenthalt mehr auf dem abscheulichen Flusse hätten allen den Tod gebracht. Stets war er der erste auf den Beinen, ließ um 6½ Uhr Morgens aufbrechen und die Fahrt oft bis 6 Uhr Abends ununterbrochen fortsetzen, und hatte dann auch am 9. Juli Abends 5 Uhr die Freude, in den Amazonenstrom einzulaufen. „Gott sei Dank — rief Apatu aus — Uitotos nicht gefressen uns!"

Am 15. langten sie in Manaos an, wo Crevaux seine Begleiter ablohnte und für ihre Heimkehr Sorge traf. Dann mußte auch er dem Klima seinen Tribut entrichten; auf der Fahrt den Amazonenstrom abwärts packte ihn das Fieber am 22. Juli und verließ ihn erst wieder am 30. Tags darauf schiffte er sich auf dem englischen Dampfer „Ambrose" nach Saint-Nazaire ein.

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

VI.

6. Allerhand Bräuche und Aberglauben.

Eide werden nach Rittich auf besondere Art geleistet. Der zu Vereidigende liegt auf den Knien. Man schneidet Brotstückchen ab, bestreut sie mit Salz, spießt sie an ein Messer und giebt sie ihm durch ein Körbchen aus Birkenrinde.

Die Ceremonie der Namengebung an neugeborene Kinder beschreibt Bechterew folgendermaßen: Bald nach der Geburt eines Kindes nimmt der heidnische Priester dasselbe in die Arme und schaukelt es ziemlich unsanft, indem er dabei verschiedene wotjäkische Namen nennt. Denjenigen nun erhält es, bei dessen Nennung es zu schreien beginnt, oder aber der Priester fängt an Feuer zu schlagen, dabei verschiedene Namen oder Gegenstände nennend. Wobei der Zunder Feuer fängt, den Namen erhält das Kind. Diese Sitte hängt vielleicht mit folgender mordvinischen Sage zusammen: Auge (pät'äi), die Mutter der Götter, wünschte, nachdem sie acht Kinder geboren, rascher die Welt mit guten Geistern zu erfüllen, damit jeder Mensch, jedes Thier, jeder Baum die seinen hätte zum Schutze gegen šaitan. Sie wandte sich daher an den obersten Gott, ihren Vater Tšampas, der ihr ein Feuerzeug gab, während ihr Sohn Niškipas ihr Feuersteine brachte. Sie schlug nun mit dem Stahl gegen den Stein, und aus jedem Funken entstand ein Schutzgeist. Dies Geschäft nun setzt sie auch jetzt noch fort in dem Maße, als die Lebewesen der Erde sich vermehren (Mel'nikow).

Die Gebräuche während und nach der Geburt beschreibt Gawrilow in folgender Weise: Bei schweren Geburten gelobt das helfende alte Weib im Namen der Eltern den Göttern Opfer darzubringen. Diese Gelübde heißen karbon für den voršud, pužym ul, „unter der Tanne", für den Herrn des Waldes, šyd tyron, „Lohn mit Speise", für die Geister der Todten. Wenn das nicht hilft, so nimmt sie den Mann der Gebärenden vor und fragt ihn aus, ob er nicht gelegentlich mit einer andern Frau oder einem Mädchen die eheliche Treue gebrochen, worauf er ehrlich beichten muß, wenn er sich sein Weib erhalten will. Nach der glücklich überstandenen Geburt wäscht die Helferin das Kind und gelobt dabei dem lud murt, dem Hainmenschen (soll wohl heißen vu murt, Wassermensch), im Namen der Eltern eine Ente, was viro sidz'em, Blutgelübde, heißt. Darauf deckt in der Hütte die älteste Frau des Hauses den Tisch mit einem weißen Tischtuche, stellt einen Topf mit Butter, ein Salzfaß und ein Brot darauf,

verkündet dann das Geschlecht des Neugeborenen und fordert die Anwesenden auf, die kyldis'in und ihre Mutter um langes und glückliches Leben für ihn anzuflehen, und daß er dereinst seine Eltern ernähren und tränken möge. Darauf tritt der älteste des Geschlechtes bedeckten Hauptes zum Tisch, nimmt das Brot, schneidet das Ende davon ab, bestreut es mit Salz, beschmiert es mit Butter und giebt es der Wöchnerin, welche es aufißt mit einem Gebet zu inmar. Ein anderes Stück Brot schneidet er sich selbst ab, thut Salz und Butter darauf und spricht das geforderte Gebet zu kylts'in und deren Mutter, worauf er das Stück Brot verzehrt. Seinem Beispiel folgen die Uebrigen und legen dabei kleine Münzen für den Neugeborenen auf den Tisch.

Allerhand Aberglauben. Die Zeit vom 25. December bis 6. Januar wie vom 20. Juni bis 1. Juli heißt vožo dyr, grüne Zeit, und ist besonders geeignet zum Erkennen der Zukunft (Gawrilow). Da gehen die erwachsenen Mädchen auf die Tenne und horchen, ob nicht von irgend woher Glockenklang zu hören ist, denn dann wird eine von ihnen im selben Jahre verheirathet. Die Bursche dagegen gehen zu leeren Hütten oder Vorrathskammern und horchen: Wenn sie ein Geräusch hören wie vom Fegen des Bodens, so schließen sie, daß im nächsten Sommer die Ernte schlecht sein wird; wenn sie hingegen ein Geräusch hören wie vom Ueberschütten des Getreides aus einem Gefäß ins andere, so giebt es ein gutes Jahr. Zum selben Zweck ziehen sie Halme aus dem Roggenschober. Wenn auf dem ersten herausgezogenen Halm eine Aehre sitzt, so giebt es ein gutes Kornjahr, während ein leerer Halm ein schlimmes Jahr bedeutet.

Georgi führt noch folgende abergläubische Anschauungen an: Mittwoch und Freitag sind für Geschäfte gefährlich. Ein schwarzer Specht, der über den Weg fliegt, ein Rabe oder Kukuk auf dem Hausdache bedeuten, ebenso wie ein gehender Igel, Tod oder schwere Krankheit. Durch Tödtung der Schwalben, Kibitze, Tauben und Bachstelzen bringt man sich um das Gedeihen des Viehes. Schwalben baut man sogar Nester. Trifft der Blitz einen Baum, so erschlägt er einen Teufel, der in demselben wohnte. Vom Blühen der Rosen bis zu Ende August ist die Mittagsstunde gefährlich. Die Wotjäken bringen keinen Wachs aus, weil die Bienen davon mißrathen. Mißwachs verursachen die christlichen Wotjäken, die den Göttern keine Opfer bringen, denn geben ist sicherer als alle Gebete.

Ich selbst kann noch anführen, daß es schwer fällt, gebrauchte Kleider zu kaufen, da mit Hilfe solcher leicht verderbliche Hexerei getrieben werden könnte.

7. Götzenbilder.

Zum Schluß möchte ich noch einmal die Frage berühren, ob die Wotjäken Götzenbilder besitzen oder besessen haben.

Da nachweislich alle finnischen Völker solche verehrten und zum Theil noch jetzt anbeten, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß sich auch bei den Wotjäken Spuren davon finden müßten, und das scheint in der That so. Rytschkow fand in der Kochhütte eines Wotjäkenhofes auf einem Brettchen an der Wand vertrocknete Zweige von der Pichta (sibirische Edeltanne, Pinus pichta s. sibirica) liegen. Da er sie in die Hand nehmen wollte, sprangen der Wirth und die Wirthin entsetzt hinzu und hinderten ihn daran. Auf seine Fragen nach der Bedeutung dieser Zweige erhielt er dann zur Antwort: „Es ist dieses eines von den vornehmsten Dingen, die bei uns göttlich verehrt werden, und zwar eben dasjenige, welches wir modor oder den Schutzgeist unseres Hauses nennen. Wenn es nun die Hand nicht nur eines fremden Religionsverwandten, sondern auch sogar derer, die ihm göttliche Ehre erweisen, berührt, so wird die Ruhe meiner Familie, ja meine ganze Wohlfahrt durch irgend einen unglücklichen Zufall unausbleiblich gestört." Diese Zweige dürfe nur ein hochbetagter Greis berühren, und wenn der stürbe, sein Sohn, oder in Ermangelung eines solchen sein nächster Leibesverwandter. Allemal nach Verlauf eines Jahres schlachten sie vor den Zweigen, welche ihren Hausgott vorstellen, ein junges Kalb, dessen Ohren sie auf dasselbe Brett legen, worauf die Fichtenreiser liegen. Wenn irgend ein wotjäkisches Haus ein neues Reis brauche, so könne es dasselbe nicht vor dem Tode des erwähnten Alten bekommen, wo dann sein Erbe das Reis schaffe. Bei den Tscheremissen sollen ähnliche Zweige verehrt werden, die bei ihnen kudovodoš heißen, was Hausgott bedeute. Es sei dies aber kein allgemeiner Gott, weder für die Tscheremissen noch die Wotjäken; in einigen Gegenden werde er nicht verehrt. Aminoff dagegen ist der Ansicht, daß diese Angaben anders gedeutet werden müßten. Das von uns schon beschriebene, regalartige Brett, džadžy, in der der Thür gegenüberliegenden Ecke des kuala heiße vyle muts'on pul, d. h. erhobenes Brett. Darauf werde das Heiligenbild placirt, welches mit einer ursprünglich heidnischen Bezeichnung mudor oder mydor genannt werde, was wörtlich bedeute: der Rand der Erde. Im kazanschen Gouvernement aber kämen weder Heiligenbilder noch andere Bilder vor, sondern werde dieselbe Stelle auf dem erhöhten Brette mudor genannt. Da er nun auch sonst keine Spuren von Götzenbildern gefunden, so ist er der Meinung, daß die Wotjäken überhaupt keine besitzen, und nimmt an, daß die darauf bezüglichen Angaben russischer Schriftsteller wie auch die Rytschkow's auf Mißverständniß beruhen, hervorgerufen durch Unkenntniß der Sprache. Ich muß nun, so kühn es auch erscheinen mag, behaupten, daß Rytschkow's Deutung im Wesentlichen richtig ist, Aminoff's Uebersetzung des vyle muts'on pul dagegen irrthümlich; vyle muts'on heißt allerdings „das hoch erhobene" und „pul" Brett, gleichwohl ist die Uebersetzung „das hoch erhobene Brett" irrthümlich, allerdings aber ist der Irrthum sehr verzeihlich.

In den kuala-Opferungen wird nämlich das Opfer, wie wir gesehen haben, immer auf das beschriebene Brett gehoben, und dieses Opfer heißt vyle muts'on und die Uebersetzung für vyle muts'on pul ist daher „Opferbrett", eigentlich „Brett für das hoch erhobene Opfer". In einigen Gegenden heißt dieses Brett džadžy und wird gewöhnlich nicht mit vyle muts'on zusammengesetzt, so daß man gar nicht in Verlegenheit kommt, es unrichtig zu übersetzen, dagegen heißt in den Hainopfern der keineswegs hohe Tisch, auf welchen der eine Theil des Opfers gelegt wird: vyle muts'on džök, Opfertisch. An beiden Stellen, dem kuala wie dem lud, wird eben das in natura dem Gotte gegebene Opfer vyle muts'on genannt, das aufgehobene im Gegensatz zu dem ins Feuer geworfenen, tylas'kon. Noch in der Gegenwart finden wir den von Rytschkow beschriebenen vollständig analoge Einrichtungen. Noch jetzt werden vom erblichen Opferpriester, dem voršud ut'is oder mudort'si, an gewissen Tagen, namentlich vor dem kvarsur-Feste, Birkenzweige auf das džadžy und auf diese Zweige das Opfer gelegt. In einigen Gegenden bleiben diese Zweige auch das ganze Jahr dort liegen. Ebenso werden in den Hainopfern auf den schon erwähnten Opfertisch Birkenzweige gelegt und auf diese das Opfer.

Wir finden aber auch bei den Tschuwaschen eine Einrichtung, welche stark an die von Rytschkow erzählte erinnert. Kleine, kaum zollgroße, in einer Form gegossene Zinnfiguren, die einen Menschen darstellen und unter dem Namen Irich göttliche Verehrung genießen, werden in einem Winkel der Wohnung aufgestellt und an ein Büschel von Johannisbeer- oder Rosenstrauchzweigen gehängt. Man opfert ihnen eine Art Brei nebst Backwerk und nach Verlauf von zehn Jahren ein Schaf (Castrén nach Fuchs). Es könnte sehr leicht sein, daß unter den Pichtenzweigen Rytschkow's ein ähnliches Bild versteckt war, oder aber, daß die Verehrung, welche man früher dem Bilde gezollt, in späterer Zeit auf die Pichtenzweige übertragen wurde, und beide wurden schließlich, wenigstens in manchen Gegenden, durch das Heiligenbild verdrängt. Für diese Anschauung würde unter anderen der Umstand sprechen, daß in manchen Dörfern das Heiligenbild jetzt auf dieselbe Stelle placirt wird, auf welcher Rytschkow das heilige Reis liegen sah, während es bei den Russen nur in der Stube sich findet, und daß außerdem beide dieselbe Bezeichnung führen — denn modor und mudor dürfte wohl identisch sein —, das spricht schon dafür, daß das Heiligenbild den Götzen von seinem Platze verdrängt, was um so leichter geschehen konnte, als auch das Heiligenbild von den Russen vielfach in derselben grob materiellen Art angebetet wird, wie ein Götzenbild. Noch jetzt, wie vor hundert Jahren, wird stets das Opfer auf das Opferbrett gelegt, was gleichfalls einen triftigen Grund für die Annahme abgiebt, daß dort früher der Götze gestanden habe. Für diese Anschauung spricht aber auch manches andere. Mudor heißt nach Aminoff Rand der Erde; das kann kaum anders verstanden werden als etwa „Grenze des menschlichen und göttlichen Aufenthaltes"; jedenfalls ist es keine Bezeichnung für einen Gott, sondern höchstens für den Platz, auf welchem der Götze ruht, und dieser Platz waren die Zweige; der Gott aber, der darauf wohnte, heißt voršud, der also dem tschuwaschischen Irich entspricht.

Beim Durchsehen meiner Gebete fällt auf, was übrigens auch schon früher bekannt war, daß in den kuala-Opfern dem inmar gewöhnlich die Bezeichnung voršud beigelegt wird. Wenn nun, wie Aminoff mit allem Recht annimmt, der Begriff inmar erst später entstanden ist, die Form der kuala-Opfer aber auf ein hohes Alter hinweist, wo den Göttern noch die Gabe in natura gegeben wurde, und wenn dem entsprechend in den kuala-Opfern, wie Aminoff behauptet, inmar in der Regel nicht genannt wird, so ist klar, daß man erst später den Namen inmar dem ältern voršud beigefügt hat, und dies wird durch ein Gebet bestätigt, in welchem einfach voršud angerufen wird und kein anderer Göttername sich findet. Fragt man einen Wotjäken, wem das vyle muts'on džadžy bestimmt ist, so sagt er: dem voršud.

So ist es auch erklärlich, weshalb der erbliche Opferpriester, welcher jährlich jeder Familie das heilige Reis auf das džadžy legt, voršud ut'is heißt, während diese Benennung völlig unerklärlich bliebe, wenn voršud nur ein Attribut für inmar oder invu oder einen andern hohen Gott wäre. Für meine Deduktionen habe ich später noch die thatsächliche Bestätigung in einer Angabe Bechterew's gefunden, welcher mit dürren Worten berichtet, daß auf dem Brett im kuala bei heidnischen Wotjäken ein grob geschnitztes Götzenbild sich befinde, das einen Ziegenkopf oder ein vertrocknetes Haselhuhn vorstelle, in einem bedeckten Korbe liege und voršud heiße. Auch Gawrilow's Angaben bestätigen vollkommen meine Vermuthungen. Was nun die Ableitung des Wortes anlangt, so haben wir ein Verbum vordyny, ernähren, erhalten, und ein Substantiv šud, Glück; man kann also voršud übersetzen mit Glückerhalter, was wieder vorzüglich mit Rytschkow's Bericht übereinstimmt.

Bei den Hainopfern auf dem lud scheinen ebenfalls Götzenbilder üblich gewesen zu sein. Ostrowski berichtet, daß er zwar in der Gegenwart nichts derartiges gefunden, ein Greis aber habe ihm erzählt, daß man in seiner Jugend ein Stück Baumrinde mit dem Fell desjenigen Thieres, das geopfert werden sollte, umhüllte und es dann auf die Erde stellte. Bechterew berichtet weiter, daß noch in der Gegenwart zur Zeit des Opfers im lud ein grob geschnitztes Götzenbild in Gestalt eines Pferdes oder andern Thieres aufgestellt werde, je nach dem was der Gott fordert. Daß in der That Götzenbilder bei den Haingebeten gebraucht wurden, geht mit großer Wahrscheinlichkeit aus meinen beiden lud-Gebeten hervor. Das eine beginnt nämlich: „Tritt wohlwollend auf die Birkenzweige, o invu!" nämlich auf die Birkenzweige auf dem Opfertische, auf welche das vyle muts'on gelegt wird. Mein zweites lud-Gebet beginnt ebenso: „Kozma, tritt wohlwollend auf" (sc. die Birkenzweige).

Daß nun ein Volk, das dem Gotte die Gabe grobsinnlich in natura darbringt, sich vorstellen könnte, daß er in unsichtbarer Gestalt unter sie treten könnte, um sie abzuholen, ist undenkbar; ja selbst wenn man es für die Gegenwart zulassen könnte, daß unter dem Einfluß des Christenthums solch eine Vorstellung möglich wäre, so ist das doch für die Vergangenheit unmöglich. Aus alle dem kann man mit Sicherheit annehmen, daß es früher Götzenbilder gegeben habe, die zum Empfang des Opfers mit Vorliebe auf Baumzweige aufgestellt wurden.

8. Charakter der wotjäkischen Religion.

Die von den russischen Schriftstellern aufgestellte Behauptung, die Religion der Wotjäken sei dualistisch, wird von Aminoff als grundfalsch bezeichnet und als lediglich hervorgegangen aus Unkenntniß der Sprache und unvollständiger Einsicht in die Götterlehre. Die Götter der Wotjäken besäßen menschliche Leidenschaften; sie zürnen dem, der sie vernachlässigt, und sind gnädig dem, der ihnen opfert. Ueberwiegend sei aber ihre wohlwollende menschenfreundliche Gesinnung. Es liege etwas naiv Patriarchalisches in der wotjäkischen Auffassung des Verhaltens der Götter zum Menschen. Sie reden ihre Götter in ihren Gebeten mit kindlicher Vertraulichkeit an und nennen sich Nachbarn der Götter. Einen Repräsentanten des Bösen finde man nicht unter den eigentlichen Göttern, im Gegentheil werde der Götter Beistand angerufen gegen die bösen Wesen von niederer Art, welche Krankheiten und andere Uebel verursachen. Wie die alten Finnen von den Nachbarvölkern die Bezeichnung des mächtigsten bösen Wesens entlehnt haben (piru, perkele), so hätten auch die Wotjäken ihren peri und šaitan den Nachbarn entlehnt.

Wenn nun auch diese letzte Bemerkung richtig ist, so kann ich doch im Allgemeinen Aminoff nicht beistimmen, sondern die Religion der Wotjäken trägt bis zum jetzigen Augenblick die deutlichsten Spuren des düstern Schamanismus, deutlichere als bei vielen anderen finnischen Völkern. Wohl ist unter dem Einfluß der benachbarten monotheistischen Religionsformen inmar dem christlichen Gott oder Allah recht ähnlich geworden; aus den Gebeten aber kann der freundliche und wohlwollende Charakter keines der Götter ersehen werden. Alle Götter werden gebeten, gewisse

unangenehme Dinge nicht zu thun; so wird mukylts'in gebeten, kein Ungeziefer auf die Kornfelder zu werfen, invu wird gebeten, das Vieh nicht den wilden Thieren zu geben, ja selbst inmar wird gebeten, keine Krankheiten und Seuchen auf die Menschen zu werfen, sie nicht den Waldgeistern zu überliefern. Dieser vorherrschend negative Charakter der Gebete zeigt, daß man sich von solchen Göttern nichts Gutes zu gewärtigen hat, und daß man opfert und betet lediglich, um das Uebel abzuwenden. So ist auch meist der positive Theil der Gebete zu deuten: wohl erhalte und bewahre, d. h. laß die Natur ihren Gang gehen, erhalte Alles beim Alten und bewahre uns vor dem Außerordentlichen. Wenn die Götter wirklich vorherrschend freundlich gesinnt sind, warum wird nie ein Wort des Dankes in den Gebeten laut? Man sagt inmar: „Gieb unser Vieh nicht den reißenden Thieren, dafür geben wir dir Opfer"; also nur des schnöden Gewinnes wegen verhindert er das Unglück, wenn aber der Wolf kommt, dann hat der Gott ihn geschickt. Wenn die Krankheit kommt, dann hat der Gott sie geschickt. Wohl sandte auch Jehovah auf die Gläubigen Krankheit und Elend, aber nur, wenn sie die zu ihrem eigenen Besten erlassenen Gesetze übertraten und nur, um sie durch weise Strafe auf dem rechten Wege zu erhalten. Wenn man aber auf diesem Wege blieb, so war er ein freundlicher Gott und Dankopfer rauchten ihm zu Ehren, Freudenpsalmen ertönten ihm zum Preise. Die wotjäkischen Götter aber senden Unglück und Krankheit nur aus elendem Eigennutz, wenn ihnen kein Opfer geworden; man thut also nur das Nothwendige, wenn man ihnen opfert, ein Dank gebührt ihnen nicht.

Wenn nun auch der bösartige Charakter der wotjäkischen Hauptgottheiten nicht mehr so intensiv ist, so tritt dagegen der düstere melancholische Charakter des Schamanismus recht zu Tage in der Lehre von den Geistern der Verstorbenen. Nie ist man sicher vor ihrer Tücke, und beständig, fast tagtäglich ist man bemüht durch Opfer und Spenden ihre Bosheit abzuwenden. Es kann wohl nichts Schrecklicheres geben, als diese ununterbrochene Furcht vor diesen Geistern. Krankheit und Hungersnoth halten sie in ihren Händen, bereit sie auf die Menschen zu werfen. Außer ihnen giebt es aber in Moor und Wald noch eine ganze Schaar schlimmer Gesellen, welche nur der Gelegenheit harren, um den einsamen Wanderer zu überfallen. Selbst auf die freundlichen Geister, den korka kuz'o wie den gid at'is, kann man sich sehr wenig verlassen; ja wenn der letztere „Hofhüter" genannt wird, so ist diese Bezeichnung mehr Schmeichelname, als daß sie dem wirklichen Charakter ihres Trägers entspricht. Der einzige wirklich Glück bringende Geist scheint der vorsud; in dem an ihn gerichteten Gebet findet sich nicht jener negative Charakter, von dem wir sprachen, sondern er wird in positiver Weise um Glück, gutes Vieh ꝛc. gebeten.

In dem vedin wie im tuno erkennen wir den Schamanen, der mit den Göttern Zwiesprache hält, die Krankheiten vertreibt, die Natur bezwingt, die ewige Sonne selbst angreift; nur ist hier die Macht an zwei Personen vertheilt, von denen der eine vorherrschend das Böse thut, der andere dasselbe Böse verhindert oder wenigstens die Verhinderung zu vermitteln sucht. Den naturbeherrschenden Charakter des Schamanen aber kann man in diesen beiden Personen nicht verkennen; ja der tuno der Wotjäken wie tietäjä der Finnen dürften auch etymologisch nahe verwandt sein, wie die finnischen Verba tietää, wissen, erkennen, und tuntun, kennen, erkennen.

Der Hohneck.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

V.

Die Pflanzendecke des Hohneck.

Auf der Carte de la topographie antique des départ. des Vosges, welche Maud'heux in den Annales de la Société d'émulation du dép. des Vosges XIV, 3, p. 352 (1874) veröffentlicht hat, tritt unser Hohneckgebiet genau nach den Grenzen, mit welchen wir es nach Lothringen hin abschlossen, ganz eigenthümlich hervor: keine antike Straße oder Ansiedelung befindet sich in seinem Umkreis. Folgt dies nun wohl ziemlich naturgemäß aus seiner ganzen Beschaffenheit, so zeigt das Hohneckgebiet auch sonst noch eine so ganz eigenthümliche Stellung zur lebenden Welt, zur Welt zwar nicht der Menschen, doch der Pflanzen und Thiere, daß wir uns mit den Organismen des merkwürdigen Berges noch etwas näher beschäftigen müssen.

Die Pflanzenwelt des Hohneck ist in ganz Elsaß und Lothringen berühmt durch ihren Reichthum, ihre Schönheit, ihre Ueppigkeit. An Artenreichthum und namentlich an alpinen Formen übertrifft sie nicht nur alle Berge der Vogesen, selbst den höhern Sulzer Belchen oder den Ballon d'Alsace, der doch den Alpen näher liegt, sondern auch den Feldberg, den ganzen südlichen Schwarzwald. Das ist jedenfalls eine sehr merkwürdige, nicht leicht zu erklärende Erscheinung. Der höhere Ballon von Gebweiler hat nur eine Alpenpflanze, die auf dem Hohneck nicht vorkommt, die reizende Primulacee Androsace carnea, deren rosenfarbige Blüthensträußchen im Frühling den Gipfel des Belchens schmücken. Der Hohneck aber hat eine ganze Reihe von Alpenpflanzen, die in den Nachbargebirgen nur ihm zukommen; eine ganze Reihe anderer, welche auf den umliegenden Höhen und Höhenzügen ebenfalls wachsen, sind am Hohneck besonders reich und üppig vertreten, und auch die Arten, welche sich nur beschränkt auf einzelnen dieser Höhen finden, wie der kleine seidenglänzende Frauenmantel (Alchemilla alpina) auf dem Roßberg bei Thann, der zierliche Farn Allosurus crispus auf dem Sulzer Belchen und den Hautes Chaumes, das herrliche Mulgedium alpinum mit seinen hochragenden himmelblauen Blüthenfackeln und das ihm ganz ähnliche nur glatt- und grünstengliche Mulgedium Plumieri auf dem Sulzer und Elsässer Belchen, auch alle diese und viele andere Formen von ähnlicher Verbreitung haben am Hohneck ebenfalls ihre Heimath, ja sie sind hier

über das ganze Massiv verbreitet und viel reicher verbreitet, viel häufiger als an jenen vereinzelten Standpunkten.

Auch der Wanderer, der kein specielles Interesse an Botanik hat, muß über die wunderbare Flora des Hohneckrückens erstaunen. Kommt er im Frühling, d. h. im Gebirgsfrühling, wenn in der Ebene schon die wilden Rosen blühen, so ist der Gipfel völlig weiß von den großen, außen oft bläulichen Blüthen der Alpenanemone, die hier und da auch in ihrer schwefelgelben Variation auftritt; dazwischen wächst die narcissenblüthige Anemone mit einem ganzen Büschel weißer Blumen auf einem Stiel, und die gelbe Narcisse mit ihrer doppelten Blumenkrone, das große Schneeglöckchen (Leucojum vernum) findet sich überall. In etwas geringerer Höhe sind alle Raine und Grasflecke von den leuchtenden Purpurähren der Orchis mascula förmlich bedeckt, die hier oft eine ganz erstaunliche Größe entwickeln, dazwischen andere Orchideen, in den Wäldern massenhaft die unscheinbare aber sonst seltene Listera cordata; auf den Wiesen und Felsen blüht die schöne dunkelblaue Bergkornblume, der goldgelbe, rosenähnliche Trollius europaeus, um nur einige Pflanzen zu nennen, die am meisten in die Augen fallen. Ganz anders aber sieht alles etwa 6 bis 8 Wochen später aus. Da hat der Hohneck sein weißes Frühlingsgewand mit dem buntesten Sommerkleid vertauscht, da prangt er erst in seinem Reichthum. Zwar der höchste Gipfel ist dann ziemlich blüthenlos, fast ganz mit Nardus stricta und anderen niedrigen Gräsern bedeckt; aber die nur wenig tieferen Matten ringsher sind übersäet mit den großen safrangelben Sternen des Bergwohlverlei (Arnica montana), röthlichen und weißlichen Orchideen (Gymnadenia conopsea und albida), der herrlichen bald gelben, bald tiefvioletten Viola elegans; dazwischen ragen die schönen Stengel des Türkenbundes auf und besonders merkwürdig und auffallend sind die mächtigen hohen Büsche des gelben Enzians (Gentiana lutea), dessen goldene Blüthensterne in dichten Wirteln um den hohen, straff aus blaugrünen, gefältelten Blättern aufstrebenden Stengel stehen. Dazu zahlreiche weiße Dolden und eine Masse von den Wiesenblumen der Ebene. Da aber, wo die Felsenthäler beginnen, auf den Felsen selbst haben wir erst recht herrliche Formen: der Türkenbund wächst hier besonders üppig, daneben die Bergkornblume, die beiden Mulgedien, verschiedene Sorten Eisenhut (Aconitum) mit blauen und gelben Blüthen, der gelbe und rothe Fingerhut, prachtvolle, riesenhaft aufgeschossene Dolden (Laserpitium Latifolium, Angelica montana), dazwischen große Farnkräuter, lilablüthige Geranien und an feuchten Stellen hohe, mit weißen Blüthen übersäete Ranunkeln (Ranunculus aconitifolius). Aus den Felsenspalten erhebt sich Rosa alpina mit dunkelrothen Blüthen, daneben kleine weiße straußblüthige Saxifragen oder die zierliche Silene rupestris — kurz, wohin man blickt und sieht, ist das Leben überreich von den herrlichsten Formen und Farben.

Wir haben schon eine Reihe Pflanzen genannt, welche den Alpen vorzugsweise angehören, wie Rosa alpina und andere. Allein diese und ähnliche, wie die auf dem Hohneck heimische hellroth blühende Rosa rubrifolia, die Johannesbeerarten Ribes petraeum und alpinum gehören der Wald- und Kulturregion der Alpen an; die Flora aber der höchsten Gipfel, die alpine Flora im engern Sinne, „welche über der Zone des Waldwuchses ihr Maximum hat“ [1]), umfaßt erst die eigentlich merkwürdigen Hochgebirgspflanzen. Auch von diesen finden wir eine ganze Reihe auf dem Hohneckmassiv und einige von ihnen müssen wir kennen lernen. Wir betrachten zugleich den weitern Verbreitungbezirk dieser Pflanzen nach Christ's Angaben. So haben wir von den schon genannten Mulgedium alpinum auf den Ost-, Central- und Westalpen, dem Schwarzwald, Jura, dem central-französischen Gebirge und den Pyrenäen; Mulg. Plumieri dagegen nur auf den Westalpen, den französischen Gebirgen, den Pyrenäen. Saxifraga Aizoon ist auf allen genannten Gebirgen verbreitet, ebenso Gymnadenia albida, Alchemilla alpina, Allosurus crispus (fehlt im Jura, ist im Schwarzwald sehr selten), Gentiana lutea, welche letztere ebenfalls im Schwarzwald auffallend selten ist. Ferner gehört hierher Potentilla alpestris, deren safranfarbige Blüthen dicht an der Erde liegen, und die in der ganzen Schweiz, dem Jura und den Pyrenäen zu Hause ist, die braunblüthige Umbellifere Bupleurum longifolium (fehlt nur in den Pyrenäen), das seltene Sedum repens (fehlt im Schwarzwald und Jura), während Rhodiola rosea außer in den Alpen und auf dem Hohneck sich nur noch in den Pyrenäen findet, und die niederliegende, gelbblühende Rosacee Sibbaldia procumbens in den Alpen, auf dem Hohneck, in Südfrankreich und den Pyrenäen zu Hause ist. Auf allen genannten Gebirgen, von den Ostalpen bis zu den Pyrenäen, wächst die purpurrothe Bartsia alpina, das herrliche Hieracium aurantiacum, dessen feuerrothe Blüthenköpfe aus dem hohen Grase ordentlich hervorleuchten, der seltene aber unscheinbare Streptopus amplexifolius, der Allermannsharnisch Allium Victorialis, welcher im deutschen Aberglauben dieselbe Rolle spielt, wie Homer's Moly im griechischen, die einem Allium ähnelnde ganz eigenartig gestaltete Orchis globosa, die schöne blaue Campanula Scheuchzeri, ebenso Campanula latifolia und viele andere. Dagegen findet sich das merkwürdige niedrig wachsende bleichgelb und großblühende Hieracium vogesiacum (decipiens, cerinthoides) außer auf dem Hohneck nur in den Ostalpen, im Jura, in Centralfrankreich und auf den Pyrenäen, das verwandte Hier. albidum zwar überall in den Alpen, aber sonst nur noch in den Pyrenäen, während Hier. alpinum gerade umgekehrt nur in Südfrankreich und den Pyrenäen fehlt. Die auffallende hellgelbe Pedicularis foliosa fehlt dem Schwarzwald, Rhinanthus alpinus den Westalpen, ebenso den Bergen Frankreichs und den Pyrenäen; Saxifraga caespitosa gehört den Ostalpen, dem Hohneck und den Pyrenäen an, die distelartige Carlina nebrodensis nur den Ostalpen, dem Hohneck und Centralfrankreich, Picris pyrenaica nur den Ost- und Westalpen, dem Hohneck, Frankreich, den Pyrenäen. Dagegen findet sich Angelica pyrenaica, eine kleine, grünlich-unscheinbare Doldenpflanze, welche in den Granitvogesen sehr verbreitet ist, nur in Frankreich und auf den Pyrenäen. Diese Beispiele der scheinbar regellosesten, eigensinnigsten Verbreitung mögen genügen; keine dieser alpinen oder glacialen Pflanzen fehlt den Alpen ganz und ebenso sind auch die zahlreichen übrigen glacialen Pflanzen des Hohneck (im Ganzen 75 Arten nach Kirschleger und Christ) alle in den Alpen zu Haus, während in den Pyrenäen 4, in Centralfrankreich 16, im Schwarzwald 21 und im Jura noch mehr Arten fehlen.

Woher kamen nun diese Pflanzen zum Hohneck hin? Von der Angelica pyrenaica ist es sicher, daß sie vom Süden kam, da sie im Osten und im ganzen Alpengebiet fehlt. Die übrigen Arten aber weisen so vorzugsweise nach den Alpen hin, wo ja keine von ihnen fehlt, daß man alle, auch die nur im Osten derselben vorkommenden Formen lieber von den Alpen als aus dem Süden ableiten möchte.

[1]) Dr. H. Christ, Ueber die Verbreitung der Pflanzen der alpinen Region der europäischen Alpenkette. Neue Denkschrift der Allg. Schweizer. Gesellsch. für die gesammten Naturwissenschaften. 1867.

Und jeder Blick auf die Karte wird uns wieder für die Alpen stimmen.

Allein die Winde, welche die Vogesen und namentlich die Südvogesen, das Hohneckmassiv beherrschten und beherrschen, waren und sind doch Südwestwinde. Wie ist bei ihnen die östliche Einwanderung zu erklären? Denn die Winde sind ohne Zweifel die Hauptverbreiter vieler Pflanzensamen, und namentlich dann müssen sie in erster Linie in Betracht gezogen werden, wenn es sich um Verbreitung von einem Hochgebirge zum andern handelt. Oestliche, südöstliche Winde fehlen ja auch heute auf der Ostseite der Vogesen, in der Ebene durchaus nicht; sie streichen im Thurthale, im Münsterthal bis zum Gebirgskamm empor; sie sind nur in Lothringen so selten, weil sie eben durch den Vogesenrücken abgehalten werden. In früheren Zeiträumen aber mußten dieselben viel häufiger und stärker sein und wenn wir die Zusammensetzung einer heutigen Gebirgsflora verstehen wollen, so müssen wir möglichst weit in der Entwickelungsgeschichte dieses Gebirges zurückgehen. Freilich kann sich von den Land- und Strandpflanzen, welche einst den Hohneck bedeckten, als er aus dem Buntsandsteinmeer aufragte, nichts in direkter Abstammung erhalten haben, welches durch unzählige aber ununterbrochene Generationen hindurch sich allmälig in die heutigen Arten umgewandelt hätte. Alles was auf den Höhen des Berges vorhanden war, muß während der Eiszeit zu Grunde gegangen sein, wo wir uns den Hohneck zwar wohl gewiß nicht untergetaucht und begraben unter einem glacier monstre, qui couvrait toutes les roches et tous les pics, unter einer Calotte von Eis, welche gleichmäßig alle Ballons überzog, wie Dollfus-Ausset [1]) will, wohl aber in der Art des heutigen Monte-Rosa-Gipfels zu denken haben, in einem Zustand, welcher eine eigentliche Vegetation nicht zuläßt. Die Glacialflora kann sich überhaupt erst am Ende der tertiären Zeit, erst zur Zeit der Erhebung der Alpen gebildet haben. Daß sie von Norden aus auf die Gipfel unserer Breiten und südlicher herabgewandert sei, dafür liegt durchaus kein Beweis vor, wohl aber spricht Mehreres dagegen. Es scheint vielmehr, als ob sie zunächst sich auf den Gebirgen, also vorzugsweise auf den Alpen bei dem allmäligen Uebergang des Klimas und dem allmäligen immer höhern Aufsteigen des Gebirges sich entwickelt habe. Allein vor der Eiszeit, als die Alpen sich hoben oder gehoben hatten und die oberrheinische Tiefebene noch nicht eingesunken war, dehnte sich Nord-Europa viel weiter nach Norden aus, als heutzutage, noch über die britischen Inseln hin; auch die Alpen waren damals noch etwas höher als jetzt, und sei es auch nur um den Betrag der Ablation durch die atmosphärischen Wasser. Selbstverständlich mußte sich die ganze Fläche der heutigen Alpenabdachung, das mitteldeutsche Bergland mit eingeschlossen, damals in anderen klimatischen Zuständen befinden, als heute: die Art und Beschaffenheit der heutigen bayerischen Hochebene war es, welche sich damals weithin ausbreitete, freilich in etwas stärkerer Ausprägung aller ihrer Eigenthümlichkeiten. Nicht eine eigentliche Steppengegend, wohl aber weite Moos- und Tundrenbildungen, denen es auch an Waldungen nicht gefehlt haben mag, dehnten sich nordwärts um die Alpen aus. Ueber den so beschaffenen Landstrichen bildeten sich im Winter sehr gewöhnlich Luftdruckmaxima und von ihnen floß die Luft in kalten trockenen Strömen peripherisch ab, namentlich nach Westen und Südwesten hin, wo der Luftdruck in Folge der Einwirkung des Meeres eine wesentlich geringere war. Die Verhältnisse waren also ähnlich, nur minder mächtig entwickelt, wie wir sie heute im nordöstlichen Centralasien finden. Durch diese Luftströme mußten aber die Glacialpflanzen der Gegend, welche sie mit dem Gebirge theilte, ebenfalls peripherisch nach allen Seiten ausgebreitet werden. Die alpinen Pflanzen der Vogesen sind solche, deren Samen sich für die Verbreitung durch trockene Winde besonders eignen. So die sämmtlichen Synantheren, die Annemonen, Valeriana tripteris, die so äußerst feinsamigen Orchideen, die Sporen des Allosurus, die dünnen und flachen Samen der Gentiana lutea. Andere Pflanzen mögen ähnlich wie die Steppenläufer ganz fortgetragen sein, wie Silene rupestris, von wieder anderen, wie von den Rosaceen (Potentilla, Sibbaldia), von den Campanulaceen, den Crassulaceen (Rhodiola, Sedum) nur die trockenen Fruchtköpfchen. Dabei ist zu beachten, daß die Ostwinde vorzugsweise im Herbst, Winter, Frühjahr wehten und wehen, also gerade zu der Zeit, wenn die Samen fertig gereift zum Transport bereit sind. Uebrigens gehen auch heute noch von den Alpen radiale Winde aus, welche, obwohl freilich meist lokal, doch für die weite Verbreitung vieler Alpenpflanzen, für die Erklärung der alpinen Bestandtheile in den Pflanzendecken der europäischen Hochgipfel zu genügen scheinen. Die Donau hinab wehen Westwinde, in Central- und Südfrankreich herrschen Norde und Nordoste, auch Südoste sind nicht selten, der Einfluß der Alpen auf die französischen Centralgebirge und die Pyrenäen ist daher leicht begreiflich. Man vergleiche Supan's lehrreiche Zusammenstellungen in seiner Statistik der unteren Luftströmungen S. 61 bis 66, 76 bis 89 2c. Die oberen Luftströmungen, welchen keine Hindernisse im Wege stehen, sind besonders heftig, deshalb besonders weitreichend und transportfähig; so konnten die höchsten Gipfel, auch wenn sie fern von den Alpen lagen, dennoch mit Pflanzen der Alpen bevölkert werden. In diesen geographischen Verhältnissen scheint der Grund für die Erscheinung zu liegen, daß wir die Alpen als die Heimath vieler Gebirgspflanzen des westlichen wie des östlichen und nördlichen Europas, ja bis zu den Pyrenäen und Apenninen hin die Alpen als Centralpunkt einer weit verbreiteten Flora ansehen müssen. Und so gelangte damals auch ein großer Theil der Arten durch den Wind an die Gletscherränder der Vogesen, um sich hier länger zu halten, als die Gletscher selbst. Denn das organische Leben, durch die rasche Aufeinanderfolge der Generationen veränderlicher und dadurch schmiegsamer, erhält sich über viele geologischen Veränderungen hin wie ein weites Gewand über einen lebhaft bewegten Körper.

Aber neben den Winden ist es das Wasser, welches zur Verbreitung der Pflanzen beiträgt. Der Rhein bringt jetzt noch eine Menge Alpensämereien mit ins Tiefland, noch mehr die Flüsse der bayerischen Hochebene. Diesen aber glich der Rhein nach Art und Umgebung ganz und gar, als er noch auf dem gehobenen Terrain der heutigen oberrheinischen Tiefebene oder doch unter jenen eben geschilderten klimatischen Verhältnissen floß, er wird also eine Menge alpiner Samen und Keime über seine Ufer ausgestreut haben. Am sichersten aber breitet sich eine Pflanze aus durch direkte Aussamung, bei welcher ja das einzelne Samenkorn immer um einen mehr weniger großen Raum von der Mutterpflanze fortschreitet. Auch auf diesem Wege konnten bei den eben geschilderten klimatischen und Terrainverhältnissen alpine Pflanzen ganz direkt in die heutigen Vogesen gelangen. Alles dies spricht für die östliche Heimath der meisten Glacialpflanzen der Vogesen. Auch die Westwinde, obwohl sie durch ihren großen Feuchtigkeitsgehalt minder geeignet waren zum Transport der Samen, namentlich von solchen mit Federkronen, die so leicht Feuchtigkeit anziehen und dann ihre Flugkraft verlieren — auch die Westwinde blieben nicht ohne Depo-

[1]) Matériaux pour servir l'étude des glaciers 3, 272.

siten, wofür die Angelica pyrenaica sicherster Beweis ist. Diese Pflanze zeigt aber noch einen beachtenswerthen Umstand: wie die Südwestwinde den ganzen Kamm der krystallinischen Vogesen beherrschen, so ist auch sie über den ganzen Kamm weithin verbreitet, und ganz natürlich sollte man diese Art der Verbreitung bei allen Pflanzen erwarten, die mit den Westwinden kamen. Carlina nebrodensis, Hieracium vogesiacum, Picris pyrenaica, Mulgedium Plumieri, bei welchen Christ (S. 37) die Herkunft über Südfrankreich für wahrscheinlich hält, sollte man nicht auch sie, wenn sie wirklich mit den Südwestwinden von dorther kamen, über den ganzen Kamm verbreitet finden, zumal sie trotz oder wegen der Federkrone ihrer Samen so leicht vom Winde überall hingeführt werden konnten? Dennoch finden wir sie nur im Süden der Vogesen und hier weit nach Osten ausgedehnt. Allerdings bricht die Federkrone bei Mulgedium wenigstens leicht ab und kann auch hier der Feuchtigkeitsgehalt der Winde die Verbreitung hemmen. Aber wenn sie, von Westen kommend, so weit nach Osten gelangen konnten, warum denn nicht auch mit dem herrschenden Winde nach Norden. Und ferner, die Berge von bedeutender Höhe, welche im östlichsten Lothringen sich unmittelbar an die Vogesen anschließen, sie zeigen von jenen alpinen Seltenheiten des Hohneck nichts oder nur ganz wenig, wie denn z. B. der gelbe Enzian auch auf ihnen noch vorkommt; dagegen haben wir keine der von Christ aus dem Süden abgeleiteten Pflanzen auf ihnen, mit Ausnahme auch wieder der Angelica pyrenaica, welche, nach Godron [1]), dessen Angaben ich folge für die Gegenden, die ich nicht aus eigenem Augenschein kenne, bis Granges und Bruyères verbreitet ist.

Ebensowenig findet sich Androsace carnea auf diesen Bergen, welche Christ auch vom Südwesten eingewandert sein läßt; gegen welche Ansicht ihr einziges östliches Vorkommen sehr deutlich spricht. Auch noch andere Alpenpflanzen, welche indeß nicht zu den eigentlichen alpinen oder glacialen zu rechnen sind, zeigt die Ostseite der Vogesen, wie z. B. die schöne gelbe Frühlingssynanthere Doronicum pardalianches oder die auch in den Thälern des Schwarzwaldes sehr verbreitete Valeriana tripteris, welche beide wieder in Lothringen fehlen. Alles also spricht für östliche Einwanderung. Die alpinen Pflanzen um Retournemer und bis Gerardmer sind direkt vom Hohneck herabgewandert.

Daß nun aber gerade auf dem Hohneckmassiv eine so vorwiegende Menge echt alpiner Pflanzen sich angesammelt, daß sich dieselben nicht massenhafter längs des Gebirges nach Norden verbreitet haben, das hat zunächst seinen Grund in der Höhe dieses gewaltigen Massivs, welche ja früher, wie wir aus den verschiedensten Gründen anzunehmen gezwungen waren, viel höher aufragte, als jetzt. Hier fand also der Lufttransport bei der nordsüdlich gerichteten Ausdehnung des Massivs den bedeutendsten Halt; hier schlugen auch solche obere Luftströmungen an, welche ungehindert über den Schwarzwald hinübergekommen waren. Ferner aber ist auch die Natur gerade dieses Berges am längsten glacial geblieben, da vom Hohneck aus die gewaltigen Gletscher sich in die Thäler herabsenkten und in ihren Resten noch vorhanden waren, als schon in den tieferen Gegenden längst die mildere Temperatur wieder herrschte. Auch heute noch ist der Hohneck der alpinste Theil des Gebirges und temporäre Gletscherbildungen kann man noch heute hier, aber auch nur hier in der ganzen Vogesenkette, bisweilen beobachten. Zuerst hat Ed. Collomb [1]) die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt, dann auch Ch. Grad die gleichen Bildungen an der Fechtquelle gesehen und geschildert [2]). An dem höhern Ballon von Sulz kommt Derartiges nicht vor, weil er minder feucht ist und in Folge der breit aufgeschlossenen Thäler um ihn her die Temperatur auch seines Gipfels etwas höher ist, als die des Hohneckmassivs. Vom Feldberg gilt das Gleiche. Daher finden auf dem Hohneck eine Menge Glacialpflanzen günstige Lebensbedingungen, welche auf den übrigen Vogesen nicht gedeihen können. Sie können herabwandern bis zum Retournemer, weil auch diese Gegend weit mehr ein alpines Klima besitzt als die breit geöffnete, rasch abfallende Ostseite der Vogesen. Daher finden wir die Glacialpflanzen so reichlich auf dem Hohneck und doch so eng auf sein Massiv beschränkt.

Aus dem gleichen Grunde finden wir auch Anemone alpina z. B. auf dem Schwarzwald nicht, weil ihr daselbst ein wesentlicher Zug des alpinen Klimas, den sie bedarf, fehlen würde, der reichlichere Dampfgehalt der Luft, den sie auf den Jurabergen wieder findet. Umgekehrt ist es anderen Pflanzen, z. B. der Potentilla aurea des Schwarzwaldes, wohl zu feucht auf dem Hohneck; während wieder andere nur nicht weit genug östlich gewandert sind, wie die sumpfliebende Gentianee Swertia perennis, die wohl bei minderer Beweglichkeit und festerm Verschluß ihrer Samen früher Halt gemacht hat, als sie die Vogesen erreichte. Heutzutage aber setzen ihrer Weiterwanderung die Kulturverhältnisse unübersteigliche Schranken. Der reichliche Anbau der Ebene hat für Moorpflanzen keine Station. Ferner ist die Korrektion der Flüsse, die fortdauernd strenge Beaufsichtigung und Einschränkung ihres Laufes pflanzengeographisch im höchsten Grade wichtig, da eine Menge der transportirten Samen und Keime an der Entwickelung gehindert werden. Wenn Vogesen und Jura so viele Verschiedenheiten zeigen, so hängt das erstlich von der Richtung der Südostwinde ab, welche den Jura weniger treffen konnten, der vielmehr fast ganz im Bereich der Südwestwinde lag; bei manchen Pflanzen ist aber ferner auch der Unterschied des bergbildenden Gesteines zu beachten, indem Kalkpflanzen nicht auf Granit, granitliebende nicht auf Kalk sich wohl befinden. Dieser Umstand ist auch für den Ballon von Sulz sowie manche andere Höhen der Vogesen zu beachten, welche gleich dem Gipfel dieses Ballons aus Grauwacke bestehen.

So haben wir eine Reihe von Gründen für die eigenthümliche Vegetation des Hohneckmassivs. Finden wir dieselbe hauptsächlich auf der Ostseite und hier namentlich an den Felsengraten und in den Steilthälern zusammengedrängt, so ist hierfür wohl nicht die östliche Einwanderung, nicht der Unterschied der Besonnung anzuführen. Vielmehr sind auch hier wieder die Westwinde die maßgebenden Beherrscher des Gebirges: die Pflanzen flüchten vor ihnen dahin, wo sie am meisten Schutz und ihre Samen den besten Halt finden. Daher der größere Reichthum der Ostseite, der Granitwände, unter denen die mächtigste und schönste, die Spitzköpfe, auch botanisch die reichste ist.

Schwieriger ist es, über die Fauna des Hohneck sich ein Urtheil zu bilden, da dieselbe weit weniger leicht sich dem Beobachter zeigt, die Thiere auch, bei größerer Selbständigkeit der Locomotion, nicht so absolut den mechanischen Verbreitungsmitteln unterworfen sind, als die Pflanzen. Auch fehlt es hier weit mehr an Vorarbeiten. So werthvoll Henri de Peyerimhoff's Schmetterlingsverzeichnisse [3]) sind, so be-

[1]) Godron, Flore de Lorraine (Meurthe, Moselle, Meuse, Vosges), 3 Bde. 1. Aufl. Nancy 1844. 2. Aufl. 2 Bde. 1864.

[1]) Ed. Collomb, Preuves de l'existence d'anciens glaciers dans les vallées des Vosges, 1847, p. 180 — 189.

[2]) Bull. Soc. d'hist. natur. de Colmar 1870, p. 142.

[3]) Bull. Société d'hist. natur. Colmar 1861, 1862; 1880.

ziehen sie sich doch nur auf eine Thierklasse. Betrachten wir nun auch bloß die Großschmetterlinge, so finden wir sofort eine Reihe auf den hohen Vogesen und zum Theil ganz besonders auf dem Hohneck, welche nach Boisduval in den Alpen ihre Heimath haben. So z. B. mehrere Erebien, düstergefärbte, vielaugige Tagschmetterlinge, wie Erebia Cassiope, Pyrrha, welche letztere zugleich auch auf den Pyrenäen vorkommt. Der Nachtfalter Hadena adusta, den de Peyerimhoff auf dem Hohneck fand, gehört ebenfalls den Alpen an; das Gleiche gilt von einer Reihe von Spannern, die ich nicht einzeln anführen will. Auch hier weist fast alles auf die Alpen hin; doch scheinen Einwanderungen auch aus Frankreich gerade in die höchsten Vogesenregionen stattgefunden zu haben, wie denn auch Einwanderungen aus nordischen Gegenden bei Pflanzen und Schmetterlingen nicht fehlen. Den Apollo, den bekanntesten aller Alpenschmetterlinge, sehen wir nicht bis zum Hohneck verbreitet, wohl aber lebt er im Dollerthal. Er ist jedenfalls durch eigene Wanderung vorgedrungen, während jene anderen Arten, die recht eigentlich glacial zu sein scheinen, wohl durch Winde verschlagen sind. Doch über die Thierwelt muß selbständig und eingehender, als dies hier möglich ist, gehandelt werden.

Die Frauen in Sibirien[1].

Es handelt sich hier nicht um die Frauen der Eingeborenen Sibiriens, sondern um die russischen Frauen, d. h. die Frauen der Bauern, der Kleinbürger und Kleinhändler und der Popen und um deren Stellung. Von den Frauen der zugereisten Beamten, der reichen Kaufleute, von den Klassendamen und Gouvernanten u. s. w. sprechen wir hier nicht — Visiten, Magazine, Kartenspiel und Tanz sind ihnen allen nothwendige Beschäftigungen, in dieser Sphäre fühlen sie sich wohl, wie der Fisch im Wasser. Das sind keine echten Frauen Sibiriens — wenngleich viele der heutigen Töchter Sibiriens dem Beispiel der „Angereisten" zu sehr gefolgt sind.

Wir reden hier von der eigentlichen sibirischen Frau. Den Lesern werden einige Züge aus dem Leben der Frau unter den Eingeborenen Sibiriens[2]) noch in der Erinnerung sein. Alle häuslichen und wirthschaftlichen Arbeiten ruhen auf den Schultern der Frau; der Mann, Jäger oder Viehzüchter, treibt sich im Walde oder auf der Steppe umher; selten sitzt er zu Hause; was hier zu Hause zu thun ist, macht die Frau. Sie stellt die Jurte auf, näht und wäscht für die Familie (wenn überhaupt irgend etwas gewaschen wird) und bereitet die Speisen. Dabei ist die Frau der Eingeborenen eine vollkommene Sklavin, und unter Umständen sogar zeitweilig verkauft, und der Mann ist ihr unbeschränkter Herr und Gebieter.

Aber auch die sibirische Frau ist von einem harten und schweren Loos betroffen; nehmen wir zunächst die Frau der sibirischen Bauern: nicht heiter lacht ihr das Leben von der Geburt an. Der Vater ist nicht erfreut, daß die Frau ihm eine Tochter geboren hat — damit wird ihr Eintritt in das Leben begrüßt. Die Tage der Kindheit sind auch nicht freudvoll: die Mutter hat weder die Zeit, die Tochter zu liebkosen noch auf sie zu achten, wie es sich gehört; gut ist es, wenn eine Großmutter sich der Enkelin annimmt. Mit sieben Jahren muß das kleine Mädchen selbst arbeiten: es wartet die jüngeren Brüder oder Schwestern, es hütet das Vieh, es hilft bei der Gartenarbeit, es trägt Wasser und anderes. Viele kleine Mädchen werden schon in diesem zarten Alter als „Kinderwärterin" zu fremden Leuten geschickt: den ganzen lieben Tag muß die kindliche Wärterin das fremde Kind hüten; um seine eigene Pflege kümmert sich Niemand. Es mag selbst zusehen, wo es Kleidung und Essen kriegt; schlafen muß es auf ebener Erde. Es ist zu verwundern, daß aus diesem bei Seite geschobenen, schlechtgenährten Geschöpf sich doch eine Jungfrau und schließlich eine Frau herausbildet, welche an Verstand einen in der Schule unterrichteten Mann übertrifft; eine Frau mit festen Grundsätzen, mit einem Charakter, um den sie nur zu beneiden ist. Vom 14. oder 15. Lebensjahre muß das Bauermädchen, abgesehen von der ihr obliegenden häuslichen Arbeit, selbst für ihre Kleider und Fußwerk sorgen. Wird sie verheirathet, so wird sie keineswegs eine „Herrin": im Gegentheil ihre Arbeit nimmt zu. Auf wessen Schultern ruht die größte Arbeitslast? Auf denen des Mannes oder der Frau? Es scheint unzweifelhaft, daß die Frau mehr leisten muß. Nicht zu selten muß die Bauerfrau in Sibirien pflügen und mähen — die Pflege des Gemüsegartens und die übrige Hausarbeit fällt ihr selbstverständlich zu. Noch unmittelbar vor ihrer Niederkunft arbeitet sie, trägt Wasser und bereitet sich ein Bad. Mitunter von der Geburt bei der Feldarbeit überrascht, trägt sie den Neugeborenen in der Schürze nach Hause, und am andern Tage, vielleicht am dritten geht sie wieder an die Arbeit, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Und dabei einen Trunkenbold als Mann! Einen Haufen Kinder! Dessen ungeachtet ist die Frau stets bei der Hand, heiter, bereit zu einem Scherz oder zu einem Lied.

Mitunter hat ein oder das andere Mädchen ein Liebesverhältniß; darüber darf man sich nicht wundern; selten tritt die Jungfrau vor dem zwanzigsten Jahre in die Ehe.

Ganz abgesehen von der schweren Lage in der Familie, ungeachtet der schweren Arbeit und der rohen Behandlung von Seiten eines dem Trunke ergebenen Mannes, ist die sibirische Bäuerin keineswegs eine Sklavin. Im Gegentheil, wir sprechen nicht von solchen Frauen, welche das ganze Hauswesen und den trunkenen Mann mit starkem Scepter regieren, nicht von solchen Frauen, denen es gelingt, ihre fünf Kinder wirklich zu erziehen — das sind besondere Persönlichkeits-Einzelfälle. Nein, unter ganz gewöhnlichen Umständen ist die sibirische Bäuerin eine selbständige Hausfrau. Sie vertritt mit Festigkeit ihre Rechte nicht allein vor Fremden, sondern auch vor ihrem Mann. Sie schützt mit Selbstverleugnung und Aufopferung ihr und ihrer Kinder Eigenthum, ihre Kinder; wie eine Wölfin ist sie bereit jeden zu zerreißen, der sie oder ihre Kinder angreift. Wenn ihr Ehemann ein Dummkopf, oder ein Faulenzer, oder dem Trunke ergeben, so ist die Frau die Vertreterin der Familie vor der Gemeinde, vor der Obrigkeit. Man kann sagen, daß eigentlich die Frau das ganze Hauswesen und die Wirthschaft besorgt. Dem Manne liegt die schwere Arbeit ob: das Pflügen und Eggen, dann der Er-

[1]) Frei nach dem Russischen Sibir 1881, Nr. 19, von o—b.
[2]) „Globus" Bd. XXXVI, S. 300 und 316.

werb außer dem Hause, und die Schenke (kabak) — das ist die Sphäre des Mannes.

Leider hat das Laster des Trunkes und eine gewisse Leichtlebigkeit bereits auch die weibliche Bevölkerung der sibirischen Dörfer berührt. Der zeitweilige Aufenthalt der Bauermädchen in den Städten, die Bekanntschaften daselbst, mitunter auch drückende Armuth erschüttern die alten guten Sitten; ein Gegengewicht giebt es nicht. Weder die Kirche noch die Schule verstehen es gegen das Uebel der Gegenwart anzukämpfen, so daß die Sittlichkeit der weiblichen Bevölkerung entschieden im Sinken begriffen ist.

Das von der Bäuerin Gesagte gilt im Allgemeinen auch von den Frauen des Kleinbürgers (Meschtschanin)[1]) oder Kleinhändlers. Sie sind gewandter, freier und zugänglicher als ihre Schwestern vom Dorf. Aber sie sind ebenso wirthschaftlich und häuslich, ebenso eng mit ihrem oft sehr geringen Haushalt verwachsen; sie hüten gleichfalls die Kinder und das geringe häusliche Vermögen vor allen inneren wie äußeren Feinden. Nicht selten ist es, daß auch hier die Frau allein das Haus erhält, der Mann verdient wohl einige Groschen, aber vertrinkt sie; die Frau sorgt für die Kinder, ernährt sie, ist bemüht sie in die Schule zu schicken. Im Sommer besorgt sie den Gemüsegarten und die einzige Kuh; im Winter betreibt sie auf dem Markte einen kleinen Handel — sie ist immerfort thätig. In dem Kreise dieser Leute hört man nicht darüber klagen, daß der Frau der Weg zu Arbeit und zum Verdienen abgeschnitten ist; im Gegentheil, die Frau hat viel und schwer zu arbeiten. Unter der Last der Arbeit altert sie früh und mit 35 bis 40 Jahren ist sie fast ein altes Weib. Sie ist ebenso gottesfürchtig, ebenso abergläubisch wie die Bäuerin, doch ebenso charakterfest, thätig und selbständig.

Ein anderes Ding ist es, wenn der Mann, der sogenannte Kleinbürger, anfängt, sich für einen „Herrn“ zu halten, wenn er Schreiber oder Comptoirdiener oder sogar „Commis“ wird, d. h. wenn er allmälig sich zu den „Gebildeten“ rechnet. Wie schnell ändert sich da die Frau! Mit Leichtigkeit wird aus der arbeitsamen Ameise ein leichtbeschwingter sorgloser Schmetterling. Sie hat einen Burnus umgehängt, einen Hut aufgesetzt, hat Pomade und Seife in Gebrauch genommen und ein anderes Wesen ist daraus geworden. Wo ist der Fleiß und die Arbeitslust geblieben, wo die Liebe zu den Kindern hingeschwunden? Und nun ist die Frau faul und anmaßend, zänkisch, unbeständig und stets ohne Beschäftigung. Sie hält sich mehrere Mägde, hat einen Platz im Theater, kauft allen Tand ein oder macht Besuche — so verdirbt das Wohlleben den Menschen.

Von den Frauen der höhern Klasse schweigen wir. Ein ganzes Buch könnten wir mit ihrer Beschreibung anfüllen, aber wir schweigen.

[1]) Mit dem Namen Meschtschanin, welchen wir hier mit „Kleinbürger“ wiedergeben, bezeichnet der Russe eine gewisse Klasse von Leuten, welche meist Handel treiben, ohne eigentlich Kaufleute zu sein. Der deutsche Ausdruck „Bürger“ im Sinne der Einwohner einer Stadt wird im Russischen durch Grashdanin wiedergegeben (Stadt = Gorod).

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das Budget der Stadt Athen für das Jahr 1882 beläuft sich in Einnahme auf 950804 und in Ausgaben auf 930285 Drachmen. Das Stadtverordneten-Kollegium hat letzthin beschlossen, französische Ingenieure zur Herstellung der Wasserleitungen und der unterirdischen Kanäle der Stadt zu engagiren.

— In Folge kaiserlicher Ordre vom 11. (23.) Juli dieses Jahres ist seit dem 1. (13.) September das Generalgouvernement Orenburg eingegangen. Die Bestandtheile desselben, die Gouvernements Orenburg und Ufa sowie die Oblasts Turgai und Uralsk, sind direkt den Ministerien unterstellt, in militärischer Beziehung aber dem Militärbezirk Kazan zugetheilt worden.

Asien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge hat im vergangenen Sommer unter der Leitung des Generals Komarow eine Rekognoscirung der Pässe stattgefunden, welche aus Abchasien nach dem Kubangebiet führen, und zwar auf der Strecke vom Maruchpasse bis zum Elbrus, behufs Anlage einer Straße über den Kaukasus nach Suchum. Bisher waren dort nur die Uebergänge von Klytsch, Kluchor und Nachor genau bekannt, und flüchtig war im Jahre 1879 die Richtung längs des Flusses Dombai-Ulgen besichtigt worden.

— Die russischerseits im vergangenen Sommer an der Lena errichtete internationale Polarstation steht unter Leitung des Herrn Jürgens, dem die Herren Eichner und Dr. Bunge als Gehülfen beigegeben sind.

— Am 6. Oktober 1881 hat der High Commissioner Sir R. Biddulph in Limasol auf Cypern das wichtigste Bauwerk, welches unter englischer Herrschaft auf der Insel bis jetzt errichtet worden ist, einen 600 Fuß langen eisernen Hafenmolo, dem Verkehre übergeben. Es ist das der einzige seiner Art, welcher sich zwischen Alexandrien und Konstantinopel findet, und er wird nicht wenig dazu beitragen, den Handel jener ohnehin sich entwickelnden Stadt zu beleben. Bei dem der Eröffnung folgenden Frühstücke theilte Sir R. Biddulph in seinem Toaste auf das Gedeihen Limasols folgende Ziffern über dessen Handelsverkehr mit. 1878 betrug die gesammte dortige Ein- und Ausfuhr 85904 Pf. St., 1879 schon 140439 Pf. und 1880 143577 Pf. Davon entfiel auf den Wein-Export 1878 22875 Pf., 1879 25428 Pf. und 1880 43282 Pf. Frankreich, dessen Bordeauxweine jetzt überall, in Spanien, Sicilien, Toskana, Cypern u. s. w., nur nicht um Bordeaux zu wachsen scheinen, bezog vor der Okkupation Cyperns durch die Engländer gar keinen Wein von dort, 1878 schon für 839 Pf., 1879 für 1680 und 1880 für 12337 Pf., d. h. eine Zunahme von 734 Procent. Die gesammte Tonnenzahl des Schiffsverkehres, welche sich im ersten Halbjahre 1880 auf 36435 belief, hat sich gleichfalls in derselben Periode von 1881 verdoppelt. Eine bemerkenswerthe Thatsache ist ferner der gute Gesundheitszustand der Truppen; seitdem dieselben bei Limasol liegen, ist im Winterlager kein Todesfall, und im Sommerlager am Troodos-Gebirge nur ein einziger vorgekommen; Cypern nimmt für das Jahr 1880 in gesundheitlicher Hinsicht die erste Stelle unter allen englischen Garnisonen ein. Vielleicht lassen sich dadurch Touristen bewegen, Limasol im Winter und den Troodos im Sommer aufzusuchen, um der levantinischen Hitze zu entfliehen.

— Die Frage nach dem Vorhandensein eines thätigen

Vulkans in Innerasien, speciell an der Grenze von Kuldscha, ist von Geologen und russischen Forschungsreisenden viel ventilirt worden, und der Gouverneur von Semiretschensk, General Kolpakowski, hat wiederholt (1878 und 1879), aber vergeblich Expeditionen zu ihrer Lösung ausgesendet. In diesem Jahre hat er es wiederum gethan und telegraphirt nun, wie der „Mail" aus St. Petersburg gemeldet wird, daß er endlich das ewig brennende Feuer im Tiën-tschan gefunden hat. 12 Miles nordöstlich der Stadt Kuldscha ist der Berg Baischan entdeckt worden, in einem von den mächtigen Ailak-Bergen umgebenen Becken; aber das seit undenklichen Zeiten dort brennende Feuer ist nicht vulkanischer Natur, sondern rührt von einem brennenden Kohlenlager her. An den Seiten des Berges sind Höhlen, denen Rauch und schweflige Gase entströmen. Séwertzow's Behauptung, daß die von chinesischen Autoren in jener Gegend erwähnten Feuerberge keine Vulkane, sondern brennende Kohlenflötze seien, hat sich also bestätigt, ebenso wie die Lehre der Geologie, daß das Vorkommen thätiger Stratovulkane an die Nähe großer Wasserflächen geknüpft ist. Wenn H. Credner in seinen „Elementen der Geologie" (3. Auflage S. 137) als Ausnahmen die Binnenlandvulkane der nordwestlichen Mandschurei und auf dem Tiën-tschan anführt, so darf er mindestens letztere Lokalität jetzt getrost streichen.

— Es gehört zu den größten Seltenheiten — berichtet G. Kreitner in seiner Reisebeschreibung „Im fernen Osten" (S. 862 f.) — von den viehzuchttreibenden Tibetanern, denen die Butter zum täglichen Brote geworden ist, genießbare Butter erstehen zu können. Dieselbe kommt nämlich niemals in kleinen Quantitäten zum Verkaufe, sondern immer in größeren Ziegeln — wie bei uns der Schweizerkäse — im Gewichte von 10 bis 20 Kilogramm. Da die wenigsten Tibetaner so große Yakherden besitzen, um auf einmal so viel Butter erzeugen zu können, auch die Yakkühe nicht jeden Tag gemolken werden, so bewahrt jeder Hauswirth die Butter so lange, bis er das gewünschte Gewicht erzielt hat. So gelangt die Butter gewöhnlich erst einige Monate nach ihrer Gewinnung in den Handel. Daß ihr Geschmack dann vieles zu wünschen übrig läßt, bedarf keiner Erörterung, abgesehen davon, daß der Europäer eine Zugabe von unzähligen Yakhaaren und anderen undefinirbaren Erinnerungen an die gemolkene Kuh wenig appetitlich finden wird. Die Tibetaner theilen in solchen Punkten durchaus nicht unsere Ansichten; sie schneiden die Butter mit dem Zeigefinger und verschlingen mit gierigem Vergnügen alle nebensächlichen Theile der ranzigen Hauptsache. Unsere tibetanischen Maulthiertreiber trugen nicht selten ihren Butterproviant in den haarigen Taschen der Reisepelze mit sich. Wurde bei einem Wirthshause Halt gemacht, dann griffen sie einfach in die Tasche und warfen eine Handvoll klebriger Butter in den dampfenden Thee. Bei den Tibetanern wird auch die Butter, sowie der Ziegelthee, als Zahlung angenommen.

— Im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums unternimmt der Schiffslieutenant Louis Delaporte eine neue Forschungsreise in Hinterindien. Bekannt ist der hervorragende Antheil, welchen derselbe an der berühmten Mekhong-Expedition unter de Lagrée und F. Garnier genommen hat. Später führte er eine archäologische Mission nach den Ruinen von Kambodja, welcher jenes prächtige Chmer-Museum zu danken ist, das die Theilnehmer am Pariser Geographischen Kongresse 1875 im Schlosse von Compiègne kennen lernten. Delaporte's Begleiter, welche sich bereits in Toulon nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft haben, sind Farant, Laderich, Ghilardi, ferner Zeichner, Ingenieure, Photographen, Former und andere Hilfsarbeiter. Die Arbeiten werden hauptsächlich sich auf das Studium noch unbekannter Chmer-Denkmäler richten, um die Pläne derselben aufzunehmen, Ausgrabungen zu veranstalten, das verwendete Material, die Bauart der Mauern und Gewölbe, die Ornamentirung zu erforschen, die Basreliefs und hervorragendsten Architekturstücke zu reproduciren, Inschriften abzuschreiben u. s. w.

Die Bevölkerung der Suluinseln nach A. Garin.

	Insel	Krieger
Balanguingui-Gruppe	Bucutua	70
	Tongkuil	140
	Farol	?
	Sipac	50
	Bangao	25
	Maningut	50
Sulu-Gruppe	Pata	600
	Capual	25
	Bitinan	30
	Bujangan	10
	Sulú, ohne die den Spaniern direct unterworfenen Landstriche	13450
	Patian	100
Tapul-Gruppe	Paqnia	50
	Tapul	500
	Lugus	70
	Lamenuga	80
	Nanca	40
	Paranang	30
	Tara	30
	Sisassi	330
	Lapac	100
	Shedand	80
Tawi-Tawi-Gruppe	Labawan	60
	Ubian	120
	Pomelean	10
	Tandubas	75
	Secubun	70
	Latnan	30
	Mantabuan	20
	Banaran	230
	Bilatan	200
	Tawi-Tawi	120[1]
	Bongao	25
	Simonor	230
	Sibutu	230
	Tumindao	100
Pangutaráng-Gruppe	Maro-ngas	20
	Pangasina	20
	Bubuan	35
	Palliagan	30
	Tubigan	50
	Pangutaráng	50
	Panducang	50
	Ubiang	120
	Usada	20
	Bas-Bas	40

Daß diese Schätzung nicht in Allem zuverlässig ist, erweist insbesondere die Angabe von nur 120 Kriegern auf Tawi-tawi. Die Bevölkerung dieser Insel muß doch eine ziemlich starke sein, wie ich es mit folgenden Citaten aus Pazos „Joló" (Burgos 1879) belegen kann: Allein an der Südküste wurden 1865 von einer spanischen Expedition 300 Fahrzeuge zerstört, ein „otro gran número" konnte wegen Untiefen und der Bäume halber nicht genommen werden, welche von den Piraten gefällt wurden, um die Kanäle den spanischen Schiffen unzugänglich zu machen (S. 213). Pazos erwähnt auch noch die Pueblos (Dörfer) Pomigàn und Bu-

[1]) 100 im Pueblo Balimbin, 20 im Pueblo Lucbunan. Offenbar sind Garin nicht die übrigen Vasallen- oder Dattostaaten Tawi-tawis dieser so großen Insel bekannt.

gampuli (S. 168), ferner den im Innern an einem Flusse gelegenen Pueblo Paraitau, den er „grande y de mejor construction“ nennt (S. 215); weiter erwähnt derselbe Autor des Pueblos Tegem-Tegem, der mit einem Steinfort versehen „por número considerable de moros“ vertheidigt wurde (S. 217). Freilich darf nicht unerwähnt bleiben, daß Bewohner von Tawi-tawi einst nach Sulu ausgewandert sein müssen, denn unser Gewährsmann sagt von den Pueblos Patan und Caneanga der Hauptinsel Sulu, daß sie „en su mayor parte de emigrados de Tawi tawi y Balanguingue“ bewohnt wären (S. 169). Die Insel Lupa (boan) ist jetzt nach Garín unbewohnt, in den sechsziger Jahren gab es dort drei Dörfer (S. 182), 1865 fanden die Spanier dort einen zahlreichen Viehstand von Rindvieh und Ziegen, ferner Hühner, Tauben, auf den Feldern wurde camote, Zuckerrohr, gebaut, ebenso gab es Bananen- und Kokos-Pflanzungen (S. 211).

In der Balanguingui-Gruppe gab es auf Tongkuil (früher allgemein Tonquil geschrieben) eine zahlreiche Bevölkerung; am 4. Jan. 1851 verbrannten dort die Spanier 1000 Hütten im Kampfe gegen die Piraten (S. 115). Die Bevölkerung von Bangao muß eine größere sein als sie Garín angiebt, Garín kennt nur einen Pueblo, Pazos erwähnt (S. 195) zwei (einer hiervon „gran pueblo“) und noch andere „grupos de casas“. Die Insel Balanguingui, welche jetzt nach Garín unbewohnt ist, war dies auch 1851, indem die Spanier alle Piraten von derselben verjagten, 1864 besaß aber die Insel wieder vier Pueblos: Bocotingól, Paitan, Pandan-Pandan grande und Pandan-Pandan chico (S. 193).

Nach dem auf den Philippinen bei der Zählung nach Kopfsteuereinheiten erprobten System müßte man die Zahl der Krieger mit 5 multipliciren, um die Einwohnerzahl der Sulu-Inseln (ohne das geographisch dazu gehörige Basilan) zu erhalten. Hierzu wären dann noch die 1401 Bewohner des den Spaniern direkt unterworfenen Theiles der Hauptinsel Sulu beizuzählen. Erwähnung verdient, daß Garín der Guimbas gar nicht gedenkt, eines malaiischen Bergstammes, der auf den Gebirgen der Hauptinsel Sulu wohnt und seine Unabhängigkeit sowohl Spanien als den Sulusultanen und deren Baronen (Dattos) gegenüber zu behaupten gewußt hat. Prof. Ferd. Blumentritt.

Südamerika.

— Die früher oft erwähnte Bahn um die Fälle des Madeira-Stromes herum, auf deren Erbauung man so große Hoffnungen für die Entwickelung des Amazonen-Gebietes und Boliviens setzt, wird nun vielleicht bald in Angriff genommen werden, und zwar durch die brasilianische Regierung selbst. Die früher dem Obersten Church ertheilte Koncession ist bereits durch Dekret für erloschen erklärt worden.

— In der Argentinischen Republik macht man Anstalten, die Straußenzucht einzuführen. Eine 1880 an der von Buenos Ayres nach Westen führenden Bahn errichtete Straußenfarm eines Mr. Beaumont soll gedeihen und soeben sind wieder 200 Strauße vom Kap nach der Argentina gebracht worden, zu deren Erwerbung und Ausnutzung sich eine Gesellschaft bilden will.

— Wir haben früher die Walliser Kolonie am Rio Chuput in Patagonien gelegentlich erwähnt. Jetzt hat die argentinische Regierung ihren Landmessern Befehl ertheilt, 50 Leguas (260 km) weiter landeinwärts, wo der Boden noch fruchtbarer sein soll, eine neue Kolonie ebenfalls für Auswanderer aus Wales abzustecken.

Vermischtes.

— Das Ideal der Illustrirung eines naturgeschichtlichen Werkes ist selbstverständlich die farbige Darstellung der Objekte, da bei genauester Wiedergabe der Form und plastischen Erscheinung durch den Holzschnitt in der Beschreibung der Farbennüancen, welche die Gattung oder Art charakterisiren, dem Texte eine Aufgabe zufällt, die er nur in höchst unvollkommener Weise ausführen kann. Von diesem Gedanken geleitet, hat das Bibliographische Institut eine „Kolorirte Ausgabe von Brehm's Thierleben“ unternommen, welche die 170 ganzseitigen Bilder der bisherigen Ausgabe in prachtvoll farbiger Ausführung (durch den Maler O. Winkler und unter Aufsicht der Zoologen Girtanner, Klunzinger, Taschenberg und O. Schmidt) bringt. Die ersten Lieferungen der Abtheilung „Vögel“ sind bereits erschienen und haben sich sofort den lebhaften Beifall der hervorragendsten deutschen Ornithologen erworben; derjenige des großen Publikums wird ihnen nicht vorenthalten bleiben.

— Von Hölzel's „Geographischen Charakterbildern für Schule und Haus“, welche wir auf S. 224 des vorigen Bandes anzeigten, ist im September dieses Jahres die zweite Lieferung, enthaltend Blatt 4 „Die Wüste“ (Stein- und Sandwüste in der Oase Dachel) und Blatt 5 u. 6 „Das Berner Oberland“, erschienen. Wir haben zum Lobe dieses bisher einzigen Unternehmens unserer frühern Empfehlung nichts hinzuzufügen, als daß durch das gleichzeitig ausgegebene erste Textheft, welches die wissenschaftlichen Erläuterungen zu den sechs ersten Bildern bringt, die Namen derjenigen Fachmänner bekannt gemacht werden, unter deren pädagogischer und wissenschaftlicher Leitung das Ganze steht. Es sind das besonders Dr. J. Chavanne, V. von Haardt, Landes-Schulinspektor B. Prausek, Professor Dr. F. Simony, Prof. Dr. F. Toula und Prof. Dr. K. Zehden. Für die folgenden Lieferungen sind nachstehende Bilder in der Ausführung begriffen: Der Pasterzengletscher. Der Vesuv mit dem Golf von Neapel. Der Rotomahana-Geyser auf Neu-Seeland. Ein Barrancabild mit dem Pic von Orizaba. Nil-Katarakt bei Assuan. Die Sierra Nevada in Nordamerika. Eine Mangroveküste. Die Llanos. Wir wünschen dem Unternehmen, welches den Lernenden für billigen Preis naturwahre und zugleich mit künstlerischem Geschmacke ausgeführte Bilder und damit eine vorzügliche Anschauung verschafft, nochmals besten Erfolg.

— Als Einleitung zu dem „Neuen Buch der Reisen und Entdeckungen“, welches, bei Spamer in Leipzig erscheinend, schon eine ganze Reihe guter Arbeiten im populären Gewande umfaßt (z. B. H. v. Barth's Ost-Afrika, Hellwald's Bücher über Asien, Oberländer's über Australien und Ozeanien), hat J. Löwenberg eine „Geschichte der Geographischen Entdeckungsreisen im Alterthum und Mittelalter bis zu Magellan's erster Erdumsegelung“ geschrieben, von welcher der 1. Band mit über 100 Abbildungen und Karten erschienen ist. Als Leser dachte sich der Verfasser „die erwachsene Jugend, Gebildete jedes Standes“ und vermeidet Citate, Quellennachweise u. s. w. Von besonderem Interesse für viele werden die Nachbildungen alter und mittelalterlicher Karten, Holzschnitte, Kupferstiche *c. sein.

Inhalt: Von Cayenne nach den Anden. XII. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotiäken. VI. — Prof. Dr. Georg Gerland: Der Hohneck. V. (Schluß.) — Die Frauen in Sibirien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Südamerika. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction 30. Oktober 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XL. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

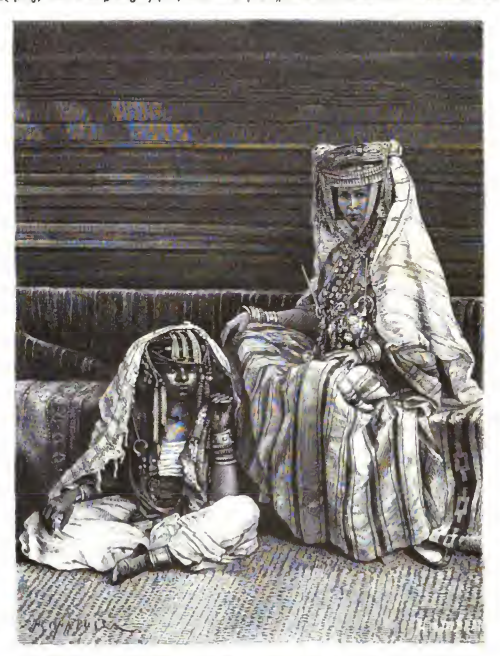
Largeau hatte im Jahre 1874 den Plan gefaßt, die Sahara in kommerzieller und wissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen, und zu versuchen, ob sich nicht die Karawanen aus dem Sudan, welche seit der Eroberung Algeriens diese französische Kolonie sorgfältig vermieden und statt derselben nach Marokko und Tripolis gingen, wieder ihren früheren



Neu-Biskra.

Zielen in Algerien zuführen ließen. Er wollte greifbare Beweise für den Reichthum des Sudan liefern, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf denselben lenken und schließlich Mittel und Wege ausfindig machen, um Algerien mit dem Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden. Es war das ein kühnes Unternehmen, zumal man damals noch in den französischen Schulen lehrte, die Sahara sei eine Wüste von Flugsand, wasserlos und höchstens für wilde Thiere

bewohnbar. Aus Reisebeschreibungen und aus dem Munde nomadischer Eingeborenen hatte Largeau jedoch gelernt, daß sowohl vom Südabfalle des Atlas wie von den Bergmassiven der großen Wüste reichliche Wassermengen herabströmen und, wenn auch nicht offen zu Tage treten, so doch in geringer Tiefe unter der Oberfläche in den natürlichen Bodensenkungen dahinfließen; ihnen verdanken die stellenweise zahlreichen Oasen ihre Existenz, und es muß möglich sein, wenn man diesen Thälern nachgeht, einen Weg und selbst eine Eisenbahn zwischen Algerien und dem Sudan herzustellen und längs derselben eine Reihe wohl bewässerter Oasen zu schaffen. Der Gedanke einer Eisenbahn durch die Sahara, eines „Transsaharien", stammt übrigens nicht von Largeau, sondern von einem ehemaligen höhern Offizier, M. Juillet-Saint-Lager in Algier, welcher denselben zuerst in der Vorrede zu der „Grammaire tamachek" des Kommandanten Hanoteau



Weiber vom Stamme der Uled-Nail.

entwickelt und später wiederholt mit unserm Reisenden, mit Paul Soleillet und anderen Männern, denen die Sahara-Frage im Interesse Frankreichs am Herzen lag, besprochen hat.

Largeau, welcher seine Pläne den leitenden Kreisen von Paris vortrug, fand dort zwar freundliche Aufnahme, aber wenig materielle Unterstützung; mit vieler Mühe brachte er 7100 Francs zusammen, wovon jedoch der größte Theil von den vorbereitenden kleineren Reisen, von der Anschaffung von Instrumenten, Provisionen, sonstiger Ausrüstung u. s. w. verschlungen wurde. Trotzdem trat er hoffnungsvoll seine Reise über Alger, Philippeville, Constantine und Batna (bis wohin heute die Eisenbahn führt) an.

Einige Kilometer südlich von Batna senkt sich die Straße nach Biskra auf dem saharischen Abfalle des Aures-Gebirges über El-Ksur, die elsässische Kolonie Aïn-Tuta, les Tamarins, El-Kantara und El-Utaja hinab; dann passirt man den letzten Ausläufer des Aures in der Spalte, welche den kahlen Abhang des Dschebel Bu-Ghezal, des „von den



Biskra: Dorf und Zelte unter Palmen.

Gazellen bewohnten oder bevorzugten Berges", durchsetzt und von den Arabern Sfa, d. h. Riß, Spalte, Schlucht, genannt wird. Der niedrige, aber langgestreckte Dschebel Bu-Ghezal wird durch eine enge Schlucht, in welcher der magnesiahaltige Fluß von Biskra über mächtige Felsblöcke hinwegrauscht, von der östlich gelegenen Bergmasse getrennt, die bei den Eingeborenen den poetischen Namen Dschebel Ahmar-Chaddhu (Berg mit der Rosenwange) führt. Von der Höhe des Passes aus erblickt der erstaunte Reisende eine unermeßliche Ebene, welche sich südwärts bis zum Horizonte ausdehnt und dort mit dem Himmel in Eins zu verschwimmen scheint. Sie ist ein Abbild des Oceans und besitzt wie dieser wasserreiche, fruchtbare Inseln mit bevölkerten Städten, die sich bald einzeln, bald in Gruppen zusammenfinden, die Oasen (arabisch uahat oder ghieb, d. i. Wälder) Ruheplätze für die Karawanen oder Schlupfwinkel für Räuber. Wie der Ocean hat auch sie ihre erschlaffenden Windstillen und ihre entsetzlichen Stürme, welche die Sandwellen bis zu den Wolken emporjagen.

Zunächst zeigt sich unweit des Fußes des Gebirges eine lange dunkelgrüne Linie, dann weiterhin schwarze Flecken, den Tüpfeln eines riesigen Tigerfelles ähnlich. Die grüne Linie ist die schöne Oase Biskra mit ihren beiden Städten, der französischen oder Nouveau Biskra, einem reizenden Aufenthaltsorte in einem Meere von Grün mit herrlichen Gärten und prächtigen Plätzen, und dem Alten Biskra, des-



Moschee Sidi Ben Ferdha.

sen sieben aus Luftziegeln erbauten Quartiere wie ebenso viele einzelne Dörfer in dem Palmenwalde zerstreut sind. Die schwarzen Flecken aber, welche hier und da die Einförmigkeit der weiten Ebene unterbrechen, sind die verschiedenen Oasen des Archipels der Ziban; von ihnen hat unter den Mohammedanern den größten Ruf Sidi-Okba, weil sie das Grab des gleichnamigen arabischen Eroberers aus dem 7. Jahrhunderte umschließt.

Vom Passe Sfa aus gesehen stellt sich die Oase Biskra als lange schwarze Linie am Beginne der fahlen Ebene dar; je mehr man indessen von den Bergen hinabsteigt, desto mehr entwickelt sie sich und dehnt sich aus wie ein riesiger Teppich, und man sieht, wie sie nach allen Richtungen hin Ausläufer von mehr als 5 km Länge in die wüste Ebene entsendet. Bald aber lenken hellleuchtende Punkte, welche sich im Norden aus der wirren grünen Masse loslösen, die Blicke auf sich; es sind die ersten, noch halb von Bäumen versteckten Häuser der französischen Stadt. Dann beginnt man die Spitzen der Palmen zu unterscheiden, zwischen denen die dunkelen hundertjährigen Cypressen emporsteigen. Ringsum breiten sich Gerstenfelder der Nomaden aus, deren reife Aehren die Sonne mit strahlendem Goldglanze übergießt. Noch muß man die geneigte Ebene überschreiten, welche sich steinig, von Schluchten durchfurcht und glühend heiß zwischen dem Fuße des Gebirges und den ersten Palmgruppen der Oase hinzieht; dann erst betritt man die schnurgerade Hauptstraße von Neu-Biskra. Rechts fassen sie schöne, solide Häuser ein, deren oberes Stockwerk auf zierlichen Bogenstellungen ruht, unter denen die Spaziergänger Schutz vor den glühenden Sonnenstrahlen finden. Zur

Linken aber liegen immergrüne Schmuckplätze und schattige Baumpflanzungen, unter denen in offenen Gräben Wasser in reichlicher Menge dahinfließt. Wie schön läßt sich unter diesem duftenden grünen Gewölbe am Abend eines heißen Sommertages Luft schöpfen! Und doch war noch vor kaum neun Jahren derselbe Platz öde und sonnenverbrannt. Damals lag die Franzosenstadt nördlich außerhalb der Oase, welche die zerstreuten Quartiere der Eingeborenen umschloß, auf einer von breiten Spalten durchzogenen Lehmebene, auf welcher nur hier und da einige dürftige Palmen, vorgeschobene Posten des großen Waldes, mit traurig gesenktem Gipfel nach Feuchtigkeit zu verlangen schienen. Damals, nachdem der Süden des Landes pacificirt war, erkannte General de Lacroix-Vaubois, daß sich aus Biskra, welches bis dahin nur als vorgeschobener strategischer Posten betrachtet worden war, ein Handelscentrum ersten Ranges und ein besuchter Badeort machen lassen könne, und seine Gedanken wurden durch den Kommandanten Crouzet, der auf seine Fürsprache hin zum Oberbefehlshaber des Kreises ernannt wurde, in trefflicher Weise in Thaten umgesetzt.

Zunächst wurde ein fester gemauerter Damm in dem Wed Biskra, welcher sich aus Gießbächen des Aures bildet und westlich bei der Stadt vorbei dem Schott Melghir zufließt, erbaut. In zahlreichen Kanälen wurde das so gesammelte Wasser über den Lehmboden vertheilt, und wie durch Zauberei wuchsen alsbald die köstlichen, kräftigen Pflan-



Palmen in der Oase von Biskra.

zungen empor, welche heute die Einheimischen entzücken und die lebhafte Bewunderung der in jedem Winter zahlreicher hinzuströmenden Touristen erwecken. Biskra ist in der That ein Badeort und Ueberwinterungsplatz am Eingange der Sahara geworden. Seine Bevölkerung hat sich in wenigen Jahren verdoppelt, sein Handel mit dem Süden einen bedeutenden Aufschwung genommen und der Ackerbau steht dort in Blüthe. Neu-Biskra ist eine „commune de plein exercice“ geworden, d. h. ist zu einem großen Theile von Franzosen oder anderen Europäern bewohnt und wird ebenso verwaltet, wie eine Kommune in Frankreich; es zählt etwa 7000 Einwohner, darunter 600 Europäer oder naturalisirte Israeliten und einige Beni-Mzab. Es ist nicht, wie die meisten neu angelegten Städte des Tell, mit Mauern umgeben, sondern wird von dem 1849 erbauten Fort Saint-Germain beschützt; dasselbe liegt auf einem 15 m über die Ebene ansteigenden Kreidehügel, besitzt riesige Cisternen und könnte in Fällen der Noth der gesammten europäischen Bevölkerung zum Zufluchtsorte dienen. Sonstige Gebäude sind das Offizierkasino, das bequeme Hôtel du Sahara, das Gefängniß, die Gendarmeriekaserne und ein überdeckter Marktplatz. Eine gewisse Berühmtheit genießt die Schule, deren Begründer und Leiter Colombo weit und breit im Lande, von den Ziban an bis zu den Nomaden von Wargla, bekannt und geehrt ist. Fast alle Söhne der eingeborenen Häuptlinge sind seine Schüler gewesen und selbst erwachsene Araber nehmen an seinem Unterrichte Theil. Colombo kam 1844 als Soldat in das Land, lernte Arabisch und benutzte dann diese Kenntniß, den Eingeborenen das Französische beizubringen, was ihm bis zu einem gewissen Grade auch

gelungen ist. Seine gemischte Schule wird jetzt von etwa 90 Kindern besucht, darunter 70 arabischen.

Die in Biskra ansässigen Europäer und Beni-Mzab beschäftigen sich besonders mit Handel; sie beziehen Getreide aus dem Tell und verkaufen es an Karawanen, die es auf die Märkte von Suf, Wed Righ und Wargla schaffen, versenden die Datteln aus dem Süden nach Algerien und Frankreich, handeln mit Stoffen, Materialwaaren, Konserven für das Militär, Wein und Liqueuren. Einige Franzosen besitzen auch ansehnliche Gärtnereien. Die einheimischen Händler sind meist nur Kleinkrämer, die von der Hand in den Mund leben; manche verkaufen den Fremden Decken, Teppiche, Messer, Fächer und sonstige an Ort und Stelle gefertigte Dinge, wo übrigens die Industrie der Eingeborenen noch auf einer sehr niedrigen Stufe steht.

Die von den Arabern so gehaßten und verachteten Juden sind hier wie auch sonst in Afrika in Wahrheit hassens- und verachtenswerth. Manche dürften nicht offen sagen, was für Geschäfte sie betreiben; andere, und das sind noch die besten, handeln mit Spielwaaren und verleihen Geld zu Wucherzinsen, noch andere verkaufen den Soldaten und der Hefe der eingeborenen Bevölkerung zu niedrigen Preisen abscheulichen Schnaps, der namentlich in den heißesten Monaten seine verderbliche Wirkung nur allzuhäufig ausübt. Es findet sich nämlich in Biskra eine Anzahl von Ausgestoßenen, Faulenzern und Vagabunden aus allen benachbarten Ländern, mit welchen die Polizei oft genug ein Hühnchen zu pflücken hat. Dieselben huldigen trotz den Vorschriften des Korans dem Genusse starker Getränke und besonders des verderblichen Absinth; ihre Trunkenheit steigern sie noch durch unmäßiges Kif-Rauchen. Viele sind auch dem Spiele leidenschaftlich ergeben; es ist vorgekommen, daß Jemand selbst seine Kleider verspielt und dann mehrere Tage lang im Kaffeehause in Matten eingewickelt, um seine Nacktheit zu verbergen, hat verweilen müssen. Jedem Fremden ist auch Mumi bekannt, der einmal seine als eine der Perlen der Stadt berühmte Frau einsetzte und verlor. Lächelnd und ergeben in Allah's Willen folgte sie dem glücklichen Besieger ihres unwürdigen Mannes in sein Haus. Was hatte sie dabei auch zu verlieren?

Auch die Liederlichkeit hat ihre Vertreterinnen in Biskra, die sich aus wenigen Frauen der Stadt selbst, einigen Berberweibern aus dem Aures, und namentlich aus Mädchen vom Stamme der Ulad-Naïl rekrutiren. Derselbe wohnt in der Provinz Alger um Dschelfa auf keineswegs unfruchtbarem Boden, wo zahlreiche Herden weiden und Halfa wächst; wollte man die dortigen Berge wieder bewalden, Wassermauern durch die Wadis ziehen und ein Bewässerungssystem anlegen, so könnte der Stamm leicht zum seßhaften Leben des Ackerbauers übergehen. Seine Töchter aber opfern jetzt ihre Keuschheit, um sich eine Mitgift zu verdienen; es ist das keine arabische, wohl aber eine bei den Berbern sich öfter findende Sitte. In den größeren Ortschaften der Sahara, besonders aber in Biskra, finden sie sich ein, sobald sie halbwegs erwachsen sind, und beugen dort manche einflußreiche Persönlichkeit unter ihr Joch. Der Sohn eines großen Häuptlings hat einmal einer solchen Tänzerin und Dirne zu Liebe die Koffer seines Vaters geplündert und schließlich seinen Stammesgenossen eine außerordentliche Steuer von 6 Francs per Kopf auferlegt. In einer andern Stadt hat ein grober Chalifa arme Schlucker durchprügeln, ins Gefängniß werfen und mit Geld strafen lassen, bloß weil sie einer solchen Naïlija nicht gefielen oder von ihrer Schönheit sich nicht ganz geblendet stellten. Freilich nimmt mit der wachsenden Zahl der Franzosen auch die Macht solcher großen und kleinen Tyrannen zusehends ab.



Mühle unter Palmen in der Oase von Biskra.

Besonders pflegen diese Mädchen den Tanz, natürlich den orientalischen, welcher mit dem unserigen wenig gemein hat. Abend für Abend ist ihr Quartier das Stelldichein aller Müssiggänger in Stadt und Umgegend; Eingeborene und Ansiedler, Civilisten wie Militärs, Touristen, Weiße, Schwarze, Berber und Araber drängen sich brüderlich zu diesem Schauspiele hinzu. Sobald die Nacht anbricht, erfüllt eine dichte, laute Menge die engen, staubigen Straßen, die indessen ziemlich hell erleuchtet sind, da jeder Hauseigenthümer an seiner Thür eine brennende Laterne anbringen muß. Bald füllen sich die Kaffeehäuser, in denen die Ulad-Naïl ihre choreographischen Künste zum Besten geben, mit Burnusträgern, für deren Menge die Bänke nicht genügen, welche ringsum in dem weiten Saale aufgestellt sind. Im Hintergrunde erhebt sich wie ein antiker Altar der Ofen des qahuadschi (Kaffeewirth). In der einen Ecke steht ein Tisch, auf welchem das Orchester Platz nimmt, bestehend aus einer kreischenden Art von Klarinette (ghaïta), einer Schellentrommel (thar) oder einer derbuka, d. h. einem Topf ohne Boden mit darüber gespanntem Fell, und drittens einem Kasten (thebel), auf welchen der Spieler mit einem krummen Stücke Holz lospaukt. Diese Instrumente vollführen als Ouvertüre ein solches Geräusch, daß alle Hunde in der Nachbarschaft jämmerlich zu heulen beginnen. Plötzlich tiefes Stillschweigen und nun beginnt der Tanz. Die Mädchen erheben sich, schreiten in die Mitte des Saa-

les und grüßen mit dem graziösesten Lächeln die Schaar ihrer Bewunderer. Mit ihren Armen, die mit glitzerndem Geschmeide bedeckt sind, und ihren golddurchwirkten seidenen Gürteln bilden sie eine Art Heiligenschein um ihren Kopf; sich wiegend schreiten sie vor- und rückwärts, nach rechts und links, blinzeln dazu mit den Augen und nehmen plastische Stellungen ein, die oft im höchsten Grade unschicklich sind. Zuletzt springt ein begeisterter Zuschauer von seinem Sitze auf und legt ihnen als Zeichen seiner Bewunderung irgend ein Geschenk, meist eine mehr oder weniger gespickte Börse, zu Füßen; doch kann auch für einen Sou, den Preis einer Tasse Kaffee, ein Jeder dies lustige Schauspiel genießen.

Alt-Biskra besteht aus sieben Quartieren: El Msid (die Schule), Bab Edhrob (Klopf an die Thür), Bab Erheleg (Mach die Thür zu), Gaddescha (Schüler?), Bab el Cha'ucha (Pfirsichsthor), Ras el Geria (das hochgelegene Wasserbecken) und Zgag Sidi Barkat (Straße des Sidi Barkat). Diese Quartiere bilden heute einzelne von Gärten und Getreidefeldern umgebene Dörfer, welche in einer Oase von 140000 Palmenbäumen zerstreut sind; einst waren es Vorstädte eines großen jetzt verschwundenen Ortes. Jedes Quartier hat seine Moschee, unter welchen die des Sidi Ben Ferdha, eines berühmten Rechtsgelehrten, sich besonders auszeichnet. Die Häuser, welche meist ein oberes Stockwerk besitzen und aus thôb (an der Sonne getrocknete Ziegeln von Lehm mit Stroh gemischt) erbaut sind, haben bei ihrer unregelmäßigen Form und ihrem verfallenen Zustande meist ein sehr malerisches Aussehen. Solche in der ganzen Sahara viel gebrauchten Luftziegeln haben den Vortheil, der Hitze vortrefflich zu widerstehen und selbst während der Hundstage das Innere der Häuser verhältnißmäßig kühl zu erhalten. Wenn solche Häuser aber nicht dick mit Kalk beworfen sind, können sie längeren Regengüssen nicht widerstehen, und außerdem ist die Sorglosigkeit der Saharabewohner so groß, daß selbst bei dem fast stets heitern Himmel ihre Gebäude meist in sehr schlechtem Zustande sich befinden. Obendrein ist in diesem Klima ein Haus nicht unbedingt nöthig; Zelte genügen für den Herrn der Ebene, welcher für alle, die nach dem Luxus eines Hauses streben, für sybaritische Städter, Beni-Mzab, Juden, ackerbauende Neger und andere solche „Hunde“, die tiefste Verachtung empfindet. Die Häuser der Biskris dienen nur als Harems für Frauen und Töchter, welche zudem Nachts oben auf den Terrassen schlafen, als Ställe für das Vieh und als Aufbewahrungsorte für Lebensmittel und werthvolle Gegenstände. Die Männer dagegen verbringen neun Zehntel ihrer Zeit im Freien; unter den Palmen Siesta halten, auf den Plätzen plaudern und in den Moscheen ein paar Gebete murmeln, das ist ihre Hauptbeschäftigung. Die Zeit, welche die Pflege der Palmen in Anspruch nimmt, ist so kurz, daß sie kaum in Anschlag zu bringen ist.

Die einheimische ansässige Bevölkerung von Alt-Biskra, welche auf 6000 bis 7000 Seelen geschätzt wird, besteht besonders aus arabisirten Berbern; sie haben denselben Ursprung wie die Kabylen des Dschurdschura- und Aures-Gebirges, haben aber ihre Sprache und Ueberlieferungen vollständig vergessen, fühlen sich beleidigt, wenn man sie an ihre wahre Abkunft erinnert und halten sich für Nachkommen der Gefährten des Propheten. Ferner finden sich einige halb nomadische, halb seßhafte arabische Familien, welche meist in Zelten unter Palmen oder in der unmittelbaren Umgebung der Oase wohnen; sie gehören fast alle zur deïra oder zmala, d. h. zum Hause des Kaïd Si Mohammed Serhir ben Gana oder zu dem seines Bruders Bu el-Achras. Die wenigen vorhandenen Kuruglis oder Kuluglis (Söhne von Türken) büßen in Folge vielfacher Kreuzungen allmälig ihre unterscheidenden ethnologischen Merkmale und selbst die Erinnerung an ihre Abstammung ein. Sodann wohnen in Biskra Ruaghas oder Neger vom Ued-Righ, deren Vorfahren durch die einwandernden Berber verdrängt worden; sie bestellen einige Gärten, welche den Nomaden gehören. Schließlich sind noch etwa 100 Familien echter Neger aus dem Sudan zu nennen, welche durch die französische Eroberung der Stadt ihre Freiheit erlangten. Sie wohnen heute in einem kleinen Dorfe einige hundert Meter südlich von Neu-Biskra; die Männer treiben Gartenbau und Korbflechterei, die Weiber dienen bei Europäern oder fertigen Gewebe und Kuskussu für die Nomaden im Süden.

Im Großen und Ganzen betreiben die Biskris die Kultur der Palmen und einiger Obstbäume, von deren Erträgnissen sie leben. Die Gersten- und Luzernefelder in den Lichtungen der Oase und außerhalb des Palmenwaldes gehören fast durchweg den halbansässigen Arabern vom Hause des Kaïd, welche außerdem Viehzucht treiben. Die einheimischen Frauen verfertigen geschätzte Teppiche, Burnusse, Haïks und grobe Gewebe aus Wolle oder Kameelshaar (felidsch) zu Zelten.

In der ganzen Sahara ist die Dattelpalme der Baum schlechthin; er ist für den Oasenbewohner dasselbe, was das Getreide für den Fellachen des Tell und die Herden für den Nomaden, d. h. die Grundbedingung seiner Existenz und Quelle seines Wohlstandes. In Biskra, wo Wasser in Fülle vorhanden ist und Dank der französischen Garnison Sicherheit herrscht, sind die Gärten nicht von Mauern umgeben, und mit wenigen Ausnahmen sind die Palmen nicht, wie in den südlichen Oasen, in gerader Linie gepflanzt. Sie bilden vielmehr bald hier bald da malerische Gruppen und dichte schattige Gebüsche, zwischen denen lichte mit bunten Blumen bestandene Plätze sich ausbreiten. Ueberall in der Oase finden sich Mühlen von sehr ursprünglichem Aussehen, die sich in dem schnellen Gewässer der Bäche spiegeln, Erdhäuschen und willkürlich aufgeschlagene Zelte zerstreut. Wegen des Reichthums an Wasser und des fruchtbaren Bodens gedeihen auch noch andere Fruchtbäume, wie zahlreiche und außerordentlich große Oelbäume, welche riesige Früchte, sogenannte „zeïtun teffah“ (Olivenäpfel), tragen und angeblich schon von den Römern gepflanzt wurden. Der Aprikosenbaum wächst hier wild; seine Früchte sind kleiner als im Tell, aber schmackhafter und duftiger. Außerdem finden sich der Feigen- und Orangenbaum, der Weinstock, die Kartoffel, Tabak, Hennah, alle europäischen Gemüse, einige Bananen und Baumwollstauden. Der einzige Zierbaum in den Gärten der Eingeborenen ist die Cypresse, von welcher die Europäer prächtige Alleen angepflanzt haben. Gerste ist die einzige Getreideart, welche gebaut wird, weil durch Anbau von Weizen den Palmen zu viel Wasser entzogen würde. Wenn indessen der längst gehegte Plan zur Ausführung kommt, alle Quellwasser, welche jetzt im Norden am Fuße des Gebirges verloren gehen, zu sammeln und nach der Oase zu leiten; wenn die Gemeinde neue Dämme im Bett des Flusses, welcher jetzt die gute Hälfte seines Wassers an den schwammigen Erdboden abgiebt, errichtet, so wird der Anbau des Weizens sich bedeutend entwickeln, weil er dann nicht mehr, wie vielfach in Algerien, allen Wechselfällen von Regen und Dürre ausgesetzt sein wird.

Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

I.

In den acht Jahren, welche jetzt seit Gründung der Afrikanischen Gesellschaft verstrichen sind, haben gute und schlimme Zeiten gewechselt, und wenn zu Beginn des großartigen Unternehmens das Mißgeschick überwog, so scheint jetzt eine Periode größern Erfolges eingetreten zu sein. Ja, man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß unter allen von den einzelnen Afrikanischen Gesellschaften ausgesandten Reisenden die Deutschen bis jetzt weitaus die bedeutendsten kartographischen Ergebnisse aufzuweisen haben. Den ersten Expeditionen der Gesellschaft war es leider nicht vergönnt, wesentliche oder, besser gesagt, in die Augen fallende Veränderungen auf der Karte von Afrika herbeizuführen; schon mit der Pogge'schen Expedition trat aber darin ein Umschwung ein, indem sie zuerst uns über den Charakter des südlichen Congobeckens und die ungefähre Lage der Hauptstadt des Muata-Jamwo aufklärte. Dann brachte uns im Jahre 1880 die Rohlfs'sche Expedition trotz ihres Mißgeschickes die Aufnahmen von Dschofra und Kufra; im laufenden Jahre wurden sodann von dem Redakteur dieses Blattes bereits der Oeffentlichkeit übergeben die umfangreichen Aufnahmen Schütt's im südlichen Congobecken und das große Itinerar des Dr. Oskar Lenz von Tanger nach Timbuktu und zum Senegal. Und eben erschien das erste Heft von Band III der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", welches außer Flegel's wichtiger Aufnahmekarte des mittlern Niger (s. oben S. 240) die prächtige Karte des Tana-Sees von Dr. Anton Stecker enthält, der man Unrecht thäte, wollte man sie mit Stanley's vielberufener Aufnahme des Ukerewe vergleichen, welche sie, soweit man zu beurtheilen vermag, an Genauigkeit weit hinter sich läßt. Durch die Güte des Redakteurs jener „Mittheilungen", Dr. W. Erman, sind wir in den Stand gesetzt, sowohl den Bericht des Reisenden in extenso, als auch eine genaue Reduktion der Karte, letztere mit Hinweglassung des Unwichtigern, unseren Lesern schon jetzt vorlegen zu können.

* * *

Samara bei Debra Tabor, den 28. Juni 1881.

Als ich mich nach der am 16. Februar stattgehabten Abreise des Herrn Hofrath Dr. Gerhard Rohlfs von meiner Krankheit erholt hatte, begann ich an die projektirte Reise nach dem so interessante Resultate versprechenden, bisher fast unbekannten Tana-See (so, und nicht Tsana lautet der Name) zu denken. Der König Johannes hatte Herrn Dr. Rohlfs zu einer solchen, meinerseits zu unternehmenden Expedition Erlaubniß gegeben, war aber am selben Tage wie Dr. Rohlfs von Debra Tabor abgereist (um sich nach Dalanta zu begeben), ohne in Bezug auf meine Reise irgend eine positive Ordre hinterlassen zu haben. In Folge dessen sah ich mich genöthigt, am 9. März einen Kourier an den König abzuschicken, mit der Bitte, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und mir, meiner Sicherheit wegen, einen Mann als Geleit beigeben zu wollen. Die Antwort kam am 20. März, lautend, ich solle mich ein wenig gedulden, er habe in dieser Hinsicht dem für Begemeder ernannten Gouverneur, der in diesen Tagen in Debra Tabor eintreffen dürfte, ganz genaue Instruktionen gegeben. Am 24. März kam denn auch der Gouverneur Bitvadet Tedla an und theilte mir mit, er habe Befehl erhalten, mich nach dem Tana-See gehen zu lassen und für mich und meine Dienerschaft unterwegs Nahrungsmittel zu beschaffen. Da ich nun vollkommen reisefertig war, wollte ich sofort aufbrechen, mußte aber, da bei den Abyssiniern die Regel gilt „time is no money", bis zum 28. März warten.

Nachdem ich von der überaus gastfreundlichen Familie Naretti (die Frau Naretti ist die jüngere Tochter des zu Negus Theodor's Zeit als Kriegsminister angestellten Deutschen Zander; Herr Naretti fungirt augenblicklich als Minister des königlichen Hauses) Abschied genommen, verließ ich, von einem mir von Bitvadet Tedla beigegebenen Offizier begleitet, an diesem Tage Debra Tabor. Unsere Karawane bestand aus dreizehn eingeborenen Dienern, sieben beladenen Maulthieren, meinem Diener Carl Hubmer und meiner Wenigkeit.

Unser Weg führte über Wanzage, einen der bedeutendsten Badeorte Abyssiniens[1]), am Gumarafluß gelegen.

Die heiße Quelle entspringt auf dem linken Ufer des genannten Flusses in einer Höhe von 2 bis 3 Meter aus der Erde, und füllt ein vom Negus Theodor errichtetes Bassin mit seinem + 37° C. warmen Wasser. Ueber dem Bassin ist eine Hütte errichtet, und die hier ihre „Kur" abmachenden Abyssinier tummeln sich den ganzen Tag lang im Wasser herum. In der Einrichtung erinnern diese Bäder an Ostende und Trouville en miniature, indem hier Frauen und Männer, Jünglinge und Jungfrauen in buntem Durcheinander im Bade verweilen, und eine nicht immer decente Unterhaltung führen. Oft kommt es zwischen den Kurgästen zu Streitigkeiten, zumal wenn einer länger, als es ihm erlaubt war, Bäder genommen haben soll. So hört man von früh bis spät die brüllenden Töne der Streitenden und die Klagelieder der Weiber und Kinder, die häufig bei dieser Gelegenheit Prügel bekommen.

Es gehen nach Wanzage Kranke aller Art, und da es wenige Abyssinier giebt, die nicht syphilitisch wären, so sieht man meistens nur Patienten, die gegen Lustseuche und ihre Folgen hier Heilung zu finden glauben. Gewöhnlich bleiben die Kranken sieben Stunden lang im Wasser. Die Kurgäste wohnen in kleinen, konischen Hütten, welche, aus Stroh erbaut, sehr an Fischreusen erinnern. Auf einem Hügel ist die königliche Villa erbaut, aus zwei bis drei größeren Tokuls bestehend. Der Negus Johannes liebt es sehr, nach Art der europäischen Fürsten hier Bäder zu nehmen.

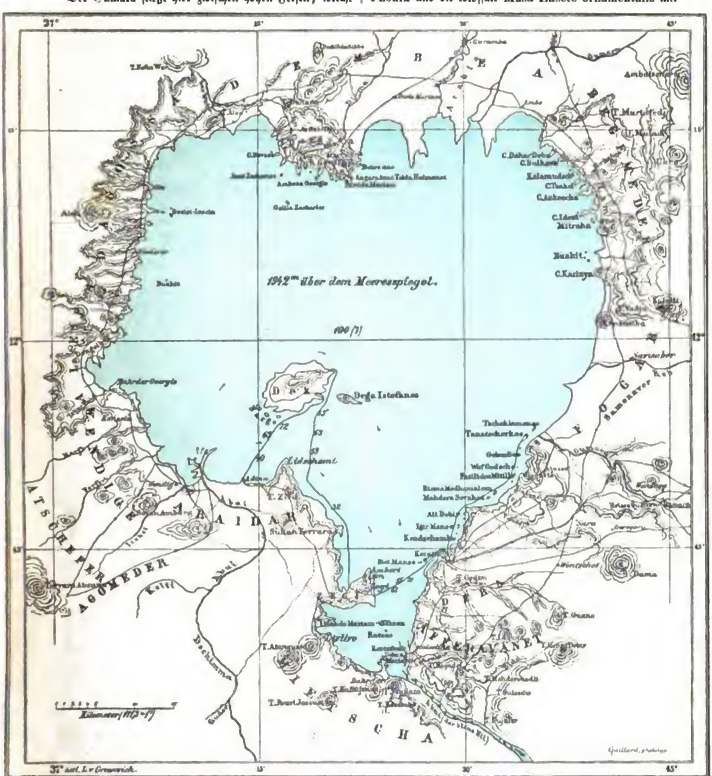
Außer der in einer Höhe von zwei bis drei Metern entspringenden heißen Quelle, Namens Tscherkos, ist hier noch eine andere, unmittelbar am Gumaraflusse, die dem heiligen Tekla Haimanot geweiht ist, und deren Temperatur nur + 32° C. beträgt. Hier baden nur die schwer Erkrankten.

Wanzage ist der einzige Ort Abyssiniens, wo ich öffentliche Gasthäuser, eigentlich Gasthütten, zu sehen Gelegenheit fand. Gewöhnlich bleibt der Abyssinier zu Hause und bereitet sich sein Getränk, sei es Merissa oder Tetsch, selbst. Wanzage dagegen erinnert auch in dieser Hinsicht an unsere Bäder. Nachts herrscht ein teuflischer Lärm, der mit Frauengesang, Händeklatschen ꝛc. untermischt die eigentliche Bademusik ausmacht. Die im Gumara hausenden Riesen-

[1]) Auf besondern Wunsch des Reisenden ist diese Schreibung des Namens beibehalten worden.

fröſche ſorgen für eine harmoniſche Begleitung, welche mit dem Ia-Geſchrei der Eſel- und Maulthiere erſt ſpät nach Mitternacht endet.

Der Gumara fließt hier zwiſchen hohen Felſen, welche aus Porphyr und Trachyt mit eingeſchloſſenen Tuffſteinſtücken beſtehen. Seine Ufer ſind mit tropiſcher Vegetation geſchmückt, und es iſt beſonders die feinblättrige, zarte wilde Phönix und die koloſſale Musa Ensete ornamentalis mit



Der Tana-See, aufgenommen von Dr. A. Stecker. (Maßſtab 1 : 510 000.)

karmoiſinrothen Blattriſpen, von den Eingeborenen, zum Unterſchiede von der eßbaren Musa ensete guna-guna genannt, welche der Gegend ein charakteriſtiſches Gepräge giebt. An manchen Stellen iſt der Gumara recht tief und fiſchreich; zahlreiche wilde Enten und Gänſe, Scopus umbretta u. ſ. w., beleben die Waſſerfläche, während prachtvoll gefärbte Papiliones, ſchillernde Equitiden und reizende Danaisfalter, untermiſcht mit winzigen metallglänzenden Nektarinien (affinis, metallica), die wohlriechende Dodonaea viscosa und den prachtvoll blühenden Tſanabaum umgaukeln.

Am 1. April erreichten wir Korata[1]), den wichtigsten, am reizendsten gelegenen und größten Ort am Tana-See. Korata ist schon öfters von Europäern besucht worden, zuletzt von Piaggia, welcher sich hier etwa 1½ Jahre der Ornithologie wegen aufgehalten hat. Korata ist bekannt wegen der absolut feinsten Qualität seines Kaffees, welcher hier, wie ich mich selbst überzeugen konnte, ganz vorzüglich gedeiht. Der Ort ist auch der wichtigste Marktplatz am Tana, zählt aber augenblicklich nicht mehr als 800 bis 1000 Einwohner, gegen 3000 zu Theodor's Zeiten, da sehr viele zum Theil ausgewandert, zum Theil am Fieber gestorben sind. Früher gab es hier zahlreiche Mohammedaner, welche aber nach dem ihnen von Johannes ertheilten Befehle, daß sie sammt und sonders zum Christenthum übertreten sollten, meistens nach Galabat auswanderten. Nur einige Familien haben den Islam aufgegeben und das koptische Glaubensbekenntniß angenommen. Auch drei jüdische Familien leben hier. Korata zerfällt in zehn Distrikte, deren Namen sind: Dengelteffa, Tukuwodeb, Margeza, Kulomalfia, Siet biet Negus, Guaguata, Guwi, Adisamba, Bof tschogevia, Gusudur und Slam biet (oder Slam modeb), augenblicklich aber ganz verlassen. Korata ist der Sitz einer ungemein zahlreichen Geistlichkeit.

Ich blieb in Korata etwa 14 Tage lang, beschäftigt mit wissenschaftlichen Sammlungen und Exkursionen in die höchst interessante Umgebung, welche theils zu Maulthier, theils aber zu Tankoa unternommen wurden. Was die Sammlungen anbetrifft, so nenne ich nur eine komplete Kollektion der Tana-Konchylien, eine Reihe von Fischskeleten (da ich mich nur mit der Wickersheim'schen Flüssigkeit versehen hatte, diese sich aber nicht bewährte, so daß ich sie gar nicht benutzen konnte, so war ich nicht im Stande, Fische zu konserviren, sondern mußte mich auf die Sammlung der Skelete und die Anfertigung getreuer Abbildungen beschränken), eine schöne Sammlung von Krabben, Arachniden, Insekten (darunter besonders vollständig Lepidopteren), ein 200 Species zählendes Herbarium, viele Gesteinsproben u. s. w. Ich besuchte in dieser Zeit die nahe, interessante Insel Bietmanso, machte eine Tankoafahrt bis zur Gelda-Mündung, eine andere, achtstündige Wasserpartie zur Mündung des Gumara-Flusses, um die Lage der Inseln Kendschamba, Igir Manso, Ait Debir, Mahdera Sevahat, Riema Medhanialem, Fasilidos Mitille, Wof Godscho, Gelaudios, Tanatscherkos, Tschellamenso und deren Beschaffenheit kennen zu lernen; am 5. April bestieg ich den nach barometrischen Messungen 2190 m hohen Gnguwie-Berg, der überall am Tana sichtbar, mir einen sehr wichtigen Punkt bei meinen kartographischen Arbeiten abgab, und entdeckte unterhalb desselben einen kleinen, reizend gelegenen an die Meeraugen der hohen Tatra erinnernden See Ajassat, von dessen Tiefe mir die Eingeborenen nicht genug zu erzählen wußten. Mein Augenmerk war aber ganz besonders auf die Tiefenverhältnisse des Tana gerichtet, und so habe ich in der Umgebung von Korata an 150 Tiefenmessungen vorgenommen, welche, wie später dargethan werden soll, sehr interessante Resultate geliefert haben. Aus korrespondirenden Sonnenhöhen (am 3., 7. und 11. April genommen) berechnete ich die geographische Breite unseres dicht an der Stadt gelegenen Lagerplatzes bei Korata auf 11° 44′ 22,5″, während die Länge 37° 28′ 7,5″ östlich von Greenwich betragen dürfte.

Ich verließ am 13. April Korata, denjenigen Ort, wo ich die treuesten Freunde gefunden, mit der anmaßenden Geistlichkeit aber keineswegs in der besten Harmonie gelebt hatte. Die Schilderung der äußerst interessanten Scenen, die ich hier handelnd und leidend durchlebt habe, muß ich wegen Zeitmangel unterlassen. Ich begab mich nach Süden, nach dem Punkte, wo der Abai schon als selbständiger Strom den Tana verläßt, d. h. gegenüber der großen Insel Debra Mariam, an die sich eine kleinere Namens Kentafami reiht. Der Abai (oder besser der Blaue Nil) ist an dieser Stelle etwa 100 m breit und in der Mitte 8 m tief; er wimmelt hier von ungeheuern Flußpferden; Geier, Seeadler u. s. w. sind ebenfalls häufig. Letztere finden an den beim Flußpferdschmause der Woitos überbleibenden Resten reichliche Portionen zur Vollpfropfung ihres stets hungrigen Magens. Ich besuchte die Insel Debra Mariam, welche immer dem jeweiligen Abuna gehört und eine Ortschaft gleichen Namens trägt. Westlich im Tana sind die Inseln Kibran, Eutons und Mahdo Mariam zu verzeichnen. Von Selselima (so hieß unser Lagerort) begab ich mich nach dem am Abai gelegenen, von dessen Ausflusse aus dem Tana-See bei Bahrdar etwa 8 km entfernten Orte Woreb, wo der Blaue Nil imposante Katarakte bildet, und für naturhistorische Beobachtungen und Sammlungen der äußerst romantischen Gegend wegen ein überaus reiches Feld sich bietet. Ich blieb daselbst fünf Tage lang.

Meine Absicht war nun den Abai bei Bahrdar Georgis zu überschreiten und die kartographisch so wichtige Halbinsel Zegi und die Westufer des Tana-Sees von hier aus zu besuchen; ich wurde aber an der Ausführung dieses Planes verhindert, indem der mich begleitende Offizier des Bitvadet Tedla vorgab, keine Ordre für die Länder des Negus Tekla Haimanot erhalten zu haben. Der Abai bildet nämlich die Grenze zwischen Afferavanet und Mietscha, welche ebenso wie Abaidar und Wendige und die großen Inseln Dek und Dega im Tana-See vom Negus Tekla Haimanot (dem ehemaligen Ras Adal), dem König von Godscham, abhängig sind. Vergebens versuchte ich dem Offizier klar zu machen, daß ich vom Negus Negesti, also dem König der Könige, Erlaubniß zu einer Reise um den Tana-See erhalten habe, welche also nicht nur für die dem Gouverneur von Begemeder gehorchenden Länder, sondern auch für diejenigen des Negus Tekla Haimanot gelte; nichts halfen meine Drohungen — ich mußte umkehren, schickte aber sofort einen Kourier an Bitvadet Tedla, resp. an Negus Negesti ab, um die Erlaubniß zum Besuche der Länder des Negus von Godscham (der sich gerade auf einem Kriegszuge nach Kaffa befand) zu erbitten. König Johannes war um diese Zeit in Jedschu.

Mein Plan war nun, die Ost- und Nordufer des Tana-Sees zu durchforschen, und auf diese Weise, um die kostbare Zeit nicht zu vergeuden, auf anderm Wege mein Ziel zu erreichen. Ich verließ Woreb am 21. April und begab mich über Sara und den Gumara-Fluß zum Reb (dessen Mündung besucht wurde), und durch die allerreizendste, ihrer imposanten Bäume wegen berühmte Gegend Lamge zur Insel Mitraha. Lamge betrachte ich als das schönste Plätzchen am Tana-See; die uralten, stämmigen Dokma-Bäume sind ganz bedeckt von parasitischen, rosa und purpurroth blühenden Loranthiden, ganzen Nestern von olivengrünem Viscum und einer andern, nur diesem Baume eigenen parasitischen Pflanze, umschlungen von undurchdringlichen Cucurbitaceen und Convolvulaceen, welche hier die romantischsten Laubgänge, dort Gloriette und förmliche Gallerien bildend, den kühlsten Schatten verbreiten. So ist Lamge ein Ort, dem man eine glänzende Zukunft prophezeien möchte. Auf uralten Akazien hängen hier überall Nester von Webervögeln (Textor alecto), und ich habe der Kuriosität wegen

[1]) Nicht Kiratza, wie Rüppel schreibt.

auf einer derselben 872 körbchenartig aufgehängte Nester gezählt.

Eines zwischen meinen Dienern und der lumpigen Geistlichkeit der Insel Mitraha entstandenen Streites wegen (die Priester wollten nämlich von mir dadurch Geld erpressen, daß sie mir keine Nahrungsmittel verkaufen wollten, bevor ich ihre Kirche besucht respektive ihnen reichlichen Bakschisch gegeben hätte) habe ich diese Pfaffeninsel nicht betreten, sondern zog gleich am andern Tage nach der etwa 10 km nördlich belegenen Insel Kalamudsch. Hier sollte auch der nach Debra-Tabor geschickte Kourier mit einer Antwort des Bitwadet Tedla abgewartet werden. Von Kalamudsch aus unternahm ich eine Exkursion nach dem im Nordosten des Tana-Sees gelegenen Orte Ambo, welcher sehr wichtige Azimuthalpeilungen abgab, und dem im Norden des Tana-Sees in denselben sich ergießenden Gumara (nicht zu verwechseln mit dem obenerwähnten Gumara-Flusse, an dem die heißen Quellen von Wanzage entspringen).

Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken.

Von Dr. **Max Buch** in Helsingfors.

VII.

9. Heidenthum und Christenthum.

Ringsum von Christen und Mohammedanern in erdrückender Ueberzahl umgeben, haben die Wotjäken doch ihren heidnischen Glauben noch in den Hauptzügen gerettet und zwar nach Aminoff besser im wjätkaschen Gouvernement, obgleich sie hier zum größten Theil schon seit dem 17. Jahrhundert getauft waren. Immerhin aber hat doch das wotjäkische Heidenthum eine bedeutende Neigung zum Monotheismus erhalten. Inmar ist der oberste Gott und die übrigen Gottheiten gehen nur nebenher, und je näher die Wotjäken den größeren russischen Centren, den großen Fabriken und Städten namentlich, wohnen, desto mehr verdrängt inmar im Bewußtsein der Leute die übrigen Gottheiten, ja er hat in diesen Bezirken schon die rein monotheistische Bedeutung: Gott, ganz ebenso wie auch bei den Finnen Jumala und bei den Esthen Jummal gebraucht wird zur Bezeichnung des christlichen Gottes.

In diesen Gegenden, z. B. im Dorfe Gondyr gurt, welches nur 5 Werst von der Iżew'schen Fabrik entfernt mit dieser in beständigem Wechselverkehr steht, wird auch in den Opfern, in welchen früher zu invu oder mulkylts'in gebetet wurde, jetzt, wie es scheint, nur noch inmar angerufen; oder aber es werden die ursprünglich selbständigen Götternamen, wie kylts'in oder mukylts'in, dem inmar als Beiwörter zugelegt; ja in einigen Gebeten von Gawrilow bekommt inmar in einem Athem die Epitheta: osto, kylts'in, mukylts'in, kozma und in einem andern noch das Beiwort kyldis' vordys'. Die Opfer haben an solchen Orten schon zum großen Theil ihren feierlichen Charakter verloren und werden nur noch nach alter Ueberlieferung und Gewohnheit vorgenommen, ohne daß die Betenden recht den Zweck kennen, während in Dörfern, welche nur sehr wenige Beziehungen zu den Russen haben, noch die althergebrachte Ehrfurcht vor den Göttern sich geltend macht. Man vergleiche nur meine beiden Schilderungen der Opfer in Juski und Gondyr gurt. Im letztern Dorfe sind auch schon die kostbareren und beschwerlicheren Hainopfer ganz aufgegeben, der heilige Platz selbst in Verfall gerathen, während ihm in entfernteren Orten die gebührende Sorgfalt gewidmet wird.

In diesen mehr russificirten Orten wird es dann auch nicht allzu lange dauern, dann werden die alten Götter und Göttinnen, vor denen die alten Wotjäken ehrfurchtsvoll die Knie beugen, nur noch als Popanze zum Erschrecken der Kinder genannt werden und den Erwachsenen, wenn sie furchtsam sind, bisweilen als Gespenster, Kobolde oder Heinzelmännchen erscheinen und ihnen in der Dämmerstunde abergläubische Schauer über den Rücken jagen. Die heidnischen gottesdienstlichen Gebräuche werden ihren Zweck und Sinn im Bewußtsein des Volkes verlieren und sich als sinnlose abergläubische Gebräuche erhalten. So sehen wir schon jetzt in den Hochzeitsceremonien den alten heidnischen Brauch sorgfältig beibehalten, man betet „inmar segne uns“ und kniet vor dem Heiligenbilde. Der ganze Nachdruck, die Festlichkeit einer Hochzeit liegt gleichwohl in diesen heidnischen Ceremonien, die kirchliche Trauung dagegen wird ohne Sang und Klang gelegentlich abgemacht.

Die alt hergebrachte Ceremonie des Namengebens durch den heidnischen Priester oder eine alte Frau ist schon vielfach verlassen, und man beschränkt sich auf die Taufe, denn die getauften Wotjäken dürfen nur griechische Kalendernamen führen und führen sie auch. Nur die ungetauften geben ihren Kindern Namen nach alter Art. Der heidnische Glaube ist also in einigen Gegenden bereits im Verschwinden begriffen. In den christlichen Lehren aber unterrichtet kein Mensch die Wotjäken; sie erfüllen daher nur manche kirchliche Gebräuche, welche ihnen bequem sind, ohne aber deren Sinn zu kennen. Sie fasten nie. Die Weiber gehen ein- oder zweimal in die Kirche. Die meisten nehmen viele Jahre lang nicht das Abendmahl. Der Sonntag wird nicht gefeiert rc.; von christlichen, kirchlichen Gebräuchen sind ihnen die am liebsten, welche ihrem eigenen Gottesdienste am ähnlichsten sind. In der Nähe der Fabrik wurde alljährlich im Juli eine Quelle in feierlicher Procession gesegnet, wobei von den Russen wie Wotjäken Silber- und Kupfermünzen in Menge in das Bassin geworfen wurden. Hier drängten sich auch massenhaft Wotjäken herzu, um ihren Kopeken ins Wasser zu werfen. Wüßten sie, daß nach dem Feste sich die Priester schmunzelnd in die frommen Gaben theilen, wäre der Andrang von Seiten der Wotjäken wahrscheinlich ein recht geringer. Ueber dem Bassin ist eine kleine Kapelle aufgebaut und mit Heiligenbildern reichlich versehen; vor diese stellen die Wotjäken sowohl wie die Russen ihre brennenden Wachskerzen hin. Ueberhaupt stellen die Wotjäken, wie wir schon sahen, gern Wachskerzen vor die Gottesbilder in die Kirche und zwar werden, so viel ich bemerkt, bevorzugt die Bilder Jesu, der Jungfrau Maria und Nikolaus

des Wunderthäters; ja dieser Heilige genießt, wie wir sahen, in einigen Gegenden göttliche Verehrung. Das ist übrigens weiter gar nicht seltsam, denn auch das russische Volk verehrt seine Heiligen ganz in derselben Weise, und das Heiligenbild wird vielfach in grobmaterieller Weise angebetet. Da bei den getauften Wotjäken an der heiligen Stelle im kuala jetzt meistens das Heiligenbild steht, so liegt, wie wir schon sahen, die Annahme nahe, daß das Heiligenbild die Götzenbilder verdrängt hat. Während aber der heidnische Wotjäke ehrfurchtsvoll das Opfer seinem Gottesbilde darbrachte, liegt in den am stärksten christianisirten Dörfern das Heiligenbild unbeachtet da.

Der Einfluß des Christenthums spricht sich auch darin aus, daß, im sarapulschen Kreise wenigstens, die heidnischen Opferfeste sich an die griechisch christlichen Feiertage anschließen, derart, daß das Opfer am Vorabend des Feiertages abgehalten wird. Solche Feiertage sind: Weihnachten, Butterwoche, Ostern, Pfingsten, Peter- und Pauls-Tag (29. Juni), Elias-Tag (20. Juli), Pokrow (1. Oktober), Katharinen-Tag (24. November). Der Katharinen-Tag ist eigentlich kein russischer kirchlicher Feiertag, und hier sehen wir die sonderbare Erscheinung, daß dieser Tag in den großen Fabriken jener Gegend mit großem Jubel auch von den russischen Arbeitern gefeiert wird, ja es ist eines der größten Feste des Jahres. In dem letzten Jahre wurde wegen großer Hastarbeit in der Ižew'schen Gewehrfabrik Tag und Nacht gearbeitet und die Krons- und kleineren Kirchenfeiertage nicht beachtet, am Katharinen-Tage aber nebst den beiden folgenden wurde gefeiert.

Ich erkläre mir das auf folgende Weise. Die Fabriken gehörten alle der Regierung, die umwohnenden Bauern ebenfalls und mußten in den Fabriken und für dieselben arbeiten. Im Beginn des Winters nun wird das allgemeine große kuala-Opferfest, wo die Wotjäken sich nicht zur Arbeit nöthigen lassen, gefeiert. Natürlich mußte dann auch den russischen Arbeitern der Feiertag gewährt werden, um so mehr, als gewiß häufig Vermischungen von Russen und Wotjäken vorgekommen sein mögen. Nachdem das so ein Jahrhundert lang Brauch gewesen, wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, die Wotjäken verließen fast sämmtlich die Fabrik, aber der gewohnte Feiertag wird beibehalten. Mit ihren übrigen Feiertagen aber schlossen sich die Wotjäken an die nächstgelegenen russischen an. Nach Ostrowsky sollen sie übrigens im kazanschen Gouvernement ihre Feiertage an die der Tataren anschließen.

Das Christenthum hat offenbar auch auf die Vorstellung vom Leben nach dem Tode, von der Erschaffung der Dinge ꝛc. seinen Einfluß gehabt, doch sind die christlichen Begriffe nur höchst verworren, ganz äußerlich aufgefaßt. Einen Alten, der bekannt war als frommer Christ, und der sich nicht wenig darauf zu gut that, daß er bisweilen die Fasten einhielt, was bei den Wotjäken eine sehr seltene Ausnahme ist, fragte ich am Iljatage (Tag des Propheten Elias), weshalb derselbe eigentlich gefeiert würde. „Nun," sagte er mit einem Tone, als ob sich das von selbst verstände, „Sie wissen ja, der rechtgläubige Himmel ist in sieben Abtheilungen getheilt und der heilige Ilja ist Vorsteher der dritten Abtheilung." Hieraus sieht man so recht deutlich, wie tief das Christenthum bei den Wotjäken eingedrungen ist.

Ein Mädchen von etwa 12 bis 13 Jahren war schwer krank. Ich besuchte es und gab wenig Hoffnung. Der Vater benachrichtigte den Priester, damit sie das Abendmahl bekäme, und erzählte mir dann, sein Töchterlein habe etwas Angst vor dem Priester, denn sie verstehe ja kein Wort von dem, was er spreche und wüßte nicht, was sie ihm in der Beichte antworten solle. Er habe sie aber belehrt, sie solle auf alle Fragen mit dem Worte vinovàt (d. h. ich habe gesündigt) antworten. Sie wurde in der That auf diese Weise der Segnungen des heiligen Abendmahls theilhaftig und starb einige Tage darauf.

Wir haben gesehen, daß die Wotjäken in manchen Gegenden noch nach wie vor fromme Heiden sind, in anderen aber ihre heidnische Religion zu verlieren im Begriffe stehen und theilweise schon verloren haben, die christliche de facto aber nicht besitzen. Sie haben also in diesen Gegenden eigentlich gar keine Religion oder höchstens nur solch ein Ding, das sie sich selbst jeder nach seinem Gefühl zurechtgemacht haben, und natürlich massenhaft sinnlosen Aberglauben. Die Gründe für diese Thatsachen liegen klar zu Tage.

Seit dem 16. oder 17. Jahrhundert, so lange die Wotjäken unter russischer Oberhoheit stehen, werden sie mit großer Konsequenz „belehrt"; aber wie bethätigt sich dieser Eifer? „Fürst Stšerbatow sagt: Man führte die Leute zur Taufe, als ob es in die Badstube ginge. Man gab ihnen ein Kreuz, sie hielten es für einen Talisman; man giebt ihnen ein Heiligenbild, sie halten es für ein Götzenbild. Das Geheiß an Fastentagen kein Fleisch zu essen erfüllen sie nicht; die Priester aber lassen sich bestechen" (Ostrowski S. 20).

So geschah es früher; aber wie wird es jetzt gemacht? Ein Russe erzählte mir darüber Folgendes, wofür ich allerdings die Verantwortung nicht übernehmen kann. Vor etwa 20 bis 30 Jahren bekehrten die Popen viele heidnische Wotjäken zum Christenthum, indem sie ihnen versprachen, daß sie und ihre Kinder vom Militärdienste befreit würden. Durch dieses Versprechen wurden viele bewogen sich taufen zu lassen; natürlich aber wurde ihnen das Versprechen nicht gehalten. Für den Geistlichen aber ist es um so vortheilhafter, je mehr „christliche" Bewohner im Kirchspiele wohnen, denn dann ist sein Einkommen größer.

Auch folgende Geschichte, die mir berichtet wurde, ist charakteristisch: Ein stanovoi pristav (russische ländliche Polizeicharge) hatte mehrere Dörfer zum Christenthum bekehrt und erhielt für seinen Eifer das Kreuz des Annenordens. Er war aber, was übersehen worden war, Mohammedaner, und als er am nächsten Feiertage in das mohammedanische Medžet ging mit dem Kreuz auf der Brust, so wurde er vom Mullah hinausgeworfen. Er gab sich in Zukunft nicht mehr mit Ausbreitung des Christenthums ab.

In ganz ähnlicher Weise ist übrigens überall bei eroberten Völkern der Grund für das Christenthum gelegt worden; es kommt aber darauf an, wie es weiter ausgebaut wird, und das hängt wieder zum großen Theil von der Geistlichkeit ab. Die russische Priesterschaft hat sich aber der Aufgabe, das Christenthum zu befestigen, in keiner Weise gewachsen gezeigt. Ostrowski referirt folgenden von ihm in einem Kirchenarchiv gefundenen Bericht eines Popen an das Konsistorium vom Jahre 1768: Ueber Land fahrend bemerkte derselbe im Walde Rauch aufsteigen. Er fuhr darauf los und traf einen Haufen Leute, lauter „Neubekehrte", um ein großes Feuer versammelt, an welchem fünf Kessel mit Hühnern kochten. Auf die Frage, was sie da machen, erhielt er die Antwort, in den benachbarten Dörfern sterbe so viel Vieh und sie beteten zu Gott, daß das bei ihnen nicht geschehe. Er gerieth darob in großen Zorn und nahm alle Hühner mit. Unterwegs aber wurde er überfallen, durchgeprügelt und seiner Beute beraubt.

Ostrowski ist sehr entrüstet darüber, daß ein Priester nicht anders verfahre wie ein Polizeisoldat. Ich aber finde seine Handlungsweise sehr natürlich. Wann und wo ist ein Priester, ein katholischer sowohl wie protestantischer, wenn er die Macht in Händen hat, mit dem „blinden Heiden"

anders verfahren? Ueberall begann man damit, daß man die heidnischen Heiligthümer möglichst vollständig zerstörte, leider nur zu vollständig; kein Vandalismus ist schlimmer gewesen als der monotheistische christliche und mohammedanische. Jener Mann, wenngleich sein Verfahren dumm und läppisch war, wollte doch etwas thun, die jetzigen Popen wollen aber gar nichts, als einigermaßen leben, und thun in der That durchaus nichts zur Verbreitung der Kultur, zur Erweiterung der Bildung ihrer Eingepfarrten. Sie halten am Sonntage ihre Liturgie ab, von welcher der Wotjäke nichts versteht, weshalb er auch nicht in die Kirche geht; die übrigen Tage aber beschäftigt sich der Pope mit seinem Broterwerb, und das ist gerade der wunde Fleck. Der Priester bekommt so gut wie keinen Gehalt und muß von dem leben, was er von seinen Eingepfarrten erhält. Er fährt also einige Male jährlich zu jedem Bauern und läßt sich die ihm gebührenden Naturalien ausliefern, welche aber durchaus nicht immer gern gegeben werden; knurrend mißt der Bauer dem Popen von dem schlechtesten Mehl, das er hat. Die Wotjäken sind darin noch williger als die Russen, denn sie fürchten den Popen, fürchten, daß er ihnen wegen ihrer heidnischen Bräuche die Polizei, den stanovoi, auf den Hals schickt. Dies Einkommen ist aber zu klein, als daß der Priester und die Küster davon leben könnten; er verlangt daher für seine pastoralen Dienste hohe Bezahlung, und stellt für jeden Dienst eine besondere Taxe auf, jeder Priester nach eigenem Gutdünken. Anders aber kann er auch nicht gut handeln, denn wenn er die Höhe der Bezahlung zu bestimmen den Bauern überließe, würde er jedesmal vielleicht einen Kopeken bekommen. In unserer Gegend war die Taxe für eine Trauung meistens 10 Rubel. Nachdem der Wotjäke seine Hochzeit nach eigenem althergebrachten Brauch gefeiert, geht er zum Popen und fragt ihn, was wohl die Trauung kosten würde. Der Preis ist ihm immer zu hoch, und jetzt beginnt das Handeln und Feilschen. Häufig einigen sie sich nicht über den Preis, und der Wotjäke geht nach Hause, um nach einigen Wochen oder Monaten wieder anzufragen.

Auch für das Abendmahl für Kranke ist der Preis gewöhnlich ziemlich beträchtlich, denn wenn der Kranke stirbt, ohne das Abendmahl bekommen zu haben, dann macht der Pope Anzeige über den „plötzlichen Todesfall“, und die Polizei bemächtigt sich der Angelegenheit. Dem Wotjäken ist es um das Abendmahl selbst weiter gar nicht zu thun, wenn er nur die Bescheinigung des Priesters erhält. Viele Popen sollen sich denn auch für gewöhnlich auf die Ausstellung desselben beschränken. Daß diese Schilderungen nicht übertrieben sind, sehe ich aus den sehr interessanten „Notizen eines Dorfpriesters“ in der „russkaja starina“ (Jahrgang 1880). Er schildert alles das, was ich nur angedeutet, ausführlich in drastischer Weise. Seine Erfahrungen stammen aus rein russischen Gegenden; es scheint also, daß das Leben der Priester in ganz Rußland ungefähr das gleiche ist, denn die 100 bis 200 Rubel Gehalt, welche sie in den westlichen Gouvernements erhalten, verbessern natürlich ihre Lage nur sehr unwesentlich. „Wie sollen wir zur Bildung beitragen?“ klagt der Verfasser der „Notizen“, „Niemand hört uns an, wir sind verachtet.“ Das ist vollständig richtig. Der Pope wird von den Russen aller Stände verspottet und verachtet im vollsten Sinne des Wortes. Die Wotjäken aber fürchten ihn mehr, als sie ihn verachten. In den Wotjäken-Dörfern, wo sich mehrere Russen angesiedelt haben, sollen jetzt übrigens auch die Wotjäken von denselben angesteckt sein, wie mir von Popen geklagt wurde, und sie bezahlen nicht mehr so willig wie früher ihre großen Kirchenabgaben. Sollen diese Zustände andere werden, soll der russische Priester wirklich Kulturzwecken dienen, so müßte einerseits in den Seminarien das Bewußtsein der eigenen Würde bei den Schülern gehoben werden, während nach den mit offenbarer Naturtreue gemachten „Skizzen aus dem Leben der Geistlichkeit“ (Mysl', Jahrgang 1880) die erwachsenen Menschen wegen geringfügiger Vergehen mit Ruthen geprügelt werden. Um nicht relegirt zu werden liegen sie vor dem Lehrer, auf welchen sie ein unbedachtsames Pamphlet gedichtet, auf den Knien und küssen ihm die Stiefel. Eine zweite nothwendige Bedingung wäre, daß die Priester einen guten Gehalt bezögen. Die 305 Klöster Rußlands beziehen nach dem Budget für das Jahr 1881 von der Krone im Ganzen 400 000 Rubel Gehalt. Dies Geld ist aber höchst unproduktiv verwendet, denn die Mönche und Nonnen beschränken ihre Arbeit auf Beten und Nichtsthun. Die Klöster sind dabei unermeßlich reich; der „Golos“ bemerkt daher ganz richtig, daß es viel gerechter wäre ihnen so viel Steuern aufzulegen, als sie jetzt Staatszuschüsse erhalten. Für die römisch-katholische Geistlichkeit sind 1 553 000 Rubel ausgeworfen, außerdem 15 000 Rubel für Besoldung von Dienern für die römisch-katholischen Klöster. Also auch die römisch-katholischen Klöster erfreuen sich der Regierungsunterstützung. Die griechische weltliche Geistlichkeit dagegen geht fast leer aus.

Ostrowski sieht als Grund des mangelhaften Kulturfortschrittes bei den Wotjäken den Umstand an, daß es zu wenig Priester gebe; deren sind aber, wenigstens im Norden, viel zu viel. Es gab eine Zeit, da die Priesterschaft in Rußland förmlich eine Kaste bildete. Die Priestersöhne mußten wieder Priester werden. Dadurch entstand solch ein unheimlicher Ueberfluß an Priestern, daß nicht daran zu denken war, alle mit Stellen zu versorgen; um aber das Möglichste zu thun, wurde jedes Kirchspiel in 2, 3, 4 Kirchspiele getheilt, je eine kleine Holzkirche aufgebaut und das Kirchspiel ist fertig. Sein Wohnhaus muß der Pope sich selbst aufbauen, und so lange er es nicht kann, wohnt er bei irgend einem Bauern zur Miethe. Dadurch wurde jedes Kirchspiel so klein, daß der Pope nur mit Mühe davon leben kann.

Von einer Pflege der Volksschule kann in den wotjäkischen Bezirken kaum die Rede sein. Die Landschaft hat zwar in einigen Kirchspielen solche eingerichtet, aber die Wotjäken drängen sich nicht gerade dazu; ja ein Wotjäke führte mir als Argument für die Schädlichkeit der Bildung an, daß die Spitzbuben meist lese- und schreibkundig seien. Der Lehrer findet es aber weit bequemer keine Schüler zu haben, wenn er nur seinen Gehalt bekommt. Uebrigens ist die Kasse der Landschaft immer leer, und ihre Beamten sehen oft halbe Jahre lang kein Geld. Unter den Lehrern giebt es übrigens auch, wenngleich selten, rühmliche Ausnahmen. Ich kannte einen im Dorfe Júski, Namens Filimonow, der jährlich im Kirchspiel herumfuhr und Schüler sammelte. Er hatte denn auch deren etwa 20 und lobte ungemein ihre Intelligenz wie ihren Fleiß. Er unterrichtete in den Anfangsgründen in wotjäkischer Sprache und besaß das allgemeine Zutrauen der Wotjäken.

Nach den obigen Erörterungen dürfte es deutlich sein, weshalb die Kultur unter den Wotjäken keine Fortschritte macht; ja es scheint sogar ziemlich klar zu sein, daß sie beständig zurückgeht. Die Permjäken, Syrjänen und Wotjäken gehörten zusammen zum permischen Volksstamm. Dieser aber besaß, ehe er von den Novgorodern unterjocht wurde, offenbar eine verhältnißmäßig hohe Kultur. Das beweisen die zum Theil gut stylisirten Bronzefiguren, welche Prof. Aspelin mit großer Wahrscheinlichkeit als permische nachweist. Jedenfalls sind dieselben Produkte einer ziemlich hohen Kulturstufe. Ferner hatten die Permier einen bedeu-

tenden merkantilen Unternehmungsgeist; sie handelten weit hin nach Norden, Osten und Süden (Müller, Aspelin). Ein schwacher Rückgang ist auch jetzt zu beobachten. Die Weiber, welche früher ganz allgemein sehr kunstreich webten und stickten, verlassen diese Kunst, namentlich die des Webens von erhabenen Mustern, immer mehr und mehr; noch einige Jahrzehnte, und sie wird vergessen sein.

Pallas erzählt, der Wotjäken Stammhäupter haben an der Kazanka in der Gegend, wo jetzt Arskoi prigorod steht, feste Sitze und eine kleine Festung gehabt, woraus sie von den Tataren verdrängt und genöthigt wurden, sich nach Norden zurückzuziehen. Der Name arskoi sei von ari abzuleiten, womit die Wotjäken von den Tataren bezeichnet werden, und die noch vorhandenen Spuren alter Befestigungen nahe bei Arskoi prigorod bestätigen diese Sage. (Pallas, Bd. III, S. 455.)

Mir wurde als sagenhafte Residenz der Wotjäken das Dorf bol'šaja nörja bezeichnet, 40 Werst südlich von Iżewsk. Im selben Dorfe giebt es auch einen alten heidnischen Friedhof, der schon längst verlassen ist. Dort dürften Ausgrabungen lohnend sein.

Die Russifikation macht unter den Wotjäken, wie wir gesehen haben, nur sehr langsame Fortschritte; daß sie aber gleichwohl stetig fortschreitet, das verdankt sie dem russischen Weibe. Es kommt nämlich bisweilen vor, daß die Wotjäken sich aus den benachbarten russischen Dörfern Weiber nehmen, ja in einigen Dörfern geschieht das ziemlich häufig. Diese aber lehren dann ihre Kinder Russisch sprechen und impfen ihnen Geschmack am Russenthum ein; unwissend sind sie aber gleichwohl nicht weniger als die wotjäkischen Weiber.

Auffallend ist, daß Wotjäkenmädchen, wie mir vielfach von verschiedenen Seiten versichert wurde, fast nie russische Männer heirathen. Die Ursache konnte ich nicht erfahren.

Die wotjäkische Sprache ist voll von russischen Wörtern; in vielen Lebensgewohnheiten, in der Bauart der Häuser, in der Mythologie, überall haben wir den russischen Einfluß erkennen können; andererseits aber haben auch die Wotjäken auf die Russen keinen unbeträchtlichen Einfluß gehabt, das tritt namentlich in der Sprache hervor. Die Aussprache des ostwjätkaschen Russen gleicht vollständig der wotjäkischen. Den Laut tš z. B. sprechen die dortigen Russen häufig wie ts aus, das f häufig wie p, das ch wie k rc. Häufig ist es mir weder an der Aussprache noch an dem Aussehen möglich gewesen, einen Russen von einem Wotjäken zu unterscheiden. Als sicher darf übrigens gelten, daß viele, wahrscheinlich die meisten Russen der nördlichen Gouvernements, von finnischen Völkern abstammen, denn manche finnische Völker, wie z. B. die Mordwinen, sind bereits zum größten Theil im Russenthum aufgegangen, und anderen steht dies Schicksal früher oder später bevor; von manchen finnischen Stämmen wie den Meren und Wessen berichtet nur noch die Sage. Wenn man außerdem in Betracht zieht, daß eine Masse von abergläubischen Gebräuchen der Großrussen eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung mit den gottesdienstlichen Ceremonien der finnischen Völker haben, was unter anderm beim Durchlesen der Arbeit von Mel'nikow besonders in die Augen fällt, dann dürfte ich wohl nicht fehlgreifen, wenn ich behaupte, daß in den Russen wenigstens der nördlichen Gouvernements nicht weniger finnisches als slavisches Blut fließt. Uebrigens bin ich wohl nicht der Erste, der diese Ansicht ausspricht. Was nun speciell die Wotjäken anlangt, so geht bei ihnen, vermöge der geschilderten Verhältnisse, der Russificirungsproceß nur sehr langsam vor sich, aber doch unaufhaltsam.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der bekannte amerikanische Gorillajäger und Afrikareisende Paul B. du Chaillu hat sich einem ganz neuen Felde zugewandt, der Schilderung der skandinavischen Halbinsel. Sein in zwei Bänden unlängst bei Murray in London erschienenes Werk „The Land of the Midnight Sun" erfreut sich des Beifalles der englischen Kritik, wie folgender Abschnitt aus dem „Athenaeum" (22. Oktober 1881) beweisen mag. „Jeder muß die Gründlichkeit seines Operationsplanes billigen. Indem er eine Reihe von Jahren seinem Zwecke widmete, darin Mr. Wallace's Beispiel in Rußland folgend, mit dem Erlernen der Sprache anfing, später die Tracht und die Sitten der verschiedenen Klassen annahm und abwechselnd mit jeder im engsten Verkehre lebte, machte er sich seinen Gegenstand ganz besonders zu eigen. Das Resultat ist ein Buch, nicht nur voll von Belehrung über eine Reihe von Dingen, welche auf das Leben des Volkes und das von ihm bewohnte Land Bezug haben, sondern auch durchweg von des Autors starker und etwas excentrischer Individualität belebt." Eine deutsche Bearbeitung dieses Buches, durch 48 Tonbilder und 200 Holzschnitte reich illustrirt, erscheint in 24 Lieferungen (à 1 Mark) bei F. Hirt und Sohn in Leipzig unter dem Titel: „Im Lande der Mitternachtsonne."

Afrika.

— Das eben ausgegebene 1. Heft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für 1880 bis 1881 (herausgegeben von L. Friedrichsen) enthält unter anderen einen interessanten Artikel „Ueber Tauschhandel in Afrika" von A. Woermann und „Ueber Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel" von John E. Hertz. Das Hamburger Haus, welchem der Autor angehört, hat seiner Zeit (seit 1844) nicht unwesentlich zur Verbreitung dieser Muscheln beigetragen. Die eigentliche Kauri (Cypraea moneta) kommt von den Malediven im Indischen Ocean, läßt sich aber stets nur in geringer Menge beschaffen, während die größere Cypraea annulus, eine bläuliche Muschel mit gelbem Ringe, welche an der Ostküste Afrikas zwischen dem Aequator und Mozambique, hauptsächlich aber in den seichten Meeresarmen der Insel Monfia gefischt wird, in beliebig großen Quantitäten zu beschaffen ist. Letztere wurde zuerst durch die Firma Hertz in Zanzibar, wo sie zum Kalkbrennen benutzt wurde, gleichsam entdeckt und nach Westafrika, besonders nach Lagos und Whydah, exportirt. Dieses Geschäft war zeitweise sehr lohnend, wurde aber seit 1857 durch Marseiller Firmen, welche zuweilen in einem Jahre bis 100 000 Centner dieser Scheidemünze nach dem Golfe von Benin schafften, ruinirt. Seitdem (1859) konnten nur noch geringe Mengen abgesetzt werden, bis im Jahre 1879 wieder

größere Nachfrage entstand. Als Tausch- und Zahlmittel werden die Muscheln „nur in demjenigen Theile West- und Mittel-Afrikas verwendet, welcher vom Niger und seinen Zuflüssen, einschließlich des untern Laufes des Benuë, durchströmt wird: in dem Fellata-Gebiet, den Haussa-Staaten und Bornu; und an der Küste zwischen den Flüssen Niger und Assinieh und ihren Hinterländern, jedoch mit Ausnahme von Aschanti, wo sie wenigstens bis zum englischen Kriege verboten waren, und wo Goldstaub als Zahlmittel gilt, welcher bis in die kleinsten Zahltheile mit einer kleinen Goldwage, welche jeder Käufer am Markt bei sich zu führen pflegt, abgewogen wird." Als Schmuck dagegen werden die Kauris von den Eingeborenen des größten Theiles von Nord-, Mittel- und Ost-Afrika verwendet. Aber sporadisch finden sie auch sonst noch Verwendung, wie sie auch außer im Indischen Ocean bei den Philippinen gefischt werden. Als Scheidemünzen gelten sie in Bangkok, in manchen Städten Bengalens und auf Erromanga (Neu-Hebriden), als Schmuck auf den Paumotu-, Gesellschafts-, Cooks-, Tonga-, Viti-, Kingsmill- und Marquesas-Inseln, bei den westasiatischen Völkern des russischen Reiches, in Hadramaut (Süd-Arabien), Tibet, Abessinien, Borneo, Persien, ja selbst in Deutschland zur Verzierung der Gürtel von Schlächtergesellen. Schon Edrisi (um 1100) kennt ihre Verwendung als Geld, Marco Polo fand sie im 13. Jahrhundert als Scheidemünze in Jünnan, Ibn Batuta im 14. Jahrhundert zu Gago am Niger. Daß sie seit uralten Zeiten als Handelsgegenstand und Schmuck dienten, beweist, daß sie in den Ruinen von Nimrud, in den Gesichtsurnen Pomerellens an der Ostsee, zwischen angelsächsischen Alterthümern Englands, wie in heidnischen Gräbern Littauens gefunden worden sind.

— Am 20. Oktober hat eine neue belgische Afrika-Expedition, bestehend aus 135 Eingeborenen unter Befehl von Herrn Rogers, Zanzibar zu Schiffe verlassen, um sich dem am untern Congo befindlichen Stanley anzuschließen.

— Augenblicklich sind die Engländer eifrig daran, den zwischen dem Njassa-See und der Küste gelegenen Theil Ostafrikas zu erforschen. Das Novemberheft der „Proceedings of the R. Geographical Society" bringt die Karte des untern Rufidschi-Flusses, welche William Beardall auf Befehl des Sultans von Zanzibar im letzten Winter aufgenommen hat. Der wohl bekannte junge Geologe Joseph Thomson hat im vergangenen Sommer im Auftrage desselben Herrschers den Rovuma bereist, von den angeblichen Kohlenlagern an dessen Nebenflusse Loende indessen nichts gefunden. Sein nächster Ausflug soll nach Mombasa sich richten. Endlich ist in das fast unbekannte Gebiet südlich vom Rovuma, zu den Quellen des Luli und Loende, der Rev. Chauncy Maples vorgedrungen. Seine Reise war circa 900 engl. Meilen lang und hat $2\frac{1}{2}$ Monate gedauert. Seinen Bericht nebst Karte wird die Royal Geographical Society veröffentlichen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber „Kleidung und Schmuck der Eingeborenen des Stillen Oceans" hat J. D. E. Schmeltz, Kustos am Museum Godeffroy in Hamburg, vor Jahresfrist einen sehr lehrreichen Vortrag in Altona gehalten, der jetzt gedruckt vorliegt. Er geht von O. Peschel's Ausspruch aus, daß „das Streben der Verhüllung des Körpers oder einzelner Theile desselben die Folge einer Regung des Schamgefühls", und „daß den hellfarbigen Völkern das Bestreben der Verhüllung nackter Körpertheile viel mehr eigen sei, als solchen mit schwarzer Hautfarbe". Dies findet Schmeltz bei einer Musterung der einzelnen Inselgruppen, zu welcher ihm die reichen Schätze seines Museums die besten Anhaltspunkte gaben, vollständig bestätigt. Es ergiebt sich, daß sich bei den Papuas nur die primitiveren Arten der Bekleidung, bei den Malaien (Polynesiern) oder aber der hellfarbigen Race alle die höher entwickelten Stufen finden. „Es ist aber eine bewiesene Thatsache, daß die Papuas oder die zur schwarzen Race gehörigen Menschen trotz eines entwickeltern künstlerischen Sinnes an Civilisation weit hinter den Malaien oder Polynesiern zurückstehen, folglich auch ihr Schamgefühl weniger entwickelt ist." In der den Schmuck behandelnden Abtheilung ist von besonderm Interesse, was Schmeltz gegen Dr. O. Finsch sagt, welcher in seinen Berichten „Aus dem Pacific" die Behauptung aufgestellt hat, daß die Tatuirung keine weitere Bedeutung habe, als unsere Kleidermuster. Vielmehr steht diese Sitte sowohl mit Alters- als mit Rangunterschieden, wie auch mit der Religion in Zusammenhang. „So haben uns die schönen Beobachtungen einiger der Reisenden des Museum Godeffroy, die sich über einen Zeitraum von mehr als zehn Jahren erstrecken, gelehrt, daß in Samoa und Tonga die Ausübung dieser Sitte bei den Männern, in Viti aber an den Weibern, den Zeitpunkt andeutet, wo sie heirathsfähig sind; und Th. Kleinschmidt schreibt, daß ein Weib, welches sich in Viti dieser Sitte nicht gefügt haben würde, dem allgemeinen Gespött ihrer Genossinnen ausgesetzt gewesen wäre. Auf den Markesas-Inseln steht die Tatuirung mit der Religion in Zusammenhang und, gleich wie auf Samoa, wo sich die Tatuirung bei den Häuptlingen in einer Spitze über das Knie bis auf das Schienbein erstreckt, tragen auch hier die Häuptlinge eigene Abzeichen darin. Parkinson sagt, daß auf den Gilbert-Inseln ein alter tatuirter Mann in den Rathsversammlungen, selbst wenn er kein Eigenthum besitze, stets als eine Person von Bedeutung angesehen werde, und daß seine Stimme mehr Gewicht habe, als die eines reichen, nicht tatuirten Mannes. Durch Kubary wird uns berichtet, daß auf denjenigen Inseln der Carolinen-Gruppe, wo die Frau dem Kinde den Rang giebt, die Frauen, wo aber die Herrschaft in der Familie des Mannes sich forterbt, die Männer tatuirt werden. Diese wenigen Beispiele werden genügen, die Bedeutung des Tatuirens zu veranschaulichen. Die Anwendung von Masken bei Tänzen, wie sie auf dem Neu-Britannia-Archipel stattfindet, möchte Schmelz mit dem im Stillen Ocean weit verbreiteten Ahnenkultus in Verbindung bringen, und zwar um so mehr, als eine derartige Maske im Hamburger kulturhistorischen Museum nicht als solche benutzt sein oder werden kann, und es vielmehr anzunehmen ist, daß hier die Nachbildung des Gesichts eines berühmten, verstorbenen Stammesgenossen auf Theilen seines Schädels versucht ist. Dies wird durch einen Bericht des verstorbenen Th. Kleinschmidt bestätigt, dem zufolge sogar ganze Schädel, die man nach völligem Abfaulen des Fleisches dem Grabe entnommen, derartig restaurirt und in der Familie aufbewahrt werden.

— Die Bevölkerung von Neu-Seeland belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 534 250, gegen 26 707 im Jahre 1851; 99 021 im Jahre 1861 und 266 986 im Jahre 1871. Die Eingeborenen (Maoris) zählten 44 099 [1]). Da das Areal der Kolonie 4954 deutsch-geographische Quadratmeilen umfaßt, so entfielen zur Zeit der letzten Volkszählung durchschnittlich 108 Seelen auf die Quadratmeile. Nur Victoria (208) hat unter den australischen Kolonien eine dichtere Bevölkerung. Die öffentliche Revenue im Jahre 1880 stellte sich auf 3 283 396 Pf. St. oder 6 Pf. St. 2 Sh. 11 P. pro Kopf und blieb hinter den Ausgaben um 736 454 Pf. St. zurück. Neu-Seeland hat in Folge der früheren Kriege mit den Maoris, der sehr vielen Eisenbahnbauten und der starken Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates eine große Schuldenlast auf sich geladen und steht in dieser Beziehung an erster Stelle unter den Kolonien. Am Schlusse des Jahres 1880 betrug die öffentliche Schuld 28 583 231 Pf. St.

[1]) Es sei bemerkt, daß in den Statistiken der Kolonie Neu-Seeland die Zahl der Maoris im Jahre 1867 zu 38 540, im Jahre 1871 zu 37 502, im Jahre 1874 zu 45 470 und im Jahre 1878 zu 42 819 angegeben wird. Die frühere feindliche Stellung der Maoris zu den Kolonisten machte eine genaue Censusaufnahme unter ihnen unmöglich.

oder 53 Pf. St. 10 Sh. pro Kopf der Bevölkerung, zu deren jährlicher Verzinsung 1 585 000 Pf. St. erforderlich waren. Der Export im Jahre 1880 bewerthete 6 352 696 Pf. St. oder 11 Pf. St. 47 Sh. 10 P. pro Kopf und der Import 6 162 011 Pf. St. oder 11 Pf. St. 10 Sh. 8 P. pro Kopf. Handel und Wandel blühten. Die Schiffsbewegung (Einlauf und Auslauf) wird mit 1516 Schiffen und 819 716 Tonnen registrirt. Mit seinen Eisenbahnen nimmt Neu-Seeland den ersten Rang unter den australischen Kolonien ein. Zu Ende des Jahres 1880 betrug die Länge der fertigen Bahnen 1258 englische Meilen, während 208 Miles noch in Bau begriffen waren. Die Telegraphenlinien maßen 3706, die Drähte 9401 Miles. Unter Kultur befanden sich 1 029 764 Acres Land (1 Acre = 40,467 Ar). Der Anbau von Weizen (8 147 705 Bushels) und Hafer (6 891 251 Bush.) herrschte vor. Die Fruchtbarkeit des Bodens war eine außerordentliche, denn es wurden durchschnittlich 25 Bush. Weizen und 32 Bush. Hafer vom Acre gewonnen. Keine andere der australischen Kolonien kann sich solcher Bodenerträge rühmen. Der Viehstapel von Neu-Seeland belief sich nach der Zählung vom 3. April 1881 auf 137 768 Pferde, 578 450 Stück Rindvieh, 13 069 338 Schafe und 207 337 Schweine. Nur Neu-Süd-Wales mit 32 399 547 besitzt einen größern Schafbestand. Auf den Goldfeldern von Neu-Seeland, welche, ähnlich wie in Viktoria, Neu-Süd-Wales und Queensland, zur Zeit lange nicht mehr so ergiebig sind wie früher, wurden von 1860 bis 1880 insgesammt 9 396 427 Unzen Gold im Werthe von 36 753 798 Pf. St. gefunden. Es würde dies 720 Kubikfuß und ein Gewicht von 287 Tonnen ausmachen.

Polargebiet.

— Die letzten aus Hammerfest datirenden Nachrichten von der vierten holländischen Nordpolexpedition lauteten sehr befriedigend, obwohl der „Willem Barents" nur selten landen konnte. Namentlich wurden zahlreiche zoologische Gegenstände gesammelt. Franz-Joseph-Land zu erreichen mißlang, dagegen wurde nach Ueberwindung zahlreicher Hindernisse auf der Oranje-Insel dem Entdecker jener Gebiete, Willem Barents, ein Denkstein errichtet. Am 26. Oktober ist das Schiff dann nach Amsterdam zurückgekehrt.

Vermischtes.

— Die vor einem Jahre erschienene Abhandlung des dänischen Archäologen Sophus Müller über Thierornamentik ist durch eine deutsche Uebersetzung [1]) nun weiteren Kreisen zugänglich geworden. Daß dieselbe in der deutschen Literatur bisher wenig Beachtung gefunden, dürfte sich dadurch erklären, daß schon das Lesen dieses Buches Muße fordert, eine kritische Beleuchtung aber ein tieferes Eindringen in die erdrückende Fülle des Materials und in die Verarbeitung desselben verlangt. Von einem eingehendern Referat müssen auch wir absehen und uns auf eine kurze Mittheilung über den Inhalt beschränken. Wer bisher Auskunft über das Wesen der Thierornamentik in der Literatur suchte, der suchte vergeblich. Knapp und oberflächlich war diese „zweite Stufe der Ornamentik in jeder ungestörten Kunstentwickelung" bisher von den Fachgelehrten behandelt worden, und was sie darüber brachten, ermangelte oft der Begründung. Um den Ursprung dieser Stilrichtung zu erforschen und deren Entwickelung bis zu ihrem Verfall zu verfolgen, bedürfte es nicht nur erschöpfender Kenntniß der gesammten einschlägigen Literatur, sondern eigener Studien in den Archiven und Museen aller Länder, die an der Ausbildung dieses eigenthümlichen Ornamentstils Antheil hatten. Der Inhalt der Kapitel des uns vorliegenden Buches: pelasgische, germanisch-römische Ornamentik, Ornamentik der Völkerwanderungszeit, irische, gallikanische, karolingische, byzantinische, persische und arabische, finnische und slavische Ornamentik, zeigt, daß der Verfasser weite Wege ging, um den Stoff für seine Darlegungen heran zu holen.

Mit einem so gewaltigen Material ausgerüstet und von zahlreichen bildlichen Darstellungen unterstützt, zeigt der Verfasser, daß schon in vorgeschichtlicher und vorklassischer Zeit die Kunst mehrmals Anlauf zu einer Thierornamentik nahm, die sich indessen stets durch das Eindringen einer höhern Kultur in ihrer Entwickelung gestört sah; daß erst in der germanisch-römischen Periode der Grund zu einer Thierornamentik gelegt wurde, die zur vollen Blüthe und Durchbildung gedieh und zur Zeit der Völkerwanderung vom Schwarzen Meer bis nach Island, von den Alpen bis nach Skandinavien Verbreitung fand. Eine unausbleibliche Folge solcher Verpflanzung war die örtliche Weiterbildung. Bei den Angelsachsen erfuhr sie Rückbildung und Verfall. Jenseits der Alpen brachen die eine Zeit lang überwucherten klassischen Elemente wieder durch, wie die ältere christliche Kunst lehrt, und bildeten später mit irischen Kunstmotiven die Grundlage der karolingischen Ornamentik. In Skandinavien behauptete sich der Kunststil der Völkerwanderungszeit bis zur Wikingerzeit. Von da ab macht sich dort der Einfluß des karolingischen und des irischen Ornamentstils geltend, letzterer in so durchgreifender Weise, daß man mit aller Berechtigung von einem nordisch-irischen Stil reden darf, in dem man sogar eine ältere und eine jüngere Periode unterscheidet.

Manchen bisher herrschenden Ansichten über den Ursprung und die Bedeutung der Thierornamentik tritt der Verfasser entgegen. Durch die Entstehung derselben auf ornamentalem Wege, durch den rein ornamentalen Charakter der Thierfiguren, erweist sich die Auffassung derselben als mythisch, symbolisch, als irrthümlich. Von einer andern Stilrichtungen beeinflussenden skandinavischen „Schlangenornamentik" kann vollends gar nicht die Rede sein, da niemals ein ursprünglich skandinavisches Ornamentmotiv nach Süden gedrungen, sondern im Gegentheil der Norden stets an dem wechselnden Kunststil auf dem Kontinent und im Westen Theil gehabt hat, der gleichwohl auf nordischen Boden verpflanzt, dort mehr oder weniger erhebliche Umwandelungen erfuhr.

Da der Verfasser zunächst für den Norden schrieb, sind die fremden Stilarten nur insoweit berücksichtigt, als nöthig war, um ihrem Einfluß auf die nordische Ornamentik nachzuforschen. Wer sich für die allgemeine Geschichte der Ornamentik interessirt und sich darüber zu belehren wünscht, findet einen Schatz in dem Müller'schen Buche, und dem Kunsthistoriker und Archäologen dürfte es unentbehrlich werden.

[1]) Die Thierornamentik im Norden. Ursprung, Entwickelung und Verhältniß derselben zu gleichzeitigen Stilarten. Archäologische Untersuchung von Dr. Sophus Müller. Aus dem Dänischen übersetzt von J. Mestorf. Hamburg, Otto Meißner, 1881.

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. I. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees. I. (Mit einer Karte.) — Dr. Max Buch: Religion und heidnische Gebräuche der Wotjäken. VII. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Polargebiet. — Vermischtes.
(Schluß der Redaction 7. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Besondere Erwähnung verdienen die Heilquellen Biskras. Etwa 500 m nordwestlich von den ersten Häusern der Stadt liegt die kleine reizende Oase der Beni-Morra, früher eine Baumschule der Regierung, jetzt von dem Maire der Stadt, M. Béchu, bewohnt. Ihre breiten, von Gummibäumen, Cypressen und Maulbeerbäumen eingefaßten Wege, ihre Bambus, Bananen u. s. w. bilden für die Fremden das lockende Ziel eines Spazierganges. Etwa 4 km nordnordwestlich von dort, 600 m vom Fuße des Dschebel Sfa und 5 bis 6 m über der umgebenden Hochebene, sprudelt am Fuße eines Travertinhügels, aus dessen Spitze sie einst entsprang, die warme Mineralquelle, welche die Eingeborenen Hammam Salhin (Bad der Heiligen), die Europäer schlechtweg Fontaine Chaude nennen. Mit einem Ergusse von 50 Liter in der Sekunde und einer Temperatur von 44° (am Rande des Beckens) tritt sie unter ziemlich intensiver Gasentwickelung und starkem Schwefelwasserstoffgeruch am Grunde eines großen viereckigen Beckens zu Tage; in den umliegenden Baulichkeiten sind fünf Badebassins enthalten, deren Ausnutzung einem Eingeborenen zusteht. Von dort fließt das Wasser in einem breiten Bache, dessen Grund von einem dicken Satze schwefelhaltigen Natriums bedeckt ist, den Hügel hinab. Gegen rheumatische und gichtische Leiden, auch wenn sie veraltet sind, hilft die Quelle schon binnen wenigen Tagen; auch gegen Hautkrankheiten und Verstopfungen erweist sie sich wirksam. Man geht damit um, ihr Wasser nach der Oase der Beni-Morra zu leiten, daß die Leidenden sie fast vor den Thoren der Stadt im Schatten der Palmen gebrauchen können. Etwa 100 m von der Fontaine Chaude öffnet sich in einer runden Bodensenkung, die von Salz ganz weiß ist und von einem Plateau schwarzen Travertins umgeben wird, ein runder Schlund von 35 m Durchmesser; das darin enthaltene Wasser hat keinen sichtbaren Abfluß, am Rande eine Temperatur von 14° und schmeckt salziger als Meerwasser. Die Araber nennen ihn Hammam-el-Dscherab, d. h. Krätze-Bad. Unweit nordwestlich davon liegt ein zweiter kleiner kreisrunder See mit weniger salzigem Wasser, das in den von der Fontaine Chaude gebildeten Bach abfließt.

Südlich von der Oase, auf dem rechten Ufer des Flusses, der hier den Namen Ued Zerzur (Staar-Fluß) annimmt, liegt ein wahres Paradies, ein Gegenstand der Bewunderung selbst für den blasirtesten Touristen, M. Landon's köstliche Villa. Sein Garten umschließt die schönsten Vertreter der afrikanischen und exotischen Flora; unter dem undurchdringlichen Laubdache blühen die seltensten und duftreichsten Blumen; überall plätschert unter den schattigen Gebüschen Wasser in Fülle; der Besucher schreitet von einer botanischen Merkwürdigkeit zu der andern, und der glückliche Besitzer dieses Eden verspürt unter dem sengenden Himmel der Sahara nichts von dessen sommerlicher Gluth. Aber neidlos sieht der Arme auf Landon's großen Reichthum; denn derselbe hat aus seinem Garten eine Pflanzschule zur Akklimatisirung nützlicher Gewächse gemacht, die er in allen möglichen Ländern sammeln läßt und später an Ansiedler und Eingeborene ringsum vertheilt, indem er sie über ihre Kultur und ihren Nutzen belehrt.

Unweit dieser Villa steht die von Wallfahrern viel besuchte Moschee des Sidi Brahim ben Zerzur, welche einst in einem Palmengarten auf dem rechten Flußufer lag und jetzt isolirt mitten im Flußbette sich befindet. Etwas nördlich davon hat sich noch ein Pfeiler einer römischen Brücke erhalten, den die Araber Bit-el-Mal (Haus des Schatzes) nennen: sie glauben, daß unter ihm unermeßliche Reichthümer, von Genien bewacht, verborgen liegen.

Gegenüber der neuen Stadt, auf dem linken Ufer des Ued Biskra und nordöstlich von der kleinen Oase El Alia, bezeichnen lange Linien von Bruchsteinen und zahlreiche Lehmhügel die Lage der altrömischen Stadt Bescera, deren Reste noch nicht in wissenschaftlicher Weise untersucht worden sind. Wahrscheinlich wohnten die Römer, wie die von ihnen unterworfenen Berbern und die heutigen Ansiedler, der größern Kühle halber in Häusern aus thôb (Luftziegeln).



Si Mohammed Serhir ben Gana, gegenwärtiger Kaïd des Zab von Biskra.

Die Höhe der Gegend (117 m über dem Meere), die Neigung des Bodens gegen Süden zu dem Wed Dscheddi hin, wodurch das Stagniren des Wassers verhindert wird, und die zahlreichen Pflanzungen der Umgebung machen Biskra zu einem der gesundesten Orte der Sahara; weil es aber in einem Halbkreise von Bergen umgeben ist, ist seine Temperatur fast so hoch, wie die von Tuggurt, trotzdem letzteres inmitten einer Sandebene, fast 50 Wegstunden südlicher und nur 51 m hoch liegt. Jene Berge, welche von N.-W. bis S.-O. wie hohe Klippen das Meer der Sahara überragen, halten einerseits die Nordwinde ab und werden andererseits im Sommer von den Strahlen der Sonne und den südlichen Winden übermäßig erhitzt. Im Juni und Juli steigt trotz der Pflanzungen ringsum das Thermometer im Zimmer nicht selten auf 45° C., während es in der Nacht kaum auf 25° herabgeht. Dann erfrischt nicht das geringste Lüftchen die keuchende Brust der unglücklichen Kolonisten, welche auf den Terrassen ihrer Häuser vergeblich mit der Schlaflosigkeit ringen.

Köstlich aber ist der Winter und höchst heilsam für

Brustkranke, deren Leiden sich wie durch Zauberei bessern. Die niedrigste beobachtete Temperatur in einer Decembernacht war + 3° C., während bei Tage von Anfang bis Ende der Saison zwischen 10° und 30° waren. Seit Menschengedenken hat es in Biskra nicht gefroren, während Largeau wiederholt in Gegenden, die 100 Stunden weiter südlich liegen, und deren Tageswärme weit größer ist, als am Südabhange des Aures, Eis beobachtet hat.

Trotz des gesunden Klimas haben indessen neu angesiedelte Europäer demselben einen unangenehmen Tribut zu entrichten: sie werden vom „clou de Biskra" befallen, welches Dr. Sériziat, der diese Krankheit eingehend studirt hat, „Sahara-Geschwür" nennt. In der Zeit vom August bis März, besonders im September und Oktober, bildet sich in Folge eines Schnittes, einer Schramme oder eines Moskitostiches zuerst ein Schorf; spätestens 1 bis 2 Monate



Bu Aziz, früherer Kaid des Zab von Biskra.

darauf äußert sich die Krankheit durch Jucken an dieser Stelle; schließlich bricht der Schorf auf und es ergießt sich eine anfangs farblose, später gelbliche, eiterige, übelriechende Flüssigkeit. Nun wird das Uebel auch schmerzhaft. Wer Glück hat, bei dem bleibt das Geschwür in dieser Periode stehen; bei anderen bildet sich immer ein Schorf nach dem andern, bis eine große abstoßende Beule von ekelerregendem Geruche entsteht. Und das dauert im Durchschnitt 5 bis 6 Monate, ohne daß es ein Mittel dagegen gäbe; im Gegentheil — alle Arzneien, die man angewendet hat, haben das Leiden nur verschlimmert und tiefere Narben erzeugt. Seine Ursache scheint in der Entkräftung zu liegen, welche viele Personen in Folge der Sommerhitze, des übermäßigen Schwitzens in der unbequemen europäischen Tracht, des magnesiahaltigen Wassers und der dadurch erzeugten leichten Diarrhoe befällt; es verschont keinen Körpertheil und entwickelt sich ebenso leicht im Gesichte wie auf dem Rücken, der Brust, den Armen oder Beinen.

Merkwürdig ist, daß in Biskra das Fieber nur Soldaten der Garnison ergreift, wohl wegen der schlechten hygie-

nischen Bedingungen, unter welchen sie leben, und wegen ihres übermäßigen Genusses von Spirituosen. Vom Fieber und Sahara-Geschwür werden die Eingeborenen nun zwar verschont; dafür leiden sie aber unter den schwersten Augenkrankheiten: selten sieht man eine Person, welche nicht Spuren derselben an sich trägt, und auf Schritt und Tritt be-

Ein Quartier der Eingeborenen in Biskra.

gegnet man Blinden oder Einäugigen. Die Augenentzündungen scheinen ihre erste Ursache in den zahllosen Sandkörnchen zu haben, mit welchen jeder Südwind die Luft erfüllt, ferner in der zu großen Dunkelheit der Wohnungen



Der Bordsch und die Oase El-Mghajer.

und dem plötzlichen Uebergange von dieser Dunkelheit zu dem blendenden Sonnenlichte draußen; verschlimmert werden sie noch durch die abstoßende Unreinlichkeit der Eingeborenen. Von dieser aber abgesehen, ist es für Europäer erfahrungsgemäß das Richtigste, in Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w. die Einheimischen nachzuahmen; und das

geschieht von Seiten der Kolonisten unmerklich mehr und mehr, während die Soldaten noch durchweg so gehalten werden, als ständen sie in Frankreich. Erstere bauen die Wände ihrer Häuser aus thôb und machen sie sehr dick, pflanzen Bäume um dieselben, namentlich auf der Südseite, tragen weitere Kleider, essen weniger Fleisch und mehr Gemüse und halten sich vom Schenktische fern.

Während, wie gesagt, Neu-Biskra, die französische Stadt, eine vollberechtigte Kommune und zwar die südlichste im Departement Constantine ist, gehört die Stadt der Eingeborenen zum Zab von Biskra, dessen gegenwärtiger Kaid Si Mohammed Serhir ben Gana ist, der auf seinen Onkel, den berühmten Bu Aziz, welchen die französischen Soldaten aus einem unbekannten Grunde „die Wüstenschlange" nannten, gefolgt ist.

Am 6. Januar 1875 verließ Largeau Biskra; in Tuggurt sollte er einen Führer finden, welchen der Agha dieser Stadt auf die Empfehlungen des Gouverneurs General Chanzy hin für ihn ausgewählt hatte, um ihn nach Ghadames zu geleiten. Largeau wurde von einem jungen Mulatten aus der großen Oase Suf begleitet; derselbe hieß Mohammed oder Ali ben Embarek und verstand etwas von der Küche. Außerdem begleiteten ihn ein nomadischer Araber mit zwei Kameelen und ein magerer, hungeriger Eingeborener mit einem ebenso dürren Maulthiere. Si Aissa ben Ahmed es Smati el Dschellali, genannt Kadi von Uëd Suf, sollte auf dem zweiten Tagemarsche zu ihnen stoßen und sie nach Tuggurt begleiten. Das Wetter war herrlich, das Marschiren auf dem thonigen Boden leicht, und doch brauchte man fast sechs Stunden, um die einförmige, sich gegen Süden etwas senkende Ebene zu kreuzen und den Uëd Dschedi, den Nigris (?) der Römer, zu erreichen. Derselbe entspringt am Tschebel Amur, der unter demselben Meridian wie Paris liegt, zieht unter dem Namen Uëd Mzi bei el-Aghuat (Laghuat) vorbei und mündet in die große algerisch-tunesische Depression. An der Stelle, wo



Artesischer Brunnen in El-Mghajer. (Aeußere Ansicht.)

ihn Largeau überschritt, war er damals ausgetrocknet. Dann erstieg er das Kalkplateau, welches den Uëd Dschedi vom Uëd Righ trennt, und auf dessen Rande sich, stolz gegen Norden gewandt, der Bordsch Thaer-Raschu erhebt. Von fern macht er mit seinen Zinnenmauern, bastionirten Ecken und dem viereckigen Thurme, den ein optischer Telegraph krönt, den Eindruck einer Festung; beim Näherkommen gewahrt man aber mit Erstaunen ein armseliges Gebäude aus Lehm. Indessen fand Largeau mit seinen Gefährten dort beim Scheich Si Mahmud ben Charfalla von der Familie der Ben Gana von Biskra freundliche Aufnahme; nur hatte das brackige Wasser der Gegend dem Kaffee einen abscheulichen Geschmack verliehen. Um 7 Uhr ging es am nächsten Morgen weiter. Ein leichter Nordwind wehte und führte den Reisenden zum letzten Male die Düfte der Ziban-Oasen zu, welche in der Ferne wie schwarze Punkte in der am Fuße des Aures sich ausdehnenden Ebene Sáada (die Glückliche) erschienen. Um 10 Uhr frühstückte man bei dem Brunnen Dschefer, kreuzte dann eine Reihe feuchter Vertiefungen, in denen Sedra (Zizyphus lotus) üppig gedieh, und erreichte um 2 Uhr den kleinen Bordsch Schegga („Riß, Spalt"), wo früher Dank einigen artesischen Brunnen eine kleine Oase bestanden hatte. Aber im Jahre 1871 hatte der berüchtigte Ali Bey die Palmen abhauen und die Häuser zerstören lassen, und heute bildet das Wasser der Brunnen schädliche Sümpfe. Die wenigen Spahis, welche den Bordsch bewachten, räumten den Reisenden bereitwillig zwei Zimmer ein.

Am nächsten Morgen stieß Kadi Si Aissa zu ihm; er hatte einen Theil der Nacht marschirt, um sein Versprechen halten zu können. Es war ein Mann von 30 bis 35 Jahren, mit offenem Gesicht, rasch bei der Hand mit Witzen und lustigen Geschichten.

Nachdem man die reizende kleine Oase Um et-thiur („die bei den Vögeln beliebte") zur Rechten gelassen, frühstückte man bei den Brunnen Stheil, welche in der Form von Eimern, wie ihr Name besagt, im Bette des Uëd Ithel („der Wasserreiche") ausgegraben sind. Das Wasser aber, welches dem Schott Melghir tributär ist, fließt fast das ganze Jahr hindurch unterirdisch. Dann folgte Sandboden, auf welchem schöne Gebüsche eines Strauches mit nadelförmigen Blättern (Alennda, Ephedra alata) wuchsen, und gegen 2 Uhr ein schroffer Abstieg zu einer unermeßlichen, vollkommen gleichförmigen Depression, dem Schott

Melghir, dem westlichsten in jener langen Reihe von Salzsümpfen, welche sich bis in die Nähe von Gabes am Mittelmeere hinziehen und den Gegenstand eingehendster Studien und Aufnahmen Seitens des bekannten Kommandanten Roudaire gebildet haben. Noch ein Abstieg zwischen zwei Wänden von Thonboden, und das Ufer des Schott selber war erreicht. Hell brach jetzt die Sonne durch die Wolken; fern im Süden begrenzt eine lange dunkle Linie den Horizont, über welcher sich anscheinend bewaldete Hügel erheben: es sieht aus, wie eine schöne Oase mit hohen Palmen. Und eine Art Halbinsel, mit Gruppen schöner laubreicher Bäume bedeckt, scheint von der Oase aus in den Schott sich hineinzuziehen, dessen glitzernde Oberfläche sich weit hin nach Osten erstreckt. Aber beim Näherkommen tauchen die Bäume in der leuchtenden Fluth unter; erst verschwinden die Stämme, dann das Laub, und zuletzt selbst der See, sobald dicke Wolken die Sonnenscheibe verdeckten. Das Ganze war eine Luftspiegelung gewesen!

Um 3 Uhr wurde beim artesischen Brunnen Mahadalu (d. i. schräg gebohrt), der ein 25° warmes, magnesiahaltiges, purgirendes Wasser liefert, unweit des Abhanges Kudiat ed Dôr („Hügel der Rückkehr") gelagert. Da die Stelle von Herumstreichern besucht zu werden pflegt, hielten die Reisenden während der Nacht abwechselnd Wache; wirklich zeigten sich auch um 11 Uhr zwei Männer, die wenig vertrauenerweckend aussahen und rasch verschwanden.

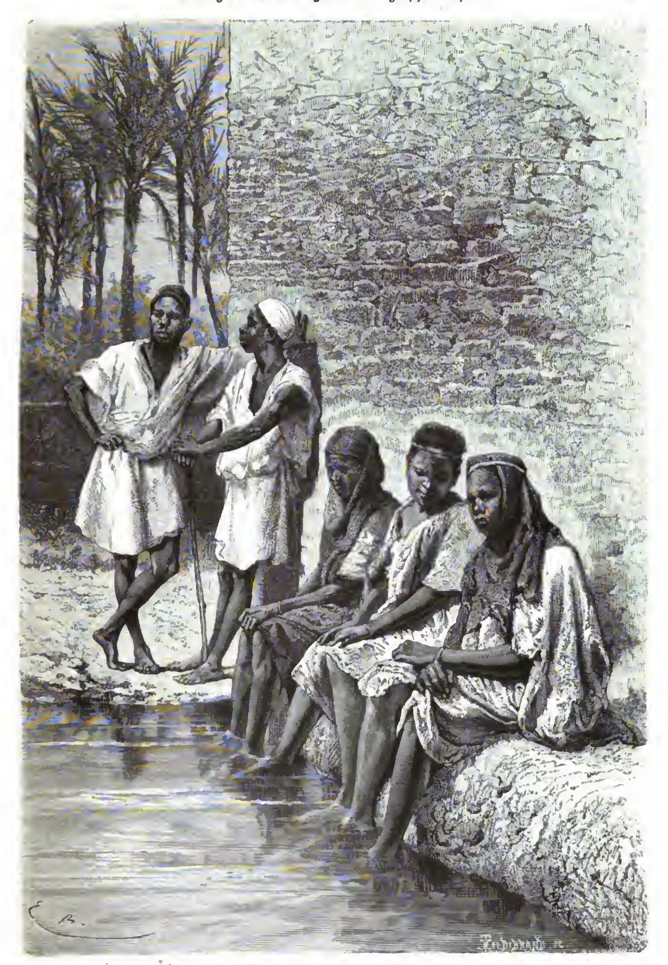
Bald nach Mittag des folgenden Tages wurde die schöne Oase **El Mghajer** erreicht, deren Scheich, ein hochgewachsener Mann von etwa 45 Jahren mit intelligentem, pfefferkuchenbraunem Gesichte, die Ankömmlinge schon erwartete und sie vortrefflich in einem großen Saale auf reichen Teppichen mit Kaffee, Datteln, Kuskussu und einem halben Hammel bewirthete. El-Mghajer ist die erste Oase von **Uëd Righ**, einem breiten, wasserreichen und mit Oasen besäeten Thale, welches sich bis Tuggurt und Temasin, 50 Wegstunden von Biskra, hinzieht. In ihm flossen früher, ehe sie sich in den Schott Melghir ergossen, die Gewässer des Igharghar, die vom Ahaggar-Plateau kamen, und die des Uëd Mija. Heutigen Tages verschwindet das Regenwasser, das ohnehin, wie Largeau meint, in Folge der Entholzung spärlicher fällt, in dem schwammigen Boden, sickert bis auf die undurchlässige Schicht durch und fließt in unterirdischen Kanälen weiter. Fallen aber einmal auf den Hochländern der centralen Sahara mächtige Regengüsse, so sind letztere zu eng, das Wasser steigt an die Oberfläche und es können Ueberschwemmungen entstehen, welche in den Oasen und unter den Viehherden schwere Verheerungen anrichten. In solcher Weise fließen der Igharghar, der Uëd Mija, Uëd Righ und Uëd Suf unterirdisch, während der Uëd Dschedi oft zu Tage tritt. Seid undenklichen Zeiten verstanden es die Bewohner des Uëd Righ, das zur Bewässerung ihrer Oasen nöthige Wasser durch artesische Brunnen an die Oberfläche zu holen; allein da ihnen die Mittel fehlten, konnten sie nicht tiefer gehen, als bis zur ersten und am wenigsten ergiebigen Wasserschicht. Dafür trat die französische Regierung ein und erzielte unerwartete Resultate; sie hat an 100 artesische Brunnen hergestellt, deren einige in der Minute 3500, 4000, 4800 und 5000 Liter Wasser liefern und eine gewaltige Ausdehnung der Palmenpflanzungen gestatteten.

Artesischer Brunnen in El-Mghajer. (Innere Ansicht.)

Die Oasen im Uëd Righ liegen meist auf den sanften Abhängen der Plateaus, welche das Thal selbst begrenzen, was die Berieselung sehr bequem macht. Mannshohe Lehmmauern, auf welchen noch Palmzweige befestigt sind, umgeben die Gärten; enge, gewundene, holperige und oft überschwemmte Pfade ziehen sich zwischen den Mauern hin. Außer den Palmen gedeihen Feigen, Aprikosen, Granaten und Wein vortrefflich, ferner Gerste, Luzerne und allerlei Gemüse; wo aber reichliches Wasser zur Hand ist, werden letztere Gewächse nur in Gärten außerhalb des Palmenwaldes gebaut.

Die Dörfer liegen stets auf einer Anhöhe, meist an dem einen Ende der Oase, und sind von einer schlecht unterhaltenen, mit kleinen Schießscharten versehenen Mauer aus Lehm oder rohen Kalkbruchsteinen umgeben. Außen zieht sich noch ein breiter Graben faulenden Wassers herum, dessen Ausdünstungen im Sommer jedem Weißen den Aufenthalt in solchen Oasen unmöglich machen. Die aus Luftziegeln oder Kalksteinblöcken erbauten Häuser bilden stets ein Viereck um einen centralen Hof, den Harem, welchen kein Fremder betreten darf, und auf welchen alle Zimmer und Ställe münden. Die äußere Thür führt in das Gastzimmer, gewissermaßen den Salon des Hauses, und durch eben dieselbe gelangen Menschen und Vieh in den Hof. Die Häuser sind zumeist in schlechtem Zustande und die Decken der Zimmer zeigen oft große Löcher, welche wenigstens die eine Annehmlichkeit bieten, daß durch sie der Rauch einen Ausweg findet. Dicht bei jedem Dorfe erhebt sich auf einem freien Platze der Bordsch el-Beilik oder Regierungsschloß, eine Art Lehmfort mit Bastionen, Schießscharten und einigen kleinen Zimmern, in welchen die Detachements, welche zwischen Biskra und Tuggurt verkehren, wohnen.

Die Bevölkerung der Oasen des Uëd Righ besteht fast



Neger und Negerinnen der Sahara.

ausschließlich aus Sahara-Negern, welche Largeau für die ältesten Bewohner des Landes hält. Ihre Haut hat die Farbe von Pfefferkuchen; die Nase ist dick, aber nicht platt, die Lippen dick, aber nicht aufgeworfen, der Wuchs mittel, Brust stark, Schultern breit, Beine kurz, Arme sehr lang wegen der Gewohnheit auf die Palmen zu klettern, die Haare wie bei den Sudanesen büschelweise stehend, kraus, aber nicht wollig, bei den Frauen lang. Dieses Volk der „Ruagha" ist in der Sahara das vornehmlich ackerbauende; es ist mäßig, arbeitsam, friedlich und braucht nur ein wenig Schutz, um wieder zu werden, was es einst gewesen ist: ein starkes zahlreiches Volk, das die Sahara, so weit es überhaupt möglich ist, umzuwandeln im Stande ist. Außer den circa 30 000 Ruagha finden sich im Uëd Righ einige Mehadscheria (d. i. Getrennte), mohammedanische Juden, die meist Industrie treiben. Naht der Winter, so findet sich dann noch die „fliegende" Bevölkerung ein und die nomadische, letztere aus Hilal-Arabern bestehend. Zu ersterer gehören arabische Krämer und Berberkaufleute vom Stamme der Beni-Mzab, welche Getreide bringen, Datteln einkaufen, besonders aber als Wucherer die armen Neger aussaugen. Bei der ersten Frühlingswärme nehmen sie vor dem Fieber Reißaus und erscheinen erst zu Wintersanfang wieder. Die Zahl der nomadischen Araber beläuft sich im Süden der Provinz Constantine, von Tunesien bis zum Meridian von Wargla, auf etwa 55 000; sie wandern dort seit dem 12. christlichen Jahrhundert umher, wo sie der Kalif El-Mostanser nach dem Westen führte. Die Neger und Berbern des Uëd Righ hatten zwar schon an sechs Jahrhunderte früher von den Gefährten Okba's den Islam angenommen; aber darum kümmerten sich die raublustigen Hilal-Araber nicht. Sie plünderten und sengten nach Herzenslust und zwangen dann die Neger, für ein Fünftel der Ernte das Land zu bebauen; daher ihr Name Chamès (von chamsa = fünf). Heute liegen die Dinge anders: seit der französischen Herrschaft haben in Folge der häufigen Aufstände der Araber, der deshalb ihnen auferlegten schweren Bußen und ihrer stolzen Trägheit die Neger den größten Theil des Grund und Bodens in den Oasen ihren früheren Herren abgekauft. Was die Araber noch an Palmengärten besitzen, lassen sie von seßhaften Negern gegen Entgeld bewirthschaften, während sie selbst mit ihren großen Herden auf den Weiden der Sahara herumziehen. Wenn die Sommerhitze vorbei ist und die Fieber in den Oasen aufhören, vertrauen sie den größten Theil ihrer Herden Dienern an und ziehen nur mit Kameelen und milchenden Schafen und Ziegen nach ihren Palmgärten, um dieselben abzuernten. Danach verkaufen sie den Ueberschuß an Datteln sowie die Wolle ihrer Herden und die von ihren Frauen gewebten Burnusse, Teppiche u. s. w. in Biskra oder Tuggurt, kaufen allerlei Bedürfnisse und Korn ein und kehren, wenn der Winter zu Ende ist, in ihre geliebte Wüste zurück.

Zahlreich waren die Quellen und Oasen, bei welchen Largeau in den folgenden Tagen vorbeizog: am 9. Januar passirte er Scheriàet er-Remel (die Sandtränke) mit köstlichem Wasser und Aïn el-Kerma (Quelle des Weinstocks) und übernachtete in der schönen Oase Sidi-Chelil. Am nächsten Tage folgte eine Oase auf die andere: Scheriàet bel Kassem ben Thaïeb, Zauïa, Bahar en Nachlat („Palmenmeer"), Zauïet er-Rehieb, Urhlana („Unsere Zuflucht") und Dschamà („Moschee"), wo der Scheich, ein mächtiger Neger von fünfzig Jahren, vor Freude über den Besuch sprang und sein Möglichstes that, um seinem Gaste den Aufenthalt angenehm zu machen. Und wie der Scheich, so war auch das Dorf: die Straßen reinlich, die Häuser verhältnißmäßig elegant, die Bewohner, meist Neger, von gutem Aussehen und ordentlich gekleidet. Einen Gegensatz dazu bildete Sidi Amran, welches man am folgenden Morgen passirte. Diese Oase ist auf dem Niedergange begriffen, seitdem Ali Bey's Raubgesellen dort gehaust haben: viele Häuser sind verfallen, viele Einwohner zerlumpt und überall fließt aus den schlecht im Stande gehaltenen Bewässerungsgräben das magnesiahaltige Wasser heraus. Um ein Uhr Mittags erreichte Largeau das Schott Mgharrin („die Löcher"), wo 1854 der Kampf gegen die Ben-Dschellab stattfand, durch welchen das Uëd Righ in den Besitz der Franzosen überging, um 5 Uhr die Oase Osur („die befestigten Dörfer"), ließ die Oase Mgharrin („die Löcher") und den Palmenwald Tebesbest („Fließendes Wasser") zur Seite liegen und hielt um 7¼ Uhr seinen Einzug in die „edle und berühmte" Stadt Tuggurt.

Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees.

II.

Endlich am zweiten Mai erhielt ich ein Schreiben von Herrn Naretti, in welchem mir mitgetheilt wurde, daß er sofort in meiner Angelegenheit an den Negus Negesti geschrieben habe, und daß er in zehn Tagen eine Antwort erwarte, die mir dann, wie wir abgemacht hatten, nach dem Gorgora-Gebirge nachgeschickt werden solle. Er fügte zugleich bei, daß Bitvadet Tedla vom Negus Negesti nur Befehl für seine Provinzen erhalten habe, keineswegs aber für das Land des Negus Tekla Haimanot. Falls ich dies, ohne den Brief des Negus Negesti abzuwarten, besuchen wolle, stehe mir kein Hinderniß im Wege; Bitvadet Tedla könne mir aber keine Garantie geben und auch dem mich begleitenden Offizier nicht erlauben, dies Land zu betreten. Um Zeit zu gewinnen, begab ich mich von Kalamudsch nach Gondar, zumal da ich nicht wußte, ob ich später Gelegenheit finden würde, diese sehr interessante Stadt zu besuchen. Am 5. Mai kam ich in Gondar an, verließ aber die Stadt, nachdem ich einen Specialplan derselben entworfen hatte, schon am 9. des Monats, um mich über Susankara, Guramba, am Magetsch entlang, nach dem bisher so wenig bekannten Gorgora-Gebirge zu begeben. Am 10. Mai überschritten wir den sumpfigen Dirma-Fluß und kampirten am Fuße des Gebirges. Schon am nächsten Morgen bestieg ich die höchste Spitze desselben, den Berg Goraf (nach barometrischer Messung 2134 m über dem Meere), welcher Ausflug sehr wichtige Resultate in Bezug auf den geologischen Bau der Gebirgskette ergeben hat. Ich fand oben deutliche Reste eines mächtigen Lavastromes, den ich bis zum Tana-See verfolgen konnte, halb verschüttete Krater und ganz deutliche

Eruptivkegel. Eine Specialkarte dieses Gebirges werde ich folgen lassen. Die oberen Schichten der Berge bestehen aus krystallinischem Schiefer, die Unterlage bilden aber dieselben Sandsteinschichten, in welchen bei Tschelga tertiäre Kohlenablagerungen entdeckt wurden. Von der Gorasspitze, von wo ich zum ersten Male eine schöne Aussicht auf die Westufer des Tana-Sees genoß und einige wichtige Peilungen vorgenommen hatte, kehrte ich nach unserm am Tana-See gegenüber den Inseln Birsida Mariam und Angara Aunt Tekla Haimanot gelegenen Lagerplatze zurück. Gorgora ist äußerst reich an Flußpferden, welche hier ein sehr gemüthliches Leben führen, da sie kein Woto, wie in Korata, Mitraha und am Abai, decimirt. Wie bekannt, ist es einem Abyssinier verboten Flußpferdfleisch zu genießen; nur eine religiöse Sekte (eigentlich Heidensekte) betrachtet diesen kolossalen Dickhäuter als ganz besondern Leckerbissen; das Fleisch soll ziemlich schlecht sein, dagegen das Fett dem besten Schweinefett nichts nachgeben. Schön gearbeitete Gegenstände (Kurbatsche, Kämme, Stock- und Säbelgriffe, Zügel rc.) werden aus der Flußpferdhaut gearbeitet. Ich muß bei dieser Gelegenheit noch darauf aufmerksam machen, daß im Tana-See kein anderes, großes Säugethier lebt; von einem „ja bahar tedsa“, von dem Heuglin erzählt, weiß Niemand etwas, und ich habe überall nach diesem, vielleicht manatiartigen Thiere, nachgeforscht. Sogar der amharische Name ist nicht bekannt. Man kann also mit Sicherheit annehmen, daß es im Tana keine Manatis giebt.

Eine andere höchst interessante Entdeckung aber habe ich am Gorgora-Gebirge gemacht: eine merkwürdige, in dem Habitus an Ostrea erinnernde Conchylie, deren Schalen und lebendige Thiere wir am Strande häufig vorfanden. Mit Citronensaft schmecken dieselben wie echte Austern. Merkwürdig ist aber, daß ich dieselbe Species schon vorher am Abai und später nochmals auf der Dek-Insel in einem ausgesprochenen Eruptivgesteine (Tuff) eingeschlossen vorfand. Ich kann mir dies nur so erklären, daß als der Tana schon existirte, eine große Eruption und zwar im Süden stattfand. Meiner Ansicht nach ist der See zur tertiären Zeit in Folge einer großartigen, vulkanischen Thätigkeit im Norden (am Gorgora-Gebirge) entstanden. Der Abai, der früher als ein nicht bedeutender Fluß den auf der Karte durch Pfeile angedeuteten großen Bogen (jetzt um Dek und Dega) umschrieb, ist dadurch bis zu den Südwest- und Südufern verdrängt worden, obwohl sein ursprünglicher Lauf noch heute ganz deutlich zu verfolgen ist. Die beiden Abai-Strömungen sind (z. B. von Zegi aus betrachtet) im Tana-See wie zwei silberne Fäden angedeutet, und man kann auch, wenn man den See zwischen Korata und Zegi kreuzt, diese Strömungen wahrnehmen. Leider kann ich mich aus Zeitmangel über den ganzen Vorgang nicht näher verbreiten. Die zweite eruptive Thätigkeit fand, meiner Ansicht nach, im Süden statt, und verdanken ihr die Dek- und Dega-Insel im Tana-See ihre Entstehung, ebenso eine ganze Reihe von Inseln am Ostufer des Tana, und die den Abai-Lauf hemmenden, im ganzen Abai-Thale zerstreut liegenden Felsblöcke vulkanischen Ursprungs.

Ich wendete mich von Gorgora aus nach den nordwestlichen Ufern des Tana, überschritt den Bach Sar Wuha, der als Grenze zwischen Dembea und Dagossa bezeichnet wird, und betrat bald darauf die von mir so sehr ersehnten Westufer des Tana-Sees. Da der königliche Brief immer noch nicht eingetroffen war, so entschloß ich mich, auch ohne schriftliche Erlaubniß, Wendige, und somit das Gebiet des Negus Tekla Haimanot, zu besuchen. Die Grenze zwischen Wendige und Alesa bildet hier ein hoher Gebirgszug Namens Dengelber.

Nachdem wir hier am 16. Mai ohne Mühe die Zollstation Tokur Wuha passirt hatten, erreichten wir noch am selben Tage den Ort Konsela, den ersten in Wendige, und lagerten am Tana-See, ohne daß etwas Bemerkenswerthes vorgefallen wäre, außer einer schönen Sonnenerscheinung um 10 Uhr 45 Minuten Vormittags, welche aber nach Aussage der Leute für uns sehr fatal sein sollte. Die Sonne hatte nämlich einen wunderschön ausgeprägten, in Regenbogenfarben sich darstellenden Hof um sich, und die Leute erinnerten sich sofort eines solchen Sonnenhofes am Tage der Eroberung von Magdala, d. h. am Todestage des Negus Theodor. Als aber um 10 Uhr 45 Minuten sich nun die Sonne ein ebenfalls in Regenbogenfarben spielendes Kreuz gebildet, in dessen Mittelpunkt die verklärte Sonnenscheibe stand, und diese Erscheinung fast zehn Minuten lang gedauert hatte, war das Staunen sowie das Entsetzen der Leute derart, daß sie für uns, resp. für meine nicht erlaubte Reise, einen schlimmen Ausgang prophezeieten. Und sie sollten sich auch nicht irren. Nichts Böses ahnend, traten wir am folgenden Tage unsern Weitermarsch an, und gelangten in anderthalb Stunden nach dem eigentlichen Wendige. Kaum betraten wir das Dorf, als schon der Dorfschum (Ortsvorsteher) und mit ihm eine ganze Legion von Soldaten, Gaffern und Frauenzimmern uns entgegenkam, und da wir keinen Empfehlungsbrief des Negus Tekla Haimanot vorweisen konnten, uns am Weitermarsch verhindern wollte. Vergebens suchte ich dem seine Amtsgewalt durch entsetzliches Schreien manifestirenden Schum klarzulegen, daß ich vom Negus Negesti Erlaubniß zum Besuch dieser Länder habe. Es half nichts, ja der Schum war so unverschämt, daß er behauptete, ich wäre keineswegs Freund Seiner Salomonischen Majestät, ich sei von Metema gekommen und wolle unter diesem Vorwande meine Kisten, die voll von zollpflichtigen Waaren seien, durchschmuggeln. Ich ließ daraufhin Halt machen und in der Nähe des Tana-Sees unsere Zelte aufschlagen, um mich bei dem in der Nähe wohnenden Gouverneur von Wendige, dem Litsch Abai, über diese sonderbare Handlungsweise des Schum zu beklagen. Unglücklicherweise war aber Litsch Abai nicht zugegen, sondern nach den im Westen von Wendige gelegenen Negerstaaten Schimeledschaui verreist. Ein Kourier wurde ihm nachgeschickt und wirklich kehrte der Litsch Abai in drei Tagen zurück.

Diese Zeit habe ich dazu benutzt, um einige kleine Exkursionen in die Umgebung zu unternehmen. So besuchte ich die äußerst merkwürdige Abaimündung (der Abai ist hier etwa 10 m breit), und in einer längern Reise das vulkanische Atschefer-Gebirge, gelangte aber nicht auf die höchste, Abenna benannte, Spitze desselben, sondern mußte, da mich ein Bote des Litsch Abai einholte, umkehren, um vor dem Gouverneur von Wendige zu erscheinen.

Dieser empfing mich sehr freundlich, und nachdem ich mich über die äußerst strafbare Handlungsweise seines Untergebenen, des Schum von Wendige, beklagt hatte, sollte dieser in meiner Gegenwart durchgepeitscht werden. Der Gouverneur versprach mir, mich bis zum Abai zu begleiten, und so schien es mir, daß ich doch noch zum Ziele meiner langen Reise, nach Zegi, und von da nach Bahrdar Georgis, wo meine Tana-Expedition ihr Ende nehmen sollte, gelangen würde. Am nächsten Morgen sollte aufgebrochen werden.

Ich begab mich also am 20. Mai mit der ganzen Karawane zum Litsch Abai, da mir derselbe einen zuverlässigen Führer bis Bahrdar versprochen hatte, fand ihn aber

einer andern Meinung als gestern. Er gab vor nicht die Verantwortung auf sich nehmen zu können, mich ohne speciellen Befehl des Negus Tekla Haimanot, beziehungsweise des Negus Negesti, durch dies Land gehen zu lassen. Ich sah sofort ein, daß der mich bis hierher begleitende Offizier des Bitvadet Tedla ihn zur Opposition überredet hatte. Es kam nun in seiner Hütte zu einer fürchterlichen Scene. Ich ließ den Offizier herbringen, machte ihn in Gegenwart des Litsch Abai und eines andern Schums für die mir geschehenen Beleidigungen verantwortlich, und entließ ihn sofort aus meinen Diensten. Bei Negus Johannes schwur ich, daß, falls er sich unterwegs bei mir sehen ließe, ich ihn sofort erschießen würde.

Eine Stunde später trat ich mit schwerem Herzen den Rückzug an; aber es war nicht anders möglich gewesen. In Afrika muß man sich an solche Zwischenfälle gewöhnen. Litsch Abai, ein sonst sehr liebenswürdiger Mann, begleitete mich zwei Stunden lang, und wir lagerten an diesem Tage wieder in Alefa, am Bache Dengelber.

Am 22. Mai erreichten wir wieder das Gorgora-Gebirge, kreuzten am 24. Mai die im Norden des Tana-Sees viele Kilometer breit und lang sich erstreckende Savanne, bemerkenswerth wegen der üppigen Bambusvegetation, welche hier förmliche Wälder, ein Versteck der Tokuls der Selan (Viehzüchter), bildet, und kehrten über Ferkaber und Isag auf der großen Gondar-Straße nach Debra-Tabor zurück, welches am 28. Mai erreicht wurde.

Hier fand ich die erfreuliche Nachricht vor, daß Negus Negesti zu einer Reise nach den Ländern des Negus Tekla Haimanot mir Erlaubniß gegeben habe, daß aber Bitvadet Tedla, an den dieser Befehl ergangen, verreist sei. Derselbe kam erst am 31. Mai von seiner Reise zurück, so daß ich erst am 2. Juni von Neuem aufbrechen konnte. Ich wählte diesmal den Weg über Mahdera Mariam, einen sehr bedeutenden Marktort, etwa 16 km von Debra-Tabor in südwestlicher Richtung entfernt, und erreichte am 4. Juni wieder Korata.

Von meinen alten Freunden aufs Herzlichste, von der Priesterschaft aus Furcht aufs Demüthigste empfangen, trat ich am 7. Juni eine Tankoa-Fahrt nach der Zegi-Halbinsel an, bestieg die höchste Spitze Tekla Haimanot (nach Barometermessung 2074 m über dem Meere), welche äußerst wichtige Peilungen ergab, machte einen kurzen Ausflug nach dem südwestlich von Zegi gelegenen Orte Livlivo, und sodann eine längere Reise nach Adina (in der Nähe der Abai-Mündung, d. h. in der Nähe desjenigen Punktes, den ich am 18. Mai von Wendige aus erreichte) und unternahm von hier eine vierstündige Fahrt nach der großen Insel Dek. Die viel interessantere Dega-Insel konnte ich nicht besuchen, da es Niemandem erlaubt ist, diesen heiligen nur von Einsiedler-Mönchen bewohnten, dem heiligen Stephan geweihten Boden zu betreten. Nach einer zwölfstündigen Tankoa-Fahrt (einer höchst qualvollen Art des Reisens) kehrte ich am 9. Juni nach Zegi zurück, und am 10. nach Korata. Die Zegi-Halbinsel ist hauptsächlich ihrer Kaffeeanpflanzungen wegen berühmt; der ganze Berg ist nichts als ein einziger, großer Kaffeegarten. Einige Kaffeebäume haben bis zu einem Meter Umfang! Der Kaffee wird meist nach Metema, weniger nach Massaua exportirt, soll aber nicht so gut sein, wie derjenige von Korata. Außer Kaffee gedeiht hier vorzüglich die Ensetbanane, und zwar die eßbare (Musa Ensete edulis), in den letzten Jahren sind aber leider diese reizenden Anpflanzungen durch eine Schweineart Namens Assama (Potamochoerus penicillatus), die hier zu Hunderten vorkommt, fast ganz zerstört worden. Dies merkwürdige Schwein ernährt sich fast ausschließlich von den Wurzeln dieser schönen Banane. Was mir hier besonders auffiel, ist die Niedlichkeit der meist steinernen Tokuls, wie überhaupt alle Ortschaften am Tana-See ein viel reinlicheres und freundlicheres Gepräge tragen, als die des Binnenlandes. Auch an Geistlichkeit mangelt es auf der Zegi-Halbinsel nicht; es sind hier nicht weniger als sieben Kirchen mit 1200 Priestern und Defteren.

Es war nun meine Absicht, die sich hier darbietende Gelegenheit, in den Ländern des Negus Tekla Haimanot reisen zu dürfen, auszunützen, und das Atschefer-Gebirge, hauptsächlich aber die im Westen gelegenen unter dem Kollektivnamen Schimeledschani bekannten Negerstaaten zu bereisen. Nach Korata zurückgekehrt, fand ich aber einen hier unterdessen eingetroffenen Kourier Seiner Aethiopischen Majestät vor, der mich zum König Johannes nach Zabul begleiten sollte, wo ich die Regenzeit in der Nähe Seiner Majestät zubringen werde.

Ueber Sara und Wansage an der felsigen, sehr pittoresken Kensil Amba vorbei, kehrte ich am 13. Juni wieder nach Debra-Tabor zurück.

Auch Herr Naretti mußte in Folge eines königlichen Befehls Debra-Tabor verlassen und ist am 18. Juni nach Zabul abgereist. Da ich aber noch meine Korrespondenz zu besorgen und die Karte des Tana-Sees anzufertigen hatte, da außerdem meine Maulthiere, nach den beiden Tana-Reisen sehr schwach, einer längern Ruhe bedurften, konnte ich nicht zu gleicher Zeit mit Naretti aufbrechen, sondern verlasse Debra-Tabor erst am 2. Juli. Zabul ist eine im Osten Abyssiniens gelegene, erst vor Kurzem vom Negus Johannes unterworfene Provinz, bewohnt vom Stamme der Zebu-Galla, ein ganz neues Gebiet, sowohl für den Geographen wie für den Naturforscher. Es soll ein sehr gesundes und fruchtbares Land sein, mit imposanten, grandiosen Urwäldern und noch immer voll von Elephanten, Löwen, Leoparden und gegen Adal zu auch Straußen. Der König Johannes läßt augenblicklich in Zabul, am Golima-Flusse, ein Palais und eine Kirche bauen, und wie man sich erzählt, hat er die Absicht, diese üppige, reiche Gegend zu seiner Residenz zu wählen.

Was nun noch den Tana-See im Allgemeinen anbetrifft, so bemerke ich schließlich, daß derselbe nach meiner Berechnung 2980 qkm Flächeninhalt zählt, während alle Inseln zusammen an 50 qkm Flächeninhalt haben dürften (davon nehmen die zwei Inseln Dek [40 qkm] und Dega [4 qkm] allein 44 qkm ein). Auf meinen Tankoa-Exkursionen habe ich nicht weniger als 300 Tiefenmessungen vorgenommen. Die größte Tiefe fand ich zwischen den Inseln Dega und Zegi mit 72 m; zwischen Korata und Zegi beträgt die tiefste Stelle 67 m; eine Reihe von Tiefen von 32 bis 47 m zwischen Dek und Adina und zwischen Korata und Zegi habe ich auf der Karte verzeichnet; ich bin aber fest überzeugt, daß sich die tiefsten Stellen (meiner Ansicht nach weit über 100 m) nördlich von Dega (zwischen Dek resp. Dega und Gorgora) vorfinden. In dem zerbrechlichen abyssinischen Fahrzeug kann man es aber nicht gut wagen, eine Tankoa-Fahrt in dieser Richtung zu machen.

Aus zehn hypsometrischen Beobachtungen (Korata, Abai, Reb, Mitraha, Kalamudsch, Ambo, Gorgora, Delgi, Wendige und Abai [2]) ergiebt sich für den Tana-See eine absolute Höhe von 1942 m über dem Meeresspiegel.

Außer den gemachten Sammlungen (reichhaltiges Herbarium, Tausende von Insekten, Krabben, einige Schlangen, Lacertiden, Hyänen ꝛc., Fischskelete, Arachniden, komplete Conchyliensammlung, Gesteinsproben und andere) habe ich Gelegenheit gehabt, 250 anthropologische Messungen vorzunehmen (meine Tabellen zählen 35 Fragen) und über

2000 barometrische, thermometrische und hygrometrische Ablesungen. Astronomisch habe ich für 12 Punkte am Tana-See Breiten bestimmt (Korata, Abai bei Selselima, Abai bei Woreb, Reb, Mitraha, Kalamudsch, Dirma-Fluß, Birsida-Insel, Dengelber, Konsela, Wendige, Delgi), und an 500 Azimuthalpeilungen sind vorgenommen worden. Die Absendung dieser Beilagen kann aber wegen absoluten Zeitmangels erst von Zabul aus stattfinden.

Was nun meine Pläne für die Zukunft anbelangt, so habe ich schon vom Negus Negesti Erlaubniß erhalten, nach der Regenzeit die südlichen Galläander zu besuchen. Ich werde mich also Ende September über die bisher nicht bestiegenen höchsten Spitzen Abyssiniens Kollo und Dżimba nach Debra-Tabor, wo ich den größten Theil meines Gepäcks zurücklasse, zurückbegeben, und dann eine Reise nach dem Atschefer und nach den Schimeledschani-Staaten im Westen des Tana-Sees unternehmen, um wenn möglich bis in die Nähe von Fazogl zu gelangen. Von dort gehe ich über Godscham nach Ghera, Enarea und Kaffa, und werde versuchen, ob es nicht möglich ist, entweder die Juba-Mündung, oder sogar über den ganz unbekannten Samburu-See und die hohen Berge Kenia und Kilimandscharo Zanzibar zu erreichen.

Sollte dies nicht gelingen, so kehre ich zurück und komme auf einer neuen Straße über Belessa, etwa im Frühjahr des Jahres 1883, in Massaua an.

Reise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo.

Von Dr. Theodor Bischoff.

Dr. Theodor Bischoff, geboren 1831 in Augsburg, gestorben am 8. August dieses Jahres in Aleppo, lebte seit 1853 mit geringen Unterbrechungen im Orient, von 1854 an als türkischer Militärarzt, von 1860 an als praktischer Arzt in Aleppo. Er hatte als Militärarzt ausgedehnte Reisen gemacht, die er auch noch von Aleppo aus fortsetzte, und gehörte ohne Zweifel zu den vorzüglichsten Kennern der Europäischen Türkei, Kleinasiens und Syriens. Er besuchte von Aleppo aus dreimal Palmyra, und über eine dieser Reisen findet sich ein ausführlicher Bericht in seinem Nachlaß, den Fräulein Emilie Bischoff in Augsburg, die Schwester des Verstorbenen, mir in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt hat. Diesem Bericht ist die hier veröffentlichte Beschreibung seiner Rückreise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo, in der außer stilistischen Kleinigkeiten nichts geändert ist, entnommen. Von Anfang Mai bis Mitte Juni dieses Jahres hat der Verstorbene eine Reise durch Cilicien und Kappadocien gemacht, auf der er auch nach Schaar im obern Sarusthal kam, daselbst die Ruinen der alten kappadocischen Priesterstadt Comana untersuchte, Inschriften kopirte, Photographien aufnahm u. s. w. Was aus den während dieser Reise geführten Tagebüchern, überhaupt aus den sämmtlichen Ergebnissen dieser Reise, nach Bischoff's Tode geworden ist, ist mir zur Stunde nicht bekannt.

Berlin, 1. Nov. 1881. Ed. Sachau.

* * *

Nach viertägigem Aufenthalte in Palmyra trat Bischoff am 9. Mai 1873 die Rückreise an und nahm einen Sohn des Schech Fâris, den 15jährigen Mhôsen, mit sich, um ihn in Aleppo ärztlich zu behandeln und von einer chronischen Augenkrankheit zu befreien.

„Es war ein heißer Tag und mittlerweile schon 7 Uhr Morgens geworden. Wir wollten frühzeitig in Erek eintreffen, um von dort nach kurzer Rast noch an demselben Tage nach Sychne zu kommen. Wir trieben also unsere Pferde und Kameele zu rascherm Marsche an und gelangten gegen 1 Uhr nach Erek. Der Weg von Palmyra nach Erek führt während der ersten drei Stunden [1]) durch eine Sandwüste; danach folgt etwas Gras- und Kalipflanzenwuchs bis ½ Stunde vor Erek, das mit seinen ärmlichen Kornfeldern in einem kleinen Kessel liegt, der von einem Gießbach der starken Winterregen gebildet wird. Erek, 6 Stunden fast gerade östlich von Palmyra entfernt, besteht aus elenden Lehmhütten armer Beduinen und hat nur 60 bis 70 Einwohner mit 25 bis 30 Männern. So sehr ich mir Mühe gab etwas von Alterthümern zu entdecken, konnte ich doch weiter nichts auffinden als zwei große weiße Marmorblöcke, die einer ältern Zeit entstammen. Erek hat zwei Quellen von gutem Süßwasser und viele Soolbrunnen, sogenannte Dschbabs.

Nachdem wir uns bis Abends 7 Uhr gegen die furchtbare Gluth der Sonne geschützt und durch ein kräftiges Mahl gestärkt hatten, verließen wir Erek mit Sonnenuntergang und marschirten bei hellem Mondenscheine bis nach Sychne, wo wir um 1½ Uhr nach Mitternacht eintrafen. Man rechnet die Entfernung von Erek nach Sychne gewöhnlich auf 9 Stunden, wir aber hatten sie in 6½ Stunden zurückgelegt. Gleich hinter Erek, nachdem man die heißen Quellen außerhalb des Dorfes passirt hat, beginnt der Weg hügelig zu werden. Man reitet 3 bis 4 Stunden durch dies wellenförmige Terrain; danach aber wird die Gegend vollkommen flach und unfruchtbar und wird zur reinen, vegetationslosen Wüste, deren Boden aus Sand, kleinen schwärzlichen Kieselsteinen und grauer Erde besteht. So geht es fort bis zur Hälfte des Weges. Dann erhebt sich inmitten der ungeheuern Ebene eine spitzige Hügelkette bis zur Höhe von 200 Fuß, von den Arabern Dschebel Romanin („Römerberg“) genannt. Hat man nun diese Hügelkette, sie rechts liegen lassend, passirt, so wird die Wüste wieder wellenförmig, bis sie endlich bei Sychne ziemlich bedeutende Hügel aufzuweisen hat. Auf einem derselben, eine Viertelstunde von Sychne entfernt, befindet sich ein Wallfahrtsort, genannt Ziyaret Schech Wasil (Wasyl).

Es-Sychne (d. h. die heiße Quelle) ist so benannt, weil daselbst eine heiße Schwefelquelle ist, die den Bewohnern Trink- und Badewasser gewährt. Der Ort hat heute nur noch 130 Häuser, die von 600 bis 700 Personen bewohnt sind (davon 200 bis 250 Männer). Vor ungefähr 10 bis 12 Jahren zählte er noch 1200 bis 2000 Einwohner und konnte 600 waffenfähige Männer ins Feld stellen. Uneinigkeit unter ihren Schechs gab das Signal zur Auswanderung in die nächstgelegenen Ortschaften, so daß man heute die meisten Leute von Sychne in Aleppo, viele auch in Hama und Homs antrifft. Hierzu trugen zum Theil auch die schlechten Geschäfte mit den Beduinen bei, die eben jetzt, weil überall von den türkischen Truppen verfolgt, nicht mehr wie früher viele Ghazus machen können und daher keine Mittel haben, mit den Einwohnern von Sychne Geschäfte zu machen. „Wahr ist,“ sagten mir die Sycha-

[1]) Die angegebenen Stunden sind Kameelstunden. Eine Kameelstunde = ¾ Stunden für ein Pferd.

ner, „die Araber (d. h. die Beduinen) haben uns viel Schaden gethan, indem sie unser Obst und Getreide theils wegnahmen, theils augenblicklich wie die wilden Thiere auffraßen; allein dann kamen sie zu uns und verlangten vor Allem, wie die kleinen Kinder, Zucker, dann je nach ihren Bedürfnissen Kleider, Waffen, Pulver, Blei, Hufeisen u. s. w., was sie alles bei uns zu den höchsten Preisen bezahlen mußten. Diese Geschäfte haben aufgehört und deshalb haben viele Sychaner ihre Heimath verlassen."

Es-Sychne liegt auf einer kleinen Anhöhe, an deren Fuß die heiße Quelle hervorsprudelt und zwei kleine Becken bildet, die offen unter freiem Himmel, nicht, wie in Tadmor, von Felsen überdeckt sind. Das eine größere Becken ist geräumig und stellenweise sehr tief, so daß ich darin herumschwimmen konnte. Der Hitzegrad beträgt 28° Réaum., und obwohl der Schwefelgehalt viel stärker ist als derjenige der Quelle von Palmyra, so ist doch dies Wasser, nachdem es abgekühlt ist, ganz gut trinkbar und verliert schnell von seinem starken Schwefelgeschmack. Süßwasser hat Sychne nicht. Einst besaß Es-Sychne schöne Obst- und Olivengärten, die aber in der letztern Zeit von den Aneze gänzlich abgehauen und verbrannt worden sind; heutigen Tags sind die Sychaner lediglich auf ihren Getreidebau und auf den Handel mit Pottasche, welche aus den zahlreich um Sychne wachsenden Kalipflanzen gebrannt wird, angewiesen. In der Nähe giebt es auch ziemlich reiche Salzgruben, die aber das türkische Gouvernement in Beschlag genommen hat. In dem Dorfe selbst stehen noch einige zwanzig Palmenbäume, die im Gegensatz zu denen von Palmyra gute Früchte tragen, außerdem noch einige Birn-, Apfel- und Olivenbäume. Von Es-Sychne nach Ed-Dêr am Euphrat, das jetzt der Sitz eines Wali Pascha geworden ist, sind es 30 Stunden. Auf dem ganzen Wege dorthin giebt es nur in dem achtzehn Stunden von Es-Sychne entfernten Dschüb-Kawakib (Sternen-Brunnen) Wasser.

Vier Stunden von Es-Sychne nach Norden liegt Et-Taibe. Von einem türkischen Offizier in Es-Sychne erfuhr ich, daß in Taibe nur noch eine alte Burg steht, von der das große Thor und der zur Hälfte abgebrochene Thurm noch erhalten sein soll. Außerhalb Taibe befindet sich ein alter Süßwasserkanal, der aber ausgetrocknet ist, und eine noch heute fließende Süßwasserquelle. Bis in die jüngste Zeit war der Ort unbewohnt; erst vor zwei bis drei Jahren, nachdem die Beduinen etwas unterdrückt worden sind, siedelten sich dort zehn bis zwölf Familien an, die noch in gutem Wohlsein dort vorhanden sind.

Die Weiber von Es-Sychne stehen in der Wüste im Rufe großer Schönheit; ja auch von Aleppinern hörte ich oft ihre Schönheit rühmen, fand aber diesen Ruf nicht begründet.

Denkmäler älterer Zeit hat Es-Sychne nicht aufzuweisen und wir wären gern noch einige Stunden weiter gereist, aber die Reise am Tage war unmöglich wegen der alles versengenden Sonnengluth. Wir mußten bis zum Abend warten. Mit Sonnenuntergang verließen wir Es-Sychne am 10. Mai. Bei Mondschein und frischer Kühle zog meine kleine Karawane langsam, schweigsam und feierlich dahin, an der Spitze auf hohem Kameel Nims, der Diener des Schech Fâris von Tadmor, Liebeslieder singend. Der Mond schien herrlich, ich erfreute mich einer gehobenen Stimmung und hätte bald vergessen, daß ich in der Wüste sei, die so tückisch ist wie das Meer, als plötzlich ein heftiger Sturmwind mit einer Fluth von Staub, Sand und Steinen über uns hinfuhr. Zum Sturm gesellte sich Regen, finstere Wolkenmassen jagten am Himmel einher, und bald tobte ein Gewitter mit Donner und Blitzen in unbeschreiblicher Heftigkeit. Bei diesem Unwetter mochten wir in finsterer Nacht vielleicht eine Stunde fortgeritten sein, als wir in ein kleines sanft ansteigendes Thal einlenkten, das uns gegen den Wind einigen Schutz gewährte. Als wir dann wieder auf der von Buttam-Bäumen (Pistacia Terebinthus) bewachsenen Anhöhe anlangten, trat wieder der Mond aus den Wolken heraus und beleuchtete unsern steinigen Weg.

Der Weg ging Berg auf Berg ab und überall waren, wenn auch nicht ein Wald, so doch sehr nahe bei einander stehende, dunkelgrüne, dickblätterige Terebinthenbäume in großer Menge vorhanden. Endlich gelangten wir Nachts 2 Uhr in die Ebene, wo wir unter dem mächtigen Laubschirm umfangreicher Pistazien uns niederließen, ohne erst ein Zelt aufzuschlagen. Von Es-Sychne bis zu unserm Lagerplatze hatten wir $6^1/_2$ Stunden forcirten Marsches gemacht und beinahe vier Stunden begleiteten uns die zahlreichen Buttam-Bäume.

Am folgenden Tage, den 11. Mai, Morgens $5^1/_2$ Uhr, saßen wir schon wieder im Sattel und nahmen die Richtung nach dem drei Stunden entfernten Kdem, wo wir wieder Wasser finden sollten, dessen wir um so mehr bedurften, als wir auf der Lagerstätte der letzten Nacht keins gehabt hatten. Auf eine stürmische Nacht folgte ein herrlicher Morgen; wir ritten durch eine blumenreiche Ebene. Neben gelbblühenden Salvia-Arten und Astragalacten standen in ganzen Kolonien beisammen weiß und roth blühende Silenen, die schwarze Hippaschien und Sphinx creticus umschwärmten, während beutelustige Caraben- und Colosoma-Arten um die Wette liefen und der dickleibige Pyramidenkäfer sich wohlbehäbig der Sonnenstrahlen erfreute. Auch das Geschlecht der Vögel war vertreten; neben einer großen Menge von Lerchen und Zeisigen umkreisten uns Schaaren von Raben und Geiern. Hier sah ich zum ersten Mal Rudel von 50 bis 100 Gazellen sich erheben und eine ziemliche Anzahl von Hasen kreuzte unsern Weg. Morgens 9 Uhr kamen wir nach Kdem oder Dschüb Kdem. Hart am Brunnen von Kdem, der nur schlechtes Schwefelwasser enthält, machten wir Halt, schlugen unser Zelt auf und erquickten uns an Kaffee. Von Es-Sychne aus in nordwestlicher Richtung begleiteten uns außer dem fünf Stunden langen Dschebel Ed-Dahal noch der Berg Dschebel El-Mukabera, an den sich die Berge Dschebel Elwair und Dschebel El-Kdemich anschlossen. Auf der Specialkarte von Kiepert beginnen diese 300 bis 400 Fuß hohen Berge erst einige Stunden von Es-Sychne gegen Norden; sie müssen aber schon bei Es-Sychne eingezeichnet werden, um so mehr als die ganze Gegend um Es-Sychne sehr hügelig und der Karstformation ähnlich ist. Nachdem wir uns bei Dschüb Kdem bis Nachmittags 3 Uhr aufgehalten hatten, zogen wir weiter gegen Norden und gelangten nach einer halben Stunde in das Wadi El-Faska, d. h. Verbrecherthal, so benannt, weil zwei Scheichs sich so lange dort beschossen, bis beide todt niederstürzten. Ihre beiden Grabhügel erreichten wir nach einer Stunde. Nachdem wir in diesem Thal $4^1/_2$ Stunden bis gegen Sonnenuntergang fortgezogen waren, machten wir Halt und rasteten bis Mitternacht; um 1 Uhr des 12. Mai saßen wir wieder auf und ritten in dem Wadi El-Faska weiter, das $6^1/_2$ bis 7 Stunden lang ist. Nachdem wir eine kleine Anhöhe hinaufgeritten waren, kamen wir zu den Ruinen der einstigen Stadt Aschika ('Ashika). Diese Ruinen sind wohl nicht mehr als 80 bis 90 Jahre alt; mein Führer Schech Mahmud erzählte mir, daß sein Großvater noch ganz genau über die Stadt und ihre Gärten Aufschluß zu

geben wußte. Vorhanden sind noch theils liegende theils stehende Säulen gemischten Styls und der Rest eines Thores, was alles auf eine byzantinische Stadt schließen ließe. Vergebens suchte ich nach griechischen und arabischen Inschriften. Ich fand mehrere ausgetrocknete Brunnen und Anlagen von Weinbergen und Gärten. Nach Besichtigung dieser Ruinen ritten wir abwärts nach einem kleinen Thale Wadi El Horbeka. Kaum waren wir eine halbe Stunde in demselben dahingeritten, so rief Naum (ein Begleiter Dr. Bischoff's aus Aleppo), der etwas zurückgeblieben war, uns zu: „Seht hin, Beduinen überfallen uns, kommen in Carrière auf uns losgesprengt. Werft die Kameele nieder, kauert nieder hinter ihnen und steht fest." Wir stürzten von den Pferden, ließen die Kameele in einer Reihe sich lagern und stellten uns hinter ihnen auf, das Pferd in der linken, das Gewehr in der rechten Hand haltend. Dies war das Werk eines Augenblicks, aber ebenso schnell waren die Beduinen auf ihren vortrefflichen Pferden bei uns angelangt. Unter wildem Geheul schrien sie uns zu: „Zieht aus, zieht aus," allein statt aller Worte sandten Naum und ich ihnen ein Paar Kugeln zu; die meinige streifte nur leicht den Arm eines Mannes, während Naum ein Pferd und seinen Reiter zu Fall brachte. Anfänglich glaubte ich, beide müßten tödtlich getroffen sein, da der Reiter unter dem sterbenden Thiere, das hart in unserer Nähe gestürzt war, sich nicht rührte; endlich aber kroch er unter dem Bauch seines Pferdes hervor und lief hinkend mit Hinterlassung seiner Lanze davon. Die übrigen 20 Beduinen hatten sich vor unserer kräftigen und so erfolgreichen Vertheidigung sofort seitwärts gewendet, versammelten sich außerhalb Schußweite und hielten augenscheinlich Rath. Es war gut, daß sie nicht wußten, welchen Schrecken sie in unserm Lager eingeflößt hatten. Hasan Agha und die Palmyraner hatten ihre Schießwaffen versteckt und Schech Mahmud schrie und tobte wegen einiger davon gelaufener Kameele, auf die während des Angriffs Niemand Acht gegeben hatte, die aber bald darauf in nächster Nähe wiedergefunden wurden. Die Beduinen, eingeschüchtert durch ihren unglücklichen Angriff, besannen sich noch immer. Endlich schickte ich Schech Mahmud als Parlamentär zu ihnen und ließ ihnen sagen, sie sollten sich nicht unterstehen uns nochmals anzugreifen; sie wüßten wohl nicht, mit wem sie zu thun hätten; daß ich als Deutscher und Ingenieur für die Eisenbahn nach Bagdad (ich gab mich deshalb für einen Ingenieur aus, weil es allen Beduinenstämmen von Aleppo bis Bagdad bekannt war, daß die türkische Regierung Ingenieure für den Eisenbahnbau in diese Gegend ausgeschickt habe) unter dem Schutz der türkischen Regierung stehe. Nun ritt der Führer der Bande vor und schrie: „Sag' dem Beg, er möchte uns verzeihen; wir hätten nicht gewußt, wer er wäre; wir glaubten es nur mit Leuten aus Sychne oder Erek zu thun zu haben. Mag das Pferd todt sein. Besser wäre es freilich gewesen, ihr hättet den Reiter getödtet. Ach, wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute! Aber genug, es ist an seines Herrn Stelle gefallen und ich erbitte mir nur von dem Beg, das Sattelzeug und die Lanze holen zu dürfen." Nachdem ich ihm meine Erlaubniß gegeben, kam er mit einem Andern und nahm dem Pferde das wenige Geschirr ab, wobei er fortwährend jammerte: „Ach wie brennt mein Herz wegen der schönen Stute." Und in der That war es ein edles Thier, das seinem Besitzer wohl den Preis von 200 bis 300 türkischen Pfunden in Aleppo eingetragen haben würde. Wir aber zogen dann ruhig unseres Weges nach Norden nach Serie, während die Beduinen südwärts verschwanden. Mittags 11 Uhr waren wir bei den Drei Brunnen in der Ebene angelangt, welche Omer Pascha, der Gouverneur von Ed-Dêr, hatte verschütten lassen; aus dem einen hatten aber die Beduinen den Schutt wieder ausgeräumt und jetzt gewährt dieser Brunnen mit seinem hellen, süßen Gewässer dem lechzenden Wüstenreisenden ein unbeschreibliches Labsal. Serie selbst liegt auf mehreren kleinen Anhöhen, von den Aleppinern Esri genannt. Seiner Zeit muß es eine ziemlich große Stadt gewesen sein. Von den zahlreichen Ueberresten und Ruinen möchte ich nur den einen großen Bau im Südosten und den antiken Tempel mit vielen korinthischen Säulen auf der Anhöhe im Südwesten erwähnen. Obwohl noch überall auf dem ganzen Ruinenfeld eine Masse von Kapitälen und Säulenstücken umherliegt, so konnte ich doch keine einzige griechische Inschrift entdecken, nur einige kufische oder arabische, aber alle höchst mangelhaft erhalten. Nur aus einer Inschrift konnte ich ermitteln, daß der betreffende Bau im Namen des Malik Sêf Ed-dole aufgeführt worden sei; die Inschrift war aber nur Fragment, und es war nicht zu ersehen, auf welchen Bau sie sich bezog. Indeß geht doch so viel aus dieser Inschrift hervor, daß die Stadt Serie zur Zeit des Sêf Ed-dole noch blühte und ihm als Fürsten von Aleppo unterthan war.

Gegen Abend machten wir uns wieder auf den Weg und gelangten in 5½ Stunden zur Quelle Ain Ez-Zerka, auch schlechtweg Ez-Zerka (die Bläuliche) genannt, die in einem Kessel von Kreide und Kalkschichten einen ziemlich großen Froschteich bildet. Da das Wasser dieser Quelle ziemlich schlecht war, ritten wir auf den Rath von Schech Mahmud noch eine halbe Stunde weiter zu einer zweiten Quelle, genannt Ez-zreika („die kleine Bläuliche"), wo wir übernachteten.

Am Dienstag den 13. Mai Morgens 5 Uhr waren wir schon wieder im Sattel und gelangten nach einer halben Stunde zu einer dritten Quelle, 'Ain-el ghazal (Gazellenquelle). Nach weiteren 2½ Stunden kamen wir bei einem alten, allein stehenden Gebäude vorbei, das einst eine Kirche oder ein Kloster gewesen sein mag, und erreichten nach 2½ Stunden das aus Basalt erbaute Chunasara. Von der Geschichte dieses Ortes wissen wir nur so viel, daß der Omajjadische Chalife Omar Abdelaziz hier residirt hat, und daß Kaiser Basilius und später Tadsch Eddole ihn zerstört haben. Ibn Schichne erwähnt in seiner Geschichte von Aleppo, daß Chunasara eine große, feste Stadt sei mit Kastell und Mauern, erbaut aus schwarzem Gestein. Weder Thomson noch von Kremer haben sie besucht, abgehalten von der Furcht vor den Aneze; ich bin also wohl der erste Europäer, der diese Ruinen besucht und durchwandert hat.

Das ganze Ruinenfeld von Chunasara beträgt in der Länge über eine gute Stunde; in der Mitte stehen heute noch zwei große Gebäude, die zwar sehr gelitten haben, aber noch bis zur Hälfte vorhanden sind. Das eine ist die Ruine einer Kirche, über deren Portal zwei Kreuze nach Form der Malteser Ritterkreuze angebracht sind; das andere ist wahrscheinlich ein kastellartiges Gebäude gewesen, das mit eben solchen Steinfenstern versehen war, wie die Gebäude von Bara, Kefr Late und im Hauran. Beide sind aus unbehauenen Basaltblöcken erbaut, die jedoch mit Mörtel verbunden waren. Außerdem stehen noch einige Mauerreste von der hart am Berge auf einer kleinen Anhöhe liegenden Festung, wo ich einen Steinblock mit einer griechischen Inschrift fand.

Kommt man von der Festung herunter, so gelangt man in das Quartier der Tempel und Basiliken, deren Grundrisse noch zu erkennen sind. Ich zählte in Chunasara in der Festung selbst eine Kirche im Nordosten, vier Kirchen im

Süden und zwei im Westen, in deren Nähe die meisten Säulen und Kapitäle verschiedenen Styles sich vorfanden. Sämmtliche Ruinen bestehen aus Basalt. In jedem Hause fand ich noch Brunnen vor, die gutes süßes Wasser haben. Von weißem Marmor habe ich nur drei kannelirte Säulenstücke gefunden. Bemerkenswerth ist, daß sich vor jedem Hause ein großer Steintrog findet. Im Osten fand ich auch ein ziemlich großes, einstiges Wasserbecken und im Westen ein kolossales Steingrab, aber ohne Inschrift.

Nachdem ich acht Stunden auf diesem großen, eine Stunde langen und über eine halbe Stunde breiten Ruinenfelde umhergewandert war, gab ich das Zeichen zum Aufbruch. Nach einem Ritt von sechs Stunden gelangten wir nach Hakla, das in der nächsten Nähe des Salzsees von Dschibul liegt. Am folgenden Tage, Mittwoch den 14. Mai, setzten wir in aller Frühe unsere Reise fort, über Sphiri, das drei Stunden von Hakla entfernt ist, und trafen Mittags 1 Uhr wieder in Aleppo ein."

Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

I.

Unsere Kenntniß der Sitten und Gebräuche der umfangreichen Inselwelt des westlichen Stillen Oceans gleicht in mancher Hinsicht einem Buch, dessen Bogen noch nicht aufgeschnitten sind; nur hier und da läßt sich ein Blick in dieselben werfen, gewisse räthselhafte Vorgänge sehen wir da erwähnt, die eigentliche Ursache verbirgt vielleicht die vorhergehende verschlossene Seite. Jeder Bogen, der aufgeschnitten wird, enthüllt neue ungeahnte Gebilde, giebt zu neuen Gedanken Anlaß. So enthalten denn auch die Mittheilungen, die der Rev. Codrington an die Royal Society von Victoria über Gebräuche auf der Insel Mota der Banks-Gruppe gelangen ließ und kürzlich in erweiterter Form im Organe der anthropologischen Gesellschaft zu London publicirt hat, manches Neue, von dem ich hier eine Auswahl, verbunden mit mir gemachten Nachrichten Anderer, geben will. Nur selten hat ein Fremder solche Gelegenheit in das innerste Volksleben zu dringen, als gerade der Missionair, und selbst ihm gelingt es nur in besonderen Fällen Auskunft über religiöse oder sonstige geheime Gebräuche zu erhalten, denn abgesehen von der genauen Kenntniß der Sprache ist die gegebene Mittheilung in den meisten Fällen sehr lückenhaft, nicht etwa aus bösem Willen, sondern einfach weil der Eingeborene selber den eigentlichen Sinn jener alten Gebräuche nicht kennt und dieselben lediglich, weil es schon seine Eltern so gethan, mitmacht. Die wenigen Wissenden bewahren das Geheimniß und vererben dasselbe auf den Sohn oder nehmen es mit in das Grab. Dazu kommt auch die wachsende Macht der Civilisation, und ist es daher nicht zu verwundern, daß viele Gebräuche und Einrichtungen ihres geheimnißvollen Charakters jetzt völlig entkleidet sind und lediglich zur Belustigung, könnte man fast sagen, dienen. Speciell ist das auch bei der Mehrzahl der im Nachfolgenden geschilderten Anschauungen und Einrichtungen der Fall, da die Bewohner Motas zum Theil Christen, zum Theil vom Christenthum beeinflußt sind.

Gerade im Westpacifischen Ocean unter den Bewohnern der Melanesischen Inseln, der Neu-Hebriden, Salomo-Inseln, von Neu-Britannien, Neu-Irland u. s. w. ist noch heute ein bestimmtes geregeltes Gemeindeleben nicht zu verkennen, dessen Erforschung und Klarlegung uns eine Fülle von werthvollem Material zur Kunde des Menschen geben würde. Jeder kleine Stein zum dereinstigen Bau möge daher willkommen geheißen werden.

Obschon die Bewohner der Banksgruppe verschiedene Dialekte reden, so verbindet doch alle ein gemeinsames Band, das ihrer Eintheilung in zwei große Familien, auf Mota „veve", d. h. Mutter, genannt. Jeden Angehörigen derselben Familie bezeichnet man mit dem Namen „sogoi" und sagt von ihm: „Die Mutter ist eine." Die Kinder gehören der Familie an, aus der ihre Mutter stammt, die Kinder der Schwester des Mannes dagegen sind dessen nächste Verwandte, sie setzen, so zu sagen, seine Familie fort. Diejenigen derselben veve nennt man: „auf einer Seite des Hauses," diejenigen der andern: „auf der andern Seite des Hauses." Ein Mann muß stets eine Angehörige der andern Seite des Hauses, d. h. der andern Familie, heirathen; zwar kommt das Weib dann nicht direkt auf seine Seite resp. in seine veve, nähert sich derselben jedoch und alsdann bezeichnet man ihre Stellung als „an der Thür". Auf Mota zergliedern sich die zwei Familien wieder in je vier Zweige und diese wieder in mehrere Unterabtheilungen, die genau von einander unterschieden werden. Die einzelnen Abtheilungen haben vielfach als gemeinsames Geschlechtswappen, könnte man fast sagen, irgend ein Kennzeichen, besonders sind Thiere bevorzugt. Mit diesen wähnen sie sich in einem gewissen Zusammenhang, in ihnen glauben sie ihr zweites Ich. Ein solches Objekt, sei es eine Eidechse, Schlange oder gar ein Haifisch, hat den Namen „tamaniu", d. h. Gleichheit. Seine Wahl bestimmt irgend eine Vorliebe, Grille resp. das Erscheinen irgend eines lebendigen Thieres nach dem Trinken des Aufgusses gewisser Kräuter auf oder in dem zusammengehäuften Bodensatze derselben. Uebrigens füttert man dasselbe weder noch verehrt es, nur sucht man es nach Kräften vor Schaden zu hüten, denn das Leben ist jetzt eng mit ihm verbunden. Erkrankt es oder verschwindet von seinem gewohnten Aufenthaltsorte, so wird auch ein Mensch erkranken, und stirbt das Thier oder findet sich nicht wieder an, so stirbt auch er. Bei allen plötzlichen Erkrankungen wird daher zuerst nach dem tamaniu gesehen. Das einmal erwählte Thier oder dergleichen bleibt auch den Nachkommen eigenthümlich. So kommt es, daß diese kurz sagen, wir stammen von der Eidechse u. s. w. Es gleicht diese ganze Auffassung dem aus der Fetischvorstellung erwachsenen Begriff des totem der Indianer Nordamerikas, dem kubong der Australier, dem kalid der Bewohner der Palau-Inseln u. s. w. Dem Namen der einzelnen Stammesangehörigen wird häufig der Ort ihrer ursprünglichen Herkunft beigesetzt, so heißt z. B. auf Mota eine Familie: „Talo Sepere", von Sepere, einem Dorfe auf Vanua Lava.

Grundbesitz und Erbrecht.

Grundbesitz wird niemals veräußert. Stets vererbt sich das Landstück auf die Verwandten „derselben Seite des Hauses“, d. h. auf die Kinder der Schwester, doch erwerben in der Regel die Söhne des Verstorbenen dasselbe durch Zahlung einer Abstandssumme, sei es an Muschelgeld, Schweinen oder dergleichen. Oft ist es der Fall, daß einzelne auf dem bepflanzten Land stehende Palmen einem Fremden gehören, strenge wird darauf gehalten, daß deren Ertrag dann ausschließlich diesem zufalle. Erstgeburtsrecht hat keinerlei Vorzug. Im Falle keine männliche Nachkommen leben, fällt den Töchtern die Hinterlassenschaft zu. Vor dem Tode bestimmt der Mann genau, was seinen Kindern zukommen soll, resp. was diese eventuell dem rechtmäßigen Erben, d. h. den Kindern seiner Schwester, geben müssen.

Gebräuche bei der Geburt.

Nach der Geburt eines Kindes werden von den Eltern weder Fleischspeisen noch Fische gegessen; sie könnten das Kind krank machen. Dasselbe würde eintreten, wenn der Vater nach der Geburt des ersten Kindes im Laufe eines Monats schwere Arbeit verrichtete. Vor der Erstgeburt darf die Frau niemals Fische essen, die mit der Schlinge, dem Netze oder in einer Falle gefangen sind. Aehnliche Gebräuche sind auch von den Viti bekannt. Ebenso wie dort ist **Kindermord** auch allgemein geübt, sowohl vor wie nach der Geburt. Oft veranlaßt ihn schon eine angethaene Beleidigung Seitens des Gatten, oft aber ist auch Eitelkeit die Ursache; die Frau liebt es nämlich, möglichst lange als Jungfrau angesehen zu werden. Ist das Kind ein Mädchen, so hat es mehr Aussicht am Leben zu bleiben, da es ja gewissermaßen die Stammhalterin der Familie ist.

Verhältniß der Geschlechter zu einander.

Bleibt der Knabe am Leben und wird mannbar, so verläßt er zur Nacht stets die elterliche Hütte, um im „gamal“, dem Gemeindehaus (dem Mbure der Vitianer), zu schlafen. Das Mädchen wird strenge gehütet, niemals darf es allein sich selber überlassen werden. Es ist daher durchaus nicht ungewöhnlich, daß es bis zur Heirath keusch bleibt. Ehebruch giebt dem beleidigten Gatten das Recht das Weib zu Tode zu schlagen, ebenso den betreffenden Mann, wo er ihn findet, zu tödten. Wie erwähnt, darf niemals eine Verbindung zwischen Mitgliedern derselben veve, so zu sagen Blutsverwandten, stattfinden, geschähe dieses dennoch, würde deren Besitzthum der Rache des Volkes anheimfallen, die Pflanzungen zerstört, die Schweine getödtet werden. Derselbe Gebrauch herrscht auch auf den Viti-Inseln.

Heirath und Verhältniß zu den Schwiegereltern.

Jede Heirath wird durch die Verwandten zu Stande gebracht. Dem Vater der Erkorenen leistet man eine gewisse Summe oder ein Geschenk als Abstandszahlung. Weitere Ceremonien finden nicht statt, doch wird der Hochzeitsschmaus nur selten vergessen. Bei demselben macht der Vater der Braut dem Schwiegersohn ein Geschenk, das jedoch nicht demjenigen gleichen darf, welches er von diesem erhalten hat. Erst nach dem Feste gehört die Braut dem Erwählten als Frau an. Im Allgemeinen nimmt der Mann zwei Frauen, nur auf Vanua Lava begnügt er sich nicht damit, doch richtet sich das lediglich nach dem Mehr oder Minder der vorhandenen Nahrungsmittel. Vielmännerei (Polyandrie) existirt nur selten, niemals zwischen jungen Leuten. Bei der Wittwenschaft ist es eine Art Uebereinkommen, daß zwei Wittwer mit einer Wittwe leben. Sie gehört beiden, ebenso die Kinder. Im Falle Mann und Frau sich zu trennen beabsichtigen, muß der Vater der Frau die ihm geleistete Abfindungssumme zurückzahlen, sobald er von einem neuen Schwiegersohn eine solche erhält. Jede Wittwe ist der Willkür der Verwandten ihres verstorbenen Mannes preisgegeben, wenn nicht ihr Brautpreis zurückgezahlt wird.

Das Verhältniß zu den Schwiegereltern ist ein eigenartiges. Niemals spricht der Mann den Namen seines Schwiegervaters aus, vermeidet es im Verkehr über dessen Haupt befindliche Gegenstände herabzunehmen, oder über die Beine des etwa Ruhenden zu steigen. Vielfach gehen beide gemeinsam ihren Beschäftigungen nach; nicht so ist es aber mit der Schwiegermutter. Sie wird möglichst gemieden, wie sie auch selber es meidet, den Schwiegersohn anzusehen, gegenseitige Unterhaltung aus einiger Entfernung bei abgewandten Gesichtern bleibt jedoch erlaubt. Begegnet man sich zufällig im Walde, so geht derjenige, dem es am bequemsten ist, aus dem Wege. In Vanua Lava meidet man sogar gegenseitig in die Fußtapfen der Schwiegermutter resp. Seitens dieser in die des Schwiegersohnes zu treten. Das Verhältniß zum Schwager ist ähnlich demjenigen zum Schwiegervater, nie wird sein Name oder auch nur ein Theil desselben genannt, ebenso wenig derjenige der Schwiegertöchter oder Söhne, doch ist die gegenseitige Unterhaltung durchaus nicht verboten. Auf Lepers Island wie auch in Viti dürfen dagegen selbst Bruder und Schwester nicht mit einander reden.

Annahme an Kindesstatt.

Sterben die Eltern, so werden die etwa hinterlassenen kleinen Kinder anderweitig adoptirt; geschieht dies in den ersten Lebensjahren, so werden dieselben in alle Rechte der neuen Familie eingesetzt; sind sie jedoch älter, so werden die natürlichen Bande wie auch das Erbrecht in alter Weise aufrecht erhalten.

Tödten der Alten und Kranken.

Allgemein ist der Brauch unheilbar Kranke oder im hohen Alter stehende Personen lebendig zu begraben. Einestheils geschieht dieses aus Mitleiden, um die Kranken von ihrer Pein, die Schwachen aus ihrer Hilflosigkeit zu erlösen, anderntheils aber auch, weil man müde ist dieselben zu pflegen. Auf den Viti wird neben dem Lebendigbegraben auch das Stranguliren geübt. Bei einigen Stämmen wird der Unglückliche in eine kunstvoll gearbeitete Höhlung gelegt, um ihn herum Nahrung angehäuft; so lange er diese erreichen kann, läßt man ihn leben, ist er zu schwach dazu, wird die Grube einfach zugeworfen.

Glaube an Geister.

Wie bei allen wilden Völkern ist der Glaube an eine umfangreiche Geisterwelt ein allgemeiner. Auf den Banks-Inseln unterscheidet man übrigens wohl die Geister der Verstorbenen, die nach dem Tode fortlebenden Seelen, die „tamate“, in den Neu-Hebriden natmas genannt, von den Gespenstern, unkörperlichen Wesen, die niemals mensch-

liche Gestalt gehabt haben, den „vui“. Sobald die Seele, oder wie sie in Mota genannt wird, der „atai“ (in Aurora „tamaniu“, in Araga „nunuai“ genannt), den Körper verlassen hat, beginnt sie ihre Wanderung. Anfangs entfernt sie sich nicht weit und kann noch mit vereinten Kräften zurückgerufen werden. Die Hinterbliebenen rufen daher, sobald das Leben entflohen oder im Erlöschen ist, mit lauter Stimme den Namen des Sterbenden oder Todten, in der Hoffnung, der atai solle es hören und zurückkehren. Ebenso ist man der Meinung, die Seele könne unmittelbar nach dem Entweichen wieder eingefangen und zurückgebracht werden. So wird erzählt, daß vor nicht langer Zeit ein Mann in demselben Augenblicke, als sein Nachbar starb, ein Rauschen hörte, schnell in die Luft griff, glaubend, er habe den atai in seiner Hand gefangen. Rasch trat er zu dem Todten, öffnete die Hand über dessen Mund, in dem festen Glauben das Leben kehre zurück, allein sein Warten war vergeblich.

Der Leichnam wird am Todestage oder dem darauf folgenden Tage begraben. Nach fünf Tagen beginnen die Hinterbliebenen laut zu schreien und die Muschelhörner zu bearbeiten, um den tamate, in den sich die Seele nunmehr verwandelt, zu verscheuchen. Der gemeinsame Aufenthaltsort der Todten ist „Panoi“, zu dem mehrere Eingänge auf den verschiedenen Inseln führen. Ob sie dort für ewige Zeiten oder nur für kürzere Dauer bleiben, ist zweifelhaft; nach einigen kommt die Seele nach einem gewissen Zeitraum an einen andern Ort, an dem sie in verjüngter körperlicher Gestalt weiterlebt. Zum zweiten Male alt geworden, verwandelt sie sich in die schwarzen, runzeligen, mißgestalteten Massen, die sich an die Stämme der Bäume hängen und die Nester der weißen Ameisen bilden. Panoi gleicht im Aeußern der Erde, es sind Wälder und Hütten dort, Alles ist jedoch körperlos, besteht gewissermaßen nur aus Nebel. Die Blätter der Bäume sind roth, das Leben dort entbehrt zahlreicher Annehmlichkeiten, es ist völlig plan- und zwecklos. So verkehren z. B. die Geister mit einander, bleiben jedoch sämmtlich ledig. Kein Wunder ist es daher, wenn dieses Jenseits im Allgemeinen gefürchtet wird. Ob Jemand gut oder böse im Leben war, ist für seinen Aufenthalt in der Schattenwelt gleichgiltig, der Arme wird jedoch belohnt, der geizige Reiche dagegen durch mancherlei Dinge gestraft. Er muß Koth essen, wird über spitze Steine geschleppt rc. [1]). Eine besondere Bevorzugung wird jungen Leuten zu Theil, die unter schwierigen Verhältnissen ihre Keuschheit bewahrt haben; sie kommen in mondhellen Nächten hervor, um zu tanzen. In der ersten Woche sind alle Geister völlig unfähig sich zu bewegen, dann erwachen sie, so zu sagen, und beginnen ihre neue Thätigkeit. In dunkelen Nächten kehren sie auf die Heimathinsel zurück, um dort umherzustreifen und allem Lebenden Schaden zu thun. In hellen Nächten hört man sie auf Mota am „Sara“, dem Eingange zu Panoi auf der höchsten Bergspitze, auf den Scheeren der Landkrabben pfeifen und laut schreien. Ebenso auf den Kratern der Vulkane zu Vanua Lava und Santa Maria. Einige wählen zur Stätte ihrer unheilvollen Wirksamkeit das Meer und bedienen sich der fliegenden und anderer Fische, besonders solcher mit Stacheln, als Wurfgeschosse. Wird zufällig Jemand von einem solchen Fische verletzt, so heißt es, er sei vom tamate geschossen. Keiner, selbst Kinder sind nicht sicher, daß ein „wandernder Geist“ in sie fährt. Uebernatürliche Stärke und Behendigkeit verräth dieses. Laut schreiend und tobend stürzen sie davon. Um den Geist zu bannen, ergreift man sie sobald als möglich, hält sie in den Rauch gewisser stark riechender Pflanzen, die ins Feuer geworfen werden, und ruft die Namen derjenigen Verstorbenen, deren Geist man in ihnen vermuthet. Wird der richtige genannt, so läßt das Wüthen des Besessenen sofort nach; er ruft: „Das ist er!“ und geht geheilt davon. Erkrankt ein Kind schwer, so wird vermuthet, daß es sich verlaufen, vielleicht auf einem Grabe gelegen und so von dem betreffenden Geist besessen sei. Schnell werden nun bestimmte alte Frauen geholt, nur sie können helfen. Unter dem Murmeln von Zaubersprüchen blasen sie auf die Augen des Kranken und rufen den Namen desjenigen, von dem sie vermuthen, daß er den Tod des Kindes beabsichtige. Treffen sie den richtigen, so ist das Kind gerettet.

[1]) Aehnlich ist die Anschauung der Bewohner der südlichen Neu-Hebriden von dem Jenseits. Näheres darüber siehe „Globus“ Bd. XXXVIII, Nro. 1.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die englische Regierung hat in diesem Jahre auf Cypern nicht weniger als 800000 Oken (à 1276 Gramm) Heuschreckeneier aufkaufen und vernichten lassen.

— Die Gebrüder Krause (s. oben S. 286) haben am 6. November folgendes Telegramm nach Bremen gesandt: „Wir sind wohlbehalten in San Francisco angekommen und haben gute naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlungen mitgebracht. Wir haben die Tschuktschen-Halbinsel an mehreren Punkten besucht und gedenken den Winter im nördlichen Alaska zuzubringen.“

Afrika.

— Die Zambesi-Expedition, welche die Mineralreichthümer des portugiesischen Ost-Afrika untersuchen sollte (s. oben S. 191), berichtet, daß die dortigen Goldfelder der Bearbeitung nicht werth seien, preist aber die Kohle vom Mtatise-Flusse, im Centrum eines Kohlenbeckens, welches sie mit demjenigen von St. Etienne vergleicht. Ebendort wurden ansehnliche Lager von Magneteisenstein aufgefunden.

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. II. (Mit sieben Abbildungen.) — Dr. Anton Stecker's Aufnahme des Tana-Sees. II. (Schluß.) — Dr. Theodor Bischoff: Reise von Palmyra durch die Wüste nach Aleppo. — M. Eckardt: Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. Afrika. — (Schluß der Redaction 14. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1881.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

III.

Von seinen Reitern umgeben empfing der Aga von Tuggurt den Reisenden bei den ersten Palmen der Oase; es war der berühmte Mohamed ben Dris, ein prächtiger Araber von schönem Wuchse, hochgetragenem Kopfe, stolzem Gange, bronzenem Teint, mit scharfen Zügen und einem kurzen schwarzen Barte. Früher einfacher Spahi, wurde er bei der Belagerung von Paris unter der Kommune verwundet, kehrte als Lieutenant und mit dem Orden der Ehrenlegion nach Algerien zurück, wurde zum Aga von Uargla und später zum Aga des Uëd Righ und Suf ernannt. Er ist nur mäßig unterrichtet; alles, was er weiß, verdankt er dem oben erwähnten Colombo in Biskra. Als der erste oder einer der ersten seines Volkes hat er sich nach dem Code Napoleon verheirathet. Das sind die glänzenden Seiten dieses Mannes, mit welchem Largeau persönlich nicht immer hat zufrieden sein können.

Die Oase Tuggurt liegt 205 km südlich von Biskra; ihre größte Länge von N. nach S. mißt 8 km. Am Westende liegt die eigentliche Stadt und unweit derselben die dazu gehörigen Dörfer Nezla, Sidi Mohamed ben Musa und Zauïa Sidi ben Aziz, welche alle zusammen 6000 Einwohner zählen. Im Osten der Stadt erhebt sich die Kasba, ein weites unregelmäßiges Gebäude, welches die Wohnung des Aga, die Kaserne der Spahis und die kürzlich neu erbaute der algerischen Schützen umschließt. Die Aga-Wohnung besteht aus dem durchaus nicht bemerkenswerthen Palaste der früheren Sultane und einigen neuen Baulichkeiten. Zwischen der Stadt und der Kasba dehnt sich weithin der Marktplatz aus; die theils aus rohen Kalkblöcken, theils aus Luftziegeln errichteten Häuser haben gewöhnlich ein oberes Stockwerk; aber die meisten der den Platz umgebenden bestehen nur aus einem Erdgeschosse und ihr Dach ruht auf unregelmäßigen Säulenstellungen. Die Gassen sind eng und gewunden; die Hauptstraße ist bedeckt und deshalb dunkel. Sehenswerth ist allein die Große Moschee (Dschamâ Kebir), welche von einer Kuppel überragt wird und ein Minaret zur Seite hat; ihre Façade ist mit bunten Faïence-Ziegeln geschmückt; im Innern sind zwei gewölbte Kuppeln, die auf viereckigen Säulen ruhen, und ein prächtiger Stuhl für den Imam mit durchbrochenen Schnitzereien, welche die Hauptverse des Koran darstellen. Die übrigen zehn Moscheen der Stadt bieten nichts Bemerkenswerthes, nur daß die des Sidi Abd-er-Rahman reizend zwischen Palmen an einer Straßenkreuzung gelegen ist.

Die Bevölkerung von Tuggurt besteht aus Weißen, Sudan-Negern und eingeborenen Sahara-Negern. Zur weißen Race, welche ein Viertel der Gesammtzahl ausmachen, gehören die Araber, Berbern und Mehadscheria oder mohammedanischen Juden. Die ersteren sind Scheichs, Kadis, Tholba (Gelehrte), Marabuts und Kleinkrämer; die Berbern sind Beni-Mzab, welche Großhandel mit Datteln, Getreide und Wolle treiben und auf das Elend Anderer speculiren. Die jetzt nicht mehr zahlreichen Mehadscheria betreiben verschiedene Industrien; ihre Frauen sind schön. Die Sudan-Neger und die von freigelassenen Sklaven abstammenden Mischlinge machen ein weiteres Viertel der Bevölkerung aus; es sind theils Diener, theils verfertigen sie Körbe, Strohhüte und dergleichen. Die Hälfte der Einwohnerschaft gehört also zur Race der Sahara-Neger, welche unter verschiedenen Namen sich in allen bekannten Partien der Sa-

hara finden, und die Largeau — Gründe führt er nicht an — für Abkömmlinge der Aegypter hält.

Die Hauptnahrung der Tuggurtiner, wie überhaupt aller Bewohner des Ued Righ, ist die Dattel, wie die Dattelpalme in der Sahara der „Baum“ schlechtweg ist, dessen Wichtigkeit für die Eingeborenen gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Seine Frucht wird frisch oder getrocknet verzehrt; nach der Trocknung, welche am Baume selbst stattfindet, hält sich die Dattel ein ganzes Jahr lang. Man bereitet aus ihr eine Art Honig, die gar nicht zu verachten ist; die Abfälle werden mit Weizenmehl vermischt und zu einem haltbaren Brote verbacken. Wohlbekannt ist der lagmi oder Palmenwein, welcher in frischem Zustande genau wie Most schmeckt, nur klarer und etwas siruportig ist; gegohren berauscht er mehr wie Wein. Die Spitze, von Zweigen und Rinde befreit, ist eßbar und hat einen



Frau und Kind eines großen arabischen Häuptlings in der algerischen Sahara. (Nach einer Photographie.)

Nußgeschmack; aus den Blättern macht man Körbe, Hüte und Fächer, aus den Zweigen treffliche Latten für die Hausterrassen. Der Bast wird zu Schnüren verarbeitet, der Stamm zu Balken oder Brettern, mit welchen letzteren man die Brunnen verschalt.

Bei der Herstellung der letzteren verfahren die Neger in Tuggurt folgendermaßen. Zuerst wird im Mittelpunkte des zu bewässernden Gebietes ein 4 bis 5 m tiefes Loch gegraben, welches sich sofort mit „ma fessed“, dickem, fauligem Wasser, füllt. Nun wird es mittels kleiner Säcke aus Leder oder Palmblättern leergeschöpft und mit Palmstämmen verschalt, worauf man rechts und links zwei geneigte Stämme aufrichtet, welche mit ihren oberen Enden zusammenstoßen und etwa $1\frac{1}{2}$ m vom Boden durch einen starken Querbalken aus hartem Holze verbunden sind, an welchem zwei Seile hängen; an dem einen ist eine guffa (Korb) befestigt, die zum Wegräumen des Schuttes dient. Das andere dient dem Brunnenarbeiter als Leiter. Derselbe steigt ohne Licht in die Grube hinab, ohne andere Instrumente als eine Hacke, fas genannt, wie sie zu Gartenarbeiten verwendet wird, und

damit allein unternimmt er es, die Schicht gipsigen Kalkes, welche unter dem Sande liegt, zu durchbrechen. Seine Arbeit ist nicht ohne Gefahren; manchmal erliegt er giftigen Gasen, oder zuweilen sprudelt nach Durchbrechung der Kalkschicht das Wasser mit solcher Macht hervor, daß der Unglückliche nicht Zeit mehr findet, sich nach oben zu retten.

Die mittlere Tiefe der Brunnen in Tuggurt beträgt 48 m; die Herstellungskosten belaufen sich, wenn keine besonderen Hindernisse dabei obwalten, auf 1500 bis 1800 Francs. Oft aber stößt der Brunnenmacher auf sehr hartes Gestein, das er mit seiner schwachen Hacke nicht zu durchbrechen vermag; dann muß er den Brunnen aufgeben. Oft sackt sich auch der von dem emporsprudelnden Wasser aufgewühlte Sand am Grunde des Brunnens und verstopft ihn vollständig; dann müssen die „Taucher" helfen. Diese fangen ihre Thätigkeit damit an, daß sie ein großes Feuer anzünden, sich neben demselben bis auf einen schmalen Gürtel entkleiden und die Ohren mit Ziegenfett verstopfen. Einer von ihnen setzt sich dann auf den Rand des Brunnens, schöpft mit der Hand Wasser, benetzt sich damit langsam Kopf und Brust und steigt nun allmälig hinein, bis ihm das Wasser an den Hals reicht. Dann spricht er in Gedanken ein kurzes Gebet, holt tief Athem und verschwindet, während einer seiner Gefährten den Leiterstrick ergreift und auf etwaige Nothsignale Acht hat. Nach etwa 3 Minuten spannt sich derselbe unter leichtem Hin- und Herschwanken straff; der



Ansicht der Kasba und der Oase von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Kamerad zieht sofort den mit Schutt gefüllten Korb in die Höhe und alsbald taucht auch der Kopf des Arbeiters auf, der von seinen Kameraden herausgezogen wird. Eine halbe Minute lang athmet er heftig, wäscht sich dann den Kopf, taucht noch einmal bis zum Halse ein und trocknet sich dann am Feuer, während ein anderer hinabtaucht. Schlaganfälle sind selten und kommen fast nur bei Lehrlingen vor; manche derselben müssen auch wegen heftigen Blutspuckens das Geschäft aufgeben.

Eine solche Reinigungsarbeit erhöht die Kosten des Brunnens um 1000 bis 1200 Francs auf 2500 bis 3000 Francs. Die französischen Brunnen im Ued Righ, deren Zahl sich auf etwa 100 beläuft, kosten durchschnittlich 5285 Francs; die Hälfte davon tragen die Eingeborenen, und sie liefern im Mittel über 1100 Liter in der Minute.

Largeau hatte beschlossen, von Tuggurt aus das trockene Flußbett des Igharghar kennen zu lernen und auf einem noch nicht betretenen Wege Ghadames zu erreichen. Am 22. Januar traf der für ihn bestimmte Führer Rabah ben Amera ein, welchen der Aga von Uargla für ihn aus der Wüste hatte kommen lassen. Derselbe hatte etwas über Mittelgröße, war trocken wie das Land, in welchem er lebte, aber kräftig gebaut; sein Alter betrug anscheinend 50 bis 55 Jahre; sein schwarz gebranntes Gesicht hatte scharfe Züge, kleine graue hochliegende blitzende Augen, eine Nase wie ein Falkenschnabel und schmale, Kühnheit und Energie verrathende Lippen. Bekleidet war er, wie alle Nomaden, mit einer grobleinenen gandura (kurzes Hemde ohne Kragen und Aermel) und einem haïk (leichtes Gewebe), das mit dreifach umgewundener Schnur über einem schaschia (Müt-

chen) festgehalten wird. Letzteres ist so schmierig, daß es ein Erbstück mindestens von seinem Großvater her sein muß. Etwas jüngern Datums ist der vielfach geflickte Burnus; Hosen gelten als überflüssiger Luxus, und die gelben Schuhe, deren Oberleder mehr angegriffen ist, als die Sohle, beweisen damit, daß sie für gewöhnlich in den tellis, jenen Säcken, mit welchen die Kameele beladen werden, stecken und nur bei feierlichen Gelegenheiten hervorgeholt werden. Seine Bewaffnung bestand aus einer langen Steinschloßflinte, deren Kolben vielfach geflickt war, und seine Begleitung aus seinem 12jährigen Sohne Ahmed, einem intelligenten Jungen, der zum ersten Male in seinem Leben Tuggurt besuchte und alle die fremden Dinge mit großen Augen anstarrte. Sein älterer und die jüngeren Brüder waren bei der Mutter in der Wüste geblieben. Rabah gilt unter den Schäamba für einen guten Jäger; im Winter jagt er Gazellen und Antilopen in den Sanddünen, verkauft seine Beute in Uargla oder Ghadames und lebt die übrige Zeit mit Familie und Herde in der Wüste. In Uargla, wo er Palmen besitzt, hält er sich nur so lange auf, um sie abzuernten.

Mit zahlreichen Empfehlungsbriefen der Marabuts von Temasin und des Aga von Tuggurt an Einwohner von Ghadames und verschiedene Tuaregs versehen, verließ Largeau am Montag 25. Januar Nachmittags 2 Uhr Tuggurt, folgte zuerst dem von Palmen beschatteten Wege, der die Kasba vom Quartier Nezla trennt, und schlug dann die Richtung nach Süden ein. Bis an das Ende des Schott Bu Jru gab ihm der Aga das Geleite, und dort nahmen ihn wieder Sidi Mäammar und andere Marabuts in Em-





Mehadscheria (mohammedanischer Jude).



Junge mohammedanische Jüdin.

(Nach Photographien.)

pfang und führten ihn nach der etwas südlich von Temasin gelegenen Zauïa (Art Kloster) Tamellaht, wo in einem der Höfe ein Zelt für ihn aufgeschlagen war und eine treffliche Mahlzeit seiner harrte.

Mehr als eine volle Stunde brauchte er am folgenden Morgen, um die Sebcha, welche sich von Temasin südwärts bis zur Oase Belet-Amer ausdehnt, zu überschreiten. Bei Aïn Atrus (Bock Quelle), welche einen herrlichen Palmengarten bewässert, wurde gefrühstückt, dann eine wellige, sandige, mit Gypslamellen bestreute Ebene gekreuzt und kurz vor 4 Uhr auf einer höhern Stelle Halt gemacht. Jeder suchte sich sein Nachtlager hinter einem großen Busche Halfagras; als sie am Morgen des 27. um 4 Uhr sich erhoben, zeigte das Thermometer bei einer leichten Südostbrise nur 1° über Null. Um 4 Uhr 45 Minuten des 28. Januar war es bei Nordwind unter den Gefrierpunkt gefallen und ebenso um 3 Uhr 40 Minuten am 29. bei schwachem Ost. Diese Tagereisen im Einzelnen zu beschreiben, wäre wohl etwas ermüdend: der Weg führte in nahezu südlicher Richtung über abwechselnd sandige, thonige oder mit Kies bedeckte Ebenen, hier und da über niedrige Hügelrücken in großer Einförmigkeit hin. Nachdem sie aber am 29. Januar die bis höchstens 25 m ansteigenden Kudiat el-Charschat (Hügel der Rauhigkeit) überschritten hatten, standen sie am Rande einer weiten Depression, welche Largeau staunend betrachtete. Ihr Boden war gewellt, theils mit kleinen eckigen Brocken von Saharasandstein und Kieseln bedeckt, theils sandig und alsdann mit Sfar-Gras, Henna und Retem von 2 bis 3 m Höhe licht bestanden. Die steilen Ufer schienen im Südwesten an 100 m Höhe zu haben, während sich im Osten und Westen zwei breite Oeffnungen zeigten. Auf die Frage des Reisenden antwortete

der Führer: „Das ist ein todter Fluß!" Es war der Igharghar; nur er konnte solche Verhältnisse zeigen, denn kaum konnte man die Formen des jenseitigen Ufers unterscheiden. Dourneaux-Dupéré, Largeau's unglücklicher Vorgänger, hatte denselben bis zum Brunnen El-Aschija (31° 30' nördl. Br.) erforscht, und dort gedachte Largeau sein unterbrochenes Werk aufzunehmen und weiter zu führen. Er brauchte volle 45 Minuten, um sein Bett zu kreuzen; jenseits betrat er ein sandiges, mit schöner Vegetation bedecktes Plateau, wo er zahlreiche Hasen von ihrem Lager



Nezla in der Oase Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

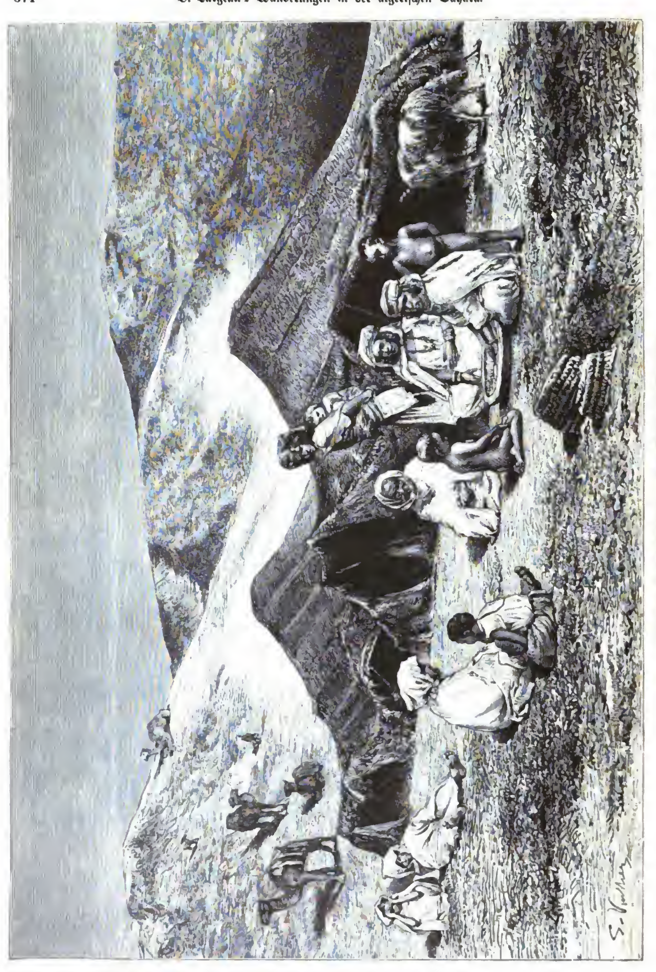
aufjagte. Der todte Fluß beschreibt an jener Stelle einen Bogen gegen Westen; seine stark koupirten Ufer sind von zahlreichen gur (Plur. von gara, steile, isolirte Felsmassen) eingefaßt. Drei Mal überschritt Largeau an jenem Tage sein breites, gewundenes Bett, welches mit so spitzen Sandsteinbrocken bedeckt war, daß er sein Schuhzeug zerriß und sich die Füße verletzte. Solche Steinwüsten nennt der Araber Hamed (Sing. Hamada, d. h. ein Ort, wo die



Die Dünen südlich von Tuggurt. (Nach einer Photographie.)

Hitze unerträglich ist); im Sommer sind dieselben in der That abscheulich, wenn die Hitze dort 55° C. übersteigt. Im Winter aber beträgt die Temperatur bei Tage nur zwischen 20 und 30° und sinkt bei Nacht oft unter Null.

Um 4 Uhr wurde im Flußbett selbst gelagert. Der Himmel war mit Wolken bedeckt; der Ostwind blies heftig und heulte traurig um die Felsen des ausgetrockneten Flußbettes. Unruhig irrten die Kameele umher und suchten sich ihre spärliche Nahrung. Alles hoffte auf ein Unwetter, aber dasselbe blieb aus.



Negla von Largeau's Führer. (Nach Skizzen des Reisenden.)

Am nächsten Morgen stillten sie beim Himmelsbrunnen (Bir el-Ghanem), der 8 m tief im Flußbette ausgegraben ist und nicht unangenehm schmeckendes, 21° warmes Wasser liefert, ihren Durst und stiegen dann wieder hinauf zu der unendlichen Steinwüste, welche gegen Abend einer sandigen, mit blühenden Sträuchern bedeckten Ebene Platz machte. Hier verhält sich die Sache anders, als man gewöhnlich glaubt: die Sandwüste ist fruchtbar. Nachmittags lagerten sie wieder im Flußbett, welches hier den Namen Uëd el-Aschija (Fluß der Dämmerung) führt und von Gur umsäumt wird, deren Formen das Mondlicht phantastisch beleuchtete. Am nächsten Tage, den 31. Januar, verließen sie definitiv die Hamed oder Steinwüsten und betraten die Erg oder Sandwüsten. Die Dünen, deren Fuß sie erreicht hatten, die Ughrud el-Magetla (Dünen der Schlacht) waren nicht weniger als 160 m hoch. Je nach ihrer Gestalt haben nämlich die Dünen verschiedene Namen: der ghurd (Plur. ughrud) bezeichnet eine beträchtliche Anhäufung von Sand; der sif (Plur. siuf) ist eine weniger große und lange Düne, deren Gipfel durch die Wirkung des Windes die Form einer Säbelschneide (sif) erhalten hat, während der areg oder erg (d. i. Ader) ein Sandhaufen von der Gestalt einer Ader oder Furche ist, welche die Sandebene durchzieht. Erg im Allgemeinen bedeutet außerdem die Sandwüste schlechtweg, welches auch das Aussehen ihrer Dünen sein mag.

Nachdem man jene Ughrud el-Magetla auf einem sich unendlich oft schlängelnden und in steter Bewegung begriffenen Pfade mühsam überschritten hatte, erreichte man eine große, mit reichem Pflanzenwuchse bedeckte Ebene, auf welcher zahlreiche Herden von Kameelen, Ziegen und Schafen weideten. In einer Senkung am Fuße der Dünen aber zeigten sich drei Zelte, das Lager von Largeau's Führer und der Leute seiner Nezla.

Eine alte Frau, welche Schildwache stand, bemerkte die Ankommenden und lief ihnen mit so gellendem Geschrei entgegen, daß der Reisende es zuerst für Angstgeheul nahm. Erst als sie den jungen Ahmed heftig umarmte, sah er seinen Irrthum ein: es war dessen Großmutter mütterlicher Seits. Wie aus der Erde hervorgewachsen erschien darauf eine Schaar Kinder beiderlei Geschlechts und umringten mit betäubendem Lärm die Mitglieder der kleinen Karawane. Dann stellten sich noch zwei Frauen ein, und zuletzt auch zwei Männer. Largeau setzte sich auf den Sand und wartete, bis sich die erste Aufregung gelegt hatte und man die Kameele ablud. Bald brachte man ihm dann in einem Behältnisse aus Palmenblättern, welches durch eine dicke Schmutzschicht undurchlässig geworden war, Kameelmilch, welche er trotz der darin umher schwimmenden fremden Bestandtheile mit Vergnügen trank. Darauf präsentirte man ihm einen großen klebrigen Klumpen, den er zuerst für Honig hielt; es waren aber Datteln aus Wargla, die man in einem Bocksfelle hatte gähren lassen. Mit Gewalt mußte er Muth fassen, um von der ekeln Speise zu genießen, welche außer Stückchen Stroh und Holz auch ziemlich ansehnliche Ameisen und eine Menge Sand umschloß. Während er so speiste, schlugen die Frauen ein Zelt auf.

Bilderschriften aus der Südsee.

Je mehr wir bei den Naturvölkern Umschau halten, desto mehr gewahren wir, daß selbst bei solchen, die wir für niedrig geartet erachten, irgend eine Form der Mittheilung vorhanden ist, welche für den Anfang der Schrift angesprochen werden kann. Wir begegnen da den Knotenschnüren, Kerbhölzern, Botschaftsstäben, sinnbildlichen Mittheilungen verschiedener Art, wie den Wampumgürteln, den Bilderschriften in verschiedenen Abstufungen. Die ausgestorbenen Tasmanier verstanden es durch Rauch Signale in die Ferne zu geben (Bonwick) und dasselbe berichtet uns Hoffmann von Indianern Arizonas, während Hildebrandt sogar von einer Art Telephon auf Madagaskar redet.

Daß in der Südsee von den Eilanden des malayischen Archipels an bis zur Osterinsel Bilderschriften verschiedener Art vorkommen, war bekannt. Die Notizen darüber aber waren sehr zerstreut, nur Weniges war abgebildet, die versuchten Deutungen nicht gerade glücklich, wie denn z. B. Julius v. Haast's Erklärungen über die neuseeländischen „Bilderschriften" (Journ. Anthrop. Instit. VIII) geradezu wildausschweifende und wenig sachgemäße genannt werden müssen. Anlockend und reizend erschien uns stets, was Semper in seinem Buche über die Palau-Inseln von den dortigen Bilderschriften erzählte, die auf Balken in den Häusern mit verschiedenen Farben gemalt sind. Auch der Reisende des Museum Godeffroy, Kubary, berichtet von denselben, aber weder er noch Semper geben Abbildungen, so daß man von diesen Darstellungen nur eine sehr unklare Vorstellung haben konnte, zumal die Berichte in dieser Beziehung selbst wenig eingehend waren.

Wie groß war meine Freude und Ueberraschung, als ich unter der so sachkundigen und liebenswürdigen Führung Dr. A. B. Meyer's das Dresdner Anthropologisch-Ethnographische Museum durchwanderte und hier Originale jener Palau-Bilderschriften fand! Dieses Museum, wiewohl noch verhältnißmäßig jung und klein, ist unter der Direktion des genannten verdienten Neu-Guinea-Reisenden binnen kurzer Zeit zu einer vortrefflichen Entwickelung gelangt. In dem obern Stockwerk eines nicht eben großen Pavillons des weltbekannten Zwingers untergebracht, zeichnet es sich durch eine ganz besonders instruktive und elegante Anordnung aus. So dargestellt und überall mit den nöthigen Erläuterungen und Hinweisen versehen kann eine kleinere Sammlung mehr wirken als manche größere, der Luft, Licht und sachkundige Anordnung fehlen. Zu dem Verdienste dieser Schöpfung fügt A. B. Meyer noch ein weiteres hinzu, indem er die wichtigsten Objekte des Museums in Bild und Wort veröffentlicht. Zunächst liegt uns ein Prachtwerk in Großfolio vor, welches den Titel führt:

„Bilderschriften des Ostindischen Archipels und der Südsee herausgegeben mit Unterstützung der Generaldirektion der königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft in Dresden von Dr. A. B. Meyer. Mit 6 Tafeln Lichtdruck. Leipzig. Verlag von A. Naumann und Schroeder. 1881."

Wie schon der Titel besagt, beschränkt sich die Publikation nicht bloß auf die erwähnten Palau-Bilderschriften, sondern umfaßt den weiten Raum von den Nikobaren bis zur Osterinsel. Loben müssen wir es dabei vor allem, daß der

Verfasser in weiser Mäßigung sich wesentlich auf die Beibringung des thatsächlichen Materials beschränkt hat und von vagen Deutungen absah, wenn nicht positive Anhaltspunkte für solche vorhanden waren. Durch allzu üppige Phantasie in dieser Beziehung wird eher geschadet, späterer exakter Forschung nur die Mühe bereitet das Unkraut erst aus dem Wege zu räumen, ehe Wahres gegeben werden kann. Uebrigens begnügt sich Herr Meyer nicht bloß damit die Originale des Dresdner Museums zu publiciren, sondern bringt mit großer Literaturkenntniß auch das anderweitig zerstreute Material aus dem in Rede stehenden weiten Gebiete bei.

Von den Nikobaren hat Ball vor Kurzem eine Bilderschrift mit 23 einzelnen Figuren (Sonne, Mond, Sternen, Vögeln, Eidechsen, Aexten, Speeren, Schweinen, Booten, Fischen 2c.) veröffentlicht, deren Zwecke und Deutung noch ganz unklar sind, die dem allgemeinen Charakter nach aber wohl als eine Piktographie angesprochen werden darf.

Dankbar sind wir Herrn Meyer für die Reproduktion einer Bilderschrift aus der Minahassa (Nord-Celébes), welche in einer kaum bekannten niederländischen Missionszeitschrift abgebildet war. „Auch diese Zeichnungen sind nicht oder ungenügend gedeutet." Das eine Stück besteht aus Holz, auf welchem die Figuren eingeschnitten und die Vertiefungen mit Weiß ausgefüllt sind, ähnlich wie bei den Bilderschriften auf den Palau-Inseln. Das zweite ist mit Schwarz auf eine Art Papier aus Rindenstoff (Broussonetia) aufgetragen. Beide so verschieden gearbeitete Stücke stellen echt malayische Scenen und Figuren dar, deren Schilderung hier zu weit führen würde. Beide aber, und das ist das Wesentliche, stellen den gleichen Vorgang dar, „so daß es sich um die Darstellung eines allgemein bekannten Ereignisses oder einer Sage handelt und nicht etwa um ein persönliches Erlebniß von ganz lokalem Interesse". Trotzdem nun Meyer mit den Sagen und Ueberlieferungen der Minahassa, welche er in einem anmuthigen Vortrage geschildert hat, bekannt ist, vermag er an der Hand derselben eine Deutung dieser Bilderschriften nicht zu geben.

Freycinet, der französische Weltreisende, reproducirt eine Bilderschrift von den Karolinen, welche vermuthen läßt, daß diese Art der Gedankenfixirung dort nicht selten gewesen ist, wiewohl sonst — meines Wissens — nichts darüber verlautet. Zu den Karolinen gehören auch die Palau-Inseln, und von diesen bringt unser Werk auf vier großen Tafeln eine Fülle unpublicirter Bilderschriften. Zum Theil sind dieselben in Lichtdruck nach den Aquarellen wiedergegeben, welche ein Tagale, der Dr. Semper begleitete, aufnahm, zum Theil direkt von zwei fast 3 Meter langen Hausbalken, die eine Zierde der Dresdner Sammlung sind. „Sie bestehen aus rothem Ebenholz, die Zeichnungen sind zum Theil eingeschnitzt und die Vertiefungen mit Weiß (Kalk?) ausgelegt, zum Theil nur mit Schwarz (Ruß?), Gelb (Gilbwurz) und Roth (Ocker) bemalt." Diese im Innern der Häuser angebrachten Balken versinnbildlichen, wie Semper und Kubary übereinstimmend bezeugen, die Sagen und Traditionen der Palau-Insulaner. Eine Deutung liegt allerdings auch für diese Bilderschriften, wenigstens die in Dresden befindlichen, nicht vor, aber die zahlreichen von den beiden genannten Reisenden mitgetheilten Sagen lassen einzelne Züge in den Bilderschriften wieder erkennen, wenn dieselben auch nicht direkt passen.

Diese Palau-Bilderschriften sind ungemein figurenreich, sehr lebhaft in den Darstellungen und reich an Abwechslung, friedliche Landscenen, Fischfang und Kämpfe zu Land und zu Meer wechseln mit einander ab. Wir sehen die Hütten, Pandanus und Palmen, die Steindämme, die Amlais (Boote), Schildkröten, Rochen, Haifische. Die Männer sind durchweg durch einen Phallus charakterisirt, der in etwas stilisirter Form, meist im Profil wiedergegeben ist. Daß es sich um einen solchen handelt, erkennt man aus den en-face-Darstellungen auf Tafel III, vierte Reihe von oben. Mancherlei Deutungen einzelner Scenen geben die nach Semper und Kubary mitgetheilten Sagen an die Hand.

Auch über Bilderschrift aus Neu-Guinea erhalten wir eine Originalmittheilung Meyer's. Er kopirte auf Mansinam bei Doreh die Tatuirung einer Papua-Wittwe, welche zum Andenken an eine Pockenepidemie, speciell zum Andenken an zwei während derselben verstorbene Brüder, ausgeführt worden war und die Grabbeigaben jener Brüder wiedergiebt. Es würde diese Art der Tatuirung mit der Ansicht übereinstimmen, welche Heinrich Wuttke in seinem Werke über die Entstehung der Schrift ausführlich behandelt, indem er in der Tatuirung deren theilweise Uranfänge erkennt. Schließlich giebt unser verdienter Autor noch die Abbildung eines bisher nicht publicirten Exemplars der bekannten Osterinsel-Inschriften und stellt dabei die Ansichten über diese merkwürdigen Piktographien zusammen, wobei er die gewiß richtige Meinung ausspricht, daß es sich bei der Uebereinstimmung aller bisher bekannt gewordenen Osterinsel-Inschriften nicht bloß, wie Meinicke annahm, um Geschlechtsregister handele, sondern daß eher an die Aufzeichnung von Ereignissen und Sagen zu denken sei.

Richard Andree.

Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

II.

Die vuis, die Gespenster, sind harmloser. Als Häuptling derselben wird Qat sowie sein Gehülfe Marawa bezeichnet; Qat's Brüder sind sämmtlich „Tangaros" [1]), führen jedoch einen Beinamen. Qat war, wie die Sage berichtet, in Alo Sepere auf Vanua Lava geboren. Seine Mutter, Iro Qatgoro, war zur Zeit seiner Geburt ein Stein. Nach diesem Erstgeborenen kam Tangaro-Gilagilala, d. h. Tangaro der Weise, ihm folgten weitere neun Kinder, denen als Zusatz der Name eines Blattes gegeben ward, und als zwölftes erschien Tangaro Lologong, der Narr. In der Hütte der Mutter wuchsen sie bald heran. Qat beschäf-

[1]) Tangaro resp. Tangaroa ist der gewöhnliche Name jeder Gottheit im Süd-Pacific. Der Hauptgeist, Schöpfer und Erhalter, heißt auf Aurora und Lepers Island tagar oder tagaro, identisch mit dem tangaroa Samoas und Tongas, dem ta'aroa, kanaroa anderer Gruppen.

tigte sich damit, aus dem Chaos, das ihn umgab, die Welt zu schaffen, Bäume, Felsen, Schweine, Menschen &c. entstanden. Die Nacht war jedoch noch nicht eingeführt, man kochte und aß, so lange bis man müde ward. Auf die Bitte der Brüder beschloß Qat eine Aenderung eintreten zu lassen. Wie man nun erzählt, hatte er gehört, es sei auf Vava, den Torres-Inseln, Nacht und segelte also dahin; andere glauben jedoch, er sei bis an den Fuß des Himmels, d. h. also bis dahin, wo das sichtbare Himmelsgewölbe das Meer erreichte, gerudert, um von I Qong, dem Schattenreich, die Nacht zu kaufen. Als Proviant hatte er Schweine mitgenommen. Auf den vorgetragenen Wunsch schwärzte Qong seine Augenbrauen und zeigte ihm schlafend, daß Nacht, und am nächsten Morgen, wie die Morgendämmerung zu machen sei. Qat ruderte nun wieder heim, Federvieh und Vögel mit sich nehmend, die den Morgen anzeigen sollten, und mit dem Versprechen Qong's, es würde sich nun regelmäßig die Nacht einstellen. In der Heimath angekommen, ermahnte Qat seine Brüder, Nahrung und Matten bereit zu halten, denn es werde Nacht. Voll Staunen sahen sie darauf die Sonne sich bewegen und im Westen niedersinken. Als sie ihre Wahrnehmung Qat mittheilten, sagte dieser: „Ja, sie wird bald fort sein.“ — „Was kommt dort aber aus der See und bedeckt den Himmel?“ riefen sie von Neuem. „Es ist Nacht!“ antwortete der mächtige Bruder, „setzt euch zu beiden Seiten des Hauses und sobald ihr etwas in euren Augen fühlt, legt euch nieder und bleibt ruhig.“ Bald wird es ganz finster. „Qat, Qat! Was ist dies? Sollen wir sterben?“ — „Schließt die Augen und schlaft,“ war die Antwort. Das geschah denn auch. Mensch und Thier schlief. Als die Nacht lange genug gedauert, nahm Qat ein Stück rothen Obsidians, durchschnitt die Dunkelheit und die Dämmerung kam. Die Hähne begannen zu krähen, die Vögel zu singen, und die Brüder erwachten.

Eines Tages erkletterten die Brüder einen Baum, der das Eigenthum eines bösen vui, eines Menschenfressers, war, um sich an den Früchten zu delektiren. Als Tangaro, der Narr, eine Nuß auf das Dach der Behausung des vui fallen ließ, kam dieser heraus, tödtete sie und warf sie in seine Speisekiste. Qat wartete fünf Tage auf die Rückkehr der Brüder, nahm dann seinen Bogen und Pfeile, sowie das Muschelbeil und ging sie zu suchen. Bei der Hütte angekommen, warf er gleichfalls eine Nuß auf dieselbe, und als der vui erschien, auch ihn zu tödten, überwand ihn Qat bald. Als er die Leichen der Brüder gefunden, blies er einem nach dem andern mit einem Rohr Luft in den Mund, und erweckte sie wieder zum Leben.

Qat und sein Gehülfe Marawa fanden sich auf folgende Weise zusammen: Die Brüder beschlossen Kanoes zu verfertigen und arbeiteten täglich emsig daran. Qat, der sie überraschen wollte, zögerte anfangs zu beginnen, machte sich dann aber auch daran, einen Baum zu fällen, eilte jedoch stets vor Abend heim, damit die Brüder noch immer wähnen sollten, er habe noch gar nichts gethan. Mehrere Tage fand Qat nun an jedem Morgen, daß das, was er aus dem Stamme herausgehauen hatte, über Nacht wieder ergänzt sei und der Baum nach wie vor feststehe. Die Ursache zu entdecken, verbarg er sich hinter einem großen Scheit, den er gelöst hatte, und sah bald einen vui, marava, die Spinne, erscheinen und alle Spähne, die er abgeschlagen, sorgfältig wieder an Ort und Stelle bringen. Auf der Suche nach dem fehlenden großen Stück fand Marawa Qat und versprach ihm ein Kanoe für ihn zu fertigen, was in sehr kurzer Zeit geschah. Als die Brüder fertig waren und ihre Kanoes ins Meer ließen, erhob Qat seine Hand und eins nach dem andern versank. Dann erschien er mit Marawa im eigenen und nachdem er die Brüder ob ihres Verdrusses geneckt, brachte er die Kanoes während der Nacht zurück.

Qat's Frau „Iro Lei“, die er sich selber geschaffen, war so schön, daß ihn seine Brüder darum beneideten. Sie zu gewinnen, dann aber auch sich für die mancherlei Neckereien des Bruders zu rächen, beschlossen sie ihn zu tödten. Zu diesem Behufe lockten sie ihn einst in eine unter einem Felsen befindliche Höhle, stießen die Decke ein, hoffend diese habe den Gehaßten zerschmettert und die Frau sei nun gewonnen, doch Qat rief Marawa um Hilfe und als die Brüder in die Wohnung traten, fanden sie den Todtgeglaubten in den Armen seines Weibes. Ein anderes Mal veranlaßten sie Qat einen Ast zu erklettern, der halb durchgesägt war, hinunter stürzend rettete ihn Marawa wiederum. Ein neuer Plan sollte abermals mißlingen. Der dem Untergange Geweihte ward unter irgend einem Vorwande dazu vermocht, einen Muskatnußbaum zu ersteigen; kaum erreichte er die Spitze, so wuchs, durch die Brüder veranlaßt, der Baum höher und höher und ward im Umfange so stark, daß Qat nicht wieder hinabkommen konnte; doch Marawa, die Noth des Freundes erkennend, webte einen Faden zur Erde, oder gab, nach Anderen, ihm ein Haar ihres Hauptes, an dem er hinunter stieg. Inzwischen waren die Brüder mit der Frau aufs Meer entflohen. Qat lief sofort ins Dorf, ließ sich von seiner Mutter seine Kokosnußschalenflasche, die Federn seines Hahnes, sein Halsband, die Muschelaxt und einige Bananen geben. Diese steckte er in die Flasche, kroch selbst hinein und veranlaßte die Mutter ihn ins Meer zu werfen. Das Kanoe der Brüder hatte gerade die äußerste der Banks-Inseln erreicht, als die Kokosnuß, die den Verfolger barg, antrieb und ahnungslos an Bord gezogen ward. Nur Tangaro der Weise wußte sofort, was die Nuß berge. An Land gekommen zierte sich Qat mit seinem Schmuck, setzte sich auf einen Pandanus, die Ankunft der Brüder erwartend, und als diese naheten, vernichtete er zuerst das Kanoe und ermahnte sie dann eindringlich, jetzt im fremden Lande in Frieden und Eintracht zu wohnen, um so mehr, da sie einen gefährlichen Nachbar hätten. Dieses war Qasavara, ein sehr starker und bösartiger vui. Freundschaft vorschützend, führte der bald Erscheinende Qat und die Brüder zu seinem gamal, dem großen Speisehaus, das sich in allen Dörfern der Banks-Inseln findet, ihnen hier für die Nacht Unterkunft anweisend. Qat, der Böses ahnte, berührte mit seinen Knöcheln den Dachfirstträger, der sich öffnete und die Brüder aufnahm. Als Qasavara während der Nacht erschien, fand er Niemand. Tangaro der Narr erzählte am nächsten Tage, wo sie sich verborgen, in Folge dessen der Blutgierige in der nächsten Nacht den erwähnten Pfeiler aufbrach; doch Qat hatte in einem Seitenpfeiler Quartier bereitet. Als er nun in der dritten Nacht wiederum vergeblich gesucht hatte, da die Brüder in einem Mittelpfosten steckten, beschloß er sie während eines Festes zu tödten. Qat machte nun Vorbereitungen zur Flucht, pflanzte einen „aru“, Casuarinenbaum, in der Nähe des Ufers und wies die Brüder an, daß sie bei der ersten Gelegenheit den Baum erklettern sollten, er werde dann weiter sorgen. Die Gelegenheit fand sich bald; die Brüder verschütteten, wie unabsichtlich, sämmtliches Waschwasser, so daß am Mittag beim Kochen nichts vorhanden war. Sofort erklärten sie welches herbeizuholen, verließen je zwei und zwei den gamal und eilten zum Baum. Qasavara erkannte die Absicht und drang auf Qat ein, um ihn zu tödten, doch dieser wich stets den Streichen aus, bald auf diese, bald auf jene Seite des Kochofens springend. In einem günstigen Moment ergriff er einige Bananen und

eilte ebenfalls dem Baum zu, ihn rasch erkletternd. Doch Qasavara folgte ihm auch hier, immer näher und näher kam er den Entflohenen, bis Qat rief: „Dehne dich aus, mein aru!“ Rasch streckte sich der aru empor, bis er das Himmelsgewölbe erreichte, und beugte sich dann auf Qat's Befehl, bis die Spitze bei Tetgau auf Vanua Lava die Erde berührte. Die Brüder entflohen rasch, doch Qat hielt die Spitze fest, so daß Qasavara die Meinung hegte, auch er sei gerettet, und in Dankesworten ausbrach. Doch Qat rief plötzlich: „Springe zurück, mein aru!“ und der böse Feind ward emporgeschleuderf um todt auf Gaua oder Vanua Lava zur Erde herabzustürzen und in einen Stein verwandelt zu werden.

Die Schöpfung der Menschen durch Qat geschah wie folgt. Der Mann ward aus Erde der morastigen Uferseite Vanua Lavas geschaffen. Da er aufrecht auf den Beinen gehen sollte, so baten die Brüder, daß die Schweine, die bis dahin ebenfalls auf zwei Beinen gingen, nunmehr auf allen Vieren laufen sollten, was denn auch geschah. Nachdem Qat sich an seinem Gebilde gefreut, nahm er Reiser und biegsame Gerten und flocht einen Körper mit Kopf und Gliedern. Kaum fertig sah er am Lächeln, daß es eine Frau sei, „Iro Vilgale“.

Während früher Niemand starb, der Greis einfach die alte Haut abstreifte und in neuer verjüngter Gestalt erschien, starben nach folgender Begebenheit, die in gleicher Weise auf den Salomos- und Banks-Inseln erzählt wird, alle lebenden Wesen. Eine alte Frau wollte sich in gewohnter Weise an einem Strom ihrer Haut entledigen. Sie warf dieselbe ins Wasser, das sie hinwegführte, doch an einen vorstehenden Busch antrieb. Die verjüngte Mutter kehrte nun nach Hause zurück, ihr Kind wollte sie jedoch nicht wieder erkennen und wohl oder übel, die alte Haut mußte gesucht und übergezogen werden. Seit dieser Zeit stirbt Jedermann. Auf den Banks-Inseln heißt diese Frau Iro Puet, das Weib Mates, des Todes. Eine andere Sage bezeichnet Tangaro den Narren, unter seinem andern Namen Tagelingelinge, als den Urheber, daß der Tod in die Welt kam. Ihm hatte Iro Puet aufgetragen den Weg zu Panoi zu bewachen und nach ihrem Tode ihrer herannahenden Seele den Weg zur Oberwelt zu weisen, doch Tangaro that das Gegentheil und Iro Puet war dem Leben für ewige Zeiten verloren.

Qat's Verschwinden von den Banks-Inseln wird folgendermaßen berichtet: Im Innern Santa Maria's, wo sich jetzt ein großer See befindet, war früher alles dicht mit Holz bedeckt. Aus einem der riesigen Bäume fertigte Qat eines Tages ein großes Boot, welche Beschäftigung von den Brüdern mit dem Bemerken belächelt ward, ein so großes Kanoe ließe sich ja gar nicht auf die See bringen. Die Antwort war einfach die, sie würden das schon sehen. Als das Fahrzeug fertig war, nahm Qat sein Weib und weitere sechs Personen hinein, ebenso von allen lebenden Kreaturen bis zur Ameise herab ein Paar, und bald begann ein gewaltiger Regen zu fallen. In kurzer Zeit war die große Höhle der Insel voller Wasser, das endlich da durchbrach, wo jetzt der große Wasserfall von Gaua ist. Das Kanoe bahnte sich selber einen Kanal in die See und verschwand. Stets hoffte man auf eine Rückkehr desselben, ja, als vor einigen Jahren ein kleines Handelsschiff aufs Riff lief und verloren ging und augenscheinlich in den Kanal des Wasserfalls trieb, riefen alte Leute, Qat käme wieder, sein Schiff bahne sich den Heimweg. Marawa, die Spinne, hatte sich noch nicht von Vanua Lava entfernt. Vor einigen Jahren ging ein Mann am frühen Morgen an den Fluß, sah dort einen vui, von kleiner Statur, mit langem straffen Haar, der in einem engen Loch hinter einem Stein verschwand. Der Stein bildete die Thür zu einer geräumigen Höhle, deren Eingang, wie erwähnt, sehr eng war. Auf des Mannes Rufen antwortete der vui, er sei Marawa, lebe hier und erwarte, daß der Mann ins Dorf gehe, um Geld für ihn zu holen, was denn auch geschah.

Qat und Genossen wird in erster Reihe die Macht zugeschrieben, daß sie die Elemente beherrschen. Ist Jemand in Gefahr, so wendet er sich sofort an die Gewaltigen. Einige dieser Bitten mögen hier folgen:

„Qate! Du und Marawa schließet das Windloch und lasset mich einen guten Landungsplatz finden, sendet mir eine sanfte Brise und leitet das Boot an einen ruhigen Ort!“ — „Qate, Marawa! Sehet auf uns herab, besänftigt das Meer, daß wir ruhig darüber gleiten. Brecht für uns die Wellenkämme, lasset sie von uns fortrollen und sich zum Spiegel ebnen, daß wir sicher einen Landungsplatz erreichen!“ — „Qate, Marawa! Verwandelt das Boot in einen Wal, einen Habicht, einen fliegenden Fisch; laßt es über die Wogenkämme springen, eilend zur Heimath hin!“ Auf solche Bitte hin glaubte man, daß die Gerufenen Mast und Takelwerk faßen und aus aller Gefahr leiten würden.

Eine besondere Art vuis, die nopitu vuis, ähneln unseren Feen, sie nehmen gelegentlich menschliche Formen an und suchen Redliche und Bedürftige auf, um sie mit Geld und Nahrungsmitteln zu beschenken. Männer, denen sie ihre Gunst zugewandt, verrichten mit ihrer Hilfe erstaunliche Thaten. Trinken sie z. B. aus einer Kokosnuß, so läuft statt des Saftes Muschelgeld heraus rc.; auch sie heißt man nopitu. Die Anwesenheit eines solchen gütigen Geistes bezeichnet gewöhnlich ein so zarter Gesang, als ob er von Kindern komme; die Melodie desselben ist stets eine der auf Mota einheimischen. Ihr Zusammenleben mit den Menschen ist nicht selten ein inniges, ja sie schenken denselben sogar Kinder. Solche Orte, die man als Lieblingsaufenthalt der Geister kennt, sind „rongo“. (i. e. dem Rongo geweiht. Wohl zu unterscheiden von dem polynesischen „tapu“, das auch hier gilt und den Begriff des „Verbotes“ in sich schließt.) Der Begriff des rongo umfaßt eine gewisse Ehrfurcht, heilige Scheu. Alle auf solchen Plätzen sich vorfindende Steine, Bäume und Thiere, namentlich Schlangen, sind ebenfalls rongo. Der Begriff erstreckt sich auch auf solche Thiere, die häufig in der Wohnung erscheinen, z. B. Eidechsen, Schlangen, Eulen. Auch bestimmte Flußtheile können aus irgend welchem Grunde rongo sein. Alles dieses bringt man in Verbindung mit den vuis; es sind gewissermaßen Organe derselben. Nach dem Aussehen der betreffenden Objekte wird das Wesen des Geistes beurtheilt. Diejenigen Menschen, die diese Eigenschaften zu erkennen vermögen, resp. vorgeben, gelten als Vermittler bei allen Angelegenheiten; sie nur dürfen die als rongo bezeichneten Plätze betreten, Opfergaben entgegen nehmen und dem Geiste das Anliegen vortragen. Dieser wünscht vielleicht reich zu werden oder eine gute Ernte zu haben, ein Anderer gesegneten Fischfang u. s. w. Ein Theil des Opfers wird während des Gebetes auf den Stein gelegt, den man mit dem Geiste verbunden glaubt. Wird ein vui gebeten einem Feinde Krankheit oder dergleichen zu bringen, so kann er wohl dem Bittenden die Mittel und Wege dazu verschaffen, führt aber selber das Unheil nicht herbei. Als Schutzmittel gegen alles Ueble werden kleine runde, überhaupt außergewöhnlich geformte Steine, die stets mehr oder weniger als mit den Tangaros verbunden erachtet werden, sorgsam in einem Geflecht in dem Wohnraum aufgehängt oder auch an der Halsschnur getragen. Der Inhaber ist dann stich- und schußfest, überhaupt gefeit. Auch in den Pflanzungen wird nie versäumt einen Stein niederzulegen, der durch seine Gestalt eine gute Ernte verspricht.

Kinderlosen Frauen dient ein größerer Stein, der auf kleineren ruht, sie versprechen die Fruchtbarkeit. Eigenartig geformte, längliche Steine werden mit Verstorbenen in Verbindung gebracht und in die Hütte genommen, dieselbe zu schützen. Tritt Jemand während der Abwesenheit des Eigenthümers in dieselbe und vergißt seinen Namen zu nennen, so wird der betreffende Geist denken, er habe schlechte Absichten und ihm auf irgend welche Art Unheil zufügen. Ein Stein, von dem man weiß, daß mit ihm ein mächtiger vui in Verbindung steht, bringt dem glücklichen Eigenthümer vielfach Gutes. Jeder der etwas erbitten will, das dieser Geist gewährt, wird dem Eigner Muschelgeld und andere Gaben bringen, damit er für ihn zum vui bitten möge. In jeder Gefahr wird nun neben der Hilfe der vuis auch diejenige der Vorfahren und kürzlich gestorbenen Verwandten angerufen, und zwar wendet man sich stets direkt an dieselben, d. h. nennt ihre Namen.

Beabsichtigt Jemand einem Widersacher zu schaden, wird er sich folgender Zaubermittel bedienen. a. „Talamatai". Ein Knochentheilchen eines Leichnams wird in gewisse Blätter gewickelt und unter dem Singen einer bestimmten Strophe auf den Weg gelegt, den der Betreffende zu passiren hat. Schreitet er hinüber, wird er unfehlbar von Geschwüren, Ausschlag 2c. heimgesucht werden. b. „Garata". Man verschafft sich ein Theilchen vom Haar, Fingernägel 2c. des zu Schädigenden, mischt dieses mit den Blättern gewisser Pflanzen und verbrennt Alles im langsam verglimmenden Feuer. Krankheit und Tod je nach dem langsamern oder schnellern Zerstören sind die Folgen. (Garata ist identisch mit dem nahak der südlichen Neu-Hebriden. Näheres darüber in meiner Monographie der Neu-Hebriden. Hamburg 1879.) c. „Tamatetiqua", d. h. Geistergeschosse. Knochensplitter und Blätter werden unter dem Murmeln von Beschwörungsformeln in Bambusrohr geschlossen. Erscheint der Betreffende, so richtet man das Rohr auf ihn und lüftet die bisher mit dem Daumen verschlossen gehaltene Oeffnung und läßt nun den so zurückgedrängten Zauber hervorströmen. Früher goß man auch unter Beschwörungen Wasser in den heißen Kochofen, daß der Feind verbrühe.

Erkrankt nun wirklich Jemand, so eilt er die Hilfe der „gismana", der Aerzte, zu erlangen. Diese wenden gegen gutes Entgelt Gegenbeschwörungen an, saugen an dem Theil des Körpers, wo der Schmerz ist, streichen auch wohl unter dem Singen einer Melodie daran herum, vorgebend, der Sitz der Krankheit sei entdeckt, dieselbe müsse fortgestrichen werden. Leidet Jemand an Zahnschmerzen, so werden Kräutermittel in Anwendung gebracht und dem Patienten nach der Heilung ein in der Hand verborgen gehaltener Wurm gezeigt, der nach der Aussage des Arztes im Zahn gesessen hat. Den in geeigneten Fällen äußerlich angewendeten Heilmitteln wird jedoch keineswegs die Heilung zugeschrieben, sondern den Zaubersprüchen und dem geheimnißvollen Gebahren, dem Blasen mit dem Munde 2c. Von einigen dieser gismana glaubt man, daß ihre Seele, ihr atai, des Nachts den Körper verlasse, um die Seele des zuletzt Verstorbenen zu verzehren. Daß der atai im Schlafe den Körper verlasse, um auf eigene Hand umher zu streifen, hört man vielfach.

Noch einige Anschauungen verdienen hier der Erwähnung. Die Bewohner Motas glauben, daß die bei einem Begräbniß getödteten Schweine, die auf das Grab gelegten Nahrungsmittel, ja die Gegenstände, mit denen der Leichnam geziert ist, ihren atai hätten, d. h. nur in diesem Falle.

Beim Niesen glaubt der Banks-Insulaner, daß irgend Jemand in demselben Augenblicke seinen Namen ausspreche. In Viti sagt der Nebenstehende: „Magst Du leben!" und der Niesende darauf: „Mögest Du tödten!" (Deine Feinde.)

Eigenthümlich ist im ganzen melanesischen Inselgebiete, von Aneiteum bis Isabel, Neu-Britannien und Neu-Guinea, der Glaube an eine wilde Race des Innern, die auf den Bergen ihr Wesen treibe und paarweise auf Bäumen hause. Häufig hat man die Gefürchteten und andere auf Ambrym am Rande des großen Krater sich sonnend und spielend gesehen. Naht sich ein anderer Sterblicher, fangen und zerreißen sie ihn mit ihren langen Nägeln und verzehren ihn. Wie fast überall haben auch die Bewohner der Banks-Inseln Werthmesser; das gewöhnliche Geld besteht aus den aufgereihten Spitzen von Muscheln. Man weiß deren Besitz sehr wohl zu schätzen und sucht denselben auf alle Art zu vermehren. So hat sich unter andern ein förmliches Borgsystem entwickelt. Der Zinsfuß ist 100 für 100, also gut bemessen! Doch kann die Rückzahlung nach beliebiger Zeit erfolgen. Außerdem hat sich eine Art aufgezwungenes Darlehn eingebürgert, das der Empfänger, will er nicht gegen die Sitte verstoßen und den großmüthigen Darleiher erzürnen, annehmen muß. Auf diese Weise sucht der Reiche den Armen nieder zu halten.

Die politischen Verhältnisse der Banks-Inseln sind ganz eigener Art. Einen Häuptling kennt man nicht, diejenigen, die dem Fremden als chiefs bezeichnet werden, sind nur Mitglieder gewisser Rangklassen, Supwe oder Suque genannt, eine wichtige Einrichtung, die, auf den Salomos unbekannt, sich in den Hebriden bis zu den Three Hills ausdehnt und in ihrer Art die Bande bildet, die die einzelnen Stammesglieder verbindet. Die Supwe umfaßt nur das männliche Geschlecht. Der Einfluß, den ein Jeder ausübt, richtet sich, wie erwähnt, nach der Rangklasse, der er angehört. Für jede dieser Klassen ist im gamal, dem öffentlichen Gemeindehaus, das jedes Dorf besitzt, eine eigene mit einem Kochofen ausgerüstete Abtheilung bestimmt. Hier finden die gemeinsamen Versammlungen statt, in denen über die Aufnahme neuer Mitglieder berathen wird, auch die Mahlzeiten der Mitglieder eingenommen werden, während Frauen und Kinder in ihren Hütten essen. Steigt Jemand in eine höhere Rangstufe, so muß er Jedem der derselben Angehörenden eine gewisse Summe zahlen, in den höheren Klassen besteht dieselbe in Schweinen. Der obersten gehören nur sehr Wenige an, denen bedeutende Gewalt zusteht. Sie bestimmen wer von einer in die andere Klasse steigen, wer gänzlich ausgeschlossen werden soll 2c. Früher war jedes Mitglied bei Geldstrafe verpflichtet, nur im gamal zu essen, jetzt wird das nicht mehr so streng genommen. Unter den Frauen besteht eine ähnliche Verbindung; einen gamal besitzen dieselben jedoch nicht.

Das Strafrecht übt Jeder auf eigene Faust aus. Glaubt sich Jemand beleidigt, so erzwingen die Waffen Genugthuung, d. h. des Gegners Körper durchbohrt der aus dem Hinterhalt gesendete vergiftete Pfeil. Legt sich die Verwandtschaft ins Mittel, so wird der Streit zuweilen, unter langen lebhaften Reden und wilden Gesten, durch eine Geldbuße beigelegt.

Die Mitglieder der höheren Rangklassen sind in den meisten Fällen Theilnehmer einer Verbindung, die der Meinung des Volkes nach mit Geistern in Verkehr steht. Alle Sitzungen derselben werden im „salogoro", einem Separatplatze beim Dorfe, den Niemand weiter betreten darf, abgehalten. Neue Kandidaten, die aufgenommen werden wollen, müssen hier eine bestimmte Anzahl von Tagen zubringen und dann jedem der Mitglieder eine Summe Geldes zahlen. Jedem Angehörigen des Verbandes steht es zu das tabu zu verhängen, d. h. dies oder jenes vor unberechtigten Ein-

griffen zu schützen; sollen z. B. Fruchtbäume aus irgend einem Grunde ihrer Früchte nicht beraubt, ein bestimmter Platz nicht betreten werden, so wird auf gemeinsamen Beschluß der „tamate" genannten Vereinigung von irgend einem Mitgliede das tabu-Zeichen, ein Blatt des Tiglibaumes, angebracht. Wehe, wenn das Verbot mißachtet wird, die geringste Uebertretung wird mit Geldbuße geahndet. Unwillkürlich denkt man bei dieser Einrichtung an unsere Warnungstafeln. Zu bestimmten Zeiten geht ein Angehöriger der „tamate" aus, um die Schädel der Gestorbenen zu sammeln, sie zu präpariren und für den Kultus zu weihen. Eigenthümliche Schreie künden Frauen und Kindern dann an, daß der tamate umhergehe, Material, Nahrungsmittel für die bevorstehenden Ceremonien einzusammeln, jeder derselben hat sich dann bei Todesstrafe fern zu halten. Die männlichen Dorfbewohner müssen stets das Gewünschte hergeben. Ist ein neuer Theilnehmer aufgenommen, führt er vor versammeltem Volke auf dem öffentlichen Platze zu Ehren der Geister Tänze auf. Früher glaubte man der Betreffende sei selbst ein Geist, jetzt dient das Ganze nur zur Belustigung. Derjenige, dem das Einsammeln der Schädel sowie der Nahrung und der Tanz obliegt, ist in ganz sonderbarer Weise bekleidet. Sein Gesicht verdeckt eine Maske, aus dem Vordertheil des Schädels und daran befestigtem Unterkiefer irgend eines berühmten Verstorbenen bestehend, die Fleischtheile sind durch Lehm und dergleichen aufgetragen, lebhafte Bemalung erhöht den Eindruck. An dem an der Innenseite befestigten Stab wird die Maske mit den Zähnen festgehalten. Natürliche oder künstliche Haare fehlen nicht. Den Kopf bedeckt ein runder, spitz zulaufender, bemalter Hut, dessen Anfertigung nur dem in die Verbindung Aufgenommenen gezeigt wird, und für jede tamate (jedes Dorf besitzt eine tamate; die Haupttamate, zu der die Eintrittsbedingungen noch höher sind, heißt tamate liwoa) eine andere ist. Den Körper bis zu den Knien bedeckt eine dichte, dicke Umhüllung von Pandanusblättern, diesem den Geistern gewidmeten Baum. Die seltsame Körperbedeckung besteht aus einzelnen Kränzen. Der untere an einer Bastschnur von den Schultern herabhängende trägt alle übrigen, die bis zum Hals emporreichen. In jeder Weise ähnelt die ganze jetzt alles Geheimnißvolle entbehrende Ceremonie dem auf Duke of York und in Neu-Britannien beobachteten Duk-Duk, über den Hübner, Fournier nach Mittheilungen des Rev. Brown, Kleinschmidt berichten. (Siehe: Die ethnogr. anthrop. Abthl. d. Mus. Godeffroy S. 17 und 433.)

So bietet das ganze Feld des südlichen Stillen Oceans noch in vieler Hinsicht eine Fülle von eigenartigen Anschauungen und Gebräuchen, die jedoch, jemehr jene Inseln von den Adern des Weltverkehrs umspannt und der Civilisation entgegen geführt werden, verschwinden. Noch ist es Zeit zu beobachten, zu sammeln. Jeder, der die Gelegenheit hat, säume nicht.

Der Bakschi der Donschen Kalmücken[1]).

L. Mit dem Namen „Bakschi" wird das Oberhaupt der lamaitischen Geistlichen unter den Donschen Kalmücken bezeichnet. Der jetzige Bakschi heißt Arkad Tschubanow und ist im Jahre 1841 in der Ortschaft Ilmäta geboren, woselbst noch augenblicklich seine Verwandten wohnen. Der junge Arkad lebte so, wie die anderen Kinder der Kalmücken zu leben pflegen; in seinem zehnten Jahre wurde er zum geistlichen Stande bestimmt. Vom elften bis zum achtzehnten Jahre studirte er die tibetische Sammlung aller Religionsgebräuche, vom achtzehnten bis zum einundzwanzigsten Jahre die kalmückische (mongolische) Uebersetzung der Sammlung unter Anleitung des alten Bakschi Gantschschinow. Vom einundzwanzigsten Lebensjahre an setzte er seine Studien in Groß-Derbety, dem Kalmückenlager im Gouvernement Stawropol, unter Aufsicht des dortigen Kalmücken-Bakschi, Santscha Jawanow, fort. Der Aufenthalt in Groß-Derbety war nicht angenehm: bekanntlich sind die Baulichkeiten der stawropolschen Kalmücken sehr mangelhaft und bieten Winters wenig Schutz gegen die Kälte. Der größte Theil der dortigen Kalmücken sowie auch ihre Priester („Geljunen" genannt) wohnen noch jetzt auch Winters in sogenannten Kibitken, Hütten aus Filz, während die Donschen Kosacken, insbesondere die Priester, hübsche Häuser besitzen. In der Residenz des stawropolschen Bakschi fehlten alle Bequemlichkeiten des Lebens. Der junge Arkad, um an Winterabenden lesen zu können, hüllte sich in zwei oder drei Pelze, und zur spärlichen Beleuchtung dienten Kerzen, welche zu Hause angefertigt wurden. Mit Mühe konnten dabei die schwer lesbaren Texte entziffert werden. Nach vierjährigem Verweilen in Derbety besuchte Arkad auf kurze Zeit seine alte Heimath; dann kehrte er wieder nach Derbety zurück, um daselbst ununterbrochen noch sechs Jahr zu bleiben. Hier wurde er zum „Geljun" (Opferpriester) ernannt, vorläufig zum überzähligen. Erst nach seiner Rückkehr in den Heimathsort zu seinem heimathlichen Tempel („Churul"), woselbst er seine Dienste begann, wurde er zum wirklichen Geljun befördert. Endlich im Jahre 1873 wurde er als Bakschi oder Oberhaupt der Geistlichkeit der Donschen Kalmücken vom Hetman bestätigt.

Dadurch war der Geljun auf eine Höhe gestellt, welche viele vergeblich anstreben, aber nicht erreichen. Der Tod des Bakschi ruft lebhafte Bewegungen im Kreise der Geljunen hervor, erregt die Leidenschaften, belebt die gehegten Hoffnungen, erzeugt Parteien, von denen jede einzelne ihren Kandidaten zum Bakschi machen will. Agenten, welche für einen oder den andern werben, sprengen in den Lagern umher und sammeln Stimmen, natürlich hat das Geld auch hier seine Bedeutung. Man erzählt sich, daß dem jetzigen Bakschi die Wahl beträchtliche Summen gekostet habe, aber durch die stattgehabte Wahl wird alles mit Zinsen zurückgewonnen. Der Bakschi wird z. B. in die eine oder andere Gemeinde (Sotnjä = Hundert) geladen, um das buddhistische Gesetz („Nom") zu verlesen; alle Bewohner versammeln sich, jeder hält es für seine Pflicht, dem Bakschi eine Geldgabe darzubringen, weniger als einen Rubel giebt niemand, aber die Reichen geben Hunderte; so zählen die Einkünfte eines Bakschi nach Tausenden. Auch die Einkünfte der Gel-

[1]) Nach dem Russischen in „Das alte und das neue Rußland" Jahrgang 1880, Novemberheft S. 577 bis 582. (Verfasser unbekannt.)

junen sind in einzelnen, z. B. bei Sterbefällen recht bedeutend; den Löwenantheil erhält aber stets der Bakschi. Und wie sollten die frommen Anhänger des Lamaismus nicht den Bakschi ehren? Ist der Bakschi gestorben, so sagen sie von ihm: „burchan boloxan", d. h. er ist zu einem Burchan, zu einem Gott, geworden; sein Bild wird einem Götterbilde gleich geachtet. Und nach der so ehrenvollen, so einträglichen und den Inhaber zur Stufe eines Gottes erhebenden Würde sollte nicht jeder streben?

Der jetzige Bakschi lebt in einem vortrefflich, nach orientalischem Geschmack eingerichteten Hause. Das an den Tempel (Schome) stoßende Haus ist in zwei Hälften getheilt: in der einen Hälfte empfängt der Bakschi seine Gäste, in der andern schläft er und erfüllt die nöthigen Religionsvorschriften. Die erste Hälfte ist mit Teppichen, gut gepolsterten Möbeln versehen und mit Portraits geschmückt, dem des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des zeitweiligen Hetman und dessen Frau, einiger Generäle und anderer Würdenträger. Auch die Wände sind von einem dortigen Künstler mit Ansichten nicht existirender Städte bemalt. Unter den Portraits vermißten wir das Bild des Erzbischofs Platon, welches dem Bakschi verehrt worden war; es zeigte sich, daß der Bakschi als orientalischer Diplomat das Portrait in einem besondern Hause aufbewahrte, welches fremden Gästen zum Quartier diente.

Die andere Hälfte des Hauses ist zur Ausübung der Religionsgebräuche bestimmt. Und was ist die Beschäftigung des Bakschi? Lange anhaltendes Hocken auf den Fersen nach orientalischer Sitte, unaufhörliches Murmeln von tibetanischen Gebeten, Rauchen von schlechtem Tabak, Verbrennen von stinkenden Räuchermitteln — alles dies und dabei die vollständige Abwesenheit aller Mittel zur Unterhaltung und Zerstreuung müssen auf jeden Menschen ungünstig einwirken. Der Bakschi beklagt sich über stetiges Kopfweh, über Augenschmerzen u. s. w. Die Aerzte, welche er seiner Leiden wegen konsultirt hatte, beschuldigten seine gesundheitswidrige Lebensweise und riethen ihm an, sich zu verheirathen. Das gestattet aber das buddhistische Gesetz nicht.

Ueber religiöse oder wissenschaftliche Gegenstände mit dem Bakschi zu disputiren, war ganz unmöglich. Der Berichterstatter ließ die Bemerkung fallen, daß die Ansicht der Geljunen von der Welt, wonach diese auf einer großen Schildkröte ruhe, sehr sonderbar sei. Der Bakschi lief sogleich fort: er wollte nichts hören; doch kehrte er bald zurück, um sich wegen seines Benehmens zu entschuldigen.

Im Allgemeinen ist die äußere Lage des Bakschi eine sehr gute: eine vortreffliche Behausung, hinreichende Nahrung, ausgezeichnete Equipage, glänzende Kleidung und eine Beschäftigung ganz nach Belieben. — Aber was ist das alles? Fern ist der Bakschi von der gebildeten Welt, fremd sind ihm die hohen Interessen der Wissenschaft: er ist nur damit beschäftigt, das buddhistische Gesetz (Nom), die Summe alles Wissens, zu erlernen, und mit Eifer giebt er sich dem Studium des Gesetzes hin; als ein zukünftiger Gott sitzt er da und läßt sich von seinen halbwilden Stammesgenossen verehren. Daß außer dem Jahrhunderte alten Gesetz (Nom) noch vieles andere Wissenswerthe existirt, kümmert ihn nicht: er ist glücklich in seiner Unwissenheit; er denkt gar nicht daran, seine Kenntnisse zu vermehren, denn er hat keine Ahnung davon, daß er nichts weiß. Jeder einfache Geistliche einer Landgemeinde weiß bedeutend mehr, als dieser in einer Kutsche fahrende und mit rother Mütze und rothem Gewande bekleidete Großwürdenträger. Trotzdem sieht der Bakschi von oben herab auf die russische Geistlichkeit. Zum Theil tragen aber die Russen selbst die Schuld, weil sie den Bakschi in eine unrichtige Stellung zu der rechtgläubigen Geistlichkeit bringen. Wenn der Bakschi vorüber fährt, so sagt das Volk: „da fährt der Kalmücken-Archierei" (Bischof). Im Gasthof heißt es: „der Kalmücken-Bischof ist abgestiegen". Man ladet den Bakschi häufig zu Mittagessen, sowohl von Seiten des Erzbischofs Platon als auch des Hetmans. An großen Buddhisten-Festen werden ihm von allen Seiten mündlich und schriftlich Glückwünsche dargebracht — man huldigt ihm und alle das bleibt nicht ohne Wirkung. Von seinen Untergebenen wird der Bakschi sklavisch verehrt: das Personal seines Götzentempels (Churul) liegt zu seinen Füßen. Ueberdies vollführt jeder Kalmücke und jede Kalmückin mit Vergnügen jegliche Arbeit für ihn, einerlei wie erniedrigend sie ist — sie gilt als eine religiöse That. Dabei hat der Bakschi eine zahlreiche Dienerschaft. Die Mantsch-shik, junge Leute, welche die unterste Stufe der lamaitischen Hierarchie einnehmen, bedienen ihn und arbeiten für ihn. Im Uebrigen sind die Bedürfnisse des Bakschi sehr gering: seine Nahrung ist Fleisch ohne Brot (Machan) und Thee. Im Allgemeinen hat das Leben eines Bakschi für einen Europäer nichts Anziehendes.

Der Bakschi ist des Russischen nicht mächtig und hält es nicht für nothwendig es zu lernen. „Wozu," spricht er, „soll ich das? Um einen russischen Brief zu lesen oder zu schreiben, dazu habe ich meine Schreiber." Diese Aeußerung ist charakteristisch für den Bakschi, aber auch für die Geljunen, welche meist ebenso denken. Es giebt 120 wirkliche und circa 400 überzählige Geljunen, einfache Priester; hiernach machen die Priester etwa den sechszigsten Theil der ganzen Bevölkerung aus. Allein außer diesen officiellen und halbofficiellen Priestern giebt es noch viele andere. Der Verfasser hält die große Zahl der Priester immerhin für ein Zeichen des Fortschritts, weil sie doch etwas vorgeschrittener in der Kultur sind als der gemeine Mann, und da die Priester dem Kalmücken-Volk als nachahmungswerthes Vorbild dienen, so strebt auch der gemeine Kalmücke danach, die Kultur der Priester zu erreichen.

Im Jahre 1880 ist in der Sotnja Nomirowsk bei dem daselbst befindlichen Tempel (Churul) eine Schule eröffnet, welche von 46 Schülern besucht wird, 35 Schüler bilden die untere, 11 die obere Abtheilung der Schule. Einige der Schüler sind schon 20 Jahre alt und verstehen bereits Tangutisch oder Tibetisch, andere auch Kalmückisch zu lesen und zu schreiben. Es kommt vor, daß einige Geljunen Tibetisch erlernt haben, aber ihre Muttersprache, das Kalmückische, weder lesen noch schreiben können. Jetzt fangen sie an Russisch zu lernen, weil in Folge einer Verordnung der russischen Regierung nur diejenigen zu wirklichen Geljunen ernannt werden können, welche genügende Kenntniß der russischen Sprache besitzen. Aus diesem Grunde bemühte sich der jetzige Bakschi um Errichtung einer Schule: alle Mantsch-shik — eine Art niedrigster Tempeldiener — sind, so lange sie die Schule besuchen, von der Militärpflicht befreit. Selbstverständlich haben diese Schüler die gegründetsten Ansprüche darauf mit der Zeit zu wirklichen Geljunen ernannt zu werden. Die Schule selbst steht unter Aufsicht des Bakschi, dem man für seine Bemühungen um Gründung der Schule als Auszeichnung eine goldene Medaille versprochen hat. Dadurch wird er sich sehr geschmeichelt und geehrt fühlen — und glücklich für die ganze Zeit seines Lebens.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie der „Kawkaz" schreibt, ist am 1. (13.) September dieses Jahres in Kutais die erste Nummer einer wöchentlich einmal erscheinenden grusinischen Zeitung, „Schroma" (die Arbeit), ausgegeben worden.

— Als wichtigstes Resultat der vom Ingenieur Iwanow ausgeführten geologischen Untersuchung im Zerawschan-Distrikt erscheint die Feststellung der Kohlenreichthümer von Kohistan. Herr Iwanow konstatirte 1. das Vorhandensein eines ausgedehnten und reichen Braunkohlenbeckens, das sich von Rabat am Jagnob bis zum Dorfe Zauran, 10 Werst westlich vom Fort Kschtut, erstreckt; das Becken ist 50 bis 60 Werst lang, seine Breite, die noch nicht überall genau festgestellt ist, erreicht an einigen Stellen 8 Werst. Er entdeckte 2. ein neues, bisher auch den Eingeborenen noch unbekanntes Kohlenlager auf dem linken Ufer des Zerawschan zwischen den Flüssen Worn (oder Kschtut-darja) und Zauran von 10 Werst Länge und 1 bis 3 Werst Breite. Nach der Zahl und Mächtigkeit der vorhandenen Schichten kann man eine beträchtliche Ausbeute an Kohlen erwarten. Das Lager von Kschtut ist mit dem 90 bis 100 Werst entfernten Samarkand durch einen schon jetzt ganz brauchbaren Weg verbunden.

— Anfangs November 1881 ist die Expedition nach der Mündung des Ob nach St. Petersburg zurückgekehrt. Sie bestand aus den Herren Moisejew, Astronom Fuß, dem Aufnehmer beim hydrographischen Departement Bogoliubow; dem Kapitän Dechtinski vom Steuermannskorps, Lieutenant Philipow und Student der Medizin Griniewezki. Die Expedition war am 15. (27.) Mai von Petersburg abgereist, konnte aber nur durch Vermittelung des Gouverneurs von Tobolsk einen Dampfer auf dem Ob erhalten und am 15. (27.) Juli sich einschiffen, so daß sie erst am 1. (13.) August in Obdorsk ankam, wo ihre Thätigkeit begann. Sie bestimmte 11 Punkte astronomisch, nahm rund 200 Werst mit Instrumenten und außerdem eine Strecke von 200 Werst als Routenskizze vom Dampfer aus auf.

— Sredne-Kolymsk [1]). Von Werchojansk an erhebt sich die Gegend ganz allmälig, wird hügelig und ist von dichtem Wald bedeckt, welcher aus Lärchenbäumen, Espen und Weiden besteht. Denselben Charakter trägt die Gegend auch 300 Werst in der Richtung nach Kolymsk, dann ziehen sich Berge hin, welche schließlich einer großen Ebene mit vielen Seen und Sümpfen Platz machen. An der Grenze des Bezirks von Kolymsk wird die Ebene von einem nicht bedeutenden Bergrücken, dem Kolymskischen, durchschnitten und dann wird die Gegend wieder niedrig, eben, wie besäet mit Seen und Morästen, dazwischen Lärchen und Weiden; Birken und Kiefern sind kaum noch anzutreffen. Oed, menschenleer und traurig ist es hier, eine Woche vergeht, bis man von einer Station zur andern gelangt, weil die Entfernungen der Stationen 200, ja sogar 280 Werst (= Kilometer) betragen. Zum Nachtlager und zur Erholung dienen kleine Hütten, welche 40 bis 60 Werst von einander am Wege dastehen [2]). Jedenfalls ist das Uebernachten in diesen Hütten behaglicher, als in einer jakutischen Jurte, von deren Schmutz und unappetitlichen Bewohnern man sich kaum einen Begriff machen kann. Endlich sind wir in Kolymsk. Das Städtchen liegt an der Kolyma; um die Stadt finden sich zerstreut Seen und Sümpfe, dazwischen Weiden. Häuser giebt es in Kolymsk etwa 70; aber was für welche! Die meisten haben keine Dächer, haben Eisenplatten statt der Fenster und statt eines guten Ofens eine Art Kamin, „Komelek" genannt. Die Häuser sind unregelmäßig ohne Ordnung aufgeführt: eine alte hölzerne Kirche, zwei Krankenhäuser, eine Schule, ein Verwaltungsgebäude, in welcher die Polizei, das Gericht und verschiedene Behörden untergebracht sind — das giebt der Stadt ihren Charakter. Die Bevölkerung besteht aus Kosaken, sogenannten Kleinbürgern und Ansiedlern; die Beschäftigung ist Fischerei und während des Sommers die Jagd; es giebt weder Zimmerleute noch Schlosser, noch Schmiede. Im Winter ein allgemeiner Winterschlaf, man kann nichts vornehmen als etwa fahren, um Holz und Wasser zu beschaffen. Statt der Pferde werden meist Hunde benutzt; man spannt 6 bis 12 vor einen Schlitten („Narte"). Alle Lebensbedürfnisse sind sehr theuer: ein Pud (circa 16 Kilo) Roggenmehl kostet 8 Rbl. 90 Kop. (circa 18 M.), ein Stück Ziegelthee 3 Rbl. (6 M.), ein Pfund (circa 400 Gramm) des schlechtesten Blättertabaks (Machorka) 1 bis 1½ Rbl. (2 bis 3 M.). Alle Manufactur- und Fabrikerzeugnisse sind fast unerschwinglich, es werden fabelhafte Preise verlangt. Dieses Jahr (1880) ist auch für Kolymsk ein schlechtes — der Fischfang war nicht gelungen, und die Fische sind hier das, was an anderen Orten das Brot ist: man nährt sowohl sich als die Hunde vorherrschend mit Fischen. Zweitens herrschten unter den Thieren verschiedene Krankheiten, Pferde, Renthiere fielen. Schließlich gingen auch viele Menschen an einem heftigen mit starken Seitenstichen verbundenen Fieber zu Grunde. In kaum einem Monate starben 10 Menschen, was für eine so wenig bevölkerte Stadt [1]) einen großen Verlust bedeutet. Einen Arzt hat die Stadt nicht, nur einige Feldscheerer sind daselbst stationirt.

Das Leben in der Stadt entspricht der einförmigen Natur und der Rauhigkeit der hiesigen entlegenen Gegend. Es ist das Leben in einem „Kalten Grab"; es ist schwer, sich vorzustellen, was das für ein Leben ist, und wie die hier lebenden Menschen beschaffen sind. Jakutsk ist nach der Charakteristik eines Kenners — ein großes Gefängniß, Kolymsk nur eine einzelne Zelle. Das ganze hiesige Leben ist auf den kleinlichsten Erwerb gerichtet, jeder sucht den andern so viel als möglich in ganz unanständiger Weise auszubeuten. Die Interessen, das ganze Ziel des Lebens geht darauf aus, Geld zu sammeln: die ganze Thätigkeit in der Familie wie im äußern Verkehr ist nur darauf hin organisirt. Von geistigen, von moralischen Bestrebungen ist nichts zu spüren: das sind hier vollkommen fremde und unbekannte Dinge. Die hiesigen Einwohner sind ausgezeichnet durch eine vollkommene Apathie, durch eine große Kälte; dabei sind sie äußerst sparsam und lästern gern.

Mit vollem Rechte wird Sredne-Kolymsk als ein verlorener Posten bezeichnet!

— Wir brachten in Band XXXIX des „Globus" (S. 122, 141, 155, 202, 215, 231 und 249) längere Auszüge aus Isabella L. Bird's „Unbeaten tracks in Japan", welche sich gewiß eben solchen Beifalls Seitens unserer Leser zu erfreuen hatten, wie das Originalwerk ihn sich in England errungen hat, wo es schon drei Auflagen erlebte. Jetzt ist von diesem wirklich guten Reisewerke eine vollständige deutsche Uebersetzung bei H. Costenoble in Jena erschienen unter dem

[1]) Aus einem Briefe, „Sibir" 1881, Nro. 16.

[2]) Solche Hütten führen in Sibirien den Namen „Powarnjä", was eigentlich „Kochstube" bedeutet. Red.

[1]) Sredne-Kolymsk soll nur 500 Einwohner haben. Red.

Titel „Unbetretene Reisepfade in Japan" (2 Bd. mit Illustrationen und einer Karte; Preis 10 Mark), welche wir unseren Lesern nochmals empfehlen möchten.

— Alle chinesischen Verkaufsläden — schreibt G. Kreitner (Im fernen Osten S. 541 ff.) — sind nach außen zu in der ganzen Breite offen und von der Straße nur durch ein etwas erhöhtes Trittbrett und einen langen, schmalen Auslagstisch abgesondert. Der Händler nimmt es durchaus nicht übel auf, wenn man sich eine Stunde lang damit beschäftigt, seine Waare zu betrachten, ohne etwas zu kaufen; bemerkt er aber, daß man für irgend ein Stück besonderes Interesse zeigt, so kann man erwarten, daß im Preise auch die Liebhaberei tarirt wird, und das Feilschen zu keinem den Käufer befriedigenden Resultate führt. Man thut dann gut, dem Kaufmann einen Gegenpreis anzubieten und ohne auf dessen verächtliches Lächeln weiter zu achten, fortzugehen. Ist dieser Preis im Verhältniß zur Waare ein nicht allzu geringer, so kann man sicher sein, sie — wenn auch nicht am nächsten, so doch am zweiten Tage zugestellt zu erhalten.

In allen Handelsgeschäften repräsentirt sich der Chinese, besonders dem Europäer gegenüber, als Gentleman; er zeigt ein unbedingtes Vertrauen, und wenn auch seine innersten Gedanken immer den größtmöglichen Gewinn anstreben mögen, so kontrastirt besonders die äußere Abwickelung der Geldgeschäfte mit der angeborenen Habsucht des Volkes in seltsamer Weise. Pünktlich in der Ablieferung der Waare, reell in allen Arbeiten, genau in den Rechnungen, versieht er die Kunden noch durch die Geduld zu befriedigen, mit welcher er auf die Bezahlung wartet. Der Chinese wird nur dann für ein Darlehen einen Schein verlangen, wenn er durch die Erfahrung zum Mißtrauen gezwungen wurde.

Wenn wir nun insgesammt die chinesischen Handarbeiten betrachten, als z. B. Holzschnitzereien, Ciselirabeiten, Steinschleifereien 2c., so steht (an Ort und Stelle) der niedere Preis nicht im geringsten Zusammenhange mit der verbrauchten Mühe und der künstlerischen, sich auf das kleinste Detail erstreckenden Genauigkeit der Arbeit.

Solche Resultate, die in Europa mit Gold aufgewogen werden müßten, wenn sie überhaupt zu erzielen wären, sind nur erreichbar, wenn eine genügende Anzahl anspruchsloser und genügsamer Kräfte vorhanden ist. Und in der That, an solchen Künstlern ist in China kein Mangel. So wie Millionen von Menschen in jenem Lande zufrieden, heiter und glücklich sind, die Tag für Tag ihren Nacken unter centnerschwere Lasten beugen, wenn sie dadurch nur den nöthigen Reis, einige Schalen Thee und den erforderlichen Tabak für die Wasserpfeife erwerben können, so schneiden, schnitzen und schleifen wieder andere Millionen tagtäglich an den erdenklichsten Kunstwerken, denen eine unermüdliche Phantasie immer neue Formen zu verleihen vermag. Eine enorme Konkurrenz drückt den Werth der Arbeit herab; der Einzelne fühlt, weil er von seinem Vater und Großvater nichts Besseres erzählen hörte, kein Bedürfniß nach einer höhern Entlohnung; und weil schließlich in dem großen Reiche weder Luxus noch Liebhaberei und Leidenschaft solche Wurzeln gefaßt haben wie in Europa, so kann China mit vollstem Rechte das Reich der Genügsamkeit genannt werden. Der geringe Lohn läßt dem Arbeiter nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie es anders sein könnte, sondern treibt ihn nur zu regerer Thätigkeit an; rastlos arbeitet er für seinen Herrn, ohne in Erwägung zu ziehen, daß dieser durch seinen Schweiß zum reichen Manne wird; er zieht keine Vergleiche zwischen der ungleichen Vertheilung des Eigenthums, sondern konstruirt vielleicht mehr instinktiv eine scharfe Grenzlinie zwischen der Macht des Goldes und der schwachen Kraft ohne Mittel. Der müßiggehende Arbeiter muß und wird in China verhungern. Wenn zwei Arme den Dienst verweigern, so ersetzen am nächsten Morgen zwanzig andere die verlorene Kraft. Daher stammt die Selbstlosigkeit und Bescheidenheit vom chinesischen Lastträger angefangen bis zum Künstler. Diese Tugenden sind eingewurzelt, sie sind angeboren. Und wenn z. B. in Kalifornien jüngst die amerikanischen Arbeiter vorderhand vergebliche Anstrengungen machten, die massenhaft eingewanderten, fleißigen, unermüdlichen und wohlfeilen Chinesen des Landes zu verweisen, weil sie neben denselben zu Grunde gehen müssen, so beweisen diese Faktoren der Volksbewegung in erster Linie doch nur die grellen Gegensätze zwischen der bescheidenen Genügsamkeit der Chinesen und den verfeinerten Ansprüchen der Amerikaner. Weiter greifende Resultate werden schwerlich erzielt werden können, wenn nicht der Amerikaner die zunächst liegende Abhilfe ins Auge faßt, und diese heißt: Anschmiegung an die Verhältnisse, richtige Würdigung der Konkurrenz.

Die meisten ausgewanderten Chinesen kehren nach mehreren Jahren wieder zurück. Sie verstanden es, so zu sparen, daß sie durchweg den Ruf genießen, vermögende, ja reiche Leute zu sein.

Afrika.

— Aus Abessinien zurückgekehrt, hat Gerhard Rohlfs über seine im Auftrage der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" ausgeführte Reise von Tripolis nach der Oase Kufra nunmehr in dem bei Brockhaus erschienenen Werke „Kufra" Bericht erstattet, die in ihren Umrissen bereits bekannte Geschichte der Expedition ausführlicher dargestellt, Land und Leute in zusammenfassenden Darstellungen behandelt. Besondern Werth erhält das Buch, dem drei Karten beigegeben sind, durch die „Wissenschaftlichen Ergebnisse", welche, von Fachgelehrten bearbeitet, den zweiten Theil einnehmen. Wir finden dort die von Rohlfs und Stecker erkundeten Itinerare, die Brunnentemperaturen und meteorologischen Bebachtungen, sodann von Hann die Resultate der letzteren und die Seehöhen bearbeitet. Prof. Peters berichtet über die gesammelten Amphibien, Karsch über die Gliederthiere und Prof. P. Ascherson giebt eine ungemein fleißige und umfangreiche Zusammenstellung der aus dem mittlern Nordafrika bekannt gewordenen Pflanzen. Aus dem ersten, beschreibenden Theile heben wir Einiges hervor; so die günstige Lage der Oase Sella als Ausgangspunkt für Forschungsreisende (S. 190); das Fortdauern des Sklavenhandels im türkischen Nordafrika (S. 223); die interessante Notiz (S. 222), daß Benghazi bei den Bewohnern von Audschila noch heutigen Tages seinen antiken Namen Berenike in der Form „Beruik" fortführt. Von Wichtigkeit für die Geschichte und die Beurtheilung des Islam ist die Darstellung von der Entstehung und Verbreitung des Snussi-Ordens (S. 280 ff.); fast belustigend die Unterhaltungen mit den scheinheiligen Schinch dieser Brüderschaft (Kap. 14). Dieselbe hat es z. B. verstanden, die nur von Berbern bewohnte Oase Audschila so religiös zu machen und zugleich so herabzubringen, daß Rohlfs den Ort kaum wieder erkannte (S. 220). An Wohlstand, an Reichthum, an Intelligenz haben die Bewohner allerdings nicht zugenommen, aber dafür besitzen sie jetzt auch fast so viel Moscheen wie einzelne große Familien, nämlich 13, und mehr als die Hälfte aller Palmen befindet sich in den Händen der Kirche. Die Einwohner dagegen sind bis auf drei verarmt, und ihre Zahl ist von 4000 auf 3000 gesunken. Die Zahl der Palmen hat sich durch das frühere Lakbi- (Palmwein-) Trinken sehr vermindert — jetzt geschieht dasselbe nur heimlich — und junge Stämme werden nicht in genügender Zahl gepflanzt. „Kurz, Audschila macht den Eindruck der Heruntergekommenheit, aber die Einwohner sind dafür sehr religiös geworden." Erfreulich ist die zum Schlusse mitgetheilte Nachricht, daß die türkische Regierung der Afrikanischen Gesellschaft 16000 Mark Schadenersatz hat zahlen müssen. Für Reisende enthält Rohlfs' Buch viele werthvolle Winke; daß er aber die Aneroide so empfiehlt (S. 26), erscheint uns nach Whymper's Erfahrungen (s. „Globus" XL, S. 185) doch nicht ganz gerechtfertigt.

— Unlängst wurde der Tod eines jungen französischen

Forschungsreisenden, Henri Dufour, gemeldet, welcher das Gebiet des Cunene-Flusses im südwestlichen Afrika durchstreifte. „Im Oktober 1880 — hieß es — war Dufour mit einer Truppe von Kaufleuten von Omoruru abgegangen. Am Cunene-Flusse angekommen, hielt es die Expedition angesichts der politischen Verhältnisse, in denen sie die Gegend vorfand, für gerathen, umzukehren; allein Dufour beschloß, trotz aller Vorstellungen, die man ihm machte, die Reise allein fortzusetzen. Seitdem hat man ihn nicht wieder gesehen; Kaufleute von Omoruru zogen endlich Erkundigungen ein und erfuhren, daß Dufour von einem mit den Portugiesen im Krieg begriffenen Stamme der Ovambo ermordet worden war. Seine Papiere und Effekten gelangten in den Besitz des Hauses Erikson und Comp. von Omoruru; aber seine Leiche und seine Kleidungsstücke sind nicht wieder gefunden worden." Jetzt bringt das „Athenäum" (Nro. 2819, S. 600) die erfreuliche Nachricht, daß Dufour zwar überfallen und ausgeplündert wurde, aber mit dem Leben davongekommen ist.

— Stanley hatte auf seiner großen Karte von Aequatorial-Afrika den Stanley-Pool von 17° östl. L. von Greenwich schneiden lassen. Wie uns jetzt aus Brüssel mitgetheilt wird, hat er die Länge des Sees, dessen einheimischer Name Nga Mkuma ist, von Neuem bestimmt und zu 15° 47' östl. L. Gr. gefunden, also um circa 1¼ Längengrad weiter westlich. Dadurch wird Savorgnan de Brazza's Behauptung, daß der Congolauf an jener Stelle um circa 2 Grad westlicher liege, als auf Stanley's Karte (s. „Globus" XXXIX, S. 192), ziemlich bestätigt.

— Nach Cape Coast Castle an der Goldküste ist Mitte Oktobers die grausige Nachricht gelangt, daß der König von Aschanti 200 junge Mädchen hat abschlachten lassen zu dem einzigen Zwecke, um ihr Blut mit dem Lehme zusammenzukneten, welcher zur Ausbesserung eines der königlichen Paläste gebraucht wurde. Einem der Opfer gelang es zu entkommen und die keineswegs unglaubliche oder beispiellos dastehende Thatsache den Europäern an der Küste zu melden.

— Der bekannte Reisende Kapitän R. F. Burton hat vom englischen Auswärtigen Amte einen dreimonatlichen Urlaub erhalten, um die westafrikanischen Goldminen und speciell eine Koncession in Appolonia zu besuchen, welche von einer Gesellschaft unter Burton's Direktorium ausgebeutet werden soll. Man darf von dieser Reise nach jener interessanten, aber lange vernachlässigten Küste, welche noch wenig bekannt ist, obwohl die Europäer dort schon seit länger als vier Jahrhunderten Fuß gefaßt haben, werthvolle Ergebnisse erwarten. Auch Commander V. L. Cameron will eine zweite Reise nach derselben Gegend unternehmen, und zwar wegen der Akonkoo-Goldmine unweit Axim.

Polargebiete.

— In Bezug auf Prof. Nordenskjöld's Telegramm (s. oben S. 288), die Auffindung zweier, vielleicht zur „Jeannette" gehörigen Europäer-Leichen und eines Whisky-Tönnchens an der Jenisei-Mündung betreffend, erklärt die Firma, welche die „Jeannette" verproviantirt hat, daß dieselbe gar keinen Whisky in Fässern an Bord gehabt hat. Vielleicht gehörten die beiden Todten zu einem Handelsschiffe, welches in jenen Gegenden von den Eingeborenen Felle gegen Waffen und Branntwein eintauschte.

— Die auf S. 320 dieses Bandes ausgesprochene Vermuthung, daß der „Rodgers" (vergl. S. 108 d. B.) ebenfalls Wrangel-Land erreichen werde, hat sich bestätigt: ein am 6. November aus dem Norden in San Francisco eingetroffenes Schiff meldet, daß die Boote des „Rodgers" jenes Land umfahren und seine Eigenschaft als Insel festgestellt haben. Verschiedene Theile derselben wurden aufgenommen; von der Spitze eines 2500 Fuß hohen Berges auf Wrangel-Land zeigte sich ringsum nur Meer. Die Eisverhältnisse waren für Erforschungszwecke sehr günstig. Der „Rodgers" wird sein Winterquartier wahrscheinlich in der St. Lawrence-Bai nehmen und von dort im kommenden Juni nach Norden aufbrechen.

Vermischtes.

Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen und seine Begründung auf ethnologische Sammlungen. Berlin, Ferd. Dümmler 1881.

Unter der Vorrede nennt sich Adolf Bastian als der Verfasser dieses Werkes, welches ganz den Charakter seiner zahlreichen übrigen Schriften trägt und mit einem wahren Feuereifer für die Sache der Ethnologie plädirt. Die Vorrede umfaßt 18 Seiten und 9 Seiten Anmerkungen dazu; die eigentliche Schrift bringt uns auf 168 Seiten wieder eine große Masse des verschiedensten Materials, welches zum Aufbau der Wissenschaft vom Menschen dient; der Schluß, in Vortragsform gehalten, giebt auf 24 Seiten uns Bastian's Ideen über das mächtige Thema, welches der Titel präcisirt. Hier haben wir eine Art von teleskopischem Vorblick in die Wissenschaft vom Menschen, wie sie dereinst sich aufbauen soll. Bastian ist hier Prophet — und wir glauben seinen Prophezeiungen — und Vorschauer in der Art jener, die mit dem zweiten Gesicht begabt sind. Seine großen Reisen, seine ungeheuer umfassenden Studien, die Sammlungen, die er zusammengebracht und verwaltet, dieses alles kumulirt in ihm eine stoffliche Riesenfülle, die der Einzelne physisch nicht zu verarbeiten vermag. Aber er zieht daraus das richtige Gefühl, sieht im geistigen Auge das Wesentliche, worauf es ankommt. Drückend und lastend auf den Schultern eines Menschen vermag dieser aber das gährende Chaos nicht allein zu bewältigen und zu klären. Es schäumt über nach allen Seiten.

„Wenn es uns im Laufe der Forschungen gelingen sollte, die Fäden genetischer Entwickelung in der transparenten Durchsichtigkeit der Naturstämme zu erspähen, um mit so erlangtem Zauberspruche das gesellschaftliche Leben der Geschichtsvölker und demnach auch unser eigenes zu Selbstbekenntnissen zu zwingen, so werden wir dadurch in den Stand gesetzt sein, den socialen Organismus in naturgemäß normaler Weise zu überwachen und vor pathologischen Abweichungen zu bewahren, wir werden in der objektiven Betrachtung dessen, was der jedesmalige Volksgeist in seinen Schöpfungen am geographisch-politischen Horizonte projicirt hat, das zu Grunde liegende, das zeugende Gesetz verstehen, aus Entstandenem ein Entstehen und in diesem Falle uns selbst als Menschen in der bereits durch alte Orakel geforderten Selbsterkenntniß."

Nöthig dazu sind ethnographische Sammlungen nach jeder Richtung. Hier ist es die höchste Zeit. Bastian mahnt einzuheimsen, so lange es noch Zeit ist, damit unsere Nachkommen nicht die empfindlichsten Lücken finden. „Es brennt in allen Ecken und Enden der ethnologischen Welt, brennt hell, lichterloh, in vollster Brunst, es brennt ringsum. Groß Feuer! und Niemand (?) regt eine Hand." Und dann noch die Mahnung: „Wunderbar überraschende Entdeckungen ruhen im Schoße der Zukunft. Sie sind uns gewiß, wenn wir uns darum mühen wollen, sie sind verloren für immer, wenn jetzt im kritischen Moment des Wendepunktes die Gleichgültigkeit fortdauert."

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. III. (Fortsetzung in einer spätern Nummer.) (Mit sieben Abbildungen.) — R. Andree: Bilderschriften aus der Südsee. — M. Eckardt: Religiöse Anschauungen und sociale Einrichtungen auf den Banks-Inseln. II. (Schluß.) — Der Bakschi der Donschen Kalmücken. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiet. — Vermischtes. — (Schluß der Redaction. 26. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Globus.

XLI. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Einundvierzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1882.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Tietze über den Löß 240.

Deutschland. Rückgang des polnischen Grundbesitzes in Posen 95. Gletschererscheinungen im Harze 125. Besuch der Universitäten 126. Neue geographische Gesellschaften 126. 239. Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen 183. Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages zu Berlin 254. Direkte telegraphische Verbindung mit den Vereinigten Staaten 318. Pallmann's „Petroleum in der Mark Brandenburg“ 318. Die größten Städte Deutschlands 335. 372. Das Alter des Weichseldeltas 335.

Oesterreich-Ungarn. Wanderungen in den Süd-Karpathen. Von Dr. F. W. Paul Lehmann 10. 28. 41. 71. 87. 107. Anzahl der Deutschen in Budapest 95. Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats. Von E. Kramberger 262. 281. 298. 313. Haltrich's Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen 271. Daruvar in Slavonien und seine Umgebung. Von Prof. E. Kramberger 346. 365. 376. Hartleben's Illustrirte Führer 372. Die Juden in Cisleithanien 372.

Belgien. Belgische Skizzen. Nach C. Lemonnier 97. 113. 129. 145. 161.

Schweiz. Pfahlbautenfunde 239.

Skandinavien. Egon Zöller über „Schweden, Land und Volk“ 175. Im Lande der Mitternachtssonne 359.

Großbritannien. Chinesische Handelsgesellschaft in London 47. Nordlandfahrten 192. Die Society of Dilettanti 320.

Frankreich. Bevölkerung von Paris 126. Die letzten Weinernten 175. Die Berufsarten der Franzosen 318.

Italien. Kaden's „Skizzen und Kulturbilder aus Italien“ 47. Das Aetna-Observatorium 205. H. Kiepert's neue Generalkarte von Unter-Italien 239. Zahl des Klerus 372.

Griechenland. Ueberschwemmungen und vulkanische Erscheinung 95. Eisenbahn in Thessalien 205. Exhalation von Schwefelwasserstoff bei Aitolikon 285.

Europäische Türkei. Eski Zagra in Ostrumelien 31. Einführung des Metermaßes 47.

Bulgarien. Die Stadt Köstendil 32. Resultate des Census von 1881 192.

Rumänien. Auswanderung der Juden 254.

Rußland. Steinsalz im Kreise Bachmut 15. Bewässerungsanlagen im Süden 15. Die Bildung der Tataren im Gouv. Saratow 15. Wohnplätze im Gouv. Orenburg 15. Anthropologische Forschungen im Ural 16. Aerzte 16. Glinka's Besteigung des Magnetberges Katschkanar 47. Estnische Märchen in deutscher Uebersetzung 61. Astrachans Fischereien 95. Inklination und Deklination der Magnetnadel nach Oberst Tillo 96. Natürliche Grenze zwischen Rußland und Finland 126. Statistik von St. Petersburg 126. Messe zu Nischni-Nowgorod im Jahre 1881 126. Bevölkerung Moskaus 205. Malachow's anthropologische Reise in den Ural 205. Errichtung eines geologischen Instituts 221. Magnetische &c. Beobachtungen 222. Eigenthümlichkeit der Hauptflüsse Süd-Rußlands 240. Ein- und Auswanderung 254. Meteorologische Beobachtungen in Finnland 272. Trockenlegung der Sümpfe im Gouv. Nowgorod 272. Die Gesellschaft für finnische Literatur 285. Wissenschaftliche Reise nach Polnisch-Livland 318. Archäologisch-ethnographische Ausstellung in Kazan 318. Schulen in Odessa 318. Kopfsteuerpflichtige Landbevölkerung 318. Ueber die Herkunft der kurländischen Letten 369.

Asien.

Russisches Asien. Sibirien. Telegraph zwischen Irkutsk und Jakutsk 126. Poliakow's Reise auf Sachalin 143. Neue administrative Eintheilung 192. Verkehr mit Kamtschatka 192. Die physische Erziehung der Kinder im Gouvernement Tomsk 199. Die Rückreise der Besatzung des „Oskar Dickson“ von der sibirischen Küste nach Stockholm. Von W. Finn 203. Polarstation an der Lena 206. Bevölkerung des Amur-Gebietes 240. Der Tschernozom 272. Lage der Eingeborenen von Westsibirien 286.

Mittelasiatische Gebiete. Abtretung von Kutdsha 126. 223. Renat's Karte von Dsungarien 159. Der Jahrmarkt am Taïntschi-kul 286. Die Nomaden im Ferghana-Gebiete 317.

Kaukasischer Militärbezirk. Eine Reise durch Mingrelien 1. 17. Ethnographisches über die Teke. Von Dr. O. Heyfelder 58. Alterthümer im Kuban-Gebiete 96. Mineralquellen im Transkaspischen Gebiete 96. Aus dem Lande der Teke 126. 143. 192. Ein Ritt über den Kobet-Dagh und die verlassene Stadt Kara-kala. Von Dr. O. Heyfelder 154. Arbeiten am Uzboi 158. 175. Lessar's Aufnahmen im Lande der Achal-Teke 218. Kalitin's Marsch durch die Turkmenen-Wüste 222. Die russisch-persische Grenze 222. Die transkaspische Bahn 223. Erforschung der Gletscher 240. Reformen 255. Russische Karawane nach Merw 255. Ethnologisches aus der Oase der Achal-Teke. Von Dr. O. Heyfelder 283. 348. Pflege der grusischen Literatur 286. Expedition nach Karabag 302. Archäologische Schätze am Rion und Alazan 318. Schulen 318. Ossetische Märchen und Sagen 331. Die Insel Aschur-ada 373.

Türkisches Asien. Conder's Aufnahme des Ostjordanlandes 16. Tell-Erfêt, das alte Arpad 222. Die Tachtadschis 240. Liebe der Türken zu Thieren 272. Die Hiobsquelle bei Jerusalem 272. Das heutige Syrien. Nach Lortet 273. 289. 305. 321. 337. 353. 369. Die Tscherkessen in der asiatischen Türkei 279. Die Shirke 285. Jetisäjew's anthropologische Reise nach Palästina und Arabia Peträa 286. Reisen in Kleinasien im Sommer 1882 300. Reibungen zwischen Civil- und Militärbehörden 302. Bei den Turkmenen Karamaniens 328.

Arabien. Wanderungen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida. Von Charles M. Doughty 214. 249. Huber's Reise in Arabien 272. Nachrichten aus der westarabischen Landschaft Asir 330.

Iran. Gas in Teheran 16. Sanddünen im südlichen Persien 16. Der Engpaß Zendân 48. Kulturzustände 158. Afghanische Kaufleute 158.

Türkische Chanate. Dr. Regel nach Darwaz und Schugnan 16. 143. Merw und seine Bewohner 60. Die Cisternen

in der Steppe von Karschi 157. O'Donnovan's Ritt von Merw nach Meschhed 219. Kalitin's Marsch nach Chiwa 222. Smirnow in Darwaz 240.

Britisch-Indien. Ujfalvy's Reise in Kaschmir 48. 206. Unterricht in Britisch-Birma 126. Britisch-Birma zu Ende des Jahres 1881 141. Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" 158. Landhandel 255. Der Getreidehandel 286. Auswärtiger Handel 373. Theeernte 373. Hinduwittwen 373. Zur Statistik der Nordwest-Provinzen und von Oude 373.

Hinterindien. Aehnlichkeiten zwischen Annamiten und Japanern 14. Colquhoun's Reise von Süd-China durch die Schan-Staaten 206. Villeroi und Courtin auf dem Song-ka 223. Französische Expeditionen 255. Delaporte's Ausgrabungen in Kambodja 255. Die Durchstechung des Isthmus von Krau 255. Beziehungen zwischen England und Birma 373.

China mit Vasallenstaaten. Die erste Telegraphenlinie 48. Projektirte russische Expedition nach dem Tiënschan 255. Potanin's „Skizze der nordwestlichen Mongolei" 302. Creuse's Karte von Südchina 335.

Japan. Gründung eines archäologischen Vereins 159.

Andere Inseln. Das Todtenthal auf Java 13. Javanische Schulen 14. Tiger auf Java. Von E. Metzger 44. Projektirte holländische Expedition nach Borneo 126. Die Baluga-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon). Von F. Blumentritt 238. Die arabische Bevölkerung in Niederländisch-Indien. Von E. Metzger 269. Schadenberg auf Mindanao 319. Landau und Meyer auf Luzon 335. Eine Studie zur Bevölkerungsstatistik der Philippinen. Von F. Blumentritt 343. 362.

Afrika.

Liste der in Afrika astronomisch bestimmten Punkte 16. Die Steinzeit Afrikas. Von Richard Andree 169.

Marokko. Anzahl der Europäer 206.

Algerien. V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara 33. 49. 65. 81. Zunamen der Mohammedaner 256.

Türkisches Nordafrika. Stimmung in Tripoli 127.

Sahara. Projektirte italienische Expedition nach Wadai 206.

Sudan. Gustav Nachtigal's Reisewerk 103. 119. 138.

Aegyptisches Reich. Schuver's Reise südlich von Fadasi 127. 351. Französische Dampferlinie im Rothen Meere 143. Gesellschaft zur Ausgrabung der Ruinen im Delta 256. Gesellschaft zum Studium des Nil 256. Administrative Eintheilung des Sudan 256. Export Aegyptens 286. Die Ueberziehung der Kriegstrommel bei den Talârir. Von E. Berghoff 316.

Abessinien. Der Name Tsana 76. Raffray's Reise 143. Stecker nach Enarea und Kaffa 223. Cecchi's Reise und Rückkehr 223. 335.

Ostafrika. Die belgischen Expeditionen 16. Die deutsche Station in Ugunda 48. Thomson am Rovuma 127. Englische Reisen zwischen der Küste und dem Njassa-See 159. Die Makua in Ostafrika 295.

Seengebiet. Pearson's Rückkehr aus Uganda und Stanley's Zuverlässigkeit 76. Hore über die Anwohner des Tanganjika-Sees 143. Straßenbau zwischen den Seen Njassa und Tanganjika 286. Die Station Livingstonia am Njassa-See 303. Casati im Monbuttu-Lande 319. Gute Nachrichten aus Uganda 351.

Inneres. Pogge und Wißmann nach dem Tuschilange-Lande 76. Französische Uebergriffe am Stanley Pool 303.

Süden. Geographische Gesellschaft in Mozambique 76. Kohlenfelder in der Kapkolonie 128. Nationalitätsbewußtsein der Holländer 206. Missionsbestrebungen 256. Stow's Tod 351.

Westen. Dr. Buchner in Angola 48. Buchner's Heimkehr 96. Sierra Leone im Jahre 1881. Von H. Vogt 93. Rogozinski's geplante Expedition 128. Eisenbahn an der Goldküste 128. Bayol's Reise nach Futa Dschalon 128. Die Senegal-Eisenbahn 128. Französische Stationen 159. Gouldsbury über Futa Dschalon 206. Die Bewohner von Lagos 236. 252. Aus Aschanti 287. Burton und Cameron an der Goldküste 319. 335. Projektirte italienische Expedition 373.

Inseln. Die Insel Rolas. Von Prof. R. Greeff 110. 122. 135.

Australien.

Die Goldfelder 64. Die internationale Industrieausstellung 77. Telegraphenlinien 303. Eisenbahnen 336.

Südaustralien. Die Zuckerplantagen im Northern Territory 176. Sperlingsplage 176. Große Hitze 303.

Victoria. Die Goldfelder 336.

Neusüdwales. Leichhardt-Reliquien 77. 176. Unterstützung von Leichhardt's Verwandten 77. Unterstützung der freien Einwanderung 176.

Queensland. Feilding's Expedition nach dem Golfe von Carpentaria 64. Schafzucht 176.

Westaustralien. Bahnbau 303. Statistisches für das Jahr 1881 351.

Tasmanien. Statistisches 336.

Inseln des Stillen Oceans.

Dr. O. Finsch' Reisen 287.

Europäische Kolonien. Genius und Fortschritte der Fidschi-Inseln 287.

Melanesien. Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. Von J. E. D. Schmeltz 7. 24. 39. Lawes' Reisen im südöstlichen Neu-Guinea 207. Ueber den Landbau der Viti-Insulaner. Von M. Eckardt 233. Die Bevölkerung des Nordwestens von Neu-Irland 352.

Mikronesien. Ist das Charakteristikum der Männer auf den Palau-Bilderschriften ein Phallus? Von A. B. Meyer 207.

Polynesien. Einwanderung nach Hawaii 208.

Nordamerika.

Britische Besitzungen. Chineseneinwanderung in Columbia 373.

Vereinigte Staaten. Die Rickajack-Höhle 77. Alligatorhäute 77. Die Kohlen von Newcastle. Von Th. Kirchhoff 77. Bevölkerung von New York 144. Eröffnung der Southern Pacific Eisenbahn 144. Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. Von Theodor Kirchhoff 151. 167. 231. 247. 266. Gebrüder Krause nach Alaska 159. 319. Wachsthum nordamerikanischer Städte 303.

Mexico. Die mexicanische Gemeinde Huejutla. Von Karl Lamp 94. Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika 144. 177. 193. 209. 225. 241. 257. L. Posselt's Kreuz- und Querzüge durch Mexico 304. Erdeessen 319. Natürliche Brücke 319.

Centralamerikanische Staaten. Der Freihafen Livingston in Guatemala 159. Zum Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala. Von Carl Lamp 329.

Inseln. Die Pfefferpflanzungen auf Jamaica und die Schirmfabrikation 160. Gesundheitszustand auf Jamaica 256.

Südamerika.

Wieser über Magalhâes-Straße und Austral-Kontinent auf Schöner's Globen 79. Neuentdeckte Insel 79.

Colombia. Simons über die Sierra Nevada de Santa Marta 78. Gesundheitszustand auf der Landenge von Panama 256. 373. Pinart bei den Indianern des Staates Panama 352.

Venezuela. Bahnbau in Guayana 287.

Bahn von Guayana nach Caracas 319. Goldausbeule in Guayana 320.
Brasilien. Die Entwickelung des Rio Purus 64. Netto's archäologische Reise nach der Insel Marajo 288. Kabel nach den Vereinigten Staaten 320. Zuckeranbau 320. Sklaven in der Provinz Rio de Janeiro 374.
Bolivia. Healh's Reise am Rio Beni 64. Die Aymara-Race. Von Ch. Ruffer 74. 91.
Argentina. Ensenada Hauptstadt der Provinz Buenos Ayres 16. Lista nach Patagonien 16. Crevaux' Reise 16. 144. Indianer-Einfall 144.
Chile. Erforschung des Feuerlandes 352.
Peru. Wiener's neueste Flußfahrten 78.

Polargebiete.

Die Fahrt des „Rodgers“ nach Wrangel-Land 55. Die Fahrt der „Alliance“ und die Eisverhältnisse im Nordatlantischen Ocean 80. Leigh Smith' Expedition nach dem Franz-Joseph-Lande 80. 176. 352. Holm's Reise im südlichen Grönland 80. Nachrichten über den Untergang der „Jeannette“ 57. 144. 160. 311. 368. Fünfte Polarfahrt des „Willem Barents“ 144. 352. Normannische Ruine auf der Ostküste Grönlands aufgefunden 176. Der Walfischfang im nördlichen Polarmeere im Jahre 1881. Von W. Finn 220. Die österreichische Station auf Jan Mayen 223. 288. Die russische Station auf Nowaja Semlja 223. Deutsche Polarstationen im Cumberland Sound und auf Südgeorgien 288. Bove's antarktische Expedition 288. 352. Der Verlauf der Jeannette-Expedition 311. Der Untergang des „Rodgers“ 320. 352. 374.

Oceane.

Die Tiefsee-Untersuchungen des „Travailleur“ im Atlantischen Oceane und Mittelländischen Meere 224. Italienische Tiefsee-Untersuchungen im Mittelmeere 288.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Ethnologisches. Die Miani'schen Atlas 302.
Vermischtes. Dr. Kuntze's Reise um die Erde 13. Einführung des Mais in Europa 160. Golfstrom und Panama-Kanal 208. Bierbrau-Statistik 208. Verschiffung von gefrorenem Fleische 208.

Vom Büchertische.

Kaden, Skizzen und Kulturbilder aus Italien 47.
Wieser, Magalhâes-Straße und Austral-Kontinent auf den Globen des Johannes Schöner 79.
Nordenskiöld, Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 80.
Klein und Thomé, Die Erde und ihr organisches Leben 208.
F. von Hellwald, Naturgeschichte des Menschen 208.
Steinhauser's Tafeln zur mathematischen Geographie 208.
Meyer's Orient 222.
Dove, Die Forsters und die Humboldts 224.
Anleitung zur Beobachtung der alpinen Thierwelt 285.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 288.
F. Embacher, Lexikon der Reisen und Entdeckungen 320.
Blaikie, Das Leben David Livingstone's 336.
Wagner-Guthe's Lehrbuch der Geographie 352.
Hartleben's Illustrirte Führer 372.

Biographisches. Personalien.

Todesfälle: Anderson 174. Arendts 190. Berthelot 172. Bonnat 174. Boué 191. Bruckner 174. Bruhns 174. Cathcart 202. Courlin 223. Desor 203. Gooß 173. Gosse 174. Hayes 202. Hildebrandt 173. Holland 174. Keller 174. Kleinschmidt 173. Fürst Kostrow 173. Krapf 191. Krusenstern 202. Kunavin 174. Law 173. Lewis 191. Lorentz 190. Matteucci 174. Mc Call 191. M'Lennan 173. Morgan 202. Murawiew-Amurski 191. Gräfin Nostitz 174. Peters 190. Piaggia 203. Popelin 190. Purdy 175. Schiff 203. Hermann von Schlagintweit 203. Stahl 173. Stow 351. Wilson 173.

Andrejew 223. Aymonier 255. Bayol 128. Becker 16. Benndorf 301. Bezzenberger 318. Bianchi 373. Bietenstein 318. Böhm 48. Borgnis-Desbordes 128. Bove 288. 352. Buchner 48. 96. Burton 319. 335. Cameron 319. 335. Casati 319. Cecchi 223. 335. Charnay 144. Colquhoun 206. Conder 16. Courtin 223. Creuse 335. Crevaux 16. 144. Delaporte 255. Deloncle 255. Dru 255. Duveyrier 16. Feilding 64. Felitzyn 96. Finsch 287. Fraga 352. Friede 223. Gauthier 255. Fürst Gedroitz 175. Gilder 320. 374. Glinka 47. Gouldsbury 206. Heath 64. Helmersen 221. Hirschfeld 302. Holm 80. Hore 143. Houtum-Schindler 48. Huber 272. Hünter 126. Humann 301. Jelisäjew 286. Johnson 159. Kalitin 222. Kaiser 48. E. Kayser 125. Gebrüder Krause 159. 319. Landau 335. Lawes 207. Lessar 218. Leigh Smith 80. 176. Licata 373. Malachow 16. 205. Melville 144. Milne-Edwards 223. Mizon 159. Mondon 255. Netto 288. O'Donnovan 219. O'Neill 159. 295. Pearson 76. Pinart 352. Pogge 76. Poliakow 143. Prschewalski 255. Puchstein 301. Ramaeckers 16. Raffray 143. Ramon Lista 16. Regel 16. 143. Reichard 48. Renat 159. Rogozinski 128. Savorgnan de Brazza 303. Schadenberg 319. Schuver 127. 351. Scott-Stevenson 272. Seplans 255. Simons 78. Skuthorpe 77. 176. Smirnow 240. Soleillet 143. Sorin 255. Stanley 76. Stecker 223. Stieda 318. Tietze 240. Tillo 96. Thomson 127. 295. Ujfalvy 48. 206. Van den Heuvel 16. Vargas 352. Villeroi d'Angis 223. Wahab 206. Wiener 78. Wieser 79. Wißmann 76. von Wohlgemuth 223.

Mitarbeiter, soweit sie sich genannt haben.

R. Andree 169. 185.
E. Berghoff 316.
F. Birgham 55. 311.
Blumentrill 238. 343. 362.
Charles M. Doughty 214. 249.
M. Eckardt 233.
W. Finn 203. 220.
R. Greeff 110. 122. 135.
O. Heyfelder 58. 154. 283. 318.
Th. Kirchhoff 78. 151. 167. 231. 247. 266.
Kramberger 262. 281. 298. 313. 346. 365. 376.
K. Lamp 94. 329.
F. W. Paul Lehmann 10. 28. 41. 71. 87. 107.
E. Metzger 44. 269.
A. B. Meyer 207.
Ch. Ruffer 74. 91.
J. D. E. Schmeltz 7. 24. 39.
H. Vogt 93.

Illustrationen.

Europa.

Belgien.

Der Brüsseler Park nach der Place Royale hin 98.
Die neue Börse in Brüssel 99.
Die neuen Brüsseler Boulevards (Boulevard du Nord und Boulevard Anspach) 100.
Das Manneken-Pis 101.
Brüsseler Eierhändlerin 102.
Der St. Katharinenplatz mit der neuen Kirche in Brüssel 113.
Das Haller-Thor in Brüssel 114.
Alte Häuser am Markt (Place de l'Hôtel-de-Ville) in Brüssel 115.
Das königliche Schloß in Brüssel 116.
Brüsseler Bogenschützen 117.
Moderner Prachtbau in Brüssel 118.
Der neue Justizpalast in Brüssel 130.
Das Rathhaus und der alte Markt in Brüssel 131.
Blick auf die Dächer von Brüssel 132.
Der Kanal und das Zollamt in Brüssel 133.
St. Gudula zu Brüssel 134.
Das Schlachtfeld von Waterloo 146.
Das alte Kloster zu Nivelles 147.
Alter Marterpfahl zu Braine-le-Chateau 148.
Vlämische Pferde 149.
Schloß Bouchout 150.
Das Rathhaus zu Löwen 162.

Der Beginenhof zu Löwen 163.
Die großen Mühlen von Aerschot 164.
Die St. Leonhardskirche zu Léau 165.
Das Rathhaus von Léau 166.

Slavonien.

Bäuerin in Orljavac 263.
Bauer in Orljavac 264.
Bauernhaus in Orljavac 265.
Malerei an einem slavonischen Bauernhause 265.
Essigkrug (Turšija) 366.
Friedhof in der Gegend von Bastaje 367.

Skandinavien.

Lappländerlager im Winter 359.
Wintertracht der Lappen 360.
Arjeplong-Lappe 361.
Jodmock-Lappe 361.

Asien.

Transkaukasien.

Mingrelischer Bauer 2.
Ruinen von Nakalakewi 3.
Thürme der Swanen 4.
Mingrelisches Hochzeitsfest 5.
Ansicht aus dem Tadianschen Swanethien 6.
Einwohnerinnen von Zugdidi 18.
Auf dem Bazar in Zugdidi 19.
Mingrelisches Dorf 20.
Mingrelischer Pflug 21.
Tanzfest vor einem Hause in Nicoscia 22.
Reitkostüm der Mingrelierinnen 23.

Arabien.

Ansicht von Khaibar, von Westen aus gesehen 218.

Palästina.

Die alte Mauer von Jerusalem (Ostseite) 274.
Das goldene Thor von außen 275.
Das Coenaculum, das angebliche Grab Davids 276.
Davidsthurm der Citadelle von Jerusalem 276.
Der Thurm Hippicus 277.
Das Jaffa-Thor 278.
Sogenannte Via dolorosa 290.
Sogenanntes Haus des Pilatus 290.
Sogenannte Gerichtspforte, die „Siebente Station“ der Via dolorosa 291.
Fellachin aus der Umgebung Jerusalems 292.
Christliche Oelverkäuserinnen in Jerusalem 293.
Jerusalem von Süden, dem angeblichen Zionshügel, aus 294.
Jüdische Familie in Jerusalem 294.
Betender Mohammedaner 305.
Die Kubbet-es-Sachrâ (sogenannte Omar-Moschee) 306.
Betender Mohammedaner 307.
Das Brunnengebäude Sebil Kaït Bei 308.
Kanzel des Kadi Borhân ed-Din 309.
Grabeskapelle der heiligen Jungfrau 310.
Das Dorf Siloa (Silwân) 322.
Die Siloa-Quelle ('Ain Silwân) 323.
Scheich der Aussätzigen 324.
Bethanien (el-'Azarîje) 325.
Rahel's Grab 326.
Die große Moschee (Harâm) in Hebron 327.
Die Abrahamseiche von Mamre 338.
Mündung eines der Brunnen von Beerseba 339.
Der Frankenberg (Dschebel-Fureidis) 340.
Bethlehem 341.
Das Innere der Marien- oder Geburtskirche in Bethlehem 342.
Frauen aus Bethlehem 354.
Ain-Kârim 355.
Ramle 356.
Thurm von Ramle 357.
Jâfa 370.
Aegyptische Tänzerin auf dem Bazar von Jâfa 371.
Glasperlenhändler auf dem Bazar von Jâfa 372.
Brunnen Abu Nebût 373.
Lydda 374.
St. Georgskirche von Lydda 375.

Afrika.

Largeau's Reise in der algerischen Sahara.

Gazellen-Jäger 34.
Der Fenek 35.
Ez-Zemul-el-Akbar 36.
Ansicht von Ghadames 37.
Der Kaimakam und die Dschemâ'a von Ghadames 38.
Frau aus Ghadames 50.
Ein Tuarek-Dorf und alte Gräber bei Ghadames 51.
Die Diffa 52.
Die Sebchat el-Malah 53.
Ughrud (Dünen) auf dem Wege nach Suf 54.
Ansicht von El-Uëd 66.
Die Gärten von Suf 67.
Panorama eines Theiles von Uargla, von der Kasba aus gesehen 68.
Straße in Uargla 69.
Bedeckte Straße in Uargla 69.
Moschee Sidi Salah in Uargla 70.
Largeau's Nachbarn in Uargla 82.
Fest der Neger 83.
Berberfrau in Uargla 84.
Ksar Nuisat 85.
Blick auf das Uëd Mijâ 86.

Südliche Sahara.

Gehäuse (Karmût) zum Transport der Frauen bei den Aulâd Solimân 104.
Wanderdünen in Egeï 105.
Dorf Taraka in Budu 120.

Inseln.

Die Insel S. Thomé von Rolas aus 112.

Inseln des Stillen Oceans.

Fahrt des Duck-Duck von der Insel Moalim nach Pall-Pall, dem Westende der Insel Mioko 8.
Blätterrock. Gestell eines Kopf-Thurmes. Duck-Duck-Tänzer. Duck-Duck-Haus 25.
Der Tanz der Duck-Ducks 26.

Nordamerika.

(Charnay's Ausgrabungen in Mexico.)

Vera Cruz und das Fort San Juan de Ulloa 178.
Indianische Batteas und Kohlenverkäufer in Mexico 179.
Indianische Tortillera und Mattenverkäufer in Mexico 180.
Teoyamici, Gott des Todes und Krieges 181.
Der Stein der Sonne 182.
Kanal von Santa Anita 194.
Platz in dem Dorfe Amecameca 195.
Der Popocatepetl mit der Mönchsspitze (Pico de fraile) 196.
Volcaneros 197.
Hacienda von Tomacoco 198.
Thongefäße aus den Gräbern von Tenenepanco 198.
Vasen aus dem Gräberfelde von Nahualac 209.
Der Weiher von Nahualac 210.
Aus Perlmutter geschnitzte Kriegergestalt, in Tula gefunden 211.
Tlachtli-Ring, in Tula gefunden 211.
Säulenschaft aus Basalt, in Tula gefunden 212.
Fußstück einer toltekischen Karyatide, in Tula gefunden 212.
Indianermädchen aus Tula 213.
Ruinen eines toltekischen Hauses bei Tula 226.
Toltekisches Basrelief aus Tula 227.
Pyramide in Teotihuacan 229.
Köpfe und Masken aus Stein, gefunden in Teotihuacan 229.
Straße in St. Martin 230.
Toltekischer Grabstein aus Teotihuacan 230.
Jugendliche Raucher im Dorfe Comalcalco 242.
Mauerreste des Palastes von Comalcalco 243.
Ornament und Basrelief von dem westlichen Thurme von Comalcalco 244.
Thurm des Palastes von Palenque 245.
Aeußere Gallerie des Palastes von Palenque 246.
Oestliche Façade des innern Flügels des Palastes von Palenque 258.
Reliefbilder aus dem innern Palaste von Palenque 259.
Sonnentempel 260.
Heiligthum mit skulptirten Steinplatten aus einem Tempel von Palenque 261.
Abdruck einer Steinplatte aus dem Tempel des Kreuzes 261.

Karten.

Skizze des Rothe-Thurm-Passes und eines Theiles der Süd-Karpathen 11.
Wrangel-Land nach den Aufnahmen des „Rodgers“ 56.
Die Süd-Karpathen zwischen Negoi und Coltia Visteamare 71.
Charles M. Doughty's Reisen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida 214.
Plan der hauptsächlichsten Ruinen von San Juan de Teotihuacan 228.

Berichtigungen.

Seite 32,	Spalte 2,	Zeile 32		lies Colonia	statt	Kolonia.
„ 48,	„ 1,	„ 53		„ Tagen	„	Jahren.
„ 61,	„ 1,	„ 9		„ Werro	„	Perm.
„ 61,	„ 1,	„ 10		„ Kalewipoeg	„	Kolewipoeg.
„ 61,	„ 1,	„ 30		„ Rußwurm	„	Rußrum.
„ 62,	„ 2,	„ 6	v. u.	„ Emmajärw	„	Emnujäw.
„ 62,	„ 2,	„ 6		„ Wirtsjärw	„	Wirthsjäw.
„ 64,	„ 2,	„ 6		„ Böckler	„	Böcker.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Eine Reise durch Mingrelien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

I.

Madame Carla Serena veröffentlicht im „Tour du Monde" eine Reihe anziehender Schilderungen des Kaukasus-Landes, das Ergebniß einer in den Jahren 1876 bis 1878 ausgeführten Reise. Seitdem die neue Aera den Kaukasus für Reisende zugänglicher gemacht hat, ist für seine Erforschung in geographischer und besonders auch in ethnographischer Beziehung verhältnißmäßig viel gethan worden; trotzdem aber und trotz des hohen wissenschaftlichen Werthes eines Theiles der schon vorhandenen einschlägigen Literatur — wir nennen darunter in erster Linie Radde's treffliche Arbeiten — ist, durch die Natur des Landes und durch die buntscheckige Zusammensetzung seiner Bevölkerung bedingt, unsere Kenntniß der heutigen russischen Statthalterschaft Kaukasien immer noch eine ziemlich lückenhafte. Und wenn es voraussichtlich auch noch lange dauern wird, bis die alles nivellirende europäische Kultur auf dem weiten Umwege über Rußland bis in die entlegenen Thäler und Schluchten des Kaukasus dringt und hier ihren Einfluß geltend macht, so muß doch jede neue Mittheilung über die ethnographischen Verhältnisse dieses Gebietes um so freudiger begrüßt werden, als ja schließlich die Zeit doch nicht ausbleiben kann, wo die ursprüngliche Physiognomie des Lebens und der Sitten jener Bergvölker durch den dauernden Kontakt mit dem fremden Elemente eine wesentliche Veränderung erleiden wird. Die interessanten Schilderungen, die Madame Serena uns darbietet, sind nicht nur aus flüchtigen Reiseeindrücken zusammengestellt; durch längere Aufenthalte in den Hauptorten des Landes, die sie zu Ausgangspunkten für ihre mannigfachen weiteren Touren nahm, sowie durch den daraus sich ergebenden Verkehr in den gastfreien Häusern einheimischer Familien fand sie Gelegenheit zu manchen eingehenderen Beobachtungen, gewann sie vor allen Dingen ein richtigeres Verständniß für manche Erscheinung des Volkslebens, als dies dem eigentlichen Touristen möglich ist. Wir geben nachstehend einige Auszüge aus ihren Aufzeichnungen über Mingrelien, das letzte, erst im Jahre 1867 in russischen Besitz übergegangene Stück des Kaukasus-Landes.

Die Distriktsstadt Novo-Senaki, in der Madame Serena, von Kutais kommend, für die Zeit ihres Verweilens in Mingrelien ihr Hauptquartier aufschlug, ist eine russische Schöpfung der letzten Jahre. An der von Poti nach Tiflis führenden Eisenbahn in entzückender Gegend gelegen, zählt sie heute erst wenige hundert Einwohner; das rege Leben und Treiben aber, das in den Straßen ihres Bazars herrscht, läßt ein baldiges und schnelles Emporblühen des kleinen Ortes voraussehen. Das europäische Element ist durch die Familien der russischen Regierungsbeamten vertreten, der größte Theil der Einwohner aber aus der etwa 7 Werst nördlicher belegenen alten Stadt, Staro-Senaki, hierher übergesiedelt. Verheerende Ueberschwemmungen, ohne Zweifel eine Folge der unsinnigen Ausrottung des Waldes in einigen Theilen des Landes, hatten die alte, am Techur gelegene Stadt schon zu wiederholten Malen in den letzten Jahrzehnten heimgesucht; der Mai 1869 brachte aber eine so furchtbare Verwüstung, daß man beschloß, den fast ganz in Trümmern liegenden Ort nicht wieder aufzubauen. Staro-Se-

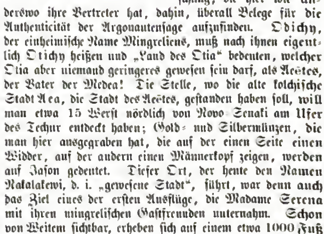
naki war als Fieberort verrufen, und leider herrscht jene entsetzliche Plage der kaukasischen Flußthäler, von welcher der Fremde übrigens bei einiger Vorsicht leichter verschont bleibt, als der Einheimische, während der Sommermonate auch in der neuen Stadt, die an ihrer nördlichen Seite von einer weiten, zeitweise die Luft verpestenden Sumpffläche begrenzt wird.

Die Bevölkerung Mingreliens, über deren Typus die Reisende im Bazar von Novo-Senaki die ersten Studien machte, unterscheidet sich von ihrem Nachbarvolke, den Imerethinern, durch eine bei Weitem größere Schönheit der Züge; der reinste griechische Gesichtsschnitt und damit verbunden eine gewisse Vornehmheit der Erscheinung und des Auftretens charakterisirt die Mehrzahl des Volkes, von den Familien der Mhtawars und Azuaurs, der Fürsten und Adligen, bis hinab zu dem ärmsten Bauern, der in der elenden Umgebung seiner Hütte und in Lumpen gehüllt doch aristokratisch aussieht. Freilich findet man unter diesen regelmäßigen Gesichtern gar viele, und zwar besonders viele unter den Frauen, die mit den großen, schöngeformten, oft etwas starren Augen den Eindruck einer gewissen Geistlosigkeit und Apathie machen. Wie die Grusiner, die Imerethiner, die Gurier und einige benachbarte Bergvölker (Swanethen, Tuschen, Pschawen und Chewsuren) gehören die Mingrelier zu der Gruppe der Völker kartalinischen Stammes, dem ältesten Kulturelemente im Kaukasus-Lande. Diese Völker, die Nachfolger der alten Iberer, etwa 900 000 Seelen und fast durchweg griechische Christen, sprechen eine gemeinsame, wenn auch dialektisch sehr verschiedene Sprache, das Kartli oder Kartuli; der grusinische Dialekt derselben ist zur allgemeinen Schriftsprache erhoben worden, und zwar zeigt das im 6. Jahrhundert zusammengestellte Alphabet zwei Phasen: das alte Kirchenalphabet oder das Chutzuri, mit lapidaren, den altarmenischen ähnlichen Buchstaben, jetzt nur noch für kirchliche Zwecke im Gebrauch, und die moderne zierliche und verschnörkelte Schrift, das Mchedruli [1]). Als Trümmer des alten georgischen Reiches, dessen gemeinsame Bestandtheile sie gebildet hatten, haben die einzelnen kartalinischen Völker schon seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts in mehreren kleinen Staaten neben einander gelebt, bald von inneren Fehden zwischen ihren verschiedenen Herrscherdynastien zerrissen, bald sich gegenseitig bekriegend, bald auch vereint gegen die großen Bergvölker oder gegen die Perser und Türken kämpfend, unter deren Botmäßigkeit und Tributpflichtigkeit sie mehr als einmal kamen. Gegen Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts unterwarfen sich die meisten dieser kleinen Fürstenthümer den Russen; am längsten bewahrte Mingrelien seine Selbständigkeit. Im Jahre 1804 mußte es freilich die Oberhoheit Rußlands anerkennen, aber erst im Jahre 1867 ließ sich der letzte Herrscher aus dem alten, schon seit dem Zerfalle des georgischen Reiches regierenden Geschlechte, der jugendliche Fürst Nikolaus Dadian, bereit finden, gegen eine Zahlung von einer Million Rubeln alle seine Rechte aufzugeben.



Mingrelischer Bauer. (Nach einer Photographie.)

Das mingrelische Volk besitzt einen reichen Schatz von Sagen, die sich vielfach an die Heldenthaten ihrer eigenen Fürsten- und Adelsgeschlechter knüpfen oder auch bis auf die berühmtesten unter den georgischen Königen zurückgehen; auch christliche Legenden, deren Held meistens der heilige Andreas, der Apostel des Landes, ist, haben festen Boden im Volke gefaßt; vorzugsweise aber ist es die griechische Sage vom goldenen Vließ, von der Argonauten Zug nach Kolchis, von Jason und Medea, die, von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, dem nach Ueberlieferungen aus der Vorzeit des Landes forschenden Reisenden immer und immer wieder aufgetischt wird. Es ist fast, als lege das Volk, das in seinem Aeußern und in vielen seiner Sitten unbewußt eine lebende Reminiscenz aus einer Periode des Zusammenhanges mit Griechenland darstellt, einen ganz besonders hohen Werth auf diese Beziehung. So geht denn auch das Bestreben einer naiv-dilettantischen Alterthumsforschung, die hier wie anderswo ihre Vertreter hat, dahin, überall Belege für die Authenticität der Argonautensage aufzufinden. Odichy, der einheimische Name Mingreliens, muß nach ihnen eigentlich Otichy heißen und „Land des Otia“ bedeuten, welcher Otia aber niemand geringeres gewesen sein darf, als Aeëtes, der Vater der Medea! Die Stelle, wo die alte kolchische Stadt Aea, die Stadt des Aeëtes, gestanden haben soll, will man etwa 15 Werst nördlich von Novo-Senaki am Ufer des Techur entdeckt haben; Gold- und Silbermünzen, die man hier ausgegraben hat, die auf der einen Seite einen Widder, auf der andern einen Männerkopf zeigen, werden auf Jason gedeutet. Dieser Ort, der heute den Namen Nakalakewi, d. i. „gewesene Stadt“, führt, war denn auch das Ziel eines der ersten Ausflüge, die Madame Serena mit ihren mingrelischen Gastfreunden unternahm. Schon von Weitem sichtbar, erheben sich auf einem etwa 1000 Fuß



[1]) S. v. Thielmann, Streifzüge im Kaukasus u. s. w.

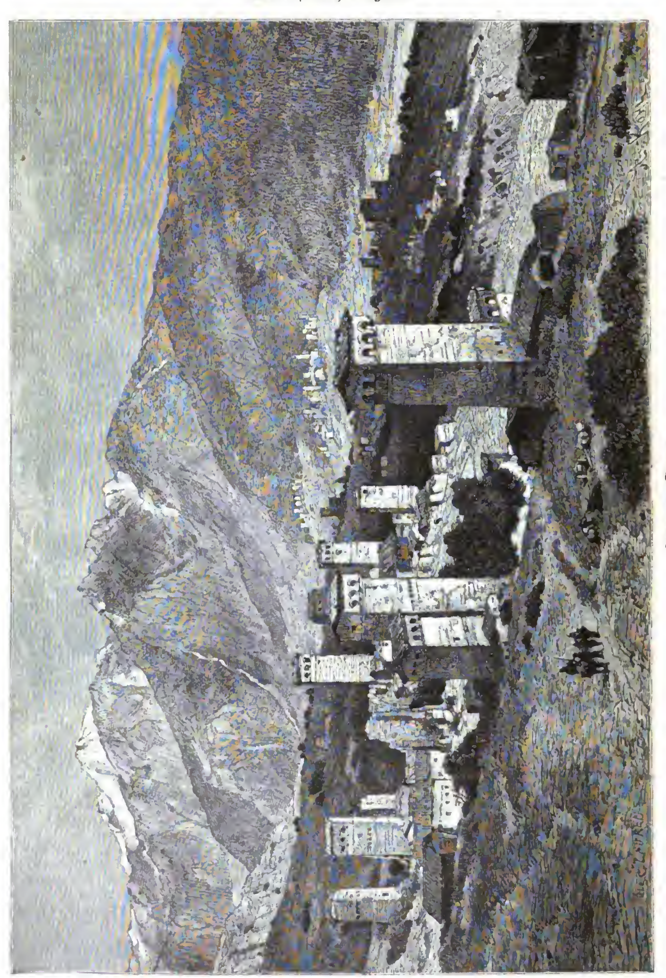
hohen plateauartigen Hügel, der auf der einen Seite zum Flusse abfällt, auf der andern von hohen bewaldeten Bergen überragt wird, die Ruinen großartiger Bauwerke. Ein Blick auf sie genügt, um zu erkennen, daß sie, was auch vor ihnen an dieser Stelle gestanden haben mag, in keinem Falle selber die Ueberreste einer wirklich alten Stadt darstellen können; nicht unberechtigt erscheint dagegen die Annahme, daß man hier die Ruinen der lazischen Stadt Archäopolis vor sich habe. Zwei starke Mauern, die, parallel laufend, einen breiten, etwa zwei Werst langen Gang bilden, führen zu einem Thore aus ungeheuern behauenen Steinen, das augenscheinlich der einzige Zugang zu der Stadt gewesen ist. An ihrer nach innen gerichteten Seite zeigen diese Mauern große quadratische Nischen, wie sie noch heute in den orientalischen Bazars als Verkaufslager üblich sind. Die großartigen, stellenweise an Kirchenbauten erinnernden Trümmer der eigentlichen Stadt stehen ziemlich eng an einander; auf der Rückseite durch den ansteigenden Felsen geschützt, war sie nach dem Flusse hin mit Befestigungen versehen. Merkwürdig, weil heute ganz zwecklos erscheinend, sind eine Anzahl großer eiserner Ringe, die in unregelmäßigen Zwischenräumen in der Felswand längs des Flusses befestigt sind, und bei denen man sich nichts anderes denken kann, als daß sie, wie die Ringe in unseren Quaimauern, zum Vertauen von auf dem Flusse liegenden Schiffen gedient haben müssen. Danach müßten freilich große Ver-



Ruinen von Nakalakewi.

änderungen hier vorgegangen sein; denn in seinem heutigen Zustande ist der Techur selbst in der günstigsten Jahreszeit nie schiffbar.

Auf dem andern Ufer des Techur, dem Ruinenhügel von Nakalakewi gerade gegenüber, sprudelt eine kräftige Schwefelquelle aus dem Felsen in ein kleines natürliches Becken. Seit lange schon finden deshalb die Leidenden aus dem ganzen Lande sich, Heilung suchend, an diesem bevorzugten Orte zusammen; und es ist nichts Seltenes, daß während der Sommermonate ganze Familien aus den vom Fieber heimgesuchten Gegenden sich hier niederlassen. Fürst David Dadian, der vorletzte der mingrelischen Herrscher und zugleich der erste unter ihnen, dem es ernstlich um die Hebung seines Volkes und Landes zu thun war, machte im Anfange der funfziger Jahre den Versuch, an diesem von der Natur in jeder Weise begünstigten Platze einen Kurort einzurichten. Leider scheiterte dieser Versuch an der Hartnäckigkeit des Volkes, das in dem Vorgehen des Fürsten eine Verletzung seiner Rechte sah. Nach den Gesetzen des Zaren Wachtang, des alten georgischen Gesetzgebers, waren nämlich sämmtliche Flüsse eines Landes Eigenthum des jedesmaligen regierenden Herrschers, doch stand demselben keinerlei Recht auf das Uferland zu. So wurde denn der Bau eines großen Thurmes, in den die Heilquelle geleitet werden sollte, inhibirt, und als der Fürst noch während der Verhandlungen darüber starb, zerstörten die Uferbewohner das der Vollendung schon nahe Gebäude, lenkten die Quelle wieder zu ihrem alten Ausgange zurück, der so tief liegt, daß er bei einigermaßen hohem Wasserstande des Techur oft monatelang bedeckt ist, und so bildet denn heute noch



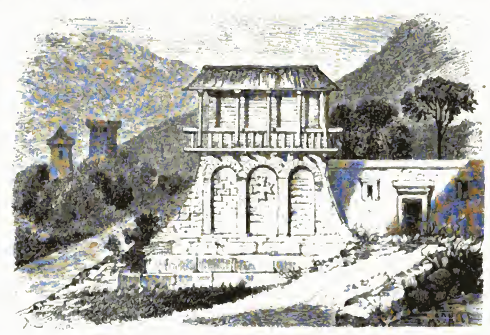
Thürme der Swanen.



Mingrelisches Hochzeitsfest. (Nach Photographien.)

wie vor Jahren das kleine natürliche Becken in dem Felsboden die primitivste Badeanstalt für die hierherkommenden Kranken.

Der interessanteste Theil des ganzen heutigen Mingreliens ist ohne Frage Swanethien, das obere Thalgebiet des Tzchenis-Tzchali und des Ingur, von den Quellen dieser Flüsse an bis zu dem Punkte, wo sie, ihre ursprüngliche ostwestliche Richtung verlassend, sich nach Süden wenden. Trotz seiner Kleinheit (das Thal des Tzchenis-Tzchali hat bis zu dem erwähnten Punkte eine Länge von nur acht, das des Ingur eine von etwa zwölf Meilen) hat Swanethien durch den wilden, rauhen Charakter seiner Natur und seiner Bewohner stets eine eigenthümliche Bedeutung unter den Kaukasus-Ländern gehabt. Zum Ackerbau geeignete Thalflächen sind wenig vorhanden, der bei Weitem größte Theil des Areals besteht aus Wäldern, Bergweiden und Bergwildnissen, die zu dem landschaftlich Schönsten und Großartigsten gehören, was der Kaukasus zu bieten hat. Das kleine Land zerfällt in drei streng gesonderte Distrikte: das Dadiansche Swanethien, so benannt nach der mingrelischen Fürstenfamilie, welche hier große Besitzungen hat, umfaßt das Thal des Tzchenis-Tzchali und besteht aus drei großen Gemeinden, Laschcheti, Tscholuri und Lentechi; diese Gemeindebezirke sind jedoch nicht geschlossene Ortschaften, sondern Komplexe von meilenweit zerstreuten Höfen, welche häufig in kleinen Gruppen zusammenstehen. Das sogenannte freie Swanethien ist die obere Hälfte des swanethischen Ingurthales; von seinen acht Gemeinden sind Adisch und Uschkull die bedeutendsten. Die untere Hälfte des swanethischen Ingurthales wird nach der hier begüterten fürstlichen Familie Dadischkalian benannt; die bedeutendste seiner vier Gemeinden ist Bötscho. Erst in den allerletzten Jahren ist das freie Swanethien der russischen Oberhoheit unterworfen worden; nicht, als ob die kleine Republik, in der freilich kein Fremder seines Lebens sicher war, den Russen einen hartnäckigen, jahrelangen Widerstand entgegengesetzt hätte, sondern weil es diesen vorher der Mühe noch nicht verlohnte, um eines Gebietes von so geringem Steuerwerthe willen eine kriegerische Expedition zu unternehmen.



Ansicht aus dem Dadianschen Swanethien.

Die beiden anderen mingrelischen Distrikte, die als Bestandtheile Mingreliens mit diesem zugleich annektirt worden waren, zeigten am besten, welch' kleine Erträgnisse man sich von den 5000 freien Swanen versprechen konnte. So wären dieselben vielleicht noch lange in ihrem in der That fast unzugänglichen Gebiete unbehelligt geblieben, wenn nicht im Jahre 1871 einige Verbrecher aus dem annektirten Distrikte sich der Bestrafung von Seiten der russischen Behörden durch Flucht nach dem freien Swanethien entzogen hätten. Sie stellten sich hier unter den Schutz des Rathes der Alten, der Regierung des Landes, die nur in außergewöhnlichen Fällen durch eine allgemeine Volksversammlung unterstützt und beschränkt wurde. Trotzdem in dem erwähnten Falle dem Verlangen der russischen Behörden bereitwillig Folge geleistet und die Auslieferung der Flüchtlinge vollzogen wurde, hatte dieses Ereigniß doch die Unzuträglichkeit der bestehenden Verhältnisse dargethan, und so wurde noch in demselben Jahre eine kleine Expedition unter Graf Lewaschow zur Unterwerfung des Landes abgeordnet. Die Unmöglichkeit eines Widerstandes einsehend, unterwarf sich das Volk zwar widerwillig, doch ohne Blutvergießen. Man begnügte sich russischer Seits einstweilen mit der Festsetzung einer den Mitteln des Landes entsprechenden äußerst geringen Steuerquote, sowie mit den nothwendigen Einrichtungen zur Sicherung des Lebens und Eigenthumes der russischen Beamten und etwaiger Reisender, und ließ im Uebrigen die Sitten und Gesetze, die eigentliche Selbstregierung des kleinen Staates, in dem die Blutrache eine hervorragende Rolle spielte, unverändert bestehen. Nicht zufrieden hiermit, empörten sich die Swanen 1875 gegen die fremde Oberherrschaft, und die Unterdrückung dieses mit der äußersten Erbitterung geführten Kampfes kostete ihnen die letzten Reste ihrer Autonomie. Eine Straße, die jetzt von Zugdidi nach Bötscho gebaut wird, soll die Isolirung des Landes aufheben, dem bisher jede geregelte Verbindung mit der Außenwelt gefehlt hat; denn zwischen den untersten swanethischen Gemeinden im Ingurthale und den ersten mingrelischen Dörfern am Ingur durchströmt der Fluß eine ganz unbewohnte, unwirthbare und, außer für Fußgänger, unwegsame Schlucht von fünf Meilen Länge; von Norden her, aus dem Lande der Baksanschen Tataren, ist die Hauptkette nur auf

Gletscherpässen zu übersteigen, und im Süden führt ein einziger Saumpfad, der Latparipaß, über das Lailagebirge, die Wasserscheide zwischen Ingur und Tzchenis-Tzchali.

Trotz der vollzogenen Unterwerfung wird es aber noch lange dauern, bis das Volk seinen alten Bräuchen des gegenseitigen Ausraubens und Plünderns, des Mädchenraubes und der Blutrache gänzlich entsagt. Schon die Art ihrer Wohnstätten ist bezeichnend für den kriegerischen Charakter der Swanen. Anstatt der meist zwischen Bäumen versteckten Holzhütten der mingrelischen Dörfer finden wir hier große, von hohen steinernen Mauern umgebene Höfe, in denen die massiven Häuser stehen, flankirt von viereckigen Thürmen von starkem Mauerwerk, meist zinnengekrönt und oft bis 80 Fuß hoch. Diese Thürme, die dem von der Blutrache verfolgten Swanen eine sichere Zuflucht gewähren, haben den russischen Soldaten bei der Revolution von 1875 viel zu schaffen gemacht. Immer wieder wurden sie von der Höhe derselben mit einem Regen gewaltiger Steine begrüßt, und es blieb schließlich nichts anderes übrig, als sie in die Luft zu sprengen. Die Abstammung der Swanen, die eine den Mingreliern vollkommen unverständliche Sprache sprechen, hat ihrerzeit viel zu denken gegeben; heute betrachtet man das Volk allgemein als einen Zweig des kartalinischen Stammes, der einst eine Zeit der höhern Blüthe gehabt hat, allmälig aber wieder in die alte Rohheit zurückgesunken ist. Zahlreiche, zum größten Theil in Trümmern liegende Kirchen in heute ganz verödeten Bergwildnissen sprechen für diese Annahme. Die Mehrzahl der Swanen bekennt sich zur griechischen Kirche, oder wenigstens zu dem, was hier dafür gilt; nur einige Dörfer im nördlichen Theile des Landes haben von ihren tatarischen Nachbaren den Islam angenommen, in einigen anderen dagegen soll noch unverfälschtes Heidenthum herrschen.

Der letzte Ausflug, den Madame Serena von Novo-Senaki machte, galt dem etwa 35 Werst entfernten, am Ufer der Abascha gelegenen Dorfe Naogalewi. Das erste Erforderniß zu einer Reise im Kaukasuslande ist Sicherheit und Furchtlosigkeit zu Pferde; denn das Reiten ist hier die einzig übliche und meist auch einzig mögliche Art der Lokomotion. Die Pferde, die man erhält, erschrecken den Reisenden gewöhnlich zuerst durch ihr elendes, halb verhungertes Aussehen; ihre vortreffliche Gangart aber, ihre Ausdauer und die Sicherheit, mit der sie die schmalen, steilen Bergpfade hinauf- und hinabklimmen und die schaukelnden Plankenbrücken überschreiten, lassen die Thiere bald unschätzbar erscheinen. Eine nicht geringe Komplikation der eigentlichen Bergtouren in Mingrelien, wie wohl im ganzen Kaukasus, wird durch die Menge von Gepäck und die dementsprechende Zahl von Lastthieren bereitet, die der Reisende mit sich führen muß. Wer aber nicht riskiren will, nach dem anstrengenden Ritte eines ganzen Tages die Nacht auf der hölzernen Bank zuzubringen, die in den Bauernhäusern ebenso wie in dem Duchan, der primitiven mingrelischen Herberge, meist das einzige Mobiliar bildet, wer seinem europäischen Magen den Versuch ersparen will, sich mit dem Nationalgerichte des gomi, einem dicken Hirsekleister, abzufinden, der muß eben wohl oder übel alle Bedürfnisse des civilisirten Menschen bei sich führen, von dem Reisebett bis zu der Büchse mit Fleischextrakt und dem nöthigen Koch- und Eßgeräth. Sorgt man in dieser Weise für sich selber, so hat man keinerlei erhebliche Unannehmlichkeiten zu fürchten. Wenn auch die Mingrelier bei ihren Nachbarvölkern im Rufe stehen, sämmtlich Diebe zu sein (der heilige Andreas selber soll diese Eigenschaft als Strafe über das Volk verhängt haben), so ist doch, wenigstens heutzutage, Person und Eigenthum des Reisenden durchaus sicher. Die wild aussehenden, meist bis an die Zähne bewaffneten Burschen, denen man nicht ohne ein leises Gefühl des Unbehagens auf einsamen Bergpfaden begegnet, legen, ebenso wie der Bauer am Wege, grüßend die rechte Hand an das nach mingrelischer Sitte turbanartig um den Kopf gewundene Baschlyk und lassen den Fremden ruhig passiren; in den Dörfern erregen die Besitzthümer des Europäers wohl die lebhafteste Bewunderung seiner Wirthe — in höchst seltenen Fällen aber nur wird ihm ein Stück dieses Besitzes gestohlen werden.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

I.

Auf der Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu Berlin im August 1880 wies einer der bedeutendsten Vorkämpfer ethnographischer und ethnologischer Studien in Deutschland, Professor Adolf Bastian, der eben von einer zweijährigen, im Interesse der Ethnologie unternommenen Reise um die Erde zurückgekehrt war, in schwungvoller Weise darauf hin, wie dringend nothwendig es sei, außer dem heute schon verhältnißmäßig gut gepflegten Sammeln ethnographischen Materials auch das des psychologischen mehr und mehr zu beachten! Und dies zumal heute, wo wir mit Rücksicht auf die meisten Naturvölker schon der Stunde nahe seien, wo sie vom Erdenrund verschwinden werden und unseren diesbezüglichen Bestrebungen ein „Zu spät" entgegentönen werde. Als Frucht dieser Reise stellte der Redner derzeit schon die Veröffentlichung einiger Dokumente in Aussicht, welche einen Theil des polynesischen Gedankenkreises, des größten ethnologischen Gebietes auf der Erde, enthielten und die es ihm gelungen war zu retten. Das diese Dokumente, von denen das eine von Hawaii, das andere von Neu Seeland stammt, enthaltende Buch[1]) ist nun vor Kurzem erschienen, und mit überraschender Klarheit ersehen wir daraus die Wahrheit des Ausspruchs des genannten Reisenden: „daß ein einheitlicher Gedankenbau sich durch die ganze polynesische Race hinzieht!" Und wie mit der Kenntniß der Mythologie und der religiösen Anschauungen der polynesischen Race, ähnlich und fast noch schlimmer ist es bestellt mit unserer Kenntniß der religiösen Ideen der papuanischen oder melanesischen Race! Zweifellos wird sich auch hier bei fortdauerndem regen Forschen ganz dasselbe Resultat ergeben: „daß eine einheitliche Idee sich, einem rothen Faden gleich, durch die ganze Race hinzieht!" und ein jeder

[1]) „A. Bastian: Die heilige Sage der Polynesier."

Baustein, der zur Vervollkommnung unserer Kenntniß solcher Ideen beitragen kann, ist gewiß mit Freuden zu begrüßen. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde es ja kurz hin uns erst möglich nachzuweisen, wie der Schädelkultus sich auf allen Inselgruppen, die von der papuanischen Race bewohnt, auf Neu-Guinea, im Neu-Britannia-Archipel, auf den Salomo-Inseln, den Santacruz-Inseln und den Neu-Hebriden finde, und nur auf den Viti-Inseln, derjenigen Gruppe, wo die Bevölkerung durch Jahrhunderte lang andauernde Berührung mit Polynesiern, den Bewohnern der Tonga-Inseln, von polynesischem Einfluß in ihren Gebräuchen und in ihrer Lebensweise völlig überwuchert ist, fehlt.

Es dürfte nun nicht allein für die sich mit ethnologischen Studien Befassenden von Werth sein, sondern allgemeines Interesse beanspruchen, daß über jene eigenthümliche, in den letzten Jahren mehrfach erwähnte religiöse Ceremonie, „Duck-Duck" genannt, die auf einer Anzahl der Inseln des Neu-Britannia-Archipels geübt wird, ein eingehender Bericht von dem bekannten inzwischen ermordeten Reisenden Theodor Kleinschmidt vorliegt. Schon früher waren über dieselbe sowohl von ihm als auch von dem 1877 auf Mioko verstorbenen Reisenden Hübner[1]) kürzere Mittheilungen eingegangen.

Wir geben nun zunächst den neuesten Bericht Kleinschmidt's wieder und im Anschluß daran die früher eingegangenen Mittheilungen Kleinschmidt's und Hübner's, denen wir dann, da nach der einen derselben diese Ceremonie mit dem Schädelkult in Verbindung zu stehen scheint, und andererseits auch die Quelle, wo die vorhin erwähnten Mittheilungen über denselben veröffentlicht sind[2]), nicht allgemein zugängig ist, diese selbst folgen lassen.

Bericht von Th. Kleinschmidt. Mioko, Duke-of-York-Gruppe.

Im lieben, fernen Deutschland hört man oft, nachdem Weihnacht und Neujahr vorbei, den Ausruf: „Nun Gottlob, die Festtage hätten wir einmal wieder hinter uns!" und



Fahrt des Duck-Duck, von der Insel Moalim nach Pall-Pall, dem Westende der Insel „Mioko" *).

auch ich möchte hier jetzt ausrufen: „Dank sei dem Himmel! endlich ist die Duck-Duck-Zeit vorüber!" Jetzt kann ein hier weilendes weißes Menschenkind doch wohl endlich einmal wieder der Hilfe seiner dunkelbraunen Mitmenschen theilhaftig werden; denn so lange dieses Fest, ich möchte eher sagen, diese Ceremonien und die dazu nöthigen Vorbereitungen dauern, ist es wahrlich nicht leicht durch Eingeborene irgend eine Arbeit verrichtet zu erhalten oder sie gar für eine, sie von ihrer Behausung fern haltende Bootstour gewinnen zu können. Denn von dem Augenblick an, wo der Duck-Duck „gebrütet" wird (wir werden diesen Ausdruck hernach kennen lernen) bis zu der Zeit, wann er „begraben" wird, haben die hiesigen Eingeborenen für irgend eine andere Beschäftigung weder Zeit noch den nöthigen Sinn.

Man wird mich zunächst nun fragen, was denn eigentlich der Duck-Duck sei. Die Beantwortung einer solchen

*) Ein Kanoe dieser Art heißt „A Gonim", die Schnäbel sind in manchen Fällen auch schief, nach abwärts geneigt. Der Körper des Kanoes ist stets aus einem Stamm geschnitzt, die beiden Schnabelstücke sind aus besonderen Holzstücken gefertigt, an den Enden des Körpers mittels Faden festgebunden und die resp. Nähte mittels Kitt verklebt. Dasselbe trägt als Zeichen des Eigenthums eines Häuptlings zwischen den beiden Schnabelstücken befestigte Federguirlanden („A Gogollnawuhpem"). Das Kanoe ist weiß angestrichen, unterhalb der Regeling verläuft ein blauer Streif, die Schnäbel sind blau, roth und gelb verziert. Am Hinterende sitzt der das Steuern des Kanoes („Itä") besorgende Eingeborene, der am Vorderende sitzende hat das Ausgucken zu besorgen und beim Steuern zu helfen; seine Arbeit wird mit dem Wort „gilua" bezeichnet. Die erwähnten beiden Eingeborenen sowohl als die eigentlichen Ruderer sind sämmtlich mit Rudern ein und derselben Art ausgerüstet, die „A woh" genannt werden. (Nro. 2351 des Museum Godeffroy. Siehe: Schmeltz und Krause, Ethnogr. anthrop. Abth. d. Mus. God. S. 51.) Hinter dem in der Mitte des Fahrzeuges stehenden und sich hin und her, auf und nieder schwingenden Duck-Duck sitzt ein Eingeborener mit der „Agohdutrommel", die er mit der linken Hand schlägt.

Die mit einem Kanoe gezierte Duck-Duck-Maske, welche von den Eingeborenen von „Moatim", wie oben dargestellt, bei der diesmaligen Ceremonie benutzt wurde, befindet sich jetzt unter Nro. 3807 im Besitz des Museum Godeffroy. Das Geflecht derselben ist roth und gelb bemalt, das kleine Kanoe weiß mit blauen Linien, die aufrecht daraus hervorstehenden Spitzen sind Schwingenposen von Casuarius Bennetti.

[1]) Journal des Museum Godeffroy Heft XIV, S. 284.

[2]) Sitzungsbericht 11 des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg vom 4. Febr. 1881.

Frage nach allen Richtungen hin und mit aller Bestimmtheit ist bis heute selbst dem sich hier schon länger Aufhaltenden noch nicht möglich. So allgemein und so weit verbreitet der Duk-Duk-Kultus auch in einigen Distrikten ist, so wenig existirt derselbe in anderen und bietet daher selbst für einen Theil der Eingeborenen noch ein Räthsel. Die Frauen sind überhaupt von diesem Kultus ausgeschlossen. Daß diese, „Duk-Duk" genannte Ceremonie eine Art von religiösem Kult, ist indeß sicher; denn ihr allein huldigen die Mitglieder der geheimen Verbindung, innerhalb welcher sie bekannt ist! Eine andere Religion ist unbekannt und nur was vom „Duk-Duk" vorgeschrieben oder angeordnet ist und wird, gilt den Eingeborenen einer heiligen Vorschrift gleich. Eigentliche Priester dieses Kultus existiren nicht, die begüterten Häuptlinge (so werden hier Eingeborene genannt, welche Grundbesitzer sind und das meiste „Devaro" oder Muschelgeld[1]) aufzuweisen haben, daher am angesehensten sind) bilden bei den Arrangements für die Erscheinung des Duk-Duk und bei den dafür nöthig erachteten Vorbereitungen und den Ceremonien selbst die Haupttonangeber und sie bestimmen, wann die Ceremonie statthaben soll.

Der hiesige Eingeborene hat weder eine Idee noch eine Vorstellung von einer allwaltenden, gütigen Gottheit, die den Himmel „m'Bakude", die See „Atai", den Regen „Abadde" und Trink-(Quell-)Wasser „Atawe", den Busch „Rabui" und ihn selbst erschuf. Er kennt nur den „Duk-Duk", den er sich in fabelhafter großartiger Gestalt, als menschliches Wesen vorstellt, als ein Wesen das stirbt und begraben wird, das er gleichzeitig aber doch auch als wandernden Geist ansieht! Als einen Geist nämlich, der, nachdem er zum Beispiel auf Mioko, Utaan und Moala in der Duke-of-York-Gruppe auftrat und während funfzehn Tagen durch Masken den Frauen und Kindern veranschaulicht und dann festlich bewirthet wurde, der dann starb und begraben wurde, und nun nach einiger Zeit in einem andern Distrikt auf „Neu-Britannien" wieder aufersteht, tanzt, unheimliche Töne von sich giebt, ebenfalls festlich bewirthet und auch dort wieder zu Grabe getragen wird, um, wer weiß wo zunächst, dasselbe zu thun oder sich anthun zu lassen. Wie sonst sich der Eingeborene einen Begriff über das geheime Wesen, die Wirksamkeit des „Duk-Duk" macht, ist eben nur ihm selbst bekannt, genau kann dies kein Fremder bis heute beantworten, denn keiner erfährt es und es scheint, daß es strenge „tabu" ist darüber irgend etwas zu offenbaren.

Es finden die Aufführungen der „Duk-Duk"-Ceremonie nur in den nächsten benachbarten und befreundeten Distrikten zu gleicher Zeit statt, in anderen dagegen zu verschiedenen Zeiten; denn der Duk-Duk kann nach den Begriffen Eingeborener nicht aller Orten zugleich sein.

Gewöhnlich erklärt zu einer gewissen Zeit des Jahres, die, wie es scheint für jeden einzelnen Distrikt genau inne gehalten wird, ein besonders einflußreicher Häuptling (vielleicht sogar ein dazu besonders berechtigter, eine Art von Hohem Priester des Duk-Duk), daß derselbe kommen werde. Die befreundeten Nachbardistrikte nehmen die Verkündigung an, und es wird dann der ungefähre Tag der Eröffnung der Ceremonie bestimmt. Die Weiber sorgen jetzt für die nöthigen Quantitäten Festspeise und für deren Zubereitung und die Männer dafür, daß sie selbst bei Zeiten mit der Herstellung der, für die Ceremonie nöthigen Masken fertig werden. Die letztere Arbeit, nämlich die Herstellung der sogenannten Masken, geschieht in und beim Duk-Duk-Hause (A Ball ne Duk-Duk), auf dem, dem Duk-Duk geweihten Revier, dessen Betretung den Weibern und etwaigen, nicht der Duk-Duk-Verbindung angehörigen Leuten aufs Allerstrengste untersagt ist. Während dieses Theils der Zeit, den die Vorbereitungen in Anspruch nehmen, heißt es „der Duk-Duk brütet"!

Ich war verwundert in nächster Nähe des Duk-Duk-Hauses auch ganz kleine Jungen, die eben laufen und sprechen konnten, zu finden und zu sehen, wie dieselben herumtändelten, während die Alten arbeiteten, und ganz dasselbe bemerkte ich bei dem später vor dem Duk-Duk-Hause stattfindenden Begräbniß und dem Festessen. Man erklärte mir aber, daß auch diese Kleinen von ihren Eltern und Pflegeeltern[1]) schon in die Duk-Duk-Gemeinschaft eingekauft seien, obgleich manche derselben noch nicht einmal schwatzen konnten. Sobald die Kinder älter werden, hält man sie natürlich von den geheimen Duk-Duk-Vorbereitungen und Ceremonien fern und sie können erst im sechszehnten Jahre und nach weiterer Entrichtung von „Devaro" an die Oberhäupter der Verbindung, Theil an diesen Festen nehmen; irgend ein Ausplaudern der dabei beobachteten Gebräuche wäre dann aber unfehlbare Todesursache, und so bleibt dies Alles ein vor den Frauen streng gehütetes Geheimniß. Wollte gar eine derselben sich in die Nähe schleichen und spioniren, so würde dies sicher an den Tag kommen und ihr ein jähes Ende bereitet werden.

Sind alle Masken fertig, so wird der für den Anfang des Festes geeignet erscheinende Tag definitiv festgesetzt, damit die, den ersten Festschmaus bereitenden Weiber sich demgemäß einrichten können, denn der an jenem ersten Tage „geboren werdende" Duk-Duk muß leben und deshalb auch gleich fertige Speisen vorfinden. Zu diesen, welche sich mehrere Tage halten müssen, werden Tarro, Kokosnüsse (die ausgepreßte Milch des Kernes, nicht aber das Wasser, welches derselbe enthält), Tamapnüsse, Zuckerrohr und Fische verwandt, die sonst so beliebten Yams aber fortgelassen, da ihre Verwendung eine zu große Gefahr des Sauerwerdens der Speisen im Gefolge haben würde. Sind die Speisen fertig, so wird zuvörderst den Weibern ein vergnügter Tag vergönnt; sie fahren dann zum Beispiel von der Mioko-Insel in mancherlei Art geschmückt in ihren weißen Canoes auf das herrliche, durch das Meer zwischen den Inseln gebildete natürliche Bassin hinaus, schwenken Büsche, jauchzen, schreien, amüsiren sich und sind nun bereit den erwarteten Duk-Duk zu bewillkommnen und zu gleicher Zeit dann auch die sorgfältigst bereiteten, in mancherlei Blätterwerk eingebundenen Speisen an den Häuptling abzuliefern, selbstverständlich aber gegen genügende Entschädigung, denn ohne eine Bezahlung verrichtet hier ein Eingeborener nichts für den andern — selbst Kinder kaum für ihre Eltern!

Am nächsten Tag beginnt nun die Erscheinung des Duk-Duk; alle Maskenträger begeben sich jetzt zuerst zum angesehensten Häuptling und Duk-Duk-Mann des Distrikts, um sich ihm zu präsentiren. So zogen sie dieses Mal alle zum Häuptling auf Pal-Pal, dem westlichen Theil der Insel Mioko, es waren ihrer wohl nahe an 40 von den Inseln Moalim, Utuan und Mioko. Meist fahren dabei die Canoes zu dreien und vieren neben einander, einen geordneten Zug bildend und das Jauchzen, Singen und Trommeln hat während solcher Fahrt kein Ende. In der Mitte des Fahr-

[1]) Auf Rohrstäbchen und dünnen Zweigen oder Gräsern aufgereihte Plättchen aus der Basis, dem Mundtheil einer Eckmundmuschel (Nassa). Siehe auch Schmeltz und Krause: Die ethnogr. anthrop. Abth. d. Mus. Godeffroy. Hamburg, L. Friederichsen, 1881, S. 74.

[1]) Kinderlose Eheleute kaufen sich meist einen kleinen Jungen oder manchmal auch ein Mädchen.

zeuges steht oder sitzt der Duck-Duck in seiner Vermummung und nach dem Takte der Musik bewegt er sich auf und nieder, hin und her. Das Ganze bildet für den Fremden ein ebenso komisches und lustiges, wie interessantes Bild!

Da der Duck-Duck selten schreitend, sondern mit eins um das andere hoch gehobenen Beinen sich vorwärts bewegt, so hüpft nach der Landung die ganze Reihe der Repräsentanten dieses Kultus dem Hause des Häuptlings (Häuptling = „Auvianne" N. Brit. Sprache), in dessen Nähe im Busch der als Versammlungsort für Alle angewiesene, freie Platz sich befindet, zu. Hier gewährt es nun wiederum einen ganz eigenthümlichen Anblick, dreißig bis vierzig dieser seltsamen Gestalten, deren Unterkörper durch einen grünen Blätterwulst verdeckt wird und deren Oberkörper in einem mannigfach und theils recht geschmackvoll verzierten und gefärbten hohen Spitzthurm steckt, stumm im Kreise sitzen zu sehen, denn selbst die Beine des Repräsentanten müssen derartig untergeschlagen gehalten werden, daß nicht der geringste Theil eines Fußes unter dem Blätterwulst hervorschaut. Eine Menge Eingeborener wie auch Frauen, Mädchen und Kinder sehen jetzt dem Schauspiel zu.

Das dem Duck-Duck als Geschenk dargebrachte Devaro-Muschelgeld wird in zusammengelegten Bündeln von den Häuptlingen aus einer Entfernung von fünf bis sechs Schritten mit kräftigem Wurf gegen den Blätterwulst der maskirten Personen geschleudert, falls nun der betreffende Duck-Duck, in dessen Nähe das Geschenk gelangt, dasselbe, da er nur höchst verstohlen einige Finger, die ihm ohnehin behufs Festhaltens des Spitzthurm'es nothwendig, aus dem Wulst hervorstecken darf, nicht hat erreichen und hereinziehen können, so wird ihm dasselbe von einem der Häuptlinge zugesteckt. Sind die Geschenke ausgetheilt, so führen die Duck-Duck-Repräsentanten zuvörderst einige ihrer kurzen, hüpfenden Tänze auf; dann hüpfen die auf Mioko einheimischen nach ihren Duck-Duck-Häusern, die auf den Nachbarinseln heimischen aber nach ihren Canoes, um mit demselben Gesang, Getrommel und Geschrei wie bei ihrer Herkunft wieder heim zu fahren und sich nach ihren Duck-Duck Häusern zu begeben. Und so findet nun jeden Nachmittag während der nächsten zwölf Tage der Duck-Duck-Tanz vor den Frauen und Kindern auf dem freien Platz vor der Hütte des Häuptlings statt. Die Ausmusterung der Tänzer geschieht in verborgener Weise beim Duck-Duck-Hause, von wo sie sich zum Tanzplatz begeben, wo die Blätterwulste auf Pfosten stehen und der zu jedem gehörige Thurm daneben.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

I.

Der Rothe-Thurm-Paß.

Das Großfürstenthum Siebenbürgen ist seit dem Jahre 1867 als fünfter Kreis mit dem Königreiche Ungarn verbunden und in funfzehn Komitate getheilt. Auf einem Raum von nahezu 55 000 qkm leben wenig über zwei Millionen Einwohner, die sich auf Magyaren, Deutsche und Rumänen in dem Verhältniß von 3, 1 und 6 vertheilen.

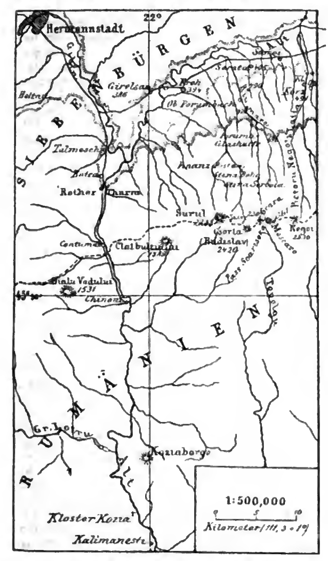
Das innere Siebenbürgen ist ein aus jung tertiären Thon- und Sandsteinschichten gebildetes Hochland, das sich von Osten gegen Westen von 750 m bis auf 400 m herabsenkt und vielfach von 150 bis 200 m tiefen Thälern durchschnitten ist. In den Alluvialniederungen der größeren Thäler finden wir Dörfer und Städte inmitten reicher Getreide- und Maisfelder und mit Rebenpflanzungen an den niedrigen, gegen Süden abgedachten Steilrändern, während die kleinen, das Hochland vielfach zerschneidenden Seitenthäler oft nur steilwandige Schluchten sind.

Von den Ebenen an der Theiß, dem Pruth und der untern Donau ist das Hochland ringsum durch mächtige, mannigfach gestaltete Gebirgswälle geschieden, über deren Joche und Einsattelungen oder durch deren tief eingeschnittene Thäler, längs den aus dem Lande hinausströmenden Hauptflüssen die Pässe in das Innere führen. Das höchste Gebirge erhebt sich im Süden Siebenbürgens als eine über 250 km lange Scheidewand zwischen dem Hochland und der zur Donau abgedachten Walachei. Das Hochgebirge besteht fast in seiner ganzen Ausdehnung aus krystallinischem Schiefer und erinnert in seinen einzelnen Theilen bald an die breitbuckligen Urgebirgsmassive Deutschlands, bald an die zackigen Kämme in der Centralzone der Alpen. Hier glaubt man ein vergrößertes Abbild des Erzgebirges, wie es sich, von Karlsbad aus betrachtet, darstellt, oder der hohen Eule vor sich zu haben, dort wird der Eindruck wieder lebendig, den etwa die Tauernkette, von einer der vorgelagerten Höhen aus betrachtet, in dem Beschauer zurückließ. Nur im östlichsten Theile, in den Umgebungen Kronstadts, bedingen steil aufragende Gebirgsstöcke aus Kalkstein den Charakter der Landschaft.

Etwa in der Mitte des Südrandes entströmen in dem quer durch das Hochgebirge führenden, tief eingeschnittenen „Rothe-Thurm-Passe" die Gewässer des Alt (Aluta, Oltu) dem Lande. Der Alt ist bei Boica, wo er in den Gebirgspaß tritt, bereits ein ganz stattlicher Fluß von 100 m Breite und einer Länge, die 300 km übersteigt. Er entspringt in der östlichen Gebirgsumwallung Siebenbürgens und sammelt seine Quellwasser an den Westabhängen des mächtigen Kalkgebirgszuges Nagy Hagymás (1793 m), um zunächst die Hochebenen der Csik zu durchfließen, welche, mit Alluvialgebilden bedeckt, innerhalb der doppelten, östlichen Gebirgsumkränzung Siebenbürgens liegen und wahrscheinlich einst beträchtliche Gebirgsseen bildeten. Der Lauf des Flusses ist zunächst vorherrschend südlich; aus der untern Csik tritt er durch den Paß von Tusnad — einem Bade, in dessen Nähe sich der durch seine Exhalationen bekannte Berg Büdös erhebt — in die Haromszék und von hier in das schöne Burzenland, aus dem er sich nordwärts wendet, um dann in westlichem Laufe den Persanyer Höhenzug zu durchbrechen. In der Nähe von Héviz erreicht der Alt den nordöstlichen Ausläufer der langgestreckten Diluvialebene, welche dem Fogarascher Hochgebirge im Norden vorgelagert ist, und bildet bis kurz vor dem Rothe-Thurm-Passe die

Grenze zwischen den Lehm- und Schotterablagerungen der Hochebene und dem durchschnittlich 150 m hohen Steilrande der sie im Norden und Nordwesten begrenzenden jung tertiären Höhen des Binnenlandes.

Selten streicht der Fluß unmittelbar an den Höhen hin, deren weiche Schichten seiner Erosionskraft nicht genügenden Widerstand zu leisten vermögen. Bald greift er mit seinen Serpentinen den Steilrand an, bald beschreibt er einen allmälig in das linksseitige, flache Ufer hinauswachsenden Bogen; unaufhörlich arbeitet er an der Verlegung und Umgestaltung seines Bettes. Ein interessantes Beispiel dafür



Skizze des Rothe-Thurm-Passes und eines Theiles der Süd-Karpathen.

zeigt sich im Westen der Ebene, wo der Alt bei Girelsau eine Biegung macht, um in südwestlicher Richtung dem großen Gebirgsthore zuzuströmen. Von Girelsau führt nach Osten über den Alt die alte Reichsstraße, welche Hermannstadt mit Kronstadt verbindet. Ueberschreitet man die Brücke, so betritt man auf dem linken Ufer die Feldmark von Frek, plötzlich aber wandert man einen halben Kilometer lang wieder über Girelsauer Terrain, denn der Fluß, welcher einst die beiden Ortsgebiete trennte, hat eine Serpentine abgeschnitten und so ein Stück der Girelsauer Feldmark auf sein linkes Ufer gebracht.

Kurz vor seinem Eintritte in das Gebirge nimmt der Alt den Cibin auf, der den westlich des Rothe-Thurm-Passes gelegenen Gebirgsmassen entströmt. Der Cibin verläßt das Gebirge bei den Felsenthoren von Gurarin und durchfließt die Hermannstädter Hochebene zunächst in vorherrschend nordöstlicher Richtung, um dann bald hinter Hermannstadt (Cibinium) umzubiegen und dem Alt in südöstlicher Richtung zuzueilen.

Am Cibin liegt Hermannstadt. Als Mittelpunkt der kleinen Hochebene, auf der einst zum Schutze der Grenze die Sachsen angesiedelt wurden, als Kreuzungspunkt der von Kronstadt nach Westen führenden Handelsstraße mit der von Süden durch den Rothe-Thurm-Paß in das Land tretenden ist Hermannstadt emporgekommen und hatte im vierzehnten Jahrhundert unter Ludwig dem Großen aus dem Hause Anjou seine Blütheperiode. Die kommenden Jahrhunderte brachten oft schwere Prüfungen und drohende Gefahren, die mit Zähigkeit ertragen und mit Energie bestanden wurden. Die Wälle der alten Grenzfestung sind heute zum großen Theil in Promenaden verwandelt, und die oft umstürmten Mauern hier und da abgetragen. Auch manche der alten Mauerthürme sind verschwunden, hoffentlich bleiben einige als Erinnerung an eine sturmgeprüfte, ehrenvolle Vergangenheit bestehen, ohne daß man — wie es bei einem geschah — architektonische Verbesserungen (?) an ihnen vornimmt.

Schon in der Periode römischer Herrschaft soll von der Cibinsebene eine Straße durch den Rothe-Thurm-Paß in die Walachei geführt haben [1]). Gläubige Rumänen wissen zu erzählen, daß der ganze Paß ein Werk des mächtigen Kaisers Trajan sei, der den großen siebenbürgischen See durch das geöffnete Thor ableitete. Im Mittelalter und in der neueren Zeit war bis zu den Tagen Karls VI. ein Waarentransport längs des Alt auf Wagen nicht möglich; nur Saumpferde vermittelten den oft durch Einfälle räuberischer Horden unterbrochenen friedlichen Verkehr. Der Strom selbst eignete sich schlecht zu einer Siebenbürgen und die Walachei verbindenden Handelsstraße und hat auch dem siebenbürgischen Binnenverkehr bis jetzt wenig gedient. Zwar bezeugen uns Urkunden, daß sich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts die Deutschen Ritter bei der Besiedelung des Burzenlandes ausbedangen, sechs Salzschiffe auf dem Alt zollfrei halten zu dürfen; wir erfahren aber in den späteren Zeiten so wenig von einem Schiffsverkehr auf dem Alt, daß die Bezeichnung des „schiffreichen“ in einer Chronik des siebenzehnten Jahrhunderts hyperbolisch erscheint.

Auf der Strecke zwischen Héviz und dem Rothen Thurme würde eine Benutzung des Alt für große Kähne und flachgehende Flußdampfer nach einigen Korrektionen im Strombett und Regulirung turbulenter Nebenflüsse sehr gut möglich sein, während der 60 km lange Lauf quer durch das Gebirge wenig Aussichten für einen rentablen Verkehr bietet. Versuche, den Fluß auf dieser Strecke dienstbar zu machen, sind gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts und in dem jetzigen gemacht worden. Im Jahre 1788 z. B. wurden für österreichische Truppen Lebensmittel auf dem Alt in die Walachei hinabgeführt, und 1837 entstand sogar eine Alt-Schifffahrtsgesellschaft, die sich freilich 1844 schon wieder auflöste. Ein Ingenieur Schuster unternahm zwei Mal eine Fahrt von Boica bis nach Rimnik in der Walachei auf einem Fahrzeuge, an dem, um die bedenkliche Geschwindigkeit einiger Stromschnellen zu paralysiren, Seitenruder angebracht waren. Die 12 km lange Strecke zwischen der Einmündung der großen Lotru und dem Kloster

[1]) S. H. Kiepert's Karte: Dacia. Tab. II im Corp. Inscr. Lat. vol. III.

Kozia ward bei der zweiten Fahrt in 40 Minuten zurückgelegt. Auf der 60 km langen Strecke von Boica bis Kalimanesti senkt sich der Spiegel des Alt von 365 m auf 290 m Meereshöhe herab, was ein Durchschnittsgefäll von 1:800 ergiebt, während der Rhein auf der Strecke von Bingen bis St. Goar nur ein Durchschnittsgefäll von 1:2418 hat, von da bis Koblenz 1:5111 und von Koblenz bis Köln 1:4358. Das Gefäll des Alt vermindert sich an einzelnen Stellen auf 1:1600, wächst aber bis auf 1:400, d. h. es übertrifft sogar noch das des Rheins im Niederloch (1:480). Bei hohem Wasserstande schießen die schlammgefärbten Wasser des Stromes bei der verminderten Reibung reißend dahin, bei niedrigem wächst die Schwierigkeit, die durch Felsbarren gebildeten Stromschnellen zu besiegen, so daß die Bewohner des Alt-Defilees wohl früher das Schauspiel erwarten dürfen, eine Lokomotive auf einem längs des Flusses angelegten Schienenwege dahinbrausen zu sehen, als einen Flußdampfer, der gegen die rauschenden Wasser des Flusses ankämpft.

Wie interessant und anheimelnd auch das Leben in Hermannstadt für mich war, freudig begrüßte ich am Mittage des 17. Juli 1880 nach mehreren düsteren Regentagen die ersten schwachen Anzeichen besseren Wetters und wanderte mit Bergstock und Reisetasche über Heltau dem noch von dichten Wolkenschleiern umhüllten Gebirge zu. Von dem freundlichen Heltau, das einst durch Sichelnfabrikation bekannt gewesen sein soll, seit mehr als 300 Jahren aber ein Sitz von Wollarbeitern ist, wanderte ich auf durchweichtem Wege nach Talmesch (Talmács), dem letzten Dorfe vor dem Gebirgsthore, in dem man neben den Rumänen noch eine Gemeinde deutscher Zunge trifft. Reges Leben herrschte auf der Dorfstraße, da gerade, als die niedersinkende Sonne mit ihren letzten Strahlen das über dem Kamm des Hochgebirges lagernde Gewölk röthete, die große Herde weißer Rinder und schwarzer Büffel heimkehrte in die „gewohnten Ställe". Da mich mein Fuhrmann am nächsten Morgen lange warten ließ, wanderte ich den Weg nach Boica entlang, betrachtete den, von den regen geschwellten Wassern des Klein Talmescher Baches bei seiner Einmündung in den Cibin abgelagerten, mächtigen Schuttkegel und erstieg eine zwischen der Straße und dem Zusammenfluß von Alt und Cibin gelegene Anhöhe, welche die Trümmer einer im 14. Jahrhundert zur Deckung des Passes angelegten Burg trägt. Der Fuhrmann ließ mir fast zwei Stunden Zeit, von dieser alten Warte aus das Gebirgsthor und die sich zu beiden Seiten desselben erhebenden Massen zu betrachten, dann kam er herangejagt mit der später in Siebenbürgen noch öfter gehörten Entschuldigung, die auf der Weide befindlichen Pferde hätten sich durchaus nicht wollen fangen lassen. In scharfem Trabe eilten die mageren, kleinen Pferde auf das von theilweise sehr reichen rumänischen Viehwirthen bewohnte Boica zu. Warum der gleich hinter Boica am Wege gelegene, viereckige Wachtthurm gerade der „rothe" heißt, dürfte schwer zu sagen sein; vielleicht verdiente der ältere Träger dieses Namens, dem 1533 die Hochwasser des Alt ein Grab gruben, den Namen mehr, vielleicht hat auch er ihn schon von einem Vorgänger geerbt. Eng treten die Felsenmassen zusammen, so daß auf dem schmalen Thalboden oft nur Raum für den Strom und die längs desselben hinführende Chaussee ist. Unter einem Winkel von 30° steigen zu beiden Seiten die Lehnen auf, an denen man 300 und oft 500 m emporblickt bis zu denjenigen Stellen, wo sie mit geringerer Steigung zu den rechts und links des Passes gelegenen Kuppen emporführen.

Bei den Biegungen der Straße ist das Bild oft ein eng begrenztes; nach allen Seiten hin sieht man sich von steilen Berglehnen umschlossen, deren hüben wie drüben 500 m über dem Thalgrunde liegende Partien oft nur 2 km von einander entfernt sind. Der 1389 m hohe Claibul-tiului liegt in der Horizontalprojektion nur 3½ km von der 352 m hoch gelegenen österreichisch-ungarischen Hauptcontumaz entfernt, und etwas weiter unterhalb steigt auf der rechten Seite in gleicher Entfernung vom Thale der Dialu Badului zu 1531 m empor. Die 1500 m überragenden Punkte nähern sich von beiden Seiten bis zu einer Distanz von 12 km, während der 2073 m hohe Berfu Mare (d. i. großer Berg) von einem westlich des Surul gelegenen, 2014 m messenden Punkte fast um das Doppelte entfernt bleibt. Schroffe, nackte Felsenwände sieht man selten; erst unterhalb der großen Lotru-Mündung besitzt eine längere Strecke einen schaurig wilden Charakter. Uebrigens zeigten im Jahre 1880 die mit mehr oder minder dichter Vegetationsdecke umhüllten Lehnen und die schön gebaute Straße großartige Bilder der Zerstörung. In Folge der anhaltenden Regengüsse war von den erweichten Gehängen oft auf weite Strecken hin das Erdreich mit mächtigen Felstrümmern niedergestürzt. Hier lagen unterhalb der wundgerissenen Berglehnen die Schuttmassen, umhüllt von breiartigem Schlamme, mehrere Meter hoch auf der Straße, dort waren sie über dieselbe hinweg in die graugelben, hochgeschwollenen Fluten des Alt gestürzt und von ihnen bereits theilweise mit fortgeschwemmt als neues Material für die, aus dem Strome hier und da emportauchenden, niedrigen Inseln. Nicht geringer als das Staunen über die Verheerung elementarer Gewalten war meine Verwunderung über die Kletterfähigkeit und Ausdauer der kleinen Pferde, die den Wagen und, wenn wir es nicht vorzogen, zur Schonung unserer Knochen abzusteigen, auch uns über diese Trümmer hinwegbrachten. Nach längerem Aufenthalte auf der k. k. Contumaz und noch längerem auf der rumänischen setzten wir unsern Weg zu Fuß nach dem etwa 7 km entfernten rumänischen Dorfe Chineni fort, zwischen dessen, zu beiden Seiten des Alt gelegenen Häuschen und Baracken wir in einem leidlichen Gasthause ein von einer kugelrunden Italienerin recht schmackhaft zubereitetes Mittagsessen einnahmen. Die gute Chaussee hört vor Chineni auf, und zwei schlechte Straßen führen, die eine über Pitesti nach Bukuresti (Bukarest), die andere über Rimnik in die sogenannte kleine Walachei. Wir fuhren auf einer auch für den Transport von Fuhrwerken dienenden Fähre über den rauschenden Fluß, verfolgten eine Strecke den Weg nach Pitesti und erstiegen dann eine Anhöhe, von der man einen guten Ueberblick über die Südabhänge des Gebirges genießt. Der Kamm des Hochgebirges befand sich noch in Wolken, die wenigen Bergdörfer lagen in den Thälern versteckt, auf einem Raume von 1000 qkm sah man nichts, als die gras- und waldbedeckten welligen Höhen, die im Süden in den Kozia-Bergen und der Kette jenseits der großen Lotru noch einmal zackige Konturen annehmen und den Ausblick in das Hügelland und die Ebene der Walachei verdecken. Lange betrachtete ich das fremdartige, starre und doch großartige Bild, dann stieg ich herunter zum Flusse, um die Rückreise anzutreten.

Hatten uns die Fährleute auf der Herfahrt fast eine Stunde warten lassen, weil möglicherweise die Besitzerin der Fähre übersetzen würde, so erhielten wir jetzt noch eine längere Mußezeit, um uns das Dorf und mehrere, in glänzendem Sonntagsputze auf schmutzigen Thürschwellen hockende und von zutraulichen Schweinen umspielte Zigeunerinnen zu betrachten. Die acht sonnenverbrannten Fährleute, welche barfüßig, nur mit einer dünnen, leinenen Hose und einem langen, durch Strick oder Gürtel um die Hüften zusammen-

gehaltenen Hemde bekleidet waren, konnten sich über die Theilung des zuletzt eingenommenen Geldes nicht einigen. Als sie nach einem sehr erregten, durch die freundlichsten Epitheta gewürzten Wortwechsel hiermit glücklich fertig waren, vertranken sie erst ihre Schätze, bis sich schließlich zwei von ihnen, die keinen Ban mehr in der Tasche hatten, anschickten, meinen Begleiter und mich auf einem wenig Vertrauen erweckenden Boote hinüberzuführen. Wegen der starken Strömung zogen sie das Boot eine beträchtliche Strecke am Ufer stromauf und fuhren dann reißend schnell schräg über die Wellen. Den Zeitverlust einzuholen, eilten wir rüstig vorwärts, hatten aber an der rumänischen Contumaz bald eine neue Geduldsprobe zu bestehen, da sich der dienstthuende Korporal anfänglich gar nicht blicken ließ und schließlich die zahlreich harrenden mit ausgesuchter Langsamkeit abfertigte. Die Uhr ging auf acht, als ich nach Talmesch zurückkehrte, und dennoch mußte ich weiter, da ich für den Abend meine Ankunft im Girelsauer Pfarrhause zugesagt hatte. Ich beschloß einen Fußweg einzuschlagen. Mein Fuhrmann versicherte mit einem Ausrufe des Erstaunens über meine Karten [1]), ich würde auf dem kürzesten Wege nach Girelsau kommen, geleitete mich an die Fähre über den Cibin und „hatte die Ehre, sich ganz gehorsamst zu empfehlen".

Ich wanderte zunächst 4 km nach Osten und hatte zur linken Hand 150 bis 200 m hohe Felsenwände, an deren Fuße einzelne Weingärten lagen, zur rechten den flachen Schwemmboden zwischen dem Zusammenfluß des Alt und Cibin; dann wandte ich mich nach Norden und eilte auf mondbeleuchtetem Pfade zwischen den hart an den Fluß tretenden Bergwänden und dem von Bäumen umsäumten Ufer des Alt hin. Bald ward der Raum zwischen Berg und Fluß breiter, und, während der Mond hinter Wolken verschwand, der verwachsene Pfad undeutlicher, der Boden in Folge der Regengüsse und Anschwellung des Alt sumpfig. Unsicher tappte ich eine Strecke weiter, dann versank ich bis über die Knie im Morast. Noch reichte der durch die Wolken dringende, schwache Lichtschimmer des Mondes für mich hin, meinen Kompaß zu befragen. Durch dick und dünn, durch Sumpf und aufgeweichte Maisfelder arbeitete ich mich westwärts bis an den Fuß der Höhen durch und wandte mich dann wieder nordwärts. Anfangs ohne Weg und Steg weitergehend, schließlich auf einem schlüpfrigen Feldwege erreichte ich gegen zehn Uhr die Chaussee. Der Schimmer eines Lichtes und Hundegebell verkündeten die Nähe Girelsaus, vor dessen gastlichem Pfarrhause ich bald in einem wahrhaft desolaten Zustande anlangte.

[1]) Die Sektionen der vortrefflichen österreichischen Generalstabskarte (1 : 75 000). Zone 23, Col. 30, 31 und Zone 24, Col. 30.

Dr. Kuntze's Reise um die Erde.

Ein tüchtiges und viel neues enthaltendes Buch ist Dr. Otto Kuntze's „Um die Erde" (Leipzig 1881, P. Frohberg, Preis 6 M.); durch die offenbare Gediegenheit seiner Angaben, seinen nüchternen wissenschaftlichen Ton, wo es gilt alteingewurzelte Vorurtheile zu beseitigen, durch sein Eingehen selbst auf die gewöhnlichsten Dinge, über welche doch Interessantes in Menge berichtet wird, zeichnet es sich vortheilhaft aus. Obwohl die Reise selbst, an welcher Anfangs auch der Afrikaforscher K. Mauch theilnahm, schon in den Jahren 1874 und 1875 ausgeführt wurde, bieten doch diese „Reiseberichte eines Naturforschers" nicht nachträglich Ueberarbeitetes und durch Studium Ergänztes, sondern nur Auszüge aus dem Tagebuche, nur Selbsterlebtes, für das der Autor einstehen kann; was das Buch dadurch vielleicht stylistisch verliert, gewinnt es an Lebendigkeit und Zuverlässigkeit. Vielbereiste Gebiete, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Japan und Aegypten, überging Dr. Kuntze ganz, um sich z. B. über St. Thomas, Portorico, Trinidad und besonders Java ausführlicher zu verbreiten. Vortrefflich und nachahmenswerth ist der auf die Indices verwendete Fleiß; dieselben umfassen volle 20 Druckseiten und sind nach folgenden Rubriken geordnet: Anthropologie und Ethnologie; Botanik; Geographie; Mineralogie, Geologie und Paläontologie; Zoologie. Die größte Ausbeute trägt neben Botanik, der Fachwissenschaft des Autors, die Anthropologie und Ethnologie davon; eigentliche Geographie weniger. Daß der Ton des Verfassers beim Korrigiren falscher Ansichten oft etwas heftig und gereizt wird, sei nicht verschwiegen; er mag sich doch erinnern, daß er auch irren kann, wie es ihm denn S. 474 passirt, das arabische Wort rajah = Heerde und das sanskritische radscha = König für identisch zu halten, oder wie er S. 429 Hindu, Indogermanen und Dravida durch einander mengt. Doch das nebenbei! Das Buch ist jedenfalls aller Beachtung werth, weil reich an Belehrung. Wir geben im Folgenden einige kurze Proben, zunächst den Abschnitt über das berüchtigte Todtenthal auf Java (S. 359).

„Wohl ist über keinen Gegenstand in der Welt so viel phantasirt und mystificirt worden, als über das Todtenthal Javas, Pakamaran geheißen.

Früher ließ sich alle Welt aufbinden, daß durch Ausdünstungen giftiger Urticeen-Bäume — Antiaris — durch das sogenannte Upasgift (Upas heißt eigentlich Gift), Tausende von Menschen und allerhand Thiere, darunter Tiger, Rhinozeronten, Schlangen, Vögel getödtet wären und dort lägen; später fand man die aus der Erde strömende Kohlensäure als die schreckliche Ursache der angehäuften Leichen und noch neuerdings spukt es in guten wissenschaftlichen Büchern von dergleichen Schrecknissen, trotzdem Junghuhn das Terrain erweitert hat, bei vielen Besuchen einzig und allein nur eine und dieselbe Leiche eines Menschen zweimal gesehen und bei einigen Besuchen gar keine Kohlensäure fand. Das Todtenthal ist nichts weiter als eine Fabel. Dieses Todtenthal im Dienggebirge ist ein enger, kleiner Kessel, vielleicht ein ehemaliger Nebenkrater, keineswegs ¼ Meile breit, zu dem ein besonderer Weg erst hinaufführt, der am Ende durch ein Geländer abgeschlossen ist; dann geht man 100 Schritte bergab und dort ist eine kahle, etwa 6 bis 7 qm haltende Fläche, wo einige Steine liegen und der Regen etwas Dammerde angeschwemmt hat; an dem Rande dieser flachen Stelle grünt und wuchert die Vegetation; ringsum ist alles dicht bewachsen; nur Bäume sind nicht mehr vorhanden, jedenfalls in Folge des Holzmangels von den Javanern weggeholt; zwei schmale Fußwege führen herunter, die ich betrat, trotzdem mein Führer und Diener mich mit äußerst ängstlichen Mienen zurückzuhalten suchten und erste-

rer mich wiederholt an den Kleidern hielt; ich sah keine Spur von Gerippe, trotzdem mein Diener mir verdolmetschte, daß wenn ein Vogel dahin fliege, er stürbe; ich bin hinunter gegangen und gesund wieder heraufgekommen. Mag eine Kohlensäure-Exhalation zeitweise stattfinden; zur Zeit war keine Ansammlung von Kohlensäure dort; ich habe weder etwas gerochen, noch war mein glimmender Zunder, den ich vor mir hielt, ausgelöscht. Selbst von todten Insekten und Cadavern kleiner Thiere war keine Spur zu sehen. Den Warnungen des Führers gab ich kein Gehör, weil ich meinte, man müsse der Volkssage, der Tradition, etwas zu Gute rechnen, und dann führt ja ein Pfad hinunter, und wo andere gegangen sind, konnte ich es auch; vor allem aber sagte ich mir, daß erst mein niedergehaltener glimmender Zunder von Cocosholz auslöschen müsse, ehe mir Gefahr drohen könne. Das ist das berüchtigte Todtenthal, die schlimmste Stelle desselben, an anderen Stellen des Dienggebirges sind keine solche engen, windfreien Kessel und kann sich daher die Kohlensäure gar nicht derartig ansammeln, daß sie warmblütigen Thieren gefährlich werden könnte.

Aber nach Jahrzehnten noch werden Bücher und Zeitungen die Fabel vom Todtenthal weiter verbreiten, oft bona fide aus Unkenntniß, oft aber auch in der Manier von Harper's Weekly Illustrated Newspaper, das z. B. voriges Jahr (1874) eine schöne Abbildung brachte, wo Australinsulaner zu Ehren ihres gestorbenen Häuptlings sich den Haifischen opferten und fast reihenweise ehrlich aufgefressen wurden, obwohl noch kein Fall glaubwürdig nachgewiesen ist, daß ein Haifisch einen lebenden Menschen im Meere angegriffen hat.

Und nun noch eins: Tiger, Rhinozeronten hat es im ziemlich bevölkerten, gut gebauten, so gut wie ganz entwaldeten Dienggebirge seit vielleicht Jahrhunderten nicht mehr gegeben. Ach! wenn doch die Leute zu Hause von dem, was sie nicht beurtheilen können, was ihnen weit entlegen und fremd ist, nicht immer nur das Absonderlichste und Schrecklichste am ehesten glauben wollten!"

Erfreulich und interessant ist folgendes Bild, welches Dr. Kuntze von den javanischen Schulen entwirft. „Am 5. Juli besuchte ich eine einheimische Schule. Es war ein langes Gebäude, halb offen, in dem drei Schülerklassen neben einander ohne Scheidewände von drei Lehrern Unterricht fanden. Die Schüler, über 100 an der Zahl, kauerten und knieten mit untergeschlagenen Beinen vor schrägen Schultischen. Schulstunden sind früh von 7 bis 10 und 10½ bis 12 Uhr. Rauchen der Schüler ist erlaubt. Im Schulzimmer hängen eine Weltkarte und eine große Karte von Java; es wird alles im Malayisch gelehrt, dieses mit lateinischen Buchstaben geschrieben und in holländischer Vocalaussprache gelesen. Verfolgen wir einmal das Examen, das der Lehrer mit der ersten Klasse anstellte.

Als wir eintraten, waren sechsstellige Decimalexempel an der Wandtafel ausgerechnet worden. Schau, schau, das konnten im gebildeten Preußen bis 1875 95 Proc. der Bevölkerung nicht; mit Decimalen zu rechnen lernen letztere erst, seitdem das neue Maß-, Gewicht- und Münzsystem eingeführt ist. Nun ließen wir uns aber auch sechs gemeine Brüche addiren, das ging sammt Einrichten, Kürzen u. s. w. recht flott. Das Interessanteste war mir der Feldmesserunterricht und die geleisteten praktischen Arbeiten der Schüler. In diesem Lande, wo die Felder meist jährlich aufs Neue vertheilt werden, ist dies von größter Wichtigkeit. Das muß ich gestehen, ich löse dieselben Aufgaben der Feldmeßkunst nicht; darin sind mir diese Javaner überlegen.

Von europäischen Kindern, die hier meist mit einheimischen aufwachsen, ist folgendes zu erwähnen: sie sprechen das h wie ein scharfes j aus und verschlucken in Doppelconsonanten am Ende der Silben das d oder t, z. B. statt Hund jan; es soll den Eltern und Lehrern viele Mühe machen, ihnen diese den Einheimischen nachgeahmte Manier wieder abzugewöhnen.

Von großem Interesse sind, um noch eins hervorzuheben, die vielen Aehnlichkeiten in Formen und Gebräuchen, welche Kuntze zwischen Japanern und Annamiten abweichend von den Chinesen fand (vergl. S. 190 bis 196, 215, 216, 220 und 246). Eine solche Menge von Analogien kann wohl kaum rein zufällig und an zwei Punkten unabhängig von einander entstanden sein. Ob und wie eine Uebertragung stattgefunden hat, ist unseres Wissens nicht nachweisbar; die Japaner sind zwar nicht Ureinwohner ihres Inselreiches, sondern vom Festlande her eingewandert, indessen anscheinend vom Westen oder Nordwesten, nicht vom Südwesten her. Die Sprache der Annamiten ist eine einsilbige, die der Japaner dagegen eine mehrsilbige, welche in Betreff der Struktur dem Mandschu und Mongolischen ähnelt (F. Müller, Allgemeine Ethnographie S. 457).

Folgende Aehnlichkeiten fielen also unserm Naturforscher bei Japanern und Annamiten auf. Die kleinste Münze heißt bei beiden Zabek, und die länglich viereckige Silbermünze Annams korrespondirt mit den japanischen Bu. Die Gesichtszüge und deren Ausdruck ähneln sich sehr; sie erscheinen nicht so verschlagen, wie bei den Chinesen; es drückt sich darin das gleiche ruhige Selbstbewußtsein und Wohlwollen, der Mangel an Geldsucht, die Bescheidenheit aus. Die Gesichtsfarbe ist bei beiden etwas dunkler, als bei den Chinesen, die Nase breiter. Die Einrichtung der Häuser ist gleich; auch dasselbe erhöhte Podium, wo sie auf Matten knien oder kauern. Die Chinesen dagegen sitzen auf Stühlen. Die Vorderseite der Häuser ist in Annam und Japan mit Matten verhängt, das Hausmobiliar ähnlich und beidemal einfach. Die Chinesen gehen oft barhaupt ohne Tuch trotz der rasirten Schädel, auch im stärksten Sonnenscheine aus, während der gewöhnliche Japaner stets ein blaues Tuch bandartig um den Kopf bindet, ähnlich dem Annamiten; bei beiden ist das Tuch nicht so lang und umfangreich, wie es zu einem Turban gehört. Die Schärpe der Annamiten und ihrer Frauen findet sich in Japan wieder, nicht in China. Japaner trugen bisher nicht Hosen; auch Annamiten, wahrscheinlich aus dem Innern, sah Kuntze später in Saigon, die statt Hosen ein Unterkörper und Füße deckendes Zeug trugen, wie es die Japaner sonst ähnlich, nur größer auch hatten. Todesfurcht scheinen die Annamiten, ähnlich den Japanern, weniger zu besitzen, als die Chinesen. In den annamitischen Tempeln mit geraden, nicht wie in China meist gebogenen Dächern, herrscht die größte Einfachheit, wie in den japanischen Schintotempeln; auch die ähnlichen Trommeln und stehenden Glocken, auf denen außen leidlich hübsche Figuren sich befinden, sind in den Tempeln beider Länder äußerst ähnlich; die Glocken werden in Annam gleichfalls mit einem Holz von außen angeschlagen. Vor dem Tempel in Annam befinden sich zuweilen zwei Wasserreservoirs wie in Japan, was Kuntze in China nicht beobachtete. Die annamitischen Gottesäcker befinden sich stets im Walde, wie fast immer in Japan, und nie in China (hier stets auf kahlen Bergen).

An den Gewässern Annams sieht man denselben halbzahmen, weißen, schlankhalsigen Reiher wie in Japan, den Kuntze in China wenigstens nicht bemerkt hat.

In Annam soll nach Stein eine uns räthselhafte Sittenfreiheit der Mädchen bis zur Verheirathung herrschen; ähnlich ist es in Japan, wo die Prostitution ein Regierungs-

monopol ist und diese Dirnen gut erzogen werden, wo ihre Handlungsweise nicht für ehrlos gilt, so daß sie, weil sonst gut erzogen, oft gute Heirathspartien machen, wonach sie bloß noch einem Manne zugethan bleiben. In China herrschen in dieser Beziehung ganz andere Sitten.

Die Betelkauerei ist in Annam sehr in Schwung (in China fast gar nicht), so daß alle Leute, auch Frauen, schwarze Zähne und brennendrothes Zahnfleisch und Lippen haben. In Japan, wo man Betel nicht kaut, weist die Liebhaberei der schwarzen Zähne und rothbemalten Lippen bei Frauen auf ihre südliche Herkunft (nach Kuntze; s. oben) hin; es ist ein Ueberbleibsel der frühern Sitte des Betelkauens.

In einer Schmiede sah der Autor die Arbeiter kauern, wie in Japan — in China stehen oder sitzen sie.

Dem Tempeleingang gegenüber findet man in Annam stets eine massive hohe Mauer mit abgestumpften Ecken und Kanten, auf welcher gewöhnlich halbplastisch ein bizarrer Tiger mit schrecklichem Blick und meist gesattelt sich befindet. Aehnliche Tigerfratzen findet man auch manchmal in Japan an Tempeln, aber in Holz geschnitzt, und doch giebt es dort keine Tiger.

Beim Einladen von Sandballast sah Kuntze die Annamiten sich derselben eigenthümlichen, an einem vorn umgebogenen Holze befestigten Hackespaten bedienen, welche von den Japanern allgemein zum Ackerbau verwendet werden, die er aber in China nicht zu Gesicht bekam.

In Japan und Annam brennt man Tabak mit Holzkohlen an, in China mit glimmendem Papier, das man auf besondere Art zur Flamme anbläst, oder mit Zunderstrick.

Der eigenthümliche Mittelkonsonant von s und j z. B. in Fusijama (ausgesprochen Fujsi), findet sich auch in Annam z. B. in dem Worte Tschjampa (Provinz in Annam).

Der Volksstamm nördlich von Angkor, jetzt Halbwilde, von dem abzustammen indeß der König von Cambodgia sich rühmt, heißt Samure resp. Samrais (französische Schreibart). Dies ist genau dasselbe Wort, mit dem man in Japan die Zweischwerterklasse, beziehungsweise Kriegerkaste, bezeichnet. Daß dieser Volksstamm jetzt halbwild ist, beweist nicht, daß er es auch früher war; es läßt sich durch Analogien sogar auf das Gegentheil schließen. So sind z. B. die Cambodgianer jetzt ein in der Civilisation heruntergekommenes Volk, wie man aus den früheren Prachtbauten und den jetzigen schlechten Bauten folgern darf; verhältnißmäßig noch mehr scheinen es dem Verfasser die Annamiten in Cochinchina zu sein — denn deren durchschnittlich intelligente Gesichtszüge lassen auf eine vergangene höhere und Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende andauernde Kultur schließen. Die ewigen Kriege der nördlichen, kräftigen Annamiten und der Siamesen sowohl, als die jetzt noch fortdauernden Bedrückungen und Erpressungen der Mandarinen im Innern Indochinas, welche verursachen, daß jetzt noch viele Leute in die Wälder entfliehen und verwildern, lassen das Zurückkommen ganzer Volksstämme leicht erklären.

Eine weitere annamitisch-japanische Eigenschaft scheint die der häufigen Forts zu sein, in denen sämmtliche Beamte und deren Angehörige wohnen mußten. In Annam und Japan ist das Kinderadoptiren sehr in Schwung, in China gar nicht. Annamiten und Japaner sind keine tüchtigen Handelsleute, dagegen sind es die Chinesen meist auffallend. Die Ponys der Annamiten tragen am Hintertheile Metallschellen, wie in Japan.

Diese vielen Analogien stützen nach Dr. Kuntze die Ansicht, daß die Japaner den Annamiten eng, den Chinesen wenig verwandt sind; indessen erklärt er bescheiden, daß er zu kurze Zeit in Annam und China gewesen ist, um ein bestimmtes Urtheil abgeben zu dürfen (S. 196), wie er denn durch diese seine Mittheilungen nur zu exacteren Studien anregen will. Aufgefallen ist ihm ferner, daß die Japaner es lieben, die Bäume nach Art des in Hinterindien häufig angepflanzten Eriodendron orientale in horizontalen Ast-Etagen zu züchten; als Folge einer Reminiscenz der vermuthlich aus Hinterindien stammenden Japaner wäre dies leicht erklärlich.

Wir haben im Vorstehenden einige interessante Stellen herausgegriffen — das Buch ist reich an solchen und verdient, zumal bei seinem billigen Preise, weitere Verbreitung.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Dekonowki im Kreise Bachmut ist, wie die „Charkow. Gub. Wied." mittheilen, ein Lager sehr guten Steinsalzes von 11 Sashen (23,5 m) Mächtigkeit entdeckt worden.

— Dem „Porjadok" zufolge haben im Jahre 1880 Vorarbeiten zu Bewässerungsanlagen stattgefunden in dem Raume zwischen dem Azowschen Meer im Süden, der Molotschna im Westen, der Woltscha im Norden und der Straße Mariupol-Bachmut im Osten. Es sind hier etwa 1500 Werst nivellirt und zur geologischen Untersuchung Tiefbohrungen bis 52 Fuß tief an 10 Punkten, Schürfungen an 55 Punkten ausgeführt worden. Aehnliche Arbeiten sind in den Gouvernements Jekaterinoslaw, Saratow und Samara zur Hebung der dortigen Nothstände im Gange.

— Ueber die Volksbildung der Tataren im Gouvernement Saratow berichtet das dortige statistische Comité: Im Gouvernement leben 77 549 Tataren, 3,8 Procent der ganzen Einwohnerzahl. Alle können ihre Muttersprache lesen und schreiben. Die Kinder werden unterrichtet in Schulen, deren es bei jeder Moschee giebt, und an denen nur die Mullahs unterrichten; aber nur die Knaben besuchen die Schule, die Mädchen erhalten Unterricht im Hause. Eine bestimmte Dauer des Schulbesuches ist nicht festgesetzt, jeder nimmt daran Theil, bis ihm Lesen und Schreiben und die Hauptgesetze der Religion geläufig sind. An vier höheren tatarischen Schulen werden die Glaubenslehren gründlicher und auch Arithmetik gelehrt; jede der letzteren Schulen hat im Winter 150 bis 200 Schüler; die Lehrer derselben müssen wegen der höhern Vorbildung auch die Wallfahrt nach Mekka und Medina gemacht haben. Wohlhabendere schicken ihre Söhne zur weitern Ausbildung nach Kazan, oder ins Ausland nach Buchara und Stambul.

— Die „Orenb. Gouv. Ztg." entnimmt dem Bericht des statistischen Comites des Gouvernements Orenburg, daß die Zahl der Wohnplätze dieses Gouvernements am 1. Januar 1881 sich auf 2589 belief; es sind dies 1660 mehr, als der Bericht von 1866 angab, weil in jenem Jahre zahlreiche Bergwerksanlagen, Fabriken und einzelne Höfe nicht aufgenommen waren und weil eine größere Anzahl von sol-

chen, namentlich auf den Kazakenländereien, erst in letzter Zeit neu entstanden sind.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft vom 4. (16.) November 1881 wurden die ersten Mittheilungen gemacht über die Ergebnisse der anthropologischen Forschungen des aus dem Ural zurückgekehrten Herrn Malachow. Dieser hatte zunächst die im Jahre 1880 entdeckten Spuren des vorhistorischen Menschen weiter zu verfolgen und die Anfänge der Kultur im südlichen Ural zu erforschen, wo vor Herrn Malachow noch Niemand gearbeitet hatte. Daneben wandte er aber auch der heutigen Anthropologie seine Aufmerksamkeit zu, namentlich bei den Permjaken und den Tscheremissen im Gouvernement Wiatka; er besuchte deren heidnische Feste, beobachtete ihre Opfergebräuche, nahm einige anthropologische Messungen vor und erlangte eine Sammlung von Photographien nationaler Typen. Endlich nahm Malachow sorgfältig eine Anzahl Inschriften ab, die mit rother Farbe auf den Felsenufern der Flüsse Wishera, Tagil und Riesh angebracht sind.

— Nach den Listen des Medizinaldepartements für 1881 zählte man in Rußland 13 869 Aerzte, 1685 Thierärzte, 381 Zahnärzte. Apotheken gab es 1934, darunter 7 homöopathische.

Asien.

— Nach Mittheilungen, die von Dr. Albert Regel an die geogr. Gesellschaft in Petersburg gelangt sind, hatte dieser Ende Juli a. St. Samarkand verlassen, war am Zerafschan aufwärts gegangen, hatte das Quellgebiet dieses Flusses am 15. August erreicht und gedachte den Winter in Schugnan zuzubringen.

— Lieutenant Conder (Globus XL, S. 286) ist im November mit seiner Aufnahme-Abtheilung und den Resultaten seiner ersten Kampagne aus dem Ostjordan-Lande nach Jerusalem zurückgekehrt. Die Aufnahme von etwa 500 engl. Quadratmeilen ist bereits vollendet, und dabei hat sich herausgestellt, daß die Arbeiten im Osten des Jordan rascher von Statten gehen, als im Westen. Dabei steht die Billigkeit von Lebensmitteln und Futter in starkem Gegensatze zu dem schweren Gelde, welches die Beduinen für Eskorte fordern. Gesammelt sind über 600 Namen; mehr als 200 Ruinenstätten wurden untersucht, etwa 400 Cromlechs entdeckt und Pläne, Skizzen und Photographien aufgenommen. Die Cromlechs kommen an einzelnen Stellen besonders zahlreich vor; sieben solcher Centren hat man bereits aufgefunden, ferner einige Menhirs (aufgerichtete Steine) und auch Steinkreise in Verbindung mit den beiden erwähnten Klassen von Denkmälern. Zu den bisher — allerdings nicht zum ersten Male — untersuchten Oertlichkeiten gehören Hesbon, Eleale, Madeba, Baal Meon, Nebo, Pisgah, die heißen Quellen von Kallirrhoe, das Jordan-Thal und Rabbath Ammon, wo man ein Gebäude aus der Sassanidenzeit fand. Die Ausbeute an Inschriften war sehr gering (zwei griechische, ein römischer Meilenstein), besser diejenige an arabischen Traditionen.

— Teheran ist im November zum ersten Male mit Gas beleuchtet worden. Für den Schah war bei dieser Gelegenheit auf dem Hauptplatze eine Tribüne errichtet worden; Kanonen wurden abgefeuert und die Nationalhymne gespielt.

— Ueber die Beweglichkeit der Sanddünen im südlichen Persien enthält General A. Houtum-Schindler's neuester Reisebericht (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1881, S. 207 ff.) interessante Angaben. Die Felder einiger Dörfer östlich von Kaschan haben auf der Windseite sechs bis sieben Fuß hohe Mauern, gegen welche der Sand sich anhäuft; von der Spitze der Mauer wird der Sand bis zur nächsten Mauer geweht, eine Strecke von 30 bis 40 m, die sandfrei bleibend zum Ackerbau benutzt wird. — Etwa 11 engl. Meilen nordwestlich von Yezd liegt von hohen Dünen umgeben, das große Dorf Ischkzär („Thränenfeld"), und am Anfange desselben eine Moschee. Im Februar wie auch im Juni und August sah Schindler nur die Spitze des Thurmes, im November waren die Dünen, welche die Moschee verdeckt hatten, beinahe ganz verschwunden und das große Gebäude mit hohen Mauern sichtbar. Im Dorfe selbst stieg man im Februar von der Straße auf die Dächer der Häuser, später waren die Dächer 5 Fuß über dem Sande. In den zahlreichen Dörfern zwischen Ischkzär und Yezd beschützen hohe Mauern die vielen Gärten; doch kommt es häufig vor, daß ganze Gärten mit allen Maulbeerbäumen — die Einwohner beschäftigen sich meist mit Seidenraupenzucht — in einigen Stunden vom Sande vergraben werden.

Afrika.

— Im Auftrage der Pariser Geographischen Gesellschaft hat Henri Duveyrier eine Liste sämmtlicher in Afrika astronomisch bestimmter Punkte, circa 3000 an der Zahl, hergestellt und bei jedem derselben Breite, Länge, Namen des Beobachters und Methode der Bestimmung beigefügt. Die Pariser Gesellschaft, welche die Herausgabe des Werkes übernimmt, leistet damit der Geographie einen wesentlichen Dienst und liefert speciell den Kartographen ein unschätzbares Hilfsmittel.

— Nach dem „Athenäum" (Nro. 2822) scheint es fast, als wollte die Belgische Afrikanische Gesellschaft alle ihre Reisenden aus Ostafrika zurückziehen. Jedenfalls ist die Expedition nach Njangwe, welche Stanley die Hand reichen sollte, seit Popelin's Tode definitiv aufgegeben worden. Die einzigen belgischen Forscher im Innern sind gegenwärtig Becker, welcher die Vorräthe in Tabora beaufsichtigt, und Ramaeckers in der Station Karema am Tanganjika-See. Das für letztere bestimmte stählerne Dampfboot ist zwar zusammengesetzt worden, aber von der Maschine sind einige Röhren unterwegs verloren gegangen. Dr. Van den Heuvel, welcher am 10. Oktober 1881 in Zanzibar eintraf, bleibt dort als Agent der Gesellschaft, während Roger, wie schon gemeldet („Globus" XL, S. 351), Stanley Unterstützungsmannschaften zuführt.

Südamerika.

— Dr. Jules Crevaux rüstet sich schon wieder zu einer neuen Reise in Südamerika. Diesmal soll er den Rio Paraguay und einen von dessen Nebenflüssen hinauffahren wollen, um so die Wasserscheide zwischen diesem und dem Amazonenstrome zu erreichen. Er verlegt also sein Operationsfeld nach Süden in das Centrum des Erdtheils.

— Die Regierung der Provinz Buenos Ayres hat Ensenada zu ihrem neuen Sitze erwählt.

— Don Ramon Lista, wohlbekannt durch seine Reisen in Patagonien, steht im Begriff, eine Expedition längs des Fußes der Anden nach Punta Arenas an der Magalhaes-Straße zu führen. Er gedachte in Begleitung einiger argentinischer Offiziere im November von Bahia Blanca aufzubrechen.

Inhalt: Eine Reise durch Mingrelien. I. (Mit fünf Abbildungen.) — J. E. D. Schmeltz: Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. I. (Mit einer Abbildung.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. I. (Mit einer Karte.) — Dr. Kuntze's Reise um die Erde. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — (Schluß der Redaction 30. November 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Eine Reise durch Mingrelien.

(Nach dem Französischen der Madame Carla Serena.)

II.

Der Weg von Novo-Senaki nach Noagalewi führt durch die fruchtbarste Landschaft. Herrliche Maisfelder wechseln mit dichten Gehölzen ab, in denen Eichen und Nußbäume um den Vorrang streiten; dann wieder folgen große Maulbeerpflanzungen oder weite Strecken, auf denen der halbwilde Weinstock sein üppiges Geranke um die Stämme und niederen Aeste der Bäume schlingt, bis in deren höchste Gipfel dunkler Epheu emporklettert. Die Trauben des fast ohne jede Kultur sich selbst überlassenen mingrelischen Weines reifen sehr schnell und zeichnen sich durch besondere Süße und feines Aroma aus. Von dem Plateau von Martwili, an dessen Fuß Noagalewi liegt, hat man einen weiten Ueberblick über das mingrelische Tiefland mit seinen kleinen Hügeln, Flüssen, reichen Feldern und den ziemlich zahlreichen Dörfern, welche letztere durch die Entfernung entschieden gewinnen. Imposant ist der Anblick der fünf großen Wasserläufe des Landes, des Ingur, Rion, Tzchenis-Tzchali, Techur und Abascha, die sich mit ihren Nebenflüssen wie ein Netz von breiten silbernen Bändern durch den bunten Teppich der Landschaft hinziehen. Nicht, wie die Mehrzahl der mingrelischen Ortschaften, in oft weit von einander getrennten Gehöften, sondern eng zusammengebaut, liegt Noagalewi wie in ein Nest von dichtem Grün eingebettet zwischen zwei ansehnlichen Bergen. Der eine derselben, der Tabakella, ist, dem Volksglauben nach, dem Bösen und allen seinen Geistern geweiht; unzählig sind die Spukgeschichten, deren Schauplatz der herrliche wildreiche Wald auf seinem Gipfel sein soll. Dem andern Berge, oder vielmehr den auf ihm errichteten Gebäuden, verdankt Noagalewi seine ganze Bedeutung. Neben einer alten, aus der Zeit Konstantin's des Großen stammenden Kirche erhebt sich hier die mächtige Kathedrale von Martwili, die seit der Selbständigkeit Mingreliens als Begräbnißstätte der Herrscher des Landes gedient hat, ein großartiger Bau in Kreuzform mit hohen Wölbungen und Seitennischen. Ein aus carrarischem Marmor aufgeführtes prachtvolles Grabmal ist dem Andenken des im Jahre 1853 verstorbenen Fürsten David Dadian geweiht; mehr aber als dieses in der That großartige Kunstwerk interessiren den Fremden die reichen Schätze an Reliquien, mit Gold und Edelsteinen verzierten Kirchengewändern und Mitren, kostbaren Kreuzen, Ornamenten und Geräthen, vor allen Dingen aber die alten mit Bildern und Initialen reich verzierten Evangelien-Handschriften. Alle diese Gegenstände, die einen ungeheuern Werth repräsentiren, sind in buntem Durcheinander in einem speicherartigen Raume der Kirche, der Ikonostasis gegenüber, aufgehäuft. Die kleine Thür, die dazu führt, soll in Kriegszeiten vermauert worden sein; heute überrascht die gleichgiltige Sorglosigkeit, mit der man den kostbaren Schatz hier aufbewahrt, ohne Aufsicht, ohne sichern Verschluß. Rings um die Kathedrale erheben sich noch eine Anzahl alter, zum Theil in Verfall befindlicher Gebäude: die Wohnung des Bischofs, einige kleine Kapellen und ein großes stattliches Haus, in dem bei den Trauerfeierlichkeiten für die verstorbenen Fürsten die aus allen Theilen des Landes zusammenströmenden Adelsfamilien ein Unterkommen fanden. Die Sitte der

großen Versammlungen und tagelang währenden Trauerfeste ist übrigens in Mingrelien ganz allgemein und in allen Klassen des Volkes üblich. Gleich nach dem Ableben eines Familiengliedes werden berittene Boten zu allen, wenn auch noch so entfernt wohnenden Freunden und Verwandten ausgesandt, um sie zu dem Tirili, dem Tage des Weinens vor der Bestattung, aufzufordern. Bei den weiten Entfernungen und dem schlechten Zustande der Wege vergehen oft eine bis zwei Wochen, ehe die Geladenen eintreffen; so lange muß der Todte unbeerdigt bleiben. Ist endlich die Versammlung vollzählig, zu der nie einzelne Abgesandte einer Familie, sondern stets alle Mitglieder derselben sich einfinden, so wird die Todtenklage abgehalten. In langer Procession, zu zwei und zwei neben einander gehend, Sänger und Klageweiber voran, ziehen die Versammelten, meist mehrere hundert, bei Begräbnissen von Adligen oft zwei-



Einwohnerinnen von Zugdidi. (Nach einer Photographie.)

bis dreitausend Personen, nach dem Hause, in dem der Todte in einem verschlossenen Sarge liegt. Die eigentliche Trauerfeier, bei der die Familie des Verstorbenen unter einem schwarzen Baldachin auf der Erde sitzt, Männer und Weiber von einander getrennt, beginnt mit allgemeinem Weinen und Klagen. Dann folgen, von den verschiedenen Familienhäuptern unter den Anwesenden gehalten, Reden zur Verherrlichung des Todten, zum Troste für die Hinterbliebenen, Ansprachen an den Dahingeschiedenen, dazwischen immer neue Klagen und Trauergesänge. Die Sitte verlangt es, daß die weiblichen Hinterbliebenen sich dabei die lang aufgelösten Haare zerraufen, das Gesicht mit den Nägeln zerfleischen, oder wenigstens den Versuch dazu machen, denn neben einer jeden von ihnen muß eine Frau aus der Versammlung sich niederlassen, die das Amt hat, die Aufgeregte durch Festhalten der Hände an dieser Aeußerung ihres Schmerzes zu verhindern. Ist auf diese Weise der größte Theil des Tages hingebracht, so wird ein gemein-

sames Mahl abgehalten, zu dem vorher ein eigenes Gebäck, das sogenannte lawasch, ein weiches, leicht knetbares Brot, angefertigt worden ist. Die von weither gekommenen Gäste übernachten im Trauerhause, oft eng genug an einander gedrängt. Die am folgenden Tage stattfindende Beerdigung gilt für den nebensächlichen Theil der Feier; auf einem mit schwarzem Baldachin bedeckten Wagen steht der Sarg, rings um ihn kauern laut heulende Klageweiber; die Hinterbliebenen schreiten hinterher, die Wittwe des Verstorbenen auf einem mit reichem Silberschmuck versehenen Pferde, wieder begleitet von zwei Frauen, die ihr die Hände halten, in langem, ungeordneten Zuge folgt die heulende, schreiende Schaar der Theilnehmenden zum Begräbnißplatze. Die Kosten einer solchen Bestattungsfeier, der nach Ablauf von vierzig Tagen ein zweiter Tag des Weinens mit neuen Trauerreden und großem Festmahle folgt, sind sehr erheblich. Einen Theil der Leistungen an Verpflegung u. s. w. bezahlen die Gäste im Einzelnen; außerdem giebt jede der geladenen Familien der Familie des Verstorbenen eine gewisse Summe, die jedoch nur als ein Darlehn betrachtet wird. In einem neben dem Trauerhause errichteten Zelte nimmt einer der Hinterbliebenen diese Darlehen entgegen, deren Höhe ordnungsmäßig gebucht wird, und die bei dem nächsten Trauerfalle in der Familie des Darleihers in der nämlichen Weise zurückerstattet werden.

Auch die Hochzeitsfeiern der Mingrelier, denen Madame



Auf dem Bazar in Zugdidi. (Nach Photographien.)

Serena zu verschiedenen Malen beiwohnte, sind reich an eigenthümlichen Gebräuchen. Im Allgemeinen wird die Ehe hier von der rein geschäftlichen Seite betrachtet und als ein Vertrag zwischen den Familien der beiden Betheiligten abgeschlossen, wobei vornehmlich auf Gleichheit des Standes oder wenigstens des Vermögens gesehen wird. So kommt es denn auch nicht selten vor, daß Kinder, die man schon in ganz jugendlichem Alter verlobt hat, im zehnten oder zwölften Lebensjahre mit einander verheirathet werden. Bei der kirchlichen Trauung darf die Mutter der Braut nicht zugegen sein, bei dem unmittelbar darauf folgenden Mahle auch nur ein kleiner Kreis von Verwandten. Ist dieses Mahl abgehalten, so kehrt der Neuvermählte in seine Wohnung zurück, die er jetzt erst für die Aufnahme der Gattin einzurichten beginnt. Ist diese noch sehr jung oder der junge Gatte noch nicht im Stande, eine Familie zu erhalten, oder treten irgend welche Hindernisse ein, so bleibt das Mädchen oft noch jahrelang im Hause ihrer Eltern. In den meisten Fällen aber sind die nöthigen Einrichtungen in wenigen Tagen getroffen, und die junge Frau wird von den Freunden ihres Gatten bald im Triumphe heimgeführt. Dem Zuge, in dessen Mitte die Braut reitet, das Gesicht mit einem dichten Tuche verhüllt, folgen ihre Angehörigen und Freunde, sämmtlich zu Pferde. Unter Gesängen und Reiterkünsten aller Art wird der Weg zurückgelegt; im Hause des Gatten angelangt, muß die Braut sich von ihren Freundinnen schmücken lassen; dann beginnt das Hochzeitsmahl, das im Freien unter blumengeschmückten Zelten und Lauben abgehalten wird, und bei dem die neben ihrem Gatten sitzende Braut weder ein Wort sprechen, noch etwas

genießen darf. Während mehrerer Tage werden diese Gelage wiederholt, bei denen nicht weniger als vierzig oder funfzig verschiedene Speisen aufgetragen und die großen Krüge des vortrefflichsten kaukasischen Weines unermüdlich geleert werden. An jedes Mahl schließen sich Tänze, Gesänge und Belustigungen aller Art an. Nach altem Brauche muß sich der junge Gatte gegen den Schluß des Festes verstecken, um dann unter lärmender Lustigkeit von seinen Gefährten gesucht, aus seinem Versteck gezogen und unter Stößen und Püffen und scheinbarem Widerstreben seinerseits in das Brautgemach gebracht zu werden.

Eine große Rolle bei diesem, wie bei allen mingrelischen Festen, spielt das tschonguri, die landesübliche Guitarre, mit deren gehaltenen Tönen das Volk seine Tänze und Gesänge begleitet. Im Allgemeinen ist das musikalische Element bei den Mingreliern wenig entwickelt; ihre Lieder sind, wenn auch nicht unharmonisch, so doch in hohem Grade eintönig; kräftige, schöne Stimmen ungemein selten.

Unweit Noagalewi befindet sich einer der schönsten Punkte des schönen mingrelischen Landes: der Fall des Abascha, der hier inmitten einer reichen Waldlandschaft eine breite Felsstufe hinab und in das klare, tiefe Becken eines Sees stürzt. Von dem Reichthum und der Ueppigkeit der Vegetation rings um diesen See kann man sich nur schwer einen Begriff machen. Der hohe Buchsbaum und der Lorbeer, diese herrlichsten Zierden der kaukasischen Waldungen, wechseln mit Eichen und Kastanien ab; dazwischen stehen, im Grün halb versteckt, kleine Holzhäuser, der Mehrzahl nach Wassermühlen, deren Besorgung, als verhältnißmäßig leichte Arbeit, hier zu Lande fast allgemein den Frauen überlassen wird.



Mingrelisches Dorf. (Nach einer Photographie.)

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Noagalewi begab sich Madame Serena nach Zugdidi, der alten Hauptstadt des mingrelischen Fürstenthums und heute noch Residenz der Wittwe des Fürsten David Dadian. Ohne Eisenbahn oder eine andere direkte Verbindung mit dem Schwarzen Meere, ist Zugdidi ganz isolirt und infolge dessen auch eher ein Marktflecken, als eine Stadt zu nennen. Sollte die einmal projektirte Eisenbahn von Suchum Kale nach Novo-Senaki zur Ausführung kommen, so würde sie den kleinen Ort berühren und ihn in Kurzem zu einem nicht unwichtigen Verkehrscentrum machen; würde doch zugleich auch die benachbarte fruchtbare Provinz des Samurzachan einen geeigneten Zwischenmarkt für ihre reichen Produkte gewinnen. Rings um die Stadt, in näherer und weiterer Umgebung, zeigen sich zahlreiche alte Burgen und Festungen, sowie auch Klöster und Kapellen an den Berghängen; der Mehrzahl nach eigentlich nur noch Ruinen, aber auch als solche Erinnerungen an eine Zeit, auf die das Volk und mehr noch die fürstliche Familie mit Stolz zurückblickt. In der kleinen, weitläufig gebauten und mit Gärten untermischten Stadt von etwa 1000 Seelen lebt die ehemalige Herrscherin des Landes noch heute keineswegs als einfache Privatperson. In den Augen und im Munde des Volkes ist sie noch immer die Dedopali, die „Mutter der Mütter“, und so ist sie ebenso wie ihr Sohn, der mediatisirte Fürst Nikolaus, der

in Gorli residirt, beständig von einem freiwilligen Hofstaate umgeben, welcher sich aus Mitgliedern der mingrelischen Adelsgeschlechter zusammensetzt und in seiner ganzen Stellung und Anordnung an mittelalterliche Lehnsverhältnisse, d. h. an die ihnen gleichenden mingrelischen Zustände von vor nicht zwei Jahrzehnten, erinnert. Die Stadt Zugdidi hat während des orientalischen Krieges viel zu leiden gehabt; zuerst für kurze Zeit von den Russen, dann monatelang von den Truppen Omer Paschas besetzt, wurde es von diesen letzteren um so weniger schonend behandelt, als die russischen Sympathien des mingrelischen Fürstenhauses zweifellos waren. Die Fürstin, die bei dem Ausbruche des Krieges erst seit wenigen Wochen die Regentschaft für ihren minderjährigen Sohn führte, sah sich gezwungen, sich in ein entlegenes Bergschloß zurückzuziehen. Als in Folge einer Offensivbewegung des russischen Corps die türkischen Truppen die Umgegend von Zugdidi verließen, war die ganze Landschaft verwüstet, die alten fürstlichen Schlösser niedergebrannt. Es ist bekannt, wie die Fürstin später an der Spitze ihrer Milizen selbst Theil an dem Kriege nahm, eine Handlungsweise, die ihr in den Augen ihres Volkes den Nimbus des Heldenthumes verliehen hat. Nach Beendigung des Krieges durch ein kaiserliches Edikt nach Petersburg berufen, um ihre Söhne dort zu erziehen, legte sie die Verwaltung des Landes in die Hände eines Conseils nieder. Der kurze Aufschwung, den Mingrelien unter der Regierung des Fürsten David zu nehmen begonnen, den die Regentin zu fördern gedacht hatte, war durch die Folge des Krieges schon gehemmt worden, jetzt fand er sein Ende. Unmittelbar nach Erreichung seiner Großjährigkeit gab Fürst Nikolaus seine Einwilligung zu der russischen Annexion Mingreliens.

Jeder Reisende, der heute nach Zugdidi kommt, findet unter dem gastlichen Dache der Fürstin Dadian die bereitwilligste Aufnahme. So auch Madame Serena. Wenige Tage vor Ostern in der Stadt eingetroffen, wohnte sie in Begleitung der „Dedopali“ allen Ceremonien und Lustbarkeiten bei, welche hier bei Gelegenheit dieses größten



Mingrelischer Pflug. (Nach einer Photographie.)

Festes der griechischen Kirche stattfinden. Am Charfreitag wird die Reihe dieser Festlichkeiten mit einem großen Jahrmarkte eröffnet, der in dem Bazar von Zugdidi für die Stadt und ihre ganze Umgebung abgehalten wird. In der Nacht zum Ostersonntag findet in den drei Kirchen der Stadt feierliche Messe statt. Die buntgedrängte Versammlung in ihrer malerischen Tracht, die zahllosen Lichter — denn jeder der Andächtigen muß eines in der Hand halten — die lautlose Stille, mit der die zahlreiche Menge das: „Christe agdga“ (Christus ist erstanden) des Priesters erwartet, um dann sogleich in die jubelnde Antwort: „Tschesmaridad!“ (Ja, in Wahrheit!) auszubrechen, das alles ist ein unvergeßlicher Eindruck. Nachdem die üblichen Beglückwünschungen, Umarmungen und Küsse unter den Versammelten gewechselt sind, kehrt alles in die Häuser zurück, wo jetzt, um vier Uhr Morgens, das große feierliche Liebesmahl abgehalten wird, das sich mit kurzen Unterbrechungen bis zum Mittag hinzieht, und zu dem jeder geladen und willkommen ist. Früher war es Sitte, daß sämmtliche Bewohner der Residenz dieses Liebesmahl als Gäste des Fürsten auf dem Schlosse einnahmen, heute vereinigen sich hier nur noch außer der Familie und dem „Hofstaate“ wenige bevorzugte Personen und die Geistlichkeit. Keiner der Gäste darf mit leeren Händen zu diesem Mahle kommen; wer nicht ein Osterlamm oder ein Milchschwein bringt, begnügt sich mit der ebenfalls symbolischen Gabe einiger Eier, die in unglaublichen Mengen zu diesem Zwecke hierhergebracht werden.

Am Nachmittag des Ostertages beginnen die drei Tage währenden Volkslustbarkeiten, zu denen sich Hoch und Gering auf einer weiten, grasigen Ebene vor der Stadt versammelt. Hier werden die nationalen Tänze der lesginska und des absakuri mit unermüdlichem Eifer und wahrer Begeisterung ausgeführt. Die Zuschauer sitzen im Kreise und begleiten die eintönigen Tanzweisen mit Händeklatschen und lauten, wild klingenden Zurufen. Die Lesginska, ein langsamer, graziöser Tanz, wird oft unter scherzhaften Wechselreden der Tänzer ausgeführt, denen die ganze Versammlung lauscht, und bei denen sich die geistige Gewandtheit und Schlagfertigkeit des mingrelischen Volkes in bestem Lichte zeigt. Dieses Tamascha oder Tanzfest am Ostersonntage und den darauf folgenden Tagen bildet den Anfang der



Tanzfest vor einem Hause in Nicoscia. (Nach Photographien.)

Reihe ähnlicher Feste, die während der Sommermonate und bis zum Beginn der Seidenernte allsonntäglich gefeiert werden. Gemeinhin schließen sich an die Tänze noch Belustigungen durch Reiterkünste und Aehnliches an. Die malerische Tracht des Volkes, die sogenannte tscherkessische Kleidung, giebt für den Zuschauer auch hierbei wieder einen Hauptreiz in dem bewegten Bilde ab.

Als die Reisende nach Zugdidi gekommen war, hatte noch hoher Schnee auf allen Bergen der Umgegend gelegen, nach wenigen Tagen schon war er den Strahlen der Frühlingssonne gewichen und jetzt lag die ganze Landschaft im reichsten Schmucke da; vor allem war es die wilde Azalee mit den goldgelben Blüthen, welche die weiten Ebenen wie in leuchtendes Gold getaucht erscheinen ließ. Verschiedene Ausflüge in die Umgegend führten Madame Serena und Andere auch bis an die durch den Ingur gebildete Grenze von Zamurzachan, des räuberischen Gebietes, um dessen Besitz früher Abchasien und Mingrelien mehr als einmal gestritten haben. Heute haben die Russen einen dauernden Belagerungszustand über das kleine unruhige Land verhängt. Die Dörfer in der ganzen Ebene von Zugdidi zeichneten sich vor allen, welche die Reisende bisher in Mingrelien zu Gesicht bekommen hatte, durch eine wohlthuende Reinlichkeit aus. Die Zäune, welche die ausgedehnten Gehöfte umfassen, waren hier fest und dauerhaft gefügt und in bestem Zustande. Inmitten des Gehöftes steht das hölzerne Wohnhaus mit seinen Nebengebäuden, umgeben von kräftigen Apfel-, Birnen- und Maulbeerbäumen, die den grasigen Boden des Hofes beschatten und zugleich als Stützen für die dichtrankenden Weingehänge dienen. Das kleine Wohngebäude mit weit überragendem Dache ist meist ganz ohne Fenster gebaut; zwei einander gegenüberliegende Thüren müssen die beiden einzigen Innenräume ausreichend mit Licht und Luft versorgen. Rings um das Haus, von dem breiten Dache beschirmt, läuft eine Veranda, der Lieblingsaufenthalt und zur Zeit der Seidenernte, wenn der innere Raum des Hauses durch die ausgelegten Cocons in Anspruch genommen wird, auch der einzige Aufenthalt der Bewohner. Von den beiden inneren Räumen dient der eine als Stall für das junge Vieh, das man noch nicht, wie das übrige, im Freien zu



Reitkostüm der Mingrelierinnen. (Nach einer Photographie.)

lassen wagt; der andere mit seiner rings an der Wand laufenden Holzbank, der primitiven Feuerstätte in der Mitte, dem in einer Ecke aufgehäuften Bettenvorrath, dem Stolz der mingrelischen Frau, ist der gemeinsame Schlaf- und Wohnraum für die Familie. Von einem Balken an der Decke hängen Kleider, Vorräthe und die unvermeidliche Guitarre herab. In besonders reichen Familien findet man noch einige große, buntbemalte oder mit Metallbeschlag versehene Holzkisten, welche die Braut als Aussteuer ins Haus gebracht hat; gewöhnlich sind sie vollkommen leer und in dieser bedürfnißlosen Umgebung nur Luxusmöbel. Die Betten, die während des Tages in einer Ecke aufgehäuft liegen, werden für die Nacht auf der hölzernen Bank ausgebreitet, doch sind dies alles Verfeinerungen, die eben hauptsächlich im mingrelischen Tieflande zu finden sind; das Leben der Bergbewohner ist meist unendlich viel einfacher. Die unentbehrlichen Nebengebäude eines wohlhabenden mingrelischen Bauernhauses sind die folgenden: Die Patsa oder die für die Neuvermählten der Familie und für Gäste bestimmte Hütte, deren leichtes Gerüst aus Nußbaumholz mit einer dichten Bekleidung von großen Farnkrautblättern versehen wird; die Magasa und das Begeli, zwei, nebeneinander auf sechs Fuß hohen Pfählen stehende Vorrathshäuser, in deren einem der Mais in Garben aufbewahrt wird, während in dem andern die Vorräthe an Gomi oder Hirse aufgeschüttet werden; beide Häuser sind mit Dächern von Riedgras versehen; das Maranni oder der kellerartige Raum, in dem der Wein in der ursprünglichsten Weise bereitet und aufbewahrt wird; der Reisende, der sich den Geschmack an dem übrigens vortrefflichen Getränke nicht verderben will, thut wohl daran, diesen Raum und die in ihm enthaltenen Gefäße nicht zu genau zu untersuchen; die Marata oder der ebenfalls auf Pfählen stehende und nur mit einer Leiter zu erreichende Stall für die Schafe und Ziegen; der Satatnio, ein großer, mit einem Deckel versehener und am Boden befestigter Korb, in den die Hühner für die Nacht eingesperrt werden, und endlich das Giarguali oder die allgemeine Werkstatt, der Aufbewahrungsort für das Ackergeräth und Werkzeug, zugleich der Raum, in dem die mingrelische Bauernfamilie sich im Verein mit ihren Hausthieren den größten Theil des Tages über aufhält.

Der Pflug des mingrelischen Ackerbauers weist den tiefsten Grad von Ursprünglichkeit auf: ein langes horizontales Holzstück, dessen unteres Ende sich in spitzem Winkel krümmt, ein etwa handgroßes Stück Eisen, das an diesem untern Ende festgebunden wird; ein langer Baumast, der als Deichsel dient, das ist das übereinfache Geräth, dessen Leistungen denn auch entsprechend gering sind.

Anerkennenswerth sind die Bemühungen des in Gordi residirenden Fürsten Nikolaus zur Hebung der mingrelischen Landwirthschaft. Eine von ihm gegründete Musterkolonie, Nicoscia, zeigt, was sich mit einigem Verständniß in dieser Beziehung aus dem Lande machen ließe. Die Kolonisten in Nicoscia, die aus einem unfruchtbaren Theile des Landes hierher übergesiedelt, ihre Grundstücke von dem Fürsten in Pacht haben und alle mögliche Unterstützung und Förderung von ihm erhalten, machen durchweg den Eindruck der größten Wohlhabenheit. Das europäische Ackergeräth, dessen sie sich bedienen, die rationelle Bewirthschaftung des Bodens steht im Einklang mit dem Aussehen ihrer nach mingrelischem Styl gebauten, aber durch verschiedene Verbesserungen auch höheren Ansprüchen genügenden Häuser. Das eigenthümliche Gepräge des mingrelischen Lebens, die kindliche Freude an Lustbarkeiten aller Art, verliert sich jedoch auch unter diesen civilisirteren Verhältnissen nicht. Bei ihrem kurzen Verweilen in Nicoscia mußte die Reisende eine festliche Tamascha und ein großes Gelage mitmachen, für welches ihre Anwesenheit den willkommenen Vorwand abgab. Die Unternehmungslust und die Elasticität des Mingreliers jeden Standes und jeden Geschlechtes, sobald es sich um Vergnügungen handelt, ist geradezu staunenerregend. Neben der Tamascha sind es besonders große gemeinsame Partien zu Pferde, mit denen Hoch und Gering die zahlreichen Festtage der griechischen Kirche zu begehen liebt. Alle Mingrelierinnen sind gute Reiterinnen — in der eigenthümlich kleidsamen Tracht von meist leuchtenden Farben, das Baschlyk um die Schultern geschlagen, auf dem Kopfe das georgische diademartige Kaskett, gewöhnlich aus rothem Sammet mit Gold und Perlen gestickt, von dem ein kleiner Gazeschleier herabfällt: so gewähren sie auf den oft reichgeschmückten Pferden den anmuthigsten Anblick, zugleich die schönste Staffage für die Wald- und Berglandschaft.

Es war ein weiter Abstand von dem Aufenthalt in dem freundlichen Zugdidi zu der Tour durch Abchasien, die Madame Carla Serena darauf zu unternehmen gedachte. Mit dem Ueberschreiten des Ingur und dem Betreten des Gebietes von Zamurzachan nahm sie auf mehrere Monate Abschied von allen Anklängen an europäische Kultur.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

II.

Es sei mir zunächst noch gestattet, diese Blätterwulste und die dazu gehörigen Thürme sowie ihre Anfertigung zu beschreiben.

Zu dem unteren Blätterüberwurfe oder Rock werden Blätter einer palmenähnlichen, stacheligen Rohrart verwendet, welche sich im Forste bis hoch in die Baumkronen hinaufrankt und „A Magu" genannt wird. Diese Pflanze wächst nicht allerorten so häufig, daß es möglich wäre, innerhalb kurzer Zeit einen ansehnlichen, genügenden Blättervorrath zu sammeln. So ist es in der Duke-of-York-Gruppe besonders die Insel „Ba Ulu", auf deren westlichem „Mauké" genannten Theile sie besonders reichlich vorkommt; im Blanchebai-Distrikt dagegen und auf dem niedern Birara nicht. Die Duke-of-York-Leute holen deshalb die für die Duck-Duck-Masken nöthigen Blätter von Mauké und selbst die Eingeborenen von Neubritannien (von Kuluana und Matupit) fahren mit ihren Canoes nach diesem 12 englische Meilen von ihrer Heimath entfernten Ort, um die Blätter, in dicke Packen zusammengeschnürt, von hier heimzuschaffen. Die Blätter werden dann auf die Stengel einer „Kaiike" genannten Liane oder auf ein „Akadai" genanntes Rohr (bleifederdick und dem Ratang ähnlich) neben einander festgebunden und nun in Ringen über einander befestigt. Am oberen Rande des derartig gebildeten Blätterrockes sind zwei Bügel aus demselben Rohr, für das Durchstecken der Arme angebracht, an denen dann der Rock von den Schultern über den Leib herabhängt, Fig. 1. Einige solcher Blätterringe sind auch am untern Rande der thurmartigen Maske befestigt um die Arme zu verdecken; sollten auch diese noch nicht genügen, so werden zuvor noch einige lose Blätterringe auf dem Oberrand des Rockes herumgelegt, damit Thurm und Blätterrock gut auf einander schließen und die Arme des Trägers genügend verdeckt sind.

Das Gestell oder Gerüst des Thurmes (Aule-ne-Duck-Duck), „des Kopfes des Duck-Duck," Fig. 2, wird aus den abgeschabten Blattrippen der „Angeleb"-Palme verfertigt, deren dünne Enden nach oben hin zu einer langen Spitze verbunden werden und als Verzierung derselben einen rothbunten Dracaena-Blätter- oder einen Federbusch tragen. Der untere, fischkorbähnliche Theil wird mit den langen weißen Stammfasern der „Aii"-Palme in geschickter Weise dicht durchwoben und die weitere nun noch folgende Verzierung und Färbung des Thurmes ist reine Sache des Geschmacks. Abstehende Faserkränze, lange, einem Roßschweif ähnliche Faserbündel, ja selbst kleine Canoe-Modelle mit Federguirlanden werden nach Belieben daran angebracht; Gesichter, deren Augen aus weißen Muscheln (Ovula ovum) [1]) nachgeahmt sind, Arme und Hände werden darauf gemalt und ebenso oft rund herum Zacken und Kränze. Oft werden auch die Fasern, bevor sie verwebt werden, gefärbt: Schwarz, Roth oder Gelb. Die für die Verzierung verwendeten Farben: „Weiß, Roth, Gelb und Schwarz" anlangend, sei be-

[1]) Interessant ist die Verwendung der Ovula bei den Südsee-Insulanern, die fast immer mit dem Ceremoniell im Zusammenhang zu stehen scheint. Hier findet sie an den Duck-Duck-Masken Verwendung. auf den Admiratitäts-Inseln dient sie als Bedeckung der Eichel und wird dort in großem Werth gehalten, auf Palau als Schmuck der Canoes der Häuptlinge, in Viti hängt sie an Schnüren von den Dächern der Tempel herab und das Balkenwerk der Häuptlingshütten ist mit derselben geschmückt; und in Tonga werden die Gräber hervorragender Persönlichkeiten mit dieser Muschel geschmackvoll belegt.
Schmeltz.

merkt, daß die weiße Farbe aus feingeriebenem Korallenkalk (Kabang), das Schwarz aus, mit Bananenblättern vermengt gekäuter Holzkohle (Alaki), das Gelb (Alälai) aus der Wurzel des wildwachsenden Alawargingers und das Roth aus dem gelben Saft der Wurzelrinde des Awollastrauches (Morinda citrifolia L.[1]), welchem man „Kabang" zusetzt, in Folge deß die Mischung sich roth färbt, bereitet wird. Zu hie und da angewandter blauer Verzierung verwenden die Eingeborenen „Abenn", d. h.: das von den Handelsstationen eingetauschte Waschblau. Am untern Ende des Spitzthurmes befindet sich, über dem schon erwähnten

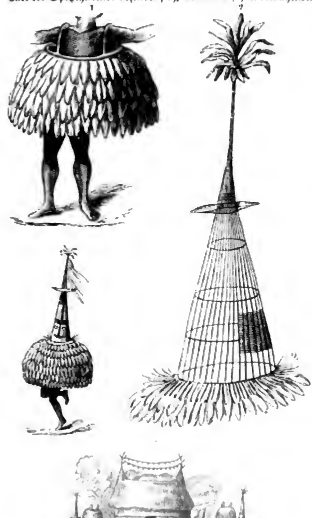


Fig. 1. Blätterrock. — Fig. 2. Gestell eines Kopf-Thurmes. — Fig. 3. Duck-Duck-Tänzer. — Fig. 4. Duck-Duck-Haus.

Amagu-Blätterkranze desselben, noch ein breiter, abstehender Faserkranz. Ist dieser Thurm nun über den Kopf des Trägers gestülpt und ruht auf seinen Schultern, so sind nur noch die Beine desselben bis ungefähr halbweges oberhalb der Kniee sichtbar. Unter den Amagu-Blättern ruhen seine Arme wohl verborgen auf dem Wulste und mit den Händen kann er nun den Anle oder die thurmartige Maske sehr wohl festhalten und während des Tanzes vor dem Ueberkippen bewahren. Fig. 3.

Das Duck-Duck-Haus ist eine niedere Hütte, gleich allen anderen Häusern mit einem Thürmchen an jedem Giebelende (Fig. 4) und einem Schößling darauf. Zwischen beiden Schößlingen sind meist Federguirlanden (A gogollnawuhpem) als ein Zeichen, daß das Haus dem Häuptling gehörig, gezogen, und an den Enden der Zweige des Schößlings sind ebenfalls noch größere hellfarbene Federn befestigt. Hier versammeln sich während der Festesdauer jeden Nachmittag die Männer und Jünglinge zur Vorbereitung und Bekleidung für den Tanz, der, wie schon erwähnt, auf dem freien Platze beim Häuptlingshause nun täglich auch den Frauen und Kindern des betreffenden Distrikts zum Besten gegeben wird. Jeder Tanz dauert nur eine kurze Zeit, denn selbst den ganz nackten Eingeborenen wird es unter dem dicken Blätterwulst und der thurmartigen Maske derartig warm, daß ihnen beim Ablegen dieser Verkleidung der Schweiß in Strömen vom Körper rinnt. Meist tanzt nur immer einer zur Zeit.

Nahe dem Hause liegt am Boden die „Garamudh"-Trommel; sie ist gleich wie die Lali-Trommel der Vitianer aus einem Stück Holz[1]) geschnitzt. Ihre Längsöffnung, durch die das Holz der innern Höhlung mühsam hinausgeschafft worden, ist indeß enger und schmäler als die der vitianischen Trommel. Das Instrument hat den hohlen Ton einer Tonne und wird nicht mit Schlägeln bearbeitet, sondern mit einem hartgeräucherten Amagu-Rohrstock gestoßen, wobei der Musikant das untere Ende des Stockes so lose innerhalb der einen Hand auf der geeigneten Stelle neben die Oeffnung hält, daß derselbe frei auf und nieder springen kann; mit der andern Hand wird der Stock gestoßen, diese aber nach jedem Stoße zur freien Bewegung desselben weit genug geöffnet. Um ein fortwährend gleichmäßiges Trommeln zu erzeugen, bedarf es für diese Art der Musik einiger Geschicklichkeit.

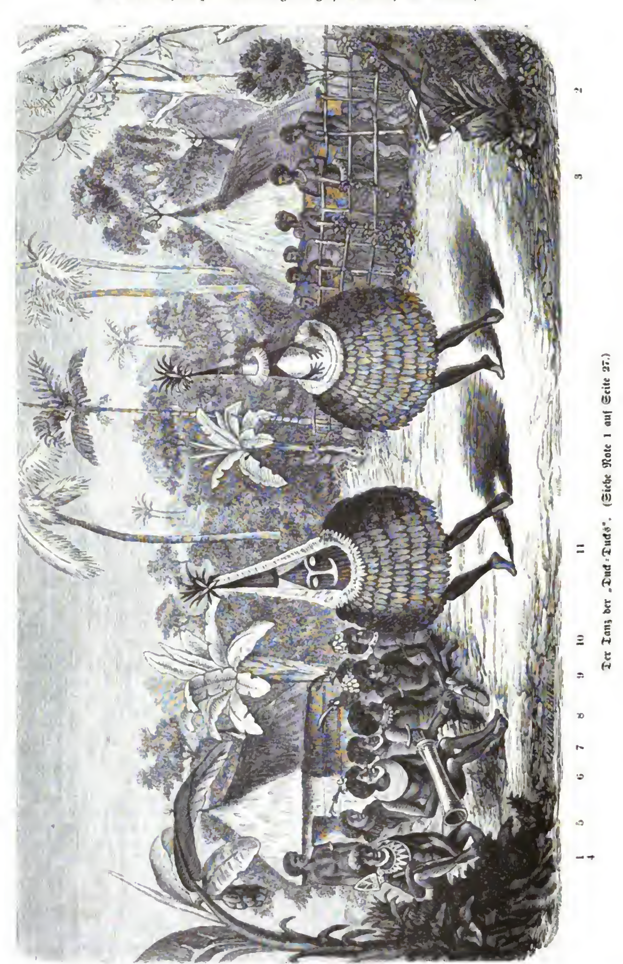
Wo der Pfad vom Duck-Duck-Hause her aus dem Walde auf den, dem Häuptling gehörigen freien Platz mündet, ist eine Art Wand aus aufgestellten Kokosblättern gebildet, damit die auftretenden Tänzer plötzlich von hier hervor auf den Tanzplatz hüpfen können. Am Geschrei in der Nähe des Duck-Duck-Hauses, das bald lauten Schmerzensschreien und dann wieder hellem, kurzem Jauchzen ähnelt, erkennt der die Trommel spielende Eingeborene, wann der Tänzer kommt. Jetzt beginnt er seine Musik und in den nächsten paar Minuten hüpft nun der stumme Tänzer auch auf den Platz, bald auf dem einen, bald auf dem andern Beine hüpfend und verschiedene Bewegungen nach dem Takte der Musik machend. Hat er in dieser Weise einen Kreis acht oder zehn Mal durchmessen, so ertönt auf der Trommel ein längerer Triller und jetzt hüpft der Duck-Duck in derselben Weise, wie er gekommen, wieder fort. Tanzen ihrer Zwei, so geschieht dies unter Begleitung eines eigenartigen Gesanges mittels der Agodu-Trommel[2]), weshalb dann erst acht oder zehn Mann sich auf dem Platz niederlassen und einer oder zwei von ihnen mit der Hand das Eidechsenfell[3]), mit dem diese Trommel bespannt ist, schlagen. Es muß dieser Tanz gemeinschaftlich eingeübt sein; denn es kommt darauf an, daß beide Tänzer genau dieselben Bewegungen und Biegungen ausführen; er dauert auch indeß nur fünf bis sieben Minuten und nur ausnahmsweise manchmal eine Viertelstunde.

[1]) Diese auch in Viti vorkommende Pflanze heißt dort „n'Drau ni Kura", ihre Blätter werden als Heilmittel benutzt, indem sie auf Wunden gelegt werden. Die Eingeborenen des N.-Brit.-Archipels kennen die Heilkraft der Pflanze nicht, essen aber die Früchte derselben, wenn gut gereift.

[1]) Name des dazu verwandten Holzes: „Ganau", „A Boringoi" oder „A Goholu".

[2]) Schmeltz und Krause. Die ethnograph. anthropol. Abtheilung des Museum Godeffroy S. 66.

[3]) Monitor indicus.



Der Tanz der „Duk-Duks". (Siehe Note 1 auf Seite 27.)

Während dieser Festzeit besucht ab und an auch wohl ein Duck-Duck die etwa in der Nähe befindliche Handelsstation; auch mir ist diese Ehre schon widerfahren. Er holt sich dann von dem weißen Manne, denselben mit einigen Sprüngen beehrend und dann still niederkauernd ein Geschenk, welches in etwas Tabak oder ähnlichen Kleinigkeiten besteht. So dauert die verschiedenerlei Belustigung circa vierzehn Tage, dann wird der Duck-Duck der Oberwelt müde, und er muß sterben. Vorher wird ihm aber noch ein großes Essen, ein Abschiedsschmaus, präsentirt; Fische, Tarros, Kokosnüsse u. s. w. müssen wieder tüchtig herhalten und die Weiber kochen und braten zwischen Blättern und heißen Steinen Tag und Nacht, und ganze Haufen fertiger Speise sind endlich bereit gestellt. Am nächsten Tage findet dann die Begräbniß-Ceremonie statt.

Der ganze, bereite Speisevorrath wird nun nach dem Duck-Duck-Hause gebracht und dort in eben so viele große Bündel eingetheilt, als Duck-Duck-Masken vorhanden sind. Ist dies geschehen, so werden die während der Festzeit zusammengebrachten Geschenke an Devaro, Glasperlschnüren, Halsbändern, Spiegeln, Messern, Perlmutterschalen, Stücken Cattun ꝛc., an die Hauptältesten und an die angesehensten unter den anwesenden Eingeborenen, besonders aber an die Häuptlinge vertheilt, welche aus großer Entfernung (die in Wirklichkeit vielleicht nur vier englische Meilen beträgt) ein großes Eßgeschenk brachten. Jedem der Beschenkten wird dabei durch ein zweifaches „Ai" der Versammlung die Befriedigung derselben über seine Annahme der Sachen zu erkennen gegeben. Ist auch dies Geschäft erledigt, so werden die Eßbündel in eine Reihe neben einander gelegt und zu jedem wird ein „Aule" (die thurmförmige Maske) gestellt; sie sollen, daß heißt nämlich „der Duck-Duck soll essen". Nach circa 10 Minuten allgemeinen Harrens stehen zwei der Aeltesten auf; jeder ein rothes Dracaena-Blatt in der Hand haltend begeben sie sich, je einer an die Enden der Eßbündelreihe, hier stehen sie jeder neben dem letzten Thurm das Blatt von sich weg haltend ungefähr eine Minute lang, dann einige Worte sprechend wechseln sie ihre Plätze. Während dem sitzen alle Anwesenden stumm und erwarten die nächste Ansprache jener Beiden an die „Aules"; jetzt geschieht dies, sie sprechen nur fünf oder sechs Worte und werfen dann die Blätter gegen die Thürme; da stürzen plötzlich, wie besessen, unter großem Geschrei schlanke junge Leute auf dieselben zu, ergreifen sie und tragen sie eiligst ins nächste Dickicht. Nun ist der Duck-Duck todt und jetzt gehts emsig ans Oeffnen der Bündel, die Speisen werden vertheilt und es wird gegessen, ähnlich als ob man wochenlang nichts zu beißen gehabt hätte; an Heiterkeit und zwar an großer Heiterkeit fehlt es dabei nicht. Am nächsten Tage werden die Masken verbrannt und weil von den enormen Speisequantitäten, die für den Sterbeschmaus vorbereitet waren, noch übrig geblieben, so hält man auch heute wieder ein tüchtiges Mahl und oft wohl noch ein weiteres an dem nun darauf folgenden Tage.

Hat der Häuptling vielleicht einen, ihm besonders befreundeten Weißen zum Sterbefest des Duck-Duck eingeladen, so bekommt auch dieser als Zeichen der Achtung ein kleines Geschenk, sollte es vielleicht auch nur eine glänzend geschliffene Perlmutterschale sein. Außerdem werden auch wohl zufällig anwesende Fremde, die jedoch zur Duck-Duck-Gemeinschaft gehören müssen, eingeladen. So waren die neubritannischen Eingeborenen, welche meine Bootsbesatzung bildeten und unter welchen sich geschickte Tänzer befanden, auf Mioko Seitens des Häuptlings „Lip Lip" sowohl zu dem Feste, als auch zum Festessen eingeladen. Die gute Sitte erheischt indeß, daß solche geladene Gäste beim Sterbefeste, nachdem sie dem Duck-Duck-Hause nahe gekommen, sich schüchtern stellen, vorerst abseits Platz nehmen und nur nach vorhergegangener mehrmaliger, ausdrücklicher Einladung näher kommen und sich innerhalb des Kreises der Einheimischen niederlassen. Als besonders artig aber wird es angesehen (jedenfalls ist es auch eben so komisch), wenn die Fremden, sobald man zur Eröffnung der Speisebündel, also zum eigentlichen Festmahle schreitet, sich dankend zurückziehen, was denn auch meine neubritannischen Eingeborenen, unter welchen sich einige sehr eingebildete Bengel befanden, wirklich thaten. Dafür werden aber solche Leute, und so wurden auch meine, dann ein paar Tage nachher, wenn der Häuptling noch einmal ein, und zwar das letzte Festmahl

[1]) Alle links am Boden sitzenden Eingeborenen sind von Neu-Britannien, nur der im Hintergrunde stehende (1) sowie der rechts sitzende, welcher die „n'Garamudh"-Trommel spielt (2) stammen aus Mioko. Die links im Hintergrunde stehenden Weiber (3) stammen ebenfalls von Mioko, sind mit flüchtig gearbeiteten, kleinen Schamschürzen aus Bananenblättern bekleidet und tragen Muschelperlschnüre um den Hals, sowie Armringe aus Trochus niloticus angefertigt. Kinder gehen vollkommen nackt auf Mioko und Neu-Britannien, auf letzterer Insel tragen auch die Weiber durchaus keine Bekleidung.

Der ganz links sitzende Eingeborene trägt einen aus von Weißen erhandelten, blauen, rothen und weißen Glasperlen in geschmackvollem Muster verfertigten Halskragen („Mèdè"), ebenso ist das Ende des Tomahak, den er im Arme hält, gemustert, wie denn auch thatsächlich „blau", roth und weiß die Lieblingsfarben dieser Eingeborenen sind. Kopf- und Barthaar sind mit Kalk weiß gefärbt. Der ihm zunächst sitzende (5) trägt einen Halsschmuck aus Erythrina-Blüthen und rothen Dracaena-Blättern, sein Haar ist mittelst Ruß schwarz gefärbt. Der nun folgende Eingeborene (6) schlägt mit der linken Hand die „Agodu"-Trommel, um den Gesang seiner Kammeraden, nachdem die beiden Tänzer ihre Sprünge ausführen, zu begleiten; er trägt einen, aus Devaro (Muschelgeld) angefertigten Halskragen, im Septum der Nase eine an den Enden mit Perlen gezierte Flügelpose von „Casuarius Bennetti" des „Murubb" („m'Billinbanguh") und in den Nasenflügeln Holzstäbchen mit aufgeschobenen Perlen („Ningirano"). Sein Haar ist mit Oker roth gefärbt, das des hinter ihm zunächst nach rechts sitzenden (7) mit Ruß schwarz, der Bart beider mit Kalk weiß. Im Haar trägt der erstere einen Kopfschmuck, „Kangall" genannt, aus Federn und allerlei anderem Zierrath verfertigt. Der nächste (8), ein junger Geck, musicirt, indem er auf einem circa 2 Fuß langen ovalrunden Stück Holz, das einen hellklingenden Ton von sich giebt, trommelt. Er trägt einen Halsschmuck aus Cuscuszähnen, der ungemein geschätzt wird und oft 50 bis 100 Faden Muschelgeld „Devaro" werth ist, sowie außerdem einen Strang wohlriechender Blätter um den Hals geschlungen. Als Nasenschmuck dienen ihm für die Nasenflügel die erwähnten „Ningirano", für das Septum dagegen ein Strang Perlen; den Armschmuck bilden große Ringe aus Tridacna-(Muschel-)Schale geschliffen, als Schmuck für die Handgelenke hat er Stränge von weißen und blauen Glasperlen, ähnlich „Manschetten", angelegt. Sein Nachbar zur Linken (9) hat sein Haar mit Oker roth gefärbt, den Hals mit wohlriechenden Kräutern, von denen noch ein größeres Bündel im Nacken hängt und den Kopf mit einem Busch Federn („Laggua") des Cacatua ophthalmica geschmückt; in den Ohren trägt er kleine Schweinszähne und im geflochtenen Armband steckt eine eingehandelte Thonpfeife, die auf solche Weise oft von den Eingeborenen herumgeschleppt wird. Das Halsband des letzten in der Reihe (10) ist aus Glasperlen geschmackvoll zusammengeflochten.

Die Augen der Maske des Tänzers links (11) sind aus Muscheln (Ovula) dargestellt.

Der Tambour (2) rechts ruht, währenddem die Neu-Britannier musiciren, von seinen Strapazen, die im Hintergrunde stehenden Weiber (3) sind die des Häuptlings, dessen Haus sich durch die Federguirlande zwischen den beiden Endthürmchen in der Nähe kenntlich macht.

Die auf dem Bilde dargestellte n'Garamudh-Trommel befindet sich jetzt unter Nro. 3802, das von dem mit 8 bezeichneten Eingeborenen gehandhabte Musikinstrument unter Nro. 3803 und die Maske des links dargestellten Tänzers unter Nro. 3808 im Besitz des Museum Godeffroy. Die Hände auf letzterer sind in rother Farbe dargestellt, die Trommel ist mit Kalk weiß angestrichen.

zum Besten giebt, besonders eingeladen und müssen nun tüchtig zulangen. Damit schließt die Zeit der Duck-Duck Ceremonie für das laufende Jahr, um sich im nächsten in derselben Weise zu wiederholen.

Solche Eingeborene, die nicht zur Duck-Duck-Gemeinschaft gehören, und welche deshalb nur gegen Bezahlung von Tevaro hier und da am Feste Theil nehmen können dürfen gleichfalls nie ohne eine besondere Erlaubniß den, dem Duck Duck geweihten Grund und Boden betreten, gerade wie dies allen Weibern verboten ist. Das für die Fahrt des Duck-Duck Seitens eines wohlhabenden Häuptlings verwendete Canoe ist mit Federguirlanden, Malerei, und an den beiden Schnäbeln mit Schnitzwerk verziert. Ein solches „A Gomm“ genanntes Fahrzeug kostet circa 50 und selbst mehr Faden Tevaro. Es steht circa 2 Fuß von der Erde entfernt auf Pfosten unter einem schützenden Wetterdach oder Schuppen, so lange es nicht bei solch besonderen Gelegenheiten benutzt wird. Während der Fahrten mit demselben lassen die Ruderer stets Gesänge und Jauchzen ertönen. Solch Canoe ist der Stolz des Eigners, gleichsam seine Staatsequipage.

Es giebt unter den Häuptlingen auf Neu Britannien reiche Leute, deren Vermögen in einer derartigen Menge von Tevaro besteht, daß dasselbe innerhalb eines besondern Hauses aufbewahrt werden muß und gerade diese Leute bilden auch die Tonangeber bei der besprochenen Ceremonie, die ihren Reichthum vermehren hilft. Denn für ihre Auslagen bei den Arrangements, im Vorarbeiten und bei den Speiselieferungen, bekommen sie beim Sterbefest des Duck Duck das Doppelte und Dreifache an Geschenken zurück; somit ist die Duck-Duck-Ceremonie oder ein Theil der religiösen Gebräuche dieser Eingeborenen auch zugleich ein einträgliches Geschäft für die Häuptlinge [1]), und es liegt daher sehr in ihrem Interesse dieser Gemeinschaft treu zu bleiben, anstatt sich zum Christenthum zu bekehren.

[1]) Ich glaube, daß man in Europa Aehnliches finden kann.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

II.

Von Girelsau über den Negoi nach Ober-Porumbach.

Der erste Schimmer des Morgens drang durch die halbverhangenen Fenster meines freundlichen Zimmers und lockte mich hinauszuschauen. Klar und rein lag die stolze Bergkette mit den schneebedeckten, vom Frühroth angehauchten Gipfeln vor mir. Der Eindruck war zu überwältigend, das ganze Bild im Schimmer des Frühlings zu schön, und der Wechsel der Färbung und Schattirung zu fesselnd, als daß ich gewagt hätte, das schöne Ganze zu zergliedern und mir die Frage nach den Namen der einzelnen Gipfel und Thäler vorzulegen. Goethe's herrliche Verse: „Hinaufgeschaut! der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierliche Stunde, sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen, das später sich zu uns herniederwendet u. s. w.“, kamen mir nicht aus dem Sinn; war es doch, als ob sie für das vor mir liegende Panorama geschrieben wären! Es war in der That eine feierliche Stunde im Fenster des stillen Pfarrhauses, ein reines Genießen ohne alle Reflexion! Der kühle Hauch des Morgens mahnte mich, meinen Anzug zu vervollständigen, und der an meinen Kleidern haftende Alt-Schlamm rief mir meine nächtliche Wanderung in Erinnerung. Noch regte sich im Hause niemand; auch ich verfiel bald in einen erquickenden Morgenschlaf, noch im Traume die schimmernden Höhen bewundernd.

Den Vormittag verlebte ich meistens unter dem Dache des Girelsauer Kirchthurms, der zu einem Beobachtungsplatze wie geschaffen war. Bald war ich mit Hilfe von Kompaß und Karte über die Benennung der Gipfel, Grate, Rücken und Thäler orientirt. Vom breitbuckligen Verfu mare im Mühlenbacher Gebirge bis zum zackigen Bunatore in der Fogarascher Kette konnte man das Gebirge überschauen. Allmälig senkte sich die flachwellige Linie des Mühlenbacher Gebirges gegen den Rothe-Thurm-Paß, in kürzeren Wellen stieg sie von hier empor zum Surul und führte dann, zackig und vielfach gebrochen, über stumpfe, pyramidale Gipfel zum Bunatore. Durch tief geschnittene Thäler von einander getrennte Ausläufer senkten sich vom Kamme, erst als zackige Grate, dann als steilgewölbte Rücken gegen die den Nordfuß der Kette umsäumende Ebene, so daß das Gebirge einer von der Seite gesehenen, kolossalen Wirbelsäule mit den von ihr ausgehenden Rippen glich. Am Nachmittage wanderte der Herr Pfarrer mit mir nach Frek, um zwei des Gebirges kundige Rumänen als Führer auf den Negoi zu engagiren. Auf dem Heimwege mußten wir unsere Unterhaltung über die in den Dörfern der Alt-Ebene übliche Dreifelderwirthschaft unterbrechen und uns in Geschwindschritt setzen, da drohendes Gewölk aus Nordwest heranzog. Die grauen Wetterwolken jagten bald über uns hin, zum Glücke ohne ihre Wasservorräthe über uns auszuschütten. Die dicht geballten Massen gewährten einen prächtigen Anblick, wie sie sich, Blitze auf die sturmgepeitschte Ebene herniedersendend, gegen das noch zum klaren Himmel emporragende Gebirge heranwälzten.

Beim Abendessen hatten wir auf eine Stunde die Gesellschaft eines rumänischen Geistlichen. Da wir uns deutsch so schlecht verständigen konnten als rumänisch, schlug der Herr Pfarrer eine lateinische Konversation vor, die auch bald leidlich in Fluß kam, da wir das Gefühl keines klassischen Philologen zu schonen hatten. Der Geistliche pries in warmen Worten seine schöne Muttersprache als echte Tochter der lateinischen. Fließend lateinisch sprechen hieß ihm nicht etwa „optime uti lingua latina“, sondern fluenter latine loqui, eine Wendung, die direkt aus seinem Cicero stammen sollte! Slavische Ausdrücke waren nach der Ansicht dieses Herrn natürlich selbst in der Sprache der rumänischen Hirten und Bauern gar nicht vorhanden! Als ich an Ausdrücke wie coliba und pojana für „Hütte“ und

„Bergwiese“ erinnerte, erhielt ich zu nicht geringer Verwunderung die Antwort, daß coliba selbstverständlich von dem lateinischen cubiculum abstamme.

So schön wie der Morgen gewesen war, gestaltete sich der Abend. Bis nach Mitternacht saß ich mit dem Herrn Pfarrer — der wie ich einst in Berlin ein eifriger Zuhörer Droysen's gewesen war — im Garten unter einem mächtigen Wallnußbaume, mit dem Blick auf das vom silbernen Mondlicht umflossene Gebirge.

Nach herzlichem Abschied brach ich am nächsten Morgen auf, begleitet von dem ältesten Sohne aus dem Pfarrhause, einem soeben in Hermannstadt mit dem Zeugniß der Reife entlassenen jungen Manne.

Daß der sächsische Bauer, welcher uns an den Fuß des Gebirges fahren sollte, längere Zeit auf sich warten ließ, setzte mich nicht mehr in Erstaunen. Endlich fuhr er vor; die reichlich gespendeten Vorräthe wurden auf den mit vier (!) kleinen Pferden bespannten, leichten Leiterwagen geladen; der Sachs bestieg sein Sattelpferd, schwenkte die Peitsche und setzte sein Gespann in Trab. In Frek schlossen sich uns die rumänischen Führer, Joan und sein Sohn Gabriel an, beide beritten. Wir bogen von der Reichsstraße rechts ab und fuhren auf holprigem Wege auf das die 400 bis 500 m hohe Ebene fast um 2000 m überragende Gebirge zu. Die kleinen Gäule griffen munter aus, und, während wir mit unserm Wagen hin und wieder durch einen Rollstein in die Höhe gepufft wurden, flogen der Sachs und die beiden Rumänen auf ihren primitiven Holzsätteln auf und ab. Der Weg führte uns an dem mehrere Meter tief in die Diluvialebene eingeschnittenen Freker Bache entlang, anfänglich durch bebaute Felder, dann durch Hutweiden, aus denen niedriges Gebüsch, hier und da ein geschundener Waldbaum oder ein wilder Birnbaum hervorragten, bis wir zwischen die Ausläufer des Gebirges hineinkamen, und der Buchenwald begann. Der Weg führte uns mehrmals durch das steinige Bett des Baches, dessen rauschendes Wasser den Pferden bis an den Bauch ging. Nach einer von Frek an 13 km langen Fahrt erreichten wir einen zwischen 1200 m hohen —,— bewaldeten Rücken etwa 700 m hoch gelegenen Thalboden „Pojana Niamzului“, auf dem wegen des über das Hochgebirge führenden Saumpfades „Scarisiora“ ein einsamer Finanzansageposten liegt. Hier ward Rast gehalten, und der sächsische Fuhrmann entlassen.

Der aus dem Salzburgischen gebürtige Finanzbeamte, welcher in diesem einsamen Thale mit seiner rumänischen Frau, seinen Kindern und seinen vielgerühmten Jagdhunden lebte, war ein Mann mit unstätem Blicke und widerwärtig freundlichem Wesen. Er besichtigte meinen Paß sehr eingehend, ertheilte ihm das Prädikat „sehr gut“ und verlangte dann plötzlich, ich weiß nicht genau, ob für die Führer oder die Pferde, die Zahlung von zwei Gulden. Hatte er gehofft einen Unkundigen zu prellen, so sah er sich getäuscht. Ich erklärte, ich würde bezahlen, aber den einen der Rumänen zum nächsten Bezirksrichter senden, um mich über die Rechtmäßigkeit der Forderung zu informiren. Der Wächter des Gesetzes meinte darauf, wir könnten die Sache bis zu meiner Rückkehr lassen, und hatte bei derselben die ganze Angelegenheit vergessen.

Als die Bahn freigegeben war, beluden wir die Pferde mit unserm Reisegepäck und stiegen eine ziemlich steile Lehne zu dem sich am rechten östlichen Ufer des Baches hinziehenden Gebirgsausläufer empor. Anfangs standen die Buchen auf dem von der Sonne beschienenen Abhange spärlich, und führten Wasserrisse durch den lehmgelben, mit spärlicher Grasnarbe bedeckten Boden, dann betraten wir geschlossenen Buchenwald, unter dessen dichten Kronen der beschattete Boden mit trockenem Laube, dünnem Reisig und hin und wieder einem mächtigen, halbverfaulten Stamme bedeckt war. Eine kolossale Baumleiche, die Joan als eine „Mutter des Waldes“ bezeichnete, fesselte einige Zeit unsere Aufmerksamkeit.

Wir waren bei hoher Temperatur etwas über 400 m emporgestiegen, als wir auf einem Grasplatze unter dem Schatten einer Buche Halt machten und unsere Blicke über das tief unter uns eingeschnittene Waldthal, die jenseits desselben ansteigenden Lehnen und weit hinaus über die mit Dörfern besetzte Ebene und den schimmernden Streifen des Alt in das Innere des siebenbürgischen Hügellandes schweifen ließen. Zwischen 1250 und 1300 m Meereshöhe erreichten wir die obere Buchengrenze, welche mit stattlichen Exemplaren an den hier beginnenden Fichtenwald heranreicht, ähnlich wie auf dem jenseits des Freker Baches gelegenen Ausläufer, wo der 1253 m hohe Clobucel auf seinem Gipfel noch prächtigen Buchenschmuck trägt. Längs des Scara-Ausläufers wanderten wir, bald langsamer ansteigend, empor und wandten uns bei 1700 m, nur noch 3 km vom Kamm des Gebirges entfernt, links, um durch das obere Thal der Stina (Hütte) Boha und über den nördlichen Ausläufer des Moscavo zur Stina Serbota zu gelangen. Im Thal der Stina Boha stiegen die Fichten bis 1500 m empor, während darüber hinaus die steilen Lehnen nur noch mit Fichtengestrüpp, Bergwacholder oder Rasen bedeckt waren. Uebrigens sah man deutlich, wie die Waldgrenze herabgedrängt war, denn unter dem vom Negoi nach Norden laufenden Grate Piciorn Negoi reichte der Fichtenwald in einzelnen Streifen bis über 1700 m empor, während er an denselben Abhängen oft nicht die Höhe von 1500 m erreichte. Von einem Dutzend bellender Schäferhunde umsprungen, erreichten wir die an der oberen Grenze des Fichtenwaldes liegende Stina Serbota, die Sommerwohnung eines rumänischen Schafhirten, der mit furchtbaren Flüchen und drohenden Geberden erst die heulende Meute verscheuchte und dann bereitwillig in seiner rauchgeschwärzten Hütte ein Obdach für die Nacht bot. Den Abend verlebten wir, zumal das Innere der Hütte nicht gerade einladend war, natürlich im Freien und betrachteten, während wir auf einer umgestürzten Riesenfichte unser Abendbrot verzehrten, die länger und länger wachsenden Schatten der Berge, bis der Schein von den höchsten Gipfeln verschwunden war. Ein schimmernder Sternenhimmel war in herrlicher Pracht über den schwarzen Fichtengründen ausgespannt, als wir unser aus frisch gehauenen Zweigen bereitetes Nachtlager in einem Winkel der Hütte aufsuchten. Als wir am nächsten Morgen aufbrechen wollten, fehlte Gabriel, der den mit der Bergwanderung unzufriedenen und bei Nacht verschwundenen Pferden nachgeeilt war. Nach längerem Sperren und Zaudern entschloß sich Joan auf mein energisches Drängen ohne seinen Sohn zum Aufstieg auf den Negoi.

Wir stiegen nach Süden gegen den Kamm empor. Neben uns schäumte in tief geschnittenem Felsenbette der linke Quellarm des Riu mare von Porumbach und stürzte in einem stattlichen Fall über den Rücken einer steil nach Norden fallenden Gesteinsbank hinab. Ueber Trümmerhalden gelangten wir unter den Steilabfall des Moscavo (2261 m) und kamen unter diesem entlang kletternd auf eine Einsattelung des Kammes (2120 m), von der wir zum ersten Male unsern Blick über die fremde Bergwelt des rumänischen Abhanges schweifen ließen. Steile Grashalden überschreitend, gingen wir auf der südlichen rumänischen Seite nach Osten weiter, bis wir an den Steilrand einer

von Süden in den zackigen Kamm hineingreifenden Schlucht kamen, jenseits welcher sich der Negoi erhob, ein mächtiger, dreigipfliger Berg, zwischen dessen Scharten und Schluchten uns mehrere Schneefelder entgegenschimmerten. Plötzlich setzte sich Joan nieder und erklärte, weiter könne er als bejahrter Mann nicht gehen, hier müßten wir hinab und dann so und so und so — er zeigte mit dem Stocke — an der andern Seite in die Höhe; er werde nöthigenfalls winken und schreien! Was war zu thun? Wir sahen zwar den Fuß der sich vor uns absenkenden steilen Grashalde, aus der hin und wieder eine Felsenzacke hervorragte, nicht, beschlossen aber doch hinabzusteigen und kamen glücklich auf den öden, mit Geröllagern und dichten Schneebänken bedeckten Boden der Schlucht, von dem wir etwa noch 500 m bis zu dem, unseren Blicken jetzt durch vorspringende Felsen verdeckten Gipfel des Negoi emporzuklimmen hatten. Langsam kamen wir an den steilen Felslehnen empor, bis wir über einen mit großen Gesteinsplatten und kleinen Schieferstücken bedeckten, spärlich begrasten Abhang von 28 Grad zum Gipfel (2536 m) gelangten. Wolken zogen über die in langer Reihe liegenden, sich theilweise deckenden Gipfel, wurden aber von einem starken Winde immer wieder zerrissen. Nach Osten hin, in den wildesten Theil des Gebirges, blieb die Aussicht am meisten verdeckt, war aber trotzdem nach dieser Seite hin am interessantesten, denn der Sturm ballte die Wolken bald zusammen, bald riß er sie in Fetzen und jagte sie in den nach Norden führenden Querthälern gegen den zackigen Kamm empor. Ein schimmernder Dunst verschleierte die ferne Donauebene. Dreißig Kilometer lang liefen steilgewölbte, begraste und von Wasserrissen gefurchte Rücken nach Süden, in Form und Farbe ohne anziehenden Wechsel. Hier und da zeigte sich auf dem Rücken der dunkle Fleck eines kleinen Knieholzbestandes, aus den engen, unbewohnten Thälern blickte düsterer Fichtenwald. Wilder und mannigfaltiger gestaltete sich der schmälere, tief gefurchte Nordabhang, über den hinweg man auf die an den Silberfäden der Bäche aufgereihten Dorfschaften der Alt-Ebene blickt. Wie fast alle Gipfel des Kammes, hat der Negoi seinen Steilabfall nach Siebenbürgen, über 600 m tief senkt er sich unter einem Winkel von 45 Grad ins Laitathal hinab.

Als wir mit einer Abweichung von dem am Vormittage zurückgelegten Wege bei Joan anlangten, erhielten wir eine langathmige Belobigung über die exakte Ausführung seiner trefflichen Unterweisung und die Versicherung, die Anstrengungen unserer Kletterei seien bei Weitem nicht so ermattend gewesen, als die Angst, die er unseretwegen ausgestanden hätte.

Am Abend in der Stina zeigte sich Joan sehr aufgeräumt, vielleicht weil Gabriel mit den Gäulen glücklich zurückgekehrt war. In gehobener Stimmung hielt der beredte Alte dem mit seinen Knechten ums Feuer hockenden Hirten einen Vortrag über Pferdeverstand, Frauencharaktere, Kaiser Trajan u. s. w. bis spät in die Nacht. Wenig erfreut zeigte er sich am nächsten Morgen über meine Forderung, uns auf die Scara (2307 m) und die Csorta (2420 m) zu führen. Da seine Versicherungen, „Scara und Csorta seien höchst gefährlich zu ersteigende Gipfel“ und „es werde sicher regnen“, sich als fruchtlos erwiesen, bepackte er die Pferde und führte uns auf eine kleine Kuppe des Scara-Ausläufers mit der kecken Behauptung, hier seien wir auf der Scara. Auf meine Erklärung hin, einem so verlogenen Führer halte ich mich nicht verpflichtet, den Lohn zu zahlen, machte Joan ein unbeschreibliches Gesicht und jammerte über sein Alter und seines Sohnes Unerfahrenheit und Unkenntniß im Gebirge. Ungeduldig gab ich dem Alten die Weisung zu bleiben, dem „unerfahrenen“ Gabriel aber den Befehl, uns mit dem nöthigen Proviant zu folgen. Im Vertrauen auf meine Karte stiegen wir anfangs über breite Grashalden, dann über einen ganz ungefährlichen Grat von Hornblendeschiefern direkt auf die grasbewachsene Kuppe der Scara, während Gabriel hinter uns her seufzte und stöhnte. Da die Aussicht von der Scara nach der gestrigen vom Negoi wenig Neues bot, wanderten wir bald auf dem Kamme fort gegen S.-W. und hinter der schroff nach Siebenbürgen abfallenden Felsnase Girbowa herum auf die zackige Csorta zu, den Budislav der Generalstabskarte. Der dreigipflige, zackige Kamm der Csorta besteht ganz aus großen, wild übereinander gethürmten Blöcken und fällt nach Norden mit steiler Wand ab zu dem kleinen Freker Jäser (Lacu Avrigului), während er sich nach Süden in einem anfangs zackigen Bergkamme mit deutlich nach Süd fallenden Schichten fortsetzt. Mit der Csorta, die gegen Süden und Südwest in zwei öde, trümmererfüllte Schluchten abstürzt, hört nach Westen hin der wilde Charakter des Gebirgskammes auf; vom Racovitzan zum Surul würde man bequem reiten können. Ueber anstehende Felsen mit mehreren zwischenlagernden Bänken hellfarbigen Urkalks und steile Schutthalden stiegen wir 400 m hinab zu dem kleinen See. Der Freker Jäser gehört zu den größeren Wasserbecken, die sich in den oberen Thalböden der Südkarpathen, unmittelbar unter dem Kamme, zu befinden pflegen. Mich erinnerte er mehr an den kleinen Teich des Riesengebirges, als an den großen Fischsee der Tatra. Den 850 m langen Spiegel des Fischsees überragt der Mönch in einer 1051 m hohen Wand, deren durchschnittliche Neigung noch 46° beträgt, der 200 m lange und 150 m breite Freker Jäser liegt 400 m unter dem Gipfel der Csorta, zu der man über Schutthalden und Felswände vom See in einer Linie emporblickt, die 33° gegen die Horizontale geneigt ist. Ueber die Tiefe des kleinen Bergsees konnte ich nichts ermitteln, halte dieselbe aber nicht für bedeutend und bei ihm und allen ähnlichen Wasserbecken des Hochgebirges für viel geringer, als bei den größeren Meeraugen der Tatra [1]), da sie meist in der Mitte der Thalböden liegen und selten mauerartig in sie abfallende Felsen bespülen. Aufgestaut ist der See durch eine Thalsperre festen Gesteins und nicht etwa durch eine Trümmeranhäufung, die man als die bogenförmige Stirnmoräne eines verschwundenen Gletschers, oder auch als das Material eines von den benachbarten Lehnen niedergebrochenen Bergsturzes ansehen könnte. Ich habe an anderer Stelle auseinandergesetzt [2]), daß das Fogarascher Hochgebirge sich darstellt als die Faltung eines großen Komplexes kristallinischer Schiefer, in welche, senkrecht durch die nach Norden und Süden fallenden Schichten, die erodirende Kraft des Wassers die tiefen Querthäler genagt hat. Durch Erosion können natürlich die oft nur 10 m breiten und nicht einmal 1 m tiefen kleinen Teiche nicht entstanden sein, welche man in einer Höhe von 1700 bis 2000 m auf dem Felsboden der Thäler trifft. Wahrscheinlich haben die einst in diesen Thälern vorhandenen Gletscher, während sie ihre Eismassen und die Grundmoräne über den Thalboden hinschoben, bei der ungleichen Härte und Widerstandsfähigkeit der einzelnen Felsbänke diese flachen, tellerartigen Vertiefungen ausgehobelt, wie sie den aus den Thalböden herausragenden Felsenzacken die in vielen Thälern auftretende Gestalt von Rundhöckern gaben. Nach Schliffen habe ich mich auf den

[1]) Gr. Fischsee 60 m, Csorbaersee 20 m, Poppersee 16,4 m, Felkaersee 5,3 m im Maximum.

[2]) Vergl. meinen Aufsatz. Beobachtungen über Tektonik und Gletscherspuren im Fogarascher Hochgebirge. Zeitschr. der deutschen geologischen Gesellschaft 1881, S. 109 f.

Höckern und in den Becken am Rande der Teiche vergeblich umgesehen, ich fand überall von der Verwitterung bereits angegriffene Flächen, gestehe also gern, daß ich meine Erklärung als eine mögliche und nicht als eine positiv bewiesene gebe. Einen tiefen kessel- oder trichterförmigen See würde ich mir auf diese Weise niemals entstanden denken und die Anschauung von einer pflügenden Thätigkeit der Gletscher, in deren Furchen die großen Alpenseen lägen, ist mir stets ungeheuerlich erschienen. Wir kletterten vom See im Thale des Freker Baches anfänglich über Schutthalden ziemlich steil hinab. In mäßiger Höhe über dem von buschigen Bergerlen eingefaßten Bache kamen wir in dichtem Gestrüpp langsam und mühsam vorwärts, bis wir eine schmierige Stina erreichten, von der uns der auf dem Rückwege recht kundige Gabriel auf einem am Scara-Ausläufer schräg emporführenden, leidlichen Pfade wieder zu dem Rastplatze Joan's führte. Der Vater nickte seinem Sohne verständnißinnig zu, als dieser erzählte, wir seien wahre Teufel, man müsse uns eigentlich beim Richter verklagen, und fragte dann, wo wir zu übernachten gedächten. Als er den Namen des in der Ebene gelegenen, ungefähr 15 km entfernten (in gerader Linie 12 km) Oberporumbach (Porumbacu de susu) hörte, meinte er anfänglich, das sei unmöglich, lenkte aber dann doch seinen Gaul abwärts. Wir passirten den Finanzposten und schritten bei prächtiger Abendbeleuchtung aus dem Gebirgsthale. Die Felder Porumbachs betraten wir bereits im Dunkeln, während die beiden Bergführer auf ihre Pferde geklettert waren und hinter uns hertrotteten. Auf einer steinigen Dorfstraße, die zeitweilig Bachbett zu sein schien, schritten wir im Dorfe dahin und kamen vor die erste Carcina (Schenke), deren einziges Gastzimmer voller trinkender und rauchender Bauern war. Wir tappten zwischen Hütten und Zäunen weiter, bis wir an das Ufer des Riu mare kamen, an dem sich eine zweite Carcina befand, in der bereits alles zur Ruhe gegangen war. Nach einigem Rufen und Pochen erschien im tiefsten Negligé der Herr Wirth, zugleich Schulmeister der Westhälfte von Oberporumbach — und führte uns in einen großen Raum, der nicht nur als Schul- und Gastzimmer diente, sondern auch das Schlafzimmer für vier nackt in einem Bretterverschlage schlafende Kinder war. Wir zahlten unseren Führern ihren Lohn und ließen ihnen einen Abschiedstrunk geben. Sie baten auf unsere Anfrage um einen Schnaps, ließen sich auf unsere Rechnung einen zweiten einschenken, offerirten nöthigenfalls ihre ferneren Dienste und verschwanden in zufriedenster Stimmung.

Wir bekamen vom Wirthe etwas Wein und konnten uns glücklich schätzen, daß unsere Vorräthe noch ausgiebig genug für die hungrigen Magen waren. Der Wirth empfahl sich, wir schoben uns jeder zwei der schmalen, langen Bänke aneinander und thaten auf ihnen, wenn sie auch nicht ganz in ihrer Höhe übereinstimmten, die Reisetaschen unter dem Kopfe, einen kräftigen Schlaf.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Monatsbericht der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Sitzung vom 12. Mai 1881) enthält von dem Leiter des bulgarischen Unterrichtswesens Dr. Constantin Jireček in Sophia „Beiträge zur antiken Geographie und Epigraphik von Bulgarien und Rumelien", denen wir Einiges von allgemeinerm Interesse über die ostrumelische Stadt Eski Zagra und das bulgarische Köstendil entnehmen. „Die meiste Bevölkerung hatte im Alterthum die Niederung an der Donau und die thrakische Ebene; in den Gebirgslandschaften stößt man selten auf antike, meist nur auf mittelalterliche Reste. Uebrigens sind auch in den Ebenen die Ueberbleibsel von vielen großen antiken Städten gegenwärtig ganz verborgen, indem die modernen Städte über ihnen aufgebaut sind, so daß das alte Material entweder zu den Fundamenten neuerer Bauten verbraucht ist oder nur bei Nachgrabungen, Nivellirungen, Neubauten und dergl. tief unter dem heutigen Niveau zwischen byzantinischem, bulgarischem und altosmanischem Schutt zufällig zum Vorschein kommt. Dies gilt besonders von Hadrianopolis, Philippopolis, Serdica, Pautalia (Köstendil) und Berrhoea (Eski Zagra). Der letztgenannte Punkt, die Ruinenstätte von Eski Zagra, ist von großem Interesse. Ich habe bis jetzt hier zu Lande nirgend anderswo so viele antike Denkmäler angetroffen, wie in dieser durch den letzten russisch-türkischen Krieg abermals ganz zerstörten Stadt. Dieselbe liegt auf sanft gegen Südost geneigtem Niveau am Südfuße der Sredna Gora (türk. Karadscha Dagh), des thrakischen Mittelgebirges. Die Berge nahe an der Stadt sind meist waldlos, auf den Abhängen weit und breit mit Weinbergen bedeckt; der Weinbau ist neben Metallwaarenproduktion (meist aus Kupfer), Bereitung von Aba-Tüchern und Gerberei die wichtigste Beschäftigung der Einwohner. Im Westen wird die Stadt von diesen mit Weingärten bepflanzten Anhöhen ganz dominirt; das von dort bei Regenzeit rasch herabströmende Wasser pflegte öfters Schaden in der Stadt selbst anzurichten, weßhalb man während meiner Anwesenheit einen eigenen offenen Ableitungskanal grub, um die Gewässer außerhalb der Stadt südwärts ins Freie zu führen. Im Norden der Stadt sieht man die Reste einer noch jetzt dienenden Wasserleitung mit einem türkischen Brunnen; von dort führt ein holpriger Weg in einer halben Tagereise durch das felsige Thal des wilden Baches von Kotludscha über die Sredna Gora hinüber nach Kazanlyk. Die Ost- und Südseite sind ganz offen. Im Süden der Stadt eröffnet sich die Aussicht auf eine Ebene mit herrlichem Anbau von Mais und Weizen, die Getreidekammer Rumeliens; zwischen den Feldern stehen dichte Reihen von Nuß- und Mandelbäumen. Das Klima ist ganz südeuropäisch, die Sommernächte warm und belebt durch das Zirpen der Cikaden. Im fernen Südosten erscheint jenseits der Ebene am Horizont die dreigipflige scharf gezeichnete Kuppe des Monastir-Baïr („Klosterhügels") und abseits von ihr die niedrige Kette des Sakar-Tepé, beide nördlich von Adrianopel am untern Tundschathal gelegen. Im Süden endlich erspäht man die niedrigen bläulich schimmernden Umrisse der Rhodope von Chasköi.

Eski Zagra, jetzt Hauptort eines der sechs Departements von Ost-Rumelien, ist ziemlich ausgedehnt und kann im Durchmesser mehr als eine halbe Stunde haben. Vor dem Kriege zählte es über 4000 Häuser, wovon aber nur ein Viertel, nämlich ein türkisches Quartier im Südwesten, unversehrt geblieben ist. Alles Uebrige ist niedergebrannt. Zu beiden Seiten der ganz mit Trümmern verschütteten engen winkligen Gassen stehen die geschwärzten Mauern der Häuser, bewachsen mit Gras und Gestrüpp. Auch die Kirchen

sind abgebrannt und bis auf eine noch nicht wiederhergestellt, sie waren sämmtlich nicht alt und nicht sehr geräumig. Der Aufbau der neuen Stadt geschieht nach einem regelrechten Plan, mit breiten einander rechtwinklig schneidenden Gassen, die für die hier herrschenden starken Winde bei der Niedrigkeit der Häuser fast zu breit erscheinen. An 320 kleine Häuser sind schon fertig. Man baut auch ein großes Schulhaus von 26 Sälen (für Volksschulen und eine Kommunalrealschule) und ein Gemeindeamt. In der Mitte der neuen Stadt ist ein großer viereckiger Platz abgesteckt. Das neuauferstehende Eski Zagra wird ohne Zweifel eine der schönsten Städte dieser Länder sein.

Die Einwohnerzahl beträgt gegenwärtig nach officiellen Daten 13279 Seelen, 3606 Familien in 1389 Häusern. Davon sind 10302 altansässige Bulgaren (5434 Männer, 4868 Weiber), 2485 Türken (1256 M., 1229 W.), 222 Zigeuner (125 M., 97 W.) und 60 Familien mit 270 Seelen (166 M., 104 W.) bulgarische Flüchtlinge aus den Gegenden an der Maritzamündung, aus Fere (Βήρα der Byzantiner), Dimotika, Eribol (Chairebolü, byz. Χαριούπολις), welche mit dem Abzuge der Russen aus jenen Gegenden die Heimathsorte auf immer verließen. Diese Emigranten sprechen einen eigenthümlichen bulgarischen Dialekt mit vielen alterthümlichen Formen und Worten; ihre Weiber tragen Kleider aus gelben Stoffen und auf dem Kopfe große weiße, lose herabhängende Tücher und oben darauf ein schwarzes turbanartiges Band, in dessen Mitte am Scheitel das weiße Tuch wieder zum Vorschein kommt. Der sehr ausgedehnte, bei Seimenli bis an die Maritza reichende Kanton (Okolija) von Eski Zagra umfaßt 107 Dörfer, wovon 7 ganz öde sind. Auch die übrigen sind im Kriege (August 1877) fast alle niedergebrannt worden. Davon sind 27 Dörfer gemischt türkisch und bulgarisch. Man zählt jetzt 48108 Einwohner, 12122 Familien in 8619 Häusern, wovon 40686 altansässige Bulgaren (21222 M., 19464 W.), 5542 Türken (2829 M., 2713 W.), 284 Zigeuner (151 M., 122 W.) und 403 Familien mit 867 Männern und 739 Weibern Flüchtlinge aus Balykköi bei Fere, Taschalan in der Umgebung von Böjük Tschekmedsche bei Konstantinopel, wo seit Anfang unseres Jahrhunderts bulgarische Gärtner und Ackerbauer sich angesiedelt hatten, aus Terkos und Karaklisse bei Dimotika und aus Baba Eski. In der Stadt selbst gab es früher eine starke jüdische Kolonie, von der gegenwärtig nur wenig übrig ist; auf den Friedhöfen sah ich auch armenische Inschriften von nicht altem Datum. Im vorigen Jahrhundert siedelten sich in Eski Zagra auch fünf Familien Wlachen (Süd-Rumunen) aus Moskopolis im Pindus an; diese kleine Kolonie hat sich vermehrt, ist aber ganz bulgarisirt. Noch vor Kurzem lebten einige alte Frauen, die das Wlachische kannten, und noch entsann man sich auf meine Fragen der Phrase: tze fătze? (quid facis?). Moskopolis ist bekanntlich am Ausgang des vorigen Jahrhunderts von den Räuberhorden der Kirdschalis zerstört worden und die dortigen betriebsamen Handwerker und Kaufleute zerstreuten sich über die ganze Halbinsel.

An den oben angeführten statistischen Daten wird man bei den Bulgaren die geringe Anzahl der Weiber im Verhältniß zu der Ziffer der Männer merkwürdig finden. Dies ist eine Folge des Krieges. Nach der Niederlage der Russen bei Eski Zagra südöstlich außerhalb der Stadt haben türkische irreguläre Truppen in den unvertheidigten Ortschaften, deren Einwohner zum Theil keine Zeit zur Flucht hatten, ein ganz furchtbares Blutbad angerichtet. In der Stadt selbst sind damals zahlreiche Familien ganz vertilgt worden, und es giebt keine, die nicht die Mehrzahl ihrer Mitglieder verloren hätte.

Der zerstörte Zustand der Stadt ist für archäologische Untersuchungen sehr günstig. Sehr viele verborgene Schätze treten nun bei den Neubauten und Nivellirungen an den Tag.

In der Türkenzeit hieß die innere Stadt Hissar (Burg) und war theilweise von einer Mauer mit Thoren umschlossen, die man noch gegenwärtig verfolgen kann. Es war ein regelmäßiges Quadrat, dessen Seiten den vier Himmelsgegenden zugewendet. Auf der Ostseite steht ein stattliches Stück der Mauer noch ganz aufrecht, an 60 Schritte lang und stellenweise bis 6 m hoch. Es ist ein römisches Werk mit mittelalterlichen Reparaturen. Das Fundament ist aus Bruchsteinen; darauf ruhen wechselnde Lagen von platten Steinen und Ziegeln, gegen Außen mit einer Quaderverkleidung versehen. An vier Schritt vor dieser großen Mauer erblickt man die Fundamente einer niedrigern, durch einen Graben getrennten Vormauer.

Zwei Tage lang wanderte ich zwischen diesen Ruinen umher, in Begleitung eines warmen Freundes der Antiquitäten seiner Heimathstadt, des hiesigen „Bailli" (Unterpräfekten) Herrn Athanas Ilieff, eines Schülers der Prager Universität. Es gelang mir eine Anzahl von Inschriften, sämmtlich aus der Kaiserzeit und in griechischer Sprache, theils selbst abzuschreiben, theils deren Kopien zu erhalten. Außerdem zeigte man mir viele Skulpturen und ornamentirte Steine. Alle diese Alterthümer werden in dem neuen Schulhause als eine Art Stadtmuseum aufgestellt werden. Zu einer eingehenden Betrachtung gebrach es allerdings an Zeit."

„Ein Fundort von derselben Bedeutung wie Eski Zagra ist die Stadt **Köstendil**, Kolonia Ulpia Pautalia der Römer, Welbuschd der mittelalterlichen Slawen, Beobuschka Banja, Kostanitza Bagna oder Constantin Bagna der Itinerarien des 16. Jahrhunderts, heute noch von der Bevölkerung des ganzen Kreises meist schlechtweg Banja (Therme) genannt. Sie liegt auf der Südseite einer prachtvollen von hohen Bergen umgebenen und im Osten vom Strymon berührten, äußerst fruchtbaren Ebene, am Nordfuße des an 6000 Fuß hohen bewaldeten Osogow-Gebirges. Eine heiße Quelle von ungewöhnlich hoher Temperatur entspringt am obern Ende der Stadt und speist neun warme Bäder. Mit seinen Obstgärten und seiner schönen Umgebung ist es neben Kazanluk der anziehendste Ort, den ich in diesem Lande kenne. Reste des Alterthums kommen überall zum Vorschein. Im Straßenpflaster, in den Mauern der Moscheen und der Bäder und in den nahen Dörfern sieht man Inscriptionen aus der Kaiserzeit, alle in griechischer Sprache. Auf einem Steine, der jetzt in die Strymonbrücke, eine Stunde von der Stadt, auf der Straße nach Dupnitza eingemauert ist, liest man den Namen Pautalia selbst. Bei Nachgrabungen neben der neuen Staatsrealschule stieß man im August des vorigen Jahres auf gewaltige Fundamente, massive schwere Quadern, wahrscheinlich die Substruktionen einer römischen Therme."

Sowohl in Sophia als in Philippopolis hat man den Anfang zu Museumssammlungen gemacht, in Philippopolis bei der Direktion des Unterrichtswesens, in Sophia bei der von Prof. Drinoff während der russischen Okkupation gegründeten und jetzt in der Böjük Dschamija untergebrachten bulgarischen Nationalbibliothek, die schon jetzt an 9000 Bände zählt. Die bevorstehende Gründung einer literarischen Gesellschaft in Sophia wird der Aufsuchung und Publicirung von Denkmälern der Vorzeit noch mehr Vorschub leisten.

Inhalt: Eine Reise durch Mingrelien. II (Mit sechs Abbildungen.) (Schluß.) — J. E. D. Schmeltz: Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. II. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — (Schluß der Redaction 6. December 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

IV [1]).

Wir hatten den Reisenden verlassen, als er jenseits der Magetla-Dünen die Nezla seines Schäamba-Führers (31° 30' nördl. Br.) erreicht hatte. Der nomadische Araber ist fast stets ein schöner Mensch, groß, hager, sehnig, gut gewachsen und wohl proportionirt; in seinen Burnus gehüllt, schreitet er langsam und würdig einher und sein Benehmen ist kalt, eisig. Wenn man ihn aber bei seiner schwachen Seite faßt, wird er bald mittheilsam, ja geschwätzig: das geschmolzene Eis verwandelt sich in kochendes Wasser und die anscheinende Feindseligkeit in grenzenlose Ergebenheit, welche man indessen benutzen muß — denn bald tritt der Umschwung ein. Der Araber ist ein Naturmensch, eigensinnig wie ein Kind und in seinen Handlungen oft ohne Urtheilsfähigkeit, ein Gemisch von großen Eigenschaften und niedrigen Leidenschaften: heut schlägt er sein Leben für dich in die Schanze und morgen stiehlt er dir lumpige 30 Sous. Nie darf man ihren Betheuerungen von Freundschaft und Ergebenheit blind vertrauen, mit denen sie so verschwenderisch sind, wenn sie ein Geschenk erhalten haben, oder erwarten. Folgt nicht bald ein zweites, so verwandelt sich die Liebe in Haß, der eben so ernst gemeint ist, wie früher die Freundschaftsbezeugungen. Der Araber hat, wie das Kind, einen angeborenen Instinkt für Gerechtigkeit und liebt die Wahrheit; da er aber leicht empfänglich ist und es ihm an Urtheilskraft fehlt, so läßt er sich jeden Augenblick von Heuchlern und Verbrechern betrügen, die ihn im Namen Allahs und des Propheten zu Excessen treiben, welche er bei ruhigem Blute nicht begehen würde, und die man ihm für Fanatismus anrechnet.

Von seinen Wirthen erfuhr Largeau, daß die Ughrud, die großen Dünen, an deren Fuße sie lagerten, sich eben zu bilden anfingen, als sie Kinder waren. Seitdem sind sie beständig angewachsen bis zu ihrer jetzigen Größe. Dagegen bewegen sich dieselben nicht von ihrer Stelle und, soweit sie die Sahara kennen, kommen dort keine Wanderdünen vor; zum Beweise dafür wiesen sie auf einige Gesträuche und Halfabüsche, welche bis zum Gipfel der Düne hin vorkommen. Ohne Zweifel bringen die östlichen und besonders die südöstlichen Winde viel Sand mit sich; da aber die Dünen nur sehr langsam anwachsen, so kann die Vegetation sich nach und nach erneuern und verschwindet nie ganz. Sehr selten regnet es in diesen Gebieten und oft fällt zwei Jahre hindurch kein Tropfen Wasser; die ungeduldig erwarteten Gewitter sind dann aber auch von äußerster Heftigkeit.

Am Montag, den 1. Februar, erhob sich Largeau mit Sonnenaufgang und bestieg, da der Himmel bedeckt war und er nichts von der Sonne zu fürchten hatte, eine der Dünen, welche etwa 180 m Höhe erreichte. Von oben konnte er nach Norden deutlich den Igharghar bis dahin verfolgen, wo er sich in zwei Arme theilt; gegen Süden sah er den „todten Fluß" sich am Fuße der hohen Dünenkette Ughrud Bethbul hinziehen, und dahinter sich noch andere weiße Spitzen von dem grauen Wolkenhimmel abheben. Alle diese Ughrud sind in langen parallelen Ketten angeordnet. Um 1 Uhr zeigte das Schleuderthermometer nicht

[1]) S. den Anfang dieser Reise in Nro. 22 bis 24 des vorigen Bandes.



Gazellen-Jäger. (Nach einer Photographie.)

mehr als 15°; der Tag war köstlich bis 4 Uhr, wo es ziemlich heftig zu regnen anfing.

Am folgenden Morgen um 8 Uhr wurde auf dem, durch den Regen gehärteten Sande der Weitermarsch angetreten. Abd-er-Rahman, der älteste, etwa funfzehnjährige Sohn von Largeau's Führer Rabah, war an die Stelle Ahmed's getreten, der noch zu jung war, um die bevorstehenden Strapazen aushalten zu können. Rabah selbst brach auf ohne Frau und Kinder zu umarmen; denn ein Araber, der sich auf die Reise begiebt, soll die Seinigen nicht ansehen oder nach ihnen sich umschauen, damit die Thränen derselben seinen Muth nicht ins Wanken bringen.

In Südost-Richtung ziehend, stieg man bald in das Bett des Igharghar hinab und durchkreuzte dasselbe in anderthalb Stunden langem Marsche; zwei Drittel seiner Breite waren von Sand überdeckt. Dann folgte eine mit feinen Kieseln bedeckte Ebene, und um Mittag erreichte man wieder den „todten Fluß", der hier durch zwei Inseln, auf welchen Largeau bearbeitete Kiesel fand, in drei Arme getheilt wird. Man brauchte diesmal 70 Minuten, um das ganze Bett zu durchschneiden; man sah es hier zum letzten Male, da es von hier ab eine südliche Richtung innehält, während die Marschrichtung nun scharf gegen Ost-Süd-Ost ging. Man betrat jetzt eine mit Kieseln bedeckte Ebene, welche ringsum von hohen Dünen begrenzt war, lagerte um 4 Uhr und hatte während eines Theiles der Nacht Regen. Am folgenden Tage zog man zwischen zwei Reihen von Dünen hin, deren rechte etwa 250 m relative Höhe zu besitzen schien. Nachmittags war ein Labyrinth kleiner Dünen zu überschreiten, deren bewegliche Oberfläche so viel Unbequemlichkeiten darbot, daß man schon um 3 Uhr unweit des berühmten Brunnens Hasi Botthin lagerte; und zwar wählte man einen hochgelegenen Punkt, um gegen den Wind geschützt zu sein und die Ebene übersehen zu können, ohne selbst gesehen zu werden. Denn der Brunnen ist nur allzu oft das Stelldichein von Räubern und der Sand ringsum wurde mehr als einmal von Blut geröthet.

Rabah aber, der die Umgegend etwas auskundschaftete, traf an dem Brunnen nur zwei Antilopenjäger, Vater und Sohn, welche ruhig ihre auf Kohlen, gerösteten Gazellen-



Der Fenek.

côtelettes verzehrten. Dieselben hatten bereits mehrere Tage an dieser Stelle verweilt, aber nichts Verdächtiges bemerkt.

Als Largeau am 4. Februar sich bei Anbruch der Morgenröthe erhob, fand er den Boden mit schönem weißem Reife bedeckt. Um 5 Uhr wies das Thermometer 3,8° unter Null bei klarem Himmel und absoluter Windstille. In einem Wassereimer hatte sich eine Eiskruste von 8 mm Dicke gebildet. Um 10 Uhr war das Thermometer auf 31°, und Mittag bei klarem Himmel und leichtem Ostwinde auf 39° gestiegen. Der Hasi Botthin oder Batin (Brunnen der Lager), der letzte auf dem noch 10 bis 12 Tagereisen weiten Marsche bis Ghadames, befindet sich auf einem 100 m langen, 50 m breiten freien Platze zwischen vier Dünen, die nicht weniger als 250 m hoch sind. Er ist durch eine Schicht porösen Saharasandsteins, mit dessen Blöcken er ausgemauert ist, und dann durch eine Lage weißen Kalkes gebrochen und hat bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 22 m; sein Wasser ist 23° warm und hat einen sehr unangenehmen brackischen Geschmack.

Zwei Tage wurde hier wegen einer leichten Erkrankung des Führers gerastet. Largeau benutzte die Ruhe um eine nahe Düne von etwa 300 m Höhe zu besteigen und Umschau zu halten. So weit das Auge reichte, nichts als hohe Dünen, welche in langen, ziemlich regelmäßigen, von Nord-West nach Süd-Ost gerichteten Ketten angeordnet zu sein schienen; zwischen denselben lagen Thäler von 1000 bis 1500 m Breite. Dieselben sind theils eben, mit Sand, Kies oder auch zerfallenden Sandsteinblöcken bedeckt, theils auch von Erg- und Sinf-Dünen erfüllt. Mitunter hat sie auch der Südost, der Samum, kahl gefegt, der mit seiner rasenden Wuth die schon durch atmosphärische Einflüße zersetzten Sandsteinblöcke pulverisirt und ihre Bestandtheile bis auf die Spitzen der Ughrud hinaufweht, außerdem aber von jenseit Ghadames her große Massen feinen Staubes mit sich führt. Die hohen Dünen von Hasi Botthin haben noch kein hohes Alter; der Führer Rabah konnte sich noch entsinnen, sie in seiner Jugend im Zustande der Sinf, 10 bis 15 m hoch, gesehen zu haben; seitdem haben sie sich beständig vergrößert, ohne ihre allgemeine Gestaltung geändert zu haben; denn noch jetzt wie vor Jahren konnte er sich auf der Jagd nach ihnen orientiren.

Am 6. Februar, einem schönen frischen Morgen, brach man gegen 7 Uhr auf und marschirte, und zwar eilig, den ganzen Tag bei drückender Hitze über eine von Ughrud begrenzte Ebene dahin. Rasch mußte man vorwärts zu kommen suchen; denn Aufenthalt oder ein Unfall an den Schläuchen konnte den Tod zur Folge haben. Um 4 Uhr lagerte man am Anfange der Sandebene Zeráat-es-sbeit (Samen des Sbeit). Sbeit ist eine 1½ bis 2 m hohe Graminee,

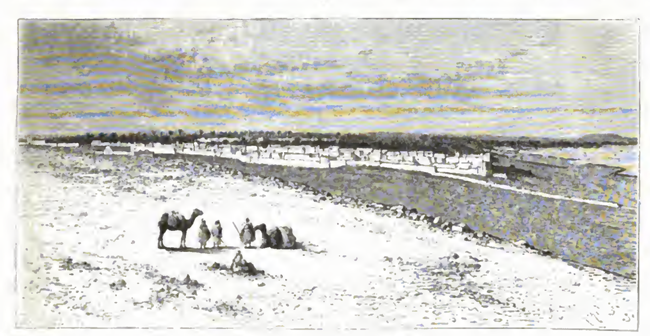


Ez-Zemul-el-Akbar. (Nach einer Photographie.)

die dem Hafer zum Verwechseln ähnlich sieht und in gedrängten Büscheln zwischen den Dünen und an allen sandigen und feuchten Stellen wächst. Ein Hase (Lepus isabellinus), welchen Rabah unterwegs erlegt hatte, bildete die Mahlzeit.

Am folgenden Tage war die Marschrichtung O.-S.-O. über eine wellige, mit viel Sbeit bedeckte Sandebene. Ein Rudel von etwa zehn Stück Antilope Oryx zeigte sich, doch gelang es nicht, sie zum Schusse zu bekommen. Ueberall sah man Stücke von Straußeneiern liegen und zahlreich kam hier der Fenek (Fenecus Brucei) vor, ein graciöses kleines Thier mit großen Ohren, das fast die Gestalt eines Fuchses zeigt. Um 8 Uhr frühstückte man an der Oertlichkeit Ez-Zeiba, wo ein auf der Jagd verdursteter Bruder Rabah's begraben lag. Er war bei glühender Hitze, während die anderen Schâamba unbeweglich in Sandlöchern still lagen, einem Trupp Gazellen gefolgt und nicht zurückgekehrt. Erst am Abend des dritten Tages fanden sie seinen ausgetrockneten Leichnam; derselbe war so steif, daß man ihn wie einen Stock in den Sand stecken, und so leicht, daß man ihn wie einen leeren Schlauch tragen konnte.

Am 8. Februar wurde der Weg schwieriger und alle Augenblicke waren hohe „Adern" zu übersteigen oder zu umgehen. Dann aber betrat man die Gegend Ez-Zemul-el-akbar (d. h. die größten Dünen); die parallelen Ughrud-Ketten hörten auf und es begann ein wirres Durcheinander von Sandbergen, die an 500 m im Durchschnitt über den seltenen Thalgründen aufstiegen. So weit das Auge reichte, sah es nichts als auf- und abwogende Sandmassen, die den Wellen eines wild bewegten Meeres glichen. Hat man in endlosem Zickzackwege den Gipfel solchen Berges erreicht, so blickt man zuweilen in einen tiefen Schlund mit so gerundeten und glatten Rändern, wie ein riesiger Trichter; das Auge erschrickt vor der Tiefe des Abgrundes und selbst die Kameele weichen manchmal mit ängstlichem Gebrülle zurück. Dennoch sind diese Sandmassen von ganz junger Bildung. Rabah behauptete, daß sein Großvater in seiner Jugend die Reise von Uargla nach Ghadames mit leicht beladenen Kameelen in acht Tagen gemacht hat. Damals dehnte sich dort eine unebene Sandfläche aus, wo sich hier und da Brunnen und eine holzige Vegetation fand. Sein Vater hatte die



Ansicht von Ghadames. (Nach einer Photographie.)

Dünen noch im Zustande der Siuf gesehen: „Und jetzt, Kaffr, hebe den Kopf und schau hin; Dein Käppchen wird Dir eher zwischen die Schultern fallen, ehe Du ihre Spitze erblickst." Der Auf- und Abstieg auf diesen beweglichen Sandwegen ist entsetzlich ermüdend; die Karawanen schlagen stets einen nördlichern Weg ein, und nur einige kühne Jäger benutzen ihn noch. Wer ihn in der heißen Zeit in praller Sonne betreten wollte, ginge seinem sichern Tode entgegen. Kein Wunder darum, daß die einzigen Spuren, welche man antraf, die von Kameelen waren, mit welchen Rabah vor neun Monaten die Reise nach Ghadames gemacht hatte. Am Brunnen Hasi Botthin hatten sich Rabah und sein Sohn zum ersten und letzten Male die Hände gewaschen und zwar auf folgende seltsame Art: sie gossen etwa $^1/_2$ Liter Wasser in einen kleinen eisernen Eimer, tauchten vorsichtig ihre, mit den Spitzen zusammengehaltenen Finger hinein und ließen sie dann so trocknen. Largeau, der sich gleichfalls seit drei Tagen nicht gewaschen hatte, benutzte am 9. Februar die Gelegenheit, als die Schaâmba ihm den Rücken gewendet, um hinter einem Strauche verstohlen seinem Gesichte und seinen Händen die Wohlthat einer Waschung zukommen zu lassen. Es offen zu thun, dazu scheute er sich vor seinem Führer, der diese Verschwendung gewiß nicht gebilligt hätte.

Am 10. Februar prophezeite Rabah Regen, was Largeau benutzte, um im Marschiren Samenkörner von Acacia gummifera, mit denen er sich in Biskra versehen hatte, auszustreuen, in der Hoffnung, daß sie aufgehen und sich vermehren würden. Unterwegs schoß Rabah eine Gazelle; kaum rollte das Thier in den Sand, als sich der Schütze darauf stürzte, ihm den Kopf gegen Osten drehte und unter Anrufung Allah's den Hals durchschnitt. Dann zog er ihm das Fell ab, holte ihm ein halbausgetragenes Junges aus dem Leibe, leerte Magen und Eingeweide aus, ohne sie zu waschen, wickelte letztere um das Junge, machte daraus ein großes Bündel und schnürte es in einen ledernen Sack. Dann wurde die Gazelle in das Fell eingeschlagen, dasselbe mit den Füßen an einem Kameelsattel befestigt und weiter marschirt. Abends zeigten sich dann Rabah und sein Sohn wieder in ihrer abstoßenden Unreinlichkeit: das oben beschrie-

bene Bündel, aus dem Jungen, dem Magen und den Eingeweiden bestehend, wurde sofort in ein, mit Kohlen und heißer Asche ausgefuttertes Loch gesteckt, so gebraten und trotz dem ekelerregenden Geruche, den es verbreitete, verschlungen. Zwei Tage vorher hatte der Sohn seinen schmierigen Rock über dem Lagerfeuer, auf welchem der Kochtopf brodelte, ausgeschüttelt, um sich des Ungeziefers zu entledigen, und konnte nicht begreifen, daß Largeau's Diener Ali darüber unwillig geworden war.

Der nächste Tag (11. Februar) brachte erwünschte Abwechselung. Nach Mittag war eine Hitze zum Ersticken, und das Thermometer zeigte um 1 Uhr 25 Minuten 52° C. Etwa anderthalb Stunden später jagte der Südost schwarze Wolken herauf; plötzlich ein Blitz und fürchterlicher Donner. Um 2 Uhr 50 Minuten sprang der Wind rasch nach S.-W. herum und führte das Gewitter herauf, welches sich wie ein Wolkenbruch auf die Reisenden ergoß. Zehn Minuten später herrschte vollkommene Ruhe, dann wieder Südost. Um 3 Uhr 45 Minuten wieder Südwest und ein zweites, ebenso kurzes, aber noch schlimmeres Unwetter, so daß sich die zitternden und brüllenden Kameele nicht von der Stelle rühren wollten; selbst die Menschen mußten sich mit aller Kraft an Gestrüpp, das in der Nähe war, festhalten. Bis 4½ Uhr war es dann wieder still; der Wind wurde dauernd Südwest und der Regen hielt an, so daß man in dem kleinen Thale El-Hajadh (so heißt eine, von den Kameelen



Der Kaimakam und die Dschemâa von Ghadames.

gern gefressene, saftreiche Pflanze, Cornulaca monacantha) lagerte.

Zitternd erhoben sich die Leute am nächsten Morgen von ihrem naßkalten Lager. Die Dünen hatten eine dunkelgelbe, von schwarzen Adern durchzogene Färbung angenommen; das Aussehen der Landschaft war entschieden ein trauriges, und noch immer strömte der Regen herab. Trotzdem aber riß der Sturm Sandkörner in Massen los und schleuderte sie den Marschirenden ins Gesicht und an die Beine, wo sie wie Nadelspitzen wirkten. Gegen Mittag änderte sich das Aussehen der Dünen; Largeau hatte zuerst große isolirte Dünen gesehen, dann solche in parallelen Ketten, dann ein Chaos von Sandbergen aller möglichen Gestalten, weiterhin mächtige viereckige Ughrud, welche an der Basis zusammenstießen, und nun waren es längliche Massen von 1200 bis 1500 m Länge, Berge mit abgerundeten Gipfeln, deren Höhe zwischen 500 und 800(?) m wechselte. Am Nachmittage nahm die Wuth des Sturmes zu, so daß schließlich die Kameele den Dienst verweigerten, und man um 3 Uhr schon ein elendes Lager bezog. Kaum, daß das Wetter etwas Feuer anzumachen und einen Kuskussu halb gar zu kochen gestattete.

Gegen 9 Uhr des folgenden Tages hörte der Regen endlich auf, der Wind ging nach Nordost herum und der Himmel klärte sich auf. Aber erst um 2 Uhr schien die Sonne mit voller Kraft herab, trocknete die durchnäßten Kleider und erwärmte die zitternden Glieder der Wanderer. Nach einem starken Marsche lagerte man an der Stelle Zemul el Ghardaja („Dünen von Ghardaja"), so genannt, weil die Dünen dort denen von Ghardaja, einer Stadt der Beni-Mzab, ähnlich sehen sollen. Mit einer zweiten Tasse Kaffee und einem Glase Pfeffermünz wurde hier Rabah's Ankün-

bigung gefeiert, daß man am zweitnächsten Tage Ghadames erreichen werde.

Am 14. Mittags wurden die Dünen lichter, weniger hoch und anders gestaltet; es waren Rechtecke von 1000 bis 1500 m Länge, gegen Nord und West senkrecht abfallend, sanft geneigt nach Süden und Osten, wo sie sich in langen „Adern" fortsetzten: ein Beweis, daß man sich den Sandsteinebenen näherte, wo der, die Zemul-el-akbar vergrößernde Sand seinen Ursprung hat. Nach und nach wurden die Thäler zwischen den Dünen breiter und ebener; gegen Abend waren es schon keine Ughrud mehr, zwischen denen man hinzog, und am nächsten Tage nach dem Frühstück erblickte man in der Ferne endlich die heißersehnten Palmen von Ghadames. Bald darauf betrat man die Hamada, welche mit mächtigen Blöcken eisenhaltigen Sandsteins bedeckt ist, zwischen welchen tiefere Stellen liegen, wo der helle Sandstein oder Molasse im Zustande der Verwitterung zu Tage tritt. Dann erreichte man die Sebchat el-Malah, den „Salzsumpf" vor Ghadames, der nicht immer passirbar ist. Nach Regengüssen wird er gefährlich; wenige Tage vor Largeau's Ankunft war ein Hirt mit 70 Ziegen darin versunken. Glücklich wurde er passirt und das Thor der Stadt Ghadames lag vor dem Reisenden, der von dem türkischen Kaimakam Si Mohammed bu Aïscha und dem Gemeinderathe, den der vorangeeilte Nabah benachrichtigt hatte, empfangen und gastlich aufgenommen wurde.

Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier.

Mittheilung aus dem Museum Godeffroy in Hamburg. Von **J. E. D. Schmeltz.**

III.

Bericht von F. Hübner. Mioko, November 1877.

Ist Jemand von der Häuptlingsfamilie krank, so wird gewöhnlich ein „Duck-Duck" veranstaltet, da eben nur diese reich genug ist die Kosten dieser Ceremonie bezahlen zu können. Diese Festlichkeit dauert ungefähr eine Woche und die Eingeborenen sagen, daß, wenn der Kranke den Duck-Duck sieht, er entweder besser wird oder schnell stirbt. Bei dieser Festlichkeit oder religiösen Ceremonie wird an einem der Tambu-(Tabu-)Plätze, die von Weibern und Kindern bei Todesstrafe nicht betreten werden dürfen, einer oder mehrere Männer ganz in Laub eingehüllt, so daß nur die Beine hervorragen; auf den Kopf wird dann die Duck-Duck-Maske gestülpt, die gewöhnlich vom Bast des Faubaumes angefertigt wird. In dieser Kleidung nun durchläuft der Träger die Insel, Jeden anbettelnd, auch die Weißen müssen dann Tabak oder Muschelgeld bezahlen. Weiber und Kinder müssen sich, da sie bei schwerer Strafe den „Duck-Duck" nicht sehen dürfen, um diese Zeit verbergen; überhaupt wird ihnen nicht gesagt, daß ein Mann von der eigenen Insel darin steckt, sondern „Turangan", einer ihrer Götter. Gewöhnlich gehen die zum Duck-Duck Eingekleideten per Canoe erst nach einer andern Insel und kommen von dort zurück, präsentiren sich also zuerst auf dem Wasser. Verliert der Mann im Duck-Duck seine Maske vom Kopf, oder fällt er so hin, daß die Spitze derselben die Erde berührt, so wird er getödtet. Ich wurde von einem Häuptling zum Einkleiden des Duck-Duck geführt, von Eingeborenen „das Sehen des Tambu" genannt. Das Laub, in das der Mann gehüllt wird, ist zu lauter einzelnen Kränzen verflochten, der unterste Kranz wird an zwei Schnüren, die von den Schultern herunterreichen, befestigt, er befindet sich direkt über der Hüfte. Es werden dann mehr und mehr solcher Kränze über den Kopf geschoben, die an dem untersten ihren Stützpunkt haben, bis der Mann bis über den Hals in Laub eingehüllt ist, und nun wird ihm der Duck-Duck-Hut auf den Kopf gesetzt.

Während dieser Feierlichkeit führen die Anwesenden Scheinkämpfe auf, schreien und toben; die jungen Leute laufen auf einzelne der älteren zu, gewöhnlich einen dreimaligen Anlauf nehmend, schließlich stellen sie sich dem ältern Mann mit dem Rücken zugekehrt hin und erhalten von ihm einen derben Schlag auf denselben, hierauf ruft der Geschlagene „Boro!" (d. i. Schwein) und läuft weg. Es hängt dies wohl damit zusammen, daß die Tambuleute kein Schweinefleisch essen dürfen. Ueber den Zusammenhang des Tabu mit der Duck-Duck-Feierlichkeit konnte ich nichts erfahren, da die Leute, die nicht Tambu sind, nichts wissen, und die anderen (die Tambuleute) nicht darüber sprechen. Will Jemand Tambu werden, so hat er einige Monate lang in sitzender Stellung in einem Hause des ersten Tambuplatzes zuzubringen; er darf in dieser Zeit nicht sprechen und kein Weib darf ihn sehen, er wird aber während dessen gut gefüttert und daher natürlich sehr fett. Ist diese Zeit abgelaufen, so vollführt er einen Tanz, die Weiber können ihn dann sehen und er ist „Tambu"! Nun darf er kein Schweinefleisch, auch einzelne Seethiere nicht mehr essen, indem er sonst, wie allgemein geglaubt wird, sterben würde [1].

Wir sehen daß der Bericht Hübner's in vielen Punkten von dem Kleinschmidt's abweicht, so zum Beispiel mit Bezug darauf, daß Hübner behauptet, diese Ceremonie werde nur aufgeführt, sobald ein Mitglied einer Häuptlingsfamilie erkrankt, mit Rücksicht auf die Zeitdauer, die Hübner nur auf die einer Woche beschränkt, angiebt, und ferner mit Rücksicht darauf, daß Hübner behauptet Weiber und Kinder müssen sich während der Dauer der Ceremonie verborgen halten; jedoch sind dies vielleicht nur anscheinende Abweichungen und wird sich durch fernere Berichte gewiß die nöthige Uebereinstimmung zwischen dem bis jetzt Vorliegenden herbeiführen lassen. Es haben derartige Verschiedenheiten in Berichten verschiedener Beobachter ja einen sehr natürlichen Grund in der Schwierigkeit, die der Fremde stets bei den Naturvölkern empfindet so bald er in ihre innersten mythologischen und psychologischen Geheimnisse einzudringen versucht. Dies hebt ja auch Bastian in seinem Buch treffend hervor, und dennoch scheint sich der Naturforscher immer noch in günstigerer Lage mit Rücksicht auf einen Erfolg in derartigen Forschungen zu befinden als die unter solchen Völkern lebenden Missionäre. Vor ihnen, die, wie

[1] Siehe Schmeltz und Krause: Op. cit. S. 17, Taf. III, Fig. 1.

Kleinschmidt in einer nebensächlichen Notiz bemerkt, behufs Förderung ihrer Religionslehre, die heidnischen Sitten und Gebräuche öffentlich bloßstellen und als Narrheit erklären, werden solche Gebräuche und Sitten aufs Aeußerste verheimlicht.

Verschwiegenheit, sagt Kleinschmidt, stellt der Eingeborene als erste Bedingung dem weißen Mann gegenüber, der es wünscht über geheiligte Sachen und Gebräuche Näheres zu sehen und zu erfahren; er muß sich durch längeres striktes, ehrliches Verhalten sein ganzes Vertrauen erworben haben, was bei den Missionären aus dem angegebenen Grunde nicht der Fall sein kann. So hatte Kleinschmidt von Seiten der Eingeborenen von „Ruluanu" auf Neu-Britannien das Versprechen erhalten, ihn zu einer dem Duk-Duk ähnlichen Ceremonie, „Long-Long" genannt, einzuladen und ihm alles zu zeigen und zu erklären, nicht aber dem Missionslehrer, weil der — plaudern könnte und auf diese Weise die Weiber von geheiligten Dingen, die nur eine Sache der Männer seien, und der sie strengstens fern bleiben sollen etwas erfahren würden. Und nur so ist es auch möglich, daß dieser Missionslehrer, der einer der intelligentesten und der Sprache der Eingeborenen am mächtigsten ist, trotzdem er schon eine längere Zeit an Ort und Stelle lebt noch heute völlig im Dunkel über Zweck und Wesen dieser Ceremonie sich befindet. Auch hier läßt sich deutlich eine Uebereinstimmung und die Richtigkeit des von Bastian mit Bezug auf die Missionäre Gesagten erkennen, wie auch hier in den Kleinschmidt'schen Mittheilungen ein neuer Beleg für die, von Bastian hervorgehobene Thatsache enthalten ist, daß die religiösen Ideen der Naturvölker stets durch eine beschränkte Anzahl Eingeweihter oder Auserwählter bewahrt und durch mündliche Ueberlieferungen weiter vererbt werden.

In einer andern gelegentlichen Note zu seinem diesmaligen Bericht sagt Kleinschmidt, daß auf einem Duk-Duk-Platze bei „Ruluanu" auf Neu-Britannien nach dem Bericht eines Missionslehrers ein hölzerner Götze aufbewahrt werde, den nie die Frauen, sondern nur die Männer gegen Erlegung von Devaro sehen dürfen. Die darnach befragten Eingeborenen gaben indeß vor, ganz und gar nichts Näheres darüber zu wissen. Auch hier muß Weiteres der Zukunft überlassen bleiben ebenso wie darüber, aus welchem Grunde Kleinschmidt in seinem diesmaligen Bericht des Vorganges nicht erwähnt, über welchen er am 27. März 1880 von Mioko schreibt[1]):

„Heute hat der Duk-Duk oder Religionsmann auf Pal Pal, dem andern Ende der Insel Mioko, Schädel aufgenommen und in Körben in die Hütten der Familien der Verstorbenen, behufs Aufbewahrung derselben placirt wie dies hier Sitte ist!"

Es würde ja hiernach die Duk-Duk-Ceremonie auch zweifellos mit dem Ahnenkultus (Schädelkultus) in Verbindung stehen und diese Sitte scheint im Neu-Britannia-Archipel ja in ganz bedeutendem Maße verbreitet zu sein. Wir treffen Schädelmasken, hergerichtet, indem man den Vordertheil des Oberschädels mit dem Unterkiefer verband, auf der Vorderseite dann die Fleischtheile aus Kittmasse und ebenso die bei jenen Eingeborenen übliche Bemalung des Gesichtes wieder nachahmte. Auf der Rückseite ist stets in der Nähe der Gelenkköpfe des Unterkiefers eine Querstange befestigt, an welcher sich des Oeftern deutliche Eindrücke von Zähnen befinden, ein Beweis also, daß diese Masken wahrscheinlich bei Tänzen im Munde gehalten werden. Außer diesen kommen indeß auch solche, ihnen äußerlich freilich ähnliche Objekte vor bei denen stets die Querstange fehlt, die Augenlöcher geschlossen und die Augen nachgebildet sind, außerdem ist der Mund hier in manchen Fällen weit geöffnet, eine Nachbildung der Zunge zeigend. Der Gesammteindruck dieser Dinge ist überhaupt ein derartiger, daß man sich unwillkürlich gemüssigt sieht die Frage aufzuwerfen, ob hier nicht der Versuch gemacht sei, die Züge eines verstorbenen Helden des Stammes oder eines Verwandten auf Theilen seines Schädels zu fixiren; sich also zu bleibender Erinnerung ähnlich wie bei uns durch Bilder unserer verstorbenen berühmten Männer, unserer Verwandten und Freunde, das Bild desselben zu bewahren. Diese Vermuthung erhielt schon früher eine bedeutende Stütze durch das Vorkommen von, wenn auch in roher Art und Weise bemalten Schädeln; bestätigt wurde sie indeß durch zwei, neuerdings von Kleinschmidt eingesandte Schädel, an denen die Fleischtheile durch eine Kittmasse und die Augen durch Deckel einer Turkenbundschnecke, Turbo petholatus dargestellt, und die außerdem in der üblichen Weise bemalt sind. Einer dieselben begleitenden Notiz Kleinschmidt's zufolge ist es „auf Neu-Britannien Sitte, die Schädel Verstorbener, nachdem alles Fleisch verfault, wieder auszugraben, sie zu reinigen, in solcher Weise zu restauriren und sie dann in der Familie aufzubewahren". Der Schädeldienst dürfte also auch hier endgültig nachgewiesen sein. Ferner ist der Schädelkultus neuerer Zeit auch von den Neu-Hebriden[1]) nachgewiesen und erübrigte es noch, denselben auch von den wichtigeren Inselgruppen Melanesiens, den Viti- und Salomo-Inseln ꝛc. nachzuweisen[2]). Von großem Interesse ist es nun, daß dem Museum Godeffroy vor Kurzem ein durch Rauch gebräunter, augenscheinlich deformirter Schädel von der Insel „Ysabel" der „Salomo-Gruppe" zugegangen ist, über den ein Herr, der das deutsche Kriegsschiff „Ariadne" auf seiner Fahrt durch den Stillen Ocean begleitete, folgendes an das Museum schreibt:

„Mir wurde beim Besuch der Insel „Sava" in der Salomo-Gruppe im December 1878 das Nachstehende über derart geräucherte Schädel von unserm eingeborenen Lootsen mitgetheilt:

Besonders hervorragende Männer, welche sich durch Kriegführung ꝛc. Macht und Ansehen erworben haben, genießen auch noch nach ihrem Tode besondere Verehrung, und zwar deshalb, weil man glaubt, daß der Geist des Verstorbenen auf den Verehrer übergehe und ihn zu gleichen Thaten fähig mache.

Nachdem die Leiche ungefähr ein halbes Jahr in der Erde geruht, wird die Grube geöffnet und der Schädel aus derselben entnommen. Eine Reihe verschiedener Proceduren werden dann mit demselben vorgenommen, besonders ein lang andauerndes Räuchern, und nachdem dies für genügend gehalten, wird der so präparirte Schädel zum Zweck des Kultus in den öffentlichen Tempeln aufgestellt."

Auf den Viti Inseln scheint nach Allem, was über dieselben bekannt geworden, der Schädelkult nicht geübt zu werden[3]), trotzdem sich hier nach Krause's Untersuchungen der papuanische (melanesische) Typus am reinsten im Schädel erhalten hat[4]). Andererseits findet sich der Schädelkult bei polynesischen Eingeborenen wieder, bei denen Krause am

[1]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 433.

[1]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 121.

[2]) Auch aus dem Sta Cruz- oder Königin-Charlotte-Archipel liegen in Comm. Goodenough's Berichten Beweise für das Vorhandensein des Schädelkults vor.

[3]) Schmeltz und Krause Op. cit. S. 549 und 575.

[4]) Dr. Krause findet die Erklärung dafür darin, daß die Vitier in Folge ihres regen, Jahrhunderte andauernden Verkehrs mit Polynesiern (den Tonganern) so viel von polynesischen Sitten und Gebräuchen angenommen haben, daß ein Theil ihrer ursprünglichen Sitten und ihres Charakters verwischt ist und manche Forscher dies Volk sogar zu den Polynesiern zählen.

Schädel derselben Merkmale papuanischer Mischung fand: „den Eingeborenen der Markesas- und Echiquier-Inseln und denen Neuseelands“. Wir sehen einerseits also auch hier, wo wir jetzt die Institution des Schädelkults auf allen melanesischen Inseln kennen gelernt haben, einen Beweis für einen sich durch die ganze melanesische Race hinziehenden Ideengang, wie ihn Bastian in so schöner Weise für die Polynesier nachgewiesen hat. Und andererseits sehen wir wiederum, daß Merkmale melanesischer Mischung an Schädeln von polynesischen Völkern auch durch das Auftreten einzelner melanesischer Gebräuche unter ihnen begleitet werden.

In der Sitzung vom 10. December 1880 der Berliner ethnologischen Gesellschaft wurden von Prof. Rudolf Virchow zwei Schädelmasken aus Neu-Britannien, die dem ethnologischen Museum neuerdings zugegangen waren, eingehend besprochen [1]) und auch unsere Ansicht erwähnt, daß der Gebrauch solcher Masken mit dem Ahnenkult zusammenhänge. „Jedoch fehle noch ein wichtiges Zwischenglied, nämlich der Beweis, daß derartige Dinge oder mindestens Schädel von den Verwandten selbst in solcher Weise präparirt würden“; dieser Beweis scheint ja nun durch die neuesten Kleinschmidt'schen Beobachtungen erbracht. Was indeß jene beiden am angegebenen Orte besprochenen Schädelmasken anlangt, so weicht die eine außerordentlich von allen uns bekannten ab und an beiden finden sich auffallender Weise die Merkmale der Charaktere der beiden oben besprochenen Maskenformen gleichzeitig neben einander. Es erscheint uns indeß zweifelhaft, daß jene beiden Stücke bei Tänzen benutzt worden seien, um so mehr als ja die geschlossenen Augenhöhlen und die Bildung des Mundes schon dagegen sprechen. Wir sind daher weit eher geneigt auch diese beiden Masken für eine Art von Portrait zu erklären und die Querstange, die zum Festhalten der Masken mit den Zähnen bei jener gewöhnlichen Art dient, welche sich auch an beiden in Rede stehenden Stücken findet, hier auf Rechnung einer spätern Zuthat, wie solche uns öfter vorgekommen, zu setzen.

Damit schließen wir für heute unsere Mittheilungen über Religionsgebräuche melanesischer Völker; mögen auch sie tauglich sein zu dienen als ein Baustein, der in den Bau der vergleichenden Psychologie sich einfügen läßt.

[1]) Verhandlungen der Berl. Gesellsch. für Ethnologie rc. 1880, S. 404 u. ff.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

III.

Von Ober-Pornmbach zum Lacu Builea.

Die Häuser von Ober-Porumbach (rum. Porumbacu de susu) liegen zu beiden Seiten des Riu mare und bedecken den Flächenraum eines Quadratkilometers. Der Riu mare oder „große Bach“ entspringt am Nordwestabfall des Negoi, nimmt unmittelbar nach seinem Austritte aus dem Gebirge einige größere Wildbäche auf und eilt dann in einem oft 500 m breiten und mehrere Meter tiefen Thaleinschnitte in unregulirtem Bette zwischen Geröll- und Sandablagerungen nach Unter-Porumbach (Porumbacu de josu) und zum Alt. Der Charakter aller, aus dem Hochgebirge über die Diluvialebene zum Alt fließenden Wildbäche ist im Wesentlichen derselbe. In engen, tief einschneidenden Thälern stürzen die meist unmittelbar unter dem Kamm entspringenden, wasserreichen Bäche hinab zur Diluvialebene, die sie in nahezu nordsüdlicher Richtung durchschneiden und in eine Reihe kleiner, von niedrigen Steilrändern umgrenzter Plateaus verwandeln. Selten sind die Bacheinschnitte von der Breite des beträchtlichen Riu mare; nach Osten hin wächst mit der Breite der Alt-Ebene ihre Länge, während sich ihre Tiefe etwas verringert.

Wie am Riu mare Unter- und Ober-Porumbach, so korrespondiren weiter nach Osten Kerz und Klein-Kerz und dann ein unteres und oberes Arpasch, Ucia, Vistea und Szombat (rum. Sambata de josu und Sambata de susu). In dem westlichen Theile der Alt-Ebene haben wir zwischen dem Gebirgsfuße und dem Strome gewöhnlich nur zwei Dörfer, in dem breiten östlichen dagegen drei bis vier. Durch die unteren Dörfer (mit Ausnahme von Kerz) führt die Hermannstadt und Kronstadt verbindende Chaussee, während die oberen Ortschaften meist nur durch Feldwege mit einander verbunden sind; der Verkehr geht nach den unteren Dörfern gleichen Namens zur Reichsstraße. Für die Unterkunft von Reisenden ist in den unteren Dörfern schlecht, in den oberen gar nicht gesorgt.

Die Häuser von Ober-Porumbach, die Viehställe und Schuppen, die Dorfstraßen machen einen sehr primitiven Eindruck. Man vermißt Sauberkeit und Wohnlichkeit, im Fenster den freundlichen Schmuck der Blumen, am Hause das sorgfältig gepflegte Gärtchen und die schattige Laube. Die Landwirthschaft steht noch auf niedriger Stufe. Die Wirthschaftsmethode ist in allen rumänischen Dörfern der Alt-Ebene das Dreifeldersystem, welches ja selbst den meisten sächsischen Bauern noch als das non plus ultra rationeller Bodenkultur gilt. Natürlich kann innerhalb der Grenzen dieses System sowohl sorgfältig und gut, als nachlässig und schlecht gewirthschaftet werden. In Ober-Porumbach scheint man von dem Werthe des Düngers noch eine sehr ungenügende Vorstellung zu haben; wenigstens war er vielfach so abgelagert, als sei er für die Abfuhr durch Regenwasser und den Riu mare bestimmt. Wer freilich gesehen hat, daß man in rumänischen Ortschaften Wasserrisse, die dem Verkehr hinderlich zu werden drohen, mit Mist ausfüllt, den kann die Gedankenlosigkeit der Ober-Porumbacher Bauern nicht verwundern.

Die Felder der einzelnen Ortschaften sind in drei große Schläge getheilt, die der Reihe nach als Winterschlag, Sommerschlag und Brache benutzt werden. Gebaut wird Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Flachs, Hanf und Mais oder „Kukurutz“. Der Mais, dessen Anbau in den Kornfeldern noch 1686 vom Landtage bei sechs Gulden Strafe verboten wurde, wird heute in ganz Siebenbürgen mit Ausnahme der kältern Hochebene des Szeklerlandes mehr oder

weniger kultivirt. Er ist die eigentliche Brotfrucht der Rumänen, die aus dem in Wasser gekochten Mehl eine Art Polenta bereiten, welche von ihnen Mamaliga, von den Sachsen Paluckes genannt wird. Mit Milch, Käse, Zwiebeln und Knoblauch genossen, bilden die aus Maismehl bereiteten Klöße oder teigartigen Kuchen den Hauptbestandtheil aller Mahlzeiten, das eigentliche Nationalgericht der rumänischen Bevölkerung.

Das Klima Siebenbürgens mit seiner hohen Sommertemperatur und seinen reichlichen Niederschlägen im Juni ist für die Maiskultur sehr günstig. Heiße Sommer und strenge Winter mit einer Kälte bis zu — 34° C., eine große Amplitude der täglichen Wärmeschwankung charakterisiren das Kontinentalklima des bergumgrenzten Hochlandes. Die Alt-Ebene steht im Ganzen etwas niedriger, als die Cibins-Ebene bei Hermannstadt, welche nach 20jährigem Durchschnitte für die Monate Januar, Februar, März und April Temperaturen von — 3,76, — 0,97, + 3,36 und + 8,8° C. aufweist. Derartige Durchschnittszahlen geben natürlich nur eine sehr unvollkommene Vorstellung von den jährlichen Schwankungen. Oft stellt sich bereits im Februar ein kurzer Vorfrühling ein, und bringt die Blüthen der ersten Frühlingsblumen zur Entfaltung, und ebenso oft holt der April mit Schnee und Eis die Versäumnisse des Winters nach. Verderblicher noch als die Strenge schneearmer Winter werden die Rückfälle in der Temperatur und die Spätfröste des Frühlings für die Saaten. Der Mais, welcher erst bei einer Bodentemperatur von 8 bis 9° C. keimt, wird verhältnißmäßig spät dem Schoß der Erde anvertraut, gedeiht aber bei den reichlichen Niederschlägen und der zunehmenden Wärme schnell. Bis Ende Juni wird das junge Maisfeld zur Säuberung von Unkraut zwei Mal gehackt, in der ersten Hälfte des Juli steht es in Blüthe. Bei einer Durchschnittstemperatur von 19° C. (Juli und August) gelangt die junge Frucht zur Reife in der zweiten Hälfte des September, dessen sonnig heitere Tage ein prächtiges Erntewetter gewähren, während der Weizen bei den häufigen Sommerregen der Gefahr auf dem Felde „auszuwachsen“ so oft ausgesetzt ist, wie im deutschen Vaterlande. Zuweilen verschiebt sich die Maisernte bis in die ersten Tage des Oktober, 1870 fiel sie fast durchweg aus, da der Juni seine Schuldigkeit absolut nicht gethan hatte. Von Kleebau sah ich auf der Alt-Ebene keine Spur, glaube aber getrost versichern zu können, daß er mit gutem Erfolge betrieben werden könnte. Das sächsische Dorf Neustadt im Burzenlande, das durch den Mangel an großem Weideareal zu einer intensivern Wirthschaft gezwungen wurde, baut den Klee mit dem besten Erfolge. Die Ober-Porumbacher und viele ihrer Nachbaren könnten Weideareal entbehren und trotzdem ihren Viehstand besser ernähren und von ihren Feldern bei reichlicherer Düngung höhere Erträge erzielen, als sie es heute thun [1]).

Die gemeinsame Feldordnung hält die beiden verfeindeten Hälften Ober-Porumbachs zusammen. Wüßten die Bewohner mit einer Separation ihrer Felder fertig zu werden, so würden sich — nach der Versicherung meines Wirthes — zu beiden Seiten des Riu mare zwei gesonderte Gemeinden konstituiren. Weder die Cis- noch die Trans-Ober-Porumbacher wollen ihren Kindern den täglichen Schulweg über den Bach zumuthen, der allerdings mitunter seine Schwierigkeiten haben mag. Anstatt auf gemeinsame Kosten eine Brücke zu bauen, haben sie schließlich hüben wie drüben eine Schule errichtet. Ob das Bildungsinstitut auf dem rechten Ufer des Riu mare der romantisch am Bache gelegenen Erziehungsstätte, in der ich ein Unterkommen fand, ebenbürtig sei, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls kann ich versichern, daß das Vorhandensein zweier Schulen in Ober-Porumbach nicht auf Rechnung der neuerdings so rühmenswerthen Fürsorge der Rumänen für ihre Volksschulen zu setzen ist.

Von leichten, goldigen Wolkenschleiern umspielt, grüßten mich die ragenden Höhen, als ich mich am Morgen von dem harten Lager auf den Schulbänken erhob. Die zart gewobenen Nebelschleier über dem Bache „zerrannen in Glanz und Licht“; die rauschenden Fluthen lockten mich hinaus, um Brust und Antlitz zu waschen. Zu meinem Erstaunen gewahrte ich in der Thür des Hauses ein schlankes, deutsches Mädchen, das ärmlich gekleidet, mit einem schwermüthigen Zuge im jugendlichen Gesicht hinausblickte in die vom Morgenglanze verschönte Natur. Das arme Ding mochte sich bei dem für ein Schulhaus wenig passenden Familienleben, in das ich bald einen Einblick gewinnen sollte, nicht gerade glücklich fühlen. Seine Mutter, die kinderreiche Wittwe eines deutschen Officiers, war in schon gereiften Jahren die Genossin des rumänischen Lehrers und Schnapswirthes, eines starkknochigen Mannes mit rohen Gesichtszügen, geworden. Um 6 Uhr forderte die Dame des Hauses meinen jungen Begleiter und mich auf, in ihrem Wohnzimmer ein Frühstück einzunehmen. Während der Herr Präceptor über die mangelhafte Bildung der „dummen Bauern“ in gebrochenem Deutsch klagte und uns Pferd und Knecht für die Weiterreise anpries, ließen wir uns den vortrefflichen Kaffee schmecken. Wir waren mit der doamna — sie schien es im strengsten Sinne zu sein — über den Lohn für Mann und Roß schnell einig, ergänzten unsere Vorräthe durch Wein und Cigarren und brachen unter Führung des viel gepriesenen Giorgiu zu neuer Bergfahrt auf.

Wir überschritten den Bach, erreichten bald den Rand des Diluvialplateaus und wanderten über dasselbe in nordöstlicher Richtung nach Serata. Wenn das Gebirge sich uns nicht in der Ausdehnung wie in Girelsau präsentirte, so erschien es dafür um so höher und mächtiger. Der Höhenunterschied zwischen der Fogarascher Kette und der ihr vorgelagerten Alt-Ebene ist noch um ein wenig größer, als derjenige zwischen der Hohen Tatra, ihrem bekannteren und öfter besuchten Gegenstücke in der Karpathenwelt und dem breiten Hochthal mit den Quellen von Waag und Pograd. Zwischen Ober-Porumbach und dem Negoi beträgt der Höhenunterschied 2066 m (2536 bis 470), zwischen der Gerlsdorfer Spitze und Gerlsdorf nur 1872 m (2663 bis 791). Wenn die letztere trotzdem höher erscheint, so ist dies durch ihre Lage bedingt. Sie erhebt sich wie die meisten der Tatra-Gipfel ersten Ranges nicht im Kamme, sondern

[1]) Nach der Zählung von 1870 kamen auf die Quadratmeile:

	Pferde	Rindvieh	Büffel	Schafe	Ziegen	Schweine
Im Fogarascher Distrikt . . .	218	1176	170	1960	105	587
In Siebenbürgen	197	910	61	1928	200	525
In Deutschland	340	1506	—	2528	234	725

Die Ziffern für den Fogarascher Distrikt kommen dem mittleren Durchschnitt für Siebenbürgen, der zwischen großen Extremen liegt, ziemlich nahe. Ein specielleres Eingehen auf diese Verhältnisse ist hier unthunlich. Das heutige Fogarascher Komitat umfaßt den frühern Distrikt und ein Stück im Südwesten des Burzenlandes. Die Ziffern sind wahrscheinlich hier und da zu niedrig.

auf einem der sich schnell in das Hochthal absenkenden Ausläufer. Die Negoispitze liegt über dem Horizonte von Ober-Porumbach 7° 39′, die Gerlsdorfer über dem des gleichnamigen Dorfes 11° 44′.

Von Serata, wo in einem Bacheinschnitte unter der Diluvialdecke weiche, hellblaue Thonschiefer anstanden, wanderten wir durch kahle, von mehreren kleinen Bachrinnen gefurchte, Brachfelder nach Klein-Kerz (Chertüşiora), das in seinem ganzen Habitus lebhaft an Ober-Porumbach erinnerte. Obwohl die Sonne heiß herniederbrannte und wir nur einmal in dem spärlichen Schatten eines einsam stehenden, wilden Birnbaums etwas gerastet hatten, setzten wir unsern Weg sogleich fort und schritten nach Süden durch schöne Maisfelder auf das Gebirge zu, welches sich immer großartiger vor uns aufthat. Der rauschende Laitabach, in dessen wildes Hochthal, die Strunga Dracului, ich vom Gipfel des Negoi herabgeblickt hatte, hemmte unsere Schritte. Giorgin ritt auf dem Braunen durch das Wasser und schickte das willige Thier dann zweimal zurück, um auch meinen jungen Gefährten und mich trockenen Fußes auf das rechte Bachufer zu bringen. Bald wanderten wir den Wellen des Kerzer Baches entgegen, zwischen die Gebirgsausläufer hinein. Herrlicher Buchenwald schmückte die Lehnen, schlanke Erlen und unter ihnen breitblättriger Huflattich umsäumten den schäumenden Wildbach. Die üppige Vegetation der nähern Umgebung, die ragenden Höhen im Hintergrunde waren so schön, daß wir uns, um das prächtige Landschaftsbild in Muße zu genießen, auf einem Rasenplatze im Schatten einer Buche ausstreckten und erst durch heranziehende Regenschauer zum Aufbruche nach der nahen Glashütte bewogen wurden. In der kleinen Schenke, der Glashütte, die 640 m hoch einsam zwischen den hier bereits 900 m überragenden Buchenlehnen liegt, rasteten wir während eines kräftigen Regengusses und stiegen dann, obwohl der Himmel noch wenig vertrauenerweckend aussah, am Buteanu-Ausläufer in die Höhe. Wir mochten 1100 m Meereshöhe erreicht haben, als ein kräftiges Donnerwetter losbrach. Anfangs machten wir unter dem Laubdach mittelhoher Buchen Halt, als auch dieses keinen Schutz mehr gewährte, stiegen wir auf schlüpfrigem Pfade — wenn man von einem solchen sprechen darf — mühsam weiter. Der Regen ließ bald nach, und als wir der obern Grenze der Fichtenregion, die hier 1700 m hoch liegt, nahe waren, eröffnete sich ein großartiger Blick auf die schroffen Felspartien des Piscu Builea. Zwischen dem Piscu Buteanu und Piscu Dòmna fließt der Kerzer Bach aus zwei Quellarmen zusammen, die sich nach je 6 km langem Laufe zu beiden Seiten des schmalen und schroffen Piscu Builea in etwa 900 m Meereshöhe vereinigen. Der Piscu Builea ist mit dem Gebirgskamme durch eine grasbewachsene, von Wasserrunsen hier und da zerrissene Einsattelung verbunden und läuft dann als zackiger Felskamm 3 km nach Norden zwischen den beiden in der Horizontalprojektion etwas über einen Kilometer von einander entfernten Bächen hin, in die er oft über 500 m mit schroffen Wänden (durchschnittlich vom Kamme zu den Bächen noch 45°) abfällt. Von einer 1967 m hohen Felspartie senkt sich der Grat schnell und läuft aus nach weiteren 3 km als schmale, waldbewachsene Scheide bei dem Vereinigungspunkte der dicht neben einander hinfließenden Wildwasser. Bis tief in den Fichtenwald hinunter konnte man die steil nach Norden fallenden Gesteinsbänke, deren Köpfe den zackigen Kamm bilden, verfolgen. Oben zwischen den Zacken und Felsenwänden drängt sich wuchernd das Knieholz hervor. Die selbst für das kletternde Bergschaf zu große Schroffheit dieser Partien hat sie bis jetzt vor der Brandlegung der Hirten und dem verwüstenden Weidebetriebe in ursprünglicher Schönheit bewahrt. Ein Sturm, der mir den Schirm überklappte und den des jungen E. zerbrach, fegte über die Höhen, riß diesen Felsen ihre Hülle in Fetzen und deckte andere auf Augenblicke mit wallendem Wolkenschleier.

Jetzt wogten weißgraue Nebelmassen durch das Thal wie ein Riesenstrom unter dem Kamme des Piscu Builea hin, dann wieder trennten sie sich und ließen das Auge 500 m tief über schroffe Fichtenhänge hinabblicken in die gähnende Tiefe. Wie angewurzelt stand ich, mich selber vergessend, dem großartigen Schauspiel gegenüber.

Ein empfindlicher Schüttelfrost mahnte mich unangenehm zum Aufbruch. Bald hatte indessen der kundige Giorgin für gründliche Erwärmung gesorgt. Dieser gewiegte Führer, der in der Ebene über die Dummheit der Freker geschimpft und mit seiner Kenntniß geprahlt hatte, bis er auf die unangenehmen Eigenschaften des Eigenlobes hingewiesen wurde, führte uns, unsere Zweifel durch seine zur Schau getragene Zuversichtlichkeit auf kurze Zeit besiegend, längs des Abhanges in eine absolut pfadlose Wildniß, deren düsterer Charakter noch durch die Spuren eines großen Waldbrandes verstärkt wurde. Halb verkohlt ragten die dürren Stämme gespenstisch aus dem sich schroff vor uns niedersenkenden Abhange empor. Schweißtriefend und froh, daß unser Pferd nicht das Genick gebrochen hatte, kehrten wir auf den Kamm des Ausläufers zurück und fanden nach einigem Suchen die ersehnte Stina.

Ein stattlicher Graukopf mit buschigen Brauen, grauen Augen und mächtigem Schnurrbart hieß uns freundlich willkommen und schürte, damit wir unsere Kleider trocknen könnten, das in der Mitte der Hütte brennende Feuer. Der Regen rauschte bald wieder auf das Dach der Stina nieder, und der Wind pfiff zwischen den Balken der Wände hindurch, daß das Feuer flackerte. Gegen Abend drangen Sonnenstrahlen durch die Spalten in den raucherfüllten Raum. Wir traten ins Freie und wurden durch einen prächtigen Anblick überrascht. Zwar lag dicht über uns eine dichte Nebelbank, welche den ganzen Kamm des Gebirges bis zu 1700 m hinab umhüllte und sich weit nach Norden über das Land breitete, aber unter derselben lagen Berge und Thäler in glänzendem Schimmer. Ueber das zwischen Buteanu und Albota tief einschneidende Thal Arpasielu schweifte der Blick in die prächtig beleuchtete Alt-Ebene. Weißschimmernd erhoben sich die Kirchthürme inmitten ausgedehnter Häuser- und Baumgruppen, wie ein buntscheckiger Teppich lag von Silberstreifen durchzogen die Alt-Ebene mit ihren ausgedehnten Getreide-, Mais- und Brachfeldern vor dem Gebirge ausgebreitet. Noch nie hatte sich mir das siebenbürgische Binnenland in solcher Ausdehnung und Klarheit gezeigt! Alle Bacheinschnitte und Bodenschwankungen traten bei der schrägen Beleuchtung der scheidenden Sonne wirksam hervor.

Auf einigen dünn gespaltenen Scheiten, die über den nassen Boden gelegt waren, breiteten wir in einem Winkel der Stina einen Reisepelz und unsere Plaids zum Nachtlager aus. Bis zum Mittage des nächsten Tages hielten uns Regen und Nebel in der Hütte gefangen, dann wanderten wir, da Giorgin's Examen ganz ungenügend ausfiel, unter Führung eines kleinen Hirtenbuben längs des Piscu Buteanu bald auf dieser, bald auf jener Seite der hier und da aus seinem Kamme hervorragenden Felsen, bis wir an einen kleinen Teich kamen, der fast 1900 m hoch in einer niedrigen Senkung des Bergrückens liegt. Dicht hinter demselben entließen wir unsern kleinen Führer und stiegen, von Giorgin und seinem Braunen gefolgt, steil hinab in das Hochthal, dem das östliche der zum Kerzer Bache ver-

einigten Wildwasser entströmt. An dem untern Ende einer Thalstufe, die plötzlich jäh abfällt, lag zwischen Felstrümmern und stark verwüsteten Knieholzbeständen eine, einer großen Hundehütte gleichende Stina, zu der wir den sogenannten Bergführer mit dem Pferde schickten, während wir thalauf wanderten, um den 2050 m hoch gelegenen Bergsee Lacu Builea zu besuchen.

Das mit Grasflächen und Trümmerhalden bedeckte Thal steigt $1\frac{1}{2}$ km langsam empor zwischen den verrüsteten Lehnen des mächtigen Buteanu und den pittoresken, weiter oben geschilderten Felsenwänden des Piscu Builea, zu dessen Kamme man aus der Mitte der Thalsohle in einem Winkel von 38° emporblickt. Bei einem großen, aus mächtigen Blöcken bestehenden Trümmerhaufen, der sich durch den dunklen Schmuck des Knieholzes schon aus ziemlicher Entfernung auf dem Thalboden markirte, und einer aus dem Buteanu breit vorspringenden Felsnase, an der ich Gletscherschliffe fand, verweilten wir längere Zeit und stiegen dann zu einer neuen Thalstufe empor. Merkwürdig kontrastirten die breiten buckelförmigen, theilweise aus dichtem Kalkstein bestehenden Erhebungen derselben mit den scharf und spitz aus den Abhängen und Kämmen hervortretenden Schichtenköpfen der Schiefer; die tellerartigen, flachen Becken trugen in dem vergilbten, halbverfaulten Gras noch die Anzeichen der erst kürzlich geschwundenen Schneedecke. Wir kletterten über eine zweite, weniger hohe Thalstufe empor und standen plötzlich vor dem grünlichen, von einzelnen Schneelagern umgebenen See, der sich 300 m lang und nirgends über 100 m breit unter der ihn um 300 m überragenden Wand des Gebirgskammes hinzieht. Durch einen niedrigen Felsenvorsprung wird der See in zwei fast gleich große Becken gegliedert. Der Untergrund war, obwohl sich nirgends senkrechte Wände unter den Wasserspiegel hinabsenkten, immer nur auf geringe Entfernung sichtbar. Deutlich spiegelte das durch keinen Lufthauch getrübte Wasser das Bild der von Gewölk umspielten Berge wieder.

Wir betrachteten still das interessante, engumrahmte Hochgebirgsbild und wandten uns dann zurück zur Stina, über die hinweg wir unmittelbar in die Alt-Ebene blickten. Ein bildhübscher, dunkeläugiger Hirt sprang uns leicht wie eine Gemse entgegen und forderte uns in einer mit deutschen Brocken untermischten Rede auf, bei ihm zu nächtigen. So wenig uns der unfreundliche, tiefäugige Genosse dieses muntern Gesellen gefiel, und so wenig verlockend die Aussicht auf eine Nacht in dieser erbärmlichen Stina war, wir blieben, um wenn irgend möglich in der Frühe des nächsten Tages die benachbarten Hochgipfel zu ersteigen.

Tiger auf Java.

Von E. Metzger.

Wer lange in einem fremden Lande gelebt und sich mit demselben vertraut gemacht hat, geräth gewöhnlich in ein gelindes Erstaunen, wenn ihm eine über dasselbe handelnde Reisebeschreibung in die Hände kommt, die von einem durchreisenden Besucher geschrieben ist, und er kommt zu der Ueberzeugung, daß Urtheile à la Tissot keine specifisch französische Errungenschaft sind, wie man hin und wieder nur zu gern anzunehmen geneigt ist.

So habe ich mich manchmal verwundert, was für merkwürdige Sachen über die niederländischen Kolonien, deren wichtigster Theil Java mir durch längern Aufenthalt daselbst ziemlich bekannt geworden ist, geschrieben werden. Wie oft habe ich mir vorgenommen, nichts, was von Touristen über dies prächtige Land geschrieben ist, zu lesen und doch werde ich meinem Vorsatz untreu, wenn ich in einem, mir von der Buchhandlung zugeschickten Buche einen bekannten Namen aus dem malayischen Archipel entdecke und dadurch eine Art Heimweh in mir erweckt wird.

So ging es mir auch mit Dr. O. Kuntze's „Reise eines Naturforschers um die Welt“ (s. oben S. 13 ff.) und bei diesem Werke, ich muß es gestehen, fand ich mich angenehm überrascht durch die Treue, mit der der Verfasser seine Beobachtungen ohne viel Reflektionen aufgefaßt und niedergeschrieben hat, und wenn ich nun auch die Auffassungen des Herrn Verfassers nicht überall theile und auch Irrthümer durchaus nicht fehlen, ja sogar manche recht starke sich in seinem Buche befinden, so ist es gegenüber einem solchen Werke doch einmal der Mühe werth zu versuchen, einzelne Punkte zu klären.

Für heute möchte ich mir einige Worte über das Vorkommen von Tigern auf Java, welche Herr Dr. Kuntze doch zu sehr auf den Hintergrund zu schieben scheint, mitzutheilen erlauben.

Ich muß im Voraus bemerken, daß im Allgemeinen, was er über das Erscheinen dieser Thiere, namentlich aber darüber sagt, daß Europäer durch dieselben noch nicht angefallen worden sind und die Art, wie er dies erklärt, vollkommen richtig ist. Ehe ich jedoch hierauf näher eingehe, erlaube ich mir zunächst einige trockene Thatsachen mitzutheilen, die den kolonialen Berichten sowie dem Budget von Niederl.-Indien entnommen sind, und über deren Zuverlässigkeit ich weiter sprechen werde.

Auf Java (circa 19 Millionen Einwohner) werden in den Jahren 1878, 1879 und 1880 214 Menschen als durch Tiger getödtet in den Listen verzeichnet. Diese Zahl ist entschieden zu klein, denn nicht nur fehlen aus einzelnen Provinzen alle Angaben darüber, wie ausdrücklich bemerkt ist, sondern die mitgetheilten Zahlen beweisen für einzelne Theile des Landes deutlich, daß dort entweder besondere Schutzengel ihren Einfluß geltend gemacht haben müssen oder aber, daß die Beamten die richtigen Zahlen nicht mitgetheilt haben, resp. nicht im Stande waren dieselben zu ermitteln.

Dagegen kann man durchaus nicht annehmen, daß mehr Unglücksfälle in die Listen aufgenommen sein sollten, als wirklich stattgefunden haben.

Zur Vergleichung führe ich Folgendes an: In den Preanger Regentschaften ($1\frac{1}{4}$ Millionen Einw.) sind in den erwähnten drei Jahren 99 Fälle verzeichnet. Dies ist meiner Ansicht nach ein Beweis, daß der Tiger doch nicht so ganz ungefährlich ist und Menschenfleisch liebt, wenn er es nur bekommen kann. Es ist wahr, die südliche Hälfte der Preanger gehört mit zu den wildesten Theilen des Landes, aber der südliche Theil von Bantam, namentlich die vom Schiff aus gesehenen, so herrlichen Gegenden an der südlichen Einfahrt der Sundastraße, sind in dieser Beziehung

ebenso gefährlich, wie irgend ein anderer Theil von Java und doch ist in den Jahren 1878 bis 1880 dort kein einziger durch Tiger verursachter Unglücksfall registrirt, und da sich ähnliche Beispiele aufführen ließen, glaube ich daher, wie schon erwähnt ist, annehmen zu können, daß die Zahl der Unglücksfälle größer ist, als oben angegeben wurde. Ich will mich in dieser Beziehung an keine Schätzung wagen — die doch nur sehr unsicher sein könnte —, da es sich ja eigentlich nicht um die Zahl der Unglücksfälle, sondern um das Vorkommen der Tiger handelt und hier ist es, meiner Ansicht nach, die Zahl der getödteten Thiere, die vielleicht es erlaubt einen Schluß auf das Vorkommen und die Zahl der lebenden zu machen.

Die niederländische Regierung zahlt für das Tödten eines Königstigers dreißig Gulden, für das eines schwarzen oder gefleckten Panthers zehn Gulden Prämie. Im Budget für 1881 und 1882 sind für diese Ausgaben je 16 000 Gulden für Java, je 10 000 Gulden für die anderen Besitzungen ausgeworfen; wirklich bezahlt sind jedoch (in allen Besitzungen): 1872 etwa 26, 1873 circa 26, 1874 circa 35, 1875 circa 26, 1876 circa 24, 1877 circa 27, 1878 circa 26, 1879 circa 27, 1880 circa 26 Tausend Gulden. Im Durchschnitt beträgt die wirklich ausbezahlte Summe von 1872 bis 1880: 27 100 Gulden im Jahre und wenn man davon für Java, der Annahme des Budgets entsprechend, 16/26 rechnet, kommen auf diese Insel etwa 16 800 Gulden.

Nimmt man die Prämie im Durchschnitt zu zwanzig Gulden an (was entschieden zu hoch ist, da viel weniger Königstiger als Panther erlegt werden), so kommt man auf die, meiner unmaßgeblichen Meinung nach, immer schon recht ansehnliche Zahl von 840 getödteten Tigern. Doch auch diese Zahl ist zu klein; obwohl nämlich die Regierung es verboten hat, wird gewöhnlich die Ablieferung des Felles verlangt, um die Ausbezahlung der Prämie zu erlangen, oder wenigstens wird vom Fell der Schwanz, ein paar Ohren oder sonst ein Theil weggenommen, um zu verhüten, daß die Prämie für dasselbe Fell zweimal ausbezahlt wird. Wer also gern ein ganzes Tigerfell besitzen möchte (in den Besitz eines solchen unversehrten Fells zu kommen ist allerdings sehr schwer; wenn ein Tiger getödtet ist, wirft sich Alles auf ihn und bringt der Leiche noch Wunden über Wunden bei), muß es vom glücklichen Besieger des Raubthiers zu bekommen suchen, ehe die Prämie bezahlt ist, und so glaube ich noch weit hinter der Wirklichkeit zurück zu bleiben, wenn ich die Zahl der jährlich auf Java allein getödteten Tiger auf 1000 bis 1200 annehme (um nur eine Zahl zu nennen).

Nun darf man nicht vergessen, daß der Eingeborene den Tiger aus eigenem Antriebe nur dann verfolgt, wenn er ihm Schaden gethan hat. Es hängt dies mit seinem eigenthümlichen Glauben an Seelenwanderung zusammen, der vielfach in dem Tödten des Tigers die Erlösung der armen Seele aus ihrem zeitweiligen Aufenthalt — sowie in dem Anrichten von Schaden seitens des Tigers das Zeichen dazu sieht. Zuweilen macht sich allerdings die höhere Aufklärung der Häuptlinge und ihre Sucht nach der Prämie geltend und wird Ursache, daß die Tiger systematisch verfolgt werden. Schon die große Gleichmäßigkeit in der Zahl der getödteten Tiger (mit Ausnahme von 1874 besteht kaum ein nennenswerther Unterschied in der ausbezahlten Prämie) muß hier auffallen.

Der noch nicht von der Kultur beleckte Eingeborene nennt den Tiger meist „Großvater“. Das Wort „Tiger“ (mal. matjan, sundan. meong, niedr. javan. matjan, hoch javan. simo) wagt der Eingeborene im Freien kaum zu sagen; er flüstert dasselbe nur tonlos; nur die Bewegung der Lippen deutet an, was er hat sagen wollen.

Daß man den Tiger nur selten zu Gesicht bekommt, wenn man ihn nicht aufsucht, ist gewiß richtig. Darum weicht aber der Tiger dem Menschen noch nicht aus; die Erklärung ist sehr einfach; der Tiger geht nur Nachts auf Raub aus, verläßt erst in der Dämmerung sein Lager, kehrt mit dem Anbruch der Morgendämmerung zu demselben zurück und ist, wenn er einmal sich zur Ruhe begeben hat, so apathisch, daß er dort, wenn man ihn sucht, sich leicht überraschen läßt; noch viel weniger steht er der Beute wegen bei Tage auf und nur, wenn der Liebe Leid ihn quält, verspätet er sich wohl einmal und ist in der Zeit überhaupt am gefährlichsten und macht sich auch in der Nacht durch sein Gebrüll bemerkbar. Der Unterschied ist so auffallend, daß ich oft in einer tigerreichen Gegend auf meine Frage: Was Neues von den Tigern? die Antwort erhielt: Sie sind ausgewandert, aber über zwei Monate (oder X Monate) kommen sie zurück, um hier Hochzeit zu feiern.

Es muß also ein großer Zufall sein, wenn man einem Tiger auf einem seiner Streifzüge begegnet, denn bei Nacht geht weder ein Europäer noch ein Eingeborener in einer durch Tiger unsicher gemachten Gegend aus, wenn er nicht muß, und verläßt die gebahnte Straße nicht ohne Noth. Wenn nun Teysman nie einen Tiger in Freiheit gesehen hat, so ist dies sehr erklärlich, da er doch wohl seine Forschungen nur über Tag anstellte. Dagegen hat Junghuhn, wie ich glaube, mitgetheilt, daß er Tiger in Freiheit angetroffen hat, wenigstens erinnere ich mich, daß in der prächtigen Beschreibung des nächtlichen Thierlebens an der Südküste der Tiger eine Rolle spielt, und an verschiedenen Stellen spricht er davon, daß er wenn nicht den Tiger, doch die Spuren seiner Thätigkeit an Menschen und Thieren gesehen hat.

Gesehen habe ich übrigens selbst, trotzdem ich denn doch beinahe den ganzen westlichen Theil von Java außerhalb der gebahnten Wege durchlaufen und Wege zurückgelegt habe, die sich denen Teysman's und Junghuhn's wohl an die Seite stellen lassen, nur drei Mal Tiger in Freiheit, dagegen bin ich öfter und manchmal in sehr unangenehmer Weise von ihrer Nähe überzeugt worden. Auch von meinen Untergebenen kann ich Aehnliches sagen; nur sehr selten sind Tiger gesehen worden, während sehr oft kein Zweifel über ihre Nähe bestehen konnte.

Eine solche Begegnung will ich nun beschreiben, sie wird auch noch zur nähern Erklärung des Vorhergehenden beitragen können. Ich befand mich im Jahre 1869 auf der Station der Triangulation Tjikakap, auf einem der Hügel an der Südküste von Java, deren Fuß von den Fluthen des Indischen Oceans bespült wird. Ursprünglich war dieser Punkt auch für astronomische Beobachtungen bestimmt gewesen und hatte man deßhalb auf längern Aufenthalt gerechnet. Der Pfeiler für die Beobachtungen war etwa 30 Meter von meiner Hütte entfernt; rund um gruppirten sich Häuser für die mich begleitenden Häuptlinge und Arbeiter, Vorrathskammern, Ställe für Pferde u. s. w., das ganze Etablissement aber war von einem ziemlich starken, hohen Bambuzaun umgeben — zum Schutz gegen die Tiger. Am Tage meiner Ankunft war ich sehr ermüdet; der volle Mond machte astronomische Beobachtungen ziemlich unmöglich und wie reizend auch die Landschaft war, über welche der Sonnenuntergang eine zauberhafte Gluth geworfen hatte, welche mit der den Tropen eigenthümlichen Schnelligkeit dem Dunkel wich, während die silbernen Strahlen des Mondes bald Kraft genug gewannen, die ganze Umgebung taghell zu erleuchten und die Schatten der Hügel

über die leicht gekräuselten Wellen des Meeres zu werfen, so ließ ich mich doch hierdurch nicht anregen; ich war zu müde, diese träumerische Stille lud zum Schlafen ein und die malerische Gruppe, die ich vor mir hatte: um ein Feuer der Wedhana mit seinen Häuptlingen, um andere Feuer meine Träger und Arbeiter, alle mit der den Sundanesen eigenthümlichen Lebhaftigkeit sprechend und lachend, dazu das Stampfen und Wiehern der Pferde in den an den Zaun grenzenden Ställen, das Krachen der Bambu, in denen der Reis gekocht wurde, waren mir zu bekannt, um noch ein besonderes Interesse zu erregen. Das Mondlicht wetteiferte mit den Flammen der mächtigen Holzfeuer, die angelegt waren, um die Tiger auf genügenden Abstand zu halten, beide warfen ein scharfes, grelles Licht auf die dunkeln, nackten Leiber der Arbeiter und entlockten dem Schmucke und den Waffen der Häuptlinge blitzende Strahlen. Doch ich war, wie gesagt, zu müde und zog mich zurück. Kaum daß ich noch im Stande war, dem frugalen Abendessen einige Ehre zu erweisen; der dumpfe Lärm in meiner Umgebung wirkte einschläfernd und bald lag ich auf meinem Feldbett zwischen Wachen und Träumen.

Auf einmal fuhr ich auf, ich meinte einen fernen Schuß gehört zu haben. Schnell ging ich in den Vorbau der Hütte, wo meine persönlichen Diener schlafen sollten, Niemand war zu sehen; am Zaune bemerkte ich Gruppen, die sich um die Häuptlinge, welche mit den Waffen in der Hand dort standen, gebildet hatten; die Wächter der Pferde waren zu ihren Thieren getreten, ihre Messer hatten sie gezogen, die Klingen blitzten im Mondlicht.

Mit vieler Mühe erfuhr ich, daß ein Tiger um den Zaun geschlichen war, und daß man blind auf ihn geschossen hatte, um ihn zu verjagen. Bald aber kam er zurück und schlich vorsichtig an den Ställen entlang; vergebens suchte ich den Häuptling, dem das Gewehr gehörte, zu bewegen, scharf zu schießen, oder mich schießen zu lassen. Die einzige Antwort war: mein Herr, der Tiger hat **uns** nichts Böses gethan, ich wage es nicht **ihm** Böses zu thun; kommt er hier durch den Zaun, so werden wir **Dich** und **uns** schützen.

Ich muß bekennen, wiewohl dieser Schlußsatz recht tröstlich klang, war mir doch gar nicht recht wohl dabei, denn die ungeheure Unverschämtheit des Tigers, der trotz der fünfzig bis sechzig Menschen, die anwesend waren und trotz des blinden Schusses in der Nähe des Zaunes lauern blieb, prophezeite nicht viel Gutes. Gleichwohl wagte ich es nicht auf kategorische Weise zu veranlassen, daß ihm eine gute Kugel zwischen die Rippen gejagt wurde.

Man wird mir dies vielleicht verdenken, aber in meinem Umgang mit den Eingeborenen habe ich immer ihren Glauben (resp. Aberglauben) und ihre Sitten, soweit als nur irgend mit meinen Arbeiten verträglich war, zu schonen gesucht, und namentlich nie meinem persönlichen Gefühl auf Kosten des ihrigen nachgegeben.

Nachdem ich also durch einige trockene Bemerkungen die Häuptlinge vergebens zu überzeugen gesucht hatte, daß es doch gescheiter sei, diesem unverschämten Thiere — unverschämt nämlich, weil es sich erlaube meine, eines Sternguckers, Nachtruhe zu stören — etwas Böses zuzufügen, als abzuwarten, bis es uns etwas Böses zugefügt habe, wünschte ich ihnen wohl zu schlafen und bat nur noch einige blinde Schüsse abzufeuern, um den „Großvater“ zum Rückzug zu bewegen.

Das geschah denn auch und kein Tiger ließ sich mehr dort sehen, die Eingeborenen aber hatten Stoff zu mancher Erzählung gefunden, wobei sie ihre Muthmaßungen über die (frühere) Persönlichkeit des Tigers austauschten, der ganz freundlich gekommen sei, mich bei meiner Arbeit zu beobachten, und als er gesehen habe, daß ich nicht arbeite, und von Flintenschüssen gestört, ärgerlich weggegangen und nicht wiedergekommen sei.

Weßhalb nun der Tiger nicht mehr Menschen und Hausthiere frißt? Ein guter Wildschweinsbraten soll ihm lieber sein. Außerdem aber frißt er auch Hirsche, Rehe, wilde Hunde, Seeschildkröten, die ihm aber zuweilen übel mitspielen sollen. Von dem Reichthum des Thierreiches kann sich nur der eine Vorstellung machen, der dasselbe an einer besonders günstigen Stelle beobachtet hat. Obwohl die Gegenden, die Dr. Kuntze besucht hat, theilweise recht wildreich sind, ist doch die Gelegenheit nicht besonders günstig, um das Wild in Rudeln zu sehen, d. h. in einer Anzahl, die selbst für den erfahrenen Jäger etwas Ueberraschendes hat. Weiter östlich, auch am Strande des indischen Oceans, giebt es solche Stellen, wo man in der Dämmerung Hunderte von wilden Schweinen sich unter die zahmen Büffel auf der Weide mengen sieht, die sich hierdurch nicht im Geringsten stören lassen.

Daß nun der Tiger vorkommenden Falles sich lieber ein Schwein holt, als daß er sich der Gefahr aussetzt, mit den spitzen Hörnern eines kräftigen Büffels Bekanntschaft zu machen, ist ziemlich begreiflich. Außerdem ist der Tiger nach Allem, was ich von ihm gehört habe, ein feiges Thier. Abgesehen davon, daß ihm in allen Jagdgeschichten Blutdurst und Feigheit vorgeworfen werden und daß doch solchen Geschichten meist ein charakteristischer Zug zu Grunde liegt, welcher der Natur entlehnt ist, so ist mir doch ein Fall bekannt — ich habe den Mann und die schrecklichen Wunden, die ihm der Tiger beigebracht hatte, selbst gesehen — wo der Tiger einem Menschen, den er von hinten besprungen, die Tatzen in die Schulter, die Zähne in den Nacken eingeschlagen hatte, ihn aber wieder los ließ, als der Mann, wahrscheinlich unwillkürlich, krampfhaft mit den Händen nach ihm stieß (wobei er vielleicht das Auge traf). Allgemein wird behauptet, daß der Tiger nur **einmal** nach seinem Opfer springt, wenn er aber den Sprung verfehlt, ihn nicht wiederholt.

Diejenigen Eingeborenen, welche **wirkliche** Jäger sind, was allerdings nicht häufig vorkommt, greifen den Tiger am liebsten Morgens ganz früh in seinem Lager an; ein wohlgezielter Schuß eröffnet und beendet gewöhnlich den Streit, ist er nicht tödtlich getroffen, so sucht der Tiger zu fliehen; nur wenn er keinen Ausweg findet, stürzt er sich auf seinen Feind. Andere, jedoch seltener und selten allein, lauern ihm auf, wenn er auf seinen Raubzügen ist und suchen ihn zu locken; Häuptlinge und Europäer veranstalten wohl auch große Jagden, bei denen der Tiger häufig **nicht** geschossen wird.

Uebrigens beweist der Glaube der Eingeborenen an „gute“ und „böse“ Tiger — ein Unterschied, der wohl nur darauf beruht, daß die einen Nahrung die Menge unter dem Wilde finden, die anderen aber schlecht genährt sind oder aber auf ihren Liebeswegen vergessen haben der Jagd nachzugehen und nun, wenn sie zufällig einer Beute begegnen, den Einflüsterungen ihres knurrenden Magens nachgeben — daß wirklich Umstände bestehen, unter denen Menschen und Thiere den Anfällen des Raubzeuges weniger ausgesetzt sind. Diese auffallende Erscheinung findet sich auch bei Krokodilen — man sieht die Eingeborenen manchmal an einer Stelle ganz ruhig baden, während nicht weit davon es von jenen Thieren wimmelt und kein Eingeborener es wagen würde, sich da ins Wasser zu begeben. Dies habe ich so häufig selbst gesehen, und es ist so gut beglaubigt, daß die Erklärung nur in ganz bestimmten örtlichen Ver-

hältnissen (die aber noch nicht aufgeklärt sind) gesucht werden muß.

Da Dr. Kuntze's Werk die Veranlassung zu diesem Aufsatz gegeben hat, möchte ich nur noch zwei Punkte berühren, die in einer etwaigen zweiten Auflage wegbleiben könnten, nämlich

1) die furchtbaren Fehler in der Orthographie, wo er sogar ganz allgemein vorkommende Wörter und Eigennamen fehlerhaft geschrieben hat: Kati für Kassi (Pfund für gib), Kriz für Kriß, Heidji für Hadji — Herr Bratsch für Herr Praatje; zu Audemans giebt er die Aussprache Oldemans statt Audemans. Daß er den Unterschied zwischen d, dh, t, th nicht beobachtet hat, es sind dies vier verschiedene Buchstaben des javanischen Alphabets (sundanesisch kennt allerdings nur d und t), ist weniger auffallend. Doch hätte dieser Punkt wohl mehr Sorge verdient, da Herr Dr. Kuntze selbst die mitteldeutschen Landsleute vor solchen Verwechselungen warnt [1]). Es kann meiner Ansicht nach für Reisende in so civilisirten Ländern wie Java ist, selbst wenn sie die Sprache nicht kennen, nicht unmöglich sein, die Namen durch Eingeborene (mit deren Schrift) aufschreiben und dies später transcribiren zu lassen.

2) Könnte die Zahlenkombination über Mischlinge und Kreuzungen Seite 395 ruhig wegbleiben; einen praktischen Zweck hat sie doch kaum und für eine theoretische Untersuchung fehlt, wie Herr Dr. Kuntze selbst mittheilt, jegliches Material.

Beiläufig und um vielleicht ein scheinbar dunkles Räthsel aufzulösen, will ich noch erwähnen, daß die „eigenen hölzernen Kreuze, welche die Frauen oft in und über dem Zopf tragen" (S. 337), vermuthlich die Ani-Ani's sind, die Werkzeuge zum Schneiden des Padie (Reis auf dem Felde). Man kann eine Abbildung dieses Instruments bei Crawfurd, History of the Indian Archipelago I, 348 (Javanese suckle), finden.

[1]) Er erzählt sogar Seite 289 einen gewürzten aber hübschen Scherz, jedoch geht bei ihm die Pointe verloren. Buber ist Reisbrei, auch warmer Umschlag, puper die menschliche Sitzgelegenheit. Der Doktor — von dem Kuntze spricht, wenn ich nicht irre G., ein Sachse — wollte einer an Zahnschmerzen leidenden Dame warme Umschläge verschreiben und rieth ihr: Machen Sie sich einen warmen „puper".

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Was die englischen Kaufleute schon lange befürchteten, ist jetzt zur Thatsache geworden: die Chinesen haben sich nicht allein eines Theiles des Großhandels in den chinesischen Häfen bemächtigt, sondern gehen jetzt auch daran, ihren bisherigen Lehrmeistern in deren eigenem Lande Konkurrenz zu machen. An Bord des Anfang December in London eingetroffenen Dampfers „Meifoo" (von 1745 Tons Brutto), welcher der erste ist, welcher unter chinesischer Flagge eine Ladung chinesischer Produkte, namentlich Thee, direkt von China nach Europa bringt, befindet sich eine größere Anzahl chinesischer Kaufleute, welche in London eine chinesische Handelsgesellschaft bilden und den direkten Handel zwischen England und China in die Hand nehmen will.

— Jeder, der einmal ein Kaden'sches Buch gelesen hat, wird stets gern nach einer neuen Gabe dieses Autors greifen, welcher unter die besten derjenigen gehört, welche uns Deutschen das italienische Volk bekannter und dadurch sympathischer zu machen bestrebt sind. Gern empfehlen wir darum auch Kaden's neuestes Buch, die „Skizzen und Kulturbilder aus Italien" (Jena, H. Costenoble 1882); wenn auch nicht alle darin enthaltenen neun Aufsätze streng in unser Fach einschlagen, sondern historischen und literaturgeschichtlichen Inhalts sind, so beleuchtet doch fast jeder irgend eine Seite des italienischen Volkscharakters und bringt sie uns näher. Von besonderm Interesse erscheinen uns „Räubergeschichten", „Der Esel des heiligen Joseph", welcher sich auf die Thierquälerei der Italiener bezieht, und namentlich „Aberglauben und besondere Bräuche beim Volke des Südens", und darin wieder derjenige Abschnitt, welcher von den Ueberresten antiken Glaubens beim heutigen Volke handelt. Zwei sonderbare Bräuche erlauben wir uns hier anzuführen: „Wohin thut man aber einen Brauch wie den des Ochsen des S. Sapito? In Loreto Aprutino wird am Feste dieses Heiligen ein Ochs, dem man Hörner und Schwanz mit Flittergold und Bändern geschmückt hat und auf dessen mit rother Decke belegtem Rücken ein reichgekleideter Knabe reitet, vor die Kirchenthür geführt, dort muß er vor dem zahlreich versammelten Volke niederknieen, steht dann auf und wird in die Kirche geführt. Was er bei dieser Gelegenheit an Düngstoff fallen läßt, dient zur Bestimmung der Fülle oder Dürftigkeit der bevorstehenden Ernte." Noch toller ist Folgendes: „O! die Apotheke des Volkes ist groß und als Hausapotheke billig und bequem. Zu Heil und Frommen der leidenden Menschheit seien noch eine Menge verschiedener braver Mittelchen genannt, doch will ich des Hauptheilmittels, der „Königin im Glase", in erster Linie Erwähnung thun: es ist der Urin. Um das Jahr 1856 stand der eines Fra Pasquale von Casoria in ganz besonderm Rufe. König Ferdinand der Gläubige ließ diesen Mönch zu sich ins Schloß kommen, räumte ihm eine Wohnung ein, überhäufte ihn mit den Ehren eines Heiligen, alles des „ganz besondern Saftes" wegen. Der Aberglaube hatte den königlichen Stempel erhalten, Tausende von Krüppeln, Lahmen, Blinden, Syphilitischen und mit allen möglichen Krankheiten und Gebrechen Behafteten versammelten sich nun jeden Morgen vor dem königlichen Schlosse, riefen den Wundermann mit Schimpf- und Schmeichelnamen und standen und harrten, „bis der Liebliche sich zeigte" und den segensreichen Stoff über sie aussprengte, wo man zufrieden war, wenn man nur ein Tröpflein erhaschte. Ja, der Urin! der von Säuglingen ist gut gegen entzündete Augen, bei schweren Geburten, bei Fieber; warmer Kuhurin heilt Kahlköpfigkeit und Rose."

— Trotz allem Elende im Innern hat die türkische Regierung Muße gefunden, ihr Maß- und Gewichtssystem zu ändern. Am 1. März 1881 (a. St.) soll für Längen-, Flächen- und Raummaße das Metersystem in Anwendung kommen.

— In der Oktobersitzung der Sektionen für Geologie und Mineralogie der naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Petersburg berichtete Herr Glinka über seine Besteigung des Magnetberges Katschkanar (etwas südlich vom 59° nördl. Br. im Ural) im vergangenen Sommer. Der Hauptkamm des Gebirges liegt westlich von dem genannten Berge; der Katschkanar selbst ist in der Richtung von Nord nach Süd 8 Werst lang bei einer Breite von etwa 3 Werst. Der Berg ist von beiden Abhängen aus zugänglich, beschwer-

licher aber von Osten her, von wo Glinka den Aufstieg unternahm. Am Wege dahin liegt das Platinabergwerk des Herrn Burdakow, am Flusse Js. Die Ufer desselben bestehen aus weißem silurischem Kalkstein, oben mit Alluvialboden überdeckt, in dem man riesige Mammuthknochen findet. Vom Flüßchen Mokra ab ging der Weg durch dichten Wald, in dem sibirische Cedern, Tannen, Kiefern und Lärchenbäume vorherrschten. Die Seiten des Berges sind mit Geröll bedeckt; höher hinauf wird die Vegetation ärmer. Mühsam nur erreichte man die sogenannten Magnetgruben. Die Erzadern sind von Natur grobkörnig und nehmen sichtlich an Massigkeit zu, je tiefer sie hinabreichen. Die Magnetnadel fängt schon auf einige Sashen Abstand von einer solchen Stelle an sich nach allen Seiten zu drehen und über den Gruben neigt sich der Südpol nach abwärts. Nachdem der nördliche Gipfel des Katschkanar erstiegen worden, waren hier die „Höcker“ zu erklimmen, senkrecht aufragende Felspartien, von denen aus man eine großartige Rundschau über die Umgegend hat. Auch in diesen „Höckern“ befinden sich in dem Gestein Schichten von Magneteisenerz, was aller Wahrscheinlichkeit nach Murchison zu der Annahme eines vulkanischen Ursprungs des Magneteisens vom Katschkanar führte; Glinka aber bezweifelt die Richtigkeit dieser Annahme. Nach der vorgenommenen barometrischen Messung beträgt die Höhe des Katschkanar annähernd 3100 Fuß (945 m) über dem Meere.

Asien.

— Auf seiner Reise von Kerman nach Bender Abbas 1879 passirte General Houtum-Schindler den Engpaß Zendân, den er als eine, die ostwestlich streichenden Gebirgsschichten in nordsüdlicher Richtung durchschneidende Spalte beschreibt (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1881, S. 342). Dieselbe ist anfangs nur einige Fuß breit, der Weg oft von großen Steinblöcken gehemmt und zu beiden Seiten steigen hohe, fast senkrechte Felsenwände empor. Mit Recht heißt dieser Paß Teng-i-Zendân, „der Gefängniß-Paß“. Es ist vorgekommen, daß plötzliche Regengüsse das sonst trockene Strombett in einen reißenden Wildbach verwandelten, der Karawanen, die sich gerade in dem „Gefängnisse“ befanden, gänzlich zu Grunde richtete. Vor zwei Jahren überfiel ein solches Mißgeschick eine aus mehr als hundert mit Henna beladenen Eseln bestehende Karawane. Die Eseltreiber konnten sich mit Noth retten, indem sie sich an größere Felsblöcke anklammerten, sämmtliche Esel jedoch wurden entweder durch die vom Wasser heruntergewälzten Felsblöcke getödtet oder vom Wasser in die Ebene hinabgeschwemmt. Das untere Strombett und ein großer Theil der Schamûl-Ebene sollen längere Zeit von Henna roth gefärbt gewesen sein. Die 13 engl. Miles des eigentlichen Engpasses wurden von Schindler's Karawane in sieben Stunden zurückgelegt. Die von Geiern halb verzehrten Kadaver von 11 Eseln und 7 Kameelen, die in dem Passe lagen, bezeugten, wie schwierig die Passage für Packthiere ist. Die 18 Thiere waren der Verlust einer vor zwei Jahren hier durchgegangenen, ziemlich bedeutenden Karawane.

— Ujfalvy's Pläne, als er sich im Frühling 1881 nach Britisch-Indien begab, waren nicht so weitreichend, als die „Times“ seiner Zeit (s. „Globus“ XL, S. 63) meldeten. Seine Absicht war nicht, in Gesellschaft seiner Frau nach Tibet einzudringen, sondern, wie er an Prof. von Hochstetter am 22. Juni schreibt, zunächst die Landschaften Kulu, Lahul und Spiti ethnologisch zu erforschen, was ihm auch in gewisser Hinsicht gelungen ist. Sodann wollte er das östliche Kaschmir und die Gegenden von Skardo und Leh besuchen und die Völkerschaften am obern Indus mit denen des obern Jaxartes und Oxus vergleichen, um spätestens im December in Europa wieder einzutreffen.

— Der erste Schritt zur Erbauung von Telegraphenlinien in China ist geschehen: am 19. September ist die Linie zwischen Schanghai und Tschin-kiang am Jang-tse mit Beglückwünschungstelegrammen der Behörden eröffnet worden. Die weitere Linie bis Peking soll binnen drei Monaten hergestellt werden; dieselbe folgt dem Großen Kanale und macht rasche Fortschritte, nachdem das circa 2 engl. Meilen lange Kabel durch den Jang-tse-kiang gelegt war. Am 1. December war sie bereits bis Tien-tsin fertig.

Afrika.

— Wir haben früher (Bd. XXXIX, S. 240) von der Gründung einer deutschen Station in Ostafrika, zu Kakoma im Lande Ugunda, berichtet. Die dort befindlichen Herren Dr. Böhm, Dr. Kayser und Reichard waren anfangs für ihre Ruhe und Sicherheit ganz auf freundliches Einvernehmen mit den Eingeborenen angewiesen; es gelang ihnen aber durch taktvolles Benehmen, sich bei den Ugunda-Leuten so sehr in Gunst und Ansehen zu setzen, daß sie auf Einladung derselben jetzt ihre Station nach Gunda, dem Hauptorte von Ugunda, verlegen. Als der Häuptling des Distrikts, Mlimangombe, der sich im Ganzen ihren Bestrebungen wenig entgegenkommend gezeigt hatte, kürzlich gestorben war, knüpfte seine Schwester und Nachfolgerin Discha ein freundschaftliches Verhältniß mit der deutschen Station an und schlug schließlich den Mitgliedern derselben vor, nach Gunda überzusiedeln und ihr durch Rath und That die Herrschaft über den Distrikt und die Aufrechterhaltung ihres Ansehens nach außen und friedliche Beziehungen mit den Nachbardistrikten zu erleichtern. Herr Reichard begab sich darauf an Ort und Stelle, um die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und schloß einen Vertrag mit der Fürstin und den Großen des Landes, demzufolge ihm und seinen Freunden ein Terrain zur Anlegung der Station innerhalb des Hauptdistriktortes und die nöthigen Ackerfelder zum Unterhalt ihrer selbst und ihrer Leute überwiesen werden sollen. Die Deutschen sollen ferner das Recht haben mit der Fürstin zu Gericht zu sitzen und über Krieg und Frieden zu entscheiden, und die Leute von Gunda die Pflicht, ihren Gästen das Stationshaus zu erbauen und die Felder derselben zu bearbeiten. In Folge dieser günstigen Bedingungen werden die Reisenden nicht allein sehr viel früher die Selbsterhaltung der Station erreichen können, sondern auch sehr viel mehr in der Lage sein, den civilisatorischen Aufgaben einer Station gerecht zu werden. Auch in wissenschaftlicher Hinsicht arbeiten dieselben fleißig, und wir werden bald eine Reihe zuverlässigerer astronomischer Ortsbestimmungen aus der Gegend besitzen, als bisher vorhanden waren.

— Dr. Buchner ist Anfang September 1881 in Loanda eingetroffen, nachdem er vorher noch einige Zeit im Osten der portugiesischen Kolonie Angola verweilt hat, um seine Reisenotizen zu sichten und zu vervollständigen und besonders um noch linguistisch thätig zu sein.

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — J. E. D. Schmeltz: Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. III. (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Südkarpathen. III. — E. Metzger: Tiger auf Java. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 15. December 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

V.

Am Abend desselben Tages empfing Largeau die Besuche der Notabeln der Stadt, der Mitglieder des Gemeinderaths und des Medschlis, des Gouverneurs Si Mohammed bu Aischa, des Befehlshabers der türkischen Garnison und des Si el-Hadsch Atija; letzterem und dem Gouverneur übergab er die für sie bestimmten Empfehlungsbriefe, in welchen als sein einziger Zweck angegeben war, Handelsverbindungen zwischen Algerien und Ghadames anzubahnen. Schon am nächsten Morgen erschien der Gouverneur abermals und nahm die für ihn bestimmten Geschenke in Empfang, ein Haïk aus Tuggurt, eine Jagdflinte mit Zündhütchen und Pulver, ein vergoldetes Notizbuch mit sechs Stiften, ein halbes Ries Papier, einen silbernen ciselirten Becher, Schmuckgegenstände für seine Frau und Spielsachen für seinen Knaben, während Si el-Hadsch Atija einen Haïk, eine doppelläufige Pistole, einen silbernen Becher, zwei große Geschäftsbücher, ein magisches Tintenfaß, eine Spieldose und verschiedenes Spielzeug für seinen Sohn erhielt.

Ghadames, heute ein Haupthandelsplatz zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Sudan, soll der Sage nach von Leuten aus der Oase Siwa gegründet worden sein. Wie Largeau meint, deuten auch Kapitelle, Säulentrommeln und Basreliefs, welche jetzt in einem kleinen Kirchhofe vor den Thoren der Stadt vereinigt sind, auf eine ägyptische Kolonie. Unbekannt ist der Zeitpunkt, wann der Ort aus den Händen der Schwarzen, welche noch heute den Grundstock der Bevölkerung bilden, in die der Berbern übergegangen ist. (Largeau's haltlose Spekulationen, welche die Berbern von Ghadames mit den makedonischen Briges und kleinasiatischen Phrygiern in Zusammenhang bringen möchten, können wir hier füglich übergehen.) 19 v. Chr. wurde dann Ghadames, dessen inschriftlich bezeugter antiker Name Cidamus lautete, vom Consul Cornelius Balbus erobert und blieb wahrscheinlich mehrere Jahrhunderte lang beim römischen Reiche. Wenigstens gehörte sie unter dem, aus dem nahen Leptis stammenden Kaiser Alexander Severus zur Provinz Numidia. 646 wurde sie von den Arabern erobert; türkisch ist sie erst in neuester Zeit geworden. Es ist heute eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern, welche in einer Oase von 24 000 Palmenbäumen liegt; eine theils aus Lehm, theils aus Steinen errichtete Mauer umgiebt sie. Ihre Straßen, eng, aber reinlich, sind von den oberen Stockwerken der Häuser überdeckt und erhalten Licht und Luft nur durch hier und da angebrachte Luftlöcher, so daß in ihnen theilweise die vollständigste Dunkelheit herrscht. Die solide aus Luftziegeln erbauten Häuser bestehen meist aus einem Erdgeschoß, welches als Magazin dient, und einem obern Stockwerke, wo der Besitzer wohnt; doch haben sie keine andere Oeffnung als die Eingangsthür und erhalten Licht nur durch eine Oeffnung in der Terrasse. Jedes Stockwerk enthält ein großes Zimmer in der Mitte, um welches sich Duëras, kleine Räume, gruppiren, welche man auf den ersten Blick für Wandschränke zu halten geneigt ist. Gekocht wird gewöhnlich auf den Terrassen, welche alle mit einander in Verbindung stehen und ausschließlich für die Frauen reservirt sind.

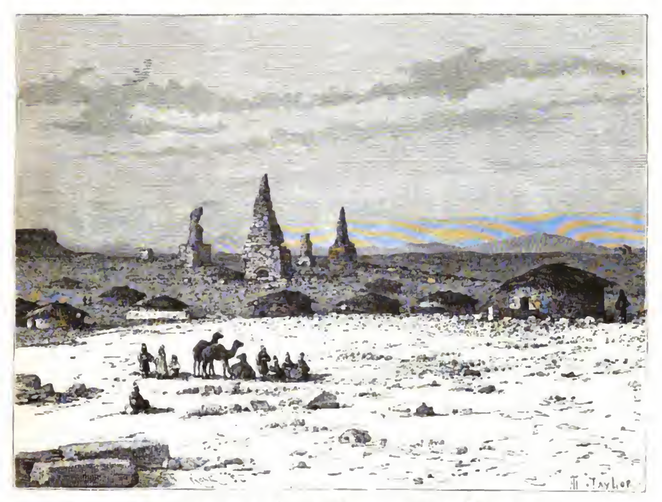
Die Stadt umfaßt zwei Hauptquartiere, Beni-Oasit und Teskut, welche durch eine Mauer von einander getrennt sind und sich früher feindlich einander gegenüber standen; dieselben zerfallen wieder in Schuëras, deren Zahl sechs



Frau aus Ghadames. (Nach einer Skizze Largeau's.)

beträgt. Die Bevölkerung besteht aus zwei Klassen, den Edelen von Berber-Abstammung und den Plebejern, welche einheimische Neger oder Âtrias sind, und zu denen noch die Nachkommen freigelassener Sklaven kommen. Die vorhandenen Sklaven werden gut behandelt und haben das Recht des Erwerbens und Besitzens; nur selten kommt es vor, daß ein Sklave nach 10 bis 15 Jahren Knechtschaft sich nicht in der Lage befinden sollte, sich frei zu kaufen. Araber giebt es nur sehr wenig.

Obwohl die Frauen in Ghadames nur Nachts ausgehen, um die Moscheen zu besuchen, so konnte Largeau doch in seiner Eigenschaft als Arzt mehr als eine bewundern; außerdem machten es manche, von Neugier getrieben, möglich, auf dem Wege zur Moschee sich zu ihm zu schleichen, um unter dem Vorwande, irgend welche Krankheit zu haben, dort die Gebetszeit zuzubringen, den Fremden zu betrachten und auf seine Kosten Bemerkungen auszutauschen. Negerinnen, Mulattinnen und Frauen von Âtrias kamen in großer Menge, wenn sie Morgens Wasser holten. Im Allgemeinen sind die Damen von Ghadames, wohlverstanden die von reiner Race, meist schön, und ihre regelmäßigen Züge erinnern an den griechischen Typus in seiner Vollendung. Auf der Straße tragen sie ein langes Gewand von lebhafter Farbe — Roth wird bevorzugt —, welches unter dem rechten Arme hindurchgeht und auf der linken Schulter zusammengehalten wird, darüber ein weißes Wolltuch, auf



Ein Tuarek-Dorf und alte Gräber bei Ghadames. (Nach einer Photographie.)

dem Kopfe eine phrygische Mütze, die von einem seidenen goldbefranzten Tuche umgeben ist. Den untern Theil des Kopfputzes schmückt eine Art Diadem, das je nach dem Vermögen und der Freigebigkeit des Mannes aus Gold oder Kupfer besteht. Vor der Mitte der Stirn hängt stets eine große rothe Troddel, deren Gebrauch Sklaven untersagt ist; dazu tragen sie Halsbänder von Korallen oder rothen Perlen und an den Füßen reich gestickte Schuhe von rothem Leder.

Freitags findet ein wenig besuchter Markt statt, wo die wenig zahlreichen Einwohner der Umgegend ihre geringen Bedürfnisse befriedigen. Eine richtige Vorstellung vom Handel und Reichthume der Stadt, welche vorzugsweise Stapelplatz ist, kann man sich dort nicht bilden. Er beginnt nach dem Gebete, welches um 1 Uhr Nachmittags stattfindet, und wird auf einem ganz kleinen Platze abgehalten, zu welchem ein großer überwölbter Eingang führt, eine Art Saal mit Divans auf den Seiten, wo sich die großen Herren der Stadt zum Plaudern niederlassen. Jeder ruft seine Waare aus, preist sie an und überläßt sie dem, welcher am meisten bietet. So werden Packe Straußenfedern, allerlei Gewebe, Matten, Teppiche, Kleider aus aller Herren Länder, Waffen, Leder, Mehl, Gerste, Datteln, Oel, Kameele, Hammel u. s. w. verkauft.

Ein zweiter Markt, welcher gewiß nicht der weniger unterhaltende ist — doch dürfen Männer sich auf demselben nicht sehen lassen — wird täglich auf den Terrassen von der Frauenwelt abgehalten. Es werden dort die verschiedensten Dinge verkauft, Ohrgehänge, Ringe, Armbänder, Talismanbüchsen aus ciselirtem Silber, Behälter für



Die Tiffa. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Kohöl (Schwarz zum Färben der Brauen und Wimpern), Spiegel, Kämme, Wohlgerüche, Küchengeräthe, Lebensmittel von allerlei Art u. s. w. Bei dieser Gelegenheit sollen die Frauen von Ghadames oft wahres Mitleid und Gutherzigkeit entwickeln: zeigt sich dort eine Wittwe, welche allein für ihre Familie zu sorgen hat, so kann sie sicher sein, nicht mit leeren Händen heimkehren zu brauchen. Die eine giebt ihr ein Maß Mehl und sagt: „Nimm, ich leihe es Dir; Du kannst es mir zurückgeben, wenn Dir Allah mehr giebt, als Du brauchst.“ Eine andere theilt ihr von ihren Feigen für die Kinder mit, und eine dritte bringt ihr Butter, vielleicht als Entgelt für irgend einen Dienst, den die Arme ihr in früheren Zeiten einmal geleistet hat.

Verläßt man Ghadames durch das südliche und zugleich Hauptthor und besteigt zwischen Sandsteinblöcken hindurch den Hügel, an dessen Fuße sich der neue Begräbnißplatz hinzieht, so hat man eine weite Umschau über das Land. Gegen Norden steigt das Terrain an bis zu einem Hügel mit zackigem Kamme; nach Westen und Nordwesten hin sieht man die fahlen Gipfel hoher Dünen des Erg; im Nordosten, Osten und Südosten dehnt sich die Hammada aus, ganz mit Gurs übersäet, welche sich mauergleich in die Ferne hinziehen, und im Süden und Südwesten senken sich tiefe Schluchten zu der Sebchat el-Malah. In dieser Richtung bemerkt man auf den Sandsteinblöcken Eindrücke wie von einem Pferdehufe; die Eingeborenen schreiben dieselben der Stute des Propheten zu. Einige Schritte gen Westen führen zu antiken Gräbern, welche bei den Einwohnern der Stadt El-Asnam (die Götzenbilder) heißen; es sind sechs an der Zahl, vier davon gut erhalten und von drei verschiedenen Gestalten. Die erste ist diejenige eines Obelisken, 5 m hoch auf einem Unterbau von 3 m Höhe, aus rohen Sandsteinblöcken errichtet und durch einen Dolomit-Mörtel zusammengehalten. Die Südostseite ist sehr zerstört, die drei anderen aber ziemlich gut erhalten; an der dicken Mörtelschicht, welche die Blöcke bedeckt, kann man noch deutlich die Fugen der Steinplatten erkennen, mit welchen wahrscheinlich vor gar nicht langer Zeit noch das ganze Denkmal überkleidet war. Den zweiten Typus bildet eine große viereckige Säule, oben mit einer vorspringenden Krönung. Zwei andere Gräber haben die Gestalt eines Kreuzes, wie es in Irland vor Einführung des Christenthumes



Die Sebchat el-Malah. (Nach einer Photographie.)

vorkommt; der südliche Arm derselben ist vollständig verschwunden. Die letzten beiden Gräber sind sehr zerfallen; ihre Erbauung schreibt H. Duveyrier dem lybischen Volke der Garamanten zu. Im Innern jedes Grabmales hat man eine ovale, gut gewölbte Kammer von der Länge eines großen Menschen gefunden und in derselben angeblich Gebeine und kleine Lampen aus gebranntem Thone. Zur Zeit von Largeau's Besuch stand neben diesen Denkmälern ein kleines Tuarek-Dorf.

1 km westlich von der Oase, auf demselben Plateau, erhebt sich ein halb zerstörter Thurm, der augenscheinlich rund war und nach oben sich etwas verjüngte, 5 m hoch und 12 Schritt im Durchmesser. Oben schloß ihn eine Plateforme ab, an deren Nordseite ein zweiter kleiner ovaler Thurm steht, welcher eine gleichfalls ovale, 2 m lange, offenbar einst gewölbte Kammer umschließt. Aus der Form dieses kleinen Thurmes und der Sorgfalt, mit welcher der Bewurf der Kammer geglättet ist, möchte Largeau schließen, daß er als Begräbnißort diente; er zeigt Anklänge an die sardinischen Nurhagen und die Thürme auf den Balearen (s. „Globus“ XXX, S. 118).

Largeau hatte sich mit den Mitgliedern der Dschemâa und des Medschlis, sowie mit den ersten Kaufleuten in Verbindung gesetzt, welche sich alle bereit erklärten, mit Algerien Handelsverbindungen anzuknüpfen. Am 28. erschien der Gouverneur, gerade als Largeau sich von seiner Lagerstelle, einem Gepardenfelle, das über eine Matte gebreitet war, erhob, und theilte ihm mit, daß die Notabeln ihn erwarteten, um ihm die Diffa anzubieten. Sie begaben sich in einen ziemlich geräumigen Saal, in welchem 26 Personen, darunter 15 Sklaven und Diener, versammelt waren, und in dessen Mitte ein irdener Napf stand, so gewaltig, wie ihn Largeau noch niemals gesehen hatte: die Spitze seines aus Palmenblättern geflochtenen Deckels erreichte fast Manneshöhe. Zu elf Personen nahm man um die Schüssel auf Teppichen Platz und saß dennoch bequem. Wie ihm der Gouverneur erklärte, war es das Prachtstück der Stadt, welches nur in Gebrauch genommen wird, wenn ein Einwohner von Bedeutung von einer langen Reise zurückkehrt. Nach alter Sitte ißt man aus ihr nur mit den Fingern, nie mittels Gabel oder Löffel. Ein paar Sklaven mit Waschbecken, Kanne und Handtuch machten die Runde bei den Tischgenossen: dann gab ein alter Herr das Zeichen zum Zulangen, und jeder eröffnete den Angriff auf die Riesenschüssel, welche einen angenehm schmeckenden Brei aus Mehl, Milch und Honig enthielt. Bei der nachfolgenden Unterhaltung erklärten sich mehrere der Anwesenden bereit, Largeau nach Frankreich zu begleiten, um die

dortigen Fabriken zu besehen und Probeeinkäufe zu machen. Ihr Gast mußte ihnen das leider ausreden, da er nicht Mittel genug besaß, sie in seiner Heimath gastfreundlich zu empfangen, ja sie auch nur bis Alger zu schaffen, und auf eine Unterstützung Seitens der Regierung und der Handelskammern nicht rechnen durfte. Doch versprach er im nächsten Jahre mit einer Karawane französischer Kaufleute zurückzukehren und seine Gastfreunde abzuholen. Ein Brief des Gouverneurs sicherte den Franzosen gute Aufnahme zu.

Da inzwischen die heiße Jahreszeit rasch herankam, setzte er seine Abreise nach Suf auf den 6. Mai fest, miethete andere Kameeltreiber, da Rabah nach Uargla zurückgekehrt war, und verließ am bestimmten Tage um 2 Uhr Nachmittags die gastliche Stadt, eine Strecke weit begleitet von den Notabeln in ihren schönsten Gewändern und von fünfzig Reitern der Garnison, während auf dem Sandsteinhügel die Menge des Volkes versammelt war und zur Feier des Ereignisses, wie üblich, die Flinten abschoß.

An diesem Tage konnte man doch nicht mehr weit gelangen, lagerte also schon bald nach 5 Uhr, nachdem man die schlimme Sebchat el-Malah überschritten hatte. Die Karawane umfaßte neun Personen: Largeau und seinen Diener Ali, drei Kameeltreiber Bel Kasem ben-Baschir, Aun ben-Menaser und Messaud ben-el-Bahadi, ferner den zwanzigjährigen Bel Kasem ben-Amar, den riesigen, fast vierzigjährigen El Fehem ben-Mohammed, den Neger Belel,



Ughrud auf dem Wege nach Suf. (Nach einer Photographie.)

der Messaud's Diener war, und den ehrwürdigen Naser ben-Rhotaja. Letzterer hatte sich nach Verlust von Weib und Kind so an die Wüste gewöhnt, daß er im Dorfe vor Langeweile fast umkam; seine jungen Freunde nahmen ihn deshalb stets mit in die Dünen, obwohl er dort nicht mehr jagte, sondern trieb, was ihm beliebte.

Der achte März war ein anstrengender Tag: in der Sonne waren es 58° und man mußte ein wahres Chaos von spitzen Ughrud, tiefen Schluchten, die vielfach von „Adern" durchsetzt wurden, und Dünen bis zu 150 m Höhe durchschneiden. Die Frühstücksrast wurde am Fuße des Ghurd El-Hanamed gemacht; derselbe führt den Namen eines östlich von Ghadames lagernden Stammes und ist bekannt durch ein vor 60 Jahren geliefertes Gefecht zwischen Leuten von Suf und einer Bande von Hanameds, welche letzteren ihren hinterlistigen Ueberfall der Suafa insgesammt mit dem Leben bezahlen mußten. Am Boden eines ziemlich tiefen Loches zeigte man dem Reisenden noch ein Dutzend Schädel, welche die Suafa stets von Neuem, wenn sie der Sand bedeckt, herausgraben.

Beim Erwachen am 9. März fanden sich der Reisende und seine Gefährten von einer Menge kleiner gelber Skorpione umgeben; es soll das nach Angabe der Jäger stets der Fall sein, wenn sich während der Nacht Ostwind erhebt. Am selben Tage sah man beim Sif el-Azel Ueberbleibsel eines Kampfes, welchen im Jahre 1870 die Schaamba und die Leute von Sinaun gegen einander ausgefochten hatten. Schädel, einzelne Knochen und zwei vollständige Skelette, halb im Sande begraben, lagen noch herum, wie sich überhaupt längs dieses Weges zwischen Ghadames und Suf

zahlreiche Gräber von gefallenen Kriegern, Ermordeten und umgekommenen Sklaven finden. In trauriger Einförmigkeit ging der Marsch in ungefähr nordwestlicher Richtung die nächsten Tage weiter. Ein Ereigniß betrübender Art war es, daß zwei Schläuche zerrissen, der eine in Folge dessen, daß das Horn einer Gazelle, die man am Kameelsattel aufgehängt, ihn durchstoßen hatte; man war von nun an gezwungen kleinere Wasserrationen zu vertheilen, was besonders unangenehm empfunden wurde, als am 13. ein heftiger Samum losbrach und den Reisenden trotz aller Vorsichtsmaßregeln den feinen Staub in Augen, Nase und Mund jagte. An der Stelle Meksem el-Assel (Honig-Paß), so genannt, weil Jemand dort einmal einen Topf voll Honig zerbrochen hatte, lagerte man, von Durst erschöpft. Mehrmals mußte man in der Nacht aufstehen, um den niederfallenden Sand von sich abzuschütteln, und dennoch war man am nächsten Morgen halb von demselben begraben. Obendrein hatten sich fünf Kameele verlaufen, deren letztes die Jäger erst lange nach Mittag und nach unsäglichen Anstrengungen herbeizuschaffen vermochten. Erst kurz vor 3 Uhr konnte man aufbrechen, ein Zeitverlust, den man Angesichts des drohenden Wassermangels dadurch wieder einzubringen suchte, daß man am folgenden Tage (15. März) um 3 Uhr früh aufbrach und $13\frac{1}{2}$ Stunden lang marschirte. So setzte man es durch, am 16. um 8 Uhr 20 Minuten glücklich den „Neuen Brunnen“, Bir el-Dschedid, zu erreichen, der trotz seinem Namen der älteste weit und breit ist. Er ist 12,9 m tief, sein Wasser 21° warm und sehr angenehm; es gilt für das beste in diesem Theil der Wüste und ist das süßeste, welches Largeau in der Sahara getrunken hat. Nachdem sich die Menschen gelabt, kamen die Kameele daran, welche seit 11 Tagen kein Wasser gesehen hatten, und einige arme kleine Esel, welche Largean's Leute in ihre Heimath mitnahmen und unterwegs nur dreimal nothdürftig getränkt hatten.

Am 17. überschritt man die Ebene Besebabit, d. h. „Mit den Schuhen“; diesen Namen führt sie, weil die Kalkschiefer-Blättchen, mit welchen sie besäet ist, die Araber zwingen, ihr Schuhwerk anzulegen. Darauf folgen die „Mehldünen“ (Zemul ed-Degig), die aus weißem, gipsigem Kalke bestehen und so ihren Namen rechtfertigen; sie besitzen eine verhältnißmäßig reiche Vegetation und können als Weideplätze dienen. Am nächsten Tage trennten sich die meisten Begleiter Largeau's von ihm, um zu Stammesgenossen, die in der Nähe lagerten, zu stoßen, und er behielt nur drei Kameeltreiber bei sich.

Am 19. Nachmittags betrat man eine Gegend, die vorzugsweise als El-Erg (die Adern) bezeichnet werden kann. Von dort an bis über El-Uëd hinaus ist die ganze, natürlich sehr gewellte Ebene mit niedrigen weißen „Adern“ bedeckt, welche sich wie mächtige Furchen in der Richtung von Nordosten nach Südwesten erstrecken. In dieser Richtung wird auch sonst in der Sahara der Sand vom Winde fortbewegt. Am 20. war der Weg mitten im Erg schlecht genug, aber alle schritten munter zu in dem Gedanken, daß ihre Leiden bald ein Ende erreichen würden, daß man sich Suf nähere und bald Sonnengluth und faulendes Wasser mit kühlem Baumschatten und einem frischen Trunke vertauschen könnte.

Die Fahrt des „Rodgers“ nach Wrangel-Land[1]).

Am 16. Juni 1881 verließ der von der amerikanischen Regierung ausgesandte Dampfer „Rodgers“ den Hafen von San Francisco, um im Eismeere, nördlich der Beringstraße, eine Suchexpedition nach dem seit September 1879 verschollenen Polarschiffe „Jeannette“ auszuführen. An Bord des „Rodgers“ befanden sich der Befehlshaber, Lieutenant Robert M. Berry und 35 Mann; nähere Angaben über die Mannschaft und Ausrüstung dieser Expedition wurden bereits in dieser Zeitschrift mitgetheilt[2]).

Nach 33tägiger Ueberfahrt traf der „Rodgers“ am 19. Juli in Petropawlowsk (Kamtschatka) ein, fuhr am 26. nach St. Michael, der am Norton-Sund gelegenen Handelsstation im nördlichen Alaska, weiter, und von dort nach der St. Lorenz-Bai, auf der sibirischen Seite der Beringstraße, wo er am 18. August anlangte. An diesen Stationen wurden Pelzkleider, Eskimo-Hunde und Schlitten, einige Tschuktschen-Jäger, sowie frische Kohlenvorräthe an Bord genommen. Schon am 19. passirte der „Rodgers“ die Beringstraße und dann den Polarkreis und erreichte am 21. Kap Serdze-Kamen, die Nordspitze der Tschuktschen-Halbinsel, wo bei einem kleinen Dorfe geankert wurde, von dessen Bewohnern man aber aus Mangel an Dolmetschern keine Erkundigungen einziehen konnte, worauf nach kurzem Aufenthalt der Kurs direkt nach Norden genommen wurde. Am Abend des 23. kam Kap Hawaii, die Südostspitze von Wrangel-Land, in Sicht und am nächsten Morgen waren bei kaltem klaren Wetter sowohl letzteres als die Herald-Insel deutlich zu sehen. Gegen Mittag hielt der „Rodgers“ an der westlichen Seite der Herald-Insel, welche eisfrei gefunden wurde. Lieutenant Manning wurde mit einer Bootsmannschaft ans Land geschickt, was in Folge der heftigen Brandung nur mit Mühe gelang. Von der höchsten Spitze der Insel wurde eine Umschau nach Spuren der „Jeannette“ und der vermißten Walfischfänger gehalten, aber ohne Erfolg; ja selbst der vom Zollkutter „Corwin“ am 31. Juli errichtete Steinkairn auf der Nordostspitze wurde nicht einmal gesehen. Wrangel-Land war in voller Sicht, aber nach Norden war trotz der klaren Luft keine Spur von Land zu sehen. Nachdem das Boot wieder an Bord genommen, fuhr der „Rodgers“ noch eine Strecke weit an der Südküste entlang und richtete dann den Kurs nach Kap Hawaii auf Wrangel-Land.

Am nächsten Morgen um 10 Uhr war man in Sicht desselben; das östliche Ufer war mit dickem Packeis besetzt, das sich, so weit man sehen konnte, nach Norden erstreckte. Langsam durch die offenen Wasserstraßen im losen Eise auf der Südseite dampfend, näherte der „Rodgers“ sich allmälig dem Lande und konnte um 10 Uhr Abends, etwa eine halbe englische Meile vom Ufer, in 6 Faden tiefem, eisfreien Wasser Anker werfen. Zur Feier des glücklichen Erfolges wurden zwei Raketen abgebrannt. Am Morgen des 26. August untersuchte ein Boot eine benachbarte Lagune, in

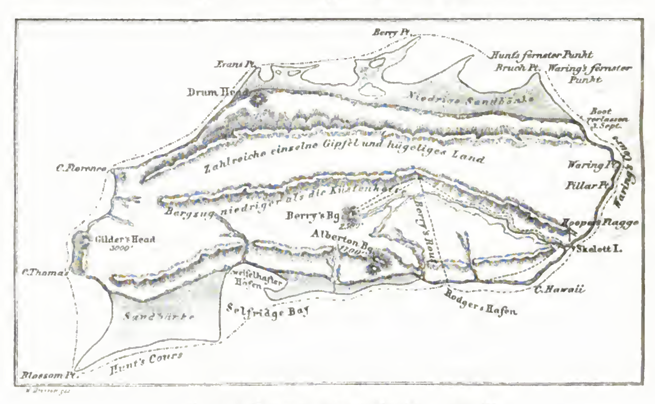
[1]) Nach dem officiellen Berichte des Lieutenant Berry und den Briefen des Specialkorrespondenten im „Newyork Herald“ vom 17. und 18. November 1881.

[2]) Vergl. „Globus“ Bd. XL, S. 108.

welcher man hinter einer niedrigen Sandspitze einen ausgezeichneten kleinen Hafen mit tiefem Wasser und gutem Ankergrund fand. In diesem wurde der „Rodgers“ festgelegt, worauf man sogleich die Vorbereitungen für die drei Suchexpeditionen begann, welche das neue Land erforschen sollten.

Wrangel-Land (das Kellett-Land der englischen Admiralitätskarten), dessen Existenz seit dem Jahre 1822 durch den russischen Gouverneur Wrangel nach den Aussagen der Küsten-Tschuktschen, welche bei klarem Wetter vom Kap Jakan aus die hohen Berge des fremden Landes im Norden sehen konnten, bekannt geworden, wurde erst 1849 von dem englischen Kapitän Kellett von der Herald-Insel aus gesehen. Im August 1867 fuhr der amerikanische Walfischfänger „Nile“, Kapitän Long, in kurzer Entfernung von der Südküste entlang, aber ohne eine Landung zu machen, und seitdem ist Wrangel-Land fast jedes Jahr von den Walfischfängern gesichtet, aber noch nie betreten worden; denn auch die erst kürzlich gemeldete Landung des Kapitän Dallmann, mit dem Schoner „Talbot“ schon im Jahre 1866, scheint an Mangel von Beweisen und inneren Widersprüchen zu leiden [1]). Die erste authentische Landung auf Wrangel-Land führte Lieutenant Reynolds vom „Corwin“ am 12. August 1881, also 13 Tage vor der Ankunft des „Rodgers“, aus. (Vergl. „Globus“ Bd. XL, S. 320.)

Am Nachmittage des 27. August verließen die drei Forschungsexpeditionen das Schiff. Die erste derselben, welche in das Innere der Insel dringen und einen hohen Punkt besteigen sollte, wurde von Kapitän Berry selbst ausgeführt, der von dem Schiffsarzt Dr. Jones und vier Mann begleitet wurde, darunter Frank Melms, einem Mitglied der Schwatka'schen Expedition nach König-Wilhelm-Land



Wrangel-Land nach den Aufnahmen des „Rodgers“.
(Die Originalskizze giebt folgende Positionen an: Berry Point 71° 32′ n. Br.; Blossom Point 70° 50′ n. Br. 179° 28′ östl. L. Greenw.; Rodgers Hafen 70° 57′ n. Br.; 178° 10′ westl. L.; Waring Point 71° 18′ n. Br. 177° westl. L.)

1878 bis 1880. Die zweite, unter Lieutenant Waring mit Dr. Castillo und fünf Mann, sollte in einem Boot der Küstenlinie nach Osten folgen, und die dritte unter Lieutenant Hunt mit dem Ingenieur Zane und fünf Mann hatte die Instruktion, die Fahrt um die Insel in westlicher Richtung auszuführen. Beide Boote wurden mit Vorräthen auf 15 Tage ausgerüstet. Das Hauptschiff blieb mit 19 Mann unter Befehl des Lieutenants Putnam zurück, welcher mittlerweile Vermessungen des Hafens und der benachbarten Küstenlinien ausführen sollte. Der Verlauf der drei Expeditionen muß nun getrennt verfolgt werden.

1. Lieutenant Berry's Expedition ins Innere. Diese Abtheilung ging zuerst in fast nördlicher Richtung gegen 20 engl. Meilen weit in die Insel hinein. Die Vegetation im Innern war äußerst spärlich und unterschied sich durch Nichts von derjenigen an der Küste. Von Thierspuren wurden nur diejenigen einiger Füchse und Feldmäuse gesehen; die von Kapitän Dallmann berichteten Spuren von Moschusochsen wurden nirgends entdeckt. Zwei Hügelketten folgen dem Lauf der nördlichen und südlichen Küsten, während eine Centralkette, die aber niedriger als die Küstenberge ist, in ost-westlicher Richtung die Insel durchzieht. Zwischen den verschiedenen Höhenzügen befindet sich kahles, wellenförmiges Land, welches von Bächen durchströmt wird, die anscheinend von dem Schnee der Bergketten genährt werden. Lieutenant Berry bestieg einen, fast im Centrum der Insel gelegenen, gegen 2500 Fuß hohen Berg, von wo er offenes Meer rings um die Insel sehen konnte, mit Aus-

[1]) Dagegen tritt Dr. Lindeman neuerdings (Deutsche Geogr. Blätter IV, S. 319 ff.) nachdrücklich für Dallmann's Priorität hinsichtlich der Entdeckung von Wrangel-Land ein.

nahme des Westens und Südwestens, wo eine hohe Bergkette die Aussicht verhinderte. Jedenfalls wurde aber der bisher unbekannte, insuläre Charakter des Wrangel-Landes außer Zweifel gestellt. Nachdem man eine Anzahl Pflanzen- und Mineralproben sowie mehrere gut erhaltene Mammuthstoßzähne gesammelt, trat die Expedition die Rückkehr zum Schiffe an. In der Nacht des 3. September traf Lieutenant Berry bei demselben ein, da er voraus gegangen war, um seinen durch Strapazen und Schneestürme erschöpften Leuten Hilfe zu holen, und am nächsten Tage befanden sich alle Mitglieder dieser Abtheilung wieder wohlbehalten an Bord. Während ihrer Abwesenheit hatten die Zurückgebliebenen drei Eisbären, die wohl auf schwimmendem Eise vom Festlande herübergekommen sein mögen, sowie 10 Walrosse erlegt. Die genaue Lage des „Rodgers-Hafen“ war zu 70° 57′ nördl. Br. und 178° 10′ westl. L. bestimmt worden.

2. Waring's Expedition nach Osten. Diese Abtheilung trat ihre Bootfahrt mit günstigem Winde an und erreichte am Abend Kap Hawaii, wo gelandet und gelagert wurde. Am nächsten Morgen fuhr das Boot in eine Flußmündung ein, in deren Nähe die vom „Corwin“ aufgerichtete Flaggenstange sowie die niedergelegten Dokumente gefunden wurden. Am Nachmittag passirte man ein Vorgebirge, welches sich durch eine gegen 100 Fuß hohe Felsensäule auszeichnete und deshalb „Pillar Point“ benannt wurde. Hier stellte sich schweres Packeis ein, das, so weit das Auge reichte, sich nach Osten erstreckte. In der Nähe des Ufers waren noch einige schmale Wasserstraßen frei, durch welche das Boot langsam weiter fuhr und so die Ostspitze — Waring's Point — passirte. Am Abend mußte jedoch das Boot vor undurchdringlichem Eise aus Ufer gezogen werden. Von einem hohen Hügel aus sah Waring, daß die Küste sich jetzt nach Westen wandte und in lange, niedrige Sandspitzen auslief, welche große Lagunen voller Packeis bildeten. Am nächsten Tage gelang es noch, während 6stündiger schwerer Arbeit, um weitere 5 Seemeilen vorzudringen und dadurch die Nordwestspitze zu erreichen, aber dann begann der Nordwind die Eisfelder dicht ans Ufer zu treiben, so daß wieder das Boot ans Land gezogen werden mußte, um es vor dem Zerdrücken zu retten. An dieser Stelle blieb die Expedition drei Tage lang liegen, vergeblich auf ein Aufbrechen des Eises wartend. Am 2. September sandte Waring einige seiner Leute bis zu der nächsten, gegen 15 Meilen entfernten Landspitze, von wo sie die Küstenlinie nach Westen bis zur Biegung nach Südwest sehen konnten. Diese Spitze — Bruch Point benannt — war der weiteste von dieser Expedition erreichte Punkt, denn am nächsten Tage beschloß Waring, das Boot zurückzulassen und zu Fuß über Land zum Schiffe zurückzukehren. Auf einem Hügel wurde eine Segelstange mit einem Bericht aufgestellt, das Boot aus dem Bereich der Fluth gezogen und umgekehrt; und am frühen Morgen des 3. September inmitten eines starken Schneesturmes der Rückmarsch angetreten. Nach großen Anstrengungen und in sehr erschöpftem Zustande traf diese Abtheilung am nächsten Tage wieder am Rodgers-Hafen ein.

3. Hunt's Expedition nach Westen. Derselbe Wind, welcher die vorige Expedition bei ihrer Abfahrt begünstigte, zwang diese Abtheilung zu der schweren Arbeit des Ruderns, so daß sie Abends 9 Uhr beim Lagern sich erst 9 Meilen westlich von dem Schiffe befand. Auch am nächsten Tage blieb der Gegenwind sehr hinderlich; bei einer Landung zur Untersuchung eines vermeintlichen Kairns wurde ein großer Eisbär erlegt. Am dritten Tage passirte das Boot die südwestliche Spitze der Insel (Blossom-Point) an einer niedrigen, großen Sandbank, und dann wandte sich der Kurs nach Norden. Jetzt stellte sich viel Eis ein, und trotz angestrengter Arbeit gelang es nur 4 Meilen zurückzulegen. Am folgenden Tage konnte die Expedition nur vorwärts dringen, indem Wege durch das Eis geschnitten und das Boot mit Stricken vom Lande aus weiter gezogen wurde, und Tag auf Tag mußte diese mühselige Arbeit fortgesetzt werden. Auf diese Weise wurden die westlichen Vorgebirge passirt, und erst am 5. September erreichte das Boot die nördliche Spitze, Evans Point. Von hier konnte Hunt deutlich die nordöstlichen Vorgebirge der Insel, wo Waring am 3. September umkehrte, sehen. Die ganze Nordküste bestand aus einer Reihenfolge von niedrigen Sandspitzen, zwischen welchen große, aber sehr seichte Lagunen lagen, in welchen das Boot fortwährend festlief. Manche dieser Spitzen liefen 20 bis 25 Meilen weit vom Festlande ins Meer hinaus, und dabei waren sie so dicht mit Eis besetzt, daß die Expedition oft noch um Mitternacht beschäftigt war, durch einzelne Wasserstraßen einen geeigneten Lagerplatz zu suchen. Nachdem Hunt einen Punkt erreicht, wo ihn nur noch wenige Meilen von Waring's letztem Lager trennten, sah er sich, wie Jener, von demselben undurchdringlichen Packeis gezwungen umzukehren. Die Rückfahrt wurde in fünf Tagen ausgeführt, und am Abend des 11. September befanden sich wieder sämmtliche Mitglieder der Expedition an Bord des „Rodgers“.

Obgleich es somit keinem der Boote gelang, die Umschiffung von Wrangel-Land auszuführen, ist dieselbe dennoch insofern vollständig, als die beiden Umkehrpunkte in deutlicher Sicht von einander waren. Der Haupterfolg der Expedition besteht somit in der vollständigen geographischen Aufnahme dieser bisher so geheimnißvollen Insel, dagegen ist ihr Hauptzweck — den Schleier über das Schicksal der „Jeannette“ zu lüften —, verfehlt, denn nirgends wurde die geringste Spur derselben entdeckt, trotzdem Kapitän De Long die Absicht hatte, Berichte auf Wrangel-Land niederzulegen [1]).

* * *

[1]) Die „Jeannette“ ist, wie sich inzwischen herausgestellt hat, von Wrangel-Land, unweit dessen sie am 2. September 1879 zuletzt gesehen wurde, nach Nordwesten vorgedrungen oder dorthin gerathen und hat dort ihr Ende gefunden. Das bezügliche Telegramm aus St. Petersburg vom 20. Decbr. 1881 lautet:

Die Regierung von Jakutsk wurde benachrichtigt, daß neun Eingeborene des Shiganster Bezirks am Kap Barkin (Nordostspitze des Lena-Deltas), 140 Werst nördlich vom Kap Bykow, am 14. September ein großes Boot fanden mit elf Personen von dem Dampfer „Jeannette“, welcher nach vielen Leiden Schiffbruch gelitten hatte. Der Adjunkt des Distriktschefs wurde sofort beauftragt, mit einem Arzt und Medikamenten den Schiffbrüchigen Hilfe zu leisten, sie nach Jakutsk zu bringen und nach der übrigen Mannschaft zu suchen. 500 Rubel wurden zur Deckung der ersten Kosten angewiesen. Der zu dem gescheiterten Dampfer gehörige Ingenieur Melville sandte drei identische Telegramme an den Besitzer des „Newyork Herald“, Bennet, in London, an den Sekretär der Admiralität in Washington und an den amerikanischen Gesandten in Petersburg. Die Schiffbrüchigen litten an Allem Mangel. Melville meldet, daß der Dampfer „Jeannette“ am 23. Juni unter dem 77. Breitengrade (genauer 77° 15′) und dem 157. Längengrade vollständig von Eismassen eingeschlossen war. Die Schiffbrüchigen, welche in drei Abtheilungen in Booten aufgebrochen waren, wurden 50 Meilen nordwestlich von der Mündung der Lena durch heftige Stürme und Nebel getrennt. Das Boot Nro. 3 unter der Führung Melville's erreichte am 17. September die östliche Mündung der Lena, wo es durch Eisschollen bei dem von heidnischen Eingeborenen bewohnten Weiler Bolonenga festgehalten wurde. Das Boot Nro. 1 unter Befehl von Lieut. de Long ist an der nördlichen Mündung der Lena gelandet; die Mannschaft desselben befindet sich in einem furchtbaren Zustande, da mehreren Personen die Gliedmaßen abgefroren sind. Zur Unterstützung der Unglücklichen, die sich in äußerster Gefahr befinden, ist eine Expedition abgegangen. Vom Boote Nro. 2 fehlen noch alle Nachrichten.

Am 13. September, nach 19tägigem Aufenthalt, verließ der „Rodgers“ seinen Hafen, um noch einen Vorstoß gegen Norden auszuführen. Nach einem, durch Packeis verhinderten Versuche, das von Waring am Nordostende zurückgelassene Boot abzuholen, wandte sich das Schiff wieder zur Herald-Insel, wo ebenfalls ein Versuch, auf der östlichen Seite zu landen, mißlang. Sodann wurde der Kurs direkt nach Norden genommen, bis am 16. der Rand des Packeises unter dem 73° nördl. Br. getroffen wurde; doch gelang es nach N.-O. noch weiter vorzudringen, bis am 19. der „Rodgers“ seinen nördlichsten Punkt unter 73° 44′ nördl. Br. und 171° 48′ westl. L. erreichte, überhaupt der höchste, je im Norden der Beringstraße erreichte Punkt. Von hier konnte vom Mastkorbe aus nach Norden kein Land gesehen werden, sondern es ergaben auch die Lothungen, daß die **Meerestiefe, je weiter das Schiff nach Norden kam, zunahm**: und zwar von 20 bis 30 Faden bei der Herald-Insel bis zu 82 Faden an diesem Punkte. Der Meeresboden war bald hart, bald bestand er aus schwarzem Sande oder, wie an der tiefsten Stelle, aus bläulicher Erde.

Nun kehrte der „Rodgers“ zum nordöstlichen Theile von Wrangel-Land zurück, wo er am 22. eintraf, und da mittlerweile der Wind das Eis etwas verschoben hatte, gelang es diesmal Waring's Boot und alle zurückgelassenen Gegenstände seiner Expedition wieder zu erlangen, worauf der Kurs nochmals nach Norden genommen wurde, um das hier von einem Walfischfänger vermeintlich gesehene Land zu finden. Die Fahrt ging am Ostrande des Packeises entlang, bis am 24. unter 73° 28′ nördlicher Breite und 179° 52′ westl. L. ein weiteres Vordringen durch die Wendung der Eiskante nach Osten verhindert wurde. Auch hier war kein Land im Norden sichtbar, und die Wassertiefen nahmen von 10 Faden bei Wrangel-Land bis zu 32 zu. „Ich hielt es für unnütz“, sagt Lieutenant Berry in seinem Berichte, „zu dieser Jahreszeit noch weiter in dieser Richtung vorzudringen, da bei diesem Versuche das Schiff in Gefahr gerathen würde, vom Packeis eingeschlossen zu werden und überwintern zu müssen, und zwar ohne genügenden Zweck; denn es ist schwer zu sagen, in welche Richtung die „Jeannette“, nachdem sie vom Eise besetzt wurde, von Wind und Strömung getrieben wurde.“

Am 26. September erreichte der „Rodgers“ wieder die Herald-Insel, und dieses Mal wurde bei einer Landung der vom „Corwin“ errichtete Steinkairn am Nordostende gefunden. Sodann nahm das Schiff den Kurs nach der sibirischen Küste, die es beim Kap Jakan erreichte. Auf einer Insel, 20 Meilen westlich von Kap Serdze Kamen, wurde hierauf eine Winterstation mit Hütte und Vorräthen errichtet, in welcher Lieutenant Putnam mit fünf Mann zurückgelassen wurden. Derselbe hat Instruktionen, während des Winters vermittels Schlittenpartien die Nachforschungen längs der Küste fortzusetzen. Der „Rodgers“ kehrte durch die Beringstraße zurück, und traf am 15. Oktober in der St. Lorenz-Bai ein, wo er sich gegenwärtig im Winterquartier befindet. Im nächsten Frühjahr gedachte Lieutenant Berry, nachdem er in der Plover-Bai neue Kohlenvorräthe eingenommen, so weit als möglich nach Norden vorzudringen, ein Plan, welcher infolge der Auffindung der Besatzung der „Jeannette“ nun wohl Aenderungen erfahren wird.

F. Birgham.

Turkmenisches.

1. Ethnographisches über die Teke.

Von Dr. O. Heyfelder.

Meinen Bemühungen, möglichst viel auch nachträglich noch[1]) über die Bewohner der Achal-Teke-Oase zu erfahren, wurde dadurch Vorschub geleistet, daß ich diesen Sommer in Piatigorsk mit meinem Dolmetscher zusammen traf. Dies war Fürst Argutinsky, ein Armenier, welcher auch die allgemeine Tatarensprache spricht und den Häuptling Tekma-Syrdar zu mir begleitet hatte. Als Tekma-Syrdar in Bami weilte, wünschte er den Hakim-Pascha, den Pascha unter den Aerzten, zu besuchen, für welchen die Orientalen eine große Verehrung fühlen. Er war einigermaßen enttäuscht, daß ich keinen andern Turban trug als die Offiziere und keinen andern Talar, sondern eben auch den grünen Rock und die grüne Mütze im Winter, den weißen Rock und die weiße Mütze im Sommer, daß Haar und Bart beschnitten waren nach allgemein militärischem Brauch. Er sowie sein Begleiter betrugen sich ehrerbietig, doch mit vollkommener Freiheit und über dem braunen Gesicht des Dux Teccorum lag etwas, das davon zeugte, wie diese Brauen gewohnt seien, schwerttragende Männer zu bedräuen. Er selbst ist nicht von dem schönern, reinern Typus der Achal-Tekes; der Schädel ist dolichocephalisch, die Backenknochen sind etwas hervorstehend, die Nase nicht von edler Krümmung oder bedeutender Gestalt. Die Hautfarbe war stark gebräunt, doch nicht gelb. Wir selbst waren ungefähr ebenso dunkel schattirt, wenn auch die Blonden unter uns mehr ins Röthliche spielten. Einem Teke, der schon im Sommer 1880 gefangen genommen worden und wegen einer Wunde in dem Barackenhospital zu Tschikischlar, also geschützt vor Wind und Sonne, monatelang lag, bleichte das Gesicht so, daß er vollkommen weiß war wie ein Europäer. Dabei hatte er ein ovales Gesicht, blaue Augen, eine Adlernase, dunkles Haar, war etwas über Mittelgröße, das Skelett nicht grob, doch auch nicht grazil; er erinnerte mich lebhaft an die kaukasischen Bergbewohner. Diese beiden Männer möchten so ziemlich die beiden Haupttypen der Achal-Tekes repräsentiren. Blonde habe ich keine gesehen, Dicke ebensowenig, selbst die Frauen entbehren der Leibesfülle. Dabei ist allerdings zu bemerken, daß wir wahrscheinlich die wohlgepflegten, vornehmeren Frauen gar nicht zu sehen bekommen haben.

Während die Perser, die mich besuchten, wünschten „Möge dein Schatten lang werden“, so begnügte sich Tekma-Syrdar mit einem einfachen Salem alik, nahm nicht ohne Würde Platz (trotz seiner höchst einfachen Kleidung) und sprach gleich von ernsten und praktischen Dingen. Dabei wurden die Nachbaren, sowohl die Turkmenen als die Perser mit einer gewissen Verachtung, letztere außerdem mit einer gewissen Gehässigkeit erwähnt. Von den ersteren erzählte er

[1]) Vergl. „Globus“ XL, S. 8, 26, 154.

uns, wie sie, die Tekes, dieselben zu Paaren getrieben und zuweilen bis ans Kaspische Meer verfolgt haben. Mit den Persern aber haben sie seit Menschengedenken Krieg geführt. Bald zogen die Tekes über die Grenze, brandschatzten persische Dörfer und führten den Raub an Teppichen, Herden, Vorräthen, wohl auch an Frauen in ihre Oase hinweg. Nach einiger Zeit rafften sich wieder die Perser auf, sammelten ein kleines Heer, stiegen über den Kopet-Dag hinab gegen Aschabad, gegen Gök-Tepe oder Bami, zerstörten den Tekes ihre Obstgärten und Wasserleitungen, raubten ihnen die Herden und die Vorräthe. So war es gekommen, daß die befreiten persischen Gefangenen, die persischen Arbeiter, die ich zu Desinfektions- und Assanisationsarbeiten gedungen, und die herbeigereisten persischen Kaufleute mit besonderer Vorliebe Geräthe, Kleider und Teppiche aus der Festung Dengli-Tepe stahlen, nachdem diese erobert war. Sie mochten Manches als Provenienzen aus ihrer Heimath erkennen. Jedenfalls war eben jetzt einmal wieder an ihnen die Reihe zu rauben. Darüber, wie überhaupt über die dreitägige Plünderung der Festung verlor Tekma-Syrdar kein Wort. Das schien Usus. Dagegen sprach er sich ganz streng mißbilligend darüber aus, daß Perser unter Zulassung unsererseits Weideplätze in den Bergen nahe der Grenze oder auf der neutralen Zwischengrenze abgemäht hatten. Da die Tekes im Hochsommer mit ihren Familien und ihren Herden in das Gebirge ziehen, so ist es, wie er ganz klar entwickelte, Lebensbedingung für sie, daß die Weiden dort unversehrt bleiben. Auf meine Frage, ob Niemand in den Festungen der Ebene zurückbleibe, erwiderte er: „die Alten“ und wie es scheint, auch die Armen. Auch hier fällt die Villegiatur nicht Allen zu. Als ich weiter frug, wo die Herden im eigentlichen Winter weilten, da ich bemerkt hatte, daß die Vorräthe an komprimirtem Heu oder besser „geflochtenem Klee“ und an Gerste (ihre Pferde fressen Gerste statt Hafer) nur für die Hausthiere, nicht aber für Herden ausreichten, so zeigte er mit der Hand nach Osten und sagte: „Wir haben dort noch Weideplätze, welche im Winter grün sind.“

Während die Jomuden vollkommene Nomaden sind, so bewohnen die Tekes bestimmte Stellen und wandern nur mit ihren Herden nach dem Bedürfniß und dem Zwang der Jahreszeiten bald der Frische, bald der Wärme nach. Auf die Beraubung handeltreibender und ackerbauender Nachbarn sind sie angewiesen, weil ihr eigenes Gebiet nicht fruchtbar und nicht mannigfaltig genug ist, um sie ausgiebig zu ernähren. Einmal aber gewohnt, im Sattel zu sitzen und das Schwert zu schwingen, erging es ihnen, wie andern Raubrittern auch. Sie fanden es dann leichter, angenehmer, einträglicher, zuletzt sogar ehrenvoller, die Karawanen zu überfallen und mit dem Speer, Säbel, Dolch in der Hand die Teppiche, Pelzwaaren (hoch geschätzt im Orient), Schmuck, Vorräthe für Mund und Magen zu gewinnen, als sie durch Pflugschaar und Schaufel dem Boden abzuringen. Daß sie jedoch geschickte und rührige Arbeiter sind, haben uns die in Dengli-Tepe vorgefundenen Werkzeuge, Schmieden, Laboratorien bewiesen und dasselbe konnte ich beobachten, wenn Tekes bei den Assanisationsarbeiten mit Hand anlegten.

Diese großartige Arbeit nämlich, die 7000 Menschenleichen und die ungezählten Thierkadaver durch Verbrennen und Begraben unschädlich zu machen, den Augiasstall in dem Innern der Festung, wo 35 000 Menschen mit ihren Herden und Hausthieren zusammengedrängt gewesen waren, zu reinigen, Gräben und Erdlöcher auszufüllen, Lehmmauern zu zerstören: diese Arbeit habe ich so zu sagen allein und ohne alle landläufigen Hülfsmittel ausgeführt. Civilisirte Nachbarvölker gab es nicht, die gleich den Belgiern und Schweizern von 1871 ihre Hülfskommissionen auf das Schlachtfeld geschickt hätten. So ausgiebige Mengen Desinfektionsmittel enthielten unsere Apotheken nicht. Bis dieselben aus Baku und Tiflis in Eilmärschen herbeigeschafft wurden, vergingen doch sechs bis acht Wochen. Soldaten sollten auf General Skobolew's Befehl nicht verwendet werden. Geld ward mir angewiesen, sonst nichts. So mietheten wir, oft etwas zwangsweise, bald einige hundert Perser, bald einige hundert Tekes, doch nie beiderlei Nationen zugleich. Die einen wie die anderen verlangten am Abend Bezahlung in Silbergeld, so daß ich theils aus der Feldkasse, theils durch Einwechseln auf dem Markt täglich 60 bis 100 Rubel zu beschaffen hatte. Am Abend erschienen dann die Arbeiter, einige hundert Mann stark, vor meinem Zelt, ließen sich im Halbkreise auf ihre Fersen nieder, legten die Werkzeuge ab und erhielten Bezahlung. War ein Schriftgelehrter unter ihnen, so schrieb er die Quittung. War kein solcher da, so holten wir einen vom Markte. Die Tekes führten die Schaufeln und Hacken mit großer Energie. Obgleich ich Dolmetscher und Aufseher engagirte und zukommandirt erhielt, so geschah es mir, daß ich im Eifer zu zeigen, was ich wollte, selbst ein Werkzeug ergriff und grub oder beschüttete oder sprengte. Das gefiel ihnen ganz besonders und mit einem lauten Allahgeschrei gaben sie ihren Beifall kund. Doch die Schaufel ließen sie mir nicht lange in der Hand, sondern entrissen sie mir alsbald, um selbst weiter zu arbeiten. Dagegen hatten die Perser ein besonderes Talent alle auf einen Haufen zu drängen, zu schreien, zu wirthschaften, aber dabei blutwenig zu thun. Stand man nicht immer dabei, so beschütteten sie die Leiche ein wenig mit Erde und gingen davon; dann hatte ich nach drei Tagen die Aufgabe, zum zweiten Male zu begraben. Allen that es leid, Waffen, wenn auch verrostet, Kleider, wenn auch blutbefleckt, mit den Leichen zu bestatten. Nicht selten mußte ich die Reitpeitsche erheben, um es zu verhindern, daß halb faule Leichen in der Art entkleidet wurden von den Persern, um damit zu handeln, von den Tekes um die Sachen selbst zu tragen. Gewiß sind trotz aller Aufsicht derartige Kleidungsstücke in den Handel gekommen und haben als Träger der Infektion gewirkt. Meine Leute durften mir keinen Teppich, absolut nichts in mein Zelt bringen und selbst nicht plündern.

In einem Punkte waren aber die Arbeiter ganz gleich, ob Chaldäer, wie die Perser sich nannten, oder Tekes. Sie steigerten mich alle Woche mit dem Taglohn. Im Anfang arbeiteten sie den kurzen Wintertag von 9 Uhr Morgens bis 5 oder 6 Uhr Abends für 25 Kopeken nach Landespreis, dann verlangten sie 30, 40, zuletzt 50 und sagten, es sei schwere und widerliche Arbeit. Durch diese Arbeiten kam es, daß ich einen großen Theil der Befestigungsmauern im Namen der Hygiene zerstörte, theils um die Massengräber in den Festungsgräben ausgiebig mit Erde zu beschütten, theils um der Luft größern Zugang zu dem innern Flächenraum derselben zu verschaffen. Diese frisch beschüttete Erdfläche ließ ich mit Gerste, schwarzer Hirse und anderen bei den Tekes vorgefundenen Sämereien besäen.

Diese Assanisationsarbeiten betrachteten die Tekes, trotz der Bezahlung, als ihnen von uns aufgelegte Frohne. Die verschiedenen Aule wechselten mit einander ab, so daß wir dieselben Arbeiter nie länger als einen bis zwei Tage hatten, was natürlich das Werk nicht förderte. Als ihre eigenen Feldarbeiten begannen und die Mehrzahl mit ihren Familien an die früheren Wohnorte verzogen, stellten sie sich gar nicht mehr zur Arbeit und wir waren wieder auf unsere zwar geschickten, aber weit lässigeren Perser angewiesen.

2. Merw und seine Bewohner.

L. Ueber dieses Thema bringt der „Russ. Inval." im Wesentlichen nach den Berichten des englischen Zeitungskorrespondenten O'Donnovan, welcher einige Zeit als Gefangener in der Oase zugebracht hat, in einem längern Artikel folgende Angaben:

Als nach dem Tode Nadir-Schah's die persische Macht in Verfall gerieth, wandten sich die Chiwa unterthänigen Nomaden zur Erlangung besserer Weideplätze zum großen Theile nach Süden; die heutigen Merw-Tekes ließen sich um Sarachs, am Flusse von Meschhed, andere Turkmenenstämme längs des Murghab nieder, bis hinab zur Grenze von Afghanistan bei Pendschede; das waren die Salori- und Saraki-Turkmenen. Die jetzige Oase Merw gehörte den Saraki. Die Merw-Tekes verdrängten sie von dort und nöthigten sie schließlich nach manchen Zwischenfällen sich weiter südwärts am Murghab anzusiedeln, ihre frühere Stadt Porsa Kala ging in den Besitz der Tekes über, und liegt, von diesen zerstört, noch heute in Trümmern.

Die Saraken sind jetzt unabhängig von den Tekes und in steter Feindschaft mit denselben, soweit nicht einzelne mit jenen vermischt wohnen und, für die Bewässerung der Felder von ihnen abhängig, wenigstens äußerlich gute Beziehungen unterhalten. Die oberhalb am Murghab wohnenden Saraken machen aus ihrer Feindschaft gegen Merw kein Hehl. Die zwischen Merw und den Saraken wohnenden Saloren sind aber von den Merw-Tekes unbedingt abhängig.

Letztere selbst zerfallen in zwei große Stämme, die Tochtamyschen und die Otamyschen; erstere leben in dem Gebiete östlich des Murghab, letztere westlich dieses Flusses. An der Spitze jedes Stammes steht ein besonderer Chan, bei den Tochtamyschen Baba-Chan, Sohn des unter den Turkmenen berühmten Kuschid-Chan, der vor 22 Jahren den Persern eine große Niederlage beibrachte, und bei den Otamyschen Amaniaz-Chan. Die Tochtamyschen beanspruchen den Vorrang sowohl der Zahl nach als wegen der Herkunft ihres Chans. Jeder Stamm theilt sich wieder in zwei Zweige und diese in zusammen 24 kleinere Gruppen. Aeußerlich kann nur das erfahrene Auge des Eingeborenen Unterschiede zwischen den Männern verschiedener Herkunft erkennen. An der Spitze jeder der 24 Gruppen steht ein Aeltester, der Ketchoda, eine Art Lokal-Patriarch. Die 24 Ketchoden unter Vorsitz der beiden Chane, Baba-Chan und Amaniaz-Chan, sowie unter Zuziehung der Geburtsältesten („der Graubärtigen") bilden die Medschlis oder das Parlament von Merw. Die Sitzungen dieser Versammlung finden öffentlich unter freiem Himmel statt; die Mitglieder sitzen mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden, im Kreise um sie her steht die Volksmenge und wird auch bei den wichtigsten Berathungen von den Verhandlungen nicht fern gehalten. Die Beschlüsse dieser Versammlung haben Gesetzeskraft. Nach Feststellung eines Beschlusses durch die Medschlis treffen die beiden Chane mit den wichtigsten Mitgliedern des Rathes alsbald die Anordnungen zur Ausführung desselben, welche den „Sardars" obliegt.

Die Bezeichnung Sardar wird jedem Turkmenen beigelegt, der Befähigung zur Führung im Felde bewiesen hat; zu diesen gehört z. B. auch der Vertheidiger von Gök-Tepe, der vielgenannte Peterburgu Tykma Sardar[1]). Leute, die sich bloß durch Tapferkeit auszeichnen, erhalten die Benennung „Bagadur" oder abgekürzt „Batur".

Zur Aufrechterhaltung der Sicherheit in der Steppe besteht in Merw eine besondere berittene Polizeiwache, die während O'Donnovan's Gefangenschaft und nach dessen Rathschlägen wesentlich vervollkommnet wurde.

Aus den verschiedenen Orten sind 1000 Familien nach Merw übergesiedelt, die ihre Kibitken an einem besonders dazu bestimmten Theile der Stadt aufgeschlagen haben, und verpflichtet sind, auf die erste Anforderung des obersten Polizeichefs, des „Jaznelbaschi", tausend Reiter aufzustellen. Sobald die Nachricht von einem räuberischen Einfalle eingeht, wird diese Wache zur Verfolgung aufgeboten, und wenn sie die Plünderer ergreift, erhält sie eine Belohnung aus den Mitteln der Schuldigen. Einen bestimmten Sold aber bekommen diese Wächter nicht, auch fehlen zu dessen Bezahlung die Mittel, da es in Merw in Ermangelung aller Abgaben einen Centralfond zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse nicht giebt.

Die Verwaltung von Merw entbehrt überhaupt jeder bestimmten Form. Streitigkeiten zwischen Privatpersonen werden z. B. durch Schlägereien entschieden, die nicht selten mit Todtschlag enden, der aber in diesem Falle nicht mit Strafe belegt wird. Nur Streitigkeiten über Hab und Gut oder beim Kauf und Verkauf, kommen zur Entscheidung des betreffenden Chans, der, wenn er es für nöthig findet, gegen die Prozessirenden sich des Stockes bedient. Ein Trieb nach Gesetzmäßigkeit ist unter den Tekes nicht zu finden; auch die nach O'Donnovan's Plan organisirte Polizeiwache wird deshalb nicht lange Bestand haben, denn die öffentliche Meinung in Merw steht der Freiheit räuberischer Einfälle theilnehmend gegenüber.

Die Truppen der Merw-Tekes, wenn man da überhaupt von Truppen reden kann, bestehen aus dem Aufgebot aller physisch kampftüchtigen Leute, von denen man annimmt, daß sie die Handhabung der Waffe von Hause aus kennen. Höhere Führer oder niedere militärische Befehlshaber giebt es nicht, und der ganzen Masse Bewaffneter fehlt jedes innere geistige Band. Noch dazu geht nach O'Donnovan den Turkmenen jede Vorstellung ab von der Heiligkeit der Pflicht oder von der Ergebenheit an eine Sache oder einen Führer; sie sind von Natur hinterlistig und im höchsten Grade treulos.

Auch auf ihre Befestigungen können die Merw-Tekes nicht stolz sein. Ihre Feste, das vor etwa 20 Jahren zum Schutz gegen die Perser erbaute Fort Chan-Kala, entspricht durchaus nicht dem, was man unter einer Festung versteht. Der Erdwall ist ohne jede Sachkenntniß angeschüttet, so daß er bei jedem Regen ausgewaschen wird und zusammenfällt; fast ohne jede Brechung der Linien geführt, vereitelt er jede Möglichkeit bestreichenden Feuers gegen den Angreifer. Auf der obern Fläche des Walles, dessen Böschungen ungemein steil sind, liegt eine Brustwehr von Lehm, die auch stete Ausbesserung erfordert. Die Bewaffnung mit alten, vor 20 Jahren den Persern abgenommenen, vielfach schadhaften Geschützen, deren Rohre neben den morschen Laffetten an der Erde liegen, entspricht dem Zustande der Befestigung. An Kriegsvorräthen und Munition ist buchstäblich nichts vorhanden. Dies beunruhigte jedoch die Tekes nicht. Auf O'Donnovan's Frage wegen dieser seltsamen Erscheinung zu einer Zeit, wo sie auf den Angriff der Russen gefaßt sein müßten, erwiderten sie, wenn es nöthig sei, fänden sich auf dem Bazar Leute genug, die Pulver zu machen verständen, und Geschosse fände man hinlänglich, wenn man da nachgrübe, wohin die Perser während ihres Angriffs meist ihre Schüsse gerichtet gehabt hätten.

[1]) Dr. Heyfelder's Tekma-Syrdar (s. oben).

Estnische Märchen in deutscher Uebersetzung.

Unter dem Volk der Esten giebt es viel Märchen und Sagen. An den langen nordischen Winterabenden sitzen Jung und Alt gern bei gemeinsamer Arbeit zusammen und lauschen den Erzählungen und Gesängen einer alten Frau oder eines alten Mannes. Wenig davon ist ins große Publikum gekommen. Eine Sammlung estnischer Märchen und Sagen veranstaltete in Folge einer Aufforderung von Seiten der finnischen Literaturgesellschaft in Helsingfors der damalige Arzt in Perm, Dr. Fr. Kreuzwaldt, der verdiente Herausgeber des Kolewipoeg. Die Kreuzwaldt'sche Sammlung wurde im Jahre 1866 unter dem Titel „Eesti rahwa ennemuistsed jutud" von der finnischen Literaturgesellschaft veröffentlicht; sie umfaßt auf 368 Seiten 43 größere und 18 kleinere Stücke. Mit Bewilligung der Helsingforser Gesellschaft und des Herrn Dr. Kreuzwaldt hat nun Herr Ferdinand Löwe in Stuttgart die Märchen übersetzt. Die erste Hälfte der Uebersetzung erschien bereits 1869 [1]), (Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 366 S., 8⁰); die zweite Hälfte erschien erst jetzt in Dorpat bei E. Mattieß (175 S., 8⁰, 1881).

Die deutsche Uebersetzung Löwe's liest sich leicht und angenehm; F. Löwe, auch sonst als Uebersetzer russischer und englischer Bücher wohlbekannt, hat sich jedenfalls ein Verdienst erworben mit der Veröffentlichung seiner Uebertragungen. Erst dadurch hat er dem gebildeten Publikum es ermöglicht, einen Einblick in das innere Leben der Esten zu thun — einen Einblick, der bisher verschlossen war, so lange die Märchen nur im Estnischen vorlagen. Es giebt freilich sogar einige kleine Sammlungen estnischer Märchen von Rußwurm, Hurt u. s. w. Die erste größere Zusammenstellung und Uebersetzung wird erst jetzt durch Kreuzwaldt und Löwe geboten.

Man darf nur nicht in den estnischen Märchen eine ganz besondere eigenthümliche und eigenartige Märchenwelt erwarten. Wie viel des hier Dargebotenen specifisch Estnisch ist, ist sehr schwierig zu bestimmen. Unzweifelhaft ist es, daß wir es hier mit dem Einflusse der verschiedensten Zeiten und Völker zu thun haben. Die Esten haben wie viele andere Völker ihre Märchenstoffe von anderen Völkern entlehnt. Wir finden in einzelnen Märchen Züge, welche unverkennbar auf lettische und littauische Elemente hinweisen; einzelne Märchen sind gleichen Inhaltes, wie deutsche und schwedische; wieder andere Märchen sind unzweifelhaft russischen Ursprungs. Wie sollte es auch anders sein? Seit Jahrhunderten leben Esten und Letten dicht neben einander unter steter und vielfacher Berührung; ebenso leben seit langer Zeit Schweden mitten unter den Esten. Die Esten hatten in früherer Zeit als schwedische, später als russische Soldaten während ihres Kriegslebens vielfach Gelegenheit fremde Märchen zu hören, warum sollten sie anziehende Erzählungen nach ihrer Heimkehr am häuslichen Herde nicht wiederholen? Am wenigsten dürfen wir uns wundern deutsche Märchen unter den Esten zu finden. In Folge der vielfachen gerade von Seiten der Deutschen ausgegangenen Kulturbestrebungen, in Folge der vielfachen Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Estnische; oft wohl auch aus der Kinderstube der deutschen Familien in Stadt und Land ist so manches deutsche Hausmärchen übergegangen in das estnische Volk und gilt heute als estnisches.

In der zweiten Hälfte der Kreuzwaldt'schen Sammlung findet sich ein Märchen unter dem Titel „Die schnellfüßige Königstochter", welches dem Grimm'schen „Sechse kommen durch die ganze Welt" entspricht. Das bekannte Märchen „Vom Fischer und seiner Frau" erscheint in estnischem Gewande als „Der zaubermächtige Krebs und das unersättliche Weib" (Kreuzwald-Löwe S. 81 bis 88); aus dem Aschenbrödel oder Aschenputtel ist eine estnische Aschen-Trine geworden. Die sieben Schwaben haben sich in sieben Schneider verwandelt: „Wie sieben Schneider in den Türkenkrieg zogen" (S. 95 bis 106); sie haben mit ihrer Nationalität und ihrem Gewerbe auch ihre Namen gewechselt. „Der Erste der durch Ferd. Löwe gewählte Hauptmann, der die scharfe Spitze der Lanze trägt, wurde Nasenmann genannt, weil seine Nase den Anderen die Wege zeigen sollte. Die fünf folgenden erhielten die Namen: Einkraftmann, Zweikraftmann, Dreikraftmann, Vierkraftmann und Fünfkraftmann, was freilich nicht bedeuten sollte, daß Einer von ihnen die Kraft von drei oder vier Männern gehabt hätte, sondern nur anzeigen, in welcher Reihenfolge sie marschiren mußten, damit ja keine Irrung entstehen könnte. Der siebente wurde Schwanzmann genannt, weil das hintere Ende des Lanzenschaftes auf seiner Schulter lag." Im Uebrigen bestehen die estnischen Schneiderlein dieselben Abenteuer wie die braven Schwaben.

Wir geben als Probe das erste Märchen der zweiten Hälfte (S. 1 bis 4) hier wieder.

Bäumling und Borkling.

Einem geizigen Wirthe machte es unaufhörlich Aerger und Kummer, daß Knechte und Mägde nicht bei ihm aushielten. Obwohl er nicht mehr Arbeit von ihnen verlangte als andere Wirthe, so fand doch der Unterschied statt, daß er seinen Dienstleuten nicht so viel zu essen gab, daß sie satt werden konnten. Hatte einer das Hundeleben ein viertel oder ein halbes Jahr ertragen, so zwang ihn der Hunger, wieder davon zu laufen; und als es endlich in der Runde umher bekannt geworden war, warum das Gesinde nicht blieb, da wurde es dem knauserigen Wirthe ganz unmöglich noch Bedienung zu bekommen. Weit von Allentacken [1]) lebte ein berühmter Weiser, zu dem eilte der Wirth sich Rath zu erholen, brachte ihm einen Sack voll Geld und andere Geschenke und fragte bei ihm an: ob es nicht möglich sei, Knecht und Magd zu finden, die sich mit weniger Nahrung begnügten und den Wirth nicht katz und kahl fräßen. Der Weise erwiderte: „Möglich ist das Ding wohl, allein es geht über meine Kraft, da mußt Du zum alten Wirthe [2]) gehen, der Dir allein helfen kann." Darauf gab er weitere Anleitung, wie der

---

[1]) Estnische Märchen. Aufgezeichnet von Fr. Kreuzwaldt.

[1]) Der nördlich vom Peipus und westlich vor der Narowo gelegene Theil des jetzigen Gouv. Estland.

[2]) Der alte Wirth oder der alte Bursche ist der Böse oder der Teufel.

Mann an drei Donnerstagsabenden, kurz vor Mitternacht, einen schwarzen Hasen im Sacke auf den Kreuzweg gehen und dort pfeifen müßte, damit der alte Wirth komme. „Versucht dann selbst, wie Ihr Handels eins werdet“, sagte der Weise, „ich kann hier nicht weiter helfen. Aber laß Dich nicht betrügen.“ Als der Mann fragte, wo er einen schwarzen Hasen herkriegen sollte, hieß ihn der Weise eine schwarze Katze mitnehmen. Als nun der nächste Donnerstag gekommen war, steckte der Wirth die Katze in den Sack und ging auf den Kreuzweg, obwohl ihm etwas bänglich zu Muthe war. Er pfiff und wartete, aber es kam Niemand. Endlich pfiff er noch einmal und dachte dabei: wenn er jetzt nicht kommt, so habe ich den Weg umsonst gemacht. Da erhob sich in der Luft ein Geräusch, als ob ein Blasebalg in der Schmiede getreten würde, dann sah er eine dunkele Masse oben in der Luft schweben und eine Stimme fragte: „Was willst Du, Brüderchen?“ — „Ich habe einen schwarzen Hasen zu verkaufen“, erwiderte der Mann. „Komm nächsten Donnerstag, ich habe heute keine Zeit, mit Dir einen Handel zu machen“, sagte die Stimme und damit entschwand auch die dunkele Masse dem Blicke des Hinaufschauenden. Der Mann war wohl etwas verdrießlich, daß er den Weg umsonst gemacht hatte, allein was halfs, Höheren gegenüber muß ein geringer Mann nur geduldig sein. Den zweiten Donnerstag ging die Sache besser von Statten. Gleich auf das erste Pfeifen erschien ein altes Männchen mit einem Schultersack und fragte: „Was willst Du, Brüderchen?“ Der Mann antwortete wieder: „Ich habe einen schwarzen Hasen zu verkaufen.“ „Was kostet er?“ fragte der fremde Alte. Der Mann erwiderte: „Ich verlange für den Hasen weiter nichts als einen Knecht und eine Magd, die mir dienen, aber mich nicht kapp und kahl fressen.“ — „Auf wie viele Jahre willst Du den Vertrag abschließen?“ fragte der alte Wirth. „Meinethalben auf die Zeit meines Lebens,“ gab der Bauer zur Antwort. Aber der Fremde bedeutete ihn, daß dies durchaus nicht angehe und daß sie keinen andern Vertrag abschließen könnten als auf sieben oder zweimal sieben Jahre. „So komme nächsten Donnerstag und bringe Deinen schwarzen Hasen mit, ich werde Dir dann einen Knecht und eine Magd bringen, denen Du weder Speise noch Trank zu geben brauchst, nur mußt Du sie bei der Hitze des Nachts zum Weichen ins Wasser legen, sonst welken sie und sind nicht mehr im Stande zu arbeiten.“

Der Mann war am Abend des dritten Donnerstages wieder am Kreuzweg und pfiff, worauf der alte Wirth sogleich erschien, aber allein, weder ein Knecht noch eine Magd war mitgekommen. „Du mußt mir von Deinem Ringfinger drei Tropfen Blut zur Festmachung des Vertrages geben, damit Du nicht zurücktreten kannst“, sagte der Fremde. Der Mann fragte, wo denn der Knecht und die Magd wären. „Im Sacke“, erwiderte der alte Wirth. Da nun der Schultersack nur klein war, fürchtete der Bauer einen Betrug. Der Fremde, welcher dessen Gedanken zu errathen schien, sagte: „Ich betrüge Dich nicht.“ Dann ergriff er den Sack und warf einen Quast [1]) von der Größe eines Hedeknüttel heraus, indem er sagte: „Hier ist der Knecht!“ Ein langer breitschultriger Mann stand sofort neben dem alten Papa. Ein zweiter Quast flog aus dem Sacke und es war ein Mädchen daraus geworden. „Deine Diener sind hier, sie werden nichts zu essen verlangen“, sagte der Fremde. „Jetzt gieb mir die Blutstropfen zur Besiegelung und den schwarzen Hasen, dann kannst Du nach Hause gehen.“ Der Mann that wie verlangt und fragte zuletzt, wie denn die neuen Diener wohl hießen. „Des Knechtes Name ist Baumling und der Magd Name ist Borkling“, sagte der alte Wirth, steckte den vermeintlichen Hasen in den Sack und ging seiner Wege. Der Bauer aber ging mit seinem Gesinde heim.

[1]) Quast — eine baltische Provinzialisme für einen Ruthenbesen.

Der Knecht und die Magd thaten Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend ihre Arbeit, ohne jemals Nahrung zu fordern, was den Wirth sehr erfreute, und wenn sie manchmal an einem heißen Sommertage zu welken schienen, so wurden sie zur Nacht eingeweicht und waren am andern Morgen so frisch und stark wie zuvor. Der geizige Wirth scharrte nun jedes Jahr immer mehr Geld zusammen, weil er seinem Gesinde weder Brot zu geben noch Lohn zu zahlen brauchte. So waren endlich zweimal sieben Jahre bereits vorüber gegangen, nur noch einige Wochen fehlten. Dem Wirthe kam die Sorge, daß er die Diener verlieren könnte, darum dachte er hin und her, wie es wohl möglich wäre, die Frist zu verlängern.

Eines Morgens war er aufgestanden und sah, daß Knecht und Magd noch nicht bei der Arbeit waren. Er meinte, sie schliefen noch auf dem Boden und kletterte die Leiter hinauf. Aber da war Niemand zu finden. Auf der Stelle, wo sie geschlafen hatten, fand er einen verfaulten Baumstumpf und ein Häufchen Borkenrinde. Da wurde es ihm plötzlich klar, was die Namen des Knechts und der Magd bedeutet hatten; ohne Zweifel waren die Beiden durch Zauberei aus Holz und Borke gemacht. Eben wollte er der Treppe wieder hinunter steigen, als eine Hand ihn an die Gurgel packt und ihn auf dem Flecke erwürgt. Die Frau fand später auf dem Rande des Bodens nichts weiter als drei Blutstropfen. Als sie in die Klete [1]) ging, nahm sie wahr, daß die Kornkasten leer waren und die Geldkiste nur mit welken Birkenblättern angefüllt. So war mit einem Mal alle Habe dahin und die verwittwete Frau starb vor Kummer ebenfalls; doch erfuhr sie nichts davon, daß der alte Bursche den Wirth, der ihm aus Geiz seine Seele verkauft, erdrosselt hatte. Diesen Lohn hatte nun der geizige Mann davon, daß er seinen Reichthum frevelnder Weise zusammengespart hatte.

* * *

Mit dem „Bösen“ oder dem „Schwarzen“ haben die Esten viel zu schaffen. Ein anderes Märchen „Des Schützen abhanden gekommenes Glück“ (S. 135 bis 142) erzählt von einem Freischütz, der mit dem „alten Wirth“ einen Kontrakt schließt und in Folge dessen stets vom Glück begünstigt wird — unter einer Bedingung, bei jeder Gattung Wildes das größte zu schonen. Einmal begegnet dem Schützen eine Anzahl Füchse; darunter ein prächtig großes Thier. Der Schütze legt, das Versprechen vergessend, auf den größten Fuchs an — die Kugel nimmt eine umgekehrte Richtung und tödtete den Meineidigen.

Wir setzen noch eine zweite kleine Sage her, welche, wie es scheint, nicht allen bekannt ist, sondern offenbar mit Erinnerungen alter Umwälzungen der Erdoberfläche zusammenhängt (S. 165 bis 167).

Emmujäw und Wirthsjäw (der Muttersee und der Pfützensee).

Nachdem Altvaters Güte dem Menschengeschlecht hier zu Lande Wohnsitze bereitet, den Boden gesegnet, daß er ihnen Frucht bringen, die Wälder mit Vögeln und Vierfüßlern angefüllt hatte, schuf er auch einen See mit klarem,

[1]) Vorrathskammer.

kaltem und erquickendem Wasser, aus welchem die Menschen sich jederzeit einen stärkenden Trunk holen konnten. Am hohen Ufer des Sees wuchsen grüne Eichen- und Lindenwälder, in deren Schatten die schönsten Blumen blühten, während in den Wipfeln der Bäume Morgens und Abends Vogelgesang ertönte, so daß eitel Wonne und Zauber das Menschenherz erfüllen mußte. Solch' ein glücklich Loos hatte Altvaters Wille seinen Kindern bereitet. Aber dies Glück war nicht von langer Dauer, denn die Menschen wurden übermüthig, thaten was ihr böses Herz ihnen eingab und wurden endlich so verderbt, daß Altvater länger kein Wohlgefallen an ihnen haben konnte; die Ohren sausten ihm, da er immerfort von ihrer Bosheit hören mußte. Da sprach Altvater eines Tags: „Ich will meine entarteten Kinder für ihre Rücksichtslosigkeit züchtigen und zwar dadurch, daß ich das erquickende Wasser mit sammt dem See ihnen entziehe, vielleicht daß die Qual des Durstes sie bessert und allmälig auf den rechten Weg zurückführt.“ Und siehe! eines Tages stieg im Süden eine schwarze drohende Gewitterwolke auf, und zog näher und näher, bis sie über dem See stand, wo sie gleichsam ausruhte und ihren Rand säulenartig zum See hinabstreckte. Plötzlich begann das Wasser des Sees zu zischen und zu steigen und sich so lange aufzublähen, bis es die Wolkensäule berührend, mit ihr sich vereinigte, und dergestalt verschwand in wenig Augenblicken alles Wasser aus dem See bis auf den letzten Tropfen.

Die schwarze Gewitterwolke schwebte mit ihrer Ladung weiter und entschwand vor Abend den Blicken der Zuschauer. Das vormalige Becken des Sees war leer und es war nur sumpfiger Schlamm für Frösche zurückgeblieben; aber auch diesen trockneten nach einigen Tagen die Sonnenstrahlen und der Wind aus. Jetzt erhob sich großes Geschrei und Wehklagen unter den Leuten: der Durst quälte sie, weil sie nirgends mehr ein anderes Trinkwasser fanden, als von dem Regen in Vertiefungen des Bodens sich ansammeln ließ. Allmälig füllten zwar Regenschauer und das Schneeschmelzen des Frühlings den frühern Raum des Emmujäw wieder bis zum Rande, aber es war weiches Pfützenwasser, was weder den Durst hinlänglich stillte noch den Körper zu erquicken vermochte. Die Leute legten dem See nun zum Schimpf den Namen Wirthsjäw (Pfützensee) bei und dieser Name ist ihm auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die schönen hohen Ufer mit den grünen Laubholzrandungen und den blühenden Blumen sind aus der Umgebung des Sees längst verschwunden; an ihrer Stelle bildeten sich Moräste, in denen nicht viel Anderes wächst, als einige kränkliche Kiefern.

Als späterhin des Durstes Pein die frevelnden Menschen etwas gebessert hatte und ihre Klagen und Bitten mit jedem Tage wehevoller zu Altvaters Ohr emporstiegen, erweichte es sein Herz und er erbarmte sich ihrer wiederum. Gleichwohl wurde ihnen der frühere See nicht wieder zurückgegeben, sondern Altvater ließ überall schmale unterirdische Rinnsale entstehen, goß das vormalige Wasser des Emmujäw hinein und befahl zugleich dem Wasser so zu fließen, daß es hier und da aus dem Boden heraussprudelt, damit die Menschen ihren Durst löschen könnten. Damit aber die unterirdischen Wasseradern im Winter nicht zu kalt und im Sommer nicht zu heiß würden, ordnete Altvaters Weisheit an, daß im Frühling ein Kaltstein in die Quelle gelegt werde, der im Herbst herausgenommen und zum Winter mit einem Wärmestein vertauscht wird: wodurch bewirkt wird, daß die Quelle niemals gefrieren könne, wie sonst Bäche, Flüsse und Seen sich mit Eis bedecken.

* * *

Auch die Esten haben die Vorstellung, daß es „Mondleute“ giebt; nur ist es bei ihnen kein Mann, sondern ein unschuldiges Mädchen, das seiner Reinheit wegen von der Erde aufgehoben wurde. Wie das geschah, das erzählt die folgende Sage (S. 164 bis 166).

Das Mädchen von Waskjalasild.

Vor Zeiten ging einmal an einem freundlichen stillen Sommerabend ein frommes Mädchen sich in einem Bache unweit Waskjalasild zu baden, um die von der Hitze des Tages ermatteten Glieder zu stärken. Der Himmel war klar, die Luft wehte lind und aus dem nahen Erlengebüsch ertönte die Nachtigal. Der Mond stieg am Horizonte auf und blickte liebreich auf des Mädchens Kopfband, ihr hellgelbes Haar und ihre rothen Wangen. Der Jungfrau Herz war unschuldig, keusch und rein wie Quellwasser, das durchsichtig ist bis auf den Grund. Plötzlich fühlte sie in ihrem fröhlichen Herzen ein unbekanntes Sehnen sich regen, so daß sie ihren Blick nicht mehr vom Antlitz des Mondes wegwenden konnte. Weil sie nun so fromm, keusch und unschuldig war, so gewann der Mond sie lieb, und nahm sich vor, ihr die geheime Sehnsucht und das Verlangen ihres Herzens zu stillen. Aber die fromme Maid trug nur den einen Wunsch im Herzen, den sie nicht laut werden zu lassen wagte: aus dieser Welt zu scheiden und am hohen Himmel ewig bei dem Monde zu leben. Der Mond errieth auch die unausgesprochenen Gedanken ihres Herzens.

Die Luft des lieblichen Abends war wiederum mild und still, die Nachtigal flötete im Erlengebüsch durch die Nacht, der Mond schaute in den Grund des Baches von Waskjalasild hinab, aber nicht mehr einsam wie vorher; der Jungfrau liebes Gesichtchen schaute mit ihm in den Bach durch die Wellen hindurch in die Tiefe und blieb von der Zeit ab bis auf den heutigen Tag nur neben dem Mond sichtbar. Doch am hohen Firmament zu wohnen hat das Mägdlein jetzt ihre Freude und Genüge und hegt den Wunsch, daß auch andere Mädchen mit ihr dieses Glückes theilhaftig werden könnten. Freundlich blickt deshalb ihr Auge in mondheller Nacht von oben auf die Erde herab und ladet schmeichelnd ihre staubgeborenen Schwestern zu sich zu Gaste. Da aber nicht eine von ihnen so fromm, keusch und unschuldig ist, wie sie, so kann auch keine zu ihr hinauf in den Mond kommen. Das Mondmägdelein wendet darum von Zeit zu Zeit ihre Augen trauernd ab und bedeckt ihr Antlitz mit einem schwarzen Tuche. Gleichwohl giebt sie deswegen die Hoffnung nicht auf, vielmehr hofft sie immer noch, es werde sich künftig einmal unter ihren irdischen Schwestern eine finden, die so fromm, keusch und unschuldig ist, daß der Mond sie zu sich rufen könne, um des glückseligen Lebens theilhaftig zu werden. Darum wendet die Mondjungfrau von Zeit zu Zeit mit wachsender Hoffnung ihr Auge zur Erde nieder, mit freundlichem Lächeln und unverhülltem Antlitz, wie an dem seligen Abend, wo sie zum ersten Male vom hohen Himmel herab in den Bach von Waskjalasild hinunter schaute. Aber auch die besten und verständigsten der staubgeborenen Mädchen sind nicht charakterfest, und weichen, ehe man sichs versieht, vom rechten Pfade ab, und keine von ihnen ist so fromm, keusch und unschuldig, daß sie des Mondes Gefährtin werden könnte. Wenn das fromme Mondmädchen dessen inne wird, so bemächtigt sich ihrer der Unmuth von Neuem und sie verhüllt ihr Gesicht abermals mit dem schwarzen Trauertuche.

* * *

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß die Esten auch noch eine andere Sage in Betreff der „Mond-

leute“ besitzen. Es gilt unter den Esten als eine sündhafte Handlung, am Sonntag zu baden. Einst ging nun ein Ehepaar an einem Sonntag in die Badstube und als es eben mit Wasser gefüllte Eimer forttragen wollte, da wurde es von den zürnenden Göttern sammt dem Wassergeschirr von der Erde aufgehoben und zum warnenden Exempel im Monde aufgestellt. Im Vollmond kann Jedermann das unglückselige Ehepaar sehen: die dunkeln und hellen Stellen der Mondscheibe werden für zwei menschliche Figuren gehalten, welche ein Wassergefäß zwischen sich haben. (Man vergleiche über die letztgenannte Variante der Esten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten von Böcker, beleuchtet von Dr. Kreuzwaldt. St. Petersburg 1854, S. 103.)

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Ein Telegramm aus Queensland meldet, daß Generalmajor Feilding's (s. „Globus“ XL, S. 287) Expedition, welche die Linie für eine Eisenbahn nach dem Golfe von Carpentaria aufnimmt, am 15. November in Point Parker an jenem Golfe eingetroffen ist. General Feilding wird zur See nach Brisbane zurückkehren, während sein Begleiter C. Robinson seinen Heimweg zu Lande machen wird, um noch eine zweite Linie zu rekognosciren.

— Es hat ja seine Richtigkeit, daß die australischen Goldfelder bei Weitem nicht mehr so ergiebig sind wie in früheren Jahren, allein immerhin kommen noch sehr bedeutende Funde vor. So ward kürzlich auf den Temora-Goldfeldern im Süden der Kolonie Neu-Süd-Wales ein Riff aufgefunden, dessen Quarz tausend Unzen Gold von der Tonne lieferte. Eben so wird von den Ballarat-Diggings in Victoria berichtet, daß dort am 30. September dieses Jahres aus einem 100 Pfund schweren Quarzstücke nicht weniger als 83 Pfund reinen Goldes gewonnen wurden.

Südamerika.

— Das „South American Missionary Magazine“ enthält einen Brief des Lieutenants Jones d. d. San Pedro am Rio Purus, 27. Juli 1881, welcher überraschende Angaben über die Entwickelung menschlicher Thätigkeit an jenem Strome macht. Derselbe ist allein von allen Zuflüssen des Amazonenstromes während der Regenzeit fast seiner ganzen Länge nach befahrbar. Seit 1865, als Chandleß ihn zuerst erforschte, hat ein beständiger Zuzug von Menschen dorthin stattgefunden, besonders um Guttapercha zu sammeln. Während der Regenzeit fahren monatlich mindestens zwei Dampfer denselben circa 1600 Miles weit aufwärts und während der trockenen Saison circa 1000 bis zur „Caroeira“ 6 Miles oberhalb S. Pedro, und dieselben sind stets schwer mit Gütern und Passagieren beladen. Man berechnet die Bevölkerung am Purus selbst, seinen Seen und Zuflüssen jetzt schon auf rund 30000, und am Rio Acre (etwa 300 Miles oberhalb S. Pedro) sollen gegenwärtig nicht weniger als 1600 Menschen sich mit Kleinhandel und Guttapercha-Sammeln beschäftigen. Im März und April 1881 betrug die Zuwanderung allein 3000 Personen, so daß die gewöhnlichen Dampfer der Amazonenstrom-Schifffahrts-Gesellschaft nicht ausreichten. Der Handel geschieht jetzt hauptsächlich, wenn nicht ganz und gar, in Guttapercha, doch werden in wenigen Jahren sich demselben andere Produkte zugesellen, da der reiche Boden am Rio Purus besonders für Reis, dann für Zucker und Kaffee geeignet sein soll. Da der Strom Jahr für Jahr besser bekannt wird, nicht durch Brasilianer, sondern durch Fremde, meist Nordamerikaner, wird auch der Handel in demselben Maßstabe zunehmen. Die brasilianische Regierung will Chinesen dorthin einführen; das jetzt dort anzutreffende Volk, meist Auswanderer aus der Provinz Ceara, welche vor etwa drei Jahren durch Hungersnoth schwer zu leiden hatten, ist nämlich wenig werth, träge, hat stets die Cigarre im Munde und sucht Händel.

— Die „Times“ berichten von dem Abschlusse einer mehrjährigen Forschungsreise, welche der Nordamerikaner Dr. E. R. Heath im Norden Bolivias ausgeführt hat. Er hat den R. Beni etwa 300 englische Meilen weit von seiner Mündung in den Madeira aufwärts untersucht und ihn, mit Ausnahme eines kleinen Falles, durchweg schiffbar gefunden. Seine Tiefe soll zwischen 27 und 500 (!) Fuß wechseln; er hat sich sein Bett in einer durchschnittlichen Tiefe von 30 Fuß durch rothen Thon und Gneiß gegraben und wird vielfach von senkrechten Uferwänden eingefaßt. Was Mr. Heath über die Produkte des besuchten Landes berichtet, klingt sehr vielversprechend — aber leider hat man diese Melodie schon zu oft gehört, um sie für etwas anderes als Zukunftsmusik halten zu können. In wenigen Jahren — heißt es da — werden die großen Ressourcen dieses Landes entwickelt sein und man wird die Wirkung dieses Binnenhandels in Europa und Amerika verspüren. Unter den Produkten ist besonders Guttapercha, dann der „beste Kaffee der Welt“ und Chinarinde zu nennen; letztere wird stellenweise an den Grenzen der Civilisation in großer Ausdehnung gebaut. Ein einziger Pflanzer besitzt einen Wald von 1000000 Bäumen, ein anderer von 200000; der Vorrath an jenem unschätzbaren Arzneistoffe soll nahezu unerschöpflich sein. Während seiner Reisen kam Heath mit vielen wilden Stämmen in Berührung. Einen derselben beschreibt er als von weißer Farbe, aber von indianischer Physiognomie. Ein anderer Stamm im Thale des Beni besteht aus Kannibalen, welche alljährlich, um sich Menschenfleisch zu verschaffen, Einfälle in die Gebiete ihrer Nachbaren machen. Viele dieser Stämme gehen völlig nackt, andere haben nur sehr geringe Bekleidung. Vielfach finden sich Spuren früherer Besiedelung, und stellenweise zahlreiche Felsritzungen in den Uferwänden; manche davon erscheinen an der Stelle von Hochwassermarken, und zeigten nach Heath an, wann es gefährlich war, den Strom zu befahren. Es befinden sich darunter Zeichen, welche einem Anker ähneln; im Ganzen aber gleichen sie den Felsritzungen, welche an verschiedenen Stellen im Westen der Vereinigten Staaten gefunden worden sind. Ruinen von steinernen Gebäuden kommen hier und da häufig vor. Fauna und Flora am Beni bieten viele noch unbeschriebene Species dar; der Paläontologe E. D. Cope hat die gesammelten Thiere zur Bestimmung übernommen.

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. V. (Mit fünf Abbildungen.) — F. Bigham: Die Fahrt des „Rodgers“ nach Wrangel-Land. (Mit einer Karte.) — Turkmenisches: Dr. O. Heyfelder: Ethnographisches über die Teke. L. Merw und seine Bewohner. — Estnische Märchen in deutscher Uebersetzung. — Aus allen Erdtheilen: Australien. — Südamerika. — (Schluß der Redaction 23. December 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

VI.

In En-Nachla („der Palmenbaum") wurde gefrühstückt; es ist das eine Anzahl kleiner Palmgärten zwischen hohen Sandadern, deren Kämme gleichfalls mit Palmen bepflanzt sind, um ihr Vorrücken zu verhindern. Dann führte ein kurzer Marsch über hohe, vollkommen kahle Dünen, welche im Südosten das Suf-Thal begrenzen, den Reisenden nach Amiesch, der ersten Oase desselben, und um 11 Uhr erreichte derselbe El Uëd, die Hauptstadt, wo ihn der dortige Chalifa Si Mehemed ben Tuati mit zwanzig Notabeln empfing und bewirthete.

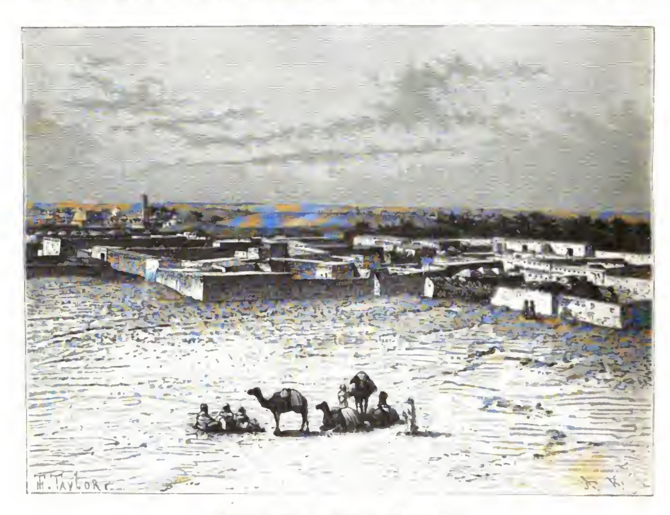
Suf liegt zwischen dem 4. und 5. Grade östlicher Länge von Paris und zwischen dem 33. und 34. Grade nördlicher Breite; es ist ein schmales Thal, dessen südliche Hälfte das Dorf Amiesch mit seinen Gärten einnimmt. Von Uëd an theilt es sich; der eine Arm geht nach Nordwesten, der andere fast direkt nach Norden. Die größte Länge des bebauten Theiles beträgt nicht über 30 km. Wie die anderen Flüsse der Sahara auch hat der Uëd Suf einen unterirdischen Lauf; man benutzt aber hier das Wasser in anderer Weise, als wie im Uëd-Righ, wo man artesische Brunnen gräbt. Will man einen Garten anlegen, so gräbt man geduldig eine im Durchschnitt 15 m tiefe Grube bis zu der unterirdischen Wasserschicht, erweitert dieselbe dann je nach der Größe, welche der Garten erhalten soll, und pflanzt die Palmen hinein, so daß ihre Wurzeln beständig feucht sind, während sich ihr Gipfel in der sonnendurchglühten Luft schaukelt. Es giebt derartige Gärten, welche bis 200 Palmen zählen; ihr Eigenthümer hat nichts zu thun, als nach der Ernte den während des letzten Jahres hineingewehten Sand herausschaffen zu lassen. Dieser Schutt bildet um jeden Garten hohe Hügel, welche durch Hecken aus Palmzweigen befestigt werden. Auf dieselbe Weise sucht man auch die Dünen am Vorrücken zu hindern. Im Verhältniß, wie der Schutt zunimmt und die Dünen wachsen, werden jene Hecken erneuert, und so sieht man in dieser merkwürdigen Gegend nur Palmenwipfel, welche in größerer oder kleinerer Anzahl über hohen Sandhügeln hervorragen.

Außer Palmen baut man im Suf noch Krapp, Tabak, Henna, Zwiebeln, Gerste, Apfelsinen, Feigen, Wein, Aprikosen, Mohrrüben, Wassermelonen, Kartoffeln, letztere erst ein neu eingeführtes Produkt, welches sich vorzüglich bewährt hat, u. s. w., und zwar außerhalb der Palmenpflanzungen in besonderen Gärten, welche aus Ziehbrunnen bewässert werden. Der Suf hat drei Hauptcentren und daneben sieben Dörfer; erstere heißen El Uëd (das Thal), Kuinin (die Verborgene) und El Gemar (die Leuchtende). Die anderen sind Amiesch (die Mischungen), Bu Hermes (der strenge Mann), Ez Zeggum (Name einer Speise aus Sahne und gekneteten Datteln), Behima (die Eselin), Taghzut (Ort, von wo man in den Krieg zieht), Dschebila (die Fette) und Sidi Aun (Herr Aun). Alle diese Orte, welche durch zerstreute Häuser längs der Wege in Verbindung stehen, liegen auf der Höhe außerhalb der Palmgärten. Die Häuser sind zwar klein und sehr leicht gebaut, dabei aber so zierlich und sauber, wie man sie im Uëd-Righ nicht findet; sie sind 7 bis 8 m lang, $1\frac{1}{2}$ bis 2 m breit und so hoch, wie ein mittelgroßer Mann. Innen ist der Boden oft ausgehöhlt; erbaut sind sie aus rohen geweißten Kalksteinblöcken. Die unten schon nicht dicke Mauer wird nach dem Dache zu immer dünner; das letztere besteht aus drei bis vier kleinen

Kuppeln, welche von Balken aus Palmenholz getragen werden. Die Thür ist schmal und so niedrig, daß ein gebückter Mann kaum hindurchgehen kann; von Fenstern giebt es nur ein ganz kleines Loch neben der Thür, durch welches auch der Rauch entweicht, und der ganze Hausrath innen besteht nur aus einigen Thonkrügen zur Aufbewahrung der Lebensmittel und ein paar Pflöcken in der Wand zum Aufhängen von Kleidern und Waffen. Sand ersetzt den Fußboden und eine neue Schicht Sandes das Auskehren. El Uëd zählt etwa ein Tausend solcher kleiner Häuser; man braucht sich also nur auf die Fußspitzen zu stellen, um den ganzen Ort übersehen zu können, mit Ausnahme der Kasba und eines weithin sichtbaren Minarets. Die Straßen sind ziemlich breit, aber krumm; der Wind allein sorgt für ihre Reinlichkeit, indem er allen Unrath mit Sand zudeckt.

Die Suafa (Bewohner von Suf) haben vom Araber nur Tracht und Sprache. Unter sich sind sie ungemein ehrlich; jeder Dieb erhält die Bastonnade und wird aus dem Orte gejagt. Sonst sind ihre Sitten ziemlich locker, und zwar in Folge des Vagabundirens der Männer, welche theilweise in den Orten des Tell verschiedene Gewerbe betreiben, theils, wie die Rebâïa, im Erg die Jagd ausüben. Da außerdem die Nomaden im Sommer mit Familien und Herden in die Wüste ziehen, so sind die Ortschaften zu dieser Jahreszeit fast menschenleer.

Die Suafa besitzen zahlreiche Herden, treiben deshalb



Ansicht von El Uëd. (Nach einer Photographie.)

auch einen großen Wollhandel und verfertigen viel Gewebe. Die Frauen, denen in jedem arabischen Lande die größere Hälfte der Arbeit obliegt, halten mehr als 5000 Webstühle in Bewegung und fabriciren Burnusse, Haiks und sehr schöne Teppiche. Begreiflich daher, daß einem Manne dort viel daran gelegen ist, mehrere Frauen zu haben; denn das sind ebenso viele Arbeiterinnen, welche ihm schönen Gewinn abwerfen: während sie am Webstuhle Geld verdienen, raucht der Herr Gemahl würdevoll die Pfeife und schlürft seine Tasse Kaffee dazu.

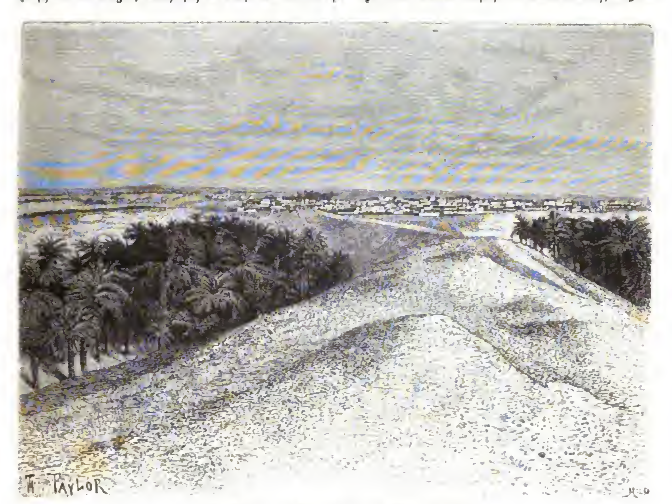
Von El Uëd kehrte Largeau über Tuggurt nach Biskra zurück.

Seine zweite Reise, welche er 1875 bis 1876 in Gesellschaft dreier junger muthiger Leute nach Ghadames unternahm und die Gründe, derentwegen er die Lösung der „transsaharischen" Frage nicht in Ghadames, sondern in Uargla zu finden suchte, übergehen wir hier und wenden uns zu seiner dritten Reise. Mit Briefen des Kaisers von Marokko und des Großscherifs von Uësan versehen, verließ Largeau am 9. December 1876 Marseille, verlor aber in Folge Geldmangels an vier Monate, ehe er am 5. Mai von Tuggurt nach Südwesten, nach Uargla, aufbrechen konnte. Ihn begleiteten außer zwei wenig brauchbaren Führern und seinen Kameeltreibern drei Diener, die ihn „bis ans Ende der Welt" begleiten wollten: Bu Zid, der Koch, ein mohammedanischer Jude aus Tuggurt, Ahmed ben El-Thaleb Jussuf und Bel Kasem. Der eine Führer, El-Hadsch, verirrte sich schon zwischen Tuggurt und Temasinn, während der Simum wehte und das Thermometer im Schatten auf 43° C. stand. Am 6. wurde in Temasinn die Kara-

wane noch um zwei Kameele verstärkt und zählte von nun an sieben Männer und neun Lastkameele, deren jedes etwa 150 kg zu tragen hatte. Am folgenden Tage wurde nur eine kurze Strecke zurückgelegt, da die Lasten schlecht vertheilt waren; schon um 10 Uhr Morgens wurde bei den schönen Pflanzungen der Oase Belet Amer Halt gemacht. Am 8. wurde der Nordwest äußerst unbequem; auf der sandigen, mit 4 bis 5 m hohen Adern bedeckten Ebene, über welche der Weg führte, jagte er Sandtromben auf, die den Wasserhosen auf dem Meere glichen. Bei den Ruinen von Baghdad, welche zwei Kuppen der steilen, das Uëd Mijâ überragenden Felswände krönen, wurde gelagert. Dort nahe einem Dickichte von hohem Schilfe und Tamarisken berichtete El-Hadsch von den Sagen, welche sich die Wüste von der einstigen Blüthe jener Stadt und ihren riesigen, jetzt von bösen Geistern bewachten Schätzen erzählt.

Am 9. führte der Weg anfangs auf dem Plateau hin, welches das mit Dickicht erfüllte Thal des Uëd Mijâ überragt. Dann aber stieg man in dasselbe hinab, ließ an den Dornen manchen Fetzen von seiner Kleidung und hatte fortgesetzt immer höhere und höhere Dünen zu überschreiten. Zwischen denselben lagen, wie im Suf, in runden Vertiefungen die Palmengärten der Bewohner von El-Hadschira, welche es indessen nicht verstehen, den Sand durch stets erneuerte Zäune zu befestigen, und bald gezwungen sein werden, anstatt ihrer versandeten Pflanzungen weiter westlich neue anzulegen.

Hier wie überall entsteht der Sand dadurch, daß der



Die Gärten von Suf. (Nach einer Photographie.)

weiche Sandstein der nahen Hochebenen durch atmosphärischen Einfluß zerrieben wird. Niemals häuft er sich in großen Massen auf den Hochebenen selbst auf, sondern vorzugsweise in den feuchten baumreichen Niederungen, wo ihn die Vegetation festhält, die Feuchtigkeit zusammenbackt. Dort bildet er im Laufe der Jahrhunderte Dünen bis über 500 m Höhe. In manchen Thälern jedoch, wie im Suf und Uëd Mijâ, ordnet er sich in niedrigeren Adern an, welche nur an der Ostseite der Oasen oft höher sind, weil die Bewohner dort durch Zäune den Sand aufzuhalten suchen. Doch besteht das einzig wirksame und dauernde Mittel gegen die Versandung darin, die Dünen und Hochebenen nach dem Vorschlage Ramel's mit Eucalyptus oleosa zu bepflanzen; in Australien bedeckt dieser Baum schon weite Strecken, welche den Hochebenen der Sahara durchaus gleichen.

El Hadschira (d. i. die Flucht), wo auch vortreffliche Zwiebeln gedeihen, liegt wie ein Adlernest auf einem 100 m hohen Felsen, der stolz das Thal überragt. Es ist ein Haufen Gemäuer, der vor etwa 60 Jahren von den Bewohnern eines nahen, jetzt in Trümmern liegenden Dorfes, welches räuberischen Angriffen allzu sehr ausgesetzt war, aufgeführt wurde. 5 bis 6 km nördlich davon liegt in einem trockenen, in den Uëd Mijâ mündenden Thale die kleine Oase Thajebin (das Entzücken), wo, wie in El Hadschira, die eingeborenen Sahara-Neger unter den Beled-Amer und Ngussa verschwunden sind.

Am 10. wurde der Marsch nach Südosten fortgesetzt, bald auf dem Sandsteinplateau, bald in dem buschigen Thale, wo nur ab und zu einige armselige Palmen an die einstige Kultur der Neger erinnerten. Am nächsten Tage

stieß auf einem Rennkameele ein Führer zu ihnen, den der Aga von Uargla geschickt, und unter seiner Leitung erreichte man über die Sebcha Safiun, in welche die Uëd Nsa und Uëd Mzab münden, um 1 Uhr Mittags die herrliche Oase Ngussa, ein Ksar von 151 Häusern, welches von einer ziemlich gut erhaltenen Mauer und hohen viereckigen Thürmen umgeben ist. Die sorgfältig gepflegten Gärten tragen auf einem sandig-lehmig-kalkigen Boden sehr kräftige Palmen, und zwar meist ohne Bewässerung, woraus folgt, daß die wasserhaltige Schicht sehr dicht unter der Erdoberfläche liegen muß. Vorzüglich gedeihen Aprikosen, Feigen und Granaten; auf freien Stellen Luzerne, Gerste, Kohl, Zwiebeln, Wassermelonen, Kürbisse, Mohrrüben, Kohlrüben und an den Rändern der Bewässerungsgräben prächtige Baumwollstauden von der rothen sudanischen Art. Doch wunderte sich Largeau nicht mehr über die gute Pflege der Gärten und das hübsche Aussehen der steinernen, oft zweistöckigen Häuser, als er erfuhr, daß der Ort ausschließlich von Sahara-Negern bewohnt ist.

Nach einer köstlichen Nacht brachen sie am 12. Mai um 5 Uhr auf und erreichten vier Stunden später den von viereckigen Thürmen umgebenen Bordsch Ba-Mendil. Bis dort kamen ihnen der von ihrer Ankunft benachrichtigte Aga Si Abd-el-Kader-ben-Amar und dessen Schwager entgegen und geleiteten den Reisenden in die für ihn bestimmte Wohnung im Bordsch. Der Aga ist ein Mann von noch nicht 50 Jahren, welcher seinen Rang und das Kreuz der Ehrenlegion sich ehrlich im Dienste Frankreichs erworben hat; es ist ein hagerer, großer, bronzefarbener Mann mit einer Adlernase. Da er keine Schulbildung besitzt, steht ihm sein Schwager Si-Mohamed, der das Lyceum in Alger und die Schule in Saumur besucht hat, als Sekretär und Chalifa zur Seite.

Wir übergehen hier, wie Largeau dort mehrere Tage verlor, um für seine große geplante Reise nach dem Niger und Senegal Führer und Kameele zu suchen, wie er seine Abreise auf den 23. Mai festsetzte und zuletzt, durch wissentlich gefälschte Nachrichten getäuscht, beschloß bis zum Oktober in Uargla zu bleiben.

Wenn man in der Morgenfrühe einen der Thürme des



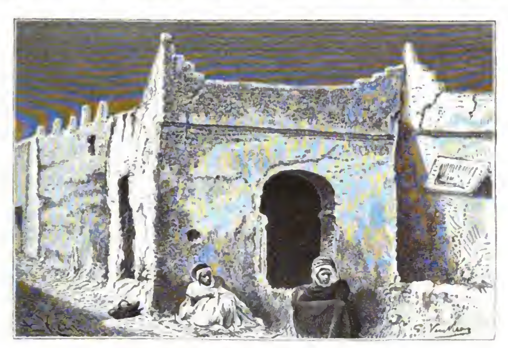
Panorama eines Theiles von Uargla, von der Kasba aus gesehen. (Nach einer Photographie.)

Bordsch Ba-Mendil ersteigt, sieht man zu seinen Füßen den Schott von Uargla oder Erweiterung des Uëd Mijâ, dessen gelber Boden die Farbe des Löwenfelles zeigt, und darin in nordsüdlicher Erstreckung eine große schöne Insel dunkelgrünen Laubes, von hundertjährigen Palmen überragt. In diesem Grün liegt die Stadt verborgen und nur die Spitzen zweier weißen Minarets verrathen ihre Existenz. Fern im Osten erhebt sich auf dem rechten Ufer des Schott eine lange Kette hoher hellgelber Dünen, überragt von dem kolossalen Ghurd Meksem Othin (das von den Kameelen geliebte Thälchen). Zur Rechten und Linken dehnen sich von Norden nach Süden die Gur von Ba-Mendil aus, isolirte Felsmassen, an deren Fuße von den früheren fruchtbaren Pflanzungen sich nur einige dürftige Palmen erhalten haben. Diese Gur sind die Vorposten des Schâb, eines Felsplateaus mit tief durchfurchten Rändern. Gerade im Süden aber erblickt man eine große Spalte, durch welche der Uëd Mijâ in den Schott von Uargla mündet, und in deren Mitte sich schroff der sagenreiche Gara Krima erhebt.

Von Ba-Mendil führt ein gewundener Pfad in 20 Minuten zu den ersten Palmen von Uargla, zuerst durch verlassene Gärten, dann zwischen Lehmmauern hin. Zuletzt erreicht man den breiten, mit faulendem Wasser gefüllten Graben und die Stadtmauer, neben deren Thore sich rechts ein verfallener Thurm erhebt. Die Stadt selbst liegt höher als die Oase, wie diese letztere wiederum eine Insel bedeckt, welche sich über dem Schott erhebt und einst von tiefem Wasser umgeben war. Ihre Straßen sind unregelmäßig, schmal und schmutzig, manche zum Theil überdeckt, die aus rohen Steinblöcken erbauten Häuser elend und nur wenige zweistöckig. Sieben Thore führen in die Stadt, welche 1400 Häuser mit ebenso viel Familien und drei durch Mauern von einander getrennte Quartiere zählt: diejenigen der Beni-Sisim, die von den alten Herren des Landes abstammen, der Beni-Uagin, der Nachkommen von Sklaven, und der Beni-Brahim oder Abkömmlinge edlen Stammes. Neben dem Sultansthore liegt die Kasba mit doppelter Mauer und bastionnirten Ecken; dort erhebt sich die frühere Wohnung der einheimischen Sultane, ein Gebäude im Style der

maurischen Häuser in Alger, prätentiös und von schlechtem Geschmacke. Uargla besitzt 18 Moscheen, darunter zwei, die malekitische und die der Beni-Mzab, mit eigenthümlichen Minarets, 20 m hohen, viereckigen, schiefstehenden Thürmen, welche nur hier und da durch enge Luken Licht empfangen. Auch die Moschee Sidi Salah erregt durch ihren sonderbaren Styl einiges Interesse. Aber von den alten prächtigen Häusern, welche dort einst existirten, und von der schönen Moschee, welche Emir Bu Zekeria 1228 bis 1229 erbauen ließ, haben sich nur dürftige Reste bis auf den heutigen Tag erhalten.

Von den 1400 Familien der Stadt gehören 1250 zu



Straße in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)



Bedeckte Straße in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)

den Sahara-Negern und nur 150 zur weißen Race, und von letzteren wieder 100 zu den Beni-Mzab, 12 zu den Mehadscheria (mohammedanischen Juden) und 38 zu den Arabern.

Die eigentliche Oase Uargla erstreckt sich von Norden nach Süden 8 km weit, umfaßt ein Areal von 64 qkm und auf demselben 221035 Palmen, welche den besten Sorten der Sahara angehören; aber in Folge der Verheerungen der Nomaden sind das außer einigen Weinreben, Feigen- und Aprikosenbäumen die einzigen Bäume, welche dort gezogen werden. Gemüse giebt es wenig, aber viel vorzügliche Luzerne, Kohl, Beschena und etwas Gerste für milchende Ziegen und Schafe. Die Berieselung geschieht, wo sie nöthig ist, mittels artesischer Brunnen, deren es etwa

140 giebt; ihre mittlere Tiefe beträgt 35 bis 40 m, ihre Leistungsfähigkeit 600 Liter in der Minute und ihr meist magnesiahaltiges Wasser ist 25° C. warm.

Außer der gleichnamigen Stadt umfaßt das Agalik von Uargla den Ksar Ngussa mit 151 von Negern bewohnten Häusern und 47 216 Palmen, die Zauja Sidi Chuil mit 10 Marabuts und 4763 Palmen, Schott oder Ain Amer (109 Häuser, 20 702 Palmen), Adschadscha (90 Häuser, 16 329 Palmen) und Ruissat (40 Häuser). Dazu kommen an Nomaden die Schâamba Bu Ruba (400 Zelte) im Osten und Südosten, die Beni-Sur (250 Zelte) im Südosten, die Mochadma (350 Zelte) im Südwesten, die Säid Othba (250 Zelte) und die Fatnassa (60 Zelte), so daß das Agalik im Ganzen 26 190 Einwohner zählt, 14 400 ansässige und 11 790 nomadische. Daß die Bevölkerung aber früher zahlreicher gewesen sein muß, beweisen die zahlreichen Ruinen von Dörfern und Reste von Bewässerungsgräben, welche man auf den höher liegenden Theilen des Schott antrifft.

Die Sahara ist vielleicht das gesundeste Land auf der



Moschee Sidi Salah in Uargla. (Nach einer Skizze Largeau's.)

Erde; epidemische und endemische Krankheiten sind dort fast unbekannt und Dank ihrer großen Mäßigkeit sterben die Nomaden nur an Altersschwäche oder eines unnatürlichen Todes. Die Oasen dagegen und die sumpfigen Niederungen der Schotts machen davon eine Ausnahme; dort herrscht vom April bis Ende Herbst das gefürchtete tehem oder Sumpffieber, das seine Opfer fast ausschließlich unter der weißen Race sucht. Denn die Nomaden ziehen beim Eintritte der Hitze in die Wüste und die Neger sind gegen die Krankheit gefeit. Das Klima von Uargla ist, wie das der Sahara im Allgemeinen, im Winter ein gemäßigtes; im Sommer dagegen herrscht dort eine unbändige Hitze, und der Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht ist in der einen wie in der andern Jahreszeit stets sehr bedeutend. Im Januar z. B. steigt das Thermometer bei Tage im Schatten mitunter bis zu 35° C., während es Nachts oft bis 5° unter Null fällt. Ebensolche Wechsel kommen im Sommer vor; während des Juli, des heißesten Monats, zeigte Largeau's Maximalthermometer 19 Mal 50° C. im Schatten; am 25. stieg es sogar auf 55° und sank Nachts auf 29,2°.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

IV.

Buteanu und Vunatore.

„Ich athmete lang und athmete tief und begrüßte das himmlische Licht", als ich am Morgen des 25. Juli aus der Schauerhöhle unter dem Builea-See, die auf der Generalstabskarte euphemistisch als eine Stina verzeichnet ist, hervorkroch. Auf dem harten, feuchten Felsen waren die Glieder steif und kalt geworden, da das spärliche, in einigen Knieholzstümpfen schwälende Feuer mehr für Rauch als für Wärme gesorgt hatte. Indessen machte die Klarheit, in der die Höhen erglänzten, gar bald die Nacht, in der „alle Gemüthlichkeit aufgehört hatte", vergessen und gemahnte, wie es in einem rumänischen Volksliede heißt:



Die Süd-Karpathen zwischen Negoi und Cottia Visteamare.

> Die Gebirge zu ersteigen,
> Zu ersehn die ganze Welt,
> Auch zu sehn der Donau Fluth,
> Fein von Nebeldunst umruht.

Nach Einnahme einer erwärmenden Tasse Thee und eines frugalen Morgenimbisses fühlten mein junger Freund und ich uns völlig frisch und reiselustig und wanderten mit Zurücklassung des lügenhaften Ignoranten Giorgiu unter unserer eigenen Führung aufs Neue das Hochthal hinauf. Wir ließen den Builea-See zu unserer Rechten liegen und gelangten nach Absolvirung eines tüchtigen Kletterstückchens auf den obersten Thalboden unmittelbar unter dem Vunatore. Wilder und kühner, als am Builea-See, thürmen sich die Felsen. Mächtige Trümmerhalden und dicke Schneelager umrahmen einen kleinen, flachen Gebirgsteich. Ueber die 500 m zum zackigen Vunatore emporstrebenden Felsen hinauf zu klimmen, hätte selbst ein Alpenfex bei dem besten Willen, etwas recht Halsbrecherisches zu unternehmen, nicht vermocht, da manche Partien der grotesken Wand senkrecht abstürzten. Wir konnten entweder über Schutthalden zu einer Scharte des Gebirgskammes emporsteigen, oder mußten über steile Grashänge zunächst eine Einsattelung zwischen dem Buteanu (2353 m) und dem Vunatore (2510 m) zu erreichen suchen. Wir wählten den zweiten Weg und stiegen auf den Kletterpfaden der Bergschafe, nur einmal eine bedenkliche Stelle passirend, empor zu der rasenbedeckten Einsattelung, von der wir in das schuttererfüllte Hochthal des Arpaschielu hinabblickten. An einem hellschimmernd aus dem Kamme hervortretenden Kalkfelsen vorüber schritten wir auf schmaler Bahn ein Stück auf den Vunatore zu. Immer schroffer senkten sich nach beiden Seiten die Abhänge, immer zackiger und schartiger ward der Grat; nach dem Arpaschielu fiel eine majestätisch vorspringende Felsenwand senkrecht ab. Aus diesem Thal herauf kam über die schroffen Gehänge eine flüchtige Gemse, die ganz in unserer Nähe den Kamm erreichte und auf schwindlichtem Pfade in kühnen Sprüngen dem Vunatore zueilte. Mir schien es gerathener, ihrem Beispiele nicht zu folgen. Ich wandte mich rückwärts gegen den Buteanu, dessen Gipfel ich ohne besondere Schwierigkeit erreichte.

Der Buteanu ist der höchste von allen auf den nördlichen Ausläufern sich erhebenden Gipfeln und verbindet die Vorzüge eines Gipfels vom ersten Range mit denjenigen, welche vorgelagerte Höhen für die Umschau und den Einblick in den Bau einer Kette oder eines Massivs bieten. Ueber steile Abhänge blickt man vom Kulminationspunkte 700 bis 1000 m hinab in die tief einschneidenden, schnell nach Norden fallenden Thäler, die zu beiden Seiten des im Süden aufragenden Vunatore als groteske Amphitheater in den Kamm hineingreifen. Wilder, zackiger und schroffer sind die Formen im Hintergrunde des Arpaschielu, aber sie entbehren dafür des Reizes, welchen den Umgebungen des Lacu Builea der Kontrast des grünschimmernden, glatten Seespiegels verleiht. Die Kugel aus einem preußischen Infanteriegewehre würde über die tiefen Thalschluchten weg gegen die Abhänge der Albota und des Piscu Builea fliegen, deren stattliche Kämme man in ihrer ganzen Länge überblickt. Von keinem im Hauptkamme gelegenen Punkte übersieht man die stattliche Reihe der durchweg mit gewaltigen Präcipissen nach Norden fallenden Gipfel, die Sättel und Scharten so gut, wie vom Buteanu. Wegen seiner für den ganzen Nordabhang dominirenden Höhe schweift der Blick nach Westen und Osten über die benachbarten Kämme des Piscu Builea

und der Albota hinweg, so daß ein zackiger Kamm hinter dem andern emporragt. Wir sehen von einer ermüdenden Aufzählung der zur Rechten und Linken nach einander aufragenden Ausläufer ab und fassen nur die hervorragenden Partien des schauerlich wilden Panoramas ins Auge!

Majestätisch ragt im Südwesten mit weißen Schneeflecken geschmückt der große Negoi aus dem Kamme hervor und etwas nach Rumänien zurückspringend sein ebenbürtiger, gleichnamiger Bruder. Der die zwischenliegenden Kämme des Piscu Builea und Domma weit überragende Negoi-Ausläufer erscheint vom Buteanu aus gesehen noch imposanter, als von der Serbota aus. Vier beträchtliche Schneefelder lagen über der Waldgrenze in den von Felswänden umrahmten Vertiefungen seines Ostabhanges. Jenseit des Piciorn Negoi grüßt als alter Bekannter der durch seine flache, grünbewachsene Kuppe kenntliche Scara-Gipfel herüber und hinter ihm wieder taucht die dreigipflige Csorta empor. In seinem Totaleindruck war das im Südosten entrollte Bild noch gewaltiger, als das eben geschilderte. Hier zogen graue Wolken die Thäler hinauf gegen den Kamm und erschwerten auf dem noch unbekannten Gebiete die Orientirung, da immer nur der eine oder der andere der Hochgipfel in nackter Wildheit aus dem wallenden Gewölke hervortrat.

Wir stiegen auf den Thalboden unter der Wand des Vunatore zurück und kletterten von hier über steile Schutthalden zu einer Einsenkung des Kammes, von der wir nach Süden in einen kleinen Gebirgsteich, den Jäsere Keprerecze, hinabblickten, dessen Spiegel nicht unbeträchtlich höher als der des Builea gelegen ist. Aus dem Gebirgskamme erhoben sich vor der Paltina (2393 m) noch zwei Gipfel, deren Namen ich nicht nennen kann. Nach Südosten senkten sich die Schluchten zum Capriratiathale[1]), welches zum Quellgebiete des an Kurtea d'Argis und Pitesti vorüberfließenden Argis gehört. Auf dem Gebirgsausläufer zur Linken des Capriratiathales erhob sich der Munte Rijos und seitwärts hinter ihm ein etwas kleinerer ganz ähnlich geformter Gipfel, beide mit Steinhaufen auf den Spitzen. Der im S.-O. sich erhebende Munte Rijos ließ uns den Nordabhang sehen und machte den Eindruck einer dem Rücken aufgesetzten, flachen, stark von der Verwitterung angegriffenen Riesenpyramide. Unter ihm traten an den Abhängen zum Capriratiathale vier mit Schutt und Schnee gefüllte Einsenkungen hervor. Im Allgemeinen ist der Anblick der langen, grasbedeckten Rücken monoton und öde. Wir stiegen höher gegen den Vunatore empor längs eines nach Siebenbürgen als schroffe Wand, nach Rumänien als steiler Grashang sich absenkenden Grates, der in einer gerade südlich des Vunatore gelegenen Spitze gipfelte. Noch trennte uns vom Hochgipfel eine scharf in einen Grat eingeschnittene Scharte, von der zwei wilde Kamine hinabführten in die Hochthäler zu beiden Seiten des etwas aus dem Kamme vorspringenden Berges. Wir betrachteten eben prüfend die nicht gerade einladende Passage, als wir zu unserm Erstaunen auf der höchsten Spitze einen singenden Hirten bemerkten, der, sowie er unser ansichtig ward, gewandt und leicht zu uns herüberkletterte und verwundert meine Karten und Instrumente betrachtete. Zu erfragen über die uns unbekannten Kuppen und Thäler des Südabhanges war von dem muntern Csobanen nicht viel, denn ihm war alles „Munte“ und „Verfu“, d. h. „Berg“ und „Hochgipfel“, und mein Kompaß und Meßknecht interessanter, als die ganze Gebirgswelt.

Die Kletterei nach dem Vunatore hinüber erinnerte mich lebhaft an die vom kleinen zum großen Glockner. Waren die Dimensionen hier kleiner und fehlte der trügliche Schnee, so fehlten dafür auch Seile, Steigeisen und die vorzüglichen Kalser Führer!

Eine detaillirte Schilderung des sich uns vom Gipfel des Vunatore darbietenden Panoramas würde den Leser bei den nothwendig werdenden Wiederholungen ermüden. Die nähere Umgebung ist bereits hinreichend charakterisirt, die Ferne zeigte im Norden und Süden mit geringen und, wie mich dünkt, vortheilhaften Vorschiebungen die von dem 6 km entfernten Negoi genossene Aussicht. Rumäniens Ebene lag jenseit der weit in dasselbe verlaufenden Höhenzüge in einem leichten Dunstschleier, der nur undeutlich in weiter Ferne einen Kirchthurm (Pitesti?) durchschimmern ließ.

Die Generalstabskarte, die sich in allen zu Siebenbürgen gehörigen Gebieten vortrefflich bewährt hatte, zeigt auf den nach Rumänien hinüber greifenden Theilen einige kleine Ungenauigkeiten. So fehlt der Gemsenteich „Jäsere Keprerecze“ auf der Karte; der Rücken, den sie als vom Vunatore ausgehend zum Munte Rijos zeichnet, zweigt sich erst etwas weiter östlich vom Kamme ab. Aus dem Arpaschielu würde man, wenn man nicht den Hals bei der Kletterei bräche, über eine scharf einschneidende Scharte direkt hinüber gelangen in die obersten Schluchten des Capriratiathales und nicht nöthig haben, erst das südlich des Vertopelu (2459 m) einschneidende Thal zu betreten, welches die Generalstabskarte zu weit nach Nordwesten verlängert. Auch in Bezug auf die Terrainschraffirung ließe sich Einiges sagen. So sieht Munte Lepisita auf der Generalstabskarte aus wie eine schmale, flachwellige Hochebene, die plötzlich mit Steilwänden in die sie umschließenden Thalschluchten abfällt. Diese Zeichnung paßt nur für den nördlichsten Theil des Rückens unmittelbar hinter der Paltina, wo aus einer kleinen Hochfläche ein einzeln stehender Felsenpfeiler aufragt; weiterhin verläuft Munte Lepisita als hochgewölbter Rücken, dessen Abhänge, wie alle anderen, zwar steil, aber keineswegs durchweg schroff und felsig sind. Im Ganzen scheint dieser Theil der Karte nur eine Vergrößerung der im Maßstabe 1 : 288 000 von dem österreichischen Generalstabe herausgegebenen Karte der Walachei in sechs Blättern zu sein. Natürlich führe ich diese meine Beobachtungen nicht an, um an dem schönen Kartenwerke zu mäkeln. Die Aufnahme dieses unwegsamen Hochgebirges ist bei der Schwierigkeit der Verpflegung und den Unbilden der Witterung wahrlich keine Kleinigkeit. Niemand kann mehr Ursache haben, als ich, den Generalstäblern dafür dankbar zu sein, daß sie ihre Darstellung nicht wie gewöhnlich hart an der Landesgrenze abbrachen, sondern auch das anstoßende rumänische Gebiet mit berücksichtigten[1]).

Wohlbehalten kehrten wir zu unserm am Morgen verlassenen Ausgangspunkte zurück, hießen Giorgiu das Pferd beladen und stiegen an den rechtsseitigen Gehängen hin ziemlich steil hinab, um jene Thalstufe zu überwinden, über die gleich hinter der Stina der Bach rauschend und tosend in Stromschnellen und Fällen aus der Region des Knieholzes in den Fichtenwald hinabstürzt. Wir erreichten einen kleinen Thalboden, auf dem eine verlassene, halbverfallene Stina stand. Hier machten wir zwischen üppig wucherndem rumex unter einem mächtigen Ahorn Halt, um noch einmal in Muße unsere Augen an dem Thale zu weiden. Vor allem fesselte der prächtige Wasserfall, dessen schäumende Fluth zwischen dem Grün buschiger Erlen niederwallte, unsere

[1]) Augenscheinlich derselbe Name wie Keprerecze; Capriratia schreibt die Gen.-St.-Karte.

[1]) Das ist auf der Grenze gegen die Walachei mit Terrainschraffirung, Angabe der Waldgrenze, aber ohne Einzeichnung von äquidistanten Horizontalen geschehen. Die Sektionen, welche in die Moldau übergreifen, brechen die Darstellung an der Landesgrenze ab.

Blicke. Zur Rechten und zur Linken erhoben sich düstere Fichtenwände, über ihnen ragten aus dem Krummholz hervor einige spitze Felsenzacken, und im Hintergrunde wurden über dem Wasserfalle einige Formen der starren Hochgebirgswelt sichtbar.

Ich gebe dem Falle wegen der Großartigkeit des Sturzes und der Schönheit der Umgebung vor allen mir bekannt gewordenen, gleichartigen Bildungen dieses Gebirges den Vorzug. Den mächtigen Wasserfall, welchen Samec in seiner kleinen Schrift die „Alpen des Altlandes“ [1]) im Süden des Negoi anführt, habe ich nicht gesehen. Der eben genannte Verfasser führt von allen Wasserfällen nur diesen an und schreibt darüber: „Endlich ist ein Wasserfall auf südlicher Seite des Negoi zu erwähnen. Ein mächtiger Bach (Popolog?) stürzt nämlich da plötzlich 16 Klafter (30 m) tief auf einen nur durch diesen Bach seit jeher allmätig ausgestemmten Felsabsatz, wo der Strahl sich in Tausende theilt, die wieder auf analoge Felsen 12 Klafter (fast 23 m) tief herabstürzen. Offenbar eine erhabene Erscheinung, aber auch ein dumpfer Donner, gegen den ein Gewehrschuß vollkommen verschwindet.“

Neben dem Wildbache zur Glashütte hinabzugelangen, war nicht möglich, wir mußten wieder längs der Berglehnen auf- und abwandern und klettern und kamen unter jener Waldbrandstätte hin, in die uns vor zwei Tagen unsere Vertrauensseligkeit in Giorgin's Gebirgskenntniß hineingeführt hatte, in den Buchenwald und durch ihn schnell hinab zur Hütte, in deren Wirthshäuschen wir hungrig, durstig und ruhebedürftig anlangten. Mit der Ruhe sollte es freilich fürs Erste nichts werden, da Giorgin plötzlich ein höchst eigenthümliches Abenteuer inscenirte. Da er wegen seiner Lügenhaftigkeit und der schlechten Behandlung des mit bewundernswerthem Geschicke kletternden Pferdes mehrmals Verweise erhalten hatte, beschloß er heimzukehren. „Es sei kein Halfter und kein Futter für das Pferd vorhanden!“ Als der Wirth das Nöthige beschafft hatte, erklärte Giorgin plötzlich, das Pferd gehöre seinem Bruder, der desselben dringend zur Arbeit bedürfe. Da ich mich für seine Deklamationen taub erwies und ohne ein Wort in das Häuschen ging, wandte er sich an die vor demselben versammelten Glasarbeiter und klagte diesen mit erhobener Stimme und lebhaften Geberden seine Noth. Die Arbeiter, meist Deutsch-Böhmen, hatten während der Sonntagsruhe den geistigen Getränken zum Theil mehr als genügend zugesprochen und erwärmten sich lebhaft für das Loos des Unglücklichen. Es entstand vor dem Wirthshause ein solcher Skandal, daß ich es rathsam fand, mich meines Revolvers zu versichern und hinauszutreten. „Er muß ihm zahlen, er muß ihn gehen lassen!“ riefen die Glasarbeiter; „der Rumäne lügt ja!“ versicherte halb ängstlich der Wirth. Auf meine Frage: „Wer will etwas von mir?“ erhielt ich nicht sogleich eine Antwort und benutzte den Moment der Ruhe, um den Leuten zu sagen: „Glaubt Ihr, daß dem Mann Unrecht geschieht, so sagt ihm doch, er soll mich verklagen, und holt die Ortsbehörde. Es wird ja nicht schwer sein, einem einzeln im fremden Lande reisenden Manne Raison beizubringen.“ Ein Arbeiter rief: „Wir glauben ihm ja gar nicht, wie ist denn die Sache?“ Ich antwortete: „Glaubt, was Ihr wollt, ich stehe nur dem Rede, der ein Recht hat, mich zu fragen.“ Giorgin schien zu empfinden, daß seine Chancen sich verschlechterten, er erklärte, er werde den „Richter“ oder Schulzen von Kl. Kerz holen (!), warf sich wüthend aufs Pferd und sprengte davon — um nach fünf Minuten andern Sinnes zurückzukehren mit der Frage, ob ich einen Stellvertreter annehmen werde. Obwohl es nicht unwahrscheinlich war, daß nach erfolgter Zahlung der Stellvertreter mit Giorgin verschwand, erklärte ich mich zur Beruhigung der Glasarbeiter einverstanden, denn auf diese wirkte der Vorfall als plötzliche Unterbrechung der ermüdenden Einförmigkeit ihres abgeschiedenen Lebens noch immer sehr erregend. Nach fünf Minuten hatte Giorgin einen angetrunkenen Bauern aufgegabelt und ihm, wie ich später erfuhr, auseinandergesetzt, mit dem preußischen Ingenieur, der täglich 40 Gulden von seiner Regierung bekäme, sei ein glänzendes Geschäft zu machen. Daß der Bauer den fünffachen Betrag der üblichen Taxe forderte, ging selbst Giorgin's euragirtesten Sachwaltern über den Spaß. Ich ließ dem betrunkenen Rumänen bedeuten, er solle mir mit seinen Liebkosungen und Ergebenheitsbezeugungen drei Schritte vom Leibe bleiben und folgte der Einladung des Wirthes, mit meinem jungen Begleiter zum Abendessen zu kommen. Wir hatten uns gerade zu Tische gesetzt und freuten uns an dem lang entbehrten Anblicke einer saubern Decke und der glitzernden Teller, als ich mich plötzlich bei der Schulter gefaßt fühlte und dicht vor mir das widerwärtige schnapsduftende Gesicht des angetrunkenen Bauern erblickte. Wie elektrisirt hieb ich mit der Faust auf den Tisch und schnellte mit einem „draca“ in die Höhe. Der Bauer, dem meine Gesten nicht vertrauenerweckend erscheinen mochten, stürzte zur Thür hinaus und lief davon. Von draußen herein schallte es unter Gelächter: „Der Herr versteht's mit die Rumäner! Das seind Schweinhunde!“ Zwei Arbeiter erschienen im Zimmer und führten, während wir schweigend unsern Hunger stillten, diese Ansichten des Weitern aus, bis der Wirth sie bewog, uns wenigstens in Ruhe essen zu lassen. Giorgin erbat und erhielt „einen Wein“, die Gemüther hatten sich beruhigt und bald konnten auch wir uns der wohlverdienten Ruhe hingeben.

Am nächsten Morgen wanderten wir unter Führung unseres Wirthes bei herrlichem Wetter nach der Arpascher Glashütte. Anfänglich gingen wir am rechten Ufer des Kerzerbaches im Schatten eines prächtigen Buchenwaldes dahin, dann wanderten wir ostwärts durch einen vom Weidebetrieb arg mitgenommenen Niederwald, in welchem der Fußsteig unter dichtem Gebüsch und wuchernden Gras oft völlig verschwand. Zur Rechten erhoben sich von Buchenwald bedeckte Berglehnen, im Hintergrunde des Arpaschielu-Thales, dessen rauschenden Bach wir überschritten, tauchten zackige, kahle Bergformen auf und verschwanden dann hinter der breit vorspringenden, rasenbedeckten Bergnase der Albota (1941 m), unter welcher der gleichnamige Bach entspringt, der die nördliche Hälfte dieses Ausläufers in zwei parallele Rücken getheilt hat. Giorgin verlor von dem schlecht gesattelten und bepackten Pferde zweimal die ganze Bagage, zerbrach dabei aber glücklicher Weise nur seine eigene Schnapsflasche. Da er immer wieder auf das für den schwierigen Pfad hinlänglich bepackte Thier kletterte, faßte ich ihn schließlich zu eindringlicherer Belehrung beim Bein und warf ihn ins Gras. Das half! Er sah mich zuerst wüthend an, war aber bald wieder ganz wohlgemuth und delektirte sich an unreifen Haselnüssen, die er in Menge von den kräftig

[1]) Das Büchlein erschien 1865 in Hermannstadt und gewährt manche Belehrung. Der wackere Verfasser, ein Förster, ist selbst im Winter einmal auf den mehrfach besuchten Hochgipfeln gewesen. Periodenbau und sprachlicher Ausdruck machen das Schriftchen oft unlesbar; vielfach vermißt man, was man bei dem offenen Auge und warmen Interesse des Verfassers bedauern muß, die nöthige naturwissenschaftliche Bildung. Ein Abschnitt handelt vom Einfluß des Mondes auf das Wetter, ein anderer, der sich meiner sachlichen Kritik entzieht, über Forsttaxationsmethoden. Wo ich dem Verfasser eine Notiz verdanke, werde ich selbstverständlich auf ihn verweisen.

gedeihenden Sträuchen riß. In der Arpascher Glashütte trennte ich mich ungern von meinem treuen Gefährten, dessen Stiefel den Dienst für weitere Bergtouren absolut versagten; während er, gefolgt von Giorgiu und seinem Braunen, thalwärts wanderte, schickte ich mich in Gesellschaft eines deutschen Glasbrenners zu neuen Exkursionen an.

Die Aymara-Race.

Von **Ch. Nuffer** in Basel.

I.

Von den verschiedenen indianischen Stämmen, welche die spanischen Eroberer bei ihrem Eintritt in Peru vorfanden, sind es vornehmlich zwei, die Quichua- und Aymara-Indianer, welche sich Dank ihrer großen numerischen Stärke einem gänzlichen Untergang entziehen konnten. Zwar giebt keiner der spärlichen, sich oft widersprechenden Berichte, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind, glaubwürdigen Aufschluß über die eigentliche Seelenzahl des Inca-Reiches, allein es darf angenommen werden, daß sie eine ungeheure gewesen sein muß.

Schon die meilenweit sich erstreckenden Spuren uralter Wasserleitungen und Ruinen einstiger Ansiedelungen sind sprechende Zeugen, daß unter der Inca-Dynastie das Hochplateau der Anden, von Quito bis Potosi und noch weiter südlich bis Tupiza, eine Bevölkerung von vielen Millionen zu ernähren hatte. Das konnte es auch bei der Genügsamkeit jener Race, bei der tiefdurchdachten gesellschaftlichen Ordnung, welche jedem Individuum seine Rolle zuwies, wo aber auch der Staat zu gleicher Zeit sorgfältig über die Bedürfnisse des Einzelnen wachte. Diese Achtung vor den staatlichen Einrichtungen, welche sich selbst jetzt noch, dem seit Jahrzehnten andauernden republikanischen Zersetzungsproceß zum Trotz, in der Bedeutung ausspricht, die im ärmlichsten Indianerdorfe der mit Silber beschlagenen vara (Stock) des eingeborenen Alcalden zu Theil wird, erfreute sich von Seiten der Spanier nicht der gebührenden Würdigung. Und doch, welch' andere Resultate hätte die spanische Regierung aus dem Erwerb jenes Erdtheils erzielt, wenn sie dem nur zu oft unverantwortlichen Treiben ihrer Beamten und Günstlinge mit energischer Hand Einhalt zu gebieten verstanden hätte! Es darf hier wohl betont werden: sie suchte die ersten Fehler durch nachträgliche, zum Schutz der Eingeborenen erlassene Gesetze wieder vergessen zu machen, vermochte aber mit ihren guten Absichten nicht mehr durchzudringen.

Die zügellosen Abenteurer, welche sich zuerst in die eroberten Provinzen theilten, brachten den Landesbewohnern neue Krankheiten, neue, ihrer bisherigen Lebensweise widerstrebende Lasten und Einrichtungen mit. Wie wilde Thiere, denen ein Menschenleben gleich Null ist, wüthete ein Theil derselben unter den hülflosen Eingeborenen. Was die letzteren im Laufe der Zeit aber mehr als alles andere aufrieb, war der Zwang zur Bergwerksarbeit, zu den Obrajes (Fabriken für Wollstoffweberei &c.) und die damit verbundene unmenschliche Behandlung.

Die Folge war, daß diese Stämme, welche gegenwärtig noch ihre alten Wohnsitze auf der Hochebene der Anden einnehmen, auf ein paar Millionen Seelen zusammengeschmolzen sind.

Die Aymaras hatten sich zwischen die viel zahlreicheren, ihnen auch an Intelligenz weit überlegenen Quichuas hineingeschoben; zu welcher Zeit aber und aus welchen Ursachen dieses Eindringen stattfand, ist ein Umstand, der nie genügend aufgeklärt werden wird.

Das Sprachgebiet der Aymaras ist ziemlich scharf abgegrenzt. Es erstreckt sich auf eine Länge von circa hundert spanischen Leguas von Puno am Nordende des Titicaca-Sees bis nach der Minenstadt Oruro, nimmt die ganze Breite des Gebirgsrückens von der westlichen zur östlichen Cordillera ein und steigt sogar noch in einige der heißen, vom Ostabhang auslaufenden Thäler, die Yungas, nieder. Hier begegnet es aber bald wieder dem Quichua-Idiom, durch welches es von allen Seiten eingeschlossen ist; nur am Westabhang nicht, an welchem die wenigen, früher existirenden Ureinwohner durch die Mestizen verdrängt worden sind; denn eine große Bevölkerung konnten die zwischen der sandigen, steinigen Küste auftretenden fruchtbaren Einschnitte überhaupt nicht beherbergen.

Die Aymaras nehmen also noch genau den gleichen Platz ein, den sie zur Zeit der Ankunft der Spanier inne hatten. Am dichtesten sind sie am Ufer des Titicaca in der bolivianischen Provinz Omasuyos gruppirt. Glücklicher als ihre nordamerikanischen Brüder, bleibt ihnen deren trauriges Schicksal erspart, denn sie sind Ackerbauer, hängen an der Scholle und würden unter vernünftigen, sittlichenden Regierungen wieder ganz gut gedeihen, ein noch nützlicheres Element der dortigen Gesellschaft sein, als sie es schon sind. In ihrer physischen Beschaffenheit bieten die Aymaras das Bild eines kräftigen Menschenschlages dar. Sie sind durchgehends von Mittelgröße, mehr zu gebückter als aufrechter Haltung geneigt. Es ist dies von der von Jugend auf angenommenen Gewohnheit, Lasten auf dem Rücken zu tragen, abzuleiten. Der atado, ein über die Schulter und unter dem entgegengesetzten Arm durchgehendes zusammengefaltetes Tuch, dessen Enden auf der Brust geknüpft werden, und in welchem sie Lebensmittel und andere Gegenstände mit sich führen, fehlt bei beiden Geschlechtern niemals. Die tagelang gebückte Stellung beim Feldbau, welcher noch mit den denkbar primitivsten Werkzeugen und Pflügen betrieben wird, die Sitte, die Kinder, welche nicht selten bis zum dritten Jahre gestillt werden, fortwährend auf dem Rücken zu tragen, muß diese Anlage zu einem gewölbten Rücken im Gefolge haben. Beine und Schenkel sind kurz, so daß die Körperhälfte nicht wie bei der weißen Race dem Schooßbein entspricht, sondern weiter oben zu suchen ist.

Je kälter und dem Winde ausgesetzter die Gegend ist, in welcher sich der Indianer aufhält, desto gebräunter ist seine Hautfarbe. Vom dunkeln Kupferton der Hochlandsbewohner geht sie beim Indianer der Yungas in Gelb über, nicht nur der anhaltenden Transpiration wegen, sondern auch in Folge der schädlichen Dünste, welche der Körper in der damit gesättigten heißen Atmosphäre aufzusaugen hat.

Es gehört eine lange Uebung dazu, die bartlosen, alle wie in einer Form gegossenen Gesichtszüge der Indianer

zu unterscheiden. Eine abnorm niedrige, schmale und zurücktretende Stirn endigt in dem so spitz auslaufenden Schädel, daß der Hut eines zehnjährigen europäischen Knaben bequem einem ausgewachsenen Indianer paßt. Die Stirn erscheint aber noch schmäler, als sie ist, dadurch, daß die Kopfhaare ganz nahe an die Augenbrauen herantreten, oft nur einen stark daumenbreiten freien Zwischenraum lassen. Kokette Mestizenmädchen, welchen dieses unangenehme Erbtheil zugefallen ist, helfen sich hier und da durch Rasiren — sie sind dann gewöhnlich häßlicher als zuvor!

Mit großen, prachtvoll tiefschwarzen Augen, gleich Sternen, starrt das indianische Kind die ungewohnte Erscheinung des Fremden an, stundenlang, ohne einen Laut von sich zu geben, als wäre ihm die Furcht vor dem Unterdrücker schon angeboren!

Beim Heranwachsen ändert sich die Physiognomie; sie wird breit und platt, die an die Azteken mahnende, wie ein Haken gebogene Nase nähert sich dem regelmäßig geformten Mund, der die prachtvollsten Zähne verbirgt — so lange ein grünlicher, zähe haftender Schleim nicht den leidenschaftlichen Cocakauer verräth.

Das Weiße der Augen nimmt eine gelbliche Färbung an, aber der geschlitzte, beinahe chinesische Schnitt der unter allen Umständen tiefschwarzen Augen giebt ihnen ein verschleiertes Aussehen. Große Sorgfalt verwendet der Indianer auf sein langes, straffes, schwarzes Haar, welches bei den Männern zu einem Zopf, bei den Weibern in zwei Zöpfe geflochten auf dem Rücken hängt. Erst sehr spät fängt es an sich zu bleichen, und Individuen mit ganz weißen Haaren, welche hin und wieder angetroffen werden, sind jedenfalls von ihrem hundertjährigen Geburtstag nicht sehr weit entfernt. Trotz der oder mehr noch wegen der aufs Allernothwendigste beschränkten Lebensweise erreichen sie ein hohes Alter; viele aber erliegen dem unmäßigen, immer mehr um sich greifenden Branntweingenuß; periodisch fordert auch eine Typhusepidemie unzählbare Opfer. In den Städten wird unentgeltlich geimpft. Die Indianer haben also Gelegenheit sich vor den Pocken zu schützen, profitiren indeß nur wenig von dieser wohlthätigen Einrichtung. Die Pocken sind daher in jenen Gegenden endemisch, richten aber lange nicht mehr die Verheerungen an wie früher, weil auch die Indianer sie besser zu kuriren gelernt haben.

Gar verschieden lauten die Urtheile, welche über diese Race abgegeben worden sind. Der eine heißt sie faul, kriechend und falsch, der andere fleißig, furchtsam und willig. So ziemlich die Mitte zwischen diesen Extremen wird zu einer richtigen Beurtheilung führen. Schon der Umstand, daß sie in ihrer socialen Stellung in zwei Kategorien zu theilen sind, deutet an, daß sie unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden müssen. Die Comunarios, d. h. solche Familien, welche auf Ländereien angesiedelt sind, welche vom Staat beansprucht werden, zahlen eine höhere Kopfsteuer als die Colonos (Hörige), welche die Landgüter der Privatpersonen zu bewirthschaften haben. Sie sind daher auch turbulenter, gewissermaßen spröder als letztere, welche, obwohl frei und nicht gerade Sklaven, doch von ihren Herren in einem möglichst strengen Abhängigkeitsverhältniß gehalten werden.

Jede Familie bewohnt eine kleine Hütte, deren vier Wände aus Lehmziegeln errichtet sind. Nur durch eine ganz niedere, enge Thür kann sich etwas Licht hineinstehlen. Das mit Cordilleragras (ichu) bedeckte Dach hat keinen Rauchfang, und wenn in der Hütte gekocht wird, gestaltet sich der Aufenthalt darin zu einem unerträglichen. Ueberdieß wird, wer einmal sich verleiten ließ, sein Nachtlager unter einem solchen Obdach aufzuschlagen, es nicht zum zweiten Mal versuchen. Lieber wird er vor der Thür unter freiem Himmel bivouakiren, so gut es geht, als von Legionen jener schnell hüpfenden Peiniger um die ganze Nachtruhe gebracht zu werden. Der in der Hütte herrschende Schmutz ist so unsagbar, wie derjenige des Wirthes selbst. Wie sie steht und geht, schläft die Familie, Jahr aus Jahr ein, in den gleichen Kleidern auf den gleichen Schaffellen. Vor dem Wasser haben die Indianer eine unüberwindliche Scheu. Sie waschen sich nie und sind folglich mit Läusen überdeckt. Ungenirt, am hellen Tage, lesen sie sich gegenseitig das in den Kleidern und auf dem Kopf sich aufhaltende Ungeziefer ab, um es sofort zu verspeisen. Eine ganz originelle aber sehr wohlthätige Einrichtung soll, um der krassen Unreinlichkeit einigermaßen zu steuern, unter den Incas bestanden haben. Für jeden Kopf war ein Läusetribut zu entrichten, bestehend aus einem fingerlangen Schilfrohr voll dieser Parasiten.

Zur Kleidung dienen ihnen die selbst gewebten und gefärbten Wollstoffe (jerga). Die Männer tragen eine kurze, indigoblaue Jacke, blaue oder schwarze Weste, bis an die Knie reichende anliegende Hosen aus weißer naturfarbener Schafwolle, Filzhut und einen meist dunkelfarbigen Poncho. Hier sei aber sofort bemerkt, daß besonders in Betreff der Ponchos, je nach den Cantonen und Provinzen, welchen die Indianer angehören, ein großer Unterschied in Farbe und Zeichnung herrscht. Wer viel mit diesem Volk zu thun hat, ist im Stande augenblicklich zu sagen, aus welcher Gegend der Träger dieses Kleidungsstückes stammt. Die kräftigen Waden sind unbekleidet, ebenso die Füße, welchen nur die aus Rindsleder geschnittenen Sandalen (ojotas) Schutz gegen die Unebenheiten des Bodens gewähren.

Bei den Weibern ist der Oberkörper von einer ihrer Büste anpassenden Jacke (jubon) umschlossen; zwei bis drei übereinander angelegte Röcke (polleras) schützen den Unterkörper; jung haben sie dralle, plumpe Formen, älter werden sie abschreckend häßlich.

Auch die Weiber haben Sandalen, den Kopf bedecken sie sich mit einem bizarren hohen Hut, der mit schwarzem Tuch oder Baumwollsammet überzogen ist und einige Aehnlichkeit mit der Ulanen-Czapka hat.

Dem Poncho der Männer entspricht das Pullo der Weiber, nur daß, statt wie beim Poncho den Kopf durch die in der Mitte befindliche Oeffnung zu stecken und die Decken von allen Seiten über die Schultern, Brust und Rücken herabhängen zu lassen, das Pullo über den Rücken und Schultern gelegt auf der Brust mit dem Topo (silberne oder messingene in Löffelform auslaufende Nadel) zusammengeheftet wird.

Was von silberner Scheidemünze in Realen, Medios und Cuartillos in ihre Hände fällt, bleibt der Circulation entzogen und schmückt ihre buntfarbigen Geldbeutel, auf welche ordentliche Münzsammlungen aufgenäht sind. Männer sowohl wie Weiber sind von Kindheit auf an handbreite Binden aus starkem Wollstoff (fajas) gewöhnt, welche, drei- oder viermal über der Hüfte geschlungen, dem Körper, ohne einen nachtheiligen Druck auszuüben, einen festern Halt geben.

Es ist sicher, daß dieser Gebrauch sie befähigt, erstaunlich große Distanzen mit Leichtigkeit zurückzulegen. Von ihrer Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen können ganz bemerkenswerthe Beispiele angeführt werden. Die Postillone, welche im Inlande die Reisenden von einer Station zur andern begleiten, halten mit einem Maulthier, das die langen sechs spanischen Leguas in drei Stunden zurücklegt, gleichen Schritt. Die Couriere, welche früher die Post vom Hochlande nach der Küste (85 Leguas) zu befördern hatten,

durchmaßen diesen Weg in sechs Tagen, um unverzüglich, im gleichen Zeitraum, die Rückpost abzuliefern. Dazu gehören indianische Lungen, welchen eine Steigung von circa 12000' nichts anhaben kann. Nur mit wenig Lebensmitteln ausgerüstet, treten sie ihre Reisen an, die gewöhnlich die mehr oder minder von ihren Sitzen entfernte Hauptstadt zum Ziele haben. Stets aber führen sie einen reichlichen Vorrath ihrer so geliebten Coca mit sich, von der sie nun einmal, selbst wenn ihnen Essen und Trinken in Hülle und Fülle zu Gebote steht, nicht mehr lassen können. Mit den Cocablättern kauen sie zugleich eine schwärzliche „llipta" genannte Masse, welche nichts anderes, als eine aus den Stengeln der Quinoa gewonnene unreine Potasche ist. Der Hauptnutzen, den sie, so lange das Cocakauen in mäßiger Weise getrieben wird, aus diesem tonischen Reizmittel ziehen, ist, daß es den Verdauungsproceß anregt. Die Nahrung, die der Indianer in einem strengen Klima nur zu häufig kalt genießt, ist dazu noch recht schwer verdaulich. Sie besteht aus verschiedenen Arten von Kartoffeln, der hirseartigen quinoa, chuño (Kartoffel, die zwei bis drei aufeinanderfolgende Nächte dem Gefrieren ausgesetzt, in der Sonne dann ihres Wassergehaltes entledigt und getrocknet worden ist), Bohnen und dem an der Luft getrockneten Charque des schwammigen Llamafleisches. Nicht die Coca, wie vielfach behauptet wird, befähigt sie weite Strecken ohne Nahrung zurückzulegen, sondern ihre Genügsamkeit, welche sie durch eine kleine Dosis Coca von Zeit zu Zeit unterstützen.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Auf S. 344, Sp. 1, Z. 23 v. u. des vorigen Bandes findet sich Dr. Stecker's Angabe, daß der Name des großen abessinischen Sees Tana (und nicht Tsana) laute. Dazu bemerkt uns einer unserer ersten Orientalisten, daß Tsāna nicht falsch, sondern die ältere Form ist. Heutzutage spricht man in Gondar ꝛc. das alte ts durchweg wie ṭ, aber in Godscham soll man nach d'Abbadie's Dictionnaire noch ts sprechen, daher zu vermuthen ist, daß die Anwohner des Süduferns noch Tsāna sagen. Ein Beispiel mehr davon, wie leicht sich ein Reisender in solchen Dingen irren kann, der die Landessprache nicht gründlich kennt.

— Wie „The Athenaeum" (Nro. 2825, S. 817) berichtet, ist Mr. Pearson, einer der englischen Missionäre, aus Uganda zurückgekehrt und hat eine Menge geographischer Daten mitgebracht, wie Breiten und Längen, eine Aufnahme der Umgebung von der Hauptstadt Rubaga und eines Theiles der Westküste des Victoria Njanza, meteorologische Bestimmungen u. s. w. „Er lobt die allgemeine Genauigkeit von Stanley's Werk sehr und fand fast alle seine Breiten richtig." Wem soll man da glauben? Dr. Emin-Bey z. B. schreibt (Petermann's Mitth. 1880, S. 472): „Da ich nun wieder Papier besitze, will ich mich an eine Arbeit über Uganda machen. Stanley, für den ich gewiß die größte Hochachtung habe, schrieb leider über Uganda so viel Falsches, daß es an der Zeit ist, die thatsächlichen Verhältnisse darzulegen." Was Stanley's Breiten anlangt, so darf man wirklich gespannt sein, zu erfahren, ob sie über die von Speke den Sieg davon tragen werden, was wir einstweilen bezweifeln; daß seine Längenbestimmungen besser gar nicht ausgeführt wären, zeigt die Thatsache, daß er den Stanley-Pool nach seinen Beobachtungen um circa 1¼ Grad zu weit östlich angesetzt hat (s. „Globus" XL, S. 381). Aber Mr. Pearson selbst hat sich bereits über Stanley ausgesprochen (Church Missionary Intelligencer VI, Oktober 1881, S. 617): „Sonnabend, 1. Januar 1881. Nach dem Frühstück und Gebet gingen Mr. Mackay und ich nach der französischen Mission (in Rubaga) und aßen dort. Die Missionare waren sehr liebenswürdig, und der ganze Besuch verlief in angenehmer Weise. Ich guckte in Stanley's Buch, eine französische Uebersetzung, „Le Continent Mysterieux". Die Bilder sind wunderbar; ich konnte keine Stelle wieder erkennen. Die Abbildung von Rubaga könnte für jeden andern Platz dienen. Das Bild von Mtesa's Amazonen machte mich stutzen. Ich bin fast zwei Jahre im Lande gewesen und habe nie von einem solchen Corps gehört. Die Franzosen indessen sagen, das Buch sei gut und einfach geschrieben." Auf welcher Seite die Wahrheit liegt, wird sich ja wohl bald ergeben. Nichts kann uns aber den Fortschritt in der Erforschung Afrikas mehr verdeutlichen, als diese Thatsache, daß Stanley's Buch 1878 erschien und schon drei Jahre später sich die Kritik mit Erfolg zu regen beginnt. Nebenbei sei bemerkt, daß seit der glücklichen Rückkehr der drei Uganda-Häuptlinge aus London die englischen Missionare sich seitens Mtesa einer guten Behandlung zu erfreuen haben.

— In Mozambique (Portug. Ostafrika) hat sich im Juni 1881 eine Geographische Gesellschaft gebildet, welche darauf hin arbeitet, daß die Küsten und Flüsse der Provinz aufgenommen werden, und außerdem eine Expedition nach dem Njassa-See plant. Allerdings ist das Land zwischen demselben und der Küste fast unbekannt und einer Erforschung sehr bedürftig.

— Briefe der Reisenden Pogge und Wißmann vom 30. Juli 1881 aus Kimbundo und vom 11. August aus Mieketta (8 Tagereisen nordnordöstlich von Kimbundo) melden, daß die Reisenden Mussumba, die Hauptstadt des Muata Jamvo, als nächstes Reiseziel aufgegeben haben, nicht sowohl, weil auch Dr. Buchner während eines langen Aufenthaltes bei diesem Fürsten die Ueberzeugung gewonnen hat, daß derselbe zu Reisen von seinem Lande aus nach Norden oder Osten keine Beihülfe gewähren würde, sondern weil Streitigkeiten zwischen dem Muata Jamvo und dem Stamme der Kioko einstweilen die Straße nach Mussumba unpassirbar gemacht hatten. Die Reisenden haben, gestützt auf anscheinend zuverlässige und sehr günstig lautende Erkundigungen, als nächstes Ziel das Gebiet des Häuptlings Mukenge im Tuschilange-Lande gewählt. Der Weg dorthin führt während etwa 36 Tagereisen auf dem linken Ufer des Tschikapa-Flusses bis zum Kassai und nach Ueberschreitung des letztern während etwa 14 Tagereisen bis in die Gegend der Mündung des Lulua in den Kassai. Ungefähr fünf Tagereisen östlich von dem dortigen Sitze des Häuptlings Mukenge soll dann der große See liegen, von dem Schütt durch Erkundigungen erfahren hat. Die Tuschilange erfreuen sich eines vortrefflichen Rufes der Friedlichkeit und Gastfreundlichkeit, und das einzige Hinderniß, das sich nach Dr. Pogge's Ansicht dem Reisenden entgegenstellen könnte, wäre eine Versperrung des Weges durch den Kalunda-Häuptling Kalangulo, der unter der Botmäßigkeit des Muata Jamvo steht. Da die Residenz desselben aber fern vom Wege liegt, so hoffte der Reisende dieser Gefahr durch vermehrte Schnelligkeit des Marsches entgehen zu können. Die Afrikanische Gesellschaft hat diese Nachrichten mit großer Genugthuung entgegen ge-

nommen; denn die Erreichung des Zieles, das sich die Reisenden jetzt gesteckt haben, ist von ungleich größerer Wichtigkeit, als eine dritte Reise zum Muata Jamvo. Der Sitz des Mukenge liegt bereits mehrere (?) hundert Kilometer nördlich vom Endpunkte der Schütt'schen Reise, und die Reisenden werden sich dort auf vollständig jungfräulichem Gebiete des Kongo-Beckens, nahe dem 5. Grade südlicher Breite, befinden, und vielleicht keinerlei Schwierigkeiten finden, den erwähnten See zu untersuchen und den Kongo zu erreichen.

Australien.

— Die internationale Industrieausstellung in Sydney, welche nach ihrem Schlusse nach Süd-Australien wanderte, wurde in Adelaide vom 21. Juli bis zum 24. September 1881 offen gehalten. Der Besuch belief sich in den 65 Tagen auf 276092 Personen, was, da die Kolonie am 1. August 1881 erst 289537 Seelen zählte, für einen außerordentlichen Erfolg spricht. Eingenommen wurden 10440 Pf. St. Die Ausstellung hat aber damit noch nicht ihr Ende erreicht. Sie wird nunmehr nach West-Australien wandern, und sollte dort im November 1881 in Perth eröffnet werden. Man möchte dies für ein Wagniß halten, denn diese größte Kolonie des Kontinents hat doch erst eine Bevölkerung von 31000 Seelen. Die Ausstellung wird dann ihre letzte Wanderung antreten und zwar nach Christchurch, einer wichtigen Stadt mit ungefähr 33000 Seelen in der Provinz Canterbury auf der südlichen Insel von Neu-Seeland, wo sie im März 1882 eröffnet werden soll.

Die Kolonie Süd-Australien geht schon jetzt mit dem Projekte um, im Jahre 1886, wo sie ihren fünfzigsten Geburtstag feiert, in Adelaide eine internationale Ausstellung im größten Umfange zu veranstalten.

— John Richard Skuthorpe (s. „Globus“ XXXIX, S. 207 und 288) ist wieder aufgetaucht. Er richtete am 10. September 1881 von dem Städchen St. George in Queensland aus ein Schreiben an den Premierminister Sir Henry Parkes in Sydney, in welchem er seine frühere Behauptung wiederholt, daß er die beiden Tagebücher von Leichhardt und dessen Schwager Classen sowie deren Teleskop und Kompaß aufgefunden habe. Er ist bereit, diese Gegenstände an die Regierung von Neu-Süd-Wales auszuliefern, wenn diese ihm eine Belohnung von 6000 Pf. St. gewährt. Skuthorpe steht in Australien in dem Rufe, daß er es mit der Wahrheit immer sehr leicht nimmt, und darum schenkte man denn auch dieser seiner wiederholten Aussage anfänglich wenig Glauben. Es scheint aber denn doch, als wäre dieselbe dies Mal nicht ohne Grund. Wenigstens hat die Regierung von Neu-Süd-Wales die Sache nicht von der Hand gewiesen, sondern sich entschlossen, die verlangte Prämie von 6000 Pf. St. unter der Bedingung zu zahlen: 1. daß die Journale als wirklich echt befunden werden; 2. daß sie in gut erhaltenem Zustande überliefert werden; 3. daß Skuthorpe eine von der Regierung von Neu-Süd-Wales auszusendende Expedition an den Ort führe, wo die Gegenstände aufgefunden wurden und wo, nach seiner Aussage, noch andere Leichhardt-Reliquien sich vorfinden sollen. Die Regierung von Neu-Süd-Wales ist zu diesem ihrem Entschlusse durch den Premierminister von Queensland, Sir Arthur Palmer, veranlaßt worden, welcher in dieser Angelegenheit genauere Erkundigungen eingezogen hatte und sich gegen seine frühere Ansicht jetzt überzeugt hält, daß Skuthorpe wirklich obige Reliquien besitze. Sir Palmer erfuhr nämlich von Mr. Kirke in Brisbane, einem durchaus glaubwürdigen Manne, welcher mit Skuthorpe in näherer Beziehung steht und Einsicht in die aufgefundenen Journale erhielt, Folgendes: Leichhardt's Journal wurde in einer mit Gummi verwahrten Blechbüchse am Fuße eines markirten Baumes, wo Classen es vergraben hatte, aufgefunden. Auf jeder Seite desselben steht Leichhardt's Signatur. Classen's Journal giebt an, daß er, Classen, ausgeschickt wurde, um nach Wasser zu suchen. Als er nach zwei Tagen zurückkehrte, fand er Leichhardt todt. Auch die übrigen Mitglieder kamen aus Mangel an Wasser um, nur Classen gerieth in die Hände der Eingeborenen. Er begrub den Leichnam von Leichhardt und verwahrte die ihm angehörigen Sachen. Classen führte sein Journal in Kürze fort. Die Eingeborenen erlaubten ihm aber nicht, zu den Weißen zurückzukehren, und als er einmal eine Flucht versuchte, wurde er eingeholt und derbe gezüchtigt. Als Classen im Jahre 1877 fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde, begab er sich an die Stelle, wo er Leichhardt's Journal vergraben hatte, öffnete die Blechbüchse und that auch sein Journal hinein. Die letzten Blätter von Classen's Aufzeichnungen fand Skuthorpe in einem ledernen Beutel, welcher mit dessen Leiche vergraben worden war. Aber das Papier war zerfallen und die Schrift unleserlich. Wenn dies wahr ist, so muß sich Classen zu jener Zeit oft nur fünfzig englische Meilen von Weißen entfernt befunden haben. Skuthorpe giebt an, daß das Papier von Leichhardt's Journal das Wasserzeichen 1830 trage, d. i. 17 Jahre vor dem Datum seiner letzten Reise. Nun ist nachgewiesen, daß Leichhardt sich auch auf seiner vorletzten Reise eines solchen Papieres bediente. Ferner sagt Skuthorpe aus, daß Leichhardt's Handschrift der seines Freundes Kirke, den wir oben erwähnten, außerordentlich gleicht. Auch dies hat sich aufs Vollkommenste bestätigt.

— Wie hoch der verschollene Dr. L. Leichhardt in Australien in Ehren gehalten wird, beweist folgende noble Handlung. In Cottbus lebt noch eine Schwester von Leichhardt mit ihrer Tochter in sehr traurigen Verhältnissen. Der Bruder resp. Onkel hatte diesen seinen Verwandten immer die treueste Liebe bewahrt und ihnen seine Hülfe zugesagt. Die Regierung von Neu-Süd-Wales, davon unterrichtet, hat nun die Zusage auf sich genommen. Sie sandte mit der letzten Post nicht nur eine Geldsumme an diese Familie ab, sondern wird auch dem Parlamente der Kolonie eine Vorlage unterbreiten, derselben einen festen Jahresgehalt auszusetzen eventuell eine einmalige größere Summe zu bewilligen.

Nordamerika.

— Die riesige Nickajack-Höhle, deren Verhältnisse mit den wohlbekannten Mammuth- und Wyandotte-Höhlen in Kentucky und Indiana rivalisiren, liegt nahe dem Punkte, wo die Südgrenze von Tennessee mit der Grenzlinie zwischen Georgia und Alabama zusammenstößt. Obwohl ihre Gallerien schon viele Meilen weit untersucht sind, so hat man bis jetzt doch noch kein Ende erreicht. Neuerdings wurde sie zum Theil von den Herren Cope und Packard erforscht; dieselben fanden am Eingange in Gestalt von Kohlen und Muschelresten zahlreiche Spuren früherer menschlicher Bewohnung und in der Höhle selbst wie in ihren Gewässern sehr interessante Thiere, wie am Eingange einen anscheinend neuen Salamander und weiterhin einen schneeweißen blinden Bachkrebs, dann verschiedene andere Krustaceen, alle blind, und zwei Grillen. Von den fünf Species, welche lebend in den Gewässern der Höhle gefunden wurden, waren alle bis auf eine von denen der Höhlen in Kentucky und Indiana verschieden und stammen wahrscheinlich von anderen oberirdischen Species, als diese. Cope und Packard haben ihre Resultate im „American Naturalist“ veröffentlicht.

— Die Nachfrage nach Alligatorhäuten ist in stetem Wachsen. Fast alles Krokodilleder wird nach Europa versandt, woselbst es zu den verschiedensten Galanteriewaaren, Stiefeln &c. verarbeitet wird. Bis vor wenigen Jahren war New Orleans noch der Hauptstapelplatz für diesen Artikel, doch ist in Louisiana die dadurch hervorgerufene Ausrottung der Alligatoren so empfindlich fühlbar, daß man dort bereits allen Ernstes von einer zukünftigen „Krokodilzucht“ (Alligator farming) spricht.

— Die Kohlen aus den Minen bei Newcastle, 3 Miles östlich vom südlichen Theil des Lake Washington, wurden in früheren Jahren (wie ich in meiner Skizze „Ein

Ausflug nach dem Puget-Sund" seiner Zeit in diesen Blättern mitgetheilt habe) auf eine sehr umständliche Weise über den Washington- und Union-See und zwei Verbindungsbahnen nach ihrem Verschiffungsort am Puget-Sund befördert. Diese Art von Transport hat längst aufgehört und es werden die Kohlen bereits seit einigen Jahren auf einer 20 Miles langen Eisenbahn direkt von den Minen nach Seattle versandt.

Jene Minen sind zu Anfang dieses Jahres in den Besitz des durch große Eisenbahnbauten und kolossale Unternehmungen bekannt gewordenen Villard (eines Deutschen, dessen von ihm amerikanisirter Name eigentlich Hilgard ist) übergegangen. Villard hat neues Leben in den Betrieb jener Minen gebracht und beabsichtigt, den ganzen Kohlenbedarf von San Francisco aus dem Produkt derselben zu decken. Auf den Werften bei Chester, in Pennsylvanien, wurden auf seine Bestellung drei große Kohlentransportdampfer gebaut, welche die Namen „Willamette", „Umatilla" und „Walla Walla" führen und jeder 3500 Tonnen (à 2200 Pfund) Kohlen laden können.

Ich nahm den „Willamette", der bereits in Seattle angelangt ist und dort gerade Kohlen einlud, persönlich in Augenschein. Der ganze Raum des gewaltigen Schiffes ist für den Kohlentransport eingerichtet. Von dem sich weit und hoch in den Hafen hinauserstreckenden Pfeilerquai werden die Kohlen direkt aus den von den Minen anlangenden Kohlenwagen in den Dampfer hinunterbefördert. Das Ausladen in San Francisco geschieht durch Dampf vermittels eines mächtigen eisernen Hebeapparats. Auf der Rückfahrt nehmen diese Dampfer Wasser als Ballast in großen „tanks" ein, welche zusammen 900 Tonnen Wasser fassen können. Diese „tanks" werden in Seattle in anderthalb Stunden ausgepumpt und wieder mit Kohlen angefüllt. Alle jene Dampfschiffe benutzen elektrisches Licht. Ein vierter Dampfer, der „Mississippi", ein älteres Schiff, welches 1800 Tonnen Kohlen zu laden vermag, wurde von Villard gekauft und ist für den Kohlentransport von Seattle nach Portland bestimmt.

Der Kohlentransport von den Minen nach Seattle, welcher sich auf der alten Route über die Seen Washington und Union auf anderthalb Dollars per Tonne stellte, beträgt auf der neuen Eisenbahnlinie nur sechszig Cents; und, die Kosten des Minenbetriebs mitgerechnet, bis ins Schiff nur einen Dollar per Tonne. Die Transportkosten von Seattle nach San Francisco belaufen sich auf drei Dollars die Tonne, so daß die Kohlen, in San Francisco niedergelegt, auf vier Dollars die Tonne zu stehen kommen. Gegenwärtig beträgt der Marktpreis in San Francisco sieben Dollars die Tonne. Die Dampfer und Segelschiffe befördern jetzt zusammen täglich 600 bis 800 Tonnen Kohlen von Seattle nach San Francisco. Sobald die großen neuen Dampfer aber alle an Ort und Stelle sind, werden sie den Kohlentransport ausschließlich übernehmen, der alsdann auf 1000 Tonnen täglich festgestellt werden soll. Die Fahrt von Seattle nach San Francisco legen jene Dampfer in 72 Stunden zurück.

Villard's Hauptkonkurrenten im Kohlenhandel sind gegenwärtig die Verschiffer von Kohlen aus Australien (Sydney) und aus Nanino, in Britisch Columbia am Golf of Georgia. Die Schiffe, welche jene Kohlen nach San Francisco bringen, haben aber nur das Recht, für eigenen Bedarf dieselben frei zu befördern, und müssen einen Dollar Importzoll für jede dort niedergelegte Tonne Kohlen entrichten [1]).

Die Kohlenfelder bei Seattle sind von einer Mächtigkeit von 27 Fuß und liegen in drei Schichten schräg unter einander. Die Ausdehnung derselben beträgt zwei Miles von Süden nach Norden und, soweit sie verfolgt wurden, zwölf Miles von Westen nach Osten. Man glaubt, daß sie sich 40 Miles weit nach Osten bis an den Fuß der Kaskade Range erstrecken. Bis jetzt wurden die Kohlen nur von der Oberfläche genommen; doch hat man bereits damit begonnen, Gänge in die Flötze hinunterzubauen.

Für Seattle ist der Aufschwung des Kohlenhandels von größter Wichtigkeit. Die allgemeine Geschäftslage ist dort gegenwärtig besser, als seit Jahren; und da auch der Holzhandel prosperirt und die Aussicht auf die Vollendung der großen vom Obern See nach Portland und dem Puget-Sund im Bau begriffenen Northern-Pacific-Eisenbahn allmälig näher rückt, so träumen Seattle und sein Terminus-Konkurrent Tacoma jetzt beide, ebenso wie San Diego, nur noch von der „glänzenden Zukunft". Theodor Kirchhoff.

[1]) Es wird also Villard nicht schwer fallen, jene Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen und, bei gleicher Güte seines Produkts, den Kohlenhandel in San Francisco an sich zu reißen.

Südamerika.

— Im Decemberheft (1881) der „Proceedings" der Royal Geographical Society theilt F. A. Simons seine neuen Beobachtungen über die Sierra Nevada de Santa Marta im nordöstlichen Columbien mit, eine Gegend, welche für uns Deutsche ein besonderes Interesse dadurch gewinnt, daß das Augsburger Handlungshaus der Welser dorthin einen Kriegszug unternehmen ließ. 200 Deutsche und Spanier und ein großes indianisches Heer unter Alfinger's Führung gingen im Thale des Rio Cesar, der im Südwesten der Sierra Nevada fließt, hinab bis zu dessen Einmündung in den Magdalena, wo sie ein an Gold so enorm reiches Volk fanden, daß Alfinger einen Theil seiner Indianer mit den Schätzen belud und sie nach Coro (in der heutigen venezolanischen Provinz Falcon), wo er gelandet war, zurückschickte. Er wartete dort, wo er war, auf Verstärkung; als dieselbe aber nach Jahresfrist nicht kam, und seine Leute um ihn starben, trat er den Rückmarsch an und zwar, wie es scheint, gerade über die Sierra Nevada hinweg, wo viele Indianer und selbst Spanier der Kälte erlagen. Zuletzt stieg er in ein heißes tropisches Thal hinab, wo er selbst starb. Den höchsten Berg dieser Sierra hat nun Simons wenigstens bis zu einem Punkte circa 500 Fuß unter dem anscheinend unersteigbaren Gipfel bestiegen, anfangs in Begleitung von Indianern, die aber schließlich weiter zu gehen sich fürchteten und den Engländer die letzten vier Stunden allein klettern ließen. Den höchsten Punkt giebt Simons zu 17 500 Fuß = 5330 m an. Er vermuthet ferner, daß die Sierra in früheren Zeiten auf einer Insel lag, indem der Magdalenenstrom einen östlichen Arm dort hindurch sandte, wo jetzt nur durch eine unmerkliche Erhebung getrennt der Rio Rancheria nach Norden ins Meer, der Rio Cesar nach Süden dem Magdalenenstrome zufließt. Diese Ansicht gewinnt dadurch an Bedeutung, daß nach P. L. Sclater, welcher Simons' Vogelsammlung untersucht hat, auf der Sierra Nevada eine Anzahl eigener Species, namentlich von Kolibris, vorkommt, woraus folgt, daß die Sierra sehr alter Bildung sein muß. Und dies unterstützt die Simons'sche Hypothese, daß der Magdalena früher östlich von der Sierra geflossen ist und diese selbst, wenn nicht eine Insel, so doch schärfer von der Haupt-Cordillere geschieden war, als jetzt. Die gesammelten Pflanzen sind leider noch nicht auf diese Frage hin geprüft; übrigens macht die feuchte Luft die Anlage von Herbarien dort sehr schwierig. Die Anwohner des Gebirges, welche sich mit Anbau von Kaffee und Zucker, mit Rumdestillation und Viehzucht beschäftigen, fand Simons gastfreundlich und das Reisen ganz sicher; Feuerwaffen braucht nur derjenige bei sich zu führen, welcher sich mit Politik abgiebt.

— Die Proceedings der Royal Geographical Society (Decemberheft S. 738) berichten über einen Brief, welchen der unermüdliche, aber leider nicht ganz zuverlässige französische Reisende Ch. Wiener an Mr. Edward Whymper über seine neuesten Flußfahrten im nördlichen Peru und in Ecuador gerichtet hat. Datirt ist derselbe vom Mai 1881 aus Yurimaguas am Rio Huallaga. Nachdem er Südamerika von Westen nach Osten auf dem Rio Napo und dem Amazonenstrome durchkreuzt hatte, um mit einem Reisegefährten

zusammenzutreffen, welcher sich indessen nicht einstellte, fuhr er auf einem kleinen, ihm von der brasilianischen Regierung zur Verfügung gestellten Dampfer den Amazonenstrom bis zur bekannten Enge Pongo de Manseriche (77½° westl. L. Gr.) hinauf, ferner dessen linke Zuflüsse Marona, Pastaza und Tigre, letztern 515 Miles weit. Seine Hauptaufmerksamkeit hat er indessen dem obern Marañon oberhalb der Einmündung des Huallaga zugewendet, einer der unbekanntesten (?) Gegenden des innern Südamerika (Werthemann's Arbeiten im Departamento Fluvial von Peru und anderes scheinen Mr. Wiener unbekannt geblieben zu sein). Er fand dort einen neuen Zufluß, den Samiriá, welchem er 250 Miles weit bis zu seinem Quellsee folgte und ebenso wie zahlreiche Nebenflüsse schiffbar fand. Die Wälder an seinen Ufern hatten Ueberfluß an Guttaperchabäumen und Sassaparilla. Wiener fügt hinzu, daß er das erforschte Gebiet im Maßstabe 1 : 10 000 mappirt und 400 astronomische Beobachtungen angestellt habe.

— Eine ungemein sauber gearbeitete, mühsame und gediegene Abhandlung zur Geschichte der Geographie im 16. Jahrhundert hat Prof. Franz Wieser in Innsbruck geliefert in seiner Schrift „Magalhães-Straße und Austral-Kontinent auf den Globen des Johannes Schöner" (Innsbruck, Wagnersche Universitäts-Buchhandlung, 1881. Preis 5 Mark). Wir skizziren im Folgenden den Hauptinhalt der Arbeit. Schöner, 1477 zu Carlstadt in Franken geboren, 1547 als Professor der Mathematik in Nürnberg gestorben, schrieb zahlreiche Werke über Mathematik, Astronomie (häufig auch Astrologie) und Geographie und galt als einer der bedeutendsten Mathematiker und Kosmographen seiner Zeit. Seinen Hauptruhm jedoch verdankt er seinem großen Erdglobus vom Jahre 1520, der sich auf der Stadtbibliothek in Nürnberg befindet und bis ganz vor Kurzem neben der gleichalterigen Karte „Typus orbis universalis" von Petrus Apianus als die erste Karte galt, auf welcher die Neue Welt den Namen „America" führt. Wieser weist dagegen nach, daß derselbe schon auf zwei Globen aus dem Jahre 1515 vorkommt, welche in Frankfurt a. M. und Weimar aufbewahrt werden und beide nur Abdrücke einer und derselben Arbeit sind, die nach Wieser's Beweisführung ebenfalls von Schöner herrührt. [Inzwischen hat jedoch „A Collector" im Athenäum (Nro. 2803 vom 16. Juli 1881, S. 80) über die glückliche Erwerbung eines Exemplars der „Cosmographia" des Hylacomylus (zu deutsch Waldseemüller aus Freiburg i. B., welcher zuerst 1507 den Namen „America" vorschlug) berichtet, welches eine schon 1514 von L. Boulengier in Kupfer gestochene Erdkarte mit der Legende „America noviter reperta" enthält.] Auf jenem großen Globus von 1520 erscheint nun dort, wo die Magalhães-Straße liegt, bereits eine große Durchfahrt aus dem Atlantischen in den Stillen Ocean, während doch Magalhães erst am 21. Oktober 1520 an die nach ihm benannte Meerenge gelangte. Ein direkter Zusammenhang zwischen dieser Entdeckung und der Schöner'schen Zeichnung ist also undenkbar. Es hat letztere aber zu vielen Erklärungsversuchen Anlaß gegeben, und manche Autoren (H. Harrisse, Rev. Mytton Maury) glauben sogar an eine Entdeckung der Durchfahrt vor Magalhães, Maury an eine solche durch Martin Behaim. Die Quelle aber, aus welcher Schöner seine Straße geschöpft, ist eine Zeitungsnachricht, die „Copia der Newen Zeytung aufs Presillg Landt", zufällig das älteste erhaltene Flugblatt, welches ausdrücklich die nun so geläufig gewordene Bezeichnung „Zeitung" führt. (Auf diese Entlehnung hatte übrigens bereits vor 15 Jahren Prof. S. Ruge aufmerksam gemacht.) Wieser macht es nun wahrscheinlich, daß diese „Copia" von einer in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts stattgefundenen portugiesischen Expedition, vielleicht unter Anführung des Christovão Jaquez, handelt, ferner daß ihr Original von einem italienischen Faktor in Lissabon verfaßt und an sein Handlungshaus in Italien geschickt und vielleicht durch Vermittelung des Augsburger Handlungshauses der Welser nach Deutschland gekommen ist, wo sie ins Deutsche übersetzt und etwa Ende 1508 oder 1509 in Augsburg gedruckt wurde. Diese „Zeytung" berichtet, daß jene portugiesische Expedition unter dem 40. Breitengrade ein Kap, mit welchem Brasilien ende, gefunden und umsegelt habe; auf der andern Seite habe man auch Land gesehen, und die ganze Gegend habe an die Straße von Gibraltar erinnert. Sechzig Meilen weit sei man in diesen „calfo" (d. i. griechisch κόλπος, Golf) hineingefahren und dann, durch ein Unwetter gezwungen, umgekehrt. In dem „calfo" aber die Magalhães-Straße zu sehen, hindert schon die Breitenangabe; denn dieselbe liegt südlich vom 52. Grade. Wieser hält es für wahrscheinlich, daß darunter die Bahia de San Matias (circa 41° südl. Br.) zu verstehen sei. Dabei macht er (allerdings nicht als erster, sondern erst später als P. A. Tiele, der ihm unbekannt geblieben) darauf aufmerksam, daß der Name Brasilien (terra de Brazil) für das jetzt damit bezeichnete Land oder für die am 1. Mai 1500 durch Cabral so getaufte Ilha da Santa Cruz schon 1504 vorkommt. „Diesen Wechsel — schreibt der portugiesische Historiker João de Barros empört — habe der Teufel gerathen; als ob der Name eines Holzes, welches Tuch färbt (gemeint ist das Farbholz von Caesalpinia brasiliensis, das Brazil-Holz), etwa wichtiger wäre, als der jenes Holzes, das durch das Blut unseres Erlösers geröthet worden!"

Die zweite Hauptfrage, welche Prof. Wieser behandelt, betrifft das Austral-Land, jenen Kontinent, welcher sich auf den beiden Schöner'schen Globen rings um den Südpol lagert, und dessen Existenz schon von manchen alten Philosophen, namentlich den meisten Alexandrinern, behauptet wurde. Schöner wurde wohl durch die „Quatuor navigationes" des A. Vespucci veranlaßt, diesen Kontinent, den er aus Mißverständniß als Brasilia inferior bezeichnet, auf seine Erdkugel zu setzen. Die älteste Karte aber, auf welcher dieses antarktische Festland als „Terra Australis" bezeichnet wird, ist nach Wieser erst die Nova et integra universi orbis descriptio des bedeutenden französischen Gelehrten Orontius Finaeus (Oronce Fine aus Briançon) vom Jahre 1531, welcher im Uebrigen eine Arbeit Schöner's offenbar benutzt hat, und zwar wahrscheinlich den Globus von 1523 (s. unten). Gerhard Mercator hat dann sieben Jahre später (1538) die Weltkarte des Finäus neu bearbeitet; der einzige davon erhaltene Abdruck ist kürzlich in einer Privatbibliothek zu New-York aufgefunden worden und ist die älteste uns erhaltene Karte des berühmten Geographen. Wieder drei Jahre später (1541) veröffentlichte Mercator einen dem kaiserlichen Kanzler de Granvella gewidmeten Erdglobus (Exemplare davon in Brüssel, Wien und Weimar erhalten), auf welchem das Austral-Land, welches in den südost-asiatischen Gewässern bis über den Wendekreis emporreicht, zum ersten Male ausdrücklich als fünfter Erdtheil bezeichnet wird. In dieser Gestalt pflanzte sich das circumpolare Austral-Land noch lange Zeit hindurch besonders auf deutschen, niederländischen und italienischen Karten fort und verschwand auch dann noch nicht, als die Inselnatur Neu-Guineas, des Feuerlandes, ja Neu-Hollands längst festgestellt war.

Das Schlußkapitel behandelt die späteren Globen Schöner's, den anscheinend ganz verloren gegangenen dritten von 1523, welcher bereits die Entdeckungen des F. Cortez und die Ergebnisse der Magalhães'schen Expedition enthielt, und den vierten von 1533, von dem Prof. Wieser auf der Militärbibliothek in Weimar ein Exemplar nachweist. Mögen seinem mühevollen Forschereifer noch mehr dergleichen Funde zu Theil werden und ihm Anlaß zu weiteren solchen fruchtbringenden Studien geben.

— Nach einem Berichte des kaiserlichen Minister-Residenten zu Santiago ist im „Diario Oficial de la Republica de Chile" von dem Freg.-Kapt. Luis Pomar, maritimem

Gouverneur von Callao, veröffentlicht worden, daß Kapitän Meyer von dem Schoner „Phönix“ auf der Reise von Champerico nach Callao am 9. August dieses Jahres eine auf den Karten nicht angegebene kleine Insel, anscheinend von neuer Bildung, gesehen hat. Dieselbe schien von Brandung umgeben zu sein und hatte in der Richtung Nord-Süd wenig mehr als 1 Seemeile Ausdehnung, dabei eine Höhe von 15 m in ihrem mittlern Theil; auf ihrer höchsten Stelle war ein weißer Flecken zu erkennen. Diese Insel liegt 188 Seemeilen in S. 52° 20' W. von der Spitze Aguja, ungefähr in 7° 48' südl. Br., 83° 48' westl. L. Kapitän Meyer fügt hinzu, daß ihm die Annäherung an einigen Stellen der Insel leicht erschien, und daß nur Mangel an Zeit und die Dunkelheit der Nacht ihn verhinderten auf weitere Einzelheiten zu achten.

(Nachrichten für Seefahrer.)

Polargebiet.

— Der V.-St.-Dampfer „Alliance“ ist von seiner Suche nach der „Jeannette“ im Atlantischen Oceane (s. „Globus“ XL, S. 208) am 1. November unverrichteter Sache, wie vorauszusehen war, in Halifax (Nova Scotia) eingelaufen. Am 16. September war er von Hammerfest nach Spitzbergen abgegangen, hatte unter Segel bis zum 25. gekreuzt und war dabei bis 79° 36' nördl. Br. vorgedrungen. Dann kehrte er längs des Eisrandes, welcher nach übereinstimmenden Angaben in diesem Jahre viel weiter gegen Süden und Osten vorgerückt und viel massiger ist, als sonst, nach Reykjavik zurück. Die norwegischen Walroßjäger, welche sonst bis zur Hinlopen-Straße und selbst bis zur Nordküste von Spitzbergen vordringen, konnten dies Jahr nicht einmal so weit nach Norden und Osten gelangen, wie die „Alliance“. Der Grund davon, daß die Eiskante jetzt so weit südlich liegt, ist, daß der letzte Winter streng war und im Juli und August die gewöhnlichen Südwinde ausblieben. Allen Fangschiffen, welche die „Alliance“ traf, wurde eine Beschreibung der vermißten „Jeannette“ übergeben, irgend welche Auskunft aber konnte man natürlich nicht erhalten. Die Offiziere legten botanische und zoologische Sammlungen an und notirten alle zwei Stunden die Temperatur und specifische Schwere des Seewassers.

— Mit der vor Kurzem erschienenen 11. Lieferung von Nordenskiöld's „Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega“ (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig) ist der erste Band dieses Werks beendet; er enthält 31 Bogen, das Porträt Nordenskiöld's in Stahlstich, 206 Holzschnitt-Illustrationen und 7 Karten. Es ist ein im besten Sinne populäres Werk, das auf jeder Seite Zeugniß ablegt von dem hohen wissenschaftlichen Streben des Autors, von seiner unvergleichlichen Erfahrung in arktischen Dingen und seiner umfassenden Gelehrsamkeit. Eingeflochten in die Schilderung der eigenen Erlebnisse und Thaten ist eine ziemlich ausführliche Geschichte der auf Entdeckung einer nordöstlichen Durchfahrt gerichteten Seereisen der Engländer, Holländer, Russen und Norweger, welche durch Reproduktion alter Karten und Holzschnitte in interessantester Weise illustrirt wird. Wenn die Rede auf zoologische, botanische, geologische und sonstige physikalische Dinge kommt, so benutzt dies Nordenskiöld regelmäßig, um aus dem reichen Schatze seiner in den arktischen Gewässern gesammelten Erfahrungen vielerlei dahin Bezügliches mitzutheilen und die betreffende Erscheinung im Zusammenhange zu erörtern. Reichen Zuwachs wird auch die Ethnologie durch die Abschnitte über die Tschuktschen und Eskimos enthalten. Kurz, ein vorzügliches Reisewerk, auf welches näher einzugehen wir wahrscheinlich noch Veranlassung haben werden. Band 1 schließt mit der Schilderung der gezwungenen Ueberwinterung bei Pitlekaj und des Weihnachtsfestes 1878; von Band 2 sind bereits 4 Hefte erschienen, welche die Tschuktschen, das Nordlicht, Thier- und Pflanzenleben, Meteorologie und die Entwickelung unserer Kenntniß von der Nordküste Asiens behandeln.

— Am 20. December 1881 ist eine Deputation des Vorstandes der Royal Geographical Society bei dem ersten Lord der Admiralität dahin vorstellig geworden, daß die Regierung im kommenden Frühjahr ein Schiff zur Aufsuchung der „Eira“ aussenden möge. Auf derselben ist bekanntlich Mr. Leigh Smith im Juni nach Franz-Josephs-Land gesegelt (s. „Globus“ XL, S. 192), ohne, wie er beabsichtigte, im letzten Herbste zurückzukehren. Da die Lebensmittel an Bord der „Eira“ nur bis zum August 1882 reichen, auch ihre Boote zu schwer sind, um weitere Strecken über das Eis geschleppt werden zu können, so würde nach Ansicht der Deputation ihre Besatzung in großer Gefahr schweben, wenn das Schiff bis zu jenem Zeitpunkte im Eise festgehalten würde, und Mr. Leigh Smith's Verdienste als Nordpolfahrer rechtfertigten das Eingreifen der Regierung vollständig. Lord Northbrook verhieß, daß dieselbe die Angelegenheit in reifliche Ueberlegung ziehen werde. Seitdem sind aus Tromsö Nachrichten eingegangen, welche die Hoffnung erwecken, daß Mr. Leigh Smith's Fahrt von Erfolg gewesen ist. Kapitän Isaaksen, von der norwegischen Walfänger-Jacht „Proven“, sah die „Eira“ am 30. Juni bei Matotschkin Schar (der die beiden Hälften von Nowaja Zemlja trennenden Straße) am Rande des Eises, einige Seemeilen von der Küste. Am 2. Juli sah er die „Eira“ wieder, und zwar nach Süden dampfend, und schließt daraus, daß Mr. Smith nicht im Stande war, sich seinen Weg längs der Küste von Nowaja Zemlja zu bahnen. Man vermuthet, daß er aber auch im Süden die Karische Straße (zwischen Nowaja Zemlja und der Insel Waigatsch) nicht passiren konnte, da man ihn später von Gänseland (Theil der Westküste Nowaja Zemljas zwischen dem 71. und 72. Breitengrade) nordwärts steuern sah. Nach Kapitän Isaaksen befand sich das Eis während des Juni und Juli ungefähr in seiner gewöhnlichen Lage; am 8. August aber war es gänzlich verschwunden und am 16. befand sich kein Eis mehr 20 Seemeilen weit nordwärts von Nowaja Zemlja, wohl aber kam eine schwere See von Norden her. Daraus folgt, daß weithin, vielleicht bis Franz-Josephs-Land, offenes Meer war, und Kapitän Isaaksen glaubt bestimmt, daß Mr. Smith letzteres erreicht hat, und will sich nicht darüber wundern, wenn derselbe diesmal dem Pole sehr viel näher gekommen ist.

— Frühzeitig im letzten Sommer sandte die Kopenhagener Kommission für die geologische und geographische Erforschung Grönlands eine Expedition unter Lieut. Holm dorthin, welche gegen Ende des Jahres zurückgekehrt ist. Dieselbe hat den südlichsten Theil des Landes besucht, die dort liegenden großen Inseln umfahren und die genaue Lage von Kap Farewell, der Südspitze Grönlands, bestimmt. Das Land selbst wurde bis zu einer Linie erforscht, welche den Tasermint-Fjord an der Westküste mit dem Lindenows-Fjord an der Ostküste verbindet; es enthält namentlich an der Westseite prächtige Alpenscenerien mit enormen Gletschern, während der niedrige Osten mit Eis und Schnee bedeckt ist. Diese gefrorene Schicht bildet, wie der Erdboden darunter, Hügel und Thäler; hier und da ragen aber auch Bergspitzen aus der unermeßlichen Winterlandschaft auf. (Nature.)

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. VI. (Mit sechs Abbildungen.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. IV. (Mit einer Karte.) — Ch. Nuffer: Die Aymara-Race. I. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — (Schluß der Redaction 30. December 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara.

VII.

Nachdem sich der Reisende an dem Panorama, welches ihm der Thurm in Ba-Mendil bot, satt gesehen, durchstreifte er, um die drohende Langeweile zu verscheuchen, die Plateaus und Schluchten der Umgegend und untersuchte namentlich eine Anzahl prähistorischer Fundstätten mit Pfeilspitzen aus Feuerstein, Höhlenwohnungen und Ruinen einstiger Berber-Ortschaften. Zuletzt aber faßte er den Entschluß, dem Sumpffieber Trotz zu bieten und seine Wohnung nach Uargla selbst zu verlegen, um der Langeweile in seinem Gefängnisse, dem Bordsch von Ba-Mendil, zu entgehen. Er miethete also ein neues, kaum fertig gewordenes Haus unweit der Kasba, welches mit seiner einen Seite an die Moschee Sidi Bu Aku stieß. Dasselbe bestand aus einer Umfassungsmauer, an welche fünf Zimmer oder besser fünf sehr niedrige, enge und sehr dunkele Nischen angebaut waren, welche sich auf den in der Mitte liegenden Hof öffneten. Im Hintergrunde des Hofes führte eine schlechte, an die Mauer sich lehnende Treppe auf die Terrasse. Dort empfing Largeau bald zahlreiche Besuche von Kranken beiderlei Geschlechts, welche ihn tagtäglich um Arzneien, namentlich aber um Talismane gegen die sonderbarsten Krankheiten anbettelten.

Die Hitze nahm inzwischen täglich zu; eine bleierne Gluth lastete über der Oase und wahrhaft schrecklich war die Ausstrahlung auf der Hamada (Felsenplateau). Am 23. Juni waren es um 2 Uhr Nachmittags 48,5° C. im Schatten, so daß Largeau kaum zu athmen vermochte. Wie erfreut war er, als einige Stunden später ein Gewitter losbrach und es in Strömen regnete! Rasch entkleidete er sich und nahm auf der Terrasse seiner Hütte ein erquickendes Regenbad. Am 1. Juli waren es bei Südost und schwerer, mit Elektricität gefüllter Luft sogar 50°. In der folgenden Nacht grollte zwar der Donner; aber in Uargla regnete es nicht. Um so ausgiebiger fiel er weiter im Süden, in Tidikelt und im Uëd Mijâ. Marabuts, welche einen Trupp Sklaven von Ain-Salah zum Verkaufe brachten, theilten Largeau mit, daß sie drei Tage lang durch die Fluthen aufgehalten worden seien. Am 6. Juli stieg bei Südwind das Thermometer auf 52°; das war der Anfang jener vierzigtägigen Periode, welche den Namen sâma (die tödtliche) führt. Während derselben tritt jede Krankheit besonders schwer auf: der geringste Schnitt erfordert augenblickliches Einschreiten, namentlich bei den durch die feuchte Hitze geschwächten Weißen; der Biß der Viper tödtet binnen wenigen Augenblicken, der Stich eines Skorpions in einigen Stunden.

Wie viel Kranke erbaten während dieser vierzig Tage Largeau's Hilfe! Darunter auch Neger und Negerinnen, deren häßlichste entschieden seine Nachbaren von gegenüber waren. In ganz Uargla hatten sie an Mißgestalt keine Nebenbuhler, den verrückten Derwisch Ben-Nunu höchstens ausgenommen. Zu der Hitze gesellten sich dann noch bei Tage die Fliegen, Abends Skorpione und Muskitos zur Nachtzeit. Largeau beobachtete in dieser Zeit stets die Vorsicht, beim geringsten Unwohlsein zum Brechen einzunehmen und zu purgiren; als Getränk benutzte er Molken oder frischen Palmwein. Auch abgekochtes Brunnenwasser ist ein gesunder Trank. Aber nur wenige Schritte von der Oase entfernt, auf den nahen Plateaus, im Ksar Ruisat selbst, athmet man eine reine Luft; dort hat die stärkste Hitze keinen

andern Einfluß auf den Weißen, als daß sie ihn zu einer längern Siesta nöthigt, und den Nomaden dort sind Fieber und Leberkrankheiten unbekannte Dinge.

Am Sonntag, dem 8. Juli, kamen bei der hübschen Temperatur von 53,7° mehr als fünfzig Gallsüchtige, um sich ärztlichen Rath zu holen. Die Nacht darauf aber war, von den Muskitos abgesehen, köstlich, da das Thermometer auf 28° sank. Am Montag waren bei klarem Himmel nur 50,5°; unweit der Oase verirrten sich, durch eine Fata Morgana getäuscht, drei Araber und erlagen dem Durste. Am 10. Juli trat ein leichter angenehmer Nordost ein und die Temperatur stieg auf nur 49,8°. Vom 11. bis 20. betrug sie im Schatten durchschnittlich höchstens 50,5°; der heißeste Tag, der 19. Juli, zeigte bei einem erstickenden Südwinde 52,6°.

Und gerade in dieser Hundstagszeit feiern die Neger in Uargla am liebsten ihre Hochzeiten, zur Zeit von Largeau's Anwesenheit an einem Tage deren fünfzehn auf einmal. Die Dauer eines solchen Festes beträgt im Durchschnitt fünf Tage. Am ersten Tage begeben sich gegen 4 oder 5 Uhr Abends die Verwandten und Freunde des Brautpaares in Procession vor die Thore der Stadt, um dort zu schmausen. Voran die Frauen, in Reihen zu vieren oder fünfen, im Tritte marschirend, die Ellbogen am Leibe, den Unterarm vorgestreckt, mit den Händen den Takt schlagend und mit den Lenden wunderbare Bewegungen nach vorn und hinten machend. Die ältesten gehen zu Anfang und zum Schlusse und schließen so die jungen Mädchen ein, welche gleichfalls, nur mit mehr Grazie, Hände und Lenden taktmäßig bewegen. Dann folgen in regellosem Haufen die Männer und das Orchester, aus einer Clarinette und zwei großen Holzpauken bestehend. Aus dieser mehr oder weniger zerlumpten und schmutzigen Menge steigt ein unerträglicher Geruch ranzigen Oeles auf. Draußen angelangt, zünden sie ein großes



Largeau's Nachbarn in Uargla. (Nach einer Photographie.)

Feuer an, um welches die Mädchen in zügellosen Bewegungen tanzen, während die alten Weiber schwatzend die Speisen zubereiten und die Männer theils Flinten losfeuern, theils im Kreise hockend sich Geschichten vom Teufel, von Genien, weißen Gazellen u. s. w. erzählen. Bald tritt Stille ein und Alles drängt sich zu den großen Holzschüsseln, in welchen Kuskussu mit ranziger Ziegenbutter, unsagbare Saucen und Ragouts einladend dampfen. Dazu wird Palmwein und Ziegenmolke, in welcher gewöhnlich zahlreiche Ameisen herumschwimmen, getrunken. Nach der Mahlzeit wird noch etwas geplaudert, und dann eilt jeder nach seiner Hütte, macht dort noch eine Zeit lang Jagd auf Skorpionen und wirft sich zuletzt auf den Haufen schmutziger Lumpen, den er sein Bett nennt.

Am zweiten Tage dieselbe Promenade mit Musik; der Schmaus findet aber diesmal bei dem Bräutigam statt, welcher dazu einen Bock schlachtet. Wieder ertönt das Geknalle der Flinten, welche bis oben heran vollgestopft werden; oft platzen sie dabei und verwunden oder tödten Menschen, ohne daß um solcher Kleinigkeit willen das Fest eine Unterbrechung erfährt. Am dritten Tage wird mit den Geschenken, welche der Mann seiner Braut giebt, meist Kleidern und Schmucksachen, welche an Reifen aufgehängt sind, durch die ganze Stadt gezogen, vor den besseren Häusern Halt gemacht, getanzt und gelärmt und zuletzt ein Geschenk erbettelt, welches in die Moschee gebracht wird, damit dort für das Glück der Gatten gebetet werde. Der vierte Tag versammelt Frauen und Mädchen bei der Braut; das männliche Geschlecht ist dabei streng ausgeschlossen und selbst das Orchester muß vor der Thür bleiben. Am fünften und letzten Tage, der stets ein Dienstag sein muß, wird die Braut mit großem Pompe ihrem Manne zugeführt, worauf die Gatten sieben Tage ohne auszugehen im Hause bleiben. Nach Ablauf derselben nimmt der Mann ein Beil, haut damit im Garten einer Palme den Wipfel ab und bringt das Mark derselben seiner Frau, welcher er dabei einen Schlag auf den Kopf giebt. Diese kocht es mit Kuskussu, womit am folgenden Tage die Freunde bewirthet werden. Damit erst hat dann die Hochzeit ein Ende erreicht.

Am 23. Juli stieg die Hitze im Schatten auf 55,1°, so daß selbst die Neger es nicht mehr in den Gärten aushalten konnten. Einige Zeit später fand man an dem drei Tagereisen gegen Südwesten entfernten Kameelbrunnen die Leichen von zwei Arabern und vier Negersklaven, welchen diese gräßliche Gluth tödtlich geworden war. Der 26. war dagegen mit seinen 42 Grad und dem vom Tell her wehenden Nordost entzückend. Aber gegen Abend erschollen Schreckensrufe; eine dichte Wolke von Heuschrecken ließ sich auf die



Fest der Neger. (Zum Theil nach Photographien.)



Berberfrau in Uargla. (Nach einer Photographie.)

Oase nieder und verschlang die ganze Nacht und den folgenden Vormittag hindurch die Palmenblätter, die Luzerne und die saftigen Wassermelonen, deren Frische in den Hundstagen so wohlthuend ist. Den Nomaden aber war das ein Festtag: was nur laufen konnte, Männer, Frauen, Kinder und Sklaven, eilte herzu und füllte mit den Heuschrecken Säcke, Körbe, Burnusse u. s. w., um sie in Salzwasser abzukochen, in Bockfellen aufzubewahren und ohne weitere Zubereitung später zu verspeisen.

Vom 1. August ab besserte sich mit abnehmender Hitze auch der Gesundheitszustand, mit Ausnahme des 4., wo bei 50,2° auch das Fieber wieder heftiger auftrat. Auch am 17. und 18. wurden noch resp. 51° und 52,3° beobachtet; von da an sank das Thermometer fortdauernd.

Am 23. gegen 10 Uhr Abends wurde Largeau durch ein entsetzliches Getöse, Flintenschüsse, Klappern, Pauken, Schreien, Singen und Wehklagen, geweckt. Ringsum sah er hellen Feuerschein und glaubte schon, daß Uargla brenne. Plötzlich stürzten seine Diener herein, und einer von ihnen schrie: „Ja, Sidi! Wir haben Dir nicht geglaubt, als Du es vor drei Monaten voraussagtest! Wir haben darüber gespottet, und nun ist es doch wahr! O Sidi Largeau! Wie lange wird es dauern? Werden wir den Mond nie wiedersehen? Siehe, die Schlange verschlingt ihn; kannst



Ksar Ruisat. (Nach einer Photographie.)

Du sie nicht vertreiben, Du, der doch alles versteht?“ Nun erinnerte er sich, daß er ihnen bald nach seiner Ankunft in Ba-Mendil für diesen Tag, den 13. Schàban, eine Mondfinsterniß verkündet hatte. Rasch stieg er auf seine Terrasse, um sich an der Angst der guten Uarglis zu weiden. Ueberall waren Feuer angezündet, um welche herum sich Schatten bewegten, schrien und zu Allah beteten. Männer schossen Flinten gegen das angebliche Ungethüm los, um es von seinem Vorhaben abzubringen, und Weiber und Kinder riefen den Propheten um Hilfe an. Erst nach fast zweistündiger Dauer nahm zugleich mit der totalen Verfinsterung der Heidenlärm ein Ende.

Nachdem Largeau Oase und Stadt und ihre schwarzen wie weißen Bewohner genugsam kennen gelernt und sich überzeugt hatte, daß die Berbern zwar hier eine gewisse Neigung zeigen, die physischen Merkmale der Negerrace anzunehmen, ihre Frauen sich aber unter allen durch zierliche Formen und schöne Gesichter auszeichnen, verließ er Uargla am 11. September, um seine Reise nach Süden anzutreten, und lagerte am selben Tage unter den Palmen von Ruisat. Seine Karawane bestand aus zehn Menschen, neun Last- und vier Rennkameelen; arabische Kaufleute, welche in der Gegend von Tuat zu thun hatten, sollten sich größerer Sicherheit wegen noch anschließen. Alle waren wohlbewaffnet und gut verproviantirt; nur an Geld gebrach es Largeau, jetzt, wo er an der Schwelle des Unbekannten stand.

Am 12. September war günstiges Wetter, bedeckter Himmel und leichter Nordwestwind. Zuerst führte der Weg etwas abseits vom Uëd Mijà, dessen Bett dort mit alluvialem Sande bedeckt ist, dann in demselben aufwärts. Die mittlere Breite desselben beträgt hier 26 km; zwischen seinem feinen Gerölle wachsen weit zerstreut magere Büsche

von **Anabasis articulata** (einheimischer Name **ådscheram** d. i. knotig, knorrig). Am Brunnen Bu Ghenisa (Brunnen der Angst), dessen schwefelhaltiges Wasser äußerst unangenehm zum Trinken ist, wurde gelagert; nur etwa 200 m davon erhebt sich eine kleine Kubba (Grabkuppel), welche ein reicher Herdenbesitzer des Landes zu Ehren des Sidi Abd-el-Kader hat bauen lassen. Am nächsten Tage (13. September) wurde der Marsch in dem sandigen Thale fortgesetzt und nach fast zwölf Stunden bei dem Hasi Mohammed ben-Hut, der bei 8 m Tiefe ein 25,5° warmes, nach faulen Eiern schmeckendes Wasser liefert, beendet. Dicht dabei fanden sich zahlreiche bearbeitete Feuersteine; derartige Punkte traf Largeau in den nächsten Tagen noch einige, so am 15. beim Kameelbrunnen (Hasi Dschemel), dessen Wasser weniger unangenehm schmeckte, als das der früheren. Da auf den nächsten vier Tagereisen kein Wasser anzutreffen ist, wurde dort gelagert, die Schläuche gefüllt und die Kameele getränkt. Rings um den Brunnen, der für den ältesten der ganzen Gegend gilt und von Hirten wie Karawanen viel besucht wird, ist die Wüste eine unermeßliche Einöde: kein Strauch, keine Pflanze, kein Grün, auf welchem das Auge verweilen könnte — nichts als Dorngestrüpp auf steinigem Boden, den nur einige giftige Vipernarten bewohnen.

Als man am nächsten Tage bei dem halb verschütteten, wasserlosen Brunnen ez-Zmaïla lagerte, machten die Posten plötzlich Allarm und Alles griff zu den Waffen. Dann zeigten sich etwa 100 Schritt entfernt zwei Männer auf einer Düne. „Men hu?" (wer da?) rief ein Posten. „Nas âafia!" (friedliche Leute!) war die Antwort. „Wir sind Marabuts der Zauïa Kahila, die in Geschäften nach Uargla reisen." Sie kamen herzu und wurden von Largeau's Leuten erkannt; bald erschien auch ihre Karawane, etwa ein Dutzend Menschen stark, welche 40 Esel, die in Uargla verkauft werden sollten, und zehn mit verschiedenen Waaren beladene Kameele mit sich führten. Darunter befand sich ein alter Marabut, den Largeau's Schâamba mit besonderer Ehrerbietung begrüßten; derselbe hatte zwei Briefe des Scheich von Aïn-Salah an den Aga von Uargla und an die Dschemâa der Schâamba bei sich. Da mehrere der vornehmsten dieser Dschemâa sich bei Largeau befanden, so öffneten diese den Brief. Dadrinnen war unter anderem zu lesen:



Blick auf das Ued Mijâ. (Nach einer Photographie.)

„Ferner theile ich Euch mit, daß uns von Uargla die Nachricht gekommen ist, daß ein Franke die Schâamba auffordert, ihn zu uns in die Stadt Aïn-Salah zu geleiten. Daß der Franke nicht zu uns kommt, ja auch nur unserm Gebiete sich nähert! Jeder, der ihn herführte, hätte diesen Entschluß zu bereuen. . . Und Du, Sohn Muissa's! Wir haben gehört, daß Du den Rumi herführst. Denke an den Ruf und die Achtung, die Du genießt; denn, bei Gott, wenn Mulay Thayeb's Sohn selbst ihn herbrächte, wir würden ihn mit jenem zusammen tödten!"

Damit war die Expedition gescheitert. Largeau erfuhr weiter, daß er für einen Spion gelte, der sich Empfehlungsbriefe verschafft hätte; daß sein Bote dem Scheich von Aïn-Salah von allen seinen Geschenken nur einen ordinären Haik übergeben, den Rest aber unterschlagen hätte, daß an den nächsten Brunnen, in Trupps vertheilt, die Feinde ihm und seinen fünf angeblich mit Silber beladenen Kameelen auflauerten u. s. w. Er versuchte zwar, seine Begleiter zu weiterm Vordringen zu veranlassen; diese aber erklärten sich durch einen Vertrag mit den Tuareg gebunden und bestanden auf der Umkehr. Am 22. September langte die Expedition wieder in Uargla an. In Biskra erholte sich Largeau einen Monat lang von den ausgestandenen Strapazen und namentlich von dem Aerger über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen; am 4. Januar traf er in seiner Heimath Niort ein.

Nach dem, was er auf seiner dritten Reise gesehen hat, und nach seinen eingezogenen Erkundigungen ist er von der Möglichkeit überzeugt, Algerien und den Niger durch eine Eisenbahn zu verbinden und dabei genügendes Wasser anzutreffen, falls die Route sich nicht von den Thälern entfernt. Für die günstigste Linie hält er Biskra-Ued Righ-Tuggurt-Uargla. Dieselbe schnitte zuerst die Ziban, wo sich 31 Städte und Dörfer mit Gärten, reichlichen Wassermengen und einer seßhaften Bevölkerung von mehr als 18 000 Seelen befinden. Bis Uargla folgte dann ein breites, fruchtbares Thal, das ganz mit blühenden Oasen besetzt und von einer ackerbauenden Bevölkerung von über 40 000 Seelen in 3 Städten und etwa 30 Dörfern bewohnt ist. Auf dieser Strecke ist der Wasservorrath groß; auf Schritt und Tritt sprudeln bereits artesische Brunnen, deren Zahl sich noch unendlich vermehren läßt. Abgesehen von den Palmenwäldern können dort mehr als 40 000 Hektaren Landes sofort bewässert und mit Baumwolle bepflanzt werden, wozu die Neger die sichere und billige Arbeitskraft stellen. Baumwolle findet sich in jenen Gegenden wild wachsend, und die mit ihrer Kultur in Tuggurt und Ngusa angestellten Versuche fielen sehr gut aus. Dagegen bietet die allerdings

etwas kürzere Linie über Laghuat und das Land der Beni Mzab keinen dieser Vortheile; das Gebiet, welches sie durchzieht, ist ein felsiges Plateau mit wenigen kleinen Ansiedelungen.

Von Uargla an bieten sich zwei Linien, eine leicht zu bauende im Thale des Uëd Mijâ aufwärts nach Aïn-Salah, welches indessen schon zu Marokko gehört, die zweite im Thale des Igharghar aufwärts nach dem Hoggar-Gebirge. Die dritte Strecke würde von Aïn-Salah oder dem Hoggar-Gebirge bis an den Niger reichen, die vierte diesen Strom mit St. Louis am Senegal verbinden. Wir für unsern Theil können aber nicht glauben, daß diese ganze Sahara-Bahn sich jemals in ihrem vollen Umfange verwirklichen wird. Für die erste und vielleicht auch die letzte Strecke, die Senegal-Bahn und die nach Uargla, läßt sich allerdings eine Art Rentabilität denken, und sie werden deshalb wohl auch über kurz oder lang ausgeführt werden. Wie man aber glauben kann, eine Bahn durch das Hoggar-Gebirge und die Wüste bauen und im Stande halten zu können, wo jetzt einzelne Reisende und ganze Expeditionen ihres Lebens nicht sicher sind, wie eine solche Bahn, die fast nichts zu befördern hätte, rentiren soll, ist uns rein unerfindlich. Peru ist gegen die Sahara doch ein menschen- und produktenreiches Land — und bringen dort nicht manche Bahnen kaum die Wagenschmiere für die Lokomotive ein? Largeau's Mahnung, man möge sich eilen, denn Frankreichs ganze Zukunft liege in Afrika, ist gewiß patriotisch und gut gemeint, aber praktisch ist sie gewiß nicht.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

V.

Von der Arpascher Glashütte über die Podragufpitze nach Fogarasch.

Die Arpascher Glashütte liegt 620 m über dem Meere am großen Arpaschbache, der wie der Kerzer aus zwei durch einen 4 km langen Kamm getrennten Quellarmen zusammenfließt. Die Vereinigung dieser Bäche zwischen den im Westen und Osten zu 1941 und 1964 m aufragenden Kämmen der Albota und des Piscu Teritia liegt tief im Gebirge wenig über 1000 m, so daß das Thal als besonders tief eingeschnitten erscheint. Nach Norden theilt sich Piscu Teritia wie die Albota in zwei parallele Waldrücken. Die Höhen, welche unmittelbar westlich und östlich der Hütte liegen, sind noch unbedeutend und bleiben unter 800 m, steigen aber gegen Süden schnell empor. Mit den Hütten von Arpasch, Kerz und Porumbach haben wir alle in den nach Norden laufenden Querthälern dauernd bewohnten Orte genannt, denn die Schluchten sind eng und entbehren der Thalgründe und Becken, welche dem Anbau Raum gewähren könnten. Bis zu 620 m steigt die Agrikultur am Nordabhange nur auf den Feldern von Ober-Szombat und Breaza und geht auch auf der Südseite bei Salatruku am Topolog und Liresti, der obern Fortsetzung von Kimpulung (Campulungu), nicht viel darüber hinaus.

Die genannten Glashütten, von denen zwei einem ungarischen Grafen, die Porumbacher dem Aerar gehören, sind wie ein Theil der Reichsstraße und eine Menge Dorfschenken von einem Handlungshause in Fogarasch gepachtet. Die Porumbacher Hütte sendet ihre Erzeugnisse per Achse durch den Rothe-Thurm-Paß nach Rimnik, in die kleine Walachei, die beiden anderen liefern besonders nach Bukarest, wohin die Waaren vor dem Bau der Eisenbahn mit einer Ladung von 250 Schock (ein größeres Service = 2 bis 3 Schock) gingen. Man war bei meiner Anwesenheit in beiden Hütten mit der Geschäftslage unzufrieden und besorgt um die Zukunft, da die Anlage einer Glasfabrik in der Nähe der rumänischen Sommerresidenz Sinaia, bei bequemerer und billigerer Verbindung mit Bukarest und Ersparung der Mauth (10 Kreuzer für ein Schock ungeschliffener Glaswaaren) mit erdrückender Konkurrenz drohte. Eine vierte Hütte, die in der Alt-Ebene bei Frek gelegen ist, gehört einem Deutsch-Böhmen und hat ihr Absatzgebiet im Innern Siebenbürgens.

Als ich in der Arpascher Glashütte ankam, erstanden gerade Zigeuner Waaren für ihren Hausirhandel. Ich ward vom Verwalter, der vor Jahren in der schlesischen Josephinenhütte gearbeitet hatte, freundlich aufgenommen und engagirte sofort den mir von E. A. Bielz, einem um Siebenbürgen hochverdienten Forscher, als kundig und zuverlässig empfohlenen Glasbrenner Cramer zum Führer für die nächsten Tage. Cramer arbeitete zwar, beschaffte sich aber sofort einen Stellvertreter und rüstete mit Freuden zur Bergfahrt, denn er ist ein leidenschaftlicher Gemsjäger und der renommirteste Schütze des Gebirges. Die einzige Bedingung, die er machte, war, daß ihm nicht zu viel Gepäck aufgebürdet werde, da er bei seiner schwachen Brust an dem Mundvorrath und dem Gewehr, ohne welches er überhaupt nicht gehe, genug zu tragen habe. Da ich gern bereit war, mein geringes Reisegepäck selbst zu tragen, gingen wir sogleich daran, den nöthigen Proviant zu beschaffen. Wir bekamen nicht nur Brot — was hier durchaus nicht so selbstverständlich ist, wie es manchen scheinen möchte —, sondern auch ein Dutzend hartgekochter Eier und ein gebratenes Huhn, leider aber weder Wein noch Cigarren. Während Cramer sich zur Fahrt rüstete, betrachtete ich von dem kleinen am Hause gelegenen Gärtchen aus das Thal. Fremdartig erhoben sich im Grunde desselben mehrere Pyramidenpappeln zwischen den Berglehnen, aus deren niedrigen Buchenbeständen zahlreich eingesprengte Fichten dunkel hervorragten. Sehr hübsch hoben sich die Kulminationspunkte auf dem Teritia-Kamme hinter einander empor, man hätte sie die Leiterköpfe nennen mögen, wie jene von Heiligenblut gegen den Großen Glockner hin sich hinter einander aufthürmenden Gipfel. Die vordere 1681 m hohe Kuppe war auf der mir zugekehrten Seite bis oben hin mit Wald bedeckt, die zweite 1964 m hohe schaute mit verrüsten Grashängen aus der Waldregion hervor und ward ihrerseits wieder von zwei mit Schneeflecken dekorirten Felsengipfeln überragt.

Der Pfad führte uns unter den Lehnen des Teritia-Ausläufers hin über mehrere kleine, von demselben herabstürzende Gewässer. Wir waren nur selten hundert Meter hoch über dem zur Seite unter uns dahinstürmenden Arpasch-

Bache und gingen einige Mal so dicht neben ihm hin, daß wir uns an den rauschenden Stromschnellen und tosenden Wasserfällen erfreuen konnten. Die Thalwanderung hatte für mich einen besondern Reiz, da ich sonst immer, wie es in diesem Gebirge die Regel ist, längs der Kämme emporgestiegen war. Sehr üppig und artenreich war die Vegetation [1]): Tannen, Ulmen, Linden, Ahorn und Weiden gaben dem Walde ein sehr mannigfaltiges Gepräge und verliehen dem Thale einen ungewohnten landschaftlichen Reiz. An einer Felsenwand unter der Albota — die Cramer als „Fehrerwand" bezeichnete — machten sich einige Kiefern oder Föhren mit ihren rothleuchtenden Stämmen bemerkbar und im Dickicht unter der Teritia ward mir von meinem trefflichen Führer ein stattliches Exemplar von taxus baccata gezeigt. Das enge, tief eingeschnittene Thal machte besonders bei der Vereinigung der beiden wasserreichen Quellarme, wo die Hochfluthen Geröll und Baumstümpfe über einander gelagert hatten, einen schauerlich wilden Eindruck. Wir überschritten den von Lacu Podragu in enger Schlucht herniederbrausenden Bach und stiegen zwischen den „Thoren" — so bezeichnete Cramer den schnell ansteigenden, kurzen Gebirgskamm [2]) — und der Albota an dem linken Quellarm empor. Bald ward das Thal weiter, auf dessen vom Walde entblößten Boden wir nach einiger Zeit zu einer zwischen mächtigen Blöcken erbauten Stina kamen, die von allen bisher besuchten die am tiefsten gelegene [3]) und zugleich die sauberste und beste war. Neben der als Wohnraum benutzten Hütte befand sich eine zweite für die Milchwirthschaft. Wir erhielten ein für die Stinen der Süd-Karpathen comfortables Nachtlager auf einer der Ruhebänke, welche nach Art der Kasernenpritschen an den Wänden angebracht waren.

Am nächsten Morgen war ich vor 6 Uhr auf dem Marsche und stieg über die mehrfach von Kalksteinbänken durchsetzten Terrassen im Thale empor. In den Schutt, der sich hinter den als natürliche Thalsperren wirkenden Felsriegeln angehäuft hatte, war der Bach zuweilen 3 bis 4 m tief eingeschnitten; Lauinenschnee lagerte mehrfach in beträchtlichen Massen auf dem Boden des tiefen Thales, dessen steile Gehänge nur noch spärliche Fetzen des ehemaligen Urwaldes zeigten und höher hinauf ohne jede Spur von Knieholzbeständen (Pinus pumilio) waren. Buscherlen und Zwergwacholder fanden sich vereinzelt an der steilen Lehne, über die wir zu dem 1957 m hoch gelegenen See Podragelu emporstiegen. Der Gipfel des Vertopu (2472 m) oder Großen Arpasch war uns durch einen nach Norden vorspringenden Grat verdeckt, imposant erhob sich zu unserer Rechten der im Vertopelu oder Kleinen Arpasch gipfelnde Felsenkranz, der einen öden, breit und tief in den Hauptkamm hineingreifenden Circus umrahmt. In den kleinen See Podragelu ergoß sich über eine hinter ihm 30 m aufragende Felswand ein Bächlein, dessen stürzenden Wassern ich entgegenkletterte. Ich gelangte auf einen von den schroffen 400 m hohen Abstürzen des Podragu und Vertopu engumrahmten, an die Partie unter dem Bunatore erinnernden Thalboden. Während aber dort die losgewitterten Trümmerblöcke wirr durcheinander lagen, waren sie hier zum großen Theil in einem sanft geschwungenen Bogen quer über das Thal gelagert und verriethen deutlich, daß sie einst die Stirnmoräne eines Gletschers gebildet hatten. Wie Piscu Domna, Builea und Buteanu zeigte auch der vom Podragu-Gipfel zwischen den Quellarmen des Arpasch-Baches nach Norden streichende Ausläufer nahe dem Hauptkamme eine schwache Einsattelung, über die ich zum Podragu-Thale hinüberstieg, auf dessen oberster flachwelliger Thalstufe ein fast 2 ha großer Gebirgssee und einige kleine Teiche wie kreisrunde, flache Näpfe lagen. Längs der Nordostgehänge des Podragu-Gipfels folgte ich Cramer zu einer Einsenkung des Hauptkammes, von der zwei Csobanen gemüthlich ausgestreckt ihren im Thale weidenden Schafen zuschauten, während ihre großen Hunde uns wüthend entgegenstürzten und nur mit großer Mühe abzuwehren waren. Ich war drauf und dran, eine der Bestien niederzuschießen, aber Cramer warnte vor der Rachsucht der Hirten und erzählte, daß an dieser Stelle einmal ein Gemsjäger aus der Glashütte von rumänischen Grenzwächtern vollständig ausgeplündert worden sei. Wir erstiegen zunächst die Podragu-Spitze von der rumänischen Seite, nach der sie mit Grashängen von 42° Neigung abfällt, und blickten von hier in die wilden Thäler hinab, durch die wir emporgeklettert waren. Im Nordwesten zeigte sich drohend aufsteigendes Gewölk, nach Süden war die Ferne auch diesmal nicht ganz klar. Samec berichtet: Vom Moldovan (Coltiu Bistea mare), Butjan (Bunatore) und Negoi sieht man nicht nur die Donau, sondern auch Balkan und das serbische Gebirge mit freiem Auge herrlich, wobei der Balkan so nahe erscheint, daß man hierüber staunen müßte, wenn nicht Moldovan u. s. w. so hoch wäre. Ich bin leider nicht so glücklich gewesen, dieses weite Panorama zu überschauen, und begreife nicht, wie man den mindestens 300 km entfernten Balkan in staunenswerther Nähe erblicken kann. Da die Aussichtsweite von einem 2500 m hohen Punkte bei der Refraktion des Lichtes und Depression des Horizontes über 200 km beträgt, d. i. der durchschnittlichen Entfernung der Donau vom Kamm des Fogarascher Gebirges, ist die Sichtbarkeit des Stromes wie die des weiter im Süden aufragenden Balkan indessen nicht unmöglich. Unter der Podragu-Spitze zeigte sich im Süden ein kleiner mit Eis bedeckter See, hinter dem Vertopu trat in unmittelbarer Nähe eine zweite Spitze hervor. Wer Neigung verspürt, die Wissenschaft mit einigen neuen Namen von Felsen und Schluchten zu bereichern, würde hier auf der rumänischen Seite noch ein ergiebiges Feld seiner Thätigkeit finden. Unter den nach Osten aus dem Kamme aufragenden Gipfeln (Cramer nannte mir Gorabia und Ucia mare) ragt dominirend der nach Rumänien vorspringende Coltiu Bistea mare (2520 m) hervor. Wir wanderten dicht am Kamme hinter den Gipfeln herum über die steil nach den oberen Schluchten des Duna-Thales abfallenden Grashalden und hatten uns der 1 km langen Schneide des Coltiu Bistea, die steil nach beiden Seiten abdacht und nach Norden mit einem gewaltigen Praecipiße in das Hochthal Bistea mare abstürzt, bis auf $1\frac{1}{2}$ km genähert, als sich die ersten Donnerschläge vernehmen ließen und graue Wolken über den Kamm jagten. Die Felsrippen des erstrebten Gipfels, zwischen denen sich lange Schneestreifen niederzogen, sahen nicht aus wie ein Asyl gegen ein vielleicht bis in die Nacht andauerndes Gewitter. Cramer, der dieses Terrain noch nie betreten hatte, mahnte zur Umkehr, „denn in Nebel und Wolken sei es nicht gut auf unbekannten Pfaden". Ein Csoban trat zu uns und warnte Cramer — während ich mich damit beschäftigte, zwei nur „Türkisch verstehende" Hunde durch allgemein verständliche Bewegungen meines Bergstockes fernzuhalten — einen Spion, der sicher nur sehen wolle, wie man am besten ins Land dringen könne, durch das Gebirge zu führen. Lebhaft bedauerte der Hirt, daß

[1]) M. Fuß: „Flora Transsilvaniae". Hermannstadt 1866. L. Reissenberger: Verh. u. Mitth. d. siebenb. Vereins für Naturwissenschaften. 15. Jahrgang. Hermannstadt 1864. Die Arbeit von Heufler über die Kryptogamenflora des Thales Arpasch (Wien 1853) kenne ich nicht.

[2]) Der Name wird in siebenbürgischen Chroniken für Heuschrecken gebraucht!

[3]) Nach L. Reissenberger's Messung 3157,97 Pariser Fuß = 1230 m.

Cramer mit seinem Gewehr nicht früher zur Stelle gewesen sei, denn soeben habe sich ein Bär unbekümmert um ihn und seine Hunde aus der Herde einen Braten geholt. Solche Ueberfälle Meister Brauns sind nichts Seltenes, Menschen aber fällt er ungereizt nicht an und ist ihnen mit Ausnahme der schlechten Schützen nicht gefährlich. Auch Siebenbürgens gefährlichstes Raubthier, der Wolf, zeigt sich im Sommer selten und wagt den Angriff auf den Menschen nur von wüthendem Hunger gepeinigt. Luchse sind noch in diesem Jahrhunderte erlegt worden, scheinen aber nach der Aussage meiner Führer im Fogarascher Gebirge verschwunden zu sein, wie der Steinbock und der einst neben Edelhirsch, Reh und Wildschwein in den Wäldern hausende „Auerochs" oder richtiger Wisent. Er war noch im 18. Jahrhundert vorhanden und soll erst 1814 in dem letzten seines Stammes ausgerottet sein[1]). Ueber eine Jagd im 16. Jahrhundert berichtet eine Chronik: „Eodem anno (1534) haben die wilden Ochsen, so in den Gebirgen von Girgau (Györgyö) schaarweis hausen, viel Schaden gethan, auch Menschen und Weiber, so in Wald gangen, mit den Füßen gemordet, darum hat Mylad Istwan nach alter Gewohnheit, und Gebrauch der älteren Woywoden, auf Fabianustag große Jagd halten lassen, allwo viell Herrn und Edelleut zusambkunden seynd, auch viel, und tapfer gezechet worden."

Dunkler und dichter wurden die Wolken, die über den Kamm flogen; wir wandten uns gegen Ucia mare zurück und stiegen auf einem Kletterpfade in das öde, zweitheilig in den Kamm hineingreifende Hochthal. Ein schauerlich düsteres Wolkenmeer umwogte die hier und da gespenstisch aus ihm aufragenden Höhen, Blitze durchzuckten die blaugrauen und aschfahlen Massen, krachend und schmetternd ließen sich die Donnerschläge durch das Sausen des Nordweststurmes vernehmen. Jetzt umhüllten die Wolken auch uns so dicht, daß Cramer und ich uns einmal aus dem Gesichte verloren und nur mit der größten Vorsicht weiter klettern konnten. Ich drängte Schutz zu suchen, aber Cramer meinte: „Abwärts! Abwärts! Es ist halt nichts mit dem Blitz hier oben zwischen den Felsen!" Ein Hagelschauer rauschte nieder, dann zerrissen die Wolken und gaben einen Moment den Blick ins Ucia-mare-Thal frei. Ueber einen steilen, mit Gras und spärlichem Gestrüpp bekleideten Abhang kletterten wir tiefer hinab. Der Boden war schlüpfrig geworden, der Bergstock naß und glatt. Cramer wäre einmal beinahe hinabgestürzt, hielt sich aber glücklicherweise an einem Wachholderstrauche. Der kurze, heisere Schrei, den er ausstieß, ging mir durch Mark und Bein. Zum zweiten Male rauschte unter Blitz und Donner der Hagel mit Regentropfen untermischt nieder, aber wir waren jetzt so weit hinabgekommen, daß wir unter einem vorspringenden Felsen Halt machten und Athem schöpften. Das Wetter hatte bald ausgetobt und seine größte Wuth erst weiter im östlichen Burzenlande entfesselt, wo es auf mehreren Feldmarken (besonders Helsdorf) den ganzen Erntesegen durch Schlossen von der Größe eines Hühnereies geradezu in den Boden hineingedroschen hatte. Da die Höhen umdüstert blieben und für den kommenden Tag nichts Besseres erwarten ließen, beschlossen wir noch den Marsch nach Ober-Ucia hinab zu versuchen. Das Vesperbrot war bald verzehrt, und vorwärts ging es in beschleunigtem Tempo. Der Charakter des Thales ist auffallend wild, Rüsen und Lawinenzüge gehen von den kahlen Kämmen durch den Waldmantel bis auf die enge Thalsohle, auf der eine beträchtliche Strecke weit der starke Bach unter dem Geröll vollständig verschwindet. Der Pfad führte uns wie gewöhnlich auf den Rücken eines Gebirgsausläufers zurück. Als die Sonne unterging, schritten wir zwischen licht stehenden, mächtigen Buchen dahin und erfreuten uns an den prächtigen Ausblicken auf die Waldthäler von Ucia mare und Ucisiora. Zwischen den Bahnen, auf denen durch Ochsen die Stämme hinabgeschleift werden, stiegen wir steil hinab in die Hutwaldungen, überschritten in der Nähe einiger ärmlicher Hütten den Ucia-mare-Bach auf einem Stege und wanderten in der Dunkelheit an seinem linken Ufer entlang. Anstrengung und Mangel an kräftiger Nahrung machten sich fühlbar; oft war es mir, als ob die Gestalt eines mächtigen Reiters in der Dunkelheit vor mir dahintrabte. Um 11 Uhr waren wir in Ober-Ucia und pochten an die Thür der Careina. Wirth und Wirthin hatten ihr Nachtlager in einem Heuschober gesucht und wollten zunächst von Besuch absolut nichts wissen. Als Cramer ihnen aber in rührender Weise vorstellte, daß ein „so weit aus Deutschland gekommener Herr doch nicht in die Nacht hineinlaufen könne", kroch Herr Fuchs aus dem Heu und öffnete uns das Haus. Neugierig kam seine Frau hinterher und brachte uns etwas Wein. Da die Frau Wirthin rundweg erklärte, sie koche in der Nacht nicht, mußten wir uns an den Lobsprüchen erwärmen, die wir uns gegenseitig über unsere Ausdauer ertheilten. Das breite Ehebette der Wirthsleute ward mir zum Nachtlager offerirt. Cramer mußte sich ebenfalls in demselben betten, da ich fürchtete, daß sich der wackere Mann, erhitzt und durchgeregnet wie er war, in dem luftigen Schuppen erkälten könne. Also streckten wir uns nach 17stündigem Marsche auf unserm Lager aus und schliefen dem Morgen entgegen.

Als ich erwachte, hatte Cramer bereits einen Wagen für die Fahrt nach Fogarasch besorgt. Wir frühstückten mit sehr großem Appetit und schieden mit kräftigem Händedruck. Cramer wanderte nach seiner Glashütte zurück, ich jagte über die Steine der langen Gassen von Ober-Ucia, oft fußhoch von meinem niedrigen Sitze emporgeschleudert. Hin und wieder hielt der Wagen, da viele Bewohner aus den Häusern traten und dem Fuhrmann Aufträge für Fogarasch mitgaben. Gleich hinter dem Dorfe sprang der Kutscher, sich scheu umsehend, vom Sitze; er begann schon auf der heimischen Feldmark für Pferdefutter zu sorgen und warf neben dem Fuhrwerk hertrabend von Zeit zu Zeit gestohlene Heubündel auf den Wagen. Der Bach zeigte überall die Zerstörungen der Hochwasser, fünf- und sechsfach getheilt floß er zwischen wüsten Schotterbänken durch Unter-Ucia, bei dem wir die Chaussee erreichten. Die Fahrt ging nun ostwärts auf der schönen Straße fast wagerecht über die Diluvialflächen hin mit kleinen Senkungen zu den an den Bächen erbauten Dörfern. Zur Linken stiegen jenseits des Alt die niedrigen, hier und da kahlen Tertiärhöhen empor, zur Rechten erhoben sich über der Ebene die bis zur Buchenregion hinab umdüsterten Berge, hinter mir schimmerten in der Ferne die Rücken des Mühlenbacher Gebirges. Ein junger Mann stieg zum Kutscher auf den Wagen, ohne daß man für nöthig fand meine Erlaubniß einzuholen. Es war ein recht gut unterrichteter, rumänischer Volksschullehrer, der mich bald in gutem Deutsch um einen Einblick in meine Karten bat und mich lange mit Erstaunen betrachtete, als er hörte, daß ich ein Preuße sei. Er sprach mit großer Anerkennung von den Verdiensten

[1]) Nach Petényi. Siehe Bielz: „Fauna der Wirbelthiere Siebenbürgens". Hermannstadt 1856, S. 35. — Windisch: „Geographie des Großfürstenthums Siebenbürgen", Preßburg 1790, giebt S. 27 unter den wilden Thieren auch „wilde Ochsen" an. — Marienburg in seinem gleichnamigen Werk Hermannstadt 1813, Bd. I, S. 59 sagt: „Auerochsen" soll man in den ungeheueren Tschicker und Györgyör Wäldern wie auch (1775 im März) bei dem Dorfe Füle im Udvarhelyer Stuhle gesehen haben.

der sächsischen Pfarrer, mit glühender Liebe von seinem Volke und dessen Vergangenheit, mit Unmuth von den Bedrückungen der Magyaren und mit infernalem Grimm von dem verderblichen Einfluß jüdischer Schenkwirthe und Wucherer. Als ich einen auf magerm Gaule einhertrottenden Popen aus der Ferne für einen polnischen Juden hielt, machte der junge Rumäne eine ganz beleidigte Miene. Mein interessanter Begleiter führte mich durch das kleine dreisprachige Fogarasch und zu dem alten umwallten Schlosse, dessen Ursprung mindestens ins 14. Jahrhundert gehört. Schließlich acquirirte mein freundlicher Führer einen vierspännigen Wagen für mich, dessen jugendlicher Kutscher auf der Fahrt nach Kronstadt begriffen war und mich für 90 Kr. mitnehmen wollte! Zu meinem Erstaunen hielten wir bald in einer Nebengasse vor einem kleinen rumänischen Gerberhäuschen, mit dessen freundlichen Bewohnern ich mich während eines fast zweistündigen Aufenthaltes hinreichend bekannt machen konnte. Da es anfing zu regnen, ward der Wagen mit einem großen Plan aus Sackleinewand überspannt, nicht weniger als sechs rumänische Gerber schickten sich an, den Wagen mit mir zu theilen. Ich wollte schon zurücktreten, entschloß mich aber doch mitzufahren, da die Leute alle sehr manierlich und freundlich waren und zum Theil in deutscher Sprache über ihr Geschäft und ihr Leben belehrende Auskunft gaben. Ich erhielt den besten Platz vorn im Wagen, so daß ich bequem Umschau oder besser Ausschau halten konnte; die Gerber placirten sich lang und quer unter dem schützenden Dach. Vorwärts ging es, erst mit Gefahr umzuwerfen durch ein steiniges Bachbett, dann durch Mais-, Zwiebel- und Tabakfelder zur Chaussee und auf dieser im schärfsten Trabe fort auf Sarkany zu.

„O-i, ho, topajo!“ rief unaufhörlich der vielleicht 14jährige Fuhrmann und schwenkte im Holzsattel auf und ab schaukelnd, von seinem groben, sackleinenen Plaid umweht, die lange Peitsche über den mageren, schnell dahinstürmenden Pferden. Zur Linken breiteten sich die Niederungen des Alt aus, zur Rechten stießen hinter Mundra niedrige Diluvialhöhen dicht an die Straße und verdeckten den Blick nach dem Gebirge zu, bis wir wieder über das Diluvialplateau dahinfuhren. Die Karte giebt diesen Flächen die Bezeichnung „im Walde“ [1]), ich habe nur Weideflächen mit großen Rinder- und Büffelherden gesehen, der Wald ist bis auf einige kleine Parcellen und mehrere geschundene alte Bäume verschwunden. Wir durchfuhren das große halbsächsische Dorf Sarkany und verfolgten die Straße gegen Süd-Ost. Links neben uns war der Weingraben, ein wüster Barranco, eingeschnitten, nach rechts blickte man auf die freundlichen Wiesen am rechten Ufer des Sarkanybaches. Die Chaussee überschritt den Weingraben, so daß wir dieses traurige Bild der Verödung und Vernachlässigung zu unserer Rechten hatten. Vor uns erhoben sich die waldreichen Kuppen des Persanyer Bergzuges, an dessen Fuße im Dorfe Persany den Pferden längere Rast vergönnt wurde. Da das große, mit schmutzigen Dielen, Tischen und Wänden ausgestattete Gastzimmer wenig Anziehung für mich besaß, wanderte ich längs des Baches auf der Straße fort. Die Abendsonne vergoldete die meist mit Niederwald bedeckten Höhen, zwischen denen sich längs der Straße die Maisfelder tief ins Gebirge hinein erstrecken. Zahlreich kehrten die rumänischen Arbeiter ins Dorf zurück, manche betrachteten mich verwundert, einige redeten mich an, alle wünschten ihr „bana sare“. Endlich kam der Wagen. Die Pferde gingen im schärfsten Trabe, denn sie sollten vor einem andern Viergespann ihre Ueberlegenheit zeigen. Ohne Aufenthalt ging's freilich trotzdem nicht, bald riß ein Strang, dann drohte ein Rad die Achse zu verlassen. Mehrmals wollte der Kutscher Heu von den noch auf dem Felde arbeitenden Bauern kaufen, war er indessen nahezu mit seinem Verkäufer einig, so kam der zweite Fuhrmann ebenfalls kauflustig heran, und der Bauer forderte dann sofort doppelt und dreifach.

Das gab die ergötzlichsten Scenen; heftige Worte flogen unter lebhaften Geberden hin und wieder; die Gerber sprachen den Bauern laut ihre Mißbilligung aus, einige kletterten sogar zu diesem Zwecke aus dem Wagen. Das Endresultat aller dieser Verhandlungen war, daß beide Kutscher ohne Heu weiter fuhren. Der unsrige bekam bei der wachsenden Dunkelheit Diebsgelüste, ließ sich aber durch den lebhaften Widerspruch der Insassen seines Wagens bewegen, im Sattel zu bleiben. In der Dunkelheit fuhren wir durch das langgestreckte, rumänische Dorf Bledeny, dann trat der Mond hervor und beleuchtete unsere Straße. Einige Male stiegen wir aus, um bei stärkeren Steigungen den Gäulen ihre Arbeit zu erleichtern. Endlich kamen wir um den dunkel zu unserer Rechten aufragenden Zeidener Berg herum und hatten vor uns die im Mondlicht schimmernde Ebene des schönen Burzenlandes. Einen außerordentlich freundlichen und saubern Eindruck machten die Häuschen des Marktfleckens Zeiden, den wir fast in seiner ganzen Ausdehnung durchfuhren. Wir hielten vor einem Gasthause. Ueber die im Gastzimmer auf den Dielen schlafenden Rumänen weg gelangte ich zum Schenktisch und fragte, ob ich ein Zimmer und Abendbrot bekommen könne. Mißtrauisch betrachtete mich der sächsische Wirth, ein straffer, junger Mann mit dichtem Schnurrbart, und gab schließlich die Erklärung, das Zimmer würde wohl besetzt sein. Als ich mich jedoch nach dem Herrn Pfarrer erkundigte und erzählte, ich habe vom Herrn Bischof (so nennen die Sachsen ihren Superintendenten) Empfehlungen an ihn, ward ich in ein hübsch möblirtes Zimmer geführt und auf das Trefflichste versorgt. Wer sich längere Zeit im Fogarascher Hochgebirge aufgehalten hat, weiß ein freundliches Zimmer mit gutem Sopha und Bett und einen sauber gedeckten, gut besetzten Tisch zu würdigen.

[1]) Bongars schreibt in seinem Reisebericht von 1585: passé dans Fogaras, bourg et chateau fort et plaisant et puys à travers les boys une lieue. Couché à Soharkain.

Die Aymara-Race.

Von **Ch. Nusser** in Basel.

II.

Man kann sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß der Aymara ursprünglich ein sehr gutmüthiges, lenkbares Geschöpf gewesen sein muß, das aber durch eine mehr als dreihundertjährige, rücksichtslose, es dem Vieh gleichstellende Behandlung völlig degradirt wurde.

In vielen Stücken sind die heute herrschenden Kreolen und Mestizen um kein Haar besser als ihre spanischen Ahnen. Nimmt es da Wunder, daß sich ein Charakter gänzlich verändert, wenn der Unterdrückte die geringe Habe, die sein eigen ist, muthwillig zerstört, seine Ernten und Herden unbarmherzig geplündert sieht; er dabei in stummer Verzweiflung noch Mißhandlungen zu erdulden hat, welchen er bloß seinen innerlichen Groll, einen furchtbaren, tödtlichen Haß gegen seine Peiniger entgegensetzen kann? Soll der Indianer säen, wo er nicht erntet, wo er um das, was ihm sein Fleiß über seine gewöhnlichen Bedürfnisse einbringt, betrogen und bestohlen wird? Die jetzigen Correjidores und Geistlichen, die der Staat über ihn setzt, sind ebensoviel Geißeln, ebensoviel Blutegel, welche ihn nicht ruhen lassen.

Die Furcht vor seinen Bedrückern, der Abscheu vor Allem, was nicht seiner Race ist, ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Ein falsches, verstecktes Wesen hat er mit der Muttermilch einsaugen müssen. Er ist diebisch und, wo es ihm gelingt, betrügerisch — doch nicht immer —; wird er ja doch unausgesetzt auf gesetzliche und ungesetzliche Weise ausgezogen und hat ihn dies gelehrt Vergeltung zu üben. Sein mürrisches, verstocktes, oft höhnisches Betragen, wo er es ungestraft herauskehren kann, hat zu dem Axiom geführt, daß er nur durch Prügel zu regieren sei. Zur Schande derjenigen, welche ihn so weit gebracht haben, muß dieser Behauptung beigestimmt werden; denn schadenfroh belächelt er, der sonst nie in ein fröhliches Lachen ausbricht, die Verlegenheit, aus welcher man sich ohne seine Hülfe nicht herausziehen kann.

Sonst aber ist er unterwürfig, verschwenderisch mit seinem „Kamisaraki tatai“ („Wie geht es Dir, Väterchen?“), küßt die Hand, die ihn schlägt und wartet — wohl vergeblich — seine Stunde der Vergeltung ab. Die Zeiten der großen Indianeraufstände, in welchen der lange angesammelte Haß sich durch scheußliche Grausamkeiten Luft machte, sind vorbei. Gänzlich unfähig sich militärisch zu organisiren, werden nach Tausenden zählende tumultuarische Haufen, besonders seit Einführung der Hinterlader, von wenigen disciplinirten Soldaten überwältigt und hingeschlachtet.

Dem Indianer bleibt nichts übrig, als sich ruhig in sein Schicksal zu ergeben und zu hoffen, daß gerechtere und wohlwollendere Generationen sein Loos verbessern werden. Den Ertrag der Felder hat er dem rauhen Klima, dem magern Boden der puna (Hochplateau) durch mühselige Arbeit abzuringen. Spinnend geht er mit seinem Weib hinter der Lamaherde her, mit welcher er durch unwirthliche Steppen und Gebirge viele Meilen weit Waaren transportirt; die Anfertigung so manchen Gegenstandes aus Lama- oder Schafwolle giebt den weiblichen Gliedern eines Haushaltes viel zu thun. Kurz, an Beschäftigung fehlt es nicht, und möchte daher der Vorwurf der Faulheit vielmals ein etwas übereilter sein. Der Indianer behandelt die Seinen selten schlecht und dann nur, wenn er berauscht ist. Endlos sind die Monologe, in welchen er in angeheiterter Stimmung den Gedanken, die sich in seinem Kopf aufgespeichert haben, freien Lauf läßt. Dann träumt er, wie er tapfer sein, welchen Genüssen er sich hingeben will, wie seine Feinde vor ihm zittern müssen. Wäre die bedauernswürdige Kreatur nicht ein Gegenstand des Mitleides, das plötzlich erschlossene Rednertalent würde zum Lachen reizen.

Von ihren musikalischen Instrumenten, pinquillos, kaina, flautas, welches Rohrpfeifen und Flöten unterschiedlicher Gestalt sind, nehmen sie besonders das Pinquillo auf ihren einsamen Wanderungen mit. Bergab, bergauf, ohne den Athem zu verlieren, wo ein Europäer schon nach zwanzig Schritten anhalten müßte, ertönt, wenn der Spieler guter Laune ist, die schrille, einförmige Melodie. Einen gewaltigen, die Nerven heftig aufregenden Eindruck, der sich bis zu Thränen steigern kann, bringt ihre doppelreihige Panspfeife hervor. Je nachdem sie höhere oder tiefere Töne erzeugen wollen, haben sie Instrumente von kleinerem oder größerem Format. Bei letzterem sind die Laute, welche aus weiten und langen Bamburöhren gezogen werden, von wunderbarer Wirkung. Vier oder fünf gewandte Spieler wissen diesen Pfeifen eine gewisse wilde Harmonie zu entlocken, die aber stets von einer traurigen Stimmung durchweht ist. Die lärmende Caja (eine Art Trommel) begleitet alle ihre musikalischen Produktionen. Auf weite Entfernung schlägt dieser wohlbekannte Ton oft dem Reisenden ans Ohr. Er weiß dann, daß in einer Haciende der Schutzpatron gefeiert wird. Beunruhigender ist der Ruf der Pututos, der aber selten ertönt, und bloß wenn die Indianer in Aufregung sind, sich dadurch zum Sammeln Zeichen geben, Diebe verfolgen u. s. w. Man hört diese großen mit einem Mundstück versehenen Ochsenhörner sehr weit. Als im Jahre 1870 gewissenlose Parteiführer einige Indianerdistrikte zur Theilnahme an Revolutionshändeln aufwiegelten, verursachte das Blasen der die Indianerzuzüge anführenden Pututos, besonders beim weiblichen Geschlecht, eine unheimliche Furcht vor den eigenen Verbündeten. Frauen weinten und schluchzten; es war, als ob der rachedürstende Ton, den die aufgestandenen Indianer in den Nächten der Jahre 1780 und 1811 unaufhörlich erklingen ließen, noch in den Ohren der jetzigen Generation nachklänge. Mehr noch mußte der unbefangene Zuschauer sich über das Verbrechen entrüsten, arme, nur mit der Steinschleuder (honda) und der Keule (macana) bewaffnete Indianer den damals neu eingeführten Remington-Gewehren gegenüber zu stellen.

Die christliche Religion, welche in dem für Neophyten passendsten katholischen Ritus den Indianern zugänglich gemacht wurde, ist bei ihnen zum ausgesprochenen Götzendienst herabgesunken. Hierfür ist aber nicht die Religion, sondern ihre Diener verantwortlich, welche in der Ausübung des Seelsorgerberufes nur ein einträgliches Amt sehen, und, statt die Untergebenen zu sittigen, sie durch schlechtes Beispiel de-

moralisiren. Alle religiösen Feste, und deren giebt es viele, sind ebensoviel Anlässe zu viehischer Trunkenheit.

Von allen Heiligen genießt Santiago das größte Ansehen bei den Aymaras. Sie verehren ihn wie einen zweiten Gott und glauben, daß er bei Gewitter auf seinem Schimmel die Wolken durchreite und Donner und Blitz erzeuge. In ihrer Einbildung ist der Blitz ein Funken, den das Hufeisen beim Aufschlagen auf das Himmelsgewölbe aussprüht. Wer vom Blitze getroffen wieder zum Leben erwacht, sieht in die Zukunft und ist ein Sohn des Heiligen, der, wie sein Vater, auf die höchste Verehrung Anspruch machen darf.

In einigen Gegenden herrscht der Glaube, daß das Unwetter durch einen Kampf zwischen Santiago und dem Satan verursacht wird. Um dem Heiligen zu Hülfe zu kommen, vertheilen sie auf den Gipfeln der Hügel Knaben von 8 bis 14 Jahren, welche, inmitten eines konfusen Geschreies, als seine Bundesgenossen Steine gegen die Gewitterwolken schleudern. Gewöhnlich kommt es vor, daß einige dieser Unglücklichen die Verwegenheit mit dem Tode büßen müssen, sich in diesen hohen Regionen während eines Gewitters aufzuhalten, dessen elektrische Entladungen Schlag auf Schlag folgen. In diesem Gefecht getödtete Kinder werden mit Blumen bekränzt und mit dem größten Pomp beerdigt.

Eine große Kalamität bedroht das Land, wenn die Regenzeit, die Ende November eintreten soll, sich verspätet. In den Städten erflehen große Prozessionen die Gnade des Himmels nnd die Indianer veranstalten nächtliche Bittgänge bei Fackelschein, bei welchen ihre Kinder splitternackt die Litaneien aufzusagen haben. Ein betäubendes Schauspiel.

Die durchsichtige, reine Luft in einer Breite, in welcher beinahe alle Konstellationen sichtbar sind, hat den Indianer bei seinen Reisen, während welcher er häufig unter freiem Himmel schläft, frühzeitig auf das Studium des Firmaments hingewiesen. Es war für ihn wichtig, die Bewegung der Sterne kennen zu lernen, um zur richtigen Stunde vor Tagesanbruch seinen Weg weiter fortzusetzen. Die Indianer wissen, daß die Venus am Morgen und am Abend der gleiche Stern ist. Wann sie sich Morgens zeigt, geben sie ihr den Namen Kantati-Ururi (Stern der Morgendämmerung); Abends heißt sie Tarpur-Kaniri (Abendlicht). Die drei Sterne des Oriongürtels heißen Chaca-Ciltu (es giebt keine Uebersetzung für diesen Ausdruck); sie wissen, daß diese Gruppe Ende Juli vor Tagesanbruch sichtbar wird. Das südliche Kreuz wird mit Guara-Guara-Cruz (Sternenkreuz) bezeichnet. Ende Mai ist der Tagesanbruch durch das zum Vorscheinkommen dieser Konstellation angezeigt. Die zwei Sterne Alpha und Beta des Centauren erhielten den Namen Kaura-Naira (Lama-Augen). Das Beta der Hyder wird Jan-jiguiri (Stern, der nicht stirbt) oder Jan-mantiri (Stern, der nicht verschwindet) benannt. Es ist der Polarstern, der den Indianer in seinen nächtlichen Wanderungen über die Puna leitet. Die zwei unter dem Namen Magellans-Wolken gekannten Nebelflecke mußten durch ihr Licht die Aufmerksamkeit des Indianers auf sich ziehen. Der größere hat den Namen Koto. Wenn in beiden Wolken eine Menge leuchtender Punkte zum Vorschein kommen, so ist es ihm ein Zeichen, daß starker Frost eintritt, weil eben die Atmosphäre ganz frei von Dünsten ist; ein Umstand, der die Entwickelung einer heftigen Kälte begünstigt. Der Indianer sagt daher: der Koto blüht, der Koto platzt in lauter Sterne, günstige Nacht um die Kartoffeln auszubreiten und Chuño zu machen. Diese Kenntniß der Zeiten und Stunden, zu welchen die auffälligsten Konstellationen erscheinen und verschwinden, ist von Vater auf Kind vererbt worden.

Durch eine anhaltende Uebung haben ihre Augen und Ohren eine außerordentliche Schärfe erlangt. Von der Spitze eines Hügels vermögen ihre Augen einen Horizont von 15 bis 20 Leguas im Umkreis zu beherrschen. Auf eine Entfernung von zwei Leguas unterscheiden sie deutlich die Thür ihrer Hütte und ihre Lamas, und auf die Distanz von einer Legua sind sie im Stande, einen Reisenden bis ins kleinste Detail zu beschreiben, das Thier, das er reitet, und die Kleidung, die er trägt.

Die Gauchos der argentinischen Republik sind als ausgezeichnete **rastreadores** bekannt. Die Aymaras stehen ihnen in der Kunst eine Spur (**rastro**) zu verfolgen nicht nach. Weder die Entfernung noch die Bodenart, steinig oder sandig, noch die unzähligen in den Wegen sich kreuzenden fremden Spuren können sie von der Richtung abbringen, welche das Objekt ihrer Nachforschungen eingeschlagen hat. Es ist begreiflich, daß der Indianer, der seinen Geist wenig mit Ideen rein spekulativer Natur quält, seine ganze Aufmerksamkeit den ihn umgebenden greifbaren Gegenständen zuwendet.

An zwei Sachen, welche sich unseren Augen als absolut gleichartig darstellen, wird er ganz charakteristische Unterschiede finden; während wir so, bloß durch in die Augen springende Merkmale, den Unterschied zwischen Früchten zu erkennen wissen, welche aus verschiedenen Gegenden stammen, findet der Indianer, in Folge einer nachhaltigern Beobachtung, Punkte, in welchen die Früchte seines Nachbars von den seinigen abweichen. Dies kann nur dadurch erklärt werden, daß die Lage, Bodenbeschaffenheit, Lufttemperatur gewisse Variationen erzeugt, die eben nur vom Indianer wahrgenommen werden können. So ist er in den heißen Yungas im Stande anzugeben, von welcher Hacienda aus seiner Nachbarschaft die ihm vorgelegten Cocablätter stammen! Aus der zu einem Gewebe verarbeiteten Lamawolle ist es ihm möglich zu beweisen, daß sie einem ihm gestohlenen Thiere angehört hatte, den Urheber des Diebstahls zu entdecken. Häufig kommen Klagen dieser Art vor den Dorf-Alkaldes zur Verhandlung, welche meistens den Schuldigen überführen und zum Geständniß seiner That bringen. Man hat sogar schon gesehen, daß sie aus aufgefundenen Knochen die Identität eines ihnen abhanden gekommenen Thieres festzustellen wußten durch die, man kann sagen, anatomische Kennzeichnung der vorgelegten Beweisstücke.

Ob die Prozeßsucht schon zu Zeiten der Incas existirt hat, oder ob sie erst durch die Spanier zur Blüthe gebracht worden ist, läßt sich nicht mehr entscheiden. Das Letztere ist jedoch das Wahrscheinlichere. Soviel ist sicher, daß die Indianer, besonders die Comunarios, ein zahlreiches Kontingent zu der Legion von Prozessen stellen, die von einem Schwarm von Winkeladvokaten systematisch ins Leben gerufen werden. Zu Bergen schwellen die Prozeßakten an. Der des Lesens und Schreibens unkundige Indianer ist aber dennoch im Stande, aus dieser Fluth von Papieren ein ihm bezeichnetes beliebiges Dokument herauszuziehen, wenn er einmal mit dessen Inhalt bekannt gemacht worden ist. Er fixirt sich hierbei einzig in die Falten, das Korn und die Struktur des Papieres. Die Gegend, die der Indianer einmal betreten hat, prägt sich seinem Gedächtniß unauslöschlich ein. Dazu gehört auf dem Hochplateau der Anden, wo mitunter viele meilenweit sich erstreckende, vegetationslose Steppen mit dem Horizont zusammenfallen, ein ganz ausgeprägter Ortssinn. Nicht allein das Sehen, auch die anderen Sinne kommen ihm bei seiner Orientirung zu Hülfe. Von vielen Beispielen nur eins. Ein Offizier hatte Depeschen an einen von der gewöhnlichen Route abliegenden Punkt zu bringen und nahm einen Indianer als Wegweiser mit. Mitten in der Nacht hält der Führer an und sagt:

„Herr, ich spüre hier einen gewissen Pflanzengeruch, den ich bei anderen Gelegenheiten nicht bemerkt habe. Ich vermuthe, daß wir eine falsche Richtung eingeschlagen haben; warten wir daher lieber den Tag ab.“ Als er anbrach, konnten sie sich denn auch überzeugen, daß sie vom richtigen Weg abgewichen waren.

Das Aymara ist eine arme, für Europäer aber schwer zu erlernende Sprache, welche für Begriffe und Bezeichnungen, die ihr erst seit der Eroberung nothwendig wurden, spanische Wörter aufnehmen mußte. Hat sie auch manche Anklänge an die bedeutend verbreitetere Quichua, so sind beide Sprachen doch grundverschieden, ermöglichen kein sich Verständlichmachen, wie z. B. zwischen dem Spanischen und Portugiesischen. Innerhalb der Aymara-Sprache giebt es aber wieder mit dem Ausdruck „aymara cerrado“ bezeichnete Dialekte, welche in ganz abgelegenen Punkten von den scheuesten und zurückhaltendsten Theilen dieses Stammes gesprochen werden.

Die Indianer, welche im Umkreis der Städte leben oder gar deren äußere Quartiere bewohnen, sind durchaus keine Repräsentanten der eigentlichen Race mehr. Die Eigenthümlichkeiten und guten Eigenschaften ihres Stammes sind ihnen schon zum größten Theil verloren gegangen. Gelehrige Schüler der bodenlosen Nichtsnutzigkeit, die in der Hefe der Städtebevölkerung herrscht, mit welcher sie in beständiger Berührung sind, macht die Trunksucht, das Faullenzen, die Unehrlichkeit auch bei ihnen erschreckende Fortschritte. Damit stehen aber in innigem Zusammenhang die täglich sich mehrenden Ausschreitungen dieses Proletariats der schlimmsten Sorte, welches leider im Beispiel der ausschlaggebenden Kreise eine Entschuldigung für sein Gebahren in Anspruch nehmen darf.

Sierra Leone im Jahre 1881.

Einen integrirenden Theil der am 3. April 1881 in Großbritannien und allen seinen Besitzungen und Kolonien vorgenommenen allgemeinen Volkszählung bildet der Report on the Census of Sierra Leone and its Dependences. Die Küste, früher ein Hauptstapelplatz des Sklavenhandels, wurde auf Anregung eines Mr. Smeatham zuerst am 8. April 1787 durch eine Zahl Neger besiedelt, welche als Freigelassene oder alte Soldaten in den Straßen Londons sich herumtrieben und nicht im Stande waren, ihr Brot zu verdienen. Mit diesen Anfängen kolonialer Entwickelung wurde Sierra Leone zu gleicher Zeit der Ausgangspunkt einer thätigen christlichen Mission, die neben dem mörderischen Klima mit der barbarischen Grausamkeit der Eingeborenen einen harten Kampf zu bestehen hatte, dem viele Menschenleben zum Opfer gefallen sind. Seit jener Zeit hat die Church Missionary Society nicht weniger als 10 Millionen Mark für ihre dortigen Missionsbestrebungen verwendet.

Im Jahre 1808 wurde Sierra Leone zur Kronkolonie erhoben und namentlich zur Ansiedelung von Negern benutzt, welche die englischen Kreuzer den portugiesischen und spanischen Sklavenschiffen abjagten. Die im zehnjährigen Turnus vorgenommenen Zählungen ließen 1871 einen Rückgang der Bevölkerung von 41 624 Seelen im Jahre 1861 auf 37 000 erkennen. Derselbe findet neben einer vielleicht etwas zu hoch gegriffenen Schätzung des frühern Jahres in dem Umstande seine Erklärung, daß eine große Zahl der befreiten Neger von hier aus in ihre Heimath zurückkehrten oder doch als Arbeiter oder Händler an anderen Orten der Westküste ihren Unterhalt suchten. Die diesmalige Zählung ist nun mit peinlichster Sorgfalt vorgenommen und hat folgende Resultate ergeben:

Halbinsel Sierra Leone einschließlich von Britisch Quiah	53 862	Einw.
Die Los-Inseln	1 371	„
Rikonkeh	52	„
Steuerzahlende Faktoreien am Sierra-Leone-Fluß	100	„
Insel Tasso im Sierra-Leone-Fluß	828	„
Britisch Scherbro mit Einschluß von Bonthe, Mocolo, Mokate, Kunteh, Insel York, Yelbana, Victoria, Tasso, Bendoo und Jamaica	4 333	„
Summa	60 546	Einw.

Im Vergleiche zu der Volkszählung von 1871 ergiebt das einen Zuwachs an Bevölkerung für Freetown von 7000 und für den westlichen Distrikt von 900 Seelen. Die Zahlenangabe für Scherbro wird von dem Regierungskommissär selbst als höchst unzuverlässig bezeichnet. Er persönlich schätzt die dortige Einwohnerschaft auf wenigstens 7000 bis 8000.

In diesen Ergebnissen eines bestimmten Zählungstages ist indessen eine große und stets wachsende Zahl von Händlern aus dem Innern enthalten, welche ab- und zuziehen, ohne in der Kolonie ihren Wohnsitz zu haben.

In Bezug auf die civilisatorische Entwickelung der Kolonie verdient besondere Beachtung die stetige Abnahme jener kleinen Hütten aus Stroh- und Flechtwerk mit rohem Lehmbewurf, in denen noch 1871 die Mehrzahl der Eingeborenen lebte. Neben einer erheblichen Zahl besserer Häuser ist die größere Hälfte aller Wohngebäude jetzt massiv aus Steinen ausgeführt oder besteht aus Fachwerk mit eingesetzten Ziegeln. Leider erwächst der immer stärker hervortretenden Neigung zum Erwerb eines eigenen Hauses und damit verbundene Seßhaftigkeit eine bedeutende Schwierigkeit in den Verwüstungen, welche durch die starken Regengüsse, deren Jahreshöhe durchschnittlich 160 Zoll erreicht, an solchen Gebäuden wiederzukehren pflegen, die nicht im besten baulichen Zustande erhalten werden.

Die weiße Bevölkerung von Sierra Leone betrug, einschließlich der Dependenzen und der im Hafen vor Anker liegenden Schiffe, nur 271. Von den 163 „Seßhaften“ waren 113 Engländer, 15 Franzosen, 4 Portugiesen, kein Spanier. Der Rest zersplitterte sich auf die anderen Nationalitäten.

Der Bericht betont die bunte Mischung der farbigen Bevölkerung, wie solche in keiner zweiten britischen Besitzung zu Tage treten dürfte. Mehr als sechszig Sprachen und Idiome hört man auf den Straßen Freetowns reden, von denen allerdings nur eine kleine Zahl als bestimmten Stämmen angehörig hat festgestellt werden können. Ebensowenig kann die Mehrzahl der Bevölkerung ihre Abstammung auf einzelne Negerstämme zurückführen, vielmehr erreichte als bestes Kennzeichen für den Ursprung der Kolonie bei der Volkszählung die Kolumne: Befreite Afrikaner und ihre Nachkommen, die Höhe von 35 430. Die Fusion dieser befreiten Neger zu einem einheitlichen Ganzen hat sich unter

der Herrschaft des christlichen Glaubens in solchem Umfange vollzogen, daß seit 50 Jahren kein Stammesaufruhr mehr vorgekommen ist.

Eine kurze Charakteristik der umwohnenden Negerstämme, mit welchen die Kolonie in mehr oder minder enger Beziehung steht, ergiebt, daß die zahlreichen Timani, welche unmittelbar an der Grenze von Quiah hausen, als unredlich und indolent gelten und noch auf niedriger Kulturstufe stehen. Eine günstigere Beurtheilung erfährt die kluge Geschicklichkeit und die Betriebsamkeit der Mandingo, doch muß dies Lob auch zum großen Theil auf den arabischen Dolmetscher der Regierungskommission, welcher ihrem Stamme angehört, zurückgeführt werden. Die Fuluna sind schmutzig, aber reich, die Suu fleißig und arbeitsam, soweit der Afrikaner überhaupt arbeitet. Die kriegerischen Mendi sind Freunde der Briten und haben diesen auch im Assantikriege Hülfe geleistet.

Seit 1816 hat sich eine bedeutende Zahl von Kru-Negern in Sierra Leone niedergelassen und der Mehrheit nach zum Christenthum bekehrt. Der ganze Stamm der Kru ist europäischer Gesittung zugänglicher, wie die meisten anderen Schwarzen. Sie sind als Matrosen viel begehrt und man hält sie für Handel und Schifffahrt an der afrikanischen Westküste geradezu für unentbehrlich. Sie bilden allenthalben einen Staat im Staate, und wie in Freetown ein aus ihrer Mitte gewählter Führer ihre inneren Streitigkeiten schlichtet, so pflegt selbst an Bord und innerhalb der strengen Disciplin eines Kriegsschiffes dem Obmann der Kruboys die Aufrechterhaltung der Ordnung unter den Seinen und ihre summarische Bestrafung thatsächlich zugestanden zu werden.

Der innere Zustand der Kolonie ist in mancher Hinsicht nicht befriedigend. Es fehlt an landwirthschaftlichen Arbeitern in einem Maße, daß der Regierungskommissär zur Beendigung dieses ungesunden Zustandes ein gewaltsames Einschreiten befürwortet. Thatsächlich ernährt sich die Kolonie nicht aus sich selbst heraus, sondern ist auf die Zufuhr der nachbarlichen eingeborenen Stämme angewiesen, welche die Bodenkultur durch Sklavenhände fördern, und würde geradezu zerfallen, wenn Straßen und Verkehrswege nach dem Innern gesperrt blieben, während die Zahl der müssigen Bettler unverhältnißmäßig groß und in stetem Zunehmen begriffen ist.

Dagegen zeigt sich in der Kolonie eine mit den eigenthümlichen Charaktereigenschaften der schwarzen Race im innigsten Zusammenhange stehende Neigung zur Hervorkehrung äußern unberechtigten Scheins. Krämer nennen sich Handelsherren und Lehrlinge der verschiedensten Handwerke möchten ohne Wissen und Erfahrung als Künstler auftreten. Dies ist um so bedauerlicher, als bei der natürlichen Anlage unter rechtzeitiger Anleitung in Kurzem ein tüchtiger Handwerksstand sich herausbilden könnte. Das Schneiderhandwerk wird bevorzugt und die große Zahl der kleinen Höker und Krämer bildet 23 Proc. der Gesammtbevölkerung.

Unter den 39 444 Christen gehören 18 860 der englischen Hochkirche an, 17 098 sind Wesleyaner und 369 römische Katholiken. Die Kolonie, namentlich aber Freetown, kann sich des Besitzes einer unverhältnißmäßig bedeutenden Zahl von Kirchen, Kapellen und Bethäusern rühmen, welche von den verschiedenen Kirchengemeinschaften mit ihrer gesammten Seelsorge dotirt werden. Die Zahl der Mohammedaner ist seit der letzten Zählung auf 5178 gestiegen. Die Ursache dieser Zunahme, unter der mancher proselytische Uebertritt verzeichnet werden kann, ist nicht genau erkennbar, läßt sich aber jedenfalls nicht lediglich auf die wachsende Zahl der durchziehenden Händler zurückführen. Die Hälfte der 16 000 Heiden kommt auf das erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit zu England gehörige Gebiet von Quiah und Scherbro, wo damit der eifrigen Missionsthätigkeit ein wirksames Arbeitsfeld sich bietet.

Herrmann Vogt.

Die mexikanische Gemeinde Huexutla.

Von **Karl Lamp**.

Die nachfolgenden Angaben sind einer statistischen Aufnahme der mexikanischen Municipalität Huexutla entnommen, welche die Gemeindebehörde derselben, wie es scheint, auf eigenen Antrieb und mit eigenen Mitteln, ohne Unterstützung und Befehl des Staats Hidalgo, zu dem sie gehört, im Jahre 1873 vornahm und welche im selben Jahre in einem boletin des ersten Bandes der dritten Epoche der „Sociedad mejicana de Geografia y Estadistica“ veröffentlicht ward.

Der Municipal-Präsident macht zu der Aufnahme die Bemerkung, sie sei verhältnißmäßig genau, könne aber nicht Anspruch darauf machen, es ganz zu sein; denn abgesehen davon, daß die mit der Aufnahme beauftragten Personen wegen mangelnder Gewöhnung nicht hinlänglich dafür befähigt seien, „machen vor Allem die Aufzunehmenden Schwierigkeiten, weil sie in der Furcht leben, die Aufnahme habe nur zum Zwecke der Auflegung neuer Steuern und der Aushebung von Soldaten statt, eine Furcht, die in der Praxis früherer Zeiten ihren guten Grund hat.“

Nach der Aufnahme beträgt die Gesammtzahl der Einwohner der Municipalität 19 458. Davon sind männlichen Geschlechtes 9608, weiblichen 9850, so daß das Verhältniß des erstern zu dem letztern wie 100:102,51 ist. Darunter sind 7837 von den Azteken und 1735 aus Mischehen zwischen Azteken und Spaniern stammende Männer; Abkömmlinge von anderen Racen sind sehr selten; es kommen demnach auf je 100 eingeborene 22,03 nicht eingeborene Männer. Es giebt 7911 eingeborene und 1913 nicht eingeborene Weiber, so daß auf je 100 der ersteren 24,51 der letzteren entfallen. Innerhalb der eingeborenen Bevölkerung kommen also auf 100 Männer 100,48, innerhalb der nicht eingeborenen 111,75 Personen weiblichen Geschlechts.

Diese Daten nun geben uns zu folgenden Bemerkungen Anlaß.

Zunächst fällt die Größe des Gemeindeverbandes auf. Die Municipalität begreift in sich 19 Ortschaften und 19 458 Einwohner. Das ist ein sehr ausgedehnter Bezirk. Doch ist Huexutla nicht etwa eine Ausnahme. Vielmehr erscheinen alle mexikanischen Municipalitäten groß, namentlich wenn man bedenkt, daß die Bevölkerung dünn gesäet ist und daher einen unverhältnißmäßig großen Raum einnimmt. Nach den Reformgesetzen muß eine Municipalität

mindestens 3000 Einwohner zählen. Ob diese Bestimmung die bewußte Tendenz hat, zu nivelliren, wie das im Sinne der Reformpartei lag, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls wirkt sie in dieser Richtung. Denn da ihr zufolge in der Regel mehrere Ortschaften zusammengeworfen werden müssen, um eine Municipalität zu bilden, und da in der größten derselben sich meistens ein und der andere Spanier, Kreole, Mischling, kurz spanisch redende, den Indiern an Intelligenz überlegene Mensch findet, so liegt es nahe, daß den Leuten dieser Art die Leitung der Geschäfte der Gemeinde, der festen Burg des eingeborenen Wesens, in die Hand fällt. Das ist in der Nähe der größeren Städte thatsächlich der Fall. In den entlegeneren Gegenden wissen sich die Indier besser gegen diese Gefahr zu wehren. So z. B. wählen sie in der Gemeinde Tlaxiaco, Staats Oaxaca, deren Bevölkerung von ortsanwesenden Personen auf 12000 — eine übrigens, wie ich glaube, übertriebene Zahl — geschätzt wird, in das aus neun Mitgliedern bestehende Ajuntamiento aus Mißtrauen stetig sieben Personen ihrer eigenen Race.

Nach welchen Gesichtspunkten man den Unterschied der Racen festgestellt habe, geht nicht direkt aus der Aufstellung hervor. Die Hautfarbe und der Typus sind dafür nach meiner Meinung ein nicht zureichendes Kriterium; denn die Mischlinge sind in der Mehrzahl ungefähr eben so dunkel gefärbt, wie die Indier. Als wirklich unterscheidende Merkmale sind nach meiner Ueberzeugung nur anzusehen — und werden hier angesehen worden sein — die Sprache und Tracht, die Sitte und Lebensweise, wonach die mexikanische Bevölkerung sich in eine an der Scholle klebende und sie bebauende, nach uralter Sitte lebende, die einheimischen Sprachen redende und andererseits in das „fahrende", wenn wir so sagen dürfen, spanisch sprechende Volk theilt. Diese verschiedene Lebensweise der beiden Racen ist, wie auch der Municipalpräsident ausdrücklich hervorhebt, der Grund des Umstandes, daß bei den spanisch Redenden die Zahl des männlichen Geschlechts zu dem weiblichen in einem merkwürdigen Mißverhältnisse steht, während sie bei den Eingeborenen eine normale ist. Wie der Präsident sagt, geht ein sehr großer Theil der großjährigen Männer spanischer oder gemischter Race regelmäßig nach auswärts, sei es im Gefolge der inneren Kriege, sei es, um auf andere Weise ihr Glück zu versuchen, und geht darüber theilweise zu Grunde, während die Frauen in der Regel bleiben und daher ebensowenig decimirt werden wie die Indier beider Geschlechter, die nie, außer wenn sie gezwungen werden, ihre heimathliche Scholle verlassen, unter denen der Sohn im väterlichen Hause bleibt, bis er sich in demselben Gemeindebezirk einen eigenen Hausstand gründet und die daher trotz harter Feldarbeit auf einem Boden, der sumpfig ist und dessen mittlere Temperatur 24° Celsius beträgt, sich gesund erhalten.

Genau zu sagen, welchen Werth die Daten dieser Statistik einer einzelnen mexikanischen Gemeinde für die Beurtheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse ganz Mexikos haben, ist nicht möglich. Vielleicht geht man nicht sehr irre, wenn man annimmt, daß — abgesehen von dem spanisch redenden, übrigens sehr dünn bevölkerten Norden — die Verhältnisse in dem bei Weitem größten Theile Mexikos ähnlich seien. Huexutla gehört geographisch in das Flußgebiet des Pánuco, die sogenannte Huasteka, die, wie alle den großen Mittelpunkten des Verkehrs nicht ganz nahe liegenden und gebirgigen Gegenden in Mexiko in hohem Grade und mit Bewußtsein indisch geblieben sind.

Zum Schluß werde noch erwähnt, daß nach der Angabe der Aufnahme von den 19458 Einwohnern der Municipalität 831 lesen und schreiben konnten, während 292 andere des Lesens allein mächtig waren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach dem „Kuryer Poznański" haben im Jahre 1881 die Polen der Provinz Posen im Ganzen 73142 Morgen Großgrundbesitzes an die Deutschen verloren, d. h. bedeutend mehr als in den drei Jahren 1878 bis 1880 zusammengenommen. Denn 1878 verloren sie 37756 M., 1879 nur 7236 und 1880 8897, zusammen 53889 Morgen (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 191). Für das laufende Jahr 1882 wird sich dieses Zurückgehen des polnischen Grundbesitzes vielleicht noch größer herausstellen, da nach dem „Kuryer Poznański" gegenwärtig mehr als 140 Gutsbesitzer der Provinz, darunter sehr viele Polen, ihre Güter zum Verkaufe anbieten.

— Nach der „A. Z." hat die letzte Volkszählung das überraschende Ergebniß zu Tage gefördert, daß in Budapest bei einer Gesammtbevölkerung von 360551 Einwohnern 119902 Deutsche leben, während sich die Zahl der Magyaren auf 198742 beläuft; der Rest vertheilt sich auf die übrigen Nationalitäten. Dazu bemerkt die „Deutsche Ztg." u. a.: „Also ein volles Drittel der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt bekennt sich zur deutschen Muttersprache! Außerdem wird man wohl nicht irregehen, wenn man einen großen Theil der 198742, welche sich als Magyaren ausgeben, für die deutsche Nationalität reklamirt, so daß man wohl mit gutem Grund behaupten kann, die Hälfte der Bevölkerung der ungarischen Hauptstadt bedient sich der deutschen Umgangssprache. Und für diese deutsche Bevölkerung, welche der Bewohnerzahl der Hauptstadt eines deutschen Königreiches gleichkommt, ist keine einzige Mittelschule vorhanden. Kein deutsches Schriftstück wird bei Amt und Gericht angenommen."

— Im December 1881 sind in Griechenland und besonders in Attika so heftige Regengüsse gefallen, daß die Verbindung zwischen Athen und dem Piräus zeitweise unterbrochen war und selbst die Eisenbahn nicht funktionirte; in Eleusis wurden ganze Häuser weggerissen und die fruchtbare attische Ebene zum Theil verwüstet. Bei Aetolikon (unweit Missolonghi) fand sogar eine Art vulkanischer Eruption statt, durch welche Millionen von Fischen ans Land geschleudert wurden; im ganzen Orte wurde ein intensiver Schwefelgeruch wahrgenommen, und die erschreckten Einwohner, welche das Ende der Welt gekommen glaubten, eilten in die Kirche der Gottesmutter, um Gott und die Heiligen um Hilfe anzurufen.

— Astrachans Reichthum — schreibt ein Korrespondent der „Times" („The Mail" 28. December 1881, S. 2) — stammt von seinen Fischereien. Die Wolga, die zahlreichen Wasserläufe ihres Deltas und die nördlichen Gestade des Kaspischen Meeres „enthalten mehr Fische als die Küsten Norwegens und Neufundlands zusammmengenommen," heißt es dort zu Lande. Die beim Fange derselben verwendeten Netze würden, wenn man sie ihrer ganzen Länge nach auf

dem Erdboden neben einander legte, „eine Linie von 40000 Werst Länge bedecken oder zweifach die Entfernung von St. Petersburg nach Taschkend und zurück.“ Der jährliche Ertrag der Astrachaner Fischereien an Heringen, Stören, Sterlet, Lachsen, Hechten, Elsen u. s. w. beläuft sich auf 10 Millionen Pud (zu 36 engl. Pfund) im Werthe von 20 Millionen Rubel, wovon auf den Hering allein, von welchem 100 Millionen Stück gefangen werden, vier Millionen Rubel entfallen, obwohl der halbe Fang zu Thran ausgekocht wird und trotzdem daß bis jetzt so raubmäßig, ungeschickt und unbedachtsam gefischt worden ist, daß einige bessere Fischsorten, wie der Stör, schon empfindliche Abnahme zeigen. Außerdem werden andere Sorten, welche man als werthlos wegwarf, jetzt gefangen und auf den Markt gebracht nach dem Grundsatze: „Alles, was ins Netz geht, ist Fisch.“ Mit Ausnahme des Kaviar, der über die ganze Welt verschickt wird, ist der ganze Ertrag dieser Fischereien im gesalzenen oder gepökelten Zustande für den einheimischen Verbrauch bestimmt, da die russische Geistlichkeit ebenso wie die römisch-katholische das „Apostel-Handwerk“ durch lange und häufige Fastenzeiten kräftig unterstützt. Gefischt wird hier besonders im Frühling und Herbst; aber auch im Winter findet keine namhafte Unterbrechung statt, indem man das Eis aufschlägt und die Netze unter der Eisdecke von Loch zu Loch hinzieht.

Der Korrespondent besuchte in einem kleinen Dampfer einige der Fischereien und Etablissements zum Einsalzen und Pökeln; er fand dort zwar in Bezug auf Reinlichkeit und gesunde Oekonomie manche Anstände, sah aber zugleich, daß in der That Astrachans Reichthum als Fischereistation unbegrenzt und unerschöpflich ist.

Wenn im Spätfrühjahr die Wolga die in nördlicheren Breiten gefallenen Schneemassen in geschmolzenem Zustande herabwälzt, bildet die Stadt Astrachan an der Spitze des Deltas eine Insel im weiten Meere, deren tiefste Theile nur durch Dämme vor der Ueberschwemmung geschützt werden. Die acht Hauptarme und hundert kleineren Kanäle und Wasserläufe des Deltas fließen dann in eine weite See zusammen, aus welcher hier und da isolirte Dörfer hervorragen mit Blockhäusern, langen, weiß angestrichenen Gebäuden und hohen Kuppelkirchen, alles, wie die Stadt, durch Dämme geschützt; es sind tatarische, kalmückische, kozakische Dörfer, zumeist Fischereiplätze. In solcher Weise ist eine Bevölkerung von 20000 bis 30000 Seelen über die kahlen Sandbänke, Dünen und Sandhügel zerstreut, Leute von allen Racen, Farben und Religionen, alle bei den Fischereien angestellt, die Tataren und Kalmüken als Handarbeiter, Russen und andere Europäer als Aufseher, Vorarbeiter und geschickte Handwerker; denn die Russen repräsentiren hier die Intelligenz, während die rohe Kraft von den unterjochten Asiaten, sowie von dem schwächern Geschlecht geliefert wird. Die Weiber thun hier die meiste Arbeit und erhalten nur den halben Lohn (20 Kopeken), wie die Männer (40 K.). So ist es Regel in ganz Rußland. So wird auch z. B. alles Holz, welches die Dampfer der verschiedenen Kompagnien auf der Wolga und ihren Nebenflüssen brennen, in schweren Lasten auf Weiberschultern von den Landeplätzen auf die Schiffe geschafft.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg vom 7. (19.) Oktober machte Oberst Tillo Mittheilungen über seine Beobachtungen der Inklination und Deklination der Magnetnadel innerhalb der Grenzen des russischen Reiches; seine Beobachtungen erfolgten auf den Linien zwischen Tomsk und Krakau einerseits, zwischen Petersburg und Tiflis andererseits. Außer der „Magnetischen Karte des Europäischen Rußland“, welche alle von 1820 bis 1880 vorgenommenen Beobachtungen, etwa 700 an der Zahl, zur Anschauung bringt, und die während des geographischen Kongresses in Venedig ausgestellt war, legte Herr Tillo noch drei neue Karten vor und zwar a) eine Karte des Europäischen Rußland mit den Linien gleicher Deklination und Inklination für die Jahre 1842 und 1880; b) eine Karte des Europäischen Rußland mit den Linien der gleichen stetigen Veränderung der Deklination, welche zeigt, daß im Osten Rußlands die Deklination alljährlich um 3 Minuten, im Westen aber um 7 Minuten abnimmt, und c) dieselbe Karte mit den Linien der gleichen stetigen Veränderung der Inklination, nach der die Inklination im Osten Rußlands alljährlich um eine Minute zunimmt, im Westen aber um je zwei Minuten abnimmt. Die Bedeutung dieser Karten liegt darin, daß sie die Möglichkeit gewähren, für jeden Ort des Europäischen Rußland nicht nur für das Jahr 1882, sondern auch für jeden anderen, freilich nicht zu entfernten Zeitpunkt die Deklination und Inklination der Magnetnadel genau anzugeben.

Asien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge war unter den Gegenständen, welche dem Archäologischen Kongreß in Tiflis vorgelegt wurden, mit das Bemerkenswertheste eine „Karte der Alterthümer des Kuban-Gebietes“ von Felitzyn, welche zeigt, daß dieses Gebiet, von dem man bisher nur sehr unbestimmte und dürftige Kenntnisse hatte, ein ungewöhnlich mannigfaltiges und reiches Material enthält zur Wiederherstellung der Kenntniß einer von der Erdoberfläche verschwundenen Kultur von Völkern, deren Geschichte bis dahin unbekannt geblieben war. Felitzyn legte auch u. a. einige Photographien von Dolmen — riesigen megalithischen Aufbauten — vor, die in den Schluchten und auf den Höhen des Transkuban-Gebietes zerstreut liegen, und deren Herkunft zu erklären die Wissenschaft bis jetzt noch nicht einmal in Angriff genommen hat.

— Der „Kawkaz“ schreibt: Bei dem Bau der Eisenbahn im Transkaspischen Gebiet hat man anläßlich der Aufsuchung von Trinkwasser durch Zufall auch reiche Mineralquellen entdeckt. Die Walachanskischen Höhen, die ein Gebiet von etwa 20 Q.-Werst bedecken, bestehen aus verschiedenfarbigem Sandstein und Thon. Nähert man sich ihnen, so hört man schon Geräusch und bemerkt den sauern Geruch, dann sieht man bald an verschiedenen Stellen blutige Bäche mit alkalischem Wasser, salzig und bittersalzig von Geschmack, die dunkelfarbiges Eisenvitriol absetzen, mit dem der ganze Boden der Quellen bedeckt ist. Die Temperatur der Quellen nähert sich dem Siedepunkt, daher entsteht das Geräusch. Außerdem sind dort Lager von Schwefel, Asphalt und Naphta aufgefunden worden.

Afrika.

— Am 13. Januar hatten wir das Vergnügen, Dr. Max Buchner gesund und frisch in Berlin wieder begrüßen zu können. Er gedenkt möglichst rasch seine in Westafrika und dem Lunda-Reiche gesammelten wissenschaftlichen Ergebnisse zu verarbeiten, um dann wiederum nach dem schwarzen Erdtheile zurückzukehren, wo er sein Arbeitsfeld voraussichtlich nach dem Congo verlegen wird.

Inhalt: V. Largeau's Wanderungen in der algerischen Sahara. VII. (Mit fünf Abbildungen.) (Schluß.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. V. — Ch. Nusser: Die Aymara-Race. II. (Schluß.) — H. Vogt: Sierra Leone im Jahre 1881. — Karl Lamp: Die mexikanische Gemeinde Huejutla. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — (Schluß der Redaction 13. Januar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

I.

Der Doppelcharakter Belgiens in Bezug auf Sprache und Nationalität seiner Bewohner tritt fast an keinem Orte des Landes noch so deutlich erkennbar zu Tage, wie gerade in Brüssel. Schon von altersher bestanden hier das französische und das vlämische Element räumlich geschieden neben einander, und wenn auch die Neuzeit die unsichtbare, aber naturgemäße Kluft zwischen beiden überbrückt hat, eine wesentliche Aenderung hat darum doch nicht stattgefunden. Noch heute gehört der untere, nordwestliche Theil der Stadt, das alte Brüssel oder Broeksele im eigentlichen Sinne (Broek = Bruch oder Sumpf — Broeksele = Sumpfstätte), das sich mit seinen alterthümlichen Gebäuden und verkehrsreichen Straßen auf dem feuchten Grunde des Sennethales, und von den zahlreichen Armen des Flüßchens durchschnitten, ausbreitet, fast ausschließlich dem Handel und Gewerbe treibenden Bürgerstande, und somit der vlämischen Sprache und Sitte an. In dem südöstlichen, höher gelegenen Theile, der Oberstadt, dagegen, von wo vor Jahrhunderten schon die Schlösser der brabantischen und burgundischen Herzöge und ihres Adels das Land beherrschten, wo heute das königliche Schloß, die Parlamentshäuser, die Ministerien und verschiedene andere großartige Regierungsgebäude stehen, haben sich begreiflicherweise auch die höheren, d. h. die französischredenden Klassen der Bevölkerung niedergelassen. Und wenn es auch unter der heutigen Brüsseler Generation kaum noch ein Kind geben dürfte, das nicht fast unbewußt die beiden Sprachen erlernte, so werden doch voraussichtlich die obere und die untere Stadt sich noch lange durch ihre Bevorzugung der französischen, resp. vlämischen Sprache und Sitte von einander unterscheiden.

Im Jahre 1731 von einem furchtbaren Brande heimgesucht, der sie fast gänzlich zerstörte, hat die obere Stadt nur wenige ältere Bauwerke aufzuweisen; ihre herrlichen Paläste aber, ihr Park und ihre breiten, schön angelegten Straßen können einen Vergleich mit den modernen, prachtvollen Stadttheilen anderer europäischer Hauptstädte wohl aushalten. Was die untere Stadt anbetrifft, so hat sie nach dem Muster von Paris, mit dem der Brüsseler seine Vaterstadt ja so gern vergleichen hört, auch ihre Aera Haußmann durchmachen müssen. Zum Leidwesen aller Bewunderer mittelalterlicher Städte, zur Genugthuung aber aller Verfechter der Theorien für öffentliche Gesundheitspflege, fand sich vor etwa zwanzig Jahren eine englische Aktiengesellschaft, die es unternahm, durch Anlage großartiger, die Stadt von Norden nach Süden durchschneidender Boulevards dem alten Brüssel Luft und Licht zu verschaffen. Unbarmherzig wurden ungeheure Häuserquadrate niedergelegt, mußten zahlreiche Gassen und Sackgassen, in denen jeder gelegentlich fahrende Wagen die des Weges Kommenden zwang, sich dicht an die Häuser zu drücken, mußten die übelriechenden Gräben und Kanäle, die alle Abfälle aus den Häusern aufzunehmen pflegten, mußte sogar eine 2150 m lange Strecke des Flusses selber verschwinden. Es wurde drainirt und regulirt; das träge dahinfließende, trübe Wasser, das fast in jedem Frühjahr die Gassen an den Ufern überschwemmt und die Bewohner derselben aus den Häusern vertrieben

oder zum Verkehr auf Booten gezwungen hatte, wurde in einen breiten gemauerten und überwölbten Kanal geleitet, in dem es jetzt unter dem neuen glänzenden Stadttheile entlang strömt. Die alten Brüsseler beklagen noch heute den Verlust der Aussichten, die man von den Brücken über jenen Theil der Senne genoß, und deren jede ein malerisches Kabinetsstück abgeben konnte: Aussichten auf alte Mühlen, Brauereien und Färbereien, auf das über ihre Räder und die großen Schleusen stürzende Wasser, das seinen gelblichen Schaum in großen Flocken an die Uferränder spülte; auf das alterthümliche, von der Feuchtigkeit geschwärzte, stellenweis mit dichtem Moose bewachsene Holzwerk der Hinterhäuser, das in Gallerien und Erkervorsprüngen weit über das Wasser ragte, manchmal als kleiner hängender Garten mit Nelken- und Resedatöpfen besetzt, oder, was öfter der Fall war und die malerische Schönheit des Ganzen noch erhöhte, von den Bewohnern der Ufergassen zum Trocknen und Lüften von Kleidern benutzt, wobei dann die Vorliebe des niedern vlämischen Volkes für grelle Farben zur glücklichsten Wirkung kam.

Die stattlichen Häuserreihen der neuen Boulevards, des Boulevard Central, Boulevard du Nord, de la Senne, d'Anspach, du Hainaut, weisen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit reichster Architektur auf, ein Gewinn, den man durch ein Konkurrenzausschreiben für 20 der besten Façaden erzielte, wobei die Municicenz der Stadt Preise von 20 000 Fr.

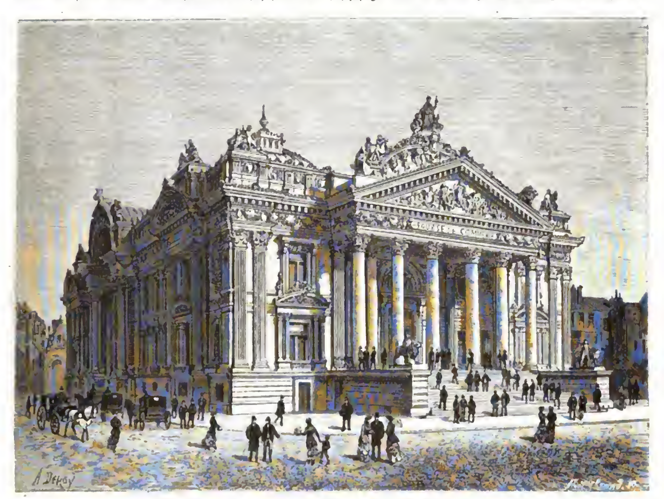


Der Brüsseler Park nach der Place Royale hin.

an abwärts gewährte. Die größte Zierde der neuen Anlage aber ist die ungefähr im Mittelpunkte der Stadt, zwischen der Rue des Fripiers und dem Boulevard Central, belegene Neue Börse. Mit einem Kostenaufwande von vier Millionen Francs wurde sie nach den Entwürfen des Architekten Suys jr. im reichsten Styl Louis' XIV. ausgeführt, und so nimmt sie heute mit ihrem großartigen Portikus von acht korinthischen Säulen, zu dem eine breite Freitreppe hinaufführt, mit der Menge herrlicher Skulpturen, die einen reichen, aber nirgends aufdringlich oder überladen erscheinenden Schmuck bilden, sowohl in Bezug auf äußeres Ansehen, als auch auf zweckmäßige Einrichtung der Innenräume eine hervorragende Stelle ein unter den der gleichen Bestimmung dienenden Gebäuden des Kontinents. Eigenartig, aber eben durchaus zweckentsprechend ist die Form des Hauptsaales; er bildet ein großes Kreuz, dessen Langhaus 43 m lang ist und das Gebäude in seiner ganzen Tiefe durchschneidet, während das Querhaus eine Länge von 37 m hat; in den Ecken liegen vier kleinere Säle, über der Kreuzung des Hauptsaales aber erhebt sich eine säulengetragene Kuppel.

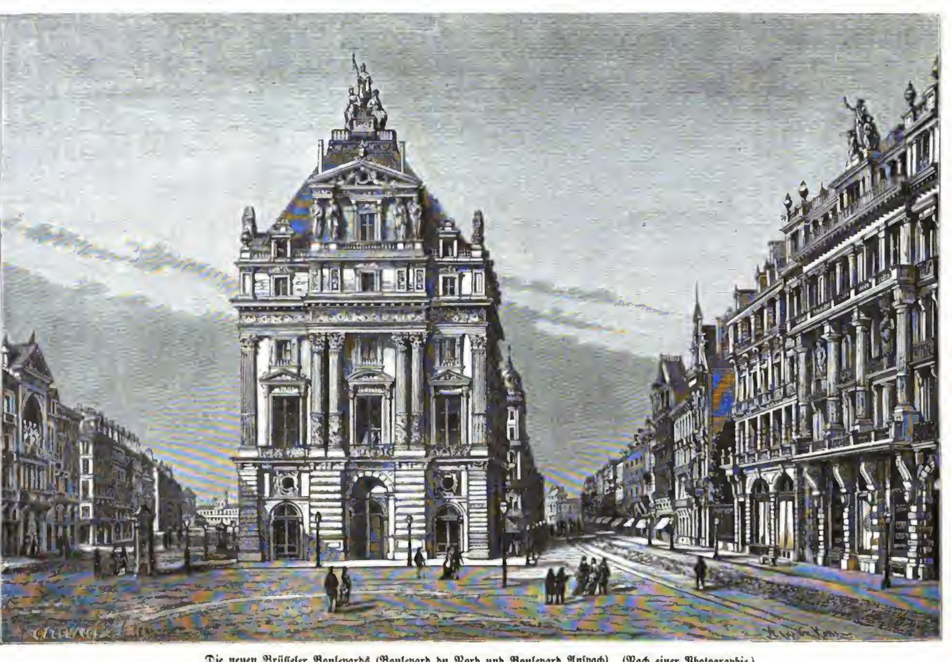
Anders als mit diesem Prachtbau, der für den großartigen Handelsverkehr der belgischen Hauptstadt schon längst ein Bedürfniß war, verhält es sich freilich bis jetzt noch mit den prunkvollen Straßenanlagen. Mit Erstaunen sieht der Fremde die verhältnißmäßige Oede der auf geräuschvollen Verkehr berechneten breiten Boulevards, die schier zahllose Menge großer gelber Zettel mit dem verhängnißvollen: „A louer“ hinter den Spiegelscheiben der eleganten Etagen und die wenig einladend, ja, meist dürftig aussehenden Waarenauslagen in den Schaufenstern der Läden. Das geschäft-

liche Leben und Treiben der Stadt, für das hier Hauptadern geschaffen werden sollten, bevorzugt heute noch unverändert den alten engen Stadttheil weiter nach Osten, zwischen dem großen Marktplatze und der Kathedrale, den beiden hervorragenden Denkmälern des alten Brüssel, auf die wir weiter unten noch zurückkommen. Der konservative, kleinbürgerliche Sinn des eingefleischten Brüsselers sträubt sich instinktiv lange gegen alle Neuerungen, und so wird es auch noch eine gute Zeit währen, bis der behäbige Bürgerstand, der reich gewordene Krämer oder Handwerker, sich dazu entschließt, die nach der Schablone angelegten Wohnungen der großen Miethshäuser zu beziehen. Das eigene kleine Haus, das er allein mit seiner Familie bewohnt, das er sich seiner Bequemlichkeit und seinem Geschmack gemäß einrichtet, ist eben das Ideal des Brüsseler Bürgers, und seitdem die zunehmende Theuerung von Grund und Boden ihm die Erreichung dieses Ideals in der Stadt selber zu sehr erschwert, hat eine wahre Völkerwanderung in die Umgegend begonnen. Immer weiter haben sich die Vorstädte ausgedehnt, neun benachbarte Dörfer sind in dieselben hineingezogen worden, und selbst von ihren äußersten Punkten erblickt man allenthalben weit in die Felder vorgeschoben die kleinen, von Sauberkeit strahlenden Häuser mit ihren Miniaturgärten, in denen der Brüsseler Bürger die Freuden des Landlebens genießt, sich mit Garten- und meist auch mit Vogelzucht aller Art beschäftigt. Wo die Mittel zur Erwerbung eines solchen Be-



Die neue Börse in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

sitzthums nicht ausreichen, da begnügt sich der in der Stadt ansässige Bürger auch wohl damit, sich draußen ein sogenanntes „vide-bouteille“ anzulegen, einen kleinen, meist nur aus einem einzigen Raume bestehenden Pavillon, mit einem glockenbehangenen chinesischen oder in anderer Art phantastisch geformten Dache, in dem er an Sonn- und Festtagen mit seiner Familie und einigen Freunden jene substantiellen Gelage abhält, die zu den Hauptfreuden des echten Vlamingers gehören. Hand in Hand mit diesem Behagen an der eigenen Häuslichkeit und ihren Freuden geht denn auch der joviale, für derbe, harmlose Späße stets empfängliche Sinn des Brüsseler Volkes, der sich vorzüglich bei der Kirmeß und den Nationalfesten der Septembertage zu zeigen pflegt, und der, wie man zutreffend bemerkt hat, in dem alten Lieblingswahrzeichen der Stadt, dem berühmten Manneken-Pis, personificirt erscheint. Unsterblich ist das Vergnügen und der Stolz, mit dem das Volk den kleinen, naiv-derben, ehernen Brunnengott betrachtet, und es wurde fast wie ein nationales Unglück betrachtet, als im Jahre 1817 die drollige, etwa einen Meter hohe Figur (ein Werk Duquesnoy's aus dem Jahre 1619) durch unberufene Hand plötzlich von ihrem angestammten Platze entfernt worden war. Nach alter Sitte wird das Manneken, „le plus ancien bourgeois de Bruxelles,“ wie das Volk ihn gern zu nennen pflegt, bei allen festlichen Gelegenheiten angekleidet. Sein sogenannter Kammerdiener, der die jedesmalige Ausschmückung zu besorgen und seine acht Anzüge in Ordnung zu halten hat, empfängt aus einem eigenen und bis in unsere Tage noch immer durch Legate sich vergrößernden Fonds ein jährliches Gehalt von 200 Fr. Um den Einwohnern Brüs-



Die neuen Brüsseler Boulevards (Boulevard du Nord und Boulevard Anspach). (Nach einer Photographie.)

fels eine Freude zu machen, hat Ludwig XV. seinerzeit sogar den kleinen Mann mit dem Ludwigskreuze dekorirt.

Kann man aus diesem kindlichen Spaße an dem originellen kleinen Bildwerke auch beim besten Willen nicht auf eine kunstsinnige Richtung des Brüsseler Volkes schließen, so wird man doch bei genauerem Studium des Volkslebens mit Erstaunen gerade in den niederen Schichten des Volkes eine gewisse Liebe für die Kunst wahrnehmen, die sich auf die verschiedenste Weise offenbart. Daß in den höheren Klassen als ein Erbtheil der alten niederländischen Kunstblüthe und angeregt durch die vielen reichen Sammlungen der Stadt ein lebhaftes Interesse für Malerei sich kund giebt, ist wohl begreiflich; daß es aber unter dem kleinen Bürgerstande, unter Handwerkern und kleinen Ladenbesitzern, gar viele giebt, denen der Besitz eines rissigen Stückes bemalter Leinwand in einem alt aussehenden Rahmen die einzige Poesie in ihrem arbeitsamen, einförmigen, ja oft bedürftigen Leben repräsentirt, und die sich von diesem vermeintlichen Schatze um keinen Preis trennen wollen, ist charakteristisch. Leider gehört es denn auch nicht zu den Seltenheiten, daß diese bescheidenen Kunstliebhaber, nachdem es ihnen erst einmal geglückt ist, auf irgend einer Auktion ein Pendant zu ihrem Schatze zu erwerben, das sie immer weit über den Werth, oft auch weit über ihre Mittel bezahlen, von einer unseligen Sammelwuth ergriffen werden, die sie ohne jedes Verständniß, aber mit desto mehr Eifer und Liebe auf die



Das Manneken-Pis. (Nach einer Photographie.)

Bilderjagd ausgehen und ihr eigentliches Geschäft gänzlich vernachlässigen läßt.

Die in ganz Belgien heimische Pflege der Musik findet bekanntlich in Brüssel ihre Hauptvertreter; große Musikaufführungen des Konservatoriums, gemischte Koncerte, die berühmten Militärmusiken, dazu die vortrefflichen Leistungen der Oper im Théatre de la Monnaie nehmen zeitweise das ganze Interesse der höheren Klassen in Anspruch; in den unteren aber hat das in Brüssel gerade so lebhaft florirende Vereinswesen eine Menge von musikalischen Gesellschaften und Vereinen entstehen lassen, die sich an die schwierigsten Aufgaben wagen und denselben meist in ebenso mustergiltiger Weise gerecht werden, wie die zahlreichen dramatischen Dilettantenvereine den ihrigen; unter den letzteren ist es besonders der Verein für das vlämische Theater, dessen dem Handwerker-, dem kleinen Kaufmanns- und Beamtenstande angehörende Mitglieder in der Darstellung des derbkomischen vlämischen Lustspiels Vorzügliches leisten.

Bei diesen künstlerischen Neigungen des Volkes ist es denn auch nicht zu verwundern, daß Brüssel eine solche Fülle von herumziehenden Musikern beherbergt und ernährt, wie im Verhältniß vielleicht kaum noch eine andere große Stadt. Seitdem die berüchtigten Marolles, die Cour des Miracles[1]) von Brüssel, den neuen Straßenanlagen weichen mußten, haben sich jene „Künstler", ebenso wie die übrigen dunklen und fragwürdigen Existenzen der Hauptstadt, in die engen, unreinlichen und ungesunden Quartiere der Rue Haute, Rue de Flandre und Rue d'Anderlecht im westlichen Theile

[1]) Ehemaliger Aufenthaltsort der Pariser Bettler, so genannt, weil dort die Blinden sehend, die Lahmen gehend wurden.

der eigentlichen alten Stadt gezogen. In ganzen Scharen sieht man von hier aus allmorgendlich die Straßensänger und Sängerinnen, die Drehorgel-, Violin- und Harfenspieler, die Flöten- und Klarinettenbläser ihre Wanderung antreten, um entweder im Verein mit den Bettlern von Profession, an denen die belgische Hauptstadt ebenfalls ungemein reich ist, auf den Straßen und Märkten, vor Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden Posto zu fassen, oder mit den unvermeidlichen Eierverkäuferinnen die Schenken und Gastwirthschaften dritten Ranges zu überschwemmen. Diese Eierverkäuferinnen gehören zu den charakteristischen Typen des alten Brüssel. In ihrer etwas eigenthümlichen Tracht, eine steife, gekrauste, weiße Mütze über dem breiten, rothen, echtvlämischen Gesicht, einen großen Henkelkorb am Arme, umwan-



Brüsseler Eierhändlerin.

dern sie bis tief in die Nacht hinein die Tische der Bierstuben und Schenken, um den Gästen den Inhalt ihres Korbes anzubieten. Früher bestand dieser Inhalt ausschließlich in Eiern, heute beherbergt der Korb in verschiedenen Abtheilungen auch noch allerhand Produkte des Meeres, Krabben, Muscheln u. s. w.; daneben Haselnüsse, verschiedene Würstchen und ein eigenartiges Brüsseler Gebäck, die sogenannten mastolles.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

I.

Noch kurz vor Ablauf des vergangenen Jahres ist der zweite Band von Nachtigal's „Sahärä und Südän" (Berlin 1881. Weidmann'sche Buchhandlung und Verlagshandlung Paul Parey) erschienen, so daß nun zwei Drittel des hochbedeutenden Werkes sich in den Händen des Publikums befinden. Reichlich zwei Jahre sind vergangen, seitdem der erste Band erschien (s. „Globus" XXXVI, S. 220, 233, 248), ein Zeitraum, der für einen Cameron oder Stanley fast hingereicht hätte, eine neue Afrikareise zu machen und sie in gewohnter Weise in zwei reich mit Karten und Bildern ausgestatteten Bänden zu beschreiben. Doch Deutschland darf stolz darauf sein, daß nicht wenige seiner Reisenden der Gründlichkeit und Genauigkeit noch immer den Vorzug geben vor einer raschen Befriedigung der neugierigen Lesewelt; um letztere zu erreichen, leidet, wie nur allzu häufige Beispiele beweisen, meist die Wahrheit. Berechtigt sind ja freilich die Klagen, daß wir die Ergebnisse eines Richthofen, Reiß, Stübel, Nachtigal nur so langsam erhalten; aber reichlich wird das aufgewogen durch die Gediegenheit des Gebotenen und die allseitige Durcharbeitung des Stoffes. Wir wollen gleich hier hinzufügen, daß sich Nachtigal's Werk vor den meisten Reisebeschreibungen durch einen klaren, ungemein sorgsam gefeilten Styl auszeichnet, der sich stellenweise fast zu poetischem Schwunge erhebt und die Lektüre zu einer äußerst angenehmen und anregenden macht. Es ist bekannt, daß Nachtigal seine sechsjährigen Wanderungen mit den denkbar beschränktesten Mitteln und ohne genügende Instrumente und Vorbereitungen antrat und durchführte. Durch eine möglichst sorgfältige Routenaufnahme und umfangreiche Erkundigungen ersetzte er den Mangel astronomischer Beobachtungen; anstatt wie andere Reisende naturwissenschaftliche Sammlungen anzulegen, concentrirte er seine Aufmerksamkeit auf die klimatischen Verhältnisse und namentlich auf die Menschen, auf ihre Sitten und Gebräuche und ihre Krankheiten — ein dem Arzte besonders naheliegendes Thema. Die ethnologische Besprechung der besuchten Völkerschaften machte eine sorgfältige Sichtung und Verarbeitung des linguistischen Sammelmaterials nothwendig; daß eine solche aber sehr viel mehr Zeit kostet, als ein einfach erzählender Reisebericht, liegt auf der Hand. Die ethnologischen Theile des Buches, durch drei Sprachenkarten illustrirt, sind deshalb neben der sehr reichhaltigen Routenkarte von Bornu, Kanem und Bagirmi das bedeutendste Resultat, welches der vorliegende Band bietet. Derselbe umfaßt drei Bücher: 1) Reise nach Kanem und Borku; 2) das Tsade-Becken; 3) Reise nach Bagirmi; wir theilen aus den beiden ersten (die Reise nach Bagirmi behandelte der „Globus" unlängst ausführlicher) zunächst Einiges mit und freuen uns, es durch einige Originalbilder, welche wir der Güte der Verleger verdanken, illustriren zu können. Daß wir auf einigen Zeitschriftsseiten einem innerlich wie äußerlich so bedeutenden Buche und seinem Inhalte nur sehr unvollkommen gerecht werden können, versteht sich eigentlich von selbst; aber wir hoffen dadurch unsere Leser anzuregen, das prächtige Buch selbst in die Hand zu nehmen.

Während Nachtigal zu Anfang 1871 mit Eifer seinen Plan, die Inseln des Tsade-Sees zu besuchen, betrieb, kam die Nachricht nach Kuka, daß zwischen Wadai und Bagirmi ein Krieg ausgebrochen sei; in Folge dessen erklärte Bornus Herrscher, Scheich Omar, daß an jene Reise vor Wiederherstellung des Friedens nicht zu denken sei. Die Hoffnung aber, welche der Reisende auf die energische Unterstützung seines mächtigen Beschützers Lamino setzte, wurde durch dessen plötzlichen Tod vereitelt. So benutzte er die Anwesenheit eines Arabers vom Stamme der Auläd Solimän, Hazäz mit Namen, sich demselben anzuschließen und die zum Theil noch nie von einem Europäer besuchten Gebiete im Nordosten des Tsade kennen zu lernen. Dorthin, nach der Landschaft Borku, gedachte der Stamm in einigen Monaten zu ziehen, um die Dattelernte einzuheimsen. Mit vieler Mühe und nur gegen 150 Proc. Zinsen verschaffte sich der Reisende 800 Mark für diese Reise und traf seine Vorbereitungen.

Staunenswerth ist die unerschöpfliche Lebens- und Thatkraft jenes winzigen Araberstammes, dessen unruhiges Leben Nachtigal in der nächsten Zeit zu theilen beabsichtigte. Während Heinrich Barth vor mehr als 20 Jahren seine Auflösung als unmittelbar bevorstehend bezeichnete, herrscht er noch jetzt trotz seiner kleinen Zahl über ungeheure Gebiete. Seine ursprünglichen Sitze liegen in Fezzan und in der Umgebung der großen Syrte; seine ganze Streitkraft belief sich wohl nie auf ganz 1000 Reiter. Macht und Ansehen aber verdankten sie ihrer Thatkraft und Zähigkeit, der Ueberlegenheit ihrer Führer und der ritterlichen Treue, mit der sie stets zu den zahlreichen, schwächeren Nachbarn standen, die sich ihnen verbündeten oder unterordneten. Durch den Verrath der türkischen Paschas in Tripolis hatten sie wiederholt schwer zu leiden und verloren ihre sämmtlichen erwachsenen Männer durch Meuchelmord, so daß sie auf fast zwei Jahrzehnte von dem Schauplatze gleichsam verschwanden. Doch die Tradition blieb, und die heranwachsende Generation richtete die Augen hoffnungsvoll auf den künftigen Häuptling Abd-el-Dschlil, der am Hofe von Tripolis heranwuchs. Derselbe gewann des Paschas Gunst und zeichnete sich bei den Raubzügen aus, welche damals von Fezzan aus weithin nach Süden unternommen wurden. Aus dieser Zeit datirt der Haß der Sudan-Bewohner gegen die räuberischen Araber, und damals lernten die Auläd-Solimän den natürlichen Reichthum jener Striche kennen, welche sie später zu ihrem Adoptiv-Vaterlande wählten. Schließlich empörte sich der Häuptling gegen die Türken in Tripolis und machte sich um 1831 zum völlig unabhängigen Herrscher Fezzans; elf Jahre später aber fand er in der Schlacht bei el-Baghla im Kampfe mit jenen den Tod. Ehe er sein Leben aushauchte, beschwor er die Aeltesten seines Stammes, der Rache der unversöhnlichen Türken durch selbstgewählte Verbannung zu entfliehen, erinnerte sie an die gemeinschaftlichen Kriegszüge nach Süden und rieth ihnen, in der dattelreichen Tubu-Landschaft Borku eine neue, der ursprünglichen ähnliche Heimath zu suchen. Nach und nach zogen sie in der That dorthin, und jetzt haust fast der ganze Stamm seit etwa einem Menschenalter nördlich vom Tsade. Die zuerst in Besitz genommene Landschaft Borku, allzuweit ab gelegen von Fezzan wie von Bornu, auf deren Märkte die industrie-

losen Araber für die Beschaffung von Kleidung und Getreide angewiesen blieben, hatten sie bald mit Kanem vertauscht, dessen Süden Getreidekultur und Rindviehzucht hat, während die übrigen Theile treffliche Kameelweiden darbieten und die Bornu-Märkte nahe genug sind.

Als Erbfeinde und Eindringlinge gehaßt und gefürchtet, hatten sie dort zunächst unaufhörliche Kämpfe zu ihrer Vertheidigung, zum Erwerbe und zur Befestigung ihrer Macht zu führen, und das mit einer Macht, welche 500 Reiter und ebenso viele Krieger zu Fuß nicht überstieg. Unermüdlich waren sie bald zur Dattelernte in Borku, bald im Kampfe mit den zahlreichen Stämmen des Bahar-el-Ghazal, bald auf einer Reise zu den Märkten in Bornu oder den Haussa-Staaten. Als nun der Kameelreichthum der südlichen Tubu, des Bahar-el-Ghazal und des nördlichen Wadai bedeutend gelichtet war, wagten sich die Auläd-Solimân an die Tuarik, welche an den besten Kameelen der Welt so reich sind, und nahmen ihnen in wenigen Jahren an 50000 Thiere ab. Die Tuarik aber brachten im Jahre 1850 etwa 7000 Krieger zusammen, überfielen die Araber



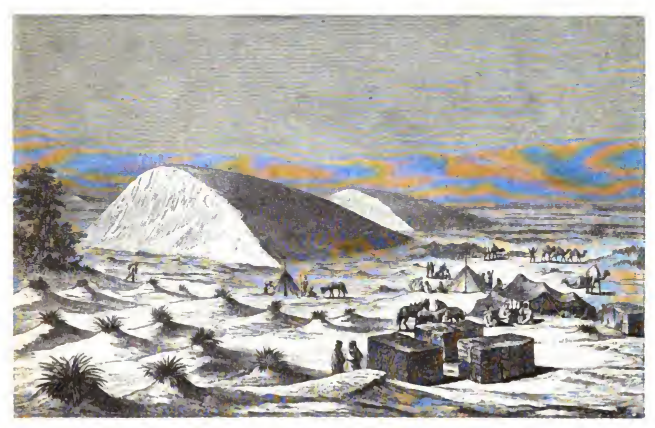
Gehäuse (Karmût) zum Transport der Frauen bei den Aulâd Solimân.

im Wadi Kaine und richteten ein entsetzliches Blutbad unter ihnen an; nur etwa 20 Reiter sollen entkommen sein. Doch wurden die Frauen und Kinder verschont und diejenigen unter ihnen, welche freien Ursprungs und in die Gefangenschaft geschleppt worden waren, später sämmtlich ohne Lösegeld ausgeliefert.

Zum zweiten Male innerhalb eines halben Jahrhunderts war fast die ganze waffenfähige Mannschaft des Stammes, jedenfalls die Blüthe desselben, vernichtet. Aber wiederum gelang es ihm, sich zu erholen und aufzurichten. Seine Reste fanden Schutz und Unterstützung in Bornu, wo sie als Grenzwächter gegen Wadai verwendet wurden; bald konnten die Aulâd Solimân wieder einige hundert Reiter und ebenso viel Krieger zu Fuß ins Feld stellen. Mit den Tuarik wurde Friede geschlossen, in Kanem mehr und mehr Terrain gewonnen, Borku behauptet, und nach zwanzig Jahren herrschten sie wieder eben so weit, wie früher, ebenso gefürchtet, aber auch ebenso gehaßt, als zur Zeit ihrer höchsten Blüthe. Noch immer zogen sie rastlos umher und selten auf friedlichen Pfaden. Je mehr die Steppen Kanems und die früher so kameelreichen Niederungen von Egeï und Bodele vereinsamten, je mehr die Kanembu sich auf die Inseln des Tsade zurückzogen und die Daza sich ihnen unterwarfen oder nach Bornu auswanderten, desto

weiter und mühevoller wurden ihre Raubzüge, und sogar im Norden von Dar For sind sie gesehen worden. „Doch was ist Zeit und Raum für einen Sohn der Wüste? Ein Jahr ist für ihn wie ein Monat, wie eine Woche, wie ein Tag. Wo es Kameele giebt, da fühlt er sich zu Hause; wo ihre Nahrung wächst, dahin zieht es ihn, und wo er Zelt und Hütte aufschlägt, da ist seine Heimath. Man betrachte das ungeheure Gebiet, welches diese Araber ruhelos von Süd nach Nord, von West nach Ost durchstreichen, das sie mit Pulver und Blei beherrschen, aus dem Treue und Glauben, Friede und Sicherheit gewichen sind, und das der friedliche Reisende nur in Begleitung dieser gesetzlosen Freibeuter durchwandern kann, und staune!"

Am 20. März 1871 brach Nachtigal in Gesellschaft des oben erwähnten Hazâz von Kuka auf, erreichte acht Tage später das nördliche Ende des Tsade und bog dann gegen Osten um. Da der Reisende vom Fieber viel zu leiden hatte und der Marsch von Hazâz sehr beeilt wurde, um rasch Gebiete befreundeter oder untergebener Stämme zu erreichen, so waren dies qualvolle Tage. Erst vom 1. April ab wurde die Reise gemächlicher; denn wo die Araber bei voller Sicherheit ausreichendes Kameelfutter haben, unterziehen sie sich auf ihren Märschen keinen Anstrengungen. Am 5. April erreichten sie beim Brunnen Barqa das Lager der Miaïssa-Abtheilung der Aulâd Solimân, wo dem Reisenden ein herzlicher Empfang zu Theil wurde, und wo sich



Wanderdünen in Egeï.

unter den Einflüssen der Ruhe, der Wüstenluft und frischer Kameelmilch seine Gesundheit bald besserte. Zwanzig Tage später setzte sich die Abtheilung des Stammes, welcher er sich angeschlossen hatte, nach Nordosten in Bewegung.

„Der erste Aufbruch eines Nomadenstammes aus dem Lager, nach längerer Ruhe und mit Frauen, Kindern und der ganzen Habe, ist trotz der Uebung eines ganzen Lebens und der Einfachheit des Besitzes nicht ganz leicht. Selbst der bescheidenste Haushalt setzt sich aus einer Menge von Gegenständen zusammen, deren zweckmäßigste Unterbringung auf den Lastthieren nicht immer dieselbe sein kann und auf jeder Reise neu erprobt werden muß. Da sind die Matten und Stangen der Hütte, oder ein Zelt mit Zubehör; die Schüsseln, Schalen, Krüge, Töpfe und Kessel des Küchengeräths; die großen Steine zur Mehlfabrikation; die Kleider und Schmucksachen; der oft nicht unansehnliche Vorrath von Pulver, Blei und Flintensteinen; die zahlreichen so wichtigen Wasserschläuche; ein Vorrath von Stricken, eisernen Instrumenten und Sattelzeug; endlich unzählige Kleinigkeiten, an welche zu denken die Erfahrung den hilfsquellenarmen Nomaden gelehrt hat. Dazu kommen die Vorräthe an Getreide, Datteln, Salz und Butter, und in jenen von der Meeresküste entfernt liegenden Gegenden anstatt des Geldes Bornu-Toben, Turkedis, gefärbtes Ziegenleder und andere Tauschmittel. Bei längerm Aufenthalte in derselben Gegend werden selbstverständlich alle diese Gegenstände nicht so eng verpackt gehalten, als auf der Reise, und auf dieser findet dann Alles erst wieder allmälig den vortheilhaftesten Platz. Das Kameel liebt im Allgemeinen wenige, fest zusammengeschnürte Gepäckstücke und haßt die vielen losen Anhängsel, welche sich leicht verschieben und das Gleichgewicht stören, aber freilich von wandernden Nomaden nicht so leicht vermieden werden können, als von reisenden Kaufleuten mit ihrem beschränkten Hausgeräth und ihren kompakten Waarenballen.

Am ersten Marschtage begann schon um Mitternacht ein reges Leben. Jedermann ordnete, packte und verschnürte seine Habe, und doch konnte der Aufbruch erst zur Zeit des Sonnenaufgangs stattfinden. Die Frauen der besser situirten Familien mit den kleinen Kindern werden zu Kameel

transportirt; die Männer reisen zu Pferde, wenn sie solche besitzen, zu Kameel, wenn sie alt sind, oder gehen zu Fuß, wie die herangewachsene Jugend, die große Menge der Unbegüterten und die Sklaven beiderlei Geschlechts. Die Frauen sitzen oder liegen unterwegs in korbähnlichen, hölzernen Traggestellen, welche quer auf der eigens dazu hergerichteten Ladung des Thieres befestigt werden, hoch genug sind, um das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen zu gestatten, und lang oder vielmehr breit genug, um sich mit etwas gebogenen Knien niederlegen zu können. Dieselben führen bei den Aulâd Solimân den mir unerklärt gebliebenen Namen Karmût und bestehen aus einer ungefähr zwei Meter langen und etwa halb so breiten Bank ohne Füße, welche von gebogenen Baumzweigen, die in unbedeutenden Abständen von einander an den Längsseiten befestigt sind, überwölbt wird. An den schmalen Seiten wird dann das Gehäuse durch senkrechte Holzstäbe geschlossen und vorn wird eine Eingangsöffnung angebracht, welche groß genug ist, um das Hereinkriechen zu gestatten. In den angeseheneren Familien wird eine große Sorgfalt auf die Verfertigung dieser Apparate verwendet; man beizt sie schwarz und bedeckt und behängt sie mit wollenen Decken und seidenen Tüchern, auf deren Mannigfaltigkeit die Frauen stolz sind. Die Prinzessinnen, d. h. die der Häuptlingsfamilie entsprossenen Frauen, haben das Recht, auf den Seitenwänden des Karmût schlanke Aufsätze von Holzstäben in der Höhe etwa eines Meters anzubringen, welche ebenfalls mit buntfarbigen, seidenen Tüchern verziert werden und den Neid der übrigen Frauen erregen. Der Mann aber hält darauf, ein durch Kraft und Schönheit ausgezeichnetes Kameel für den Transport des Gestelles zu besitzen, würdig, die Herrin des Hauses zu tragen. Stark muß das Thier jedenfalls sein, denn damit die nicht immer gleichmäßig gelagerte Insassin den Apparat nicht ins Schwanken bringe, muß die darunter befindliche eigentliche Ladung eine breite, feste und sichere Basis bilden."

In langsamem Marsche zog der Stamm nordwärts durch die Landschaft Manga, lagerte am 2. Mai beim Brunnen Birso, nahe dem 16. Breitengrade, und erreichte am 4. Mai den Rand der weiten Thalniederung von Egeï, welche sich von Nordwesten nach Südosten senkt, ohne indessen den Bahar el-Ghazal zu erreichen. An diesem Tage lagerten sie bei der Station Salâdo, deren vier Brunnen sämmtlich verschüttet waren und sofort gereinigt werden mußten. Bald wurde der Grund feucht und in der Tiefe von drei Meter stürzte plötzlich von Nordwesten her eine Wassermasse in den Brunnen, welche im Augenblicke dem grabenden Manne bis zur Brust stieg, so daß er eilig heraufgeholt werden mußte. Die Annahme der Araber, daß ein unterirdischer Fluß Egeï durchströme, wird dadurch gerechtfertigt. Das Wasser ist reich an purgirenden Salzen, wie das der meisten Brunnen der Gegend, und wird gerade darum von den Nomaden so hoch geschätzt; man betrachtet seinen Genuß als eine werthvolle blutreinigende Kur, welche den Kameelen einen ausgezeichneten Appetit und in der Folge bei den vortrefflichen Weiden Egeïs einen hohen Grad von Körperkraft und Wohlbefinden verleiht. Der Sand dort ist ein feiner Flugsand, der bei den periodischen Besuchern in hoher Achtung steht: die Dâza entledigen sich, wenn sie dort lagern, sofort ihrer Beinkleider in der Ueberzeugung, durch die unmittelbare Berührung mit dem Sande für Hunger und Durst unempfindlich zu werden, und Araber wie Dâza rühmen die reinigende Eigenschaft desselben für die Wäsche und behaupten, daß Niemand in Egeï nöthig habe, jemals seine Kleider zu waschen.

An vielen Stellen von Egeï fehlt die hohe obere Sandschicht, so daß die ganze Gegend mit muldenförmigen Einsenkungen durchsetzt ist, in denen der unter dem Sande liegende Thonboden nackt zu Tage tritt. Solche Stellen sind dann mit Fischwirbeln besäet, welche zuweilen noch zusammenhangen und ansehnlichen Exemplaren angehört haben müssen. Es ist also unzweifelhaft, daß das Thal einst mit Wasser bedeckt war und zwar, wenn man den Traditionen der Umwohner Glauben schenken darf, noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit (doch immerhin vor mehr als einem Jahrhundert). Nimmt man dazu, daß nach den Angaben des Aneroïds und Kochthermometers Egeï schon unter dem Tsade liegt und sich von Nordwesten nach Südosten gegen den Bahar el-Ghazal senkt, so haben die Bewohner der Tsade-Inseln wohl Recht, wenn sie sagen, daß der Bahar el-Ghazal vom Tsade ausgehe und sich nach Nordosten senke.

Schon in der Thalniederung selbst sah Nachtigal hier zum ersten Male eigenthümlich geformte, isolirte Sanddünen. „Alle hatten dieselbe Form, dieselbe Orientirung und nahezu dieselbe Höhe. Sie waren selten über 15 m hoch, hatten einen sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung konvexen und nach Nordosten gerichteten Rücken, der auf der Höhe durch einen scharfen Rand von der steil abfallenden, im Grundriß konkaven und nach Südwesten gerichteten Seite abgesetzt war. Auf ausgedehnteren Ebenen erblickte man diese Bildungen in großer Zahl und in den verschiedensten Abständen von einander. Es scheint unzweifelhaft, daß sie unter dem Einflusse des mit großer Regelmäßigkeit wehenden Nordost-Passates entstehen und wandern, und oft konnten mir später meine Gefährten, die als Wüstensöhne ein scharfes Auge für alle Unterschiede und Veränderungen des Terrains haben, an bestimmten Brunnen, einem einzelnen Baume oder anderen unbeweglichen Merkmalen in der Umgebung dieser Dünen beweisen, daß die Wanderungen derselben verhältnißmäßig schnell von Statten gehen. Diese Schnelligkeit scheint eine verschiedene zu sein, je nachdem sie auf einer durchaus ebenen Serir vorrücken oder durch Unebenheiten des Terrains aufgehalten werden, und je nachdem ihr Kernpunkt oder ihre Entstehungsursache ein Baum, Gebüsch oder unbedeutenderer Gegenstand ist. Ein alter verständiger Dâza-Mann aus Borku behauptete, als Kind eine dieser Dünen in der Nähe der Oase Jin gekannt zu haben, welche jetzt etwa 16 km von der letztern entfernt sei, und meine arabischen Gefährten zeigten mir später auf der Rückkehr von Borku bei den Brunnen der kleinen Hattija Tungur eine solche, welche einen Baum verschlungen habe, der vor sieben Jahren noch etwa zwanzig Schritte davon entfernt gewesen sei. Diese beweglichen Dünen werden von den dortigen Arabern Ghard, Plur. Ghurûd, genannt, zum Unterschiede von den feststehenden Ketten und Gruppen bildenden, welche ʻErq, Plur. ʻOrûq, heißen und unter dem Einflusse des Windes höchstens ihre Umrisse verändern." In nordöstlicher Richtung vorrückend, erreichten sie am 16. Mai den salzhaltigen Brunnen Karô, die tiefste Stelle der Landschaft Bodelê, etwa 100 m unter dem Niveau des Tsade gelegen. In dieser Zeit wehte der etwa um 8 Uhr Morgens sandgeschwängerte Wüstenwind mit ungewöhnlicher Heftigkeit und zwang die Araber, gewöhnlich bald nach Mitternacht aufzubrechen, um früh am Vormittage lagern zu können; denn nach 9 oder 10 Uhr Morgens zog man wie in einem dichten Nebel vorwärts, und Augen und Haut litten unter der Masse kiesigen Sandes, welche der Sturm mit sich führte. „Jeder war beeifert, seinen Vordermann in Sicht zu behalten, und selbst die Führer wurden ohne ihren gewöhnlichen Kompaß, die Sonne, nur allzuoft in der Richtung unsicher. Wenn an

Rasttagen nicht gerade die Kameele getränkt wurden, so erstarb schon in der Mitte des Vormittags alles Leben in unseren Dawârs. Jeder wickelte sich resignirt in seine Decke und ließ sich geduldig mit Sand überschütten, bis Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr die Stärke des Windes mit der sinkenden Sonne schnell abnahm und Alles zu dem Grade neuen Lebens erwachte, den die übrigen Verhältnisse gestatteten. Dann wurde der Sand abgeschüttelt, das Kochgeschirr hervorgeholt, mit trockenem Kameelmist Feuer angezündet und die Hauptmahlzeit vorbereitet. In solchen Gegenden ist die Nacht des Menschen Freund; in ihr lebt er, während er am Tage nur gerade mühsam existirt. Dann glänzen die Sterne in wunderbarem Glanze; unendliche Ruhe tritt an die Stelle des sandwirbelnden Windes; scharf heben sich die hellen Dünenkämme vom tiefdunkeln Himmel ab, und die großartige Schönheit, der geheimnißvolle Zauber der Wüste kommen wieder zu voller Geltung."

In Jajo es-Srhir, der letzten Station vor ihrem Ziele Borku, rasteten die Aulâd-Solimân eine volle Woche, ehe sie den letzten und längsten Marsch von über 30 Stunden, den sie wegen seiner Quellenlosigkeit innerhalb eines Tages und zweier Nächte zurückzulegen pflegen, antraten. Glücklich wurde die überaus anstrengende und selbst gefährliche Strecke zurückgelegt, und bei Sonnenaufgang am 31. Mai stiegen sie über eine terrassenförmige Abstufung gegen die südlichen Oasen Borkus hinab und lagerten am Vormittage an der ungewöhnlich reichen Quelle Galakka.

Wanderungen in den Süd-Karpathen.

Von Dr. F. W. Paul Lehmann.

VI.

Wald- und Weidenwirthschaft; Bevölkerung.

Mein eigentlicher Führer ist bei allen Wanderungen in diesem unwegsamen, wenig betretenen und wenig bekannten Gebirge die österreichische Generalstabskarte (1 : 75 000) gewesen, die Quelle meiner Darstellungen die Natur selbst. Daß das Fogarascher Hochgebirge in der Literatur hier und da behandelt ist, habe ich bereits erwähnt und will hier noch speciell darauf hinweisen, daß sich in dem „Archiv für Siebenbürgische Landeskunde" und den „Verhandlungen und Mittheilungen des Siebenbürgischen Vereins für Naturwissenschaften in Hermannstadt" einige Aufsätze und Abhandlungen über Theile des Fogarascher Gebirges finden. Die von mir nicht besuchten Thalschluchten des östlichen Theiles schildert Primics im Jahrbuche des ungarischen Karpathenvereins Bd. VII; umfassendere Werke, die dieses Gebiet behandeln, sind: Hauer's und Stache's „Geologie von Siebenbürgen", Johann Hunfalvy's „Beschreibung der physikalischen Verhältnisse von Ungarn"[1]) und Bielz' „Handbuch der Landeskunde von Siebenbürgen". Von deutschen Forschern hat meines Wissens Andrae den östlichen Theil des Gebirges besucht; Ratzel, G. vom Rath und der Engländer Boner haben in ihren lesenswerthen Schriften dieses Gebirge nur stiefmütterlich behandelt. Wenn wir in älteren Büchern unrichtigen und mangelhaften Angaben begegnen, so darf das nicht Wunder nehmen, erstaunlich aber ist die Darstellung, die Joan Slavici in seinem jüngst bei Prochaska in Wien und Teschen 1881 erschienenen Buche „Die Rumänen" von diesem Terrain giebt. „Der Kamm der Karpathenketten — heißt es auf S. 12 f. — ist durchgehends flach, die sanften Abhänge sind mit einer ziemlich dicken Erdschicht belegt und die anliegenden Thäler meistens weit, sich nur allmälig senkend; eben darum sind aber die Thäler meistens nur als fette Heuwiesen zu benutzen und die Wohnsitze liegen sammt den Aeckern zerstreut an den Abhängen, bald vereinzelt, bald in kleinen Gruppen. Dort oben 5000 bis

[1]) Das Buch des deutschen, magyarisirten Verfassers ist nur in ungarischer Sprache herausgegeben. „A magyar birodalom" zc. Pest 1864. In der Sammlung von Umlauft ist jüngst ein kleines Werk über Siebenbürgen von K. Reißenberger erschienen, dem Neffen des verdienstvollen Prof. L. Reißenberger in Hermannstadt.

8000 Fuß über der Meeresfläche, wo gewöhnlich keine Baumgattung mehr gedeiht, dehnen sich in unendlicher Reihenfolge die mit dichtem Gras besetzten, zuweilen sehr breiten Weiden aus. Man greift nicht zu hoch, wenn man sagt, daß auf den Höhen des Hatzeger, Cibiner und Fogarascher Gebirges mehr flaches Land sei, als in den anliegenden Thälern. Die Höhen sind nur während der Sommer- und Herbstmonate bewohnt. Angebaut wird auf Höhen, die über 4000 Fuß hoch liegen, nur selten. Doch findet man hier und da alte Ackerfluren auch in höheren Regionen." Ich will hierzu nur erwähnen, daß das Hatzeger Gebirge in der wilden Retjezatgruppe noch rauher und schroffer ist, als das Fogarascher Gebirge, und verweise im Allgemeinen auf meine Erörterungen über das Bodenrelief und die Höhe des Anbaues, ohne mich auf eine Kritik und Analyse der einzelnen Angaben und Schlußfolgerungen einzulassen[1]).

Der Ackerbau geht, wie ich in einem frühern Aufsatze erwähnte, an der Nordseite nur bis an den Fuß der Gebirgskette und findet auch in den meisten Thälern der Südseite keinen Raum. An der Südwestseite liegen auf den niedrigeren Partien gegen den Alt hin mehrere Dörfer, deren Bewohner hauptsächlich Mais (Kukurutz) bauen und Pflaumenbäume zur Bereitung eines Schnapses ziehen. Die Weinrebe geht an der Südseite bis Kimprulung hinauf, muß aber im Winter gegen den starken Frost geschützt werden. Im Gebirge finden wir außer dem Betriebe der wenigen Glashütten nur Wald- und Weidewirthschaft. Der Name Waldwirthschaft hat hier freilich seine eigene Bedeutung und

[1]) Das Buch gehört ins Gebiet der Ethnographie und Geschichte. Auf S. 51 heißt es: „Es soll nur noch die von Rösler übergangene „Mährische Walachei" in diese Liste — nämlich versprengter, nationalisirter Rumänen — hineingebracht werden." Rösler würde für dieses Hineinbringen danken, er hat sicher gewußt, warum er die mährischen Walachen als Slaven nicht unter die Rumänen brachte. Auf S. 58 sagt Slavici: „König Andreas II. beruft die Johanniter nach Siebenbürgen, gewiß nicht, um das Land mit ihnen zu kolonisiren, sondern um seine östlichen Grenzen zu schützen und die Kolonisation möglich zu machen. Es kommen bald darauf die Sachsen und besetzen andere öde Theile!" Da sind nach Slavici also die Sachsen nicht vor den Rittern unter Geisa II., sondern erst im 13. Jahrhundert nach Siebenbürgen gekommen!

müßte eigentlich Waldverwüstung lauten. Von Forstkulturen sah ich nirgends eine Spur; der Unterschied in der „Bewirthschaftung“ besteht darin, daß man in den Staatswaldungen und denen einiger Privatbesitzer die Schätze der Natur so gut es geht planmäßig ausnutzt, um ihr Zeit zu lassen, ihr altes Waldkleid wieder zu ergänzen, während in den meisten Gemeindewäldern in kopfloser, frevelhafter Weise gewüthet wird. Waldfrevel ist an der Tagesordnung und wird auf erlaubtem und verbotenem Terrain in geradezu schwungvoller Weise geübt. Schon in Hermannstadt hörte ich Klagen über die Schwierigkeit, die großen Waldbesitzungen gegen die widerrechtliche Ausraubung zu schützen, und die Versicherung, daß oft das in den Hermannstädter Waldungen gestohlene Holz auf dem Markte von Hermannstadt durch die Holzdiebe verkauft werde. Ein Bauunternehmer, der Eichennutzholz gebrauchte, erhielt auf seine Kaufanträge von mehreren Gemeinden eine abschlägige Antwort, bis ihm Walachen einer Gemeinde, die auf ihrem ganzen Areal keine Eiche hatte, das Nöthige zu billigen Preisen lieferten. Aehnlich ist es in Fogarasch, wo nach Samec zuweilen 800 Wagen mit zum guten Theile „gefrevelten“ Holzvorräthen anzutreffen sind. Gesetze gegen den Waldfrevel sind seit langer Zeit vorhanden, aber sie sind leichter gegeben als durchgeführt. „Bis Ende April 1864 — sagt Samec — sind für die hiesigen k. k. Aerarialwaldungen nicht weniger als 32 000 Frevelfälle mit einem Ersatzbetrage von 40 000 Gulden österreichischer Währung eingeklagt, wovon bis jetzt bloß 800 Gulden eingegangen sind!“ Den Bewohnern der Thäler arbeiten die Hirten des Gebirges kräftig entgegen. Das Quantum Holz, welches sie zum Bau ihrer Stinen und Hürden, zur Unterhaltung des fortwährend brennenden Herdfeuers gebrauchen, ist verschwindend klein und würde bei der Ausdehnung der Gebirgswaldungen kaum in Betracht kommen. Der Hirt sucht aber seine Weideplätze zu erweitern. Viele der hochgelegenen Grasplätze sind ursprünglich mit Knieholz bedeckt gewesen, das die Hirten niedergebrannt haben. Seit der Boden in Rumänien im Werthe gestiegen ist und mit ihm der Weidezins, greifen die Gebirgshirten auch den Fichtenwald an. Nicht selten leuchten im Herbste die Feuer der Waldbrände weit hinein ins siebenbürgische Land, mit lodernder Glut die frevelhafte That, aber leider nicht den Thäter offenbarend. Ich habe mehrfach große Strecken derartig verwüsteter Waldlehnen gesehen. Halbverbrannt und verkohlt ragen die dürren Stämme gespenstisch empor, ein trauriges, düsteres Bild nutzlosen Frevels. Gewöhnlich hat nämlich der Brandstifter den gehofften Nutzen nicht, anstatt der erwarteten Weideplätze entstehen kahle, von Runsen durchfurchte Gehänge, denen jeder Regen einen Theil der uralten Humus- und Verwitterungsdecke entführt, um die geschwollenen Wildbäche mit diesem Material zu beladen und die Niederungen damit zu überschütten.

Der Hirt arbeitet der Verwüstung und Verödung des Gebirges durch Erdrutsche, Murbrüche und Lawinen vor. Die Bildung der Lawinen wird zwar durch die Knieholzbestände nicht unmöglich gemacht, aber doch sehr erschwert und eingeschränkt; von den glatten Graslehnen aber stürzen die Schneemassen mit gewaltiger Wucht in den Hochwald und legen Bresche auf Bresche, bis sie sich den Weg ins Thal frei gemacht haben. In den Lawinenzügen ist ohne schwierige Schutzbauten natürlich an ein Emporkommen des Waldes nicht wieder zu denken, da sich die verderblichen Angriffe alljährlich mit steigender Gewalt wiederholen [1]). Noch schlimmer als die Lawinen wüthen im Fogarascher Gebirge die Wolkenbrüche, welche mit ihren Fluthen Bodenkrume und Felsentrümmer in die Tiefe reißen. Auch ihre verheerende Gewalt ist im Wesentlichen eine Folge der Weidewirthschaft. Das Bergschaf lockert mit scharfer Klaue das in dünner Schicht die Felsen umkleidende Erdreich und reißt das den Boden bindende Geflecht der Gräser mit der Wurzel aus. So verwandeln sich die einst mit Knieholz und Wald bedeckten Gehänge in Stätten, wo Regenschluchten an Regenschluchten ihre tiefen Furchen ziehen, bis das lockere Erdreich hinweggespült ist und nackte, unfruchtbare Felsen emporstarren [1]). Wenn der Staat den Gemeinden im Alt-Thal ihre Besitzungen im Hochgebirge ohne Entschädigung nähme, und dieselben systematisch bewirthschaften ließe, es wäre für die Bauern immer noch Gewinn. Sie erleiden durch die verheerenden Bergwasser auf Feld und Wiese weit größere Einbußen, als sie durch den Pachtzins der Schafzüchter Gewinn ziehen. An eine Regulirung des Alt zu denken, so lange ihm eine ganze Schar ungebändigter, stets mehr verwildernder Gießbäche in die Flanke fällt, ist ein Unsinn. Ich fuhr nach Kronstadt mit einem neu bestallten, ungarischen Forstmann, der in der Schweiz die Bekämpfung der Wildbäche im Auftrage des Staates studirt hatte; dem Manne eröffnet sich in den Gebirgen von Fogarasch und der Csik ein weites und schwieriges Feld der Thätigkeit. Ohne durchgreifende Aenderung der Verhältnisse werden Forstinspektoren und Wildbachverbauungen so wenig nützen wie die Forstgesetze. „Die Berücksichtigung des Waldvorraths ist eine sehr späte Frucht der Civilisation seßhafter Völker,“ schreibt Carl Neumann einmal in seinen „Hellenen im Skythenlande“; die Berücksichtigung kommt leider oft zu spät!

Wer die rumänischen Bewohner und Anwohner des Gebirges gerecht beurtheilen will, darf ihre Vergangenheit nicht vergessen! Bis zum Jahre 1848 bildeten die Walachen in Siebenbürgen die rechtlose, unterdrückte Masse; ihre Brüder jenseits der Berge hatten eine an Bedrückungen noch reichere Vergangenheit. Daß die Rumänen Siebenbürgens gegen die anderen Nationen des Landes — nicht etwa gegen die Stammesgenossen Rumäniens — zurückgeblieben sind, das gestehen und fühlen sie, d. h. ihre denkenden Köpfe, selbst. „Unser zurückgebliebenes, armes Volk,“ so bezeichnete Erzbischof Miron Roman bei den hochinteressanten Debatten des ungarischen Reichstages „über den obligaten Unterricht der magyarischen Sprache in sämmtlichen Volksschulen“ seine Landsleute vor der Magnatentafel. „Es ist bekannt, daß die Rumänen Ungarns — sagte der Abgeordnete Strevoin — in der Bildung zurückgeblieben sind. Seit 30 Jahren ist der Weg des Fortschritts auch für die Rumänen geöffnet!“ Der Weg ist nicht blos geöffnet, sondern auch betreten worden mit einer oft erstaunlichen Energie und nicht ohne Erfolge. Mit Recht konnte sich Bischof Metian (Mai 1879) auf den großen Eifer berufen, mit dem die Rumänen Lehranstalten errichtet hätten; sie haben nur aus Privat- und Gemeindemitteln so viele neue Volksschulen errichtet, daß selbst ungarische Blätter nicht umhin konnten, ihrem Erstaunen Ausdruck zu geben. Die Rumänen haben in Ungarn vier Gymnasien, eine Realschule, eine Gewerbeschule, ein Unter-Gymnasium, sechs Pfarrer- und sechs Lehrerseminare und etwa 3000 zum Theil sechsklassige Volksschulen. Auch an die Einrichtung einer Mädchenschule ist man bereits gegangen. Auf den deutschen Gymnasien finden sich Söhne einfacher, rumänischer Bauern, die sich durch angestrengten Fleiß auszeichnen und zum Theil

[1]) Ich empfehle meinen Lesern die interessante Schrift von J. Coaz: „Die Lawinen der Schweizeralpen.“ Bern, Dalp'sche Buch- und Kunsthandlung 1881.

[1]) Ich gehe hier nicht näher auf diese Erscheinungen ein, die ich in meiner Schrift „Die Wildbäche der Alpen“ (Breslau 1879 bei Maruschke und Berendt) ausführlich behandelt habe.

gute Fähigkeiten zeigen. Das sind Anfänge eines neuen Lebens, Anfänge, die um so anerkennenswerther sind, als sie in zähem Widerstande gegen den Druck des herrschenden Stammes und im Kampfe mit der Stumpfheit und Verkommenheit der Grundmasse gemacht wurden. Die Rumänen glauben an ihre Zukunft, sie zu magyarisiren wird dem Ungarn nie gelingen! Daß man von diesem Fortschritt in den abgelegenen Dörfern am Fuße des Gebirges noch wenig spürt, ist kein Wunder. — Rohheit, Schlaffheit, Unwahrheit und Verstocktheit sind Charakterzüge, die der Bauer als Erbtheil von seinen oft hart bedrückten Vätern aus den Tagen der Knechtschaft und Leibeigenschaft überkommen hat. Wie er über den Holzdiebstahl im Allgemeinen denkt, haben wir gesehen. Der Pferdediebstahl spielt selbst in der Volkspoesie eine Rolle. In einem Liede z. B. heißt es:

„Pferdedieb war ich noch nie,
Nur erhandelt hab ich sie,
Auf dem Jahrmarkt Mitternacht."

und in einem andern:

„Liebster, Deine Lebensart,
Ist nicht von der besten Art:
Pferde stahlst Du ohne Zahl,
Legtest Feuer ein dreimal u. s. w."

Im Allgemeinen haben die Hirten im Gebirge einen günstigern Eindruck auf mich gemacht, als die Bauern am Fuße desselben. Zwischen 1300 und 1700 m Meereshöhe liegen die meisten Stinen oder Schäferhütten auf den Seitenzweigen oder in den obern Thälern des Gebirges. Nur während der Sommermonate sind sie bewohnt, denn im Herbste ziehen die Hirten hinab in die Ebenen. Weit hinab nach Rumänien und bis in die Dobrudscha gehen manche mit ihren Herden, die jahraus jahrein unter kein schützendes Dach kommen und oft die Schneedecke wegscharren müssen, um Futter zu finden. Die Bildung einer Glatteiskruste kann unzähligen Thieren den Hungertod bringen; selbst mitten im Hochsommer sind sie auf dem Gebirge nicht sicher vor verderblichen Schneestürmen, obschon meist nur einzelne Schneeflecken in schattigen Schluchten als schwächliche Repräsentanten des ewigen Schnees ausdauern.

Freundlich und willig haben mich die Hirten stets aufgenommen, mir Milch, Käse und „Mamaliga" angeboten, für ein Nachtlager auf Fichtenreisig gesorgt und in ihren Schafpelzen selbst unter freiem Himmel kampirt, um dem Fremden ein Obdach zu gewähren. Trotz des Erstaunens, das der ungewohnte, auf Berggipfel und um Felsenwände kletternde Gast mit seinen sonderbaren Instrumenten und Karten erregte, niemals ist die erweckte Neugierde zudringlich und lästig geworden. Selten hat Jemand um Tabak, Cigarren oder Schnaps gebeten, so gern das Gebotene stets angenommen wurde — zu meiner Freude nur einmal mit dem ekelhaften Handkuß! Von einer aus Fleischextrakt bereiteten Tasse Bouillon oder einer Tasse Thee zu probiren, war jedoch Niemand zu bewegen; er würde umkommen, meinte abwehrend ein schmucker Hirt, der während der Zubereitung mit erwartungsvoller Miene hilfreiche Hand geleistet hatte, wenn er das Zeug trinken solle. Bezahlung wollten manche gar nicht annehmen, andere forderten wenig, alle nahmen das Gebotene mit freundlichem Dank.

Daß Kleidung und Wohnung der Hirten von peinlicher Reinlichkeitsliebe zeugten, darf Niemand behaupten, und wenn mir einige Stinenbewohner die Versicherung gaben, Ungeziefer gebe es bei ihnen nicht, so beweist das bei der günstigsten Interpretation nur, daß die guten Leute die Flöhe nicht zum Ungeziefer rechnen. Das Hemd und die eng anliegenden Beinkleider werden, glaube ich, den ganzen Sommer über nicht gewechselt; die Pelzmütze oder auch der breitkrämpige, schwarze Filzhut, die lederne, buntbestickte Weste und der große aus langlodigen Schaffellen gemachte Pelz, welche Bekleidungsstücke nebst breitem, starkem Ledergürtel und einem Paar Opintschen (Sandalen) den für Tag und Nacht, Regen und Sonnenschein ausreichenden Anzug vollenden, sehen oft nach einer jahrelangen Dienstzeit und sehr pensionswürdig aus. Der Stepun (Schafzüchter) wie seine Csobanen (Hirten) gehen gleich gekleidet und essen aus demselben Kessel. Der Stepun ist meistens in der Hütte und in dem als Wohn-, Schlaf- und Eßzimmer dienenden Raume beschäftigt, die frisch gemolkene Schafmilch in dem großen Kessel zu kochen, den Käse zu bereiten und in den aus Schaffellen bereiteten Schläuchen zu verpacken. Ist die Arbeit gethan, so schmaucht der Stepun seine kurze Pfeife und läßt sich von dem in der Mitte der Hütte stets glimmenden und qualmenden Fichtenstamme anräuchern, bis die Herden zur Hürde kommen, und das Melken beginnt. Nach dem Melken wird von einem Hirten Mamaliga gekocht. Um ein Stück frischen Käses wird ein großer Fladen von dem noch warmen Maiskuchen geschlagen, das Ganze zu einem mächtigen Kloße zusammengedrückt und dann eingebissen! Eine Zwiebel und zuweilen auch ein Stück Speck würzen dieses Frühstück, Mittag- oder Abendessen, an dem sich die Hirten das ganze Jahr hindurch laben. Zuweilen giebt es auch Schaffleisch und merkwürdig genug kommt es vor, daß ein nächtlicher Besuch des Bären für dies Ausnahmegericht Veranlassung ist. Verkündet das wüthende Bellen der Meute die Anwesenheit des nächtlichen Ruhestörers, so greifen die Hirten nach ihren alten Pistolen und nach Feuerbränden. So gerüstet stürmen sie auf den Feind. Oft eilt Meister Braun trotz Hunden und Hirten mit dem Raub davon, zuweilen jagen sie ihm denselben wieder ab und verzehren den Braten selber. Kann der Hirt seine Mamaliga mit einem kräftigen Schnaps hinunterspülen und zum Schluß eine Pfeife, Cigarrette oder gar eine Cigarre rauchen, dann bläst er mit dem Ausdrucke des höchsten Behagens, am Feuer hockend, Rauchwölkchen in die Luft. Nach kurzer Siesta erheben sich die Hirten und folgen der aufwärts weidenden Herde, begleitet von ihren Hunden, die sich derweil am Futtertroge balgten, oder mit gierigen Blicken jedem zum Munde geführten Bissen durch die geöffnete Thür nachsahen. In die Hütte dürfen die Hunde nicht kommen, dagegen wollten sich einige Schweine, die auf einer Stina gehalten wurden, dieses Recht nur mit Mühe nehmen lassen. Auf einer Stina wurden zum Transporte des Trinkwassers vom Bache herauf und zum Fortschaffen der Käsevorräthe zwei Esel gehalten, häufiger trifft man einige kleine Gebirgspferde; nur einmal sah ich eine Rinderherde im Hochgebirge. Weithin schallt hin und wieder das Jauchzen der Hirten durch die Berge und wird von der andern Seite des tief einschneidenden Thales in ebenso markerschütternden Tönen beantwortet; freundlicher und melodischer lassen sich zuweilen die Klänge der Hirtenpfeife vernehmen. Ist das Wetter kalt und regnerisch, dann drückt der Csoban die Mütze tiefer ins Gesicht, zieht den schützenden Pelz fester um die Schultern und schaut so gerüstet, auf den dicken Stab gelehnt, gleichmüthig in die grauen Nebel und die jagenden Wolken. Grüßt ihn die leuchtende Sonne vom klaren, blauen Himmel herab, dann klettert er leicht und gewandt auf einen Gipfel oder hervorragenden Felsen und blickt, lang ausgestreckt auf dem Bauche liegend, beide Ellenbogen aufgestützt, träumend hinaus in die Ferne und auf die über den Abhang weit ausgebreitete Herde.

Doch kehren wir noch einmal zurück zur Stina! Ihre Umgebung sieht aus, wie die der Coliben in der Tatra und

vieler Sennhütten in den Alpen. Kothlachen umgeben das Holzhäuschen, zwischen ihnen wächst breitblättriger Ampfer, liegen halbverfaulte Baumstämme und ragen angehackte oder der Rinde zum Theil beraubte Fichten in die Luft. Eine niedrige Thür führt uns in die Hütte, deren vorderer Raum mit einigen Planken und primitiven Holzschemeln möblirt ist, während in dem besonders abgetheilten Hintergrunde die Geschirre für die Milchwirthschaft und die Vorräthe aufbewahrt werden.

Meistens scheinen die Hirten ohne ihre Weiber in die Berge zu ziehen. Ich hörte vor meinem Besuche des Gebirges, daß viele nach der im Volksliede angedeuteten Weise lebten: „Wohl drei Liebchen hatte ich, Eins im Thal, Eins auf der Höh, Eines hier in meiner Näh," habe aber „in der Höhe" nur einmal weibliche Wesen gesehen. Wahrer mag ein anderes Liedchen sein, das da lautet:

Sah zu Thal von Berges Spitze;
In dem Sattel muß ich sitzen
Auf dem lang gemähnten Gaul.
Zu, mein Grauer, sei nicht faul,
Daß wir's Dorf vor Nacht erschaun!
Möcht' doch Erde kauen die Mähre —
Wenn ich bald nur bei ihr wäre!
Möcht' die Mähre kauen Steine —
Küßt' ich nur einmal die Meine [1]).

In der verhältnißmäßig komfortable eingerichteten Stina des obern Arpatschthales machte die Schwägerin des Besitzers, eine hübsche, muntere Frau, die Wirthin, unterstützt von ihrer Nichte, die ihren bösartigen Gatten, einen Popen in Rumänien, verlassen hatte und zu ihrem Vater zurückgekehrt war. Hier war für die Milchwirthschaft ein besonderes Häuschen erbaut, in welches man mich führte, um mich die reichen Vorräthe an Butter und Käse und die von zwei Mägden sauber geputzten Bottiche, Mulden und Kannen bewundern zu lassen. Uebrigens beobachtete ich in allen Stinen, daß die Hirten, bevor sie an die Käsefabrikation gingen, die Hände wuschen; die Geschirre wurden stets ausgespült und die zum Durchseihen der Milch verwendeten Tücher gewaschen. Sehr eigenthümlich und weniger anmuthend war die Morgentoilette. Der Csoban nimmt den Mund voll Wasser, läßt es in die hohle Hand laufen und fährt sich nun mit dem erfrischenden, reinigenden Naß über das Gesicht; die Mütze behält er bei der Procedur auf dem Kopfe, da er sich weder kämmt noch bürstet; nur den Backenbart rasirt er von Zeit zu Zeit.

Am interessantesten ist es, die Stinenbewohner zu betrachten, wenn sie des Abends rauchend und plaudernd ums Feuer sitzen. Wie oft wünschte ich Maler zu sein, um die vom flackernden Feuer beleuchteten Gruppen, oft bildschöner Gestalten und Gesichter, zu fixiren. Da blickt ein alter Stepun mit buschigen Brauen, grauen Augen, mächtigem Schnurrbart und starkem Kinn schmunzelnd auf drei kleine Hirtenbuben, welche Cigarretten drehen und scherzend und lachend die ersten Rauchstudien machen. Gespannt richtet ein schwarzäugiger Bursch mit italienischem Typus den leuchtenden Blick auf den breitschultrigen Kameraden, der erzählt vom gewaltigen Räuber Deanu, welcher vor einigen Jahren in diesen Bergen hauste und plötzlich verscholl. Ein anderer giebt die Lebensgeschichte seiner sämmtlichen Hunde; der alte Führer erzählt der andächtig lauschenden Versammlung, die Pferde hätten Menschenverstand, es fehle ihnen nur die Sprache, aber Pferde und Weiber müsse man anbinden, sonst liefen sie davon, die Welt sei sehr verdorben! Auch höchst märchenhafte Geschichten tauchen auf, wie die von einer Kuh, welche durch einen höhlenbewohnenden Drachen derartig behext war, daß sie alle Tage ging, das Ungeheuer zu säugen. Trajan lebt natürlich im Hirtenmund! Er hat den Rothe-Thurmpaß geöffnet und den Siebenbürgen einst bedeckenden See abgelassen. Ein Hirt hatte sogar „die Deutsch, in die Schul, in die Resinar" gelernt und meinte sich auch auf „die Buch und die Kart" zu verstehen. „Auf die Berg — meinte er — sei es besser als in die Schul"; seine größte Sorge war, daß er vielleicht Soldat werden müsse; „ich gehe auf die Buteanuberg, keiner findet", so schloß der lustige Bursche. Dem Militärdienst entzieht sich der Csoban gern, es soll auch vorkommen, daß statt des Gesunden ein Kranker oder Krüppel bei der Aushebung erscheint, oder daß der Militärpflichtige zur Selbstverstümmelung schreitet, um die liebe Freiheit zu retten.

Wer sich vor Strapazen und Entbehrungen nicht scheut, wird einen Besuch des Fogarascher Hochgebirges nicht bereuen!

[1]) Alle Verse sind nach den Uebersetzungen F. W. Schuster's citirt mit geringer Abänderung.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

I.

Auf einer im Winter von 1879 auf 1880 ausgeführten naturwissenschaftlichen und insbesondere zoologischen Reise nach den Guinea-Inseln Principe und S. Thomé unternahm ich von S. Thomé aus einen Ausflug nach der südlich davon gelegenen, gerade von der Linie geschnittenen Insel Rolas, die weiteren Kreisen wohl kaum dem Namen nach bekannt sein wird, von der Wenige je etwas Näheres werden gehört haben.

Eine kurze Schilderung dieses Ausfluges nach dem kleinen, mit der reichsten Tropennatur geschmückten Eilande, auf dem ich ein paar Monate ungestört und unter äußerlich günstigen und angenehmen Verhältnissen meinen Studien obliegen konnte, wird, wie ich hoffe, nicht unwillkommen sein als ein Beitrag zur Kenntniß der in mancher Beziehung sehr merkwürdigen äquatorialen Inselgruppe des Meerbusens von Guinea und insbesondere der Insel S. Thomé, der das genannte kleine Eiland seiner Lage und seiner ganzen Natur nach unmittelbar sich anschließt.

Durch freundliche Vermittelung des Herrn da Costa, Bankdirektors aus S. Thomé, dem ich, sowie vielen der übrigen liebenswürdigen Herren der Insel, für ihr gastfreundliches Entgegenkommen und die mannigfachen im Interesse meiner Forschungen mir erwiesenen Dienste zu großem Danke verpflichtet bin, ward mir und meinem Begleiter von dem Besitzer von Rolas, Herrn Francisco José d'Araujo, eine Einladung zum Besuche seiner Insel zu Theil. Herr

d'Aranjo kam selbst mit zweien seiner Boote, einem großen an fünfzehn Meter langen Canoe und einem gezimmerten von amerikanischen Walfischfängern erworbenen Kahne nach der Cidade de São Thomé, der an der Nordostseite gelegenen Stadt der Insel S. Thomé und Hauptstadt der portugiesischen „Provincia ultramarina de São Thomé e Principe“, um uns nach Rolas zu geleiten.

Von der Cidade aus ist die Insel Rolas nur zu Wasser zu erreichen durch Umschiffung der Insel S. Thomé nach der einen oder andern Seite, in der Regel auf dem kürzern Wege an der Ostküste entlang. Bis zu der südlich von der Cidade, von dem Flüßchen Agua Izé aus und zwischen dem Rio Abade und Rio Ribeira sich ausdehnenden großen Roça Agua Izé, der größten Kakao- und Kaffeeplantage der Insel, führt ein guter Reitweg, aber der Versuch von hier aus zu Lande nach der Südküste vorzudringen, um dann nach der von ihr durch einen etwa vier Kilometer breiten Meereskanal getrennten Insel Rolas überzusetzen, würde wegen des den Südosten der Insel einnehmenden hohen mit dichtem Urwald bedeckten Gebirges und der häufig schroff abfallenden felsigen Küste auf die größten Schwierigkeiten stoßen, jedenfalls eine mehrere Tage in Anspruch nehmende, beschwerliche Expedition darstellen.

Am 9. Januar Abends zwischen 5. und 6 Uhr fuhren wir in dem mit fünf Negern bemannten und von Herrn d'Aranjo gesteuerten „Amerikaner“ zum Hafen und zur Bai von S. Thomé hinaus. Im weiten Halbkreise öffnet sich die schöne Bucht, die Bahia de Anna de Chaves, nach Nordosten, umgeben von breitem, blinkendem Sandstrande, der an einigen Stellen von tiefschwarzen ins Meer vordringenden Basaltklippen unterbrochen ist. Gerade vor uns im Grunde liegt der Hafen mit dem vorgeschobenen Molo, dahinter die große Alfandega, und dann breitet sich die Stadt auf dem flachen Strande aus, durchflochten von frischem Grün und den hier und dort aufragenden hohen Bäumen. Links von der Stadt und die Bai hier abschließend erhebt sich auf einer der ins Meer vorspringenden Basaltklippen die kleine Festung Fortaleza de S. Sebastião und rechts schließt sich an die Stadt ein den Strand umsäumender Kokospalmenwald an. Ihren Abschluß findet die Bai nach dieser Seite durch einen andern Vorsprung, auf dem dicht am Strande ein frischgrüner Hügel liegt, der mit einem zweiten sehr kleinen Fort oder Redoute, dem Reducto de S. José, gekrönt ist, das im Verein mit der gegenüberliegenden Fortaleza de S. Sebastião bei genügender Ausdehnung und Armirung Bai und Stadt vollkommen beherrschen würde. Hinter der Stadt erhebt sich die allseitig tiefgrüne Insel ganz allmälig und terrassenförmig und steigt dann gegen das Centrum hin zu prächtigen bis zu 2000 m hohen Gebirgsstöcken auf. An der östlichen Abdachung des Gebirges schimmern von der Bai aus die höchsten Plantagen der Insel hervor, auf einer Höhe von an 800 m die große Roça des Monte Café, die in der Kaffeeproduktion vielleicht allen anderen Pflanzungen voransteht, und die 940 m hohe Roça S. Nicolau, die höchste der Insel, deren Kaffee- und China-Kulturen bis zu 1160 m über dem Meere hinausgehen.

Als wir unter dem kräftigen Ruderschlag unserer Schwarzen zur Bai und, uns dann nach Süden wendend, über die Fortaleza de S. Sebastião hinausgekommen waren, trat mit gewohnter Pünktlichkeit die Nacht ein und der Blick richtete sich unwillkürlich von dem bisherigen schönen Schauspiel, über das der dunkele Schleier nun rasch herabsank, auf unsere nächtliche Fahrt und unsere Lage im Boot. Dasselbe war hochbeladen, theils mit den von Herrn d'Araujo mitgenommenen Waaren, zum größten Theil aber mit den mancherlei Gepäckstücken, die meine für die wissenschaftlichen Untersuchungen und Sammlungen bestimmten Apparate enthielten. Zwischen den aufgethürmten Kisten, Koffern und Schleppnetzen rc. mußten wir uns, so gut es gehen wollte, ein immerhin nicht sehr bequemes Lager herzustellen suchen. Die Aussicht, auf diesem die nächsten zwölf Stunden der Nacht und dann vielleicht, nachdem wir den folgenden Tag an irgend einer Stelle der von den Angolares-Negern bewohnten Südostküste zugebracht, noch eine zweite Nacht ausharren zu müssen, erschien daher im Allgemeinen keine sehr erfreuliche. Die Nacht war aber deshalb zur Fahrt gewählt, weil sie als die durch die Windrichtung am meisten günstige erschien. Fast das ganze Jahr hindurch, namentlich während der von September bis Mai anhaltenden heißen Regenzeit, weht hier ein lauer Süd- und Südwestwind. Nur durch die in dieser Jahreszeit freilich ziemlich häufigen Gewitter wird die Luft und mit ihr das sonst stets ruhige Meer in größerm oder geringerm Grade erregt. Wegen dieser stetigen Windrichtung ist deshalb in der Regel die Bootfahrt von Süden nach Norden resp. von der Insel Rolas nach der Cidade ziemlich rasch, oft in einem halben Tage oder in noch kürzerer Zeit beendet, während umgekehrt, wie in unserm Falle, die Reise häufig nur durch beschwerliches Rudern zurückgelegt werden kann. Während der Nacht indessen pflegt der sonst stetige Süd- und Südwestwind mehr nach Westen abzuweichen, ein Vortheil, den die Küstenfahrer mit ihren kleinen Segelbooten und Canoes mit großem Geschick zu benutzen wissen, und der sie auch veranlaßt für ihre Reisen von Norden nach Süden die Nachtzeit zu wählen. Für unsere Fahrt von der Cidade nach Rolas hatten wir doch geglaubt auf zwei Nächte rechnen zu müssen.

Während die Gedanken und Gespräche noch mit diesen Dingen und unserer nächsten Zukunft beschäftigt waren, wurde unsere Aufmerksamkeit durch ein neues Schauspiel in Anspruch genommen. Vor uns auf dem Meere tauchte allmälig eine lange Reihe flammender Lichter auf, als wären sie den dunkeln Fluthen entstiegen. Unter ihrem Schein sah man phantastische Gestalten sich hin und her bewegen und wieder verschwinden ohne Fahrzeuge erkennen zu können. Es waren Fischer von S. Thomé, die Nachts und namentlich in dunkeln Nächten mit ihren Canoes aufs Meer ziehen, um mit Fackeln den Fischfang zu betreiben. Durch den Lichtglanz angelockt strömen die Fische von allen Seiten an die Boote und werden dann mit kurzen durch Stricke befestigten Speeren harpunirt, auch wohl mit Netzen rc. gefangen. Einen besondern Ertrag des Fischfanges bilden dabei die Exocetus-Arten, die sogenannten fliegenden Fische, die, wie es scheint, durch das Licht ganz besonders gereizt und angezogen werden und oft schaarenweise und in wilder Hast aus dem Wasser hervorstürzen, Fackeln und Boote umfliegend und theilweise direkt in diese hineinfallend.

Aber auch diese interessante Erscheinung lag unter der unermüdlichen Arbeit unserer Neger bald hinter uns und weiter gings in die schwarze schwüle Nacht hinein, deren tiefe Ruhe nur durch den gleichmäßigen Schlag der Ruder und die dumpfe Brandung an der nahen Küste unterbrochen wurde. Statt des erhofften günstigen Windes hielt lauer Südwind an. Auch dieser schwieg endlich fast vollständig. Immer von Neuem wurde das Segel aufgezogen und gewendet, aber matt flackerte es von der einen Seite zur andern. Von großem Interesse und zu gleicher Zeit beruhigend für die Sicherheit unserer Fahrt war mir die bewundernswerthe Ortskenntniß unserer Führer, die trotz der großen Dunkelheit über jede Stelle der in unbestimmten Umrissen vor uns aufsteigenden schwarzen Küste, über jede

Ponta, Praia Enseada ꝛc., über jede Klippe und jedes Inselchen sich genau zu orientiren wußten.

Endlich nach Mitternacht erhob sich der ersehnte West und fuhr säuselnd und kühlend über uns hin, Körper und Geist erfrischend. Die Ruderarbeit wurde eingestellt, das Segel blähte sich stolz und stetig und der Kahn zog rauschend durch die dunkeln vor ihm in Leuchtfunken aufsprühenden Wellen dahin.

Unter diesen wohlthätigen Einflüssen war ich trotz meiner höchst unbequemen Lage bald fest eingeschlafen und wurde erst nach vier Uhr Morgens durch den Zuruf des Herrn d'Araujo wach. Wir waren gelandet; von dem nahen Strande ertönten menschliche Stimmen und lautes Hundegebell und aus einiger Entfernung schimmerte Licht hervor. Ich glaubte, wir seien nach Beendigung unserer ersten Nachtfahrt an die Angolares-Küste von S. Thomé angefahren um den Tag hier zuzubringen, und war deshalb nicht weni erstaunt und erfreut zu hören, daß wir die Insel Rola schon erreicht hatten. Die letzten Stunden der Nacht hatte über Erwarten günstigen Wind gebracht, bei dem unse „Amerikaner“ seine glänzenden Eigenschaften als Schnell segler entfalten und uns in verhältnißmäßig kurzer Ze unserm Ziele zuführen konnte.

Auf den Schultern der vom Lande herbeigekommene Neger wurden wir, da das Boot nicht vollständig anlege konnte, auf den weichen Sand des Strandes getragen, hint dem am Rande eines vor uns sich erhebenden dunkeln Wa des das kleine gastliche Haus lag, in welches Herr d'Aran uns nun einführte.

Als ich nach einigen Stunden der Ruhe am Morge



Die Insel S. Thomé von Rolas aus.

1. Ponta do Homem da Capa.
2. Yogo.
3. Bahia de Yogo Yogo.
4. Ponta da Baiaca.
5. Ponta Bahé.
6. Ponta do Ilheo Grande.
7. Pico de S. Thomé.
8. Cão pequeno.
9. Pico Anna de Chaves.
10. Sul dos Montes de S. Nicolau.
11. Cão grande.
12. Pico de Maria Fernandez.
13. Pico Macurú.

auf die nach dem Meere zu gelegene Veranda unseres Hauses trat, bot sich mir ein überraschend großartiger und wahrhaft herrlicher Anblick. Vor mir, durch einen blauen Meereskanal von unserm Eilande Rolas getrennt, erhob sich die Insel S. Thomé, ein hohes, tief grünes Waldgebirge von wunderbaren Formen und so malerisch zu einem Gesammtbilde vereinigt, wie ich nie eine Gebirgslandschaft sah. Zuerst erscheint gleich hinter dem Strande, der drüben als hellgelber Streifen hervorleuchtet, ein langer niedriger Waldrücken, der an seinen beiden Enden in sanfte Hügel übergeht.. Das ist die den südlichsten Theil von S. Thomé einnehmende Halbinsel Yogo, die durch eine von Osten tief eindringende Meeresbucht, die Bahia de Yogo Yogo, und den in sie mündenden und bis nahe an die Westküste reichenden Rio Salgado fast von der Hauptinsel getrennt wird. Hinter dem Yogo tritt ein zweiter viel höherer und ebenfalls dicht bewaldeter Gebirgsrücken hervor, der von einer mittlern tiefen Einsenkung aus nach beiden Seiten aufsteigt. Dann folgt ein Gebirgsstock, der im Westen mit einem zackigen in steilen Wänden und Schluchten abfallenden Grat beginnt und dann allmälig zu einem an 1700 m hohen Gipfel sich erhebt, der mächtige Pico de Anna de Chaves, und aus dem Centrum der Insel und den immer höher rundum sich aufthürmenden Berg- und Waldmassen ragt dann wie ein König, Gebirge, Insel und das umgürtende blaue Meer beherrschend, die prächtige und breite, über 2000 m hohe Pyramide des Pico de S. Thomé hervor. Rechts und links von diesem Centralstock erscheinen dann noch andere auffallende, zum Theil kühn und phantastisch geformte Berggipfel, wie der in fast senkrechten Wänden aufsteigende hohe Felskegel des Cão grande (der große Hund), der von Rolas aus hinter einem breiten oben flachen Bergrücken, einem Felszahn gleich, sichtbar ist, ferner vor dem Pic von S. Thomé und gleich hinter dem zweiten obe erwähnten langen Gebirgsrücken des Cão pequeno (d kleine Hund), ebenfalls als spitzer Zahn sichtbar, in Wirklic keit wie der Cão grande ein steil aufsteigender, aber vi kleinerer Kegel. Rechts vom Pic von S. Thomé erhebt si noch ein anderes kühn geformtes Berghorn, der Pico d Maria Fernandez, und noch weiter östlich, wie den Fl then des Meeres entstiegen, taucht auf einem halbinselartige Küstenvorsprung der Pico Macurú auf, der mit seine äußern ins Meer abfallenden Wand, der Ponta do Ilhe grande, das großartige Gebirgspanorama nach dieser, de Ostseite hin, abschließt.

Die ersten Tage nach meiner Ankunft in Rolas wurde unter der Führung unseres Wirthes zu kleinen Exkursione an den Strand und über die Insel benutzt, die mir a Schritt und Tritt neues Interesse erweckte, theils durch d Fülle und Pracht tropischer Vegetation und Landschaft, thei durch die bald gewonnene Ueberzeugung, daß mir hier e kleines, aber reiches Forschungsgebiet geboten werde. Ba hatte ich mir auch eine Arbeitsstätte in unserm Hause na Wunsch eingerichtet, und habe hier in meinem kleinen Lab ratorium auf dem Aequator, Dank der unermüdlichen Für sorge meines gütigen Wirthes, länger als zwei Mona Tag für Tag meiner wissenschaftlichen Arbeit, ja sogar a haltenden mikroskopischen Studien obliegen können, ein Vo zug, der wohl wenigen Naturforschern vor mir im äqu torialen Afrika zu Theil geworden ist. Als ein besondere Glück muß ich es freilich dabei auch preisen, daß ich währen meines Aufenthaltes auf Rolas sowie auf S. Thomé vo klimatischen Erkrankungen, insbesondere von dem selbst d freudigste Arbeitskraft und Begeisterung lähmenden Malaria fieber, das auch diese von der Natur so reich geschmückte Inseln, vor Allem S. Thomé, heimsucht, völlig verschont blie

Inhalt: Belgische Skizzen. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Gustav Nachtigal's Reisewerk. I. (Mit zwei Abbi dungen.) — Dr. F. W. Paul Lehmann: Wanderungen in den Süd-Karpathen. VI. (Schluß.) — Dr. Richard Greef Die Insel Rolas. I. — (Schluß der Redaction 20. Januar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XLI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

II.

Die Gründung Brüssels, d. h. die Erbauung einiger Hütten in dem Wiesenthale der Senne, wo die Klause des christlichen Apostels Gangerich (St. Géry) stand, fällt in das sechste Jahrhundert; im zehnten Jahrhundert finden



Der St. Katharinenplatz mit der neuen Kirche in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

wir den Ort zuerst als Flecken erwähnt, und wieder etwa 400 Jahre später, um das Jahr 1380, ist aus dem Flecken eine Stadt mit starkbefestigten Mauern, mit sieben Thoren und 74 Thürmen geworden. Nach dem einzigen heute noch

vorhandenen Ueberreste jener alten Festungswerke, dem Haller Thore, einem gewaltigen, viereckigen Bau mit drei über einanderliegenden gewölbten Sälen und vorspringendem Thurme, kann man sich einen Begriff von der Stärke der damaligen Stadt machen. Ihre Bedeutung für den Handel, der Ruf ihrer Tuche und anderer Industrieerzeugnisse nahm unter den brabantischen und burgundischen Herzögen dauernd zu, und während der ersten Zeit der spanischen Herrschaft, um das Jahr 1560, bot Brüssel mit seiner Menge von stolzen Palästen und Kirchen, mit dem rastlosen Getreibe seiner thätigen, arbeitsamen Bevölkerung, trotz der mancherlei inneren Spaltungen und des Parteihaders unter den Bürgern, das Bild eines blühenden, kraftvollen Gemeindewesens.

Damals bestand die Stadt aus 6680 Häusern und Klostergebäuden, und zählte, ausschließlich der 1400 Klosterinsassen, eine Bevölkerung von 64 000 Seelen. Die alten Adelsgeschlechter der Egmont, Mansfeld, Taxis, Kuylenburg, der Launoy, Lalaing und Bossu hatten hier ihre prächtigen Paläste, das großartige Rathhaus auf dem von stattlichen Gebäuden umgebenen Markte galt schon damals für ein Wunder der Architektur, und der Glanz der ihrer Vollendung entgegensehenden großen Kathedrale der Heiligen Gudula, sowie der neuen Sakramentskirche verdunkelte die Pracht der alten Gotteshäuser. Wenn auch um jene Zeit die Erzeugnisse der Brüsseler Tuchmanufaktur schon durch die Fabrikate anderer Städte in den Hintergrund gedrängt worden waren, so behaupteten die gefärbten Wollen, die



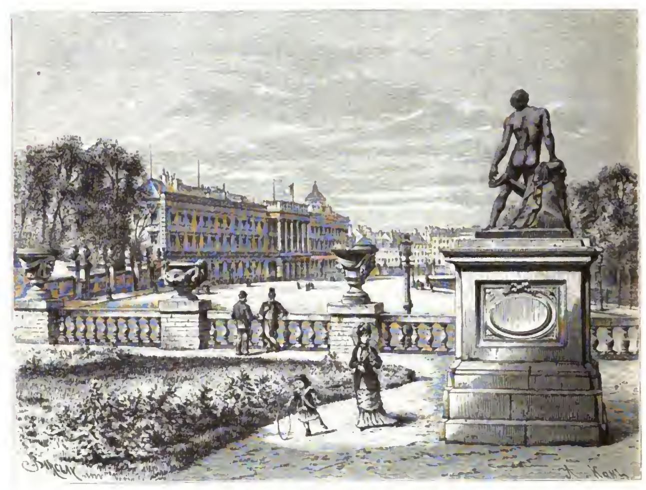
Das Haller Thor in Brüssel.

Leinewand, die kunstvollen Stickereien, die Waffen und Rüstungen der Brabanter Hauptstadt doch immer noch die erste Stelle auf den europäischen Märkten. Brüssel besaß damals nicht weniger als sieben lateinische, dreizehn vlämische und drei wallonische oder französische Schulen, und, seit der Zeit des burgundischen Hofes eine Pflanzstätte der Künste und Wissenschaften, konnte es mit gerechtem Stolze auf die große Zahl bedeutender Männer blicken, die es in seinen Mauern vereinigte: die Dichter Jean Lemaire, Remaele de Florennes und Jean Second, die Maler Franc Floris, Michel Coxie und Bernard van Orley, die Baumeister Keldermans, van Pede und van Bodeghem, und endlich von hervorragenden Gelehrten Cornelius Agrippa und Erasmus. Während der Regentschaft Margarethens von Parma bestand diese hohe Blüthe Brüssels noch eine Zeitlang fort, aber die Schreckensherrschaft Alba's raubte der Stadt, wie ja dem ganzen Lande, die besten Kräfte. Welch einen verhängnißvollen Niedergang jene fünf entsetzlichen Jahre für die großen Centren des niederländischen Handels gebracht haben müssen, geht aus der Schilderung eines zeitgenössischen Schriftstellers hervor, der u. a. von Gent erzählt, daß er während eines längern Verweilens in dieser Stadt nicht mehr als zwei Pferde in den Straßen erblickt habe. Als nach der Zurückrufung Alba's das Land wieder aufzuathmen begonnen, regte sich in dem unruhigen Brüssel sogleich wieder der alte Geist. Im Jahre 1581 erließ die Regierung der Stadt mehrere Dekrete, in denen die Abschaffung des katholischen Kultus, die Aufhebung der Klöster und die Ausweisung der Geistlichen angeordnet wurde. Die Antwort auf diese kühne Kundgebung blieb



Alte Häuser am Markte (Place de l'Hôtel-de-Ville) in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

nicht lange aus: ein spanisches Heer erschien, um den Frevel zu strafen, und die Stadt mußte eine lange und schwere Blockade aushalten. Die Zustände in Brüssel waren damals geradezu verzweifelt; Handel und Gewerbe lagen gänzlich darnieder, die Verbindung mit dem Meere war abgeschnitten, die Unzufriedenheit der durch die Steuerforderungen der spanischen Regierung ohnedies hart bedrückten Bürger äußerte sich in unaufhörlichen Unruhen und Streitigkeiten. Selbst die Windstille, welche die friedliche, dem Gedeihen von Kunst und Wissenschaft förderliche Regierung der Infantin Isabella und ihres Gemahls, des Erzherzogs Albert (1598 bis 1621), für das übrige Land brachte, vermochte in Brüssel keinen dauernden Zustand der Ordnung und Ruhe wiederherzustellen. Immer wieder schlug die im Stillen fortglimmende Unzufriedenheit in hellen Flammen hervor: bald in Streitigkeiten mit den Statthaltern, bald in inneren Zwisten und Kämpfen, bald im allgemeinen Aufstande gegen die Uebergriffe und Forderungen der spanischen Truppen und ihrer Anführer. Dazu kamen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts noch zwei Kalamitäten für die Stadt: zuerst im Jahre 1667 die verheerende Pest, die Tausende von Opfern forderte, und dann wenige Jahrzehnte später das dreitägige Bombardement durch den Marschall Villeroi, während dessen aus 25 Mörsern und 18 Kanonen nicht weniger als 3000 Bomben und 1200 glühende Kugeln hineingeschleudert wurden. Das Resultat dieser Kriegslaune des allerchristlichsten Königs war die gänzliche Zerstörung von 3830 Häusern und 11 Kirchen



Das königliche Schloß in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

und die theilweise Beschädigung von 460 Häusern und 7 Kirchen. Aber es schien, als ob die neue Prüfung auch die Energie und den Gemeinsinn der Brüsseler neu belebt hätte: schon nach vier Jahren erhoben sich auf den Trümmerstätten neue Straßen und neue Paläste, prangten die stattlichen Häuser, die den Markt umgeben, im reichsten Schmucke ihrer kunstvollen, vielbewunderten Verzierungen. Nicht, als ob damals schon eine Zeit der Ruhe für das unglückliche Land eingetreten wäre: ein ohnmächtiger Spielball der Politik, ging es aus einer Hand in die andere, wurde es jetzt sogar mehrerer seiner Provinzen beraubt, welche das französische Gebiet vergrößern mußten. Nur zweimal noch bis zur endlichen Erreichung seiner Selbständigkeit sollte das belgische Volk die Segnungen einer ruhigen, geordneten Verwaltung genießen. Das erste Mal während der vierzigjährigen Regierung Maria Theresia's, die den nunmehr wieder österreichischen Niederlanden in der Person des Prinzen Karl von Lothringen einen ebenso einsichtsvollen wie für das Wohl des Landes unermüdlich thätigen Statthalter gab; das zweite Mal aber nach der Schlacht von Fleurus im Jahre 1794, in Folge deren Belgien an Frankreich fiel, bei dem es bis zum Pariser Frieden verblieb. Von allen Phasen seiner wechselvollen Geschichte war diese letzte französische Periode die einzige, in der das Land seine Autonomie wirklich verlor; das Volk empfand dies zuerst schwer genug, gewöhnte sich indessen mit der Zeit an die neue Ordnung der Dinge, die ihm neben der engsten Beschränkung und rücksichtslosesten Ausbeutung seiner Kräfte wenigstens gesetzmäßige Zustände, gute Schulen und verschiedene segensreiche Stiftungen brachte. Unter der Bevölkerung der gro-

ßen Städte jedoch, unter den Einwohnern Brüssels vor allen anderen, gab es freilich viele, die sich mit diesem Aufgehen und Verschwinden in einem großen Ganzen nicht auszusöhnen vermochten, und die mit stets neuem Ingrimm die Kunstschätze ihres Landes einen nach dem andern hinwegführen sahen. Sie begrüßten die Kriegsschrecken von Waterloo und die neuen Leiden, die dem Lande und der Hauptstadt besonders dadurch zugefügt wurden, als eine Erlösung von drückendem Joche — aber es währte nicht lange, so mußten sie einsehen, daß das alte, beseitigt geglaubte Uebel nur eine neue und noch unerträglichere Form angenommen hatte. Die im ersten Pariser Frieden schon festgesetzte Vereinigung Belgiens mit dem Königreiche Holland kam jetzt zur Ausführung, und die dadurch entstehenden Zustände zeigten sich bald als durchaus unhaltbar. Anstatt das ihrige zur möglichsten Ausgleichung der nationalen Gegensätze zwischen den reformirten Holländern und den katholischen, theilweise wallonischen Belgiern zu thun, bevorzugte die Regierung ihre holländischen Unterthanen in jeder Weise. Mit Hülfe einer fingirten Majorität wurde die von einer gemischten Kommission entworfene, von den belgischen Notabeln aber abgelehnte Konstitution proklamirt; hierzu kam die ungleiche Vertheilung des Budgets, die Heranziehung Belgiens zur holländischen Schuldenlast, die Anerkennung vollkommener Kultusfreiheit, die verhältnißmäßig zu geringe Anzahl belgischer Deputirter zu den Generalstaaten und noch eine Menge anderer verhängnißvoller Mißgriffe, die der gemeinsamen Agitation der belgischen Liberalen und



Brüsseler Bogenschützen.

des Klerus immer neue Handhaben gewährte. Endlich, am 25. August 1830, machte sich der so lange angehäufte Zündstoff der allgemeinen Unzufriedenheit in Brüssel in einem Straßenaufstande Luft, der das Signal für die Erhebung des ganzen Landes war. Am 20. September konstituirte sich eine provisorische Regierung in der Hauptstadt, und trotzdem wäre eine friedliche Lösung des Konfliktes wohl immer noch möglich gewesen ohne die Unternehmung des Prinzen Friedrich der Niederlande, der am 23. September mit einem Heere von 10 000 Mann in Brüssel einrückte, und das Schloß und den Park besetzte. Das Andenken an die Heldenthaten des Brüsseler Volkes in jenen Septembertagen, an die erfolgreiche Vertheidigung der Barrikaden, welche den Holländern das Eindringen in die Seitenstraßen verwehrten, an alle die thatkräftigen, entschlossenen und einsichtsvollen Führer der Bewegung, die inmitten des Gewehrfeuers und des Kugelregens die Vertheidigung organisirten und leiteten, der Anarchie weise zu steuern wußten, Gesetze gaben und die Grundlage vorbereiteten für die Verfassung des heutigen Königreiches, dieses Andenken ist vor wenigen Jahren bei dem Jubelfeste der belgischen Monarchie gefeiert und neu belebt worden. Das belgische Volk, das dem oberflächlichen Beobachter so leicht apathisch oder kindisch erscheint, gewinnt, im Lichte seiner Vergangenheit betrachtet, ein gar anderes Ansehen. Aus dem zähen Festhalten an alten Sitten und Gebräuchen, an einer uns fremdartig berührenden Art des behaglichen Lebensgenusses einerseits, und des ausgelassensten Vergnügens andererseits tritt uns ein wohlberechtigtes Selbstbewußtsein und der Stolz eines in sich gefestigten Bürgerstandes entgegen. In diesem Sinne betrach-

tet, sind auch die so oft als unzeitgemäß verdammten althergebrachten Volksbelustigungen, die allerdings in dem Rahmen des neuen Brüssel sich seltsam genug ausnehmen, wohl werth, erhalten und gepflegt zu werden. In den tollen Aufzügen der Kirmeß figuriren noch heute, wie bei den festlichen Ommeganck's vergangener Jahrhunderte, zum unveränderten Jubel des Volkes die Riesen, kolossale angekleidete Figuren mit Leibern aus Korbgeflecht; die alterthümliche Belustigung der Glücksbäume, die von unseren Jahrmärkten längst verschwunden ist, ist ebenso wie Sacklaufen und ähnliche derbe Vergnügungen bei dem belgischen Volke ungemein beliebt. Ganz besonders aber wird in Südbrabant, und in Brüssel besonders, die alte Kunst des Armbrust- und Bogenschießens betrieben. Es giebt in Brüssel eine Menge von Vereinen mit festen Statuten, in denen der kleine Bürger mit Eifer und Liebe und mit charakteristischem Ernste



Moderner Prachtbau in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

mehrere Abende in der Woche dem alterthümlichen Sport zu widmen pflegt; an großartigen Vogel- und Scheibenschießen mit den dazu gehörigen Lustbarkeiten und Biergelagen ist deshalb in der belgischen Hauptstadt und ihrer Umgebung heute wie vor Alters kein Mangel. Auf dem Brüsseler Museum befindet sich ein aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts stammendes Bild, das die Infantin Isabella an dem Vogelschießen der Brüsseler Bürgerschaft theilnehmend darstellt.

Brüssel ist bekanntlich in Bezug auf seinen Bierkonsum nur der bairischen Hauptstadt an die Seite zu stellen — charakteristisch ist aber die Art und Weise, wie der Brüsseler Bürger seine Mußestunden bei dem Genusse seines Lieblingsgetränkes zubringt. In den alten Stadttheilen befindet sich oft fast Haus bei Haus ein sogenanntes Estaminet, ein Bierhaus einfachster Art, in dem man heute noch die leider doch immer seltener werdenden echt vlämischen Volkstypen der Hauptstadt antreffen kann. Stillschweigend, mit

feierlichem Ernste sitzen die alten Bürger hier in der niedern rauchgeschwärzten Stube, ihr Glas Faro oder Lambicq vor sich; hölzerne Bänke und Tische der rohesten Art bilden das ganze Mobiliar. Da ist nichts, was von dem beschaulichen Genusse abziehen könnte; an den Wänden aber hängen häufig große Zettel, auf denen der mit der feierlichen Sitte des richtigen Estaminet nicht Vertraute in großen Lettern: Het is verbooden te vloekken (es ist verboten, zu fluchen) oder ähnliche, das Singen, laute Sprechen u. s. w. untersagende Warnungen lesen kann. Begreiflicherweise findet das politische Leben unserer Tage, das ja gerade in Belgien so tief in das Volk gedrungen ist, an diesen Orten und in diesen Kreisen keine Vertreter; man muß in die neuen Stadttheile gehen und in die wallonischen Kaffees, um die lebhaften Dispute über die Kammerverhandlungen und Regierungsmaßnahmen zu hören. Wie in eine andere Welt versetzt erscheint man sich, wenn man aus einer jener ernsthaften Versammlungen in das Brüssel von heute kommt, wo uns überall schon die banalen Erscheinungen des modernen Lebens entgegentreten. Dankbar muß man freilich anerkennen, was gerade die heutige Regierung für die Verschönerung, und zwar für eine möglichst eigenartige Verschönerung der Stadt zu thun bemüht ist. Die obere Stadt, deren unter Maria Theresia angelegte Hauptstraßen an der nüchternsten Einförmigkeit leiden, hat an dem großartigen Justizpalast, einem Werke des Stadt-Architekten Poelaert, einen monumentalen Schmuck erhalten, der vor den mittelalterlichen Prachtbauten Brüssels nicht zurückzustehen braucht. Derselbe Meister hat vor wenigen Jahren auch in der Unterstadt die neue Katherinenkirche vollendet, die, auf dem ausgetrockneten Bassin St. Catherine errichtet, eine Verschmelzung des gothischen mit dem Renaissancestyl zeigt.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

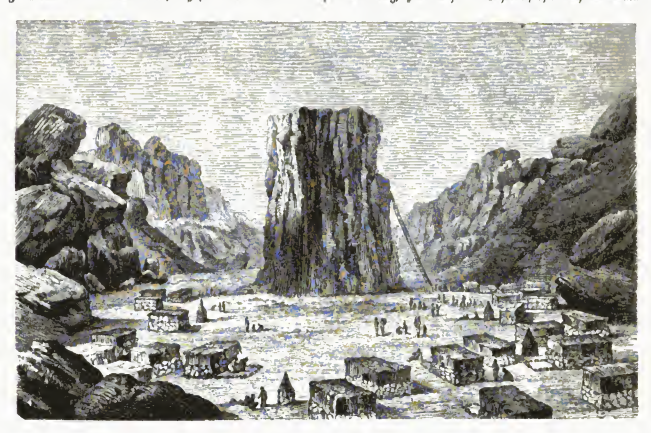
II.

Bei der Vertheilung der Dattelthäler Borkus waren die Oasen Ngurr und Elleboë (östlich und südlich vom Brunnen Galakka) Nachtigal's Begleitern zugefallen; nach ersterer also zogen sie, langten dort am 6. Juni an und schlugen im südwestlichen Theile der Oase, deren Datteln indessen noch wenig in der Reife vorgeschritten waren, ihr Lager auf. Es begann nun eine traurige Zeit der Thatlosigkeit, der Hitze und des Windes, deren Monotonie auf Geist und Gemüth höchst lähmend wirkte. Die höchste Tagestemperatur während der folgenden Wochen war nie geringer als 35° und überstieg meist 40° C. Obendrein entwickelte sich der mit der vorschreitenden Sommerzeit immer stetiger aus der östlichen Hälfte der Windrose wehende Wind mehr und mehr zu einem täglichen Sandsturm, der jede Beschäftigung unmöglich machte. Der Reisende brachte die Zeit damit zu, unter Leitung seines Nachbars Haran den Dialekt der Dâza oder südlichen Tubu zu studiren und Erkundigungen über die Topographie der Tubu-Länder und die dortige Stammeseintheilung einzuziehen. Noch einförmiger aber wurde sein Leben, als ein Theil der Krieger einen Raubzug nach Ennedi unternahm, an welchem er sich gern betheiligt hätte, um diesen unbekanntesten Theil der östlichen Wüste kennen zu lernen; allein der Zustand seines einzigen Kameels hinderte ihn daran, sehr zu seinem Glücke, da die Ghazia sehr bald ein böses Ende nahm. Nun drang er in Hazâz, daß er ihn, wie er versprochen hatte, nach drei bis vier Monaten wieder nach Bornu zurückbegleite; dieser sagte wohl auch zu, die Dattelernte in den nördlichen Oasen Borkus nicht mehr abwarten zu wollen, hatte aber die Rechnung ohne die Frauen seiner Abtheilung gemacht, welche jene Ernte nicht preisgeben wollten. Und die Frauen scheinen bei den Anlâd Solimân fast durchgängig das Regiment zu führen; es war nicht uninteressant, schreibt er, diese rohen Männer, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider im eigenen Hause machtlos zu sehen. So schlichen Tage, Wochen und Monate in ertödtender Einförmigkeit dahin. Der Gespräche mit den Arabern, welche in jener Abgeschlossenheit sich stets um die alten, für sie unerschöpflichen Themata über Kameele und Beutezüge drehten, war Nachtigal bald überdrüssig und zuletzt gerieth er in eine so gereizte Stimmung gegen seine gesetzlosen Gefährten, daß selbst ihr Anblick ihm widerwärtig wurde und er sich schon um Sonnenaufgang mit einigen Büchern und Schreibmaterialien in die Einsamkeit des Dattelhaines zurückzog. Dort verbrachte er im Schatten der ihm bei der Vertheilung zugefallenen Bäume bei verhältnißmäßiger Kühle, auf dem reinlichen Sande und unter dem Rauschen des Windes in den zierlichen Palmenkronen träumerisch den Tag und nichts hinderte ihn, unbekümmert um Raum und Zeit, seine Phantasie in die glückliche Vergangenheit der fernen Heimath und in die unbekannten Länder seiner nächsten Zukunft schweifen zu lassen.

Gegen Mitte September zog man nordostwärts nach der Oase Budu, wo, ebenso wie in den benachbarten Tiggi und Jarda, die Araber die Datteln nicht selbst abzuernten pflegen, sondern erst nach der Ernte eintreffen. Die Dörfer werden dann unter die Stammesabtheilungen vertheilt, und die Chefs derselben repartiren die zu leistende Abgabe unter ihre Untergebenen. Ehe dies geschah, benutzte Nachtigal die Zeit, zwischen den die Oase im Osten begrenzenden Felsen, in welchen die Dörfer der Eingeborenen versteckt liegen, herumzustreifen. Von Süden gegen den Budu im Norden begrenzenden circa 100 m hohen Eï (Berg) Koroka vordringend, stieß er zunächst auf einen dichten Palmenhain und dann auf die schmale, aber wohl eine halbe Stunde weit von Westen nach Osten gestreckte Salzfläche Aui, deren Salz durch Auslaugung gewonnen, und womit ein Theil Wadaïs und Kanems versorgt wird; weiter folgte wiederum ein Palmenhain, eine niedrige felsige Bodenerhebung, dann ein kleiner Süßwasser-See, eine Sandebene und zuletzt am Fuße des gleichnamigen Berges die Pflanzungen und verwüsteten Gärten des Dorfes Koroka. Von der obern, durchaus ebenen Fläche des Eï Koroka erblickt man in ansehnlicher Entfernung (nach der Karte 140 bis 150 km) eine ausgedehnte Gebirgskette, welche von Tibesti kommend den ganzen nördlichen und nordöstlichen Horizont einnimmt und mit dem Auge bis dahin verfolgt werden kann, wo dem Reisenden im Osten die Lage von Wanjanga angegeben wurde. Gerade im Norden trat ein ansehnlicher

Berg aus der Kette hervor, der Ei Kussi, der nach Angabe des oben erwähnten Haran vier Tagereisen entfernt und an Höhe und Mächtigkeit mit dem Tarso Tibestis vergleichbar sein soll.

Nach Südosten hinabsteigend stieß Nachtigal in einer sandgefüllten Ausbuchtung der östlichen Felsenkette auf die Hauptortschaft Budus Namens Täräka, deren 80 oder 100 Hütten sich um einen etwa 25 m hohen, durchaus isolirten Felsen mit fast senkrechten Wänden gruppirten. Die riesige Leiter aus Palmenstämmen, vermittels deren man auf seine Höhe gelangen konnte, bewies seine Bestimmung als Zufluchtsort; doch die geringe Ausdehnung seines Gipfels konnte nur eine beschränkte Menge von Menschen und Vorräthen an Speise und Trank fassen. Die Mattenhütten der Bewohner unterschieden sich nur dadurch von denen der übrigen Nomaden der Tubu-Länder, daß sie einen kleinen Unterbau von kunstvoll über einander gethürmten Steinen hatten. Vor fast jeder Hütte stand ein spitzer Thonkegel, ebenfalls auf einem Unterbau von Steinen, der die Höhe jener etwas überragte und den Dattelvorrath der Bewohner barg. Nach den zahlreichen Karmut, die vor den Hütten aufgestellt waren, zu schließen, mußten die Leute noch ziemlich viele Kameele besitzen und häufige Reisen unternehmen. Jede Wohnstätte trug die Sauberkeit und Zierlichkeit zur Schau, welche die Haushaltungen der Tubu im Allgemeinen kennzeichnet. Die Einwohner sammelten sich alsbald um den Reisenden, welcher sie sich durch reichliche Vertheilung von Nadeln, die hier sehr geschätzt wurden, günstig zu stimmen suchte. Es waren zumeist Frauen und Mädchen, die sich durch ihren zierlichen und ebenmäßigen Bau auszeichneten, in Kleidung, Haartracht und Schmucksachen nicht von denen



Dorf Taraka in Budu.

Tibestis unterschieden, aber freundlicher und bescheidener waren, als ihre nördlichen Schwestern, letzteres vielleicht nur aus Furcht vor Nachtigal's arabischen Gefährten.

Hier läßt nun Nachtigal einige Kapitel allgemeinen wissenschaftlichen Inhalts folgen, worin er die Geographie und Ethnographie der von ihm durchwanderten und erkundeten Länder in zusammenhängender systematischer Weise behandelt, zuerst die von Egeï, Bodele und Borku, welche (letzteres wenigstens in seinem südlichen Theile) zur Mulde des Bahar el Ghazal gehören. Borku selbst ist circa 16 000 qkm groß und macht den Eindruck eines großen, von hohen Rändern eingefaßten Erosionsthales, das wieder durch niedrigere, felsig-sandige Erhebungen in einzelne Abtheilungen zerfällt. Nachdem er Klima, Flora und Fauna dieses Theils der südöstlichen Sahara geschildert, behandelt er die Bewohner Borkus, deren Zahl, Seßhafte und Nomaden zusammen, er auf nur 10 000 bis 12 000 schätzt. Dabei gehen sie alljährlich durch die unaufhörlichen Raubzüge der Araber und Tuarik an Volksmenge und Wohlstand zurück; die Herden der Nomaden sind mehr als decimirt und die ausgedehnten Gartenfelder der meisten Thäler liegen seit Jahren öde und wüst. Die Amâ Borkû (Borku-Leute), die Nachtigal mit den übrigen südlichen Tubu-Stämmen, welche sich desselben Dialektes, des Midi Dâza, bedienen, im Gegensatze zu den Tedâ unter dem Namen Dâza zusammenfaßt, zeigen eine große Aehnlichkeit mit ihren nördlichen Nachbaren, den Tedâ. Wenn sie auch im Ganzen etwas dunkeler gefärbt zu sein scheinen, als diese, so zeigen sie doch die tieferen Töne der Kupfer- und Bronzefarbe in der Hautfärbung sehr viel häufiger, als ihre südlichen Nachbaren, die eigentlichen Kanem- und Bornu-Bewohner, und unterscheiden sich von diesen noch viel schärfer durch ihren zarten und ebenmäßigen Gliederbau, ihre Magerkeit und mäßige Mittelgröße und die Häufigkeit regelmäßiger Gesichtszüge, wenn sie auch hierin von den Tedâ ebenfalls übertroffen werden.

Es folgen zwei Kapitel mit Erkundigungen über „Land und Volk der Baele“ in Ennedi (östlich von Borku und Bodele) und über „Völkerverhältnisse in der östlichen Sahârâ“, worin Nachtigal die schwierige Frage über die ethnologische Stellung der Tubu behandelt. Das Resultat, zu welchem er gelangte, hat der „Globus“ bereits in Band XXXIX, S. 63 mitgetheilt: sprachlich stehen dieselben den Negern nahe, physisch, psychisch, gesellschaftlich den hamitischen Nordafrikanern. Schon Heinrich Barth hat die nahe Sprachverwandtschaft zwischen Tubu und Kanûri, der Sprache der zu den Negern zu zählenden Bewohner Bornus, entdeckt, und andererseits ähneln die Tubu in Hautfärbung, Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, Kleidung (namentlich im Gebrauche des Gesichtsschleiers), Waffen, Lebensweise, Ausdauer, Mäßigkeit, in der aristokratischen Gestaltung der Gemeinwesen, der Stellung der Frau u. s. w. den Tuârik in hohem Maße, während die Bornu-Bewohner in allen diesen Beziehungen sehr verschieden von beiden sind. Diese Sprachverwandtschaft aber ist durch ein in alten Zeiten stattgehabtes Vordrängen der Wüstenstämme nach Süden zu erklären.

Am 16. September verließen die Aulâd Solimân Budu und lagerten am folgenden Tage wieder an der Quelle Galakka, um von dort am 23. die lang ersehnte Rückreise nach Kanem anzutreten. Dieselbe wurde indessen der vielfach anzutreffenden guten Kameelweide wegen so langsam ausgeführt, daß Nachtigal wiederum in denselben Zustand ohnmächtiger Verzweiflung wie zu Ngurr versetzt wurde, ein Gefühl, welches durch das elende Leben, zu welchem er verurtheilt war, nur noch erhöht wurde. „Für Menschen und Thiere besaß ich nur noch Dattelnahrung; unsere Kleidung war in Lumpen verwandelt, und das Zelt flatterte in langen Fetzen um seine Stange. Abends suchte ich mit Hunger im Magen und Ingrimm im Herzen mein kümmerliches Lager; Morgens erhob ich mich nach unruhigem Schlafe, nahm meine spärliche Dattelmahlzeit und verharrte dann in stummer Resignation, wie alle Welt, während des sechs- bis siebenstündigen Sandwindes, bis der Tag sich neigte und nach der kurzen Zeit eines einigermaßen menschenwürdigen Daseins die erlösende Nacht wieder winkte.“ Später brach unter den Kameelen eine grippeartige Krankheit aus, welche zu langsamem Vorrücken zwang; ein anderes Mal wurden Raubzüge unternommen, welche indessen erfolglos verliefen; schließlich hielt sie der Hunger von rascherem Marschiren ab. Denn weil Datteln, welche die Aulâd Solimân zur Genüge aus Borku mitbrachten, allein auf die Dauer nicht zur Ernährung genügen, so mußten die Kinder und Sklaven den reifen Samen des in der ganzen Gegend so häufigen Akresch-Grases einheimsen, und die für einen ganzen Hausstand erforderliche Menge einzusammeln erforderte bei der Kleinheit der Körner manche Stunde emsiger Arbeit. Die Samenkörnchen wurden in gewöhnlicher Weise zwischen Steinen zu Mehl zerrieben und dies zu dem üblichen Brei verarbeitet. Am 10. November endlich verließen sie Egeï, und alsbald änderten sich die Boden- und Vegetationsverhältnisse ziemlich plötzlich. War das Land bis dahin wellig und hügelig gewesen und hatte zahlreiche thonige Einsenkungen mit ihren Fischskeletten und mannigfachen, eigenthümlichen, steinigen Konkretionen gezeigt, so wurde es jetzt ganz eben und bedeckte sich gleichmäßig mit Kräutern und Gräsern. Auch das Thierleben regte sich wieder; Hasen von merkwürdiger Kleinheit sprangen hier und da auf, Gazellen- und Antilopen-Unrath und zahllose Spuren der Trappe bedeckten den Boden, und zahlreiche Ameisenbaue bewiesen, daß man die Grenze der regelmäßigen Regen überschritten habe. Am selben Tage noch erreichte man die nördliche Grenze des Baumwuchses (Sajal-Akazien, Tundub und Serrah) und lagerte am Abend zum ersten Male nach langer Zeit im Baumschatten. Am 12. November wurde der erste Brunnen Kanems erreicht, welcher in dem Thale Killôri liegt. Letzteres gehört auch durch seine Muldenform, welche die Thäler des nördlichen Kanem überhaupt kennzeichnet, schon zur letztern Landschaft und trägt auf seinem Grunde graziöse Baumgruppen, wie überhaupt fast alle tiefeingeschnittenen Thäler Kanems rings um die Brunnen dicht bewaldet sind. Am 14. November betrat man Gegenden, wo schon Wildschweine, Stachelschweine, Ameisenbären und besonders Hyänenhunde sich aufhielten, und zugleich das Gebiet der Dogorda, welche bereits Ackerbau treiben, aber unlängst von den Wadaï-Leuten arg ausgeplündert worden waren. Obwohl die Araber mit den Dogorda in einem freundschaftlichen Verhältnisse stehen, so lehnten sie es doch zum Theil wegen ihrer numerischen Schwäche ab, mit Wadaï deswegen Krieg anzufangen, machten sich vielmehr alsbald daran, etwa verschonte Getreidegruben aufzuspüren, um ihren nagenden Hunger zu befriedigen. Besonders einer, der auch als Pfadfinder ausgezeichnete Husein Ngomâti, erwies sich so geschickt dabei, daß man allen Ernstes behauptete, er rieche das Getreide durch die deckende Erdschicht. Die Leute sind übrigens außerordentlich geschickt in der Anlage dieser Gruben: die Bodenschicht, welche die gefüllte Grube bedecken soll, wird in ansehnlicher Dicke mit allen ihren Gräsern und Kräutern abgetragen und wieder so geschickt an ihre Stelle gebracht, daß für den gewöhnlichen Beobachter keine Spur des menschlichen Eingriffes mehr zu sehen ist. Husein wußte freilich immer noch verrathende Merkmale herauszufinden: leichte Unterschiede in der Frische der Vegetation, eine beim Herausgraben beschädigte Pflanze, einige eingeklemmte Grashalme oder ähnliche für die meisten Anderen unbemerkbare Zeichen. Tag für Tag durchstreifte er die Umgegend, verschwieg sorgfältig den etwaigen Fund einer verdächtigen Stelle, um mit Niemandem theilen zu müssen, und schlich dann heimlich um Mitternacht zum Lager hinaus, um nachzugraben.

Am 23. November war ein Festtag für den Stamm durch die Ankunft seines angesehensten und achtbarsten Edelmannes Bû Alâq, des Vaters jenes Hazâz, welcher unsern Reisenden von Bornu nach Kanem geführt hatte. Bû Alâq kehrte von einer langen Gesandtschaft an den König Ali von Wadai zurück; nachdem er einige Tage ruhig im Kreise der Seinen verbracht, schilderte ihm Nachtigal sein trauriges und langweiliges Leben in Ngurr, seine Sorge und Betrübniß über das stete Aufschieben der Rückreise und seine Enttäuschung, nicht bis Ennerí vorgedrungen zu sein, und das so eindringlich, daß sich der gutherzige Mann entschloß, zum Ersatze mit ihm eine kleine Reise nach Süden in das eigentliche Kanem zu unternehmen, bis wohin noch kein Europäer vorgedrungen war.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

II.

Die folgenden Mittheilungen nun über die Insel Rolas gründen sich auf Beobachtungen und Aufzeichnungen, die mir während meines Aufenthaltes auf dieser Insel von Anfang Januar bis gegen Mitte März 1880 neben meiner speciellen naturwissenschaftlichen Arbeit gestattet waren. Außerdem muß ich dankend anerkennen, daß ich mich auch hierbei der stets bereiten Hilfe meines verehrten Gastfreundes, des Herrn d'Araujo, zu erfreuen hatte, der mir auch nachträglich im brieflichen Verkehr manche werthvolle Angabe hat zukommen lassen.

Die Insel Rolas — Ilha oder Ilheo das Rolas, Taubeninsel[1]) — verdankt ihren Namen der überaus großen Menge von wilden Tauben, die ihre Wälder bewohnen. Auf Schritt und Tritt hört man ihr „rollendes" Locken und Girren und sieht sie in den Gipfeln der hohen Bäume umherfliegen. Wann indessen und von wem dieser Name gegeben worden ist, habe ich nicht ermitteln können. Ebenso wenig habe ich in den älteren und neueren portugiesischen Schriften über die Guinea-Inseln, die mir zugänglich waren, etwas über den Zeitpunkt der Entdeckung und Besitznahme unseres Eilandes durch die Portugiesen finden können. Die Entdeckung der Nachbar- und Hauptinsel S. Thomé erfolgte nach der allgemeinen Annahme im Jahre 1470 am 21. December, dem Jahrestage des Apostels Thomas, und ihm zu Ehren erhielt die Insel ihren Namen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gleichzeitig oder bald nachher auch Rolas aufgefunden wurde, denn die kühnen von Affonso V. auf Entdeckungsreisen ausgeschickten portugiesischen Seefahrer João de Santarem und Pero d'Escobar, nachdem sie im Nordosten von S. Thomé, an der heutigen Cidade, die portugiesische Fahne aufgepflanzt, segelten bald in südwestlicher Richtung weiter und fanden schon am 1. Januar 1471 die Insel Annobom.

Die Insel S. Thomé ward mit dichtem, ununterbrochenem Walde bedeckt und unbewohnt angetroffen, und es ist deshalb wohl mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß auch Rolas um diese Zeit ohne menschliche Bewohner war und in den folgenden Jahrhunderten auch blieb, zumal die Kolonisation von S. Thomé sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Theil im Nordosten der Insel beschränkte, während der ganze Süden von der Kolonisation und der Herrschaft der Portugiesen unberührt blieb und um so mehr, da seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die ganze Küste der Südecke der Insel von den Angolares-Negern in Besitz genommen worden war, den noch heute nächsten Nachbarn von Rolas.

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts scheint der erste Versuch einer Kultivirung auf Rolas gemacht worden zu sein. Um 1814 lebte hier, wie J. da Cunha Mattos, einer der portugiesischen Schriftsteller über die Guinea-Inseln, berichtet, ein einziger Einwohner, der die Insel aber später wieder verlassen zu haben scheint. Im Jahre 1864 wurde Rolas durch einen portugiesischen Kolonisten von S. Thomé vom Fiskus erworben, der auch auf ihr die ersten Kakaokulturen anlegte und das jetzige Wohnhaus am Nordstrande erbaute. Von diesem hat vor einigen Jahren Herr d'Araujo Rolas angekauft, der nun mit seinem Bruder und vierzig bis fünfzig Negern die weitere Kultivirung der Insel sich als Lebensaufgabe gesetzt hat und in derselben mit planmäßigem Eifer und Geschick fortschreitet.

Rolas liegt zwischen 0° 0' 5" nördl. Br. und 0° 1' südl. Br. Das kleine Eiland wird somit in seiner nördlichen Hälfte vom Aequator geschnitten. Die Ausdehnung von der Nordspitze, die ich Ponta do Norte nennen will, bis zur Südspitze, der Ponta do Sul oder de Joanes, beträgt 2140 m, von welchen 680 m nördlich und 1460 m südlich vom Aequator liegen. Ihre größte Ausdehnung erreicht die Insel in der Richtung von der Nordostspitze, der Ponta de S. Antonio, bis zur Südspitze, der Ponta do Sul, mit 2500 m.

Wie die Nachbarinsel S. Thomé stellt auch unser Eiland eine vulkanische Erhebung aus dem Meere dar, die in ihrer Hauptmasse, wie dort, aus Basalt und basaltischer Lava besteht. Die Küste ist in Folge dessen zum großen Theil felsig, oft von hohen, wild zerklüfteten und weit ins Meer vordringenden Klippen gebildet. Man erkennt an ihrer Form, an den tiefen Rissen, Spalten und Höhlungen noch deutlich ihre Entstehung aus mächtigen Lavaströmen, die vormals aus der Insel hervorgebrochen und, ins Meer abfließend, erkaltet und zersprungen waren. Zwischen und auf diesen Klippen breitet sich hier und dort, wie namentlich an der Nord- und Westküste, sowie an kleineren, buchtartigen Vertiefungen der übrigen Küste, ein weicher, hellgelber Sandstrand aus, der aus zertrümmerten, vom Meere ausgeworfenen Mollusken- und Korallengehäusen und anderen mehr oder minder zerfallenen marinen Kalkbildungen besteht.

Ein weiteres auffallendes Zeugniß für die frühere vulkanische Thätigkeit der Insel geben die beiden Hügel der Insel, die sich in der westlichen Hälfte erheben, der eine im Norden, der andere im Süden. Der Nordhügel hat nach der von mir vorgenommenen Aneroidmessung eine Höhe von 110 m, der Südhügel eine solche von 120 m. Der erstere erwies sich zu meiner großen Ueberraschung als

[1]) Die portugiesische Sprache hat zwei Wörter für Taube: Pomba (v. Lat. Palumbes), hauptsächlich für die wilde Taube, Holztaube &c. gebraucht, und Róla, die zahme Taube, Haustaube, auch wohl Turteltaube. Das Wort Róla ist offenbar ein Onomapoeticum, dem „rollenden", lockenden Ton der männlichen Tauben nachgebildet, das in dieser Richtung auch in anderen Sprachen vorzukommen scheint. Einer meiner hiesigen Kollegen theilt mir darüber noch Folgendes mit: Im Spanischen ist palomo arrullador oder palomo tambor die Trommeltaube, Columba dasypus, Deutsch Rodler (Nemnich, Allg. Polyglotten-Lex. d. Naturg. I, 1129); das französische rouloul de Malacca ist columba cristata (Nemnich 1128). Diese Wörter sind offenbar verwandt, namentlich schließt sich róla eng an das spanische arrullar, in Schlaf singen, girren, und arrullo, Wiegenlied, Ruckern, Girren, an.

Ilheo oder Ilheu, Eiland, ist das Diminutiv von Ilha, Insel. Rolas kann mit Rücksicht auf seine Größe und seine Kultivirung mit Recht auf die Bezeichnung Ilha das Rolas Anspruch machen.

einen in seiner Form sehr vollständigen kesselartigen Krater, dessen Boden nur wenige Meter über dem Meeresniveau liegt. Trotz der geringen Höhe bot die Besteigung und genaue Untersuchung des merkwürdigen Hügels, die wir unter der Führung des Herrn d'Araujo vornahmen, nicht geringe Schwierigkeiten dar, da die steilen äußeren und inneren Wände des Kraters mit Blöcken und Geröll basaltischer Lava besäet sind, zwischen denen die üppigste Urwaldvegetation hervorwuchert. Durch das dichte Unterholz und das Gewirr der von den hohen Bäumen herunterrankenden Lianen mußten uns die Neger mit ihren Faschinenmessern meist Schritt für Schritt den Weg bahnen. Von oben läßt sich der Kessel wegen der ihn erfüllenden Baum- und Strauchmassen nicht überblicken. Wir umgingen seinen schmalen, im Umriß ungefähr eiförmigen und nach Nordwesten sich etwas senkenden Rand in seinem ganzen Umfang und stiegen dann an der innern, steil abfallenden und ebenfalls mit Lavablöcken besäeten Wand in den Boden nieder, der nach meiner Messung etwa 10 m über dem Meere liegt.

In ihrem äußeren Umriß zeigt die Insel ungefähr die Gestalt eines Vierecks, dessen unregelmäßige mit Buchten und Vorsprüngen versehene Seiten nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind. Die Nordseite liegt der Insel S. Thomé zugekehrt und ist von ihr durch einen etwa vier Kilometer breiten Meereskanal getrennt, den ich, da derselbe noch ohne Namen ist, den Rolas-Kanal, Canal de Rolas, nennen will. Zwischen der Nordostspitze, der Ponta de S. Antonio, und der Nordspitze, der Ponta do Norte, dehnt sich eine sanfte, von breitem, weichem Sandstrande umsäumte Bucht aus, der entschieden bedeutungsvollste Theil der Küste, für die ich den Namen Praia d'Araujo vorschlage. Im Grunde dieser Praia, in der Nähe der Nordspitze, liegt die Ansiedelung, die Povoação, bestehend aus dem Wohnhause des Herrn d'Araujo und einer Anzahl niedriger, meist mit Palmen- und Bananenblättern gedeckter Negerhütten. Kein Theil der Küste hat eine so geschützte Lage, als die Praia d'Araujo, und sie bietet fast den einzigen Landungsplatz des Eilandes. Rechts und links von der Ansiedelung und diesen Theil der Praia umfassend, strecken sich ausgedehnte Basaltklippen ins Meer hinein, im Süden liegen die Wälder und Hügel von Rolas und im Norden, jenseits des Kanals, erhebt sich, wie eine riesige Schutzmauer, die Insel S. Thomé. Mit einer gewissen Berechtigung glaube ich den zwischen der Praia d'Araujo von Rolas und dem Südrande des Yogo von S. Thomé, der Praia Inhamé, sich hinziehenden Rolas-Kanal einem großen Hafen vergleichen zu können; jedenfalls stellt er den am meisten vor Wind und Wogen geschützten Küstentheil von S. Thomé und Rolas dar, der zudem in der Mitte eine gleichmäßige und selbst für größere Schiffe hinreichende Tiefe von ungefähr 10 Faden und auf beiden Seiten einen trefflichen Landungsplatz bietet.

Wenn man von der Praia d'Araujo sich um die Nordspitze nach Westen wendet, wird man von einer schönen, nach außen durch einen weiten Kranz von Klippen geschützten Bucht, der Praia Zotone, empfangen. Unmittelbar über dem weichen Sandstrande erhebt sich der prächtigste Wald, zuerst Kokospalmen und hoch über diese der Urwald mit riesigen Bäumen, von denen die Lianen guirlandenartig zum Strande herunterranken. Ein eigenthümliches Gepräge erhält diese Bucht noch dadurch, daß auf dem Strande eine sehr große Anzahl mächtiger Walfischknochen liegt, Kopfknochen, kolossale Rippen und Wirbel &c., alle durch die Wellen und die äquatoriale Sonne rein gewaschen und gebleicht, so daß sie einem jeden zoologischen Museum zur Zierde gereichen würden; es sind die Spuren der hier alljährlich von Mai bis August von amerikanischen Walfischfängern betriebenen, meist sehr ergiebigen Walfischjagd.

Die an die Praia Zolone sich anschließende Westküste mit der Praia de Manoel vie, der Praia Poubo und Praia Soverdone ist zum größten Theil mit weit ins Meer vordringenden Klippen umstellt, die nach dem Lande hin dann oft noch von einem durch die Wellen aufgeworfenen Sandstrand umsäumt sind. Hinter ihm beginnt überall der Wald, in der äußern Zone Kokospalmen und dahinter dichter Urwald.

Die Südküste enthält entschieden die interessantesten und landschaftlich großartigsten Strandpartien, da die mächtigen und zerklüfteten Lavafelsen hier von bedeutender Höhe und jäh ins Meer abfallen. Die Strandzone des Waldes wird von Pandanen und Kokospalmen gebildet, dann folgen nach dem Meere zu, die schwarzen Felsen überziehend, allerlei grünes und blühendes Strauchwerk und schließlich Fett- und Schlingpflanzen, die an den gegen das Meer abstürzenden Felswänden in langen grünen und blühenden Ranken herunterhängen. Tief unten aber tost und schäumt die krystallene Fluth ununterbrochen gegen die Felsmauern und hat in den ohnehin unterhöhlten und durchlöcherten Laven manche überraschende Wirkung erzielt, kleine Buchten gebildet, wunderbar schöne Grotten und tiefe Höhlen ausgewaschen, aus denen die Brandung durch den Luftdruck mit lautem Zischen und hoch aufspritzend zurückprallt. Auf den terrassenförmigen Absätzen und in den Löchern der Felswände nisten, fast noch im Bereich des aufspritzenden Wassers, zahlreiche große, prächtige Seevögel, die die Brandung und die Felsen fortwährend kreischend umfliegen. Die merkwürdigste Stelle dieses Küstentheils findet sich an dem „Forno“ (Ofen) in der Nähe der hiernach auch benannten Ponta do Forno, der Südostspitze. Hier tritt mitten im Pandanenwald ein schwarzer Felsschornstein an die Oberfläche, der Ausgang einer langen unterirdischen Höhle, die an den vom Meere bespülten Strandfelsen beginnt. Aus diesem Schornstein tönt fast ununterbrochen ein fernes dumpfes Brüllen hervor von der in die Meeresöffnung der Höhle einstürzenden Brandung, und der dadurch erzeugte Luftdruck innerhalb des unterirdischen Ganges ist so stark, daß ein in den Schornstein hineingeworfenes Stück Holz wieder zurückgeschleudert wird. Von der Ponta do Forno weicht die Südküste in einem weiten Bogen zurück, um dann in die vorgestreckte Südspitze, die Ponta do Sul oder de Joanes, überzugehen, die die Mitte der Südseite und den südlichsten Punkt von Rolas einnimmt.

Die Ostküste zeigt im Allgemeinen einen ähnlichen Charakter wie die West- und Südküste. Auch hier treten zwischen stillen sandigen Buchten mächtige schwarze Lavafelsen ins Meer, wild zerklüftet und von unterirdischen Höhlen und Gängen durchzogen. An einer tiefen Felsenbucht, der sogenannten Chumbada (Salve oder Geschützfeuer), tritt eine ähnliche merkwürdige Erscheinung zu Tage, wie an der Ponta do Forno. Die Brandung stürzt in einen tiefen, in die Felswand eindringenden, aber nach innen blinden Gang, aus dem durch die Gewalt des entgegenwirkenden Luftdruckes wie aus einem Geschütze ein mächtiger Wasserstrahl mit donnerähnlichem Getöse und in haushohem Gischt zurückgeworfen wird. Auch finden sich hier wieder Oefen und Schornsteine mitten zwischen den Kokospalmen des Strandes. An einer andern Stelle ist von den hohen Felsmauern ein weites und tiefes Becken umschlossen, das mit dem Meere durch unterirdische Felshöhlungen in Verbindung steht. Während rundum die Brandung wild aufschäumt, erscheint das Wasser hier ruhig und tiefblau wie

in einem See und so klar, daß man oben auf den Felsen stehend die zahlreichen Fische umherschwimmen sieht und die Krebse, Seesterne und Seeigel auf dem Grunde erkennen kann. Nördlich von der Chumbada an der Vista Allegre und der Praia S. Antonio eröffnet sich eine entzückende Aussicht, der an landschaftlicher Pracht und Großartigkeit wenig zur Seite gestellt werden kann. Zu den wechselnden Bildern, die die Küste von Rolas und das blaue an ihr brandende Meer bietet, gesellt sich hier der Blick auf die dunkelen prächtigen Waldmassen und die aus ihnen aufsteigenden kühnen Bergformen der Insel S. Thomé.

Die ebenfalls hochfelsige und klippenreiche Nordostspitze, die Ponta de S. Antonio, biegt in einem spitzen Winkel zur Nordseite um, die anfangs auch noch felsig, dann in den breiten Sandstrand der Praia d'Araujo übergeht, von dem, ehe er die Ansiedelung erreicht, noch einmal eine niedrige aber umfangreiche Basaltklippe ins Meer zieht.

Außer in den beiden oben erwähnten Hügeln erhebt sich die Insel vom Strande aus fast allseitig und allmälig gegen die Mitte hin bis zu 20 bis 30 Meter. In dieser Inselmitte, die ich „a Cruciāo" (die Kreuzung) nennen will, kreuzen sich unter rechten Winkeln die beiden Hauptwege, von denen der eine in der Längsrichtung von der Ansiedelung nach Süden zur Praia do Joanes führt, der andere von der Praia Poubo an der Westseite zur Ostspitze, der Ponta Garsa [1]). Kultivirt ist bis jetzt ein verhältnißmäßig kleiner Theil im Nordosten hinter der Povoaçao und der Praia d'Araujo. Außerdem folgt die Kultur den eben erwähnten Hauptwegen, von welchen aus immer größere Lichtungen dem Walde abgerungen werden. Der urbar gemachte Boden enthält bis jetzt fast nur Kakao-Kulturen. Herr d'Araujo hoffte in diesem Jahre eine Ernte von ungefähr 1000 Arrobas oder 14000 bis 15000 kg (1 Arroba = 14,688 Kilogramm) Kakaobohnen zu machen. In größerem Maße werden außerdem, aber nur soweit der eigene wirthschaftliche Bedarf es fordert, Mais und Bananen kultivirt, wenn man die mühelose Empfangnahme dieser Gaben eine Kultivirung nennen kann. Der Mais wird in den neuen urbar gemachten Lichtungen und zwischen den jungen Kakao-Kulturen gezogen und die Bananen bilden meistens die Einfassung der Hauptwege, namentlich an der Längsstraße bis zur Kreuzung und an dem westlichen Theile der Querstraße. Man kann kaum einen anmuthigern Weg wandeln als in diesen herrlichen Bananen-Alleen, die mit ihren Riesenblättern die Straße fast vollständig überwölben und selbst am hohen Mittag köstlichen Schatten spenden. Und mit welch' verschwenderischer Fülle theilt die Natur hier die Früchte dieses Baumes, die köstlichste ihrer Gaben, aus! Ohne Bearbeitung des Bodens, ohne jegliche Pflege der Pflanze wächst, blüht sie und reift die Früchte ununterbrochen das ganze Jahr hindurch. Die einzige Nachhülfe, die man ihr gewährt, ist, daß man die alten Stämme durch ein paar Schläge mit dem Faschinenmesser oder der Axt niederstreckt, um den aus der Wurzel oder dem abgehauenen Stamme neu hervorsprießenden Pflanzen Raum und Licht zu geben.

In Rolas bildet die Banane nicht bloß das Hauptnahrungsmittel, das tägliche Brot für die menschlichen Bewohner, insbesondere für die Neger, sondern auch fast das alleinige Futter für die zahlreich hier gezüchteten Schweine, vielleicht ein Grund, daß das Schweinefleisch sich hier durch ganz besondern Wohlgeschmack auszeichnet. Die hierfür dienende, den reichsten Ertrag und die größten Früchte liefernde Varietät führt den bezeichnenden Namen Brotbanane (Banana pão). Ich sah Fruchtkolben dieser Banane von ganz außerordentlicher Größe, deren einzelne Früchte bis zu einem halben Meter Länge erreichten. Außer der Brotbanane werden noch einige andere Arten oder Abarten gezogen wie die Banana de S. Thomé, eine der Insel S. Thomé eigenthümliche Banane, die auch nach Brasilien und Westafrika 2c. unter diesem Namen verpflanzt ist, der Form nach eine verhältnißmäßig kurze und dicke, gurkenähnliche Frucht von sehr weichem, saftigem Fleisch, feinem Aroma und hohem Zuckergehalt, ferner die ebenfalls köstliche Banana Maça (Apfelbanane), Banana prata (Silberbanane), Banana de China und andere, von denen jede durch ihren eigenthümlichen Wohlgeschmack und ihr Aroma besondere Vorzüge bietet.

Außerdem ist auf Rolas noch eine große Anzahl der anderen, mehr oder minder bekannten, herrlichen tropischen Obstbäume und Sträucher angepflanzt, die uns fast täglich mit ihren Gaben erfreuten, wie die Ananas, die hier und namentlich in S. Thomé fast wild an den Wegen und Waldrändern wächst und deren Früchte in Rolas zeitweise neben der Banane zum Futter für die Schweine benutzt werden, ferner die Abacate, ein zur Familie der Lorbeergewächse gehöriger 40 bis 50 Fuß hoher Baum (Persea gratissima), dessen große birnförmige, äußerst fein aromatische Furcht auch ein besonderes botanisches Interesse dadurch bietet, daß der Keim schon das junge zierlich entfaltete Pflänzchen enthält; man erkennt deutlich eine Achse, den Stamm, und an ihm oben kleine Blättchen und unten die Wurzeln. Eine andere erquickende Frucht ist die Maracujá, einer mäßig großen Melone ähnlich, die in einer ziemlich dicken weichen Rinde ein gallertartiges, aromatisches und etwas säuerliches Fruchtfleisch enthält, in dem die Kerne zerstreut liegen. Die Maracujá-Pflanze (Passiflora quadrangularis) gehört zu den, wegen der eigenthümlichen Bildung ihrer Blüthentheile, Passionsblumen genannten Rankengewächsen und stimmt in ihrem Habitus, namentlich in ihren großen schönen Blüthen, den gelappten Blättern 2c. mit der bei uns als Zierstrauch kultivirten Passionsblume (Passiflora coerulea) im Allgemeinen überein. In Rolas und S. Thomé wächst sie rankend an Bäumen hinauf oder wird an Laubengängen gezogen, von denen dann die Früchte, den Kürbissen ähnlich, herunterhängen. Auch der Mangobaum (Mangifera indica) mit seinen saftigen, süßen und eigenthümlich gewürzigen, oft terpentinartigen Früchten, die Guiaven (Pisidium pomiferum), die Anonen sind auf Rolas angepflanzt, von den letzteren zwei Arten, die gewöhnliche Anone der Tropen, im Portugiesischen Nona concha (Anona squamosa) und Sap-Sap (Anona muricata), eine melonenförmige Frucht mit einem zarten etwas adstringirenden und fast schneeweißen Fleisch, in dem die völlig schwarzen Kerne zerstreut liegen. Eine ziemlich große Verbreitung hat, wie überhaupt in den Tropen, so auch auf Rolas, der Mamão oder Melonenbaum (Carica Papaya), dessen melonenähnliche, süßliche und weiche Früchte als Nahrungsmittel für Menschen und für das Vieh dienen. Die Pflanze stellt einen der schönsten Tropenbäume dar. Von dem gerade aufstrebenden, glatten und unverzweigten Stamm breitet sich oben alsbald eine prächtige Krone aus mit großen, handförmig eingeschnittenen Blättern. Die schönen Blüthen oder die großen goldgelben Früchte hängen unterhalb der Krone nahe beim Stamme in traubenförmigen Büscheln herab. Den größten Reichthum tropischer Früchte und Gewächse fand ich in S. Thomé

[1]) Bei meiner Anwesenheit auf Rolas war bloß der westliche Theil des Querweges von der Cruciāo bis zur Praia Poubo ausgeführt, der östliche aber zur baldigen Ausführung projektirt, so daß jetzt wohl der ganze Querweg hergestellt sein wird.

auf der schönen Roça Rio d'Ouro, auf der ich mehrere Tage der liebenswürdigsten Gastfreundschaft genoß. Der intelligente Besitzer, Herr de Bustamante, hat es sich zur Lebensaufgabe gestellt, sein Gut nicht bloß in wirthschaftlicher Hinsicht, allerdings zunächst mit bedeutenden Geldopfern, zu einer Musteranstalt zu machen, sondern auch, der reichen und üppigen Natur der Insel entsprechend, es mit der ganzen Mannigfaltigkeit tropischer Zier- und Kulturgewächse auszuschmücken. Die schönsten Palmen von Brasilien und Westafrika finden sich hier in herrlichster Entfaltung, wie in einem Garten, vereinigt; ich sah hier ausgezeichnete Kulturen des Zimmet- und China-Baumes und lernte eine Menge anderer, seltener tropischer Früchte und Pflanzen kennen.

Im Allgemeinen läßt sich wohl kaum eine größere Fruchtbarkeit des Bodens und Ueppigkeit des Pflanzenwuchses denken, als wie sie uns auf unserm kleinen, lieblichen Eilande überall entgegentritt, auf dem ein ewiger Sommer herrscht mit harmonischer Vertheilung von Wärme, Licht und Feuchtigkeit. Jedes Fleckchen der an nährenden Substanzen überreichen vulkanischen Erde grünt und blüht, ununterbrochen folgen an Baum und Strauch Früchte den Blüthen und neue Blüthen den Früchten und oft sieht man beide in allen Entwickelungsstadien an demselben Zweige hangen. Ich habe hier Vegetationsentfaltungen, namentlich an Bananen, Mais und jungen Kakaokulturen gesehen, derart, daß ich die Zunahme fast täglich mit dem Maßstabe nachweisen konnte. Bewundernd steht man vor der Macht der Naturarbeit, wenn man erwägt, daß jedes kleinste Theilchen der Pflanze lediglich durch die Lebensthätigkeit, den stetigen und gesetzmäßig verlaufenden Theilungs- und Umbildungsprozeß jener winzigen mikroskopischen Gebilde, der Zellen, aus denen die ganze Pflanze sich aufbaut, errungen werden muß.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber Gletschererscheinungen im Harze sprach Dr. E. Kayser in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde am 3. December 1881 (s. deren Verhandlungen VIII, S. 345 ff.). Die Gegner der Ansicht, daß das norddeutsche Flachland ehemals von einem gewaltigen, von Skandinavien und Finland bis an den Fuß der deutschen Mittelgebirge reichenden Gletscher bedeckt gewesen sei, nehmen an Zahl immer mehr ab, eine Folge der vielen, in den letzten Jahren gemachten Entdeckungen zu Gunsten der Glacialtheorie. Die wichtigsten Beweise für die einstige Vergletscherung Norddeutschlands sind: 1) Die Beschaffenheit des Geschiebelehms, einer vollkommen struktur- und schichtungslosen Masse, welche nicht die Kennzeichen einer unter Wasser gebildeten Ablagerung hat, dagegen der Grundmoräne unserer heutigen Gletscher auffallend ähnlich ist; 2) die Beschaffenheit der Geschiebe selbst, welche nicht die gerundete Form der durch Wasser transportirten Gerölle haben, sondern eckig und kantig und zugleich oft polirt und mit Kritzen oder Schrammen versehen sind, wie man dieselben als eine ganz gewöhnliche und charakteristische Erscheinung auch an den Geschieben unserer jetzigen Gletscher beobachtet; 3) das Vorhandensein von Schliffen und Schrammen an anstehenden Felsmassen, wie sie bei Rüdersdorf, Taucha, Halle, Velbke unweit Magdeburg und an anderen Orten aufgefunden worden sind; 4) die vielfachen Schichtenstörungen im Untergrunde des Geschiebelehms und endlich 5) die divergent-radiale Verbreitungsweise der Geschiebe von Skandinavien aus nach Nord-Deutschland und Süd-England. Diese und andere Thatsachen lassen sich durch die Glacialtheorie viel besser erklären, als durch die ältere Driftheorie oder irgend eine andere bis jetzt aufgestellte Hypothese, und darum gebührt jener, auch wenn sie noch nicht alles zu erklären vermag, doch der entschiedene Vorzug. Ist nun diese Theorie begründet, so mußte sich in der Zeit der größten Ausdehnung des skandinavischen Gletschers in Norddeutschland ein ungemein kaltes und feuchtes Klima entwickeln, und man wird erwarten müssen, daß in Folge desselben in den angrenzenden Gebirgsgegenden zahlreiche Lokalgletscher entstanden, deren Spuren, wenigstens hier und da, noch heute nachzuweisen sein werden. Auffälliger Weise aber hatte die bisherige Durchforschung der deutschen Mittelgebirge keine sichere derartige Spuren kennen gelehrt, und man hatte daher von einigen Seiten bereits angenommen, daß — im Gegensatze zu den Karpathen — die deutschen Mittelgebirge in der Eiszeit gletscherfrei gewesen seien. Was speciell den Harz betrifft, so hatte zwar Prof. Torell aus Stockholm bereits im Sommer 1880 im Holtzemme- und Ilse-Thale auffällige, an Moränen erinnernde Blockanhäufungen, sowie einen losen Granitblock mit undeutlicher Streifung u. a. m. beobachtet; doch gewichtigere Beweise für die einstige Vergletscherung des Harzes hat erst Dr. Kayser im Sommer 1881 aufgefunden, und zwar in dem in bedeutender Höhe am Abhange des Brockens beginnenden und sich ungewöhnlich rasch vertiefenden und erweiternden Oderthale zwischen dem Oderteiche und der Forstkolonie Oderhaus. Dort nehmen zahlreiche, dem Thale parallel verlaufende Steinwälle fast die ganze Breite desselben ein; zuerst sind sie niedrig und vielfach unterbrochen, weiter aufwärts werden sie allmälig zusammenhängender und höher und erreichen oberhalb der Einmündung des Dietrichs-Thales ihre größte Höhe von 15 bis 20 m über der Oder. Es sind lange, hohe, 10 bis 40 m breite Rücken, zwischen denen flache oder rinnenförmige, bis 10 m und darüber tiefe, abflußlose Mulden liegen. Ihr Inneres besteht aus einem chaotischen Haufwerk von Gesteinsfragmenten von wenig gerundeter, unregelmäßiger Form, welche in einem lehmigen, feldspathreichen, hauptsächlich aus zerriebenem Granit gebildeten Sande eingebettet liegen, und zwar ohne jede Ordnung neben- und übereinander, zum Theil in aufrechter oder schräger Lage, wie sie dieselbe, durch Wasser transportirt, nicht wohl hätten annehmen können. Die Annahme, daß man es hier mit älteren Schotterabsätzen oder mit Schutthalden zu thun hat, widerlegt Dr. Kayser; gegen erstere spricht die eckige Form der Fragmente, der Mangel jeder Schichtung, die coupirte Oberfläche der Trümmermassen und der Umstand, daß deutliche Schotterterrassen weiter thalabwärts gänzlich fehlen, während es Regel ist, daß solche Terrassen thalabwärts in Folge ihrer immer höher werdenden Erhebung über den jetzigen Thalboden immer schärfer hervortreten. Daß es keine Schutthalden sind, zeigt die coupirte Oberfläche der Trümmerwälle und der Umstand, daß dieselben aus anderm Gesteine bestehen, als die darüber emporragenden Gehänge. So bleibt nur die Erklärung übrig, daß man es hier mit alten Moränenwällen zu thun hat. Dafür spricht 1) das fast plötzliche Aufhören der Wälle unterhalb des Andreasberger Rinderstalles; 2) ihre deutliche Trennung von den Thalgehängen; 3) ihre innere Struktur,

welche denselben Mangel an Schichtung zeigt, wie echte Moränen, und 4) die Beschaffenheit der Fragmente selbst, die zum Theil von ganz unregelmäßiger, eckiger, aber dabei doch schwach kantengerundeter Gestalt, ganz wie Moränenblöcke, sind, und unter denen auch die so charakteristischen geglätteten und geritzten Geschiebe nicht selten vorkommen. Alles dies berechtigt zu dem Schlusse, daß man es hier mit Moränen zu thun hat. Der Ursprung des einstigen Odergletschers ist jedenfalls auf der weiten, flachen, ca. 750 m hoch liegenden Einsenkung zwischen Brocken und Bruchberg zu suchen. Diese jetzt fast ganz von Mooren eingenommene Hochfläche ist es, die ehemals mit ewigem Schnee bedeckt, das Firnfeld trug, von welchem der Odergletscher gespeist wurde. — Aehnliche Steinwälle mit gekritzten Geschieben, wie im Oderthale, finden sich auch in anderen Thälern im Süden und Westen des Brockens, z. B. im Thale der Kalten Bode bei Schierke und Elend, in den Thälchen oberhalb der Braunlager Glashütte und im obersten Sieber-Thal; aber dort ist der Moränenschutt durch jüngern Gehängeschutt so stark überrollt, daß die Grenze zwischen beiden schwer zu ziehen ist.

— Auf den zwanzig deutschen Hochschulen studirten insgesammt im Wintersemester 1879/80 20 135, im Sommersemester 1880 20 923, und im Wintersemester 1880/81 21 168 junge Männer. Letztere Zahl vertheilte sich auf die einzelnen Hochschulen wie folgt: Berlin 4107, Leipzig 3326, München 1890, Breslau 1281, Halle 1211, Tübingen 1074, Göttingen 959, Würzburg 921, Bonn 887, Königsberg 788, Straßburg 745, Marburg 604, Greifswald 599, Heidelberg 543, Erlangen 473, Freiburg 443, Jena 438, Gießen 391, Kiel 288 und Rostock 200. Die Zahl der Nichtdeutschen unter den Studenten war am größten in Heidelberg, nämlich 20 Proc.; dann folgten Straßburg mit 12 und Leipzig mit 8 Proc.

— Am 10. Januar hat sich die „Geographische Gesellschaft zu Jena" (für Thüringen) gebildet. Dieselbe beabsichtigt, unter Redaktion von Pfarrer Kurze, vierteljährliche Mittheilungen herauszugeben, in welchen die geographischen und ethnographischen Forschungen der Missionäre aller Nationen verwerthet werden sollen. Zehn Tage später trat in Königsberg i. Pr. die „Königsberger Geographische Gesellschaft" ins Leben.

— Die Volkszählung vom 18. December 1881 hat für Paris eine Bevölkerung von 2 225 910 Personen ergeben, d. h. eine Vermehrung um 237,104 gegen das Jahr 1876, wo diese Ziffer 1 988 806 betrug. Auch in den benachbarten Arrondissements St. Denis und Sceaux zeigte sich ein erheblicher Zuwachs, im erstern von 237 852 Seelen auf 303 814, im letztern von 184 191 auf 218 086. Doch darf man daraus noch nicht auf einen durchgehenden Bevölkerungszuwachs schließen, da, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Verhältnisse auf dem Lande durchaus andere zu sein pflegen.

— A. Günter, welcher seit 20 Jahren die Flora und Fauna des Onega-Gebietes studirt, bespricht in den Memoiren der St. Petersburger Gesellschaft der Naturforscher (Bd. 11) die interessante Frage nach der natürlichen Grenze zwischen Finland und Nord-Rußland, welche vor ihm schon von Wirtzen, Bonsdorf, Malmgren und Nylander behandelt worden ist. Er kommt zu demselben Ergebnisse, wie die meisten seiner Vorgänger, nämlich daß alles Land westlich vom Onega-See bis zum Bottnischen Meerbusen und nördlich bis zum Weißen Meere als zu Finland gehörig anzusehen ist, indem der Onega-See in geologischer, topographischer, zoologischer und botanischer Hinsicht zwischen jenen beiden Ländern eine scharfe Grenze bildet. Die Flora ist westlich von ihm weit reicher, als in seinem Osten, und enthält Pflanzen, welche im Osten und in höheren Breiten gewöhnlich sind, nicht. (Nature.)

— Bei der Volkszählung vom 15. (27.) Dezember 1881 zählte Petersburg 9510 Grundstücke (mit den Vorstädten 13757), auf denen 21 051 Häuser standen (davon 10 829, also über die Hälfte, massiv). In den 21 051 Häusern waren 131 095 Wohnungen, und davon 117 385 bewohnt. Die Zahl der Einwohner betrug in der eigentlichen Stadt 861 920 (davon 475 138 männlich, 386 782 weiblich) und mit Einschluß der Vorstädte 927 467, davon 513 120 männlich und 414 347 weiblich.

— Die Ergebnisse der Messe zu Nischni-Nowgorod im Jahre 1881 waren dem Russ. Reg.-Anz. zufolge in hohem Grade befriedigende. Es wurden zugeführt Waaren im Werthe von 246 180 238 Rbl., und abgesetzt für 242 995 100 Rbl., also 98 Proc. der zugeführten Waaren, und es blieben nur für 3 185 138 Rbl. unverkauft. Dagegen waren im Jahre 1880 von den zugeführten Waaren, die nur einen Werth von 200 416 278 Rbl. repräsentirten, nur für 170 271 933 Rbl. oder 80 Proc. der Zufuhr verkauft worden, für 30 174 315 Rbl. blieben unverkauft. Es hatte sich also die Zufuhr im Jahre 1881 gegen das Vorjahr um fast 45¾ Millionen, der Umsatz aber um 72¾ Millionen gesteigert.

Asien.

— Wie der „Russ. Reg.-Anz." mittheilt, ist die Herstellung der telegraphischen Verbindung von Irkutsk nach Jakutsk jetzt in Angriff genommen. Entfernung (3000 Werst), Terrainbeschaffenheit und Weglosigkeit machen die Arbeit zu einer schwierigen, aber Verwaltungs- wie volkswirthschaftliche Rücksichten erfordern sie gleich dringend. Die Bewohner der betroffenen Gebiete haben einen Beitrag von 75 000 Rbl., die Lieferung von 26 000 Telegraphenstangen und die Herstellung einer Anzahl Stationsgebäude zugesagt. Im Laufe des Jahres 1882 wird zunächst die 272½ Werst lange Strecke von Irkutsk nach Wercholensk fertiggestellt und die Terrainrekognoszirung bis Witim, dem Mittelpunkte der jährlich etwa 600 Pud betragenden Goldgewinnung, ausgeführt werden.

— Nach dem „Russ. Reg.-Anz." haben von den Bewohnern des an China zurückgegebenen Gebietes von Kuldsha bis jetzt 9 518 Familien Tarantschen und 981 Familien Dunganen sich zur Uebersiedelung auf russisches Gebiet gemeldet. So weit im Herbst 1881 bereits festgestellt war, sollten für dieselben angelegt werden an den drei Quellflüssen des Akssu sowie an den Flüssen Tscharym und Karatuma 1273 Höfe, auf dem rechten Ufer des Tschilik 3 215 Höfe, auf dem linken Ufer desselben 2 444 Höfe, und am Flusse Turgen 2 704 Höfe, im Ganzen also 9 636 Höfe.

— Im Turkmenenlande werden für die Verlängerung der Eisenbahn, welche einstweilen vom Ufer des Kaspischen Meeres bis nach Kysyl-Arwat reicht, weitere Vermessungen Seitens der Russen vorgenommen, und zwar schon auf der Strecke zwischen Askabad und Serachs. Letzteres ist der nordöstlichste persische Punkt, welcher von Merw nur noch 120 bis 130 km entfernt ist.

— In Bezug auf Unterricht, wie in vielen anderen Dingen, scheint Britisch-Birma unter allen Provinzen Indiens am meisten Fortschritte zu machen. Bei einer Bevölkerung von noch nicht 4 Millionen Seelen besaß es im Jahre 1880/81 48 Regierungs- und nicht weniger als 3 219 unterstützte und Privatschulen zusammen mit 88 707 Schülern. Der Zuwachs an letzteren gegenüber dem vorhergehenden Jahre betrug 8 261 Schüler. Der Grund davon ist der, daß man in letzter Zeit den Volksschulen der Eingeborenen mehr Aufmerksamkeit und pekuniäre Unterstützung zugewendet hat.

— Der Direktor des Kolonialmuseums in Harlem, van Eede, versucht eine wissenschaftliche Expedition nach Borneo zu veranlassen. Dieselbe soll namentlich bezwecken: Nachforschungen über die dortigen Bodenprodukte u. s. w., die Verwendung derselben und die Errichtung von Handels-, Landbau- und Industrie-Unternehmungen in Borneo anzustellen.

Afrika.

— Ueber die gegenwärtige Stimmung in Tripoli entnehmen wir einem Berichte der „Times“ (Mail vom 28. December 1881) das Folgende: Bis ganz vor Kurzem bot Tripoli, wenn möglich noch mehr als Tunis, das Bild einer in sich feindlich getheilten Familie. Nicht nur lagen die Araberstämme beständig mit einander in Fehde, sondern sie in ihrer Gesammtheit haßten wieder ihre türkischen Herrscher und Religionsgenossen ebenso sehr, wie die Anhänger der im Beginne des vorigen Jahrhunderts zur Gewalt gekommenen Dynastie der Karamanli die Eindringlinge aus Stambul haßten. Diesen Zustand haben die Vorgänge des letzten Jahres völlig geändert: Angesichts der französischen Invasion in Tunis ist aller innerer Hader zeitweilig oder dauernd vergessen worden und ein Bund entstanden, dessen Zweck die Vertheidigung des Islam im Allgemeinen und Tripolis im Besondern zu sein scheint. Die Araber, welche sich noch unlängst bitter über ihre türkischen Herren beklagten, begrüßten im Mai die Ankunft Nasif Pascha's mit gewaltigem Enthusiasmus und empfingen die türkischen Truppen mit Triumphgeschrei; die großen Belagerungsgeschütze erhielten sofort nach ihrer Landung eine Bluttaufe, indem die Stadtbewohner von Tripoli zahlreiche Ochsen und Schafe über ihnen schlachteten. Die Beduinen des Innern murrten nicht mehr, wenn ihnen ihre Kameele zum Transportdienste weggenommen wurden, sondern sagten nur: „Möge Allah dem Sultan Sieg verleihen!“ Die Ankunft türkischer Truppen war nöthig, sowohl um die tripolitanischen Araber zu hindern, sich ihren tunesischen Brüdern im Kampfe gegen die Ungläubigen anzuschließen, als um den Tripolitanern die Gewißheit zu geben, daß die Türkei einem weitern Vordringen der Franzosen Gewalt entgegensetzen würde. Es hätte dem Sultan Abdul Hamid das Kaliphat kosten können, hätte er diesen Zustand der öffentlichen Meinung in Nordafrika ignorirt oder auch nur vernachlässigt. Wie gewaltig andererseits die fanatischen Snussija den Haß gegen die Christen in Nordost-Afrika schüren, hat uns unlängst Gerhard Rohlfs ausführlich in seinem „Kufra“ dargelegt. Der oben erwähnte Times-Korrespondent ist denn auch der Ansicht, daß Europa und England zu überlegen haben, in wie weit die mohammedanische Bewegung in Nordafrika und sonst als berechtigte Selbstvertheidigung anzusehen ist, und in wie fern sie einen Theil des allgemeinen Kreuzzuges des Islam bildet, der heute Frankreich in Algerien bedroht und morgen England in Indien bedrohen kann. Mit Spannung erwarten die Snussija wie die ganze mohammedanische Welt den 1. Moharram 1300, d. h. den 12. November 1882, an welchem Tage der Mehdi oder Messias erscheinen soll, „40 Jahre alt und von edlem Benehmen, den einen Arm länger als den andern; seines Vaters Name ist Mohammed, der seiner Mutter Fatima, und eine Zeit lang vor seinem Auftreten wird er verborgen sein“. Alle diese Einzelheiten passen auf das jetzige Haupt der Snussija el-Mehdi, welcher vor vier Jahren sich in die Einsamkeit zurückgezogen hat, um voraussichtlich in zehn Monaten als Messias aufzutreten.

— Der Holländer Schuver (s. „Globus“ XL, S. 159), welcher vom Blauen Nil her in die Galla-Länder vorzudringen sucht, hat von Fadaſi (unter 9° nördl. Br.) aus im August 1881 das Land der Legha-Gallas an den Quellen des Jabos, eines Zuflusses des Blauen Nil, besucht. Von einer Paßhöhe auf der Wasserscheide zwischen Blauem Nil und Sobat erblickte er weit im Südwesten den großen See Baro und den gleichnamigen nach Westen fließenden Fluß, welcher etwa unter 7½° nördl. Br. liegt, während ihn die Karten, allerdings nur auf Hörensagen hin, um einen Breitengrad nördlicher ansetzen. Im Osten steigt der Berg Wallel bis 11 000 Fuß an. Die Lhega-Gallas sind ein isolirter Stamm, der weit im Westen des eigentlichen Galla-Landes seinen Sitz hat, mindestens 20 000 Krieger zählt und von einer alten angesehenen Dynastie beherrscht wird. Schuver kehrte übrigens nach Fadaſi zurück und wollte erst Ende 1881 endgiltig nach Süden aufbrechen. Er hatte gehofft, daß der Italiener Carlo Piaggia, welcher schon seit 1855 in Afrika lebte und reiste, sich ihm als Sammler naturhistorischer Gegenstände anschließen würde; inzwischen ist derselbe jedoch auf der Reise nach Fadaſi, anscheinend in Karkodsch am Blauen Nil, etwa 60 Jahre alt, gestorben.

— Ueber Joseph Thomson's bereits erwähnte geologische Reise an dem Rovuma-Flusse (s. „Globus“ XL, S. 351) gelangte ein Bericht in der Sitzung der Royal Geographical Society am 16. Januar d. J. zur Verlesung. Der jugendliche Forscher landete am 13. Juli 1881 in der Mikindani-Bai an der Ostküste Afrikas (10¼° südl. Br.), von wo aus bekanntlich Livingstone seine letzte Reise antrat. Seit jener Zeit (1866) hat sich der Ort bedeutend gehoben und rangirt jetzt unter den südlich von Bagamojo gelegenen Küstenplätzen nur hinter Kilwa und Lindi. Der Sklavenhandel, welcher trotz aller Anstrengungen, ihn zu beseitigen, in ansehnlichem Umfange noch immer heimlich betrieben wird, unterhält fortdauernd die Bestrebung, Reisende von der Ostküste möglichst fern zu halten, und hätte Thomson nicht des Sultans Autorität für sich geltend machen können, so wäre ihm jedes nur mögliche Hinderniß in den Weg gelegt worden. Anstatt wie Livingstone erst auf südlichem Wege nach dem Rovuma vorzudringen, ging er direkt südwestlich durch das Makonde-Land, d. h. die Landschaft der Büsche und der Schlingpflanzen, wo die Wege nur ebenso viele niedrige Tunnels sind, welche durch das dicke Gestrüpp führen. Am 3. August erreichte er den Zusammenfluß des Ludschende und Rovuma (730 Fuß hoch), der beiden Quellarme des Stromes, und von dort in drei Tagemärschen längs des von S.-W. kommenden Ludschende das Mavitu-Dorf Itule, wo sich ein Kohlenlager befinden sollte. Es waren aber nur einige unregelmäßige Lager bituminösen Schiefers, der, in ein Holzfeuer gelegt, zwar eine Flamme von sich gab, aber an Umfang dadurch nichts verlor und nicht von selbst brannte. Zwei Tagereisen weiter flußaufwärts besuchte er ein zweites angebliches Kohlenflötz bei dem Dorfe Kwamakandscha, das von Manjandschas aus der Nähe des Njassa-Sees bewohnt wird. Aber auch hier hatte er keinen bessern Erfolg, als daß er das Nichtvorhandensein von Kohlenlagern am Rovuma feststellte. Es sind nur bituminöse Schiefer, welche auf einem beschränkten Gebiete von circa 20 engl. Meilen Länge und circa 6 Meilen Breite vorkommen und zwischen Granit und Gneis eingebettet sind. Nach einigen Ausflügen in die Umgegend kehrte Thomson auf einem andern Wege zurück und erreichte die Küste etwas südlich von Kap Delgado; während dieser siebenwöchentlichen Reise hat er zwischen 600 und 700 engl. Meilen durchwandert. Die Bewohner von Makonde beschreibt er als sehr häßlich, namentlich die Weiber, mit kurzem, stämmigem Körper und höchst widerwärtigem Gesicht, sie sind aber mit ihrer natürlichen Häßlichkeit anscheinend noch nicht zufrieden gewesen und haben sie erfolgreich dadurch vergrößert, daß sie Gesicht und Leib mit geometrischen Figuren in Basrelief tatuiren. Dieselben werden mit dem Messer eingeschnitten und dann Kohle in die Wunden gerieben, wodurch die betreffende Stelle in die Höhe geht; eine Operation, die sie dreimal wiederholen. Die Weiber schmücken sich außerdem mit dem Pelele, einem runden, geschnitzten Stücke Holz von circa 2 Zoll Durchmesser, das sie in der Oberlippe tragen. Dadurch daß sie viel Guttapercha und Kopalharz sammeln können, sind sie unverschämt geworden und der Verkehr mit ihnen schwierig. Die früher so furchtbaren und von ihren Nachbaren noch immer gefürchteten Mavitu haben sich jetzt wieder dem Ackerbau, den sie ursprünglich betrieben, zugewendet, weil der Sultan von Janzibar gedroht hatte, ihre Sklavenjagden nicht länger mehr dulden zu wollen. Dadurch, daß die Verschiffung von Sklaven zur See unmöglich geworden, ist der Handelswerth derselben gestiegen und in Folge

dessen hat sich das Loos derer, die zu Lande verkauft werden, bedeutend gebessert. Uebrigens ist der Sultan von Zanzibar durch den negativen Ausfall von Mr. Thomson's Reise so enttäuscht worden, daß er denselben, obwohl er ihn auf zwei Jahre in Dienst genommen, sofort ausbezahlt und entlassen hat.

— In der Kapkolonie haben sich während der letzten Monate zwei große Gesellschaften zur Ausbeutung der Kohlenfelder in der Kolonie gebildet. Die schon längst bestehende Ansicht, daß gewisse Theile Südafrikas, namentlich die Stormberg-Kette an der Ostgrenze der Kolonie, sehr reich an Kohlen seien, ist in letzter Zeit durch kompetente Geologen bestätigt worden. Eine richtige Ausbeutung dieser Lager könnte das Kapland von der englischen Zufuhr ganz unabhängig machen. Die eine Gesellschaft scheint sich die Bearbeitung der Minen von Molteno und Paardekraal zum Ziele gesetzt zu haben, die andere diejenige des nahen Lagers von Cyfergat. Molteno ist eine kleine, erst 6 Jahr alte Stadt, welche mit East London durch eine Eisenbahn in Verbindung gesetzt wird. Die Molteno-Kohle wird in der Stadt in Fabriken wie in Haushaltungen bereits viel benutzt; die von Paardekraal ist geringer, dagegen die von Cyfergat der besten Süd-Walliser angeblich gleich. Die Molteno-Mine schätzt man auf 500 000 Tonnen; die Paardekraal-Mine umfaßt über 6000 Acres und ihr Hauptlager ist $2\frac{1}{2}$ Fuß dick. Außerdem findet sich bei Molteno Eisenerz, welches der Ausbeutung werth ist.

— Nach Afrika wird sich im kommenden April auch eine russische Expedition unter Leitung des Marineoffiziers von Rogozinski begeben, welche von der Stadt Victoria am Cameruns-Gebirge aus in das Innere vordringen will, nachdem sie auf den Küstenbergen eine wissenschaftliche Station zurückgelassen hat. Der Platz ist insofern gut gewählt, als das Unbekannte von da aus in kürzester Zeit erreicht werden kann. Zunächst ins Auge gefaßt ist die Aufsuchung der Quellen des Alt-Calabar, dann die Erreichung des von Rev. Kölle erkundeten Landes Bajong (unter 5° nördl. Br.) und zwischen 12° und 13° östl. L. Gr.) und des Liba-Sees.

— Die englische Firma Messrs. Fox Brothers sendet Ende Januar Ingenieure nach der Goldküste, welche dort die Trace einer leichten Eisenbahn vom Meere nach den Goldminenbezirken von Wassaw vermessen sollen. Dieselbe berührt die Gebiete der Gesellschaften Tacquah, Effuenta, African Gold Coast Co., The Gold Coast Mining Co., der französischen Abosso-Compagnie &c. und wird ein an Gold, Palmöl, Kautschuk u. s. w. reiches Land erschließen.

— In Bd. 39, S. 319 erwähnten wir kurz Dr. Bayol's, eines Franzosen, Reise nach Futa Diálô (dies die richtige Schreibart nach Bayol selbst) an den Quellen des Bafing oder Senegal (Bafing bedeutet nach Gallieni „Schwarzer Fluß"; Bachoy, wie ein anderer Quellfluß des Senegal heißt, „Weißer Fluß" und Ba-ule „Rother Fluß"). Derselbe hat am 5. April 1881 im Auftrage der Regierung Frankreich verlassen und ist am 4. Januar 1882 in Bordeaux wieder gelandet. Seine Landreise trat er am 17. Mai von Boke am Rio Nuñez an (mündet zwischen den Bissagos-Inseln und Sierra Leone), von wo auch René Caillé 1827 zu seiner großen Reise nach Timbuktu aufgebrochen war. Gleich zu Anfang traf den Reisenden das Mißgeschick, daß sein Astronom Billet und der Dolmetscher Moustier umkehren mußten. Er durchzog ostwärts ein sehr malerisches und fruchtbares Land, wo europäische Faktoreien nach seiner Ansicht gut gedeihen könnten. Trotzdem im Futa Diálô zwei Herrscher, mit dem Titel Almami, neben einander existirten, wußte sich Bayol doch mit beiden gut zu stellen und schloß mit ihnen einen Vertrag, durch welchen das Land dem französischen Handel geöffnet und an Frankreich verschiedene Gebietstheile abgetreten werden — wobei es allerdings fraglich ist, ob dieselben dem Abtretenden überhaupt gehört haben, worauf es ja bei solchen Verträgen nicht besonders viel ankommt. (Daß auch die Engländer mit dem Almami Ibrahima einen Vertrag abgeschlossen haben, wurde S. 64 des vorigen Bandes erwähnt.) Einen Besuch der etwa zwei Breitengrade südlicher gelegenen Nigerquelle gestatte indessen der Almami dem Franzosen nicht. Am 30. August trat derselbe den Rückweg nach Norden an, begleitet von fünf Abgesandten des Almami, durchzog nicht ohne Hindernisse das Land der Malinke, welche die erklärten Feinde der Timbo-Leute sind, und erreichte glücklich Medina und St. Louis. Die Afrikaner ließen sich überreden, die Fahrt nach Bordeaux und Paris zu wagen und die Wunder der Civilisation kennen zu lernen. In Bordeaux scheint ihnen das Ballet vorzüglich gefallen zu haben; denn das Bulletin der dortigen Société de Géographie Commerciale (1882, Nro. 2), welchem Obiges entnommen ist, berichtet, daß der erste Gesandte in seinem Entzücken „à la Française" applaudirt habe, was ihm wiederum den Beifall der Zuschauer eingetragen, ja daß er nach Schluß der Vorstellung sich auf die Bühne begeben und der Prima Ballerina ein Bouquet überreicht habe. Im Eisenbahnwaggon stießen die Herren Gesandten ein Freudengeschrei aus. Uns mag dieses Gethue mit Halbbarbaren etwas abgeschmackt erscheinen; wenn Frankreich jedoch damit sich Futa Diálô wirklich eröffnet, soll es uns im Interesse der Wissenschaft freuen. Zur selben Zeit (10. Juli 1881), als Dr. Bayol in Timbo weilte, schloß übrigens der Almami Amadu mit M. Victor Gaboriaud einen Vertrag ab, worin er dem M. Aimé Olivier, dem Auftraggeber Gaboriaud's, die Erlaubniß zum Bau einer Eisenbahn durch sein Land und zur Anlage von Faktoreien ertheilt, Landschenkungen macht, ihm die nöthigen Arbeiter zu stellen verspricht.

— Die Arbeiten der Franzosen für die sogenannte Senegal-Bahn nehmen ihren Fortgang, wenn auch nicht in dem Umfange, wie man noch im vorigen Sommer gedacht hatte (s. „Globus" XL, S. 128). Wegen des in St. Louis herrschenden gelben Fiebers hielt man es nicht für rathsam, eine so große Expedition, wie sie für die Erbauung eines Forts jenseit Kita, auf der Wasserscheide zwischen Senegal und Niger, und für die Errichtung eines Etablissements am Niger selbst erforderlich schien. Als die Seuche nachgelassen hatte, verließ der Chef der neuen Expedition, Oberst Borgnis-Desbordes, am 20. September St. Louis und einen Monat später folgten die übrigen Theilnehmer. Der Oberst denkt sein Hauptquartier in Chay unterhalb Medina aufzuschlagen, wo er am 10. November per Dampfer anlangte, und von wo die Bahn beginnen soll. Die Kapitäne Henry und de Gasquet werden geodätische Arbeiten ausführen, der Ingenieur Arnaudeau die endgültige Trace der Bahn feststellen. Kapitän Delanceau nebst drei Marineoffizieren den Lauf des Bachoi, des mittlern Quellflusses des Niger, erforschen. Bei dem Bahnbau werden übrigens außer zahlreichen Marokkanern auch Chinesen verwendet werden, von denen bereits mehrere Hundert von Saigon her am Senegal angekommen sind.

Inhalt: Belgische Skizzen. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Gustav Nachtigal's Reisewerk. II. (Mit einer Abbildung.) — Dr. Richard Greeff: Die Insel Rolas. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. (Schluß der Redaction 25. Januar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

III.

Während der ersten zehn bis fünfzehn Jahre der neuen Aera hatte es den Anschein, als ob die Hauptstadt der belgischen Monarchie den Charakter provinzialer Ruhe, der ihr seit dem Anfange des Jahrhunderts schon eigen war, auch beibehalten werde. Der von den alten Adelsfamilien des Landes gemiedene, aus ziemlich heterogenen Elementen zusammengesetzte Hof war nicht im Stande, durch Luxus und Geldaufwand dem bürgerlichen Brüssel das Gepräge einer Haupt- und Residenzstadt zu geben. Die älteren Einwohner der Stadt erinnern sich noch gar wohl der Zeit, da die Paläste des Adels, nur von den Kastellanen bewacht, mit alle den reichen Kunstsammlungen, die sie enthielten, verschlossen dastanden, weil die Besitzer, die sich nicht in die neue Ordnung der Dinge zu finden vermochten, in der Zurückgezogenheit ihrer entlegenen Landgüter lebten. Die sichtlich fortschreitende Konsolidirung des konstitutionellen Systems einerseits, andererseits aber der Trieb der Selbsterhaltung, veranlaßte schließlich die Mißvergnügten, aus ihrer Reserve hervorzutreten, und wieder nach Brüssel überzusiedeln; fast gleichzeitig damit begann auch, durch das wachsende Vertrauen des Volkes hervorgerufen, die naturgemäße Centralisirung der verschiedenartigsten Interessen und Elemente des Landes in der Hauptstadt und die ungeahnt rasche Vergrößerung und Veränderung derselben. Zunächst war es die Oberstadt, die sich mit dem vornehmen Quartier Leopold und einer Anzahl schnell emporwachsender großer Straßen ausbreitete; bald aber wurden auch nach allen anderen Seiten hin die Boulevards, die alten, zu baumbepflanzten Promenaden umgeschaffenen Befestigungswerke der Stadt, durch die neuen Vorstädte weit überschritten. Die gesunde, nur dem wirklichen Bedürfniß entsprechende Thätigkeit jener Zeit hat seitdem schon mehrmals Perioden einer fieberhaften, zum Theil spekulationssüchtigen Baulust weichen müssen, die der Stadt von Jahr zu Jahr mehr den Charakter einer modernen Großstadt aufgeprägt haben. Befinden sich unter den im Laufe dieser letzten Jahrzehnte entstandenen unzähligen Neuschöpfungen der Brüsseler Architektur gar viele Bauten von hervorragender Bedeutung und künstlerischem Werthe, so gipfeln sie doch alle, in Bezug auf Großartigkeit der Konception wenigstens, in dem jüngsten Monumentalbau Brüssels, dem neuen Justizpalaste, der, im Jahre 1866 begonnen, eigentlich zur Jubelfeier der Monarchie im September 1880 vollendet sein sollte, mit dessen innerm Ausbau man jedoch zur Stunde noch beschäftigt ist. Das kolossale, zum Theil auf gewaltigen Substruktionen ruhende Gebäude bildet ein Rechteck von 180 m Länge und 170 m Breite; auf großartigen Treppen steigt man aus den tiefer gelegenen Stadttheilen zu ihm empor. In strenger Anlehnung an griechisch-römische Muster, mit sorgfältiger Vermeidung der Bogenlinien und jeglichen leichtern Schmuckes aufgeführt, soll der mächtige Bau nach der Absicht seines Schöpfers Poelaert durch die klassische Ruhe und Strenge seiner Formen den ernsten Zweck versinnbildlichen, dem es zu dienen bestimmt ist. In wie weit diese Absicht erreicht worden ist,

darüber gehen die Meinungen fast ebensoweit auseinander, wie über die künstlerische Berechtigung und die Schönheit des Ganzen. Die Zahl der unbedingten Bewunderer ist groß, größer aber vielleicht noch die Menge derer, denen der steife Bau mit seinen unzähligen Säulen, seiner schweren, massigen Gliederung, seinem geradlinig abgeschlossenen, von kolossalen Pilastern eingefaßten, beinahe 100 Fuß hohen Portal den unabweisbaren Eindruck einer grandiosen und zu ihrer Umgebung in seltsamem Mißverhältniß stehenden Theaterdekoration macht.

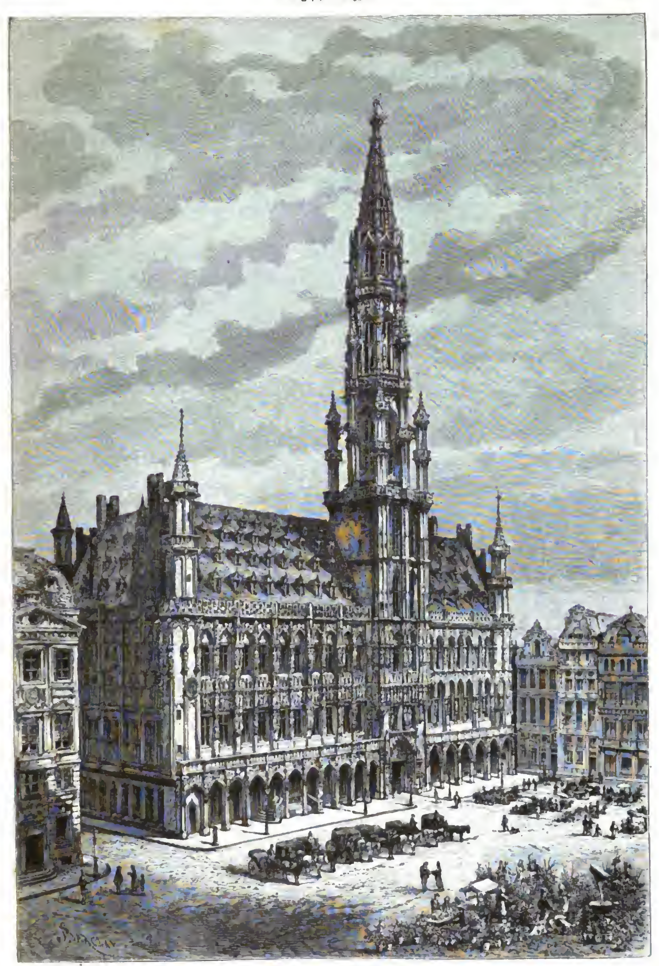
Ungleich lebensvoller und dem Wesen des Landes und Volkes noch heute durchaus entsprechend erscheinen die alten Bauten, die den großen Marktplatz zieren und ihn zu einem der schönsten mittelalterlichen Plätze machen, die wir besitzen. Da ist zunächst das Rathhaus, dessen vier Flügel von 60 resp. 50 m Länge einen rechteckigen innern Hof umschließen. Die dem Markte zugewendete gothische Façade zeigt unten einen aus 17 Spitzbogen bestehenden Portikus, darüber zwei Stockwerke mit je 20 mäßig hohen, rechteckigen Fenstern. Die feine, oft mit zierlicher Goldschmiedearbeit verglichene, bis ins kleinste Detail sauber und künstlerisch ausgeführte Skulptirung dieser ganzen Fläche mit ihren Erkern, Sparrenköpfen und Nischen, ihren zahlreichen von kunstvollen Baldachinen überwölbten Steinbildern, ihrer vielfachen Vergoldung wird mit Recht zu den Wunderwerken niederländischer Kunst gezählt. Ein krenelirtes Geländer umgiebt das hochansteigende Dach, das mit vier Reihen von Fenstern geziert ist; an den Ecken erheben sich vier achteckige, spitz zulaufende und von je zwei Gallerien umzogene Thürme. Der 114 m hohe, seltsamerweise nicht



Der neue Justizpalast in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

in der Mitte des Gebäudes stehende Thurm ist bis zur Höhe des obern Dachrandes vierseitig, dann steigt er in polygoner Form und in mehreren zierlichen Etagen sich verjüngend zu der fein durchbrochenen Spitze empor, die von einer fünf Meter hohen, in Erz gegossenen und ganz vergoldeten Statue des Erzengels Michael gekrönt wird, einem im Jahre 1454 entstandenen Werke Martins von Rode.

Sehr spärlich sind die Nachrichten, die wir über die Entstehung des Rathhauses sowie über die Person seines Erbauers besitzen. Daß es in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts begonnen worden ist, steht fest; der Name des Erbauers soll nach Einigen verloren gegangen sein; Andere bezeichnen als denselben Jakob van Thienen und Jan van Ruysbroek. Mit Bestimmtheit weiß man von dem Letztern nur, daß er den Thurm gebaut hat, an dessen einem untern Gewölbebogen sein Standbild angebracht ist. Die auffallende Stellung des Thurmes hat Veranlassung zu einer im Brüsseler Volke fortlebenden Sage gegeben, derzufolge der Baumeister aus Verzweiflung über diesen Fehler seines Werkes sich an einem der unteren Pfeiler erhängt haben soll. Eine genaue, vor wenigen Jahren von Schayes ausgeführte Untersuchung hat aber ergeben, daß die beiden durch den Thurm getrennten Theile des Gebäudes zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, und daß der Thurm ursprünglich in der gebräuchlichen Weise



Das Rathhaus und der alte Markt in Brüssel. (Nach einer Photographie.)

am Ende des ersten Baues, des rechten Flügels nämlich, gestanden hat. Eine auffallende Verschiedenheit zwischen den Arkaden des rechten und des linken Flügels kennzeichnet den erstern als den ältern Theil und läßt über die Richtigkeit dieser zuerst bestrittenen Annahme keinen Zweifel mehr walten.

Die bei weitem nüchternere Rückseite des Gebäudes stammt aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, aus derselben Zeit auch die beiden großen Brunnen im innern Hofe. Ein Schatz von älteren und neueren Bildern, Wand- und Deckengemälden und gewirkten Tapeten macht auch das Innere des herrlichen Gebäudes zu einem interessanten Studium. In dem großen Saale, der Salle du Conseil, fand im Jahre 1568 die Verurtheilung der Grafen Egmont und Hoorn statt; in dem dem Rathhause gegenüberliegenden sogenannten Brodhause, auch Maison du Roi genannt, brachten sie die Nacht vor ihrer Hinrichtung zu, und sollen sie, um eine mögliche Befreiung durch das Volk zu verhindern, von dem Balkon des Hauses zu dem auf dem Markte errichteten Schaffot geführt worden sein. Das Brodhaus, das, im Anfange des 16. Jahrhunderts in theils gothischem, theils Renaissancestyl errichtet, ehedem zur Zierde des Marktes beitrug, war später bei einer im Jahre 1767 ausgeführten Erneuerung durch Aufsetzen eines schweren Mansardendaches gänzlich verunstaltet worden; jetzt ist man damit beschäftigt, den Fehler wieder gut zu machen und ihm seinen alten gothischen Giebel wiederzugeben.

Sehr bemerkenswerth und durch die Pracht ihrer bunten, zum Theil barocken Façaden das eigenartige, heitere Ansehen des Marktplatzes noch erhöhend, sind die alten



Blick auf die Dächer von Brüssel. (Nach Photographien.)

Zunfthäuser, welche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, nachdem sie wenige Jahre nach der Beschießung unter Ludwig XIV. theilweise zerstört worden waren, renovirt oder auch neu aufgebaut wurden. Die hohe Bedeutung des alten Brüsseler Bürgerthumes tritt uns aus dem reichen, vielfach vergoldeten Skulpturenschmuck der seltsamen Bauwerke entgegen, deren jedes das Emblem der Zunft stolz an der Stirn trägt. Besonders hervorragend sind der Schwan, das Haus der Fleischer, dessen Dach von einer äußerst kunstvoll gearbeiteten, reich durchbrochenen Gallerie umgeben ist; das Haus der Brauer, auf dem sich das Reiterstandbild des Prinzen Karl von Lothringen erhebt; das Buchdruckerhaus, das mit einer Masse von Vasen und Medaillen, sowie mit den Bildnissen der Erfinder und Förderer der Buchdruckerkunst geschmückt ist; der Fuchs, das alte Haus der Krämer, mit dorischen Säulen und symbolischen Figuren, welche die vier Erdtheile darstellen sollen; die Wölfin, das alte Haus der Bogenschützen, so benannt nach einer Gruppe der von der Wölfin gesäugten einstigen Gründer Roms; römische Kaiser und vier große symbolische Figuren, die Wahrheit, die Lüge, der Friede und die Zwietracht, bilden den schweren, zu massiv wirkenden Schmuck dieses ältesten unter den Zunfthäusern. Ebenso eigenartig wie lustig ist dagegen der Anblick, den das Haus der Schiffer gewährt, dessen Giebel das Hintertheil eines großen, reich mit Emblemen, Tritonen, Matrosen

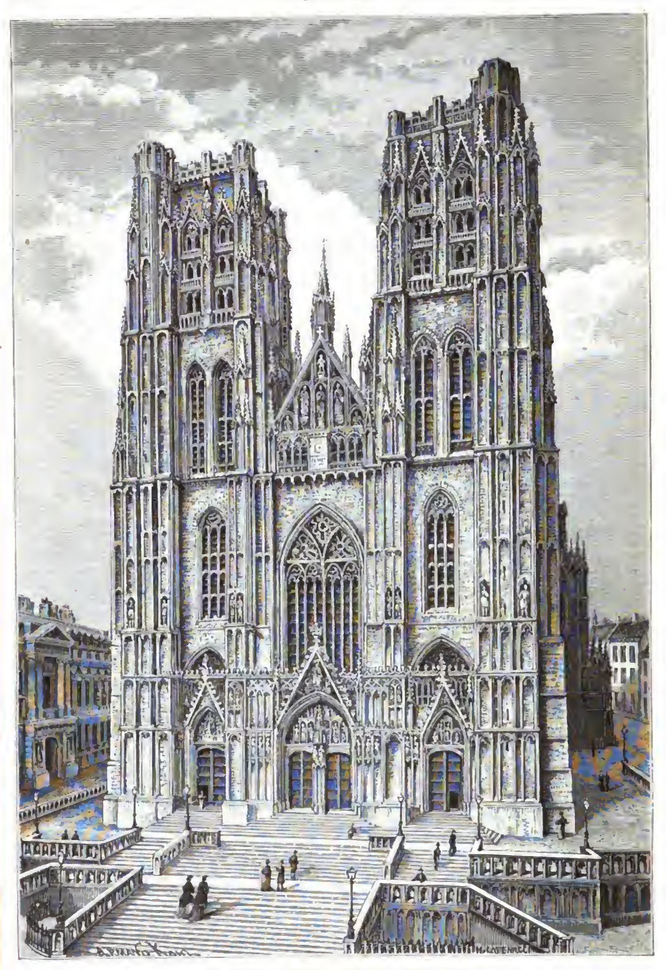
und abenteuerlichen Meerthieren geschmückten Schiffes darstellt.

Die malerische Schönheit des Brüsseler Marktes kommt erst durch die Staffage der bunten Menge, die ihn unaufhörlich belebt, zur vollen Geltung; die Blumenverkäufe und Ausstellungen, die stets reich besuchten Vogel- und Hundemärkte, die an jedem Sonntagmorgen hier abgehalten werden, gewinnen ihrerseits durch die reiche Umgebung eine eigene Bedeutung; vollkommen in das Mittelalter aber glaubt man sich zurückversetzt, wenn auf diesem Hintergrunde die festlichen Aufzüge, von denen oben schon die Rede gewesen ist, ihr Gepränge an bunten, mit reichem Goldschmuck behängten Fahnen und Emblemen entfalten. Der Marktplatz ist eben die Perle der Stadt; das empfindet ein Jeder, der von einem hochgelegenen Punkte, sei es von dem Thurme des Palais des Musées oder von dem des Rathhauses, auf das Häusergewirr Brüssels hinabschaut. Die neuen Boulevards mit ihren Prachtbauten, die alten mit ihren herrlichen Baumreihen, die Kuppeln und Thürme der zahlreichen Kirchen, die engen alten Straßen, der babylonische Bau des Justizpalastes, weiterhin der breite, zur Sambre führende Kanal mit seiner schier endlosen Einfassung von zum Theil alterthümlich gegiebelten Speichergebäuden und dem Zollamte, nach Süden hin deutlich erkennbar das Schlachtfeld von Waterloo mit seinen Denkmälern: das alles streift der Blick nur, um unwillkürlich immer wieder zur Mitte der Stadt, zu der Umgebung des Marktes zurückzukehren.



Der Kanal und das Zollamt in Brüssel.

Unter den Kirchen Brüssels verdient die alte Kathedrale, Sainte-Gudule et Saint-Michel, besondere Aufmerksamkeit. Die beiden kolossalen, leider unvollendet gebliebenen viereckigen Thürme des in der Nähe des Parks belegenen Bauwerks sind schon aus weiter Entfernung sichtbar. Schon vor ihrer Erbauung, die gegen das Ende des 12. Jahrhunderts begonnen wurde, soll auf derselben Stelle ein älteres Gotteshaus gestanden haben. Bis zum Jahre 1653, wo die letzte große Kapelle angebaut wurde, dauerte der oft unterbrochene Bau, und so haben denn auch die verschiedenen großen Kunstepochen jener langen Zeit bei der Gestaltung dieses mächtigen Denkmals mittelalterlicher Architektur mitgewirkt. Einige Theile des Chorumganges weisen den gemischten Uebergangsstyl des späten 12. Jahrhunderts auf, der übrige Chor, das Querschiff, die Arkaden des Mittelschiffes und das südliche Seitenschiff sind im frühgothischen Styl erbaut; das nördliche Seitenschiff, die Gewölbe und die Fenster des Mittelschiffes datiren aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts; die westlichen Thürme endlich aus dem Ende des letztern. Die Façade, zu der eine breite Freitreppe hinaufführt, nähert sich mehr der deutsch-gothischen als der französischen Architekturform. Hervorragend durch außergewöhnliche Schönheit sind die Glasmalereien der Kirche, einige darunter schon aus dem 13. Jahrhundert stammend, andere von Bernard van Orley im Auftrage Karl's V. und der vier anderen mächtigsten katholischen Fürsten gemalt und zu Ehren mehrerer wunderbarer Hostien



St. Gudula zu Brüssel. (Nach einer Photographie.)

dem Gotteshause geschenkt. Die anderen Kunstschätze der Kathedrale, alte Bilder, Statuen und schöngeschnitzte Beichtstühle werden jedoch alle durch den Hauptschatz, die herrliche Kanzel von H. Verbruggen, verdunkelt. Im Jahre 1699 von diesem seinerzeit berühmtesten Holzschnitzer verfertigt, stellt sie in ihrem untern Theile die Vertreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese vor; der zürnende Erzengel Michael bildet den Mittelpunkt des lebensvollen Bildes, auf der einen Seite flüchtet das schuldbewußte Menschenpaar vor dem sie verfolgenden Tode, auf der andern rankt sich, von allerlei Gethier belebt, das üppige Laubwerk des Paradiesgartens; darüber, auf der Mondsichel stehend und vom Baume des Lebens getragen, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde, das mit dem Kreuze der Schlange den Kopf zerstößt. — Das herrliche Kunstwerk gehörte früher der Jesuitenkirche in Löwen an.

Die Insel Rolas.

Von Dr. **Richard Greeff**, Professor in Marburg.

III.

Was den Vegetationscharakter und die Vertheilung der Vegetation über das Eiland im Allgemeinen betrifft, so wird die Strandzone fast ringsum von Kokospalmen eingenommen, zwischen denen sich an einigen Stellen kleine Wälder von Pandanen oder andere Gruppen von höheren Bäumen finden. Auf diese Strandzone folgt nach innen überall der eigentliche Wald, entweder wie an dem bei weitem größten Theil des Umfanges dichte Urwaldvegetation, die Art und Kultur noch gar nicht oder kaum berührt haben, oder gelichteter Wald mit Kakao-Kulturen. Einer der merkwürdigsten Urwaldbestände von Rolas, der mir auch in faunistischer Hinsicht wegen der darin hausenden ungeheuern Schwärme von Flug- oder Flederhunden, den sogenannten Vampyren, interessant war, und den ich deshalb wiederholt durchstreifte, liegt in der Südwestecke der Insel. Er wird nördlich begrenzt von einer größern Lichtung, durch welche der westliche Arm der oben erwähnten Querstraße zur Praia Poubo führt, und östlich von dem Südhügel. Wenn man in diesen Wald eintritt und die Barren, die sich durch umgehauene und umgefallene Stämme und wildes Strauchwerk gleich am Saume entgegenthürmen, überstiegen hat, wird man plötzlich von einem tiefen Waldesdunkel empfangen, das einen überraschenden Gegensatz zu der Lichtfülle draußen bildet. Die Kronen der hohen Bäume stoßen so dicht zusammen, daß nur hier und dort ein Sonnenstrahl glitzernd durch das grüne Laubdach einzudringen vermag. Dem natürlichen Charakter des tropischen Urwaldes entsprechend, finden sich in ihm Bäume und Sträucher der verschiedensten Art vereint und in der verschiedensten Größe. Zwischen Baumriesen von staunenerregender Höhe und ungeheuerm Stammumfang stehen jüngere Bäume in allen Abstufungen und unter ihnen, fast den größten Theil des Waldes einnehmend, das dichte üppig wuchernde Unterholz und Strauchwerk. Viele der Bäume, namentlich die größeren, sind von den merkwürdigen Schlingpflanzen, den Lianen, umstrickt und oft so dicht, daß man von dem eigentlichen Baumstamm kaum noch etwas zu erblicken vermag. In den Gipfeln schlingen sie sich von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig, das ohnehin dichte Laubdach noch undurchdringlicher machend, oder sie hängen in unendlich langen, schiffstaudicken Ranken zur Erde nieder, um hier alsbald wieder Wurzel zu schlagen und fortwuchernd auch den Boden mit einem dichten Netzwerk zu überziehen und auf ihrem Wege an anderen Baumstämmen aufs Neue in die Höhe zu klettern. Zieht oder rüttelt man unten an einer solchen Lianenranke, die gleich einem Glockenstrang vom Thurme herabhängt, so antwortet hoch oben ein unheimlich knisterndes Geräusch und oft stürzt der ganze Strang mit dem von ihm umstrickten dürren und grünen Gezweig krachend zur Erde nieder. Daß das Einhalten einer bestimmten Richtung in diesem Walde, will man sie nicht mit Gewalt durch Hinwegräumung der Hindernisse erzwingen, ein Ende hat, ist natürlich; man muß, den Kompaß in der Hand, kreuz und quer sich durchwinden, über umgefallene und vermodernde Stämme klettern, durch das junge aufstrebende Holz dringen, dann über die hier, wie sonst überall auf der Insel, zerstreuten Lavablöcke steigen und endlich noch durch das dichte Gewirr der herunterhängenden Lianen und das den Boden überstrickende Rankennetz derselben, in das der Fuß fortwährend eingleitet, fortzukommen suchen.

Schon bei meinem ersten Besuch dieses Waldes war mir in der erwähnten nördlich ihn begrenzenden Lichtung der durchdringende und widerliche moschusartige Geruch der dort hausenden Fleder- oder Flughunde, der sogenannten Vampyre[1]), entgegengekommen, der beim Eintritt in den Wald immer stärker wurde. Zu gleicher Zeit hörte ich ringsum aus den Gipfeln der Bäume ein vielstimmiges Kreischen und Quaken hervorgehen. Aber so sehr ich mich bemühte, konnte ich keins der Thiere erkennen; ich sah nur hoch oben in dem dichten, glitzernden Laubdach verworrene Gestalten sich herumbewegen. Endlich erreichte ich eine durch umgestürzte Baumstämme entstandene kleine Lichtung und konnte nun deutlich die Thiere in den Bäumen umherkriechen oder mit ihren Krallen an den Zweigen hängen sehen. Auf einen Schuß sah ich zwei derselben stürzen, eins indessen fiel in einen tiefer stehenden Baum und klammerte sich hier noch wahrscheinlich mit seiner großen Daumenkralle fest. Alsbald aber nach dem Schusse erhob sich ringsum ein merkwürdiges und fast unheimliches Geräusch, ein immer mehr anschwellendes Flattern und Schwirren, als ob ein Gewittersturm durch die Gipfel der Bäume brause. Tausende von Vampyren, in ihrer Größe und ihrem Fluge den Eulen ähnlich, flogen die Luft erfüllend aufgeschreckt von allen Seiten herbei. Ich wurde an die Harpyien-Sage erinnert, die wohl ohne Zweifel derartigen Thieren, die sich zudem durch große Gefräßigkeit und eine höchst seltsame

---

[1]) Auf Rolas und S. Thomé werden diese Thiere „os Vampejros" genannt, auch sonst wohl die Pteropinen, die Flug- oder Flederhunde im Allgemeinen als Vampyre bezeichnet, obgleich dieser Name eigentlich nur gewissen karnivoren Fledermäusen, namentlich den blutsaugenden Phyllostomen oder Blatternasen, zukommt. Die Flughunde ernähren sich ausschließlich von Früchten.

Gestalt auszeichnen, ihre Entstehung verdankt [1]). Ich schoß noch einmal mitten in einen Schwarm und sah wiederum zwei Thiere fallen, aber ohne ihrer habhaft werden zu können, da sie sich wahrscheinlich abermals an Zweigen festgeklammert hatten. Das Schwirren und Flattern brauste aufs Neue und verstärkt auf und erst allmälig kehrten die Thiere in die Bäume zurück, aber nun begann in den aufgeregten Scharen ein wahrhaft betäubendes Schreien und Quaken, das nicht enden wollte.

Die von mir auf Rolas beobachtete Art der Pteropinen oder Flughunde ist **Cynonycteris stromineus**, der Palmenflughund, der im mittlern Afrika eine sehr weite Verbreitung zu haben scheint, und den ich auch sehr häufig auf S. Thomé, aber niemals in jenen ungeheuern Schwärmen, wie in Rolas, antraf. Sie leben ausschließlich von Früchten, Bananen, Mongos, besonders lieben sie den Mamão (Melonenbaum), und die feine Abacate, aber trotz ihrer großen Gefräßigkeit und trotzdem sie hin und wieder arge Verwüstungen in den Obstbäumen anrichten, läßt man sie unbekümmert an der überreichen Tafel, die die Natur hier täglich neu aufdeckt, mitzehren. Eine interessante Beobachtung über die Palmenflughunde von Rolas, die ich während meines Aufenthaltes hier fast täglich machte, will ich noch kurz erwähnen. Wie alle Fledermäuse sind auch die Palmenflughunde nächtliche Thiere, die während des Tages in dichten dunkelen Wäldern sich versteckt halten und in den Gipfeln der Bäume umher kriechen oder schlafend an den Zweigen hängen. Erst in der Dämmerung verlassen sie ihre Schlupfwinkel um nach Nahrung umherzufliegen. In Rolas erhoben sich an jedem Abend fast minutengenau zu derselben Zeit [2]) von der Südwestseite der Insel ungeheuere Schwärme von Flughunden, die alle nach Nordwesten über den Meereskanal S. Thomé zuflogen. Sie bildeten stets einen langen Zug, der in der Regel den ganzen Kanal überbrückte, und oft, wenn die vordersten schon im Yago von S. Thomé eingefallen waren, sah man noch immer neue Scharen in Rolas aufsteigen. Am folgenden Morgen waren sie regelmäßig wieder in den Wäldern von Rolas.

Die Thierwelt von Rolas zeichnet sich im Allgemeinen nicht durch Mannigfaltigkeit und Glanz der Formen und Farben aus, wie wir sie sonst in den Tropengegenden des Festlandes zu erblicken gewohnt sind. Das afrikanische Festland beherbergt fast aus allen Gruppen des Thierreichs eine unendlich viel reichere Fauna als seine Inseln, und der Abstand in dieser Richtung ist vielleicht um so größer, je weiter jene von der Küste entfernt liegen. Aber zu gleicher Zeit wächst mit der größern Abgeschlossenheit und Selbständigkeit dieser insularen Faunengebiete das wissenschaftliche Interesse für dieselben und ersetzt reichlich den Mangel an Mannigfaltigkeit. Keine Inselgruppe aber ist vielleicht in dieser Beziehung bedeutungsvoller als gerade die der Guinea-Inseln. Wie zu einer submarinen Gebirgskette gehörig, ziehen sich diese Inseln von dem mächtigen Camerun-Gebirge an, das in geologischer Hinsicht zu ihnen zu gehören scheint, fast in gerader Linie über Fernando Po, Principe, S. Thomé, Rolas und Annobom nach Südsüdwest durch den Golf von Guinea hin. Alle sind vulkanischen Ursprungs, in ihrem Aufbau und ihren übrigen geologischen Charakteren, ihren klimatischen und Bodenverhältnissen rc. übereinstimmend, alle mit reicher üppiger Vegetation erfüllt, aber jede dieser Inseln stellt ein mehr oder minder selbständiges Faunengebiet dar, das sowohl in seinen engeren und weiteren Anschlüssen an andere, oft weit entfernte, Faunengebiete als namentlich auch in der Eigenart und dem oft völlig isolirten Auftreten einzelner Formen oder Formengruppen etwas, möchte ich sagen, Geheimnißvolles an sich trägt. Jedenfalls eröffnet sich hier noch, meiner Ueberzeugung nach, der Zukunft ein reiches und vielleicht für manche wichtige Frage fruchtbringendes Feld wissenschaftlicher Forschung.

Rolas kann selbstredend eine solche Selbständigkeit für sich nicht beanspruchen, seine Fauna schließt sich vielmehr eng an diejenige der benachbarten Hauptinsel S. Thomé an. Daß auf dieser als auf der bei weitem größern zum Theil hoch gebirgigen und sehr flußreichen Insel, die somit reichere und weiter umgrenzte Lebensbedingungen bietet, die Thierwelt viel mannigfaltiger auftritt, als auf unserm Eiland, ist ebenfalls natürlich. In Rücksicht auf die herrschende Wind- und Stromrichtung und den von mir in Bezug hierauf gemachten Beobachtungen erscheint auch eine Uebertragung der Thierformen, abgesehen von der durch den menschlichen Verkehr hergestellten, viel leichter und sicherer von Rolas nach S. Thomé als umgekehrt.

Außer den eben erwähnten Palmenflughunden und einigen kleinen Arten von Fledermäusen besitzt Rolas kein einziges wild lebendes Säugethier, das als hier ursprünglich heimisch angesehen werden könnte. Leider sind auch hier, wie in S. Thomé, durch Schiffe die Ratten eingeschleppt worden, die ziemlich zahlreich sowohl die Wanderratte wie die Hausratte neben einander die Wälder bewohnen. Im Innern der Insel, namentlich in den dichten, fast unzugänglichen Wäldern des Nord- und Südhügels leben seit längerer Zeit völlig verwilderte Schweine, die von den abfallenden Früchten, von Kräutern und Wurzelwerk sich ernähren, aber auch, ebenso wie die Ratten, an den Kakao-Pflanzungen vielen Schaden anrichten. Auch leben auf diesen Hügeln, wie ich gleich hinzubemerken will, Scharen ebenfalls völlig verwilderter Haushühner, auf die zeitweise Jagd gemacht wird. Auf meinen Streifzügen durch die Insel hörte ich häufig das laute Krähen der Hähne aus den dicht bewaldeten Höhen hervortönen.

Die auffallendsten Vögel der Insel, die ihr auch den Namen gegeben haben, sind die wilden Tauben, die in drei verschiedenen Arten, darunter die prächtige Papageitaube, in ungeheurer Menge das Innere der Insel bevölkern. Außerdem tritt ein anderer Vogel durch seinen überall vernehmbaren lauten etwas elegischen Flötenton und durch sein überaus glänzendes Gefieder hervor, der „Osrobo“, Goldkuckuck (Chrysococcyx auratus), der auch die Wälder von S. Thomé äußerst zahlreich bewohnt. Ueberraschend für die Aequatorialgegend ist der in den Wäldern überall erschallende vielstimmige Gesang der zahlreichen kleineren Singvögel, von denen einige noch so harmlos sind, daß man sich ihnen bis auf wenige Schritte nähern kann. Oft, wenn ich ihren Lockton nachahmte, sah ich sie plötzlich aus dem Gebüsch hervorstürzen und sich keck gerade vor mich hinsetzen, durch allerlei Bewegungen und Töne ihre gereizte Stimmung offenbarend. Auch der Osrobo antwortet alsbald und folgt dem Lockenden oft lange Zeit, aber immer in scheuer, angemessener Entfernung, ähnlich wie unser Kuckuck. Der Strand wird von zahlreichen größeren und kleineren Seevögeln belebt, die sich namentlich zur Ebbezeit auf den Klippen nach Nahrung suchend umhertreiben. Auch unter ihnen zeigten einige, und zwar treffliche Flieger, noch eine große Unbefangenheit dem Menschen

[1]) Im nordöstlichen Afrika,, namentlich Aegypten, kommt eine dem Flughund von Rolas (Cynonycteris stromineus) nahe verwandte Art (Cynonycteris aegyptiacus, der Nilflughund) sehr häufig vor, der vielleicht als das Urbild der Harpyien anzusehen ist.

[2]) Ich erinnere daran, daß Rolas von der Linie geschnitten wird und daher hier beständige Tag- und Nacht-Gleiche herrscht.

gegenüber, indem sie, auf den Klippen sitzend, mich so nahe herankommen ließen, daß ich mit dem Stocke auf sie hätte schlagen können.

Von Reptilien fand ich auf der Insel nur eine giftlose Schlange, die in Afrika verbreitet ist und auch in S. Thomé vorkommt (Boodon capensis), und vier verschiedene Eidechsen, unter diesen eine sehr merkwürdige neue Gattung der Geckonen [1]). In den Monaten Januar, Februar, März wird die Küste von Rolas von zahlreichen Seeschildkröten besucht, die in dem weichen der Sonne ausgesetzten Sande des Strandes in von ihnen ausgescharrten und wieder zugedeckten Gruben ihre Eier legen. Wie an vielen anderen Küsten tropischer Gegenden wird auch auf Rolas diese Zeit zum Fang der Schildkröten benutzt. Die Thiere, die besonders Nachts behufs der Eiablage ans Land kommen, werden dabei überrascht, mit Hebeln auf den Rücken geworfen und so in einen völlig hülflosen Zustand versetzt, in welchem sie geknebelt und lebend fortgetragen werden. Während meiner Anwesenheit wurden zwei riesige Schildkröten auf diese Weise erbeutet, die uns längere Zeit hindurch als Nahrung dienten, theils durch die sehr zahlreichen Eier, die sich noch in ihnen vorfanden, theils durch ihr schmackhaftes Fleisch, das in der verschiedensten Zubereitung auf den Tisch kam.

Von Amphibien findet sich auf Rolas, freilich ziemlich selten, ein Frosch (Arthroleptis calcarata), der zu den seltsamsten Thiererscheinungen des Eilandes gehört, für die ich vergeblich nach einer Erklärung oder, wenn ich so sagen darf, zoologischen Berechtigung gesucht habe, denn es fehlt hier sowohl an fließendem wie stehendem Wasser, in dem er die zu seiner Ausbildung unumgänglichen jugendlichen Metamorphosen absolviren könnte. Die einzigen stehenden Gewässer, die ich auf der Insel fand, war das Regenreservoir in der Nähe des Wohnhauses, dem der ganze Bedarf an Süßwasser, auch das Trinkwasser zum Filtriren für die Bewohner entnommen wurde, und in dem sicher keine Froschlarven vorkamen, und eine durch Regen zusammengeflossene Wasserlache in der Tiefe des Kraters des Nordhügels, den ich aber auch vergeblich auf das Vorkommen der fraglichen Thiere durchsucht habe. Daß aber die Fortpflanzung und Entwickelung des Frosches von Rolas jedenfalls theilweise in die Monate Januar bis März, die Zeit meiner Anwesenheit, fällt, und daß dem Thiere auch keine andere außergewöhnliche Entwickelungsweise zukommt, bewiesen mir die auf einer Exkursion von Rolas nach dem Pogo von S. Thomé in einem durch den Regen stark mit Wasser gefüllten Sumpf wirklich aufgefundenen Larven desselben Frosches. Ich muß deshalb vermuthen, daß die ganze Entwickelung auch in feuchter Erde oder unter feuchtem Laube, das in den dichten Waldungen wohl sehr selten während der Regenzeit völlig austrocknet, zurückgelegt werden kann. Außer diesem Frosche fand ich von Amphibien noch eine schlangenartige hellgelbe Coecilie oder Blindwühle (Siphonops thomensis), die auch auf S. Thomé sehr verbreitet und eine diesen beiden Inseln völlig eigenthümliche Thierform ist.

Von Landgehäuseschnecken habe ich auf Rolas nur drei Formen gefunden: eine davon, eine große Achatina-Art (Achatina sinistrorsa), die von den Negern gegessen wird, kommt auch in Principe und S. Thomé und die beiden anderen in S. Thomé vor.

Die Gliederfüßler bilden ohne Zweifel in faunistischer Hinsicht die interessanteste, und, wie natürlich, die an Formen reichste Thiergruppe der Insel. Fast die Hälfte der von mir aufgefundenen Arten ist neu. Ob von diesen einige Rolas eigenthümlich oder ob alle zu gleicher Zeit auf S. Thomé heimisch sind, müssen weitere Beobachtungen lehren. Jedenfalls sind die neuen Formen zum größten Theil auf Rolas und S. Thomé beschränkt. Andererseits ist von großem Interesse, daß manche der schon bekannten Arten, die ich auf diesen Inseln fand, nicht bloß an diejenigen der Westküste von Afrika sich anschließen, sondern auch an die Amerika's.

Eine Hauptrolle unter den Gliederthieren spielen die Landkrebse, die in ungeheurer Menge unser Eiland ebenso wie S. Thomé bevölkern und den Inseln ein eigenthümliches zoologisches Gepräge verleihen. Am häufigsten trifft man die eigentlichen Landkrabben und auch die größten Exemplare, deren Rückenschild oft zehn bis zwölf Centimeter breit ist und die sich durch eine lebhafte violettrothe Färbung auszeichnen, in den tiefer und feuchter gelegenen Theilen von Rolas in der Nähe des Strandes, namentlich in den Kokospalmen- und Pandanenwäldern. Das Erdreich ist hier vollständig unterminirt von ihren Löchern und Gängen, in die sie, sobald man sich ihnen nähert, mit großer Geschwindigkeit hineinhuschen. Werden sie überrascht und angegriffen, so setzen sie sich zur Wehr, indem sie, halb aufgerichtet, ihre sehr kräftigen Scheeren auseinandergespreizt erheben. Auch im Innern der Insel findet man sie allerwärts, unter Steinen, alten Baumstämmen oder in Erdlöchern. Außer diesen Landkrabben kommt nun, und fast noch häufiger, eine andere Form von Landkrebsen vor, nämlich Land-Einsiedlerkrebse. Ihre erste Entwickelung durchlaufen sie, wie die Landkrabben, wahrscheinlich im Meere und hier oder am Strande suchen sie sich, sobald sie eine gewisse Ausbildung erlangt haben, ein Schneckenhaus zur Wohnung, mit dem sie nun die Wanderungen über die Insel unternehmen. Auf Schritt und Tritt begegnet man in den Wäldern, den Kakao-Kulturen, auf den Wegen, diesen sonderbaren Thieren, deren Gehäuse durch das Wachsen des Insassen während der Reise oft zu klein geworden ist oder arge Beschädigungen erlitten hat. Dadurch kommt es, daß die Meeresschneckenhäuser über die ganze Insel zerstreut sind. In S. Thomé unternehmen die Landeinsiedlerkrebse weite Wanderungen; ich fand sie im Gebirge 2000 Fuß über dem Meere und hier merkwürdigerweise fast stets in Landschneckenhäusern. In Rolas wählen sie zuweilen sogar Seeigelgehäuse zu ihren Wohnungen.

Unter den übrigen Gliederthieren treten die Spinnen am augenfälligsten hervor, die mit ihren ausgedehnten Netzen die Gebüsche oft dicht überziehen und erfüllen. Eine derselben zeichnet sich durch die Anfertigung eines kleinen, aber äußerst zierlichen Netzes aus, das zwischen einzelnen längeren radiären Fäden ausgespannt ist. Ich fand auf Rolas und S. Thomé einige fünfzig Spinnen-Arten, von denen fast die Hälfte neu ist, unter diesen eine in unterirdischen Gängen lebende sehr große Vogelspinne (Selenocosmia Greeffi Karsch). Fast eben so groß ist die Zahl der von mir gesammelten Käfer und deren neue Formen, von denen indessen nur wenige durch Größe und glänzende Farben, wie sie sonst den Käfern der Tropengegenden eigen sind, sich auszeichnen. Dasselbe gilt von den übrigen Insekten und namentlich von den Schmetterlingen, deren Armuth an Arten auffallend ist; einige farbenreiche afrikanische Formen sind in sehr großer Individuenzahl vertreten, an blumenreichen Plätzen sieht man sie, wie bei uns die Kohlweißlinge, umherschwärmen.

Was die marine Thierwelt der Küste von Rolas

[1]) Dieselbe ist von Herrn Professor Peters in Berlin unter dem Namen Scalabotes thomensis beschrieben worden; Monatsber. d. Königl. Ak. d. Wissenschaften, 18. Okt. 1880, S. 796.

und S. Thomé betrifft, deren Studium ich meine Zeit hauptsächlich widmete, so sind natürlich der weiteren Ausbreitung einer Meeresfauna und Aufnahme neuer Formen in dieselbe aus anderen Gebieten nicht solche Schranken gesetzt, wie der insularen Landfauna, vielmehr bieten die Meeresströmungen, namentlich die stetigen Ströme, und Winde zu vielseitiger Verbindung die natürlichen Wege. Auf ihnen wandern die Thiere, wenn auch ganz allmälig, von einem Meerestheil zum andern, von einer Küste und einer Insel zur andern und durchkreuzen schließlich den ganzen Ocean, ja dringen, wo sie offene Verbindungen finden und die Weiterwanderung begünstigt wird, von einem Meere zum andern vor. Selbst diejenigen Thiere, die auf dem Grunde des Meeres leben und hier festgewachsen sind, wie die Korallen und Schwämme, oder langsam umherkriechen, wie Weichthiere, Stachelhäuter, Würmer &c., sind von diesen großen Wanderungen nicht ausgeschlossen. Ihre frei beweglichen Larven schwimmen längere Zeit an der Oberfläche des Meeres umher und sind hier den treibenden Einflüssen von Wind und Strömung ausgesetzt. Gerade an den Guinea-Inseln und weiter nördlich an den Capverden stoßen, als Resultat jener großen Wanderungen der marinen Thierwelt, mehrere Faunengebiete zusammen, unter denen die der westafrikanischen Küste, namentlich aber der gegenüberliegenden ostamerikanischen Küsten, eine hervorragende Rolle spielen. Auch die Mittelmeerfauna erstreckt sich bis hierher, offenbar durch den Nordostpassat in den Atlantischen Ocean eingeführt. Formen, die im Mittelmeer eine große Verbreitung zeigen, finden sich an der Küste von Madeira, den Azoren, Canaren, Kapverden und reichen bis zu den Guinea-Inseln, einzelne, wie es scheint, noch weiter bis nach Südwest-Afrika. Im Großen und Ganzen indessen werden durch wesentlich veränderte Lebensbedingungen, besonders durch klimatische Veränderungen und mit ihnen durch Unterschiede in der konstanten Wärme des Wassers, Grenzen der im Uebrigen noch so sehr begünstigten Weiterverbreitungen und damit auch Grenzen gewisser Faunengebiete gezogen.

Ich habe während meines Aufenthaltes auf Rolas, sowohl der Strandfauna und der Tiefenfauna, soweit die letztere meinen Schleppnetzen zugänglich war, als auch der sogenannten pelagischen Fauna meine Aufmerksamkeit zugewandt und im Allgemeinen eine reiche Ausbeute erlangt, die ich wiederum zum nicht geringen Theile der stets bereitwilligen Hülfe meines verehrten Gastfreundes, des Herrn d'Araujo, verdanke. Während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf Rolas standen mir seine Boote zu Exkursionen auf's Meer zu Gebote. Nach einiger Unterweisung waren die mich begleitenden Neger, insbesondere der intelligente „Meta Graça“ und „Gabriel“, im Stande, die mir beschwerlichen und zeitraubenden Fahrten in den Canoes und dem „Amerikaner“ allein zu unternehmen, und erwiesen sich bald in der Handhabung der Apparate so geschickt und meinen Wünschen entsprechend, wie ich es bei den Fischern der europäischen Küsten selten fand.

Gegen Mitte März 1880 Morgens traten wir in unserm „Amerikaner“, und wiederum unter dem Geleite des Herrn d'Araujo, die Rückreise nach der Cidade de S. Thomé an. Lange noch blieb die kleine liebliche Insel Rolas in Sicht, bis sie hinter den hohen, waldigen Vorsprüngen der Küste von S. Thomé meinen Blicken und meinen Grüßen entschwand, nicht meiner Erinnerung, die ich ihr, dankbar für die schöne, reiche Zeit, die ich auf ihr verleben konnte, stets bewahren werde.

Gustav Nachtigal's Reisewerk.

III.

Der kleine Ausflug, welchen Bû Alâq mit Nachtigal nach dem südlichen Kanem unternahm, hatte zunächst Mâo, die jetzt dem Könige von Wadaï untergebene Hauptstadt des Landes (etwa 13° 48' nördl. Br.), zum Ziele. Dieselbe macht, ohne Ringmauern und nur etwa 150 Gehöfte, fast lauter Strohhütten, umfassend, einen sehr unansehnlichen Eindruck, ebenso wie ihr Herrscher, der Alifa (Gouverneur) Mohammedu, dessen Macht trotz der Oberherrschaft Wadaïs größtentheils auf seiner Freundschaft mit den Aulâd Solimân beruhte. Da deren angesehenster Edelmann unseren Reisenden begleitete, so konnte dieser es auch wagen, an die verrätherische Ermordung Moritz von Beurmann's tadelnd zu erinnern und die Entschuldigungen der allerdings unschuldigen Leute entgegen zu nehmen. Etwa 30 km südlich von Mâo, in Mondo, lernte er wenige Tage darauf eine größere Kolonie der Tundscher kennen, welche H. Barth für einen jenen Gegenden entsprossenen Stamm erklärt, der seine ursprüngliche Sprache vergessen habe. Sie selbst sind über ihren arabischen Ursprung vollständig einig und haben nicht die geringste Ueberlieferung von einem ihnen früher eigenthümlich gewesenen Idiome. Ihre Hütten und Saatfelder — Süd-Kanem ist überhaupt eine, nach unseren Begriffen freilich nicht sehr reiche, Kornkammer für jene Gegenden — zeugten von dem Fleiße und Wohlstande der Bewohner. Diese selbst ähnelten in Zügen und Habitus durchaus den in Inner-Afrika einheimisch gewordenen Arabern, wie sie Nachtigal in Kuka kennen gelernt hatte; doch waren sie größere Sprachkenner geworden, denn viele verstanden und sprachen das Kanûri und manche das Dâzaga, während sie sich unter einander ausschließlich des Arabischen bedienten. Ihre Zahl wird auf etwa 5000 geschätzt; sie sind durchaus seßhaft geworden und haben sich als die zuerst eingewanderten Araber mehr als andere Fremdlinge dem Leben und den Einrichtungen der vorgefundenen Bewohner (Kânembu) angepaßt.

Westlich von diesen, näher dem Tsade-See, sitzen die Dânoâ, 6000 Köpfe stark, welche sich der Kanûri-Sprache bedienen und bis dahin sowohl gegen Wadaï als gegen die Aulâd Solimân ihre Selbständigkeit bewahrt haben. Sobald ein Feind naht, besteigen sie die hohen Bäume ihrer Thäler und überschütten ihn von diesen natürlichen Festungen aus mit ihren vergifteten Pfeilen, deren sie sich allein von allen Bewohnern Kanems mit einer gewissen Ausschließlichkeit bedienen. Merkwürdig ist auch, daß sie sowohl von den Arabern als von den Dâza mit dem Namen „Schmiede“ belegt werden; denn weder giebt es unter ihnen besonders viele Eisenarbeiter, noch werden sie, wie diese, von den umwohnenden Stämmen verachtet, noch klebt ihnen

irgend eine Eigenschaft oder Sitte an, welche sie mit denselben auf eine Linie stellen könnte. Einer Tradition zufolge sind die Dânoá mit Bulâla vermischte Manga aus dem nördlichen Kanem. Nun bedient sich der Stamm der Manga, welcher jetzt im westlichen Bornu am Flusse von Joô in beträchtlicher Anzahl sitzt, ebenfalls der Bogen und Pfeile und schützt seine Dörfer in derselben Weise wie die Dânôa, durch Dornhecken. Möglich also, daß wirklich beide aus dem nördlichen Kanem stammen, dann durch die vordringenden Wüstenbewohner nach Süden gedrängt wurden und theils nach Bornu, theils nach Süd-Kanem wanderten, ein Drängen oder Gedrängtwerden nach Süden, wie es Nachtigal an anderer Stelle (S. 336) für die gesammte Bevölkerung Kanems (d. i. des Süd-Landes) nachweist. Auf der Rückreise machten Nachtigal und Bû Alâq einen Abstecher nach Westen, nach Gâla, welcher ersterem Gelegenheit gab, die Todesstätte von Beurmann's zu besuchen. Es ist Enneri Dschugu, ein langes, üppiges Dattelthal mit hohen Seitenwänden; an seiner Ostseite lagen zwei Dörfer, in deren einem noch der Dâza-Mann lebte, welcher acht Jahre vorher (Februar 1863) dem Ermordeten die letzte Ehre erwiesen hatte und nun genaue Auskunft geben konnte. Der Urheber der That war danach der Gouverneur (Aqîd) Chommi aus Wadaï gewesen, der sich damals gerade in Kanem befunden und in seinem Eifer, den Christen von seinem Vaterlande fern zu halten, drei Männer zu dem Morde angestiftet hatte. Diese waren eines Tages gegen Abend in Beurmann's Hütte gedrungen, um ihn mit ihren Lanzen zu erstechen. Der aber wehrte sich so verzweifelt mit seinem Schwerte, daß die Mörder in der Ueberzeugung, ihr Opfer sei hieb- und stichfest, ihm einen Strick überwarfen, ihn erdrosselten und seine Leiche zum Dorfe hinausschleppten, um sie den Hyänen und Geiern zu überlassen. Wunderbarer Weise habe aber weder ein wildes Thier die Leiche angerührt noch sei die Verwesung eingetreten. Als er selbst, der Dâza-Mann, „nach einer längern Reihe von Tagen den tapfern todten Mann unverändert in der Wildniß gefunden habe, sei ihm klar geworden, daß Gott selbst auf diese Weise seinen Unwillen über den Verrath an dem schutzlosen Fremdling und über die Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses habe kund thun wollen, und er habe ihn bei Nacht in die Erde zur ewigen Ruhe gebettet; erst nach diesem frommen Werke habe ein langersehnter Regen die Erde befruchtet. Er bestätigte, daß die Mörder sämmtlich eines unnatürlichen Todes starben, und daß dadurch die Beurtheilung des Ereignisses von Seiten der unbetheiligten Menge wesentlich beeinflußt wurde."

Zwei Tage später trafen die beiden Reisenden wieder im Lager der Aulâd Solîmân ein, welche am 23. December den Rückmarsch nach Bornu antraten. Gleich anfangs traf man auf den nomadischen Tubu-Stamm der Wandala, welcher in seinem Unwillen über die unendliche Besteuerung durch die Araber den Entschluß gefaßt hatte, nach Bornu auszuwandern. Belustigend schildert Nachtigal den Besuch, welchen das schöne Geschlecht dieser Wandala ihm abstattete. „Viele derselben zeichneten sich durch einen herrlichen Wuchs und manche durch hübsche Gesichter aus; ihre Hautfarbe wechselte zwischen Schwarz und Braunschwarz. Der Korallencylinder im einen Nasenflügel war bei vielen durch einen stumpfen und kurzen silbernen Nagel ersetzt, und die Halsketten von rothen Glasperlen waren nach der Sitte der Schôa-Frauen mit Bernsteinperlen von der Größe einer Haselnuß bis zu der eines Taubeneies untermischt. Die vornehmsten jungen Mädchen und Frauen trugen auch wohl echte Korallen-Halsbänder, die, zuweilen in der Breite mehrerer Finger, bis auf den Busen herabhingen. Sehr hübsch hatten einige ihr Haar garnirt, indem ein zweifingerbreites Korallenband die Stirn einrahmte und zwei schmalere zu beiden Seiten der nach hinten verlaufenden Scheitelflechten bis auf die Mitte des Kopfes reichten. Je dunkler die Haut ist, desto reizender nimmt sich die rothe Korallenfarbe auf ihr aus.

Im Anfange befleißigten sich die neugierigen Damen einer bescheidenen Zurückhaltung und begnügten sich damit, meinen spärlichen Besitz an europäischen Gegenständen (Uhr, Bürsten, Spiegel, Photographien und dergleichen) anzustaunen. Doch als sie zutraulicher geworden waren, gingen sie ziemlich ungenirt auf meine Person über, nahmen mir den Tarbûsch ab, befühlten und untersuchten das Haar und inspicirten meine Haut auch da, wo sie, beständig von Kleidungsstücken bedeckt, ihre ursprüngliche Farbe bewahrt hatte. Obgleich ihnen dieselbe in ihrer Feinheit mit den durchschimmernden bläulichen Adern durchaus den Charakter des Unfertigen zu haben schien, wie etwa ein unbehaarter oder unbefiederter Thierembryo, so waren sie doch im Allgemeinen von der Untersuchung nicht unbefriedigt. Sie kamen nicht allein zu dem Schlusse, daß ich ein zwar wunderbares, doch durchaus nicht so widerwärtiges Exemplar der Familie Mensch sei, als man ihnen geschildert hatte, sondern die beiden Schönsten gingen sogar in ihrer Zuthunlichkeit so weit, daß mir die eine die Ehe antrug und die andere sich nicht abgeneigt erklärte, in diesem Falle das Loos ihrer Gefährtin zu theilen."

Die Dörfer am Nord- und Ostufer des Tsâde, welche Nachtigal jetzt zum zweiten Male betrat, schienen ihm einen ungewöhnlich wohlhabenden Charakter angenommen zu haben, sowohl durch ihre üppigen Felder als durch die sorgfältige Herstellung der Hütten und die schönen Kleider ihrer Bewohner. Allein sie hatten sich gegen früher unbestreitbar nicht verbessert; nur des Reisenden langer Aufenthalt unter besitzlosen Nomaden und unterdrückten Halbnomaden ließ ihm Alles in so glänzendem Lichte erscheinen. Am späten Abend des 9. Januar 1872 langte er nach fast einjähriger Abwesenheit wieder in Kuka an, wo ihn der Scheich in liebenswürdigster Weise empfing, und ganze Stöße von Zeitungen und Briefen aus Europa seiner warteten, aus denen er nun zuerst die Ereignisse des Sommers und Herbstes 1870 erfuhr. Mit Vorbereitungen für seine Reise nach Bagirmi (s. deren Schilderung „Globus" Bd. 39), und mit Studien über die Geschichte Bornus, deren Ergebnisse er im 5. Kapitel des 5. Buches niedergelegt hat, verbrachte er die nächsten Wochen.

Ehe zu der Schilderung dieser Bagirmi-Reise übergegangen wird, folgen wieder eine Reihe zusammenfassender Kapitel (Kanem und seine Bewohner; Der Tsâde und seine Inselbewohner; Bornu und seine Geschichte; Die Bevölkerung von Bornu; Klima und Krankheiten in Bornu), Abschnitte, welche die Resultate eifrigen Sammelns und Erkundigens und nicht minder fleißiger Studien darbieten. Auf die zahllosen dort erörterten Einzelheiten einzugehen, verbietet uns natürlich der Raum; nur einige Punkte möchten wir daraus hervorheben.

Daß die Bewohner Kanems, die Kânembu, in früheren Zeiten nördlichere Wohnsitze gehabt haben, beweist erstlich der Name Kanem, d. i. Land des Südens; denn die Leute konnten es so füglich nur von einem nördlichern Standpunkte aus bezeichnen; zweitens der schon erwähnte nahe Zusammenhang der Kânembu- oder Kanûri-Sprache mit derjenigen der Tubu, welche letztere die ursprüngliche ist; drittens der weit verbreitete Kânembu-Stamm der Tomâghera, welcher sich theilweise seines Tubu-Ursprungs noch bewußt ist und noch heute als der herrschende Stamm in Tu (Tibesti) und Kawar (19° nördl. Br.) gilt; endlich die Thatsache, daß

die Kânembu-Abtheilung der Kuburi, das Häuptlingsgeschlecht, eine Unterabtheilung hat, welche durch ihren Namen Borkubu deutlich auf einen nördlichern Ursprung hinweist.

Daß die Kânembu, wenn sie Jahrhunderte hindurch veränderten klimatischen und anderen Lebensbedingungen ausgesetzt gewesen waren, allmälig eigenartig wurden, ist nicht zu verwundern. Sie besitzen im Allgemeinen eine etwas dunkelere Hautfärbung als die Tubu, haben einen Theil der Zierlichkeit, Magerkeit, Nervosität, Beweglichkeit und Energie derselben eingebüßt, übertreffen sie in der Muskel- und Fettentwickelung und sind im Ganzen höher gewachsen mit vorwiegend ausgebildeten unteren Extremitäten. Ihre Gesichter haben den scharfen Schnitt der Tubu-Züge verloren, den ihre Vorfahren in der Wüste gehabt haben werden, und erscheinen gerundet, doch haben sie von der Regelmäßigkeit der letzteren genug bewahrt, um die stärker gemischten Kanûri, den in Bornu herrschenden Stamm, in dieser Beziehung zu übertreffen. Sie haben also im Allgemeinen edlere Formen und eine mehr oder minder allen gemeinsame ins Röthliche spielende Hautfärbung vor den letzteren voraus. An den meisten Kânembu fielen Nachtigal die abstehenden Ohren auf. Wo sie bisher in größerer Anzahl zusammen gelebt haben, sind sie alle typisch; jeder einzelne trägt den Charakter des Stammes zur Schau, und gerade hierdurch unterscheiden sie sich von den Kanûri, die, erst später von Kanem nach Bornu vordringend, sich mit den dortigen Einwohnern mischten und kein charakteristisches Gepräge haben. Darum halten sich auch die Kânembu für reiner und edler, als ihre durch Kreuzung mit heidnischen Stämmen verunreinigten Brüder und Herren.

Von besonderm Interesse sind Nachtigal's Nachrichten über den Tsâde, den er im Laufe seiner Reisen fast rings umwandert hat, ohne indessen in seine Inselwelt eingedrungen zu sein, wie vor ihm der Hamburger Overweg, der über seine Forschungen indessen nur unzulängliche Notizen hinterlassen hat. Der Tsâde, d. i. Wasseransammlung, liegt circa 270 m über dem Meere und nimmt mit seinem Areal von etwa 27 000 qkm, welches fast die Größe der Insel Sicilien erreicht, den Grund einer weiten flachen Mulde ein; in ihn ergießen sich die Abflüsse von Bornu, Bagirmi, der Länder im Süden Wadaïs und eines Theiles von Dâr Fôr. Doch ist seine Oberfläche keine zusammenhängende Wassermasse, sondern zu einem Drittheile, und zwar namentlich im Osten, von zahlreichen bewohnten Inseln bedeckt; dort ist es kein See mehr, sondern eine Lagune, deren netzartig verzweigte Wasserzüge zeitweise fast ganz versiegen, zeitweise aber auch auf das für gewöhnlich trockene Terrain der Nachbarschaft übergreifen. Der größte Theil seiner Umgebung trägt steppenartigen Charakter; nur im Süden sind die Ufer seiner Buchten, Zuflüsse und Hinterwässer mit einer herrlichen, tropischen Vegetation bedeckt. Die weitans größte Menge seiner Wasserzufuhr, welche Nachtigal insgesammt auf circa 100 Kubikkilometer jährlich schätzt, erhält er durch den Schari, nämlich circa 60 Kubikkilometer; den Rest liefern die kleineren Zuflüsse und der Regenfall. Davon giebt er durch Verdunstung etwa 70 Procent ab, während der Ueberschuß wahrscheinlich die Brunnen des Bahar el-Ghazal und die Niederungen Bodele, Egeï und Süd-Borku mit Grundwasser speist. Früher trat das Wasser oberirdisch in den Bahar el-Ghazal ein, ohne daß man gerade anzunehmen hat, daß derselbe jemals ein offenes richtiges Flußbett gewesen ist. Da die Mündungen des Schari nach Nordwesten und Westnordwesten gerichtet sind, so findet in dieser Gegend des Sees auch die geringste Inselbildung und Landanschwemmung statt, während dieselbe im Osten sich leichter vollzog und allmälige Veränderungen herbeiführte, in Folge deren das Tsâde-Wasser für gewöhnlich nicht mehr in den Bahar el-Ghazal einzutreten vermochte. Während der See aber nach Osten hin abgenommen hat, nimmt er nach Westen und Norden entschieden zu; er verschlingt namentlich sein Westufer, so daß Scheich Omar im Frühjahr 1873 unweit Kukas auf höherm Terrain eine neue Residenz zu gründen sich veranlaßt sah. Nachtigal ist geneigt, dieses Zunehmen des Sees im Westen und Norden als einfache Kompensation für die Anschwemmungen des Schari und die Trockenlegung des Bahar el-Ghazal anzusehen, ohne gerade letztere durch eine Bodenerhebung erklären zu wollen.

Unerklärlich ist es bis jetzt, warum der Tsâde, ein abflußloser See, trotz seiner salzreichen Umgebung völlig süßes Wasser führt; dieser Umstand dürfte dafür sprechen, daß seine Wasserverhältnisse noch keinen einigermaßen ständigen Charakter angenommen haben.

Der Archipel im Osten des Sees wird hauptsächlich von den Buddum a oder Jêdinâ und den Kûri bewohnt, welche hauptsächlich sich mit der Zucht der Rinder beschäftigen. Erstere sollen groß, stark, muskel- und fettreich sein, ziemlich schwarz von Hautfärbung und den verschiedenen Makari-Stämmen (in Logon; also entschiedenen Negern) ähnlich. Die Frauen scheinen meist schlanker und zarter, mehr denen der Kânembu ähnlich, als den Makari-Frauen. Mit Ausnahme von zwei kurzen Einschnitten am Augenwinkel haben die Männer keine Tatuirung und tragen das Haar in natürlicher Länge. Wenn möglich, kleiden sie sich in Bornu-Toben, sonst in Lederschurzfelle; bewaffnet sind sie mit 3 bis 4 Wurfspeeren, Lanze, Schild und einem langen, am Vorderarm getragenen Dolche. Aeußerlich sind sie Mohammedaner; doch haben sich bei ihnen viele Gebräuche aus der Heidenzeit in hohem Ansehen erhalten. So spielen eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein historischer Stein — Steine kommen sonst auf den Inseln des Tsâde kaum vor — und ein Stammesschwert eine große Rolle. Eine Art Priester hat dieselben in Gewahrsam und er bedient sich ihrer, wenn er die Hilfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Unfruchtbarkeit und anderes Mißgeschick erfleht. Des höchsten Ansehens erfreut sich ein Fabelwesen, welches in Gestalt einer riesigen Schlange den See bewohnt, also wohl den Geist des Tsâde darstellt, und dessen Rath und Hilfe bei besonders wichtigen Vorhaben stets erbeten wird. Von den Vorschriften des Islam wird nur die Beschneidung streng befolgt.

Die Ehen sind meist kinderreich, was man der vorwaltenden Fischnahrung zuschreibt, und Frauen mit zehn oder mehr Kindern sind eine häufige Erscheinung. Die Sitte eines beschränkten Verkehrs zwischen verschwägerten Personen scheint ebenso streng geregelt zu sein, als bei den Tubu; auch nehmen die Schmiede dieselbe Pariastellung ein, wie bei den Wüsten- und meisten Sudan-Stämmen. Die Todtenbestattung findet nach mohammedanischer Sitte statt. Stirbt ein Budduma auf dem Festlande, so führen die Verwandten, wenn irgend möglich, seine Leiche auf die heimathlichen Inseln; ein in ihrer Mitte gestorbener Fremder aber wird in den See geworfen. Was ihre Kunstfertigkeit anlangt, so beschränkt sie sich auf Gegenstände des täglichen Bedarfs; den Verhältnissen ihrer Heimath gemäß verstehen sie sich gut auf das Zimmern von Booten und Nachen und die Herstellung von Fähren aus leichtem Phôgu- und Melissaholze. Kleidung und Schmucksachen sowie einen Theil des nöthigen Getreides tauschen sie gegen Fische, Peitschen aus Flußpferdhaut, Natron, an dem ihre Inseln sehr reich sind, und Elephantenzähne von den Kânembu des Festlandes ein, mit denen sie vielfach in freundschaftlichem Verkehre

stehen. Im eigenen Lande benutzen sie vorzugsweise das Rindvieh als Zahlmittel.

Die Sicherheit ihrer schwer zugänglichen insularen Wohnsitze hat die Budduma zu äußerst frechen Räubern gemacht, welche nicht nur einzelne Reisende und kleine Karawanen, sondern auch ganze Ortschaften überfallen. Zur Zeit des Hochwassers — gegen Ende November erreicht der See seinen höchsten Stand — gelangen sie bei Nacht unbemerkt bis in die nächste Nähe der Uferortschaften, brechen trotz aller Wachsamkeit plötzlich hervor, erschlagen die Männer und führen Weiber und Kinder in die Sklaverei. Mit ihren südlichen Nachbaren, den Kûri, leben die Budduma häufig in blutiger Fehde; während des Winters liefern sie sich Seeschlachten, an denen auf jeder Seite wohl an hundert Boote theilnehmen.

Die Kûri (oder Kâleâ) unterscheiden sich sprachlich nur sehr wenig von den Budduma, stehen aber in der Civilisation höher und unterhalten mit den Uferbewohnern einen regelmäßigen Verkehr. Sie sind von Hautfarbe schwarz, dabei groß, stark, fett und sollen ein hohes Alter erreichen. Ihre Nahrung besteht aus Getreide, Fischen und dem Fleische des Flußpferdes, des Büffels und des Krokodils, welches letztere sich großer Beliebtheit erfreut. Sie sind reich an Rindvieh und können eine ansehnliche Reitermacht aufstellen; sie sind Mohammedaner und haben ein allgemein anerkanntes Oberhaupt, welches von allen eine gewisse Grundsteuer erhält. Sobald nach der Regenzeit der Tsâde auf einen mittlern Wasserstand zurückgegangen ist, mißt man das kultivirbare Terrain mit Lanzenschäften als Längenmaß aus, vertheilt dasselbe unter die Bewohner, und jeder giebt je nach seinem Antheil eine gewisse Zahl von Baumwollenstreifen als Grundsteuer und zur Zeit der Ernte noch einige Maß der vorwaltenden Getreideart.

* * *

Wir schließen mit diesen kurzen Auszügen die Besprechung von Nachtigal's vortrefflichem Buche in der Hoffnung, bald den Schlußband anzeigen zu können, welcher uns auch das bisher stellenweise sehr vermißte Inhaltsverzeichniß bringen wird. Ueber den Sudan, seine Natur und namentlich seine Bewohner, deren Klassificirung oft recht schwierige Probleme entstehen läßt, werden wir dann ein Werk besitzen, wie über wenige andere Gebiete unserer weiten Erde.

Britisch-Birma zu Ende des Jahres 1881.

Das Jahr 1881, schreibt ein Times-Korrespondent aus Rangun, 28. December 1881, ist für Britisch-Birma und namentlich für Rangun in ungewohnt angeregter Weise zu Ende gegangen. Seit zehn Jahren wurde der Provinz zum ersten Male wieder der Besuch des Vicekönigs zu Theil, und alle Klassen der buntgemischten Bevölkerung wetteiferten darin, dem hohen Gaste Ehre zu erweisen. Der Oberkommissär und die europäischen Residenten, die mit wohlbegründetem Stolz auf die überraschend schnelle und doch gesunde Entwickelung des Landes innerhalb des letzten Jahrzehnts zurückblicken, benutzten begreiflicher Weise gern die seltene Gelegenheit, ihren eigenen wie auch den Wohlstand der Kommune in allerhand festlichen Veranstaltungen zur Schau zu stellen. Die eingeborene Bevölkerung faßte die Sache mit der ihr eigenen Leichtlebigkeit und Fröhlichkeit auf und setzte auf eigene Hand eine feierliche Begrüßung des Vicekönigs in Scene. Auch die in Rangun ansässigen asiatischen Einwanderer, die zahlreichen Chinesen, die Kaufleute von Surate, die „Chetties“ von Madras, die Moguls und die Perser, wollten in der Bethätigung ihrer Loyalität nicht zurückbleiben, und die beständig zwischen ihnen herrschende Eifersucht vermochte sie alle zur Entfaltung einer unglaublichen Pracht, mit der sie es einander zuvorzuthun bestrebt waren. Von dem kostbaren Schmuck, den namentlich die chinesischen und indischen Triumphbögen und Ehrenpforten aufzuweisen hatten, hätte jedes einzelne Stück einen Platz im Kensington-Museum verdient. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit einmal wieder deutlich, welch großen Reichthum die meisten dieser asiatischen Einwanderer sich binnen kurzer Zeit als rührige und geschickte Kaufleute im birmanischen Handel zu erwerben verstehen. Freilich, der unerschöpfliche Reichthum des Landes kommt ihnen dabei zu Hilfe; bringen doch selbst die jeder Anstrengung abholden Birmanen es oft genug, wenn auch nicht wider ihren Willen, so doch ohne ihr ernstliches Dazuthun, zu einem ansehnlichen Wohlstande, der zu ihren äußerst geringen eigentlichen Lebensbedürfnissen in gar keinem Verhältnisse steht und ihnen meist reichliche Mittel zur Befriedigung ihrer Neigungen gewährt. Zu diesen Neigungen des birmanischen Volkes gehört in erster Linie die Liebhaberei für kostbare Kleidung, Schmuck und kunstvoll gearbeitetes Luxusgeräth aller Art, dann aber das Spenden reicher Gaben für ihre Klöster und frommen Stiftungen. Geradezu unzählig ist die Menge von Pagoden, die man auf Schritt und Tritt in Britisch-Birma antrifft, und die sämmtlich ihre Entstehung und Erhaltung den frommen Gaben der Eingeborenen verdanken. Die hier herrschende Form des Buddhismus ist frei von jeder trüben oder ernsten Weltanschauung, und so haben die in Birma lebenden Europäer vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn sie die Eingeborenen gern als „das glücklichste Volk unter der Sonne“ bezeichnen. Durch den unüberwindlichen Abscheu, den die Birmanen gegen jede Art der häuslichen Dienstbarkeit, sowie gegen alle niedere Arbeit haben, sieht sich die europäische Bevölkerung der Provinz freilich in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt, ihre sämmtlichen Dienstboten aus den Präsidentschaften kommen zu lassen; trotzdem aber, oder vielleicht auch gerade ebendeshalb, ist das Verhältniß zwischen den Europäern und dem eingeborenen Volke ein vorzügliches. Hohe Intelligenz, große Gutmüthigkeit und eine gewisse stolze Selbständigkeit des Charakters sind für das Wesen des Birmanen kennzeichnend. Die freie Stellung der Frauen, die denselben sogar das Recht zur Besorgung und Abschließung der wichtigsten Geschäfte giebt, hat begreiflicherweise etwas durchaus Sympathisches für die Europäer. Das Einzige, was im Verkehr mit dem Volke oft lästig fällt, ist die allgemeine und den Birmanen zur zweiten Natur gewordene Leidenschaft für das Tabakrauchen; man sieht sie nie ohne die unvermeidliche Riesencigarette im Munde, die, sechs Zoll lang und etwa daumendick, nicht in Papier, sondern in ein großes Blatt gewickelt wird.

Die Zustände im obern Birma sind leider von denen

der britischen Provinz himmelweit verschieden; die despotische Regierung des in wüster Genußsucht immer mehr herunterkommenden Königs gewährt dem Volke dort keinerlei Sicherheit der Person oder des Eigenthums; die Kultur des Bodens wird gänzlich vernachlässigt, und die Einwohner benutzen jede Gelegenheit, um aus diesen unaushaltbaren Zuständen auf britisches Gebiet zu entkommen. So massenhaft hat diese Auswanderung stattgefunden, daß strenge Maßregeln dagegen ergriffen worden sind. Der birmanische Unterthan, dem es gelingt, mit seiner ganzen Familie auf das britische Territorium zu flüchten, ist dort geborgen; wer nicht so glücklich ist, wird durch die unmenschliche Bedrückung, der die Seinigen zum Opfer fallen, zur Rückkehr in die Heimath gezwungen. Zur Zeit der Reisernte, d. h. gegen Ende des Jahres, ist es den Männern erlaubt, für einige Wochen als Arbeiter nach Britisch-Birma zu gehen, wo sie dann in großen Schaaren von den Plantagenbesitzern gemiethet werden. Der Handel zwischen der britischen Provinz und dem obern Reiche hat in letzter Zeit durch das vertragswidrige Vorgehen des Königs, der sich eine Monopolisirung gewisser Handelsartikel angemaßt hat, bedenkliche Stockungen erlitten.

Wie im ganzen britischen Indien, so spielt auch in der Provinz Birma der Volksunterricht (vgl. oben S. 126) eine hervorragende Rolle. Unserm Berichte zufolge hat der Vicekönig sich mit den Lehranstalten von Rangun noch nicht ganz zufrieden erklärt: er verlangt mehr und höhere Schulen. Ohne den verdienstlichen Bestrebungen, welche die britisch-ostindische Regierung auf dem Gebiete der Volksbildung bethätigt, zu nahe treten zu wollen, kann man sich bei einigem Einblick in die Verhältnisse doch der Thatsache nicht verschließen, daß hier vielleicht des Guten etwas zu viel geleistet wird. Ostindien ist mit höheren Lehranstalten förmlich überschwemmt und wird mit der Zeit eine einzige große Universität werden, deren vollendetstes Produkt der „Bengali Babu“ sein dürfte, ein Philologe und Metaphysiker, der alle bescheidenen und für das tägliche Leben nothwendigen Disciplinen der Wissenschaft neben seinen abstrakten Spekulationen gänzlich verachtet. Das Ziel, das allen an diesen Universitäten Graduirten als Ideal vorschwebt, soll eine Regierungsanstellung mit 15 Rupien monatlichen Gehaltes sein; alle Fächer, die nicht zu diesem Ziele führen, werden heute vernachlässigt. Die Missionäre von Birma, unter ihnen viele energische und talentvolle Männer, betheiligen sich auf das Eifrigste an dem Volksunterrichte. Natürlich ist der Hauptzweck, den sie dabei im Auge haben, der, Proselyten zu machen, eine Thätigkeit, für welche sich unter den erwachsenen Buddhisten hier wenig Chancen, weil gar keine Handhaben, darbieten. Es giebt unter ihnen weder Arme noch Elende; ihre Moralität ist vielleicht größer als die manches sogenannten christlichen Volkes; dabei ist ihre Religionsform, wenn auch viel älter, doch dem Christenthume so ähnlich, daß dies allein genügt, um das Missionswerk von vornherein lahmzulegen. Eine vor Kurzem erschienene kleine Schrift des Bischofs von Rangun, in der in dialogischer Form die Bekehrung eines buddhistischen Priesters geschildert wird, läßt dies deutlich erkennen. Wenig förderlich wirkt überdies der Umstand, daß die Missionäre ihr heimisches Sektenwesen noch in verschärfter Form hierher verpflanzt haben und durch die üblichen Formstreitigkeiten ihrem Ansehen und Einfluß gegenseitig Abbruch thun. Sie könnten sich die Toleranz ihrer Missionsobjekte zum Vorbilde nehmen; auch der Buddhismus hält es für eine Pflicht, Proselyten zu machen; trotzdem zollen die birmanischen Buddhisten den christlichen Lehren aufrichtige Bewunderung, und ist es vor Kurzem erst vorgekommen, daß einer von ihnen, freilich vergeblich, sich erbot, eine reiche Beisteuer zum Baue einer christlichen Kirche zu geben, für die es noch an den nöthigen Fonds fehlte.

Seit mehreren Jahren schon wird in verschiedenen Gegenden von Britisch-Birma eifrig auf Petroleum, Antimon und andere mineralische Schätze geforscht; einstweilen aber wird der ganze ungeheure Reichthum der Provinz noch durch die Reispflanzungen repräsentirt, deren jährlicher Ertrag sich auf eine Million Tonnen beläuft. Die jährliche Ausfuhr des Landes beträgt 1 200 000 Tonnen, von denen eben 1 000 000 auf Reis, 150 000 auf Teakholz und 50 000 Tonnen auf diverse andere Artikel kommen. Von dem Teakholze, dessen Werth sich auf eine Million Pfund Sterling beziffert, gehen 86 000 Tonnen nach Indien, 64 000 nach Europa, hauptsächlich England.

Was den großartigen birmanischen Reishandel anbetrifft, so ist derselbe für die damit beschäftigten Ranguner Handlungshäuser durchaus nicht so vortheilhaft, wie man annehmen könnte; besonders die jüngstverflossene Saison hat ihnen fast nur negative Erfolge gebracht. Daran waren einestheils die ungemein niedrigen Reispreise Schuld, anderntheils aber die eigenthümliche Art des dortigen Geschäftsbetriebes. Der Handel von Rangun befaßt sich fast ausschließlich nur mit dem einen Artikel, dessen Verschiffung auf eine verhältnißmäßig kurze Zeit im Jahre beschränkt wird. Von einer zweckmäßigen Beurtheilung oder Auswahl der Waare in Hinsicht auf ihre Qualität ist dabei kaum die Rede; das einzige Streben der Kaufleute geht dahin, eine möglichst große Quantität zu verschiffen. Das hat dann die unausbleibliche Folge, daß die Producenten, die unter anderen Umständen von den Abnehmern abhängen und zum Verkaufe gezwungen sein würden, jetzt das Uebergewicht über die Kaufleute haben, die sich selber eine künstliche Nothwendigkeit zum Einkaufe schaffen. Sehr unvortheilhaft und dabei vollkommen überflüssig ist auch die Einrichtung, daß die Kaufleute sich alle selber in den Besitz von Dampfmaschinen setzen, um den Reis zu enthülsen; denn wenn einerseits die Zinsen des Anlagekapitals die Kosten einer zeitweise zu miethenden Dampfkraft schon hier beträchtlich übersteigen, so muß andererseits die einmal angeschaffte Maschine möglichst während der ganzen Saison ausgenutzt werden: daraus entsteht wieder ein künstlich geschaffener Mehrbedarf, der von den eingeborenen Producenten nicht außer Acht gelassen wird. Schließlich, wie um alle die möglichen ungünstigen Chancen allein auf sich zu nehmen, pflegt der Ranguner Kaufmann die Transportdampfer und Schiffe schon lange vor der Reisernte zu chartern. Wenn die Schiffe im Hafen anlangen, tritt die Nothwendigkeit, die Ladung zu beschaffen, zwingend an ihn heran, und dann haben wieder der eingeborene Producent und der, meist chinesische, Vermittler den Europäer in Händen. Vielleicht wird das letzte ungünstige Jahr die birmanischen Kaufleute über diese seltsamen Fehler aufgeklärt haben und sie dazu veranlassen, sich von den selbstangelegten Fesseln zu befreien.

Wie überall im britischen Ostindien, so gehören auch in der Provinz Birma die Gefängnisse zu den merkwürdigsten und sehenswerthesten Instituten. Die beiden großen Gefangenenhäuser von Rangun und Moulmein, von denen das erste 1600, das letztere 1200 Gefangene faßt, sind Civilisationscentren im eigentlichen Sinne des Wortes. Wird man von der ungewöhnlichen Sauberkeit und Zierlichkeit der Außen- wie der Innenräume schon auf das Angenehmste überrascht, so erregt der Anblick der rastlosen künstlerischen Thätigkeit der Bewohner die höchste Bewunderung. Alle diese Gefangenen, die sich mit feinster Tischlerarbeit, mit

Holzschnitzerei, kunstvollen Webereien und verschiedenartigen zierlichen Schmuckarbeiten beschäftigen, erscheinen dem europäischen Besucher wie vollendete Künstler; und der Eifer und die Liebe, mit der sie arbeiten, straft diesen Schein nicht Lügen. In Moulmein geht man mit der Humanität so weit, daß man für die nervösen oder an Kopfschmerzen leidenden Gefangenen einen gesonderten Pavillon erbaut hat, in dem dieselben unbelästigt von lautem Geräusche arbeiten können.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Tekkes von Merw sollen nach einer Mittheilung der „Bakuschen Nachrichten" sich jetzt mit den Russen sehr gut gestellt haben und regen Handelsverkehr unterhalten; sie stehlen in Persien Teppiche, Pferde, Schafe u. s. w. und verkaufen sie den Russen. Im November überschritten ihrer 3000 den Weg von Askabad nach Serachs, erklärten den dort arbeitenden russischen Ingenieuren, daß sie nichts von ihnen zu fürchten hätten, und kehrten mit 30000 im Bezirke von Meschhed geraubten Schafen nach Merw heim. Die russischen Truppen sollen ihre Lebensmittel fast durchweg aus dieser etwas trüben turkmenischen Quelle beziehen.

— Dr. Albert Regel hat auf seiner neuesten Reise (s. oben S. 16) Gebiete am obern Oxus erreicht, wohin außer jüngst Smirnow, einem andern Botaniker, noch kein Europäer vorgedrungen war. Vom Thale des Zerawschan aus stieg er zuerst nach Garm, der Hauptstadt von Karategin, und dann über mehrere hohe Pässe nach Kala-i-chumb in Darwaz hinüber. An letzterm Punkte erreichte er den Amu-Darja (Oxus), dem er circa 80 km aufwärts bis zur Einmündung des Wandsch folgte. Diesen, den Wandsch, sehen die Eingeborenen als den großen nördlichen Quellfluß des Amu an, während der Aksu, welchen man bisher dafür hielt, nur ein Nebenfluß des Wandsch sein soll (?). Folglich kann es auch nicht der (in seinem Oberlaufe auf Pamir von Säwertzow und der englischen Expedition unter Forsyth überschrittene) Aksu sein, welcher unweit oberhalb des Wandsch in den Amu mündet. Nach Regel ist es vielmehr der Tschuntuk-Darja, welcher in dem See Jaschil (1878 von Säwertzow besucht) entspringt. Bestätigt sich dies, so erfährt die Darstellung der Pamir-Flüsse auf unseren Karten große Veränderungen. Regel ist den Wandsch ein Stück aufwärts gegangen und fand ihn in der That sehr wasserreich; er gedachte den Winter in Darwaz zu verleben, um im kommenden Frühjahre seine Reise wieder aufzunehmen. Sowie er Karategin betrat, wo übrigens, wie in Darwaz, dasselbe Tadschik wie in Samarkand gesprochen wird, bemerkte er eine merkwürdige Mischung der blonden und braunen Race. In Schugnan, sagt er, erinnert die Sprache dagegen sehr an die europäischen, ebenso die Melodien der Nationallieder und die Häuser aus Stein und Lehm mit ihren strohgedeckten Giebeldächern, während die Tadschik-Häuser flache Dächer haben.

— Von dem russischen Reisenden Poliakow, welcher die Insel Sachalin erforscht (s. Globus XXXIX, S. 126), sind im December die ersten Nachrichten in St. Petersburg eingetroffen. Er ist am 14. Juni 1881 auf der Westküste gelandet, hat dort das Thal der Alexandrowka untersucht und ist dann an die Ostküste hinübergegangen, um den etwa unter 52° nördl. Br. mündenden Tim oder Tymi kennen zu lernen. Beide Thäler sind nur in geringem Grade für Ackerbau geeignet: dagegen bietet die Mündung des Tim für mittlere Schiffe einen brauchbaren Ankerplatz, fast den einzigen auf der ganzen Insel. Auch ist der Unterlauf desselben schiffbar, was für die Verproviantirung der Ansiedler im Kreise Dui wichtig ist. Im Ganzen macht der Bericht den Eindruck, als wäre dieser mittlere Theil Sachalins mehr für Sträflinge, als für Ansiedler geeignet.

Afrika.

— Unter dem Namen „Services do l'Orient" hat eine der bedeutendsten französischen Schifffahrtsgesellschaften vom Beginne des laufenden Jahres ab eine regelmäßige Linie von Dampfern zwischen Marseille und Basra am untern Euphrat eingerichtet, welche Dschiddah, Obok, Maskat, Karatschi und Buschir berührt. In dem seit 1862 Frankreich gehörenden Obok unweit der Straße Bab-el-Mandeb wird ein Kohlenlager errichtet werden, welches den Schiffen aller Nationen offen steht und das Monopol des benachbarten Aden brechen soll. In Obok hat auch M. Soleillet, der oft genannte aber nicht besonders glückliche Afrikareisende, eine Anstellung gefunden.

— Der Reisende Achille Raffray, welcher bereits 1873 bis 1875 Abessinien und Ostafrika und 1876 bis 1877 die Molukken und Neu-Guinea (s. „Globus" XXXVI, S. 129 ff.) bereiste, hat die letzten drei Jahre als französischer Vicekonsul in Massauah zugebracht und dort fleißig entomologisch gesammelt. Eine Dienstreise zum Könige von Abessinien benutzte er zu geographischen Forschungen: beim Aschantisee ($12\frac{1}{2}$° nördl. Br., am Ostrande des abessinischen Hochlandes) stieg er nach Süd-Ost in die Ebene der Raja-Galla hinab, besuchte die bisher unbekannten Berge von Quebul, die in einer Höhe von 2000 bis 2200 m dem Ostrande Abessiniens parallel laufen, dann westlich davon das Quellgebiet des Takazie und Tellari, wo der Berg Abuna-Jusef zu 5720 m ansteigt. Die entomologische Fauna jener Gebirge ist derjenigen auf den Bergspitzen Europas sehr ähnlich. In einem wunderbaren Irrthume befinden sich aber sowohl Raffray als der Präsident der Pariser Geographischen Gesellschaft Daubrée, wenn sie glauben, daß „die gewaltigen monolithischen Tempel von Lalibala" noch von keines Europäers Auge geschaut worden seien (Société de Géographie, Compte rendu des séances, 1881, p. 10). G. Rohlfs hat sie zuletzt 1868 besucht und beschrieben, nicht nur in Petermann's Mittheilungen 1868, S. 318 f., sondern auch mit Abbildungen in seinem Buche „Im Auftrage des Königs von Preußen mit dem englischen Expeditionskorps in Abessinien." So mancher Reisende könnte seine Kräfte für wirklich Unbekanntes aussparen, wenn er mit den Arbeiten seiner Vorgänger besser vertraut wäre.

— Im Januarheft 1882 der „Proceedings" der „Royal Geographical Society" theilt Edw. Coode Hore seine Aufnahme des Tanganjika-Sees mit, bereits die vierte, welche wir seit Livingstone erhalten haben, und begleitet sie mit einigen Notizen, unter denen wir die auf die Anwohner des Sees bezüglichen hier wiedergeben. Hore hatte mit zehn Stämmen zu thun, welche er zwar als „Wilde" beschreibt, bei denen er aber interessante Spuren von Civilisation gefunden hat. Dahin ist namentlich die Art und Weise, wie sie die Landesprodukte verwerthen, zu rechnen. In ausgedehnter Weise verarbeiten sie Eisen und Kupfer zu den verschie-

densten Waffen, Geräthen und Schmuckgegenständen. Wo sich Salz findet, wird dasselbe sorgfältig zubereitet und als Tauschmittel über den ganzen See hin verbreitet. Ebenso Palmöl, das in Udschidschi und Urundi fabrieirt wird; wo sich Porcellanerde und dergleichen findet, giebt es große Töpfereien. In dieser Hinsicht ist eine der Inseln von Uguha und ein Ort in Uuira bekannt. Rua und Manjuema produeiren kunstvolle Eisensachen und die berühmten Gras- oder Palmfiber-Kleider. Die Milchwirthschaften von Uhha liefern wohlbekannte Packen Butter und die ärmeren Bezirke am See Stücke getrockneten Fisches, welche weit und breit im Lande versendet werden. Das Fischereigewerbe ist überhaupt ein sehr ausgedehntes. Die Warundi haben kleine Flöße aus vier bis fünf an einander befestigten Stämmen, von denen aus sie Fische mittlerer Größe angeln. Der Hauptfang wird jedoch Nachts mit kleinen ausgehöhlten Baumstämmen betrieben, von denen Hore einmal mehr als 200 zu gleicher Zeit gezählt hat; in jedem Boote brennt ein Feuer, um die kleinen Fische anzulocken, welche dann mit großen Handnetzen gefangen werden. Auch das Schleppnetz wird in manchen Theilen des Sees benutzt, und zum Fange der größeren Fische werden riesige aus Weiden geflochtene Fallen auf den Boden hinabgesenkt. An mehreren Orten wird Baumwollenzeug verfertigt und die verschiedenen Hölzer und Rinden werden in ausgedehntem Maße verwendet, die eine Art für Boote, die andere für Speerschäfte, die dritte für Mörser, eine vierte für Mörserkeulen u. s. w.

Diese Arbeitstheilung beweist, daß unter jenen Stämmen ein gesundes System des Zusammenwirkens besteht, welches als der Beginn einer bessern Zukunft anzusehen ist. Dabei sind sie lange Jahre hindurch von der Außenwelt abgeschnitten gewesen; behält man das im Auge, so muß einem der kleine Fortschritt, den sie gemacht haben, als sehr bemerkenswerth erscheinen. Ein weiter Abstand trennt sie von den armen heruntergekommenen Leuten der Küstengebiete. Viele dieser Binnenstämme leben z. B. in gut organisirten Dörfern, wo eine treffliche sociale Ordnung herrscht.

Die centralafrikanischen Eingeborenen leben im Zeitalter des Eisens; kein Reisender hat bis jetzt, wie man glaubt, steinerne Werkzeuge gefunden. Von zwei Stücken Stein, die Hore heimgebracht hat, sollen erst Kundigere entscheiden, ob es Geräthe sind oder nicht. Dieselben werden ab und zu von den Eingeborenen an flachen Stellen des Sees und auch am Strande gefunden und von ihnen als Botschaften ihrer Vorfahren mit großer Ehrfurcht angesehen, deshalb auch sorgfältig in kleinen Hütten oder Körben aufbewahrt. Nach Hore dienten sie vielleicht zum Beschweren von Stöcken, die man beim Bestellen des Feldes gebrauchte. Die von Hore heimgebrachten Waffen, Geschirr, Körbe, Baumwolle, Rinden- und Palmfiber-Kleider, Proben des Seewassers und des Wassers der heißen Quellen von Uguha, von Palm- und Mpusu-Oel, Tabak, Porcellanerde und Salz befinden sich jetzt im Museum der London Missionary Society.

Nordamerika.

— Die Bevölkerung von New-York betrug nach der letzten Zählung 1 206 022 Personen, worunter sich 713 677 Eingeborene, 198 595 Irländer, 153 482 Deutsche und Oesterreicher, 29 767 Engländer, 13 952 Neger, 12 223 Italiener, 9910 Franzosen, 9020 Polen, 4551 Russen und 2683 Schotten befanden.

— In den Vereinigten Staaten ist am letzten Tage des Jahres 1881 der erste durchgehende Zug von S. Francisco nach New Orleans abgelassen und dadurch die neue Eisenbahn quer durch den Kontinent, die sogenannte Southern Pacific, eröffnet worden.

— Désiré Charney, über dessen Arbeiten in Mexiko im Jahre 1880 wir demnächst einen illustrirten Bericht bringen werden, hat neuerdings weitere Ausgrabungen in den alten Toltekenstädten von Tula und Cholula gemacht und sich dann nach Yucatan begeben. Nachdem er 1881 fast alle Denkmäler in Palenque abgeklatscht und diese Abklatsche dem Pariser ethnographischen Museum übergeben hat, ist ihm jetzt ein Gleiches in Uxmal gelungen, und nun will er sich zu demselben Zwecke nach Chichen Itza begeben. Auch hat er Studien über Anthropologie und Ethnographie der noch so ungenügend bekannten Stämme Yucatans angestellt.

Südamerika.

— Ueber Dr. Jules Crevaux' neue südamerikanische Reise (s. oben S. 16) wird weiter bekannt, daß er, begleitet von dem Astronomen Billet und dem Zeichner Ringel, am 20. November v. J. nach Buenos Aires abgereist ist. Das „Comité des missions" hat ihm dazu 70 000 Fr. bewilligt. Crevaux will (nach „L'Exploration") vom Rio Paraguay aus die Quellen des Tocantins zu erreichen suchen und dann seine Reisegefährten bis zur Mündung desselben hinabschicken, während er selbst den weiter westlich fließenden Tapajoz von seiner Quelle bis zum Amazonenstrome erforschen will. Vorher hat er sich aber gegen Ende 1881 nach Bolivien begeben, um von dort den Rio Pilcomayo hinabzufahren und aufzunehmen.

— Ueber die Vorschiebung der Indianergrenze in der Argentinischen Republik bis an den Rio Negro und Rio Neuquen haben wir in früheren Bänden (Bd. 35 und 36) berichtet. Leider scheint aber die Vertreibung der Indianer oder die Grenzbewachung nicht gründlich genug betrieben worden zu sein; denn im „South American Journal" vom 5. Januar d. J. finden wir die Nachricht, daß sich die Indianer am Rio Colorado (d. h. weit nördlich der Militärgrenze) sehr lästig gemacht und einem einzigen unglücklichen Estanciero an 600 Stuten weggetrieben haben.

Polargebiet.

— Ingenieur Melville von der untergegangenen „Jeannette" (s. oben S. 57) ist nach einem Petersburger Telegramm vom 29. Januar mit verschiedenen Beamten und einem Dolmetscher von Jakutsk aufgebrochen, um fünf Expeditionen zur Aufsuchung seines Chefs de Long und der noch fehlenden Mannschaft im Umkreise der Lena-Mündung zu bilden. Zu demselben Zwecke reisen auch die St. Petersburger Korrespondenten des „New York Herald", Jakson, und der „London Illustrated News", Larsen, welcher letztere bereits einige Jahre in Sibirien gelebt hat, nach der Lena-Mündung. Als Kuriosum sei dazu erwähnt, daß die Pariser geographische Zeitschrift „L'Exploration" schon am 12. Januar dieses Jahres einen schauervollen Bericht von einem angeblichen Mitgliede der Jeannette-Fahrt veröffentlichte, welchen wohl irgend ein Spaßvogel verfaßt hatte, um zu sehen, wie weit die Leichtgläubigkeit oder Unwissenheit mancher Leute geht. Der Schauplatz der Tragödie aber war von dem Meere im Norden Sibiriens ganz gemüthlich nach der Baffins-Bai verlegt worden.

— Das Schiff „Willem Barents" wird, falls sich die nöthigen Mittel finden, in diesem Jahre seine fünfte arktische Reise unternehmen, um die Eisgrenze festzustellen und event. den Engländer Leigh Smith aufzusuchen. Außerdem soll es Dicksonhafen, nördlich der Jenisei-Mündung, besuchen und dort, wo Barents 1596 bis 1597 auf Nowaja Semlja überwinterte, einen Gedenkstein errichten.

Inhalt: Belgische Skizzen. III. (Mit fünf Abbildungen.) — Dr. Richard Greeff: Die Insel Rolas. III. (Schluß.) — Gustav Nachtigal's Reisewerk. III. (Schluß.) — Britisch-Birma zu Ende des Jahres 1881. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiet. (Schluß der Redaction 3. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

IV.

Im Vergleich mit der Mehrzahl der anderen großen europäischen Hauptstädte wird Brüssel verhältnißmäßig wenig von Touristen aufgesucht. Die Sommermonate führen zwar alljährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Engländern hierher, doch gilt ihr Besuch weniger der Stadt selber und den reichen Schätzen an Kunstwerken und interessanten Alterthümern, die sie in ihren Museen und Privatsammlungen birgt, als vielmehr der Wallfahrt nach dem benachbarten großen internationalen Friedhofe, dem Schlachtfelde von Waterloo. Während die Einwohner der Stadt an schönen Tagen schaarenweise nach dem Bois de la Cambre hinauspilgern, einem zu dem herrlichsten Parke umgeschaffenen Theile des Waldes von Soigne im Südosten der Stadt, geht der Zug der Fremden unfehlbar weiter hinaus, die Parkanlagen, den weiten Kranz von Gärten und Landhäusern und die für den Bedarf der Hauptstadt sorgenden ausgedehnten Gemüseländereien, welche die nächste Umgebung Brüssels bilden, hinter sich lassend. Fünfzehn Kilometer in südöstlicher Richtung von der Stadt entfernt, an der vor wenigen Jahren eröffneten Bahnlinie Brüssel-Luttre-Charleroi, liegt das Dorf Waterloo, das während der blutigen Tage vom 17. bis 19. Juni 1815 des Herzogs von Wellington Hauptquartier war. Drei Kilometer weiter ab liegt die heutige Station Braine-l'Alleud, von der man in etwa einer halben Stunde zu Fuß den berühmten Löwenhügel erreichen kann, der sich etwas westlich von der alten, die Ebene in fast nordsüdlicher Richtung durchschneidenden Namurer Straße erhebt. An der Stelle errichtet, wo der Prinz von Oranien verwundet wurde, weist das Denkmal auf einem in stumpfer Kegelform aufgeschütteten Hügel von 60 m Höhe einen kolossalen stehenden Löwen auf, der, zu Lüttich aus erobertem Geschütz gegossen, ein Gewicht von 28 000 kg hat. Man mag sich aus den zahlreich vorhandenen Werken über die Tage von Waterloo noch so genau mit den Einzelheiten der Truppenaufstellungen und den verschiedenen Operationen der einzelnen Heeresmassen vertraut gemacht haben, ein wirklich lebensvolles anschauliches Bild der großen Schlacht, die den Untergang des mächtigsten Gewalthabers herbeiführte und nahezu 100 000 Menschenleben kostete, gewinnt man nur an Ort und Stelle selber. Mit dem Plane der Truppenaufstellungen in der Hand, kann man von der Höhe des Löwenhügels, von dem aus man die weiteste und ungehindertste Aussicht über die von niedrigen Höhenzügen und langen alten Baumreihen durchschnittene, heute zum größten Theil gut kultivirte Ebene genießt, den großen Entscheidungskampf in seinen einzelnen Momenten verfolgen. In einem weiten, flachen Bogen, dessen Mitte ungefähr durch den Löwenhügel gebildet wurde, stand das erste Treffen der Verbündeten auf einer mäßigen Bodenerhebung. Dem aus Engländern, Braunschweigern und Nassauern zusammengesetzten Centrum gegenüber und durch eine etwa 2000 Schritt breite Thalsenkung von ihm getrennt, hielt das französische Heer eine Hügelkette besetzt. In dieser Thalsenkung wogte vom Mittag bis gegen Sonnenuntergang am 18. der heftigste Kampf; unermüdlich rückten hier die

französischen Kolonnen gegen das Centrum der Verbündeten vor; immer wieder wurden sie zurückgeschlagen — und als es gegen sieben Uhr Abends dem Marschall Ney endlich gelang, mit den Garden die erste Linie des Feindes zu durchbrechen, war es zu spät; denn gerade da begann der rechte Flügel des französischen Heeres dem mächtigen Anstürmen der Preußen zu weichen, die nach endlicher Einnahme des Dorfes Planchenoit, das sie mehrmals genommen und wieder verloren hatten, unaufhaltsam vordrangen. Dank ihrem kräftigen Eingreifen und Dank vielleicht mehr noch den unverantwortlichen Versäumnissen und Mißgriffen, die Napoleon's Generäle sich hatten zu Schulden kommen lassen und die durch keine Anstrengung wieder gut zu machen waren, befanden sich die Trümmer des französischen Heeres gegen neun Uhr Abends in vollständiger Auflösung und wilder Flucht auf der Straße nach Genappe. Die Pachthöfe La Haye Sainte, Papelotte, La Haye und Smouher, die, von hannoverschen resp. niederländischen Truppen besetzt, die Deckung des Centrums und des linken Flügels der Verbündeten bildeten und mit unglaublicher Tapferkeit stundenlang gegen den immer erneuten Ansturm der Franzosen vertheidigt wurden, stehen heute noch anscheinend wohlerhalten da. Der dritte vorgeschobene Posten, das etwa 12 Minuten südwestlich vom Löwenhügel belegene alte Schloß Hougemont, heute eine ungeheure Ruine mit zerbröckelndem, brandgeschwärztem Mauerwerk und verwilderten Gärten, war von einem Bataillon englischer Garden und einigen hundert Nassauern und Hannoveranern besetzt. Die heldenmüthige und bis zum Abend unaufhörlich andauernde Vertheidigung dieses Punktes, gegen den die Franzosen, als gegen den Schlüssel zu der britischen Aufstellung, nach und nach 12 000 Mann vorführten, wird mit Recht zu den glänzendsten Waffenthaten von Waterloo gezählt. — Vereinzelt ragen auf der weiten, mit Blut und Leichen gedüngten Ebene heute die Denkmäler empor, die von den verschiedenen Nationen dem Andenken ihrer hier gefallenen Söhne errichtet worden sind — eine Marmortafel über der Thür eines kleinen, einstöckigen Häuschens an der Namurer



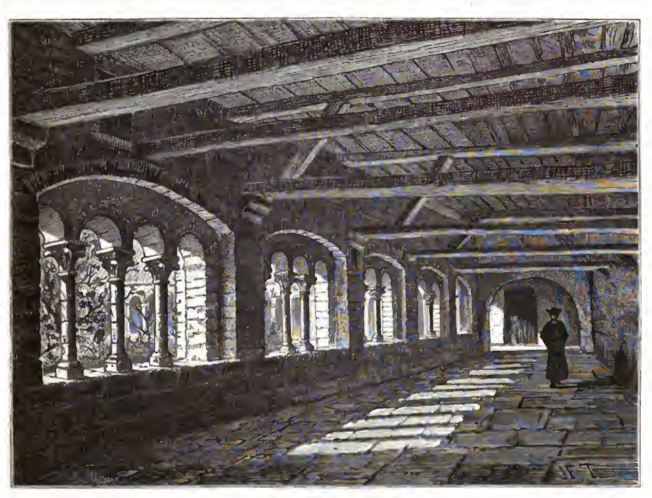
Das Schlachtfeld von Waterloo.

Straße läßt in demselben das berühmte Wirthshaus La Belle Alliance erkennen, in dem Blücher und Wellington sich am Abend der Schlacht als Sieger begrüßten; verfolgt man aber die Straße nur wenige Kilometer weiter nach Süden, so findet man bald keine Spur mehr, die an die beispiellosen Ereignisse erinnerte, deren Schauplatz sie an jenem schrecklichen Abende gewesen ist. Auch in dem kleinen Genappe scheint sich kein Andenken daran erhalten zu haben. Das etwa 1 700 Einwohner zählende Dorf liegt mit seinen beiden einzigen, hauptsächlich von den Kühen des Ortes belebten Straßen so still und verschlafen da, als wäre es nie durch eine weltgeschichtliche Katastrophe aus seiner vorweltlichen Ruhe aufgerüttelt worden.

Bei Genappe kündigt sich das wallonische Land durch endlos weite Heidestrecken an, auf denen die in großen Abständen von einander liegenden Dörfer und Weiler, im Gegensatz zu den durch Felder und Wiesen getrennten Gehöften eines vlämischen Dorfes, wie feste, kompakte Häusermassen erscheinen. Anstatt des saubern Weiß eines vlämischen Bauernhauses zeigt sich hier bald allenthalben der dunkelröthliche, oft in tiefes Braun übergehende Ton der stets unverputzten wallonischen Ziegelbauten. Und eine große, zum Theil durch die verschiedenen natürlichen Lebensbedingungen hervorgerufene Verschiedenheit tritt uns auch bei der Betrachtung der Sitten und Gewohnheiten des vlämischen und des wallonischen Volkes von Südbrabant entgegen. Während der Flamänder, der sich hier fast ausschließlich mit Gemüsebau beschäftigt, auf seinem in unmittelbarer Nähe seines Hauses belegenen Gartenlande arbeitet und sich dadurch den Sinn für ein behagliches Familienleben erhält, bleibt der Wallone, der die Ackerkultur gern in großem Maßstabe betreibt und sich mit Vorliebe der Urbarmachung von Heideland widmet, oft tagelang vom Hause entfernt und betritt dasselbe nur Abends, um sich von der Tagesarbeit oder von den seiner geselligen gesprächigen Natur überaus zusagenden Freuden des Wirthshauses auszuruhen. Diesen verschiedenen Neigungen entspricht denn auch das Aeußere und die innere Einrichtung ihrer Häuser. Die in der rauhen Jahreszeit stets überheizten Hütten des vlämischen Bauern zeigen an ihren

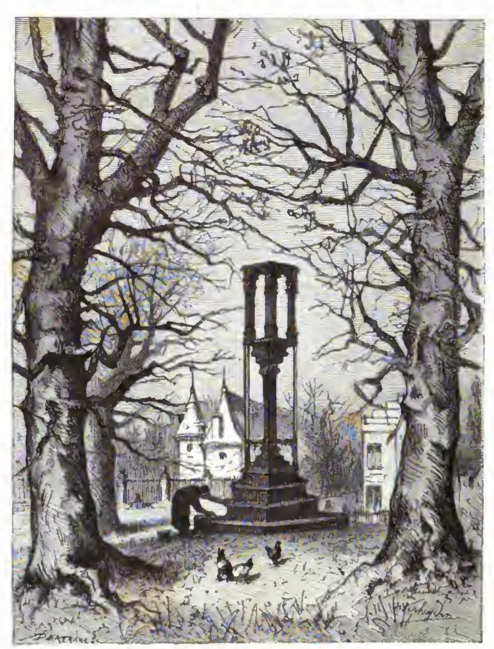
schneeweißen Kalkwänden eine Menge von Zimmerschmuck: goldrahmige Spiegel, bunte Bilder aller Art, Madonnen- und Heiligenfiguren, von großen Kränzen aus Flittergold umgeben, daneben werthvolle alte Familienstücke in Truhen und Kasten, Kupfer- und Steingutgeräth. Der über dem Feuer brodelnde Kessel darf zum behaglichen Lebensgenusse in einem vlämischen Bauernhause ebensowenig fehlen, wie die Pendeluhr mit hellem Schlag- oder Singewerk und wie die überall anzutreffende Zimmergenossin, die Hauskatze. Das wallonische Haus hat weder Schmuck noch behaglichen Komfort aufzuweisen, doch sieht man bei den wohlhabenderen Landleuten jetzt schon oft das Bestreben, die ursprüngliche, nüchterne Kahlheit der Innenräume durch die freilich kaum weniger nüchternen Erzeugnisse der großstädtischen Möbelindustrie sowie durch allerhand unsymmetrisch an den Wänden aufgehängtes Geräth aus Weißblech zu verbessern.

Die alte Stadt Nivelles am Thines, wie Genappe an der Linie Brüssel-Charleroi belegen, läßt die Eigenart der wallonischen Ortschaften deutlich hervortreten. Die finsteren Häuser in dem dichten Gewirr von schmalen, vielfach gewundenen Gassen und Gäßchen stehen wie aufeinander gepackt zusammen, kaum, daß hin und wieder ein kleiner Hof- oder Gartenraum frei geblieben ist, über dessen hohe, weinberankte Mauern die Kronen stattlicher Bäume sich hoch erheben, gleichsam als wollten sie dem beengenden Mangel an Luft und Licht Trotz bieten. Eine aufmerksame, wenn auch auf dem alterthümlich spitzen Steinpflaster nicht eben angenehme Wanderung durch die alten Gassen läßt uns manches Eigenthümliche und Sehenswerthe erblicken: hier und da einen schönen, zackigen Giebel, eine mit gebauchten Geländerdocken, seltsamem Zimmerschmuck oder Blumenzierrathen versehene Façade, schmale, gemauerte Bogenbrücken über dem träge fließenden Wasser des Thines, aus dem die dunkelbraunen, von unregelmäßigen Fensteröffnungen durchbrochenen Häusermauern emporsteigen. Trotzdem die Stadt heute Hauptort eines Arrondissements ist und nahezu 5000 fabrikthätige Einwohner besitzt, gewahrt man doch nirgends mehr etwas von dem regen Leben, das während des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geherrscht haben soll, ehe die weitberühmte, großartige Leinen- und Batistindustrie von Nivelles sich in Folge der Unruhen des Jahres 1647 nach Cambrai und Valenciennes zog. Mit besonderm Stolze blickt der Einwohner von Nivelles aber auf die lange Vergangenheit seiner Stadt zurück, auf die stattlichen Denkmäler ihrer frühern Größe. Ein im Jahre 645 von der Gemahlin Pipin's von Landen hier gegründetes Kloster der heiligen Gertrud gab die erste Veranlassung zu der Anlage der Stadt. Die Nonnen des Klosters, die sich „Demoiselles au blanc surplis“ nannten, traten von Anfang an eigenmächtig und selbständig auf; vergebens bemühte man sich schon auf dem unter Ludwig dem Frommen abgehaltenen Konzil, die geistliche Schwesterschaft zur Einhaltung der Ordensregel des heiligen Benedikt zu bewegen. In dem einer kleinen festen Stadt gleichenden Viereck ihrer stattlichen Klostergebäude führten die Insassinnen des besonders



Das alte Kloster zu Nivelles.

reich dotirten Stiftes ein um die weltliche Macht ebenso wie um die Ordensregeln unbekümmertes Leben; von hier aus beherrschten sie die Stadt und das umgebende Land fast unumschränkt; nachdem sie sich im 12. Jahrhundert aus eigener Machtvollkommenheit in eine Anzahl von neuerbauten, getrennten Stiftshäusern vertheilt hatten, die sie nach Belieben zeitweise verlassen durften, um die Freuden der Welt zu genießen, verlor das Kloster seine Bedeutung. Von den aus der Zeit seiner Blüthe herrührenden großartigen Bauten steht heute noch die Kirche der heiligen Gertrud, ein mächtiger romanischer Bau, der leider im 18. Jahrhundert durch Veränderungen im Innern gänzlich verunstaltet worden ist, sowie ein Theil des eigentlichen Klosterhauses mit vier übereinanderliegenden Bogengängen, deren Arkaden sich nach dem Klosterhofe öffnen. Die Gräber Pipin's von Landen und seiner Gemahlin Ida be-



Alter Marterpfahl zu Braine-le-Château.

finden sich in der Kirche, außerdem ein reicher Schatz an Kostbarkeiten aller Art: der kunstvoll in Gold und Silber gearbeitete, reichciselirte Schrein, in dem die Gebeine der heiligen Gertrud bewahrt sind, schöne Reliquienkästchen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, mehrere mit Miniaturen von Memling geschmückte Kruzifixe, kostbare Becher, in denen den Pilgern das wunderthätige Wasser einer unter der Krypta hervorsprudelnden Quelle gereicht wurde, herrliche alte Skulpturen in Holz und Stein u. s. w.

Wenige Stunden von der Stadt Pipin's von Landen entfernt befinden sich auch die berühmten großartigen Ruinen der alten Abtei von Villers, die zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, im 13. Jahrhundert, nicht weniger als 400 Ordens- und 300 Laienbrüder beherbergte. Die heute noch erhaltenen Trümmer des alten Cistercienserneстes, das große rechteckige Refektorium, mit seinen zwei Reihen von hohen Bogenfenstern der Periode des Uebergangsstyls angehörend, der zum größten Theil gothische Kreuzgang und

die in den Jahren 1240 bis 1272 erbaute, späterhin durch verschiedene Zusätze vergrößerte, ebenfalls gothische Kirche geben einen Begriff von der ehemaligen Pracht des Ganzen und lassen die im Volke lebenden Traditionen von den glänzenden Festen und dem herrlichen Leben der Mönche von Villers glaublich erscheinen. In der Revolutionszeit, im Jahre 1796, aufgehoben, gingen die Klostergebäude in den Besitz eines französischen Spekulanten über, der sie allmälig aller ihrer Kunstschätze und Kostbarkeiten beraubte, ja schließlich sogar einen Theil der Gebäude niederriß und die Steine und das mächtige Eisenwerk an die Bauern der Umgegend verkaufte. Eine spätere Zerstörung während der Kriegszeit von 1815 fand somit den Weg zur gänzlichen Vernichtung schon gebahnt, die jetzt mit jedem Tage weiter fortschreitet. Heute bilden die melancholischen Ruinen, in denen die Grabsteine der alten brabantischen Herzöge von der ehemaligen Selbständigkeit des Brabanter Landes erzählen, einen beliebten Sammelplatz für die wallonische Bevölkerung von nah und fern bei ihrem großen Volksfeste am ersten Sonntage des August.

Die Ruinen von Villers sind nicht die einzigen historischen Ueberreste aus der Zeit jener mächtigen Herzöge: unweit der Stadt Braine, zwischen Nivelles und Hal, erhebt sich inmitten des kleinen Fleckens Braine-le-Château



Vlämische Pferde.

ein trauriges Denkmal ihres gewaltthätigen Regiments. Es ist ein auf steinernem, aufgestuftem Unterbau stehendes, seltsames eisernes Gerüst, ein Marterpfahl, wie er damals von den Machthabern des Ländchens gern und oft gegen widerspenstige Unterthanen in Anwendung gebracht wurde. Fast unbegreiflich erscheint es dem mit dem Charakter des wallonischen Volkes nicht vertrauten Reisenden, wie dieses entsetzliche Denkmal sich durch die lange Reihe von Jahrhunderten hat erhalten können — aber noch heute ist die sogenannte „Lanterne" und ihr hohes Alter ein Stolz der Einwohner von Braine-le-Château und der Mittelpunkt, um den sich die Verkaufs- und Volksbelustigungsbuden ihrer Kirmes und Jahrmärkte gruppiren. Jetzt fließt aus einer Seite des steinernen Unterbaues, von wo vor Zeiten das Blut der unglücklichen Opfer herabrann, ein kleiner Brunnen, den einer der heutigen Schloßherren von Braine-le-Château angelegt hat.

Kaum minder wie in eine ferne Vorzeit entrückt kommen wir uns freilich vor, wenn wir, auf der Reise von Braine nach Brüssel begriffen, die Stadt Hal passiren und hier eine Wallfahrt der Gläubigen zu dem wunderthätigen Marienbilde sehen; die Lebhaftigkeit des belgischen Volkes läßt viele unter den Tausenden von Krüppeln und Kranken aller Art sich in einen Zustand wahnsinniger Begeisterung hineinarbeiten, der zu den widerlichsten Scenen führt. Die herrliche, reingothische Marienkirche, ein Meisterwerk der Baukunst und voll der edelsten Kunstwerke, wird Jedem, der sie einmal mit dieser Staffage gesehen hat, in unerfreulichem Andenken bleiben. — Die alte Straße, die Hal mit Brüssel verbindet, hat trotz der Eisenbahn ihre

Bedeutung nicht verloren; geben ihr zu gewissen Zeiten im Jahre die großen Züge der Wallfahrer ein ungemein belebtes Ansehen, so sorgen die zahlreichen an ihr belegenen und zum großen Theil von Brüsseler Arbeitern bewohnten Dörfer für einen ununterbrochenen Verkehr von Fuhrwerk und Pferden; unter den letzteren oft wahre Prachtexemplare der vlämischen Race, wie sie den Bildern eines Adriaan van de Velde und Paul Potter zum Modell gedient haben müssen. Die französischen Namen jener Dörfer, die auf wallonische Bevölkerung deuten, machen in der Nähe von Brüssel den vlämischen Platz; auch die Anlage der einzelnen Ortschaften wird wieder die oben beschriebene weitläufigere, die der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter verleiht. Die einzeln im Grün versteckten Häuser, das Fehlen der unabsehbaren Felder lassen unwillkürlich die Gedanken von der Mühe und Arbeit des Daseins abschweifen und sich mit der idyllischen Seite desselben beschäftigen. Im mehrmeiligen Umkreise Brüssels trägt das



Schloß Bouchout. (Nach einer Photographie.)

Brabanter Land dieses Gepräge eines fröhlichen und behaglichen Daseins, das seinerseits an die heitere Stimmung manches Bildes der niederländischen Schule erinnert. Ohne im eigentlichen Sinne des Wortes malerisch zu sein und nur durch gelegentliche schöne Lichteffekte diese Bezeichnung verdienend, hat die Landschaft doch gar manchen schönen Punkt aufzuweisen, der ein Ablenken von der gewöhnlichen Straße der Touristen wohl belohnen würde. Da sind die Ruinen des Schlosses von Beersel, die der alten Veste und Kirche von Gaesbeek, da ist Dieghem mit seiner gothischen Kirche, da sind die alten Schlösser von Machelen und Steenockerzeel, und nicht weit von ihnen Peuthy und Elewyt, die ländlichen Wohnsitze David Teniers des Jüngern und Peter Paul Rubens. Da ist, um auch die neuere Zeit nicht zu vergessen, Schloß Bouchout, dessen gewaltige Mauern aus dem klaren Wasser eines Waldsees aufsteigen, der heute von den schönsten dem Walde abgewonnenen Parkanlagen umgeben ist.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

I.

Von den Cascades des Columbia nach Walla Walla.

Am 12. August 1881 fuhr ich auf dem prächtigen Dampfer „Wide West“ von Portland nach den Cascades am Columbia, von wo aus ich meine Reise nach dem nordwestlichen Idaho und dem nordöstlichen Washington in mir bis damals unbekannt gebliebene Gegenden fortzusetzen gedachte. Das grandiose Flußpanorama des Columbia, welches ich schon so oft geschaut hatte, machte auf mich denselben überwältigenden Eindruck, wie in früheren Jahren, und ich betrachtete mit unverminderter Lust auch diesmal wieder die gewaltigen Felsfaçaden, die sich terrassenartig am Ufer emporbauenden bewaldeten Gebirgshöhen, die silbernen Bänder der Wasserfälle, die leuchtenden Gipfel des Mount Hood und Mount St. Helens und den schönen breiten Strom, von Fort Vancouver bis zum isolirten Basaltgipfel Castle Rock.

Interessant war die Wettfahrt eines kleinen weißen Dampfers, der mit seiner das Verdeck überragenden zierlichen Kajüte wie ein Spielzeug aussah, mit unserm ungeschlachten Koloß. Es war jener der sogenannte Oppositionsdampfer „Fleetwood“, welcher in Verbindung mit einem Stellwagen am Oregon-Ufer des Columbia und seinem noch kleinern oberhalb der Stromschnellen fahrenden Genossen „Gold Dust“ Passagiere für zwei ein halb statt der üblichen fünf Dollars von Portland nach The Dalles beförderte. Um dies nichtswürdige Verfahren lahm zu legen, ließ die „Oregon Railway und Navigation Company“ eine zweite Linie von großen Dampfschiffen in Verbindung mit der Cascades-Eisenbahn für vier Bit (= $^1/_2$ Dollar) von Portland nach The Dalles laufen[1]. Ich hatte diesmal Passage auf dem Fünf-Dollar-Dampfer genommen, nicht aus Loyalität gegen die „Navigation Company“, sondern weil mir daran gelegen war, ohne mich unnöthigem Aufenthalt, Explosionen und dergleichen Dingen auszusetzen, möglichst schnell und prompt nach The Dalles zu gelangen. Auf der Rückreise benutzte ich die Vier-Bit-Linie, um mich auch einmal einer billigen Dampferfahrt auf dem Columbia zu erfreuen. Das selbst für einen eingefleischten Republikaner etwas gar zu stark gemischte Publikum von Oregoniern und Washingtoniern, welche sich in Folge des herabgesetzten Preises den Luxus einer Dampferfahrt, in Gesellschaft von Frauen und schreienden Kindern, erlaubten, die von Menschen vollgepfropften Kajütenräume und damit verbundene Unbequemlichkeit, die dort aufgetischten lukullischen Mahlzeiten zu 2 Bit und das ganze wüste Ensemble haben mich jedoch ein für alle Mal davon kurirt, je wieder eine derartige Fahrgelegenheit in das Programm einer Oregonreise aufzunehmen. Der diminutive „Fleetwood“, welcher sich rühmt, das schnellste Dampfschiff an der pacifischen Küste zu sein und mit Leichtigkeit 17 englische Meilen per Stunde stromauf zurücklegen zu können, ließ unsern großen Dampfer denn auch, ehe wir die Cascades erreichten, hinter sich und schoß das schäumende Flußbett weiter hinauf, ehe er am Fuße der Kanalbauten an der Oregon-Seite anlegte, während wir nach althergebrachter Sitte im Territorium Washington bei der Eisenbahn anhielten, auf welcher ich nach den obern Cascades weiterfuhr.

[1] Anfang Oktober 1881 mußte der „Fleetwood“ seine Fahrten nach den Cascades wieder einstellen, nachdem die Vier-Bit-Linie der „Navigation Company“ diesen Widersacher vollständig ruinirt hatte. Seitdem zahlt das reisende Publikum wieder 5 Dollars für die Passage von Portland nach The Dalles.

Man machte mich bei dieser Fahrt auf ein von einem gewissen Williams aufgestelltes und von ihm patentirtes sogenanntes Fischfang-Rad (fishing wheel) aufmerksam, womit derselbe den Salmenfang en gros betreibt und zum Schaden der Lachsfischereien am untern Columbia eine ungeheure Verwüstung unter jenen Fischen anrichtet. Besagtes Rad befindet sich zwischen den Felsen an der Oregon-Seite der Cascades, wo die stromaufwärts ziehende Lachsarmee unbedingt vorbei passiren muß. Wenn ich bemerke, daß Herr Williams sich damit rühmt, im Jahre 1881 während der gesetzlich erlaubten 90tägigen Fangzeit 35 000 Dollars mit seinem Lachsrad verdient und in einer Stunde schon tausend Salmen darin gefangen zu haben, so wird man sich nicht darüber wundern, daß jene Mordmaschine einen Schrei des Entsetzens unter den Fischern und den Besitzern der Lachspackereien am Columbia hervorgerufen hat, da eine vollständige Vernichtung jenes lukrativen Geschäfts dadurch in Aussicht steht.

Das Verfahren wird von einer in Portland erscheinenden deutschen Zeitung folgendermaßen beschrieben: „Das aus schrägen Flügeln von Drahtgeflecht angefertigte Rad wird gegen den Strom gekehrt ins Wasser gestellt und von der Strömung selbst in Bewegung gesetzt. Die stromaufwärts streichenden Fische werden von den Schaufeln aufgefangen, in die Höhe gehoben und massenhaft in einen Behälter geworfen. In diesem stehen zwei Mann, welche den gefangenen Lachsen einen Draht durch die Augen stechen und sie damit an einer luftdichten mit Haken versehenen Tonne befestigen. Sobald 50 Fische an einer Tonne hängen, wirft man dieselbe in den Fluß, worin sie bis zu einer weiter unterhalb liegenden „Cannery“ (Anstalt zum Präserviren der Lachse) forttreiben und dort von zwei im Strom stehenden Arbeitern (Indianern) aufgefangen und abgeliefert werden. Die „Cannery“ zahlt 50 Cents für jeden ausgewachsenen Fisch. Es müssen von dem Fischräuber Williams mindestens 2000 Salmen täglich gefangen worden sein, um alle von ihm gehabten Unkosten zu decken und einen Reingewinn von 35 000 Dollars in der Saison, wie er ihn angegeben hat, zu erzielen.“

Dieser Fischräuber Williams hat also während der letzten Fangzeit von 90 Tagen mindestens 180 000 Salmen durch sein Mordrad zerstört, die Menge von kleineren, zum Verpacken nicht verwendbaren Lachsen gar nicht mitgerechnet. In der That, wenn jenem en-gros-Lachsfänger sein Handwerk nicht schleunigst von Staatswegen gelegt wird und andere unternehmende Salmenjäger seinem Beispiel mit ähnlichen Fangrädern folgen sollten, so wird wohl bald der

letzte Lachs im Columbia vernichtet sein! Das Patent, welches Williams für sein Fangrad erworben hat, wird schwerlich Andere davon abhalten, gerade so oder ähnlich wie er zu verfahren, denn seine Erfindung ist durchaus nicht neu und verdient kein Patent. Ein ähnliches „fishing wheel" hat schon früher z. B. im Staate Missouri an einem Flusse in Franklin County existirt.

Der Lachsfang am untern Columbia ist, wie ich hier einschalten will, in diesem Jahre ergiebiger als je gewesen. Der Marktpreis für präservirten Lachs stellt sich aber bedeutend niedriger, als in früheren Jahren, und der von den „Canneries" an die Fischer für abgelieferte gefangene Salmen gezahlte Preis ist stetig im Steigen begriffen. In den Jahren 1866 bis 1869 hatte die Kiste präservirter Lachs (4 Dutzend Blechbüchsen à 1 Pfund in jeder Kiste) einen Marktwerth von 10 bis 16 Dollars und die Fischer erhielten 15 bis 20 Cents pro Fisch; jetzt bringt die Kiste Lachs nur noch 5 Dollars, wogegen die Fischer 50 bis 60 Cents pro Fisch erhalten. Das Produkt ist aber von 4000 Kisten im Jahre 1866 auf 550000 Kisten im Jahre 1881 gestiegen.

Den Besitzern der „Canneries" ist dabei immer noch ein bedeutender Nutzen geblieben. Anstatt, wie es früher der Fall war, ein Vermögen in einer Saison erzielen zu wollen, begnügt man sich jetzt mit einem vernünftigern Gewinn. Verbesserungen und neue Erfindungen in der Methode des Präservirens und der Verpackung der Salmen, ein weniger verschwenderischer Geschäftsgang, billigeres Material und enorme Vergrößerung des Umsatzes haben das Herabgehen des Marktpreises für präservirten Salm und die erhöhten Ansprüche der Fischer mehr als aufgewogen. Das Geschäft in Columbia-Lachs wirft immer noch einen großen Nutzen ab, was schon daraus hervorgeht, daß sich die Zahl der „Canneries" am untern Flußlauf in jedem Jahre vermehrt (zu Anfang dieser Saison betrug die Zahl der „Canneries" am Columbia 32, und zwei neue sind bereits wieder bei Astoria im Bau begriffen). Sollten aber die oben beschriebenen Fischfang-Räder mehr und mehr in Aufnahme kommen, so muß das Lachsgeschäft bald in ein Stadium gelangen, wo der sich fühlbar machende Mangel an Rohmaterial die Besitzer der „Canneries" dazu zwingt, ihre Anstalten zu schließen, und es wird eins der profitabelsten Geschäfte im Nordwesten, mit einem jährlichen Umsatz von etwa drei Millionen Dollars, unabwendbar den Todesstoß erhalten.

Als ich bei den oberen Cascades an Bord eines zweiten von dort nach The Dalles fahrenden Dampfers stieg, hatte ich ein gutes Bild der neuen Kanalbauten, welche zur Ueberwindung der Stromschnellen daselbst unter der Leitung der Vereinigten Staaten und auf deren Kosten vorgenommen werden. Am Oregon-Ufer des Columbia ist gleich oberhalb der Cascades eine kleine Arbeiterstadt entstanden, deren zahlreiche Holzbaracken, Amtswohnungen u. s. w. dem Platze ein recht stattliches Ansehen geben. Riesige Holzgerüste, Krahne und Dampfhebemaschinen, gewaltige Stein- und Erddämme, die im Flußbett angelegt werden, geben den augenscheinlichen Beweis, daß man im Ernst damit begonnen hat, dieses großartige Unternehmen, von dessen Nothwendigkeit für die Schifffahrt bereits seit zwanzig Jahren geredet wird, endlich einmal zu Stande zu bringen [1]).

Leider schreitet der Kanalbau aber mit dem alle Regierungsbauten in diesem Lande kennzeichnenden Schlendrian nur langsam vorwärts. Statt 300 bis 400 Arbeitern, die bei dem gegenwärtigen niedrigen Wasserstand, besonders als Steinhauer und Steinsprenger, leicht Verwendung finden könnten, sind nur etwa hundert angestellt. Es heißt freilich, daß Jeder, der es wünscht, am Kanalbau Beschäftigung erlangen kann; aber das ist wohl nur ein leeres Wort. So gut die Eisenbahngesellschaften Tausende von Arbeitern finden, könnte „Uncle Sam" doch wohl einige Hundert auftreiben, falls ihm wirklich daran gelegen wäre, auch einmal in ein schnelleres Tempo mit einem Unternehmen zu gelangen. Freilich sind die vom Kongreß gemachten Geldbewilligungen zum Kanalbau nichts weniger als opulent, und dieselben werden noch dazu für jedes Jahr separat und in verhältnißmäßig kleinen Summen ausgeworfen. Von der für den Kanalbau nothwendigen Summe von 2600000 Dollars wurden bis jetzt erst etwa 450000 Dollars bewilligt und verausgabt. Statt der für das nächste Jahr von Oregon erbetenen 750000 Dollars wird der Kongreß vielleicht nur 50000 und, wenn es hoch kommt, 100000 Dollars anweisen. Wenn es so mit den Geldbewilligungen und dem Schlendrian bei der Arbeit fortgeht, werden gewiß noch fünf bis sechs Jahre vergehen, ehe der Kanal fertig ist, obgleich eine Privatgesellschaft denselben ohne Frage in zwei Jahren mit Leichtigkeit herstellen würde.

Die Konstruktion des Kanals bei den Cascades des Columbia ist durchaus nicht so schwierig, als man sich dieselbe früher vorstellte. Die Hauptarbeit wird darin bestehen, auf einer viertel englischen Quadratmeile Raum eine sich etwa tausend Fuß in den Fluß hinein erstreckende Landzunge zu durchstechen und in diesen Durchstich eine Schleuse zu bauen. Der untere Theil der Schleuse, welche eine Länge von 450 Fuß erhalten soll, wird durch ein doppeltes Verschlußthor geschützt werden, an beiden Enden werden massive Steinflügel von hundert Fuß Länge angebaut und lange Holzwände hinzugefügt, um den Schiffen das Ein- und Auslaufen zu erleichtern. Es sollen Schiffe von der Größe der jetzt den Columbia befahrenden Flußdampfer die Schleuse passiren können, und zwar immer vier Fahrzeuge auf einmal, nämlich eine Barge zur Seite und zwei hinter dem sie schleppenden Dampfer.

Der Kanal, welcher an der linken Seite des Columbia angelegt wird, soll 90 Fuß breit und 16 Fuß tief werden, und erhält 60 Fuß hohe massive Seitenwände. Die Flügel, in welche die Schleusenthore eingelassen werden, wird man aus mächtigen Quadern von behauenem Granit erbauen, damit jene den sehr bedeutenden Wasserdruck aushalten können, — eine Differenz von 26 Fuß im Wasserstande oberhalb und unterhalb der Schleuse. Der gewaltigste Druck wird jedoch bei Hochwasser von der Flußseite her stattfinden, weshalb man auf die Seitenwände der Schleuse die meiste Arbeit verwendet, um ihnen die größtmögliche Widerstandskraft zu geben. Wenn ich erwähne, daß ich selbst wiederholt Zeuge gewesen bin, wie der Columbia bei dem Städtchen The Dalles, meinem ehemaligen Wohnorte in Oregon, im Juni, zur Zeit der jährlich wiederkehrenden Hochfluth, volle 40 Fuß über sein niedrigstes Niveau stieg, so wird man jene Vorsicht beim Bau der Seitenwände der großen Schleuse erklärlich finden. Die Wucht der geschwollenen Wassermassen des großen Nordweststromes, welche ihren höchsten Stand erreichen, wenn die Gewässer des Snake gleichzeitig mit denen des Hauptflusses durch die im Gebirge schmelzenden Schneemassen steigen und ihre Fluthen vereint zu Thal wälzen, muß dort, wo er sich durch die Felsengen zu drängen hat, eine ungeheure sein. Glücklicher Weise geben die in der Nähe der Cascades in Menge am Ufer liegenden Felsblöcke das vortrefflichste Material zum Bau jener kolossalen Seitenwände. Man hat nur nöthig jene Felsblöcke zu zersprengen und ihre Trümmer an das nahe

[1]) Vergl. Globus XXXIII, S. 122.

Baugerüst zu schaffen, wobei jetzt eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern beschäftigt ist.

Das sich in dem Kanalbett ansammelnde Grundwasser wird aus dem bereits durch zwei Querwände geschlossenen Raum durch eine Dampfpumpe von 500 Pferdekraft entfernt, so daß die Arbeiten dort ungestört ihren Fortgang nehmen können. Der nach der Flußseite gewendete Damm wird zuerst doppelt mit einem Hohlraum von acht bis zehn Fuß darin aus losen Felsstücken aufgeführt und dann mit dem aus der Tiefe emporgehobenen Steingeröll ausgefüllt, welches, wenn zusammengestampft, ein hartes Konkret bildet. Jenes wie eingekeilt zwischen den Felsen im Flußboden steckende Steingeröll wird von dort durch riesige Schaufeln entfernt. In der Tiefe werden diese von Arbeitern gefüllt, dann an einem Krahn durch ein Stahlseil hundert Fuß gehoben und oben auf der Wallkrone ihres als Füllmaterial dienenden Inhalts entleert. Die inneren Wände will man, zehn Fuß unter dem niedrigsten Wasserstand, mit behauenen Steinen in Cement aufführen. Die Dämme erhalten eine Breite von dreißig Fuß in der Krone und sollen zum Schluß noch mit Cement bekleidet werden. Dieser Seitenwall der großen Schleuse wird, wenn vollendet, einer der stärksten je von Menschenhänden erbauten Dämme sein und sollte, wie es scheint, jeder auf ihn eindringenden Wasserkraft des Columbia gewachsen sein.

Die Detailzeichnungen, Berechnungen etc. für den Bau des Kanals macht ein deutscher Ingenieur mit Namen v. Geldern, der sozusagen die Seele der ganzen Bauausführung ist. Er war früher bei Tiefmessungen des Puget-Sundes und geodätischen Arbeiten daselbst im Dienste der Vereinigten Staaten beschäftigt und lieferte der Regierung, welche großes Vertrauen in ihn setzt, viele werthvolle und nützliche Arbeiten. Herr v. Geldern stammt aus einer alten Adelsfamilie in Berlin und erhielt seine Ausbildung auf dem dortigen polytechnischen Institut. Daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihm die Ausführung der Detailarbeiten am Cascades-Kanal anvertraut hat, ist gewiß eine hohe Anerkennung seiner technischen Fähigkeiten und eine Ehre für den deutschen Namen [1]).

Es wäre unmöglich Jemandem den Vorzug, welchen Privatunternehmungen in diesem Lande vor solchen haben, die von der Regierung ausgehen, deutlicher ad oculos zu demonstriren, als hier, wo sich in der Nähe des langsam fortschreitenden Cascades-Kanals an der Eisenbahn, die nach The Dalles erbaut wird, eine wahrhaft fieberhafte Thätigkeit entfaltet. Es ist dies eine der schwierigsten und kostspieligsten Eisenbahnlinien, welche je in den Vereinigten Staaten angelegt wurden, und die hier entwickelte Energie, welche vor den unglaublichsten Terrainschwierigkeiten keinen Augenblick zurückschreckte, ist in der That bewundernswerth. Die Baukosten betragen im Durchschnitt 42000 Dollars per englische Meile, und es giebt Stellen an dieser Bahn, die 100000 Dollars per Meile gekostet haben. Auf langen Strecken fallen die Felsufer steil nach dem Columbia ab, wo das Bahnbett Schritt vor Schritt aus denselben herausgesprengt werden muß. In fast fortwährenden Kurven windet sich die Bahn am Ufer entlang, und oft war man gezwungen, einen Pfad für die Schienen durch Auffüllen des Ufergrundes, der hier 75 bis 100 Fuß tief ist, zu gewinnen. 2500 Arbeiter, worunter 1500 Chinesen, waren dort beschäftigt. Ihre vielen Zeltlager nahmen sich oft hochromantisch aus.

Als unser Dampfer, eine mit Eisenbahnschienen schwer beladene große Barge neben sich herschleppend, langsam den Fluß hinauffuhr, wurden wir gegen Abend von einem wahren Artilleriedonner begrüßt. Es werden nämlich die mit „Giant-Pulver" (Dynamit) gefüllten Bohrlöcher in den fortzusprengenden Felsen bei Sonnenuntergang auf einmal losgeschossen. So weit das Auge reichte, stiegen um diese Stunde dichte Staubwolken am Ufer empor, Felsstücke hagelten in den Fluß und fielen manchmal in bedenklicher Nähe bei unserm Dampfer nieder, und der Donner der Explosionen hallte von den Gebirgswänden zurück — ein grandioses Schauspiel! — In den Fuß einer großen fortzusprengenden Felsmasse pflegt man eine Menge kleiner Bohrlöcher zu treiben, diese mit Dynamit zu füllen und sämmtliche Minen auf einmal durch eine elektrische Batterie zu explodiren. Die Wirkung einer solchen Mine ist furchtbar. An einer Stelle wurden 45000 Tonnen Felsen von sieben Tonnen „Giant"-Pulver durch eine einzige Explosion entfernt.

In The Dalles, wo ich einen Tag verweilte, wurden die Felsmassen beim Bahnhof in der Nähe der Stadt am Abend meines Besuchs fortgesprengt, um dort Raum für große Maschinenbauwerkstätten zu gewinnen. Bei diesen Explosionen regneten die Felsstücke förmlich vom Himmel herab und schlugen durch die Dächer mehrerer Bahnhofsgebäude, glücklicher Weise ohne dabei einen Weißen, dafür aber nur zwei Chinesen todtzuschlagen. Daß ich mich bei diesem Feuerwerk in respektvoller Entfernung hielt, wird mir gewiß Niemand verdenken. Es ist ein sehr hübsches Schauspiel, solchen Massensprengungen von Basalt aus der Ferne zuzuschauen; in der Nähe schwindet dagegen die Romantik bedeutend!

Die Fahrt von The Dalles nach Walla Walla legte ich auf dieser Reise das erste Mal ganz auf der Eisenbahn zurück und zwar, da die Züge bei Nacht fahren, in einem Pullman-Schlafwaggon. Es war wie ein Traum, als ich so in einem dieser weltberühmten mit fürstlichem Luxus ausgestatteten Waggons durch die Wüsten am obern Columbia hinsauste, welche ich in früheren Jahren oft auf mühselige Weise durchkreuzt hatte. In kurzer Zeit wird der Reisende es gerade so selbstverständlich finden, von Portland nach Walla Walla und weiter durch Montana und Dakota nach dem Obern See in einem Pullman-Waggon zu fahren, als wie jetzt von New-York nach San Francisco. Nur Wenige werden sich dann noch der Stagekutschen, der Hinterraddampfer zwischen den Stromschnellen des Columbia und anderer primitiven Fahrgelegenheiten sowie der Gefahren vor Straßenräubern und der Mühseligkeiten der Wildniß erinnern, oder sich als Eisenbahnlektüre mit der Beschreibung einer solchen Reise aus alter Zeit unterwegs die Zeit vertreiben. In diesen Gegenden aber, dem neuen Nordwesten, wiederholt sich jetzt dasselbe, was die frühere Generation im alten Nordwesten — dem obern Mississippithal — geschaut und mit erlebt hat: wie eine Wüstenei und die Jagdgründe der Indianer sich durch die Energie und den Unternehmungsgeist der Anglo-Amerikaner und den Fleiß der mit ihnen verbündeten Deutschen aus einem für den Fortschritt der Menschheit bis dahin brach gelegenen Gebiete mit unglaublicher Schnelligkeit in ein blühendes Kulturland umwandeln.

[1]) Die sich auf den Kanalbau bei den Cascades beziehenden Notizen sind zum Theil der in Portland erscheinenden „Staats-Zeitung" entnommen worden.

Ein Ritt über den Kobet-Dagh und die verlassene Stadt Kara-Kala.

Vom Staatsrath Dr. Heyfelder.

Im November 1880 stand das Hauptquartier und die ganze Kavallerie-Brigade des russischen Expeditionskorps unter General Skobolew in der natürlichen Festung Duzolum, welche durch den Zusammenfluß der Flüsse Tschandyr und Sumbar [1]) gebildet wird. Während die Infanterie über Tersakan, Bendesen und Bami (also längs des Nordfußes des Kobet-Dagh) vorrückte, um den längst vorbereiteten Angriff auf die Hauptfestung der Tekke zu beginnen, beschloß General Skobolew mit dem größern Theil der Kavallerie in gerader Linie von Westen nach Osten längs des Flüßchens Tschandyr und über den Kobet-Dagh zu marschiren und mit der Avantgarde der Infanterie in Kelata oder einem andern Punkte der Tekke-Oase auf dem Wege nach Gök-Tepe zusammenzutreffen. Auf diesem Marsche durch eine terra incognita begleitete ich ihn. Da aber auf halbem Wege die Nachricht an uns gelangte, daß der beim Centrum zurückgebliebene Medizinal-Inspektor Dr. Remmert auf Wunsch des Großfürsten-Statthalters plötzlich nach Tiflis zurückgekehrt sei, so begab ich mich, den General verlassend, zur Hauptarmee zurück. Doch wählte ich nicht den Weg zurück nach Duzolum, sondern quer über das Kara-Kalinische und über das Syntgebirge nach Bendesen nächst Bami, wobei ich eine Gegend durchreiste, die Niemand sonst von unserer Expedition vorher betreten und die überhaupt, so viel ich weiß, kein Europäer bereist hat. Der Weg, den Skobolew von Duzolum quer durch bisher unbekanntes Gebiet einschlug, ist topographisch aufgenommen und auf den neuesten Karten verzeichnet.

Die Beschreibung von Land (freilich nicht Leuten), Klima, Flora, Fauna läßt sich am besten mit der Reisebeschreibung vereinigen.

Am 21. November (3. December) Vormittags fand der Ausmarsch statt. Am 19. und 20. war starker Regen gefallen und hatte den Lehmboden in und um Duzolum in einen klebrigen Brei verwandelt. Freitag den 21. früh schien die Sonne und sie schien auch auf das Kavallerie-Viereck herab, in welchem der Gottesdienst gehalten wurde, und aus welchem heraus die Dragoner und Kosaken direkt den Ausmarsch antraten. Es war so frisch, daß wir warme Winterhandschuhe tragen mußten. Die Flüsse fließen in 100 bis 200 Fuß tiefen Einschnitten der Ebene. Unser Detachement auf einer Seite des steilen Ufers hinabreitend, dann durch den Fluß setzend und sich auf der andern Seite wieder hinaufwindend, bot einen malerischen Anblick. Die zahlreichen Saumpferde, welche Mehl und andere Vorräthe, Geräthe und einige wenige Zelte sowie einige fliegende Apotheken trugen, hatten bei dem steilen Ab- und Aufstieg zu leiden, ihre Lasten verschoben sich oder fielen ihnen über den Rücken hinab; so daß dadurch mancher Aufenthalt entstand. Wir ritten bald am untern, bald am obern Rande des Flusses. Sein eigentliches Thal, bald weiter, bald enger, erscheint wie das frühere Bett des einst ungleich bedeutendern Flusses. Jetzt verläuft in der Mitte dieses ehemaligen Bettes ein kleiner Rinnsal mit trübem Wasser, wie nach einem Platzregen in dem größern Regenbachbett zuletzt noch ein schwacher Wasserstreifen dahinfließt. Dieses alte Flußbett ist bestanden mit Weiden, Saxaul-Bäumen, Gras und Kräutern und bildet den Aufenthalt von Stachelschweinen, Wildschweinen, hühnerartigen Vögeln und Elstern. Die Ebene war baumlos, doch nicht ohne Graswuchs, die mittleren und höheren Sandberge auf der entgegengesetzten Seite des Flusses waren ebenfalls grasbewachsen und bildeten mit ihren vielen Thälern und Schluchten den Aufenthaltsort von einer Gemsenart, davon wir fünf Exemplare beisammen sahen und bei ihrem Aesen, Spielen und Kämpfen beobachteten. Der Tschandyr fließt von Osten nach Westen, unser Ritt ging also von Westen nach Osten und zwar in kaum bemerkbarer Steigung. Wir machten an diesem ersten Tage nur 25 Werst und erreichten als Nachtquartier einen freien von kleinen Hügeln und einem Kranz bedeutenderer Höhen umgebenen Lagerplatz. Die Nacht wurde ziemlich frisch, so daß die Feuer uns hoch willkommen waren. Mein kleines tente d'abri gewährte gerade genug Schutz, daß der Thau die Kleider nicht feuchten, der Nachtwind nicht um die Nase streichen konnte. Andern Tags wandten wir uns mit dem Flüßchen zwischen den Bergen durch und kamen alsbald auf gute, schwarze Erde mit Spuren früherer Bebauung und an Niederungen mit haushohem Schilf, in welchem Fasanen geschossen wurden. An dem Südabhang der uns zur Linken, also gegen Norden aufsteigenden Felsen und Berge wuchsen wilde Feigenbäume, die zum Theil noch grüne Blätter trugen. Außer den seltenen Adlern und Falken in den höheren Luftregionen beobachteten wir auch kleine Singvögel im Röhricht und in den Büschen. Hier und da ging ein Bach von dem Gestein abwärts zum Tschandyr. Der Weg war anmuthig und voll Abwechselung. Man konnte von einer „Gegend“ reden, was im Ganzen bei der transkaspischen Expedition nicht oft der Fall war. Wir hatten Sonnenschein, mäßige Tageswärme und zur Mittagszeit war es sogar entschieden warm. Schon am Nachmittage erreichten wir Arty-Kala, eine ansehnliche aber verlassene Festung, die drei sich vereinigende Thäler beherrscht, nachdem wir 35 Werst zurückgelegt hatten. Es wurde ein ansehnliches, wohl geordnetes Kavallerielager aufgeschlagen, das dürre Schilf gab prächtige Streu, und grünes jüngeres Schilf und Gras an dem Fluß und seinen Nebenbächen gutes Futter für die Pferde. Der natürlich feste Punkt war durch Steinmauern und Thürme zu einer Citadelle umgeformt, die jedoch seit einem Jahre verlassen war.

Am folgenden Tage, dem 23. November, war Rasttag. Um 12 Uhr verließ ich mit einer kleinen Eskorte, mit einigen Kranken und einem Theil der Saumpferde das Lager und ritt in nordnordöstlicher Richtung in die Berge, von

[1]) Der Sumbar ist der bedeutendste Zufluß des Atrek von rechts oder Norden her und ergießt sich bei Tschat-i-Atrek in denselben. Eine der neuesten Karten dieses Gebietes, die des Oberstlieutenant C. E. Stewart im Septemberheft 1881 der Proceedings of the Royal Geographical Society, bezeichnet sowohl Duzolum als das ganze in dem obigen Aufsatze beschriebene Gebiet nördlich bis zum Kamme des Kobet-Dagh noch als persisch, was entschieden falsch ist. Denn Rußland beansprucht alles Gebiet nördlich vom mittlern und untern Atrek und erkennt als persisch nur das obere Atrekthal (östlich von Kalmuk Kala in circa 78½° Ferro) mit den Städten Kutschan und Schirwan an. (Red.)

einem Turkmenen geführt, mit dem wir durch einen Dolmetscher nothdürftig sprechen konnten. Die Entfernung von Arty-Kala nach Bendesen, die auf der Karte in gerader Linie höchstens 80 Werst zu betragen schien, zeigte sich, da sie über zwei bedeutende Höhenzüge hinweg ging, bedeutend größer und mag wohl 130 Werst und mehr betragen. Wir brauchten acht Tage, um sie zurückzulegen.

Am 23. ging es anfangs sacht aufwärts, wobei wir eine Zeit lang einen kleinen Bach verfolgten. Nachdem wir höher und immer höher gestiegen, schien sich ein tafelförmiges Gebirge über das andere zu schieben. An dem Rande solcher Hochplateaus auf schmalen Reitwegen zogen wir im Gänsemarsch dahin. Hier und da führte der Weg über einen schmalen Gebirgskamm, rechts und links Schluchten und Thäler. Das Terrain wurde immer steiniger, manchmal ritten wir über kahle Felsen, dem sichern Tritt unserer Pferde mehr als unserer Kunst vertrauend. Wenn mein Fuchs, den Gefühlen seines Reiters keine Rechnung tragend, vom Saume des Abgrundes sich ein leckeres Büschel Naturheu wegraffte, so ging mir ein gelindes Gruseln den Rücken hinauf. Manchmal senkte sich der Saumpfad steil in eine Schlucht hinab, um auf der andern Seite wieder aufzusteigen. Hier verweigerten die Kameele weiter zu gehen, legten sich hin, protestirten schreiend gegen solche Wege und erreichten ihr Ziel. Es ward beschlossen, sie zurück und auf einem guten Thalwege nach Tersakan zu schicken. Am Abend stiegen mit erschreckender Schnelle Nebel aus den Schluchten und umhüllten den Weg und die Klippen. In kürzester Zeit war an ein Weiterreiten nicht mehr zu denken. Ich wählte ein kleines Seitenthal zum Nachtquartier. Kaum hatten wir uns in dasselbe hinabgezogen und einigermaßen geordnet, so war es stichdunkel. Wachposten wurden ausgestellt, dann Feuer angezündet und Thee bereitet. Unsere Thiere zu tränken war keine Möglichkeit. Wir waren längst keinem Wasser mehr begegnet. Unser stumpfsinniger Turkmene sagte, es käme Wasser, wenn wir nach einiger Zeit in der Richtung gegen Morgen weiter zögen. Der Bursch hing den ganzen Tag auf seinem langbeinigen, deckenumhüllten Pferde und sah sich nicht einmal um, ob wir auch hinter ihm drein kämen oder nicht. Ein Muster von Vorsicht war die ganze Expedition keinesfalls.

Die Feuer hielten nicht lange vor, denn sie waren hauptsächlich mit dürrem Steppengras entzündet und genährt. Etwas Holz hatten wir bei uns oder auf dem Wege erbeutet. Man schläft aber doch vortrefflich, wenn man einen in jeder Beziehung so ermüdenden Ritt hinter sich hat. Denn die beständige Anspannung aller Sinne, die Beobachtung des Weges, das Ausspähen und Lauschen nach etwaigen Feinden, das Zusammenhalten der Karawane, die Equilibristik beim Auf- und Niederklettern machen den Mann müde.

Mit Tagesgrauen ordneten wir unsern Zug, brachen die wenigen Zelte ab und stiegen wieder aufwärts, immer aufwärts. Wir hatten doch endlich das letzte Hochplateau erreicht und sahen über abwärts fallende Bergrücken in ein breites Thal, hinter welchem sich im Halbkreis das Synt-Gebirge[1]) erhob. Die Nacht und der Morgen auf den kahlen Höhen war empfindlich kalt gewesen; aber mit jedem Schritt abwärts und mit jeder Stunde in den Tag aufwärts ward es wärmer und behaglicher. Die Berge hatten an dem Nordabhang weniger schroffe Formen, der Saumpfad weniger schwindelichte Biegungen; endlich erschienen wieder Sandhügel am Gestein angelehnt, zuletzt erreichten wir die Ebene. Denn wie eine Ebene stellte sich das breite Thal des Sumbar-Flusses dar. Je näher wir kamen, um so wunderbarer erschien das vor uns aufgerollte Bild. Inmitten des Thales, angelehnt an das jenseitige, sich erhebende Flußufer, lag eine Stadt mit Wällen und Thürmen, zwischen ihr und uns ein Schachbrett von Feldern und Gärten mit Lehmmauern und Lehmthürmchen. Sollte es ein System von Befestigungen sein? Beim Durchschreiten sahen wir, daß alle die Vierecke schwach terrassenförmig übereinander liegend zur successiven Bewässerung eingerichtet waren, die Thürmchen und Lehmwälle aber für die Bewässerer als Wege und Zufluchtsorte gleichsam wie Schilderhäuschen dazwischen gesetzt waren.

Stundenweit aufwärts und abwärts am Flusse waren diese Bewässerungsfelder mit ihren Einfassungen, ihren größeren und kleineren Thürmchen zu sehen. Am Flusse standen Weidenbäume und allerlei Buschwerk; durch eine Fuhrt ritten wir hinüber und verfolgten einen eigentlichen Weg bis zu den ersten außerhalb der Stadt liegenden Häusern. Hier, relativ im Freien, schlugen wir unser Lager auf unter Anlehnung an Mauerreste und kleine Lehmgebäude. Wir waren in Kara-Kala, der schwarzen Festung, einer einst blühenden Stadt. Die Bewohner dieser befestigten Stadt, der Festung Arty-Kala und des ganzen von uns seit Duzolum durchwanderten Gebietes waren vor den streitbaren, aggressiven Tekkes geflohen, hatten ihr fruchtbares, wohl bebautes Land, ihre Wohnorte im Stich gelassen und hatten sich und ihre Herden in Persien in Sicherheit gebracht. Im Jahre 1879 sollen sie dem Expeditionskorps des General Lazarew insofern behülflich gewesen sein, als sie ihre Produkte an dasselbe verkauften und bei Straßenbauten Arbeiter stellten. Nach dem Mißerfolg des Feldzuges rächten sich die Tekkes an ihnen, indem sie in ihr Gebiet eindrangen, zerstörend, blutvergießend und Gefangene machend. So zog fast der ganze Stamm dieser Kara-Kala-Turkmenen davon. Einzelne dienten auch diesmal als Führer und Dolmetscher. Auch unser Führer soll aus Kara-Kala selbst gebürtig gewesen sein.

Nachdem wir uns ein wenig ausgeruht und gelabt hatten, besahen wir die Stadt. Sie besteht aus einer innern mit Wall und Graben umgebenen Festung und einer in Gärten zerstreut angebauten unbefestigten Vorstadt, die nach dem Thal zu in einzelne villenartige Häuser, nach den Bergen zu in ein ärmeres Viereck von Hütten und Scheunen ausläuft. Die Festung hat ein Thor mit starken Holzflügeln, Thürme, Stallungen, einige elegante Häuser mit mehrfachen Höfen, eine Moschee, ein Bad und einen runden freien Platz. Alle Mauern und Häuser sind Lehmbauten, die Thürme mit Unterbau aus Stein, die Fensteröffnungen mit einem Anklang an arabische Spitzbogen. In den Wänden der Zimmer fanden sich häufig kleine Nischen mit Spitzbogen, wohl zum Aufstellen von Lampen oder Gefäßen, und eingemauerte Pflöcke zum Aufhängen eines Sattels oder von Kleidungsstücken. Von der Decke hingen hier und da zierlich aus Stroh geflochtene, mit rothen Läppchen verzierte Laternchen, sechs- oder achteckig, an die chinesischen Hängelampen erinnernd. Rohe hölzerne Garnwinden, Spulen, Handmängen, Strohmatten zum Trocknen von Käse und dergleichen primitive Hausgeräthe fanden sich nicht selten. Die Scheunen und einzelne Wohnungen waren mit Holzstämmen und Aesten gedeckt, darüber Schilf oder Erde gebreitet. Krippen für Thiere, Waschtröge, kleine Bassins, zierlich aus Lehm geformt, befanden sich an den Wänden oder auf der glatt gestrichenen Tenne mancher Wohnungen. Eisernes Geräthe kam uns nicht zu Gesichte; auch die Thürangeln und Schlösser an den Thüren waren

[1]) Kuh Sunt auf Stewart's Karte, wo seine Höhe, wohl nur nach Schätzung, auf nur 4000 englische Fuß angegeben ist.

von Holz. Einzelne Hanfstauden und Aehren von Gerste standen hier und da neben Disteln, Gras und wilden Kräutern. Aber Alles war still, leer, unbelebt, trotz des Sonnenscheins beinahe unbehaglich. Eine Schaar Spatzen war das einzig Lebende, das die Stadt bewohnte. Aehnlich den Lehmbauten der Tekkes, zeigte doch die Architektur Ansätze zur Zierlichkeit, zu architektonischen Formen, zu ästhetischer Kombination. In einem kleinen Haus ohne Dach schlug ich mein Zelt auf, schrieb ich mein Tagebuch und übernachtete ich, während meine Pferde, Kazaken und Diener in nächster Nähe im Garten kampirten. Hier fehlte es uns nicht an Holz, um mit Behagen Thee zu bereiten, und um ein wärmendes und beleuchtendes Feuer zu erhalten.

Wie eine unübersteigliche Wand stand das Synt-Gebirge hinter der Stadt. Aber da hinüber mußten wir, um nach Chodsham-Kala oder Bendesen, d. h. auf den Weg nach Bami, zu kommen. Sechs Stunden ritten wir am 25. aufwärts, anfangs über unbedeutende Vorberge, dem einen Bach entlang, der durch ein grünes Thal zur Niederung herabfloß. Obgleich Ende November alten Styls oder Anfang December neuen Styls, war das Gras und ein Theil der Gebüsche grün, die Bäume und Sträucher mit Beeren bedeckt. Sowohl rothe Mehlbeeren, schwarze Hollunderbeeren, als die Früchte verschiedener wilder Prunusarten dienten einer Schaar von Amseln, Drosseln und kleineren Vögeln zur Speise. Distelfinken umschwärmten die zahlreichen Disteln. Eiben- und Feigenbüsche schmückten mit ihrem Grün den Wald. Ranken von wild wachsendem Wein und Clematis umzogen malerisch alle Ulmen oder stacheliges Gestrüppe. Nach dem freiern Thälchen kamen wir in eine eigentliche Laubholzregion. Der Weg war wohl deutlich ausgeritten (da man nicht ausgefahren sagen kann), aber die dicht verschlungenen Zweige von Buchen, Eichen und Ahornbäumen stießen den Reitern nicht selten die Mütze vom Kopf. Nach der Waldregion kamen Felspartien von großer Schönheit und gefährlicher Passage. Oft mußten wir über natürliche Felsentreppen reiten; zuweilen waren auch die Naturstufen so hoch, daß wir die Saumthiere abpacken mußten, damit sie dieselben erklimmen konnten. Kleine Wasserfälle, die über prachtvoll geschweifte und abgerundete Felsen herabstürzten, ließen großartige Kataralte im Frühling voraussetzen. Unsere Pferde waren unbedenklicher wie wir und gingen meist mit olympischer Ruhe über die schwindlichsten Stellen. Doch waren einzelne auch sorglich und passirten nur zögernd und unter tastendem Vorsetzen der Füße gewisse schwierige Stellen. Der letzte Abschnitt des Passes ist nichts als eine steile, enge Felsenrinne. Der Rückblick auf das Land hinter uns war reizend, alle Augenblicke wechselnd und besonders anziehend durch die Luftperspektive, die auf der trockenen Steppe gänzlich fehlt. Der Paß heißt Jolog Dere und führt zwischen dem Synt oder Dsynt und dem Asar hindurch.

Der Aufstieg war höchst mühsam und forderte eine beständige Arbeit, Ueberwachung und Nachhülfe bei der Karawane. Aber die malerische Umgebung, das Grün mancher Pflanzen, die schöne Fernsicht, der warme Sonnenschein, selbst das thierische Leben um uns hatten etwas Anregendes. Nicht als hätten wir außer den erwähnten Vögeln viel Thiere gesehen. Aber der Weg war mit allerlei sicheren Anzeichen auch von kriechendem und laufendem Gethiere versehen. Bald die Losung von Rehen, bald frische Fußspuren des Tigers und Wildschweins, bald zahlreiche Stacheln des Stachelschweins zeigten, wo die Thiere des Waldes zur Tränke gehen, oder wo eines dem andern auflauert.

Als wir den höchsten Punkt des Passes überschritten, hörte Sonnenschein, warme Luft, Gras und Kräuter, Beeren und Sträucher, hörte der Reiz der Aussicht und der Luftperspektive auf einmal auf. Wir waren wie mit einem Schlag vom Süden nach Norden versetzt und es war ja auch in der That ein Uebergang vom Südabhang auf den Nordabhang dieses hohen Gebirgszugs. In Zickzacklinien zogen wir abwärts; ein rauher Wind strich über die gelben Grasflächen. An einigermaßen geschützter Stelle machten wir Halt, kochten Thee und lagerten, in unsere schwarzbraunen Burken gehüllt, ausgestreckt auf dem Boden. In endlosen Wellen und Ausläufern senkt sich das Gebirge zur Ebene, die wir nunmehr in östlicher Richtung bald quer überreiten, bald in Schlangenwindungen umgehen mußten. Zuletzt übermannte uns die Ungeduld, ein bischen auch das Unbehagen, daß bei rasch abnehmendem Tage noch kein befreundeter Ort auftauchte, während die vielfach sich kreuzenden Reitwege immer undeutlicher wurden. Der unerschütterlich ruhige Turkmene antwortete auf unser Fragen: „Wenn wir etwas schneller reiten, so kommen wir mit Sonnenuntergang an." So hatte schon dem Abt von St. Gallen sein Schäfer zu antworten gewußt. Einem spätern Wort, es sei nicht mehr weit, vertrauend, ritt ich mit meinem Kazaken voraus, uns in Bendesen anzumelden, und auch um etwas früher unter Dach und Fach zu kommen. Aber plötzlich war es dunkel, wir waren zu weit von der Karawane, um zurückzukehren, und vor uns wollten die Lichter des befestigten Lagers nicht auftauchen. Wir mußten zuweilen absteigen, um zu untersuchen, ob wir uns auf einem Wege befänden. Nur die Bergkonturen halfen mir die Richtung nach Nordost festzuhalten. Endlich ein Licht, mehrere Lichter, ein paar Lagerfeuer, dann der Anruf der Vorposten, Soldatengruppen beim Nachtessen — Bendesen war erreicht. Es war nicht mehr Wereschtschagin, der Bruder des Malers, der in Bendesen kommandirte, und der mich hier schon einmal gastlich aufgenommen hatte, sondern ein neuer Kommandant, aber auch ein Bekannter vom Daghestanschen Regiment, bei dem ich abstieg. Bald saß ich bei ihm am Samowar, während seine Leute der Karawane entgegen gingen. Der Kommandant mißbilligte eine so wenig geschützte Expedition in Feindesland und besonders mein nächtliches Alleinreiten um so mehr im Hinblick auf die zwischen Bendesen und Chodsham-Kala erfolgte Tödtung des Dr. Studizky durch die Tekkes. In einer Filzhütte nebenan aber befand sich die Telegraphenstation, das Wahrzeichen und Unterpfand, daß wir aus der Wildniß in die bewohnte Welt zurückgekehrt waren. Auch unterließ ich nicht, dieses Faktum an den Stab in Bami und an die Meinigen in Petersburg zu melden.

Die Cisternen in der Steppe von Karschi.

In einem längern Aufsatze unter obigem Titel schreibt die „Turkestanische Zeitung" etwa Folgendes: Die Steppe von Karschi liegt zwischen den angebauten Theilen des Chanats Buchara so ziemlich in gleicher Ausdehnung, wie nördlich des turkestanischen Gebirgskammes die Steppe von Dshizak, der sie auch ihrem Charakter nach gleicht. Wenn die Russen der letztern auch den Namen „Hungersteppe" gegeben haben, so sind beide doch ihrer Natur wegen von Reisenden u. s. w. durchaus nicht gefürchtet und führen bei den Eingeborenen einfach die Bezeichnung Dshizak-tschul und Karschi-tschul.

Die Ebene von Karschi trägt den Charakter der jeden Ackerbau verbietenden und nur für Viehzucht geeigneten Steppe auf der etwa 148 Werst langen Strecke vom Dorfe Kasan, 22 Werst südwestlich von Karschi, bis Kundshak-kul, 16 Werst nordöstlich von Buchara, wo beiderseits zusammenhängende, geradezu musterhaft bewirthschaftete Kulturländereien beginnen. In der ganzen bezeichneten Ausdehnung findet sich an der großen Karawanenstraße nur eine armselige Ortschaft Chodsha Mubarak, bestehend aus etwa 80 kleinen Höfen, die Anbauberechtigung bis auf 20 Werst östlich des Ortes, aber kein Land zum Ackerbau haben. Der Ort lebt von dem Handel mit allen jenen Bedürfnissen, nach denen der Reisende verlangt. Jedes dieser unansehnlichen Gebände von Chodsha Mubarak ist eine kleine Herberge, wo der Reisende ohne besondere Bezahlung Unterkunft findet unter der Voraussetzung, daß er das, was er für sich und die Pferde braucht, von dem Herbergsbesitzer entnimmt.

Dank der Einfachheit dieser Hofhalter, die ein Monopol und gegenseitige Verabredung nicht kennen, findet dabei eine Ausbeutung der Reisenden in keiner Weise statt, ja man könnte eher fragen, wofür diese Besitzer sich abmühen, denn sie bekommen für Alles nur dieselbe Bezahlung wie in den günstiger gelegenen Orten. So kosteten im August 1880 in Chodsha-Mubarak 100 Bunde Klee 5 Rbl., das Pud Gerste 40 Kop. und das Pud Fett 4 Rbl., was mit den in Kasan für diese Gegenstände gezahlten Preisen übereinstimmt, obwohl ein Transport von 30 Werst, darunter 3 Werst über einen für Räderfuhrwerk kaum passirbaren Sandstreifen, dazukommt.

Abgesehen von diesem Orte ermöglichen nur Cisternen (Sardoben) das Reisen durch die Steppe; aber während diejenigen in der Steppe von Dshizak fast zu Kloaken geworden sind, zeigen sie sich in der Steppe von Karschi noch gut erhalten; dort finden höchstens die Thiere eine Tränke, während für Menschen das Wasser aus dem Syrdarja oder aus Dshizak mitgeführt werden muß; hier dagegen, wo doch nur in Chodsha Mubarak noch Brunnenwasser in 25 Arschin Tiefe anzutreffen ist, hört man niemals über Wassermangel klagen.

Früher haben bekanntlich die verschiedensten asiatischen Eroberer mit ihren Heerscharen die beiden ganz gleichartigen Steppen durchzogen, und sie boten auch den kürzesten Weg für den Handel Bucharas mit Kokand und Taschkent, aber die jetzt noch bestehenden Cisternenanlagen beider Steppen mit den zugehörigen Karawanserais stammen erst aus der Zeit von Abdullah-Chan (lebte 1533 bis 1597), unter dem die Herrschaft Bucharas von Meschhed bis Taschkent sich erstreckte, und der während seiner dreiundvierzigjährigen Regierung sehr viel für die innere Verwaltung seines Landes und für öffentliche Banten that.

Bei der angeborenen Apathie der Bucharen sorgen auch diese sehr wenig für die Erhaltung der nützlichen Anlagen ihres großen Herrschers, und von sechs Cisternen in der Steppe von Karschi sind nur zwei, die beiden unentbehrlichsten, noch völlig im Stande, Kekir[1]), 24 Werst von Chodsha-Mubarak, und Karaul, 20 Werst von Kekir am Wege nach Buchara; die anderen, Kosch-sardaba, Buzatschi, Aschul, Usta-atschik, wenn auch durch Nachlässigkeit verfallen, können jedoch mit leichter Mühe wieder hergestellt werden; man braucht eigentlich nur die Oeffnungen der Cisternen im Frühjahr zu reinigen und sie füllen sich durch die Regengüsse von selbst. Die Bucharen behaupten aber, daß seit dem Entstehen des Steppenortes Chodsha-Mubarak kein Bedürfniß für weitere Cisternen vorhanden sei, deshalb, ohne alle Aufsicht gelassen, füllen sie sich allmälig mit Sand und Bauschutt.

Sowohl die noch erhaltenen wie die verfallenen Cisternen der Steppe von Karschi zeigen dieselbe Architektur und die gleichen Maße der Gewölbe und Wasserbehälter, dieselbe Art der Aufmauerung aus gebranntem Ziegel fartischer Form ohne eiserne Klammern. Der Radius einer jeden solchen Cisterne beträgt etwa 12 Arschin (à 0,711 m), die Tiefe rund 16 Arschin mit einer steinernen Treppe von 25 Stufen. Zwei Oeffnungen von je $\frac{1}{2}$ Arschin Durchmesser, die in der Richtung der stärksten horizontalen Abdachung angebracht sind, vermitteln das Einfließen der Frühjahrsregengüsse in die Sardobe, so daß oft in Zeit von sieben Stunden der ganze Wasserbehälter gefüllt ist; hier und da sind zu diesem Behufe noch besondere Zuleitungskanäle künstlich angelegt.

Die Nachfolger Abdullah-Chans haben nur die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß kein Vieh in die Cisternen kommt und sie verunreinigt, daß die Treppen erhalten, und daß die Oeffnungen und Zuleitungskanäle alljährlich gereinigt werden. Dies wenige genügt, um die großartigen Bauten, die von einfachen Handwerkern ohne jede Projekte und Berechnungen ausgeführt sind, noch Jahrhunderte lang in brauchbarem Stande zu erhalten.

Die beiden Cisternen, welche jetzt allein in Stand gehalten werden, liefern das ganze Jahr hindurch reichlich Wasser trotz des starken Verbrauchs durch zahlreiche Reisende, die vielen Viehtransporte nach Buchara, und auch durch die bucharischen Truppen, die 10 000 Mann stark alljährlich einmal von Buchara nach Karschi und zurück marschiren.

---

[1]) Eine Anmerkung der Red. der Turk. Ztg. behauptet dem entgegen, daß die Sardoba Kekir, wie ihre Neuheit und Stuckatur zeige, erst unter dem Vater des jetzigen Emir Nassr-Ullah-Chan erbaut sei.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie Oberst Wenjukow der Pariser Geographischen Gesellschaft (Sitzung vom 20. Januar 1882) mittheilte, hat die russische Expedition, welche die Ausführbarkeit einer Einleitung des Amu-Darja in sein altes Bett (Uzboi) zu untersuchen beauftragt war, im vergangenen Herbste den größten Theil ihrer Untersuchungen beendet. Das Nivellement hat dargethan, daß diesem Projekte kein ernstliches Hinderniß im Wege steht, denn der Uzboi hat von der Westgrenze Chiwas an bis zum Brunnen Tscharyschly (etwas nördlich von 41° nördl. Br.) einen ununterbrochenen Fall, und für die westlichen zwei Drittel des alten Bettes vom Brunnen Tscharyschly bis zum Kaspischen Meere hat das Stebnitzki'sche Nivellement vom Jahre 1871 dasselbe dargethan. Daß die Strecke zwischen Chiwa und Tscharyschly früher dicht bewohnt und angebaut gewesen ist, beweisen die aufgefundenen Ruinen von Ortschaften und die Spuren ehemaliger Kanäle und Bewässerungsgräben.

— Ueber Kulturzustände in Persien enthält General Houtum-Schindler's, des Generalinspektors der persischen Telegraphen, neuester Reisebericht (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1881, S. 307 ff.) manche interessante, wenn auch rein gelegentliche Bemerkung, welche weitere Verbreitung verdient. Bei dem noch keine hundert Jahre existirenden Dorfe Sirdsch (circa 45 km östlich von der Stadt Kermân), erhebt sich ein kleines Gebäude mit Kuppel, welches das Grab des Heiligen Dschellâl ud-din ebn Imâm Mûsâ Kâzem (gestorben 785) bezeichnen soll. Als das Dorf gegründet wurde, war dort kein Grab; ein Geistlicher in der nahen Stadt Chabis träumte jedoch oder las irgendwo, daß der erwähnte Heilige in einem sieben Farsach von Chabis entfernt gelegenen Thale begraben sei, und da Sirdsch sieben Farsach von Chabis liegt, und das Grab des Heiligen nirgends zu entdecken war, so wurden die leichtgläubigen Bauern ohne Mühe versichert, daß die Grabstätte in Sirdsch läge, und ließen sich überreden, Gebäude und Kuppel zu errichten. Der betreffende Geistliche von Chabis, wie auch andere, verleben nun gewöhnlich die heißen Sommertage im kühlen Thale von Sirdsch, natürlich auf Kosten der frommen Bauern. Kaum eine deutsche Meile von Sirdsch liegen die Mineralquellen Ab-i germ („Warmwasser") mit dem Grab des heiligen Sultan Hassan Schâh ibn Imâm Musâ Kâzem, einem unansehnlichen Lehmgebäude über einem inschriftslosen Grabstein. Auch dieses Heiligengrab scheint wieder eine Erfindung zu sein, da das Grab der angeblichen Schwester des Sultans Hassan Schâh der Inschrift des Grabsteines gemäß vielmehr das einer Turk Châhnum von Kerman ist, die, wahrscheinlich Krankheits halber nach Ab-i germ gekommen, erst vor 200 Jahren starb, während doch Musâ Kâzem, der Vater der hier dem Volksglauben nach begrabenen Geschwister, bereits am Ende des 8. Jahrhunderts starb.

Findet also einerseits eine starke Ausbeute des Volkes durch die Priester — übrigens und leider keine specifisch persische Eigenthümlichkeit! — statt, so hat der Bauer andererseits durch die Schwäche der Regierung entsetzlich zu leiden. Etwa 150 km West-Süd-West von Kermân liegt Deh-i-Schuturun, welches aus fünf Ortschaften besteht. Die Dörfer, früher die reichsten des Distrikts von Schehr-i Bâbek, sind jetzt verfallen und nur von wenigen Familien bewohnt. Die Felder sind voll Unkraut und Dornbüschen, die Gartenmauern liegen auf dem Boden, die meisten Wasserkanäle sind verstopft. Der Ruin dieser Dörfer fand erst vor einigen Jahren statt, da schwache Statthalter die zur Provinz Färs gehörigen namentlich arabischen Nomadenstämme nicht in Ordnung hielten. Nomaden von Färs besuchen auch jetzt noch diese Dörfer. Als die Landleute dort den Reisenden und seine Reiter erblickten, liefen sie alle in die Dörfer und versteckten sich in ihren Ruinen. Der Eingang eines jeden bewohnten Hauses war zwischen Dornbüschen und Steinen versteckt und die Straßen der Dörfer hatten Dorn- und Stein-Barrikaden, um die Passage für Reiter in der Nacht zu erschweren. Von mehr als 100 Häusern des Dorfes Chatunabad waren höchstens 15 bewohnt. Die Araber hatten vor 8 Jahren alles zerstört, sogar die Moschee und den Betstuhl. Frauen wurden weggeschleppt, Kinder verbrannt und in Brunnen geworfen, Männer umgebracht, Häuser und Obstgärten verbrannt und zerstört. Ebenso ging es dem nahen Schehr-i Bâbek, welches früher eine der reichsten Provinzen Persiens gewesen sein soll; zwischen Deh-i Schuturun und Schehr-i Bâbek soll es 700 Kanäle gegeben haben. Parsen gab es dort früher viele, jetzt aber gar keine mehr. Und wie im Süden, so steht es auch im Norden! Unseren Lesern wird aus Bd. XXXVI (Mac Gregor's Reise durch das östliche Persien) erinnerlich sein, wie schwer Chorassan unter den Turkmenen zu leiden hat.

— Afghanische Kaufleute, welche früher während der günstigen Jahreszeit nur eine einzige Geschäftsreise nach Indien auszuführen im Stande waren, machen jetzt, nachdem die Engländer Sibi im äußersten Süden Afghanistans (südöstlich von Quetta) mit der Industhalbahn durch eine Eisenbahn verbunden haben, deren drei bis vier. Diese Zunahme des Handels hat einerseits die beste Wirkung auf die Stämme, in deren Händen die Straßen sich befinden, und bereichert andererseits den Kaufmannsstand ganz bedeutend.

— Noch vor Weihnachten ist Emil Schlagintweit's „Indien in Wort und Bild" (Leipzig, Schmidt und Günther [1]) mit der 40. Lieferung abgeschlossen worden, ein wirkliches Prachtwerk nach innen und außen, auf den gründlichsten Studien, umfassenden Kenntnissen und überaus reichen Hilfsmitteln beruhend, dessen Text nicht, wie öfters bei derartigen Publikationen, aus bloßen Begleitworten besteht, sondern den musterhaften Bildern (417 an Zahl) an Gediegenheit und Werth gleich steht, wenn sie nicht übertrifft. Es giebt jetzt kein zweites Buch in unserer Literatur, welches uns so vorzügliche Anschauungen und Kenntnisse über das indische Kaiserreich vermittelte, als das Schlagintweit's, der sich dabei der liberalsten Unterstützung mit Büchern Seitens der englischen und indischen Regierung zu erfreuen hatte. Auch äußerlich zeigen Kartenbeilage, Quellenverzeichniß, Citate und alphabetischer Index, daß das Werk durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage beruht. Unseren Lesern, die den Verfasser aus früheren Jahrgängen des „Globus" kennen und schätzen gelernt haben, sei es nochmals bestens empfohlen.

— In China ist der erste Telegraph zwischen Schanghai und Peking eröffnet worden. Da nun die Behörden der Ansicht waren, daß sich die Benutzung desselben als einer neuen Einrichtung unter dem Volke nur langsam und schwer einbürgern würde, wenn man nicht ein energisches Mittel, ihn bekannt zu machen, ergriffe, so sind sie auf den praktischen

[1] Auch von dem im selben Verlage erscheinenden Werke vom Freiherrn von Hübner „Ein Spaziergang um die Welt" ist fast gleichzeitig die 39. und letzte Lieferung ausgegeben worden. Wir verweisen in Bezug auf dieses geistreiche Buch auf Bd. XXXIX, S. 86.

Ausweg verfallen, dem Publikum das Telegraphiren einen Monat lang umsonst zu gestatten.

— Die K. Russ. Geographische Gesellschaft zeigt die Auffindung einer merkwürdigen, noch vor 1733 gezeichneten Karte von Dsungarien an. Ehe sich die Russen in der Zeit von 1864 bis 1876 in Turkestan endgiltig festsetzten und das Land nach allen Richtungen hin erforschten, war Klaproth's 1836 in Paris erschienene Karte die einzige Quelle für die Geographie von Centralasien, wie sie es ja bis heutigen Tages für große Theile desselben noch ist. Daneben aber hat stets eine Karte von großem Werthe existirt, welche durch eine sonderbare Verkettung von Umständen in der Verborgenheit geblieben ist. Ein schwedischer Sergeant, Jean Gustave Renat, wurde 1709 bei Poltawa gefangen genommen, in Tobalsk internirt und erhielt 1716 die Erlaubniß, eine Abtheilung zu begleiten, welche dem am Jamyschew-See lagernden Buchholz Vorräthe zuführen sollte. Bei dieser Gelegenheit gerieth er den Kalmüken in die Hände und wurde nach Dsungarien gebracht, wo er seinen neuen Herren im Kriege gegen China half und großen Einfluß gewonnen zu haben scheint. Damals zeichnete er wahrscheinlich die in Rede stehende Karte. 1735 kehrte er nach Sibirien und dann über Rußland nach Schweden zurück, um dort sammt seiner Karte vollständig in Vergessenheit zu gerathen und zu sterben. Erst vor Kurzem hat nun der Assistent an der Stockholmer Bibliothek, Stryndsberg, diese Karte in der Bibliothek zu Linköping aufgefunden und die Russische Geographische Gesellschaft ihre Veröffentlichung veranlaßt.

— Die landläufige Ansicht (schreibt „Nature" vom 20. Januar), daß die jetzigen Japaner in ihrem Neuerungseifer wahre Bilderstürmer seien, scheint ein Irrthum zu sein. Nach der „Japan Gazette" hat sich eine Gesellschaft, an deren Spitze der Premierminister steht, zum Schutze der alten Tempel, Heiligthümer und anderer Alterthümer gebildet und zwei Millionen Yen aufgebracht, um deren Zinsen für Erhaltung derselben zu verwenden. Schon früher war eine große Summe für die Ausbesserung und Erhaltung des Tempels des Kriegsgottes in Kamakura, welcher viele interessante Alterthümer enthält, zusammengebracht worden. Das Zerstörungswerk scheint sich wirklich nur auf Feudalschlösser, Befestigungen und dergleichen erstreckt zu haben. Diese sind allerdings entfestigt und in Schulen, Krankenhäuser, Kasernen, Regierungsgebäude u. s. w. verwandelt worden; damit hat freilich manches malerische Gebäude seinen Charakter verloren, aber dieser Schritt war nöthig, um mit dem alten Feudalwesen gründlich aufzuräumen und etwaigen Unzufriedenen ihren letzten Halt zu nehmen. Die herrlichen altjapanischen Tempel aber blieben erhalten und werden es auch in Zukunft bleiben.

Afrika.

— In dem Gebiete zwischen dem Njassa-See und dem Indischen Ocean haben bereits wieder (s. oben S. 127 und Bd. XL, S. 351) zwei Engländer Reisen unternommen, der Rev. W. P. Johnson am Ludschende, dem südlichen großen Zuflusse des Rovuma, und weiter im Süden der Konsul in Mozambique H. E. O'Neill. Ersterer war in Mwembe oder Matakas Dorf am obern Ludschende (etwa 13° 40' südl. Br.) stationirt und hatte von Eingeborenen die auch schon früher erwähnte Nachricht erhalten, daß dieser Fluß aus einem See entspringe. Er ging also im vorigen Jahre denselben aufwärts und erreichte im August in der That einen großen See mit einigen Inseln und schilfbewachsenen Ufern, die von Flußpferden und Wasservögeln wimmelten. Dem Ufer des nach S.-O. sich erstreckenden Sees folgte er einen Tagemarsch weit, wo derselbe sich verengte, und kehrte dann um; er hält ihn für den Schirwa-See, dessen Nordende bisher noch unbekannt war. Inzwischen hatten wahrscheinlich Sklavenhändler das Haus des Missionars in Mwembe vollständig zerstört und seine Bücher zerrissen, so daß er sich in Zanzibar vollständig neu ausrüsten mußte. Zu Mataka will er vorläufig nicht zurückkehren, sondern sich in Lozewa (unter 13° südl. Br. am Westufer des Njassa-Sees) niederlassen. Konsul O'Neill hat in den Monaten September bis November den wichtigen arabischen Handelsweg bereist, welcher von der Ostküste unter 12° 20' südl. Br. (gegenüber der Insel Ibo) nach dem südlichen Ende des Njassa-Sees führt und bedeutend kürzer ist, als die nördlichere Route längs des Rovuma, welcher Livingstone, Bischof Steere und andere Engländer gefolgt sind. Die noch nie von einem Europäer betretene südliche Route führt zunächst 40 engl. Meilen weit durch dünn mit Bäumen bestandenes Land, welches aber dichtes Unterholz, darunter viel Kautschuk-Ranken, besitzt, gut angebaut und bevölkert ist. Dann wird die Gegend felsig, mit kühn gestalteten, schroff abfallenden Bergen und Spitzen von 200 bis 1000 Fuß Höhe. Nach Zurücklegung von 142 engl. Meilen erblickte O'Neill die herrliche Schalawe-Ebene, welche, mit Dörfern besäet, sich meilenweit nach Westen und Süden bis zu einer prächtigen Bergkette von 2000 bis 4000 Fuß Höhe hinzieht. Schließlich erreichte er einen Punkt, von wo man den hohen Berg Namuli erblickt, welcher nach Angabe aller gereisten Eingeborenen mit Schnee bedeckt sein soll. Leider war er während der kurzen Zeit, welche sich O'Neill in seiner Nähe aufhielt, von Wolken verhüllt, so daß derselbe, ohne die interessante Thatsache feststellen zu können, Ende November nach der Küste zurückkehrte.

— Am 22. September 1881 hat der französische Schiffsfähnrich Mizon die von Savorgnan de Brazza am obern Ogowe gegründete zweite Station (die erste ist Brazzaville am sogenannten Stanley Pool), welcher er in Zukunft vorstehen soll, erreicht und berichtet von dort, daß Brazza an der obern Alima, dem bekannten rechten Congo-Zuflusse, bereits eine dritte Station errichtet hat. Dorthin soll ein Weg angelegt werden, der das circa 800 Meter hohe Plateau zwischen Ogowe und Alima kreuzt, und dort soll später auch der kleine Dampfer, welchen Dr. Ballay überbringt, zusammengesetzt werden. Bedauerlich ist nur, daß diese französischen Afrikareisenden mit ihren kartographischen Aufnahmen so lange zurückhalten: ihre deutschen Kollegen sind damit flinker zur Hand.

Nordamerika.

— Der Bremer Geographischen Gesellschaft sind Ende Januar neue Nachrichten von ihren beiden Reisenden, Dr. Arthur und Aurel Krause, zugegangen. Dieselben datiren von Mitte December von der Küste Alaskas. Bekanntlich kehrten dieselben am 6. November von ihrer Reise nach der Tschuktschenhalbinsel wohlbehalten nach San Francisco zurück, wo sie sich bis gegen Ende November aufhielten und sich dann auf dem Dampfer „Columbia" nach dem Norden einschifften, in der Absicht, den Winter in einer Faktorei der North-West-Trading-Company zuzubringen, welche am Lynnkanal, im Gebiete der Chilcat-Indianer, etwa unter dem 59. Breitengrade, gelegen ist. Sie waren hierzu von dem Präsidenten der genannten Compagnie, Herrn Paul Schultze, eingeladen worden. Die genannte Compagnie ist noch eine sehr junge Gründung. Sie datirt erst vom Frühjahr 1880 und bezweckt die Ausschließung der natürlichen Hülfsquellen des südwestlichen Alaska bis zum Cook's Inlet und Beförderung von Handelsunternehmungen in Californien, Oregon, Washington Territorium und Alaska. Sie hat bis jetzt fünf Handelsposten an verschiedenen Punkten der Küste errichtet. Einer derselben ist in Sitka, und der nördlichste am Chilcatflusse.

— Das in Guatemala erscheinende „Diario de Centro America" vom 15. December 1881 zeigt die Eröffnung von Livingston (am Golf Amatique, der innersten Bucht des Golfes von Honduras) als eines Freihafens an und hofft

davon große Vortheile für das reiche Küstenland an der Karibischen See, namentlich in Bezug auf den Export von Bananen nach den Vereinigten Staaten. Es soll in der Nähe durch einen nordamerikanischen Obersten, welcher Empfehlungen vom General Grant mitbringt, eine amerikanische Kolonie von 35 Familien behufs Anpflanzung von Bananen errichtet werden.

— Die Schirmfabrikation, schreibt der „Scientific American", bedroht die Existenz der Pimento-(Pfeffer-)Pflanzungen auf Jamaica. Eine im vergangenen Herbste in Kingston angestellte officielle Schätzung ergab, daß damals über eine halbe Million Schirmstöcke, und zwar fast ausnahmslos von Pimento, auf den Export nach England und den Vereinigten Staaten warteten. Kein Wunder, daß Besitzer und Pächter von Pimentopflanzungen über das Anwachsen eines Handels erschreckt sind, der in Bälde alle jungen Bäume auszurotten droht. In den letzten fünf Jahren sind durchschnittlich im Jahre 2000 Bündel Stöcke aus Jamaica ausgeführt worden, und in den ersten drei Quartalen 1881 belief sich der Export schon auf mehr als 4500 Bündel im Werthe von 15000 Dollars. Jedes Bündel enthält zwischen 500 und 800 Stöcke, deren jeder einen jungen tragfähigen Pimentobaum repräsentirt.

Polargebiet.

— Ueber das weitere Ergehen der Jeannette-Expedition verlautet einstweilen noch wenig und das Schicksal der vermißten Mannschaften ist noch unaufgeklärt. Von Lieutenant Dannenhauer jedoch traf eine Depesche aus Irkutsk vom 4. Februar in London ein, woraus sich ergiebt, daß die Expedition nordwestlich von Wrangel-Land und nordöstlich von den Neusibirischen Inseln einen zweiten Archipel aufgefunden hat. „Wir entdeckten Jeannette Island am 16. Mai 1881 (?) in 76° 47' nördl. Br. und 158° 56' östl. L.; sie war klein und felsig, und wir landeten dort nicht. Am 24. Mai wurde in 77° 8' nördl. Br. und 157° 43' östl. L. Henrietta Island entdeckt; sie wurde besucht und ergab sich als eine große Insel; wenig Thiere, viel Gletscher. Eine sehr große Insel, unter 76° 38' nördl. Br., 148° 20' östl. L. gefunden, wurde Bennet Island genannt. Dort fanden wir viele Vögel, altes Gehörn, Treibholz und Kohle; kein Seehund oder Walroß; heftige Fluthbewegung; steil und felsig. Das Südkap nannten wir Emma. Der Gesundheitszustand der Mannschaft während 21 Monaten war vortrefflich; kein Skorbut. Wir tranken destillirtes Wasser, aber keinen Rum; wöchentlich zweimal Bären- und Seehundsfleisch. Gottesdienst wurde regelmäßig gehalten; wir nahmen viel körperliche Uebungen vor und Jeder ging auf die Jagd. Wild war selten, aber wir erlegten doch 30 Bären, 250 Seehunde und 6 Walrosse; Fische und Walfische wurden nicht gesehen. Alle möglichen Beobachtungen wurden während der Drift (im Eise) gemacht, woraus sich ein Treiben nach Nordwesten ergab; das Schiff legte sich dabei auf eine Seite und wurde die meiste Zeit schwer vom Eise gepreßt. Das Resultat des Treibens während der ersten fünf Monate betrug 40 Miles in Folge der Fluthbewegung des Eises; die letzten sechs Monate sehr schnelles Treiben. Lothungen ziemlich gleichmäßig: 18 Faden unweit Wrangel-Land, welches oft in einer Entfernung von 75 Miles sichtbar war. Die größte Tiefe betrug 80 Faden, die durchschnittliche 35; der Boden blauer Schlamm. Garneelen in Menge; Meteorsteine vom Grunde aufgefischt; Wassertemperatur an der Oberfläche 20° über Null. Die Extreme der Lufttemperatur waren — 55° F. und etwa + 44°. Während des ersten Winters war die durchschnittliche Temperatur 33° unter Null, während des zweiten 39°. Während des ersten Sommers betrug die Durchschnittstemperatur 40° über Null. Der schwerste Sturm zeigte eine Schnelligkeit von 50 Miles in der Stunde; aber solche Stürme waren nicht häufig. Die barometrischen und thermometrischen Schwankungen waren nicht groß. Es kamen Störungen der Magnetnadel vor, welche mit den Nordlichtern zusammenfielen. Telephondrähte wurden durch die Bewegungen des Eises zerrissen. Während des Winters betrug das Anwachsen des Eises 8 Fuß. Das mächtigste Eis, was gesehen wurde, war 23 Fuß dick. Chefingenieur Shod's schweres Balkenwerk rettete das Schiff am 21. November (1880?) vor dem Zerdrücktwerden. Bevor wir nahe der Herald-Insel in das Eis eindrangen, besuchten wir Nordenskjöld's vorjährige Winterquartiere und fanden, daß er gerettet war. Während der ersten Woche unseres Rückzuges von der „Jeannette" trieben wir 27 Miles mehr zurück, als wir vordringen konnten. Der Schnee war fast knietief. Die Aufzeichnungen des Naturforschers wurden gerettet; aber die photographischen Sammlungen und Lieutenant Chipp's Nordlichtbeobachtungen gingen mit dem Schiffe verloren."

Danach hat die „Jeannette" unverkennbar ein ähnliches Schicksal gehabt, wie im Jahre 1872 Payer's und Weyprecht's Schiff „Tegetthoff". Wie dieses im August 1872 dicht bei Kap Nassau (Nowaja Zemlja) von Eis umschlossen und nordwärts geführt wurde, um gezwungen das Franz-Josef-Land zu entdecken, so ist anscheinend auch die „Jeannette" dicht bei Wrangel-Land in das Eis gerathen und mit demselben nach Nordwesten auf bisher unbekannte Inseln zu getrieben worden, um wie der „Tegetthoff" in hohen Breiten verlassen zu werden und unterzugehen.

Vermischtes.

— Das türkische Korn ist angeblich von den Spaniern aus der Neuen Welt nach der pyrenäischen Halbinsel und später nach Italien gebracht worden. Die Anhänger dieser Ansicht fechten die Echtheit eines schon 1515 veröffentlichten Dokumentes an, wonach zwei von der Belagerung Konstantinopels zurückkehrende Kreuzfahrer bereits 1204 die meliga in die Markgrafschaft Incisa eingeführt haben. Der Italiener C. Bertagnolli, dessen Werk über die Schicksale der Landwirthschaft in Italien (Florenz 1881) J. Schuhmann in der „Allgemeinen Zeitung" (1882, 24. Januar, Beilage) bespricht, fand nun, wie dort mitgetheilt wird, durch fleißiges Nachsuchen in den mittelalterlichen Chroniken, daß das türkische Korn wenigstens hundert Mal in Zeiten erwähnt wird, als noch Niemand an Amerika dachte. Aber das türkische Korn der Kreuzfahrer war trotzdem nicht das erste nach Italien gekommene, denn diese Getreideart wird schon in einem Theilpachtvertrag aus dem Jahre 813 genannt. Bertagnolli nimmt an, daß das von Plinius in seiner Naturgeschichte beschriebene milium indicum gerade das türkische Korn sei; es gebe in der That Mais von schwarzer Farbe. (Victor Hehn in seinen „Kulturpflanzen und Hausthiere" S. 375 läßt den Mais aus Amerika nach der Alten Welt eingeführt werden und erklärt des Plinius' „indische Hirse" für die Moorhirse, Holcus sorgum L., die dhorra und dochu der Araber.)

Inhalt: Belgische Skizzen. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. I. — Heyfelder: Ein Ritt über den Kobet-Dagh. — Die Cisternen in der Steppe von Karschi. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Polargebiet. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 12. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XLI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Belgische Skizzen.

(Nach dem Französischen des C. Lemonnier.)

V.

Einen auffallenden Kontrast zu der belgischen Hauptstadt und ihrem rührigen Leben und Treiben bildet die stille alte Universitätsstadt Löwen, die man in etwa einer halben Stunde per Bahn von Brüssel aus erreicht. Im 14. Jahrhundert Haupt- und Residenzstadt der brabantischen Herzöge und Sitz einer bedeutenden Tuchindustrie (es bestanden nicht weniger als 2000 große Tuchmanufakturen in der Stadt), zählte Löwen 44000 betriebsame Einwohner, und gehörte zu den reichsten Städten des reichen Landes. Innere Streitigkeiten zwischen den Patriziergeschlechtern und den Bürgern, bei denen, wie ja auch in den flanderischen Städten, die mächtige Zunft der Tuchweber besonders sich als stets rege und unversöhnliche Feindin des Adels hervorthat, gaben die erste Veranlassung zu dem Verfall der blühenden Stadt. Zweimal schon, in den Jahren 1340 und 1360, hatten die Uebergriffe der patrizischen Mitglieder des Magistrats zu heftigen Volksaufständen geführt, durch welche die Bürgerschaft sich für eine Zeit lang wenigstens wieder in den Besitz ihrer alten Rechte gesetzt hatte. Die Chroniken jener Zeit wissen von lebhaften Kämpfen zu erzählen, die bei Gelegenheit jener Aufstände in der Stadt geführt wurden, doch war es bei keinem derselben zu so gewaltthätigem Vorgehen gekommen, wie dies bei dem dritten Zusammenstoße im Jahre 1379 der Fall war, wo die empörten Bürger 13 adlige Mitglieder des Magistrats aus den Fenstern des Rathhauses auf die emporgehaltenen Speere der untenstehenden Volksmenge hinabwarfen. Hatten die Herzöge bis dahin sich den städtischen Unruhen und eifersüchtigen Reibereien gegenüber meist ganz passiv gehalten, so schien dieser letzte Frevel doch Strafe zu erheischen. Die Stadt hatte zunächst eine lange und schwere Belagerung auszuhalten, die mit ihrer Unterwerfung endigte. Kniend, barfuß und mit entblößtem Haupte mußte die Bürgerschaft vor Herzog Wenzel Abbitte leisten; die Anführer des Aufstandes wurden hingerichtet und der Stadt eine Menge hoher Steuern auferlegt, die im Verein mit der nunmehr von obenher sanktionirten Bedrückung durch die Patrizier allmälig einen großen Theil der fleißigen Bevölkerung zur Auswanderung nach Holland und England veranlaßten. Von da an schon ging die Industrie der Stadt immer rückwärts, ihren Todesstoß aber erhielt sie etwa hundert Jahre später unter der Regierung Maximilian's und Maria's von Burgund, wo Löwen für seine Betheiligung an den Unruhen von 1477 durch Auferlegung neuer, fast unerschwinglicher Steuern gezüchtigt und als Handelsstadt zu Grunde gerichtet wurde. Wieder fanden zahlreiche Auswanderungen statt; die Stadt verödete und verarmte immer mehr, und der neue Geist, der, von den Habsburgischen Fürsten gepflegt, bald in sie einzog und der auch heute noch in ihr herrscht, konnte ihr wohl auf einem andern, weit abliegenden Gebiete Bedeutung verleihen, mußte damals aber naturgemäß die letzten Spuren ihrer fröhlichen Blüthezeit erdrücken. Schon im Jahre 1426 war zu Löwen eine Universität gestiftet worden, die sich bald einen hohen Ruf im Lande erworben hatte; einen ungeahnten Aufschwung nahm dieselbe nun, da Maximilian ihr seinen Schutz zutheil



Das Rathhaus zu Löwen. (Nach einer Photographie.)

werden ließ, und ihr mit Genehmigung des Papstes eine großartige, bleibende Stätte in den alten berühmten Tuchhallen anwies, den damals schon überflüssig gewordenen mächtigen Waarenhäusern der Tuchmachergilde, die für die neue Bestimmung mit einem hohen Oberbau versehen wurden. Wenn auch seitdem durch mancherlei Einbauten entstellt, können doch die imposanten, 60 Meter langen Hallen mit ihren gewaltigen Mauern und den kolossalen Pfeilern und Bogen ihres Erdgeschosses heute noch für ein treffendes Sinnbild dessen gelten, was die Löwener Universität im Laufe der Zeiten geworden ist: ein starkes Bollwerk der katholischen Kirche. In einem alten Mönchsverse, der eine Charakteristik mehrerer großer niederländischer Städte giebt, heißt es von Löwen: „Gaudet Lovanium doctis"; so sehen wir denn auch, wie im 16. Jahrhundert die hohe Schule der Stadt den ersten Rang einnimmt unter allen europäischen Universitäten, wie sie zu verschiedenen Malen mehr denn 6000 Schüler zählt! Das Vorwiegen der theologischen Fakultät, die sich vermöge ihres starren Festhaltens an den alten Dogmen bald den Ruhm erwarb, eine ebenso gelehrte wie gewandte und kampffähige Geistlichkeit heranzubilden, ließ die Anstalt trotz aller Wechselfälle, von denen sie betroffen wurde, sich den mittelalterlich klösterlichen Geist bis auf den heutigen Tag bewahren. Ihr Ansehen war stets ein so hohes, daß beispielsweise bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts Niemand in den österreichischen Niederlanden ein Amt bekleiden durfte, der nicht in Löwen promovirt hatte. Unter der Regierung Joseph's II.



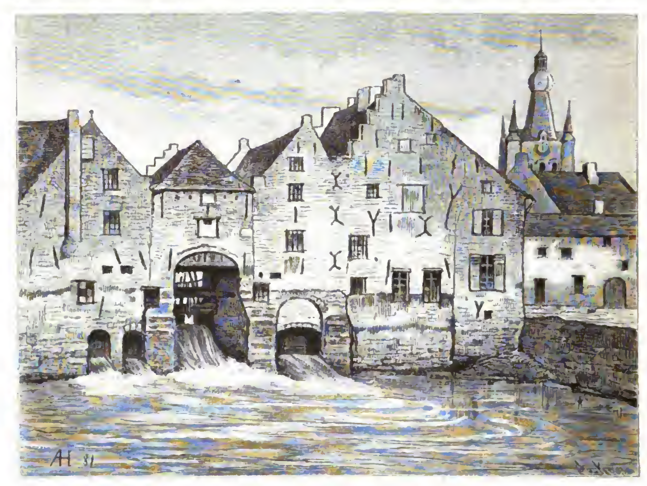
Der Beginenhof zu Löwen.

und dann noch einmal unter Napoleon für kurze Zeit aufgehoben, wurde die Universität im Jahre 1817 durch die holländische Regierung wieder errichtet und dies zwar nach etwas veränderten Principien, die wohl dem Geist der Neuzeit besser entsprachen, dem Wunsch und Willen der Geistlichkeit aber durchaus widerstrebten. Das Mißvergnügen über die damals stattfindende Einrichtung philosophischer Kollegien an der Löwener Hochschule soll nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, daß der belgische Klerus sich so lebhaft an der Revolution von 1830 betheiligte. Die mächtige klerikale Partei begann denn auch gleich nach der glücklich vollbrachten Konstituirung der belgischen Monarchie das Werk einer gänzlichen Reorganisation der Universität, aus der dieselbe in ihrer heutigen Verfassung hervorging: das katholische Element in jeder Disciplin dermaßen vorherrschend, daß die Führer der Liberalen bald alle ihre Bestrebungen dadurch gefährdet sahen und nun ihrerseits zur Gründung einer zweiten, der Brüsseler, Universität schreiten mußten, die, auf freisinnigen Grundlagen errichtet, dem katholischen Einfluß der ältern Anstalt das Gegengewicht halten soll. Von den über 1000 Schülern, welche die Löwener Hochschule heute in ihren fünf Fakultäten vereinigt, wohnt eine beträchtliche Anzahl in drei großen, nach klösterlichem Zuschnitt eingerichteten Kollegien, und etwas wie klösterliche Ruhe und Weltabgeschiedenheit herrscht auch während des größten Theils des Tages in den breiten öden Straßen zwischen den stattlichen Universitätsgebäuden.

Seit einigen Jahren schon soll Löwen, das nach dem

neuesten Census 32 900 Einwohner zählt, in industrieller wie kommerzieller Beziehung einen sichtlichen Aufschwung nehmen; großartige Bauten, die in jüngster Zeit entstanden sind, darunter ein neuer großer Bahnhof, lassen das erfreuliche Emporkommen des Ortes auch erkennen. Einstweilen freilich sind die im 14. Jahrhundert aufgeführten Stadtmauern immer noch viel zu weit für die heutige Stadt, und ist der innerhalb ihres Umkreises vorhandene unbebaute Raum nicht nur zu Gartenanlagen verwendet, sondern vielfach sogar auch als Ackerland nutzbar gemacht. Die alten Wälle, welche die Mauern noch umziehen und einen Umfang von fast zwei Stunden haben, sind auch hier zu anmuthigen Promenaden umgeschaffen worden.

Die zehn stattlichen, zum Theil alten Kirchen, deren Löwen sich rühmt, beherbergen eine reiche Fülle der herrlichsten Kunstschätze. Die am Marktplatze belegene große St. Peterskirche namentlich, ein aus dem 15. Jahrhundert stammender gothischer Bau, hat in ihren zahlreichen Kapellen wahre Perlen der niederländischen Malerei aufzuweisen: Bilder von Roger van der Weyden, de Craeyer, Dieric Bouts, Quentin Massys u. s. w. Auch die Plastik ist durch eine Menge von Meisterwerken vertreten, unter denen der reiche Lettner und das prächtige gothische Tabernakel der Peterskirche und die berühmten, aus dem 16. Jahrhundert stammenden Chorstühle der Gertrudenkirche besondere Beachtung verdienen. Vorzugsweise interessant erscheinen die



Die großen Mühlen bei Aerschot.

letztgenannten Prachtstücke der einheimischen Holzbildhauerkunst schon durch den Umstand, daß die Stadt jetzt noch wie vor dreihundert Jahren auf demselben Gebiete Bedeutendes leistet: die geschnitzten Kirchenmöbeln, die aus den heutigen großen Werkstätten Löwens hervorgehen, erfreuen sich mit Recht eines Weltrufes.

Wenn unter den hervorragenden älteren Baudenkmälern der belgischen und niederländischen Städte die Profanbauten fast ausnahmslos von höherm Kunstwerthe, weil bedeutend origineller sind, als die Kirchen, so macht auch Löwen von dieser Regel keine Ausnahme. Seine schönen Gotteshäuser, selbst die großartige Peterskirche nicht ausgenommen, können eine gewisse Stereotypie der Architektur nicht verleugnen und werden dem Kunstfreunde bald nur von sekundärem Interesse erscheinen neben den mannigfaltigen Schätzen, die sie in ihrem Innern enthalten: das alte Rathhaus dagegen, ein unvergleichlich schöner Bau spätgothischen Styls, verliert auch bei längerer Bekanntschaft und fortgesetztem Studium nichts von seiner eigenartigen Wirkung, seinem wunderbaren Zauber. Nicht mit Unrecht rühmen die Löwener von dem prachtvollen Bauwerke, daß es die berühmten Rathhäuser von Brügge, Gent, Mons und Oudenarde an Reichthum, Heiterkeit und Zierlichkeit des Schmuckes, sowie an edler Harmonie der Formen und Verhältnisse weit übertreffe. Seine in die Jahre 1448 bis 1463 fallende Entstehung verdankt es dem Mathäus de Layens, „Mauermeister der Stadt und des Weichbildes“; und zwar wird erzählt, daß die Pläne, die derselbe dem Magistrat und der Bürgerschaft vorgelegt habe, diesen so erstaunlich und unausführbar vorgekommen seien, daß man sich erst nach langem Besinnen und nachdem man das Gutachten der Baumeister des Herzogs von Burgund eingeholt, entschlossen

habe, die Erlaubniß zum Baue zu ertheilen. Das im Jahre 1842 vollständig restaurirte Gebäude besteht aus drei Geschossen; seine nach dem Markte zu gerichtete Façade, die ebenso wie die beiden anderen freistehenden Seiten mit reichstem Skulpturenschmuck versehen ist, zeigt drei Reihen von je zehn hohen Spitzbogenfenstern; von den vier Ecken und der Mitte der Giebelseiten ragen sechs schlanke achteckige Thürmchen mit durchbrochenen Spitzen weit über das hohe, von kunstvoller Maßwerkbrüstung umgebene Dach empor. Diese Thürme, sowie die glückliche und doch vollkommen

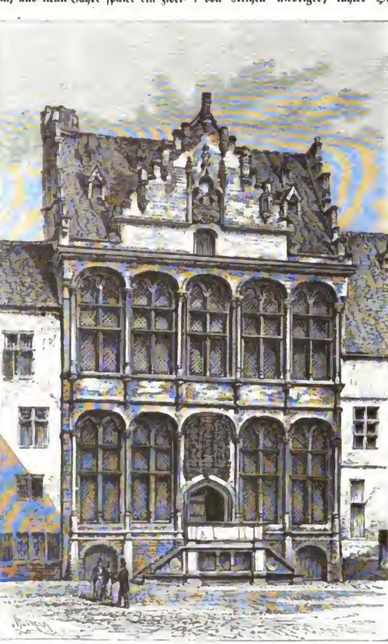


Die St. Leonhardskirche zu Léau.

ungezwungen erscheinende Anordnung der zahllosen Statuen und Zierrathen in vertikalen Linien geben dem Gebäude den Charakter größter Leichtigkeit und schlanken Emporstrebens. Ein eingehendes Studium der auf das Sauberste ausgeführten Figuren, die auf weit vorspringenden, mit Reliefs geschmückten Kragsteinen stehen und von eben solchen Baldachinen überwölbt sind, gewährt sowohl einen künstlerischen als auch historischen Genuß. Die Statuen des untern Stockwerkes stellen nämlich berühmte Löwener Bürger dar; die des mittlern die verschiedenen Stände der mittelalterlichen Stadt, die des obern Stockwerkes endlich Regenten des Landes; die beinahe frei vortretenden Reliefs zeigen Scenen

aus dem alten und neuen Testament, die, dem Charakter der Zeit und des Volkes entsprechend, oft mit unglaublich naiver Derbheit dargestellt sind.

Von sehr anderer Art sind die beiden großen öffentlichen Gebäude, mit denen die heutige Regierung sich in Löwen ein Denkmal gesetzt hat. Im Jahre 1860 wurde hier das größte Zellengefängniß Belgiens, das 634 Gefangene beherbergen kann, und neun Jahre später ein zweites Gefängniß, die Maison d'arrêt, für 204 Gefangene, eröffnet. Beides sind Musteranstalten, in denen die segensreichen Bemühungen der belgischen Regierung für das Wohl und die Besserung der Gefangenen von wünschenswerthesten Erfolgen gekrönt werden, beide aber tragen auch das Ihrige dazu bei, den finstern, ernsten Charakter der alten Stadt zu verstärken. Seltsam still und an einen Kirchhof gemahnend ist auch der nicht gar weit von dem großen Zellengefängniß im südlichen Theile der Stadt belegene alte Beginenhof, den die Löwener vielleicht nicht ganz mit Recht für den malerischsten Theil ihrer Stadt halten: eine Anzahl schmaler, kleiner, sich durchkreuzender Gassen, von gleichmäßig niedrigen Backsteinhäuschen eingefaßt, vor deren jedem ein kleiner, mit einem Heiligenbilde geschmückter Garten liegt. In der Mitte der ganzen Anlage erhebt sich eine einfache, nüchtern aussehende Kirche, in der sich die frommen Bewohnerinnen des alten Schwesternstiftes mehrmals am Tage zusammenfinden müssen.



Das Rathhaus von Léau. (Nach einer Photographie.)

Etwa 10 km nördlich von Löwen, an der Maastrichter Eisenbahn, liegt, wie ein mächtiger Vorposten der katholischen Stadt, die alte, im Jahre 1179 gegründete Norbertiner-Abtei Parc, eines der reichsten Klöster Belgiens. Früher von dichtem Walde umgeben, der jetzt, und nicht zum Schaden des besitzenden Klosters, durch wohlbestellte Felder ersetzt ist, stellt sich der große Komplex stattlicher, meist moderner Gebäude, die um eine großartige Kirche geschaart liegen und von fünffachen starken Mauern umgeben sind, wie eine Festung dar. Bis hierher ungefähr zeigt die Landschaft noch den Charakter des fruchtbaren Brabanter Landes; die Gegend, durch welche die Bahn jetzt führt, hat von den Reizen desselben nichts mehr aufzuweisen. Weite Strecken spärlich begrasten Bodens, stellenweise von tiefen Schluchten zerrissen, an anderen wieder von Reihen niedriger, kahler Hügel durchzogen; kleine sumpfige Bäche, von verkrüppeltem Weidengebüsch eingefaßt; dann wieder elende Felder, die die Arbeit der Bestellung kaum zu lohnen scheinen, oder finstere Tannenwälder: wir befinden uns im Hageland, einem der ödesten und unwirthlichsten Theile des heutigen Belgiens, auf dem Schauplatze so mancher erbitterten, in der Geschichte des Landes verzeichneten Kämpfe. In die Schluchten und sumpfigen Waldstrecken des Hagelandes zogen sich schon im 14. Jahrhundert die durch die Patrizier aus Löwen verwiesenen aufrührerischen Tuchmacher; von hier aus plünderten sie bandenweise das umliegende Land, um endlich nach langer Gegenwehr von den Truppen Herzog Wenzel's aufgerieben zu werden. Hier fanden auch die blutigen Kämpfe zwischen den gegen die französische Herrschaft empörten vlämischen Bauern und den Soldaten der französischen Republik statt. Das alte Aerschot, das inmitten dieser reizlosen Gegend liegt, heute auch von der Eisenbahn berührt, macht den Eindruck traurig verfallener Größe. Eine schöne mittelalterliche Kirche mit kunstvollem Lettner, der alte berühmte Aureliansthurm, ein Ueberrest der ehemaligen Befestigungswerke, großartige, aber heute gänzlich verfallene Waarenhallen, die von einer längst entschwundenen Bedeutung der Industrie von Aerschot erzählen, endlich die malerischen „Großen Mühlen“: das ist alles, was von dem stolzen Orte übrig geblieben ist, der sich in den Religionskämpfen des 16. Jahrhunderts durch den Muth und die Wider-

standskraft seiner Einwohner eine so hohe Bedeutung erworben hatte. Das heutige Aerschot, das sich nun jene alten Reste einer großen Vergangenheit angebaut hat, ist eine unbedeutende, kleine Stadt. Ganz zum armseligen Dorfe herabgesunken ist aber das wenige Kilometer entfernte, dicht an der Bahn liegende Sichem, das nach allgemein geltender, aber durch nichts begründeter Annahme die älteste Stadt des Brabanter Landes sein soll. Daß es in früherer Zeit wenigstens eine starkbefestigte Stadt gewesen sein muß, geht unzweifelhaft aus dem mächtigen alten Thurme hervor, der sich heute ganz vereinzelt inmitten der Dorfhütten erhebt, und der eine gewisse Aehnlichkeit mit dem letzten Ueberrest der alten Befestigungswerke von Brüssel, dem Haller Thor, erkennen läßt. Von seinen drei Stockwerken, deren jedes einen großen gewölbten Saal enthielt, ist nur das untere noch fast ganz unversehrt erhalten; die mächtigen Pfeiler, auf denen seine Wölbung ruht, zeigen einen durch Schönheit und zierliche Ausführung überraschenden Skulpturenschmuck: einen Kranz von Engelsköpfen. Die Stadt Diest, die wenige Stationen weiter an der Bahn liegt, ist durch ihre großartigen Brauereien berühmt; der Historiker, der hier in dem alten Dispargum Gregor's von Tours, in der Wiege der fränkischen Könige, irgend einen Anklang an die Vergangenheit zu finden erwartet, wird bitter enttäuscht werden. Die ganze, ziemlich wohlhabende Stadt ist modern, selbst ihre beiden stattlichen Kirchen gehören der Neuzeit und ihrer nüchtern-prosaischen Richtung an; die letzten Reste uralter Befestigungswerke haben zu Anfang dieses Jahrhunderts weichen müssen. Zum Glück ist aber gerade hier zu Lande auch oft genug das Umgekehrte der Fall, und findet man an kleinen, von den heutigen Verkehrsstraßen meist unberührten Orten großartige Denkmäler der alten Zeit und der alten Kunst, die von einer bedeutenden Vergangenheit sprechen, von der die Geschichte des Landes nichts meldet. So in dem kleinen Städtchen Léau, das etwa eine halbe Stunde westlich von dem durch die Aachen-Landener Bahn berührten St. Trond liegt. Die dorfartig stille, unbedeutende Landstadt besitzt eine prachtvolle gothische Kirche aus dem 13. Jahrhundert und in derselben ein wahres Museum reichster Kunstschätze; darunter besonders zahlreiche werthvolle Gemälde aus der altflandrischen Schule und ein Meisterwerk des Cornelius de Vriendt, ein wunderbar reichskulptirtes, 30 m hohes Tabernakel von Stein. Das spätgothische Rathhaus des Städtchens ist seinerseits auch eine Perle der niederländischen Architektur: freilich nicht imposant durch großartigen Maßstab oder besonders reichen Schmuck, wohl aber ausgezeichnet durch die Richtigkeit und Anmuth seiner Verhältnisse, sowie durch die wohlthuende Harmonie des Ganzen.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

II.

Von Walla Walla nach Lewiston in Idaho.

Walla Walla ist mit dem 40 Miles in nördlicher Richtung entfernt liegenden Städtchen Dayton jetzt durch eine Eisenbahn verbunden, welche durch das fruchtbare Thal des Touchet über Waitsbury dorthin führt. Es war keine geringe Genugthuung für mich, die Unbequemlichkeiten der ehemaligen Stagereise zwischen diesen Plätzen diesmal mit einer Fahrt auf der Eisenbahn vertauschen zu können. Das Hotel in Waitsbury, der Schrecken aller Reisenden im Territorium Washington, hatte sich meiner Erinnerung mehr eingeprägt, als die idyllische grüne Landschaft von schwellenden Hügeln, die fruchtbaren Weizenfelder und sonstigen Zeichen einer prosperirenden Agrikulturgegend, welche das Thal des Touchet kennzeichnen.

Die Kellner in jenem luxuriösen Gasthause haben die originelle Angewohnheit, die Löffel, welche bei Tisch gebraucht werden sollen, in der Hosentasche zu tragen, für jeden Gast einen daraus hervorzulangen und in den Suppenteller oder in die Kaffeetasse zu stecken. Der geschriebene Speisezettel, welcher von der stets lächelnden vierschrötigen Wirthin den Gästen bei Tisch verabreicht wird, ist ein kalligraphisches Dokument, dessen getreuer Abdruck in einem Witzblatte sicherlich Furore machen würde. Die darauf verzeichneten Gerichte, z. B. „gepöckeltes Schweinefleisch“, „gebratenes Herz“, „Kalbfleisch mit Mehlteig“ ꝛc., würden wohl schwerlich Vergnügungsreisende nach Waitsbury locken!

Bemerkenswerth ist noch, daß das Rindfleisch, welches den unglücklichen Reisenden in Oregon und dem Territorium Washington als Braten aufgetischt wird, in allen Landstädten, mit alleiniger Ausnahme Portlands, und auf den Passagierdampfern des Columbia wohl das schlechteste in Amerika ist. Ich meinte früher in Texas die schlechteste Küche in Amerika entdeckt zu haben, muß aber jetzt meinen Irrthum offenherzig bekennen, da jenes Land sich in dieser Beziehung nicht mit Oregon und Washington messen darf. Wie es kommt, daß in einem Lande wie Oregon, dessen Viehstand ein so vorzüglicher ist, und welches alljährlich große Herden des besten Schlachtviehs nach dem Osten ausführt, die dort genossenen Braten so unter aller Würde sind, ist ein wirthschaftliches Räthsel, das ich nie zu ergründen vermochte.

Am 17. August nahm ich Platz auf dem Kutscherbock einer Stage, welche mich zunächst nach der 65 Miles entfernten Stadt Lewiston, dem Hauptorte im nördlichen Idaho, bringen sollte. Es war mir in früheren Jahren schon zwei Mal passirt, daß ich einen Ausflug von Dayton nach Lewiston und ins Palouseland auf mein Reiseprogramm gesetzt hatte; in beiden Fällen entfiel mir aber der Muth, als die Wirklichkeit an mich herantrat und andere Reisende ihre Erlebnisse auf jener Route in meiner Gegenwart zum Besten gaben. Diesmal hatte ich mich aber fest entschlossen, Lewiston zu besuchen, welcher Platz durch das Gerücht, daß in seiner Nähe ein veritabler Vulkan ausgebrochen sei, noch bedeutend an Interesse für mich gewann. Die Unannehmlichkeiten der Reise waren übrigens durchaus

nicht unerträglich und hätten meinethalben zehn Mal so schlimm sein können, wenn der Vulkan wirklich existirt hätte. Leider war dies nicht der Fall. Die Eruption sollte 60 Miles von Lewiston bei Mount Idaho stattgefunden haben, entpuppte sich aber schließlich als ein kolossaler Humbug und war weiter nichts als ein Waldbrand gewesen, der die Einwohner dort in Schrecken gesetzt. Daß ein Ausflug nach Lewiston, auch mit der Zugabe eines Vulkans, ein wünschenswerthes Vergnügen ist, will ich allerdings nicht behaupten. Aber es wird Niemand dabei untergehen, und die vielen neuen Eindrücke eines wenig bekannten Landes sind mehr als ein Aequivalent für die Mühseligkeiten, welche bei einer solchen Reise unvermeidlich sind.

Während der ersten 25 Miles fuhren wir durch eine aller Kultur bare Berglandschaft. So weit das Auge reichte, erblickte es ein Gewirr von nackten Bergkuppen, mit Fernsichten auf die sich rechter Hand hinziehenden Blue Mountains. Nur einmal — 15 Miles von Dayton — zeigte sich rechts in der Tiefe ein kleines grünes Thal, wo der Tucannon-Bach nach der Ansiedelung Marengo hinfließt.

Zu meinem Glück hatte es in den letzten Tagen ziemlich stark geregnet, wodurch der zu dieser Jahreszeit sonst fast fußtiefe mehlartige Staub sich in konsistente Erde umgewandelt hatte und das Fahren auf der Landstraße vergleichsweise angenehm wurde. Die dichten Staubwolken, welche die Fuhrwerke hier einzuhüllen pflegen, blieben mir erspart, so daß ich in fröhlicher Stimmung weiter kutschirte und an dieser sonst so verrufenen Stagefahrt sogar Gefallen fand.

Mein Nachbar, der „Schwager" auf dem Bock, ein alter Stagekutscher, war ein fröhlicher und redelustiger Gesell, der mich mit interessanten Anekdoten aus seinem frühern Leben in den Goldminen Idahos unterhielt und mir manche erwünschte Aufschlüsse über die Gegend und die Ressourcen des Landes gab. Der neue Vulkan bei Mount Idaho galt ihm natürlich als eine unumstößliche Thatsache. Meine Ansicht, daß die 2000 Fuß hohe Feuersäule auf dem „Buffalo Hump", wovon die Zeitungen redeten, doch wohl etwas übertrieben sei, wurde von dem edlen Rosselenker mit Entrüstung zurückgewiesen. Er war ordentlich stolz darauf, daß Idaho sich eines lebendigen Vulkans rühmen durfte und in dieser Beziehung einen unbestrittenen Vorrang vor allen Staaten und Territorien dieser großen Union hatte.

Als wir das Städtchen Pomeroy am Pataha-Bach, 25 Miles von Dayton, erreichten, änderte sich das Bild der Landschaft. Wir gelangten hier in einen fruchtbaren, wohl besiedelten Agrikulturdistrikt, dessen Hauptprodukt in Weizen besteht. Deutsche Ansiedler haben sich in erklecklicher Anzahl am Pataha niedergelassen. Ein deutscher Bierbrauer, den ich an der Poststation in Pomeroy zufällig traf, ein alter Bekannter von mir, der dort den Gerstensaft als Kulturträger in die Wildniß eingeführt und sich wohlwollend meiner aus Virginia City in Nordamerika erinnerte, erzählte mir, daß in der Umgegend von Pomeroy 40 deutsche Familien ansässig wären, denen es gut gehe.

Von Pomeroy führt die Landstraße drei Miles am Pataha-Bach nach Pataha City hin, wo wir in einem guten Gasthaus Siesta hielten. Die Stadt Pataha besteht freilich zeitweilig erst aus etwa einem Dutzend Holzhäusern; aber jede Stadt der Welt hat klein angefangen und ich hatte keine Ursache, dem neu eingewanderten Yankee-Wirth im Hotel zu widersprechen, als er mir in glühenden Farben von der Zukunft Patahas erzählte, welches gerade so viel Aussicht hätte ein bedeutender Platz zu werden wie Walla Walla oder eine andere Stadt im neuen Nordwesten. In der Nähe von Pataha City hat ein Deutscher eine große Dampf-Mahlmühle errichtet, deren Mehl für das beste im Territorium Washington gilt. Von Agrikulturland sieht man in der Nähe des Ortes nicht viel. Dieses liegt jenseits einer niedrigen nackten Bergkette, welche sich am andern Ufer des Pataha-Baches hinzieht. Jene Hügelreihe ist der Abhang eines fruchtbaren, wohlangebauten Plateaus, welches sich in südöstlicher Richtung 15 Miles weit erstreckt. Das Land hat dort bereits einen Werth von 10 bis 15 Dollars den Acker. 30 bis 35 Bushel (à 60 Pfund) Weizen per Acker ist hier der Durchschnittsertrag des jungfräulichen Bodens.

Bei der Weiterreise gelangte ich eine Strecke weit in eine wohlangebaute Gegend, wo herrliche Weizenfelder zu beiden Seiten an der Landstraße lagen. Es war eine Freude, die vollen Aehren zu betrachten und den Blick über das wallende Meer der goldenen Halme in weite Ferne schweifen zu lassen. Bis an den 40 Miles entfernten Snake erstreckt sich dieses reiche Ackerbaugebiet, eines der produktivsten im Nordwesten.

Die Farmer klagten hier, wie überall im nordöstlichen Washington, darüber, daß der Transport des Weizens bis auf den Markt, an die Seeküste — obgleich derselbe neuerdings von 12 Dollars auf 8 Dollars per Tonne (à 2000 Pfund) ermäßigt wurde — ihnen selbst bei den diesjährigen höheren Getreidepreisen doch nur wenig Nutzen übrig läßt. Allerdings ist die Weizenernte im nordöstlichen Washington und im östlichen Oregon weit billiger herzustellen als in den Thälern des westlichen Oregon und in Kalifornien. Der Boden, ein reicher und tiefer, mit vulkanischer Asche verbundener Humus, ist dort bedeutend ergiebiger und leichter zu bearbeiten, das angelegte Kapital ist bei dem geringern Werthe des Landes viel kleiner und die Ernten sind sicherer. Der Preis von 45 bis 55 Cents per Bushel, den dies Getreide in diesem Jahre in Washington realisirt — gegen 80 Cents im Willamettethale und 90 Cents in Kalifornien! —, ist aber dennoch sehr gering. Was frommt es dem Farmer, nur wenig über seine Auslagen als Einkommen zu erzielen und den Hauptnutzen einer glänzenden Ernte für den Transport seiner Produkte hergeben zu müssen! Mit dem Ausbau der verschiedenen Eisenbahnlinien wird sich dies wohl etwas günstiger gestalten. Auf einen wirklich grünen Zweig werden die Farmer im nordöstlichen Washington aber nicht eher gelangen, als bis sich ihr Land dichter besiedelt und sie für einen größern Theil ihrer Produkte einen Markt daheim finden können, oder bis sie sich dazu entschließen, ihr Getreide als Futter für Schweine, Hornvieh ꝛc. zu verwerthen und so in Schinken, „Bacon", und Schlachtvieh umzuwandeln, oder es als Mehl für verhältnißmäßig geringern Frachtsatz zu exportiren. Jetzt verlassen sie sich fast ganz auf den übermäßig vertheuerten Export des Rohmaterials, denn die ansässige dünne Bevölkerung dieses Landes wäre nicht im Stande, in zehn Jahren das Produkt einer einzigen Durchschnittsernte zu verbrauchen.

Vierzig Miles von Dayton gelangten wir wieder in ein gebirgiges Terrain und zwar zunächst in das elf Miles lange Cañon des Apal Creek. Den Apal, einen mittelmäßig großen Gebirgsbach, überschritten wir vielleicht ein Dutzend Mal, und mehrfach war die Schlucht, durch welche er seinen Weg gebahnt, so enge, daß die Landstraße auf lange Strecken in dem steinigen Bett hinführte.

Ein besonderes Interesse für mich gewährten die Ansiedelungen der Nez Percés, welche hier und da nahe an der Landstraße lagen. Diese civilisirten Rothhäute hatten sich ein Gesetz der Vereinigten Staaten zu Nutzen gemacht, wonach die Indianer ebenso wie die Weißen dazu berechtigt

sind, auf unbesetztem Regierungsland eine Heimstätte von 160 Acker Land zu erwerben. Hierdurch werden jene zu Bürgern des Landes, treten vollständig unter dessen Gesetze und erlangen alle Rechte der Weißen. Den Verband der Stämme (Tribes) müssen die Indianer, welche eine Heimstätte erwerben, freilich aufgeben und auch dem Schlaraffenleben auf den Reservationen entsagen, was die Ursache davon ist, daß nur so Wenige von ihnen von den Vergünstigungen jenes Gesetzes Gebrauch machen. Die an der Landstraße liegenden Wigwams waren übrigens damals nur von Squaws und Papuhsen (Kindern) bewohnt; die „Bucks" befanden sich bei ihren wilden Brüdern auf einer Jagdexpedition im Gebirge. Die Ranches dieser civilisirten Rothhäute waren in ziemlich gutem Zustand. Wohlgenährte Kühe grasten an der Landstraße und sogar ein Postschalter war in Gestalt einer alten Käseschachtel am Wege an einem Baumstamm befestigt — ein Beweis, daß jene Indianer die Errungenschaften neuerer Kultur zu würdigen verstanden. Unser Kutscher legte einige Briefe und sogar ein paar Zeitungen für einen gelehrten Nez Percé in die Käseschachtel und nahm einen in gutem Englisch adressirten Brief daraus nach Lewiston mit. Von weißen Ansiedlern bemerkte ich in dieser Gegend keine Spur; dieselben hatten hier das Feld ihren rothen Brüdern, wie es schien, freiwillig geräumt. Elstern, Krähen und wilde Tauben flogen in Schwärmen hin und her und gaben uns das Geleit, bis wir — nur noch neun Miles von Lewiston entfernt — aus dem Paß des Apal in das breitere Felsenthal des Snake gelangten.

Dreizehn Jahre waren verflossen, seit ich die Gewässer dieses größten Nebenflusses des Columbia das letzte Mal geschaut und auf einer Reise von Boise City im südlichen Idaho nach Oregon in seinem mittlern Laufe bei Old's Fähre überschritten hatte [1]). Mein oregonisches Wanderleben hatte ich längst mit einer seßhaften mir lieb gewordenen Heimath in der Stadt am Goldenen Thore vertauscht, und die Erlebnisse jener „alten Zeit" wurden seitdem von so vielen neuen Lebenseindrücken überschattet, daß es mich fast dünkte, ich schaute bei der Erinnerung daran in die Tage meiner Jugend zurück. Der Snake, dessen donnernden Riesensprung über Shoshones Felsenmauern ich einst mit Staunen bewunderte, schien mir jetzt wie ein alter in Jahren vorgerückter Bekannter, den ich nach langer Trennung froh wieder begrüßte. Wie mein Lebenslauf sich geglättet, seit ich ihn vor drei Lustren zuerst sah, war auch er ruhiger geworden und strömte jetzt mit ruhigerer Welle dem großen Columbia entgegen, in dessen mächtigem Fluthenschooß er bald verschwinden sollte.

[1]) Siehe Reisebilder und Skizzen aus Amerika I. Band: „Bilder aus dem Goldland", S. 271 ff.

Nackt und in barocken Formen ragten die Berge an beiden Ufern des hier etwa 1/3 engl. Meile breiten ruhig hinströmenden Schlangenflusses empor, bald wie viele Pyramiden neben- und übereinandergeschachtelt, bald in Kuppen mit Felskanten und schroffen Abhängen, und erhoben sich 1900 Fuß über die Thalmulde.

Die Sandbänke am Ufer des Snake sind hier goldreich und werden nach jedem Hochwasser, welches die feinen vom Gebirge herabgeschwemmten Goldblättchen dort ablagert, von Chinesen ausgebeutet. Schon zwanzig Mal haben die bezopften Fremdlinge diese Sandbänke, welche deutlich die Spuren ihrer Arbeit zeigten, nach Gold durchwühlt, und nach jeder Hochfluth stellen sie sich wieder ein, um nach Mammon zu suchen. Wie viel Gold hier schon gefunden wurde, entzieht sich jeder Berechnung, da die Chinesen dies stets geheim halten. Daß die Goldsuche sich lohnt, geht jedoch deutlich daraus hervor, daß jene so oft wiederkehren, um aufs Neue nach Reichthümern auszuschauen.

Bei White's fliegender Fähre setzten wir über den hier 700 Fuß breiten Strom und kutschirten auf seinem jenseitigen Ufer unter nackten hochaufsteigenden Bergen weiter. Ein Felspfeiler am Wege — nur 1/2 englische Meile von Lewiston entfernt — deutete die Stelle an, wo wir die Grenze des Territoriums Idaho überschritten. Vor uns zeigten sich die Häuser von Lewiston, wo der breite Clearwater in den Snake mündete. Dicht vor der Stadt kreuzten wir den Clearwater auf einer zweiten fliegenden Fähre, und dann fuhren wir langsam auf Kiesgrund in die Hauptstraße der ehemaligen Kapitale des Territoriums Idaho und nach einem guten Hotel, welches ich etwas vor Sonnenuntergang glücklich erreichte, froh, diese älteste Stadt des fernen Nordwestens endlich einmal betreten zu dürfen.

Die Steinzeit Afrikas.

Von **Richard Andree**.

I.

Die Steingeräthe und Steinwaffen von europäischen Fundorten, welche in unseren Museen und Sammlungen aufgehäuft sind, zählen wohl schon nach Hunderttausenden von Exemplaren, und ihnen gegenüber wird jeder Einwand gegen die Annahme, daß einmal der Mensch bei uns mit Steingeräthen sich beholfen habe, hinfällig. Daß auch Asien seine Steinzeit gehabt, läßt sich für den größten Theil dieses Kontinents bis nach Japan hin durch unzweifelhafte Funde konstatiren; alte Traditionen, sprachliche Andeutungen sind gleichfalls Beweise dafür, und bei einzelnen wilden Völkern Asiens sind noch jetzt Steingeräthe im Gebrauch. Amerika wurde von den Entdeckern ohne die Kunde des Eisens gefunden; bei seinen alten Kulturvölkern war neben der Bronze noch der Stein (Obsidian) im Gebrauch, und einzelne Horden im Innern Südamerikas haben bis zur Gegenwart den Gebrauch der Steinwaffen beibehalten. Australien und die Südsee, zum größten Theil erst im verflossenen Jahrhundert entschleiert, befanden sich bei der Entdeckung noch völlig im Steinzeitalter, und erst in unseren Tagen sehen wir die letzten Waffen aus Stein oder Muschelschalen dem alles bezwingenden Eisen weichen.

Hat Afrika eine Steinzeit gehabt? Diese Frage ist schüchtern und nicht ohne auf Widerspruch zu stoßen nun erst vor dreizehn Jahren aufgeworfen worden. Wohin auch

unsere Reisenden im schwarzen Erdtheil kamen, fast überall, selbst bei den fernsten und rohesten Völkern, zeigte sich eine vollständige Kunde des Eisens, überall wurde es auf die gleiche Weise in kleinen Oefen unter Anwendung von Blasebälgen erschmolzen und verarbeitet [1]). Von Steingeräthen oder Steinwaffen ist nirgends mehr die Rede, und wir müssen uns schon Mühe geben, um wenigstens Spuren davon bei den jetzt lebenden Afrikanern zu entdecken, denn sehr dürftig erscheint, was davon übrig blieb. Die Kornreibsteine, aus Schale und Läufer bestehend, sind überall dieselben, in Abessinien wie am Sambesi oder an der Westküste. Die Djur im Gebiete des Weißen Nil hämmern das frisch erblasene Eisen mit einem Granitblocke auf dem Ambos aus [2]). Von der Eisenzubereitung bei den Afrikanern zwischen dem Tanganjikasee und der Ostküste redend sagt R. Burton: „The hammer and anvil are generally smooth stones [3]). Wie die Missionäre im Clanwilliamdistrikt (Kapland) aussagen, benutzen Hottentotten und Buschmänner beim Wurzelgraben noch zuweilen durchbohrte Steine [4]). Nach Angaben des verstorbenen Dr. Pfund fabriciren die Araber in Aegypten noch heute Feuersteininstrumente zu gewissen Zwecken, z. B. zum Abkratzen der geschorenen Schafe [5]). Von Waffen, die gegenwärtig in Gebrauch sind, gehören als den Steingeräthen gleichwerthig hierher wohl die Pfeile der Buschmänner, bei denen noch Knochenspitzen zur Verwendung kommen; auch befindet sich im Berliner ethnographischen Museum ein Buschmannspfeil mit einer kleinen Glasscherbe als Spitze [6]). Auch die höchst primitiven Wurfgeschosse der heidnischen Gaberi in Bagirmi, die uns Nachtigal beschreibt und abbildet [7]), gehören noch hierher. Es sind etwa einen halben Meter lange zugespitzte Rohrstäbe mit einem spindelförmigen Thonklumpen daran. Sie werden geworfen und sind sehr unwirksam. Auf Madagaskar, wo bisher keine Spur eines Steinzeitalters entdeckt wurde, erzählt die Tradition von einer Zeit, in welcher die Vazimba, die Urbewohner des centralen Theils der Insel, noch keine eisernen Waffen besaßen, sondern ihre Speerspitzen aus gebranntem und gehärtetem Thon machten. Ein Howahäuptling, Andriamanélo mit Namen, welcher Speere aus Eisen fertigte, besiegte die Vazimba mit diesen besseren Waffen: „kommt, laßt uns fliehen," riefen die Vazimba, „denn Andriamanélo macht fliegendes Eisen." So die Tradition [8]), welche uns deutlich die Uebermacht des eisenbewehrten Volkes gegenüber jenem erkennen läßt, welches noch mit den primitiven Waffen der Steinzeit bewehrt war. Daß die von Osten eingewanderten (malayischen) Howas die Kenntniß des Eisens schon aus Asien mitbrachten und nicht erst auf Madagaskar erlernten, ist mehr als wahrscheinlich und wird durch die Uebereinstimmung der eigenthümlich konstruirten beim Eisenschmelzen benutzten Blasebälge mit den noch jetzt auf Borneo u. s. w. gebräuchlichen konstatirt, eine nur auf Entlehnung basirende Uebereinstimmung, auf welche zuerst Waitz hinwies [1]). In einem Hereromärchen, welches der deutsche Missionar Rath für die Grey-Library in Kapstadt aufgeschrieben hat, und das unserm deutschen „Was geschenkt ist, bleibt geschenkt" entspricht, hat das kleine Mädchen vom Vater ein Beil geschenkt erhalten. Damit geht sie aus und trifft Burschen, die damit beschäftigt sind Honig auszunehmen „und um dies thun zu können, mußten sie die Bäume mit Steinen fällen". Und sie sprach zu ihnen: „Ihr Söhne unseres Hauses, warum gebraucht ihr doch Steine, um den Honig heraus zu bekommen? Weshalb sagt ihr denn nicht: unsere Erstgeborene, gieb uns das Beil?" [2]). In dieser Geschichte liegt sicher eine Rückerinnerung an die Benutzung der Steine als Geräthe bei den Herero.

Im vollsten Steinalter aber wurden von den Europäern die Guanchen, die Bewohner der Kanarischen Inseln, betroffen. Zu ihnen war die afrikanische Eisenfabrikation noch nicht vorgedrungen, was auf eine frühzeitige Trennung der Inselbewohner von dem Hauptstocke der kontinentalen Bevölkerung schließen läßt. Die Guanchen lockerten den Boden bei der Bestellung mit einer langen Stange, an welcher ein Knochen befestigt war; zu Geräthen verarbeiteten sie die Tabonas oder Basaltlava ihrer vulkanischen Inseln und sie hatten es hierin „zu einem hohen Grade von Vollkommenheit gebracht". Ihre Instrumente waren zart, scharf, spitzig, besonders sorgfältig gearbeitet jene, mit welchen sie die Leichen zum Balsamiren öffneten. Auch Wurfspieße und Lanzen waren mit diesen spitzen Steinen bewehrt; die Metalle waren den Guanchen gänzlich unbekannt [3]).

Spärlich ist auch, was die Alten uns über den Gebrauch von Steinwaffen bei jenen nordafrikanischen Völkern berichten, mit welchen sie in Berührung kamen. Wenigstens ist es mir nicht gelungen, zahlreichere Beläge aufzufinden. Diodorus Siculus (III, 49, 4) spricht von den Schleudersteinen der Libyer, welche sie in ledernen Taschen bei sich führen und neben ihren Lanzen benutzen — ob aber die letzteren mit eisernen oder steinernen Spitzen versehen waren, ist aus der Stelle nicht ersichtlich. Dagegen findet sich beim Agatharchides eine Stelle [4]), in welcher Pfeile mit steinerner Spitze sehr genau geschildert sind. Sie lautet: „Es bedienen sich in Kriegsgefahren die Aethiopen großer Bogen, aber kurzer Pfeile; an der Spitze des Rohrstabes ist anstatt des Eisens ein feiner Gestalt nach länglicher Stein befestigt, der durch Sehnen festgebunden ist, übermäßig spitz und in tödtliches Gift getaucht." Schon hieraus läßt sich auf die einstige Verbreitung von Steinwaffen auch bei anderen afrikanischen Völkern schließen. Strabo erzählt von den „Sumpfbewohnern" am Weißen Nil, daß sie sich „angesengter Pfeile" bedienen, worunter wohl solche von Holz zu verstehen, die durch Ankohlen der Spitze gehärtet sind und von den „plattnasigen Aethiopiern" sagt er, daß sie die Antilopenhörner als Waffen gebrauchen [5]).

Können die Aegyptologen sich auch heute noch nicht mit einer prähistorischen, mit einer Steinzeit in Aegypten befreunden, so leugnen sie doch nicht, daß nach sprachlichen Zeugnissen auch für die Aegypter eine Periode bestand, in welcher der Mensch sich mit den rohesten Materialien behelfen mußte; speciell hat Dümichen dies nachgewiesen [6]). Das

[1]) Daß übrigens die Hottentotten am Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts noch kein Eisen fabricirten, erkennen wir aus den Berichten englischer Seefahrer, die damals an die afrikanische Südwestküste gelangten. John Davis erhielt 1598 an der Saldanha-Bay fette Schafe oder Rinder für Stückchen altes Eisen oder Nägel und noch 1604 war ein Ochse für eine eiserne Schaufel zu haben. Tylor, Researches into the early history of mankind, 220.

[2]) Petherick, Egypt, the Soudan and Central Afrika, 396.

[3]) Lake regions of Central Afrika II, 312.

[4]) Journ. Anthropol. Instit. I, 347, XI, 129.

[5]) Ebers, Durch Gosen zum Sinai², 545.

[6]) Fritsch, Eingeborene Südafrikas 432.

[7]) Sahara und Sudan II, 607.

[8]) J. Sibree, The great african island, London 1880, 216.

[1]) Anthropol. d. Naturvölker II, 433.

[2]) Bleek, Reineke Fuchs in Afrika. Weimar 1870, 71.

[3]) Bory de St. Vincent, Geschichte und Beschreibung der Kanarien-Inseln. Deutsch, Weimar 1804, 71, 84.

[4]) II, 19 in Karl Müller's Geographi Graeci minores. Parisiis MDCCCLV.

[5]) Strabo p. 771, 772, Casaub.

[6]) Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1871, 64.

altägyptische Wort für Stein, ba, findet sich „determinirt durch einen die Erde aufhackenden Mann oder auch nur durch das Geräth, mit welchem der Erdboden aufgehackt wird, zuweilen auch mit dem Zusatze ta, die Erde, der Erdboden, in den gesicherten Bedeutungen von auflockern, aufhacken den Erdboden. Ferner finde ich dasselbe Wort ba determinirt durch ein Messer, ganz von der Form wie eins der von Lepsius photographisch mitgetheilten Steinmesser, gebraucht für eine Klasse von Handwerkern, die mit Messern arbeiten. Nun, meine ich, können diese beiden Wörter wohl nicht gut anders gefaßt werden; da man ja doch die abgeleiteten Bedeutungen auf die Grundbedeutung von Stein zurückführen muß, ersteres als: mit einem scharfen Stein die Erde auflockern, letzteres als: mit schneidenden Steinmessern arbeiten. Die Sprache also würde dann hier das Wort, dessen Bildung aus einer Zeit stammt, in der man mit einem scharfen Stein die Erde aufhackte und in der der Handwerker noch mit steinernem Messer arbeitete, auch dann noch beibehalten haben, als das Metall den Stein längst verdrängt, als man schon längst nicht mehr die Erde mit einem scharfen Stein aufhackte und ebensowenig der Handwerker noch mit einem Steinmesser arbeitete. Die Sprache also würde uns hier vielleicht den Schluß zu machen gestatten, daß auch bei den alten Aegyptern der Gebrauch der Steininstrumente der Verwerthung der Metalle vorangegangen". Bekannter ist die Thatsache, daß bei den alten Aegyptern noch in historischer Zeit steinerne Messer, namentlich beim Einbalsamiren und bei der Beschneidung, im Gebrauche waren [1]), doch können diese nur als „Ueberlebsel" aufgefaßt werden, da sie zu einer Zeit benutzt wurden, als die Aegypter einen hohen Grad von Kultur erreicht und im Gebrauche der Metalle geübt waren. Soviel von afrikanischen Steingeräthen, soweit deren Kenntniß aus historischen Quellen auf uns gekommen — es ist herzlich wenig. Desto lauter beginnen aber die alten Steine selbst zu reden.

1. Aegypten.

Der erste, welcher das Wort „Steinzeit", wenigstens für einen Theil Afrikas, für Aegypten, aussprach, war der Franzose A. Arcelin. Im Auftrage des Unterrichtsministers bereiste er Aegypten und bei Abu Mangar, oberhalb der bekannten Steinbrüche von Silsilis, auf einer Schicht von Kies und Sand fand er verschiedene Geräthe aus Feuerstein, eine kleine geschliffene Axt aus Porphyr, ferner bei El Kâb behauene Feuersteine, endlich am Eingange des Thales von Bab el Meluk zu Theben große Mengen künstlich geschlagener Feuersteine, als Messer, Sägen, Schaber. Er sprach in seinem Bericht an den Unterrichtsminister vom 26. Juni 1869 von einer Industrie primitive en Egypte, probablement préhistorique, welche vielleicht verschiedenen Epochen angehöre, bei Abu Mangar aber mit dem Kennzeichen de l'âge dit de la pierre polie versehen sei [2]).

Zwei andere wohlbekannte und hochverdiente Franzosen, Hamy und Lenormant, fanden in demselben Jahre in den Bergen bei den Königsgräbern von Theben verschiedene rohe Feuersteininstrumente: Beile, Messer, Schraper u. s. w., sowie später bei Deir-el-Bahari ein Steinbeil von dem Typus von St. Acheul (bei Amiens, wo im Kies Feuersteingeräthe vom ältesten Typus gefunden wurden). Hamy legte seine Entdeckung der Pariser Anthropologischen Gesellschaft vor [3]) und sprach die Ansicht aus, daß die Funde der echten Steinzeit angehörten, eine Ansicht, in welcher de Mortillet und P. Broca ihn unterstützten, während Pruner-Bey sich einigermaßen ablehnend verhielt und besser gestaltete Geräthe als die vorliegenden zu sehen verlangte, ehe er sie für Artefakte ansprechen könne.

Auf Widerstand stießen diese Annahmen der Franzosen zunächst bei deutschen Aegyptologen, und zwar war es kein geringerer als R. Lepsius, welcher zur gleichen Zeit wie jene Aegypten besuchte und durch Hamy und Lenormant auf ihre Funde aufmerksam gemacht „auf dem bezeichneten Felde über Bab el Meluk sich nur zu bücken brauchte, um nach Belieben Massen von messerähnlichen Splittern aufzuheben". Die ungeheure Masse dieser Gegenstände schreckte aber unsern Landsmann ab in ihnen urälteste Kunstprodukte zu sehen, er machte ganz richtig darauf aufmerksam, daß nur die rohesten Formen vorhanden seien, welche man auch für Naturprodukte ansprechen könne, während alle schöner gearbeiteten Lanzen- und Pfeilspitzen oder Dolche und Hämmer fehlten. Ihm erschienen die Feuersteinsplitter von Abu Mangar, Bab el Meluk u. s. w. vielmehr als Produkte der atmosphärischen Einflüsse auf die Feuersteinknollen. „Sollte sich aber auch gegen Erwarten das Gegentheil dieser Annahme herausstellen, so würde für Aegypten darauf noch immer kein Beweis für die Richtigkeit der Annahme eines prähistorischen Steinalters herzunehmen sein, weil sich nachweislich die historischen Aegypter im alten und neuen Reiche zu gewissen Zwecken, unter denen wir den des Paraschisten kennen, künstlicher Messer und anderer Werkzeuge aus Feuerstein bedienten und folglich alles, was im Lande von bearbeiteten Steinen der Art gefunden wird, mit diesem historisch nachgewiesenen Gebrauch in Verbindung gestanden haben kann." Schließlich meint der berühmte Aegyptologe, es sei wenig Aussicht vorhanden, daß sich der neuerdings nach europäischen Funden gebildete Begriff von einer prähistorischen Steinzeit jemals mit Grund auf ägyptische Verhältnisse werde anwenden lassen [1]).

Auch Georg Ebers schloß sich den Ansichten von Lepsius an [2]), auch er hält die Feuersteinsplitter der Franzosen nicht für Artefakte und plädirt für deren Entstehung auf natürlichem Wege durch Zerspringen des Silex in Folge von Hitze; fast ebenso Dümichen [3]), welcher sogar die Ansicht ausspricht, daß „wohl wenig Aussicht vorhanden, ein solches (prähistorisches) Atelier auf ägyptischem Boden jemals aufzufinden", und noch ganz neuerdings Brugsch [4]): „Es ist der reine Zufall, der diese Steine so wunderlich geformt hat." Auch er hält an der Anschauung fest, daß Hitze und andere Temperatureinflüsse die Formung bewirkten. Desgleichen auch Chabas.

Recht haben die Aegyptologen, daß am äußersten historischen Horizonte der Aegypter das Eisen schon wohl bekannt war (wie die Funde in der etwa 4000 v. Chr. gesetzten Cheops-Pyramide beweisen). Mit allen Kenntnissen der Metalle ausgerüstet, erscheinen die Aegypter auf dem afrikanischen Schauplatz, und wenn auch die Steinartefakte wirklich vorhanden sind, so beweisen sie noch nicht eine prähistorische Steinzeit der monumentalen Aegypter, denn Steingeräthe können recht gut neben den metallenen im Gebrauch gewesen sein, wie ja auch in der That solche zu

[1]) Lepsius in Zeitschft. f. ägypt. Sprache 1870, S. 120 und Dümichen a. a. O. Wilkinson, Manners and Customs etc. III, 262.

[2]) Matériaux pour l'histoire de l'homme, Fevr. et Sept. 1869, und L'Industrie primitive en Egypte, Macon 1870.

[3]) Bulletins 1869, p. 685.

[1]) Ueber die Annahme eines sogenannten prähistorischen Steinalters in Aegypten. Zeitschrift für ägyptische Sprache rc. 1870, S. 89. 113.

[2]) Zeitschrift f. ägypt. Sprache 1871, S. 17.

[3]) Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1871, S. 65.

[4]) Verhandl. der 11. allgem. Versammlung der deutschen Gesellsch. für Anthropologie zu Berlin 1880, S. 137.

Kultuszwecken sich in Aegypten lange erhalten hatten. Richtig ist es ferner, daß Feuersteinsplitter durch Zerspringen zufällig entstehen, wiewohl dieselben denn doch wesentlich andere Gestalt haben, als die künstlich geschlagenen, und uns heute Merkmale bekannt sind, welche es erlauben, den künstlich geschlagenen Stein von dem natürlich gesprungenen sicher zu unterscheiden. Es ist darüber wiederholt debattirt worden, und diejenigen, welche sich dafür näher interessiren, finden unten die Literatur darüber angegeben[1].

Jedenfalls kommen in Aegypten und den anstoßenden Wüsten Feuersteinsplitter natürlichen Ursprungs in großer Menge vor, darüber kann kein Zweifel stattfinden, doch sind diese natürlichen von den künstlichen Splittern zu unterscheiden.

Aber ebensowenig kann heute auch noch ein Zweifel darüber aufkommen, daß in der That künstlich geschlagene, mannigfach gestaltete Feuersteingeräthe in Aegypten gefunden werden, ja jetzt an verschiedenen Orten so oft gefunden werden, daß jede Opposition gegen die Anerkennung der Thatsache vergeblich erscheint. Nur darum noch kann sich nach meiner Ansicht der Streit handeln, ob die Feuersteingeräthe, welche in Aegypten entdeckt wurden, in dem Sinne „prähistorisch" anzusehen sind, daß die Vorfahren der alten Aegypter dieselben gebrauchten. Hiergegen sträuben sich die Aegyptologen, für sie hat die Kunst keine Kindheit in Aegypten gehabt.

Der erste, welcher an der Hand der Thatsachen den Aegyptologen entgegentrat, war Sir John Lubbock[2]. Er besuchte 1873 Aegypten und fand Steingeräthe an verschiedenen Stellen des Nilthals, besonders in den Bergen bei den Königsgräbern von Theben, sowie bei Abydos. „Nachdem ich sorgfältig die von Lepsius und Chabas beigebrachten Thatsachen und Argumente erwogen habe, bin ich geneigt, mit den Herren Arcelin und Hamy übereinzustimmen, daß diese Feuersteingeräthe wirklich der Steinzeit angehören und antepharaonisch sind." Für diesen letzteren Ausspruch vermissen wir allerdings den strikten Beweis in der Abhandlung von Lubbock, dagegen erscheinen seine abgebildeten Geräthe von Bab-el-Meluk u. s. w. als echte Artefakte. Die ägyptischen Fundstätten mit ihren Abfällen bei der Herstellung der Feuersteingeräthe **resemble exactly Pressigny, Grimes, Graves and other european stone-implement manufactories.** Wenn Lepsius bezweifle, daß die sogenannten Schraper jemals als Geräthe gebraucht worden seien, so verweist ihn Lubbock auf die Eskimos, bei denen dieselben in dieser Form noch heute benutzt werden. Was die Form der Geräthe betrifft, so gleicht sie genau jener der westeuropäischen Steingeräthe.

In sehr scharfer Weise argumentirt auch Richard Burton[1] gegen die Aegyptologen; für ihn existirte das echte Steinzeitalter im Nilthale und er führt die Analogie der Funde aus Midian und von der Sinaihalbinsel an, die, außerhalb der geographischen Grenzen liegend, welche wir uns gezogen, hier nicht weiter berücksichtigt werden sollen.

Alle die Steingeräthe, welche uns von Theben u. s. w. vorliegen, zeigen höchst primitive, rohe Formen und die Aegyptologen konnten dem gegenüber immer noch nach unzweifelhafteren und reinlicheren Gestalten verlangen, um das Dasein von wirklichen Steingeräthen zu konstatiren, solcher, welche Naturspiele ausschließen. Diesem Verlangen ist entsprochen worden. Unser verstorbener Landsmann Dr. W. Reil in Kairo entdeckte die Geräthe von Helwan, 26 Kilometer südlich von Kairo, in der Nähe der dortigen Schwefelquellen[2]. Die Silexsplitter liegen hier lose auf dem Sande, oft viele zusammen; das Material, aus dem sie herausgeschlagen sind, ist nicht bodenständig, sondern aus anderen Gegenden bezogen. Es handelt sich hier nicht um Zersplitterungen in Folge von Temperatureinflüssen; „Täuschungen sind bei den in Helwan gefundenen Gegenständen nicht möglich". Es sind Pfeilspitzen, Messer, Schaber und Kratzer, in Form von Meißel oder Säge. „Letztere Form vor allem, sowie die beigelegten Nuclei, an deren Facetten man die menschliche Bearbeitung am deutlichsten sieht, möchten wohl den hartnäckigsten Zweifler überzeugen, daß derlei Formen nicht ein Spiel des Zufalls sein können."

[1] Virchow in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1871, S. 45. Wetzstein das. 1871, S. 51. Ebers in Zeitschr. f. ägypt. Sprache 2c. 1871, S. 22. Livingstone, Narrative of an expedition to the Zambesi. London 1865, p. 492. Fraas in Verhandl. d. 11. Versammlung d. deutsch. Ges. f. Anthropologie zu Berlin 1880, S. 137. Burton im Journ. Anthropol. Inst. VIII, 296. Karl A. Zittel, Briefe aus der libyschen Wüste. München 1875, S. 44. Schweinfurth in Petermann's Mittheilungen 1876, S. 262.

[2] Notes on the Discovery of Stone Implements in Egypt. Journ. Anthropol. Instit. IV, 215, Taf. 13 bis 17 (1875).

[1] Stones and Bones from Egypt and Midian. Journ. Anthropol. Instit. VIII, S. 290, Taf. 7 und 8 (1879).

[2] Verhandl. Berlin. Anthropol. Ges. 1874, S. 118.

Nekrologe[1].

I.

— Sabin Berthelot, guter Kenner der Canarischen Inseln, geboren 4. April 1794 in Marseille, gestorben 17. November 1880 in Santa Cruz auf Teneriffa. Anfangs war er Volontair in der Marine, wurde 1820 zum Direktor des botanischen Gartens in Orotava ernannt und war 1840 bis 1844 Generalsekretär der Paris. Geogr. Ges. 1840 und 1842 veröffentlichte er zwei Abhandlungen über die Guanchen, worin er auf die Erhaltung dieses alten Typus im Süden von Teneriffa hinweist; 1841 schrieb er eine Arbeit über die Sitten der Bewohner von Gran Canaria. Als französischer Konsul und später Honorarkonsul auf den Canaren widmete er sich ganz dem Studium dieser Inseln,

[1] Die letzte derartige Uebersicht, welche bis in den Mai 1881 reichte, brachte der „Globus" auf S. 379 bis 381 des 39. Bandes.

worüber er viel publicirte, so eine „Histoire naturelle des iles Canaries“ und zuletzt ein großes Werk über die canarischen Alterthümer.

— Augustus Henry Law, zuerst englischer Marineoffizier, dann Jesuit und Afrikareisender, Neffe des verstorbenen Generalgouverneurs von Indien, Earl of Ellenborough, geboren am 21. Oktober 1833. Nachdem er die Wandlung vom Seemann zum katholischen Missionär durchgemacht, wirkte er als solcher zuerst in Guayana und schloß sich dann der Zambesi-Expedition unter Pater Depelchin an. Auf seiner Reise zum Matabele-Könige und von dort zu Umzila, in dessen Lande er eine Mission errichten wollte, hat er sich durch Bestimmung von Höhen, Längen und Breiten und durch geschickt entworfene Zeichnungen von Land und Leuten verdient gemacht. Er erlag am 25. November 1880 dem Fieber und allgemeiner Erschöpfung im Kraale Umzila's.

— Emmanuel August Stahl, Mitglied der französischen Afrika-Expedition unter Savorgnan de Brazza, geboren in Blidah in Algerien, wo sein Vater Pastor war, am 28. November 1853, dem Sumpffieber erlegen in Libreville am Gabun im Frühling 1881. Mit 2½ Jahren siedelte er mit seinem Vater nach Mühlbach bei Münster im Elsaß über; 1868 bis 1870 besuchte er eine Pariser Schule. Später unterrichtete er im Französischen und Hebräischen in der Schweiz, studirte dann in Straßburg und Leipzig, war Hauslehrer in Esthland, diente in Straßburg, war Pastor in Markirch (Sainte-Marie-aux-Mines) und zuletzt in Paris Unterdirektor an der theologischen Vorbereitungsschule von Batignolles, von wo er am 16. November 1880 nach Afrika abreiste. Das Wunderbarste bei diesem Lebenslaufe ist fast, daß er bei jener Expedition anscheinend die Astronomie vertreten sollte.

— Johann Theodor Kleinschmidt, Reisender des „Museum Godeffroy“ in Hamburg, geboren 6. März 1834 in Wolfshagen im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen, ermordet den 11. April 1881 auf Utuan (Neubritannien). In Kassel erzogen, wurde er mit 14 Jahren Eisenbahnbeamter und bildete sich daneben auf der Kasseler Akademie im Zeichnen aus, ging im 19. Lebensjahre zur See, mußte aber wegen Kurzsichtigkeit nach der dritten Reise das Matrosenleben aufgeben. In New Orleans lebte er als Maler, in St. Louis wurde er Kaufmann, trat während des Secessionskrieges als Gemeiner in das 11. Milizregiment und brachte es bis zum Major. Nachdem das St. Louiser Geschäft, welchem er zuletzt als Theilhaber angehört hatte, bankerott geworden und ein anderes Unternehmen nicht geglückt war, ging er nach Australien und den Viti-(Fidschi-) Inseln, arbeitete dort nebenher auch für die Regierung, wurde aber auch hier so vom Unglücke verfolgt, daß er 1875 mit Freuden ein Engagement als Reisender des Museum Godeffroy annahm und bald erkannte, daß dies der rechte Wirkungskreis für ihn sei. — Kleinschmidt's Berichte aus Viti, die nur zum kleinern Theil bis jetzt im Journal des Museum Godeffroy publicirt sind, enthalten eine reiche Fülle der werthvollsten Aufschlüsse, sowohl über die dortige Natur, als das Menschenleben. Auch von den wenigen Berichten aus seinem neuen Wirkungsfelde, dem Neubritannia-Archipel, darf dasselbe gesagt werden. Der „Globus“ verdankt ihm den interessanten Aufsatz nebst Abbildungen über das Duck-Duck-Fest (s. laufenden Band Nro 1 bis 3).

— Fürst Nikolai Alexejewitsch Kostrow, Sekretär des Tomsker Statistischen Comité, starb am 7. Mai 1881 zu Tomsk. Er hat sich durch eine Reihe vortrefflicher Arbeiten über Sibirien bekannt gemacht.

— Johann Maria Hildebrandt, Afrikareisender, geboren zu Düsseldorf am 19. März 1847 als Sohn des berühmten Historienmalers Th. Hildebrandt, gestorben 29. Mai 1881 zu Antananarivo auf Madagaskar. Er widmete sich dem Maschinenbaufache, verlor aber im 19. Lebensjahre durch eine Explosion sein rechtes Auge und erlernte nun in Benrath, Halle und Berlin die Gärtnerei. Von März 1872 bis August 1874 unternahm er mit geringen Mitteln seine erste Reise nach Ostafrika, konnte dabei Munzinger auf einer Expedition in die nördlichen Grenzländer Abessiniens begleiten, besuchte dann einzelne Küstenpunkte, wie den thätigen Vulkan Orteale, unternahm von Aden aus zwei Ausflüge in das Somal-Land, fuhr zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Karatschi in Ostindien, durchreiste mit dem jüngern Hagenbeck die Gebiete des Wami und Kingani und mußte zuletzt wegen Krankheit nach Deutschland zurückkehren. 1875 brach er mit hinreichenden Mitteln und besserer Ausrüstung wieder nach Ostafrika auf, erforschte das Somal-Land und die Comoren-Insel Juana, vermochte aber sein Hauptziel, den Schneeberg Kenia, nicht zu erreichen. Im November 1877 traf er wieder in Berlin ein, mit prächtigen botanischen, zoologischen und ethnographischen Sammlungen, in deren Erlangung seine Hauptstärke beruhte. Diese zweite Reise hat er im „Globus“ (Bd. XXXIII, S. 269, 279, 296) ausführlicher beschrieben. Seine dritte und letzte, zu welcher die k. Akademie der Wissenschaften in Berlin und die Afrikanische Gesellschaft die Mittel gaben, richtete sich nach Madagaskar. Am 21. April 1879 traf er auf Nossi-bé ein, besuchte zuerst die Stelle, wo Dr. Rutenberg aus Bremen unlängst ermordet worden war, dann das Amber-Gebirge im Norden Madagaskars und erreichte auf einem neuen Wege von der Westküste aus die Hauptstadt Antananarivo, wo er schwer krank anlangte und mehrere Monate zwischen Leben und Tod schwebte. Er hatte noch Energie genug, seine Wanderungen und Sammlungen im nördlichen Betsileo-Lande, später am Ostabhange des centralen Hochplateaus und im Süden eine Zeit lang mit Unterbrechungen fortzusetzen, erlag aber schließlich dem wiederholten Blutbrechen. Seine Berichte sind meist in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin veröffentlicht; seine Sammlungen befinden sich gleichfalls in Berlin.

— Karl Gooß, seit 1865 Lehrer am Gymnasium zu Schäßburg in Siebenbürgen, machte 37 Jahre alt seinem Leben am 23. Juni 1881 durch einen Sprung in den Brunnen ein Ende. Seine Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der vorrömischen und römischen Geschichte seines Vaterlandes; er schrieb „Studien zur Geographie und Geschichte des Trajanischen Daciens“, „Skizzen zur vorrömischen Kulturgeschichte der mittleren Donaugegenden“, eine Schilderung der römischen Lagerstadt Apulum (jetzt Karlsburg in Siebenbürgen) und vollendete kurz vor seinem Tode eine größere Arbeit über das Trajanische Dacien.

— Andrew Wilson, starb im Juni 1881. Sohn des Missionärs Dr. Wilson in Bombay, wurde er Journalist in Indien, dann Herausgeber der „China Mail“. 1868 veröffentlichte er einen trefflichen Bericht über Col. Gordon's „Ever Victorious Army“ und 1875 „The abode of snow“, Beobachtungen auf einer Reise von Chinesisch-Tibet nach dem Indischen Kaukasus durch die Hochthäler des Himalaja (London 1875), die ihn namentlich bekannt machten.

— John Fergus M'Lennan, gestorben im Juni 1881, zeichnete sich durch eine Reihe von werthvollen Abhandlungen über die Entstehung und Geschichte der Sitten aus, so über „Primitive Ehe“ und „Pflanzen- und Thier-Anbetung“, worin er zuerst auf die weite Verbreitung und große historische Wichtigkeit des „Totemismus“ hinwies.

— Georg Brückner, Bibliothekar der herzoglich meiningenschen Bibliothek und Archivrath des herzoglich sächsischen Gesammtarchivs, geboren 31. Oktober 1800 in Oberneubrunn im Thüringer Walde in bescheidenen Verhältnissen, studirte seit 1821 in Jena Theologie, daneben aber auch Geschichte, Philologie, Mathematik und Physik; dann wirkte er als Erzieher in Klein Glienicke bei Potsdam und in Berlin, und wurde 1831 als Lehrer in Hildburghausen, 1841 in Meiningen an der Realschule angestellt, wo er bis 1866 amtirte. Von seinen historischen Schriften abgesehen, veröffentlichte er ein Handbuch der neuesten Erdbeschreibung (Hildburghausen), eine Charakteristik Amerikas nach Land und Leuten (St. Louis), eine Landeskunde des Herzogthums Sachsen-Meiningen, die Karl Ritter ein Musterwerk genannt hat, und eine reußische Landeskunde, wie er überhaupt ein gründlicher Kenner Thüringens und seiner Geschichte war. Besondere Verdienste hat er sich um den Hennebergischen Alterthumsverein in Meiningen erworben. Er starb daselbst am 1. Juli 1881.

— Gräfin Pauline Nostitz, gestorben im 80. Lebensjahre am 9. Juli 1881 zu Bad Egart bei Meran. Ihr erster Mann, Dr. Helfer, war ein junger österreichischer Arzt und Naturforscher, den sie auf seinen Reisen in Vorderasien und Indien, zuerst auf der Chesney'schen Euphrat-Expedition von 1835, begleitete. Nachdem beide im Mergui-Archipel (Britisch-Birma) Pflanzungen angelegt, starb ihr Mann und sie kehrte über Calcutta und Aegypten nach Europa zurück, übergab die naturhistorischen Sammlungen dem Prager Museum und heirathete im Juli 1844 dessen Direktor, den Grafen Joseph von Nostitz, mit welchem sie erst in Wien, dann in Ungarn lebte. Nachdem derselbe 1871 gestorben war, veröffentlichte sie „Johann Wilhelm Helfer's Reisen in Vorderasien und Indien“ (2 Bde., Leipzig 1873) und „Meine Erlebnisse und Erinnerungen nach Helfer's Tode“ (Leipzig 1877). Ihre letzten Lebensjahre brachte sie bei Meran zu.

— Ferdinand Keller, der Schweizer Pfahlbautenforscher, geboren 24. December 1800 im Schloß zu Marthalen (Zürich), gestorben 21. Juli 1881 in Zürich. Er studirte in Lausanne und Paris Naturwissenschaften, war vier Jahre lang Erzieher in England und kehrte dann nach Zürich zurück, wo er die Seele der dortigen Antiquarischen Gesellschaft wurde, in deren „Mittheilungen“ er zumeist seine Forschungen über Prähistorie und Archäologie niedergelegt hat. Die erste Entdeckung der Pfahlbauten im Winter 1853/54, deren Benennung von ihm herrührt, geschah nicht durch ihn, sondern durch Schullehrer Aeppli von Meilen (s. Athenaeum 2807, S. 211); aber sein erster Bericht, dem später sieben weitere folgten, war es, der die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf jene Ueberreste lenkte. Nach 40jähriger Dauer legte er 1871 den Vorsitz der Antiquarischen Gesellschaft nieder, um deren Museum er bis zuletzt emsig besorgt war. Von ihm erschien 1874 die „Archäologische Karte der Ostschweiz“.

— Karl Christian Bruhns, Astronom und langjähriger Vorsitzender der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde, geboren 22. November 1830 in Plön in Holstein, gestorben 25. Juli 1881 in Leipzig. Anfangs praktischer Mechaniker, beschäftigte er sich viel mit Astronomie und höherer Mathematik, wurde 1851 Assistent an der Berliner und 1860 Direktor der Leipziger Sternwarte. Abgesehen von seinen sachwissenschaftlichen Arbeiten hat er sich um die Meteorologie im Königreiche Sachsen besonders verdient gemacht; im Verein mit anderen Gelehrten gab er 1872 eine Geschichte des Lebens und der wissenschaftlichen Bedeutung A. von Humboldt's heraus.

— J. Kunavin, russischer Arzt, starb im Juli 1881 in der Nähe von Charkow. Er verwendete 35 Jahre seines Lebens und den größten Theil seines Vermögens auf Reisen nach Zigeunerlagern in Europa, Asien und Afrika und auf Sammlung eines gewaltigen Materials über Zigeuner. Nach ihm giebt es 20 Dialekte derselben, von denen er viele erlernt hat, ebenso wie Sanskrit, Zend und andere asiatische Sprachen. (Athenaeum Nr. 2806, S. 178.)

— M. J. Bonnat, französischer Afrikareisender, gestorben am Fieber im Juli 1881 an der Goldküste. In Girard's Begleitung besuchte er 1866 bis 1868 Aschanti, Neu-Calabar und die Nigermündungen, wurde in Kumassi gefangen gesetzt und erst nach vier oder fünf Jahren 1873 durch die Engländer befreit. 1875 bis 1876 unternahm er interessante Reisen an den Flüssen Volta und Ancobra und lieferte von beiden Aufnahmekarten; später gründete er eine oder zwei der Goldminen-Gesellschaften von Wassaw, welche jetzt mit vielem Erfolge zu arbeiten scheinen und seinen Tod schwer empfinden werden.

— Pellegrino Matteucci, italienischer Afrikareisender, geboren 13. Oktober 1850 zu Ravenna, gestorben am Fieber 8. August 1881 zu London. Er studirte in Bologna und Rom Medicin und Naturwissenschaften und bemühte sich dann vergebens, an der Expedition Antinori's nach den Schotts theilzunehmen. 1877 aber gelang es ihm, in Gesellschaft von Romolo Gessi, wenigstens nach Fazogl und Faderi vorzudringen and diese Reise in seinem „Sudan e Gallas“ zu beschreiben. 1879 unternahm er im Auftrage der Mailänder „Gesellschaft für kommercielle Erforschung Afrikas“ zusammen mit Bianchi, Tagliabue und Bigoni eine Expedition nach Abessinien, welche ihn über Axum und Debra Tabor bis zum 10. Grade südl. Br. führte (s. sein Buch „In Abissinia“). Endlich trat er im Februar 1880 seine dritte und größte Reise in Gesellschaft des Fürsten G. Borghese und des Marineoffiziers Massari an, welche letztern und ihn quer durch Afrika über Suakin, Chartum, durch Kordofan, Darfur, Wadai, Bornu und die Haussa-Staaten nach der Mündung des Niger führte. Auf der Heimreise starb er, mit Plänen zu neuen Unternehmungen beschäftigt, in London im Alter von noch nicht 31 Jahren.

— Dr. Frederick Whitmore Holland, englischer Reverend und Reisender, starb 27. August 1881 auf dem Riesen bei Thun in der Schweiz. Geboren 1837 in Dumbleton bei Evesham, studirte er in Eton und Cambridge und fungirte seit 1862 an verschiedenen Orten als Geistlicher. 1861 und 1865 bereiste er die Sinai-Halbinsel (s. seinen Vortrag und Karte in Bd. 38 und 39 des Journal der Royal Geographical Society); ebenso 1868, wo er als Freiwilliger die hauptsächlich auf sein Betreiben entsendete Expedition des Sinai Survey Fund begleitete. Im Ganzen hat er vielleicht sechs Mal die Halbinsel besucht. Ebenso eifrig wirkte er für wohlthätige und für die Zwecke des Palestine Exploration Fund.

— W. C. Gosse, Deputy Surveyor-General der Kolonie Süd-Australien, starb zu Anfang September 1881 in Adelaide. Er hat sich in der geographischen Welt namentlich durch seine Entdeckungsreise in das damals noch völlig unbekannte Innere des westlichen Australiens bekannt gemacht. Er trat diese Reise am 21. April 1873 von der Ueberlandtelegraphenstation Alice Springs in 23° 40′ südl. Br. und 134° östl. L. Gr. an, und der von ihm erreichte äußerste westliche Punkt lag in 26° 32′ südl. Br. und 126° 59′ östl. L. Gr.

— Samuel Anderson, englischer Ingenieur-Major, geboren 15. November 1839 in London, gestorben

11. September 1881 zu Dalhousie Grange in Midlothian (Schottland). Im September 1859 wurde er zum Zwecke der Grenzaufnahme zwischen den Vereinigten Staaten und den britischen Besitzungen dem englischen Kommissär Sir J. S. Hawkins zugetheilt, und kehrte im Juli 1862 nach England zurück, wo er bis Februar 1864 an den bezüglichen Karten arbeitete. 1865 bis 1866 unternahm er mit Kapitän Wilson eine Reise durch Palästina, um die beste Art und Weise für die seitdem durchgeführte Aufnahme des Landes festzustellen. 1872 wurde er als Hauptmann zum Astronomen der Nordamerikanischen Grenzkommission ernannt (s. seine Abhandlung über diese Grenze in Bd. 46 des Journal der R. Geographical Society) und 1879 war er britischer Kommissär bei der Feststellung der neuen serbischen Grenze. Er starb als Inspektor der unterseeischen Vertheidigungsmittel Englands.

— Eraste S. Purdy, Oberst in ägyptischen Diensten, starb 42 Jahre alt im September 1881 in Kairo. Er war geboren im Staate New-York, ging mit 16 Jahren nach Kalifornien und zwei Jahre später mit General Stone behufs Katasteraufnahmen nach dem Nordwesten von Mexico. Später machte er den Secessionskrieg auf Seiten der Nordstaaten mit und bereiste seit 1874 in ägyptischen Diensten das neu eroberte Dar-For länger als zwei Jahre, wobei er südwärts bis zu den bekannten Kupferminen von Hofrat en-Nahas vordrang und werthvolle Beiträge zur Karte dieses Landes lieferte. Kurz vor seinem Tode soll er eine Karte des obern Nilgebietes vollendet haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein ungemein günstiges Urtheil fällt Egon Zöller in seinem Buche „Schweden, Land und Volk" (Lindau und Leipzig. W. Ludwig. 1882) über unsere nordischen Vettern; fast scheint es, daß die freundliche Aufnahme, welche er bei ihnen gefunden, seine Feder in etwas beeinflußte. „Ein stark ausgeprägter Sinn für Selbständigkeit, ein tief wurzelndes Persönlichkeitsgefühl, verbunden mit einer gesunden praktischen Vernunft, welche das rechte Maß zu halten lehrt — das ist der Grundzug des schwedischen Charakters ... Der Schwede urtheilt ... klarer und bestimmter und mit größerer Objektivität, als der von subjektiven Gefühlen beherrschte Deutsche. In dem Hervortreten dieses praktischen Sinnes, durch welchen der Schwede alle, auch die abstraktesten Fragen stets in lebendigem Zusammenhange mit dem realen Sein behandelt und deswegen auch mehr als Lebemann hervortritt als der Deutsche, gleicht der Schwede unseren Nachbaren, den Franzosen, obgleich er dieselben an Tiefe übertrifft und deren Oberflächlichkeit nicht theilt ... Im Staat wie im Privatleben weiß er mit dem geringsten Aufwand an Leistungen durch geschickte Benutzung und Erkenntniß der Verhältnisse das Größtmögliche zu erreichen (was der Autor z. B. in Bezug auf den Volksunterricht und die Eisenbahnen treffend nachweist). Dadurch vermag er die ungünstigen natürlichen Verhältnisse auszugleichen und nicht nur die materiellen Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen, sondern auch die geistigen Interessen zu pflegen und vor Allem jenes bei uns nicht erreichte Ebenmaß zwischen Arbeit und körperlicher und geistiger Erholung zu schaffen, ohne welches ein glückliches Volksleben doch nicht denkbar ist." Aber alles dies zugegeben, sollte nicht da, wo viel Licht ist, auch Schatten sein, und hat sich der Autor auch ebenso sehr bemüht, die vielleicht mehr verborgenen Schattenseiten des schwedischen Lebens kennen zu lernen, als die sich offen darbietenden Lichtseiten? Diese Bedenken vorausgeschickt, darf man sagen, daß man an dem Büchlein seine aufrichtige Freude hat, und daß eine Anzahl Kapitel (Das bürgerliche Wohnhaus. Familien- und Umgangsleben. Bauernleben und Bauernhöfe) unser Gemüth sehr ansprechen. Andere Abschnitte (Vom öffentlichen und wirthschaftlichen Leben und dessen Einrichtungen) bieten in lesbarer Form eine Fülle statistischer Daten; selbst in die schwedische Philosophie erhalten wir einen Einblick, und kurze Reiseskizzen beschließen das Ganze, das gewiß nicht undankbare Leser sich erwerben wird.

— Die Weinernte Frankreichs ergab nach amtlichen Nachweisungen im Jahre 1881 34 138 715 hl von 2 066 923 bepflanzten Hektaren. Das Ergebniß des vorherigen Jahres 1880 war 29 677 472 hl, 1879 25 709 552 hl, 1878 48 720 553 hl, 1877 56 405 363 hl, 1876 41 846 748 hl, 1875 83 632 391 hl, 1874 63 146 125 hl, 1873 35 769 619 hl, 1872 50 528 182 hl und 1871 57 084 054 hl.

Asien.

— In der Sitzung der vereinigten Sektionen für mathematische und physische Geographie der Russ. Geogr. Gesellschaft zu St. Petersburg am 26. Januar (7. Februar) 1882 hielt der Fürst E. Gedroitz einen Vortrag über seine Untersuchung der alten Flußbetten des Amu-darja. Fürst Gedroitz war Seitens der Geograph. Gesellschaft zu der Expedition für Erforschung des alten Bettes des Amu zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere kommandirt worden behufs Vornahme geologischer Untersuchungen. Die Arbeiten bestanden hauptsächlich in Untersuchung der angeschwemmten Bodenschichten und der Ablagerungen in den verschiedenen sogenannten trockenen Betten des Amu. Es zeigte sich, daß die Ablagerungen und Anschwemmungen sei's thoniger, sei's thonigsandiger Art sich durch ihren Charakter in etwas unterscheiden von dem sogenannten Löß (in den Schichten finden sich außer Muscheln auch Pflanzenreste, Schilf und dergleichen), von den Ablagerungen am Syr-darja aber durch schärfere Abgrenzung der einzelnen Schichten und dadurch, daß sie keine dunkelgraue Farbe haben.

Ferner beschäftigte sich Fürst Gedroitz mit Untersuchung des Sandes am Aral, am Amu und an den Ufern der Zuflüsse des Amu oder der Wasserleitungsgräben und dann auch am Uzboi. Hierbei kam der Berichterstatter zu dem Schlusse, daß der Uzboi (Uzyn-bujuk, die lange Schlucht) unmöglich für eine Fortsetzung des Amu-darja gelten kann. An seinen Ufern finden sich fast gar keine (?) Ruinen irgend welcher alter Ansiedelungen, auch der Charakter der Anschwemmungen ist ein ganz anderer.

Der Fürst, der dann auch die Ufer des Darjalyk und des Aktscha-darja, sowie diejenigen der Seen des Sary-kamysch-Beckens untersucht hat, theilt die Flußbetten des Amu ihrer verschiedenen horizontalen Lage nach in zwei Theile, in solche, die dem Becken des Aralsee, und solche, die dem Becken des

Kaspischen Meeres angehören. Während des Vortrages waren zahlreiche gesammelte Proben des Alluviums und der Ablagerungen ausgelegt.

Australien.

— Man hat, wie wir schon berichteten, in neuester Zeit im Northern Territory, wo angeblich alle tropischen und semitropischen Gewächse gedeihen sollen, Versuche mit Anlegung von Zuckerplantagen gemacht, nachdem die Kolonialregierung den Unternehmern in höchst liberaler Weise entgegengekommen ist. Die de Lissa Sugar Company war die erste. Aber jetzt trifft die unwillkommene Nachricht ein, daß die dortige, Alles verzehrende weiße Ameise auch die Zuckerplantagen nicht verschont und arge Verwüstungen darauf anrichtet. Man hofft, dem Uebel durch Karbolsäure zu steuern, in welche man die Pflänzchen tauchen will. Gelingt dies nicht, so ist es auch wieder mit den Zuckerplantagen vorbei.

— Wir haben bereits auf die große Sperlingsplage in Australien hingewiesen und angeführt, daß die Regierung von Süd-Australien für jedes hundert Sperlingseier 2,25 Mark und für jedes Dutzend Sperlingsköpfe 0,80 Mark zahle. Es wurden im Verlaufe von ungefähr zwei Monaten 81 000 Eier und 8000 Köpfe eingeliefert und dafür 2358 Mark gezahlt.

— Die Schafzucht hat, wie bekannt, in Australien einen gewaltigen Umfang erreicht. Nach dem Census vom 3. April 1881 zählten die dortigen Herden, mit Einschluß derer in Tasmanien und Neu-Seeland, bereits 72 239 343 Schafe. Aber dieser Betrieb — im Kleinen macht er sich nicht bezahlt — ist bei den häufigen Dürren, von welchen Australien befallen wird, immer mit viel Risiko verknüpft. So wird uns berichtet, daß die Gebrüder Alison, welche in Queensland unweit des Cooper Creek ausgedehnte Weidedistrikte besitzen, in letzter Zeit durch lange Dürre 100 000 Schafe verloren haben. Die am Leben gebliebenen waren meist so schwach, daß sie für die Schur nicht zusammen getrieben werden konnten. Man mußte sie scheren, wo immer man sie im Busche liegen fand.

— Die gesetzgebende Versammlung der Kolonie Neu-Süd-Wales hat für das laufende Jahr 75 000 Pf. St. für freie Einwanderung aus Europa votirt, wiewohl in Australien Ueberfluß an Handwerkern und Arbeitern ist.

— Nach den neuesten Nachrichten aus Australien wollte sich Mr. Skuthorpe mit seinen angeblich aufgefundenen Leichhardt-Reliquien (s. oben S. 77) im Januar von Queensland aus nach Sydney begeben. Der frühere Kronlandminister von Queensland, M. Lamb, welcher mit Skuthorpe konferirte, hält sich fest überzeugt, daß wirkliche Reliquien der Leichhardt-Expedition sich im Besitze von Skuthorpe befinden.

Polargebiet.

— Der erste Lord der Admiralität hat der Royal Geographical Society eröffnet, daß die Regierung nicht beabsichtigt, eine eigene Expedition zur Aufsuchung des muthmaßlich auf Franz-Josefs-Land befindlichen Mr. Leigh Smith (vergl. oben S. 80) abzusenden, daß sie aber bereit ist, zu einer pekuniär sicher gestellten Privatexpedition, deren Plan die Billigung der Admiralität erhält, 5000 Pf. St. beizutragen. Die Gesammtkosten einer solchen Expedition werden auf 14 000 Pf. St. veranschlagt.

— Als Erich der Rothe um 986 sich mit seinen Genossen auf Grönland niederließ, blieben die einen in den östlichen, die anderen in den westlichen Buchten (bygds). Früher glaubte man, daß dies auf die östliche und westliche Küste Grönlands zu beziehen sei, und daß die Niederlassungen durch Kap Farewell von einander getrennt worden wären. Aber — schreibt H. Rink (Danish Greenland, London 1877, S. 5) — „es ist fast mit Gewißheit nachgewiesen worden, daß beide auf der Westseite Grönlands gelegen haben. Da diese Küste von Süd-Ost nach Nord-West gerichtet ist, so konnten die südlichsten Niederlassungen sehr passend als die östlichen bezeichnet werden." Diese Ansicht war seit Eggers (1792) und Graah (1831) die maßgebende. Im Folgenden nun drucken wir einen uns gütigst mitgetheilten Brief des im südlichen Grönland thätigen Missionars J. Brodbeck ab, welcher geeignet ist, obige Annahme zu erschüttern.

Friedrichsthal, 19. September 1881.

„Der Tauftag fand noch dadurch seine besondere Weihe, daß gerade an ihm auch wieder Heiden von der Ostküste hierher kamen. Es kamen in diesem Sommer gerade 60 an der Zahl. Von diesen blieben sodann 12 Personen hier, um sich taufen zu lassen, nämlich gerade die, welche schon zwei Jahre nach einander uns hier besucht hatten. Um nun an den 48, welche wieder in ihre Heimath zurückzogen, noch etwas mehr zu thun, so entschloß ich mich, sie auf einige Tage zu begleiten. Wegen eintretender Hindernisse konnten wir jedoch nicht zusammen reisen, und so kam ich denn voraus. Ich reiste also auf die südliche Ostküste und erwartete sie dort in einer Fjorde, Kangerdlugssuatsiak, wo ich denn auch nachher mit ihnen zusammentraf. Ich konnte zwar nur kurz bei ihnen sein, denn nöthige Arbeiten hier nöthigten mich zu eilen, aber doch glaube ich, daß meine Reise dorthin nicht umsonst war. Viele von ihnen versprachen im nächsten Sommer wieder zu kommen und sich taufen zu lassen. Von größerer Wichtigkeit aber war mir, daß ich nun doch einen Theil der Ostküste gesehen hatte, denn ich sah nun, daß es sich für Europäer dort wohnen ließe, und wer weiß, ob uns der Herr mit den Jahren dort nicht eine Thür aufthut, daß wir uns dort niederlassen könnten. Mit dem Verkehre dorthin wäre es freilich sehr schwierig, aber unmöglich ist es deshalb nicht. Während man früher glaubte, daß die Ostküste nur äußerst schwach bevölkert sei, so lautet doch das einstimmige Zeugniß der Heiden nun ganz anders. Der Herr hat noch in besonderer Weise sein Siegel auf meine Reise gedrückt, indem er mich in genannter Fjorde eine Normannenruine — die erste auf der Ostküste von einem Europäer betretene und aufgefundene — finden ließ. Auf der Westküste hat man ja viele dieser Ruinen aufgefunden, aber auf der Ostküste ist dies die erste. Es ist bekannt, daß seit dem Jahre 1792 das Wohnen der alten Normannen auf der Ostküste geleugnet wurde und zwar im genannten Jahre mit einer gekrönten Preisschrift. Die von mir aber dort aufgefundene Ruine beweist das Gegentheil. Ich habe eine kleine Reisebeschreibung geschrieben, die ich nach Berthelsdorf schicken will, und im Fall sie gedruckt wird, so können Sie dort gewiß das Weitere darüber lesen."

Inhalt: Belgische Skizzen. V. (Mit fünf Abbildungen.) (Die Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. II. — Richard Andree: Die Steinzeit Afrikas. I. — Nekrologe. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Australien. — Polargebiet. (Schluß der Redaction 18. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen. 1) Literarischer Anzeiger Nr. 11. — 2) Einladung zum zweiten Deutschen Geographentag in Halle am 12., 13. und 14. April 1882.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

I.

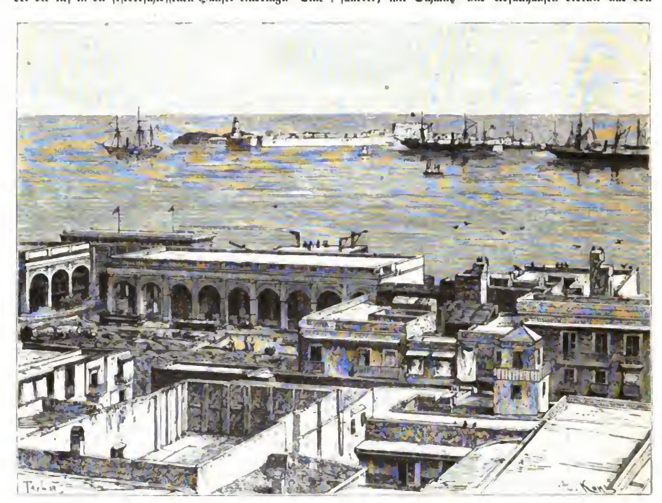
Als Désiré Charnay im März 1880 seine im Auftrage der französischen Regierung unternommene archäologische Forschungsreise nach Mexico und Central-Amerika antrat, begab er sich auf kein ihm unbekanntes Gebiet. Schon einmal, im Jahre 1857, war er in gleicher Mission nach Mexico gegangen, doch waren die Ergebnisse jener ersten Expedition wegen der äußerst geringen Geldmittel sowie der noch mangelhaften Vorbildung und Erfahrung des jugendlichen Reisenden von keiner größern Bedeutung gewesen. Mit weniger hochgespannten Erwartungen und Plänen, als er sie damals gehegt, dafür aber mit dem besseren Wissen und dem konzentrirten Wollen des gereiften Forschers ging Charnay an die Ausführung der neuen ehrenvollen Aufgabe. Durch ein seltsames Zusammentreffen günstiger Umstände wurden die von der Regierung gewährten Mittel für die Expedition noch in der zwölften Stunde beträchtlich vermehrt und somit eine weitere Ausdehnung des ursprünglich festgesetzten Planes ermöglicht. Ein reicher Amerikaner, Mr. P. Lorillard von New-York, der seinerseits schon seit längerer Zeit mit dem Vorhaben umging, eine wissenschaftliche Expedition unter der Leitung Charnay's nach Mexico zu entsenden und dort Ausgrabungen vornehmen zu lassen, beschloß, um das wenig wünschenswerthe Konkurriren zweier die gleichen Zwecke verfolgender Unternehmungen zu vermeiden, seine Bestrebungen mit denen der französischen Regierung zu vereinigen. Mit beispiellosem Großmuth und wahrhaft fürstlicher Munificenz stellte er eine bedeutende Summe zur Verfügung und bestimmte, daß alle zu erwartenden wissenschaftlichen Resultate und voraussichtlichen Funde der nunmehr französisch-amerikanischen Expedition bedingungslos Eigenthum Frankreichs sein sollten.

Gegen Ende April traf Charnay, der seine Reise über New-York gerichtet hatte, in Veracruz ein [1]). Vom Meere aus gesehen bot die Stadt denselben reizlosen Anblick, dessen er sich von seinem ersten mexicanischen Aufenthalte her erinnerte: eine einförmige Reihe niedriger, durch Regen und Sturm schwarz verwitterter Häuser. Als die einzig bemerkenswerthen und einigermaßen ansehnlichen Gebäude dieses etwa 10 000 Einwohner zählenden, wichtigsten Handelshafens von Mexico zeigen sich dem Ankommenden die modernen Zollgebäude mit ihrem in der That großartigen monumentalen Thore. Auf dem sandigen Strande gelegen, ringsum von trockenen Dünen und stagnirenden Lagunen

[1]) Wir benutzen diese Gelegenheit, um auf eines der besten unter den neueren Reisewerken aufmerksam zu machen, auf Freiherrn Max von Thielmann's „Vier Wege durch Amerika“ (Leipzig 1879, Duncker u. Humblot) und damit eine Versäumniß gut zu machen, welche wir schon wiederholt bedauerten. Das vornehm ausgestattete Buch schildert in vier Abschnitten die Prairien, die Felsengebirge und Californien, Cuba und Mexico, einen Ritt durch die Cordilleren von Colombia und Ecuador, und den „kahlen Süden“, d. h. die Küste von Peru und Chile, den Uspallata-Paß und die Pampa. Rio de Janeiro macht den Beschluß. Der weitgereiste Verfasser hat ein so gesundes, klares, bestimmtes Urtheil, ohne dabei über alles urtheilen zu wollen, weiß bei aller Einfachheit so überzeugend zu schildern, wie man es selten findet. Man hat das wohlthuende Gefühl, daß ihm Wahrheit stets obenan steht; er mag in manchen Punkten irren, aber wissentlich Falsches enthält sein Buch nicht. Wir empfehlen es nachdrücklichst als eine vorzügliche Lektüre, namentlich auch jedem, welcher jene Länder zu bereisen vorhat.

umgeben, ist Veracruz für den Fremden der ungesundeste Ort Mexicos. Das gelbe Fieber herrscht hier in Permanenz und tritt fast jedesmal, wenn die Ankunft eines Auswandererschiffes ihm neue Nahrung zuführt, als furchtbare Epidemie auf. Der Hafen von Veracruz läßt Vieles zu wünschen übrig; der Ankergrund ist schlecht, und den einzigen Schutz für die Schiffe gewährt das Fort San Juan; einen Schutz freilich, der sich nur gar zu oft bei dem hier stets als Sturm auftretenden Nordwinde als unzureichend erweist. Von der Gewalt dieses Windes macht man sich nur schwer eine Vorstellung: in mächtigen Stößen fährt er daher, ungeheure Wirbel feinen Sandes mit sich führend, der bis tief in die festverschlossenen Häuser eindringt. Eine plötzliche Kälte tritt ein, und nach wenigen Augenblicken schon ist die Mole unter den haushoch aufgewühlten Wellen gänzlich verschwunden. Bei den ersten Anzeichen des Sturmes werden sämmtliche Häuser geschlossen, die Stadt wird todt und öde.

Im Gegensatz zu dem vollständig unverändert gebliebenen Hafenviertel von Veracruz fand Charnay die innere Stadt bedeutend mit der Zeit vorgeschritten. Stattliche Thürme und einige glänzende Kuppeln, sauber gestrichene Häuser und vor allen Dingen das rege Leben in den Straßen machen den Eindruck einer nicht geringen Wohlhabenheit. Der große Marktplatz, vor 20 Jahren noch eine unsaubere, mit Schmutz- und Abfallhaufen bedeckte und von



Veracruz und das Fort San Juan de Ulloa. (Nach einer Photographie.)

schlammigen Gräben durchschnittene Wüste, ist heute mit Baum- und Blumenanlagen geschmückt und mit Marmorpflaster versehen. Ein schöner Springbrunnen nimmt die Mitte ein, an den Seiten des Platzes aber erheben sich neben den schön restaurirten alten Bauten der Kathedrale und des Regierungsgebäudes eine Anzahl moderner Häuser, in deren säulengetragenen Erdgeschossen glänzende Läden und Cafés an großstädtisches Treiben erinnern.

Nach mehrtägigem Aufenthalte in Veracruz begab sich Charnay mit seinen Begleitern zunächst auf der Eisenbahn nach der Hauptstadt. Nach wenigen Stationen erreichte man den berühmten Viadukt von Chiquihuite und bald darauf die eiserne, über das tiefe Thal des reißenden Atoyac führende Brücke, die für eines der Hauptwerke bei dem schwierigen Bahnbau angesehen wurde. Hier hat man die Tierra caliente hinter sich, und die Vegetation nimmt demgemäß einen andern Charakter an. Unweit der Station Cordova zeigt sich der rothe Thonboden der welligen Hochebene überall mit großen Kaffeepflanzungen bedeckt, die ihr üppiges, feines Grün im Schatten der großen, als Schutzpflanzen dienenden Bäume ausbreiten. Endlich zeigt sich der mächtige Orizaba in seiner ganzen imposanten Größe, der höchste Bergriese von Mexico. Nachdem die an seinem Fuße belegene kleine Stadt Orizaba passirt ist, wird die Steigung der Bahn immer beträchtlicher und schneller. Eine von tiefen Schluchten zerrissene, wilde Gebirgslandschaft, das sogenannte Infiernillo oder die kleine Hölle, thut sich vor den Blicken auf — über ungeheure Schluchten, an steilen Abhängen und scheinbar unermeßlich tiefen Abgründen hin führt die Bahn auf kühn angelegten Brücken und brei-

ten, aus den Felsen gesprengten Pfaden. In Maltrata wird dem Zuge eine besonders große, ausschließlich für diese Strecke bestimmte Maschine vorgelegt, mit Hülfe deren er die cumbres hinaufgeschleppt wird, die dem großen Plateau vorgelagerten Höhen. In ungeheuern Windungen geht es an den schroffen Felsen empor; Brücken und Tunnels folgen einander fast unaufhörlich. Endlich, nach drei Stunden, ist die Steigung von 1200 m überwunden, die zwischen Maltrata und der Station Esperanza liegt; aber nun hört auch wie mit einem Zauberschlage jede landschaftliche Schönheit auf. Unabsehbare, kahle Ebenen dehnen sich, soweit das Auge reicht, aus; der lange noch sichtbare Orizaba bleibt zur linken Seite liegen, und inmitten erstickender Staubwolken geht der Zug in westlicher Richtung vorwärts. Nur in weiten Zwischenräumen zeigt sich noch hin und wieder eine einsame Hazienda; die verkrüppelten Maispflanzen und die



Indianische Batteas- und Kohlenverkäufer in Mexico. (Nach einer Photographie.)

dünnstehenden, niedrigen Halme der kleinen, sie umgebenden Felder lassen die trostlose Trockenheit des Bodens erkennen. Außer diesen dürftigen Kulturversuchen bilden elende Kakteen die einzige Vegetation der Landschaft, die durch die großartigen Linien der den Horizont begrenzenden Berge, durch die vereinzelt aus der Ebene emporragenden nackten Hügel, sowie durch die Sandtromben, die allenthalben aufgewirbelt werden, einen seltsam strengen Wüstencharakter erhält.

Bis zu den Llanos von Apane geht die Bahn in nordwestlicher Richtung, Puebla bleibt in einer Entfernung von etwa zehn Meilen zur Linken liegen. Auf allen Seiten ziehen sich hier schier unabsehbare Agavepflanzungen hin; denn wenn auch in allen Theilen des Landes Pulque fabricirt wird, so gilt doch der aus der Gegend von Apane für den besten, und befindet sich hier das eigentliche Centrum der Produktion. Geradezu unglaublich ist es, welche Quantitäten des widerlich riechenden Getränkes der Indianer zu sich nehmen kann; der Fremde gewöhnt sich nur schwer

daran, kommt mit der Zeit jedoch auch dahin, seine erfrischenden Eigenschaften zu schätzen [1]).

Von Apane aus geht es bald in südwestlicher Richtung weiter über Palma und das durch den Sieg des Cortez berühmte Otumba in das Thal von Mexico. Man sieht Teotihuacan mit seinen mächtigen Pyramiden rechts von der Bahn liegen, und gleich darauf fährt der Zug in den an der nördlichen Seite der Hauptstadt belegenen Bahnhof San Cosme ein.

Mexico hat innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte seine Physiognomie durchaus verändert. Eine Menge schöner, im modern europäischen Styl erbauter Häuser ist entstanden; neue Stadttheile erheben sich an der Stelle der alten zerstörten Klosterviertel; die meisten Plätze der Stadt sind mit



Indianische Tortillera und Mattenverkäufer in Mexico. (Nach einer Photographie.)

zierlichen Gartenanlagen versehen worden. Inmitten der früher arg vernachlässigten großen Plaza, von dichten Bosquets und der üblichen Promenade umgeben, steht heute der Stolz der Einwohner, der sogenannte Sokalo, ein neuerbauter, reichgeschmückter Pavillon, in dem allabendlich und

[1]) Der gewonnene Saft der maguey (Agave mexicana) — schreibt v. Thielmann a. a. O. S. 169 — wird vierundzwanzig Stunden in Schläuchen der Gährung überlassen, und dann ist der Pulque fertig. Dieser ist eine trübe, schleimige Flüssigkeit, die wie Limburger Käse riecht und wie ein Gemisch von Dünnbier und Molken schmeckt; berauschend wirkt der Pulque nur in größerer Menge. Im Hochlande von Mexico erfreut er sich als Nationalgetränk einer solchen Beliebtheit, daß die Hauptstadt allein eine ganze Zugladung davon täglich verzehrt. Der Pulquezug verläßt Mexico im Laufe des Nachmittages, läßt an jeder Station der Magueylandschaft einige Wagen zurück, und holt dieselben auf seiner Rückkehr zur Nachtzeit beladen wieder ab, so daß frühmorgens bereits die Hauptstadt mit ihrem Tagesbedarfe versorgt ist. Der Gewinn hieraus ist nicht allein die regelmäßigste, sondern auch eine der beträchtlichsten Einnahmequellen der Eisenbahn.

an jedem Sonntag Vormittags die unvermeidlichen Promenadenkonzerte stattfinden. Der von Maximilian begonnene Paseo Nuevo, eine herrliche Promenade, die bis Chapultepec weiter geführt werden sollte, ist nur bis zur Hälfte ihrer projektirten Länge gediehen, und es ist sehr fraglich, ob die großartige Anlage, deren sich keine europäische Hauptstadt zu schämen brauchte, je vollendet werden wird. Eine Anzahl von Pferdebahnen, die den hauptstädtischen Verkehr vermitteln, haben im Verein mit den Eisenbahnen auch die nähere Umgebung der Stadt verändert. Neue Vorstädte sind entstanden, und da, wo vor zwanzig Jahren sumpfiges, von einem übelriechenden Graben durchzogenes Terrain war, stehen heute zierliche, von Gärten und Bäumen umgebene Villen. Unter den neugepflanzten Bäumen ist auch hier schon der schnellwachsende Eukalyptus besonders zahlreich vertreten; die große Plaza hat eine Menge stattlicher Eukalypten aufzuweisen, die, vor kaum zwölf Jahren gepflanzt, heute eine Höhe von über 100 Fuß und Stämme von einem Meter Durchmesser haben. Einen wichtigen Faktor in der zunehmenden Vergrößerung der Hauptstadt bildet der in den letzten Jahren immer häufiger werdende Zuzug von Nordamerikanern aus den Vereinigten Staaten. Dank ihrer beständigen Nachfrage nach geeigneten Villengrundstücken dicht bei der Stadt ist der Preis des vor nicht langer Zeit noch ganz werthlosen Grundes und Bodens beträchtlich gestiegen, und wenn es so fort geht, wird er in wenigen Jahren sich verzehnfacht haben.

Teoyamici, Gott des Todes und Krieges. (Nach einer Photographie.)

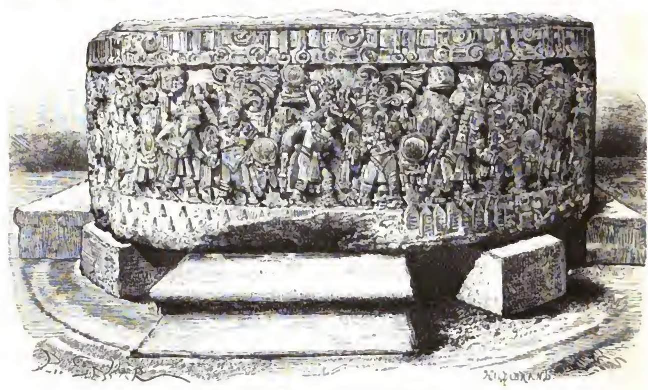
In Bezug auf die Physiognomie der hauptstädtischen Bevölkerung fiel Charnay nur eine wesentliche Veränderung auf: während vor 20 Jahren der zehnte Mensch, dem man in den Straßen von Mexico begegnete, ein Geistlicher, und zwar meist ein Mönch war, sieht man das geistliche Kleid heute nur noch auffallend wenig vertreten. Die gänzliche Trennung der Kirche vom Staate, die Aufhebung der Mönchsorden und die Konfiskation der geistlichen Güter sind die sehr natürlichen Ursachen, die diese Veränderung bewirkt haben. Die Kirchen der Hauptstadt sind trotzdem heute noch stets reich besucht; die Geistlichkeit hat sich mit anerkennenswerther Ruhe in ihr Schicksal gefunden, und das gutkatholische Volk hat augenscheinlich die aufgeregten Tage vergessen, wo es im Verein mit den Priestern Tag und Nacht alle Strafen des Himmels auf die von der Regierung beschützten Leperos herabflehte, die zum Abbruch der Klöster gedungenen Arbeiter. Unbekümmert um alle jene Verwünschungen und die gelegentlichen thätlichen Angriffe der frommen Schaar, arbeiteten aber die Leperos unverdrossen und erfolgreich an dem Zerstörungswerke. Ein erfinderischer Kopf war zu rechter Zeit auf den glücklichen Ausweg gekommen, die Leperos bei ihrer „tempelschänderischen" Arbeit mit Heiligenbildern, Skapulieren, Rosenkränzen und Medaillen zu behängen, ihr eigenes Gewissen dadurch zu beruhigen und ihnen die Furcht vor der über sie verhängten großen Exkommunikation zu benehmen. Das Mittel war von bester Wirkung, und es wird sogar erzählt, daß die Arbeiter sich furchtlos alles Holzwerk der niedergerissenen Gebäude angeeignet und dasselbe noch lange als Brennmaterial verwendet haben.

Durchaus unverändert trat dem Reisenden die indianische Seite des hauptstädtischen Straßenlebens entgegen. Da ist der Aguador, der Wasserträger, mit der langen Lederschürze und den beiden an einem über die Schulter gehenden Riemen befestigten Wassergefäßen, von denen er das eine auf der Brust, das andere auf dem Rücken trägt; der Kohlenhändler, der sich mit großen zusammengeschnürten Bündeln seiner Waare ebenso belastet, wie die kleinen Esel, die er gewöhnlich bei sich führt, und verschiedenes Andere. Einen besondern Zweig der indianischen, stereotypen Industrie bilden die sogenannten batteas, dünne, kunstlose Holzgefäße, und die mannigfachen, aus Stroh und Binsen geflochtenen Matten: beides Gegenstände, die in den mexikanischen Häusern viel gebraucht und dementsprechend auch viel in den Straßen feilgeboten werden. Unvermeidlich ist auch die indianische Tortillera, die Verfertigerin und Verkäuferin der beliebten runden Maiskuchen. Die meisten dieser ambulanten Händler kommen Morgens von ihren oft entlegenen Dörfern nach der Stadt, und gar viele von ihnen lassen bei dem abendlichen Heimwege schon den geringen Tagesverdienst in einer oder mehreren der zahlreichen Pulquerias daraufgehen. Unter den indianischen Weibern besonders ist die Trunksucht hier das vorherrschende Laster, dem sie sich

meist verhältnißmäßig früh schon ergeben. Der übermäßige Pulquegenuß trägt denn auch gewöhnlich dazu bei, die oft anmuthige Schönheit der jungen Indianerinnen vorzeitig zu zerstören: eine Schönheit, die man sich freilich nicht ohne das von allen Indianerinnen scheinbar unzertrennliche Uebermaß des größten Schmutzes vorstellen darf.

Das Museum der mexicanischen Hauptstadt ist nicht besonders reich, und wer sich gern an den landläufigen Schilderungen der Wunder aztekischer Kunst erbaut hat, thut wohl daran, seine Erwartungen herabzustimmen, ehe er die Sammlung der aztekischen Kunstschätze in diesem Museum betritt. Da ist nichts von Juwelen, kostbaren Stoffen, aztekischen Manuskripten, nichts von den kunstvoll aus bunten Vogelfedern zusammengesetzten Bildern zu sehen, welche Scenen aus dem aztekischen Leben und Bildnisse der alten Herrscher darstellen sollten. Man muß sich eben mit der Angabe des Kustoden begnügen, der dem Besucher versichert, daß derartige Schätze aus dem Besitze der Großen des alten Reiches wirklich aufgefunden und vorhanden seien, daß sie aber einstweilen noch in unzähligen Kisten verpackt daständen, um erst, wenn das Museum einmal neu geordnet sein würde, aufgestellt zu werden. So ist denn alles, was augenblicklich an seltenen und werthvollen Stücken hier zu sehen ist, eine Sammlung von Masken aus Obsidian, Marmor und Porphyr; mehrere große, reich skulptirte Joche aus edlem Metall und verschiedene kleine, zierlich gearbeitete Gegenstände aus Lava und Bergkrystall.

Was die langen Reihen der sogenannten aztekischen Vasen anbetrifft, die in den großen Vitrinen der beiden Säle aufgestellt sind — alles Stücke von mehr oder minder bizarrer Form und mit kleinen Reliefs von Masken, Götzenbildern, menschlichen Gestalten, Pfeifen und geometrischen Figuren geschmückt —, so sind sie leider ausnahmlos Falsifikate. Die Nachfrage nach aztekischen Alterthümern brachte



Der Stein der Sonne. (Nach einer Photographie.)

schon im Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ein erfinderisches Genie auf die ja eben nicht seltene Idee, die gewünschten Alterthümer selber herzustellen. In der Vorstadt Tlatelolco wurde eine Werkstatt eingerichtet, in der der Erfinder, in richtiger Anerkennung der Leichtgläubigkeit und Dummheit, zu denen die gelehrte Sammelwuth nur zu oft verleitet, fleißig arbeitete und ohne Frage sein Glück machte. Ueber die Form der Vasen machte man sich keine Gedanken: ohne Auswahl wurden moderne und alte Formen, ordinäre Wassertöpfe, schlanke oder weitbauchige moderne Kannen und Vasen, beliebige Krüge mit engem oder weitem Halse genommen. Die kleinen Thonreliefs, zu denen man die Modelle an unzähligen, im Thale von Mexico aufgefundenen Scherben besaß, wurden auf das Gefäß geklebt, dann noch nach Belieben ein oder mehrere gewundene Henkel, oft auch drei Füße angeklebt oder ein verzierter Deckel hinzugefügt, und das aztekische Kunstwerk war fertig, d. h. fertig bis auf das alterthümliche Aussehen, welches es oft dadurch erhielt, daß man es für anderthalb oder zwei Jahre in die Erde vergrub. Wie gut diese plumpe Mystifikation gelungen ist, das haben die meisten größeren Museen und zahllose Privatsammlungen bis auf den heutigen Tag bewiesen. Auch Charnay, der freilich bald darauf den Betrug entdeckte, mußte zuerst ein unangenehmes Lehrgeld bezahlen; die Nachbildungen von dreißig sogenannten antiken Vasen der mexicanischen Sammlung, die er in gutem Glauben für das Pariser Trocadero-Museum anfertigen ließ, kosteten mehr, als eine kleine Sammlung von verschiedenen in der Umgegend der Stadt aufgefundenen Originalen.

Der innere Hof des mexicanischen Museums mit seinen vier mächtigen Palmenbäumen und den schönen Bosquets ist nicht nur der architektonisch schönste Theil des ganzen Gebäudes, er enthält auch bis heute noch die interessantesten Stücke der ganzen hauptstädtischen Sammlungen: alte, großartige Götzenbilder und Kultusdenkmäler des aztekischen Volkes. Darunter befinden sich neben manchem rohen, kind-

lichen und nur durch die Zeit und den Glauben geheiligten Bildwerke zahlreiche überraschend gut ausgeführte Arbeiten. Eine überlebensgroße Figur des auf dem Rücken liegenden und die gefüllte Trinkschale vor sich auf dem Bauche haltenden, indianischen Bacchus, sowie verschiedene kolossale Köpfe lassen das Bestreben nach realistischer Darstellung und zugleich eine vortreffliche Technik erkennen; interessanter aber sind vielleicht noch die barocken Götzenbilder, von deren blutiger Verehrung alle Berichte aus jener Zeit zu erzählen wissen. Teoyamici, der Gott des Todes und des Krieges, ist ein ungeheurer, in seltsamen Unformen skulptirter Block; auch die übrigen kleineren, nicht minder burlesken Götterbilder würden uns einen traurigen Begriff von den aztekischen Künstlern geben, wenn wir nicht eben wüßten, daß gerade diese Skulpturen nur Ueberreste einer alten hieratischen Kunst sind, deren ungeschickte, barocke Formen als die ersten Versuche, sich Götter zu schaffen, für immer im Volke geheiligt blieben.

Für das historisch wichtigste Stück der ganzen Sammlung gilt mit Recht der kolossale Opferstein, der unter dem Namen des „Steines der Sonne“ in der blutigen frühen Vergangenheit des Landes eine so große Rolle gespielt hat. Wenn auch die spanischen und französischen Geschichtsschreiber des 16. und 17. Jahrhunderts sich gerade in Bezug auf die blutigen Opfergreuel des aztekischen Volkes manche leicht nachweisbare Uebertreibungen erlaubt haben, so steht es doch fest, daß die Zahl der zu verschiedenen Malen im Jahre den Göttern geopferten Kriegsgefangenen stets mehrere Hunderte, oft sogar über tausend betragen hat. Der in den Jahren 1480 bis 1486 unter der Regierung des Kaziken Tizoc hergestellte Stein der Sonne hat einen Durchmesser von fast drei Metern und eine Höhe von 84 cm. Rings um ihn zieht sich ein kunstvoll gearbeitetes Relief, das in funfzehn, aus je zwei Figuren bestehenden Gruppen die Siege des Tizoc darstellt. Auf der obern Seite befindet sich ein Bild der Sonne; in der Mitte ein etwa 15 cm tiefes Loch, das zur Aufnahme des Blutes der Opfer bestimmt war. Eine von dem Loche zum Rande laufende Rinne führte das Blut in ein ebenfalls der Sonne geheiligtes Gefäß.

Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen.

Die kleine, unter obigem Titel erschienene Schrift (Berlin 1882, D. Reimer) des bekannten Statistikers A. Meitzen führt uns auf ein Gebiet, das, bisher noch wenig im Zusammenhange erforscht, doch bei gründlicher Untersuchung manchen interessanten Beitrag zur Landes- und Volkskunde liefern kann. Nicht mit Unrecht bezeichnet der Verfasser die Frage nach dem Auftreten und der Verbreitung der volksthümlichen Formen des Hauses als eine geographische Aufgabe durchaus im Sinne Karl Ritter's. Des Mannes Haus, sagt er in der Einleitung, ist der Ausdruck seines öffentlichen wie seines Familiendaseins. Die Häuser geben ein sprechendes Zeugniß der Hauptgrundlagen der Volksexistenz, es wohnt ihnen die Kraft einer durchgreifenden Volkscharakteristik inne.

In allen Ländern, ganz besonders aber in Deutschland, wo noch heute der größte Theil der Bevölkerung mit Ackerbau sich beschäftigt, tritt uns als das eigentlich volksthümliche Haus das Bauernhaus entgegen. Alle unsere Stadthäuser, mit Ausnahme derer, die sich aus einer fernen, fremdartig entwickelten Kultur übertragen haben, sind aus dem Bauernhause der Umgegend hervorgegangen, und so hat denn die Untersuchung über den nationalen Hausbau ihr Augenmerk ausschließlich auf die ländlichen Heimstätten des Volkes zu richten.

Klima und örtliche Verhältnisse, Vorhandensein oder Fehlen geeigneten Materials und ähnliche Umstände bedingen naturgemäß von vornherein mannigfache Abweichungen innerhalb der typischen Hausformen eines Volksstammes; von Zeit zu Zeit wird das ursprünglich dem einfachsten Bedarfe Entsprungene und zur Sitte Gewordene durch die Mode verdrängt und so in gar vielen Fällen ein Gegensatz zu den sonst hervortretenden Eigenthümlichkeiten der Stammessitte erzeugt. Rechnet man hierzu noch, daß in neuerer Zeit die komplizirte städtische Bauart mit ihrem Anstrich von größerer Wohlhabenheit und höherer Bildung sich überall, wenn auch oft durchaus unzweckmäßigerweise, auf das Land überträgt und manches Alte vertilgt, so begreift man, daß es noch vieler Forschung auf dem kaum betretenen Gebiete bedarf, um ein wirklich sicheres Bild des Bestehenden und eine befriedigende Einsicht in die Vorgeschichte der volksthümlichen Architekturformen zu gewinnen.

Während für andere Länder die Frage im Wesentlichen sich darauf beschränkt, in wie weit und wann die ländliche Hausform durch den Einfluß der städtischen modificirt worden ist, haben wir es in Deutschland in erster Linie mit einem andern Problem zu thun. Hier stehen wir vor einer Konkurrenz der Stammeseigenthümlichkeiten, vor einem Kampfe der in den einzelnen Stammesgebieten ausgebildeten ländlichen Hausformen um die mehr oder weniger ausschließliche Herrschaft.

Der Hauptcharakter dieses Kampfes läßt sich aber damit ausdrücken, daß das Haus der mittelrheinischen Franken seit den Zeiten der Karolinger vom Südwesten aus einen unwiderstehlichen Siegeszug nach Nordosten begonnen und im 13. und 14. Jahrhundert in immer breiterer Ausdehnung bis tief nach Polen und Ungarn hinein fortgesetzt hat, so daß es zur Zeit als das den gesammten Mittelkörper Deutschlands und bei weitem dessen größte Fläche beherrschende anzuerkennen ist.

Der Typus des fränkischen Hauses ist deshalb der am allgemeinsten bekannte. Es ist seinen Eigenthümlichkeiten nach fast ausschließlich Wohnhaus und bedarf für jede einigermaßen ausgedehnte Ackerwirthschaft einer Anzahl von Nebengebäuden, Ställen, Scheunen und Schuppen, welche an den Seiten des meist von Zäunen umschlossenen, gewöhnlich quadratischen Gehöftes errichtet sind. Von rechteckiger Form, hat das fränkische Haus immer seinen Eingang von der breiten Seite; ein schmaler Flur, in dem sich unter einem gemauerten Schlot die Sommerküche befindet, führt vom Eingange bis zur Rückwand, in der meist ebenfalls eine Thür angebracht ist. Vom Flur aus liegt nach dem der Dorfstraße zugewendeten Giebel die beinahe quadratische Stube, neben dieser eine ungefähr halb so breite Kammer; die erstere hat zwei Fenster nach der Dorfstraße und zwei nach dem Hofraume, die Kammer dagegen nur eines nach der Dorfstraße. Der Winterkochofen, da-

neben ein kleiner Herd, auf dem früher der Leuchtkiehn brannte, Bänke an den Wänden zwischen Fenstern, davor der große Familientisch, kennzeichnen die Stube als den eigentlichen Wohnraum. Auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs befinden sich einige, oft theilweise unterkellerte Kammern, die manchmal ebenfalls zu Stuben eingerichtet sind; liegen die Stallungen für das Vieh unter demselben Dache, so führt häufig ein Gang zwischen den Kammern hindurch zu denselben.

Dies sind die allgemeinen Grundzüge des fränkischen Hauses, die trotz mannigfacher Modifikationen, Aufsetzen von Stockwerken, Anbauen von Kammern, Gallerien und Freitreppen doch im Wesentlichen unverändert und leicht erkennbar bleiben. Die ursprüngliche quadratische Form des Gehöftes mit der weiten Wageneinfahrt in dem Thorhause findet sich heute fast nur noch in den weitläufig angelegten Gebirgsdörfern.

Die fortschreitende Verbreitung des fränkischen Hauses hat zunächst im Norden und Nordwesten einen zweiten Typus bedrängt oder zum mindesten auf seine ursprünglichen Grenzen eingeschränkt: den Typus der nahe mit einander verwandten sächsischen und friesischen Häuser. Die Haupteigenthümlichkeit dieser Hausformen besteht darin, daß sie sämmtliche, selbst zu einer großen Wirthschaft erforderlichen Räume unter einem Dache vereinigt. Das demzufolge ungeheuer große Gebäude hat in seinen Grundzügen die Form einer dreischiffigen Basilika. Das breite, in der Giebelseite befindliche Einfahrtsthor führt in die sogenannte Diele, die durch das ganze Haus bis zu den dasselbe abschließenden Wohnräumen hindurchläuft. Zu beiden Seiten der Diele und zwar so, daß sie von derselben aus gefüttert werden, sind in nach vorn offenen Abtheilungen die Pferde und Kühe aufgestellt. Ueber der Diele, den Viehständen und allen sonstigen Räumen ist das Getreide und Heu bis zum Dachfirst hinauf auf zwischen die Balken gelegten Brettern und Balken aufgespeichert. Am hintern Ende der Diele befindet sich ein niedriger Herd, an dessen beiden Seiten die Bettstätten der Familie in einer Art von engen und erhöhten Wandschränken angebracht sind. Diesen gegenüber haben die Knechte oberhalb der Pferde, die Mägde oberhalb der Kühe ihre Schlafstätten. Rechts und links vom Herde reicht der Raum für die Hauswirthschaft frei bis zu den beiden entgegengesetzten Seitenwänden des Hauses, die mit hohen und breiten Fenstern und je einer Glasthür versehen sind. Gewöhnlich ist auch der Brunnen innerhalb des Hauses, und zwar zur Seite des Herdes angebracht.

Der Hauptvorzug der sächsisch-friesischen Hausform besteht somit in dem Umstande, daß der Hausherr vom Herde und von seiner Bettstatt aus die gesammte Wirthschaft übersehen, jedes Geräusch darin hören, die Aufsicht über das Ganze führen kann. So lange der Rauch des Herdfeuers noch ohne Schornstein das ganze Gebäude durchzog, machten sich der Geruch des Viehes und lästige Insekten auch nur wenig bemerkbar. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen, noch weitere Räume, eine Putzstube, eine Vorrathskammer und eine Wirthschaftsstube hinter der Herdwand anzulegen.

Typisch gewordene Modifikationen der sächsisch-friesischen Hausform treten uns in dem auf der Eiderstädter Marsch herkömmlichen seltsamen Hauskoloß, dem sogenannten Heuberge, sowie in dem Ditmarser Hause entgegen. Dieses letztere verlegt den Herd an die Seitenwand und besitzt dafür im Hintergrunde der Diele den sogenannten Pesel, einen großen, nur für besondere Festlichkeiten, Begräbnisse u. s. w. benutzten Saal mit einem für gewöhnlich verschlossenen Ausgange im Giebel; daneben liegen noch mehrere, theils Wohn-, theils Wirthschaftszwecken dienende Kammern. Das dänische Haus steht ungefähr auf der Mitte zwischen dem fränkischen und dem sächsisch-friesischen Typus; in der Eintheilung der Wohnräume schließt es sich dem erstern, in seinem massigen Ausbau aber dem zweiten an, doch finden wir in ihm die Diele und die Wirthschaftsräume seitwärts in Flügelgebäude verlegt. Das der wendischen Altmark eigenthümliche Haus stimmt mit dem sächsischen in allen wesentlichen Theilen überein. Das Verbreitungsgebiet des friesisch-sächsischen Hauses ist bis heute noch nicht genau festgestellt; es findet sich in dem größten Theil der nördlichen Rheinprovinz und Westfalens vertreten, zieht sich nach Norden bis zur Küste; im Osten wird es bis in die Gegend von Hildesheim durch die Weser begrenzt, geht von hier aus aber dann durch das Lüneburger und altmärkische Wendenland zur Elbe, bis etwa in die Gegend von Tangermünde. Jenseits der Elbe ist die Ausbreitung durch Brandenburg und Pommern noch nicht genau verfolgt; das Haus tritt hier heute nur noch sporadisch neben dem fränkischen auf, reichte aber früher im Norden der Mark bis nahe an Berlin und kommt in den Strandgegenden, z. B. auf Rügen, noch häufig vor, ist auch bis Konitz und Landeck in Westpreußen aufgefunden worden.

Im Süden dringt das fränkische Haus gegen den dritten Typus, das Schweizerhaus, vor. Das in den alemannischen Stammesgebieten vom Elsaß und Odenwald bis zum Fuße der Alpen heimische alemannische Haus, das von Manchen für einen besonderen Typus genommen wird, erweist sich bei Licht besehen nur als eine Abart des fränkischen Hauses. Auch das Schweizerhaus kann eine gewisse Familienähnlichkeit mit dem letztern nicht verleugnen: es ist wie dieses im Wesentlichen ausschließlich Wohnhaus und zeigt auch eine ähnliche Wohnungseintheilung. Aber auch abgesehen davon, daß die alpine Wirthschaft wenig Nebenräume braucht, weil sie wenig Getreide baut und das Vieh auf den Sennereien, das Heu in Hütten auf halber Bergeshöhe beläßt, muß man dem Schweizerhause unbedenklich einen besonderen Charakter zusprechen.

Da ist vor allem die allgemein herrschende quadratische Form, die im Verein mit dem Aufgang auf Freitreppen eine große Mannigfaltigkeit der innern Eintheilung gestattet. Die Küchen- und Feuerungsanlage ist sehr wenig konstant, ebenso die Anlage und Verwendung der unter dem charakteristischen flachen, breit überhängenden Dache entlanglaufenden Gallerien. So sind denn auch die Unterscheidungen zwischen den einzelnen Arten des Schweizerhauses, die bestimmten Gegenden vorzugsweise zugeschrieben werden, meist sehr unsicher; und sogar die Festhaltung und strenge Abgrenzung des scheinbar so allgemein bekannten malerischen Haupttypus ist überall da nicht leicht, wo an die Stelle des Holzbaues der Steinbau tritt. Das steinerne Schweizerhaus stellt sich als ein schweres, mehrstöckiges, kubisches Gebäude mit flachem Dache dar, das von den italienischen Stadthäusern schwer zu unterscheiden ist.

Im Allgemeinen tritt das charakteristische Schweizerhaus aus den Alpenthälern nicht weit heraus, sondern geht sehr bald mehr oder minder in fränkische Formen über, so daß in dem ganzen Vorlande von einer einigermaßen sichern Klassifizirung kaum die Rede sein kann.

Der vierte und letzte Typus der Hauptformen des deutschen Hauses endlich ist der des nordischen Hauses. Derselbe fordert, ebenso wie das fränkische Haus, verschiedene Nebengebäude für jede größere Wirthschaft und sondert ein eigenes Wohnhaus aus. Die Stellung der

Gebäude im Gehöft folgt keinem besonderen Gesetz. In der Form aber ist dem Wohnhause wie den Nebengebäuden als typisch gemeinsam, daß sie aus einem einzigen oder zwei der Länge nach hinter einander liegenden Räumen bestehen, welche von der einen Giebelseite aus und zwar durch eine Vorhalle zugänglich sind. Diese Vorhallen sind meist offen und nur durch einige Säulen getragen, manchmal aber auch ganz oder theilweise verschalt. Innen aber liegt der Eingang zu dem innern Raume an der schmalen Seite, und immer liegen die Fenster, die denselben erhellen, in den Längsseiten des Gebäudes. Vielfach ist schon auf die Uebereinstimmung der Grundform des nordischen Hauses mit der der griechischen Tempelcella hingewiesen worden, und in der That läßt sich auch bei näherm Eingehen auf die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen beiden mancher historische Grund für dieselbe auffinden; sehr beachtenswerth ist in jedem Falle, daß das moldauische, das bosnische, das lycische Haus, sowie auch das griechische Bauernhaus der Peloponnes eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem nordischen Hause aufweisen, die sich sogar bis auf die Einrichtung des innern Raumes und die charakteristische Anordnung der Schlafstätten erstreckt. Das nordische Haus ist keineswegs auf Skandinavien allein beschränkt; es findet sich im östlichen Theile des Großherzogthums Posen, sowie in Russisch-Polen und Galizien vielfach vertreten; bis wie weit es nach Osten geht, ist nicht bekannt. In der Gegend von Schneidemühl und Deutsch-Krone hat es insofern eine Modifikation erfahren, als der Backofen nach fränkischer Sitte aus der Stube in die Vorflur genommen und die Säulenhalle theilweise zugebaut und zu einem zweiten heizbaren Raume umgeschaffen worden ist. Nur eine Säule ist erhalten geblieben, welche vor der Eingangsthür einen Rest der Vorhalle bildet.

Die gegenwärtige Lage der Dinge zeigt also im Nordwesten Deutschlands längs der Küstengegenden der Nordsee das friesische und sächsische Haus, in den Alpen die verschiedenen Gestalten des Schweizerhauses, und in Skandinavien sowie hier und da in Westpreußen, Posen und Polen den eigenthümlichen Typus des nordischen Hauses. In dem weiten Zwischenraume aber ist von der westlichen Wasserscheide des Rheins her das fränkische Haus verbreitet, das alle anderen Hausformen immer mehr einschränkt und unterdrückt: nicht durch die Willkür des Zufalls oder auf das Geheiß einer sinnlosen Mode, sondern weil es vermöge seiner ganzen Anlage und Einrichtung am leichtesten sich den gesteigerten Anforderungen des gebildeten Kulturlebens anpassen läßt.

Dies sind in Kurzem Meitzen's interessante und anregende Ausführungen über die geographische Verbreitung der volksthümlichen Hausformen in Deutschland. Es ist hier nicht der Ort, auf den historischen Theil der trefflichen Arbeit näher einzugehen, bei dem sich der Verfasser begreiflicherweise mehr auf dem Boden der Hypothese bewegt. Interessant und überzeugend sind die Schlüsse, die er an die Formen der nordischen Hünenbetten, sowie an die der seltsamen, an verschiedenen Orten ausgegrabenen Hausurnen knüpft.

Von ganzem Herzen wünschen wir der Meitzen'schen Schrift und damit zugleich dem Interesse für den Gegenstand die weiteste Verbreitung. Ist doch eine ersprießliche Förderung dieses Zweiges der Vaterlandskunde nur durch die gemeinsame Arbeit Vieler zu erreichen, nur durch ein in den verschiedenen Gegenden Deutschlands und von vielen aufmerksamen Beobachtern auszuführendes Sammeln und Sichten der zerstreuten und leider von Tage zu Tage mehr verschwindenden Zeugnisse unseres alten volksthümlichen Hausbaues!

Die Steinzeit Afrikas.

Von **Richard Andree.**

II.

Die Entdeckung Reil's ist durch anderweitige Nachforschungen in Helwan glänzend bestätigt worden. Zunächst war es der Amerikaner Professor W. Haynes, der eine Kollektion von Steingeräthen an jener Stätte zusammenbrachte [1]). Außerordentlich schöne, höchst sorgfältig gearbeitete, symmetrische Lanzenspitzen (mit Widerhaken), Pfeilspitzen, Sägen, Messer, Schraper hat auch Jules Browne dort gesammelt und abgebildet [2]). Alle beil- und meißelförmigen Geräthe fehlen aber und die Objekte selbst fallen durch Kleinheit und Zierlichkeit auf. Helwan was a manufactory of small implements only. Auch Herr O. Mantey bestätigt [3]), daß bei Helwan unter der großen Menge der Splitter einzelne mit besonderer Sorgfalt bearbeitete Specimina, die man entschieden als Lanzen- und Pfeilspitzen ansprechen muß, vorkommen, glaubt aber die große Mehrzahl nur mit Reserve für Artefakte ansehen zu können. Uebrigens weist er darauf hin, daß noch gegenwärtig (z. B. in Tanta im Nildelta) Feuersteine zum Feuerschlagen von Fellachen und Zigeunern hergestellt werden, und ist daher geneigt, die Helwaner Funde in die neueste Zeit zu setzen. Mir erscheint diese letztere Annahme durchaus ungerechtfertigt; solche Pfeil- und Lanzenspitzen, wie Jules Browne sie abbildet, sind keine modernen Erzeugnisse, diese tragen den ganz unzweifelhaften Charakter der Waffen der Steinzeit an sich.

Die „Steinzeit Aegyptens“ ist auch wiederholt auf anthropologischen Versammlungen Gegenstand der Discussion gewesen, und man kann nur sagen, daß jene, welche ihr Dasein vertreten, die Gegner geschlagen haben. Fraas [1]) wies darauf hin, daß die ägyptischen Steinartefakte (von Theben und Helwân) die größte Uebereinstimmung mit den europäischen zeigen. „Die Kornquetscher sind dieselben, wie sie aus den Tiefen des Bodensees oder den Schweizer Pfahlbauten hervorgezogen werden, dieselben Messer, Sägen und

[1]) Journ. Anthropol. Instit. VII, 323 (1878).
[2]) Journ. Anthropol. Instit. VII, 396, nebst Karte der Umgegend von Helwan und Taf. 9.
[3]) Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1879, S. 351.

[1]) Correspondenzblatt d. deutsch. Anthropol. Ges. 1879. S. 136.

Schaber aus Feuerstein, die man ohne Etikettirung geradezu verwechseln würde." Und, gegen Brugsch gewendet [1]): „Wollte man die ägyptischen Feuersteine als zufällige Gebilde erklären, so müßte man konsequent alle die Tausende von Funden in der Mark und in West- und Ostpreußen bis herunter nach Schwaben, die aus der ältesten Steinzeit stammen, auch für einen Zufall erklären."

Und noch zu einem interessanten Schlusse gelangt der genannte Forscher [2]), welcher ihm durch das Vorhandensein der zahlreichen, Ateliers repräsentirenden, Feuersteinsplitter in der Wüste aufgedrängt wird. „Für mich ist es kein Zweifel mehr, daß die heiße Wüste in der Zeit, in welcher die Feuersteine geschlagen wurden, noch grünes Land war und erst nach der Steinzeit die Wüste entstund. Die Menschen aber, die dort wohnten, waren in Sitten und Gebräuchen den Menschen der europäischen Steinzeit gleich." Wir werden weiter unten sehen, daß unabhängig von dieser Ansicht des deutschen Gelehrten französische Forscher für die centrale Sahara aus gleichen Gründen zu den gleichen Ergebnissen gelangten.

Die Steinzeit läßt sich für Aegypten nicht mehr leugnen. Warum sollte dieses Land auch allein eine Ausnahme gemacht haben? Wir können es jetzt nachweisen, daß ringsum der geschlagene Stein als Waffe und Geräth im Gebrauche war und daß für ganz Afrika eine Steinzeit existirte. Er ist in Syrien, in Midian, auf der Sinaihalbinsel gefunden worden und in den Oasen im Westen von Aegypten; weshalb sollte er im Nilthale fehlen?

2. Magreb und Sahara.

Auch abgesehen von Aegypten ist der Norden Afrikas reich an Zeugen der Steinzeit; die Beweise dafür haben sich in den letzten Jahren sehr gemehrt und wir können heute Steingeräthe in den Oasen der Wüste und im ganzen Magreb nachweisen, von Kufra im Osten angefangen bis zur großen von Marokko nach Timbuktu führenden Karawanenstraße. Jetzt, nachdem die Aufmerksamkeit der Reisenden auf vorgeschichtliche Funde gelenkt worden ist, werden dieselben sich auch mehren.

Südlich von Boöma in der Kufra-Oase fand Gerhard Rohlfs „eine wunderschön gearbeitete Wurfspießspitze aus Feuerstein", die er auch abbildete, die aber leider bei seiner Beraubung verloren ging. Ob dieselbe mit alten Bauresten in Zusammenhang gebracht werden kann, welche sich in der Oase erhalten haben und auf ein älteres Volk als die Tibbu hindeuten, mag dahin gestellt bleiben [3]). Durch eine Entfernung von etwa 30 Längengraden von dieser Fundstätte getrennt entdeckte Oskar Lenz bei Taudeni in der westlichen Sahara, wo berühmte Salzlager ausgebeutet werden, „merkwürdiger Weise Steinwerkzeuge, die sehr gut aus einem harten Grünstein hergestellt wurden" [4]). Auf meine Anfrage ist Dr. Lenz so freundlich gewesen mir eine Abbildung der drei Steinobjekte zu übersenden; es sind Hämmer von etwa 9 bis 12 Centimeter Länge und rundlichem Querschnitt, gut und symmetrisch gearbeitet, vollständig geglättet und durchaus einen späten Typus, ähnlich jenem der Schweizer Pfahlbauten, zeigend oder wie die irischen Steinäxte [5]). Eines dieser Beile verläuft oben und unten in einem stumpfen Kegel, ein anderes ist einseitig schräg zugeschärft. Dr. Lenz bemerkt dazu: „Die Steinwerkzeuge stammen aus der Umgegend von Taudeni, wo sich bekanntlich große, seit uralter Zeit ausgebeutete Salzlager befinden. In der Nähe dieser der mittlern Tertiärformation angehörigen und im Wesentlichen aus Salzthon, Mergeln und Sandstein bestehenden Hügel befinden sich Durchbrüche eines ältern Eruptivgesteins, einer Art Grünstein (eine genauere mikroskopische Untersuchung hat noch nicht stattgefunden), welches das Material zu den Steinwerkzeugen lieferte. Es sollen in der Nähe von Taudeni uralte Mauerreste sein, aus Salzthon hergestellt, selbst bearbeitetes Holz soll vorkommen, wie man auch verschiedene Schmuck- und Industriegegenstände gefunden haben will. Die Führer der Salzkarawanen aus Arauan und Timbuktu finden bei Taudeni hin und wieder Steinwerkzeuge und bringen dieselben ihren Frauen, fast ausschließlich Negerinnen, mit, welche dieselben in der Hauswirthschaft zum Zerreiben und Zerstampfen von Korn u. s. w. heute noch verwenden. Meine drei Exemplare habe ich von Frauen in Arauan erhalten." Ich füge dem noch hinzu, daß die Steinbeile von Taudeni jenen, die Winwood Reade an der Guineaküste fand, außerordentlich gleichen. (Siehe unten.)

Geographisch mitten hinein in diese beiden Funde fallen jene, die wir jetzt aus der algerischen Sahara und aus dem Magreb kennen. Die zahlreichen Dolmen, Menhirs, Steinkreise, Steingräber, Näpfchensteine in Algerien haben längst die Aufmerksamkeit erregt, sind vielfach geschildert und auf ihren Ursprung untersucht worden, sie sind aber zum Theil in historischer Zeit entstanden und gehören nicht in den Kreis unserer Betrachtung. Auf phönizische Anregung geht allerdings bei ihnen nichts zurück, wenn auch phönizische und römische Einwirkungen bei ihnen konstatirt werden können. Diese Denkmäler repräsentiren verschiedene Zeitperioden und sind vielleicht erst durch den Islam verdrängt worden, denn in den Gräbern werden neben Funden der Bronzezeit solche aus nachchristlicher Zeit gemacht [1]).

Unzweifelhaft prähistorische Steingeräthe hat vor längerer Zeit schon Berbrugger am Dschebel Aurès in Algerien, Chopin an den Schotts der Provinz Oran gesammelt [2]). Abbé Richard, der bekannte Quellenfinder, wies schon 1867 bei Ain el Assafia in der Sahara von Laghuat ein „Atelier" nach [3]). Ganz neuerdings (Winter 1880 bis 1881) hat derselbe Forscher Steininstrumente aus der Gegend von Tunis, Karthago, Biserta, Susa, an den Ufern der Medscherda und bei Monastir gefunden. Es sind meistens dicke Aexte und Messer aus kieseligem Kalkstein, einige aus Sandstein, keins polirt. Zu Dorussa bei Bona fand er eine sehr hübsche Axt und ein Messer bei den sogenannten numidischen Gräbern [4]). Nähere Angaben fehlen noch.

Die Provinz Oran und der westliche Theil Marokkos wurden von Dr. Bleicher im prähistorischen Interesse durchsucht; namentlich erscheint die Umgegend von Tlemsen reich an Spuren der paläolithischen Zeit, denn die Waffen, welche Bleicher fand und die aus Kalkkieseln und Kieselsandstein bestehen, zeigen den bekannten, sehr alten Typus von St. Acheul. Außerdem entdeckte er Geräthe aus polirtem Stein, Knochenreste von Thieren und Töpferwaaren. Letztere Funde aber reichen in eine verhältnißmäßig junge Zeit

[1]) Verhandl. d. 11. Versammlung d. deutschen Anthropologen zu Berlin 1880, S. 142.

[2]) Correspondenzblatt 1879, S. 136.

[3]) G. Rohlfs, Kufra, Leipzig 1881, S. 333.

[4]) Mitth. d. Afrikan. Ges. in Deutschland II, 232.

[5]) Vergl. Lubbock, Vorgeschichtliche Zeit I, S. 86, Fig. 97, 98.

[1]) Die Literatur über diese megalithischen Bauten Nordafrikas findet sich zusammengestellt bei O. Meltzer, Geschichte der Karthager I, 434. (Berlin 1879.)

[2]) Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 125.

[3]) Congrès international d. sciences anthropol. de Paris 1878. Séance du 21 août.

[4]) Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 168.

heraus, da die Töpfergeschirre Bemalung zeigen. Das alles fand sich in Höhlen, die noch einer besondern Ausbeutung harren.

Auch in Marokko hat Dr. Bleicher die Spuren des primitiven Menschen nachgewiesen. Zahlreiche Feuersteinmesser und Pfeilspitzen finden sich in dem Alluvium der Herkulesgrotten. Aber auch diese Feuersteingeräthe reichen in nicht allzualte Zeit hinauf, da das Töpfergeschirr, welches zugleich damit vorkommt, auf der Drehscheibe hergestellt ist und außerdem Bronzenägel dabei gefunden werden. Bei den Grotten liegen Gräber, in welchen die Leichen in zusammengekauerter Stellung (wie bei den Guanchen der Canarien) beigesetzt wurden. Bleicher nimmt an, daß die Besitzer der von ihm gefundenen Waffen auch die Erbauer der Tumuli von Kasr-el-Kebir waren [1]).

Das Vorkommen paläolithischer Geräthe in Nordafrika bestätigt auch Lubbock; er fand bei Koléa, nicht fern von der Stadt Algier, nördlich von dem unter dem Namen Tombeau de la chretienne bekannten Monument, ein $4^1/_2$ engl. Zoll langes, 2 Zoll breites oben zugespitztes Feuersteingeräth vom St.-Acheul-Typus [2]).

Die Hauptfunde, denen wir uns jetzt zuwenden, liegen weiter im Süden, in der algerischen Sahara, wo sie noch unter 27° nördl. Br. beobachtet wurden. Schon 1876 hatte Fernand Foureau in der Umgegend von Wargla (32° nördl. Br.) gut gearbeitete mit Widerhaken versehene Pfeilspitzen aus Feuerstein entdeckt und nach Paris eingesendet [3]), aber erst den Expeditionen, die zur Aufsuchung einer Trace für die Saharaeisenbahn ausgeschickt wurden, blieb es vorbehalten, Näheres über die ungemein zahlreichen Steingeräthe der Sahara zu erkundigen. Es sind die Herren Dr. Weißgerber und Rabourdin, welchen die prähistorische Wissenschaft hier zu Dank verpflichtet ist.

Dr. Weißgerber gehörte der Expedition an, welche 1880 unter der Leitung Choisy's die Routen von Laghuat nach El Golea und von Biskra nach Wargla zu untersuchen hatte, ein Gebiet, das zwischen 35° und 30° nördlicher Breite fällt. Von Laghuat ausgehend traf man an dem Brunnen von Zebbacha (33° nördl. Br.) auf die ersten zugehauenen Silexstücke. Auf dem Kalkplateau, welches zwischen der Sebcha des Mzab im Osten und dem el Loua im Westen sich erstreckt, findet man zahlreiche kleinere und größere Wasserbecken mit einiger Vegetation, und diese Stellen sind besonders reich an Feuersteinschlagstücken. Das erste Atelier traf Weißgerber 30 Kilometer südlich von Zebbacha. Les éclats de silex sont toujours très nombreux, on n'a pour ainsi dire qu'à se baisser pour en ramasser.

Die nächste Entdeckung, welche dieser Expedition vorbehalten blieb, war die Auffindung eines Cromlech im Thal von Aïn Massine. Er besteht aus mehreren konzentrischen Kreisen von rohen Steinen, die jeder etwa einen halben Cubikmeter halten, und liegt auf einem elliptischen Tumulus von 50 Meter Länge und 30 Meter Breite. Dieser Cromlech ist der erste, welcher so weit südlich (32° 30′ nördl. Br.) aufgefunden wurde. Zeit zu Ausgrabungen blieb der Expedition nicht. Auf dem ganzen weitern Wege bis El Golea (30° 30′ nördl. Br.) wurden die geschlagenen Feuersteine gefunden, ausgenommen auf dem steinigen Plateau der Hammada und in den Dünen. Bei El Hassi entdeckte sie Weißgerber in den 50 Centimeter starken Gipsablagerungen einer Quelle; auch bei El Golea sind sie häufig. Sie fehlen dagegen zwischen El Golea und Wargla. Wargla selbst ist une vraie carrière de pointes de flèches; auch der Ued-Rir ist reich daran. Alles das deutet auf eine einst weit zahlreichere Bevölkerung der algerischen Sahara hin, als dieselbe gegenwärtig ist, und Weißgerber nimmt eine Veränderung der klimatischen Verhältnisse an, in Folge deren das Land verödete.

Die zahlreichen Funde des Dr. Weißgerber, welche im Museum der Pariser anthropologischen Gesellschaft hinterlegt sind, bestehen in größeren und kleineren, verschiedenartig geformten Pfeilspitzen; namentlich die kleinen sind sehr sorgfältig und regelmäßig gearbeitet. Die Güte der Arbeit nimmt von Norden nach Süden zu ab. Dagegen sind die Geräthe, die bei El Hassi, bei Hassi-Scharef und El Golea gefunden wurden, ziemlich plump, während die Pfeilspitzen von Wargla sich wiederum durch große Feinheit der Arbeit auszeichnen. Die Formen sind ganz die gewöhnlichen, bei uns bekannten. Außer den Pfeilspitzen kommen Schraper und Späne vor. Im Ued-Rir nahe bei Tuggurt fand Weißgerber das Fragment einer Lanzenspitze. Das Material zu diesen Feuersteingeräthen war überall bodenständig zur Hand und brauchte nicht erst aus der Ferne herbeigeschafft zu werden.

Von El Golea zog die Expedition in nordöstlicher Richtung auf Wargla. Unterwegs, bei Moranem, stieß Weißgerber auf ein sehr ausgedehntes Silex-Atelier, von 2 bis 3 Hektaren Umfang. Trotz alles Nachsuchens konnte er jedoch kein einziges Feuersteingeräth finden, wahrscheinlich weil die Oertlichkeit von den Offizieren der andern Expedition abgesucht worden war.

Diese zweite Expedition, auf welche hier angespielt ist, war jene des Oberst Flatters, bei der sich Lucien Rabourdin als Erforscher der prähistorischen Verhältnisse befand. Sie begab sich über Biskra und Tuggurt nach Wargla. Rabourdin hat die große Anzahl von 367 Feuersteingeräthen mitgebracht und im Museum von St. Germain hinterlegt; sie stammen von 18 auf einer Karte genau verzeichneten Fundstätten, welche sich zwischen Wargla in 32° nördl. Br. und Aïn-el-Hadjadj in 27° nördl. Br. zumeist in dem großen von Nord nach Süd ziehenden Ued Igharghar finden [1]). Folgen wir der Expedition auf ihrem Zuge von Nord nach Süd. Ngouça, 6 Kilometer nordwestlich von Wargla, zeigte das erste Atelier, ausgezeichnet durch eine große Menge vorzüglich gearbeiteter Pfeilspitzen aus Feuerstein; es ist den Arabern seit langer Zeit schon bekannt und der Agha von Wargla besitzt stets einige der Pfeilspitzen, welche er durchreisenden Franzosen zum Geschenke macht. Rabourdin sammelte hier 69 Stück, darunter Späne von 5 bis 6 Centimeter Länge und Pfeilspitzen verschiedener Art, auch solche mit Widerhaken. Araber sowohl als Tuareg wußten über den Ursprung der Geräthe nichts weiter anzugeben, als daß sie von den Dschin (Geistern) stammten.

Hassi-el-Medjira (31° 30′) war der zweite Fundort, wo ganz ähnliche Stücke wie bei Wargla entdeckt wurden. An den Brunnen von Rhatmaia (31°), dem dritten Fundorte, ist eine Fläche von etwa 4 Quadratkilometer mit geschlagenen Feuersteinen bedeckt. Dieses große Atelier ist dadurch interessant, daß hier die Geräthe nach ihrer Form klassificirt liegen, also die Messer an einem Platze, die Schraper an einem andern, die Pfeilspitzen an einem dritten. Prähistorische Arbeitstheilung! 137 Objekte wurden hier die Beute Rabourdin's. Zu den schon erwähnten Formen kommen noch Sägen, Nuclei, Wurfspeerspitzen und einige nicht bestimmbare Instrumente hinzu. Außerdem einige

[1]) Revue d'Anthropologie 1880, p. 292.

[2]) Journ. Anthropol. Instit. X, 317. Mit Abbildung auf Tafel 16 (1881).

[3]) Bull. soc. d'Anthropol. 1877, p. 563 mit Abbildungen.

[1]) Les âges de pierre du Sahara central par L. Rabourdin. Bull. soc. d'Anthropol. 1881, p. 115 nebst Karte.

Funde, die von ganz besonderer Wichtigkeit sind, nämlich eine Kaurischnecke, Fragmente von Straußeneiern, und das Bruchstück einer polirten Axt aus Nephrit. Letztere ward nicht fern vom Brunnen mitten zwischen den geschlagenen Feuersteinen gefunden. Sie ist flach, etwa so groß wie die halbe Hand und stark abgenutzt. Der Nephrit ist grün und gleicht jenem von Neu-Seeland. An diesen Fund, dessen Vorkommen hier sich nach meiner Ansicht am natürlichsten auf dem Handelswege erklärt (wie anderwärts), knüpft Rabourdin gleich ausschweifende Hypothesen; er bringt ihn mit den Fellata in Verbindung, welche er aus Malaisien einwandern läßt rc. rc. Es verlohnt sich nicht der Mühe, weiter auf diese wilden Hypothesen einzugehen.

Die vierte Fundstätte, Gurd Bouhloula (30° 30′), lieferte 12 Objekte; etwas weiter südlich bei Aïn-Taïba liegen die fünfte und sechste Fundstelle, welche 9 resp. 33 Gegenstände von der gleichen Beschaffenheit wie die früher erwähnten ergaben.

Zwischen dem 29. und 30. Grade nördl. Br. liegen die siebente und achte Fundstelle, jede lieferte aber nur ein einzelnes Objekt; erst weiter südlich (28° 50′) fanden sich bei Hassi-Mouileh-Matallah zwei große Ateliers, die 50 resp. 20 Gegenstände ergaben.

Die elfte Fundstelle, El Beyyodh (28° 30′), lieferte 20, die zwölfte, Timassinim (28°), nur einen einzigen Gegenstand; die dreizehnte, Gar el Beidha (27° 50′), zeigte zuerst einen neuen Typus; hier traten nämlich große Aexte aus kieselreichem Sandstein vom Chelles-Typus auf; sie sind sehr häufig, so daß Rabourdin in einem Umkreise von 5 Metern sechs Stück fand. An der 14., 15. und 16. Fundstelle, alle zwischen 28° und 27° nördl. Br. gelegen, wiederholten sich diese Funde von Aexten; an der 16. Fundstelle bestand die einzige dort gefundene Axt aus Basalt. Eine Feuersteinspitze und ein vereinzeltes Messer aus demselben Material, noch südlich des 27. Grades gefunden, waren die letzten prähistorischen Errungenschaften Rabourdin's. Der Punkt, wo er das Messer fand, heißt Aïn el Hadjadj. Auch Rabourdin zieht, wie Weißgerber, aus seinen zahlreichen Funden die Folgerung, daß die centrale Sahara einst dicht bewohnt war, und gleich jenem konstatirt er eine Abnahme in der Feinheit der Ausführung der Geräthe von Nord nach Süd.

3. Ober-Guinea.

Anderweitige Funde von alten Steingeräthen sind von der Küste Oberguineas bekannt geworden, und zwar datirt die Kenntniß derselben schon aus dem Beginne unseres Jahrhunderts. Der dänische Geistliche Monrad, welcher als Missionär an der Goldküste lebte, meint, indem er von den heutigen Waffen der dortigen Neger spricht, daß in der Vorzeit andere Waffen in Afrika in Gebrauch gewesen sein müssen. „Man findet wenigstens da eine Art Steine, welche darauf hindeuten. Sie sehen aus wie Serpentin und sind, wie es scheint, gut polirt, keilförmig oder rund und am Ende flach zugespitzt. Vermuthlich sind sie, wie Streitäxte, an einem Stiel befestigt gewesen. Die Neger nennen sie Fetischsteine und glauben, daß derjenige, der einen solchen besitzt, einen starken beschützenden Fetisch habe“ [1]). Das Berliner ethnographische Museum besitzt etwa ein halbes Dutzend solcher Steinbeile „aus Aschanti“, auf welche Prof. Bastian die Güte hatte mich aufmerksam zu machen.

Dieses Vorkommen von Steingeräthen an der Guineaküste, speciell an der Goldküste, ist neuerdings von dem bekannten Afrikareisenden Winwood Reade bestätigt worden [1]). Er fand dieselben bei Akropongo und Aburri, 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, und bei Odumasie am Voltaflusse. Nicht selten kommen diese Geräthe nach Regengüssen zum Vorschein und werden, da der Regen gewöhnlich von Blitz und Donner begleitet ist, als Donnerkeile und Gottesäxte bezeichnet — eine überaus weit verbreitete Anschauung, die in Europa wie in Asien mit vorgeschichtlichen Steingeräthen verknüpft ist. Abgeschabte Theilchen der Steingeräthe werden von den Negern als Medicin genossen. Was die Geräthe selbst anbelangt, so ist keines derselben aus Feuerstein (aber das Material, aus dem sie bestehen, ist auch nicht angegeben); einige Stücke gleichen den bekannten Steinäxten, wie sie auch bei uns vorkommen und die in der That kosmopolitisch sind. Sie sind klein, nur zwei bis drei englische Zoll lang und zeigen einen abgeplatteten, fast eiförmigen Querschnitt. Die Mehrzahl der Instrumente aber zeigt einen runden Querschnitt. Auch durchbohrte Quarzkiesel von $1^{3}/_{4}$ Zoll Durchmesser kommen vor, die vielleicht als Amulett getragen wurden. Ueber die Zeit, wann diese Steingeräthe im Gebrauch waren, läßt sich nichts sagen; es fehlt sogar an Traditionen über dieselben, daß sie aber alt sind, darauf deutet schon die Tiefe, in welcher sie gefunden wurden.

4. Südafrika.

Die ersten Steingeräthe aus dem Kaplande wurden von Langham Dale zwischen der Tafel- und False-Bay im Driftsande gesammelt [2]). Sie bestehen aus grobem Quarzit, sind roh gearbeitet, ohne Politur, 1 bis 5 englische Zoll lang, aber unzweifelhafte Artefakte. Die meisten sind flache, oft zugespitzte Stücke, einzelne von Schraperform, wie die rohen europäischen Formen. Auch rohe Pfeilspitzen sind darunter vertreten, jedoch ohne Widerhaken.

Nachdem so auch hier das Eis gebrochen war, mehrten sich die Funde. Thomas Holdin Bowker zu Tharfield in Lower Albany meldete [3]), daß alte steinerne Pfeil- und Speerspitzen nicht nur im Kaplande in der Gegend von Tharfield bis East London, sondern auch im Oranje-Freistaat gefunden wurden. Auch einige flache rundliche, etwa einen Zoll im Durchmesser haltende Objekte wurden entdeckt, die der Autor für Zierrathe ansieht, welche im Ohrläppchen getragen wurden. „Eine merkwürdige auf diese rohen Waffen bezügliche Thatsache erregte meine Aufmerksamkeit, nämlich, daß kein südafrikanischer Stamm im Gebrauche derselben betroffen wird, selbst nicht, als sie von den ersten Europäern besucht wurden; auch tief im Innern sind Steingeräthe unbekannt.“

Weitere Sendungen von Kap-Steingeräthen, welche in die Hände von Sir John Lubbock gelangten [4]), waren gleichfalls sehr roh in der Ausführung; es sind lauter „Speerspitzen“, die größte $4^{1}/_{2}$ englische Zoll lang, $1^{1}/_{2}$ breit und mit schief-rautenförmigem Querschnitt, das Material Feuerstein.

Endlich hat Langham Dale seine Forschungen fortgesetzt und eine große Anzahl neuer Lokalitäten aus Südafrika

[1]) H. C. Monrad, Gemälde der Küste von Guinea. Aus dem Dänischen. Weimar 1824. S. 118 Anmerkung.

[1]) Journ. Anthropol. Institute I, Appendix p. XCIV. Tafel 1, Fig. 4, und Tafel 2.

[2]) Journ. Ethnolog. Soc. New Series I, 51 (1869), nebst Tafel.

[3]) Journ. Ethnolog. Soc. New Series II, 39 (1870), und Tafel I.

[4]) Journ. Anthropol. Institute I, Appendix XCII, und Tafel I, Fig. 1 und 2.

bekannt gemacht, an welchen Steingeräthe vorkommen [1]). Die Mehrzahl dieser Geräthe besteht aus zugespitzten, speerförmigen Platten, wie sie schon Lubbock beschrieben hat. Eine Ausnahme in der neuen Sammlung L. Dale's bildet ein polirter Steincelt aus einer Art Grünstein von verlängert keilförmiger Gestalt, 5,8 englische Zoll lang, 1,1 breit, und an einem Ende 1 Zoll dick. Alle diese Geräthe wurden auf dem natürlichen Boden gefunden, der nirgends gestört ist. Neben den fertigen Objekten liegen Späne, Abfälle und unvollendete Geräthe umher. Dale erwähnt auch Speerspitzen, Pfeilspitzen, Schleudersteine, Kornreiber, Schraper, Meißel. Als Fundorte nennt er die Cape-Flats bei der Kapstadt, East London in Britisch-Kaffraria, das westliche Ufer des Kahoon 1½ Miles von seiner Mündung ins Meer, Pamure an der Mündung des Buffalo, Cape Henderson am Kei River, Klip River Spruit in der Albert-Division, die Gegend zwischen Queenstown und Dordrecht, die Mündung des großen Fischflusses und die Ufer des Oranjeflusses.

Die Steingeräthe sind also im Kaplande sehr verbreitet. Ob sie von einer Race herstammen, die vor Hottentoten und Kaffern im Lande saß, wie Dale meint, läßt sich nicht beweisen. Man kann gerade so gut annehmen, daß sie der Nachlaß dieser Völker sind aus einer Periode, in welcher ihnen der Gebrauch des Eisens noch unbekannt war.

Die ausführlichste und eingehendste Arbeit über das Steinzeitalter Südafrikas verdanken wir ganz neuerdings W. D. Gooch [2]), der als Eisenbahningenieur in Natal angestellt und, mit den einschlägigen Verhältnissen Europas wohl vertraut, eine systematische Beschreibung der prähistorischen Funde Südafrikas unter Berücksichtigung der geologischen Verhältnisse des Landes gab. Das Gebiet, welches er beschreibt und für welches er die Steinzeit schlagend nachweist, umfaßt das ganze Land südlich vom Oranjeriver und im Osten bis zur Delagoabai, ja an der Ostküste sind Funde von Steinartefakten noch bei Mosambique und Inhambane gemacht worden. Neu sind die wurfscheibenartigen, durchbohrten Geräthe aus hartem, polirtem Schiefer, die vielleicht als Schlagringe oder auf Stöcke gesteckt als Keulen benutzt wurden. Sie kommen in Viktoria County, Natal, vor; ferner die durchbohrten 2 bis 7 Pfund schweren, aus Quarzit, Schiefer oder Sandstein bestehenden Steine, die wohl als Keulenkopf dienten und sich dutzendweise an der Kalkbai auflesen lassen, auch in den Hottentotenbergen im Upper Veldt und bis zu den Drakenbergen hier häufig vorkommen. Gooch beschreibt und bildet ab auch unpolirte Celte von roher Form, den paläolithischen Exemplaren Europas gleichend; gut geformte Wurfgeschoßspitzen aus den Cape Flats; Pfeil- und Lanzenspitzen, Aexte, Hämmer, Schaber, Messer, Keile, Sägen, Mörser und Reibsteine. Sowie bei uns in Europa fand Gooch die prähistorischen Geräthe in Höhlen, Küchenabfällen, im Alluvium und Diluvium. Auch dort in Südafrika ist der Mensch zuerst als Troglodyt aufgetreten, auch dort hat er Kjökenmöddinger aus Austernschalen aufgehäuft, in denen er seine Steingeräthe hinterließ. Für den östlichen Theil des Kaplandes und Natals deutet dieses auf eine Race hin, welche von den jetzt dort wohnenden Kaffern und Zulus verschieden gewesen sein kann, da diese Völker keine Mollusken verzehren. Gooch hat ferner gezeigt, daß sich fünf verschiedene Perioden im Steinzeitalter Südafrikas unterscheiden lassen, deren Grenzen uns allerdings nicht immer scharf gezogen erscheinen. Wir haben aber ausgesprochen paläolithische und neolithische Geräthe und Waffen. Selbst den Chalcedon verstanden die primitiven Menschen Südafrikas zu verarbeiten, gut polirte Waffen kommen vor und ornamentirte ungebrannte Töpferprodukte sind dort gefunden worden, deren Ornament die Nachahmung von Flechtwerk zeigt.

[1]) Journ. Anthropol. Institute I, 345 (1872).

[2]) Journ. Anthropol. Instit. XI, 124, und Tafel 8 bis 15.

5. Somal-Land.

Nach den Mittheilungen, welche der Reisende George Revoil an die Pariser Anthropologische Gesellschaft gemacht hat [1]), kommen im Lande der Medschertin-Somal, nahe dem Kap Gardafui, geschlagene Silexstücke und zahlreiche Tumuli sowohl am Meere als auf den Höhen im Innern vor, deren Ursprung die Somal den Galla zuschreiben. Eine Bestätigung für diese kurze Angabe Revoil's finde ich in einer steinernen Pfeilspitze, die Graf Zichy bei Berbera an der Somaliküste fand und die im Berliner ethnographischen Museum aufbewahrt wird.

6. Centralafrika.

Ob am Tanganjikasee Steingeräthe vorkommen, muß sich entscheiden, wenn die vom Marineoffizier E. C. Hore dort aufgelesenen Steine näher untersucht sind. Er schreibt [2]) über dieselben: „Die Steine wurden mir von Mr. Hutley gegeben, welcher sagt, daß sie von Zeit zu Zeit von den Eingeborenen gefunden würden, namentlich an seichten Stellen des Sees, zuweilen auch am Gestade. Sie scheinen völlig unwissend über die Herkunft dieser Steine zu sein, betrachten sie aber mit Ehrfurcht als Stellvertreter oder Boten von ihren verstorbenen Vorfahren, häufen sie in kleinen Hütten oder Körben auf, die sie sorgfältig vor Schaden bewahren. Der einzige Gebrauchsnutzen, den ich an diesen Steinen entdecken kann, ist der, daß sie als Stockbeschwerer bei der Feldarbeit ähnlich wie bei den Hottentoten dienten, doch die Eingeborenen wissen nichts von ihrem frühern Gebrauche." Oder waren es Netzsenker?

7. Ueberblick.

Obwohl erst dreizehn Jahre darüber vergangen sind, seit zum ersten Male von einer Steinzeit Afrikas die Rede war, ist dieselbe heute doch im Norden und Süden des Kontinents fest konstatirt. In Marokko, Algerien, Tunis und Aegypten ist dieselbe nachgewiesen, in der Sahara von 5° westl. L. bis 25° östl. L. v. Gr. Als vereinzelte Vorposten, auf weitere Entdeckungen deutend, stehen noch die Goldküste und das Somalküstenland da. An der Ostküste sind Mosambique und Inhambane isolirte Fundstätten, während die ganze Südspitze ein reiches Feld für die Ueberreste der Steinzeit ist. Wo, wie in Algerien und im Kaplande, Europäer herrschen und als Kolonisten dauernd sich aufhalten, da haben sich die steinernen Zeugen dahingegangener Völker binnen Kurzem auffällig gemehrt; es erlaubt dieses den Schluß auf weitere umfassende Entdeckungen in den jetzt sporadisch besuchten Theilen des dunklen Kontinents. Je mehr aber unsere Reisenden anthropologisch geschult hinausziehen, desto mehr werden sich, das steht mit Sicherheit zu erwarten, die Lücken der prähistorischen Karte Afrikas füllen.

Wie bei uns in Europa zeigen die Steinfunde Afrikas auch deutliche Entstehung in verschiedenen Epochen; alte Geräthe vom Typus der Driftfunde und neuere, polirte,

[1]) Bulletins derselben 1881, S. 166.

[2]) Proc. R. Geogr. Soc. 1882, p. 7.

aus späteren Zeiten mit verschiedenen Uebergängen sind vertreten. Wunderbar ist die Uebereinstimmung nach Material und Form der afrikanischen mit den europäischen Geräthen und Waffen; dieselben Aexte, Schaber, Meißel, Speer- und Pfeilspitzen, die Sägen, Späne und Nuclei werden gefunden; auch die Ateliers sind vorhanden und von Material wird, wie anderwärts, der Feuerstein bevorzugt wegen seiner Härte und leichten Bruchfähigkeit. Daneben sind Basalte, Grünstein, kieselreiche Sandsteine u. s. w. benutzt. Ausnahmsweise zeigt auch auf Afrikas Boden sich der Nephrit[1]) und stellt auch dort die Frage nach seinem Ursprungslande wie in Europa oder Amerika.

Auch in Afrika beantworten uns die Funde der Steinzeit die Frage nach dem Kulturzustande der Völker, von denen sie herrühren, während wir auch hier nur mangelhaft diese Völker selbst zu bestimmen vermögen. Im Norden werden es wohl die Vorfahren der berberisch-libyschen Nationen gewesen sein, denen die Steingeräthe zu danken, während im Süden manches darauf hindeutet, daß dieselben von den Vorfahren der heutigen Sân stammen. Für die Sahara endlich ergiebt sich aus dem massenhaften Vorkommen der Steinobjekte in heute völlig öden und wüsten Gegenden der gleichzeitig und unabhängig von verschiedenen Forschern gezogene Schluß, daß dieselbe einst begrünte, bewohnte Region gewesen, und erst später unter ungünstigen klimatischen Aenderungen theilweise wenigstens ihre heutige traurige Gestalt angenommen hat.

[1]) Vielleicht ist der von Rabourdin in der algerischen Sahara entdeckte Nephrit nicht der einzige Fund dieser Art, wie aus der folgenden gütigen Mittheilung des Herrn Dr. O. Lenz an mich hervorgeht: „In Sokolo (Kala) südlich von Timbuktu, schon im Bambaragebiet, genoß ich die Gastfreundschaft eines arabischen Scherifs, dessen Vorfahren früher mit vielen anderen Arabern aus Marokko in jene Gegenden ausgewandert waren, und dieser Mann besaß eine kleine höchst merkwürdige Tabakspfeife. Dieselbe hatte vollständig die Form, wie sie heute noch üblich ist, der Kopf aber bestand nicht aus schwarz gefärbtem Holz, mit eingelegten kleinen silbernen Ringen, wie jetzt üblich, sondern aus Stein. Der Mann legte hohen Werth auf die Pfeife und gab mir dieselbe sogar ungern in die Hand, geschweige, daß er mir dieselbe verkauft hätte, da er sie von seinem Großvater geerbt habe, der dieselbe einst auf einer Handelsreise nach Norden zu in der Wüste gefunden hat. Der Stein machte mir, trotz der nur flüchtigen Besichtigung, den Eindruck von Nephrit."

Nekrologe.

II.

— Emile Popelin, belgischer Generalstabs-Hauptmann und Führer der zweiten belgischen Expedition nach Afrika, starb im Alter von 34 Jahren im Sommer 1881 (Ort und genaue Zeit sind uns noch unbekannt). Er war geboren 7. December 1847 zu Mons. 1879 übernahm er den Auftrag, eine Station in Njangwe am Congo zu gründen, ohne gerade für dieses System sehr begeistert zu sein. Auf dem Marsche nach Tabora hatte er, angeblich in Folge seiner Körperfülle, viel zu leiden, triumphirte aber zunächst über das Fieber, um ihm später doch zu erliegen, und zwar ehe es ihm gelang, die geplante Station im Westen des Tanganjikasees anzulegen, und nicht lange vor dem Zeitpunkte, an welchem er nach Europa zurückkehren sollte.

— Carl Arendts, geboren 15. Juli 1815 zu Ingolstadt, gestorben 12. Oktober 1881 zu Possenhofen. Er studirte besonders Mineralogie und Geologie in München und Erlangen und war 1847 bis 1874 Professor der Geographie und Naturgeschichte an der bayerischen Militärbildungsanstalt. 1869 begründete er die Geographische Gesellschaft in München, bearbeitete die fünfte und sechste Auflage von Balbi's Allgemeiner Erdbeschreibung (2 Bde., 1870 bis 1878) und redigirte die ersten drei Jahrgänge der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik". Außerdem verfaßte er eine Anzahl von für Lehrzwecke bestimmten Büchern und Kartenwerken.

— Paul Günther Lorentz, deutscher Botaniker, der sich durch Reisen in der Argentinischen Republik, wo er als Professor an der Universität Cordova angestellt war, Verdienste erworben hat, starb am 5. November 1881 in Concepcion del Uruguay. Er war der Erste, welcher die Vegetationsverhältnisse der Republik systematisch erforschte; seine Reisen betrafen namentlich den Norden und die Provinz Entre Rios. Unter anderm verfaßte er für R. Napp's „Die Argentinische Republik" den Abschnitt „Vegetationsverhältnisse Argentiniens" (a. a. O. S. 86 bis 149, mit zwei Karten) und viele Beiträge zu der leider eingegangenen „La-Plata-Monatsschrift".

— Karl Ferdinand Peters, österreichischer Geologe, geboren 13. August 1825 im Schlosse Liebshausen (Kreis Laun im nordwestlichen Böhmen), gestorben 7. November 1881 am Rosenberge bei Graz. Er studirte in Prag und Wien Medicin und wurde Anfangs der funfziger Jahre Assistenzarzt am allgemeinen Wiener Krankenhause, beschäftigte sich aber von Jugend auf mit Geologie, machte neben seiner ärztlichen Praxis an der unlängst gegründeten geologischen Reichsanstalt Specialstudien und wurde endlich als Hilfsgeologe bei derselben angestellt. Als solcher entwarf er die Karte der krystallinischen Schiefergebirge der Nordalpen, lehrte dann 1855 bis 1861 mit großem Erfolge an der Pester Universität und leistete Bedeutendes für die geologische Erforschung Ungarns. Er durchforschte das Gebirge an der Gran, das Fünfkirchner Gebiet und das siebenbürgisch-ungarische Grenzgebirge im Biharer Komitat. Seine 1861 in den Denkschriften der Wiener Akademie der Wissenschaften erschienene Abhandlung über die Erzlagerstelle im Rezbanya wird als Muster einer mineralogisch-geologischen Untersuchung bezeichnet. 1861 mußte er indessen dem nationalen Drängen der Magyaren weichen; er ging an die Universität Graz, wo er bis zu seinem Tode wirkte. 1863 bereiste er die Dobrudscha; sein Buch „Grundzüge der Geographie und Geologie der Dobrudscha" (Wien 1867) ist neben „Die Donau und ihr Gebiet" (Leipzig 1875) seine bedeutendste Schrift. Bald nach seiner Rückkehr aus der Türkei überfiel ihn ein furchtbares unheilbares Rückenmarksleiden, das ihn fast ganz ans Zimmer fesselte; er warf sich nun auf die populäre Darstellung der Geologie,

worin er Meisterhaftes leistete. Seinen Vorträgen und Zeitschriftsartikeln wird Gründlichkeit und Gediegenheit in Verbindung mit glänzender, leicht faßlicher Ausdrucksweise, ihm selbst große Vielseitigkeit nachgerühmt; er war außer in seinen Specialfächern auch in der Zoologie, Medicin und Kunstgeschichte zu Hause. Die physikalische Geographie suchte er auf geologischer Grundlage aufzubauen.

— J. W. Lewis, australischer Reisender, gestorben Mitte November 1881 in Cossack, einem kleinen Orte an der Nordwestküste der Kolonie West-Australien. Er betheiligte sich als Zweiter im Kommando an der Expedition, welche der Oberst Warburton im Jahre 1873 von Central-Australien aus in nordwestlicher Richtung durch das unbekannte westliche Australien führte, und rettete die durch Hunger und andere Leiden erschöpfte Gesellschaft, indem er mit den beiden letzten Kameelen vom Oakoverflusse aus bis an den 38 Meilen entfernten de-Grey-Fluß vordrang und von den dortigen Squattern Hilfe holte. In den Jahren 1874 und 1875 betraute ihn die südaustralische Regierung mit der Leitung einer Expedition, welche den Lake Eyre und die Umgebung in weiterm Umfange erforschen sollte. Lewis bewährte sich als ein vorzüglicher Forscher.

— Ami Boué, berühmter Geolog und einer der ersten Erforscher der europäischen Türkei, geboren 16. März 1794 zu Hamburg aus angesehener Refugiéfamilie, gestorben 21. November 1881 zu Wien. Er studirte in Genf, Paris, Edinburg, wo er 1817 zum Doktor der Medicin promovirt wurde, und Berlin Naturwissenschaften und unternahm, durch günstige Vermögensverhältnisse unterstützt, in der Zeit von 1812 bis 1839 eine Reihe von Reisen durch Großbritannien, Frankreich, die Schweiz, Deutschland, Oesterreich und die Balkanhalbinsel (1836 bis 1838), wobei er besonders die Geologie im Auge hatte. Fast drei Jahrzehnte lebte er dann in Paris, wo er Sekretär und später Vicepräsident der dortigen Geologischen Gesellschaft war, und siedelte 1848 dauernd nach Wien über, in dessen Nähe, in Vöslau, er seinen ständigen Sommeraufenthalt nahm. In lateinischer, französischer, englischer und zuletzt meist deutscher Sprache hat er nahe an 300 größere und kleinere Werke und Abhandlungen geschrieben und Karten gezeichnet. Sein Hauptwerk ist „La Turquie d'Europe ou Observations sur la Géographie, la Géologie, l'Histoire naturelle, la Statistique, les Moeurs, les Coutumes, l'Archéologie, l'Agriculture, l'Industrie etc." (Paris 1840, 2 Bde.), welches in mehr als einer Hinsicht für die Kenntniß der südosteuropäischen Halbinsel grundlegend gewesen ist. Eine Ergänzung dazu ist der „Récueil d'itinéraires dans la Turquie d'Europe" (Wien 1850, 2 Bde.). Er war der Verfasser der ersten geologischen Karte von Schottland (1820); später veröffentlichte er diejenige von Europa (1827), von Siebenbürgen (1834), der europäischen Türkei (1840) und 1843 die erste geologische Weltkarte. Unter seinen nur handschriftlich hinterlassenen Werken sei ein serbisches Wörterbuch von 21000 Wörtern und eine Sammlung slavischer naturhistorischer Ausdrücke genannt.

— Adam Mc Call, englischer Missionar und Afrikareisender, starb am 25. November 1881, 31 Jahre alt, in Madeira auf der Rückreise vom Kongo. Er leitete seit 1880 die junge „Livingstone Inland Mission" und deren fünf Stationen am untern Kongo und war, von der Royal Geographical Society mit Instrumenten ausgestattet, weiter am Strome hinauf bis Manjanga (135 engl. Meilen unterhalb des Stanleypool) vorgedrungen. An die Kongomündung zurückgekehrt, wurde er krank und erlag in Madeira einer akuten Leberentzündung, wozu er wahrscheinlich auf seinen früheren Reisen im südlichen Afrika den Grund gelegt hatte.

— Johann Ludwig Krapf, der um die Geographie Ostafrikas verdiente Missionar, geboren 11. Januar 1810 zu Derendingen bei Tübingen, gestorben 26. November 1881 in Kornthal bei Stuttgart. 1837 bis 1842 wirkte er im Auftrage der Londoner Church Missionary Society in Ankober in Schoa und arbeitete dort an der Revision von Abu Ruch's amharischer Bibelübersetzung, welche erst 1879 erschien. 1844 bis 1853 war er in Mombas an der Küste stationirt und unternahm mit seinen Genossen Ehrhardt und Rebmann mehrere Reisen in das Innere, wobei er zuerst die Existenz des Njassasees und der ostafrikanischen Schneeberge feststellte (vergl. seine „Reisen in Ostafrika von 1837 bis 1853", Kornthal 1858, englische Uebersetzung London 1860 bis 1867). 1854 ging er wieder nach Abessinien, wurde von König Theodor des Landes verwiesen, kehrte aber 1867 als Dolmetscher der englischen Expedition nochmals dahin zurück. Von dieser Unterbrechung abgesehen, hatte er seit 1854 seinen Wohnsitz in Kornthal. Von großem Werthe sind auch seine sprachwissenschaftlichen Arbeiten, wie „Vocabulary of six East African languages" — „Outline of the elements of the Kisuaheli language", seine Wörterbücher, Grammatiken und Uebersetzungen von Bibelstücken in die Sprachen der Galla, Wanika, Wakambani und Suaheli.

— Graf Murawiew-Amurski, russischer General, geboren 1809, starb in der Nacht vom 18. (30.) zum 19. November (1. December) 1881 zu Paris. Für die Kenntniß der nordöstlichen Gebiete Asiens ist er insofern von Bedeutung geworden, als er selbst nach seiner Ernennung zum Generalgouverneur von Ostsibirien ausgedehnte Reisen in den ihm anvertrauten Gouvernements machte, so namentlich im Jahre 1849 von Irkutsk über Jakutsk nach Ochotsk und von da zu Schiff nach Petropawlowsk zum Besuche Kamtschatkas. Von dieser Halbinsel kehrte er zu Schiff nach Ajan und von dort nach Jakutsk zurück. In den folgenden Jahren organisirte er die Ansiedelung der ostsibirischen Kazaken und war für die wirthschaftliche Hebung Ostsibiriens thätig. Gerade dabei erkannte er die Nothwendigkeit der Erwerbung des Amurgebietes und südlicherer, dem Handel zugänglicherer Küstenstriche für Rußland. Er führte im Jahre 1854 die Besitznahme aus mit einem Korps von 29 Offizieren und 862 Mann, das er zu Schiff die Küste entlang nach der Amurmündung führte und mit dem er den Russen den Weg zum freien Großen Ocean erschloß. Im Jahre 1858 unterzeichnete er selbst den Vertrag von Aigun, in welchem China das Amur- und Ussurigebiet an Rußland überließ.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von den durch prachtvolle Holzschnitte gezierten „Nordlandfahrten" (Leipzig, F. Hirt und Sohn. Vergl. „Globus" XXXIX, S. 206) ist soeben die 16. Lieferung, die erste des dritten und letzten Bandes, erschienen (die beiden ersten Bände wurden zu Weihnachten 1881 abgeschlossen). Johannes Prölß ist es, der uns im 3. Bande zunächst die milde Südküste Englands vorführt, welche Thäler besitzt, wo neben anderen Pflanzen des mittägigen Europa selbst die Myrthe im Freien gedeiht und überwintert, und dann die weitberühmten Badeorte Margate, Hastings, Brighton, Seehäfen wie Dover und Portsmouth und die steilen Klippenränder von Kent und Sussex schildert.

— Vom statistischen Büreau in Sofia ging uns ein bulgarisch und französisch abgefaßtes Heft zu, die vorläufigen Resultate des Census vom 1. (13.) Januar 1881 enthaltend. Danach gab es an diesem Tage im Fürstenthume Bulgarien: 339 870 bewohnte Häuser, 349 905 Haushaltungen, 1 007 105 Civilisten, 16 625 Soldaten, 975 253 Frauen und im Ganzen Bewohner 1 998 983. In dem seitdem verstrichenen Jahre wird die Bevölkerung sich wohl um mehr als 1017 Seelen vermehrt und damit die runde Zahl von zwei Millionen überschritten haben. (Zur Vergleichung diene, daß am 1. December 1880 Württemberg 1 970 132 und die Provinz Westfalen 2 042 672 Einwohner zählten.)

Asien.

— Der „Kawkaz" berichtet aus dem transkaspischen Gebiet: Unsere Offiziere reisen jetzt mit schwacher Begleitung ohne Gefahr im ganzen Lande wie zu Hause. Die 216 Werst lange Strecke von Kizil-Arwat, dem Endpunkte der Eisenbahn, bis Aschabad wird von den Soldaten mit einem Viergespann ohne Begleitung zurückgelegt, und dabei auf einigen Stationen in Teke-Dörfern übernachtet. Zur Einrichtung einer regelmäßigen Postverbindung werden Anstalten getroffen.

Die in Aussicht genommene weitläufige Befestigung von Aschabad ist im endgültigen Projekt erheblich eingeschränkt worden. Alle für die Offiziere und Beamten errichteten Bauten, etwa 300 an der Zahl, aus rohem Backstein hergestellt und ganz unansehnlich, erinnern stark an die Lehmbauten der Gouvernements Eriwan und Elizabetpol. Der Bazar wird von Persern, deren Land ja nahe liegt, mit Vieh, Holz und Lebensmitteln besucht. Gutes Rindfleisch kostet 12 Kopeken, Brot 2½ Kopeken das Pfund; Butter würde billiger sein, ohne die Rinderpest im vergangenen Jahre bei den Achal-Teke und im benachbarten Persien. Sonst sind alle Waaren theuer, nur der Branntwein ist billiger geworden, einzig deshalb, weil zwei russische Unterthanen (ein Armenier und ein Deutscher) in den benachbarten persischen Orten Kutschani und Mahmudabad kleine Brennereien angelegt haben, wo sie aus Weintrauben Branntwein fabriciren; dadurch ging der Preis für die Flasche (butylka) auf 45 Kopeken zurück.

Die Tschomur-Teke, d. h. die seßhaften (im Allgemeinen nicht begüterten), sind in ihre Wohnsitze zurückgekehrt und gehen wieder auf Arbeit. Die Tschorwa, d. h. die nomadisirenden, sind zur Ueberwinterung nach den Brunnen in der Wüste abgezogen. Die Zahl der letzteren ist noch nicht bekannt. Die bekannte Bevölkerung des Zakaspischen Oblast mit Mangischlak wird auf 100 000 Seelen beiderlei Geschlechts veranschlagt. In die Teke-Dörfer sind auch die Armenier aus Astrachan und Kizliar zum Handelsbetriebe zurückgekehrt. Tykma-sardar (der Vertheidiger von Gök-tepe) hat auf seinem Stammgute in Bami ein ordentliches Haus von fünf Zimmern nach russischer Manier erbaut.

Einer weitern Mittheilung zufolge ist der Winter im Zakaspischen Gebiete ungewöhnlich streng, Schneemassen erschweren den Verkehr auf der Militär-Eisenbahn und versetzen die entfernteren Punkte der Teke-Oase in eine höchst peinliche Lage. Die Wege nach Persien, von wo aus Aschabad und die umliegenden Ortschaften fast mit allem Nöthigen versehen werden, sind so verschneit, daß es unmöglich ist durchzukommen.

— In der Verwaltungseintheilung des asiatischen Rußland werden hauptsächlich behufs besserer Regelung aller die Grenzbeziehungen zu China betreffenden Fragen, Entlastung des Generalgouvernements Turkestan u. s. w. im Laufe des Frühjahrs folgende Veränderungen eintreten: 1. Der Amur-Oblast wird unabhängig von Irkutsk ein selbständiges Gouvernement mit dem Centralpunkte Chabarowka. Der Gouverneur bleibt zwar dem Generalgouvernement Ostsibirien unterstellt, erhält aber für die Entscheidung lokaler Fragen größere Befugnisse als die übrigen Gouverneure. 2. Der Oblast Semirjetschensk wird mit dem Generalgouvernement Westsibirien vereinigt. 3. Die Gouvernements Tobolsk und Tomsk werden direkt dem Ministerium des Innern unterstellt.

(Nowoje Wremja vom 17. (29.) Januar).

— Zum Verkehr mit Kamtschatka erfährt die „Nowoje Wremia" aus Petropawlowsk, daß die Nachricht vom Tode des Kaisers Alexander II. erst am 26. Juli (7. August) 1881 dort ankam. Die außerordentliche Beförderung dieser Nachricht war drei Kazaken anvertraut: der erste ging von Jakutsk bis Ochotzk, der zweite bis Gishin und der letzte endlich, der 2800 Werst zurückgelegt hatte, überbrachte die Botschaft, wurde aber von der langen und beschwerlichen Reise ernstlich krank. Die von aller Welt abgeschiedene Lage dieses Gebietes gestattet nur zweimal im Jahre die Ankunft einer Post: die eine kommt im März zu Lande aus Ochotzk, die andere mit etwas neueren Nachrichten bringt ein Dampfer, der einmal im Jahre folgende Reise macht: von Japan aus nach Wladiwostok, Petropawlowsk, Insel Schantar, Ajan, Ochotzk, Bucht von Gishiginsk und Tigil. Doch soll jetzt zwischen diesen Häfen eine regelmäßige, während der ganzen Schifffahrtsperiode dauernde, periodische Postverbindung eingerichtet werden.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen. — Richard Andree: Die Steinzeit Afrikas. II. — Nekrologe. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaction 28. Februar 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XLI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

II.

Der Punkt, von dem aus Charnay seine Nachforschungen zu beginnen gedachte, war das am westlichen Fuße des Popocatepetl belegene Dorf Amecameca. Bei einer Tour, die er vor 23 Jahren durch die Umgegend dieses Ortes gemacht, hatte ein günstiger Zufall ihn am Abhange des Pico del Fraile (Mönchsspitze) verschiedene merkwürdige Funde an Thongefäßen, Knochenresten u. s. w. thun lassen, welche auf das Vorhandensein eines alten Begräbnißplatzes an jener Stelle schließen ließen. Durch seine photographischen Aufnahmen der großartigen Gebirgslandschaft, sowie durch das Vorhaben einer Besteigung des Vulkans gänzlich in Anspruch genommen, hatte Charnay damals jenem Funde nur wenig Bedeutung beigelegt. Erst viel später und in weiter Ferne war er sich über die mögliche Wichtigkeit desselben klar geworden, und so hoffte er denn auch jetzt auf interessante Ergebnisse der Nachgrabungen, mit denen er das früher Versäumte nachzuholen gedachte.

Die neue Eisenbahnlinie Mexico-Morelos wurde wenige Tage nach des Reisenden Ankunft in der Hauptstadt dem Verkehr übergeben, und da sie, der Richtung der alten großen Straße fast genau folgend, auch Amecameca berührt, so befanden sich Charnay und seine drei Begleiter unter den ersten Passagieren, die sie benutzten. Diese drei Begleiter aber waren Don Lorenzo Perez Castro, ein mexicanischer Genieoffizier, den die Regierung der Republik dem französischen Gelehrten zur Ueberwachung und Unterstützung seiner Arbeiten beigeordnet hatte; ferner Herr A. Lemaire, ein junger französischer Topograph, und endlich Julian Diaz, der in Mexico engagirte Diener, ein ehrlicher und treuer Bursche, der nur leider für das bisher von ihm bekleidete Amt eines Kirchendieners bei weitem besser geeignet gewesen war, als für den neuen, seine geistigen Fähigkeiten weit übersteigenden Posten eines Reisemarschalls, Fourageurs, Kochs und wissenschaftlichen Assistenten in wilden, unwegsamen Gebirgsgegenden. Seine naive Hilflosigkeit in allen etwas schwierigeren Situationen sollte in der Folge noch oft Gelegenheit zu theils ergötzlichen, theils mehr oder minder ärgerlichen Zwischenfällen geben.

Der großartige Bahnhof der Linie Mexico-Morelos befindet sich in San Lazaro, dem ärmsten, elendesten und verrufensten Stadttheil von Mexico, der einen seltsamen Kontrast bildet zu der in seiner unmittelbaren Nähe am Kanal von Santa Anita sich hinziehenden anmuthigen Gartenvorstadt mit ihrem frischen Grün, ihren schattigen Bäumen, den Säulengängen vor den zierlichen Häusern und den zahlreichen Pulquerien von ungewöhnlich einladendem Aussehen. Und dürftig und arm wie die Umgebung des Abfahrtsortes ist auch die Landschaft, durch welche die Bahn führt. Ganz unmöglich erschien es Charnay, daß dies das reichbewässerte, fruchtbare, mit einer Menge volkreicher, glänzender Städte besetzte Land gewesen sein sollte, durch das Cortez auf einer breiten, von schattigen Bäumen eingefaßten Straße nach der Hauptstadt Montezumas gezogen war. Von den zahlreichen Wasserläufen, auf denen Tausende von leichten Barken und die anmuthigen Chinampas oder schwimmenden Inseln den Verkehr zwischen den Städten von Anahuac vermittelten, ist heute nichts mehr zu sehen. Eine weite, auf einer Seite

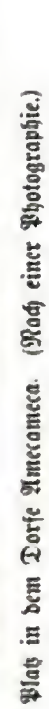
von einem stinkenden Graben begrenzte Sumpffläche zieht sich bis zu dem ausgetrockneten großen See, dessen mit einer Salzkruste bedecktes Becken eine Menge schlammiger Lachen enthält. Zur Rechten der Bahn zeigte sich die traurige Landschaft von zahlreichen Indianern belebt, die, in den sumpfigen Gräben umherwatend, mit kleinen Netzen eine besondere Art winziger Fische fingen, deren weißes, moorig schmeckendes Fleisch eben nur für den unverwöhnten Gaumen des indianischen Volkes ein Genuß sein kann. Der schroffe Peñon mit seinen Schwefelquellen bleibt zur linken Seite liegen; nirgends, so weit das Auge in dem breiten Thale reicht, ist ein Baum zu sehen: überall nur Schilf und Binsen. Selbst die verstreut aus der Ebene emporragenden vulkanischen Hügel, die Charnay noch vor 23 Jahren mit herrlichen Tannen und Eichen bestanden gesehen hatte, waren jetzt vollkommen abgeholzt, das Erdreich durch die winterlichen Regengüsse abgespült; aus den Spalten des bloßgelegten Felsens wuchsen stachlichte Kakteen, der Mehrzahl nach Opuntien. Solange die dem mexicanischen Volke leider zur zweiten Natur gewordene Verwüstung alles Baumwuchses sich noch hinter den Vorwand flüchten kann, daß für die Lokomotiven kein anderes Heizmaterial existirt, als das Holz der Bergwälder, werden, trotz allen Bemühungen der Regierung, die schönen Waldungen immer mehr verschwinden, um in den meisten Fällen öden Wüsten Platz zu machen. Erst nachdem Ayotla passirt ist, nimmt die Landschaft einen freundlichern Charakter an. Gärten, kleine Olivenwälder, Aloe- und Maisfelder erfrischen das ermüdete Auge; am Horizont erheben sich die beiden mächtigen Schneegipfel des Iztaccihuatl und des Popocatepetl. In dem gebirgigen Terrain entfernt sich die Bahn stellenweise weit von der alten Straße, um endlich ganz von ihr abzugehen und die Richtung nach Süden einzuschlagen. Es war sieben Uhr Abends und bereits dunkel, als Charnay und seine Gefährten in Amecameca eintrafen, wo sie in einem Privathause ein Unterkommen fanden.



Kanal von Santa Anita. (Nach einer Photographie.)

Das Dorf Amecameca liegt etwa 200 m höher als Mexico; seine frische, reine Bergluft, sein gesundes Klima machen es seit lange schon zu einem beliebten Sommeraufenthalt der wohlhabenden Einwohner der Hauptstadt. Die gut angebaute Umgegend liefert, Dank dem reichlichen Regenfalle, die vorzüglichsten Ernten. Ungemein häufig und ebenso heftig sind die Gewitter, die sich über dem Dorfe entladen, und so haben die Häuser auch hier nicht mehr das flache Dach, die beliebte azotea der Ebenen, sondern zeigen sämmtlich das schräge Schindeldach der Alpendörfer. Seinen Hauptreiz aber verdankt Amecameca seiner großartigen Gebirgsscenerie; im S.-O. steigt der mächtige Kegel des Popocatepetl mit seinem leuchtenden Schneegipfel zu 5410 m Höhe an; bis auf den gewaltigen, spornartigen Felsvorsprung der Mönchspitze fast ohne jede Abstufung. Auf der östlichen Seite des Dorfes aber dehnen sich die großen Schneefelder des Iztaccihuatl weithin aus. Weniger hoch als sein gewaltiger Nachbar (er mißt nur 5000 m) ist dieser letztgenannte Berg doch bei weitem malerischer. Von zahlreichen Hügeln und Bergen, von schroffen Pics und durch tiefe Schluchten zerklüfteten Felsen umgeben, erhält er durch die sieben oder acht vorgelagerten Höhenstufen eine vielfarbige, reiche Umgürtung. Trotz all dieser Schönheit, trotz der täglich neuen Freude an den herrlichen, wechselnden Licht- und Farbeneffekten, welche die auf- und untergehende Sonne, die Morgennebel und das Abendgewölk in diese unvergleichliche Landschaft zu zaubern vermochten, war der in unerwünschter Weise sich hinzögernde Aufenthalt in dem Dorfe eine schwere Aufgabe für Charnay's Ungeduld. Machte die Beschaffung der nöthigen Reit- und Lastpferde in dem großen Orte von 1500 Einwohnern auch keine erheblichen Schwierigkeiten, so hielt es desto schwerer, geeignete Leute zu finden, die mit Erdarbeiten vertraut, zugleich der Gegend kundig und vor allen Dingen ehrlich und zuverlässig wären. Eine gründliche Vergewisserung über diesen letzten Punkt aber ist in einer Gegend, wo der ratero, der Spitzbube von Profession, eine so hervorragende, anerkannte Rolle spielt, die Hauptsache bei jedem Engagement von Arbeitern. Vergeht doch in Amecameca und den umliegenden Dörfern kein Tag, oder vielmehr keine Nacht, wo die rateros nicht Ochsen und Pferde aus den Ställen stehlen, um sie in der benachbarten Provinz zu verkaufen, wo sie nicht ganze Holzlasten von den Bahnhöfen verschwinden lassen und mit unerhörter Frechheit in die Häuser einbrechen. Weder die innere Ausrüstung der Eisenbahnwaggons, die Eisen- und Messingbeschläge, die Gurte, Riemen und Polster, noch selbst die Pfosten und Lampen der Straßenlaternen sind vor ihnen sicher. Ein vor Kurzem gemachter Versuch, Amecameca mit Petroleum zu beleuchten, scheiterte, nachdem die Laternen einen Abend gebrannt hatten, an dem gänzlichen Verschwinden derselben.





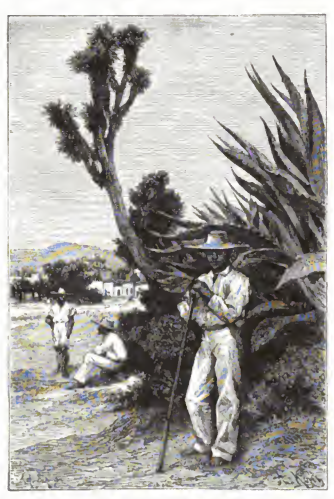
Platz in dem Dorfe Amecameca. (Nach einer Photographie.)



Der Popocatepetl mit der Mönchsspitze (Pico de fraile). (Nach einer Photographie.)

Endlich, am 5. Juli, war Charnay's Karawane zum Aufbruch bereit. Die sieben Arbeiter, die er nach vielem vergeblichen Bemühen engagirt hatte, waren sämmtlich Volcaneros, d. h. Indianer, die sich mit der Förderung des im Krater des Vulkanes abgelagerten Schwefels beschäftigen. Die meisten von ihnen lebten deshalb seit Jahren schon beständig in einer Höhe von 4000 bis 5000 m; der älteste, der zugleich die Rolle des Aufsehers über die anderen übernommen hatte, betrieb das Gewerbe schon seit 28 Jahren. In Tlamacas, einem am östlichen Abhange des Vulkans belegenen, aus wenigen Hütten bestehenden Dorfe, wird der Schwefel gereinigt und zu großen Stücken zusammengeschmolzen, in denen er dann in den Handel kommt. Am frühen Morgen brach Charnay mit seinen Begleitern von Amecameca auf; über Tomacoco, in dessen Hazienda er vor Jahren schon einmal gastfreundliche Aufnahme gefunden hatte, ging es in südöstlicher Richtung auf rauhem Gebirgspfade vorwärts.

Ist man mit einem guten Pferde und vor allen Dingen mit einem guten Sattel versehen, so ist die Besteigung des Popocatepetl nur ein Vergnügen; der Weg steigt so schnell an, daß die zuerst auf das anmuthige Thal von Ameca beschränkte Aussicht sich mit jedem Schritte vorwärts erweitert und schließlich das ganze Plateau umfaßt. Schon dreiviertel Stunden, nachdem sie Tomacoco verlassen, überstiegen Charnay und seine Begleiter den Kamm, um nun nach Tlamacas hinabzugehen, wo fürs erste das Hauptquartier aufgeschlagen werden sollte. Kaum war das Gepäck in dem mehr als fragwürdigen Rancho des kleinen Ortes untergebracht, so trat Charnay in Begleitung der Arbeiter die Wanderung nach der Mönchsspitze an, um die an seinem Fuße belegene alte Begräbnißstätte aufzusuchen. Es waren nicht mehr als 250 m emporzusteigen, aber der Boden war loser, unter jedem Schritte nachgebender Sand, und man befand sich in 4000 m Höhe, wo jede Bewegung schmerzhaft ist, wo man sich nicht bücken kann, ohne ein Gefühl des Schwindels zu empfinden. So dauerte es mehrere Stunden, bis das kleine Plateau von Tenenepanco erreicht war, das sich am Fuße des weit vorspringenden mächtigen Felszackens ausbreitet. Seiner ganzen Lage nach schien die kleine Fläche dem Reisenden identisch zu sein mit der gesuchten Stelle, doch erinnerte er sich deutlich, daß der Boden derselben, in dem er, gedankenlos mit seinem Bergstocke grabend, die ersten Thonscherben gefunden hatte, gleichmäßig ebener Sand gewesen war. Hier aber lagen heute zahlreiche, große Steinplatten zerstreut: so mußte die Aehnlichkeit doch auf einem Irrthum beruhen und die alte Fundstätte höher oben am Berge liegen. So ging es denn immer höher hinauf; an mehreren Stellen ließ Charnay von den Arbeitern graben; aber alles Suchen blieb fruchtlos, und nach stundenlanger, vergebener Mühe entschloß er sich endlich mißmuthig zur Rückkehr. Er hätte die Arbeit leichter haben können, wenn er nicht eben Indianer als Gehülfen gehabt hätte, d. h. Leute von verschlossenstem, unmittheilsamem Charakter. Wieder auf dem Plateau von Tenenepanco angelangt, entschloß sich der alte Aufseher, der, wohl wissend, um was es sich handelte, stillschweigend alle Befehle Charnay's ausgeführt hatte, endlich dazu, den Mund aufzuthun. Er theilte dem Reisenden nicht nur mit, daß dieses wirklich die richtige Stelle sei, daß er, der Alte selber, damals schon einer von Charnay's Leuten und bei den Ausgrabungen zugegen gewesen sei, sondern wußte schließlich auch noch von gewissen, später hier vorgenommenen Nachgrabungen zu erzählen, bei denen man die großen, umherliegenden Steinplatten zu Tage gefördert habe. Die übrigen Funde seien in große Kisten verpackt und fortgeschafft worden — wohin, das wisse er nicht. Diese Nachricht, daß ihm Andere in dem lange geplanten Werke zuvorgekommen seien, berührte Charnay auf das Unangenehmste. Nun handelte es sich nur noch darum, festzustellen, ob der ganze Boden des kleinen Plateaus bereits durchwühlt war, oder ob, wie der Alte, der vielleicht auch darüber Näheres wußte, tröstend versicherte, einige Stellen ganz unberührt geblieben seien. Eine oberflächliche Untersuchung ergab ein befriedigendes Resultat: dicht unter dem Boden fanden sich noch zahlreiche tepalcates, d. h. alte Thonscherben, vor; auf Weiteres konnte man sich der vorgerückten Abendstunde wegen nicht mehr einlassen. Wenigstens in etwas beruhigt, wurde der Rückweg nach Tlamacas angetreten und das Nachtlager in dem luftigen Rancho aufgeschlagen. Der elende Holzschuppen, der mit diesem Namen bezeichnet wurde, gewährte dem Winde, der Kälte und dem Regen freien Zutritt durch das schadhafte Dach, die weiten Spalten in den Seitenwänden und die ganz unverschließbaren Fensteröffnungen. Der einzige Vorzug, den er vor einem kleinen Seitenschuppen besaß, in dem die Indianer sich rings um ein auf dem Boden brennendes Feuer ihr Lager aus Matten und trockenem Grase bereiteten, bestand in einem großen Kamin ohne Abzugsrohr nach außen. Von einer Möglichkeit, den Raum zu erwärmen, war nicht



Volcaneros. (Nach einer Photographie.)

die Rede; das Einzige, was man durch fortwährendes Feuern in dem Kamin erzielte, war ein dichter Rauch, der sich nur allmälig durch die Löcher und Risse des Daches verzog. So waren die Nächte bei der strengen Kälte schwer zu überdauern; aber die Schönheit der klaren Morgenstunden, in denen die aufsteigende Sonne die herrliche Berglandschaft ringsum mit leuchtendem Glanze übergoß, und die glücklichen Erfolge der Tagesarbeiten entschädigten für alle Beschwerden.

Ein Netz von Gräben, welche Charnay quer über das Plateau von Tenenepanco ziehen ließ, ergab unerwartet günstige Resultate. Gleich am ersten Tage fand man mehrere vollkommen erhaltene, unberührte Gräber in einer Tiefe von 60 cm bis 1,5 m unter der Oberfläche. Die Schädel



Hacienda von Tomacoco. (Nach einer Photographie.)



Thongefäße aus den Gräbern von Tenenepanco. (Nach einer Photographie.)

waren meist wohlerhalten, die übrigen Knochen aber fast immer weich und bei der Berührung zerfallend. Die Todten waren in kauernder Stellung begraben, das Kinn mit den Knieen berührend, die Arme übereinandergeschlagen; an keinem der Skelette waren aber Ueberreste von den Händen oder den Füßen zu sehen. Ueber dem Kopfe befand sich in jedem Grabe eine flache Schale von gebranntem Thon, zwei kleine, düten- oder hornförmige Behälter aus schwarzem Thon und verschiedene andere Gefäße. Alles war feucht, die tiefen Gefäße meist mit Wasser und Erde angefüllt und deshalb nur mit größter Vorsicht von ihrem Platze zu entfernen. Einmal erst der Sonne ausgesetzt, wurden sie schnell hart und ließen sich leicht säubern und verpacken. In einem Grabe fanden sich zwei Todte vor, der Größe nach zu urtheilen ein Mann und eine Frau; ein anderes dagegen enthielt gar keine Knochenreste, dafür aber eine Menge von kleineren und größeren Gegenständen aus dem von den Indianern so hoch geschätzten, werthvollen grünen Steine, dem

sogenannten chalchihuitl; daneben zahlreiche Pfeilspitzen aus Obsidian, Perlen aus hartem Stein und andere aus Terracotta, augenscheinlich Schmuckgegenstände, und dann noch verschiedene kleine Thonfiguren. Keinerlei Gefäße waren vorhanden, aber die Mehrzahl der Schmucksachen und kleineren Gegenstände war, trotzdem sie aus härtestem Material bestanden, wie mit Gewalt zerbrochen und zersplittert. Vielleicht zum Zeichen der Trauer? Nach den Berichten der spanischen und französischen Geschichtsschreiber hätten die Indianer ihre Häuptlinge und Kaziken nach dem Tode verbrannt und ihre Asche mit ihren Waffen und ihrem Schmucke zusammen begraben. Bemerkenswerth ist, daß die Todten in keiner bestimmten Richtung begraben, die Gräber auch nicht in Reihen, sondern beliebig durcheinander angelegt worden sind.

Jeder Tag förderte jetzt neue und interessante Schätze ans Licht: Haushaltsgeräth, verschiedenartige Vasen, von denen viele die toltekische Hauptgottheit, den Regengott Tlaloc, darstellen; große und kleine Schalen, mehr oder minder reich verziert; einige von ihnen auf drei Entenköpfen stehend oder mit einem Eberkopfe als Ausguß versehen; Chokoladentassen mit seltsamen, als Schildkröten geformten Henkeln, Perlen, Schmucksachen u. s. w. Einige von den Vasen zeigten bei der Auffindung eine kunstvolle Bemalung in kräftigen, bunten Farben; leider verblaßte dieselbe aber, als man sie dem Lichte aussetzte, und verschwand endlich ganz und gar. Ein auf vielen weitbauchigen Vasen häufig wiederkehrendes Ornament war eine auf schwarzem Grunde gemalte rothe Hand. Dasselbe seltsame Ornament findet sich auf den Wänden der alten yukatekischen Bauten, sowie auf den Denkmälern einiger nördlicher Indianerstämme wieder. Sehr merkwürdig war die Auffindung eines kleinen, thönernen Wagens mit vier Rädern, der an seinem vordern Theile einen fuchsähnlichen Thierkopf, hinten einen Thierschwanz zeigte. Augenscheinlich ist das kleine Gefährt ein Kinderspielzeug gewesen; für uns ist es als einziger Beweis, daß die Indianer des alten Mexico Wagen gehabt haben, von Wichtigkeit. Keiner der älteren Berichte erwähnt dieser Thatsache, wohl aber wird mehrfach hervorgehoben, daß sie weder Last- noch Zugthiere hatten. Demnach müßten die großen Wagen, denen dieser kleine nachgebildet ist, auch nur Handwagen gewesen sein. Die kleinen karrikirten Thonfiguren mit den unverhältnißmäßig großen Köpfen, die sich vielfach vorfanden, stellten meist Krieger oder Wasserträger vor, die letzteren ihr Wassergefäß in der noch heute üblichen, eigenthümlichen Weise an dem über die Schulter gehenden Riemen tragend. Unter den fast in jedem Grabe enthaltenen Gegenständen befanden sich eine Menge von kleinen, kupfernen Glöckchen, die nach Charnay's Annahme vielleicht als Münzen gedient haben.

Im Ganzen belief sich das Ergebniß der achttägigen Ausgrabungen auf dem Plateau von Tenenepanco auf 370 verschiedenartige, unversehrte Gegenstände, die eine ungemein interessante Sammlung bilden. In große huacales, leichte und dabei doch feste indianische Holzkasten, verpackt, wurden dieselben nach Amecameca transportirt, um von dort nach Mexico weiterbefördert zu werden.

Die physische Erziehung der Kinder im Gouvernement Tomsk (Sibirien) [1].

Wir müssen bei der Beschreibung obigen Themas die russische Bevölkerung von den Eingeborenen trennen.

Bei den Russen wird das Neugeborene unmittelbar nach der Geburt in warmem Wasser gewaschen oder gebadet, wobei man einen Schwamm, oder einen Lappen, oder eine sogenannte Motschalka (Fasern von Lindenbast) benutzt. Mitunter wird dabei die Haut des Kindes mit Oel oder Butter eingerieben. Ist das Kind etwas schwächlich, so wird nicht selten etwas Branntwein ins Badewasser gegossen, was nach Ansicht der Hebamme kräftigend wirken soll. An demselben Tage oder am folgenden begiebt sich Mutter und Kind in die gehörig geheizte Badstube, woselbst das Neugeborene nicht allein nochmals gewaschen wird, sondern auch sich die Behandlung mittels der „Baderuthe" gefallen lassen muß [2]). Im Laufe der ersten oder zweiten Woche wird das Kind täglich gewaschen oder gebadet, dann immer seltener. Leider wird das Waschen nur wenig gründlich vorgenommen, so daß oft noch bei zweiwöchigen Kindern in den Achselhöhlen und den Leisten die Spuren der von der Geburt herrührenden Unreinlichkeiten nachweisbar sind. Trotz des oftmaligen Badens wird die Haut des Neugeborenen wenig gepflegt — oftmals kommen Mütter mit halbjährigen Kindern zum Arzt und klagen, daß das Kind stets unruhig sei, nicht schlafe und viel schreie. Bei der Untersuchung stellt sich dann heraus, daß die inneren Organe der Kinder vollkommen gesund sind, daß aber die Haut an einzelnen Körperstellen (Achseln, Leisten) wund geworden ist; nach Mittheilung der Aerzte steigert sich dieses Wundwerden (Intertrigo = Frattsein) oft bis zum Hautbrand. Die Vernachlässigung der Hautpflege macht sich besonders bemerkbar unter den russischen Ansiedlern, welche aus den Gouvernements Woronesh und Tambow herstammen. Die wunden Stellen der Kinder werden mit Stärkemehl, mit getrocknetem, vermodertem Holz oder mit Alaun bestreut. Mitunter scheint das Verweilen der Neugeborenen im Dampfbade und die Behandlung der Haut mit der „Baderuthe" die Ursache zu sein, daß allerlei Ausschläge und lokale Entzündungen der Haut entstehen.

Bei einigen Kindern erscheint bald nach der Geburt eine Krankheit, welche das Volk „Kotscherga" nennt. Das Leiden äußert sich darin, daß das Kind ohne irgend eine sichtbare Krankheitsursache sehr unruhig wird, wenig schläft, immerfort wimmert und sich hin und her wirft, wobei es den Rücken stark krümmt. Das Volk sieht die Ursache dieses Leidens darin, daß eine große Menge kleiner, borstenähnlicher Haare in der Tiefe der Haut sich bilden und zwar zuerst zu

---

[1]) Nach dem Russischen des Fürsten N. Kostrow (Sibir 1881, Nro. 20) auf Grundlage der an das statistische Comité abgelieferten ärztlichen Berichte. Man vergl. „Globus" Bd. XXXVIII, S. 252 und 268.

[2]) In der russischen Badstube, welche bekanntlich ein Dampfbad darstellt, wird der Körper des Badenden mit Ruthen aus feinen Birkenzweigen geschlagen, um die Haut zu reizen; diese Ruthen werden „Badequast" genannt und danach heißt diese Procedur in den Ostseeprovinzen „quästen". Bekanntlich nennen die baltischen Deutschen eine Ruthe oder einen Besen „Quast", das Wort Ruthe hat sich nur zur Bezeichnung des zur Kindererziehung nöthigen Instrumentes erhalten: „Kinderruthe".

beiden Seiten der Wirbelsäule, später aber an der ganzen Körperoberfläche. Das Volk schreibt diese „Haarbeschwerden" dem Umstande zu, daß die Mutter während ihrer Schwangerschaft einen Hund oder ein Schwein mit den Füßen stieß oder über eine Deichselstange stieg. Alte Weiber heilen die Kinder in folgender Weise: sie tragen das Kind in eine mäßig geheizte Badstube und reiben hier die nach ihrer Ansicht kranken Theile unter Anwendung eines rauhen Tuches mit Hefe, oder mit einer Lösung von Zinkvitriol und Milch, oder mit Muttermilch tüchtig ein. In Folge des Reibens sollen die kleinen Härchen in großer Menge hervorbrechen; es soll mitunter eine einmalige Anwendung dieses Heilverfahrens genügen — die bald darauf eintretende Beruhigung des Kindes wird als Zeichen der gelungenen Kur angesehen.

Ein anderes Leiden, welchem man häufig bei ganz jungen Kindern begegnet, wird vom Volk als „Hundealtern" bezeichnet; es zeigt sich darin, daß die Kinder ein altes, greisenhaftes Aussehen bekommen. Um das Kind davon zu befreien, beschmieren die alten Weiber den Körper des Kindes mit dicker Sahne („Sauerschmant"), an welcher vorher ein Hund geleckt hat, oder sie kochen Fleischklößchen, unter Hersagen verschiedener Zauberformeln, und füttern damit einen Hund.

Es ist hier und da zu hören, daß in Sibirien die Neugeborenen in Salzlake, oder in irgend welchen Kräuteraufgüssen gebadet würden, oder daß man sie in den Schnee stecke — im Gouvernement Tomsk werden diese Proceduren nicht geübt, ja sind vollständig unbekannt.

Die Frauen der seßhaften Eingeborenen des Gouv. Tomsk verfahren mit den Neugeborenen wie die Russen. Die Frauen der nomadisirenden Eingeborenen, der Samojeden und Ostjäken, wenn sie mitten in den Wäldern zur Zeit der Jagd fern von festen Ansiedelungen niederkommen, baden ihre Neugeborenen nur dann, wenn es bequem sich ausführen läßt.

Die schwarzen Tataren verfahren mit den Neugeborenen wie die Russen, nur daß die Kinder nicht in die Badstube getragen, sondern in der Jurte gebadet werden.

Die Altai-Kalmücken waschen die Neugeborenen in der Jurte mit warmem Wasser, dann schmieren sie die Haut mit Hammelfett und hüllen die Kinder in frische Schaffelle. Das Einsalben wird während der ersten zwei oder mehr Wochen täglich wiederholt, doch wird das Kind keineswegs dabei täglich gewaschen, sondern nur die Haut mit Fetzen von Schaffellen oder mit Lappen abgerieben.

Wenn sich bei einem Kinde Schwämmchen im Munde bilden, so streichen sowohl die Tataren wie die Kalmücken dem Kinde Honig in den Mund; sobald dies nicht hilft, oder falls das Leiden, nachdem es zeitweilig geschwunden, wieder auftritt, so legen sie ein Stückchen Feuerschwamm (Jadno) dem Kinde auf den Scheitel und stecken es an. Nach ihrer Meinung zieht der brennende Schwamm das Gift aus dem Körper; als Zeichen der Wirkung muß der Schwamm, sobald die Haut getroffen wird, mit Knistern in die Höhe springen. Dies Mittel wird so lange wiederholt, bis der Schwamm nicht mehr aufspringt. Wenn auch diese Maßregel nichts nützt, so werden in einem verfaulten Weidenbaume kleine weißliche, etwa $^1/_2$ Werschok (circa 2 cm) lange Würmchen (Raupen oder Maden?) gesucht, man zerdrückt sie und bestreicht damit den Mund. Ist das Leiden schon lange anhaltend, so schneidet man einem lebenden Schaf das Herz aus und schiebt das noch zuckende Herz dem Kinde soweit als möglich in den Mund.

Die Kleidung der Neugeborenen besteht bei Russen wie bei Eingeborenen in einem Hemdchen aus mehr oder weniger grober Leinwand; selten nur wird das Hemdchen gewechselt, so daß oft Hauterkrankungen die Folge dieser Unreinlichkeit sind. Gewöhnlich wird das Hemd dem Kinde sofort nach der ersten Waschung übergezogen; an einigen Orten, z. B. im Gebiet von Narym, dagegen wird hiermit gewartet, bis das Kind getauft ist; vorher werden die Kindlein nur in irgend beliebige Lumpen oder Lappen gehüllt.

Die Samojeden und Ostjäken nehmen statt eines Hemdes während der kalten Zeit Hasenfelle, und während der warmen Jahreszeit Fetzen von alten Kleidern oder nichts. Daß die Tataren und Kalmücken die Neugeborenen in Schaffelle hüllen, wurde bereits erwähnt. Alles dieses ist unzweckmäßig — beim Gebrauch dieser verschiedenen Felle werden die Kinder leicht wund („fratt") und bekommen allerlei Hautausschläge.

Das Wickeln der Kinder ist wie bei den Russen so bei den Eingeborenen in Gebrauch. Das Kind wird vom Kopf bis zu den Füßen in eine Windel aus Leinwand oder Baumwolle geschlagen, dabei werden die Beinchen gestreckt, ebenso die Aermchen gestreckt oder auf die Brust gelegt; dann werden die Kinder mit einem $1^1/_2$ bis 2 Werschok (6 bis 8 cm) breiten, 5,2 oder mehr Arschin (1,4 m) langen Windelband aus beliebigem Stoffe eingewickelt. Oft wird statt eines besondern Windelbandes eine einfache Schnur oder eine Tuchkante genommen. Das Wickeln beginnt gewöhnlich an den Schultern und endigt an den Füßen. Um den Kopf des Kindes wird ein Tuch geschlagen, die Enden desselben werden unter die Windel gesteckt und durch die Zirkeltouren des Wickelbandes so an dem Körper befestigt, daß das Köpfchen auch eine feste Haltung bekommt. Im Allgemeinen wird beim Wickeln des Kindes sehr vorsichtig verfahren, man wickelt leicht, so daß die Binden locker liegen; deshalb ist von einem bemerkbaren schädlichen Einfluß auf den Körper keine Rede. Verkrümmung der Wirbelsäule oder der Beine werden gewiß mit Unrecht einem unvorsichtigen Wickeln zugeschrieben. Die Nothwendigkeit des Wickelns wird vom Volke dadurch begründet, daß die Hände des Kindes befestigt werden müssen, damit dieselben nicht das Gesicht zerkratzten; dabei aber herrscht das völlig unbegründete Vorurtheil, daß das Wickeln überhaupt auf die Kinder beruhigend einwirke und sie fähig mache, früher zu laufen. Zu bemerken ist übrigens, daß beim Wickeln die Gesäßgegend des Kindes frei bleibe, damit bei erfolgten Ausleerungen die Unterlagen bequem gewechselt werden können, ohne daß das Wickelband entfernt werde; es bleiben dabei die Kinder 2 oder 3 Tage in derselben Lage.

Bei den Samojeden und Ostjäken wird das in Hasenfelle gehüllte Kind einfach an die Wiege befestigt; außerhalb der Wiege wird das Kind nicht gewickelt, sondern die Glieder werden nur locker befestigt.

Die Tataren und Kalmücken hüllen das Kind in weiche Schaffelle, legen es so in die Wiege und befestigen es dann durch Zirkeltouren mittels eines aus Haaren geflochtenen Strickes, welchen sie „Arkan" nennen.

Im ganzen Gouvernement Tomsk, mit Ausnahme einiger Lokalitäten im Gebiete von Narym, existirt unter der russischen Bevökerung der Gebrauch die Neugeborenen zu „richten". Zu diesem Behuf werden die Kinder sofort nach dem ersten Bad auf den Rücken gelegt, dann werden die Zehen erfaßt und die Füße gerade abwärts und darauf kreuzweis gezogen; jetzt legt man das Kind auf den Bauch und zerrt in gleicher Weise gerade abwärts und kreuzweis an den Fingern und Armen; dann legt man den Rumpf des Kindes auf die flache Hand, so daß Arme und Beine herabhängen, und schüttelt ein wenig und spricht dabei: jetzt bist du gerichtet und wirst nicht mißgestaltet werden! Das

„Richten“ üben gewöhnlich die Hebammen, wohl auch alte Weiber, die als Zauberinnen („Snacharka“) gelten. Die am Hinterkopf des Neugeborenen in Folge der Geburt oft entstehende Geschwulst wird von der Hebamme für eine Mißform des Schädels gehalten und der Kopf und die Geschwulst unter leichtem Druck gestrichen und geglättet. Auch das Näschen wird „gerichtet“, indem man die Spitze leicht komprimirt. In einzelnen Fällen wird diese Procedur des „Richtens der Glieder“ nicht nur einmal, sondern mehrere Mal bei jeder neuen Wickelung des Kindes während der ersten Lebenstage geübt.

Das „Richten“ ist bei den Eingeborenen völlig unbekannt.

Sowohl die Russen als auch die Eingeborenen benutzen Wiegen und Bettchen. Bei der russischen Bevölkerung wird die Wiege in folgender Weise konstruirt: Man nimmt einen hölzernen Rahmen, in welchen man wie zum Sticken Leinwand, Zwillich oder sonst etwas spannt; oft sind die Rahmen so flach, daß die darauf gelagerten Kinder leicht herausfallen und sich verletzen. Andererseits ist das Herausfallen der Kinder oft bedingt durch mangelhafte Aufsicht, da gewöhnlich der vier- oder fünfjährige Bruder oder Schwester das jüngste Brüderchen beaufsichtigt und achtjährige Mädchen bereits sich als Kinderwärterinnen vermiethen. Die Ansiedler aus den inneren Gouvernements flechten sich oft aus dünnen Gerten eine Wiege von der Form eines Troges. In den Rahmen oder in den Trog legt man dann Federkissen oder eine kleine Matratze und darauf gesteppte Unterlagen, welche sobald sie durch die Ausleerungen durchtränkt sind, gewechselt werden. Die Wiege wird dann an einer etwa 4 Arschin (circa 2,8 m) langen Stange aufgehängt, deren eines Ende man an einem Tragbalken der Zimmerdecke befestigt; die für die Existenz des Neugeborenen unbedingt erforderliche Bewegung erfolgt hiernach in senkrechter Richtung. Man hängt die Wiege wohl auch an einen Ring oder einen Haken an die Zimmerdecke, so daß die Bewegung dann in horizontaler Richtung vor sich geht.

Bei den seßhaften Eingeborenen wird die Wiege (Sybla) ebenso wie bei den Russen eingerichtet; bei den Burjäten wird die eigentliche Wiege wie ein Trog aus einem Baumstamme gemacht, wobei man eine Oeffnung für den Abfluß des Harnes läßt. Die Kinder zu schaukeln oder zu wiegen ist nicht üblich.

Bei den Samojeden und Ostjäken wird die eigentliche Wiege aus einem etwa arschinlangen (70 cm) Stück Birkenrinde angefertigt, welches etwa 7½ bis 8½ Werschok (30 bis 34 cm) breit ist. Am Kopfende wird ein hölzerner Bogen angebracht und mit feinen Schnüren befestigt. In die Wiege legt man an das Kopfende ein weiches Kissen aus Federn, an das Fußende schüttet man fein zerriebenes vermodertes Holz und darüber eine Decke als Unterlage und hierauf lagert man das Kind. Die Wiege wird dann mit einem leichten Vorhang bedeckt. Hat das Kind ein Alter von sechs Wochen erreicht, so wird die Wiege mittels eines Riemens an einen Haken oder an ein Renthiergeweih gehängt, oder sie wird an eine durch einen Ring gesteckte dünne Stange befestigt. Im ersten Falle schaukelt die Wiege in horizontaler, im zweiten Falle in vertikaler Richtung. Diese Wiegenvorrichtung wird einzig und allein in der Jurte angewandt. Um aber das Kind vom dritten Monate bis zum zweiten Lebensjahre bequem zu betten, während die Eltern ihrem Erwerb auf der Jagd oder dem Fischfang nachgehen, d. h. nomadisiren, gebraucht der Samojede oder Ostjäke eine andere Art Wiege, welche auch aus Birkenrinde gemacht wird. Diese Wiege hat am Kopfende eine leicht geneigte Rückenlehne, damit das Kind beim Sitzen eine Stütze hat. Es wird nun beim Wandern selbst das Bettchen einfach auf den Schlitten (Nart) gestellt und bei längerm Verweilen an einem und demselben Ort an einen beliebigen Baum gehängt. Damit das Kind nicht herausfällt, werden dünne Schnüre an den Rändern befestigt, welche das Kind wie in einem Netz halten. Sommers wird das Bettchen mit einem leichten Vorhang zugedeckt, Winters in Thierfelle, vor allem in Hasenfelle, gehüllt.

Eine besondere Schilderung verdient die bei den schwarzen Tataren in Gebrauch stehende Wiege, ein kleiner Kasten aus Birkenrinde oder der Rinde eines andern Baumes mit zwei Füßen an einem Ende und mit einem abgerundeten, glatten, oft mit Fell überzogenen Klotz in der Mitte. Wenn das Kind geschaukelt werden soll, so wird das Ende mit den Füßchen in eine Schlinge gesteckt, welche so weit vom Fußboden entfernt ist, daß die Füßchen etwa 2 Werschok (8 bis 9 cm) vom Boden abstehen, während das andere Ende fest dem Boden anliegt. Die Bewegung erfolgt natürlich in horizontaler Richtung. Diese Art Wiege bietet manche Vortheile, sie nimmt wenig Raum ein; ein lebhaftes Kind, wenn es auch herausfällt, kommt nicht zu Schaden, weil die Wiege niedrig ist; überdies ist die Wiege handlich und bequem transportabel. Die Unterlage im Bettchen besteht aus weichem Filz oder aus einem weichen Thierfell.

Die Wiege der Kalmücken hat die Gestalt eines Korbes von einem Arschin (70 cm) Länge, ½ Arschin (35 cm) Breite und 6 bis 8 Werschok (25 bis 34 cm) Höhe. Die Wiege steht in der Jurte gewöhnlich am Boden. Geschaukelt kann die Wiege nicht werden; um nun das Kind einzuschläfern, klopft die Mutter leicht mit der Hand auf den Korb. Zur Unterlage werden Felle benutzt. Beim Nomadisiren oder bei beliebigen Besuchen, wobei die Mutter zu Pferde sitzt, hängt sie die Wiege mit dem Kinde einfach um die Schulter. Da das Wandern nur langsam im Schritt vor sich geht, so befindet sich das Kind dabei sehr wohl. Etwas anderes ist es aber, wenn die Mutter von einem Besuch heimkehrt und dabei in angeheiterter Stimmung ist — sie eilt nach Hause oder in eine andere Jurte zu anderen Bekannten. Beim eiligen Ritt kommt es wohl vor, daß das Kind mitsammt seiner Wiege vom Pferde fliegt — doch scheinen derartige Fälle keine besonderen Folgen für das Kind nach sich zu ziehen.

Was nun die Nahrung der Neugeborenen anbetrifft, so ist darüber Folgendes zu sagen. Erst einige Stunden nach der Geburt, nachdem der Mund des Kindes gereinigt, reicht man ihm einen Lutschbeutel (Zulp), welcher mit zerriebenen rothen Rüben („Beten“), oder mit Mohrrüben („Burkanen“), oder mit zerkauten Hanfsamen, oder gekautem Brot, oder mit irgend sonst etwas gefüllt ist. Das geschieht um den Magen zu „reinigen“ und das Kind zu beruhigen. Etwa 12 bis 24 Stunden nach der Geburt erst legt man das Kind an die Mutterbrust. Oft ereignet es sich, daß das Kind die Brust nicht nimmt, vielleicht weil es zu schwach ist oder weil die Warzen zu klein. Dann verzichtet die Mutter ohne Weiteres auf die Ernährung des Kindes mittels der Brust und beginnt das Kind mit Kuhmilch zu füttern. Das Füttern geschieht mittels eines sogenannten „Hörnchens“: ein nicht zu großes Kuhhorn wird genommen und von innen gereinigt; an die Spitze wird eine abgeschnittene Kuhzitze gebunden, an welcher man zuerst mit einer Nadel eine Oeffnung gemacht hat; in das Horn gießt man nun die Milch. Bei Reicheren benutzt man wohl metallische Hörnchen aus Weißblech oder wohl gar aus Silber. Meist werden diese Hörnchen sehr nachlässig gehalten und selten gereinigt, vielleicht wöchentlich ein

Mal; die Zitze wird nie abgenommen und nie gewaschen, so lange sie noch brauchbar ist — es verbreiten diese Hörnchen deshalb einen Geruch, der ganz unerträglich ist. Schon drei bis vier Wochen nach der Geburt wird damit begonnen, dem Kinde neben der Kuhmilch in Form eines Lutschbeutels alles zu geben, was die Erwachsenen essen: aufgeweichtes Brot, Grütze, gekäute Kartoffeln. Daß diese Art der Fütterung nicht zweckmäßig ist, liegt auf der Hand: die Kinder bekommen Darmkatarrh, an welchem sie schließlich zu Grunde gehen. Vielleicht stirbt die Hälfte aller Neugeborenen in Folge einer regelwidrigen sogenannten künstlichen Ernährung. Stillt die Mutter ihr Kind selbst, so hört sie nicht eher damit auf, bis ein anderes Kind da ist; ja mitunter stillt sie beide gleichzeitig. Oft stillt sie das Kind drei bis vier Jahre, je nach ihrem körperlichen Befinden. Das geschieht sowohl bei den Russen wie bei den Eingeborenen.

Das Sitzen, Kriechen und Laufen der Kinder wird einfach der Natur überlassen, irgend welche künstliche Mittel zur Nachhilfe giebt es nicht. Je nach ihrem Kräftezustand beginnen die Kinder mit dem dritten Monat zu sitzen, mit dem sechsten zu kriechen und mit dem neunten zu gehen.

Nekrologe.

III.

— Lewis H. Morgan, ein vorzüglicher Kenner der Indianer und der amerikanischen Antiquitäten, aus dem westlichen New-York gebürtig, starb am 17. December 1881 zu Rochester im Staate New-York. Frühzeitig gewann er einen tiefen Einblick in die politische und militärische Verfassung, die Sitten und Gebräuche und besonders das merkwürdige System der Zwischenheirathen bei dem Ueberreste der einst mächtigen Sechs Nationen. Unter dem Pseudonym „Shenandoah" veröffentlichte er 1847 eine Reihe von Abhandlungen über die Irokesen, welche seinen Ruhm begründete. 1867 schrieb er eine geschätzte Abhandlung über den amerikanischen Biber und seine Arbeiten und 1869 über die „Sieben Städte von Cibola", worin er der Theorie von der alten Civilisation der Indianer scharf zu Leibe ging. 1873 erschienen in den Smithsonian Institution's Contributions seine „Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family", die er später in populärer Weise in dem Buche „Ancient Society" weiter ausführte. Seine letzten Untersuchungen bezogen sich auf die Pueblos von Neu-Mexiko, wobei er zu dem Schlusse kam, daß die Moundbuilders Dorfindianer aus Neu-Mexiko und die Mounds die Unterbauten für ihre langen hölzernen Kommunalhäuser gewesen seien. Auf seinem Sterbelager noch empfing er sein letztes Buch, das vom Bureau of Ethnology der Smithsonian Institution herausgegebene „Houses and House Life of the American Aborigines".

— Isaak Israel Hayes, der amerikanische Nordpolfahrer, geboren 1832 zu Chester in Pennsylvanien, gestorben 17. December 1881 in New-York. 1853 bis 1855 begleitete er als Arzt die zweite zur Auffindung Franklin's von den Vereinigten Staaten ausgerüstete Grinnell-Expedition, führte im Juli 1860 den Schooner „United States" nach Norden, erreichte mit demselben im Smith-Sund circa 78½° nördl. Br., drang auf dem grönländischen Binneneise (Prudhoe-Land) etwa 134 km weit nach Osten und in der Verlängerung des Smith-Sundes nach Norden bis 81° 35' nördl. Br. (Kap Lieber) vor, d. h. bis zum nördlichsten bis dahin zu Lande erreichten Punkte. Sein Reisewerk „The open Polar Sea" und die „Physical observations in the arctic seas" erschienen erst 1867, nach dem Bürgerkriege, den er als Arzt auf Seiten der Nordstaaten mitgemacht hatte. 1869 begleitete er den Maler Bradford im „Panther" auf einer Fahrt nach dem westlichen Grönland, wo photographische Aufnahmen bis zu 76° nördl. Br. hinauf genommen wurden (beschrieben in „The Land of desolation", London 1871). Später betheiligte er sich an Politik, war 1876 bis 1880 Mitglied der Legislatur von New-York, arbeitete auch an einer Geschichte der maritimen Entdeckungen und hielt Vorlesungen, so noch 12 Tage vor seinem Tode eine solche über arktische Forschungsreisen.

— Paul Theodor von Krusenstern, russischer Vice-Admiral, Sohn des bekannten Führers der ersten russischen Weltumsegelung, geboren 1809, gestorben 20. December 1881 in Aß bei Klein-Marien in Estland. 1826 bis 1828 machte er auf der Korvette „Senjawin" unter Kapitän F. P. Lütke die vierte russische Weltumsegelung mit. Die Neigung des Jünglings für Erforschungsreisen — schreibt die „Allg. Ztg." — und das Streben nach Erschließung neuer Handels- und Verkehrsgebiete ist auch in der Folge dem Manne treu geblieben und hat die Richtung seines ganzen Lebens und Wirkens bestimmt. Namentlich war es das Gebiet der Petschora und das Karische Meer, wohin Krusenstern bis ins späteste Alter immer und immer wieder seine Aufmerksamkeit lenkte, um hier für den russischen Verkehr neue sichere Stationen zu errichten. Die Frucht mehrerer Reisen in das Petschoragebiet war die mit dem Grafen Kaiserling-Raiküll gemeinsam herausgegebene orographische Karte dieser Gegend. In den späteren Jahren war es hauptsächlich der Plan einer Verbindung des Ob- und Petschoragebietes, der ihn beschäftigte, und zu dessen Realisirung er mit der ihm eigenen frischen Rührigkeit auch bereits eine Reihe von Vorarbeiten, die namentlich in mühevollen Nivellements bestanden, in Angriff genommen hat. Eine seiner zahlreichen Reisen hat v. Krusenstern selbst in fesselnder Weise beschrieben.

— Andrew Cathcart, englischer Major und Reisender, geboren 1817, gestorben 11. Januar 1882. Nachdem er Westindien und Südamerika besucht, diente er von 1836 bis 1846 in der Armee und begleitete 1848 den Obersten J. C. Fremont auf dessen Erforschungsreise durch die Felsengebirge nach Californien. Der Versuch, das Gebirge an den Quellen des Rio del Norte zu überschreiten, fand im Winter statt, und da derselbe ausnahmsweise streng war, mißglückte er. Die Expedition schneite am 12. December 1848 unweit des Spanish Peak ein, sämmtliche Maulthiere und viele Menschen erfroren, und nur etwa der Hälfte gelang es, Taos in Neu-Mexico zu erreichen. Nach England zurückgekehrt besuchte Cathcart 1853 die australischen Goldfelder und machte eine lange Fahrt im südlichen Stillen Ocean. Dann diente er in der Türkei

und gehörte zum Stabe des Sir W. Fenwick Williams, des Vertheidigers von Kars. 1858 war er Chef der Polizei in Mauritius, von Juni 1859 bis April 1861 englischer Konsul in Albanien.

— Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski, Naturforscher und Indien-Reisender, geboren zu München 13. Mai 1826, gestorben ebenda 19. Januar 1882. Seine ersten Studien hatten die nahen Alpen zum Gegenstande, worüber er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern Adolf und Robert 1850 „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen“ und 1854 „Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen“ veröffentlichte. 1851 habilitirte er sich für Physik und Meteorologie in Berlin und erhielt 1854 durch Vermittelung A. von Humboldt's und des Königs von Preußen von der Ostindischen Kompagnie den Auftrag, in Gesellschaft jener beiden Brüder eine große wissenschaftliche Reise nach Indien und dem Himalaja zu unternehmen, auf welcher besonders Beobachtungen über Magnetismus, Geologie, Meteorologie und Höhenverhältnisse angestellt werden sollten. Am 26. Oktober 1854 landeten sie in Bombay, durchreisten im Winter meist getrennt den Dekhan und trafen im nächsten Frühjahr in Kalkutta wieder zusammen. Von da begab sich Hermann nach Sikim und Assam, dann mit Robert nach Ladak und dem Karakorum und bereiste zuletzt Nepal. Ueber Kalkutta, Ceylon und Aegypten kehrte er nach Europa zurück, wo er im Juni 1857 eintraf. Zuerst ließ er sich in Berlin, dann auf Schloß Jägersburg bei Forchheim, endlich in München nieder; seine und seiner Brüder reiche Sammlungen befinden sich seit 1877 auf der Burg in Nürnberg. Sofort begann Hermann die Verarbeitung des in noch nicht drei Jahren gesammelten Materials, ohne es in dem folgenden Vierteljahrhundert ganz bewältigen zu können. Von den auf neun Bände berechneten „Results of a scientific mission to India and High Asia“ erschienen 1860 bis 1866 in Leipzig vier Bände mit 43 Tafeln; die in Jena veröffentlichten „Reisen in Indien und Hochasien“ (vier Bände) sind dagegen abgeschlossen worden. Außerdem schrieb er zahlreiche Abhandlungen für die Schriften der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, so zuletzt noch eine mustergiltige Arbeit in vier Theilen über die Regenverhältnisse in Indien, dem indischen Archipel und Hochasien. Es giebt leider nicht viel Reisende, welche der Verarbeitung ihrer Materialien so aufopfernde Treue und solchen Fleiß widmen, wie der zu früh verstorbene Hermann von Schlagintweit.

— Carlo Piaggia, italienischer Afrikareisender, geboren 24. Januar 1827 zu Badia im Lucchesischen, gestorben, wie es scheint, zu Anfang dieses Jahres auf der Reise von Chartum nach Fadasi. Von Profession Müller und ohne jede Bildung, besaß er doch viel natürlichen Verstand, Beobachtungsgabe und Muth. 1851 kam er nach Tunis, wo er als Gärtner arbeitete, im folgenden Jahre nach Alexandria, 1856 nach Chartum, von wo er in das Land der Bari vordrang. 1857 schloß er sich Elephantenjägern an und kam in das Gebiet der Kutsch, besuchte dann seine Heimath und 1861 als Begleiter des Marchese Antinori das Land der Djur. 1863 erreichte er als erster Europäer die Njamnjam und verweilte ein ganzes Jahr bei denselben. 1871 wollte er sich Antinori, der nach Schoa ging, anschließen, kam aber zu spät und bereiste dafür als Jäger und Sammler die abessinische Landschaft Godscham. 1876 begleitete er seinen Landsmann Gessi auf dessen Expedition nach den Nilseen, 1878 und die folgenden Jahre reiste und sammelte er am Weißen Nile und gedachte sich zuletzt dem Holländer Schuver bei dessen Reise in die Gallaländer anzuschließen, als ihn der Tod ereilte.

— Eduard Desor, der hervorragende Geologe, geboren 1811 in Friedrichsdorf im Hessen-Homburgischen, gestorben 23. Februar 1882 in Nizza. Er studirte in Gießen und Heidelberg Jura, kam 1832 wegen des Hambacher Festes in Untersuchung und ging deshalb nach Paris, wo er sich der Geologie widmete. Nach Neuchâtel übergesiedelt, betheiligte er sich an Agassiz' Forschungen, besuchte dann Skandinavien und ging 1847 nach Amerika, wo er bis 1852 blieb. Dort erhielt er eine Stelle im Coast Survey und betheiligte sich an der geologischen Aufnahme der Mineraldistrikte am Lake Superior und des Staates Pennsylvanien. 1852 kehrte er nach Neuchâtel zurück und docirte dort an der Akademie Geologie. Im Winter 1863 bis 1864 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach Algerien und der Sahara, und schrieb darüber „Aus Sahara und Atlas“ (Wiesbaden 1865). Zuletzt beschäftigte er sich viel mit den Pfahlbauten, war Mitglied des eidgenössischen Schulrathes, Abgeordneter an der Bundesversammlung und 1873 Präsident des Nationalrathes. Er schrieb u. A. „Geologische Alpenreisen“ (2. Aufl. Frankfurt 1847); „Geologische Beschreibung des Neuchâteler Jura“; „Ueber den Gebirgsbau der Alpen“ (Wiesbaden 1865); „Monographie über die Pfahlbauten des Neuenburger Sees“ (Deutsch, Frankfurt 1866) und „Le bel âge du bronze“ (Paris 1874).

— Theodor Schiff, österreichischer Telegraphenbeamter, starb im Alter von 50 Jahren am 25. Februar 1882 in Wien. Sein 1875 erschienenes Buch „Aus halbvergessenem Lande. Culturbilder aus Dalmatien.“ enthält in Form kurzer novellistischer Erzählungen eine ganz vorzügliche Schilderung des Landes und seiner Bewohner, welche er durch jahrelangen Aufenthalt genau kennen gelernt hatte.

Die Rückreise der Besatzung des „Oscar Dickson“ von der sibirischen Küste nach Stockholm.

Von der Besatzung dieses Dampfers sind Anfangs Februar dieses Jahres 16 Mann nach Stockholm zurückgekehrt, und hat der erste Maschinenmeister, Carl Lundgren, einem schwedischen Blatte folgenden Bericht über die Erlebnisse auf der Rückreise erstattet.

„Oscar Dickson“ ging am 21. August 1880 von Vardö ab; an Bord desselben befand sich bekanntlich auch Herr A. Sibiriakow. Bereits am 25. August kamen wir in der Jugorstraße an. Nachdem wir diese passirt hatten, wurden wir durch altes Packeis oder bereits gebildetes neues Eis

bis zum 20. September an der Weiterreise durch das Karische Meer gehindert, wo es uns endlich glückte, durch das Treibeis hindurch zu dringen, so daß wir am 23. September Kap Matte Sol (zwischen Ob- und Jenisei-Mündung) ostwärts von uns in Sicht bekamen. Hier wurden wir aber wieder vom Eise aufgehalten. Bis zum 19. Oktober mußten wir hier liegen bleiben; resultatlos versuchten wir mehrere Male in verschiedenen Richtungen vorwärts zu kommen, wobei wir wiederholt auf den Grund geriethen, aber doch wieder flott wurden.

Am 19. Oktober saßen wir im Eise fest, und wurde es uns nun klar, daß wir hier überwintern müßten. Wir befanden uns auf 72° 12′ nördl. Br. und 76° 17′ östl. L. Greenw. In weiterem Abstande vom Fahrzeuge konnten wir Land sehen. Wie wir später erfuhren, befanden wir uns in der Gydabucht, nahe der Mündung des Jenisei. Und hier lagen wir den Winter hindurch bis zum 25. Juli 1881.

Als die Ueberwinterung begann, verließ uns Herr Sibiriakow und ging ans Land, um zu versuchen, uns verschiedene Bedürfnißgegenstände zuzuführen, an denen wir Mangel zu leiden begannen. Im Laufe des Winters kamen dann auch drei Hilfssendungen an: eine aus Obdorsk, unter Leitung eines Russen Konjow, mit Pelzwerk, Tabak 2c.; eine andere aus Dudinskoje mit Kohlen, Mehl 2c. brachte ein Agent des Herrn Sibiriakow mit Namen Persomski, und schließlich eine dritte von der russischen Regierung unter Leitung des Russen Iwanow. Diese letzte Expedition, welche mit Ausnahme des Iwanow aus Samojeden bestand, brachte unter anderm ein Zelt mit, das in der Nähe des Dampfers am Strande aufgeschlagen wurde.

Am 25. Juli 1881 sahen wir zum ersten Male während des Jahres in einigem Abstande vom Schiffe offenes Wasser, aber erst am 28. Juli glückte es uns das Schiff von dem dasselbe umgebenden Eise frei zu machen. Nördlicher Wind verstopfte aber bald wieder mit Treibeis die entstandene Rinne. Am folgenden Tage öffnete sich das Eisfeld wieder, und gingen wir nun in vier Stunden mit langsamer Fahrt in nordnordwestlicher Richtung, wo wir dann auf undurchdringliches Eis stießen. Bis zum 2. August versuchten wir nach verschiedenen Richtungen vorwärts zu kommen, trafen aber überall festes Eis. Am letztgenannten Tage des Vormittags begann die offene Rinne, in welcher wir lagen, sich zu verengen, Strömung und Wind packten das Eis fester und innerhalb weniger Augenblicke wurde „Oscar Dickson“ zwischen zwei Eisfeldern zerdrückt. Die Boote wurden auf das Eis gebracht, einige von unseren Kleidungsstücken, etwas Brot, Fleisch und die Schiffsdokumente in dieselben geborgen, worauf wir in drei Abtheilungen mit den Booten über das Eis zogen, bis wir eine offene Rinne trafen, in der wir an das Land ruderten. Nach einer Fahrt von ungefähr 20 Stunden kamen wir schließlich bei dem Zelte Iwanow's an, wo wir auf beste Weise verpflegt wurden und uns ausruhen konnten.

Alsdann theilten wir uns in zwei Abtheilungen, von welchen die kleinere, aus 6 Mann, dem Kapitän, dem ersten Steuermann und einem Samojeden bestehend, sich nach einigen Tagen per Boot nach Dudinskoje am untern Jenisei begab, um von dort die Rückreise fortzusetzen. Wir anderen blieben bis zum 28. September in dem Zelte Iwanow's und begaben uns dann über die Gydatundra auf den Weg nach Obdorsk. Iwanow hatte nämlich mit dem Häuptling einer Samojedenfamilie das Uebereinkommen getroffen, daß derselbe uns für den Preis von 20 Rubel per Schlitten den gegen 200 deutsche Meilen weiten Weg über die Tundra nach Obdorsk befördern solle.

Als die Karawane am 28. September aufbrach, bestand dieselbe aus 19 Personen, wovon zwei Samojeden und eine Samojedenfrau waren; eine große Menge Renthiere folgte mit. Es wurde versichert, daß John Borá, der Häuptling der Familie, und seine Brüder über 2000 Renthiere besäßen. Auf dem Wege trafen wir mehrere andere Samojedenfamilien, die sich unserm Zuge anschlossen, so daß mehrere Male die Karawane aus einigen hundert Schlitten bestand.

Während wir in Gesellschaft mit den Samojeden über die Tundra fuhren, waren wir genöthigt, ganz wie diese zu leben; unsere Bekleidung und unsere Nahrung war wie die ihrige. Erstere bestand aus einem langen, bis zu den Füßen reichenden Doppelpelz aus Renthierfell mit den rauhen Seiten nach innen und nach außen, Beinkleidern von gleicher Beschaffenheit, Strümpfen mit der Haarseite nach innen und Stiefeln mit der genannten Seite nach außen. Die Nahrungsmittel waren Renthierfleisch und Blutsuppe. Das Fleisch wurde roh gegessen. Der Blutbrei oder die Blutsuppe wurde auf folgende Weise bereitet: Nachdem ein Renthier geschlachtet, wurde der Inhalt des Magens ausgeschüttet und ohne letztern weiter zu reinigen wurde das aufbewahrte Blut des getödteten Thieres in denselben gethan, und die Magenöffnung zugeschnürt. Der Kälte ausgesetzt wurde es bald ein fester Klumpen, der während der Fahrt im Schlitten aufbewahrt wurde. Wenn am Abend das Essen für den folgenden Tag bereitet werden sollte, wurde zuerst in dem über dem Feuer hängenden kupfernen Kessel etwas Schnee geschmolzen, und dann von dem gefrorenen Magen ein Stück abgehauen und in den Kessel geworfen. Nachdem dies geschmolzen, wurde etwas Salz und Mehl eingerührt und die Suppe war fertig.

Wir Europäer wurden auf die verschiedenen Samojedenzelte vertheilt, da wir selbst keine hatten; uns wurde die eine Hälfte des Zeltes angewiesen, während die Samojeden die andere für sich behielten. Wenn wir gegen Abend zu einem Lagerplatze kamen, ordnete die Frau die Aufstellung und Einrichtung der Zelte an und besorgte die Küche, während die Männer, nachdem sie den Renthieren das Futter gegeben, sich mit Spielen amüsirten. Bevor wir am folgenden Tage die Zelte mit allem Zubehör auf die Schlitten geladen, die Renthiere gesammelt und angespannt bekamen, war es in der Regel Mittag, wenn wir endlich aufbrachen. Wir konnten also nur kurze Tagereisen machen und dauerte die ganze Reise über die Tundra denn auch gegen drei Monate.

Wegen Mangel an Wasser war es mit unserer Reinlichkeit während der Fahrt sehr schlecht bestellt, nur das Gesicht und die Hände wurden manchmal gewaschen. Die Samojeden bewerkstelligten dies, indem sie den Mund voll geschmolzenen Schnees nahmen und etwas davon in die Hände spritzten, womit dann das Gesicht abgerieben wurde. Wir hatten zwei Anzüge, welche nur gewechselt wurden, wenn die Menge des Ungeziefers dies nöthig machte. Der abgelegte Anzug wurde dann auf dem Schnee ausgebreitet und mit Stöcken bearbeitet, bis derselbe von dem erfrorenen Ungeziefer befreit war.

Das Essen wurde für uns und die Samojeden besonders bereitet; wir mußten dies aber bald selbst besorgen, da die Unreinlichkeit der Samojeden zu groß war. Das Kochgeschirr derselben wurde niemals gereinigt; wenn die Hunde nicht die Ueberreste vom Essen ausleckten, wurde dasselbe wieder benutzt, wie es war. Für jedes Renthier, das für unsere Rechnung geschlachtet wurde, erhielten die Samojeden 7 Rubel; wir verzehrten auf der Reise im Ganzen 73 Stück.

Die Samojedenfrauen schienen mit den Männern gleichgestellt zu sein. Die Frau hatte alles, was zum Zelte ge-

hörte, die Aufstellung und das Verpacken derselben auf die Schlitten unter ihrer Aufsicht. Außerdem half sie den Männern beim Zusammentreiben und Schlachten der Renthiere. Auf der Reise fuhr sie ihren eigenen Schlitten an der Spitze einer Abtheilung anderer mit sämmtlichen Lagerrequisiten beladener Schlitten; die Raststellen wurden nur von ihr bestimmt. Während die Frau immer beschäftigt war, fanden die Männer häufig Gelegenheit zum Spielen und Ringen.

Erstaunenswerth war die Sicherheit, mit welcher die Samojeden den Weg über die ungebahnte und flache Tundra zu finden wußten; die Fahrt ging immer in gerader Richtung auf Obdorsk. An der Spitze des Zuges fuhr der Häuptling, an dessen Schlitten alle anderen hintereinander befestigt waren.

Erst nachdem wir gegen 120 Meilen von der Küste entfernt waren, trafen wir Gehölz, anfänglich sehr niedrige Lerchentannen, später die gewöhnliche Tanne. Auf der Fahrt durch den Wald hatten wir freilich etwas Schutz gegen den beißenden Wind, aber der Schnee lag tiefer und loser und häufig mußten wir uns erst mit der Axt einen Weg bahnen.

Die Samojeden waren sehr zuvorkommend gegen uns und betrachteten uns schließlich wie Ihresgleichen. Wenngleich sie unsere Stärke und unsere Kenntnisse bewunderten, so waren sie doch andererseits sich ihrer Ueberlegenheit in anderen Richtungen sehr wohl bewußt, und ohne sie wären wir niemals über die Tundra gekommen, hätten niemals unsere Heimath wiedergesehen.

Endlich erreichten wir Obdorsk, eine kleine unansehnliche Stadt am Ob mit einer Kirche, gegen 200 Häusern und 600 Einwohnern. Hier nahmen wir Abschied von den Samojeden und fuhren unter Iwanow's Anführung zu Wagen nach Berozow, einen Weg von 50 Meilen, den wir in einigen Tagen zurücklegten. In Berozow empfing uns Herr Persomski, der Agent Sibiriakow's, unter dessen Führung wir mit Kosakenfuhrwerk nach der 106 Meilen entfernten Stadt Tobolsk befördert wurden. Von dort ging dann die Rückreise ohne Unterbrechung über Tiumen, Jekaterinenburg, Perm 2c. nach Petersburg und über Hangö nach Stockholm.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das auf einer kleinen Erhöhung nahe dem Krater erbaute Aetna-Observatorium ist jetzt fertig. Es befindet sich 2943 m über dem Meeresspiegel, 452 m höher als das Kloster auf dem Großen St. Bernhard, und liegt so, daß ein etwaiger Lavaerguß sich voraussichtlich vor ihm theilen und es verschonen wird.

— Am 11. Januar dieses Jahres ist in Gegenwart aller kirchlichen, militärischen und politischen Behörden der erste Spatenstich an der Eisenbahn von Larissa nach Volo (Thessalien) gemacht worden.

— Als vorläufiges Resultat der Volkszählung in Moskau am 24. Januar (5. Februar) 1882 theilen dortige Blätter mit, daß die Einwohnerzahl ziemlich genau 748000 Seelen beträgt.

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Gesellschaft zu Petersburg vom 2. (14.) December 1881 hielt Herr Malachow selbst einen Vortrag über seine oben Seite 16 schon erwähnte anthropologische Forschungsreise nach dem mittlern und südlichen Ural: Er begann seine Untersuchungen, die hauptsächlich die vorhistorische Anthropologie betrafen, im Kreise Elabuga des Gouvernement Wjatka und ging dann in die Kreise Malmysh und Urshum. Dort lernte er die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen (Wotjaken und Tscheremissen) kennen und unternahm Ausgrabungen, bei denen er Geräthe von Knochen, Stein und Eisen fand. Nahe bei dem Dorfe Kitjak wohnte er am 12. (24.) Juni 1881 einem heidnischen Opferfeste bei, welches die Tscheremissen wegen Regenmangel zu Ehren des Gottes des Windes und Sturmes, „Mardehshoi'n", feierten. Diese Opferung in dem heiligen Haine trägt einen noch völlig ursprünglichen heidnischen Charakter; es wurden bei dem heiligen Baume von den Opferpriestern getödtet: ein rother Ochse, eine Kuh und ein weißer Schafbock. Dann ward das Fleisch in Stücke geschnitten und auf den aufgeschichteten Holzstößen in großen Kesseln gesotten; nach längeren Gebeten erfolgte die Einweihung des Fleisches und dann begann das Essen. Die abgenagten Knochen, alle Ueberbleibsel und auch die Häute der getödteten Thiere wurden auf den Holzstößen verbrannt.

Aus dem Gouvernement Wjatka ging Malachow in die Gouvernements Perm und Orenburg über. Die während dreier Monate fortgesetzten Untersuchungen der Ueberbleibsel aus der Steinzeit wie aus den Metallzeiten lieferten, Dank den vorgenommenen Ausgrabungen, eine reiche Sammlung der mannigfachsten Gegenstände der vorhistorischen Kultur. Man fand diese Ueberbleibsel in Höhlen, in Torflagern und im Alluvialboden. Auf Grund des gewonnenen Materials hält Herr Malachow es für möglich, die Hauptepochen in der Entwickelungsgeschichte des vorhistorischen Menschen am Ural zu skizziren.

Die ältesten Reste der Kultur gehören den Höhlenbewohnern am Flusse Tjagil (die dortigen Höhlen untersuchte Gebauer) und am Flusse Pestja an. Nach Verlassen der Höhlen begann der vorhistorische Mensch auf den sandigen Inseln der Seen und auf Landzungen sich anzusiedeln. Verschiedene vorhistorische Gegenstände dieser Epoche sind jetzt mit einer bis 14 Fuß mächtigen Torfschicht bedeckt. Zahlreiche Geräthe aus dem an Ort und Stelle befindlichen Material, von grob behauenen bis zu ganz fein polirten, sind angetroffen worden. Ansiedelungen dieser Epoche fanden sich an den Seen von Schigirsk, Jurinsk, Ajatsk, an den Flüssen Jseta, Mias 2c. In der Kulturschicht der Ansiedelung von Ajatsk fand man zwischen den Steingeräthen auch kleine Plättchen von Kupfer als erstes Anzeichen der Bekanntschaft des Menschen mit dem Metall. Nachdem die Kenntniß von gediegenem Metall gewonnen war, ging der vorhistorische Mensch bald auch zum Schmelzen und zur Ausbeutung der Minen über. Reste einer beträchtlichen Entwickelung dieser Thätigkeit, bestehend in Hacken, Pfeilen und Schwertern, die aus reinem Kupfer gegossen sind, wurden am Oberlauf der Tschusowa und an den Flüssen Bagarjak und Sinarj aufgefunden. Derselben Epoche gehören auch die Grabhügel an und die hieroglyphischen Inschriften, die mit rother Farbe auf die Uferfelsen der Flüsse Wischera, Tjagil, Reas und Jseta aufgetragen sind und von denen Herr Malachow Abbildungen angefertigt hat. In einem Grabhügel am See Bagarjak ist neben Gegenständen von Knochen, Stein und Kupfer auch ein ganzes Skelett aufgedeckt worden. Diese Knochenfunde dürfen ganz besondern Werth und Interesse beanspruchen,

da solche im Ural bis in die neueste Zeit noch nicht gemacht worden waren. Der Schädel zeichnet sich durch starke Entwickelung der Augenbrauenbogen und des Hinterkopfes bei ganz niedrigem Stirnbein aus.

Der zweiten Periode der Metallzeit gehören alle Entdeckungen Malachow's in den Kreisen Tscherdynsk und Solikamsk an. In den dortigen Fundstätten, den sogenannten „Gorodischtschen", befanden sich außer Eisen- und Bronzesachen auch eine Masse Geräthe aus Knochen. An einigen Stellen sind diese Lager zerschlagener Knochen und Geräthschaften besonders reichhaltig und im Volke unter dem Namen „Kostischtschi" (wörtlich „die großen Knochen") bekannt. Die Denkmäler vom Ende dieser Epoche bilden das Bindeglied der vorhistorischen Zeit mit den Anfängen der historischen. Während des Vortrages war außer den Sammlungen des Herrn Malachow auch eine große Anzahl Photographien von Ansichten und Typen aus dem Uralgebiete ausgestellt.

Asien.

— In Band 40 S. 334 brachte der „Globus" eine Nachricht, wonach die russische Polarstation an der Lena-Mündung bereits im Sommer 1881 errichtet worden sei. Das beruhte auf Irrthum; denn die betreffenden Beobachter, Lieut. Jürgens, Eichner und Dr. Bunge, haben Petersburg erst am 28. December verlassen und hoffen frühestens am 1. August 1882 ihre Beobachtungen auf der Station beginnen zu können. Das Ministerium des Innern hat für diese Station und für eine Filiale auf den neusibirischen Inseln pro 1882 der Geographischen Gesellschaft 14 000 Rubel überwiesen. — Auf der nächsten Seite (335) derselben Nummer, Spalte 1, Zeile 10 von oben muß es statt „Kuldscha" richtig Kutscha heißen. Kutscha liegt im chinesischen Ost-Turkestan südlich vom Tiön-schan, und der Bai-schan, jener angebliche Vulkan, ist ein Theil des letztern zwischen 83° und 84° östl. L. von Greenwich, etwa 210 km von Kuldscha in südöstlicher Richtung entfernt.

— Ujfalvy ist von seiner vierten wissenschaftlichen Expedition, welche er im Auftrage der französischen Regierung nach Hochasien unternommen hatte, nach Europa zurückgekehrt. Er bringt große ethnographische und anthropologische Sammlungen (Schädel, Haarproben, Maße) mit heim.

— Am 8. Februar wollten A. R. Colquhoun, vom indischen Departement für öffentliche Arbeiten, und C. Wahab Kanton verlassen, um auf dem Si-kiang oder dem sogenannten Kantonflusse nach dem südlichen Jün-nan und von da durch die Schan-Staaten über Kiang-hung, Kiang-tung und Zimme (Schieng-mai) nach Rangun in Britisch Birma zu reisen. In China denken die Herren ihre Aufmerksamkeit besonders dem Volke der Miao-tse zuzuwenden, in Hinterindien den dortigen Handelsstraßen; ihre Reise wollen sie so einrichten, daß sie nicht dieselben Wege gehen, wie Mc Leod 1836 und die französische Mekhong-Expedition 1867 bis 1868, sondern bisher unbetretenes Gebiet durchziehen und dabei durch Routenaufnahmen und astronomische Bestimmungen für die kartographische Darstellung desselben sich bemühen. Dafür ist Mr. Colquhoun besonders geeignet, da er schon ein Jahrzehnt lang in verschiedenen Theilen von Britisch-Birma mit Ausnahmen beschäftigt war und 1879 die Mission der indischen Regierung nach Siam begleitete und dabei Zimme besuchte. Die Reisenden lassen sich von einem Dolmetscher, zehn Trägern und einem oder zwei Dienern begleiten und legen, um unnöthiges Aufsehen zu vermeiden, chinesische Tracht an.

Afrika.

— In Marokko wohnen nach dem „Boletino" der Lissaboner Geographischen Gesellschaft etwa anderthalb Tausend Europäer, wovon zwei Drittel in Tanger, der Rest in Tetuan, El-Araisch, Rbat, Casablanca, Mazagan, Safi und Mogador. In den letzten drei Häfen besteht die Majorität aus Engländern, welche in der Gesammtheit indessen erst die dritte Stelle einnehmen. Zuerst der Zahl nach kommen die Spanier, dann die Franzosen, Engländer und Portugiesen. Letztere sind etwa 150 Köpfe stark, davon 100 in Tanger.

— Die Handelsgeographische Gesellschaft in Mailand, welche bereits im Frühjahre 1881 durch Camperio und Haimann die Cyrenaika hat bereisen lassen und in Benghazi und Derna Stationen errichtet hat, beabsichtigt im laufenden Jahre, Agenten mit einer arabischen Karawane vom Mittelländischen Meere über Audschila, Kufra und Wanjanga nach Wadai zu senden, ein trefflicher, aber nicht ganz leicht durchzuführender Plan. Dieselbe Gesellschaft projektirt auch eine Ackerbaukolonie in der Cyrenaika und die Erforschung der Wege zwischen Abessinien und Assab, der italienischen Niederlassung am Rothen Meere.

— In Südafrika ist das Nationalitätsbewußtsein der Holländer erwacht, wie mehr und mehr Anzeichen beweisen. Nachdem im Parlamente der Kapkolonie das Holländische die Gleichberechtigung mit dem Englischen erlangt hat, haben die Boeren beschlossen, im Parlamente zu Pretoria nur das Holländische gelten zu lassen. Der „Cape Argus", welcher bisher nur in englischer Sprache erschien, hat sich dazu bequemt, einen holländisch geschriebenen Abschnitt zu bringen, und bereits fordern die Holländer die Wiederherstellung der alten Namen, z. B. Pampoen Kraal (für Durban) und Stinkfontein (für Carnavon).

— Der Bericht des Dr. V. S. Gouldsbury über seine Reise nach Timbo (s. „Globus" XL, S. 64) ist im August 1881 als englisches Parlamentspapier mit zwei werthvollen Karten veröffentlicht worden. Was denselben gegenüber manchen hochtrabenden französischen Berichten auszeichnet, ist die Nüchternheit, mit welcher er die wahre Lage der Dinge in Futa Dschalon schildert. Der Gambia ist oberhalb Barraconda (circa 13¾° westl. L. Gr.) nicht mehr schiffbar und jener Theil Afrikas wird niemals ein Markt für englische Manufakturwaaren werden. Das Land ist sehr schwach bevölkert, ja Gouldsbury glaubt, daß seine Bevölkerung abnimmt, wobei er dahingestellt sein läßt, ob der Grund davon die Vielweiberei, die häufigen Kriege oder, was am wahrscheinlichsten ist, die enorme Kindersterblichkeit ist. Wo aber wenig Menschen leben, kann der Handel auch durch Bau von Eisenbahnen und dergleichen nicht sonderlich belebt und vergrößert werden; Versuche in dieser Richtung will er nicht geradezu widerrathen, aber er warnt vor allzu sanguinischen Hoffnungen, als könnte sich der britische Fabrikant dort ein zweites Indien eröffnen. Die jetzt so oft genannte Hauptstadt Timbo, circa 2000 Fuß hoch und über der Quelle des Senegal gelegen, ist ein elendes Nest von noch nicht 2500 Einwohnern, welche während Gouldsbury's Besuch selbst nichts zu beißen und zu brechen hatten. Produkte des Landes sind Kautschuk, Wachs, Vieh, Häute und Erdnüsse; Gold und Elfenbein wird nur durch Tausch von außen her erworben. Der Ackerbau in Futa Dschalon steht auf einer sehr niedrigen Stufe, und die ganze Industrie beschränkt sich auf das Weben schmaler Baumwollstreifen und das Schmelzen und rohe Verarbeiten des massenhaft vorkommenden Eisenerzes. Wenig beständig sind auch die politischen Verhältnisse des in zehn Provinzen getheilten Reiches, an dessen Spitze zwei Almamis oder Könige stehen (vergl. oben S. 128), gleichwie über jede Provinz zwei Häuptlinge gesetzt sind und über jede Stadt zwei Bürgermeister. Wie es in England zwei Parteien giebt, deren eine stets auf den Abgang der andern wartet, so löst auch in Futa Dschalon der eine König mit seinen Häuptlingen und Bürgermeistern den andern ab und zwar dem Usus nach alle drei Jahre. Ist aber der gerade in der Gewalt befindliche König mächtig und beim Volke beliebt, so kann er sich wohl auch ein ganzes Jahrzehnt darin erhal-

ten, und umgekehrten Falles mag er auch schon in zwölf Monaten abwirthschaften. Wenn das Ende seiner Regierungsdauer herannaht, so fängt der König gewöhnlich mit einem Nachbarstamme Krieg an, um im glücklichen Falle noch Ruhm und Gold zu erwerben. Sehr streng ist das Strafrecht des mohammedanischen Landes. Auf Mord steht der Tod; der erste Diebstahl wird mit 100 Hieben, der zweite mit dem Verluste der linken Hand bestraft; dann verliert der Rückfällige nach einander die rechte Hand, den linken Fuß und den rechten Fuß. Stiehlt ein Mann hundert Kühe, so wird ihm ein Seil um den Hals geschlungen und daran von beiden Seiten gezogen, bis er stirbt. Bei Nothzucht wird der Schuldige mit einem großen Steine auf die Brust geschlagen, bis er stirbt; war sein Opfer keine Jungfrau mehr, so erhält er hundert Hiebe und wird geächtet. Bei Ehebruch werden beide Schuldige mit je 100 Hieben und Abrasiren des Kopfes bestraft. Auf Trunkenheit, allerdings ein fast unbekanntes Vergehen, steht der Tod.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der in Port Moresby im südöstlichen Neu-Guinea stationirte Missionär W. G. Lawes hat im vorigen Jahre verschiedene Bezirke am Hall-Sund besucht, darunter die Insel Maiva an der Westküste (südöstlich von Kap Possession). Dieselbe enthält, wie er an die Royal Geographical Society (s. deren Proceedings, March 1882, S. 160) schreibt, an der Küste 16 Dörfer dicht neben einander und ist von einem schattigen Walde außerordentlich reich tragender Kokospalmen bedeckt. Sobald Lawes' Boot das Ufer berührte, wurde es von etwa einem Hundert Eingeborener erfaßt und rasch außerhalb des Bereiches der Brandung geschleppt. Die Leute hatten noch nie eine weiße Frau, wie die ihren Gatten begleitende Mrs. Lawes, gesehen und folgten den Engländern in Scharen auf Schritt und Tritt, rechtfertigten aber das Vertrauen, mit welchem sich diese in ihre Gewalt begeben hatten, vollständig. Es ist eine schöne Race, von ziemlich heller Farbe, die Männer, welche jährlich zu Handelszwecken Port Moresby besuchen, wohlgewachsen und muskulös, die Frauen hübsch, aber durch Tatuirung entstellt. Sie wiesen ihren Besuchern das heilige Haus, ein 120 Fuß langes, 24 Fuß breites Gebäude, zum Obdach an. Vor dem Eingang hing ein graziöser Vorhang aus Blättern der Sagopalme; drinnen befanden sich eine Anzahl von Simsen oder Plateformen aus Mittelrippen der Sagopalmblätter und an einer Seite ein kleiner Verschlag zur Aufbewahrung von Zaubermitteln, von denen ein Theil vor der Ankunft der Weißen entfernt worden war. Die Pfosten waren meist geschnitzt; der eine am Eingange z. B. zeigte auf der einen Seite ein Krokodil, auf der andern eine menschliche Gestalt. Der „Dupu“, wie das heilige Haus genannt wird, erlebt Zeiten von mehr als gewöhnlicher Heiligkeit; alsdann wird es reich geschmückt, und weder Weib noch Kind darf es auch nur sehen. Eine Anzahl von Männern schlägt dann zwei Monate lang ihren Wohnsitz darin auf, und wer einmal seinen Fuß hineingesetzt hat, darf mit der Außenwelt nicht mehr verkehren. Für die Insassen kochen Weiber das Essen und schieben es durch eigens dafür bestimmte Löcher hinein; die Isolirung derselben ist so vollständig, daß, wenn einer von ihnen während der Zeit stirbt, die Leiche, ohne daß die anderen darum wissen, in dem Hause selbst beerdigt wird; und wenn umgekehrt ein Dorfbewohner stirbt, dies den Insassen des Dupu verheimlicht wird, so lange der „Tabu“ dauert. Am Ende der bestimmten Zeit wird ein großes Fest gefeiert und die lange Eingesperrten kommen reichgeschmückt wieder zum Vorschein. Das heilige Haus jeden Dorfes steht meist am Ende der einzigen Straße desselben; die anderen Häuser sind von ärmlicher Bauart, gewähren aber trotzdem wegen der schönen Croton und Dracaenen, welche sie umgeben und sorgfältig gepflegt werden, einen prächtigen Anblick. Unter den mancherlei Punkten, welche Rev. Lawes sonst noch besuchte, ist der Bezirk Naala (landeinwärts von Kap Suckling) zu nennen, weil dort — eine in Neu-Guinea bis jetzt einzig dastehende Thatsache — eine Königin über das Volk herrscht.

— Ist das Charakteristikum der Männer auf den Palau-Bilderschriften ein Phallus? In der überaus wohlwollenden Besprechung meiner „Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee“ von Seiten des Herrn Andree in dieser Zeitschrift Bd. 40, S. 375 heißt es von den auf den Palau-Bilderschriften dargestellten Männern, daß sie „durchweg durch einen Phallus charakterisirt sind, der, in etwas stylisirter Form, meist im Profil wiedergegeben ist. Daß es sich um einen solchen handelt, erkennt man aus den en-face-Darstellungen auf Tafel III, vierte Reihe von oben“.

Ich theile diese Ansicht meines gelehrten Freundes nicht, und glaube den Beweis beibringen zu können, daß das als Phallus angesprochene Charakteristikum vielmehr ein Beil, eine Streitaxt ist. Ich habe diese Frage in meiner Abhandlung nicht eingehender diskutirt, sagte jedoch ausdrücklich S. 5, erste Spalte oben: „Auf unseren Abbildungen sind meist Männer zu finden, kenntlich an Schwertern (aus Holz), Lanzen, Aexten“ (aus Stein und Muscheln). Ich sagte dieses, weil ich selbst eine Zeit lang geschwankt hatte bezüglich der Auffassung dieser Charaktere, und weil die meisten Beschauer der betreffenden Objekte im Dresdner Museum dieselbe Ansicht äußern wie Herr Andree. Unterstützt wird diese Auffassung noch durch eine Bemerkung des Herrn Semper (Arch. für Anthrop. IV, S. 145, 1870), welche ich ebenfalls l. c. S. 4, zweite Spalte unten, citirt habe, und welche folgendermaßen lautet: „Endlich erzählt er (Semper), anknüpfend an die Beschreibung der bildlichen Darstellungen (gemalten Basreliefs), welche an den für den Priesterkönig und die Versammlungen der Stammesfürsten bestimmten Wohnungen angebracht sind, drei mit historischen Erinnerungen durchflochtene Sagen dieses Volkes. Die erste von der Entstehung der sieben verschiedenen, auf diesen Inseln im Gebrauch stehenden Geldsorten, die zweite von einer abenteuerlichen Reise der vier Fürsten nach der Wohnung der Sonne, die dritte endlich die Werbung um eine Frau von der Sonrol-Insel. Von höchstem ethnologischen Interesse ist hierbei die Schilderung eines diese Hochzeit darstellenden phallischen Schnitzwerkes, das eine fast geniale Kraft obscöner Darstellung bezeugt.“

Diese Darstellung ist mir unbekannt; allein mustern wir die von mir auf Tafel 2 bis 5 gegebenen Bilder, um zu entscheiden, ob das spitze Instrument in der Gegend der Hüfte bei den dargestellten menschlichen Figuren ein Phallus sein kann oder nicht:

Auf Tafel 2, erste Reihe, zweite Reihe und vor Allem dritte Reihe fällt dieser „stylisirte Phallus“ besonders auf, und wenn nur die Figuren vorlägen, so wäre ich nicht im Stande der ausgesprochenen Ansicht entgegen zu treten. Ebenso finden wir auf Tafel 3, vierte Reihe die von Herrn Andree citirten en-face-Darstellungen und daneben solche im Profil (wie auch noch an manchen anderen Stellen der Tafeln 3, 4 und 5), welche durchaus Anlaß gäben zu der Deutung als Phallus.

Allein schon in der sechsten Reihe der Tafel 3 begegnen wir Männern (nicht Frauen, denn diese sind, wie ich S. 5, erste Spalte oben, meiner Schrift hervorhob, durch den den Palau-Insulanerinnen eigenthümlichen Schurz charakterisirt), welche das in Frage kommende Objekt als Waffe in der Hand schwingen, und bedeutsam erscheint der Umstand, daß gerade diese Figuren nicht mit der Streitaxt umgürtet sind (Tafel 5, Reihe 9 findet man allerdings Figuren mit dem Instrument in der Hand und zugleich mit solchem umgürtet, allein warum soll ein Krieger nicht mit zwei derartigen Waffen versehen sein?). Ueberhaupt kommen auch sonst Männer ohne „Phallus“ vor, z. B. Taf. 3, Reihe 5, 6 und 7; ich wenigstens finde nicht, daß irgend ein Anlaß vorläge diese Figuren

als Frauen zu deuten. Tafel 3, Reihe 9 finden wir kämpfende Männer, welche Lanzen werfen und mit der Axt umgürtet sind; Reihe 11 ebensolche ohne Axt. Auf Tafel 4, Reihe 4 stehen Männer ohne Umgürtung, ein jeder mit einem Stabe (Keule?, Axt?) in der rechten Hand, und Reihe 6 tanzende Männer ohne alle Embleme. Diese können meiner Ansicht nach nicht als Weiber gedeutet werden, denn diese letzteren sind z. B. Reihe 7 (zwei Individuen) durch ihre viereckigen Schurze auffallend. Reihe 10 rudern Männer umgürtet mit der Axt, welche eben als wichtigstes Werkzeug und Waffe auch beim Rudern nicht abgelegt wird. Auf Tafel 5, Reihe 8 sehen wir links elf Figuren, welche alle das linke Bein in der linken Hand haben, und zwischen den Beinen hängt bei jeder ein langes, mit 4 bis 5 Zacken versehenes Objekt, während rechts neun Figuren ihnen entgegengehen, deren jede wiederum das in Frage stehende Objekt umgegürtet trägt oder in der Hand hält. Ich glaube nicht, daß die Behauptung Beifall fände, es handle sich hier um verschieden stylisirte Phallusarten bei verschiedenen Parteien; ich bin jedoch auch nicht in der Lage die Instrumente (oder was es sei) der Figuren links mit Sicherheit deuten zu können.

Nach alle dem dürfte die Bemerkung gerechtfertigt erscheinen, daß die Männer auf diesen Palau-Bilderschriften nicht durch einen Phallus charakterisirt sind, eine Ansicht, welcher Herr Andree neuerdings selbst beizutreten geneigt war, nachdem ich das Vergnügen gehabt hatte, ihm die Originale meiner Abbildungen nochmals im Dresdner Museum demonstriren zu können. Dresden. A. B. Meyer.

— Um die Uebersiedelung von Bewohnern der Azoren nach Hawaii (s. „Globus" XL, S. 287) ins Werk zu setzen und mit der portugiesischen Regierung einen Auswanderungsvertrag abzuschließen, ist Mr. Carter als außerordentlicher hawaiischer Gesandter nach Lissabon geschickt worden. Im Laufe des Jahres 1881 sind nach der „A. Z." schon über 1800 Auswanderer von San Miguel, der Hauptinsel der Azoren, nach Hawaii übergesiedelt. Der Einwanderung von Chinesen, Ostindiern und Malaien ist die hawaiische Regierung entschieden abhold.

Vermischtes.

— Im „British Trade Journal" (Januarheft 1882) veröffentlicht Dr. James Geikie einen interessanten Artikel über „Golfstrom und Panama-Kanal", worin er nachweist, daß die Eröffnung des Kanals „eben so viel Einfluß auf den Golfstrom und das Klima Nord-Europas haben wird, als der Inhalt einer Theekanne voll kochenden Wassers, der in den Arktischen Ocean gegossen wird, auf die Erhöhung der Jahrestemperatur von Grönland". (Nature.)

— In Wien ist der „Mail" (10. Febr. 1882) zufolge kürzlich eine Bierbrau-Statistik aufgestellt worden, deren Resultate uns überraschen; denn danach steht an Zahl der Brauereien und Quantität des Produktes unter allen bierbrauenden Ländern England obenan; was die Größe der Bierbrauereien anlangt, Rußland, und an Größe der Bierproduktion auf den Kopf der Bevölkerung Belgien. Bleibt uns armen Deutschen kein Trost, als die Vortrefflichkeit des Stoffes, welche sich freilich nicht statistisch ausdrücken läßt! Die betreffenden Zahlen sind folgende: 1880 betrug die Zahl der Brauereien in Großbritannien 26114, in Deutschland 23940, in den Vereinigten Staaten 3293, in Frankreich 3100, in Belgien 2500, in Oesterreich-Ungarn 2297, in Holland 560, in Rußland 460, in Norwegen und der Schweiz je 400, in Dänemark und Schweden je 240. In Großbritannien wurden etwa 49 Millionen Hektoliter erzeugt, in Deutschland circa 37 M., in den Vereinigten Staaten 14, in Oesterreich-Ungarn 11, in Belgien 8, in Frankreich 7, in Rußland 3, in Holland 2 M. u. s. w. Rußland hat die größten Brauereien mit einer durchschnittlichen Produktion von 6950 Hektolitern, dann folgen Dänemark (6250 hl), Oesterreich-Ungarn (4770 hl), die Vereinigten Staaten (4182 hl), Frankreich (2355), Großbritannien (1900), Deutschland (1550), Norwegen hat die kleinsten (1300). Die Bierproduktion per Kopf der Bevölkerung beträgt in Belgien 151 Liter, Großbritannien 140, Deutschland 83, Dänemark 76, Holland 72, Schweiz 31, den Vereinigten Staaten 30, Oesterreich-Ungarn 29, Norwegen 28, Frankreich 20, Schweden 16, Rußland 4 und Italien 3. Leider wird hierbei unzweifelhaft vieles als „Bier" bezeichnet, was freilich so aussieht, nach deutschen Begriffen aber keins ist.

— Mit der 57. Lieferung ist das in gutem Sinne populäre Handbuch „Die Erde und ihr organisches Leben, von Dr. Klein und Dr. Thomé" (Stuttgart, W. Spemann) zum Abschlusse gekommen (vergl „Globus" XXXVII, S. 224). Der erste Band enthält die physische Geographie von Dr. Hermann J. Klein; er behandelt die Erde als Weltkörper; das Meer und seine Eigenschaften, Quellen, Flüsse, Seen; das Land (die verschiedenen Oberflächengestaltungen, Gletscher, Erdbeben, Vulkanismus) und die Lufthülle. Der zweite Band, welcher die Thier- und Pflanzengeographie begreift, hat den auf diesem Gebiete wohlbekannten Dr. Otto Wilhelm Thomé zum Verfasser. Das reich und vorzüglich illustrirte Werk eignet sich in gleicher Weise zum Nachschlagen wie zu fortlaufender Lektüre. Die in demselben Verlage erscheinende „Naturgeschichte des Menschen" von Friedrich von Hellwald (vergl. „Globus" Bd. XXXIX, S. 127) ist bis zur 12. Lieferung gediehen; die zehn ersten behandeln die Australier und Insulaner des Stillen Oceans, dann beginnt die Schilderung der Amerikaner. Die sämmtlich von F. Keller-Lenzinger gezeichneten Illustrationen sind von großer Feinheit und meist auch Treue und bieten theilweise neuen, interessanten Stoff. Nur hier und da will es uns scheinen, als überträfe die malerische Pracht der Leiber und des Pflanzenwuchses die Wirklichkeit.

— Zu Anfang Januar verließ der Dampfer „Protos" wieder Melbourne mit einer für London bestimmten Fleischladung in gefrorenem Zustande von 3500 Schafen und einer beträchtlichen Anzahl von Lämmern. Erstere wogen im Durchschnitt 75, letztere 46 Pfund. Auch hundert Tonnen Butter in gefrorenem Zustande befanden sich an Bord.

— A. Steinhauser's Tafeln zur mathematischen Geographie, welche in vorzüglich scharfem und elegantem Farbendrucke bei Artaria u. Co. in Wien erscheinen (s. Globus XXXIX, S. 288), sind neuerdings um zwei weitere Tafeln (Uebersicht der vorzüglichsten Projektionen und Erscheinungen im Sternenhimmel) vermehrt worden und bilden nun ein vortreffliches Hilfsmittel beim Studium der astronomischen und mathematischen Geographie.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Die physische Erziehung der Kinder im Gouvernement Tomsk. — Nekrologe. III. (Schluß.) — Die Rückreise der Besatzung des „Oscar Dickson" von der sibirischen Küste nach Stockholm. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 8. März 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

III.

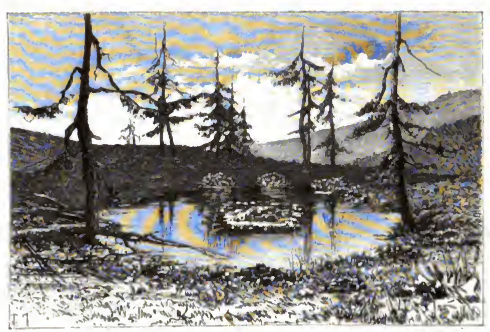
Nach Amecameca zurückgekehrt, unternahm Charnay am folgenden Tage eine Excursion nach der Barranca oder Schlucht von Mispayantla und ihren von den Indianern als reiche Fundstätten gerühmten Felsengrotten. Das malerische, von steilen Wänden eingefaßte, enge Thal, in dessen Grunde ein Fluß über Geröll und hinabgestürzte Baumstämme dahinströmt, zieht sich von der Mönchs-Spitze zum Amecathale hinunter. An seinem oberen, wildesten Theile befinden sich etwa 70 m über dem Boden in der hier fast 300 m hohen Felswand die Oeffnungen der Grotten, zu denen Charnay auf Stufen emporstieg, die er von den Indianern einhauen ließ. Oben angelangt, war der erste und, wie es sich bald zeigte, auch richtige Eindruck der der Enttäuschung. Der Boden der Grotten, die nicht sowohl eigentliche Vertiefungen, als vielmehr kleine, von breiten Felsvorsprüngen überdachte Plateaus sind, war in allen Richtungen durchwühlt und aufgegraben; augenscheinlich hatte man hier schon vielfache Schatzgrabungen angestellt. Charnay's Leute ließen sich trotzdem nicht abhalten, auch ihrerseits an verschiedenen Stellen Nachforschungen vorzunehmen: einige Knochenreste, eine Menge rother, mit schwarzen Streifen bemalter Thonscherben, Griffe und Henkel von Thongefäßen, eine zerbrochene kleine Figur des Gottes Tlaloc, endlich eine durchlöcherte kleine Thonröhre, der Ueberrest einer altindianischen Flöte, das war alles, was man fand. Nach einem im Volke verbreiteten Glauben sollen die Grotten von Mispayantla Räubern zum Aufenthalte gedient haben, die ihre Gefangenen und das geraubte Gut hier in Sicherheit gebracht hätten. Charnay geht aber wohl nicht fehl, wenn er annimmt, daß zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Spanier hier einer der vielen verborgenen Zufluchtsorte gewesen ist, in welche sich die Eingeborenen flüchteten, um den grausamen Verfolgungen und der gezwungenen Arbeit in den Bergwerken zu entgehen. Lange nach der Besitzergreifung Mexicos sollen noch derartige Verstecke existirt haben, in denen die Indianer das kümmerlichste Leben führten und in denen sie auch ihre Todten begruben.



Vasen aus dem Gräberfelde von Nahualac.
(Nach einer Photographie.)

Mehrere andere, von noch geringeren Erfolgen belohnte Expeditionen, die Charnay nach den Angaben seiner unzuverlässigen indianischen Begleiter unternahm, vermochten nicht, ihn von dem Gedanken abzubringen, daß auf der Höhe der Sierra, und zwar vorzugsweise in der Umgebung der Vulkane, noch mehr altindianische Gräberfelder wie das von Tenenepanco vorhanden sein müßten. Durch Zufall entdeckte er denn auch im Besitze eines Indianers aus der

Umgegend von Amecameca eine Anzahl wohlerhaltener Vasen und kleiner Steinfiguren, die mit den Funden aus jenen Gräbern die größte Aehnlichkeit hatten. Sie sollten, wie der Besitzer auf alle Fragen kurz erwiderte, auf dem Iztaccihuatl gefunden worden sein; erst nach langen Unterhandlungen und nachdem Charnay ihm eine für die dortigen Verhältnisse exorbitante Belohnung von 100 Frcs. zugesagt hatte, entschloß er sich, den Fundort genauer zu bezeichnen und den Reisenden selber an die Stelle zu führen. Es war eine ebenso beschwerliche wie gefahrvolle Wanderung, die man in der ersten Frühe des Morgens antrat. Auf theils ungebahnten, theils auch durch die Regengüsse der Jahreszeit grundlos gemachten Wegen erstieg man die dem Vulkan vorgelagerten Höhen. Nach sechsstündigem Marsche, während dessen das unaufhörliche Ausgleiten und Straucheln der Pferde die Reisenden unzählige Male in die Gefahr brachte, die steilen Abhänge hinabzustürzen, war endlich der Kamm erreicht. Das Barometer gab für die Stelle, an der man ihn überschritt, um in das kleine Felsenthal von Nahualac, das Ziel der Wanderung, hinabzusteigen, eine Höhe von 3850 m an; auf dem Boden des Thales befand man sich nur 90 m tiefer. Ringsum von hohen Bergen eingeschlossen, machte der kleine, etwa 1200 m lange und 500 bis 600 m breite Thalkessel auf Charnay den Eindruck einer so vollkommen weltabgeschiedenen Einöde, wie er sie bisher noch nirgend gefunden hatte. Wie eine mächtige ununterbrochene Mauer ragt die Felswand auf der Ostseite empor, jeden Zugang von Osten, d. h. von Mexico aus, unmöglich machend; so soll es denn auch außer dem einen Eingange auf der Westseite, der zwischen den Gipfeln des Iztaccihuatl mit ihren 200 m tief hinabreichenden Schneefeldern hindurchführt, keinen Weg in dieses unauffindbare Thal geben. Die in ihrem oberen Theil vollkommen schroffen und kahlen Wände dachen sich am Fuße sanft zur Thalsohle ab und zeigen hier auch einigen Baumwuchs, der freilich ausschließlich aus kränklichen, verkrüppelten Fichten besteht. Im Thale selber ist von Bäumen nichts zu sehen, doch ist der feuchte,



Der Weiher von Nahualac.

schwarze Boden mit dichtem Graswuchse bedeckt, der für das in den Bergen zerstreute Wild eine willkommene Weide darbietet. Auf den ersten Blick schon war es ersichtlich, daß der abgelegene Ort einst bewohnt gewesen sein mußte. An verschiedenen Stellen ragten behauene Steine aus dem hohen Grase empor, die in einer Weise zusammenstanden, als hätten sie zu Fundamenten von Gebäuden gedient. Ein kleiner Teich von etwa 60 m Durchmesser, der sich im nordwestlichen Theile des Thals, und zwar schon auf dem ansteigenden Grunde befindet, ist ebenfalls unverkennbar ein Werk von Menschenhand.

Kaum hatten Charnay's Leute die kleine Hütte aus Matten aufgeschlagen, die für die kalten Nächte leider nur einen sehr ungenügenden Schutz bilden konnte, so wurden auch schon die Nachgrabungen begonnen. Das Ergebniß derselben war ein überraschend reiches. Von eigentlichen, ganz erhaltenen Gräbern, wie auf Tenenepanco, fand sich hier freilich nichts vor, auch Knochenreste waren nicht vorhanden: ein Umstand, aus dem Charnay auf ein höheres Alter dieser Stätte schließt. Dafür förderten die vier Arbeiter im Laufe der ersten halben Stunde schon nicht weniger als vierzig verschiedene Thongefäße, Vasen, Schalen, Becher u. s. w., an das Tageslicht. In Bezug auf Form und Styl stimmten dieselben mit denen von Tenenepanco auf das Genaueste überein, doch bestanden sie aus einem gröbern Thon und waren auch weniger reich verziert als jene. Die meisten der dortigen Funde wiederholten sich auch hier; der kleine, vierrädrige Wagen mit dem Thierkopfe kam hier in vielen Exemplaren zum Vorschein, daneben eine Menge verschiedener Götzenbilder, sowie die erwähnten Gefäße der mannigfaltigsten Formen. Fast zahllos aber waren in Nahualac die kleinen, in Stein geschnittenen Bilder des Gottes Tlaloc vertreten; darunter viele, die, vollständig unversehrt, in der weit ausgestreckten rechten Hand eine Schlange hielten, das Symbol des Blitzes und des segenbringenden Gewitterregens. Alles in allem betrugen die während der zweitägigen Ausgrabungen in dem Thale von Nahualac gemachten Funde 800 Stück verschiedenartiger und zum Theil vollständig erhaltener Gegenstände. Mit dieser reichen Ausbeute wohl zufrieden, trat Charnay den Rückweg nach Amecameca an.

Aus welcher Zeit stammten die beiden aufgedeckten

Gräberfelder? Eine Antwort auf diese Frage, die den Reisenden unablässig beschäftigte, konnte, wenn sie eben überhaupt zu finden war, erst das Resultat späterer Untersuchungen und eingehender vergleichender Studien sein; soviel aber war Charnay schon jetzt an Ort und Stelle klar geworden, daß diese sämmtlichen Fundstücke aus einer ältern, als der aztekischen Periode des Landes, und zwar wahrscheinlich von den Tolteken herrühren mußten. Dieses letztere, zum Nahuastamme gehörende Volk hatte im siebenten Jahrhundert, von Norden kommend, das Hochland von Mexico und einen Theil Central-Amerikas eingenommen und sich daselbst bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts als herrschendes Volk behauptet. Neben der Verehrung der Sonne und des Mondes blühte bei den Tolteken besonders der Kultus des Regengottes Tlaloc, dessen Segnungen auf dem dürren Hochlande von größter Bedeutung sein mußten. So ging denn auch der Kultus des Tlaloc auf alle nach ihnen in Mexico herrschenden Stämme über, freilich nicht in unveränderter Gestalt. Der toltekische Gott, der auf dem Gipfel der regenerzeugenden Berge, vornämlich der Vulkane, in einem feuchten, warmen, ewiggrünen Paradiese wohnte und Opfer von den Früchten der Erde verlangte, verwandelte sich in dem blutigen Götzendienste der Azteken zu einem grimmigen Gott, dem, wie Pater Duran berichtet, alljährlich auf einem bestimmten Berge Hunderte von Menschen geschlachtet wurden. Dem entsprechend änderte sich auch das Bild des toltekischen Gottes in eines jener für die aztekischen Hauptgottheiten charakteristischen, widerlichen Zerrbilder um, das von den kleinen Tlalocgestalten der Charnay'schen Funde durchaus verschieden ist. Auf eine ältere und vielleicht höhere Kultur als die aztekische schließt aber Charnay, wie oben erwähnt, vornämlich aus dem Vorkommen der kleinen Wagen, die den Azteken unbekannt waren; doch giebt er zu, daß es zum mindesten räthselhaft ist, wie eine so wichtige und nützliche Erfindung ganz verloren gegangen und in Vergessenheit gerathen sein sollte.



Aus Perlmutter geschnitzte Kriegergestalt, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)



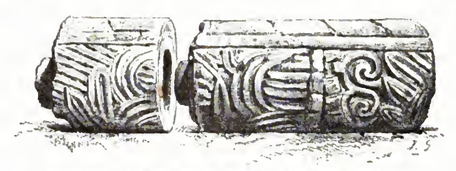
Tlachtli-Ring, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

Etwa 60 km nördlich von Mexico, an der Stelle des heutigen Dorfes Tula, soll den alten Ueberlieferungen zufolge die Hauptstadt des toltekischen Reiches gelegen haben. Dorthin begab sich jetzt Charnay, um weiteren Spuren jener alten Civilisation nachzuforschen, die während der vier Jahrhunderte ihres Bestehens das Land mit blühenden Städten und großartigen Denkmälern bedeckt haben soll, um dann wie mit einem Schlage plötzlich zu verschwinden. Als erste Ursachen des Verfalles des Toltekenreiches werden Heimsuchungen des Landes durch große Ueberschwemmungen und darauffolgende Jahre der Dürre angegeben, die ihrerseits wieder Hungersnoth und verheerende Krankheiten im Gefolge hatten. Aeußere Feinde sowie mächtige Vasallen benutzten diese Zeit der Noth zu einem Angriffe auf das Reich, und in einem dreijährigen Vernichtungskriege wurde das unglückliche Volk decimirt.

Von Mexico bis nach Huehuetoca benutzten Charnay und seine Begleiter die Eisenbahn, die sie durch das im Schmucke der grünen Maisfelder prangende Thal führte. Das letzte Ende des Weges wurde in der vollbepackten Postkutsche und zwar auf einer „Straße" zurückgelegt, auf der die Räder bis an die Axen in den tiefen Geleisen versanken. Nur im Schritt fahrend, hatten die Reisenden unerwünschte Muße, die gänzlich veränderte Landschaft mit den kaktusbewachsenen, staubigen Hügeln und den dazwischen liegenden unabsehbaren grauen Agavepflanzungen stundenlang zu betrachten. Endlich kam man wieder auf festen, felsigen Boden, bald darauf zeigten sich von Neuem grüne Felder; das schwerfällige Gefährt passirte einen schlammigen, der Brücke ermangelnden Fluß, um dann in rasselndem Galopp in ein großes, von schönen

Eschen beschattetes Dorf einzufahren, dessen anmuthige Lage am Eingange eines fruchtbaren, reichbewässerten Thales die Wahl dieser Stelle für die Hauptstadt des alten Reiches wohl begreifen ließ.

Gleich am ersten Tage seines Aufenthaltes in Tula gelang es Charnay, mehrere interessante kleine toltekische Alterthümer zu erwerben. Das werthvollste Stück derselben war ein in Perlmutter geschnitztes Bild eines toltekischen Kriegers im Häuptlingsschmucke; eine ebenso kunstvolle wie zierliche Arbeit, die durch ihre genaue Uebereinstimmung mit gewissen, ebenfalls toltekischen Basreliefs in der Provinz Chiapas besonders wichtig ist. Ein Gang durch die Straßen der Stadt zeigte dem aufmerksamen Beobachter eine Menge von achtlos zu Tage geförderten Zeugen der alten toltekischen Kunst: schön skulptirte Säulenschäfte aus Basalt mit eigenartigen Ornamenten, einige mit reichen Kapitälen versehen, alle aus mehreren Theilen zusammengesetzt, die durch Zapfen aneinander gefügt waren; ein großer Steinring mit roheren Ornamenten bedeckt fand sich ebenfalls auf der Straße, an eine Mauer gelehnt, vor. Sein Durchmesser betrug 1 m 95 cm; der Durchmesser des Loches in der Mitte 37 cm. Augenscheinlich hatte man hier einen Ring von dem **tlachtli** vor sich, dem alten nationalen Ballspiele der Tolteken, das sich von ihnen auf die Chichemeken und Azteken vererbte und sich auch unter den benachbarten Völkern verbreitete. Die spanischen Geschichtsschreiber geben uns eingehende Schilderungen dieses Spieles, bei dem es darauf ankam, die Bälle durch mehrere in Mauern eingelassene Ringe zu werfen, und das jedesmal zum allgemeinen Jubel der Zuschauer in einer wilden Flucht und Verfolgung der Theilnehmer endete, da der Sieger das Recht hatte, die Kleider und den Schmuck der besiegten Mitspieler für sich zu nehmen.



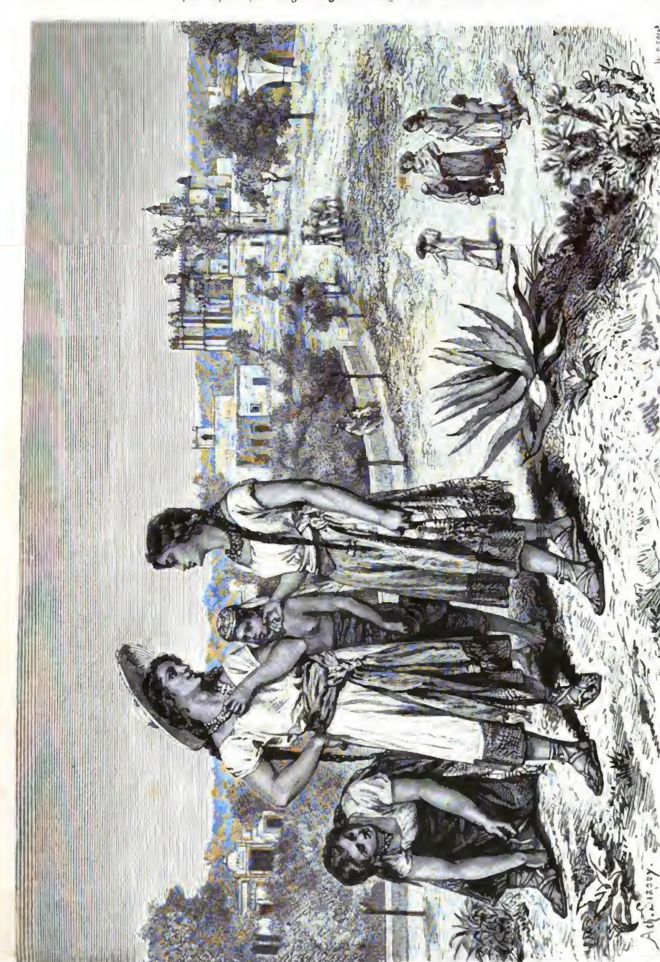
Säulenschaft aus Basalt, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)



Fußstück einer toltekischen Karyatide, in Tula gefunden. (Nach einer Photographie.)

Einen Begriff von der Großartigkeit toltekischer Tempelbauten — denn die hier aufgefundenen Säulen- und größeren Skulpturenreste sollen sämmtlich von dem Wunder der toltekischen Hauptstadt, dem herrlichen Tempel der Froschgöttin, stammen — geben uns mehrere ungeheure, leider nicht zusammenpassende Bruchstücke von Karyatiden, die auf dem Marktplatze von Tula liegen.

Die saubere Ausführung der Details ist trotz der kolossalen Verhältnisse an ihnen nicht geringer, als an den Ornamenten der Säulenschäfte und Kapitäle; namentlich sind die einzelnen Theile der Kleidung, das Riemenwerk der Sandalen mit seinen Rosetten und Zierrathen, das gestickte maxtli oder der indianische Schurz u. s. w. sorgfältig ausgearbeitet, in



Indianermädchen aus Tula. (Nach einer Photographie.)

allen Formen des menschlichen Körpers herrscht dagegen noch die steife Gebundenheit der Kunstanfänge.

Das heutige Tula ist trotz seiner 1500 Einwohner ein ungemein stiller, schläfriger Ort. Der Marktplatz, an dem sich die einer Festung ähnliche Kirche, die Büreaus der Präfektur und des Distriktsrichters, sowie das Postgebäude befinden, ist während der Wochentage vollkommen öde. Nur an den Sonntagen, wo die Indianer der Umgegend mit Gartenfrüchten, kleinen Backwaaren, Thongeräthen u. s. w. zu Markte kommen, herrscht ein buntes Leben hier. Feierlichen Schrittes ziehen die Matronen des Dorfes, von ihren Töchtern gefolgt, durch die Reihen der am Boden lagernden Verkäuferinnen, die, meist von einer Schaar nackter brauner Kinder umgeben und eines derselben an der Brust haltend, mit unerschütterlicher Ruhe zugleich ihren mütterlichen wie gewerblichen Pflichten genügen. Die Indianertypen, die man hier antrifft, zeigen auffallende Verschiedenheiten und Abweichungen von einander. Alle Abstufungen von den scharfgeschnittenen Gesichtszügen des ägyptischen Typus bis zu den weichen verschwommenen Linien des breiten Kalmückengesichtes sind hier unter dem braunen Volke vertreten. Als von besonders reinem Typus fielen Charnay nur einige Indianermädchen aus Tula selber auf, deren hervorragende Schönheit an das Bild erinnerte, welches der Spanier Beytia von den Tolteken entwirft. Groß, schlank, mit feurigen Augen, kühn geschwungenen Brauen und Adlernase, mit auffallend heller Haut und reichem Haarwuchse, konnten sie in ihrer bunten, malerischen Tracht gar wohl für Ueberreste des alten, durch seine Schönheit ausgezeichneten Herrschervolkes gelten.

Wanderungen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida.

Von **Charles M. Doughty.**

I.

Im Verfolge dieser von der Geographie Nordwest- und Central-Arabiens handelnden Artikel habe ich jetzt von dem Wüstengebiete zwischen Khaibar und Hâil zu sprechen. Und dies Gebiet ist ein unermeßliches Labyrinth von Bergen, das in Abgeschiedenheit von der Welt daliegt; die Lage derselben habe ich, so gut es ohne Instrumente anging, versucht festzustellen und etwas Ordnung hineinzubringen. Dort ist diese Aufgabe indessen doppelt schwierig, denn von den Gefahren abgesehen, welche solche Reisen für Gesundheit und Leben mit sich bringen, hat man mit dem stets grausamen und oft gesetzlosen Fanatismus der wenigen armseligen Bewohner zu schaffen; da ich ferner als erster, der öffentlich nicht nur als Christ, sondern auch als Europäer bekannt war, Arabien betrat und, was Empfehlungen an hervorragende Personen anlangte, deren keine von Damascus mitbrachte, so reiste ich unter allen nur erdenklichen Entmuthigungen (wenn ich an Europa denke) und Nachtheilen. Jetzt aber, da ich alle Gunst verschmäht und die Probe bestanden habe, habe ich auch jene Namen, welche früher am meisten verabscheut wurden, überall eingebürgert und habe sie, wo ich in Arabien mich auch aufgehalten habe, achtungswerth gemacht. Arabien ist das ödeste und uninteressanteste Land, das ein Reisender auf der Erde sehen kann; in anderer Hinsicht aber ist es auch wieder das interessanteste Land in der Welt, wenigstens in unserer Welt, da es das Feld des Semitismus ist; und weil wir hier den größten Theil der Fundamente für unsere semitischen Studien legen müssen, erlangen alle, auch die geringfügigsten Verhältnisse dieses elenden Landes für uns ein ganz besonderes Interesse; es hat hier schon etwas zu bedeuten, selbst nur von Namen zu reden, die früher noch nicht bekannt waren. Mit einem Worte — es ist eine Art zu reisen in Arabien, welche in jedem andern Lande nicht von gleichem Nutzen wäre.

Abgesehen davon, daß europäische Autoren, welche die Araber und ihr Heimathland stets in einem phantastischen Lichte erblicken möchten, das Bild Arabiens falsch dargestellt haben, kann man sagen, daß die in solch ernster und öder Natur aufgewachsenen Araber durchweg weniger Orientalisches an sich haben, als wir selbst. Die wenigen Europäer, welche eine Zeit lang die in geordneten Zuständen sich befindenden Grenzländer Syrien, Mesopotamien und Aegypten bewohnen, leihen gewöhnlich den eitlen Berichten der Araber ein gläubiges Ohr, und letztere sind erstlich unwissend oder besten Falls ungebildet, und haben zweitens keinen Grund, Fremden die Wahrheit über ihr Land mitzutheilen. Aus diesen Ursachen hat man bis heutigen Tages so wenig genaue Kenntniß von Arabien, und deswegen hat auch die europäische Wissenschaft von demselben noch keinen Besitz ergriffen.

* * *

Das von Medjin Sâlih nach Teimâ hin aufsteigende öde mir wohlbekannte Sandsteinhochland ist das Wandergebiet (dira) der Fedschir- oder Fukara-Nomaden. In den weichen Felsen dieser Gegend, namentlich in der Nähe von Tränkplätzen fand ich viele rohe, kurze himjaritische Inschriften. Ihr Hauptwasserplatz ist el-'Erndda, in dessen Nähe sie nach Nomadensitte in den Sommermonaten Standlager errichten. Inmitten ihrer dira erhebt sich als mächtige Landmarke der Dschebel Scherra'an; nördlich oberhalb Teimâ liegt ein zweiter großer Tränkplatz der Scherrarat-Nomaden, Ubbeit (Ubbêt). Die Berge Muntar Beni 'Atieh und Towil Sâ'ida dienen nach jener Seite hin als Landmarken. Zu Errbah nahe östlich von Teimâ liegen Ruinen eines alten Dorfes. Reist man von dort ostwärts nach Dschebel Schammar, so erblickt man nach wenigen Stunden den weißen Rand des Nefûd, welcher dann nach Norden umbiegt, so daß zwischen Teimâ und Dschauf sich Nefûd-Sand nur in der Breite einer Tagereise findet.

Hinter Dschebel Helwan liegen östlich in der Nefûd von Wasserplätzen der Nomaden el-Haiza (in dessen Nähe mehrere tönende Sandberge liegen, d. h. wo der vom Winde bewegte und herabrollende Sand einen Ton erzeugt, wie das verhallende Zittern einer großen Glocke nach dem Anschlagen) und Koâtscheba — in der arabischen Topographie halte ich es nämlich für eine Hauptsache, die größeren Gewässer anzugeben. Denn wer kann sagen, ob solche auf Karten angegeben zu finden, nicht einmal Menschenleben zu retten vermöchte? Doch kann ich soviel sagen —

und ich bin mit den Nomaden nahezu jahrelang in den Wüsten Arabiens herumgezogen —, daß Wasser, der in Europa gehegten Ansicht stracks entgegen, nie weit ab ist. Wo freilich das Wasser tief unter der Erdoberfläche ist, giebt es weniger Quellen; wo es aber näher ist, giebt es sehr viele kleinere Quellen und Wasserplätze. Wie sollten auch sonst die Araber Schafe und Ziegen halten, welche nicht weit wandern können und alle zwei Tage getränkt werden müssen. Mit einem Worte, die Wüste wird überall von Quellen und Brunnen durchbrochen und, wo das nicht der Fall ist, weil das Wasser in der Tiefe sich befindet, wie in dem Nefûd und theilweise im 'Ateiba-Lande, so sind das vielmehr Durchzugsländer oder sind von Stämmen bewohnt, welche kaum etwas anderes als Großvieh haben, oder es sind Frühlingsbezirke, wie der Nefûd, wo in guten Jahren die Herden wochenlang, ohne getränkt zu werden, weiden können, da viel kleines saftreiches Kraut aufsprießt. Und wer machte diese Brunnen? Diese Araber? Nein! Es waren, wie sie selbst sagen, die Beni Hellal (Hilâl) oder alten Araber, welche sie bohrten und mit einem steinernen Bau ohne Mörtel ausmauerten. Die jetzigen Nomaden haben keine Werkzeuge in ihren Lagern; mit ihren Händen und einem Stecken werfen sie ihre Gräber aus und mit ihren Händen und einem Stecken können sie auch Wasserlöcher von zwei bis drei Faden Tiefe, aber nicht mehr, graben und vermögen sie nicht mit einem runden Mauerwerke, Stein über Stein, auszufüttern.

Arabien hat sehr das Aussehen eines herabgekommenen Landes, wo menschliche Künste und Bestrebungen jetzt auf einer niedrigern Stufe stehen, als früher, und die Bevölkerung gleichfalls.

Für das östlich bis Dschebel Schammar angrenzende Sandsteingebiet, in welchem ich gleichfalls mit den Nomaden hin- und hergezogen bin, habe ich in der Karte die Namen, Größen und Positionen der hauptsächlichsten Berge, die theilweise schon früher bekannt waren, nach Augenmaß und Erkundigungen eingetragen. Jenseit el-Misma sind der Boden und die Berge plutonisch. Es ist bräunlichgrauer Granit und eine Art plutonischen Basalts, von welchem oft Hügel und selbst ganze Berge vorkommen. An anderen Stellen liegt derselbe so da, wie er über die Granitberge sich ergossen hat, und nicht selten auch findet sich eine Kuppe von Basalt auf einem Hügel von Granit. Auf der Grenze des Sandsteines und der plutonischen Felsen liegt Baitha Nethil, ein großer Tränkplatz der Bisschr, sowie auch der Schammar-Nomaden.

Wenig jenseits der kleinen, von Dschebel Schammar weit nach Westen vorgeschobenen Oase Mögug liegt der Eingang zum Passe Ri'a es-Self, welcher sich in einer Länge von etwa 8 engl. Meilen durch das lang von Norden nach Süden gestreckte Granitgebirge 'Adschâ hinzieht (solch ein Défilé wird in Nedschd mit dem Worte ri'a bezeichnet). Jenseits steigt der Reisende in die Oase Kafar (vulg. Gôfar, beduinisch Dschiffâr), die so groß ist wie Hâil, und zu der Ebene vor Hâil hinab, dessen 12 engl. Meilen entfernte Lage an der Landmarke der hinter dem Orte sich erhebenden Basaltberge Sámra Hâil kenntlich ist.

Nach Hâil kam ich zuerst etwa am 21. Oktober 1877. Es ist, wie bekannt, die dorfartige Hauptstadt der Herrschaft des Ibn Raschîd, der jetzt den größten Namen in dem öden und so schwach bevölkerten Hochlande Arabiens, d. h. von Nedschd, trägt. Seine Palmendörfer, deren Zahl angeblich sich auf 60 beläuft, sind in Wahrheit nur halb so zahlreich, und meist sind dieselben sehr klein, wie Weiler. Von den meisten Nomadenstämmen zwischen Dschauf und el Medina erhebt er einen kleinen Tribut (Zika) im Betrage von fünf Mark für je fünf Kameele oder 30 Stück Kleinvieh. Es sind die Scherarát und die Beni Wáhab (Fukara und südliche Weilad 'Ali), welche sich oft empören; die Bisschr im Süden, ein Theil der Harb, die Schammar im Süden und die binnenländischen Heteim. Von den übrigen weiter ab gelegenen sind einige seine „Freunde" und zahlen keinen Tribut, wie die Runalla, oder sind weder Freund noch Feind, sondern gelten als seinem Einflusse entrückt, wie die Howeitat, Beni 'Atieh, die meisten Billi und Dscheheina, oder sind seine beständigen Feinde, wie der große mächtige Stamm der 'Ateiba, die sich Verbündete des Scherif von Mekka zu sein rühmen. Und stets sind sie in allen Wechselfällen treue Freunde Abdullah's, des Wahabbi, gewesen, obwohl sie jetzt keine Zika nach er-Riad (er-Riath) zahlen. Ich fand einen Theil ihrer unermeßlichen und fruchtbaren Wüste zwischen el-Kasim und dem Gebiete von Mekka unbewohnt aus Furcht vor Ibn Raschîd; denn fast alljährlich bricht er plötzlich mit seinen schrecklichen schnellen Kriegsexpeditionen über sie herein, wobei er, wie ich erfahren habe, aus einer Entfernung von nicht weniger als 400 englischen Meilen herbeigekommen ist.

Und nun will ich kurz von der Topographie von Hâil sprechen, wo ich damals theils wegen Krankheit, theils wegen des boshaften Fanatismus der Bevölkerung — und der ist bei den Semiten die einzige Form von nationalem Patriotismus —, welche ihrer Ansicht nach zum ersten Male einen Europäer und Verächter des wahren Glaubens erblickten, nicht viel herumgekommen bin; doch stelle ich sie so dar, wie sie mir vom Gipfel der Samra Hâil und beim Herumwandern in der Stadt und nach Alt-Hâil oder Sweifli erschienen ist.

Hâil liegt über gewissen Adern von Grundwasser, welches sich 15 Faden tief in dem höchst öden Boden von Granitgrus, der von dem nahen Gebirgsrande 'Adschâ herstammt, findet. Hâil ist mehr Stadt als Oase, besitzt wenig Palmen und mag nahe an 3 (engl.) Meilen im Umfange haben. Gegen Nord-Ost wird es von dem Gürtel der Basaltberge Samra Hâil umschlossen, welche die kühlen Winde abhalten, so daß die Stadt in den Sommermonaten sehr heiß ist. Diese Basalte ergossen sich über Granit, dessen verbrannte Ränder man westlich vor der Stadt unter der Samra liegen sehen kann. Samra bedeutet in der Sprache der Nomaden von Nedschd, welche Landmarken in der unermeßlichen Wüste viel Bedeutung beilegen, einen verwitterten schwarzen Berg harten Gesteins; und das ist Basalt. Samra Hâil besteht aus zwei Theilen, zwischen denen das weite Bett eines Gießbaches sich hindurchzieht, das unweit Gôfar seinen Anfang nimmt und jenseit Sweifli sich in der Wüste verliert. Die westliche Hälfte ist eine niedrige Basaltbank, während die östliche sich zu einer Höhe von vielleicht 500 bis 600 Fuß aufthürmt und Umm Arkab heißt. Auf ihrem Gipfel erheben sich Steinhaufen, denn dort oben war, so lange die Stadt noch schwächer war und etwas zu fürchten hatte, ihr Luginsland. Den tönenden Basaltstein nennt man in Hâil Hurri. Bei jenen Steinhaufen stand ich mit einem jungen Gelehrten aus der Stadt, welcher mir alles Wissenswerthe innerhalb unseres Gesichtskreises aufzählte. Wir befanden uns hier zwischen dem Rande des Dschebel 'Adschâ, el-M'nîf, und einem unbedeutenden Gebirgszuge im Osten, Dschebel Fittidsch.

Die Ebene im Norden heißt Gifân M'dschólli und diejenige, in welcher Hâil liegt, Sahilat el-Khammaschieh. Weit im Norden zeigt sich am Rande des Nefûd-Sandes der Berg et-Tuâl 'Ali und der hohe Basaltgipfel Dschildieh; unter uns zur Rechten el-Khreimi, eine große Pflanzung junger Palmen, wie man sagt, von Quellen bewässert, das Besitzthum des Emir. Weiterhin liegen Kâsr Arabaiieh und Sweifli. Dieses waren nach einander die Lagen von Alt-Hâil, welches auf besserm Lehmboden nördlich der Samra erbaut war; später jedoch versiegte, wie man erzählt, das Grundwasser und die Brunnen zum Bewässern trockneten aus, worauf dort, wo die Stadt gegenwärtig liegt, neue Brunnen gegraben, Palmenpflanzungen angelegt und schließlich der Ort selbst erbaut wurde.

Sweifli ist jetzt ein Weiler, von wo die besten Datteln kommen; ich fand ihn fast in Trümmern und ausgestorben, wie gleicherweise die Vorstadt von Hâil, die Vorstadt und das nördliche Viertel von Gôfar und ganz Mógug. Die Veranlassung dazu war die Cholera und ein darauf folgendes bösartiges Fieber, welches einige Jahre zuvor, als Bunder Fürst war, von heimkehrenden Pilgern aus Mekka eingeschleppt wurde. Die wenigen Leute von Sweifli, welche am Leben geblieben waren, fand ich so schwach, daß sie, wie man dort zu sagen pflegte, kaum ihren Mantel auf den Schultern tragen konnten.

Ich habe noch von einem andern ri'a in dem M'nif 'Adschâ zu sprechen, welcher Hâil gegenüber liegt, dem Ri'a 'Akda. Derselbe ist nicht allein von Natur bemerkenswerth, sondern auch, weil die Leute von Hâil ihm große politische Wichtigkeit zuschreiben. Der schmale und schwierig zu passirende Ri'a endet in eine tiefe Bucht und Ebene, die sich mitten im Gebirge befindet und nicht klein ist, so daß die Leute dort oft sagen, dieselbe könne aufnehmen „er-roba ed-dinia" — „den vierten Theil der Welt", d. h. ihrer spärlichen Nedschdbevölkerung. Da die Fürsten von Dschebel Schammar verschiedentlich sich vor Expeditionen, welche die Dowla (türkische Regierung) senden könnte, fürchteten, faßte der kriegerische 'Abeid Ibn Raschid den Plan, diesen Paß zu versperren und zu befestigen und pflanzte dort eine seiner alten Kanonen auf, damit, falls einmal irgend eine, im offenen Felde unwiderstehliche Truppenmacht gegen Hâil heranrücken sollte, sich die Bevölkerung der Stadt mit all ihrem Besitzthume in diesen Zufluchtsplatz zurückziehen könnte.

Hâil hat, wie Manche glauben, im Alterthume Hajer geheißen, wegen der Fülle von Grundwasser, zwei identische Namen, da r und l durchaus gleichwerthige Buchstaben sind, aber in dem alten Gedichte Antar's steht Hâil, wie jetzt geschrieben wird. Die Einwohner von Hâil sind Schammar, ein alter Stamm, welcher zum größten Theil nomadisch und nur theilweise seßhaft ist; aber in ihrem Tribus findet sich mehr als eine Abstammung, während die meisten arabischen Stämme immer nur von einem Patriarchen abzustammen behaupten. Die fürstliche Familie der Ibn Raschid ist von altem Blute Kahtan's, indem sie Dschaafar von der Abtheilung (Fendi) 'Abda sind, welche jetzt unter die Schammar gerechnet werden, aber ursprünglich die Unterabtheilung 'Abida der Kahtan bildeten. Die Fendis von Schammar sind, so weit ich sie in Erfahrung brachte, Sindschara, Tumân, Eslam, Deghreirat, Geithe, Amûd, Faddâghra, Thâbit, Afarit (gleichsam böse Geister), ez-Zumeil, Hammazân, Seieh, Chorrossi, Zôba und Schammar-tôga (in Irak).

Ich verließ Hâil wieder etwa am 20. November und reiste südwärts in der Hoffnung Khaibar zu erreichen. Die Reise mußte besten Falles sehr schwierig sein; denn abgesehen davon, daß der Emir mir nicht sonderlich wohl wollte, da er meine innere Abneigung gegen ihn, den Mörder seiner Verwandten, ganz gut wahrgenommen hatte und mich in schlechter Gesellschaft fortsandte, so waren Khaibar und Hâil Gegner und im Kriege mit einander, denn Khaibar's Palmenthäler, das Erbe der 'Aneisi-Nomaden und früher zum Staate der Ibn Raschid gehörig, war von der Regierung von el-Medina besetzt worden.

Meine Gefährten waren drei Männer vom Stamme der Heteim, welche drei Tagereisen weit von Süden aus der Wüste nach Hâil und Gôfar zu Markte gekommen waren. Mit Sonnenuntergang verließen wir die Stadt und legten uns diese Nacht in der Wüste vor Gôfar zum Schlafen. Von da aufbrechend passirten wir am folgenden Tage Nachmittags in $4^1/_2$ Stunden Entfernung unter den Mauern und Palmen von Kafr [1]), welches dicht am Fuße der Adschâ-Berge liegt, und machten nicht weit dahinter in der Wüste zum Schlafen Halt. Mit Tagesanbruch luden wir auf und machten uns auf den Weg. Die Wüste vor uns steigt beständig an; überall lockten und flogen Felsenrebhühner auf, und die Granitwüste war mit duftenden Wermuthpflanzen, wie die ähnliche Landschaft des Sinai, bedeckt. Hier, sechs Stunden von Gôfar, erscheint das 'Adschâ-Gebirge neben uns niedrig und unterbrochen. Während dasselbe, da wir in der Richtung West zu Süd reisten, zu unserer Rechten sich weit von uns zu entfernen schien, waren wir bald von kleineren Granitbergen, Namens el-Mukhtillif, umgeben. Etwa 40 Miles von Gôfar passirten wir den letzten vorgeschobenen Weiler mit Palmen, Biddia, welcher, mit drei Brunnen und von vier Familien aus Mógug bewohnt, in der offenen Wüste und, nachdem der Dschebel 'Adschâ bereits im Westen geendet hat, zwischen unbedeutenden Bergketten liegt: Dschebel Hatthir, Dschebel Smâkh und 'Mtâlia gerade vor uns. Solcher elenden Weiler giebt es viele, deren wenige Bewohner ohne Furcht vor äußeren Feinden unter dem Schutze der nahen und so gefürchteten Regierung Ibn Raschîd's dahinleben. Wir reisten bis zum Anbruch der Nacht, in der Hoffnung, einige Schammar-Zelte vor uns zu finden, wo wir übernachten und die Gastfreundschaft der Wüste antreffen könnten; aber nachdem wir eine Zeit lang in der Dunkelheit vorwärts gegangen waren und immer noch keine Lagerfeuer erspähen konnten, machten meine Gefährten Halt, luden ab und wir legten uns nieder zum Schlafen. Die Nacht war zu dieser Jahreszeit in der hochgelegenen offenen Wüste kalt; das Aneroid fand ich eben so hoch stehend, wie in Hâil.

Von hier aufbrechend, als es hell war, trafen wir früh am Morgen mit Schammar-Beduinen zusammen, welche mit ihren Herden wanderten. Die Schammar haben in der Wüste einen bösen Ruf als gewaltthätig: die ersten dieser wilden Hirten, welche an uns vorbeiritten, hoben ihre Speere auf, schmähten mich, den Kâfir, und fragten meine Begleiter um die Erlaubniß, mich zu tödten. Diese aber antworteten, sie hätten vom Emir den Befehl mich zu begleiten, und seien demselben mit ihren Hälsen verantwortlich. Ein wenig später ritten wir bei den ersten Zelten der Schammar vorbei; einige Männer rannten heraus und drohten mich von meinem Kameele herabzureißen und mir meine

[1]) Sein voller Name ist Kafr el-Ascheruât, worin Kafr (Gebäude), hier, wie so oft in Nedschd, in seiner alten Bedeutung von Stadtumwallung gebraucht wird.

Habseligkeiten wegzunehmen, wenn ich ihnen nicht Tabak gäbe. Da ich jedoch ihnen nichts geben wollte und konnte, sagten sie: „Steige ab, wir wollen Euch Kaffee machen, und ruhe eine Weile bei uns!" Als ich nochmals versicherte, daß ich keinen Tabak mitgebracht hätte, mußten sie mir wohl glauben, da es im Lande bekannt war, daß der Christ (Nasarâni) trotz alles seines Unglaubens ein Mann wäre, der stets die Wahrheit spricht. Ich forderte sie auf, keine Gewalt gegen mich zu brauchen, und zwar um ihrer selbst willen, da ich den Schedule sichern Geleits von Hâil mit dem Siegel des Emîr Ibn Raschîd bei mir hatte. Der Wüstensand war überall hoch hinaufgeweht auf die kleineren uns rings umgebenden Berge, welche aus Granit und selten aus Basalt bestanden.

Am Nachmittage gelangten wir in das Land der Heteim und trafen später auf Zelte, deren Bewohner uns angaben, wo wir das Lager des großen Scheich Kâsim ibn Barrák Beni Raschîd, welches nicht weit entfernt war, finden konnten. Ihm sollten mich meine Begleiter im Auftrage des Beamten des Emîrs in Hâil übergeben, damit er mich angeblich nach Khaibar senden sollte. Da aber Kâsim zur Nedschd-Partei gehörte, und gegen den Emîr der Dowla (türkischen Regierung) in Khaibar feindlich gesinnt war, so vernahm ich von ihm selbst, und er sprach offen darüber, daß dies unmöglich sei. Was sollte ich nun thun, da, wie es sich nur allzu deutlich herausstellte, der Emîr selbst mich getäuscht hatte? Die nächste Nacht brachte ich bei Kâsim zu; am andern Morgen aber trieb er meine Gefährten, welche ihrer Pflicht nun nachgekommen waren, an, mich wieder mit fort zu nehmen. Nach einem zweistündigen Ritte kamen wir zu zwei anderen einsam dastehenden Zelten der Heteim, wo wir aber nur Weiber antrafen, da die Männer mit den Herden auf der Weide waren. Wir stiegen ab und man gab uns Milch, meine Gefährten aber ließen ihre Kameele los, um eine Stunde lang zu weiden, bestiegen sie später und ließen mich zurück, trotzdem es in Arabien für ein Verbrechen gilt, seinen rafik oder Reisegenossen zu verlassen.

So verlassen, und obendrein zu Fuß, ohne Reitthier mitten in der entsetzlichen Wüstengegend, in Feindesland, falls ich auf Familien der bösgesinnten Art stoßen sollte, sah ich keinen Weg zum Entkommen mehr, da ich doch nach dem jetzt gleichfalls feindlichen Hâil auch nicht mehr zurückkehren konnte. Da ich glücklicher Weise von dem Essen der Leute genossen hatte, so waren sie, falls sie nicht allzu gottlos waren, nun in gewisser Weise meine Freunde — denn der Gast des Nomaden in der Wüste ist der Gast Allah's; noch glücklicher aber war der Umstand, daß ich in den Abends heimkehrenden Männern ruhige anständige Leute kennen lernte, welche mein Unglück bedauerten und die Verrätherei meiner Gefährten verfluchten. Früh am nächsten Morgen setzte mein guter Wirth mich sammt dem Gepäck auf eines seiner Kameele und ritt mit mir sieben englische Meilen südwärts durch die Wüste zu seinem Scheich Ajjada ibn Adschuein, welcher nach seiner Aussage ein verständiger Mann war und mich nach Khaibar senden würde. Dort fand ich einen Mann, der wegen eines Todtschlages, um sein eigenes Leben zu retten, ein großes Sühnegeld zu bezahlen hatte. Dieser Umstand machte ihn bereit — und sonst hätte ich Niemanden gefunden — für meine vier Realen mich auf seinem Dromedare nach Khaibar zu schaffen. Denn es ist eine schwierige Passage über die Harra, welche stets für gefährlich gilt, und deren Mitte zur Winterszeit von den weidenden Nomaden verlassen ist.

Wir befanden uns hier von Baitha Nethil eine halbe Dromedar-Tagereise oder etwa 22 engl. Meilen entfernt, von Hâil 3, von Teimâ 4 und von el-'Alli bei Medjin Sâlih $4^1/_2$. Vor uns zeigte sich der zerrissene Rand und die unendliche Schwärze einer vulkanischen Gegend, der Harrat Khaibar, und in derselben, manche Stunden weit entfernt, Gruppen kleiner schwarzer Berge, welche ich, als ich sie am nächsten Tage erreichte, in der That als Vulkane erkannte. Nach einem Ritte von einigen Meilen betraten wir die Harra, ein wahres Meer wild zerrissener Lava und von solchem Aussehen, wie die größten Lavaströme von Vulkanen. Eine Stunde später trafen wir Zelte von Heteim-Arabern und blieben bei ihnen die Nacht.

Am zweiten Tage erblickte ich mitunter Sandsteinklippen, welche aus der entsetzlichen schwarzen Lavawüste herausragten. Um Mittag kamen wir zu den ersten vulkanischen Kegeln, welche, wie schon früher erwähnt, helli, Plur. hilliân, genannt werden und sich über die Harra 400 bis 500 Fuß erheben. Der ansehnliche Berg el-Khárram zeigte sich hier in einer Entfernung von einer Tagereise gegen Norden. Die rauhe Oberfläche der Harra ist voller Kameelpfade (dschádda), die unzweifelhaft schon Jahrhunderte alt sind, und ohne welche an ein Durchkommen nicht zu denken wäre. Hierher ziehen die Nomaden mit ihrem Vieh im Frühling, zu welcher Zeit, falls im Herbste Regen gefallen ist, in den Löchern und Ritzen der Lavaströme etwas Kraut aufsprießt. Hier und da wachsen auch einige talh-Bäume (Gummi-Akazien). Rings um die Vulkankegel fand ich eine kleine ebene Fläche von Tuff und Aschen. Von den letzten Regengüssen her gab es auf dem Hochlande noch viel Wasser in Pfühlen. Auf trockenen Stellen war oft eine Salzinkrustation zu sehen, die wie Wasser glitzerte. Die Lava war häufig gewunden und geädert und erhob sich gewöhnlich in Form von Wellen, welche oft gebrochen waren. Als die Nacht über uns kam, legten wir uns nieder. Diese Stelle inmitten der Harra war die größte Höhe, welche ich in Arabien erreicht habe, nämlich 1600 m (und wohl noch etwas mehr, da die Ablesung des Aneroid bei regnigem Wetter geschah), und zugleich unzweifelhaft die Wasserscheide zwischen den beiden großen trockenen Thälern Nordarabiens, dem Wadi el-Humdh und dem Wadi er-Rummah.

Am dritten Morgen und dem zweiten Tage, an dem wir in der Harra uns befanden, verließen wir dieselbe, indem sie hier durch ein nur wenige Miles breites Sandsteingebiet unterbrochen wird, in welchem die Schlucht esh-Shótb (d. i. Spalte im Hufe des Viehs) sich befindet. Die Laven dahinter (nördlich) heißen Harrat el-Ethnân, diejenigen davor (südlich) Harrat Khaibar; beide vereinigen sich weiter im Osten. Zur Linken vor uns ist die Harra voller Hügel, die weißlich aussehen: Harrat el-abiad. Die ganze Harra ist von Osten nach Westen vier Tagereisen lang, was in solch zerrissenem Terrain etwa 90 engl. Meilen entsprechen mag; ihre Breite ist viel geringer. Mit Sonnenuntergange stiegen wir wieder von dem Dromedare ab, um die Nacht zu ruhen.

Am dritten Tage unserer Wanderung durch die Harra kamen wir schon bald nach Mittag in Sicht des Berges Atwa, welcher ein wenig jenseit Khaibar liegt, und fanden einige Völker von Gattavögeln unter Akazienbäumen äsend, sahen auch Spuren von Wölfen. Später zeigten Fliegen, die auf der Harra herumschwärmten, die Nähe eines Ortes an, und nun hinabsteigend sahen wir auch die Thäler von

Khaibar in der Tiefe unter uns liegen. Dort kam ein Trupp von vier Männern, zwei auf Pferden und zwei auf Dromedaren, dicht bei uns vorbei; da betete mein Gefährte inständigst, daß er aus dieser Gefahr errettet werde. Indessen bemerkten sie uns, die wir in dem unebenen Lavaboden verborgen waren, nicht, sonst hätten wir wahrscheinlich mit ihnen um unser Leben kämpfen müssen. Darauf stiegen wir zu den ersten angebauten Feldern in einer Senkung der Harra el-Hurrda und eine Stunde später in die Thäler von Khaibar hinab und betraten den alten Ort am Fuße der Akropolis el-Hufn, als der Tag zur Neige ging.



Ansicht von Khaibar, von Westen aus gesehen.

(Das große viereckige Gebäude im Vordergrunde ist die Hauptmoschee Mesdschid 'Ali, s. „Globus" XL, S. 39.)

Lessar's Aufnahmen im Lande der Achal-Teke[1].

Wie bekannt, ist die transkaspische Eisenbahn bereits im September vorigen Jahres bis Kizil-Arwat fertig gestellt. Obgleich nun über eine Fortführung der Linie noch nichts entschieden ist, so wurde es doch auf alle Fälle für wünschenswerth erachtet, die Voruntersuchungen bis Aschabad und weiter bis Serachs vorzunehmen. Besondere Aufmerksamkeit sollte der 270 Werst langen Strecke zwischen den beiden letztgenannten Punkten zugewendet werden, weil dieselbe das Gebiet der Achal-Teke durchschneidet. Der ruhige Zustand des Landes in Folge der Einnahme von Gök-Tepe begünstigte das Zustandekommen dieser im Allgemeinen etwas gewagten Arbeiten, deren Leitung dem Ingenieur Lessar übertragen wurde. Es wurden ihm zu Gebote gestellt: zur Bedeckung ein Zug Kosaken (21 Mann und 1 Offizier); zur Ausführung der Nivellirungen und Aufnahmen 9 russische Arbeiter und 2 Aufseher. Als Führer diente der Merwsche Teke Ana-Geldy-Serdar, früher der Schrecken der Karawanen und der Perser; als Dolmetscher ein Kurde und ein Tatar aus Kasan. Das Umwechseln russischen Geldes gegen persisches, um damit unterwegs bezahlen zu können, bietet gar keine Schwierigkeit, da das russische Papiergeld unter den persischen Kaufleuten weit verbreitet ist.

Die Arbeiten begannen im Oktober. Die Linie berührte folgende Punkte: Annau, Giaurs, Baba-Durmas, Ljuftabad (Luftabad), Kaachk, Chodshamed, Duschan, Tschaardei und Serachs und durchzieht in nur geringer Entfernung vom Gebirge Köpet-Dagh und Kelat eine fast vollständige Ebene. Nur zwischen Aschabad und Annau befinden sich in einer Ausdehnung von 300 Saschen (circa 600 Meter) niedrige Sandhügel und zwischen Annau und Giaurs ein allmälig ansteigender Bergrücken — die einzige Stelle, wo einige Erdarbeiten nothwendig sein würden.

Annau ist der einzige besiedelte Ort, an welchem bemerkenswerthe Baureste angetroffen wurden: großartige Ruinen einer alten Moschee, Mauerngewölbe, ein halbzerfallener Thurm, eine wohlerhaltene Façade aus Kacheln machten einen hübschen Eindruck.

Auf dem Wege traf Lessar häufig Karawanen von Tekes, welche aus Merw nach Achal zurückkehrten; sie hatten in Folge des Zuredens und des ihnen durch Tykma-Serdar (vergl. oben S. 58 ff.) gegebenen Beispiels sowie auch durch Mangel an Ackerland und Wasser in der Merwschen Oase zur Rückkehr sich entschlossen. Weder diese wandernden Tekes noch die Einwohner der Ortschaften beunruhigten die Expedition; die letzteren zeigten sich sogar sehr erfreut und nahmen Lessar freundschaftlich auf. Nur die Befehlshaber in den angrenzenden persischen Provinzen zeigten sich unzufrieden, weil ihre Rolle als Beschützer der nördlichen Grenze Persiens jetzt nach Unterwerfung der Achal-Teke-Oase durch die Russen ausgespielt ist.

Von Baba-Durmas an trifft man streckenweise dichtes Gestrüpp und Gesträuch, dabei fast ununterbrochen die Trümmer von Befestigungen und Wachthürmen zum Schutz gegen die Räuberbanden. Hier finden sich auch große Kurgane.

Die Ansicht Vambery's, daß diese Kurgane die Gräber bedeutender Batyrs und Serdars seien, wird von den Tekes nicht bestätigt. Wohl zeigen sie oft auf bestimmte Einzelgräber, aber von den Kurganen sagen sie, daß dieselben einst durch Menschenhand aufgeschüttet worden sind, von wem — wissen sie nicht. Die Kurgane haben eine Höhe von 6 bis 7 Saschen (12 bis 14 Meter), gewöhnlich eine runde oder ovale Basis, selten eine unregelmäßige; ihr Durchmesser beträgt mitunter bis zu 50 Saschen (100 Meter).

Lessar machte auch einige Mittheilungen über den Handel der Turkmenen; als Beispiel schildert er den Bazar von Luftabad, welcher als der reichste in jener Gegend gilt. Abgesehen von den gewöhnlichsten Nahrungsmitteln für Mensch und Thier finden sich in allen Läden dieselben Gegenstände: getrocknete Trauben, Nüsse, verschiedene sehr einfache Konfekte, Reis, Zucker, schlechter Thee, Schreibpapier aus russischen Fabriken; ferner Farben ꝛc. für Haare und Nägel, Arzneistoffe, Amulets und allerlei Kleinigkeiten, z. B. schlechte Spiegel und kleine Fläschen persischer Arbeit.

Die ganze untersuchte Landstrecke zeichnet sich durch außer-

[1] Wir entnehmen diese Mittheilung einem Bericht der „Nowoje Wremja" über die am 26. Januar 1882 in Petersburg stattgehabte Sitzung der K. R. Geographischen Gesellschaft. Chr. H.

ordentliche Fruchtbarkeit und durch Reichthum an wilden Thieren und Vögeln aus. Ansiedelungen sind häufig, von Luftabad bis Kaacht liegen die Ansiedelungen in dreifacher Reihe am Wege. Der größte Ort ist Kaacht, welches gegen 600 Gehöfte zählt; die Einwohner sind Aliel-Turkmenen, welche im Jahre 1873 nach der Eroberung Chiwas aus dem Chanat Chiwa auswanderten. Im Allgemeinen ist die Bevölkerung eine gemischte und verhältnißmäßig kurze Zeit hier ansässig. Die durch Wassermangel und Landmangel in Merw arg bedrängten Tekes lassen sich hier an dem kleinen von den Bergen Alla Ekber kommenden Flüßchen nieder. An einigen Orten versuchen die Perser den Einwohnern gewisse Abgaben aufzulegen; man antwortet ihnen mit Räubereien.

Die Speise der Tekes besteht aus gut zubereitetem Plew (gekochter Reis), aus Wild, dazu Arbusen und Melonen und Kumys aus Kameelmilch. Die Tekes selbst essen mit den Fingern, aber ihren Gästen bieten sie Löffel an. Nach der Meinung Lessar's entspricht die Nahrung keineswegs den schrecklichen Schilderungen Vambery's.

Zwischen Chodshamed und Duichak ist der Boden durchschnittlich bedeckt von kolossalen Höhlen des Stachelschweins und von Termitenhügeln. Letztere werden auch in anderen Gegenden Transkaspiens angetroffen; sie haben die Gestalt eines Kugelsegments, ein bis zwei Fuß im Durchmesser. Beim Oeffnen eines solchen Hügels sieht man eine Unzahl Gänge, bewohnt von zahlreichen Termiten, sowohl ganz gewöhnlichen, als den bernsteingelben ½ Zoll großen Individuen. Sie zerstören nicht nur Holz, sondern auch Gewebe.

Auf der transkaspischen Eisenbahnlinie haben sie bereits begonnen einige Holzbauten zu zerstören. Die Eisenbahnschwellen sind bis jetzt von ihnen verschont worden; Lessar erklärt diese Thatsache daraus, daß die Erschütterung derselben, welche das Fahren veranlaßt, den Termiten nicht gestattet, die Schwellen mit Erde zu überziehen, was eine unbedingte Voraussetzung ihrer Zerstörungsarbeit ist.

Halbwegs zwischen Tschaardei und Serachs wird die Straße von dem Wege durchschnitten, welcher von Meschhed nach Merw führt. Die Gegend ist hier bedeckt mit hohen aus Sand und Thon bestehenden Hügeln, welche mit circa ein Saschen (2,1 m) hohem dichtem Buschwerk bewachsen sind.

Serachs ist eine ausgedehnte persische Befestigung mit einer Garnison von 700 Mann Fußvolk und 6 Kanonen, welche aus alter Zeit herstammen und in schlechtem Zustande sich befinden. Die Artilleristen verstehen mit den Kanonen nicht umzugehen und noch kein Kommandant der Festung hat sich entschließen können, aus ihnen zu feuern.

Die Umgebung von Serachs ist der Haupttummelplatz für die räuberischen Umtriebe und Ueberfälle der Merw-Tekes. Der Umfang der Festung ist sehr groß, weil die Weideplätze und Gemüsegärten innerhalb der Festungsmauern gelegen sind. Der Kommandant läßt sich auf kriegerische Maßregeln durchaus nicht ein, wenn er aber bis auf fünf Werst von der Festung sich entfernt, so nimmt er eine Bedeckung von mindestens 50 Reitern mit. Der Serachs-Darja ist während des größten Theils des Jahres trocken und deshalb versieht sich Serachs mit Wasser durch Brunnen und durch einen aus dem Flusse Tedshent hergeleiteten Kanal.

Aus den Resultaten der Vermessungen sowohl an der schon existirenden Bahnlinie, als an der eben beschriebenen Strecke ist ersichtlich, daß im ganzen Gebiet vom Kaspischen Meere ab keine Erhebung stattfindet. Bei Aidin ist die Gegend sogar um 2 Saschen (circa 4,2 m) niedriger als das Niveau des Kaspischen Meeres. Es darf aber die Gegend von den Brunnen bis zum Meer nicht für ein altes Flußbett gelten.

Aus dem Charakter der neuerdings untersuchten Lokalität schließt Lessar, daß bei einer Weiterführung des Nivellements bis Chiwa und Buchara in dem Sandboden der transkaspischen Wüste nicht wenig Orte zu finden sein werden, welche niedriger als der jetzige Wasserspiegel des Kaspischen Meeres sind. Offenbar war einst die ganze transkaspische Wüste Meeresboden. Lessar schließt übrigens weiter aus seinen Arbeiten, daß die Flüsse Murgab und Tedshent nicht in den alten Oxus einmündeten, sondern ebenso wie dieser direkt in das Kaspische Meer, dessen Ufer damals viel weiter nach Osten bis an die Flüsse reichten.

Nach Beendigung seiner gefährlichen aber sehr interessanten Expedition kehrte Lessar über Meschhed und Mahmedabad nach Aschabad zurück.

O'Donnovan's Ritt von Merw nach Meschhed.

Herr O'Donnovan, Korrespondent der „Daily News", berichtet über seine Reise von Merw nach Meschhed etwa Folgendes (nach dem „Russischen Invaliden" 1882, Nro. 28): „Nachdem ich in Begleitung eines zahlreichen berittenen Gefolges Merw verlassen hatte, wandte ich mich in südöstlicher Richtung fast parallel dem Hauptarme des Flusses Murgab (der bekanntlich die Existenz von Merw ermöglicht). Der Weg führte durch eine sehr wohl bewässerte und gut angebaute Ebene, die stellenweise mit dichten Hainen von Apfel- und Aprikosenbäumen bedeckt war. Nach etwa 1½ Stunden gelangte die Kavalkade nach dem großen blühenden Dorfe Mirisch, wo die Reisenden mit einem Gerichte gekochter Fettschwänze (von Schafen) bewirthet wurden. Diese Lieblingsspeise der Teke wird in folgender Weise zubereitet: einige kolossale Fettschwänze werden in einem großen eisernen Kessel so lange erhitzt, bis sie zu einer fetten dickflüssigen Masse werden; dann werden Stücke von Hammelfleisch in den Kessel geworfen, und das Ganze so lange gekocht, bis das Fleisch gar ist. Man gießt nun diese Speise in ein großes hölzernes Gefäß, um welches sich die Reisenden niederlassen. Jeder taucht einen Zwieback in die Fettmasse und nachdem er ihn mit Appetit abgelutscht, fischt er mit demselben Zwieback auch Stückchen vom Hammelfleisch heraus. Fängt die Fettmasse an etwas kühl zu werden, so legt der Gastgeber seine Lippen an die Schüssel und schlürft eine tüchtige Masse von dem Fette, dasselbe thun dann auch der Reihe nach die Gäste. Der letzte Schluck wird gewöhnlich dem Wirthe angeboten, dieser aber, nachdem er das Geschirr ganz geleert, übergiebt es dem meist geehrten Gaste, der mit einem Stücke Brot oder dem Finger die noch an den Wänden klebenden Fettreste auswischt. Eine Weigerung, diese Operation vorzunehmen, gilt bei den Teke als schwerste Beleidigung.

Von Mirisch aus setzte sich der Reiterzug, nachdem er den Kanal Alaska überschritten, in südwestlicher Richtung in Bewegung und gelangte nach Zurücklegung von etwa

neun (engl.) Meilen nach dem Dorfe Topaz, dessen Chef Weli-Soki-Beg ist. Der Weg bis dorthin führte durch dicht zusammenhängende Gemüsefelder, die mit Melonen bedeckt sind; nur hier und da sah man kleine Weingärten, welche gewaltig große Trauben von weißem Muskateller hervorbringen. Es ist bemerkenswerth, sagt O'Donnovan, daß es in der Oase Merw fast überall weißen Wein giebt, blauer aber, wenn man ihn trifft, ist fast immer wild, und zum Essen ungeeignet.

Von Topaz aus führte der Weg nach Süden durch eine ganz wüste Gegend: der nächste bewohnte Punkt war ein Dörfchen, welches als Polizeiposten für die westliche Hälfte der Oase Merw dient. Der Chef dieses Postens ist ein gewisser Ana-Murad-Kafur, dessen Hauptverpflichtung darin besteht, bei der Nachricht von der Annäherung einer Karawane aus Saraks bis zum Flusse Tedshent ihr entgegen zu gehen und sie bis Kuschid-Chan-kala zu begleiten, wo er sie dem Schutze einer Abtheilung von Tochtamyschen übergiebt, welche die Begleitung nach Buchara übernehmen. In dem bezeichneten Dörfchen, welches dem Stamme der Sitschmaz (Zweig der Otamyschen) angehört, finden sich die letzten Ausläufer des Kanales Sukdi-Jap, welcher seinerseits der südlichste Zweig des Kanals Alaska zu sein scheint. Der Ackerbau ist hier anscheinend ziemlich ergiebig, aber die engen Gräben, welche die Tekeplantagen und Melonenfelder bewässern, sind nicht mehr mit Wasser, sondern mit feuchtem Schlamme gefüllt. Hinter dem Oertchen fängt die öde wasserlose Steppe an, in der man bis Meschhed verbleibt, fast immer in südwestlicher Richtung, die man auch beim Ueberschreiten des Bergkammes Alla-bo-Akbar (wohl derselbe, der auf der vorhergehenden Seite Alla-Ekber genannt wird) beibehält. Nach dem Verlassen der Oase Merw trifft der Reisende sehr wenig Thiere; in geringer Anzahl stößt man in der Steppe auf Schildkröten und noch weniger auf Schlangen. Von Vögeln fliegt hier und da eine Lerche vorüber, oder man trifft einen schwarzen Adler, der hoch in den Lüften über einem am Wege liegenden vertrockneten Kadaver eines Kameeles oder Maulthieres schwebt. An zwanzig Meilen von dem oben erwähnten Polizeiposten liegen die Trümmer von Kala-Burun, welches vor einem Jahrhundert noch als Militärstation diente. Der folgende Halteplatz ist ein altes Karawanserai, „Dasch-Robat", d. h. „der steinerne Hof", dessen Umgegend mit einem besondern Buschwerk, welches beträchtliche Höhe erreicht, bedeckt ist. Diese Büsche ziehen sich auf der ganzen Strecke bis zu dem folgenden Haltepunkte Schaidli, vier Meilen von Dasch-Robat, hin. Schaidli ist der einzige Punkt auf der Strecke von Merw bis zum Tedshent, wo man Wasser bekommen kann. Der Boden ist hier thonig, und es giebt einen Brunnen von zwanzig Fuß Tiefe. Das Wasser ist übrigens salzig und warm und deshalb zum Trinken nicht zu brauchen.

Hinter Schaidli führt der Weg durch ein welliges Gelände, welches stellenweise mit Rohr bewachsen ist; von Schaidli bis Tedshent braucht man noch 24 Stunden. An den Ufern des Tedshent genießt der Reisende den Anblick üppigen Baumwuchses, welcher den Fluß fast in seiner ganzen Ausdehnung einsäumt. Ueberall sieht man Leben, in Massen erscheinen wilde Schweine, wilde Esel, Antilopen, Fasanen und Elstern, welche die Turkmenen essen.

Der Punkt, an dem O'Donnovan den Tedshent überschritt, trägt den Namen Kongali-Guzer. Hinter dem Tedshent beginnt aufs Neue eine kahle Steppe, die sich neun Meilen weit erstreckt, stellenweise mit Schilf bedeckt ist und an einen Sumpf stößt, der mit gigantischem Schilfrohr bewachsen ist. In diesem Sumpfe hat das Flüßchen Kleine Tschatscha seinen Ursprung, welches dem Tedshent zufließt, ihn aber bei niedrigem Wasserstande nicht erreicht; sein Wasser ist kühl und angenehm von Geschmack. An ihm steht die Ansiedelung Tschatscha, der einzige bewohnte Punkt, welcher diesen Namen trägt. Die Turkmenen haben ihm aber den Namen Arwat-Beg-kala gegeben, nach dem Namen des dortigen Befehlshabers Arwat-Beg. Dort sieht man in der Umgegend auch Reste alter Befestigungen, die aber jetzt ganz zerfallen sind. Die ganze Umgegend ist von kleinen Gebirgsbächen bewässert und überall gut mit Getreide und Gemüse bebaut. Von Tschatscha wandte sich O'Donnovan zu dem engen Thale von Derbent. In einer Entfernung von 14 Meilen von Tschatscha erweitert sich diese Enge amphitheatralisch, und hier liegt das Fort Derbent, in dem sich eine kurdische Garnison befindet, welche die Einfälle der Turkmenen in persisches Gebiet verhindern soll. Dort sieht man auch noch die Reste einer gewaltigen Mauer, die wohl einst den Durchgang sperrte, in der Folge aber wahrscheinlich von Gebirgswassern unterspült wurde. Faktisch beginnt das persische Gebiet erst beim Fort Derbent. Nach einem Wege von 28 Meilen durch das enge Thal von Derbent, welches mit allen Reizen der Natur geschmückt ist, gelangte der Reisende zum Fuße des Berges Tandar, und nachdem er den steilen Weg zum Gipfel desselben in sechs Stunden zurückgelegt, erblickte er auf der andern Seite des Berges im Südwesten die goldene Kuppel der Moschee Imam-Riza in Meschhed. Nach seiner Ansicht erhebt sich der Gipfel, auf dem er stand, mindestens 4000 Fuß über die umgebende Ebene. Ein weiterer Reisetag brachte ihn vom Tandar nach Meschhed.

Der Walfischfang im nördlichen Polarmeere im Jahre 1881.

Während der Walfischfang in der Davisstraße im Jahre 1881 total mißglückt ist, war derselbe dagegen im nördlichen Polarmeere und besonders im Varangerfjord ein so großer, wie nie zuvor. Die norwegischen Walfänger sind Anfangs Oktober sämmtlich zurückgekehrt und beziffert sich deren Fang im Ganzen auf circa 250 Stück Wale. Wie gewöhnlich hat Svend Foyn auch in diesem Jahre alle seine Konkurrenten weit überflügelt, indem derselbe nicht weniger als 106 Wale erbeutet hat, also mehr als $^{2}/_{5}$ des ganzen diesjährigen Fanges. In Wahrheit ein brillantes Resultat, wenn man bedenkt, daß jeder Wal einen Nettoverdienst von mehr als 2000 Mark repräsentirt. Von den übrigen Walern hat der Dampfer „Jarfjord" 60 Stück, der Dampfer „Varanger", welcher der Gesellschaft „Stokkes" gehört und in diesem Jahre seine erste Reise gemacht hat, 39 Stück, der Dampfer „Fin" 31 Stück und der Dampfer „Nordkap" 18 Stück gefangen. In Veranlassung dieses guten Fanges hat die Gesellschaft „Finmarken" schon beschlossen, im nächsten Jahre außer dem „Jarfjord" noch einen neuen Dampfer auszurüsten.

Der beste Fang fand östlich vom Nordkap statt, während an der Westküste von Finmarken in diesem Jahre ungewöhnlich wenige Wale erlegt wurden. Daß die Wale in so großer Menge vorhanden waren, hat wahrscheinlich seinen Grund in der ungewöhnlichen Nähe des Polareises in diesem Winter, das sich bis auf 16 Meilen dem Nordkap genähert haben soll. Hierdurch hat eine größere Zusammenpackung der Nahrung im Varangerfjord stattgefunden, in welcher sowohl Wale wie Fische und Vögel geschwelgt haben. Im März soll der Fjord einen großartigen Anblick dargeboten haben, indem hier mehrere tausend Wale die wildesten Spiele aufführten. Ueberall schossen Wasserstrahlen in die Luft und häufig sprangen die kolossalen Thiere sich „trocken“; in Vadsö konnte man ihr dumpfes Brüllen hören, wenn sie ausathmeten. Einzelne waren so dreist, daß sie in die nächste Nähe von Svend Foyn's Etablissement kamen, wo nach Ablauf der Schonzeit so mancher von ihnen abgespeckt worden ist. Nach den Mittheilungen des Herrn G. Guldberg, Konservators des zoologischen Museums der Universität zu Christiania, sind bei dem genannten Etablissement in diesem Jahre ungewöhnlich viele männliche Wale angebracht worden; von den weiblichen waren nur sehr wenige tragend.

Der Thran, der aus dem Speck und dem Eingeweidefett ausgekocht wird, bildet das Hauptprodukt vom Wale und giebt die wesentlichste Einnahme. Demnächst kommen die Knochen, aus welchen Guano gemacht wird, nachdem das Fett aus denselben ausgekocht worden ist. Svend Foyn war bisher der einzige, der auch das Fleisch zur Guanofabrikation verwandte. In diesem Jahre wird auch die Gesellschaft „Finmarken“ auf ihrem Etablissement in Sörvär eine Guanofabrik anlegen. Das frische Walfleisch wird in Finmarken sehr häufig gegessen. Das Fleisch ist ziemlich dunkelfarbig, dem Pferdefleische ähnlich, recht trocken, aber sehr mürbe. Gut zubereitet ist es ebenso wohlschmeckend wie Beef und Fleischkuchen, besonders aber wenn es mit anderm Fleische und mit etwas Ochsenfett gemischt wird. Der etwas widerliche Geschmack verschwindet sofort, wenn es gut eingesalzen wird. Viele Hausfrauen in Finmarken verstehen die Zubereitung des Walfleisches ganz vorzüglich; indessen haben manche Leute ebenso großes Vorurtheil dagegen, wie gegen Pferdefleisch. Alle Wale liefern nicht gleich gutes Fleisch; das beste und ziemlich feines Fleisch soll der Finwal (Balaenoptera musculus) geben. Für die ärmere Bevölkerung in Finmarken ist das Walfleisch ein willkommenes Nahrungsmittel. Ich habe in den Hütten gesehen, schreibt Herr Guldberg, wie die Kinder abwechselnd von einem großen Stücke schwarzen gekochten Walfleisches abbissen und einen Löffel voll Wassergrütze hinterdrein nahmen. Die Ziegen fressen gern von den Speckresten des Wales.

In Südvaranger wurden im vergangenen Winter 3 bis 4 Familien dadurch vom Hungertode gerettet, daß sie einen gestrandeten Wal fingen, von welchem sie nebst ihren Kühen und Ziegen sich während vieler Wochen ernährten. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß die Kühe im Winter neben ihrem spärlichen Futter Walfleisch erhalten; sie sollen danach reichlich Milch geben und soll diese keinen Beigeschmack annehmen.

In den größeren Städten Norwegens werden jetzt Walfleisch-Essen veranstaltet, um, wenn möglich, dasselbe in den allgemeinen Konsum einzuführen. W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei dem russischen Bergdepartement soll ein geologisches Institut errichtet werden, behufs Konzentrirung aller geologischen Forschungen in Rußland und Herstellung einer detaillirten geologischen Karte des Landes. Zum Direktor des Institutes, für welches im Budget 1882 zunächst 30 000 Rubel ausgeworfen sind, ist der Akademiker Helmersen bestimmt.

Geologische Arbeiten sind in Rußland keineswegs neuern Datums; schon im vorigen Jahrhundert haben gelehrte Reisende die ersten Materialien über die Bodenbeschaffenheit in Rußland gesammelt; dasselbe thaten Abgeordnete des Bergfaches in Sibirien und im Ural. Um die erste geologische Beschreibung von Rußland erwarb sich besonders Tschewkin Verdienste, auf dessen Veranlassung zu Ende der dreißiger Jahre der berühmte englische Geologe Murchison und der französische Paläontologe Verneuil nach Rußland berufen wurden. Beide bereisten das Land in Begleitung einiger russischer Specialisten. Die auf Grund dieser Reise erschienene Arbeit von Murchison war seiner Zeit eine klassische, und alle neueren geologischen Karten von Rußland sind eigentlich nur verbesserte Ausgaben der von jenem angefertigten. Ins Russische übersetzt erschien jene Karte erst im Jahre 1849. Seitdem sind aber die geologischen Forschungen von Jahr zu Jahr zahlreicher geworden; das Bergdepartement und private Gesellschaften für Naturforschung bei den Universitäten haben fortwährend geologische Expeditionen ausgerüstet. Einige von diesen kosteten bis über 100 000 Rubel und hoben die Kenntniß der Geologie Rußlands beträchtlich erweitert. Allen diesen Arbeiten fehlte aber System und Zusammenhang; einzelne Gegenden wurden zu wiederholten Malen durchforscht, andere nicht weniger interessante blieben ganz ohne Beachtung, wie z. B. die jetzt so viel genannten Gruben von Kriwoi-Rog, die schon unter Potjemkin im vorigen Jahrhundert entdeckt waren. Von Arbeiten über die Geologie Rußlands nach jener Reise von Murchison sind zu nennen diejenigen von Pander, Barbot de Marny, Meglitzki, Karpinski, Muschketow, Möller, Romanowski, Abich, Inostranzew, Helmersen, Lewakowski, Kaiserling und anderen, die auch im Auslande bekannt geworden sind.

Inzwischen haben alle Staaten Westeuropas, England und Holland auch in ihren ostindischen Besitzungen die geologischen Untersuchungen durch Regierungsbehörden in systematischer Vollständigkeit und mit großer Genauigkeit vornehmen lassen. Mehr wie alle anderen Länder hat aber Rußland ein solches amtliches Institut nöthig, sowohl wegen der Ausdehnung seines Gebietes als wegen des Reichthums an Bergwerksprodukten und wegen der geringen Möglichkeit bei so weit ausgedehnten Räumen private Erfolge zu erzielen. Für Sibirien und die Kirghizensteppen fehlt selbst noch eine so kurze allgemeine Beschreibung, wie Murchison sie für das europäische Rußland geliefert hatte. Der Nutzen, welcher von dem neu eingerichteten geologischen Institute zu erwarten ist, leuchtet ein, und es ist nur zu wünschen, daß ihm recht bald reichere Mittel und ein ausgebildetes Personal erfahre-

ner Geologen eine umfangreichere Bearbeitung seiner großen Aufgabe gestatten. (Nach der Nowoje Wremja.)

— Auf Veranlassung der russischen Kommission für die Polarforschung werden im Zusammenhange mit den Arbeiten der Polarstation an der Lena-Mündung und der holländischen im Dickson-Hafen (Jenisei) in ganz Rußland an den Observatorien der Marine, der Universitäten und in Sibirien an allen höheren Schulen magnetische und meteorologische Beobachtungen stattfinden.

— Der Adreßkalender von Odessa für 1882 berichtet in einem Aufsatz über die Bewegung der Bevölkerung dieser Stadt im Jahre 1880 die auffällige Thatsache, daß der natürliche Zuwachs der Bevölkerung in den Jahren 1873 bis 1880 betrug bei den Christen 41 815 Geburten, 41 189 Todesfälle, der Ueberschuß also 626 Köpfe, dagegen bei den Juden 19 489 Geburten, 14 461 Todesfälle, der Ueberschuß 5028 Köpfe, oder jährlich bei den Christen 78,2, bei den Juden 628,5 Köpfe. Von den geschlossenen Ehen kommen 65,59 Procent auf die Christen, 34,41 Proc. auf die Juden, die nur ein Viertheil der Bewohner ausmachen. Die Zahl der Geburten im Verhältniß zu den Ehen betrug im Durchschnitt der acht Jahre 4,51 auf jede christliche, 4,63 auf jede jüdische Ehe; die Kindersterblichkeit aber betrug 46,08 Proc. bei der christlichen und nur 37,13 Proc. bei der jüdischen Bevölkerung.

Asien.

— Meyer's Reisebücher. Der Orient. Hauptrouten durch Aegypten, Palästina, Syrien, Türkei, Griechenland. Leipzig, Bibliographisches Institut 1881. Ich entsinne mich, daß ich im Oktober 1876 in Florenz, am Vorabend einer orientalischen Reise, in die deutsche Buchhandlung von Württenberger auf der Via Tornabuoni trat, um mich mit den nöthigen Reisehandbüchern zu versorgen. Ja, da war guter Rath theuer, denn deutsche Orientführer gab es noch nicht in reicher Auswahl. Nur für Palästina und Syrien konnte ich den eben damals erschienenen Bädeker erwerben; für Aegypten mußte ich die „Nilfahrt" von Anton Graf Prokesch-Osten nehmen, ein recht schönes Werk, aber ein Mittelding zwischen einer Reisebeschreibung und einem richtigen Reisehandbuch; erst nach Weihnachten kaufte ich in Kairo Bädeker's „Unter-Aegypten", das mir aber für die Nilreise wenigstens direkt nichts nützte, weil es nicht bis Assuân reichte. Endlich für Griechenland und die europäische Türkei wählte ich das mir bereits bekannte, vortreffliche, aber nach französischem Plane gearbeitete „Itinéraire de l'Orient" von Dr. Emile Isambert (Paris, Hachette). Bloß für Athen gab es einen kleinen Anhang in Bädeker's Unter-Italien.

Was hätte ich wohl damals darum gegeben, wenn mir statt so vieler einzelner ein zusammenhängendes Werk und etwas wie die beiden Bände „Orient" vorgelegt worden wäre, die im November, der eine 1880, der andere 1881, unter Meyer's Reisebüchern im Verlage des Bibliographischen Instituts erschienen sind! Denn das ist genau so ein handliches, systematisches, vollständiges, den gesammten Orient umfassendes Reisehandbuch, wie ich es eben brauchte. Es behandelt in einem Bändchen, das etwa halb so voluminös ist wie Prokesch-Osten's „Nilfahrt", ganz Aegypten, die Fahrt von Kairo bis Assuân, sowie den Ausflug nach Snes inclusive; und in einem nur doppelt so starken das ungeheure Gebiet von Palästina, Syrien und Kleinasien, von Griechenland und von der europäischen Türkei. Den Routen aus Europa nach dem Orient sind Aegypten, instruktive Kapitel über Land und Leute, Geschichte und Kultur jedem einzelnen Bezirke vorangestellt; die Führer selbst genau so gehalten wie die allbekannten europäischen, nur auf den Nutzen des Reisenden berechnet, mit Karten und Plänen versehen, zuverlässige Begleiter, kluge Rathgeber, treue Freunde.

Wer viel gereist ist, pflegt an seinen Führern wie an alten Dienern vor allem die Knappheit, die Präcision und in gewissen Fällen die Diskretion und die Verschwiegenheit zu schätzen.

Das Bibliographische Institut ist auf der Höhe seiner Zeit, trefflich geleitet und großartig organisirt; wer seine rastlose, vorzugsweise auf encyklopädische Unternehmungen gerichtete Thätigkeit verfolgt, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß es selbst, wo es auf den Schultern Anderer steht, dieselben an Planmäßigkeit und systematischer Ausführung nicht selten übertrifft, und daß es, wo eine direkte Vorgängerschaft fehlt, mit einem Schlage Mustergiltiges hervorbringt. In ihm ist sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Genius der Encyklopädie und des universalen Wissens am klarsten bewußt geworden. Dafür legt auch der vorliegende Orientführer Zeugniß ab. Ich wüßte keinen, den ich den modernen Kreuzfahrern mehr empfehlen könnte.

Rudolf Kleinpaul.

— Etwa vier Stunden Reitens nördlich von Aleppo liegt ein merkwürdiges Dorf, Tel-Erfêt genannt, was die dort wohnenden Fellahin Terfêt aussprechen; es gleicht durchaus einer Kolonie von Bienenstöcken und besteht aus etwa einem Tausend kleiner bienenkorbähnlicher Häuser am Fuße eines Hügels. Dieser ist von viereckiger Gestalt, 70 engl. Fuß hoch, hält nahezu 800 Yards im Umfange und ist höchst wahrscheinlich, wofür auch die Namensähnlichkeit spricht, die im Alten Testamente öfters erwähnte syrische Königsstadt Arpad, mit deren Herrschern die assyrischen Könige wiederholt kämpften, bis Sanherib sie sich unterwarf. Mrs. Scott-Stevenson (s. deren „Our Ride through Asia Minor" p. 69 seq.), welche den Ort im Frühjahre 1880 besuchte, erstieg den Gipfel des Hügels in Gesellschaft von Mr. Boscawen, welcher damals für das British Museum die Alterthümer in Aleppos Umgebung zu untersuchen hatte. Seine Oberfläche ist flach, und rings um dieselbe zeigen sich Spuren alter Mauern, überall lagen Scherben glasirten und unglasirten Töpferwerks und große Stücke schwarzen Granites herum. Die bienenkorbähnlichen Häuser des Dorfes hatten Fundamente von solchem Granite, und in den Mauern fanden sich auch hier und da Basaltstücke. Die Bewohner gelten für sehr reich, was nach ihrer komfortablen Erscheinung auch wohl glaublich ist. Aber ob reich oder arm, so bemühen sich die arabischen Weiber, sich zu verunstalten, indem sie ihre Lippen mit Indigo färben, was ganz widerwärtig aussieht. Sie freilich halten unsere rothen Lippen für häßlich. Außerdem waren sie sehr tatuirt und hatten ihre Augenbrauen schwarz gefärbt.

— Die „Nachrichten" (Izwästija) der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft (1881, Heft 4) veröffentlichen Karte und Beschreibung eines Marsches, welchen der Lieutenant im 1. turkestanischen Schützenbataillone Kalitin in der Zeit vom 7. bis 19. Februar (a. St.) 1881 quer durch die Turkmenenwüste von Gök-Tepe nach dem zerstörten Fort Zmukschir in der Oase Chiwa ausgeführt hat. Unmittelbar nördlich von Gök-Tepe beginnt die hier und da mit Saxaul bedeckte Sandwüste, um erst kurz vor Zmukschir zu enden; selten trifft man auf ein „Takir", wie die Turkmenen einzelne feste, ebene, lehmige Stellen zwischen dem Sande bezeichnen, welche deshalb von großem Werthe sind, weil sich auf ihnen nach einem Regen das Wasser zwei- bis dreimal 24 Stunden hält. 16 zum Theil verschüttete, meist bittersalzige Brunnen wurden unterwegs getroffen; als interessantestes Objekt in der weiten Einöde entdeckte Kalitin etwas nördlich von der Hälfte des Marsches das zwischen 100 und 350 Sajhen breite trockene Bett des Tschardshni-darja, welcher sich in alten Zeiten bei der gleichnamigen Stadt vom Amu-darja abgezweigt und beim Brunnen Igdy in den Uzboi ergossen haben soll.

— In Betreff der zwischen Rußland und Persien kürzlich abgeschlossenen Konvention, welche die neue russisch-persische Grenze in Transkaspien regelte, entnimmt der „Golos" (1882, Nro. 20) einer Korrespondenz des Regierungs-Anzeigers aus Teheran Folgendes: Die Vereinigung der Teke-Oase mit

Rußland erforderte eine genaue Grenzbestimmung gegen Persien; es fanden darüber seit dem Beginn des vorigen Herbstes Unterhandlungen mit der persischen Regierung statt. Die Abtretung des ganzen rechten Atrek-Ufers an Rußland wurde nicht beansprucht. Die neue Grenze verläßt das Atrek-Ufer bei der Befestigung Tschat und verläuft in nordöstlicher Richtung längs dem Gebirge und dem Fluß Sumbar[1]). Rußland begnügte sich damit die Teke-Oase und die anstoßenden Abhänge des Gebirges zu behalten, so daß die Grenze vom Flusse Sumbar hauptsächlich auf dem Bergrücken Kopet-dagh sich hinzieht und der Bezirk Firuse bei Persien verbleibt. Hat die Grenze das Thal des Flusses Babadurma (s. o. von Askabad) erreicht, so wendet sie sich nach Norden, durchschneidet die von Askabad nach Lutfabad führende Straße und verliert sich nach Norden in die Sandwüste. Die Langwierigkeit der Verhandlungen wegen der Grenzregutirung in Teheran wurde durch die in Persien herrschende Ansicht bedingt, daß alle Besitzungen der Teke-Turkmenen dem Schah unterworfen seien. Noch vor Kurzem beanspruchte die persische Regierung das Recht, die Festung Kara-Kala (s. oben S. 155) zu besetzen. Nachdem schließlich die persische Regierung sich davon überzeugt hatte, daß die neue Grenze durchaus nicht die thatsächlichen Rechte Persiens beeinträchtigt, erklärte sie sich bereit, die ihr gestellten Bedingungen anzunehmen.

— Ende Februar dieses Jahres sprach General Annenkow vor einer privaten Versammlung in Moskau über die Bedeutung der transkaspischen Eisenbahn für den russischen Handel. Er betonte, daß schon jetzt die Transportkosten für russische Waaren, die auf diesem Wege befördert werden, gegen früher um 30 bis 40 Kop. für das Pud billiger geworden sind; die Hauptsache aber sei die Möglichkeit des raschern Eintreffens der Waaren auf den innerasiatischen Märkten, die bisher gebrauchten 6, oft 9, ja 12 Monate würden beim Ausbau der Bahn bis Aschabad und Anlage einer Abzweigung nach Chiwa auf einen, ungünstigstenfalls auf zwei Monate ermäßigt, was eine beträchtliche Herabsetzung der Preise bei dem raschern Umsatz und auch den Bezug von Waaren (Früchte aus Persien und Chorasan) gestatte, die den frühern langen Transport überhaupt nicht vertrugen. Schon jetzt hat ein Herr Baranow Originalgewebe der Tekes als Muster für seine Fabrik bezogen. Die Bahn auch in ihrer jetzigen Ausdehnung hat den Russen bereits einen bedeutenden Markt erschlossen. (Nowoje Wremja.)

— Der „Turkest. Ztg." zufolge hat General Friede, der russische Kommissar für Rückgabe des Gebietes von Kuldsha, Ende Oktober 1881 seine Erforschungsreise im Quellgebiete des Chorgos zur Feststellung der Wasserversorgung für die am Usek neu zu errichtende Stadt beendet. Nach Rekognoscirung der Thäler Almaly, Tokur-bulak und Oidshailjan durchkreuzte der General die Quellgebiete der kleinen Flüsse: Tschishin, Tschishgan, Dschaman-bulak, Tschinkak-taksiy und Burchan bis zum Oberlauf des Usek und wandte sich von da nach dem Tscharkent. Er fand viel anbaufähiges Land, auch überall Spuren von Bewässerungsgräben, besonders große zwischen dem Tschishgan und Usek. In den Thälern Tokur-bulak und namentlich Oidshailjan stand viel Wald. Die Stadt wird am Tscharkent planirt und abgesteckt. Der General besuchte auch den See Karkuldek und den Winkel zwischen Chorgos und Ili; in letzterem waren aus dem Chorgos abgeleitete Bewässerungsgräben mit vielen Verzweigungen und die Spuren von Ackerbau erkennbar.

— Aus Tong-king (Nord-Annam) kommt die Nachricht von dem Verunglücken einer französischen Expedition. Am 5. September vorigen Jahres verließen Villeroi d'Augis und Julien Marcel Courtin die Hauptstadt Hanoï, um den Oberlauf des Songka oder Rothen Flusses zu erforschen, dessen Wichtigkeit für den Verkehr mit Jünnan die Franzosen schon längst erkannt haben. Unweit der chinesischen Grenze wurden die Reisenden von chinesischen Räubern, den sogenannten Schwarzfahnen (Pavillons noirs), angegriffen, welche dort ständig hausen und der ohnmächtigen Regierungen Annams und Chinas gleicherweise spotten, hielten aber Stand und bogen dann in einen Zufluß des Songka ein, wo sie zwar viele natürliche Hindernisse, aber friedliche Eingeborene antrafen und die gewünschten Erkundigungen einziehen konnten. Da aber erkrankte Courtin am Sumpffieber und starb am 8. December 1881 in Baug-giam im Lande der Mnong, wo die Höhe der Wasserfälle im Fluß ihr Boot an weiterem Vordringen gehindert hatte. Villeroi's Rückkehr war ebenfalls nicht vom Glücke begünstigt; seine Dschunke scheiterte in den Stromschnellen und versank mit Waffen, Lebensmitteln und leider auch einem großen Theile seiner Aufzeichnungen. Ganz ohne Ergebnisse ist aber die Fahrt nicht geblieben, wie der Bericht Villeroi's, der gleichfalls schwer vom Fieber zu leiden hatte, zeigen wird.

Afrika.

— Von Dr. Anton Stecker ist ein Brief aus Makale in Abessinien, datirt vom 23. November 1881, in Berlin eingetroffen, worin er meldet, daß er mit Erlaubniß des Negus Johannes seine Reise nach Enarea, Gera und Kaffa angetreten und von demselben Empfehlungsbriefe an den Negus Tekla Haimanot von Godscham, die Königin von Gera und den Sultan von Kaffa erhalten habe. Ausdrücklich erklärte der Negus, er ließe ihn, Stecker, nur ziehen, um damit Deutschland einen Gefallen zu erweisen; nie würde er einem andern erlauben, die entlegenen Kaffa-Länder zu besuchen. Wenn möglich, soll der Sultan von Kaffa, welcher, ebenso wie die Königin von Gera, kurz zuvor durch eine große Gesandtschaft Geschenke geschickt und seine Unterwerfung hatte erklären lassen, den Reisenden bis nach Zanzibar schaffen, eine Reise, deren Dauer Dr. Stecker auf mindestens 1 bis 1½ Jahre veranschlagt. Zunächst stehen von demselben ausführliche Berichte über seine frühere Reise nach Zabul, den Aufenthalt dort, die Reise nach Makale u. s. w. in Aussicht.

— Hauptmann Cecchi von der italienischen Afrika-Expedition hat am 23. Januar dieses Jahres in Venedig den heimathlichen Boden wieder betreten. Nachdem er im September 1880 aus der Gefangenschaft, in welcher ihn die Fürstin von Gera hielt, befreit worden war (vergleiche „Globus" XXXVIII, S. 94 und 351), besuchte er die abessinische Landschaft Godscham und den Hof des Negus Johannes und ging dann nach Schoa, um mit dem Marchese Antinori zu verhandeln, welcher übrigens im December 1881 gleichfalls heimzukehren gedachte. Gegen Ende Oktober 1881 trat Cecchi die Heimreise an, und zwar auf einem neuen Wege, der ihn mit neuen Somal-Stämmen in Berührung brachte und ihm erlaubte, die Position von Harar sehr abweichend von den bisherigen Karten und den Unterlauf des Flusses Wabi zu bestimmen. Dann kehrte er über Zeila und Aden heim.

Polargebiete.

— Kapitän von Wohlgemuth von der österreichischen Marine ist zum Leiter der österreichischen Polarexpedition ernannt worden, welche auf der Insel Jan Mayen eine Beobachtungsstation errichten soll. Augenblicklich wird eifrig an der Ausrüstung des betreffenden Dampfers gearbeitet, welcher zu Anfang April von Pola abfahren soll.

— In der Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft am 5. (17.) Februar wurde nach dem „Golos" (1882, Nro. 34) endgiltig die Ausrüstung einer Expedition nach Nowaja Zemlja beschlossen. Die Leitung derselben wird dem Lieutenant Andrejew übertragen werden. Das Programm ist sehr vollständig, und es wird schwer halten, dasselbe

[1]) Danach berichtigt sich unsere Angabe in der Anmerkung auf S. 154 dieses Bandes.

zu erfüllen, wenn man die schrecklichen klimatischen Bedingungen Nowaja Zemljas berücksichtigt. Die Aufgaben der Glieder der Expedition werden in genauen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen sowie in einer genauen Längenbestimmung der Orte bestehen. Ferner sollen ergänzende Beobachtungen in Betreff der Gletscherbewegungen angestellt werden. Nowaja Zemlja ist 300 Seemeilen von Archangelsk entfernt; die Verbindung vermittelt ein schlechtes Dampfschiff, welches unter günstigen Umständen den Weg in 5 bis 6 Tagen zurücklegt. Die beständige Bevölkerung der Insel besteht aus neun Samojeden, welche daselbst eine Rettungsstation besetzt halten. Neun Monate im Jahre ist Nowaja Zemlja vollständig von der Welt abgeschnitten, weil das Dampfschiff nur zwei Fahrten in einem Sommer macht. Die Fischer fahren im Sommer wohl dahin, aber überwintern niemals. Die Rettungsstation bestand aus zwei hölzernen Häusern und einer hölzernen Badstube; nach neueren Nachrichten ist aber das Holz des einen Hauses bereits als Heizmaterial verbraucht und die Samojeden wohnen in Zelten (Jurten). Die Flora ist Moos; die Fauna — der Eisbär und selten ein verlaufenes Renthier. Unter diesen Umständen muß die Expedition als ein Akt der Selbstverleugnung und Aufopferung angesehen werden; es ist aufrichtig zu wünschen, daß die Jugend des Lieutenants Andrejew und seine Begleiter (ein Gehülfe, ein Arzt und ein Naturforscher) den Kampf mit der rauhen Natur beständen, und ihre Arbeiten die Wissenschaft mit werthvollen Materialien bereicherten. Die Expedition soll im April abgehen und 1½ Jahre in Nowaja Zemlja verweilen.

Oceane.

— Ueber die Tiefsee-Untersuchungen des französischen Dampfers „Le Travailleur" in den Jahren 1880 und 1881 (s. „Globus" XL, S. 16) berichtete Alphonse Milne-Edwards in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 17. Februar dieses Jahres. Dieselben betrafen sowohl den Atlantischen Ocean wie das Mittelmeer; Ruhepunkte waren Bayonne, S. Sebastian, Santander, Ferrol, Lissabon, Cadix, Tanger, Oran, Ajaccio und Marseille. „Le Travailleur" war im Hafen von Rochefort für diese Reise mit sehr vervollkommneten Tiefmessungsapparaten ausgerüstet worden; die Hanfstricke waren durch einen Stahldraht von großer Festigkeit und geringem Durchmesser ersetzt worden, welcher sich rasch abwickelt und in einigen Minuten bis in Tiefen von 3000, 4000, ja selbst von über 5000 m hinabgelassen werden kann. Schlepp- und andere Netze von verschiedener Form konnten leicht in diese enormen Tiefen befördert und, nachdem sie dort gefüllt waren, durch eine kleine Dampfmaschine von 16 Pferdekräften wieder heraufgeholt werden. Während der ganzen Fahrt wurde die Temperatur der Tiefsee mit Maximal- und Minimal-Thermometern gemessen und mit einem neu konstruirten Instrumente Wasserproben aus verschiedenen Tiefen geschöpft. Die wissenschaftliche Kommission bestand aus den Herren Milne-Edwards, L. Vaillant, de Folin, Perrier, Marion und P. Fischer und wurde aufs Thätigste vom Kommandanten des „Travailleur", Schiffslieutenant Richard, und seinen Offizieren unterstützt. Die erlangten Resultate waren sehr interessant. Im Golf von Biscaya fand man an der spanischen Küste sehr bedeutende Tiefen von über 4000 m (in 44° 48' 30" nördl. Br. und 7° 0' 30" westl. L. Paris die tiefste Stelle der europäischen Gewässer mit 5100 m); aber der Grund ist sehr uneben und scheint das Relief der Pyrenäen fortzusetzen. Das Schleppnetz hat öfters Gesteinsbrocken vom Grunde losgerissen, so daß man dessen geologische Beschaffenheit erkennen kann, aber für gewöhnlich bedeckt eine dicke Schicht von Schlamm alle Unebenheiten. Besonderes Interesse gewähren die zoologischen Sammlungen; sie zeigen, daß noch in enormen Tiefen Thiere von einer hochstehenden Organisation leben. Aus einer Tiefe von über 5000 m, wo sie einen Druck von circa 500 Atmosphären auszuhalten haben, hat das Schleppnetz zahlreiche Arten heraufgebracht; aus 1500 m Tiefe hat man an der portugiesischen Küste große Fische aus der Familie der Haie gefangen. Die Anzahl der in den Tiefen des Oceans neuentdeckten Thiere übertrifft jede Erwartung; ihre Formen sind merkwürdig, sonderbar und von denen der Küstenfauna verschieden; oft sind diese Wesen, welche nie den Tag zu sehen bekommen, völlig blind, ihre Augen abgestorben oder zu Stacheln geworden. Mitunter aber sind diese Augen mehr entwickelt, als gewöhnlich, und wenn das Thier sich zurecht finden kann, so verdankt es das der Phosphorescenz, welche die meisten Organismen in großen Tiefen entwickeln. Zoologische Typen, welche man für längst ausgestorben hielt und nur im fossilen Zustande kannte, hat man lebend aufgefunden; andere hat man gefischt, welche bisher nur aus den nördlichen oder den amerikanischen Meeren bekannt waren. Dies beweist die Gleichmäßigkeit der Fauna in großen Tiefen, eine Folge der kalten Strömungen, welche aus den arktischen Meeren kommen und dort eine niedrige Temperatur erhalten. Wenig zahlreich sind die Wesen, die den Boden des Mittelländischen Meeres bewohnen; sie gehören zu denselben Species, wie die des Oceans, woraus folgt, daß man das Mittelmeer nicht als eine besondere zoologische Provinz ansehen darf, sondern daß dasselbe durch Einwanderung von Thieren aus dem Atlantischen Ocean bevölkert worden ist.

Die französische Regierung hat übrigens beschlossen, diese wichtigen Untersuchungen fortzusetzen, und zwar soll im laufenden Jahre eine Fahrt im Oceane vom Meerbusen von Biscaya bis zu den Azoren hin unternommen werden, und im nächsten Jahre vielleicht eine solche im Rothen Meere folgen.

Vermischtes.

— Alfred Dove, der Breslauer Historiker, hat vier Biographien, welche er für die, wie er in der Vorrede klagt, nur erst wenig verbreitete und bekannte „Allgemeine deutsche Biographie" geschrieben hat, besonders herausgegeben unter dem Titel „Die Forsters und die Humboldts" (Leipzig, Duncker und Humblot 1881). Wir können diese „zwei Paar bunter Lebensläufe", wie sie der Autor nennt, als treffliche kritische Beiträge zur Geschichte der Geographie unseren Lesern empfehlen; sie stehen, so kurz sie auch verhältnißmäßig gefaßt sind, in Tiefe der Auffassung und Schönheit der Darstellung hoch über dem, was Sammelwerke sonst an Lebensbeschreibungen uns bieten.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. III. (Mit sieben Abbildungen.) — Ch. M. Doughty: Wanderungen zwischen Teimâ rc. I. (Mit einer Figur und einer Tafel.) — Lessar's Aufnahmen im Lande der Achal-Teke. — O'Donnovan's Ritt von Merw nach Meschhed. — W. Finn: Der Walfischfang im nördlichen Polarmeere im Jahre 1881. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 16. März 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

Charles M. Doughty's Reisen

zwischen

TEIMÂ, HÂIL, KHAIBAR u. BEREIDA.

Maasstab 1:3,100,000.

Englische Miles

Kilometer

36° östl. Länge v. Paris.

Autogr. v. W. Droysen

Druck v. H. S. Hermann in Berlin.



Band XLI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

IV.

Die toltekischen Ruinen von Tula liegen auf dem Hügel Cerro del Tesoro (Schatzhügel), welcher in einer Höhe von etwa 100 m sich nördlich des Dorfes etwa 2 km weit hinzieht. Seinen Namen erhielt der Berg von dem glücklichen Funde, welchen vor 15 oder 20 Jahren ein armer Schäfer in Gestalt einer Urne mit 500 Goldunzen im Werthe von über 32 000 Mark dort gemacht, und, da er nie Gold gesehen hatte, für ein Geringes verschleudert hatte. Der Cerro del Tesoro ist in seiner ganzen Ausdehnung von etwa 2 km mit Pyramiden, kleinen Hügeln und Vorplätzen bedeckt, welche auf die einstige Existenz eines volkreichen Ortes deuten; alles aber ist von einer dichten Vegetation von großen Kaktus, Nopals, Garambullos und Mesquite-Bäumen überwachsen, aus welcher auch nicht die geringste Spur einer Mauer hervorragte. Die Pyramiden und Hügelchen, im Lande mogotes genannt, bezeichnen indessen die Stätte von Tempeln, Palästen und Häusern; die Tolteken hatten, wie Charnay später überall bestätigt fand, die Gewohnheit, ihre Tempel und Häuser auf natürlichen oder künstlichen Erhöhungen zu errichten. Mit den beiden großen Pyramiden, welche einst die Tempel der Sonne und des Mondes trugen, wollte sich Charnay nicht erst abgeben, da sie als Steinbrüche bei der Erbauung des neuen Dorfes gedient hatten und zur Hälfte zerstört waren. Zunächst ließ er auf gut Glück Schachte graben und fand überall die Cementschicht, welche in der alten Stadt das Pflaster vertreten hatte. Am nächsten Tage nahm er die mogotes in Angriff und fand alsbald die oberen Kanten von Mauern, die stark mit Kalk beworfen waren; an denselben ging man 1 bis 2 m hinab, erreichte dort den Fußboden und legte nun, allmälig vorschreitend, große und kleine Zimmer, Stufen, Gänge, Säle mit polirten und bemalten Mauern, Ruhebänke und Cisternen, kurz ein ganzes toltekisches Haus frei, das erste, welches je aufgegraben wurde. In dem herausgeschafften Schutte aber fanden sich mancherlei merkwürdige Dinge, riesige Ziegeln von 40 cm Länge, 25 cm Breite und 6 bis 9 cm Dicke, gerade und gekrümmte Wasserleitungsröhren mit Sieben zum Auffangen erdiger Bestandtheile, Vasen und Bruchstücke von solchen, emaillirte Terracotten, welche an die schönen Schalen von Teneuepanco erinnerten, Petschafte, darunter eines mit einem Adlerkopfe, Stücke Porcellan, Modellformen, zahlreiche Pfeilspitzen und Obsidianmesser — kurzum ein ganzes Stück Kulturgeschichte, welches da zum Vorschein kam. Das Haus selbst steht auf einer natürlichen, durch Kunst etwas umgewandelten Erhöhung, deren Hebungen und Senkungen die einzelnen Räume angepaßt sind; kleine Treppen und Korridore setzen sie unter einander in Verbindung. Die Mauern sind gerade, die Dächer flach; Dächer, Decken und Fußböden bestehen, wie auch das Straßenpflaster, aus einer starken Schicht Cement, dessen Zusammensetzung stets dieselbe ist. Während andere Völker im Allgemeinen immer nur das eine oder das andere Material zu ihren Bauten verwenden, bedienten sich die Tolteken gleichzeitig sehr verschiedenartiger Stoffe: Stein und Lehm für das Innere der Mauern, Ziegeln und Hausteine für deren äußere Bekleidung, Ziegeln und Stein für die Treppen und Holz für das Dach. Sie kannten die Verwendung des Pilasters, der Karyatide und der freistehenden Säule; es giebt fast kein architektonisches Motiv, das sie nicht bei ihren Bauten

verwendeten. Die Mauern wurden entweder in Weiß und Roth auf schwarzem Grunde, oder Grau in Grau mit Rosetten, Palmen und geometrischen Figuren bemalt.

Von dem nordöstlichen Ende des Hügels, wo Charnay seine Ausgrabungen begonnen hatte, ging er nun nach dem südwestlichen über, wo in einer mit dichtem Gestrüppe überwachsenen Pyramide der oben erwähnte Schatzgräber bereits bis auf eine Cementschicht gegraben hatte. Die Arbeiten, welche mit 45 Menschen betrieben wurden, gingen rasch von statten; bald stellte es sich heraus, daß man es hier nicht, wie im ersten Falle, nur mit einem Hause von 25 mal 20 m Grundfläche zu thun hatte, sondern mit einem wahrhaften Palaste von 50 m Seitenlänge, dessen innerer Hof, Garten und Zimmer einen Raum von 2500 Quadratmetern bedeckten. Auch dieses Gebäude war der Gestaltung des Erdbodens angepaßt, so daß der Fußboden des höchstgelegenen Gemaches den des tiefsten um 2,55 m überragte. Charnay setzt dasselbe in das siebente oder achte Jahrhundert; seine Lage auf der südwestlichen Ecke des Hügels war prächtig, von zwei Seiten durch steil abfallende Felsen geschützt und mit einer herrlichen Aussicht über das ganze Thal von Tula und bis zu den Bergen des Thales von Mexico.

In diesem Palaste fanden sich ebensolche Gegenstände, wie in dem Hause, außerdem aber das S. 227 abgebildete Basrelief, wohl das einzige, was von den Gründern Tulas auf uns gekommen ist, anscheinend von hohem Alter und durch die Zeit schon sehr beschädigt. Es stellt zwei Krieger dar, den einen von vorn, den andern von der Seite; Charnay will an „der Adlernase und dem fächerförmigen Barte“



Ruinen eines toltekischen Hauses bei Tula. (Nach einer Photographie.)

das Bild wieder erkennen, welches Veytia von den Tolteken uns hinterlassen hat.

* * *

Etwa 30 km nördlich von Mexico liegen an der Eisenbahn von Vera Cruz die Ruinen von Teotihuacan (d. h. Stadt der Götter); es war der Ueberlieferung zufolge die wichtigste unter den Städten Anahuacs und ihre Gründung verliert sich im Dunkel der Zeiten. Ob dort eine vortoltekische Civilisation existirt hat, ist möglich, aber schwer zu beweisen — von Tolteken aber ist der Ort sicher bewohnt gewesen.

Auf den ersten Blick zeigen die hohen Umrisse zweier Pyramiden im Norden der Ruinen deren Lage an; von dort zog sich die Stadt nach Süden bis an den Fuß des Cerro Matlacinga, wo man vom Bahnhofe aus einige Erdhügel sich erheben sieht. Unter Führung eines Indianers erreichte Charnay zuerst ein mächtiges Erdviereck von 600 m Seitenlänge, das als „Citadelle“ bezeichnet wird. Es wird gebildet durch vier gewaltige Wälle von 6 m Höhe und 24 m Dicke, auf welchen 15 Pyramiden sich erheben (s. den Plan S. 228); in der Mitte verbindet ein schmalerer Damm, der durch eine höhere Pyramide unterbrochen wird, den nördlichen und südlichen Wall: ein riesenhaftes Werk. Weiter nach Norden kreuzte Charnay die steilen Ufer des Rio de San Juan, der im Sommer trocken liegt, in der Regenzeit aber sich in einen Gießbach verwandelt. In seinem Bette findet sich eine Schicht Obsidiangerölles, aus welchem die Millionen von Rasirmessern, welche alle Völker Anahuacs in Gebrauch hatten, hergestellt wurden; es waren drei Arten vorhanden, eine durchscheinende, wie Flaschenglas, eine opalisirende und eine aschfarbene. Deutliche Spuren lassen erkennen, daß, als die Stadt noch bewohnt war, der Fluß kanalisirt und schmaler war, und daß Brücken über ihn führten. Weiterhin stößt man auf gewaltige Trümmermassen, die so wüst und formlos durcheinander lagen, daß die frühere Gestalt und Bestimmung

des Bauwerkes nicht zu erkennen war. Nach rechts abbiegend erreichte Charnay kleine steinige Felder, welche die Indianer mit Mühe den Trümmermassen abgerungen haben. Nur schlecht belohnen dieselben die darauf verwendete Mühe; sie liegen als Einsenkungen zwischen den kleinen Hügeln und sind mit Irdenwaare von allerlei Farbe, Masken und allerhand kleinen Figuren übersäet. Je näher man der großen Sonnenpyramide kommt, um so häufiger werden Hausgötzen, Weihegeschenke, kleine Götterbilder, Steinärte, Scherben von Bechern, Perlen von Halsbändern u. s. w., von denen der Reisende eine zahlreiche und schöne Sammlung zusammenbrachte. Unter den Masken befinden sich manche, welche mit Glück und sogar mit Kunst Typen der verschiedenen Indianerstämme darstellen, daneben aber wieder andere Gesichter, welche gar nicht Amerika anzugehören scheinen. Unter den Proben, welche auf S. 229 abgebildet sind, vermeint man z. B. einen Neger mit wulstigen Lippen, platter Nase und Wollhaar, sowie einen Chinesen zu erkennen, und in Charnay's Sammlung befinden sich andere Masken, welche Vertreter der weißen Race und Japaner darzustellen scheinen; es kommen darunter ebenso gut griechische Profile, wie die aus Palenque bekannten zurückweichenden Stirnen vor.

Hier befand sich Charnay bereits an der Sonnenpyramide, welche wie eine vulkanische Erhebung unvermittelt aus der Ebene aufsteigt. Ihre Seite mißt 232 m, die



Toltekisches Basrelief aus Tula. (Nach einer Photographie.)

Höhe 66 m; ohne ganz genau orientirt zu sein, ist doch jede ihrer Seiten einer der vier Haupthimmelsrichtungen zugekehrt. Die vier Absätze über einander sind noch zu erkennen, aber die Treppen sind verschwunden. Der Körper der Pyramide besteht aus vulkanischen Steinen, die durch Erde zusammengehalten werden. Dicke, im Innern sich kreuzende und mit starken Cementschichten bedeckte Scheidemauern stützen das Ganze. Die Wände des Schutthügels zeigen eine Böschung von 31 bis 32 Grad, während die an vielen Stellen erhaltene Cementschicht, mit welcher einst die ganze Oberfläche überzogen gewesen war, eine solche von 47° zeigt. Beschwerlich, namentlich in der Sonnenhitze, ist die Besteigung des Hügels, aber von ihrer Spitze aus, welche einst die vergoldete Statue der Sonne trug, genießt man einen großartigen Ueberblick über die Ruinen: im Norden die Pyramide des Mondes, die große Todtenstraße, Mihotli, von Tumuli eingefaßt und mit Gräbern besäet, und dann die Masse von Trümmern, 6 qkm bedeckend, welche die Lage der Stadt selbst, ihre Paläste und Häuser bezeichnet, eingefaßt von einem fernen Kranze vulkanischer Berge; im Osten das Dorf San Martin, im Westen San Juan und im Süden der über den Hügeln von Matlacinga aufragende weiße Gipfel des Iztaccihuatl, während im Südwesten der Blick Tezcoco, den See und das ganze Thal von Mexico umfaßt.

Inzwischen war es Mittag geworden, und der Hunger

trieb Charnay nach dem nächsten Dorfe, nach San Martin. Dasselbe liegt an der trockensten Stelle des Thales, wo nur dürftige Pfefferbäume und Opuntien wachsen, außerdem aber Organos, Kaktus, welche in einem Schuß 15 bis 20 Fuß hoch wachsen und dicht an einander gedrängt wie eine undurchdringliche Mauer die staubigen Straßen des Ortes einfassen. Diese sonderbare Vegetation bildet seine einzige Merkwürdigkeit und verleiht ihm seinen eigenthümlichen Charakter. Ganz verschieden davon stellt sich das 5 km entfernte San Juan de Teotihuacan dar, welches Charnay zu seinem Standquartier erwählte. Vor Eröffnung der Eisenbahn passirten dort täglich mehr als 2000 Maulthiere, zu deren Aufnahme große corales und mesones hergerichtet waren; in den zahlreichen Herbergen waren die Tortilleras von früh bis spät geschäftig, floß der Pulque, der Chinguerite und Branntewein in Strömen und roch es beständig nach scharf gepfefferten Ragoûts. Die Eisenbahn raubte dem Orte sein Leben; traurig und öde liegt seine mit baumartigen Malven und vier elenden Eucalyptus bestandene Plaza da, die Schenken sind verödet, die Fenster an den meisten Häusern geschlossen. Doch im Gegensatze zu dem trockenen San Martin sprudeln überall reichliche Quellen, und namentlich der westliche Theil des Dorfes hat eine üppige Vegetation von alten Cypressen, hohen Pappeln u. s. w., welche eine der schönsten Kirchen des Landes mit einem höchst zierlichen, harmonischen Thurme umgiebt, die den Stolz einer Provinzhauptstadt abgeben könnte. In einem der Häuser von San Juan also, das freilich nicht die geringste Bequemlichkeit, kein Bett, keinen Stuhl, keinen Tisch darbot, richtete sich Charnay ein und beschloß, da er im Dorfe selbst verschiedentlich Spuren von Cementschichten entdeckte, gleich dort auf einem kleinen Platze, wo sonst Stierkämpfe abgehalten wurden, mit seinen Nachgrabungen zu beginnen. In der That fand er auf der Nordseite etwa ein Dutzend Kindergräber und halb so viele von Erwachsenen, wie die gefundenen Gegenstände erkennen ließen. Die Vasen wichen gänzlich von denen aus Tenenepanco ab, glichen aber zum Theil denen von Tula; sie sind selten, bestehen meist aus einer schwarzen Erde und einige tragen kreuzförmige Muster; sie sind ferner groß, 8 bis 10 cm hoch, messen am Boden 15 bis 20 cm und haben erweiterte Ränder. Die daneben gefundenen Skeletreste zeigten, daß man es mit gewöhnlichen Todten zu thun hatte, da die Leichen der Großen und Reichen verbrannt wurden. Meist fanden sich die Vasen zu zweien, waren aber so alt und der sie umgebende Erdboden so fest, daß nur wenige unversehrt herausgeholt werden konnten. Auch die in einer Tiefe von 30 cm bis 1 m beigesetzten Leichen befanden sich in einem solchen Zustande, daß ihre Lage nicht mehr zu erkennen war. Diejenigen der Kinder ruhten in runden Töpfen mit senkrechten Wänden. Am selben Tage fand Charnay eine ziemlich große Menge kleiner Terracotta-Figuren, eine sehr schöne Maske, eine Art, einige kleine Töpfe, eine Masse kleiner runder Steine wie Murmeln, zahlreiche sehr zierliche und schöne Obsidianmesser, ferner runde Schieferplättchen, die vielleicht als Geld(?) dienten, Pfeilspitzen und Glimmerblättchen, wie sie sich in allen Gräbern finden. Reste vom eßbaren Hunde (techichi) und von Vögeln sind als Lebensmittel zu erklären, welche dem Todten für seine Reise in das Jenseits beigegeben wurden.

Plan der hauptsächlichsten Ruinen von San Juan de Teotihuacan.
1. Pyramide des Mondes. 2. Pyramide der Sonne. 3. Citadelle. 4. Toltekischer Palast. 5. Todtenstraße.

Während seine Indianer unter Albert's Aufsicht die Ausgrabungen im Dorfe selbst fortsetzten, besuchte Charnay unter Führung ihres Aufsehers Marcelino die $1^{1}/_{2}$ km westlich von der Mondpyramide gelegenen cuevas, weite unterirdische Räume, welche zuerst wohl als Steinbrüche und später als Katakomben gedient hatten. Es sind meist

schmale, niedrige Gänge, welche, von Menschenhand ausgehöhlt, sich weit in das Conglomeratgestein hineinziehen und stellenweise sich zu großen Sälen erweitern, in denen die Dorfbewohner jährlich zweimal einen Ball abhalten.



Pyramide in Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)



Köpfe und Masken aus Stein, gefunden in Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

Die ersten Erforscher derselben fanden in den Gängen menschliche Gebeine durch einander gemengt mit Knochen von Wiederkäuern.

Nach langer Erwägung begann Charnay seine Ausgrabungen in dem großen Ruinenfelde, und zwar nördlich vom Rio de San Juan, wo die Reste von Mauern

und Esplanaden sich deutlicher als anderswo zeigten. Der Zufall wollte, daß er eine günstige Stelle getroffen hatte; denn als nach dreitägiger Arbeit der Ingenieur der mexicanischen Regierung, Perez Castro, anlangte, rief derselbe überrascht aus: „Das ist ja unser Palast von Tula!" In der That bestand hier dieselbe Anordnung, wie dort: ein innerer Hof und die einzelnen Gemächer in verschiedenen Höhen, von 0 m bis 2,55 und 3 m, über einander liegend. Nur waren hier die Räume größer und besaßen meist Pfeiler; es befand sich darunter ein Saal von 15 m Seitenlänge. Die nahe 2 m dicken, aus Stein und gestampfter Erde bestehenden und mit einer 16 cm starken Cementschicht belegten Mauern steigen etwa 95 cm hoch schräg an und setzen sich dann horizontal fort. In der Mitte stehen sechs, gleichfalls schräg zulaufende Pfeiler von 0,5 m Höhe, auf denen einst Säulen von Holz, Stein oder Ziegeln sich erhoben, um das Dach zu tragen. Es war das offenbar einst der Empfangsraum des Palastes, dessen Wohnzimmer weiter nach rückwärts lagen und von Ackerfeldern bedeckt waren.

Straße in S. Martin. (Nach einer Photographie.)

Vielfach hatte man Reste von verkohlten Balken gefunden, was darauf schließen ließ, daß die Stadt durch Brand ihren Untergang gefunden hat. Der beste Fund war aber der von zwei Gräbern mit toltekischen Grabsteinen, den ersten überhaupt entdeckten. Dieselben, 1,35 m hoch, 1,02 m breit und 13 cm dick, haben Kreuzesform und bezeichneten offenbar den Eingang zu den Grabstätten; denn unter dem einen fanden sich Stufen einer Treppe, welche in das Innere der Pyramide unter die Gemächer führten, wo sich in 3 m Tiefe Perlen von Halsbändern, Todtenvasen mit fetter Asche und Reste ver-



Toltekischer Grabstein aus Teotihuacan. (Nach einer Photographie.)

brannter Stoffe, an denen noch das Gewebe kenntlich war, fanden.

Weitere Ausgrabungen fanden auf dem Stufenhofe statt, welcher den Palast nach der Todtenstraße hin begrenzte, und legten eine unglaubliche Menge von Bauten und Untermauerungen bloß; schräg aufsteigende, cementirte Mauern, Umgänge und Treppen nach oben und in die Tiefe, wo sich allerhand Schmuck, Gefäße u. s. w., wie in jenen beiden ersten Gräbern fanden, eine wahre Nekropole, auf welcher spätere Geschlechter ihre Wohnungen errichtet hatten, und welche wohl geeignet war, von dieser altindianischen Civilisation einen hohen Begriff zu erwecken. In Comalcalco sollte indessen Charnay noch merkwürdigere Dinge zu sehen bekommen.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

III.

Die Stadt Lewiston, welche 619 Fuß über dem Meeresspiegel am Zusammenflusse des Snake und Clearwater erbaut wurde, hat trotz ihrer vortheilhaften geographischen Lage dem Schicksal fast aller in diesen Gebieten gelegenen Ortschaften, deren Prosperität auf den Ertrag von Placer-Goldminen basirt war, nicht entgehen können. Als im Anfange der sechsziger Jahre die Goldminenlager im nördlichen Idaho, Pierce City, Oro Fino, Florence, Warrens und andere, einen Reichthum an Edelmetallen producirten, der von den ergiebigsten Minendistrikten Californiens zur Zeit ihres höchsten Glanzes kaum übertroffen wurde, herrschte in Lewiston, dem Centralorte aller jener Dorados, reges Leben und wilde Zügellosigkeit; Handel und Wandel blühten dort, Spielhöllen, Trinkbuden und Tanzhäuser drängten sich aneinander, — ein Bild, wie nur eine blühende Minenstadt auf der weiten Erde etwas Aehnliches dem Beschauer zu zeigen vermag. Heute ist Lewiston eine echte Spießbürgerstadt, welche ihre Existenz durch den Handel mit biederen Farmern mit knapper Noth ermöglicht. In den alten herabgekommenen Minenlagern, welche früher von Tausenden lustiger Goldgräber schwärmten, leben, Alles in Allem, heute nur noch etwa 150 Weiße und 1500 Chinesen. Daß letztere als Faktoren für Handel und Wandel und in diesem Lande gleich Null sind, weiß wohl so ziemlich Jedermann; und daß ein Platz wie Lewiston, der heute noch an 1500 Einwohner zählt, nicht von 150 noch so freigebigen Goldgräbern zu existiren vermag, liegt auf der Hand.

Es ist ein glückliches Geschick für die Stadt Lewiston, daß der reiche Palouse-Agrikulturdistrikt sich in nicht allzugroßer Ferne von ihren Thoren entwickelt hat, und auch der Handel anderer Ackerbaugebiete wenigstens theilweise hier sein Centrum findet: denn sonst würde sie wohl bereits vom Erdboden verschwunden sein. Als ich am Abend meiner Ankunft einen Spaziergang durch die fast menschenleeren Straßen machte, in die vereinsamten Kaufläden blickte und die traurigen Mienen einiger Schenkwirthe schaute, welche an mir, als ich sorglos an ihren Trinkstuben vorüberwandelte, ihre letzte Hoffnung, an diesem Tage noch ein paar ehrliche Bit zu verdienen, zu Schanden werden sahen, — konnte ich einen Seufzer über das traurige Schicksal dieser einst so blühenden Stadt kaum unterdrücken. Unter jener Allee von prächtigen Laubbäumen, welche an der Seite der Hauptstraße hinlief, muß es vor zwanzig Jahren recht lustig zugegangen sein, als die mit Goldstaub schwer beladenen Miner dort in hellen Haufen auf und ab zogen, Sang und Musik und der klappernde Klang der Zwanzigdollarstücke aus den nahen Spielhäusern schallte und mitunter ein fröhlicher Schuß die Gesellschaft animirte. Jetzt sah ich nur eine riesig korpulente Matrone in jener Allee, die sich's dort in ziemlich dekolletirtem Kostüm auf einem Schaukelstuhl bequem machte und mich zutraulich grüßte, als ich vorüber spazierte.

Während meines zweitägigen Aufenthaltes in Lewiston belehrte man mich, daß ich diese Stadt zur Zeit der größten Geschäftsstille besucht hätte, und daß im Herbst und Winter dort Handel und Wandel, wenn nicht gerade blühten, so doch einigermaßen lebhaft seien, indem die kleineren „Stores“ im Lande hier alsdann ihre Einkäufe zu machen pflegten. Der Waarenumsatz mit den „British Possessions“ und einigen in den Bitter-Root-Bergen liegenden Minenlagern sei gar nicht so unbedeutend, und die nahen ergiebigen Agrikulturdistrikte pflegten an den Werften von Lewiston, als dem äußersten Punkte, bis wohin die den Snake befahrenden Dampfer gelangen könnten, ihre Produkte zu verschiffen. Diese Dampfschifffahrt auf dem Snake ist jedoch sehr unzuverlässig. Der Fluß ist von seiner Mündung bis nach Lewiston voll von Sandbänken und Stromschnellen, im Herbst und Frühjahr ist das Wasser kaum tief genug, um den Dampfern die Schifffahrt zu ermöglichen.

Es lag in meiner Absicht, auf einem Dampfer die mir als höchst interessant geschilderte Fahrt durch die Stromschnellen nach Ainsworth, bis an die Mündung des Snake in den Columbia, zu machen, und dann auf der Northern-Pacific-Eisenbahn Spokane Falls zu erreichen. Als ich am zweiten Tage meines sich ohne meine Absicht verlängernden Aufenthaltes in Lewiston endlich das schrille Signal eines Dampfers vernahm, eilte ich schnell an Bord, da diese Boote, wie man mir gesagt hatte, in der Regel schon in einer Stunde wieder stromab fahren. Die Fahrgebühr von fünfzehn Dollars, exclusive einer Schlafkabine und dem Honorar für die schlechte Verpflegung, schien mir allerdings für eine etwa acht Stunden dauernde Dampferfahrt, selbst für das kostspielige Reisen im Territorium Washington, etwas exorbitant zu sein; eine prompte Beförderung nach Ainsworth, mit Vermeidung der unangenehmen Stagefahrt, galt mir jedoch als ein Aequivalent für den unverschämt hohen Passagepreis. Zu meinem Glück befragte ich sofort den Steuermann, einen Deutschen, wann wir wohl nach Ainsworth kämen, und ob dort Anschluß an die Eisenbahnzüge sei. Er lachte und meinte, es könne möglicher Weise zwei Tage, vielleicht auch zwei Wochen dauern. Daß ich mit meinem Gepäck den Dampfer schleunigst wieder verließ, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Ich hatte auf höchstens zehn Stunden für diese Dampferfahrt gerechnet und verspürte durchaus keine Lust, mich auf eine so unbestimmte Zeit dem gefährlichen Fahrwasser des Schlangen-

flusses anzuvertrauen. Die Folge von dieser Enttäuschung war, daß ich die Reise nach Spokane Falls in der Stage quer durch das Palouseland machte, ein Wechsel in meinem Reiseprogramm, welcher mir schließlich zur großen Genugthuung gereicht hat, indem ich dadurch in neue, sehenswerthe Gegenden gelangte, welche ich sonst wohl nie besucht hätte.

Lewiston ist im Sommer „heiß wie die Hölle", wie man sich hier zu Lande auszudrücken pflegt. Wir hatten zur Zeit meines Besuchs nur 97° F. im Schatten, was die Einwohner hier angenehm kühl nannten. Wochenlang, so erzählte man mir, hätte das Thermometer an der kühlsten Stelle in der Stadt 110 bis 112° gezeigt. Der Wirth im Hôtel theilte mir stolz mit, daß es in seinem „Office"-Zimmer im Sommer selten über 100° warm würde, indem er alle Läden geschlossen hielte und alle halbe Stunde einige Eimer Wasser auf den Fußboden gießen ließe. Deshalb sei sein Lokal im Sommer auch der Versammlungsplatz der feinern Gesellschaft von Lewiston, insbesondere der Advokaten, welche dort ihr Nachmittagsschläfchen zu halten pflegten. Weshalb die Gründer von Lewiston diesen Platz in einem Kessel am Fuße eines Plateaus und nicht auf diesem als Baustätte trefflich gelegenen und nicht übermäßig hohen Boden erbaut haben, ist mir ein Räthsel geblieben. Wo die Stadt jetzt steht, kann sie kein kühler Luftzug erreichen, während die besten luftigen Bauplätze ganz in der Nähe liegen.

Zwölf Miles von Lewiston befindet sich die Reservation der Nez-Percés-Indianer, welche durch den Krieg ihres Häuptlings Joseph im Jahre 1877 weltbekannt geworden sind. Die Nez Percés, deren Stolz und Ruhm ehemals darin bestand, nie einen Weißen umgebracht zu haben, wurden durch Joseph, der mit seiner Bande absolut nicht auf der Reservation wohnen bleiben wollte, in jenen für sie so verhängnißvollen Krieg gleichsam hineingehetzt. Mit dreihundert auserlesenen Kriegern kämpfte Joseph im offenen Felde monatelang gegen eine ihm drei- und vierfach überlegene Militärmacht. Dem gottesfürchtigen General Howard, der sich grundsätzlich an keinem Sonntag schlagen wollte, brachte der Führer der Nez Percés verschiedene arge Schlappen bei und zeigte sich ihm als Stratege so überlegen, daß ernste Besorgnisse über den Ausgang des Krieges laut wurden. Endlich fing der wackere General Miles die nach Montana ziehende Hauptmacht der Indianer im Bear-Paw-Gebirge ab und zwang sie zur Uebergabe.

Die Nez-Percés-Reservation bei Lewiston geht seitdem ihrer Auflösung rasch entgegen. Der Vereinigte-Staaten-Census von 1870 gab als Bewohner jener Reservation 3200 Köpfe an, die auf etwa 1100 zusammengeschmolzen sind. 600 Nez Percés wurden mit Joseph nach dem Gebiete der „Indianischen Nationen" versetzt; eine kleine Bande schlug sich von Montana nach den britischen Besitzungen durch und schloß sich dort den Sioux unter Sitting Bull an. Im Sommer dieses Jahres erzürnte sich jene kleine Zahl Nez Percés aus einer nicht bekannt gewordenen Ursache mit den Sioux und wurde von diesen bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Es ist ein tragisches Schicksal, welches diesen wackern Indianerstamm ereilt hat, der unter allen an dieser Küste der Civilisation am zugänglichsten gewesen ist. Schwerlich wird er sich je wieder emporraffen, denn die Besten sind dahin, todt oder in die Fremde gestoßen. Der Krieg wurde von diesen Rothhäuten mit auffallender Schonung gegen wehrlose Weiße geführt. Weiße Frauen und Kinder, die in die Gewalt der Indianer geriethen, und Gefangene wurden nur selten von jenen grausam ermordet, wie es sonst bei den Rothhäuten üblich ist. In den Gefechten mit der Militärmacht der Vereinigten Staaten schlugen sich die Nez Percés brillant. Sie sind prächtige Männergestalten und den besten geschulten Soldaten im Kriege vollständig ebenbürtig.

Die Bevölkerung von Lewiston befand sich damals in einer verzweifelten Lage und war eine Woche lang den Indianern fast hilflos preisgegeben. Einem Angriff von diesen hätte die Stadt nicht widerstehen können, denn, obgleich die Anhöhen durch Schützengräben gedeckt waren, wäre es den Nez Percés doch ein Leichtes gewesen, in den Ort einzudringen. Joseph zog es aber vor, statt einen Angriff auf Lewiston zu unternehmen, gegen den ihm verhaßten General Howard nach der Camas-Prärie in Idaho zu marschiren, sich dort mit ihm herumzuschlagen und strategische Schachzüge auszuführen; und so blieb dieser Stadt das Schicksal von Neu-Ulm in Minnesota im großen Sioux-Kriege erspart, bei welcher Affaire die dortige deutsche Bevölkerung so schrecklich litt.

Die Stadt Lewiston spekulirt, wie ich aus einer dort erscheinenden Zeitung, dem „North Idaho Official Paper", ersah, auch bereits darauf, ein bedeutendes Eisenbahncentrum zu werden. Man hat neuerdings einen Paß durch das Bitter-Root-Gebirge gefunden, der direkt östlich von den Quellen des Clearwater nur 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und nicht mehr als 60 Fuß Steigung zur englischen Meile hat. Die Linie, auf welcher die Northern-Pacific-Eisenbahn jetzt erbaut wird, nimmt nördlich von der Stadt Helena in Montana eine nordwestliche Richtung und umgeht auf diese Weise das Bitter-Root-Gebirge, wogegen die direkte Linie durch den dort gefundenen Paß und das Thal des Clearwater nach Lewiston und am Schlangenflusse hinunter nach Ainsworth 150 Miles kürzer, als die jetzt gewählte sein würde. Zum Unglück für Lewiston kommt die Entdeckung jenes Passes etwas post festum, da die Eisenbahnbauten an der Northern Pacific über den See Pend d'Oreille, wo sich diese im großen Bogen wieder nach Südwesten wendet, schon zu weit vorgeschritten sind, um eine Abänderung derselben wahrscheinlich zu machen. Außerdem hofft Lewiston noch darauf, eine Eisenbahnlinie nach Boise City, im Anschluß an einen über dort nach dem Columbia als Zweigbahn der Union Pacific im Bau begriffenen Schienenweg, zu erhalten, und diesen den Snake abwärts und durch das Yakimathal nach dem Puget-Sund verlängert zu sehen.

Wie hoch sich die Pläne der guten Bewohner von Lewiston in den Himmel verlieren, und wie wenig sie daran glauben, daß die gegenwärtige gedrückte Geschäftslage in ihrem Städtchen von Dauer sein könne, davon möge der hier folgende Erguß eines Leitartikels in der „Nord Idaho officiellen Zeitung" (18. August) der fremden Welt Kunde bringen. Es heißt dort, wörtlich übersetzt:

„Der Grundstein von Lewiston wurde breit und tief gelegt und Jahre voll von unermüdlichem Fleiße haben ihn fest gekittet. Auf einer solchen Grundlage erbaut, hat Lewiston die Wechselfälle der Aera des Lebens an der Grenze der Civilisation siegreich bestanden. Die Zeit hat uns geprüft, Feuer und Schwert uns erprobt und stark befunden, und unsere Existenz ist heute der stärkste Beweis dafür, daß wir alle Elemente besitzen, welche dazu erforderlich sind, um eine große Metropole hier aufzubauen. — Tyrus und Sidon sind am Meeresufer in Staub zerfallen; Baalbek ist eine trostlose Ruine; Palmyra liegt in der Wüste begraben; Niniveh und Babylon sind vom Tigris und Euphrat verschwunden: — aber Lewiston ist Erbe für den Handelsthron des innern Nordwestens — denkt daran!"

Man sieht, es giebt noch Poesie und kindlichen Glauben an des Schicksals Gerechtigkeit in der nüchternen Jetztzeit!

Es ist erfrischend, eine solche Stimme aus den Wildnissen von Nord-Idaho zu vernehmen, in einer Aera, wo die nüchterne Prosa das Journalistenthum ganz überwuchert. Möge unser von der Poesie angehauchter Kollege seine Prophezeiung bald in Erfüllung gehen sehen, und das Lewiston der Zukunft die Felsenthäler des Snake und Clearwater einst mit Glanz und Reichthum schmücken!

Ueber den Landbau der Viti-Insulaner[1]).

Von M. Eckardt.

Von allen Bewohnern der Südseeinseln sind diejenigen Vitis entschieden am meisten beanlagt Ackerbau zu treiben. Umgeben von einer wunderbaren Vegetation, deren kleinste Veränderung durch die Einwirkung der Natur dem sie schon früh beobachten lernenden Naturmenschen genau den Zeitpunkt anzeigt, wann er zu graben, zu säen oder zu ernten hat, liegt es ihm nahe, daß er den Nutzen oder Schaden eines jeden Produktes aus dem Pflanzenreiche kennt und zu verwerthen weiß. Sein Scharfblick zeigt ihm bei der Wahl eines urbar zu machenden Landes am Erdreich und der es bedeckenden Vegetation, für welche Zwecke dasselbe am besten zu verwenden ist; ob es einige Meilen vom „koro“, dem Wohnorte, entfernt liegt, ist gleichgiltig, da während der Zeit, die dem Bearbeiten und Säen gewidmet wird, an Ort und Stelle temporäre Wohnungen errichtet werden, in denen sich die Familien ansiedeln. Nach der Saatzeit kehren sie in die Heimath zurück und gehen nur dann und wann zu dem bestellten Acker um das Unkraut zu entfernen und dergleichen. Während im Allgemeinen Mann und Weib gemeinsam für ihren Bedarf arbeiten, wobei jedoch letzteres am schlechtesten bedacht wird, unter anderen die ganze Ernte heimzutragen hat, so wird das Besitzthum des Häuptlings mit vereinten Kräften gepflegt; ebenso herrscht mehrfach der Gebrauch, daß die gesammte Bevölkerung eines Ortes die zu demselben gehörigen Grundstücke der Reihe nach nicht nur bearbeitet, sondern auch besäet, sobald der betreffende Besitzer unter Hinweis auf ein Aequivalent an reichlicher Lieferung von Nahrungsmitteln dazu auffordert. Neben dem Privatbesitze eines jeden existirt nun auch solcher, der einer ganzen Familie, „matagali“, einer Ortschaft und sogar einem ganzen Bezirk gehört, der dann natürlich stets mit vereinten Kräften bebaut wird, wie denn auch bei allem, was gemeinsamen Zwecken dient, also z. B. den Canoehäusern und dergleichen, gemeinsame Arbeit verwandt wird, auf welche fleißige Gewohnheit Häuptlinge und Familienoberhäupter stets halten. Eine Eigenthümlichkeit, die unter weniger günstigen Verhältnissen von außerordentlichem Nachtheil sein würde, ist die, das benutzte Land nach der Ernte so lange ruhig liegen zu lassen, bis es sich wieder erholt, weshalb denn auch oft zur Ernährung einer kleinen Bevölkerung ein erstaunlich großes Stück Land nothwendig ist. Fortwährend werden neue Strecken vom Baumwuchs entblößt, was namentlich an den Leeseiten von Ovalau, Vanua Levu und Viti Levu von schädlichstem Einfluß ist; ganze Distrikte haben hier oft wochenlang keinen Regen, so daß das Erdreich verdorrt und fast völlig unfruchtbar wird. Wohl werden zum Schutze gegen den Wind längs des Strandes mit Buschwerk bepflanzte Gräben aufgeworfen, an deren innerm Rande sich ein starker Zaun befindet, um die Schweine vom Acker fern zu halten, doch hebt dies alles die schlimmen Folgen wenig auf. Bei der sonstigen Begabung des Vitianers dürfte es wohl angebracht sein, demselben den Nutzen des systematischen Düngens klar zu machen, der ihm den Vortheil brächte, den Boden auf Jahre hinaus für eine und dieselbe Fruchtsorte geeignet zu machen. Auch würde die Einführung von Reis, Getreide rc. diesem Unwesen in gewisser Weise steuern können.

Das einzige Geräth, das nach der Entfernung der Bäume, die früher mit Steinbeilen, jetzt meistens mit europäischen Werkzeugen geschieht, sowie des Buschwerks beim Umgraben des Bodens angewandt wird, ist ein zugespitzter Stock aus hartem, zähem Holze, der „doko“; Spaten und Hacke haben ihn noch nicht verdrängt. Durch Stoßen mit demselben werden ca. 2 Fuß Durchmesser haltende Löcher gemacht und die herausgehobenen Erdschollen durch Kinder mit den Händen oder kleinen Stöcken zerkleinert.

Die am häufigsten kultivirten Nahrungspflanzen sind Yams, Taro oder Dalo, Zuckerrohr, „Ti“ (Dracaena sp.), Brodfrucht u. a. m., die theilweise in Verbindung mit Fischen, Geflügel, Schweinefleisch und mehreren Arten Küchengewächsen die tägliche Speise der Eingeborenen bilden, während das Getränk aus Wasser, Kokosnußmilch, und bei festlichen Gelegenheiten, die häufig bei den Haaren herbeigezogen werden, aus kava, hier „yakona“ oder „agona“ genannt, besteht.

Dem Yams, „uwi“ (Dioscorea), gebührt der Vorrang. Unter den angebauten, etwa 20 verschiedenen Sorten sind mehrere sehr schön, mehlig, kurz ganz einer guten Kartoffel gleichend. Während die Wurzeln einiger Gattungen nicht schwerer als 2 bis 3 Pfund sind, erreichen andere häufig mehr als Centnergewicht. Mit Vorliebe werden sie in hartem, wenig vorbereitetem Boden gepflanzt, weil demselben noch keine kräftigen Bestandtheile entzogen sind. Sobald der durch das feurige Scharlach der Blumenbüschel auffallende Ndralla-Baum (Erythrina indica) im Juli oder August zu blühen beginnt und das an der Sonne getrocknete Gras abgebrannt ist, wird zu pflanzen begonnen. In die zu kleinen, 3 bis 5 Fuß hohen Hügeln, „buke“, aufgeworfene Erde werden kleine Wurzeln oder Endstücke größerer gesteckt, und um die in Reihen formirten Hügel Gräben zur Bewässerung gezogen. Ist nach kurzer Zeit die Staude $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß hoch emporgeschossen, wird sie an horizontal gelegten, auf den Hügeln oder auf gabelförmigen Stöcken ruhenden Rohrstäben weiter geleitet. Schon Ende December werden die ersten, die sogenannten Kinderyams, „uwi-ngone“, geerntet, während die größeren Ende März oder später reifen, was das Vertrocknen der Stengel anzeigt. Die herausgegrabenen Wurzeln bringt man in luftige, aus Bambusrohr auf den Feldern errichtete Schuppen, deren Dächer durch ein Geflecht von Gras wasserdicht gemacht sind, und wendet sie gelegentlich, sorgfältig die schlechten heraussuchend, die kleinen Knollen nach oben brin-

[1]) Auf Basis von A. Horne's A year in Viti (London 1881), der Berichte Kleinschmidt's im Journal des Museum Godeffroy und privater Mittheilungen.

gend, damit diese nicht durch die größeren zerdrückt werden. Bei Bedarf werden sie je nach der Größe zerschnitten oder ganz gelassen, gekocht, geröstet oder gedämpft.

Vom Dalo oder Taro (Arum esculentum) baut man, wie in Indien Berg- und Sumpfreis, eine Land- und Wassersorte. Der Landdalo wächst gleich dem Bergreis nur an Orten, wo der Regenfall groß ist und das Wasser möglichst wenig abgeleitet wird oder verdunsten kann. Um letzteres zu verhindern, bleiben einige Bäume auf dem für den Dalo bestimmten Lande stehen, alles Uebrige wird von Wurzeln, Gras und Kraut gesäubert und dann mit dem Pflanzstock ca. 9 Zoll tiefe, einige Fuß von einander entfernte Löcher ausgehoben, deren Wandungen sowie das umliegende Erdreich festgeklopft resp. getreten werden, damit das in den Löchern sich ansammelnde Regenwasser nicht so leicht in den Boden einziehen möge. Während so die Pflanzen feucht gehalten werden, verhindert die Tiefe, in der sie wurzeln, daß weitere Triebe aus den Knollen hervortreten, was häufig geschieht, wenn sie zu nahe der Oberfläche gepflanzt werden. Gesetzt wird ein Stückchen des obern Theils der Wurzel mit dem daran befindlichen Blattstengel, dessen Blätter jedoch sorgfältig entfernt werden, damit keinerlei Kraft verloren gehe. Diese Vorsicht wird auch beim Verpflanzen des „masi“ (Broussonetia papyrifera), der Brodfrucht u. a. m. angewandt. Nun läßt man wachsen, was wachsen will, und jätet nur bisweilen das Unkraut aus, was ausschließlich bei feuchtem Wetter geschieht, weil der Boden sonst zu plötzlich dem vollen Einfluß der Hitze und der Luft ausgesetzt wird.

Die Zucht des Wasserdalos ist eine entschieden schwierigere. Da er stets Zufluß an frischem Wasser haben muß, werden in den Thalgründen nicht nur wasserreiche Plätze ausgesucht, sondern Wasserleitungen construirt, die dem Scharfsinn der Eingeborenen alle Ehre machen und sich oft meilenlang über Schluchten und Hügel hinziehen. Bisweilen geschieht die Anlage der Pflanzungen auch terrassenförmig an den Hügelseiten; jedes dieser von den Ansiedlern „patches“, von den Eingeborenen „wudhi“ genannten, sehr großen Beete ist von dem andern, je nach der Steile des Terrains, etwa 4 Zoll bis zu mehreren Fuß entfernt und durch einen Wall getrennt. Am besten gedeiht der Wasserdalo in thonigem Boden, gepflanzt wird er ebenso wie der andere, nur etwas dichter. Im Falle das Erdreich noch nicht ganz zur Aufnahme der Stecklinge bereit ist, werden dieselben an Plätzen aufbewahrt, wo sie vor der Sonne geschützt sind, und dann und wann in Wasser gelegt. Die Güte der Frucht zu verbessern und eine größere Ernte zu erzielen, nimmt man nach derselben einen Tausch der Schößlinge vor und bringt z. B. solche, die an einem warmen Orte standen, an einen kalten, von einem trocknen an einen feuchten ꝛc. ꝛc. Der Aussage der Eingeborenen zufolge ist dieser Wechsel von außerordentlicher Wirkung. Ebenso benutzt man das Land nach der zweiten Ernte im Allgemeinen einige Jahre hindurch nicht wieder, damit es sich wieder völlig kräftigen möge. Die Reife der Knollen resp. Wurzeln zeigt nach 10 bis 12 Monaten das Abfallen der Blätter an. Die zuweilen an 12, durchschnittlich jedoch 4 bis 6 Pfund wiegenden, sehr nahrhaften Wurzeln werden gekocht oder zwischen heißen Steinen gebacken und lieber kalt als heiß zerkäuet und ausgesogen; in Folge ihres süßlichen, dem Safte eingemachter Birnen ähnelnden Geschmackes bilden sie die Hauptbestandtheile des „vakalolo“, des Puddings der Eingeborenen. Die jungen Blätter geben gekocht und wie Spinat zubereitet ein vorzügliches Gemüse, während sie in rohem Zustande herbe und beißend wirken. Vom Land- und Wasserdalo unterscheiden die Vitianer ca. 18 verschiedene Sorten, und zwar nach der Größe und Farbe der Blattstiele und Blätter.

In manchen Distrikten Vitis, so besonders in „Kolo“, d. h. den Bergdistrikten VitiLevus, pflanzt man zwischen dem Dalo Bananen (Musa sapientium), deren Blätter, wie die Eingeborenen sagen, den Dalo vor der Sonne schützen, richtiger aber den Boden beschatten, so daß dessen Feuchtigkeit nicht so schnell verdunsten kann. Häufig sind auch die Seiten der Wege damit bestanden, dem Wanderer willkommenen Schatten gewährend; dem Genuß der Früchte darf derselbe sich jedoch nicht hingeben, diese sind „tabu“ (verboten). Jeder Baum dieser nicht selten meilenlangen Alleen ist von dem andern etwa 8 Fuß entfernt. Wie beim Dalo benutzt man auch hier Schößlinge von den alten Wurzeln, ebenso werden aus der oben angegebenen Ursache die Blätter entfernt; zur Aufnahme dienen Löcher von ca. 3 Fuß Durchmesser und 2 Fuß Tiefe. Die erste Ernte geschieht 2 bis 3 Jahre nach dem Pflanzen. Sollen die noch grünen Früchte verwandt werden, so röstet man sie; sind dieselben reif, so werden sie roh oder gekocht mit Kokosnußmilch und dem Saft des Zuckerrohrs zum „vakalolo“ bereitet. Die Blätter der Bananen dienen dazu, die Nahrung aufzutragen; auch benutzt man sie, wie das auch mit den Daloblättern geschieht, beim Verpacken von Gegenständen, in welchem Falle die Mittelrippe unten scharf abgeschnitten und das ganze Blatt mehrere Male durch Feuer gezogen wird, um es biegsam und zähe zu machen. Die Faser der Stämme wird zur Zeit noch wenig benutzt, obschon sie an Güte dem Manila-Hanf (Musa textilis) gleichkommt.

Auf Yams, Dalo und Bananen folgt als Nahrungspflanze der Brodfruchtbaum (Artocarpus incisa). Durch Ableger fortgepflanzt, kommen die jungen Bäume rasch empor, schon im dritten bis vierten Jahre erreichen sie eine Höhe von etwa 16 Fuß und beginnen Frucht zu tragen. Der Baum wächst bis zu einer Höhe von 30 bis 50 Fuß und wird an 70 Jahre alt. Bei älteren Bäumen, deren Stammumfang ca. 3 bis 4 Fuß beträgt, beginnen die horizontal abstehenden Zweige etwa 15 Fuß vom Boden. Die bei einigen Arten tief gelappten, bei anderen ganz ungetheilten hellgrünen Blätter sind bei jungen Bäumen 1½ bis 2 Fuß lang und fast 12 Zoll breit, bei den älteren jedoch um die Hälfte kleiner. Ihre Oberfläche ist mit dichten rauhen Haaren besetzt, die eine Berührung unangenehm machen. Die kegelförmige, flache oder sechseckig gemusterte Frucht wiegt durchschnittlich vier bis fünf Pfund, obschon es einige Arten bis zu neun Pfund, andere dagegen nur von ein bis zwei Pfund giebt; die Qualität ist bei einigen ausgezeichnet, trocken und mehlig gleich einer Kartoffel, bei anderen wässerig und unschmackhaft. Man ißt sie sowohl gekocht als auch gebacken, oder verwendet sie beim Pudding; ebenso bilden sie auf Kohlen in der Erde geröstet einen Hauptbestandtheil des „madrai“, des Brodes der Eingeborenen. Drei kräftige Bäume genügen, einen Menschen jahraus jahrein zu ernähren, denn während der drei Monate, daß sie nicht tragen, kann die eingemachte Frucht benutzt werden. Einige Varietäten tragen während des ganzen Jahres, die Mehrzahl dagegen nur von Mitte Februar bis Mitte April. Gewöhnlich stehen diese sehr malerisch aussehenden Bäume in Gruppen bei einander; eine große Anzahl ward leider in den Kriegen zwischen den einzelnen Stämmen völlig zerstört, da es bei allen Feindseligkeiten zuerst gilt, des Gegners Ernte und Vorräthe an Naturalien zu vernichten. Das weiche, lichtbraune, mit röthlichen Adern durchzogene Holz wird zwar zu verschiedenen Zwecken benutzt, doch ist es nicht sehr werthvoll. Der

dicke weiße Saft, den die jungen Bäume, wenn angebohrt, absondern, dient dazu, die Fugen der Canoes dicht zu machen.

Ein Nahrungsmittel, das von den Vitianern sehr wenig, von den Ansiedlern zur Ernährung der Arbeiter in großem Maße angebaut wird, ist die süße Kartoffel, „kumala“ (Ipomoea batatas oder Batatas edulis) und zwar in einer Sorte mit röthlichen und einer mit weißen Knollen, die an Qualität einander gleichen. Von geringerer Wichtigkeit sind nun noch eine Anzahl eßbarer wildwachsender Pflanzen. Genannt möge werden die am Wasser, in den Ecken der Talo-Beete, überhaupt auf sumpfigem Boden wachsende „via mila“ (Colocasia indica), deren zuweilen fast zehn Fuß hoher, vier bis sechs Zoll im Durchmesser haltender Stengel, wenn auch selten, gekocht, geröstet oder zum madrai zerrieben, verwandt wird. In derselben Weise benutzt man die „via kau“ oder „via kana“ (Cyrtosperma edulis), die zuweilen gleich dem Talo in sumpfigem Boden angepflanzt wird. Die giftigen Eigenschaften beider genannten Pflanzen verschwinden nach dem Kochen. Gegessen wird ferner die Wurzel der überall wildwachsenden „daiga“ (Amorphophallus campanulatus), deren einzige seltsam geformte Blume vor jedem Blatt erscheint und nach der Reife wegen ihres starken Duftes von Scharen von Insekten umschwärmt wird. Sodann diejenige der durch weiße und blaue Blumen auffallenden „yaka“ oder „wa yaka“ (Pachyrrhizus angulatus). Eine beliebte Speise ist auch die geröstete, einer Karotte ähnliche Wurzel der „tavoli“ (Dioscorea nummularia); etwas herber und daher vor dem Kochen oder Rösten längere Zeit auszuwässern ist die „kaili“ (Dioscorea bulbifera). Bei den Wohnungen angepflanzt findet man häufig die „massawa“ (Dracaena sp.), deren große und weiche Wurzel, ähnlich dem Süßholze, eine Menge süßen Saftes enthält, der zum vokalolo dient, oder einfach nach dem Backen herausgesogen wird. Hier und da wird auch die vor Kurzem eingeführte Kassava- oder Tapiocapflanze (Jatropha manihot) angebaut, ist jedoch wenig beliebt.

Sehr verbreitet ist die „ivi“-Nuß (Inocorpus edulis), die gerieben beim madrai benutzt und deren gerösteter oder gekochter Kern, an Geschmack der Kastanie gleichend, sowohl kalt als warm gegessen wird. Um nun auch in Zeiten der Noth, des Mißwachses vor Mangel geschützt zu sein, graben die Vitianer vier bis fünf Fuß tiefe Löcher in die Erde, die sie mit Blättern auspolstern und mit Bananen, Brodfrüchten, Talo &c. schichtenweise oder durcheinander füllen und mit Blättern und Erde bedecken. Nach kurzer Zeit beginnt die Masse in Gährung überzugehen und einen ekelhaften säuerlichen Geruch auszuströmen, der diese Aufbewahrungsorte schon von Weitem kennzeichnet; sobald nun Alles zu einem teigartigen Brei geworden, wird je nach Bedarf davon genommen, das Entnommene auf heißen Steinen gebacken oder in irdenen Töpfen gedämpft. Diese wenig verbackenden Ingredienzen dienen dann als madrai.

Kartoffeln werden, trotzdem sie an manchen Orten gut gedeihen würden, wenig angebaut. Die Ansiedler beziehen kleinere Quantitäten von Australien und Neu-Seeland. Europäische Tafelgemüse wachsen auf Viti kaum oder sind von schlechter Beschaffenheit. Bei Levuka sind eine oder zwei von Chinesen gegründete Handelsgärtnereien, wo Kohl, Petersilie, Rüben, Wurzeln, Zwiebeln, französische Bohnen, Kürbisse und Gurken zu erhalten sind, deren Qualität jedoch auch schlecht ist, was wohl theilweise an der ungenügenden Kultivirungsmethode liegt. Bei größerer Nachfrage wird man auch bald herausfinden, welcher Boden den einzelnen Gemüsen am besten zusagt, wann die geeignetste Pflanzzeit jeder Sorte ist und dergleichen. Bei besserer Pflege würde man nicht nur diese zu jeder Zeit haben können, sondern während der kühleren drei bis fünf Monate auch Steckrüben, Blumenkohl, Sellerie, Kohlrabi, rothen Kohl, große Bohnen und volle neun Monate hindurch sicher auch rothe Rüben, grüne Bohnen, Spinat, Endivien, Radies, Spargel, Rettige, Mais &c. Von den Eingeborenen ist vor Kurzem begonnen worden einige europäische Gemüse, besonders Kohl, anzupflanzen und wird dieser in den Straßen Levukas feil geboten, die Nachfrage ist jedoch zu gering.

Im Allgemeinen wird zu allen Fleischspeisen, früher auch zum „bukolo“, dem Menschenbraten, als grünes Gemüse besonders bevorzugt der „malawaci“ (Trophis anthropophagorum), „tudano“ (Omalanthus pedicellatus), „borodina“ (Solanum anthropophagorum) und „kurilagi“ (Colocasia antiquorum), dann vor Allem die jungen, gut durchgekochten Blätter des Talo. Ferner die jungen noch unentwickelten Blüthen der „vaulo“ (Flagellaria indica), einer grasartigen Kletterpflanze, und eine andere Grasart, die dem Zuckerrohr ähnliche „drauca“, die in einigen Theilen Vitis angebaut wird und, gut gekocht und mit einer Buttersauce bereitet, sehr wohlschmeckend ist. Die Blätter einiger Farne werden ebenfalls gegessen, z. B. Litobrochia incisa, Alsophila excelsa und, wenn die Noth zwingt, auch Angiopteris evecta und das „oto“ (Asplenium esculentum). Häufig findet man auch das auf angebautem Boden wachsende „boro ni yaloka ni gata“ (Solanum nigrum), dann das spinatähnliche „bete“ oder „vau vau ni viti“ (Hibiscus manihot); selten fehlen beim täglichen Mittagsessen die gekochten zarten Blätter einer Phytolaccaceen-Art, dann das überall als Unkraut wachsende „taukuku ni vuaka“ (Portulaca oleracea). Bei allen Vegetabilien drückt der Vitianer zuerst das Wasser heraus, kocht sie dann und bereitet sie wie Spinat oder backt sie mit der Fleischspeise.

Von den zahlreichen Fruchtsorten mögen hier in erster Reihe die Bananen genannt werden, besonders die „soaga“ (Musa troglodytarum), die als Exportartikel für Australien und Neuseeland sehr zahlreich angebaut werden, dann die dort sehr in Nachfrage stehenden Ananas, die „balawa ni papalagi“ (d. h. fremde Pandanus), deren Kultur das Klima und der Boden Vitis sehr begünstigt, ebenso Limonen, „moli kuru kuru“. Weniger verbreitet ist die Orange, „moli ni tahiti“; sie gedeihen am besten in Rawa und in Namosi im Innern Viti Levus. Ferner wird angebaut „dawa“ (Nephelium pinnatum), dann verschiedene Varietäten, besonders rothe und weiße „kavika“, die malaiischen Aepfel (Eugenia malaccensis), deren glänzende, schönfarbige, in Trauben zu drei bis vier Beeren hängenden Früchte oft prächtig aus dem dunkelgrünen Laub der an 40 Fuß hohen, schön gewachsenen Bäume hervorsehen. Die wohlschmeckende, etwas wässerige Frucht wird beim madrai benutzt, die Blüthe dient als Haarschmuck.

Häufig sieht man auch den „wi“ (Sponias dulcis), einen weitästigen, horizontal verzweigten, oft 17 Fuß hohen Baum, dessen 8 bis 9 Zoll große, wenn reif, gelbe, fast ein Pfund schwere Frucht ihres angenehm säuerlich schmeckenden Saftes halber sehr geschätzt ist. Der Genuß wird allerdings durch die harten sie durchziehenden Adern etwas erschwert. An den „tarawau“ (Dracontomelon sylvestre) knüpft sich die Sage, daß sich die Gestorbenen in jener Welt mit der Zucht dieses an 40 Fuß hohen Baumes beschäftigen, dessen Frucht zwar saftig, doch schal ist.

Noch zahlreiche andere Fruchtsorten dienen den Eingeborenen als Speise, unter anderen „lose lose“ (Ficus vitiensis), „balawa“ (Pandanus caricosus), die wilde

Brombeere, „wagodra-godra“ (Rubus tiliaceus), die „bakoi“ (Eugenia Richii) &c. &c. Wassermelonen sowie Flaschenkürbisse sind geschätzt, die süßen Melonen fehlen fast ganz; gewöhnlich ist der „oleti“ (Carica papaya), der Melonenbaum, von den Ansiedlern papaw mammo apple oder mummo apple genannt, dessen Früchte der Vitianer roh, der Europäer gekocht oder eingemacht verzehrt. Bei der Menge der im Innern Viti Levus überall als Einfassung der Ortschaften angepflanzten Maulbeerbäume dürfte sich die Seidenraupenzucht mit der Zeit lohnend erweisen. Für Erdbeeren, Himbeeren, Wein, Aprikosen, Pflaumen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Stachel- und Johannisbeeren &c. ist das Klima nicht geeignet.

Wir sind am Ende dieser Skizze. Ueber die Kokospalme, die dem Eingeborenen von unendlichem Werth ist, die ihm Ersatz für Fleisch, Getränk, dann Rohmaterialien für Kleidung, Wohnung u. a. m. liefert und auf Viti gut gedeiht, wird ein weiterer Bericht Näheres bringen, ebenso über diejenigen Gewächse, die dem Eingeborenen durch ihre Rinde, ihr Laub, Holz &c. von Nutzen sind. Die Art der Gewinnung und Verarbeitung dürfte auch weitere Kreise interessiren, da sie uns tiefere Blicke in die industrielle Thätigkeit dieser begabten Naturmenschen zu werfen gestattet. Der von den Europäern angebauten Nutzpflanzen, des Tabak, Thee, Kaffee, Mais, der Vanille, Chinarinde u. s. w., wird ebenfalls noch gedacht werden.

Die Bewohner von Lagos.

Ursprung; Sitten und Gebräuche; Sprache[1]).

I.

Etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts scheint ein Theil der bei Ischin am Ogun ansässigen Joruba sich flußabwärts gewendet und näher der Küste eine Ortschaft, Ebute Metta, gegründet zu haben. Vor überlegenen Angriffen siedelte dieser Stamm dann nach den bisher unbewohnten, von der Küste durch die Lagune getrennten Inseln Iddo und Lagos über, wo er in Vermischung mit einer in dem Zeitraume von 1790 bis 1800 erfolgten starken Zuwanderung aus Benin den Grund zu der jetzigen eingeborenen Bevölkerung der Inseln legte, in welcher außerdem zahlreiche Individuen der benachbarten Negerstämme der Popo, Appi, Ewa, Ana und mancher anderer aufgegangen sein mögen.

Dieser Blutvermischung verschiedener Stämme mag es zuzuschreiben sein, daß die Bewohner von Lagos zwar im Allgemeinen der äußern Erscheinung nach unzweifelhaft der äthiopischen Race angehören, daß die typischen Merkmale dieser Race aber bei vielen Individuen zurücktreten. Man findet auch hier einzelne schön und kräftig gebaute Männer, der Durchschnitt der Bevölkerung bleibt aber in seiner physischen Entwickelung hinter den Bewohnern des Innern zurück. Dieser Umstand erklärt sich neben einer Anzahl anderer Ursachen aus der niedrigen Lage und der sumpfigen Bodenbeschaffenheit der Küste wie der Inseln. Häufige Erkältungen, bösartige Fieber und Dysenterie sind die Folge und können nicht verfehlen, ihre nachtheilige Wirkung auf Gesundheit und körperliche Entwickelung des Individuums, wie auf eine Herabminderung der geistigen und physischen Eigenschaften des ganzen Stammes auszuüben. Diese findet Ausdruck in der erhöhten körperlichen Trägheit und geistigen Indolenz der Einwohner im Vergleiche zu den Negerstämmen des Innern, und äußert sich bei dem Individuum durch den größern Mangel an Selbstachtung und Selbstgefühl, wie die geringe körperliche Reinlichkeit und die schmutzige und elementare Wohnung, mit der sie sich begnügen. Diese Zustände hatten ihrerseits wieder neben anderen Krankheiten das häufige Auftreten der mit Recht gefürchteten Pocken im Gefolge. Trotz solcher ungünstiger Verhältnisse und abgesehen von Zuzügen, die wir weiter unten berühren werden, ist die Bevölkerung im Laufe der letzten funfzig Jahre erheblich angewachsen.

Von Natur gutmüthig, freundlich und zuvorkommend, huldigt der Bewohner von Lagos in Folge des noch nicht ganz verwischten Einflusses des Fetischpriesterthums Anschauungen und Gebräuchen, die mit christlicher Auffassung von Recht und Unrecht in direktem Widerspruche stehen und aus denen heraus sich manche Eigenthümlichkeiten und Widersprüche des Charakters erklären mögen. Trotz Gutmüthigkeit und damit verbundener Leidenschaftlichkeit weiß er, wenn es seinen Zwecken dient, Vorwürfe und Beleidigungen im Augenblicke ruhig hinzunehmen, um sie nie zu vergessen, und seine boshafte Rache zu gelegener Zeit aufzusparen. Im Allgemeinen dankbar für empfangene Wohlthaten und Freundlichkeiten ordnet er auch diesen Dank seinem Vortheile unter; wenig ehrlich und in geringerm Grade gastfrei, als seine Brüder im Binnenlande, zieht er das dolce far niente einer müßigen Plauderei zu jeder Stunde und mit Jedermann der Arbeit entschieden vor. Dennoch versteht er eine Zeitlang tüchtig zu arbeiten, jedoch nur, um das Erworbene in geselligen Zusammenkünften, bei Spiel, Tanz und allerlei Lustbarkeiten, dem höchsten Genusse dieses Naturvolkes, in kürzester Frist wieder zu vergeuden. Sein höchster Ehrgeiz ist auf ein prächtiges Leichenbegängniß gerichtet, und zur Erlangung eines solchen weiß er wirthschaftlich zu werden und jahrelang zu sparen. Die allgemeinen Charakteranlagen scheinen dem Einwohner von Lagos demnach einen Platz unter den freien Negerstämmen des innern Afrika anzuweisen, doch ist auch diese Thatsache wohl mehr den oben berührten äußeren Verhältnissen, als einer tiefer stehenden Naturanlage zuzuschreiben.

Der Fetischdienst ist noch immer die herrschende Religion. In früheren Zeiten waren Menschenopfer nichts Ungewöhnliches. Dem Gotte des Meeres, Olokun, wurden solche in regelmäßiger jährlicher Wiederkehr und außerdem dann dargebracht, wenn die Brandung der Barre so hoch stieg, um die abergläubischen Insulaner den Zorn des Gewaltigen fürchten zu lassen. Auf eine Anfrage entschied der Götze, ob ein freier Mann zu seiner Ehre geschlachtet werden müsse, oder ob das Opfer eines Sklaven genüge, ihn zu besänftigen. Im erstern Falle bezeichnete der Häuptling während eines zu diesem Zwecke veranstalteten öffentlichen Tanzes das unglückliche Schlachtopfer, während ein Sklave ohne weitere Förmlichkeiten ergriffen zu werden pflegte. In aufrechter Stellung lebendig eingegraben, so daß der Kopf über dem Erdboden hervorragte, blieben die Aermsten oft

[1]) Nach dem Englischen des Rev. J. Buckley Wood in „Church Missionary Intelligencer“. November 1881.

tagelang in glühendem Sonnenbrande den entsetzlichsten Todesqualen ausgesetzt, wenn nicht ein hungriger Geier durch Aushacken der Augen oder Abreißen des Fleisches von Gesicht und Kopf ihre Erlösung beschleunigte. Die anderen Götzen erhielten öffentliche Opfer an Thieren jeglicher Art oder auch an gekochter vegetabilischer Nahrung, während der Einzelne seine Götzenbilder durch Darbringung aller nur möglichen Gegenstände, von seinem eigenen Kopfe bis zu Binsenmatten und Holzstäben herab, ehrte. Durch Besprechungen, Verzauberungen und die Deutung der Vorzeichen übte die Kaste der Priesterschaft eine unbegrenzte Macht über das unwissende Volk aus, einen Einfluß, welcher so weit ging, um auch während der häufigen und erbitterten Fehden zwischen den einzelnen Stämmen, wenn Handel und Verkehr vollständig stockte, solchen Boten und Gesandtschaften freies Geleit durch feindliches Gebiet zu sichern, welche dem Teufel, Elegbara, in seinem Sitze zu Iworo bei Badagri Anliegen vorzutragen oder Geschenke zu überbringen hatten. Die Mohammedaner bestärkten diesen Irrglauben und beuteten ihn zu Handelsvortheilen aus, und erst den Anstrengungen christlicher Mission ist es gelungen, mit der allmäligen Verbreitung des Christenthums durch Beispiel und sittliche Erziehung die ärgsten heidnischen Greuel zu beseitigen und ihre Ausrottung anzubahnen.

Mit Heidenthum und Sklaverei steht in engster Wechselwirkung die herrschende Polygamie. Das Ansehen eines Häuptlings unter den Stammesgenossen richtete sich wesentlich nach der Zahl seiner Weiber, und ebenso konnten die Vortheile großen Familienanhanges und weitreichender Familienbeziehungen in den unruhigen und unsicheren Verhältnissen der Ausdehnung der Vielweiberei nur förderlich sein. Uebrigens scheint doch eine gewisse Beschränkung in Bezug auf die erlaubte Zahl von Frauen stattgefunden zu haben, denn nur dem Könige war gestattet, jedes Frauenzimmer zu seiner Gattin zu wählen, ohne daß dieser selbst oder ihren Eltern dagegen ein Recht der Weigerung zugestanden gewesen wäre, und deren Zahl nach seinem Gefallen zu vermehren. Der König besaß noch andere Vorrechte; er allein durfte sich eines Tragestuhles oder eines von Männern gezogenen Räderfuhrwerkes bedienen und nur sein Haus konnte mit Ziegeln gedeckt werden. Ueber solche Vorrechte wachte er mit eifersüchtiger Strenge, so daß schon die unvorsichtige Begegnung mit einer Frau des Königs erbarmungslose Strafe nach sich zog.

Die Stellung der Frau im Hause des Mannes war naturgemäß eine sehr untergeordnete. Ihr lag die Sorge für den Unterhalt der Familie ob, und um solche Last auf mehrere Schultern zu vertheilen, führte sie wohl, wenn sie zur Entbindung in das elterliche Haus zurückkehrte, um das Kind wenigstens zwei Jahre lang zu nähren, dem Manne selbst die Nachfolgerin zu. Andererseits suchte jede Frau durch Zurichtung von Lieblingsspeisen die Vorrechte einer Favoritin zu erlangen.

Wenn einzelne Männer, welche vielleicht nur eine Frau besitzen, dieser erlauben, an seiner Mahlzeit Theil zu nehmen, oder die Kinder dabei zuziehen, so ist das eine Ausnahme von der Regel, welche dem Manne, Hoch wie Niedrig, vorschreibt, allein zu speisen. Die Frau trägt das selbst bereitete Essen im verdeckten Gefäße, welches aus Flaschenkürbissen oder einer Art rohen einheimischen Thongeschirres besteht, herzu. Kniend öffnet sie den Deckel und kostet zuerst von jedem Gerichte, um dem Verdachte einer Vergiftung vorzubeugen.

Zum Essen benutzte man Daumen und beide folgende Finger der rechten Hand, welche vorher gewaschen war. In letzterer Zeit ist indeß der Gebrauch von Messer, Gabel und Löffel bekannt und üblich geworden.

Die Kleidung ist, dem tropischen Klima und dem niedrigen Kulturzustande der Eingeborenen angemessen, primitivster Art. Kinder und junge Leute beiderlei Geschlechts pflegen unter gewöhnlichen Umständen vollständig nackt zu gehen und zwar bis zu einem Alter, in welchem die ersten Begriffe von Schamhaftigkeit und Wohlanständigkeit dies verbieten sollten. Die Tracht der Männer besteht aus kurzen, zum Knie reichenden, mit einem Gürtel befestigten Beinkleidern, zuweilen einer Art von Weste und einem Streifen Zeug, drei Ellen lang und zwei Ellen breit, welches um den obern Theil des Körpers geschlungen wird. Eine Mütze von verschiedenster Form und Arbeit, Fez und Turban, oder im Regen wie zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen statt des Schirmes ein von Gras oder Binsen grob geflochtener Hut mit breitem Rande vervollständigen den Anzug.

Die Weiber hüllen den Körper in zwei Stücke Zeug über einander, von denen jedes $2\frac{1}{2}$ bis 3 Ellen lang und 5 Fuß breit ist und pflegen die häufig frei bleibende Brust mit einem dritten feinern Gewebe von ähnlichen Dimensionen zu bedecken, während sie ein langes Tuch turbanartig drei bis vier Mal um den Kopf wickeln.

Je weniger die Kleidung Sache des Bedürfnisses scheint, je bunter sind die Farben, unter denen namentlich ein tiefes Indigoblau bevorzugt wird, und je größer die Menge des zur Schau getragenen Stoffes bei öffentlichen Lustbarkeiten und anderen großen Gelegenheiten. Die Weiber durchbohren Ohren und Nasenbein, um eine Koralle oder ein sonstiges Schaustück daran zu befestigen, und schmücken sich mit Finger- und Armringen in großer Zahl. Auch die jungen Männer tragen Armspangen von Glas oder Thon, welche nicht selbst verfertigt, sondern importirt werden.

Die Weiber tragen das Haar lang, d. h. lang nach Negerbegriffen, und ordnen dasselbe auf verschiedene Art. Die Männer dagegen scheeren den Kopf meistens glatt ab. Wenn sie dabei einzelne runde Haarinseln oder einen Streifen von zwei Finger Breite vom Nacken bis zur Stirn verschonen, so flechten sie das hier möglichst lang gezogene Haar in kleine Zöpfe, welche als Rattenschwänzchen dem Haupte ein ganz eigenartiges Ansehen geben.

Mittels einer Mischung von gemahlenem Graphit und einer besondern Art Thonerde werden die Augenbrauen der Weiber blau gefärbt und im Gegensatze dazu die nackten Theile des Körpers, namentlich die Füße, mit einer röthlichen Farbe eingerieben, welche aus einer Zusammensetzung der gestampften Blätter des Lalibaumes mit Citronensaft gewonnen wird. Diese Malerei mißfällt selbst dem europäischen Auge nicht, so daß manche Frauen dieselbe noch bis jetzt beibehalten haben.

Nach früher geltendem, einheimischem Rechte wurde Mord, Verrath, Mordbrennerei und Diebstahl mit dem Tode bestraft, während Ehebruch, außer mit einer Frau des Königs, als geringeres Verbrechen angesehen und mit anderen durch Geldbußen, körperliche Züchtigung und Einsperrung gesühnt zu werden pflegte.

Die Bewohner von Lagos zeigen Verständniß und Neigung für den Handel, so daß ein erheblicher Procentsatz der Eingeborenen als Zwischenhändler, Makler, Kleinkrämer oder als Angestellte der verschiedenen großen Handelshäuser seinen Lebensunterhalt findet. Unter den Handwerkern beschäftigt sich eine Anzahl hauptsächlich als Schmiede, Zimmerleute, Tischler, Holzschnitzer, Ziegelstreicher und Maurer, doch läßt die Mittelmäßigkeit der Leistungen kein großes natürliches Geschick erkennen. Manche leben vom

Fischfang und als Canoeführer innerhalb der Binnengewässer der Lagune, dagegen scheut der Bewohner von Lagos das offene Meer, und es würde sich schwerlich auf der Insel wie an der Küste eine Bootsmannschaft von 12 Eingeborenen finden, um ein Fahrzeug über die Barre hinaus zu rudern. Zur Verbindung der Stadt mit der offenen Rhede, zum Ein- und Ausladen der Handelsschiffe wurden früher nur Sklaven verwendet, namentlich Männer von Accra und Cape Coast; jetzt versehen diesen Dienst an der ganzen Küste Kru-Neger.

Da die Eingeborenen sich auch nur in geringem Umfange der Gartenwirthschaft und dem Ackerbau zuwandten, so war Lagos in früheren Zeiten in Bezug auf Lebensbedürfnisse sehr abhängig von anderen Orten. Die britische Herrschaft und die damit verbundene größere Sicherheit für Leben und Eigenthum hat indeß einen starken Zuzug an Menschen aus Sierra Leona, aus Cuba und den anderen westindischen Inseln und aus Brasilien hierher gezogen, der sich zum großen Theile der Bebauung des jungfräulichen Bodens zugewendet und im Laufe der letzten 10 oder 12 Jahre eine solche Fläche urbar gemacht hat, um trotz der stetig und rasch zunehmenden Bevölkerungsziffer das Gebiet von Lagos vollständig unabhängig von fremder Zufuhr zu machen.

Die Baluga-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon).

Herr E. Aramác, Korrespondent des in Manila erscheinenden Journales „El Comercio", hat einen in den Bergen von Cammunsan der Provinz Pampanga hausenden Negrito-Tribus in den ersten Tagen dieses Jahres besucht und hierüber in dem genannten Tagblatte einen Bericht veröffentlicht, den ich hier mit Weglassung nichtssagender Phrasen mittheile:

Hacienda de Balete (Floridablanca), 3. Januar 1882.

Geehrter Freund und Redakteur!

Als Ergänzung und Erweiterung des Briefes, den ich am 1. d. M. an Sie vom Thale Cammunsan richtete, übersende ich Ihnen vorliegendes Schreiben, um Ihnen einige Nachrichten über die Negros Balugas zukommen zu lassen, deren gleichsam unnahbare Schlupfwinkel ich aufgesucht habe, woher ich gestern zurückgekehrt bin, zwar ermüdet, wie es bei einer so mühevollen und andauernden Expedition zu erwarten ist, dagegen aber, wenn ich aufrichtig es bekennen darf, gänzlich von den Resultaten der Fahrt zufriedengestellt, denn wenigstens war es mir gestattet, ein Völkchen im Naturzustande kennen zu lernen.

Was ihre physischen Eigenschaften und Merkmale anbelangt, so kann ihr Aeußeres wohl nicht schmutziger und widerwärtiger sich repräsentiren, als es thatsächlich der Fall ist. Ihre Hautfarbe ist dunkel, ein wenig an Bronzefarbe erinnernd, die Haut selbst ist mit Schuppen und Flechten bedeckt, die Zähne sind spitz zugefeilt, gekraustes und schlecht gepflegtes Haar bedeckt das große Haupt, der Bartwuchs ist bei einigen von ihnen nur schwach und spärlich vorhanden, andere aber besitzen Knebelbärte. Die Malereien (Tatuirungen?), welche auf dem Antlitze der meisten bemerkbar sind, geben ihnen ein fremdartiges und außergewöhnliches Aussehen. Ungeachtet ihres Gesichtswinkels findet man bei ihnen eine nicht geringe Intelligenz, die in ihren schwarzen und großen Augen sich offenbart und zu Tage tritt in ihren lebhaften und argwöhnischen Blicken. Mit Muskeln von Stahl, einem kräftigen Nervensystem und seinen langgestreckten Gliedmaßen versehen besitzen sie die Beweglichkeit des Rehbockes, die Schlauheit der Schlange und die Widerstandsfähigkeit eines stets dem Hungertode ausgesetzten Wesens. Sieht man von der geringern Körpergröße ab, so unterscheidet sich das Weib in gar nichts oder nur in Wenigem vom Manne; es ist unterwürfig und arbeitsam. Die Thätigkeit der Frau ist auf die Ernährung und Erhaltung der Familie gerichtet; sie ist es, die ohne Unterlaß die Feldarbeiten verrichtet, die geringfügige Ernte einheimst, den Palay (Reis in der Hülse) einstampft; weniger beschäftigen sie der Feuerherd und die häuslichen Freuden. Ihre niedrigen Hütten — „Bohios" genannt — sind aus Rohr hergestellt, ihre Kleidung beschränkt sich auf ein lebhaft gefärbtes Zeug, welches um die Lenden geschlagen und dann zwischen den Beinen durchgezogen wird. Sie haben eine ausgesprochene Vorliebe für Zierrathen aus Federn, (Schweins-) Borsten und Pflanzenfasern, welche sie mit Rohrstückchen, welche die Stelle von Kämmen vertreten, in den Haaren befestigen. Ebenso tragen sie großes Verlangen nach grellgefärbten Zeugen, nach Hals- und Armbändern, ferner nach Ohrringen, die von einigen von ihnen in überreichlicher Menge getragen werden. Das Wichtigste aber, das beinahe ihre ganze Sorgfalt in Anspruch nimmt, sind die Waffen, die unzertrennlichen Freunde des Baluga, welche er mehr liebt als seine eigenen Kinder und Weiber. Sie ohne Bogen und Pfeile zu sehen heißt so viel als die Sonne ohne Licht sich vorstellen. Die sauber und rein gehaltenen, mit Federn geschmückten und sorgfältig geschärften Waffen trägt der Baluga in der Hand und zwar mit zur Erde gesenkten Eisenspitze, wenn Frieden herrscht, oder auf die entgegengesetzte Weise, wenn er Argwohn gefaßt hat oder einen Hinterhalt fürchtet. Sie sind ausgezeichnete Schützen, welche selten ihr Ziel verfehlen, wie ich dies mit eigenen Augen sehen konnte; von zwölf Männern, welche nach einer fixen Scheibe schossen, machte nur einer einen Fehlschuß, und da war das Ziel nur um Weniges gefehlt. Sie sind von unterwürfigem Wesen und gefällig, mißtrauisch aus Instinkt und furchtsam aus schlimmen Erfahrungen, sie kennen keinen persönlichen Muth, sondern nur den ihrer Gesammtheit und da zeigt er sich nur als Hinterlist und in vorsichtiger Ueberrumpelung des Feindes. Eine Beleidigung vergeben sie nie, die Rache bleibt lange unterdrückt, schlummert aber in ihren Herzen fort, bis sie genommen werden kann, falls nicht durch vortheilhaften Tausch, Geld, reiche Anerbietungen ihre Rachsucht besänftigt wird oder ihnen winkender Gewinn und eigenes Interesse die Beleidigung zu vergessen gebietet. Ihre angeborene Furchtsamkeit läßt sie vor einem geringfügigen Geräusche oder dem unbedeutendsten Feinde die Flucht ergreifen, nur in dem Falle, wo sie direkt angegriffen werden, stellen sie ihren Mann und nehmen den Kampf auf. Bei ihrer Habsucht sind sie immer bereit, um Geld und Geldeswerth sich willig in alles zu fügen. Ich glaube bei alle dem, daß sie zwar nicht zu fürchten sind, daß es aber ebensowenig von Vortheil oder rathsam ist, sich auf sie fest zu verlassen.

Sie leben mitten im Walddickicht in kleinen Hüttengruppen oder Rancherias [1]), welche oft von nur wenigen Familien bewohnt sind, die unter einem Häuptlinge stehen. Ihre politische Organisation möchte ich am besten mit einem Bundesstaate vergleichen, dessen Kantone eine große Autonomie besitzen, die Centralgewalt nißachtend, sich gegenseitig befehden, die aber sofort fest zusammenhalten, wenn sie der äußere Feind bedroht, um nach Abwendung der Gefahr sodann wieder in die alten Zwistigkeiten zu verfallen. Da sie kein anderes Gesetz als ihre eigene Laune kennen, gebietet über sie nur der Kräftigste des Tribus oder derjenige, dessen Energie ihnen imponirt ... Was ihre religiösen Ideen anbelangt, so erkennen sie die Existenz eines höchsten Wesens an, das sie Gott [2]) benennen, jedoch ohne jeden äußern Kultus oder öffentliche Anerkennung, ja nach meiner Meinung ohne eine bestimmte und klare Vorstellung, denn aus den Antworten, die ich auf meine diesbezüglichen Fragen erhielt, konnte ich mir nur den Schluß ziehen, daß es ihnen entweder unmöglich ist, ihre Gedanken über das göttliche Wesen auszudrücken, oder daß sie einen Fremden nicht in ihre religiösen Geheimnisse einweihen wollten. Unter allen Umständen verdient folgende Thatsache, die ich hier mittheile, volle Beachtung: Wenn einen dieser Heiden der Tod ereilt, so legen sie seine in Bananenblätter gehüllte Leiche provisorisch in eine offene Grube, welche in der Mitte der Hütte gegraben wird. An die Hand des Todten wird ein Bejucorohr festgebunden und dieses wieder an den Rohrstangen des Dachstuhles befestigt, damit der Todte, wenn er seinem Grabe entsteigen will, sie noch bei Zeiten aufmerksam machen kann, ohne sie erst durch sein Erscheinen oder Schreien in Schrecken zu bringen.

[1]) Unter Rancheria versteht man auf den Philippinen einen aus nur wenigen Hütten sich zusammensetzenden Ort.
[2]) Im Original steht: „Dios".

Was ihren Ackerbau anbelangt, bleibt nur wenig zu sagen übrig, denn er ist von geringer Bedeutung. Jede Familie oder besser gesagt jedes einzelne Weib von denen, welche die Familie bilden, hat ihr eigenes Feld zur Arbeit zugewiesen. Sie bauen auf demselben Reis, Tabak, Camote [1]) und Ube [2]), was für ihre Bedürfnisse vollauf genügt. Der Reis ist von guter Qualität, sie bereiten aus demselben eine ausgezeichnete Morisqueta [3]), welche auf der feinsten Tafel des Landes zu prangen würdig wäre. Die Camote und Ube braten sie einfach in glühender Asche, was sie auch mit Fleisch thun, obwohl sie dieses meist in einem hohlen Rohre gar machen. Der Tabak ist von erster Qualität, aus seinen Blättern wickeln sie Cigarren von derselben Beschaffenheit wie die ordinären Manilacigarren, sie zünden die Cigarren an ihrem breiten Ende an und stecken sie auch da in den Mund, indem sie behaupten, daß die Cigarre so sparsamer brenne und folglich länger dauere ... Um den Bericht über ihre Agrikulturverhältnisse zu schließen, erwähne ich noch, daß die diesjährige Reisernte einen ungemein geringen Ertrag lieferte, weshalb sie große Massen von Bohnen aussäeten, welche sie gern genießen. Sie besitzen auch sehr stattliche Carabao-Büffel. Das Eisen zu ihren Waffen und Werkzeugen erhalten sie von den Christen, sonst verwenden sie als Ersatz für dieses Metall Dornen und Fischgräten.

Die weiteren Zeilen des Herrn Aramác sind von keinem Belange.

Ferd. Blumentritt.

[1]) Convolvulus Batatas Blanco.
[2]) Eine Dioscorea.
[3]) Gekochter Reis, der auf den Philippinen beinahe unser Brod vertritt. Den Namen Morisqueta gebrauchen die Spanier; das tagalische Landvolk gebraucht hierfür die Bezeichnung Canin.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 20. Januar d. J. hat sich außer in Königsberg i. Pr. auch in Lübeck eine Geographische Gesellschaft gebildet; am 7. März ist ihr eine solche in Greifswald gefolgt, deren Mitgliederzahl sich schon fast auf 150 beläuft. Eine Erweiterung derselben über die Provinz Pommern ist ins Auge gefaßt, wie auch ihre Publikationen zunächst die Landeskunde dieses engern Gebietes pflegen werden.

— Der gegenwärtige niedrige Wasserstand der Schweizerseen wird namentlich in der Ostschweiz zu Nachgrabungen in den Pfahlbauten benutzt. So veranstalteten die vereinigten historischen und naturforschenden Vereine des Kantons Thurgau im Laufe des Februar erfolgreiche Untersuchungen bei dem ehemaligen Kloster Feldbach bei Steckborn am Untersee, der einst mit einem ganzen Kranze von Pfahlbauten versehen gewesen ist. Die Station bei Feldbach gehört zu den wenigen, welche nicht durch Feuer zerstört worden sind, während die Pfahlbauten oberhalb Steckborns, wo Ende Februars Messikomer nachgrub, sogar zweimal durch Feuer niedergebrannt wurden, wie zwei von einander getrennte Kohlenschichten beweisen. Bei Feldbach gewann man eine prachtvolle Sammlung von Stein- und Knochenwerkzeugen, Zierrathen, Harpunen, ganzen Töpfen, Keulen, Körbchen aus Weidengeflecht, Bastgeflechte, Reste von Bison, Biber, Murmelthier, Wild- und Torfschwein, Torfkuh u. s. w., während aus der Station oberhalb Steckborn eine Masse Gersten- und Weizenkörner, Feldhacken von Hirschhorn, Stein- und Knochenwerkzeuge, eine Harpune aus Hirschhorn von ausgezeichneter Schönheit, Zierrathen und eine Menge Thierreste zum Vorschein kamen, so daß Thurgau in den Besitz einer sehr schönen Sammlung gelangt.

— Im Anschlusse an seine „Specialkarte von Mittelitalien" (s. „Globus" XL, S. 127), wenn auch in bedeutend kleinerm Maßstabe (1:800000) hat Heinrich Kiepert jetzt eine „Neue Generalkarte von Unter-Italien mit den Inseln Sicilien und Sardinien" (Berlin, D. Reimer 1882) veröffentlicht. Nördlich bei Spoleto und Ascoli beginnend, bringt sie zum ersten Male eine richtige Terraindarstellung des Landes auf Grund der italienischen Generalstabsaufnahmen in 1:50000 und vermittelt so diese staunenswerth rasch ausgeführten Arbeiten einem größern Publikum. Die richtige Auffassung und Wiedergabe des Terrains, bei einer solchen mühseligen Reduktion die Hauptschwierigkeit, bedarf unseres Lobes nicht; zu wünschen ist nur, daß die Karte das ihrige dazu beiträgt, richtige Vorstellungen über die Konfiguration der Halbinsel zu verbreiten. Aber wie oft werden wir noch in Büchern und auf Karten jener

fabelhaften Apenninenkette begegnen, die sich unter 41° nördl. Br. angeblich in zwei Aeste spaltet, deren einer südwärts nach Kalabrien, deren anderer südöstlich durch Apulien sich hinziehen soll!

— In der Sitzung der Wiener geographischen Gesellschaft vom 24. Januar 1882 sprach Dr. E. Tietze über Eigenthümlichkeiten in der Verbreitung des Löß, einer in der alten und neuen Welt vielfach vorkommenden Bodenart, welche vermöge ihrer chemischen und strukturellen Eigenschaften wesentlich zur Fruchtbarkeit der Landstriche beiträgt, in denen sie vorkommt. Der Vortragende diskutirte zunächst die verschiedenen Meinungen, welche über die Entstehung dieses Gebildes geäußert worden sind, und zeigte, wie die älteren Ansichten darüber noch sehr von der alten Sintfluthshypothese beeinflußt wurden. Er schloß sich der neuen Theorie Richthofen's an, nach welcher der Löß ein Produkt des Absatzes vom Staub aus der Atmosphäre und vornehmlich in Steppen gebildet ist. Die meisten der geologisch gebildeten Asien-Reisenden haben sich dieser Theorie angeschlossen, die freilich bei europäischen Gelehrten noch vielen Widerstand findet. Es schien deshalb nicht unnütz die Frage auch auf europäischem Boden weiter zu studiren, und in dieser Richtung glaubt der Vortragende durch seine Arbeiten in den Lößgebieten Oesterreich-Ungarns nur Beweise für Richthofen's Theorie und für die Annahme geliefert zu haben, daß ein großer Theil Europas während der jüngern geologischen Vergangenheit einen Steppencharakter besessen habe. Durch eine bestimmte Art der Verbreitung des Löß längs solcher Thalstrecken, welche einen meridianen Verlauf haben, kommt Dr. Tietze zu dem Schlusse, daß während der Zeit der Lößbildung in einem großen Theile Europas vorwaltend Westwinde geherrscht haben müssen, so daß unsere heutigen Windverhältnisse während der Diluvialzeit bereits vorbereitet erscheinen. Durch zahlreiche Beispiele aus Galizien, Ungern, Niederösterreich, Böhmen und aus verschiedenen Gegenden Deutschlands wurden jene Verbreitungserscheinungen des Löß erläutert.

— Oberst Tillo macht, ohne sie zu erklären, auf die merkwürdige Thatsache aufmerksam, daß die drei Hauptflüsse des südlichen Rußland, Wolga, Don und Dnjepr, an den Punkten, wo sich ihr Lauf nach Süden wendet, d. h. bei Kazan, Kalatsch und Jekaterinoslaw, die gleiche Höhe über dem Meeresspiegel haben.

Asien.

— Nördlich von Tarsus im kilikischen Gebirge traf Mrs. Scott-Stevenson (Our Ride through Asia Minor p. 146) auf ein Lager von Tachtadschis (d. i. Holzschneider), die einen ganz besondern Stamm bilden und nur von Holzfällen leben. Sie sind sehr wild und roh und besitzen nicht einmal die allen anderen asiatischen Stämmen eigene Gabe der Gastfreundschaft. Nach Angabe des Dolmetschers beten sie den Mond an und haben sonst weiter keine Religion. Nie gestatten sie ihren Mädchen aus dem Stamme heraus zu heirathen und lassen nie Fremde in ihre Lager. Ihre ganz von Holz gebauten Häuser gleichen an Gestalt glockenförmigen Zelten. Soweit die Engländerin. — Ausführlicher ist, was Carl Humann über die Tachtadschis des vordern Kleinasien mitgetheilt hat (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1880, S. 248). Dieselben, von den Türken mit einem Schimpfworte „Tschepni" benannt, stehen zwischen den Zigeunern und den nomadischen Juruken in der Mitte, sind aber weder das Eine noch das Andere. Während der Zigeuner nichts als Kesselflicker, Bettler und Dieb ist und nichts als diese drei Arbeiten treibt, hat der Tschepni feste Wohnungen; er zieht im Winter ein, im Sommer wohnt er in Zelten. Seine Hauptbeschäftigung ist Holzhauen und Kohlenbrennen, auch Korbflechten. Er wird von den Juruken und auch von den Mohammedanern vielfach geschmäht, ohne sich einmal zu beklagen, er bekümmert sich einfach nicht um sie. Religion haben sie keine, haben weder Imam noch Kirche, noch ein Buch und keine Ahnung, von wo sie stammen. Humann hat jedoch einige Ceremonien bei ihnen gesehen, die zum Nachdenken auffordern. Wenn ihnen ein Angehöriger stirbt, dann weinen und klagen sie, was doch den Türken verboten ist; sie schmücken den Sarg mit Blumen, was an christlichen Gebrauch erinnert; sie geben den beiden Brautleuten Wein zu trinken, dessen Genuß den Türken ebenfalls verboten ist. Das sind Gebräuche, die sie nur aus dem Christenthume haben können, und Humann ist versucht zu glauben, daß die Tschepni die Ureinwohner waren; sie sind dann aus Angst äußerlich zum Islam übergetreten, haben ihn, als die erste Gefahr vorüber war, fallen lassen, mit der Zeit aber das Christenthum vergessen und nur einzelne Gebräuche behalten; denn von alten aufgegebenen Religionen bleiben äußerliche Gebräuche am längsten im Volksleben bestehen.

— Bei der Russ. Geogr. Gesellschaft wird jetzt ein Programm ausgearbeitet zu einer systematischen Untersuchung der Gletscher des Kaukasus. Der kaukasische Alpenklub wird sich an den Erforschungsarbeiten wesentlich betheiligen.

— Ueber die Bevölkerung des Amur-Gebietes und des Primorski-Oblast theilt der „Golos" mit, daß die Zahl der russischen Ansiedler (ungerechnet die Kazaken) im Jahre 1881 betrug: im Amur-Oblast 7749 Seelen beiderlei Geschlechts und im Primorski-Oblast nur 2904 Seelen. In ersterm Gebiet bewohnen sie hauptsächlich die Niederung des Flusses Zeja. Die Ansiedler im Primorski-Oblast sind aber zu sehr den Einfällen chinesischer Räuber (Chunchuzen) unterworfen. Von fremden Ansiedlern sind am zahlreichsten die Chinesen und Koreaner; von letzteren gab es im Primorski-Oblast 5895, im Amur-Gebiet nur 692 Seelen; die Chinesen sind besonders zahlreich im südlichen Theile des Ussuri-Gebietes; in Wladiwostok allein betrug ihre Zahl 3456 Seelen.

— Der Botaniker Smirnow ist nach einer interessanten Reise in Darwaz, einer Gegend, die bis dahin noch kein Europäer besucht hatte, welche aber gleich nach ihm Dr. Albert Regel betreten hat, im Herbst 1881 wohlbehalten nach Margelan zurückgekehrt. Die erste schriftliche Nachricht gab derselbe am 21. Oktober (2. November) aus dem Kischlak Tawil-dara (40 Werst nordöstlich von Baldshuan) im Chanat Buchara. Dr. Regel, welcher den vergangenen Winter in Russisch-Turkestan zugebracht hat, wird 1882 wiederum Darwaz besuchen, und zwar in Gesellschaft des Topographen Skassi, welcher auch Säwertzow nach Pamir begleitete.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. IV. (Mit sieben Abbildungen.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. III. — M. Eckardt: Ueber den Landbau der Viti-Insulaner. — Die Bewohner von Lagos. I. — Blumentritt: Die Baluga-Negritos der Provinz Pampanga (Luzon). — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaction 24. März 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

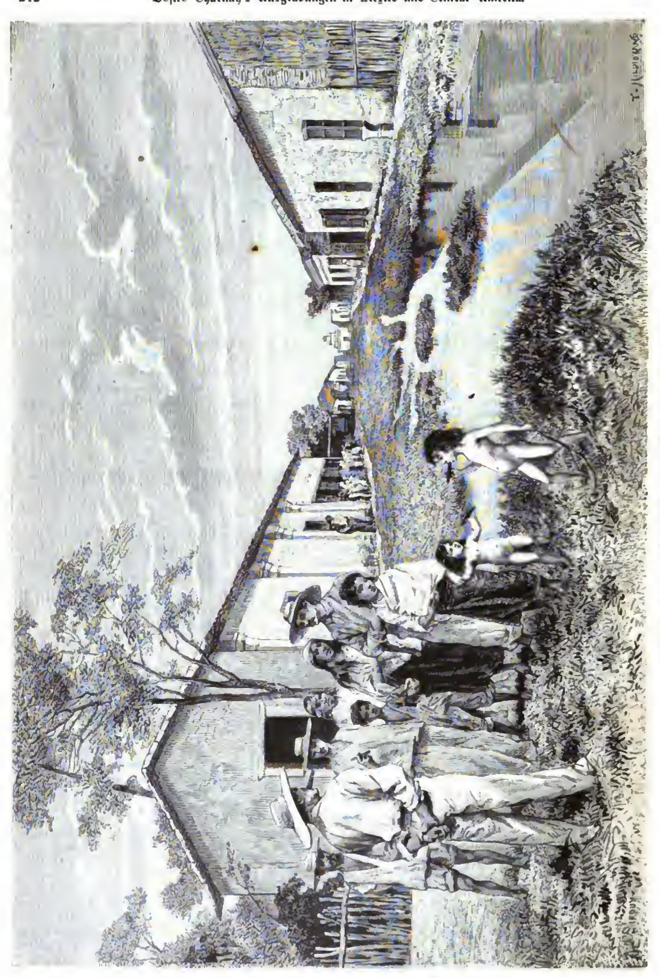
Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

V.

Es war ein von dem trockenen mexicanischen Hochlande sehr verschiedenes Terrain, auf dem Charnay während der nun folgenden Wochen seine Ausgrabungen vornahm. Den Schluß der archäologischen Kampagne dieses Jahres sollte ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in Palenque im Staate Chiapas bilden, dem schon 1787 entdeckten, vielberühmten und vielfach besuchten, doch aber noch nie hinreichend genau erforschten „Pompeji der Neuen Welt“. Die Zeit, die ihm bis dahin noch blieb, beschloß Charnay zu einer Reise nach den bislang wenig bekannten Ruinenstätten von Comalcalco im westlichen Theile des Staates Tabasco zu verwenden.

Nach kurzer Ueberfahrt von Veracruz bis zur Tabasco-Mündung begaben sich der Reisende und seine Begleiter hier an Bord eines kleinen, den Fluß hinauffahrenden Dampfers, der mit einer Ladung Petroleum nach San Juan Bautista bestimmt war. Die Fahrt zwischen den flachen sumpfigen Ufern, die sich meist nur zwei bis drei Fuß über dem Wasserspiegel erheben, war im höchsten Maße einförmig und langweilig. Nachdem man die elende kleine Sumpfstadt Frontera, in der sich das Zollamt des Staates befindet, passirt hatte, folgten nur noch in meilenweiten Abständen vereinzelte Ranchos; dazwischen bildeten die hin und wieder am Ufer sich sonnenden Krokodile, sowie die zahllosen verschiedenartigen Reiher und Eisvögel, die über dem Flusse dahinstrichen, die einzige Abwechslung. Stunden brennender Sonnengluth, die von häufigen Regengüssen unterbrochen wurden, dazu der fortwährende dichte Funkenregen aus dem Schlot des mit Holz geheizten Dampfers machten den Aufenthalt auf dem Verdecke unmöglich; in der engen Kajüte herrschte beklemmende Stickluft, die durch den Geruch des Petroleums nicht eben verbessert wurde. Auch die sehnlich herbeigewünschte Ankunft in San Juan Bautista war nicht dazu angethan, die unerfreulichen Eindrücke der Fahrt sogleich vergessen zu machen.

Das nüchterne Bild einer einzigen Reihe niedriger Häuser und zwei kleiner Kirchen auf kahlem, sumpfigem Ufer wollte zu der Vorstellung nicht passen, die man sich von der Hauptstadt eines reichen Landes, von einem nicht unwichtigen Handelscentrum gemacht hatte. Trotz dieses überraschend ärmlichen Aussehens und trotz des Mangels einer nur einigermaßen genügenden Ausladestelle ist San Juan Bautista doch in der That eine wohlhabende Stadt, deren Bedeutung für den Verkehr, namentlich für den großartigen Handel mit den kostbaren Fournierhölzern von Chiapas und Guatemala, von Jahr zu Jahr zunimmt. Charnay's Hoffnung, die Reise nach dem Lagunendorfe Comalcalco von hier aus zu Lande und zwar in wenigen Tagen zurücklegen zu können, wurde in des Wortes eigentlichem Sinne zu Wasser. Befand man sich auch noch im Beginne der Regenzeit, so hatten die wenigen Wochen doch schon genügt, die Mehrzahl der Wege und sogenannten Straßen, wie alljährlich, grundlos und unpassirbar zu machen: es blieb nichts übrig, als sich zu einem weiten Umwege zu entschließen und den Rio Gonzales bis zu seiner Mündung in die große Lagune von Mecoacan hinabzufahren. Die ersten Tagereisen auf den schmalen, aus ausgehöhlten Mahagonistämmen bestehenden Canoes waren nur eine Fortsetzung der unangenehmen Dampferfahrt. An den Ufern wechselte niedriges, verkrüppeltes Gehölz mit weithin überschwemmten Savannenstrecken ab: eine Aussicht, der sich die Reisenden



Jugendliche Raucher im Dorfe Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

ohne großes Bedauern entzogen, um, in unbequemster Stellung unter dem niedrigen toldo oder Mattendache des Canoes zusammengekauert, Schutz gegen Sonnenbrand, Regengüsse und Mosquitos und zugleich Trost in den vortrefflichen Cigarren von Tabasco zu suchen. Je näher man der Mündung des Flusses kam, desto mehr veränderte sich der Charakter der Landschaft: kleine bewaldete Inseln im Flusse, schöner Baumwuchs, zahlreiche Niederlassungen, große Kaffee- und Kakaoplantagen an den Ufern, alles machte den Eindruck, als befände man sich hier auf einem selten reich begünstigten Stück Erde. Ganz unvergleichlich großartig aber wurde die Schönheit des Waldes in dem eigentlichen Lagunengebiete. Die schmalen Kanäle, welche die Lagunen mit einander verbinden, sind von mächtigen Wurzelbäumen eingefaßt, deren Zweige oben sich laubenförmig zusammenwölben; das bis tief auf das dunkele Wasser hinabhängende Laubwerk ist von unzähligen großen, blauen Schmetterlingen belebt; an den Wurzeln der Bäume hängen in dichten Massen die rothen, behaarten Krebse, die von den Bewohnern dieser Gegend, deren Haupt- und Lieblingsspeise sie bilden, als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels gepriesen werden. Die kleine Stadt Paraïso, in der eine zweitägige Rast gemacht wurde, entsprach den Erwartungen, die ihr klangvoller Name und die Schilderungen der indianischen Bootsleute erregt hatten, keineswegs. Vor etwa sieben Jahren in einem Bürgerkriege hart mitgenommen, besteht sie noch heute zur Hälfte aus Trümmern, und wenn auch ihre waldige Umgebung von wahrhaft paradiesischer Schönheit ist, so müssen doch selbst die von den Vorzügen ihrer Stadt begeisterten Einwohner zugeben, daß ein fast unablässiger Regen zu diesen Vorzügen gehört. Nicht sehr viel besser schien auch Comalcalco in dieser letztern Beziehung daran zu sein, ein ansehnlicher, gut gebauter Ort, in dem Charnay die freundlichste Aufnahme und auf die Empfehlungsbriefe des Gouverneurs der Hauptstadt hin auch bereitwillige Unterstützung seiner Arbeiten fand. An

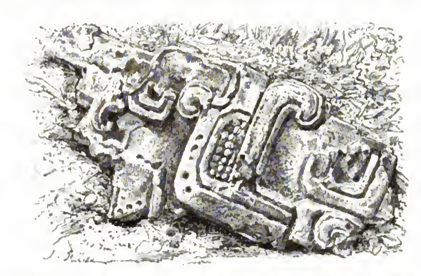


Mauerreste des Palastes von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

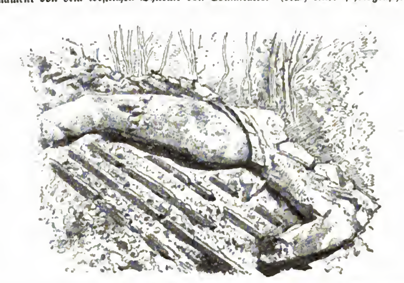
die halbaquatische Existenz des nassen Lagunendorfes, dessen Honoratioren selbst sämmtlich barfuß gehen, gewöhnten sich die Reisenden ebenso bald, wie an den zuerst überraschenden Anblick des allgemeinen Tabakrauchens. Freilich ist ja Tabasco das Land des Tabaks par excellence, und die Cigarre gehört hier mehr noch als im übrigen Mexico zu den ersten Lebensbedürfnissen der Einwohner; daß aber in Comalcalco die kleinen, kaum fest auf den Füßen stehenden Mädchen von drei und vier Jahren selten anders als mit der großen brennenden Cigarre im Munde zu sehen sind, ist eben eine Eigenthümlichkeit des Ortes.

In Begleitung des Arztes von Comalcalco sowie des Eigenthümers des betreffenden Terrains begab sich Charnay gleich am Tage seiner Ankunft nach der Ruinenstätte. Was er hier vorfand, übertraf seine kühnsten Erwartungen! Etwa 3 km östlich von Comalcalco, am rechten Ufer des Rio Seco beginnend, zieht sich eine vielleicht 20 km lange Reihe von Pyramidenhügeln, von dem Volke der Umgegend la Cordillera genannt, in nordöstlicher Richtung durch die Lagune bis nahe zur Meeresküste hin. Ob die Zahl dieser durchweg aus gebrannten Ziegeln und Kalkmörtel erbauten, verschieden hohen Pyramiden wirklich, wie die Einwohner von Comalcalco angaben, über tausend beträgt, konnte Charnay nicht konstatiren. Bei der beschränkten Zeit, die ihm nur noch zu Gebote stand, mußte er sich vorläufig mit der Untersuchung des nächstgelegenen Ruinenhügels begnügen. Der längliche, heute mit dichtester Vegetation bedeckte Hügel hat eine Höhe von 30 bis 35 m; die längste Ausdehnung seiner Basis beträgt 285 m. Auf der obern Fläche befinden sich zwischen und unter dem alles überwuchernden mächtigen Baumwuchse unförmige Trümmerhaufen, daneben aber auch noch einige wohlerhaltene Ueberreste alter Gebäude, die eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Bauten von Palenque aufweisen, jedoch zum Theil in bedeutend größerm Maßstabe gehalten sind. Da ist zunächst ein gewaltiger viereckiger Thurm, wie der von Palenque durch die Wurzeln der auf ihm emporgeschossenen Bäume zusammengehalten. Am südlichen Ende der Esplanade aber zeigen sich guterhaltene Mauerreste, die in Verbindung mit den vom Schutte freigelegten Grundmauern der Ostfaçade einen vollständigen Begriff von den Verhältnissen und der Anordnung des Palastes geben, der einst hier gestanden hat. Demnach betrug

die Länge des Gebäudes, das eine doppelte Flucht gleichmäßiger Zimmer enthielt, 71,50 m, die Breite dagegen nur 8,50 m. Die Mauern, von denen die südliche ja vollständig erhalten ist, hatten eine Höhe von 3,50 m; das Dach war, wie bei den meisten Häusern von Palenque, schräg. Sehr kleine gebrannte Ziegel von rother Farbe und ein fester, aus den zerstampften Schalen der Lagunenmuscheln hergestellter Kalkmörtel bildeten das Material. Die an ihrem untern Theile mit polirtem Stuck bekleideten Mauern scheinen oben schmucklos und nur mit einer gelblich-rothen Farbe bemalt gewesen zu sein, von der sich an der Südwand noch deutliche Spuren zeigen. Nach den vielfach zerstreuten Trümmern zu urtheilen, scheint ein reich ornamentirter Fries rings um das Dach gegangen zu sein. Aehnliche aber bei weitem großartigere, in Cement modellirte Ornamente haben auch die beiden großen Thürme an der Nord- und der Westseite des Gebäudes geschmückt. Besonders an dem letztern fand Charnay unter einer Menge von kleinen Skulpturentrümmern auch verschiedene große Stücke, nach denen man sich wohl einen Begriff von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit dieser Zierrathen machen kann. Leider fanden sich von einer breiten, sauber ausgeführten Borte,



Ornament von dem westlichen Thurme von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)



Basrelief von dem westlichen Thurme von Comalcalco. (Nach einer Photographie.)

die wie eine kolossale Vergrößerung der seltsamen Hieroglyphen von Palenque erscheint, nur noch ganz vereinzelte, zusammenhanglose Stücke vor. Merkwürdig und durch die Schönheit der Modellirung auffallend ist auch der Ueberrest eines großen Basreliefs vom westlichen Thurme, die lebensgroße Gestalt eines Mannes darstellend.

Eine oberflächliche Kenntnißnahme der benachbarten Pyramidenhügel, ihrer Ruinen und Trümmerhaufen überzeugte Charnay, daß dieselben ohne Frage ihre Entstehung der nämlichen Zeit verdankten, wie jener erste, bestärkte ihn zugleich aber auch in seiner Ansicht, daß diese sämmtlichen Bauten bei weitem nicht so alt sein könnten, wie gemeinhin angenommen wird. Eine spätere eingehende Untersuchung dieses unglaublich reichen Feldes, eine Untersuchung, die wohl Jahre in Anspruch nehmen kann, wird es darthun, ob die Stadt wirklich, wie Charnay vermuthet, die alte indianische Hauptstadt Centla gewesen ist, deren glänzende Paläste die der Küste nahenden spanischen Eroberer schon von ihren Schiffen aus erblickten. Der bis auf den heutigen Tag giltigen Tradition zufolge soll Centla freilich dicht bei dem heutigen Frontera am Tabasco gelegen haben.

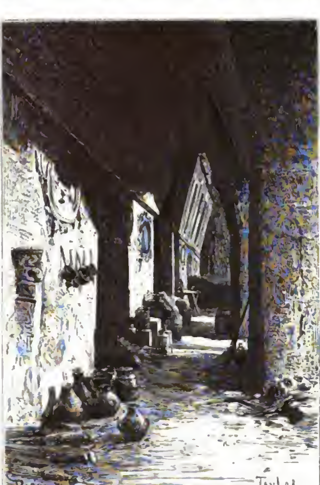
Mit schwerem Herzen, weil mit dem Bewußtsein, die



Thurm des Palastes von Palenque. (Nach einer Photographie.)

große Arbeit kaum begonnen, so viele Fragen angeregt und doch keine beantwortet zu haben, brach Charnay nach vierzehntägigem Verweilen von Comalcalco auf, um sich nach der Hauptstadt und von dort direkt weiter nach Palenque zu begeben. In gerader Linie beträgt die Entfernung zwischen beiden Orten nur 110 km; dennoch nahm die Reise, die in weitem Bogen auf dem Usumacinta, dem Rio Cico und über die Lagune von Catasaja gemacht wurde, 22 Tage in Anspruch. Einestheils war es auch hier wieder der schlechte Zustand der Wege, anderntheils aber die ungeheure Menge von Gepäck, dessen Charnay für seine Arbeiten in Palenque bedurfte, was die Reise zu Lande verbot. Sollten doch Abgüsse und Abklatsche von den großen Reliefs und Inschriftentafeln der Tempel von Palenque genommen werden; und mußte man sich doch neben allem Material zu dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit auch mit den Provisionen für die ganze Zeit des Aufenthaltes im Walde versehen!

Die Ruinen der großen alten Tempelstadt befinden sich etwa 10 km südwestlich von dem heutigen, fast ausschließlich von Indianern bewohnten Dorfe. Ein schmaler Fußpfad, der in Folge des üppigen Pflanzenwuchses des feuchtwarmen Klimas immer bald wieder verschwindet, jetzt aber durch die Fürsorge des Distriktsgouverneurs freigelegt worden war, führt allmälig ansteigend durch dichten Wald zu der auf den äußersten Vorbergen der Cordillere belegenen Ruinenstätte. Nach einem beschwerlichen ersten Rekognoscirungsgange, einem mühsamen Emporklimmen zu den von wucherndem Baum- und Strauchwerk versteckten Tempel- und Palastruinen auf den Pyramidenhügeln, begann Charnay seine Arbeiten in derselben Weise, wie er sie hier auch vor 22 Jahren, wie sie seitdem jeder andere Besucher dieser Stätte begonnen hatte: er eröffnete einen unbarmherzigen Vernichtungskrieg gegen die unermüdlich um die Trümmer emporwuchernde Pflanzenwelt. Mit vereinten Kräften mußten seine sämmtlichen Arbeiter zunächst an die Freilegung des großen Palasthügels gehen, der ebenso wie die Mehrzahl der großen Tempelpyramiden dieser Stätte eine natürliche Bodenerhebung ist, der man durch künstliche Auf- und Uebermauerungen die Form einer drei- oder vierstufigen Terrassenpyramide gegeben hat. An der Nordseite des Hügels, die mit gewaltigen Steinplatten bekleidet und mit weit vorspringenden Pfeilern geschmückt ist, sieht man noch die Ueberreste einer breiten Treppe, die zu der obern Fläche und ihrem seltsamen, ein ungeheueres Rechteck bildenden Gebäudekomplex emporgeführt hat. Der große viereckige Thurm an der östlichen Seite dieses Rechteckes hatte, seitdem Charnay ihn vor 22 Jahren gesehen, sein drittes Stockwerk eingebüßt. In seiner Anlage mit den beiden Thürmen von Comalcalco übereinstimmend, scheint er nichts von dem reichen Schmucke derselben besessen zu haben, sondern, wie aus einigen Spuren an den Wänden zu erkennen ist, nur mit einer glatten Stuckschicht bekleidet gewesen zu sein. Desto reicher aber sind allem Anscheine nach die anderen Theile des seltsamen sogenannten Palastbaues verziert gewesen. Die große gedeckte Gallerie, die den innern Bau auf drei Seiten umzieht, jedoch in keinerlei Zusammenhang mit demselben steht, weist an ihrer Rückwand Ueberreste von kunstvollen, in Cement modellirten Ornamenten auf, die in vielen Details an unsern Rococostyl erinnern: große Medaillons mit reichgegliederter Einrahmung, in deren Mitte sich kolossale Profilköpfe befanden. Auch die Pfeiler dieser Gallerie, sowie das leicht geneigte Dach, über dem heute die Waldbäume aus einer starken Humusschicht emporwachsen, waren, wie deutlich zu erkennen ist, mit reichen Bildwerken geschmückt.



Aeußere Gallerie des Palastes von Palenque. (Nach einer Photographie.)

In Anbetracht des unablässigen Regenwetters, das den Aufenthalt unter Zelten unmöglich machte, schlug Charnay das Quartier der Expedition für die zwei Monate ihres Verweilens in Palenque in den Räumen des alten Palastes selbst auf. Die östliche Seite der äußern Gallerie wurde als Küche und Speisezimmer benutzt, die Gallerie des innern Palastgebäudes dagegen zum allgemeinen Schlafraume bestimmt. Dieser tägliche Aufenthalt in dem merkwürdigen, weitläufigen Bau ließ den Reisenden auch täglich neue und überraschende Details in demselben entdecken und manche falsche Annahme früherer Besucher berichtigen. Der sogenannte innere Palast, d. h. die Gebäudemasse in dem weiten, durch die äußere Gallerie umzogenen Hofe, ist, wie Charnay vermuthet, das Produkt verschiedener Zeiten und Bedürfnisse. Nur so läßt sich die unharmonische, unregelmäßige und vollkommen willkürliche Zusammenhäufung der verschiedenartigsten Gebäude erklären. Hallenartige Häuser mit Bogeneingängen und reichster Ornamentirung, kleine, stallartige Hütten mit schiefen Mauern; schräge und flache Dächer, erhöhte Bauwerke, zu denen Treppen mit Hieroglypheninschriften hinaufführen; Souterrainbauten, die bis tief in das Innere der Pyramide hineingehen und durch lange Korridore an der Südseite derselben münden: das alles ist regel-

los und ohne jede Rücksicht auf Symmetrie in dem Hofraume durcheinandergebaut. Das wahrscheinlich ursprüngliche und einzige Hauptgebäude jedoch ist durch seine Uebereinstimmung mit der äußern Gallerie zu erkennen. Es liegt beinahe in der Mitte des Hofes, ist von rechteckiger Form und besteht ebenfalls aus zwei parallellaufenden, durch eine Zwischenwand getrennten Gallerien. Sechs Pfeiler tragen auf jeder Seite das leicht geneigte Dach; in der Mitte weiter auseinanderstehend, bilden sie einen breiten Eingang, zu dem mehrere breite Stufen hinaufführen. Das ganze Gebäude ist mit reichen Bildwerken geschmückt, die denen der äußern Gallerie ähnlich sind, dieselben jedoch an Großartigkeit bei weitem übertreffen. So liegt der Gedanke wohl nahe, daß jene äußere Gallerie ursprünglich eine Art von Vorhof zu diesem innern Bau gewesen ist, und daß man es hier nicht mit einem Palast, sondern mit einem altindianischen Heiligthume zu thun hat.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

IV.

Eine Fahrt durch das Palouse-Land.

Das Palouseland (Palouse Country), welches seinen Namen nach dem es durchströmenden Palouse-Flusse erhalten hat, ist der nördlich vom Snake gelegene fruchtbare Agrikulturdistrikt, welcher Gebietstheile des nordöstlichen Washington und des nordwestlichen Idaho umfaßt und im Nordosten von den Blauen Gebirgen begrenzt wird. Der Hauptort ist Colfax, welches 45 Miles in nordwestlicher Richtung von Lewiston liegt. Der südlichere Theil dieses Gebietes besteht aus einem sehr baumarmen endlosen Gewirr schwellender Hügel; im Nordosten findet man ausgedehnte Waldungen, die mit Prärien abwechseln. Seit einigen Jahren bildet das Palouseland das Hauptziel der nach dem Nordwesten strömenden Einwanderung; jeder zweite Auswanderer, den man auf den Eisenbahnen und Dampfern im Columbiathale trifft und nach dem Ziel seiner Reise befragt, wird als solches das Palouseland bezeichnen.

Am Morgen des 20. August war ich gerüstet, meine Weiterreise durch das Palouseland, und zwar zunächst nach Colfax, anzutreten. Ich erschrak, anstatt einer eleganten Concord-Stagekutsche, welche, wie man mir gesagt hatte, den Passagierverkehr zwischen Lewiston und Colfax vermittele, ein sogenanntes Buck Board vor der Thür meines Hotels halten zu sehen, das niederträchtigste Fuhrwerk in Amerika, dessen Erfinder eigentlich zeitlebens hätte ins Zuchthaus gesperrt werden sollen, zur Strafe für all das Elend, das er mit seinem Wagen an Reisenden verbrochen hat. Ein solches Buck Board ist ein ungewöhnlich niedriges, primitiv gebautes Gefährt, ohne Federn und mit zwei Holzsitzen versehen. Der Kutscher sitzt mit seinem Nebenmann dicht über den Hufen der Pferde, welche diesen bevorzugten Insassen des Wagens den Staub während der Reise fortwährend ins Gesicht schleudern. Die Räder eines Buck Board sind unverhältnißmäßig groß, wodurch das Fahren auf rauhen Gebirgswegen sehr erleichtert wird. Auch ist es fast unmöglich, ein solches Gefährt umzuwerfen, was wohl der Hauptgrund sein mag, weshalb dasselbe in den meistens in unwegsamen Gebirgsgegenden liegenden Minenlagern in „alter Zeit“ so vielfach Eingang gefunden hat.

Jemand, der mit dem Reisen in diesen Ländern vertraut ist, wird im Sommer und auf staubigen Landstraßen nicht verfehlen, sich bei einer Tour per Buck Board mit einer Brille von gefärbten Gläsern und wenn möglich noch mit einem grünen oder blauen Schleier zu versehen. Indem man während der Reise die Füße unter dem Sitz auf die Zehen stellt, kann man das Mark und Bein erschütternde Stoßen des Wagens etwas vermindern, obgleich es nicht zu leugnen ist, daß eine solche Position der Füße auf die Dauer höchst ermüdend wirkt. Da ich bereits einmal in meinem wanderreichen Leben eine 80 Miles lange Fahrt per Buck Board durch die Salbeiwüste von Eureka nach Austin in Nevada mitgemacht hatte und also mit den Eigenthümlichkeiten dieses originellen Fuhrwerks wohl bekannt war, so that ich nichts schleuniger, als mir eine große blaue Brille und einen zwei Fuß langen grünen Schleier zu kaufen, ehe ich mich an Bord begab und mich, so verschönert, neben dem Kutscher auf dem Ehrensitze hinter den Pferdehufen niederließ. Der grüne Schleier und die blaue Brille hatten auch noch den Vorzug, mich die grau in grau von der Natur ausgestattete Landschaft in hübschem Farbenspiel bewundern zu lassen.

Meine Mitreisenden waren zwei in Nationaltracht gekleidete Chinesen, welche auf dem Sitz hinter mir Platz nahmen. Der eine von ihnen begab sich in das Palouseland, um die verwahrloste Wäsche der Junggesellen in Colfax in seine Obhut zu nehmen, der andere, ein fahrender Minnesänger, hielt eine mit drei Saiten bezogene chinesische Mandoline, mit einem geschlossenen runden Holzkasten als Resonanzboden daran, ein sehr primitiv aussehendes Instrument, liebevoll im Arme. Im Nacken, unter seinen Hemdkragen gesteckt, trug er einen bunten Papierfächer und gab sich das Ansehen eines großen Künstlers, der von seinem Nachbar, dem Hemdenbügler, mit vorzüglicher Hochachtung behandelt wurde. Der Kutscher, ein alter grauhaariger Rosselenker, Uncle George genannt, war während der ganzen Reise nicht dazu zu bewegen, sich mit mir in ein Gespräch einzulassen. Alle meine Fragen über Sehenswürdigkeiten in der Gegend beantwortete er mit den stereotypen Redensarten „I reckon so“ — „I suppose“ oder „I don't know“. Wenn er nicht schlief und den klugen Thieren das Kutschiren des Buck Board allein überließ, unterhielt er sich auf eine höchst originelle Weise mit den Pferden. Uncle George's stehende Redensart, womit er jene während der Reise zum mindesten 500 Mal anredete, war: „Pick it up!“ — „Pick it up, Charley!“ — „Pick it up, Gold Dust!“ (die Taufnamen der Gäule waren Charley und Gold Dust), und ich hörte sie so oft, daß mir diese Worte heute noch im Kopf brummen.

Als wir Lewiston verließen, setzten wir aufs Neue auf der mir bereits bekannten fliegenden Fähre über den Clearwater und fuhren alsdann den am jenseitigen Ufer an 2000 Fuß aufsteigenden Höhenzug vier Miles weit auf gewundenem Wege langsam hinan. Der Rückblick auf Le-

wiston, die Thäler des Snake und Clearwater und eine überaus wilde Gebirgslandschaft war im höchsten Grade fesselnd. Außer dem, von hier aus gesehen, verschwindend kleinen Häuserkomplex von Lewiston und einer oberhalb der Stadt am Clearwater liegenden Sägemühle war in der sich wie eine Landkarte uns zu Füßen ausbreitenden weiten Gegend kein Zeichen der Kultur bemerkbar. Vom fernen Süden kam der Snake in gerader Linie zwischen öden Felsufern hergeströmt, und von Osten schlängelte sich der Clearwater durch die Gebirgslandschaft, bis sich die beiden Flüsse bei Lewiston vereinigten und, westwärts fließend, hinter steilen Felshöhen dem Blicke entschwanden. Ein Gewimmel von nackten grauen Bergen und Hügeln erstreckte sich ringsum, im Osten, zwanzig Miles entfernt, durch einen langen, gerade abgeschnittenen Gebirgszug begrenzt, die Bitter-Root-Berge.

Uncle George, der während der letzten Meile ein Schläfchen gehalten hatte, während Charley und Gold Dust das Buck Board den steilen Fahrweg langsam und vorsichtig hinaufzogen, erwachte auf der Höhe, rief zwei Mal, noch halb im Traume, zu den Gäulen: „Pick it up!“ — „Pick it up!“ — und lustig kutschirten wir nun auf glatter Landstraße weiter. Das Panorama der hinter uns liegenden wilden Gebirgsgegend war plötzlich verschwunden, als hätte der Boden es verschlungen. So weit das Auge reichte, breitete sich eine Landschaft von „rolling hills“ aus, Farmhäuser tauchten auf, hübsche Heimstätten, Herden von Pferden und Rindern, Weizenfelder, wo das Getreide theils noch in Aehren stand, theils gerade geerntet ward: es war dies das fruchtbare Palouseland, in welches wir einfuhren. Von spontanem Baumwuchs zeigte sich nirgends eine Spur, und nur selten standen einige angepflanzte Bäume in der Nähe der Wohnungen. Die gelben Weizenfelder lagen hier und da zerstreut zwischen den Hügeln, oder zogen sich in größerer Ausdehnung über die Gipfel derselben hin. Die Farmer im Palouse-Distrikt ziehen es nämlich vor, das Getreide auf den Hügeln anstatt in den Thalsenkungen anzubauen, weil es hier eher durch den Frost leidet, als auf den Höhen. Das Terrain war außerordentlich hügelig, wie ich in einem Agrikulturgebiete noch nie etwas Aehnliches gesehen habe, eine endlose Reihenfolge von schwellenden und durch einander gewürfelten 100 bis 200 Fuß aufsteigenden Kuppen.

Die Ernte geschah durchweg mit Maschinen, wie dies überall an der pacifischen Küste der Fall ist. Wohin ich sah, zeigte sich ein interessantes Leben auf den Aeckern. Hier bewegten sich die von Pferdegespannen gezogenen Mähemaschinen neuester Konstruktion an der Seite eines erst theilweise abgemäheten Getreidefeldes entlang; und während die soeben abgeschnittenen Weizenhalme in den an der Maschine angebrachten Behälter fielen, wurden sie dort sofort von derselben Maschine zusammengerafft, sauber gebunden und in Garben regelmäßig auf das Stoppelfeld gelegt. Dort klapperte eine mit Dampf getriebene Dreschmaschine auf dem abgeernteten Felde, Staub und Spreu flogen empor, und daneben thürmten sich die weißen vollen Weizensäcke bereits zu stattlicher Höhe auf. Diese bleiben ruhig auf dem Felde liegen, bis die Farmer nach der Ernte Zeit gewinnen, sie nach den Lagerhäusern am Snake oder nach der Nordpacificbahn zu bringen. Sind die Säcke inzwischen auch dem Regen ausgesetzt, so schadet dies doch dem Getreide nicht, denn der im östlichen Oregon und Washington gezogene Weizen ist zu hart, um die Feuchtigkeit leicht aufzunehmen. Oft regnet es tagelang auf die so exponirten Weizensäcke, welche in wenigen sonnigen Stunden wieder ganz austrocknen. Der Weizen dieses Landes ist vollkörnig und von besonderer Weiße. In England pflegt man die geringeren dunkleren Sorten anderer Länder mit diesem sogenannten Walla-Walla-Weizen zu vermischen und dann zu mahlen, wodurch ein vorzügliches Mehl erzielt wird.

Wir passirten die kleine Ortschaft Uniontown, welche inmitten eines reichen Agrikulturdistriktes liegt. Der Boden producirt hier bei oberflächlicher Bearbeitung, die eigentlich in nichts Weiterm besteht, als daß er, ehe man das Getreide säet, ein Bischen aufgelockert wird, 30 bis 35 Bushel Weizen auf den Acker; bei besserer Bearbeitung des Bodens pflegt man in einem guten Erntejahre leicht einen Ertrag von 40 bis 45 Bushel per Acker zu erzielen.

Wie bedeutend die Ertragsfähigkeit des Bodens im östlichen Washington ist, geht aus der folgenden statistischen Tabelle hervor, welche von dem landwirthschaftlichen Bureau in Walla Walla veröffentlicht wurde. Dasselbe giebt den diesjährigen (1881) Durchschnittsertrag für den Distrikt Walla Walla auf 33 Bushel Weizen per Acker an; für Dayton auf 27; für Waitsburg auf 30; für Pomeroy auf 38; für Moscow auf 25 und für das übrige Palouseland auf 30 Bushel: ein im Vergleich mit dem Produkte anderer Weizenländer ganz enormes Verhältniß, was es auch erklärlich macht, weshalb der Anbau von Weizen im östlichen Washington dem dortigen Farmer, trotz der enormen Transportkosten bis auf den Markt, immer noch einen Nutzen abzuwerfen vermag.

Die Einwohnerschaft von Colfax fand ich in einer trübseligen Stimmung. Der halbe Ort war vor etwa einem Monat durch ein verheerendes Feuer eingeäschert worden, und die ständigen 600 Bewohner dieser Hauptstadt des Palouselandes nebst den durchreisenden Fremden mußten sich betreffs der Wohnungen und des Lebensunterhaltes behelfen, so gut es eben anging. Die Hitze war in diesem von hohen Bergen dicht eingeschlossenen Städtchen fast noch unerträglicher, als in Lewiston, wurde aber gegen Abend durch ein Gewitter etwas gemäßigt. Da das einzige respektable Hotel in Colfax bei dem Brande mit eingeäschert worden war, so mußte ich mich mit einem Stübchen von acht bis zehn Fuß Quadratraum in einem Gasthause niedrigster Klasse begnügen, welches so unter aller Würde war, daß ich mich sogar nach Waitsburg zurücksehnte. Wenn ich einem Todfeinde etwas recht Schlechtes bescheeren wollte, so würde ich ihn nach diesem Hotel in Colfax dirigiren; und wenn er noch nie an Unverdaulichkeit gelitten hätte, so könnte ihm bei dem dortigen Menu gewiß bald dieses amerikanische Nationalleiden in optima forma beschieden werden. Von den gepanzerten Insekten in meinem Schlafzimmerchen will ich hier gar nicht reden. An dergleichen kleine Rencontres gewöhnt sich jeder Reisende im Palouselande. Aber mich wandelt noch jetzt ein gelinder Schrecken an, wenn ich an die dort servirten Mahlzeiten zurückdenke und an den unausgesetzten Kampf mit den Schwärmen von zudringlichen Fliegen, der es Einem fast unmöglich machte, einen Bissen in den Mund zu schieben, ohne jene geflügelten Feinde zuvor mit der Serviette in die Flucht geschlagen zu haben.

Colfax liegt am South Palouse, einem kleinen zur Zeit meines Besuches fast ausgetrockneten Flusse, der dicht oberhalb und unterhalb der Stadt einige Erweiterungen von stehenden Wasserpfützen zeigte, welche hier den Namen Seen führen. Der South Palouse fällt eine viertel englische Meile unterhalb Colfax in den größern North Palouse, der sich in den Snake ergießt und etwa 20 Miles oberhalb in den Blauen Bergen in einer dichten Waldregion entspringt. Beide Flüsse, welche im Sommer so unbedeutend erscheinen, werden im Winter zu reißenden Strömen. Der North Palouse überschwemmt alsdann die Niederungen

mehrere hundert Yards weit und richtet durch Eisgang oft große Verheerungen an.

Die Witterung ist in Colfax und dem Palouselande im Winter außerordentlich unangenehm und veränderlich. Während drei Monaten ist das ganze Land mit Schnee, Eis und Glatteis bedeckt. Die häufig eintretenden warmen Chinook-Winde, so benannt nach dem am untern Columbia ansässigen Stamme der Chinook-Indianer, weil sie aus jener Richtung herwehen, machen die Wege beim Thauwetter fast grundlos; die kleinen Flußläufe sind alsdann hoch angeschwollen, und fast aller Verkehr ist unterbrochen. Zeitweilig wehen bitterkalte Winde, die das Blut fast erstarren machen: genug, es herrscht hier zu jener Jahreszeit das denkbar widerwärtigste Wetter. Die „ältesten Einwohner“, welche in jedem andern Lande als treffliche Wetterpropheten gelten, sind mit ihren Prophezeiungen über die Witterung im Palouselande geradeso unzuverlässig, als die Neuankömmlinge. Frost, Regen, Sturm und Thauwetter folgen auf einander ohne alle Regel. Im Sommer dagegen ist das Klima im Palouselande recht angenehm, und die Farmer vergessen beim reichen Ernteertrag bald wieder die im Winter ausgestandenen Mühsale.

Colfax, welches bis jetzt die Landesprodukte des Palouse-Distrikts nach Almota, einem 12 Miles von dort am Schlangenflusse liegenden Hafenplatze, verschifft hat, wird binnen Kurzem mit dem Bahnsystem der „Oregon Railway and Navigation Company“ bei Texas Ferry am untern Snake in Verbindung treten. Die Eisenbahn, welche von Walla Walla nach Grange, einer Texas Ferry am linken Ufer des Snake gegenüber liegenden neuen Ortschaft, im Bau begriffen ist, soll eine Länge von 45 Miles erhalten, und die Entfernung von Texas Ferry nach Colfax ist ungefähr dieselbe. Durch eine Schienenverbindung zwischen Colfax und dem untern Columbia wird man die ungewisse Schifffahrt auf dem Snake künftig ganz vermeiden und die Landesprodukte schneller auf den Markt bringen können. In diesem Herbste z. B. befanden sich in den Depots bei Texas Ferry nicht weniger als 1500 Tonnen Weizen, zu deren Fortschaffung die Transportmittel fehlten, und in allen Lagerhäusern an den Hauptpunkten des Territoriums waren Massen von Weizensäcken aufgespeichert, die auf Beförderung warteten: ein Zustand der Dinge, der bei einer Eisenbahnverbindung mit Portland und dem Puget Sund nicht wieder vorkommen kann. Die Eisenbahn wird sich von Colfax nach den Hauptortschaften im Palouselande, über Farmington bis nach Moscow in Idaho, verzweigen.

Die unter der Leitung des deutsch-amerikanischen Eisenbahnkönigs Villard stehende „Oregon Improvement Company“, welche die Entwickelung des Nordwestens auf ihr Programm gesetzt hat, befördert diese neuen Eisenbahnunternehmungen nach besten Kräften. Im Palouse-Distrikte besitzt jene Gesellschaft 150 000 Acker werthvoller Ländereien, welche von ihr nur an Ansiedler — nicht an Spekulanten — verkauft werden, allerdings zu höherm Preise, als den guten Palousern genehm ist. Doch es wäre Thorheit, anzunehmen, daß eine derartige Gesellschaft von Kapitalisten das von ihr erworbene Land aus purer Menschenliebe zu niedrigerem Preise, als sie es thun kann, wieder veräußern wird. Ich will noch erwähnen, daß der Anbau von Flachs im Palouselande mit jedem Jahre größere Dimensionen annimmt und eines der Hauptprodukte dieses Distriktes zu werden verspricht. Im Paradise-Thale bei Moscow wurden z. B. in diesem Jahre bereits 150 000 Bushel Flachssamen gewonnen.

Wanderungen zwischen Teimâ, Hâil, Khaibar und Bereida.

Von **Charles M. Doughty.**

II.

In Khaibar hielt mich der schurkische Lieutenant der irregulären Soldaten von Medîna lange als angeblichen Spion der Muskows (es war das während des letzten türkisch-russischen Krieges), und weil ich als Ungläubiger das Land des Propheten betreten hatte, gefangen, und erst nach $2^1/_2$ Monaten befreite mich ein Befehl des Paschas von Medîna aus der Haft, in welcher ich kaum einen Tag meines Lebens sicher gewesen war. Mit einem Empfehlungsbriefe desselben Paschas an Ibn Raschid versehen, brach ich von Neuem nach Hâil auf; dorthin hatte ich selbst gebeten zurückzukehren, da mir keine anderen Wege offen standen, ohne Medina passiren zu müssen. Mich begleiteten auf meine Kosten zwei Bisschr-Beduinen, die aber zu den 'Ageil-Reitern oder dem Dromedar-Corps der Regierung von Medina gehörten. Die Abreise geschah am 22. des Monats Sesser, nach meiner Rechnung etwa am 17. März 1878. Da wir nur ein räudiges 'Ageil-Dromedar besaßen, so mußte unsere Reise langsam von Statten gehen, um so mehr, da wir überall nach Beduinen suchten, um das Thier durch die frisch aufsprießenden Kräuter und uns durch Milch zu erquicken, sintemal in diesem Jahre in Khaibar eine Hungersnoth geherrscht hatte. Es war verabredet worden, daß wir über el-Hajât und Mustidschidda reisen sollten; meine Gefährten jedoch, die weder Städter noch richtige Beduinen, sondern in der Stadt verdorbene Beduinen waren, wählten sich, sobald wir Khaibar aus den Augen verloren hatten, den übrigen Weg nach ihrem eigenen Kopfe aus. Am Nachmittage kamen wir zu einigen vereinzelten Heteim-Zelten und blieben daselbst zur Nacht. Von dort zeigte sich eine Bergspitze el-Baitha, welche den Angaben der Leute zufolge etwas vor (nördlich) el-Medina liegt. Am zweiten Tage zogen wir in nordwestlicher Richtung über die Harra, schauten aber vergebens nach einem andern Nomadenlager aus. Zuweilen sahen wir einen großen weißlich gesprenkelten eßbaren Vogel (habâra) vor uns auffliegen. Den ganzen Tag über blies ein heftiger Märzwind. Bei Sonnenuntergang fanden wir einen geschützten Platz und trockenes Akazienholz, machten ein großes Feuer an und blieben dort. Auch am dritten Tage zogen wir, nach Nomaden ausschauend, über die Harra hin und suchten, als die Märznacht anbrach, Schutz unter einigen Büschen. Mit der Morgensonne aufbrechend kreuzten wir in nordwestlicher Richtung den Rand der Harra. Der Lava-Abhang über der granitischen Ebene

hat dort eine Höhe von 20 Fuß und darüber, hebt und senkt sich aber bis 30 bis 60 Fuß. Wir hatten jetzt Spuren von Arabern gefunden, die vor uns her zogen und folgten ihnen bis Mittag, wo wir sie an ihrem Halteplatze im Bezirke Jeteròha, nahe am Rande des Dschebel Hudschar, erreichten. Von dort zogen wir nach Nordosten über den Wasserplatz el-Jemmen der Auadschi-Bisschr-Beduinen auf die Harrat Ethnan zu. Dieser nicht unbeträchtliche Vulkankegel, den die Araber wegen seiner scharfen Laven nie erstiegen zu haben behaupten, ist der hervorragendste unter den hilliân, welche ich in der Harrat Khaibar gesehen habe. Bei Regenwetter glauben die Araber aus seinem Gipfel einen hellen Dampf aufsteigen zu sehen, haben aber keine Ahnung, daß die hilliân „Feuerberge" seien, und keine Ueberlieferung, daß irgend ein hilli der Harras jemals gebrannt habe. In dieser (hier granitischen) Ebene, welche wir in der Richtung auf die Harra durchzogen, fanden sich frische Spuren und zerbrochene Eier des Straußes.

Meine Gefährten schwebten in beständiger Furcht vor feindlichen Streifpartien, die uns Angesichts unserer schwachen Anzahl überfallen könnten, und sie baten mich immer wieder und wieder, in meinen Büchern nachzusehen, aus welchen ich, nach ihrer Ansicht, unser gutes oder böses Geschick herauszulesen im Stande wäre. Inzwischen steigerte sich der Märzwind zu einem Orkane, und da wir uns in offener Wüste befanden, so suchten wir nach Sonnenuntergang für die Nacht nach Art der Nomaden Schutz hinter einem großen Busche. Am folgenden Tage erreichten wir die Harrat Ethnan wieder und schliefen die Nacht am Fuße derselben Hilliân, welche ich zuerst bei meiner Reise über die Harra südwärts nach Khaibar passirt hatte. Am nächsten Nachmittage trafen wir auf der Harra jenen Ajjada ibn Adschuein mit seinen Kameelen, von dessen Zelte aus ich meine Reise angetreten hatte. „Und wie ging es Dir in Khaibar?" fragte er. „Wahrlich nicht sehr gut!" — „Habe ich Dir das nicht im Voraus gesagt — und doch wolltest Du hingehen!" Dann molk der Heteimi seine Kameele für uns und wir blieben diese Nacht einige (engl.) Meilen weiter hin in Zelten von Heteim-Nomaden. Am nächsten Morgen kamen wir nach einer Stunde Reitens zu dem Zelte jenes Mannes, der mein „rafik" von Hâil aus gewesen war und mich ungefähr in dieser Gegend im Stiche gelassen hatte; da ich jedoch zwar spät, aber doch gesund zurückgekommen war, so machte ich ihm jetzt keine Vorwürfe, und wir rasteten diesen Tag bei ihm. Am nächsten Morgen erreichten wir, stets nordwärts reitend, den Wasserplatz Baidi, zwei alte Brunnen in der Harra-Lava, welche den Bisschr gehören. Die Harra ist von hier an in großen Wellen aufgeworfen, welche oft tiefe kreisrunde Gruben einschließen. Dann ließen wir das kleine vereinzelte Dorf Thûrghrud eine halbe Tagereise zur Rechten liegen und stiegen bald darauf vom Nordrande der Harra hinab in eine mit Granitgeröll bedeckte Landschaft, welche, da dort seit dem letzten Herbste kein Regen gefallen war, nun mâhal, d. h. völlig kahl und ohne einen einzigen grünen Halm war. Dann passirten wir den Berg Thulla'an Bûthra[1]), unweit dessen Fuße bei meiner Hinreise Ajjada's Zelt gestanden hatte, und schliefen diese Nacht, da wir keine Araber und auch kein Wasser gefunden hatten, in einer vertieften Stelle unter dem Berge el-Ethmâd. Am folgenden Morgen zogen wir weiter, ohne Wasser und immer noch durch dieselbe todte Gegend, deshalb auch ohne Hoffnung, Araber zu treffen. Gegen Mittag aber fanden wir auf einem Berge ein kleines Loch voll Regenwasser, welches wahrscheinlich von einigen einzelnen Solubbi-Jägern gegen die glühende Sonne mit einer Steinplatte zugedeckt worden war. Dort stillten wir unsern Durst und zogen dann weiter bis zum Abend, wo wir eine bessere Gegend erreichten und bei Sonnenuntergang zuerst wieder eine von der Weide zurückkehrende und Nomaden gehörige Schafherde erblickten; wir folgten derselben und kamen zu einigen Zelten von Harb-Beduinen, welche uns aufnahmen, ein Schaf schlachteten und uns mit großer Gastfreundschaft erquickten. Da meine fremdartige Aussprache ihren Ohren sonderbar klang, hielten sie mich für einen Meschhedi, d. h. für einen Kaufmann aus Meschhed Ali, jener theilweise von Persern bewohnten Stadt südlich von Baghdad, wie deren mehrere auf dem Sûk (Bazar) in Hâil zu finden sind, welche zuweilen in die umliegenden Wüsten reisen, um den Nomaden Kleider zu verkaufen. Ein solcher Meschhedi, sagten sie, mir ähnlich, wie ein Bruder dem andern, sei wenige Tage zuvor hier durchgekommen.

Am nächsten Tage um Mittag kamen wir zu Schammar-Zelten, wo meine Gefährten Bekannte antrafen und wir die Nacht über blieben. Den folgenden Tag kamen wir vor Mittag zu dem einzelnen Weiler el-Gussa und bei Anbruch der Nacht nach dem Weiler el-Agella, brachen dann mit Sonnenaufgang auf und erblickten noch vor Mittag das schon oben erwähnte Dorf el-Kasr (Kasr el-Aschruât), wo wir zur Nacht blieben, passirten dann Gôfar und trafen in der Mitte des Nachmittags in Hâil ein.

Ich fand den Emîr nach Norden gezogen. Die Fürsten von Dschebel Schammar, welche viel Vieh besitzen und sich erholen wollen, folgen dem Gebrauche der Nomaden, indem sie im Frühjahre, wenn das neue Kraut aufsprießt, in Begleitung ihrer radschagil oder Soldaten, Dromedar-Reiter und Kameelherden in die Wüste ziehen, und zwar dorthin, wo das meiste Kraut gewachsen ist, und dort sechs Wochen lang ihr Lager aufschlagen. Ihre derartigen Ferien enden gewöhnlich mit einem allgemeinen Angriffe und plötzlichen räuberischen Ueberfalle irgend welcher feindlichen Stämme. Der Emîr befand sich in der nördlichen Wüste, an einigen Brunnen unweit östlich des Bezirkes von Dschauf, und hatte in Hâil als Statthalter einen eingeborenen Galla-Sklaven aus seines Vaters Hause, Anébir mit Namen, hinterlassen. Hâil aber erschien jetzt, da der Emîr abwesend war und so viele mit ihm, als todte Stadt; im Sûk war fast kein Mensch zu sehen, und da die Läden geschlossen waren, zeigten sich auch keine Beduinen mehr auf dem öffentlichen Platze. Anébir, welcher früher freundlich gegen mich gewesen war, zeigte jetzt, da er das Schwert des Emîr trug, dem Fremdlinge ein hochmüthiges Gesicht. Der Brief des Paschas von Medîna wurde mir, da Anébir anscheinend nicht lesen gelernt hatte, durch seinen Sekretär abgenommen und stolz wieder zugestellt — aber uneröffnet. Ich bat einige Tage in Hâil verweilen und mich nach so vielen Anstrengungen etwas ausruhen zu dürfen; doch dies wurde mir abgeschlagen, ebenso wie meine Bitte, mich zum Emîr oder mit dessen sicherem Geleite nach el-Kasîm begeben zu können. Von wo ich gekommen, dorthin sollte ich wieder zurückgehen, sagte der Sklave in Amt und Würden, und die mich begleitenden Beduinen, deren Stamm dem Ibn Raschîd unterthan war, sollten bei Todesstrafe mich nach Khaibar zurückbringen! Obwohl unser krankes Dromedar kaum mehr laufen konnte, so trieben sie doch zur Abreise, als am nächsten Morgen einige der niederträchtigen und fanatischen

[1]) Bûthra bei den Heteim, Bothra bei den 'Annêsi genannt.

Leute, durch meine Zurückweisung ermuthigt, sich bereit zeigten, mich anzugreifen. Wir gingen wiederum nach Gôfar, blieben dort zur Nacht und zogen am folgenden Tage langsam südwärts, indem wir das Kameel in der Wüste weiden ließen. Bei Anbruch der Nacht sahen wir ein Wachtfeuer vor uns und fanden, als wir es erreichten, Kameelhirten, welche ihre Thiere für uns melkten; dort legten wir uns nieder und schliefen. Am folgenden Morgen passirten wir wiederum el-Agella und trafen vor Anbruch der Nacht andere Kameelherden der Schammar, von denen wir Milch erhielten; die Nacht, welche wir dort zubrachten, war regnig.

Meine Gefährten, welche mir jetzt fortwährend drohten, mich zu verlassen, da ihr Dromedar mich nicht mehr tragen konnte, und sie mit dem Nasarâni nicht nach Khaibar zurückzukehren wagten, obwohl sie in Hâil von mir die doppelte Bezahlung für die Rückreise erhalten hatten, ließ ich schwören, mich nicht in der offenen Wüste, wo ich keinen Weg kannte, zu verlassen, sondern nur bei Nomadenzelten. Denn sonst hätte ich sie, eher als daß ich durch ihre Verrätherei gestorben wäre, gezwungen oder ihnen das Dromedar mit Waffengewalt abgenommen; denn ich trug unter meinem Gewande ein Pistol, freilich eine große Last für mich, bei der herrschenden Hitze und meinen Anstrengungen, was aber den Arabern, die mich für waffenlos hielten, nie bekannt geworden war. Ich war jedoch stets diesen äußersten Maßregeln durchaus abgeneigt, weil sie sich wahrhaftig für einen Christen nicht ziemen und weil sie ähnliche Reisen für spätere Erforscher nur noch gefährlicher machen würden. Während meine fußkranken Gefährten ritten, ließen sie mich laufen, obwohl ich sehr schwach und barfuß war; doch ertrug ich alles mit Geduld, hatte aber in Folge der Anstrengung des Marschirens und der Hitze starkes Nasenbluten. So gelangten wir Nachmittags zu Zelten von Schammar-Beduinen, denselben, welche uns bei unserer Hinreise zuletzt aufgenommen hatten, nur daß sie seitdem ihre Stelle verändert hatten. Ich erzählte den Leuten von der Absicht meiner Begleiter; und die Beduinen tadelten sie darum, so daß sie mich hier nicht verlassen konnten. Auf dem nächsten Tagemarsche jedoch, da ich zu Fuß ging und die Männer auf dem Dromedare vor mir ritten, schien es, als wären sie im Begriffe, ihr Vorhaben auszuführen. Um nun einen Weg zu Arabern zurückzufinden, zog ich mit meinem Stocke hinter mir beständig eine Linie in den harten Kies, was meine Anstrengung nur noch vermehrte. So kamen wir in eine Gegend, wo viel Kraut gewachsen war, und erblickten Nachmittags vor uns nahe dem Berge Ssae schwarze Nomadenzelte, welche meine Begleiter, da sie niedrig und nahe neben einander aufgeschlagen waren, für solche der Heteim erklärten, und so verhielt es sich auch. „Hier — sagten sie — wollen wir Dich lassen und wir wollen Dich diesen Arabern empfehlen, daß sie Dich weiter senden, wohin Du gehen willst, nach el-Kasim.“

Wo immer ich jetzt zu Arabern kam, kannten sie mich; einige hatten mich in Hâil gesehen, die übrigen hatten von dem Nasarâni, der im Araberlande herumwanderte, gehört und kannten mich der Beschreibung nach. Und dies, während es doch wegen ihres bittern Fanatismus leicht hätte anders sein können, that mir gewöhnlich gute Dienste, weil sie Gutes von mir gehört hatten, daß ich weder einem Menschen noch auch dem Lande irgendwie Böses zugefügt hätte, weder durch meine Spionirerei noch durch unsere boshaften Zauberkünste, sondern daß vielen Leuten durch meine Medizinen geholfen worden, und daß die Prinzen in Hâil selbst mich mit Achtung behandelt hätten.

In der Nacht machte ich hier meine Wirthe mit der Absicht der beiden Beduinen bekannt, und als letztere am folgenden Morgen mir zuriefen und mit meinem Gepäcke fortritten, weigerte ich mich ihnen zu folgen. Die Heteim sagten zwar zuerst, sie wollten mich nicht wieder aufnehmen, aber mein Wirth ließ sich erweichen; ich ging mit ihm hinaus und wir zwangen meine Leute zurückzukehren, zuerst das Gepäck niederzulegen und dann mir einen Theil des Geldes zurückzuerstatten, welches sie fälschlich für die Rückreise nach Khaibar erhalten hatten. Dann ritten sie davon und ich blieb in den Zelten der Heteim zurück.

Diese Nomaden scheuten sich mich weiter zu senden; aus Furcht, der Emir würde es von ihnen fordern, sagte mein Wirth, wenn ich dies Jahr bei ihm bleiben wollte, würde er mir seine Kameele zu weiden geben, und ich sollte nicht Hunger leiden und könnte mit dem nächsten Hadsch (Baghdader Pilgerkarawane) nach el-Irak hinaufziehen. Als ich später in ihn drang, mich nach el-Kasim zu schicken, willigte er ein, mich für mein Geld zu einem Scheich der Harb, Ibn Nâhal, zu bringen, der in einer Entfernung von zwei Tagereisen oder weniger gegen Osten lagere, und ich würde finden, daß diese Harb im Stande wären, mich nach meinem Ziele zu geleiten.

Unser Weg führte über die hier aus plutonischem Gesteine bestehende Wüste nach Osten; am zweiten Tage fanden wir das Harb-Lager bei der kleinen Palmenoase Soleima (S'leimi), welche von wenigen Schammarfamilien bewohnt wird. Von hier erblickten wir im Süden nach el-Medina hin in weiter Entfernung den Rand eines mächtigen Gebirges, el-'Alem. Bei Ibn Nâhal angekommen, wurden wir zu Abend bewirthet; aber da er vor Ibn Raschid Furcht hatte, machte er viele Ausflüchte und gebot uns weiter zu reiten. Dieser Mann, aus armer Familie stammend, hatte sich zu dem Reichthume der größten Scheichs emporgeschwungen, denn er besaß jetzt 300 und einige Kameele und einen nicht geringen Schatz an Silber, im Gesammtwerthe von vielleicht 1500 Pf. St. Als Beduine geboren, war er durch natürlichen Verstand ein gewitzter und glücklicher Kaufmann; er kaufte im ganzen Bezirke sammen (geklärte Butter von Ziegen- und Schafmilch) auf und schaffte sie nahezu 500 engl. Meilen weit nach Dschidda hinab, wo er seine Waare mit großem Nutzen wieder verkaufte. Auch hatte er mit Kameelherden nach Aegypten Handel getrieben. Es ist keineswegs so sonderbar, bei diesen Beduinen einen so bürgerlichen Geist zu finden, denn sie sind Beduinen von Medina und in ihren Sitten mit städtischem Leben vertraut, wie denn auch ihre Sprache nach der Stadt und dem Hidschâz klingt.

Nach Sonnenuntergang setzten wir uns wieder auf die Thiere und gelangten, in der ersten Stunde der Nacht durch ein Wachtfeuer geleitet, zu anderen Harb-Zelten; der Hausvater empfing mich in edler Weise, versprach mir, Mittel zu finden mich nach el-Kasim zu senden, und zeigte mir auch am Morgen kein böseres Gesicht, nachdem er erfahren hatte, daß ich ein Nasarâni sei.

Am vierten Tage darauf fand ich einen bei den Schammar lebenden 'Annêse-Beduinen, welcher einwilligte mich für einen guten Preis nach Bereida (Boreida) zu führen. Unser Weg ging nun zuerst nach Nordosten; denn es waren gefährliche Zeiten, und es wurde berichtet, daß Ibn Sa'ud, der Wahabi, mit den 'Ateiba auf einem großen Kriegszuge begriffen, die südliche Gegend besetzt und bis an die Mauern von 'Aneize gekommen sei; es würde böse für uns sein, dieselben zu treffen, da sie meinen Begleitern feindlich waren, und außerdem hätten sich die Nomaden aus allen angrenzen-

den Gebieten zurückgezogen und die Wüsten verlassen, welche auf unserm Wege menschenleer sein würden. Nach einer Tagereise erfuhren wir, daß das Gerücht, wie es in Arabien, einem stets von Alarm erfüllten Lande, gewöhnlich der Fall ist, nur zum Theil wahr sei. Von nahe er-Randa, wo wir in der Wüste geschlafen und im N.-W. das Ende des östlich von Hâil liegenden Dschebel Selmâ gesehen hatten, gingen wir deshalb wieder nach S.-O. und kamen am zweiten Abende zu Beduinenzelten vor Semira. Dies ist ein sehr altes Dorf in der Wüste, von einer hohen Mauer umgeben und bewohnt von einigen 30 Familien der Beni Temmim, die erst die Besitzer und dann theilweise Nomaden in einem so großen Theile von Nedschd waren. Was aber sonderbar ist, ist, daß man in Semira keine Palmen sieht, welche dort nicht gedeihen wollen; die Leute bauen dafür Getreide. Das Grundwasser ist sehr nahe unter der Erdoberfläche, und Semira war ohne Zweifel zu allen Zeiten ein Hauptwasserplatz. In dieser Gegend war der alte Weidebezirk der Ruualla; hier versammeln sich jetzt die Harb-Stammesgenossen unter Ibn-Raschid einmal im Jahre, um eingeschätzt zu werden, und hier ist eine Wasserstation der Baghdader Pilgerkarawane, welche über Land unter Ibn-Raschid's Führung nach Mekka zieht. Wir sprachen in Semira vor, um zu frühstücken. Ich bemerkte, daß mein Wirth mich kannte; er war unlängst in Hâil gewesen, fragte, wohin wir jetzt reisten, und lächelte freundlich, denn er war zu edelmüthig, mehr zu sagen. Bei den besseren Leuten gilt es nicht als Verbrechen Christ zu sein, wohl aber bei den weniger zahlreichen gefährlichen Fanatikern.

Wir setzten unsere Reise fort am Fuße des großen schwarzen Basaltberges Habbeschi, über welchem die Sonne aufging, als wir Semira betraten. In der Wildniß trafen wir auf einen einzelnen Reisenden, einen in Medina ansässigen Beduinen, welcher Kleinvieh an die Schlächter verkaufte und auf seinem Dromedar über Land geritten war, um seine jährlichen Einkäufe zu machen. Da er dieselbe Richtung verfolgte, ritten wir in Gesellschaft. Auch dieser Mann kannte mich, denn er war auch bei jenen Harb unweit Soleima vorbeigekommen, und zwar nach unserer Abreise, hatte dann aber einen nähern Weg eingeschlagen. Soleima, rechnet man, liegt vier starke Dromedar-Tagereisen von Medina, was circa 200 engl. Meilen entsprechen mag.

Dies ist die nördliche Harb-Wüste, welche ich, wie oben die Gebiete der Schammar, voll von Nomaden fand, welche je nach Familienverwandtschaft in wenigen Zelten zusammen lagerten (ferridsch, plur. fordschân); überall und namentlich hier unweit des Wadi er-Rummah findet sich Grundwasser in geringer Tiefe und es giebt sehr viele kleine Quellen. Jenes Wadi zog sich, wie meine Gefährten erzählten, stets in einer Entfernung von etwa einer halben Tagereise längs unseres Weges hin. Alle paar Stunden fanden wir auf unserer Reise Beduinenzelte, deren Lage wir von den Harb in Erfahrung gebracht hatten. Diese Nacht blieben wir bei anderen Harb-Nomaden.

Am nächsten Tage kamen wir aus dem Berglande hinaus auf die große Ebene Ghraimár, wo wir bei einer Quelle eine Abtheilung wandernder Harb trafen. Das ganze ebene Gebiet von hier bis el-Kasim heißt Fuèilik. Die Weiler 'Autheim und Makh'aul am Fuße eines Berges zur Linken lassend, reisten wir den ganzen Tag. Gegen Abend brach ein wüthender Sturm mit Blitz und Regen über uns los, und wir legten uns zur Nacht in der überschwemmten Wüste hinter unseren Dromedaren als Deckung nieder. Im Morgenlichte entdeckten wir unweit vor uns Beduinenzelte, wo wir den Tag über verweilten. Am folgenden Tage setzten wir unsere Wanderung durch die Wüste nach el-Kasim fort und kamen aus der plutonischen Gegend in ein Sandsteingebiet am Fuße eines langen, niedrigen Gebirgsrückens Sára; aus Furcht vor Ueberfällen durch die 'Ateiba wollten wir denselben zwar zur Nachtzeit passiren, aber da meine von Schlaf und Müdigkeit übermannten Gefährten obendrein in der Dunkelheit sich verirrten, so machten wir um Mitternacht Halt, legten uns nieder und schliefen. Am nächsten Morgen hatten wir nur noch eine Stunde hinabzusteigen, dann befanden wir uns vor dem ersten Palmendorfe von el-Kasim im Beginn des Nefûd, er-Ranḍ. $1\frac{1}{2}$ Stunden weiter erreichten wir die Oase el-'Ajûn, ein blühendes Handelsdorf gleichfalls am Rande des Nefûd, an den Handelsstraßen zwischen Norden und Süden. Zwei Stunden weiterhin lag el-Garra, eine kleine Palmenoase in dem Nefûd von Ksim; dann noch $1\frac{1}{2}$ Stunden bis zu dem kleinen offenen Dorfe el-Schukfûk und kaum 5 engl. Meilen weiter war Bereide (im Lande selbst wird der Name Boreida ausgesprochen) erreicht.

* * *

Auf der mit Nro. 14 ausgegebenen Karte sind einige der im Text erwähnten Brunnen nicht verzeichnet, welche ungefähr folgende Lage haben: Hŷza 27° 54′ nördl. Br., 37° 9′ östl. L. Paris; Koatscheba 27° 46′ nördl. Br., 38° 41′ östl. L. und Baitha Nethil 27° 14′ nördl. Br., 39° 35′ östl. L. Der Nefûd nordwestlich von 'Aneize heißt Nefûd el-Kasim; el-Abanat südwestlich von 'Aneize ist keine Ortschaft, sondern der Name der zwei Berge, zwischen welchen das Wadi er-Rummah hindurchzieht.

Die Bewohner von Lagos.

Ursprung; Sitten und Gebräuche; Sprache.

II.

Vorläufig geht diese Bodenkultur allerdings, wie in den meisten frisch erschlossenen Landstrichen, über ein rohes Ausnutzen der Naturkraft nicht hinaus. Zwischen die gefällten Riesenstämme wird nach Wegräumung des Unterholzes die erste Aussaat an Mais, Kassava, Yams, süßen Kartoffeln oder Hirse gemacht. Im nächsten Jahre wird das Holz verbrannt und nun ohne Düngung und ohne irgend eine geordnete Schlagwirthschaft jahraus jahrein gepflanzt und gesäet, bis der ausgesogene Boden brach liegen bleibt und andere Strecken in Angriff genommen werden.

Auf die Lebensweise der Eingeborenen ist dieser Fort-

schritt indeß von großem bessernden Einfluß gewesen. Neben dem reichlichen Ertrage der Lagunenfischerei ist der Verbrauch an animalischer Nahrung, die jetzt leichter und billiger zu beschaffen ist, in stetem Wachsen begriffen. Das Fleisch sämmtlicher Hausthiere und mancherlei Geflügel bildet einen bedeutenden Konsumartikel auch unter den Schwarzen, deren vegetabilische Zukost in Mais, Yams und Kassava besteht. Reis wird vorläufig noch in geringem Umfange gebaut; dieser aber dem eingeführten vorgezogen und demgemäß auch höher bezahlt. Merkwürdiger Weise trinken die Schwarzen, welche zu der Mahlzeit nur Wasser nehmen, in den seltensten Fällen Milch, verstehen aber in großen Mengen den berauschenden Palmwein zu vertilgen, während Branntwein nur gelegentlich genossen wird. Tabackkauen und Schnupfen ist eine unter den Männern jeden Lebensalters weit verbreitete Gewohnheit. Zur Bereitung von Schnupftabak wird der im Handel übliche Rollentabak mit der Hand zwischen zwei Steinen gerieben und ihm dabei zur Erhöhung des prickelnden Reizes in der Nase ein Zusatz von Natron oder einer aus dem Innern eingeführten Art Soda, Kanun genannt, gegeben.

Die gewöhnlichen Wohnungen bestanden vor der britischen Annexion aus einfachen, elenden Erdhütten von 3 bis 8 Fuß Höhe. Bessere Häuser, meistens im Viereck erbaut, waren gebildet aus zwei in der Entfernung von 6 bis 8 Fuß aufgeführten Parallelwänden von 60 bis 80 Fuß Länge. Diese Umfassungsmauern wurden entweder aus dem Lagunenschlamm aufgeführt, oder bestanden aus zwei Bretterwänden, deren Zwischenraum mit Schlamm ausgefüllt wurde, oder endlich in einfachster Weise aus einer Reihe zusammengebundener Bambusstäbe. Dünnes Lattenwerk mit übergelegten Palmblättern bildete das leichte Dach. Querwände theilten in Abständen von 7 bis 8 Fuß den zwischen den Umfassungsmauern liegenden Raum in kleine quadratische Gemächer, die ohne Fenster nur durch eine Thür mit der hinter dem Hause durch das weit überstehende Dach gebildeten Veranda in Verbindung standen. Diese Räumlichkeiten waren mit Holz oder Bambuslagen eingedeckt, denen eine dicke Lage Schlamm oder Lehm eine Art von Feuerfestigkeit verleihen sollte. Der Hausherr war Inhaber der größten und schönsten dieser Räume. Jeder Frau mit ihren Kindern war eins angewiesen und andere für Gäste, Verwandte, Sklaven oder zur Unterbringung von Vorräthen und Werthsachen bestimmt. In der guten Jahreszeit lebte und schlief die gesammte Familie indeß auf der Veranda und zog sich nur vor der Kälte oder in Krankheitsfällen in die Zimmer zurück. Dort angezündete Feuer mochten manchen Erstickungstod herbeiführen, der dann Hexen und Zauberern zur Last gelegt wurde. Außer einigen Körben und Matten und vielleicht einem rohen Stuhle gab es keinen Hausrath.

Häuser und Hütten pflegten in regellosem Durcheinander möglichst dicht zusammengebaut zu werden, so daß die engen und winkligen Gassen meistens nur Rinnsale für das abfließende Regenwasser bildeten. Die von Gerüchen aller Art geschwängerte Luft solcher Ortschaften erzeugte häufige Epidemien, und bei der leichten Bauart legte eine ausbrechende Feuersbrunst oft ganze Städte in Asche. Das eifersüchtige und barbarische Regiment eingeborener Könige ließ Neuerungen und Verbesserungen in dieser Hinsicht lange Zeit nicht aufkommen. Wurde doch ein Mann, welcher gewagt hatte, seine Zimmer mit weißer Farbe zu tünchen, unter der Anklage, sein Haus dem des Fürsten ähnlich machen zu wollen, grausam hingerichtet und sein Hab und Gut eingezogen. Seit das Gebiet indeß als Kolonie unter englischer Verwaltung steht, hat sich das Aussehen der Stadt Lagos gewaltig verändert. Gesunde und reinliche Häuser sind entstanden und finden auch bei den Eingeborenen immer mehr Anklang, denen sich mit der Verbesserung aller Lebensgewohnheiten auch erweiterte Lebensanschauungen erschließen werden. In dieser Beziehung hatte die starke Einwanderung aus Westindien und Brasilien günstig eingewirkt, welche neben weißen Männern auch ein zahlreiches Element früherer Sklaven des Jorubestammes mit ihren Kindern nach Lagos zurückgeführt hat. Diese Schwarzen haben nun, ohne ihre Stammeseigenschaften zu verleugnen, entwickelte Geistesgaben, erweiterten Gesichtskreis und manche Erfahrungen als Vorbild für die heimischen Brüder importirt. Sie sind nebenbei die Einzigen von allen Einwanderern, die in Lagos ohne vorherigen leichtern oder schwerern Akklimatisationsproceß zu leben vermögen.

Die folgenden Ziffern, dem Ergebnisse des letzten Census vom Jahre 1872 entnommen, können demgemäß keinen Anspruch auf Genauigkeit mehr erheben, gewähren aber einen interessanten Einblick in die Bevölkerungsstatistik der Kolonie Lagos.

Distrikt	Einwohnerzahl						Total	Berufsstatistik		
	Weiße		Afrikaner		Total			Ackerbauer	Handwerker	Handeltreibende
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen				
Stadt Lagos und nächste Umgebung	77	5	16 893	19 030	16 970	19 035	36 005	2 165	63	2 875
Nördlicher Distrikt . .	—	—	5 313	7 088	5 313	7 088	12 401	3 149	17	10
Oestlicher " . .	10	—	1 842	2 162	1 852	2 162	4 014	773	—	1 588
Westlicher " . . .	2	—	3 726	4 073	3 728	4 073	7 501	1 698	—	52
Total . . .	89	5	27 774	32 353	27 863	32 358	60 221	7 785	80	4 525

Von dieser Eiwohnerzahl waren:
Eingeborene Lagosianer 34 576
Angehörige benachbarter Stämme . . 21 311
Fantis 354

Einwanderer:
von Sierra Leona 1 533
aus Brasilien und Cuba . . 1 237
aus dem britischen Westindien 68 = 2 838
Europäer 94

NB. Die Summe stimmt mit der Einwohnerzahl nicht genau überein.

Nach den Religionsbekenntnissen vertheilten sich die Bewohner auf:

Christen:		
der englischen Kirche angehörig	3 145	
Wesleyaner	1 048	
Baptisten	71	
Presbyterianer	2	
Katholiken	572 =	4 838
Mohammedaner		10 595
Heiden		44 788
Total		60 221.

Die sämmtlichen Negerstämme, welche in einer Gesammtzahl von etwa 2 bis $2^1/_2$ Millionen den Landstrich bewohnen, welcher sich an der Küste von Porto Novo bis Benin und im Innern von Dahome bis an den Niger ausdehnt, besitzen den gemeinschaftlichen Sprachstamm der Jorubesprache, deren Bezeichnung dem Namen des zahlreichsten Volkes entnommen ist. Diese Grundsprache wird nun allerdings an verschiedenen Orten in mancherlei Dialekten und Eigenthümlichkeiten geredet, deren Grundformen in der Art der Bildung von Substantiven durch Vorsilben, in häufiger Elision der Vokale, in der Unbeugsamkeit des Verbums und in dem bedeutenden Einflusse, welchen Aussprache und Ton auf den Sinn des Wortes ausüben, indeß überall dieselben sind. Diese letztere Eigenthümlichkeit begründet die Entwickelungsfähigkeit der Sprache, zugleich liegt in ihr aber auch die Schwierigkeit des Erlernens für den Europäer.

Obgleich durch das Zusammenleben mit Mohammedanern, welche stets den Koran oder Theile desselben mit sich führen, die Eingeborenen schon längst Kenntniß von einer Schriftsprache gehabt haben müssen, so ist doch der Versuch, auch die Jorubesprache durch Schriftzeichen zu fixiren, erst in neuerer Zeit von amerikanischen Missionären unternommen. Jetzt versteht ein großer Theil der Eingeborenen in ihrer Sprache zu lesen und zu schreiben, und es giebt sogar neben anderen Werken ein vom Bischof Crowther verfaßtes Wörterbuch: Englisch-Joruba und umgekehrt.

Neben dieser Sprache ist ein im Patois der Sierra-Leone-Küste mit gewissen Anklängen an erstere gesprochenes Englisch vorherrschend, und die zugezogenen Brasilianer haben ein korrumpirtes Portugiesisch eingebürgert.

Herrmann Vogt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Etwas spät, aber doch noch so zeitig, daß sie vor Beginn des Hallischen Geographentages Verbreitung finden konnten, sind die „Verhandlungen des ersten deutschen Geographentages zu Berlin am 7. und 8. Juni 1881" erschienen (Berlin, D. Reimer 1881). Sie enthalten 1) Vorträge und 2) Verhandlungen über schulgeographische Fragen. Unter ersteren ragt an Umfang und Bedeutung Meitzen's von uns bereits gewürdigte Arbeit über das deutsche Haus und seine volksthümlichen Formen (s. oben S. 183) hervor; ferner der Vortrag von Zöppritz, über die Mittel und Wege zu besserer Kenntniß vom innern Zustand der Erde zu gelangen, und von J. J. Rein über die Bermudasinseln und ihre Korallenriffe. Letzterer begründet im Gegensatze zu der Darwin'schen Senkungstheorie seine schon früher ausgesprochene Ansicht, daß Korallenriffe sich überall da bilden können, wo die Grundbedingungen für die Ansiedelung der sie erzeugenden Polypen in Bezug auf Temperatur, Klarheit des Wassers und Nahrungszufuhr durch Wellenschlag sowie eine feste Unterlage gegeben sind, mag nun diese Unterlage eine untergetauchte Küste oder eine submarine Bodenerhebung, mag letztere vulkanischen, organischen oder anderen Kräften zuzuschreiben sein.

— Die Agitation unter den Juden Rumäniens behufs Auswanderung nach Palästina hat so bedeutende Verhältnisse angenommen, daß man nach der „A. Z." (27. März 1882) die Zahl der zur Auswanderung entschlossenen wohl etwas übertrieben auf 50000 schätzt, etwa den fünften Theil aller nach Rumänien zuständigen Juden überhaupt. Zum größten Theil sind das, von Schankwirthen abgesehen, in großer Armuth lebende Handwerker, wie Maurer, Klempner, Glaser, Schneider und Lohnkutscher, welche auch hinsichtlich der Bildung weit hinter den ärmsten ihrer Glaubensgenossen in Oesterreich, Deutschland und Frankreich zurückstehen. Nur ein verhältnißmäßig geringer Bruchtheil der rumänischen Juden lebt unter Verhältnissen, welche ihnen die Konkurrenz mit den den rumänischen Geldmarkt und Getreidehandel beherrschenden Spekulanten griechischer Abkunft ermöglichen.

— Die russische Regierung hat unlängst eine Statistik über Ein- und Auswanderung veröffentlicht, welche abgesehen von den ohne gesetzliche Erlaubniß Ausgewanderten, welche zumeist den gebildeten und wohlhabenden, selbst reichen Kreisen angehören, folgende Zahlen ergab:

Jahr:	Es verließen Rußland:	Es kamen zurück:
1871	144 000	118 000
1872	199 000	188 000
1873	236 000	204 000
1874	286 000	252 000
1875	329 000	297 000
1876	347 000	303 000
1877	331 000	284 000
1878	342 000	305 000
1879	298 000	245 000
1880	295 000	259 000
1871 bis 1880	2 807 000	2 455 000

mithin mehr ausgewandert, als zurückgekehrt 352 000 Personen. Dafür wandern beständig Ausländer in großer Anzahl, namentlich Deutsche, ein, welche angeblich in Rußland bald reich werden, da sie nicht nur von ihren Gesandtschaften und Konsulaten, sondern auch von ihren Landsleuten im russischen Staatsdienste beschützt werden, und als Ausländer die schweren Steuern der Russen nicht zu entrichten haben. Ihre Bewegung über die Grenze drückt sich in folgenden Zahlen aus:

Jahr:	Einwanderer:	Auswanderer:
1871	229 000	223 000
1872	313 000	291 000
1879	391 000	374 000
1880	406 000	388 000

was im Durchschnitt eine jährliche Zuwanderung von 16 000 Personen ausmacht. Da die einwandernden Deutschen meist

kleine Kaufleute, Händler, niedere Eisenbahnbeamte ꝛc. sind, so wird es mit ihrem „Reichwerden“ wohl nicht ganz so schlimm stehen, als die Russen glauben resp. zu glauben vorgeben.

Asien.

— Ein Artikel des „Nowoje Wremja“ vom 18. Februar (2. März) d. J. bezeichnet nach Aufhebung der Statthalterschaft im Kaukasus als wichtigste Aufgaben der neuen Verwaltung zur Hebung des ganzen Gebietes die Herstellung guter zu jeder Jahreszeit brauchbarer Wege nach allen Punkten an der Küste des Schwarzen Meeres, Anlage eines guten Hafens zu Anapa, Tuapse, Gelendshik oder Noworossiisk, Anschluß desselben an die Eisenbahn und möglichste Ausdehnung des Eisenbahnnetzes.

— Wie die „Mosk. Wjedom.“ mittheilen, war am 18. (30.) Juli 1881 Herr N. Konschin aus Moskau mit einer von ihm ausgerüsteten Karawane zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen nach der Achal-Teke-Oase und Merw abgegangen. Nach einigem Schwanken und verschiedenen Berathungen haben die dortigen Einwohner gern die Gelegenheit benutzt, europäische Waaren namentlich gegen Teppiche einzutauschen. Am 14. März d. J. ist die Karawane, nachdem sie ihren ganzen Vorrath abgesetzt hatte, wieder in Aschkabad eingetroffen.

— Die Russ. Geogr. Gesellschaft beabsichtigt im nächsten Jahre eine Expedition nach Inner-Asien zu senden, welche besonders den Vulkanismus im Tiën-schan studiren soll. Vielleicht wird Oberst Prschewalski die Führung derselben übernehmen.

— Ueber den Landhandel Ostindiens hat Mr. O'Conor soeben einen interessanten Bericht veröffentlicht. Da die Gebiete, nach welchen derselbe geht, insgesammt uncivilisirt sind, so hat er noch keine große Ausdehnung gewonnen und wird sie auch in vielen Jahren noch nicht gewinnen; doch ist eine stetige, wenn auch langsame Vermehrung, wenigstens was Kabul, Kaschmir und Nepal anlangt, zu bemerken. Der Handel mit Kandahar ist in Folge des letztjährigen Einfalles von Ajub Chan, derjenige mit Birma in Folge der dortigen Monopole zurückgegangen. Der Export indischen Thees nimmt zu, ist aber dem durch Indien gehenden Export chinesischen Thees noch nicht annähernd gleich. Nach O'Conor's Ansicht bieten Afghanistan, Persien, Turkestan und Jarkand einen guten Markt dar, und würden jährlich wenigstens 5 Millionen Pfund indischen Thees verbrauchen, wenn die indischen Pflanzer sich nur die Mühe geben wollten, den Thee nach dem Geschmacke jener Völker zuzubereiten.

— Fortgesetzt sind französische Reisende mit der Erforschung Hinterindiens beschäftigt. Auf S. 111 des vorigen Bandes besprachen wir sieben solche Unternehmungen; einige weitere wurden in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 17. Februar d. J. erwähnt. Hauptmann Aymonier begiebt sich im Auftrage des Unterrichtsministers nach Indochina; ihn begleitet der Lieutenant der Marine-Infanterie Sorin, welcher bereits an der Expedition Borgnis-Desbordes nach dem Senegal sich betheiligte. Ferner haben zu Ende des vorigen Jahres Lieutenant Septans, welcher schon früher den Dr. Neis zu den Quellen des Donaï begleitete („Globus“ XL, S. 111), und Dr. Mondon Saigon verlassen, um das Land der Moïs, die Gegend zwischen dem obern Mekong und dem chinesischen Meere in 12° bis 14° nördl. Br. zu erforschen. Schließlich schreibt der Gouverneur von Französisch-Cochinchina am 3. Februar 1882, daß Lieutenant Gauthier ins Innere abgereist ist; derselbe will von Bienhoa nördlich bis zur Breite von Hué, der Hauptstadt Annams, hinaufgehen und über das chinesische Meer zurückkehren.

— Schiffslieutenant Louis Delaporte ist von seiner archäologischen Reise in Kambodja (s. „Globus“ XL, S. 335) bereits wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Er verließ Marseille am 3. October v. J. und fand in Saïgon vielfache Unterstützung: der Gouverneur Le Myre de Vilers stellte ihm ein Dampfboot zur Verfügung und ließ ihm durch den Colonialrath 8000 Francs bewilligen und die große Schifffahrtsgesellschaft Roque bot ihm ihre Dampfschaluppen zur unentgeltlichen Beförderung seines Personals und Gepäcks an. Von Phnom Penh, der Hauptstadt von Kambodja, begab sich Delaporte sofort nach den Ruinen von Angkor, wo er die unerwartete Entdeckung machte, daß die dortigen Tempel dem Brahmanenthume angehört haben: in den höher gelegenen Theilen von Angkor-Vat grub er Meisterstücke der kambodjischen Bildhauerkunst aus, Basreliefs, die einst vergoldet waren, Giebel und Einrahmungen, welche sich insgesammt, bis auf die Stücke, welche das innerste Heiligthum schmückten, auf Rama und Wischnu beziehen. Dasselbe war der Fall bei den meisten der in Angkor Tom neu gefundenen Bildwerke, in denen auch Siva's Emblem, der Phallus, vorkommt; dort wurde der Palast der Chmer-Könige aufgegraben, dessen über einander liegende Terrassen mit prächtigen Basreliefs geschmückt sind. Delaporte hatte schon 300 Photographien und 40 Abklatsche genommen und einige werthvolle Originalstücke gesammelt, als er zu Neujahr 1882 erkrankte und über Saïgon heimzukehren gezwungen war. Dasselbe Schicksal traf den Ingenieur Faraut und den Zeichner Tille. Doch nahmen die Arbeiten unter Leitung des Marinearztes Dr. Ernoult ihren Fortgang und sollten bis Mitte März, wo die Hitze für Europäer schon zu groß wird, fortgesetzt werden. Man gedachte Mitte Januar nach Batta-Long zu fahren und dann die Ruinen am Ufer des Mekong zu besuchen.

— In Frankreich beschäftigt man sich seit Kurzem mehrfach mit dem Plane einer Durchstechung der schmalsten Stelle der hinterindischen Halbinsel, des Isthmus von Kran unter 10½ Grad n. Br. Unter Anderen hat Deloncle, ein Beamter des Auswärtigen Ministeriums, diese Frage studirt und ist unlängst von Lyon nach der Halbinsel von Malakka abgereist, um sie an Ort und Stelle weiter zu verfolgen. Es handelt sich darum, den Fluß Paktscham, welcher die britische Kolonie Tenasserim von den siamesischen Besitzungen trennt, durch einen angeblich in sandigem Boden leicht herzustellenden Kanal mit dem dem Meerbusen von Siam zufließenden Htaung oder Htaung-Phai zu verbinden und letzteren zu vertiefen, um so eine Wasserstraße zu gewinnen, welche die Fahrt von Westen her nach Cochinchina, China und Japan um etwa vier Tage verkürzt. Deloncle meint, daß der Kanal nur ca. 100 Millionen Francs kosten könnte, daß aber mehr als die Hälfte aller jetzt mit dem Umwege über Singapur verschifften Transitwaaren (2500000 Tonnen jährlich) den Kanal vorziehen würde. Eine Abgabe von 5 Francs per Tonne verzinste also das aufgewendete Kapital vollständig. Dem wird aber von anderer Seite entgegengehalten, daß für die aus dem Rothen Meere kommenden französischen Schiffe, welche ihren Kurs doch südlich von Ceylon nehmen, der Umweg über Singapur kein so großer sei, daß aber fast der ganze Vortheil des Kanals den Engländern für ihren Verkehr von Bengalen und Britisch-Birma nach dem Osten zu Gute kommen müsse, wie denn auch die Engländer schon seit dem Jahre 1843 dieser Landenge ihre Aufmerksamkeit zugewendet, mehrere Expeditionen dorthin gesendet und die Anlage einer Eisenbahn daselbst geplant haben, welche freilich nicht zu Stande gekommen ist. Außer M. Deloncle betreibt in Frankreich auch der Ingenieur Léon Dru den Plan der Durchstechung der Halbinsel Malakka; derselbe hat neben dem Isthmus von Kran zwei bedeutend südlicher gelegene Landengen, diejenige von Schaija (zwischen 8° 20′ und 9° 20′ n. Br.) und die von Talung (etwa unter 7½° n. Br.) behufs näherer Untersuchung in

Vorschlag gebracht und eine „Société de recherches“ gegründet, welche die Sache in die Hand nehmen will.

Afrika.

— In Algerien ist ein Gesetz veröffentlicht worden, nach welchem die Mohammedaner Zunamen annehmen müssen. Der Vater, Oheim oder ältere Bruder hat das Recht, einen für die Söhne, Neffen oder jüngern Bruder bindenden Namen zu wählen, für Familien ohne männliche Mitglieder hat es die Mutter, Tante oder ältere Schwester. Personen ohne Familien können ihre Namen wählen, oder es wird die Regierungskommission denselben einen solchen geben. Jede Person erhält eine Identitätskarte, und es wird von nun an ein Register der Geburten, Todesfälle, Heirathen und Ehescheidungen geführt werden.

— In jüngster Zeit haben sich zwei wissenschaftliche Gesellschaften gebildet, deren Thätigkeit sich auf Aegypten richten wird, in Paris die Société des Études du Nil und in London eine Gesellschaft zur Ausgrabung der Ruinenhügel des Deltas. Erstere, eine Schöpfung des Herrn de la Motte, beabsichtigt zunächst ein genaues Studium der hydrographischen Verhältnisse des Nils und des bestehenden Systems der Wasserverwerthung mit dem Zwecke, letztere sowie die Schifffahrt auf dem Strome zu verbessern und zu heben und die Schätze des Landes besser auszubeuten. Die englische Gesellschaft gedenkt zunächst in der Landschaft Goschen nachzugraben, weil sie dort Aufklärung über den Aufenthalt der Juden in Aegypten zu finden hofft, in zweiter Linie in Naukratis, der altgriechischen Kolonie im westlichen Delta. Ferner sind ins Auge gefaßt die Schatzstädte Pithom und Rameses, die Hyksos-Stadt Avaris, welche für die phönikische Alterthumskunde Ausbeute verspricht, das hochberühmte Saïs und Choïs, die Hauptstadt der 14. Dynastie, von welcher man bis jetzt noch keine schriftlich überlieferte Geschichte aufgefunden hat.

— Durch Decret vom 30. November 1881 hat der Chedive den Osten des ägyptischen Sudan, welcher die Mudirieh Taka (Kassala), die Gouvernements Suakin, Massauah, Senhit und Galabat nebst dem Gebiete der Dabaina-Beduinen (westlich vom Atbara) umfaßt, zu einem besonderen Gouvernement erhoben, das von dem General-Gouvernement des Sudan unabhängig ist.

— Das „Athenaeum“ (Nro. 2839) schreibt: Der katholischen Mission scheint es nicht geglückt zu sein, sich am Hofe des Zulu-Fürsten Umzila an der Ostküste Südafrikas niederzulassen. Dem Tode Pater Law's (s. oben S. 173) ist der Tod des Paters Wehl in Sofala gefolgt; darauf kehrten die Laien-Mitglieder nach dem Matabele-Lande zu Lo Bengula zurück, wo sie eine andere Station besitzen. — Die „Allgem. Missionszeitschrift“ (Februar 1882) bringt ferner die vollständigen Details über die Art und Weise, wie die katholischen Missionare am 12. September 1881 von dem Häuptlinge des Herero-Landes aus Omaruru vertrieben wurden. „Sie haben sich das selbst zugezogen dadurch, daß sie in das so lange Zeit von der deutschen rheinischen Mission besetzte Gebiet eingedrungen sind, und diese hatte durch viele Jahre selbstloser Hingebung an das Volk das Vertrauen des Herero-Fürsten sich erworben.“ — Gleichzeitig kommt aus Boston die Nachricht, daß der amerikanische Board of Missions die ersten Schritte gethan hat, bei Umzila eine protestantische Mission zu errichten, und daß ihr Agent eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat. „Es muß eine sonderbare Empfindung für die südafrikanischen Häuptlinge sein — meint das „Athenaeum“ —, sich in solcher Weise von französischen, deutschen, englischen und amerikanischen Missionen umlagert zu sehen, die alle mit einander hadern.“

Südamerika.

— Ein eigenthümlicher Streit herrscht gegenwärtig zwischen Panama und Jamaica, der Streit um die Frage, welcher von beiden Plätzen der ungesundere sei. Den wundesten Punkt des Kanalunternehmens wird immerhin die Beschaffung der nöthigen Arbeitskräfte bilden, sowie die unter diesem, man möchte beinahe sagen, Gesindel aufrecht zu erhaltende Disciplin. Die Kanaldirektion hat nun begonnen durch ihre Agenten in den Antillen Arbeiter anwerben zu lassen, was in Jamaica, wo sich allein auf dem Steamer „Nile“ 380 Personen nach Colon einschifften, sehr übel vermerkt wurde. Hieran wird in Kingston (Jamaica) die Bemerkung geknüpft: „Nach welchem Eldorado emigriren diese armen Leute! Sie bekommen 10 Cents pro Stunde, müssen zehn Stunden pro Tag arbeiten, verdienen daher täglich einen Dollar (möglicherweise in columbianischem Papiergeld), womit sie sich in einem Lande erhalten müssen, in welchem für die geringsten Lebensbedürfnisse ein übertrieben hoher Preis gefordert wird. Besser wäre es, sie entschlössen sich bei uns Hand an die Arbeit zu legen, wo sie leicht 3 Schilling pro Tag verdienen und nicht riskiren einem pestilentialischen und tödtlichen Klima zu unterliegen.“ Die Antwort ließ von Panama aus nicht auf sich warten, und bestand einfach in der Publikation der Statistik über Todesfälle und Geburten in Kingston im December 1881, wie folgt: 79 Geburten, 44 männlich, 35 weiblich; 47 davon waren illegitim.

Todesfälle zählt man 77, 36 davon Männer, 41 Weiber. Als Todesursachen werden aufgeführt: Fieber 5, Diphteritis 1, Dysenterie 3, Diarrhoe 1, Rheumatismus 1, Hirnentzündung 8, Schwindsucht 9, Herzleiden 4, Brustentzündung 1, Luftröhrenentzündung 1, Nierenleiden 1, Magen- und Leberleiden 2, Kinderkrankheiten 14, gewaltsamer Tod 1, andere Ursachen 25.

Der Vergleich mit dem korrespondirenden Monate des vorhergehenden Jahres ergiebt nachstehendes Resultat:

Todesfälle pro 1000 Seelen im December	1880	= 35,9
" " " " " "	1881	= 25,3
Geburten " " " " "	1880	= 30,3
" " " " " "	1881	= 25,9.

Die kurze Bemerkung, daß ein Land, in welchem die Todesfälle die Geburten übersteigen, nicht nöthig hat, mit seinen sanitätischen Verhältnissen zu prahlen, begleitete diese Aufstellung.

Kaum begonnen, hatten, was den Unternehmern in der Zukunft noch schwere Stunden bereiten dürfte, die Kanalbauten mit einem Strike zu kämpfen, der denn auch richtig den Taglohn auf 1½ Dollar hinaufschraubte; nicht allein für die am Kanal, sondern auch für die an der Eisenbahn und in den Docks angestellten Arbeiter. Selbst unter den an das Klima gewöhnten westindischen Arbeitern werden große Lücken gerissen werden, wenn einmal die eigentlichen Ausgrabungen im Gange sind. Es wird mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden sein, dieselben jeweilen wieder zu ergänzen.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. V. (Mit sieben Abbildungen.) — Th. Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. IV. — Ch. M. Doughty: Wanderungen zwischen Teimâ ꝛc. II. (Schluß.) — Die Bewohner von Lagos. II. (Schluß.) — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. (Schluß der Redaction 5. April 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

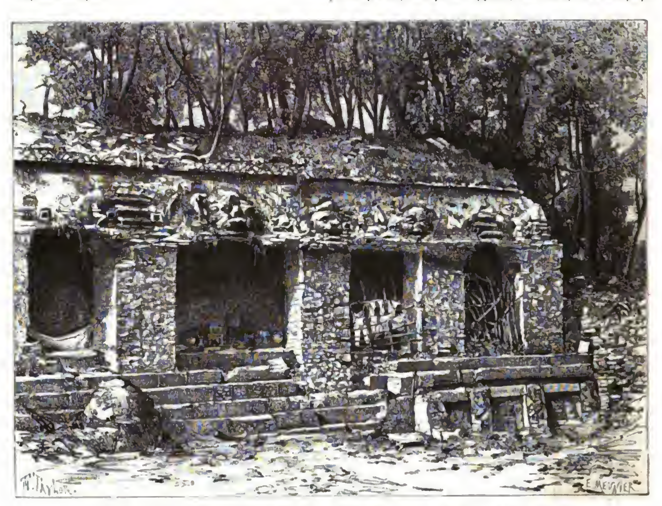
Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika.

VI.

Je mehr Charnay sich mit den Details der Ruinen von Palenque bekannt machte, desto mehr sah er sich in seiner Ueberzeugung bestärkt, daß die alte Stadt nicht, wie bisher angenommen, die Haupt- und Königsstadt eines mächtigen Reiches, wohl aber ein wichtiges Centrum des indianischen Kultus gewesen sein müsse, eine Pilgerstadt mit Tempeln und Gebetsstätten, ein Wallfahrts- und heiliger Begräbnißort. Nur so läßt sich das lange Verborgenbleiben des Ortes erklären, das nicht möglich gewesen wäre, wenn derselbe eine seinen großartigen Dimensionen entsprechende, zahlreiche seßhafte Einwohnerschaft gehabt hätte. Das plötzliche spurlose Verschwinden der gewaltigen, nach Charnay's Ansicht keineswegs sehr alten Stadt deutet eben auf eine wechselnde, ab- und zuströmende Bevölkerung hin, die bei den ersten Schrecken der Eroberung auseinanderstob und später ihre Heiligthümer geflissentlich geheim hielt. Für diese Annahme spricht auch die geringe Zahl der bis jetzt aufgefundenen Wohnhäuser (oder dessen, was man für solche ansehen kann), die zu der Menge der großartigen Tempel in keinem Verhältniß steht. Vornehmlich aber ist es der eigenartige Charakter der in Palenque so überaus reichlich vorhandenen Bildwerke, der unseren Vorstellungen von der Hauptstadt eines altindianischen Reiches nicht entspricht. Unter den Tausenden von kunstvoll modellirten oder skulptirten Reliefbildern hat sich bis heute kein einziges vorgefunden, das, wie etwa die Skulpturen des Steins von Tizoc, oder wie die von Chichen-Itza und anderer Städte Yukatans, auf die Geschichte und die Kämpfe des Volkes hinwiese. Von Kampfscenen, Kriegerbildern, Darstellungen von Triumphzügen und dergleichen ist hier nichts vorhanden, keine der dargestellten Figuren trägt eine Waffe, keine ist in lebhafter Bewegung aufgefaßt. Dafür sehen wir neben zahlreichen, zum Theil kolossalen Reliefköpfen immer wiederkehrende Scenen der Anbetung und Darbringung von Opfern. Und das ist nicht nur in den eigentlichen Tempeln der Fall: auch die wenigen, mit Bildwerken geschmückten kleineren Häuser, ja selbst der sogenannte Königspalast, sie haben alle nichts anderes aufzuweisen, als meist lebensgroße, stehende Figuren mit friedlichem, feierlichem Gesichtsausdruck, oft mit einem Scepter in der Hand, oft auch mit einer aus dem Munde hervordringenden Flamme dargestellt, und von knienden oder andächtig zu ihnen aufblickenden Gestalten umgeben. Haltung und Gesichtsausdruck dieser letzteren schließen von vornherein die Annahme aus, als sollten sie Sklaven oder Kriegsgefangene vorstellen. Besonders reich an deutlich erkennbaren Ueberresten derartiger Gruppen ist das innere Galeriegebäude des sogenannten Palastes, und zwar vornehmlich die östliche Façade desselben. Die in Cement modellirten Reliefs waren zwischen den kolossalen Köpfen angebracht, die sich über den Pfeilern und dem mittlern Eingange befinden; auch die Pfeiler selber waren ringsherum mit ihnen geschmückt, während zwei große, skulptirte Steinplatten zu beiden Seiten der Treppe die nämlichen Darstellungen zeigen. An vielen Stellen sind die Cementreliefs ganz oder theilweise von dem Mauerwerk abgefallen, und die Gruppen sind nur in ihren Umrissen noch auf demselben zu erkennen; an geschützten Stellen jedoch, wie z. B. an der nach innen gerichteten Seite der Pfeiler, finden sie sich vielfach noch vollständig erhalten vor, wenn auch gewöhn-

lich mit einem dicken, darauf abgesetzten Kalküberzug bedeckt, den zu entfernen nicht geringe Mühe kostet. Bei dem Reinigen einer solchen Reliefsigur, deren reicher Schmuck und Art der Bekleidung mit denen der aztekischen Priesterbilder vollkommen übereinstimmte, entdeckte Charnay zufällig, in welch' origineller Weise die indianischen Künstler gearbeitet haben. Jede einzelne Perle der Halsketten, jeder Armring, jeder Theil des aus Binden und Federn bestehenden Kopfschmuckes, das kurze, kragenartige Gewand und die zierlich ausgeführte Fußbekleidung: alles war erst nachträglich der fertig modellirten und in allen Details liebevoll ausgeführten Gestalt angesetzt worden, und ließ sich nun durch leichte Bearbeitung mit dem Hammer stückweise von derselben ablösen.

Nach einer gründlichen Untersuchung der Palastruinen widmete Charnay seine Aufmerksamkeit zunächst den großen Tempeln, die sich heute leider auch in einem Zustande bedeutend größern Verfalles befinden, als er sie vor 23 Jahren gesehen hatte, eines Verfalles, an dem die unvernünftigen Nachgrabungen und Plünderungen gewisser praktischer Forscher nach Alterthümern nicht unschuldig waren. Verhältnißmäßig am besten erhalten waren noch die beiden sogenannten Tempel des Kreuzes sowie der der Sonne. Der letztere, dessen pfeilergetragene Façade eine Länge von 12 m besitzt, während seine Tiefe etwa 8 m beträgt, liegt ungefähr 150 m südöstlich vom Palaste, auf einer in vier Terrassen errichteten Pyramide. Die reichen Ornamente und Reliefbilder, welche die Pfeiler, das Dach und die hoch-



Oestliche Façade des innern Flügels des Palastes von Palenque. (Nach einer Photographie.)

aufgesetzte First schmückten, sind zum größten Theile noch vorhanden. Auffallend muß für jeden, der mit den japanischen Tempelbauten einigermaßen Bescheid weiß, die unverkennbare Uebereinstimmung der Tempel von Palenque, und zwar des Sonnentempels ganz besonders, mit den alten buddhistischen Heiligthümern Japans sein. Diese Uebereinstimmung ist in der That so vollständig, daß von einer bloßen Zufälligkeit nicht wohl die Rede sein kann. Die Annahme von dem asiatischen (?) Ursprunge der toltekischen Stämme gewinnt dadurch festern Boden; auf jeden Fall aber dürfen wir sie als ein neues, sicheres Zeichen des japanischen Einflusses auf die amerikanische Civilisation betrachten: möge dieser Einfluß nun durch einen regelmäßigen Handelsverkehr (?), den Japan mit dem nordwestlichen Amerika unterhielt, oder lediglich durch die unfreiwillige Niederlassung verschlagener japanischer Schiffer vermittelt worden sein. Noch heute zählt man auf je zehn Jahre eine Durchschnittszahl von zwanzig an die kalifornische Küste verschlagenen und hier scheiternden japanischen Barken.

Das Innere des Tempels bestand aus einem großen Raume, der sein Licht durch die Oeffnungen der Pfeilerfaçade erhält, aus einem in seiner Mitte befindlichen kleinen Heiligthume und zwei dunklen Seitenkammern. Das Heiligthum ist eine nach vorn offene Hütte, deren flaches Dach an den beiden vorderen Ecken von zwei mit steinernen Reliefbildern geschmückten Pfeilern getragen wird; ein reichverzierter Fries läuft unter dem Dache entlang. Die Hinterwand des kleinen, kastenartigen Baues ist mit drei

Steinplatten bekleidet, deren Skulpturen eine religiöse Ceremonie darstellen. Es gelang Charnay, von einer Anzahl dieser Steinplatten vortreffliche Abklatsche zu nehmen, so namentlich von denen aus dem sogenannten Tempel der Inschriften und den beiden Tempeln des Kreuzes. Die mittleren Platten in den beiden letzteren zeigen inmitten verschiedenartiger Ornamente die Gestalt eines auf breitem Postament stehenden verzierten Kreuzes, auf dessen Spitze der symbolische Vogel mit den Adlerklauen und dem langen Schweife dargestellt ist. Zwei reichgeschmückte lebensgroße Figuren, eine männliche und eine weibliche, stehen zu den Seiten des Kreuzes, Opfergaben in den emporgehobenen Armen tragend; hinter jeder von ihnen befindet sich eine lange, aus mehr denn sechszig Zeichen zusammengesetzte Hieroglypheninschrift, die zum größten Theil aus seltsam verschnörkelten und umrahmten Profilköpfen besteht. Das Vorkommen der lateinischen Kreuzform in diesen altindianischen Tempeln hat zu den wunderlichsten Theorien Veranlassung gegeben; allen Ernstes hat man die indianische Religion auf das Christenthum zurückgeführt und dem Apostel Thomas, der ja schon für den Verkündiger des Evangeliums in Indien und Parthien gilt, auch nach Amerika kommen lassen.

Während Charnay fast die ganzen Wochen seines Aufenthaltes in Palenque hindurch mit einem kleinen Theil seiner Leute angestrengt an der Herstellung von Inschrifts- und Skulpturenabklatschen arbeitete, beschäftigte er sein übriges zahlreiches Personal mit neuen Nachforschungen an den bewaldeten Abhängen der Cordillere. Dabei zeigte es sich denn, daß die bisher bekannte ausgedehnte Ruinenstätte von

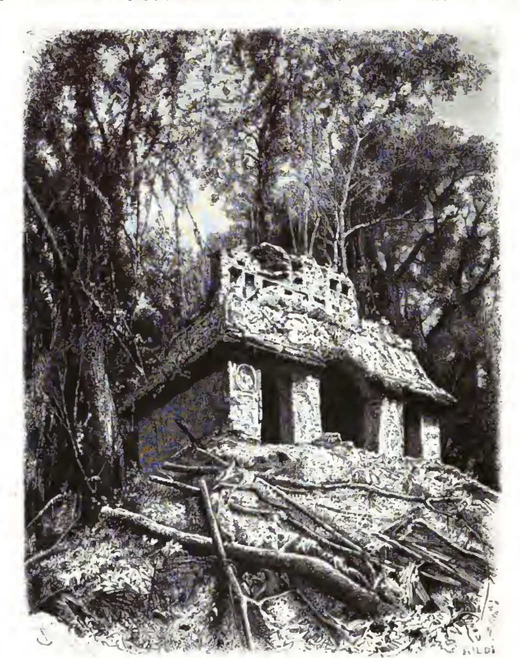


Reliefbilder aus dem innern Palaste von Palenque. (Nach einer Photographie.)

Palenque nur ein kleiner Theil der alten Stadt gewesen sein kann, die sich allem Anscheine nach vom Ufer des Rio Michol bis nahe zum Gipfel des Cerro Alto hinaufgezogen hat. Amphitheatralisch über einander liegend fand man hier zahllose Ruinen von Terrassenpyramiden mit Tempeln und hallenartigen Gebäuden, Gruppen niedriger Häuser und seltsame, aus einem labyrinthischen Gewirr kleiner Kammern bestehender Bauwerke, die Charnay für Todtenhäuser erklärt. Von den breiten, festen Cementstraßen, die zwischen diesen Bauten entlangliefen, sind noch großartige Ueberreste erhalten, ebenso auch zahlreiche Trümmer der steinernen Brücken, welche über die zum Rio Michol hinabfließenden Bäche führten.

Was nun das muthmaßliche Alter aller dieser imposanten Ruinen anbetrifft, so kann Charnay, wie oben erwähnt, sich der Meinung seiner Vorgänger nicht anschließen, welche die Entstehung von Palenque in den Beginn der christlichen Aera, oder auch wohl in eine noch frühere Zeit verlegen. Er giebt zu, daß der erste Eindruck, den die von dichtem Walde umgebenen, kolossalen überwachsenen Trümmerhaufen, die theils verschütteten, theils mit Kalksinter und grünen Flechten dick bedeckten Bauwerke und Skulpturen auf den unbefangenen Beschauer machen, der des höchsten Alterthumes sein muß. Zieht man aber die verheerenden Einwirkungen des feuchten Klimas in Betracht, verfolgt man die raschen Zerstörungen, die wenige Jahrzehnte hier hervorbringen, so muß der Anblick der vielen, trotzdem noch aufrecht stehenden Gebäude, die Unversehrtheit der zahlreichen Cement-Basreliefs und zierlichen Ornamente jenen ersten Eindruck bald verwischen und uns geneigt machen, den Ursprung der Stadt in einer

viel neuern Zeit zu suchen. Als ein unwiderleglicher Beweis für das Alter der Ruinen wird von Larainzar, Waldeck und Anderen stets der ungeheure Umfang der Bäume angeführt, die aus den Ruinen selber emporgewachsen sind und demnach ohne Frage bedeutend jünger sein müssen, als diese. Larainzar erzählt von einem dieser Bäume, einem starken Mahagonistamme, auf dessen Durchschnittsfläche er nicht weniger als 1700 Jahresringe gezählt habe; Waldeck spricht sogar von 2000. Dem setzt Charnay nun eine Bemerkung entgegen, die er an der nämlichen Stelle gemacht hat, und die freilich wohl dazu angethan sein dürfte, jenen Beweis zu entkräften. Nachdem er durch Zufall auf der Durchschnittsfläche eines jungen, höchstens zwei Jahre alten Bäumchens in dem Walde von Palenque achtzehn concentrische Linien gefunden und eine Anomalie darin vermuthet hatte, betrachtete er die Durchschnitte der verschiedenen ge-



Sonnentempel.

fällten Bäume näher und kam bald zu der Ueberzeugung, daß jene scheinbare Anomalie hier Regel sein müsse, und daß das üppige Wachsthum des feuchten tropischen Waldes, in dem die Natur niemals ausruht, für die großen Pflanzen monatliche, anstatt jährlicher Vegetationsperioden entstehen läßt. Den endgültigen Beweis hierfür liefert das folgende von ihm mitgetheilte Faktum: Bei seinem ersten Aufenthalte in Palenque hatte er zur Ermöglichung photographischer Aufnahmen der östlichen Palastfaçade sämmtliche davorstehenden Bäume abhauen lassen; demnach konnten die jetzt wieder an dieser Stelle stehenden nicht älter sein, als 22 Jahre. Charnay ließ einige von ihnen umhauen; sie zeigten alle eine bedeutend größere Zahl von Ringen, als 22. Auf dem Querdurchschnitt des stärksten von ihnen, der einen Durchmesser von 61 cm hatte, zählte Charnay 250 concentrische Ringe. Hiernach würden die

1700 „Jahresringe“, von denen Larainzar berichtet, ein Alter von 150 bis 200 Jahren anzeigen.

Am Schlusse seiner Erörterungen über diesen streitigen Punkt, der ohne die Entzifferung der indianischen Hieroglyphenschrift wahrscheinlich ein ungelöstes Problem bleiben wird, sagt Charnay Folgendes: „Das Verdienst des Volkes, welches die Baudenkmäler des alten Amerika errichtet hat, bleibt das nämliche: gleichviel, ob es dieselben erst vor einigen Jahrhunderten aufgeführt hat, oder ob sie aus dem Anfange unserer christlichen Zeitrechnung stammen. In dem letztern Falle würden wir uns nur der ungemein seltenen Erscheinung einer ohne äußere gewaltsame Veranlassung verkümmerten und gescheiterten Civilisation gegenüber befinden, die über die damals schon erreichte Entwickelungsstufe später nicht mehr hinausgekommen wäre. Im erstern Falle dagegen würden wir das Aufblühen einer im Vergleich mit der europäischen freilich späten, für Amerika aber jungen Civilisation erblicken: einer Civilisation, deren Ursprung wir im Norden finden, deren allmäliges Vorschreiten nach Süden wir genau verfolgen können; die naturgemäß nur gleichartige, weil aus der gleichen, noch nahen Quelle stammende Denkmäler hinterlassen konnte, als sie, durch eine Folge von Bürgerkriegen in Yucatan, durch die spanische Eroberung in den anderen Provinzen, plötzlich in ihrer Entwickelung gehemmt wurde und zusammenbrach.“



Heiligthum mit skulptirten Steinplatten aus einem Tempel von Palenque. (Nach einer Photographie.)



Abdruck einer Steinplatte aus dem Tempel des Kreuzes. (Nach einer Photographie.)

Nach Verlauf von zwei Monaten waren Charnay's Arbeiten in Palenque glücklich so weit gediehen, daß sie für dieses Jahr beschlossen werden konnten. Es war die höchste Zeit; die Fiebererkrankungen unter seinen Leuten nahmen in Folge des anhaltenden Regenwetters von Tag zu Tag zu, seine eigenen Kräfte waren vollständig erschöpft. Die Schwierigkeiten, mit denen die Herstellung der Papierabklatsche hier verknüpft war, hätten eine weniger zähe Energie als die Charnay's längst davon abstehen lassen. Die größte Mühe machte das Trocknen der kostbaren Papierbogen in dem nassen Walde; ungeheuere Feuer mußten dazu angezündet, die zu trocknenden Bogen sorg-

fältig beschirmt werden. Für den Reisenden selber und seine Leute war während der letzten vier Wochen trockene Kleidung ein unbekannter Luxus; bei den Arbeiten im Walde täglich bis auf die Haut durchnäßt, fanden sie in den Räumen des alten Palastes, in denen sie ihr Quartier aufgeschlagen hatten, auch nirgends einen trockenen Platz. Unaufhörlich tropfte hier das Wasser von den feuchten, bemoosten Wänden und Wölbungen herab. Gewöhnlich half die Freude an den glücklichen Resultaten seiner Arbeiten Charnay über diese täglich neuen Beschwerden fort, und sein frischer Muth wirkte immer wieder belebend auf seine Leute. Als ein auf unerklärte Weise ausgekommenes Feuer ihm aber eines Abends seine sämmtlichen, schon für den Transport verpackten Papierabdrücke (im Ganzen 100 qm) zerstörte, und er so in wenigen Augenblicken die Früchte der angestrengtesten Bemühungen eines ganzen Monats verschwinden sah, da überkam auch ihn eine Art von Verzweiflung. Nur für kurze Zeit freilich; am nächsten Morgen begann er sein Werk von Neuem, in rastloser Thätigkeit wurde gearbeitet, und nach kaum drei Wochen war der Schaden wieder ersetzt. Der Wunsch, die kostbaren Abdrücke der Möglichkeit einer nochmaligen Gefahr zu entziehen, die gesteigerte Ungeduld seiner Kranken und das Gefühl der eigenen vollkommenen Kraftlosigkeit ließ Charnay nach der glücklichen Verpackung der letzten mühsam getrockneten Bogen keinen Augenblick mehr verweilen. Ungesäumt wurde der Rückweg nach der Hauptstadt angetreten, von San Juan Bautista ging es dann per Dampfer nach Veracruz, von hier aber nach kurzem Aufenthalte zurück nach Europa.

Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

I.

Von Požega führt eine gute, seit 1759 bestehende Poststraße an dem links am Fuße der Požeganer Gebirgskette liegenden Dorfe Nurkovac, dessen rothe Ziegeldächer freundlich herüberschauen, vorbei nach dem eine Stunde von der Metropole entfernten Brestovac. Die Berge reihen sich in steil aufsteigenden, bewaldeten Kegeln an einander, deren einer die Reste der einst starken, nun gänzlich verfallenen Burg Vrhovci trägt [1]). Mitten im Orte theilt sich die Straße in zwei Arme. Der eine führt westwärts durch die Thalmulde nach Neugradiska und von da weiter über Okučani und Novska nach Sissek; der zweite zieht sich zuerst bis zur Schlucht von Kamenska nord-, dann westwärts nach Pakrac. Er läuft am Fuße der Ostabhänge des hohen Sujnik-Gebirges dahin. Einzelne Ortschaften nur trifft man bis Kamenska; Biliče-selo, Pavlovci und Orljavac. Andere sind theils rechts auf den nach der Hauptmasse des Papuk-Stockes sich erstreckenden Hügeln, theils linker Hand, wie Paslovci und Dezevci nur wenig sichtbar. Letzteres liegt auf dem Hügelrücken unter Obstbäumen. Sein Name stammt von dem Adelsgeschlechte der Dessewffy, das dort ein nun ganz zerstörtes Schloß besaß. Die großen Parkanlagen und Fischteiche in der Ebene sind nunmehr in fruchtbares Ackerland und Wiesen verwandelt. Der Boden ist sehr stark; kaum einige Tage nach der Ernte schießen üppige Kletten, Himmelbrand und Attich hoch empor. Rebenpflanzungen schmücken die Lehnen, hin und wieder werden die Kreuze von Friedhöfen sichtbar und darüber hinaus ragen die mit Hochwald bestandenen Kuppen des Sujnik in bläulichem Dunst. Bei den ersten Häusern in Orljavac durchfährt man die klar fließende Orljavica, die seicht über das Gerölle rieselt. Sie kommt aus den nahe liegenden Bergen und dient den Frauen zum Ausspülen der Wäsche. Das Dorf ist nicht groß, die Häuser meist wohl gebaut, auf Steinfundamenten ruhend. Auch hier findet man Malereien an den Wänden in recht harmonischen Farben. Ein kleiner Schaden am Wagen nöthigte mich bei der Schmiede anzuhalten. Die Arbeit ging in Abwesenheit des Meisters etwas langsamer vor sich und ich sah daher den Bauern zu, die ihre Kartoffelfechsung in großen Ranzen von schwarzem Bockfelle mühevoll heimtrugen. Heitern Antlitzes und freundlich grüßend schleppten sie die schweren Lasten immer wiederkehrend in die Häuser. Eben trieb ich den mit dem Anziehen der Radschiene beschäftigten Lehrjungen zur Eile an, als die Schmiedin, eine artige Bäuerin, erschien und mich höflich einlud, doch in die Stube zu kommen. Es würde sie sehr kränken, wenn ich schiede, ohne ein Glas Wein getrunken zu haben. Ich betrat der gutgemeinten Einladung folgend den Hof; Schafhürden, Schweine- und Rinderställe säumten ihn ein. Die Küche und die zwei Zimmer des Wohnhauses waren sehr rein; ebenso der lange Gang, in den man über drei Steinstufen gelangte. Die Bretter zwischen den einzelnen Säulen, die ihn bildeten, waren mit Blumentöpfen geziert und darüber wölbten sich Bogen wie die eines Portikus. Die Einrichtung im Zimmer ließ nicht übel. Eine Kommode, Betten mit bunten, bauschigen Polstern, ein Tisch mit weißer, buntgestickter Decke behangen, Stühle auf hohen Füßen mit herzförmig ausgeschnittener Lehne, eine große, bemalte Truhe mutheten mich freundlich an; auch eine Schwarzwälderuhr und Vorhänge an den Fenstern fehlten nicht. Die Frau brachte ein Waschbecken nebst Handtuch mit rothen Wollstickereien und lud mich ein, mir, wenn ich wünschte, die Hände zu waschen. Während dem hatte sie auch schon eine Flasche Rothwein, Trinkgläser und eine Schüssel mit eingemachtem Huhn gebracht. Trotz allem Sträuben mußte ich, obgleich gar nicht hungrig, von ihrer Gastfreundschaft Gebrauch machen und auch auf ihr Wohl anstoßen und trinken. So gastfreundlich wie diese Bäuerin sind die meisten wohlhabenderen hier herum. Reinlichkeit im Anzuge und im ganzen Hauswesen zeichnet sie aus; Sonntags kleiden sie sich sehr zierlich. Bei der Abfahrt warf ich einen Blick auf die Landschaft, die sich gegen Brestovac und Požega hin reizend aufrollt; selten wird man irgendwo eine schönere finden. Schade, daß die Bevölkerung gering ist. Von Orljavac senkt sich die Straße etwas und betritt im Winkel, wo die Sujnik- und Papuk-Kette ganz nahe an einander rücken, die Schlucht von Kamenska. Eine gute Brücke führt über die Orljava. Hier

[1]) S. „Globus" Band XL, S. 25.

weht, selbst mitten im Hochsommer, beinahe zu allen Tageszeiten ein eisiger Luftstrom; ich mußte, obgleich der Tag recht warm war, meinen Winterrock anziehen. Links und rechts in der Schlucht sind die mit Gestrüpp bewachsenen Berge von Rinnsalen in geraden Linien durchfurcht; Steingerölle und Holztrümmer, wie sie die herabstürzenden Regenmassen mit in die Tiefe führen, lagern hoch aufgethürmt an den Mündungen dieser Abzugskanäle. Die Orljava bahnt sich stellenweise schäumend und tosend durch zerstreute Blöcke ihren Weg; oft ergießt sie sich wild daherschießend über die Ufer, ein wahres Sinnbild der unbändigen Naturkraft. Einige Acker- und Kleefelder ziehen sich rechter Hand bis an die kleine Steinbrücke, die knapp vor Kamenska über die aus dem Bučijak-Thale kommende Brzaja führt. Diese treibt die Räder der von Baron Trenk im Jahre 1726 gebauten Mühle. Außerdem begrüßt den Reisenden in dieser



Bäuerin in Orljavac.

wilden Schlucht, wie ein lieber Hoffnungsstrahl, ein Posthaus, eine große Einkehrschenke und eine Gensdarmeriewohnung; das ist Kamenska. Zwei alte, riesige Weißpappeln bieten den haltenden Wagen willkommenen Schatten. Nach ihnen wurde der Ort ursprünglich „Topola" benannt. Täglich verkehrt hier eine Anzahl der verschiedensten Fuhrwerke. Häufig halten auch Kroaten aus der Gegend von Warasdin und Kopreinitz mit ihren großen, überdeckten Lastwagen. Sie pflegen stets auf einem der Stangenpferde zu reiten und von diesem aus das Viergespann zu lenken. Als ich ankam, war gerade eine Schar Kaufleute und Handwerker anwesend, die nach Pakrac zu Markte fuhren. Lange Zeltstangen ragten unter den Kisten weit hinaus; jeder Wagen glich einer Arche Noä im Kleinen.

Das hier beginnende Bučijak-Thal bietet einen sehr romantischen Anblick. Inmitten desselben steht auf niedrigem Erdhügel ein kleines Kirchlein nebst daran stoßendem Pfarrhause. Hier machte man, als die Straße angelegt und am

Hügel gegraben wurde, recht merkwürdige Funde. Eine Hängelampe von Kupfer in Vogelgestalt, eine von Thon mit dem Namen des Erzeugers Fronto; eine kupferne Sichel, eine sichelähnliche Waffe von Eisen; große Hohlziegel; zerschlagene Gefäße von rothem Thon mit schönen Figuren, Amor- und Kriegergestalten; Thränenfläschchen, Ringe und Aehnliches. Einer der Ringe erinnert durch seine Form an mongolische Arbeit. Möglich, daß sich die Horden dieser Krieger, als sie von der Save über Sopje und Bučin herüber drangen, länger in diesem Thale aufhielten. Der griechisch-orientalische Pfarrer, ein betagter Greis, legte eine ganze Sammlung dieser Alterthümer an. Es scheint nach den sichtbaren Fundamenten zu schließen an dem Orte eine ganze römische Kolonie bestanden zu haben. Die Muth-



Bauer in Orljavac.

maßung gewinnt an Sicherheit durch die Reste der Burg **Kamengrad**, die dem Papuk gegenüber auf einem hohen Berge liegt und in der Anlage ganz die Form eines römischen Castrum zeigt. Erst das Mittelalter baute ein Thor mit Fallgitter hinzu, und der Bau mag wohl auch der Schlupfwinkel eines Raubritters gewesen sein, deren es in Slavonien bis ans Ende des 16. Jahrhunderts gab. Jetzt ist sie größtentheils mit dichtem Gestrüpp und hohen Bäumen bewachsen. Das Herumklettern zwischen den Trümmern und Dornen wurde mir und dem alten Pfarrer, der mich zu Roß dahin begleitet hatte, recht sauer.

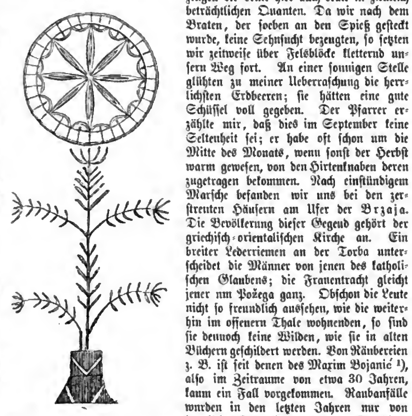
Der **Papuk** sieht von seiner westlichen Seite, die vor uns lag, imposant aus; als mächtiger, röthlicher Berg steigt er empor; der Baumwuchs ist von dieser Seite sehr spärlich. Eine geringe Anzahl Eichen wurzelt da und fristet ihr kümmerliches Dasein auf dem zerbröckelten Gestein.

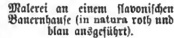
Die Spitze krönt eine Holzpyramide, das Orientirungszeichen von den Mappirungsoffizieren hingesetzt. Auf der Ost- und Nordseite bedeckt ihn schöner Buchenwald. Prachtvoll breitet sich das ganze Vučijak-Thal und die Sujnik-Kette



Bauernhaus in Orljavac.

mit der hohen Javorovica vor den Augen des Beschauers aus. Mehrere alte Kohlenmeiler um uns und Rehspuren im Koth an der kleinen Quelle waren die einzigen Zeichen, daß lebende Wesen auch hier gewesen. Auf dem Rückwege, der uns östlich hinab an den Fuß des Papuk führte, hatte ich wieder Gelegenheit die Vegetation im Walde zu bewundern. Eschen und Buchen von großer Höhe, dazwischen Ahorne, wilde Birn- und Apfelbäume und kerngesunde Eichen bilden einen äußerst dichten Waldbestand. Namentlich zeichnet sich die Buche durch den geraden, ästefreien Stamm aus, der erst in beträchtlicher Höhe seine schöne Krone entfaltet. Im Thale, wo die Feuchtigkeit durch das von allen Seiten in Fadendünne dem Bache zufließende Gewässer beständig erhalten wird, gedeihen mehrere Pappelarten, Weiden, Birken und Erlen. Als wir in eine engpaßartige Schlucht hinabstiegen, trafen wir einige Männer, die um ein Feuer herumsaßen. Sie erzeugten oben im Walde Pottasche, hatten ihre mit dem Erzeugniß schwergefüllten Tragebutten abgelegt und waren eben daran einem armen, recht feisten Dachs das Fell über die Ohren zu ziehen. Er war von ihnen auf einem seiner Streifzüge ertappt und mit einem Axthiebe erlegt worden. Sie luden uns ein auf die Mahlzeit zu warten, die mit Hinblick auf die Feistigkeit Meister Grimmbarts lecker zu werden versprach. Der slavonische Bauer schätzt den Dachsbraten mit wenigen Ausnahmen hoch und läßt sich durch den eben nicht angenehmen Geruch des Fleisches in seinem Genusse durchaus nicht stören. Außer der Pottasche erzeugen die Leute hier auch Kalk in ziemlich beträchtlichen Quanten. Da wir nach dem Braten, der soeben an den Spieß gesteckt wurde, keine Sehnsucht bezeugten, so setzten wir zeitweise über Felsblöcke kletternd unsern Weg fort. An einer sonnigen Stelle glühten zu meiner Ueberraschung die herrlichsten Erdbeeren; sie hätten eine gute Schüssel voll gegeben. Der Pfarrer erzählte mir, daß dies im September keine Seltenheit sei; er habe oft schon um die Mitte des Monats, wenn sonst der Herbst warm gewesen, von den Hirtenknaben deren zugetragen bekommen. Nach einstündigem Marsche befanden wir uns bei den zerstreuten Häusern am Ufer der Brzaja. Die Bevölkerung dieser Gegend gehört der griechisch-orientalischen Kirche an. Ein breiter Lederriemen an der Torba unterscheidet die Männer von jenen des katholischen Glaubens; die Frauentracht gleicht jener um Požega ganz. Obschon die Leute nicht so freundlich aussehen, wie die weiterhin im offenern Thale wohnenden, so sind sie dennoch keine Wilden, wie sie in alten Büchern geschildert werden. Von Räubereien z. B. ist seit denen des Maxim Bojanić [1]), also im Zeitraume von etwa 30 Jahren, kaum ein Fall vorgekommen. Raubanfälle wurden in den letzten Jahren nur von bosnischen Flüchtlingen oder von Strolchen,





Malerei an einem slavonischen Bauernhause (in natura roth und blau ausgeführt).

[1]) S. „Globus" XL, S. 14.

die aus Ungarn entwichen und sich in diesen Gebirgen verbargen, hier und da verübt, aber auch gleich bestraft. Die weiter gegen Osten wohnenden Insassen der Ortschaften Smoljanovci, Mrtovlasi, Klisa, Nježić und Oljasi heißen sonderbarer Weise Trorozi. Der Name stammt vom Singular Trorog, d. i. Dreihorn, Dreispitz, da sie zur Zeit Trenk's höchst wahrscheinlich dreikantige Hüte trugen. Ein zweites Prädikat derselben lautet Kita, ein Wort von gleicher Bedeutung mit dem griechischen φαλλος. Es pflegen nämlich die zärtlichen Mütter selbst ihre schon erwachsenen Söhne mit dem Vokativ Kito zu benennen. Dieser Umstand, obschon auf den ersten Blick lächerlich, wäre auf ganz natürliche Weise dadurch zu erklären, daß so einfache Leute damit den Mann zum Unterschiede von den weiblichen Sprossen bezeichnen. Außerdem führen die Mütter weit schönere und poetischere Namen im Munde, um ihre Lieblinge zu rufen. Oft legen sie ihnen die Epitheta zenica = Pupille, zlatna jabuka = Goldapfel, duša = Seele, zlato moje = mein Gold, milo jaguje = liebes Lämmchen, golub = Taube, sladko lane = süßes Rehkälbchen, liepi cviet = schöne Blume und andere bei. Häufig nennt die Mutter ihren Sohn auch sokol = Falke. Im Allgemeinen ist der Bauer hier lässiger als in den eben durchreisten Gegenden; denn nicht nur sind seine Bedürfnisse geringer als die der übrigen Landeskinder, sondern die Gegend selbst bedingt eine geringere Sorgfalt in der Agrikultur. Der vielen Berge wegen giebt es keine zusammenhängenden, größeren Komplexe bestellbaren Feldes, weshalb die Ausfuhr ganz stockt, keine Handelsleute in das Bučijak-Thal kommen und der Bauer nur hier und da zu Markte nach Požega oder Pakrac fährt. Von Obst wird zumeist die Zwetsche kultivirt; edleres sieht man in dem abgeschiedenen Thale seltener. Eine Zeit hindurch wurden in den umliegenden Wäldern Dauben erzeugt; der Transport aber des gewonnenen Materials mittels Saumthieren stellte sich viel zu kostspielig heraus, weil man viel Thiere brauchte und wenig verladen konnte; man gab also den Versuch wieder auf. Bedeutend ist der Unterschied in der Bauart der Wohnhäuser. Auf dem steinernen Unterbau erhebt sich der obere Theil mit seinen vom Rauch geschwärzten Holzwänden. Man kann nicht sagen, daß es ihnen an Geräumigkeit gebricht, allein ihr Aussehen ist weniger einladend. Der Kunstsinn zeigt sich übrigens in Zackenausschnitten an den Giebelseiten und den mit ähnlichen Verzierungen ausgestatteten Rauchfängen. Die Einwohner halten einige Ziegen, Schweine in größerer Menge und schöne, großhörnige Rinder, die auf den fetten, kühlen und wasserreichen Gründen und Wiesen am Papuk und der Korlati prachtvoll gedeihen. Eigenthümlich ist die Art der Verwendung der Zugochsen. Man sieht sechs bis acht Stück der schönsten und stärksten Thiere vor einem beinahe leeren oder doch nur wenig belasteten Wagen einen steilen Berg herunter traben, indeß sie vorn ein Mann mit langer Peitsche und seitwärts ein zweiter mit endlosem Zurufen und Schreien zu langsamerem Schritte anzuhalten sucht.

Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Von **Theodor Kirchhoff.**

V.

Von Colfax nach Spokane Falls.

Am 22. August verließ ich Colfax und zwar diesmal in einer Privatfuhre, da mir durch meine letzte Buck-Board-Fahrt die fernere Benutzung eines solchen Fuhrwerks vollständig verleidet worden war. Das nächste Ziel meiner Reise war die an der Northern-Pacific-Eisenbahn liegende Station Sprague, 45 Miles in nordwestlicher Richtung von Colfax entfernt. Dort hoffte ich Anschluß an einen nordwärts fahrenden Eisenbahnzug zu finden: denn Sicheres konnte ich darüber von Niemandem in Colfax erfahren. Mein Rosselenker bedauerte gleichfalls mir darüber keine Auskunft geben zu können. Die Colfaxer, meinte er, wüßten gerade so viel Bescheid von der Fahrtabelle der Northern Pacific wie die Leute in Boston und New-York: ein leidiger Trost für einen Reisenden, der sich, wie ich, darnach sehnte, so schnell als möglich aus dem Palouselande herauszukommen.

Nachdem wir die ersten zehn Miles durch eine unfruchtbare, nur hier und da spärlichen Baumwuchs zeigende Thalmulde zurückgelegt hatten, gelangten wir in das 11 Miles lange Pleasant Valley, wo Wiesen und Weizenfelder das Auge erfreuten. In diesem Thale wird viel Viehzucht getrieben. Die wohlgenährten Rinder thaten sich gütlich an den saftigen Gräsern, verschmähten aber auch das Getreide nicht, dessen sie sich auf originelle Weise zu bemächtigen verstanden. Ich sah zu verschiedenen Malen eine Kuh vor einer Fenz auf den Vorderknien liegen und ihren Kopf unter den Fenzriegeln dicht am Boden ins nahe Weizenfeld strecken, um dort eine Razzia auf das Getreide zu machen, welches ihr ganz vorzüglich zu schmecken schien. Die „Oregon Improvement Company“ hat die reichen Hilfsquellen dieser Gegend gut zu würdigen verstanden und von der Northern-Pacific-Eisenbahngesellschaft auf der Linie zwischen Colfax und Sprague acht Townships (1 Township = 36 engl. Quadratmeilen) angekauft. Diesen Landbesitz bietet sie jetzt zu dem Preise von 3 bis 8 und von 5 bis 10 Dollars per Acker zu Verkauf an: was mehr als alles Andere die Vorzüglichkeit jener Ländereien kennzeichnet. Die Viehzüchter, mit denen ich gelegentlich an den Ranches ein Gespräch anknüpfte, waren des Lobes voll über ihre Besitzthümer. Jene Ranchers führen hier ein so sorgenloses Leben, wie es nur Jemandem in Amerika beschieden sein kann; und es leidet keinen Zweifel, daß der sich rasch steigernde Werth ihres Grundbesitzes und ihrer Herden sie bald Alle wohlhabend oder gar reich machen muß.

Als wir bei einem einfachen am Wege liegenden Häuschen auf kurze Zeit verweilten, trat eine junge Amerikanerin an den Wagen und hielt mir einen Vogelkäfig, mit einem goldgelben Kanarienvogel darin, entgegen, den sie mich bat nach Sprague gefälligst mitzunehmen. Ein Kanarienvogelbauer so ungefähr zehn Stunden lang im Wagen auf dem Schooß halten und dabei Sorge tragen zu müssen, daß der

kleine gefiederte Sänger darin keinen Schaden leidet, schien mir allerdings eine starke Zumuthung zu sein. Aber ich konnte als Adoptivsohn des gegen das schwächere Geschlecht bekanntlich sehr galanten Amerika der hübschen Fremden diese naive Bitte doch nicht abschlagen und begnügte mich mit ihrem dankbaren Lächeln als Lohn für meine Mühe.

Auf der Weiterreise bildete der Stepton Butte, ein hoher sich kuppelförmig erhebender Berg, der in nördlicher Richtung lag, für das Auge einen angenehmen Ruhepunkt in der sonst ziemlich einförmigen Gegend. 50 Miles in der Runde ist jener Berg von allen Punkten im Palouselande deutlich sichtbar. Auf seinem Gipfel fand eine blutige Schlacht zwischen den Truppen der Vereinigten Staaten unter der Führung des Generals Stepton (nach dem der Berg seinen Namen erhalten hat) und den Coeur-de-Laine-Indianern statt, welche dort in einem wüthenden Kampfe aufs Haupt geschlagen wurden.

Jenseits des $2^1/_2$ Miles langen Cottonwood-Thales gelangten wir in die Lavafelder (lava beds), eine von vulkanischem Gestein starrende trostlos öde Gegend. Auf dem Rücken eines gewaltigen uralten Lavastromes, dessen Richtung von Norden nach Süden läuft, führte die Landstraße hin, ein entsetzlich steiniger Weg. An einer Stelle fuhren wir durch einen kleinen Krater, mit zerborstenen schwarz verbrannten Felswänden. Ein Coyote hatte auf einem hohen Basaltblock nahe am Wege Posto gefaßt und betrachtete uns mit frechem Blick, als wir, keine fünfzig Schritt von ihm entfernt, langsam durch den alten Krater fuhren. Präriehühner, Dachse (badgers) und Coyotes sind die einzigen Bewohner dieser Felswüste. Zwischen dem ersten und einem zweiten alten Lavafelde lag eine ganz unbesiedelte öde Hügelgegend. Eine nochmalige markerschütternde Fahrt von zehn Miles auf dem eisenharten Gestein des zweiten Lavastromes brachte uns endlich in einen Nadelwald, und froh begrüßte ich bald darauf die Gebäude der Station Sprague, wo ich zu meiner Freude erfuhr, daß der nächste nach Norden fahrende Eisenbahnzug dort schon in einer Stunde eintreffen würde. Schleunigst lieferte ich den Kanarienvogel an seine Adresse ab und wartete dann auf das Erscheinen des eisernen Rappen, der mich nach Spokane Falls bringen sollte.

Die Fahrt auf der Eisenbahn von Sprague nordwärts führte fast ununterbrochen durch herrlichen Nadelwald. Für die Konstruktion der Eisenbahn sind diese Waldungen von großem Nutzen gewesen, da sie das vortrefflichste Material für Schwellen und Brücken in unmittelbarer Nähe lieferten, wogegen beim Bau von den Dalles des Columbia bis nach Sprague alles nöthige Holzwerk mehrere hundert Miles weit aus dem westlichen Oregon herbeigeschafft werden mußte.

Das nächste Städtchen von Bedeutung, welches wir an der Bahnlinie passirten, war Cheney, 25 Miles nördlich von Sprague gelegen. Obgleich jener Ort erst ein Jahr alt ist, zählt derselbe bereits an 400 Einwohner und ist in raschem Aufschwung begriffen. Der Platz ist das natürliche Centrum einer fruchtbaren Agrikulturgegend, die in seiner Nähe, jenseits einer ihn umschließenden, gegen Westen nur zwei englische Meilen breiten, Waldregion beginnt. Acht Miles von Cheney liegt in nordwestlicher Richtung der in Oregon und Washington berühmt gewordene Medical Lake, dessen Wasser den Ruf einer wunderbaren Heilkraft genießt. Das schwefelhaltige Wasser des Sees, welches einen ähnlichen Geschmack wie das Ragoczi-Wasser bei Halle an der Saale hat, soll alle möglichen menschlichen Leiden, namentlich den Rheumatismus, kuriren. Ehedem pflegten die Indianer sich und ihre Kleider gern darin zu waschen, um das Ungeziefer los zu werden, und die Schafzüchter trieben früher ihre Schafe in den See, um diese von der Krätze zu befreien. Seit der Medical Lake aber den civilisirten Weißen sein Wasser zur Heilung ihrer Gebrechen spendet, wurden Schafzüchter und Indianer kategorisch von dort vertrieben. Neuerdings sind am Ufer des Sees „Evaporators“ erbaut worden, worin man das Wasser verdunsten läßt und ein Pulver gewinnt, welches, in Regenwasser aufgelöst, alle medizinischen Eigenschaften des Seewassers enthält. Ein fünftel Procent betragen die in dem Wasser des Medical Lake in Auflösung enthaltenen erdigen und mineralischen Substanzen.

Auf der Weiterreise von Cheney nach dem 16 Miles von dort entfernten Städtchen Spokane Falls nahmen die gewaltigen Eisenbahnbauten meine Aufmerksamkeit nicht minder in Anspruch, wie die romantische Umgebung in der Nähe der Bahnlinie. Nachdem wir hart am Ufer eines zwei Miles langen Landsees (Snark Lake), der linker Hand nahe an der Bahn lag, hingefahren waren, gelangten wir an die mit Fichten gekrönten imposanten Basalt Bluffs. Die „Pallisaden“ am Hangman Creek stiegen 75 Fuß senkrecht empor und bildeten eine stolze Staffage zu den oft thurmhohen Brücken, über welche wir hinfuhren. Die größte dieser Trestlebrücken, ein Meisterwerk der Brückenbaukunst, hatte eine Höhe von 68 Fuß über einer Thalmulde und eine Spannung von 180 Fuß.

Das Städtchen Spokane Falls, 1907 Fuß über dem Meere gelegen, hat seinen Namen nach den in seiner unmittelbaren Nähe liegenden Fällen des Spokane erhalten, durch welchen die Gewässer des Sees Coeur d'Alene in den Clarkes Fork abfließen. Spokane (auch Spokan geschrieben und „Spo-kähn“ ausgesprochen) ist ein indianisches Wort und bedeutet „die Sonne“. Ein zur Zeit der alten Astoria-Pelz-Compagnie bekannt gewordener Häuptling der Spokane-Indianer nannte sich Il-lam Spo-kan-i, d. h. Sohn der Sonne. Die Schlußsilbe der indianischen Aussprache ging im englischen Idiom bald verloren.

Die Lage des Städtchens auf einer Kiesebene, eine englische Meile lang und anderthalb Miles breit, am Ufer des brausenden, in zahlreiche Arme getheilten Spokane und umgeben von prächtig bewaldeten Bergen, ist hochromantisch. Auf der andern Seite des Flusses dehnt sich die Kiesebene vier Miles weiter aus, ein Bauplatz für eine Stadtanlage, wie er gar nicht besser gedacht werden kann. Gegenwärtig dient jene Kiesebene als Viehweide, wird aber im Laufe der Zeit nach der Ansicht der Spokaner von stolzen Boulevards durchschnitten werden. Die Ufer des Flusses bestehen aus Basalt und können nie weggewaschen werden. Der Spokane-Fluß bildet hier vier Arme und acht Inseln, zwischen denen die Stromschnellen mit einem Gesammtgefälle von 156 Fuß hinbrausen. Der unterste und bedeutendste dieser Fälle hat einen Sturz von 62 Fuß und giebt, eingeschlossen von schroffen Basaltmauern, ein imposantes Bild der wild entfesselten Fluthen.

Die Wasserkraft des Spokane, auf welche sich ohne Zweifel eine glänzende Zukunft für das an seinen Fällen erbaute gleichnamige Städtchen basirt, ist mindestens drei Mal so groß als die der St. Anthonyfälle bei Minneapolis in Minnesota am obern Mississippi, wo sich bekanntlich die größte Mahlmühle in der Welt befindet. Für Spokane hat die Natur das wünschenswerth Beste geleistet, um hier ein zweites Minneapolis entstehen zu lassen. Durch den Ort zieht sich eine Schlucht, welche oberhalb der Stromschnellen dicht am Fluß beginnt und unterhalb der Fälle in denselben mündet. Mit der größten Leichtigkeit könnte diese Schlucht in einen gewaltigen Kanal mit mächtigem Gefäll verwandelt werden, an dem hundert Fabriken Platz fänden. Kein Platz in den Vereinigten Staaten hat eine Wasserkraft

aufzuweisen, die so günstig wie diese verwerthet werden könnte. Der fruchtbare Palouse-Distrikt ist im Stande einen unerschöpflichen Weizenvorrath zu liefern, um die größten Mahlmühlen mit dem nothwendigen Rohprodukte zu versehen; die nahen Wälder bieten Holz in Fülle für die verschiedenartigsten Bau- und Kunstprodukte. Bis jetzt ist aber in Spokane, mit Ausnahme einer unbedeutenden Mahl- und einer kleinen Sägemühle, noch gar nichts geschehen, um die riesige Wasserkraft zu verwerthen. Ein wohlhabender Deutscher, der sich während meines Besuchs in Spokane dort aufhielt, um eine Fabrik für Fensterläden, Thüren rc. zu errichten, war durch die übertriebenen Forderungen der Grundbesitzer an den Fällen so entmuthigt, daß er beschloß, seine Fabrik außerhalb der Stadt anzulegen und mit Dampfkraft zu versehen. Kleinliche Eifersucht der Bodeneigenthümer verhindert das Oeffnen eines Kanals durch die Schlucht, und die Bewohner besitzen weder Kenntniß noch Unternehmungsgeist, um die Reichthümer, welche ihnen hier sozusagen vor den Füßen liegen, aufzuheben. Es leidet jedoch keinen Zweifel, daß Kapitalisten aus dem Osten diese ungeheure Wasserkraft verwerthen werden, sobald die Northern-Pacific-Eisenbahn eine direkte Verbindung mit dort hergestellt hat. Bis dahin wird der wilde Spokane seine Fluthen wohl ungebändigt vergeuden.

Spokane Falls hat übrigens den leidigen Trost zu verzeichnen, daß es, was das Nichtachten der ihm von der Natur gütig geschenkten Wasserkraft anbetrifft, auf gleicher Stufe mit anderen ähnlich bevorzugten Lokalitäten in Oregon und Washington steht. Die Wasserkraft der Dallesfälle und der Cascades am Columbia ist z. B. bis auf den heutigen Tag noch gar nicht für Fabrikanlagen benutzt worden, und an den Fällen des Willamette bei Oregon City liegt nur eine einzige Wollenwaarenfabrik, obgleich dort genügende Wasserkraft für ein Dutzend und mehr ähnlicher Anlagen existirt. Mangel an Unternehmungsgeist hat leider bis jetzt die Bevölkerung aller dieser von der Natur so freundlich bedachten Gegenden ausgezeichnet. Der historisch gewordene „Webfoot“ hat seinen, vielleicht durch den ewigen Oregon-„Mist“ (Sprühregen) etwas bewölkten Geist immer noch nicht genügend geklärt, um ihn auf die civilisatorische Stufe seiner aufgeweckten südlichen Nachbarn im sonnigen Goldlande zu stellen. Es muß, wie gesagt, erst ein energischeres Volkselement vom Osten oder von Californien her den neuen Nordwesten besiedeln, ehe die Hilfsquellen dieser Länder eine ihrer Bedeutung entsprechende Verwendung finden, wie dies in anderen Gebietstheilen der Union längst als selbstverständlich stattfindet.

Das Städtchen Spokane Falls, mit einer gegenwärtigen Einwohnerzahl von 500 bis 600 Seelen, hat als Station der Northern-Pacific-Eisenbahn für die umliegenden Agrikulturdistrikte einen nicht unerheblichen Handel und eine äußerst gesunde Lage. Die Hitze wird hier, selbst bei 90° Fahrenheit inmitten des Sommers, nie drückend. Jemand, der dem Leben in den Centren der neuern Civilisation entsagen kann und für die Schönheiten einer wilden Natur ein offenes Auge hat, wird hier sicherlich seine Tage in Zufriedenheit verbringen können. Die Bewohner des Städtchens bilden, wenn sie sich auch nicht durch Unternehmungsgeist auszeichnen, doch ein gastfreies, anspruchsloses Völkchen, in dessen Mitte sich recht angenehm leben läßt, und die Natur hat in der Nähe des Ortes eine solche Fülle von Schönheiten ausgebreitet, daß Jeder, der gegen ihre Gaben nicht vollständig abgestumpft ist, nicht müde werden wird, ihre mannigfaltigen Reize zu genießen.

Ein Spaziergang über die Brücken, welche von einer Insel zur andern führen, wo die brausenden Stromschnellen in wilder Flucht unter Einem hinstürzen, die Höhen der Hangman-Pallisaden in der Nähe malerisch emporsteigen und eine prächtig bewaldete Gebirgsreihe den ganzen Horizont umschließt, gewährt eine Reihefolge von überaus pittoresken Naturbildern. Wer sich nicht scheut, durch die oben erwähnte Schlucht auf steinigem Pfade die glatten Basaltplatten unterhalb des letzten Kataraktes zu erreichen, wird dort durch das stolze Bild der herabdonnernden Wassermassen für seine Mühe hundertfach belohnt werden. Bei Sonnenuntergang zeigt der untere Fall, von dort aus betrachtet, das Bild eines gewaltigen Schneeberges, der von den ihn schroff überragenden Basaltfelsen mit schwarzem Rahmen eingefaßt ist. Das Wasser des Spokane ist dabei so klar, daß man den Grund in einer Tiefe von zwölf Fuß deutlich sehen kann. Im Frühling sind die Berge mit einem bunten Blumenteppich bedeckt, der an mannigfaltig farbiger Pracht in der Welt seines Gleichen sucht. Als eine recht unangenehme Nachbarschaft bei einem Spaziergange über die Basaltplatten müssen jedoch die dort zahlreich hausenden Klapperschlangen bezeichnet werden, so daß dem Touristen ein Paar feste Lederstiefel bei einer solchen Exkursion dringend zu empfehlen sind. Mir ist mein zweitägiger Aufenthalt in Spokane Falls eine liebe Erinnerung geblieben und bildete die angenehmste Zeit auf dieser meiner letzten Reise im neuen Nordwesten.

Die Fälle des Spokane bildeten ehedem einen Lieblingsaufenthalt der Spokane-Indianer, welche sich dort im Frühjahr in einer Zahl von 300 zu versammeln pflegten, um der Jagd und dem Fischfang obzuliegen. Seit das eiserne Roß in diese Gebiete gedrungen ist, sind die meisten Rothhäute von hier verschwunden, und man sieht jetzt nur selten kleinere Banden von ihnen an den Fällen. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat in Spokane Falls eine Station des „Signal Service“ eingerichtet, welche drei Mal täglich den Stand der Witterung per Telegraph nach Washington berichten muß. Eine Wettersignal-Anstalt und ein Indianerlager an demselben Orte — es ist dies ein so heterogenes Bild, wie es wohl nur in Amerika vorkommen kann.

Die Coeur-d'Alene-Indianer sind die civilisirtesten Rothhäute in dieser Gegend. In der in der Nähe des gleichnamigen Sees liegenden „Mission“ befinden sich gegenwärtig 450 Indianer, die in zehn Bretterwohnungen, hundert Blockhäusern und vier Lodges residiren. Im Jahre 1880 hatten sie 3400 Acker Land unter Kultur und besaßen 2409 Pferde, 150 Kühe, 90 Zugstiere, 1337 Stück Rindvieh und 1800 Schweine. Es giebt mehrere Schulen und Kirchen auf der Mission, zu deren Aufrechthaltung jene Indianer jährlich 2000 Dollars verausgaben. Mein Gewährsmann nannte jene Rothhäute ein glückliches und zufriedenes Völkchen, welches just so viel Vergnügen aus ihrem irdischen Dasein erziele, wie eine gleich große Anzahl von Weißen irgendwo in Amerika. Beim Vorschreiten der Civilisation wird die gute Zeit, welcher sich diese Indianer heute noch erfreuen, aber wohl ihr Ende erreichen, denn es scheint ein Ding der Unmöglichkeit zu sein, daß weiße Pioniere und Indianer friedlich neben einander wohnen können. Aus irgend einem Grunde wird man einen Streit mit den Rothhäuten vom Zaun brechen, und das Resultat wird hier, wie allenthalben im Westen Nordamerikas, die Vernichtung der Indianer sein.

Die Northern-Pacific-Eisenbahn, welche in Spokane Falls eins ihrer Hauptdepôts im Westen angelegt hat, ist der Hauptfaktor zu der gegenwärtigen Entwickelung dieses von der Natur so bevorzugten Platzes. Die Linie dieser großen, über immense Hilfsquellen gebietenden transkontinentalen Bahn, welche unter der energischen Leitung unseres

Landsmanns **Villard** endlich aus dem alten Schlendrian in das Stadium eines schnellen Ausbaues gelangt ist, war im Herbst 1881 von Westen her bis an den See Pend d'Oreille (200 Miles nordöstlich von Ainsworth, an der Mündung des Snake in den Columbia) vollendet worden, wo der Pack River, von Britisch Columbia kommend, sich in südlicher Richtung in diesen See ergießt. Vom See Pend d'Oreille (seinen französischen Namen hat dieser See von seiner einem Ohrgehänge ähnlichen Form), der eine Länge von 25 Miles von Nord nach Süd und 6 bis 8 Miles von Westen nach Osten hat und den die Eisenbahn an seiner schmalsten nur ungefähr eine Meile breiten Stelle überschreitet, bildet die nivellirte Bahnlinie ungefähr einen rechten Winkel und läuft in südöstlicher Richtung am Clarkes Fork, meistens an seinem rechten Ufer, entlang. Jener nördliche Hauptzweig des Columbia, der vom Missoula und Flat Heat River gebildet wird, fließt durch den See Pend d'Oreille und führt von dort bis nach dem Columbia den Namen Pend d'Oreille River. Auf beiden Seiten hat er ein halbes Dutzend bedeutender Nebenflüsse. Der Bau der Eisenbahn am Ufer des Clarkes Fork hat große technische Schwierigkeiten zu überwinden. Auf vier Brücken tritt die Bahn bald auf dieses, bald auf jenes Ufer hinüber. Unter den zahlreichen Tunnels hat der bedeutendste eine Länge von 2875 Fuß. Die Division Pend d'Oreille der Nordpacificbahn reicht von Wallula Junction bis nach dem Thompson River, einem rechten Nebenflusse des Clarkes Fork, und hat eine Ausdehnung von 327 engl. Meilen. Die Northern-Pacific-Eisenbahn macht vom See Pend d'Oreille eine östliche Schwenkung und umgeht den Gebirgszug der Bitter-Root-Berge, um durch Idaho nach dem Territorium Montana zu gelangen. Obgleich die auf dieser Linie zu überwindenden Terrainschwierigkeiten dem Bau der Eisenbahn bedeutende Hindernisse entgegenstellen, ist jene doch einer mehr direkten östlichen Route über die alte sogenannte Mullens Road vorzuziehen, wo nicht weniger als 29 große und 77 kleinere Brücken nöthig gewesen wären und der niedrigste Gebirgspaß eine Meereshöhe von 4545 Fuß hat. Die Arbeiten an der Northern Pacific werden unter der Oberleitung Villard's gegenwärtig mit einer Energie betrieben, die selbst im amerikanischen Eisenbahnbau selten erreicht worden ist. Sieben Ingenieurkorps befinden sich dort im Felde, und eine ganze Armee von weißen und chinesischen Arbeitern führen den schwierigen Bau, so schnell als Geld und Muskelkraft es vermögen, durch die pfadlosen Wildnisse. 100 000 bis 118 000 Dollars Arbeitslöhne werden jeden Monat von jener Gesellschaft ausbezahlt. Die noch herzustellende Strecke der Northern Pacific zwischen dem See Pend d'Oreille und Glendive am Yellowstone beträgt 816 englische Meilen und wird ohne Frage vor Ende des Jahres 1883 fertig gebaut sein.

Am 25. August verließ ich Spokane Falls und trat meine Rückreise auf der Northern-Pacific-Eisenbahn zunächst bis nach Ainsworth an, durch eine aller Romantik bare öde Gegend. Die Bequemlichkeiten auf dieser Fahrt waren von der primitivsten Art, wie es sich allerdings auf einer noch außerhalb der großen Verkehrslinien liegenden und eben erst eröffneten Eisenbahn nicht anders erwarten ließ. Ainsworth ist ein trauriger Platz, der als temporärer Endpunkt der Northern Pacific ein kurzes und klägliches Dasein fristet. Einige Yakima-Indianer, die in salopper Toilette auf den Thürschwellen der Kneipen lagen und in ihren roth bemalten Gesichtern eine widerliche Frechheit zur Schau trugen, bildeten die Staffage dieses gottverlassenen Ortes. Den bei Ainsworth 1/2 engl. Meile breiten Snake überschritten wir auf einer großen Dampffähre, welche die Passagiere und Waarengüter nach dem anderthalb Miles oberhalb am linken Ufer liegenden Depôt der Dalles-Eisenbahn brachte. Bei Wallula Junction fand ich Platz in einem prachtvollen Pullman-Schlafwaggon, und als ich am nächsten Morgen erwachte, befand ich mich bereits wieder in The Dalles, von wo ich ohne Aufenthalt nach Portland weiter reiste.

Die arabische Bevölkerung in Niederländisch-Indien.

Von **E. Metzger.**

Am 11. März brachte die Kölnische Zeitung eine Korrespondenz aus Konstantinopel, in welcher mitgetheilt wurde, daß die türkische Regierung im Interesse ihrer in den holländisch-ostindischen Kolonien lebenden arabischen Unterthanen Schritte bei der niederländischen Regierung gethan hat. Außerdem aber soll sie alle Araber von Hadramaut zu türkischen Unterthanen erklärt haben. Es dürfte nicht uninteressant sein hier anzudeuten, welche Veränderung hierdurch in die Lage der betheiligten Personen gebracht wird, und zum bessern Verständniß einige Notizen, welche über die in den niederländischen Kolonien lebenden Araber mehr im Allgemeinen handeln, vorauszuschicken.

Die Araber haben sich schon sehr lange im malaischen Archipel festgesetzt; schon im dreizehnten Jahrhundert [1]) finden wir sie auf Sumatra und von dort verbreiteten sie sich weiter über die Sunda-Inseln, theils im Interesse ihres Handels, theils als Prediger der Lehre des Propheten. Ihr Gottesdienst war bis zum fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert im größten Theile des Archipels der herrschende geworden und damit war auch zugleich ihr Einfluß auf die Eingeborenen begründet. Dieser Einfluß, dem religiösen Gefühl der Bewohner entsprungen, wurde erhalten und verstärkt durch die höheren, intellektuellen Fähigkeiten der Araber. „Sie haben eine Charakterstärke," schreibt Crawfurd [1]), „welche sie weit über die einfachen Eingeborenen stellt, denen sie in Bezug auf die Religion Gesetze diktiren mit einer Anmaßung, wie sie der geringste der Landsleute des Propheten zu zeigen sich berechtigt fühlt." So wurde es ihnen im Laufe der Zeit möglich, sich in die Regierungsangelegenheiten der eingeborenen Fürsten einzudrängen, sich ihr Vertrauen und damit großen Einfluß und Macht zu gewinnen, Familienbande mit ihnen zu knüpfen und endlich selbst den Weg zum Throne zu finden oder selbständige Reiche zu stiften.

Der niederländische, überwältigende Einfluß hat ihre Macht im größten Theile der ostindischen Besitzungen sehr eingeschränkt; gleichwohl macht sich dieselbe noch fühlbar,

[1]) **Marsden**, Marco Polo.

[1]) History of the Indian Archipelago.

selbst da, wo wie auf Java die europäische Herrschaft vollkommen entwickelt ist und die Araber in Folge dessen ganz auf das Niveau gewöhnlicher Privatpersonen zurückgeführt sind.

Gleichwohl haben nicht nur die gewöhnlichen Eingeborenen, sondern auch die meisten Häuptlinge eine große Ehrfurcht vor ihnen. Sie werden wie die Europäer mit Herr (tuan) angeredet, und ihre Titel: „Said", „Schech" und „Hadschi", die häufig genug usurpirt sein mögen, erhalten einen Abstand zwischen ihnen und den Eingeborenen, der auch äußerlich durch ihre eigenthümliche Kleidung angedeutet wird. Nach der dem letzten Kolonialbericht beigegebenen Liste betrug ihre Anzahl im ganzen Archipel am 31. December 1879: 15 012 Seelen (wovon 8003 männlichen Geschlechtes). Von dieser Zahl kommen 10 027 (5495 Männer) auf Java. Ueber die verschiedenen Provinzen sind sie sehr ungleichmäßig vertheilt; der größte Theil lebt in den großen Städten an der Küste; im Innern ist ihre Zahl meist nur gering. In den Besitzungen außerhalb Javas findet man die meisten in Palembang (1965, wovon 800 Männer) und auf der Westküste von Borneo (1634, wovon 886 Männer). Uebrigens muß bemerkt werden, daß für „Atjeh" keine Zahlen angegeben sind.

In einer andern Liste, welche die verschiedenen Berufsarten angiebt, kommen die selbständigen Araber für Java mit der Zahl 2713, für die Besitzungen außerhalb Java mit der Zahl 1322 vor. Davon waren auf Java 85, in den anderen Besitzungen 100 Großhändler und 2243 resp. 660 Kleinhändler, während die Zahl derer, welche sich dem Landbau widmen, nur klein ist. Im Regierungsdienst befinden sich 25 resp. 15, Gemeindevorsteher waren 15 und 8, Hadschis, d. h. von Mekka zurückgekehrte Pilger, 34 resp. 65. Letztere Zahl bezieht sich wohl nur auf die Zahl der von der Regierung anerkannten Hadschis; die Zahl derer, welche sich diesen Titel anmaßten, ist wahrscheinlich viel größer gewesen.

Der Araber ist Europäern gegenüber im Allgemeinen durchaus nicht liebenswürdig; er zeigt seinen Haß gegen die Kafirs ziemlich offen, wenigstens macht er ihm häufig durch ein gewisses moquantes Benehmen Luft; sein religiöser Fanatismus fällt um so mehr auf, als die Eingeborenen des größten Theils der niederländisch-indischen Besitzungen im Allgemeinen äußerlich gegen Andersgläubige ziemlich tolerant sind.

Wenn zufällig einer meiner Leser in einer Zeit, als die Küstenschifffahrt noch großentheils in den Händen der arabischen Seefahrer war, mit einem derselben eine Reise gemacht hat, wird er sich gewiß seiner Erlebnisse auf derselben mit Empfindungen erinnern, die denen ähnlich sind, welche hier zum Ausdruck kommen.

Auch im Ganzen, als Stamm betrachtet, machen sie mehr von sich sprechen, als im allgemeinen Interesse wünschenswerth wäre. Trotz ihrer geringen Anzahl verursachen sie der Regierung sehr viel Mühe und sind, wie es scheint, im vergangenen Jahr in mehr als einer Beziehung wieder recht unbequem geworden.

Während scheinbar die tiefste Ruhe herrschte, wurde in Palembang, glücklicherweise noch zeitig genug, eine ernstliche Verschwörung entdeckt; arabische Händler sollen die Anstifter und die Zwischenträger hierbei gewesen sein; aus den Preanger Regentschaften auf Java wurden die Araber plötzlich ausgewiesen, man gönnte ihnen nur acht Tage um ihre Angelegenheiten zu ordnen; was eigentlich zu dieser Maßregel Veranlassung gegeben hat, ist mir nicht bekannt. Auch in Bantam, der Provinz, welche seit längerer Zeit der unruhigste Theil von Java ist, und wo Fieber, Hungersnoth und Viehseuche wohl einige Unzufriedenheit erregt hatten, sollen sie dazu beigetragen haben, dieselbe zu erhöhen, obwohl auch ein europäischer Renegat damit in Verbindung gebracht wird. Die im Anfang des Märzmonats angekommene „Mail" bringt die Nachricht, daß man einige achtzig Privatbriefe, die von arabischen Händlern von außerhalb der niederländischen Kolonien in dieselben mitgebracht worden waren, mit Beschlag belegt hat, und daß dieselben der Regierung eingeschickt worden sind, um zu entscheiden, was mit denselben geschehen solle.

Eigentlich handelt es sich um eine einfache Postdefraudation; zur Entschuldigung führen die Araber, welche postpflichtige Briefe unter der Hand besorgt hatten, an, daß Korrespondenzen mit arabischer Adresse häufig auf der Post verloren gingen. Dies ist nicht unmöglich; die Beamten der Post sind wohl nur in seltenen Fällen mit arabischen Schriftzügen vertraut, und daher in dieser Beziehung auf die eingeborenen Unterbeamten angewiesen, die aber gewöhnlich auch nur eine der einheimischen Sprachen lesen können, wenn sie in ihren eigenthümlichen Schriftzügen geschrieben ist, und darum wohl nur in einzelnen Fällen im Stande sind, die arabischen Schriftzüge zu entziffern.

Da die niederländische Verwaltung im Allgemeinen sehr human ist, darf man unter diesen Umständen wohl annehmen, daß sie nicht einer einfachen Postdefraudation wegen eine große Anzahl Privatbriefe hat mit Beschlag belegen lassen, sondern daß man in den Briefen eine besondere Entdeckung zu machen erwartet hat.

Mit einem Wort, es scheinen da verschiedene Sachen bei der arabischen Bevölkerung vorgekommen zu sein, welche die indische Regierung zu Repressivmaßregeln veranlaßt haben. Daß nun unter solchen Umständen der Beistand der hohen Pforte durch ihre arabischen Unterthanen und Nicht-Unterthanen, welche in Holländisch-Indien wohnen, nachgesucht worden ist, kann nicht befremden; der Name des Beherrschers aller Gläubigen ist auch bis nach Indien gedrungen und dort noch mit einem Nimbus umgeben, von dem die, welche das türkische Reich mehr aus der Nähe sehen, nicht viel mehr bemerken können.

Daß der Sultan von Atjeh sich, nachdem die erste Expedition der Niederländer im Jahre 1873 gegen ihn mißglückt war, nach Konstantinopel um Hülfe gewendet, und daß die hohe Pforte eine auf diese Angelegenheit bezügliche Note nach dem Haag hat abgehen lassen, darf als bekannt vorausgesetzt werden; weniger bekannt dürfte es sein, daß Mittheilungen über diese Unterhandlungen sehr weit unter den Eingeborenen der niederländisch-indischen Besitzungen verbreitet worden waren. Zur Aufreizung derselben hatte sich ein förmliches Komité gebildet, der Hauptsitz der Wühlereien war in Pinang; von dort aus wurde die Nachricht verbreitet, daß der Sultan der Türkei den Atjinesen Hülfe schicken würde; ja es hieß (und wurde nicht nur durch Eingeborene geglaubt), daß die türkischen Panzerschiffe den Bosporus verlassen und Kurs nach Indien gesetzt hätten.

Es waren Araber, welche solche Nachrichten am eifrigsten kolportirten, durch ihre Vermittelung hatten Abbildungen bis ins Herz von Java den Weg gefunden — es waren grobe, kolorirte Holzschnitte —, welche die türkische Armee vorstellen sollten, wie sie gegen die Truppen der „Kompanie" — wie die indische Regierung auch jetzt noch häufig im Munde des Volkes heißt — in den Kampf zog.

Daß man unter solchen Umständen den Arabern immer scharf auf die Finger sieht und diese Kontrole ihrer Proselytenmacherei und der Hetzereien in Glaubenssachen wegen noch verschärft, kann mit Rücksicht auf die durch die Regierung befolgten Grundsätze kein Befremden erregen. Die-

selbe faßt im Allgemeinen ihre Aufgabe nur von der politischen Seite auf, sie ist allen Religionen gegenüber vollkommen tolerant — hat sie doch z. B. noch in diesem Jahre die große Moschee in Atjeh, die sie an Stelle der im Kriege zerstörten mit einem Kostenaufwand von mehr als dreimalhunderttausend Gulden wieder aufbauen ließ, vollendet und der mohammedanischen Geistlichkeit übergeben —, aber Uebergriffe duldet sie ebensowenig von den christlichen Missionären, wie von den Sendboten des Islam.

Daß nun der Sultan von dem Rechte, welches er seit 1857 besitzt, Gebrauch machen und einen Konsul zu Batavia ernennen will [1]), wird wenig Veränderung in den gegenwärtigen Zustand bringen. Ebenso wie der Herrscher eines jeden andern Staates, mit dem ähnliche Verträge abgeschlossen sind, kann er nach der im genannten Jahre abgeschlossenen Uebereinkunft Konsuln und Vicekonsuln ernennen und darf dieselben aus eigenen, niederländischen und fremden Unterthanen wählen; dieselben müssen jedoch durch den General-Gouverneur zugelassen werden, der diese Zulassung verweigern und unter Umständen wieder zurücknehmen kann. Die Konsulatspersonen aller Staaten haben jedoch durchaus keinen diplomatischen Charakter, sie sind bloße Handelsagenten. Sie haben mit Bezug auf die Rechtspflege durchaus keine Gewalt und ihre Wohnungen besitzen kein Asylrecht. Nur sie selbst genießen unter Umständen gewisse persönliche Exemtionen und ihre Archive dürfen keiner Untersuchung unterworfen werden. Für die Behandlung aller politischen Angelegenheiten sollen sie sich mit Ausnahme außergewöhnlicher Verhältnisse immer der Vermittelung der diplomatischen Agenten ihrer Nation im Haag bedienen.

Der Rechtszustand derjenigen Araber, welche türkische Unterthanen sind, unterscheidet sich allerdings sehr von demjenigen derer, welche nicht Unterthanen einer der Mächte sind, mit denen Verträge bestehen.

Eine ausführliche eingehende Auseinandersetzung der Rechte und Pflichten der verschiedenen Nationalitäten auf Grund der in Niederländisch-Indien bestehenden Gesetze wird man hier nicht erwarten; es würde wohl auch sehr schwer sein eine solche zu geben, da Rechtsgelehrte vielfach behauptet haben, daß die betreffenden Stellen im Reglement für die Regierung von Niederländisch-Indien an Klarheit und Deutlichkeit sehr viel zu wünschen übrig lassen. Ich begnüge mich daher hier die Sache so vorzustellen, wie sie sich in der Praxis ausgebildet hat.

Das Gesetz macht im Allgemeinen einen Unterschied zwischen: 1. Europäern und denen, welche ihnen assimilirt sind; 2. Inländern, d. h. Eingeborene, den einheimischen Racen angehörige Bewohner der niederländischen Besitzungen, welche, gleichgültig auf welcher Insel sie geboren sind, im ganzen niederländisch-indischen Territorium dieselben Rechte genießen. Außer diesen beiden Hauptklassen sind noch viele andere Nationen vertreten, deren Angehörige, wenn sie Christen sind, den Europäern, wenn sie Mohammedaner oder Heiden sind, den Inländern assimilirt werden. Um ein mögliches Mißverständniß zu vermeiden, will ich ausdrücklich bemerken, daß Inländer, welche Christen sind oder werden, durch die Religionsveränderung allein keine Gleichstellung mit Europäern erwerben. Dagegen sind alle Personen, gleichgültig welcher Nation und welchem Glauben sie angehören, den Europäern assimilirt, wenn sie Unterthanen einer der Mächte sind, die nach den bestehenden Verträgen mit den am meisten begünstigten Nationen auf gleichem Fuße behandelt werden müssen. Zu diesen Mächten gehört die Türkei, und es ist also die Stellung derjenigen Araber, welche zu türkischen Unterthanen erklärt worden sind, bedeutend verbessert. Ihre Stellung gegenüber der richterlichen und administrativen Gewalt, ihre Steuerpflicht und ihre gesellschaftliche Stellung erleidet dadurch eine bedeutende Veränderung; namentlich aber macht sich dieser Unterschied fühlbar in Bezug auf die Zulassung und den Aufenthalt in Niederländisch-Indien. Wenn nämlich die Zulassung verweigert oder einer Person, die einmal zugelassen ist, der fernere Aufenthalt in der Kolonie untersagt wird, ist das Verfahren Europäern und den ihnen assimilirten Personen gegenüber mehr formell und es muß von einer solchen Maßregel im Instanzenwege dem Minister der kolonialen Angelegenheiten Mittheilung gemacht werden, was bei Inländern und den Personen, welche denselben assimilirt sind, nicht beobachtet zu werden braucht. Außerdem aber dürfen speciell die zuletzt genannten Personen (Chinesen, Araber u. s. w.) sich im Allgemeinen nur an den Orten niederlassen, wo besondere Viertel für ihre Nationen angewiesen sind, jedoch kann die örtliche Behörde Ausnahmen hiervon zulassen. Doch besitzt gegenüber allen Einwohnern, welche nicht in der Kolonie geboren sind, die koloniale Regierung das Recht, sie durch administrative Maßregel aus den niederländisch-indischen Besitzungen entfernen zu lassen. Diejenigen, welche in der Kolonie geboren sind, können in gleicher Weise in einem bestimmten, durch die Regierung anzuweisenden Theil des Landes internirt werden. Trifft eine solche Maßregel einen Niederländer, so muß den Generalstaaten davon Mittheilung gemacht werden.

Von dieser Gewalt wird nur in seltenen, dringenden Fällen Gebrauch gemacht; wenn es aber nöthig scheint, geschieht es ohne Rücksicht auf die Person. So ließ, allerdings schon vor langer Zeit (1848), der General-Gouverneur J. J. Rochussen den katholischen Bischof an Bord eines segelfertig auf der Rhede liegenden Schiffes bringen und nach Europa transportiren.

Es dürfte daher, wenn auch die Stellung der zu türkischen Unterthanen erklärten Araber durch die Erlangung der türkischen Nationalität in mancher Beziehung eine mehr gesicherte geworden ist und vielleicht auch in einzelnen Fällen eine etwas förmlichere Behandlung ihrer Angelegenheiten zur Folge haben wird, doch in der Praxis keine ernstliche Unbequemlichkeit für die niederländisch-indische Regierung daraus entstehen.

[1]) Im Regierungs-Almanach für Niederländisch-Indien, Jahrgang 1882, ist kein türkischer Konsul oder Vicekonsul aufgeführt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine ansprechende Gabe ist die dritte illustrirte Auflage von Josef Haltrich's Deutschen Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, welche eben bei C. Gräser in Wien erschienen ist. Die Sammlung derselben begann systematisch etwa im Jahre 1850 und die erste 1856 erschienene Auflage trug dem Autor den wärmsten Dank der Gebrüder Grimm, W. Wachsmuth's und K. Simrock's ein. Ueber die Thiermärchen, welche in der 3. Auflage

sämmtlich Aufnahme gefunden haben, urtheilt Wilhelm Grimm, daß sie von den nach Siebenbürgen vor etwa 700 Jahren ausgewanderten Niedersachsen in ihrer Abgeschlossenheit reiner und volksthümlicher bewahrt worden sind, als von uns. Beim Lesen des Buches muß Jeden auch heute noch die tröstliche Zuversicht überkommen, welche der Verfasser schon vor länger als einem Vierteljahrhundert ausgesprochen hat: „Ein Volk, das seine Sprache und sein gesammtes geistige Erbe der Vorzeit unter mancherlei heftigen Stürmen so lange treu erhalten, in dem noch gegenwärtig so viele frische Brunnen alteigenthümlichen Lebens sprudeln und quellen, kann nicht so schnell untergehen und das wird wohl, wenn es nur den Muth hat, sich aufzuraffen, noch im Stande sein, gegen die zersetzende Strömung von außen neue Schutzdämme zu bauen."

— In der Sitzung des finnischen Landtages vom 16. (28.) Februar 1882 wurde beschlossen, die Polarforschung zu unterstützen durch Anlage von Stationen für meteorologische, magnetische u. s. w. Beobachtungen in Finnland, welche ihre Arbeiten ganz nach dem für die internationalen Polarstationen entworfenen Programm einrichten sollen.

— Die Arbeiten zur Austrocknung der Sümpfe im Gouvernement Nowgorod, die schon seit einigen Jahren erfolgreich betrieben werden, haben der „Mosk. Ztg." zufolge im Jahre 1880 eine Fortsetzung erfahren durch Neuanlage von 102 Ableitungsgräben in einer Länge von 173 Werst 57,5 Sashen aus 21 Sümpfen, sowie durch Verbesserung und Vertiefung von 66 älteren Gräben mit 135 Werst 406 Sashen Länge. Instrumental bestimmt und nivellirt wurden die Umgrenzungen von 44 Sümpfen in einer Gesammtlänge von rund 2500 Werst. Im Sommer 1882 sollen die Arbeiten zur Trockenlegung fast aller großen Sümpfe des Gouvernements ausgeführt werden, namentlich derjenigen von Medwjäd, Solowjew, Anisimow, Nilowetz, Pustyny, Kalenetz, Dementjew, Palitzyn und Osipow.

Asien.

— Mrs. Scott-Stevenson (Our Ride through Asia Minor p. 112) übernachtete im Frühling 1880 in Missis (in Kilikien) im Konak, dem Amtshause des dortigen Kaimakam. Bei Tagesanbruch wurde sie durch das Zirpen der aus- und einfliegenden Schwalben geweckt und zählte nun 32 Nester, welche an die hölzernen Dachsparren angeklebt waren; unter jedem hatten die Türken ein viereckiges Stück Baumwollenzeug aufgehängt, um den Boden darunter rein zu halten: ein Beispiel von ihrer Liebe zu Thieren. Sie hatten sich lieber so viel Mühe gegeben, als daß sie die Nester zerstört hätten.

— Um Jerusalem hatte sich im vergangenen Winter die Regenperiode rechtzeitig eingestellt, aber die Cisternen nicht gefüllt. Mitte Februar jedoch begann anhaltendes Regenwetter, mit Schneegestöber abwechselnd, welches nicht nur die Cisternen anfüllte, sondern auch die winterlichen Quellen zum Fließen brachte, darunter namentlich die Hiobsquelle (Bir-Ijob; nicht mit dem nahen stets wasserhaltigen Hiobsbrunnen zu verwechseln), ein nicht gerade häufiges Ereigniß, welches nach dem Glauben der Eingeborenen ein fruchtbares Jahr bedeutet. Dadurch freudig erregt, machte sich die Bevölkerung Jerusalems und der Umgegend auf, um den Wunderort zu besuchen. Dieser mehrere Tage dauernde massenhafte Besuch der Hiobsquelle gestaltete sich, wie gewöhnlich, zu einer Art von Volksfest. An den Ufern des kleinen Baches, welcher in dem tief eingeschnittenen Kidronthal in Folge dieses Quellenergusses in einer Breite von circa 5 Fuß dahinfloß, sammelte sich eine nach Hunderten zu zählende Menschenmasse aller Nationalitäten und Konfessionen, Christen, Juden und Mohammedaner. Es wurden Wirthschaften improvisirt, und Wein, Bier, Thee, Kaffee und Eßwaren feilgeboten und von gruppenweise auf der Erde und arabischen Stühlen gelagerten Gesellschaften verzehrt; Arme und Reiche, Hohe und Geringe erfreuten sich alle an dem seltenen Schauspiel eines fließenden, Segen verheißenden Wassers. Denn in der Umgegend von Jerusalem fließt sonst kein Bach, und schon eine bescheidene Quelle kommt nur da und dort in einer Thalrinne zum Vorschein. (Warte des Tempels.)

— Mr. Charles Huber, ein geborener Straßburger und durch Option Franzose, von dessen im Auftrage der französischen Regierung unternommenen Reise in Arabien (s. „Globus" XXXVIII, S. 318) bisher nur ganz vereinzelte Nachrichten bekannt geworden sind, befindet sich jetzt in seiner Heimathsstadt, um dort seine gesammelten Materialien zu verarbeiten. Er ging, so viel wir wissen, über Dschöf nach Dschebel Schammar, wo er mit Ibn Raschid auf sehr gutem Fuße lebte, und weiter nach Chaibar, wo er dicht bei der Stadt von Beduinen überfallen wurde, aber den einen tödtete und einen zweiten verwundete. Er hat namentlich auch astronomische und Höhenbestimmungen gemacht und viele Inschriften gesammelt; der arabischen Sprache war er völlig mächtig.

— Ueber den sibirischen „Tschernozom" (schwarze Erde) machte Herr Dokutschajew in einer Versammlung der russischen ökonomischen Gesellschaft zu Petersburg am 15. (27.) März dieses Jahres folgende Mittheilung: Der Tschernozom-Streifen beginnt in Sibirien am östlichen Abhange des Ural zwischen 54° und 57° nördl. Br. und erstreckt sich bis ins Gouvernement Jeniseisk, wo man die schwarze Erde noch in den Kreisen Krasnojarsk, Kansk und Minusinsk trifft. Die nördliche Grenze dieser Zone bildet eine ganz gerade Linie ohne jede Ausbiegung nach Norden oder Süden; die Südgrenze dagegen ist gewunden. Im Gouvernement Tomsk geht sie sehr beträchtlich und zwar bis zum 50° nördl. Br. nach Süden hinab und im Gouvernement Jeniseisk nochmals bis 53°. Der Charakter des sibirischen Tschernozom ist sandig (Kreis Tjumen) und thonig (im östlichen Theile des Kreises Kurtschinsk, auch in den Kreisen Ischimsk und Omsk). Die Dicke der Erdschicht beträgt ½ Arschin (à 0,71 m) an der Grenze des Kreises Ischimsk und steigt bis 2 Fuß bei Semipalatinsk; je näher dem Gebirge, um so dicker ist die Schicht. Ihre absolute Höhenlage aber ist sehr verschieden, 326 Fuß über dem Meere bei Tomsk und 2812 Fuß in der Menzurischen Steppe. Die chemische Zusammensetzung des sibirischen Tschernozom ist der des europäischen gleich, doch ist ihre Nährkraft geringer.

Inhalt: Désiré Charnay's Ausgrabungen in Mexico und Central-Amerika. V. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — E. Kramberger: Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats. I. (Mit vier Abbildungen.) — Theodor Kirchhoff: Streifzüge im Nordwesten der Vereinigten Staaten. V. (Schluß.) — E. Metzger: Die arabische Bevölkerung in Niederländisch-Indien. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. (Schluß der Redaction 12. April 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XII.[1]

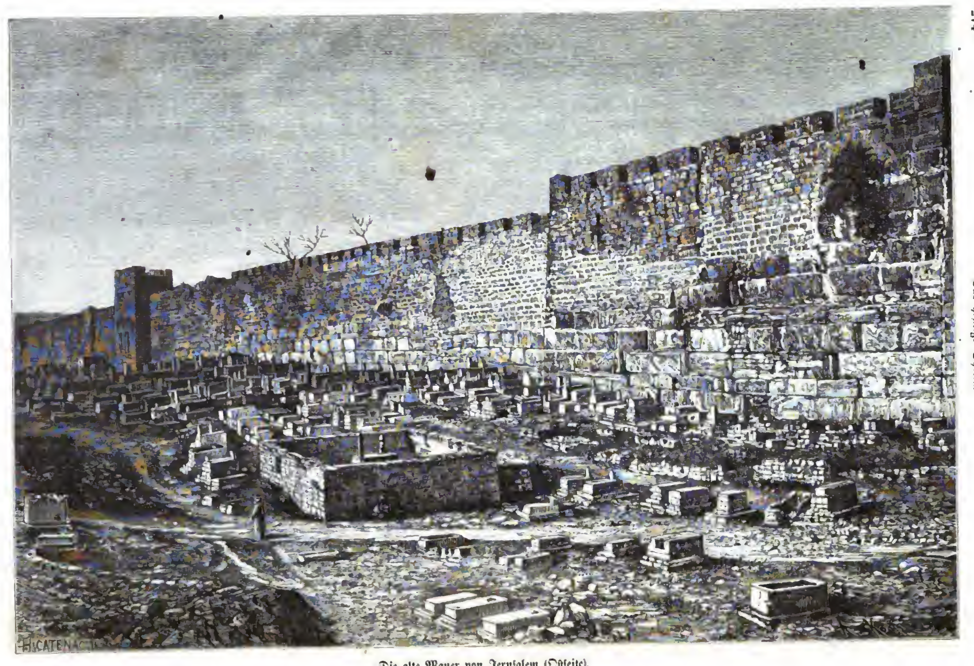
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Anblick Jerusalems von der Höhe des Scopus aus, wie er sich Lortet in der klaren Beleuchtung jenes sonnigen Morgens darbot, ist ungemein großartig. Ein wahres Meer zahlloser kleiner Kuppeldächer (das echte Jerusalemer Wohnhaus hat ja über jedem seiner Zimmer eine eigene Kuppel), zwischen denen eine Menge von schlanken Minarets, stattlichen Moscheen und Thürmen emporragt, breitet sich hinter der mächtigen, 12 Meter hohen und mit 34 starken Thürmen versehenen Zinnenmauer aus. An mehreren Stellen auf dem Felsen ruhend, dessen Senkungen und Vorsprüngen sie namentlich auf der Nordseite in einer seltsamen Wellenlinie folgt, bildet diese an die stärksten mittelalterlichen Festungsbauten erinnernde Ringmauer ein verschobenes Viereck von etwa vier Kilometer Umfang. Von dem Erkennen vieler Einzelheiten innerhalb der Stadt kann bei der immerhin beträchtlichen Entfernung des Scopus nicht die Rede sein, doch ist wohl kaum ein anderer Punkt der Umgegend so vortrefflich geeignet, die natürliche Lage Jerusalems auf dem von Norden nach Süden ziehenden Felsrücken, sowie die merkwürdig verschiedenen Terrainverhältnisse der einzelnen Stadttheile deutlich wahrnehmen zu lassen.

Ganz durch die Betrachtung des interessanten Bildes in Anspruch genommen, hatte Lortet zuerst der Gruppe von sieben oder acht Beduinen keine Aufmerksamkeit geschenkt, die er auf der Höhe des Scopus lagernd vorgefunden, und die jetzt, auf dem Boden kauernd, ihn und seine Begleiter mit unverwandten Blicken anstarrten.

Ihre langen, am obern Ende mit großen Büscheln von Straußenfedern verzierten Lanzen hatten sie neben sich in den Boden gesteckt und die Pferde daran befestigt. Erst als Lortet nach dem kurzen Halt auf der Höhe sich zum Weiterritt nach der Stadt anschickte, zeigte es sich, daß das Zusammentreffen kein zufälliges gewesen war, und daß die Leute, Aduân-Beduinen von den Ufern des Todten Meeres, schon seit mehreren Tagen hier auf den Reisenden gewartet hatten, um ihm ihre Dienste als Eskorte nach dem Haurân und Moab anzubieten. Das Gerücht von Lortet's beabsichtigter Tour durch die Umgebungen des Todten Meeres war, wie sie sagten, vor Wochen schon zu ihnen gedrungen: wieder ein Beweis von der staunenswerthen Schnelligkeit, mit der sich trotz des Mangels an Kommunikationswegen und geregelten Verbindungen in diesen Ländern alle Nachrichten zu verbreiten pflegen. Ungeachtet der banditenhaften Physiognomie des Schêchs der Bande, eines hagern, einäugigen Gesellen, den die Binde über dem fehlenden Auge und die schwarze Verschleierung des Mundes und Kinnes noch widerwärtiger erscheinen ließen, ging Lortet, nach glücklich erfolgter Vereinbarung über den von ihm zu zahlenden Preis, auf ihr Anerbieten ein. Das Engagement dieser Begleiter zwang den Reisenden, die

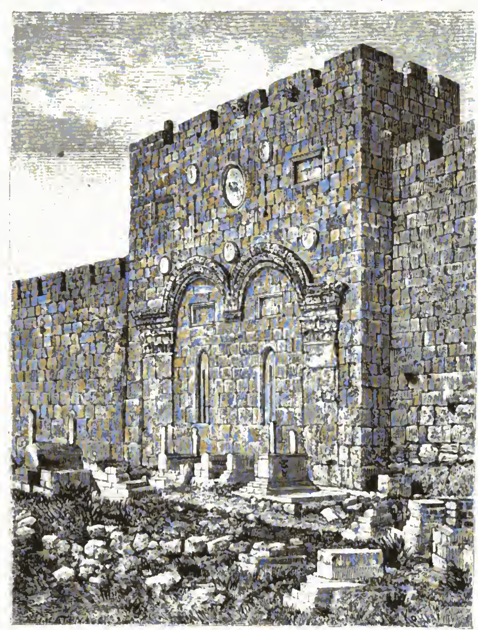
[1] S. Globus XXXVIII, S. 97, 113, 129, 145, 161; XL, S. 113, 129, 145, 161, 177 und 193.



Die alte Mauer von Jerusalem (Ostseite).

ohnehin schon knapp bemessene Zeit für den Aufenthalt in Jerusalem noch mehr zu beschränken.

Es war nicht das erste Mal, daß er hierher kam; schon von früheren Aufenthalten her war ihm die „heilige Stadt" wohl bekannt, und da der Schwerpunkt der Interessen, welche er bei seiner jetzigen syrischen Reise verfolgte, auf einem ganz andern Gebiete lag, als auf dem der historischen Palästinaforschung, so beschloß er, jetzt von allen eingehenderen Jerusalemstudien abzusehen und sich mit einem Wiederbesuche der hervorragendsten Stätten zu begnügen. Demzufolge machen denn auch die interessanten Schilderungen der Stadt, die sein uns vorliegender Reisebericht enthält, keinerlei Ansprüche darauf, ein vollständiges Bild Jerusalems zu geben. Es sind eben nur einzelne Skizzen, die Lortet zur Erinnerung an gewisse, ihm besonders wichtig und bedeutsam erscheinende Punkte, sowie zur Erläuterung der seinem Werke beigefügten Abbildungen niederschrieb. Angesichts der überreich vorhandenen Palästinaliteratur, die ja begreiflicherweise stets in den Schilderungen des großen „Centrums der drei Weltregionen" gipfeln muß, ist eine solche Beschränkung kaum zu beklagen. Was von den immer noch nicht aussterbenden, ausführlichen Touristenschilderungen des heutigen Rom gesagt wird, daß nur eine durchaus subjective Auffassung, oder eine gründliche Vertiefung in die praktische Alterthumsforschung dem oft behandelten Gegenstande noch neue Seiten abzugewinnen vermag, das gilt mit noch größerm Rechte von den Beschreibungen Jerusalems.



Das Goldene Thor von Außen.

In einem außerhalb der Stadt, in der Nähe des nordöstlichen Thores belegenen Olivengarten schlug Lortet sein Lager auf; von hier aus trat er am nächsten Morgen schon den üblichen Rundgang um die Stadt an. Die heutige Ringmauer Jerusalems, in Bezug auf deren stellenweise Uebereinstimmung mit den gewaltigen Maueranlagen der jüdischen und römischen Zeit die Ansichten der Gelehrten weit aus einander gehen, befindet sich in einem Zustande argen Verfalls, sie würde an keiner Stelle auch nur dem kleinsten Geschütze noch trotzen können. Verhältniß-

mäßig am besten erhalten ist die Nordseite, in deren Mitte ungefähr das schönste von den sieben Thoren der Stadt, das Damascus-Thor, sich befindet. Es besteht aus zwei mächtigen, zinnengekrönten Thürmen, zwischen denen die



Das Coenaculum, das angebliche Grab David's.

Davidsthurm der Citadelle von Jerusalem.

von zierlichen Säulen flankirten, großen eisenbeschlagenen Thorflügel angebracht sind. Nach einer in dem darüberliegenden Spitzbogenfelde befindlichen Inschrift hätte Soliman es im Jahre 944 der Hedschra erbauen oder wenig-

stens renoviren lassen. Leider verschwindet das schöne Bauwerk zum großen Theil hinter den Schutt- und Schmutzhügeln, die sich rings um die ganze Stadtmauer anhäufen. Das zweite Thor der Nordmauer, das heutige Bab-ez-Zahiri oder Blumenthor, früher Herodes-Thor, das vorzugsweise für die Pilger nach Betzeta bestimmt war, wurde vor etwa 30 Jahren von Ibrahim Pascha vermauert; eine kleine damals ausgesparte Pforte wird auch jetzt nur während der Zeit der jährlichen Rekrutenaushebungen und -Uebungen geöffnet. Von dem Thurme des Herodes-Thores, dessen obere Platform einen schönen Umblick gewährt, führt eine Thür auf die Stadtmauer hinaus. Der schmale Pfad, der auf der Höhe der Mauer zwischen den hohen Zinnen und einem nach der Stadtseite hin aufgesetzten Geländer entlang führt, gewährt hier einen Einblick in den nördlichen Theil des muslimischen Quartiers, in dem sich von den modernen Bauten oder dem rührigen Leben moderner Industrie, wie sie in manchem andern Theile der Stadt sich schon bemerkbar machen, noch nichts vorfindet. Die Straßen drinnen sind fast ebenso still und öde, wie die Landschaft draußen mit dem sonnigen, weißen Felspfad, der sich zwischen dem breiten, theilweise verschütteten Wallgraben und den großen, graugrünen Olivengärten hinzieht. Eine üppige, bunte Frühlingsflora, die hier oben aus allen Fugen des zerfallenden Mauerwerks hervorsproßte, gab jetzt dem Bilde noch einen ganz besondern Reiz.

Bei einer plötzlichen Senkung des Terrains wendet die Stadtmauer in scharfem Winkel nach Süden um; sie folgt dem Laufe des tiefeinschneidenden Kidronthales, des alten Thales Josaphat, das die natürliche Ostgrenze der Stadt bildet. Am äußern Fuße der Mauer, deren unterer aus ungeheuern Hausteinen errichteter Theil von hohem Alter zeugt, breiten sich zunächst große muslimische Begräbnißplätze aus. Zwischen ihren rechteckigen, gemauerten Gräbern, die meist aufgestuft und von zwei kleinen Säulen oder Pfeilern gekrönt sind, wuchert die stereotype Flora der syrischen Kirchhöfe: Scilla maritima, und mehrere, in großen Büscheln aufschießende Schwertlilien-Arten. Von den beiden Thoren der Ostmauer ist nur das nördlichere, das Stephans- oder Marienthor, geöffnet. Es führt in das muslimische Quartier, und zwar in eine die Stadt von Osten nach Westen durchschneidende Hauptstraße. Das südlichere, das berühmte Goldene Thor, das seinerzeit den Eingang zu der großen Tempelarea des Berges Zion-Moria, der muthmaßlichen Stätte des Salomonischen Tempels, bildete, ist heute, wie zu Zeiten der Araber, vermauert. An dieses östliche, „schöne" Thor des Tempels, das schon im Ezechiel (44, 1, 2) erwähnt wird, wurde früh schon die Stelle verlegt, wo die Heilung des Lahmen (Apostelgesch. 3, 2) stattgefunden haben sollte, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der großartige Bau um dieses Andenkens willen mit besonderer Pracht aufgeführt wurde. Der im reichsten byzantinischen Styl gehaltene architektonische Schmuck der Außenseite sowie der großen gewölbten Säulenhallen der Innenräume läßt als Entstehungszeit des heutigen Gebäudes das fünfte oder sechste Jahrhundert annehmen. Die alte arabische Sage, daß dereinst an einem Freitage ein christlicher Eroberer durch dieses Thor einziehen und den Muslimen Jerusalem wegnehmen werde, veranlaßte die Araber zur Schließung des herrlichen Thores. Zu den Zeiten der Kreuzfahrer wurde es am Palmsonntage und am Feste der Kreuzeserhöhung für einige Stunden geöffnet, um später von den Türken wieder fest vermauert zu werden. Die Ausgrabungen, welche Warren neuerdings zu beiden Seiten des Goldenen Thores sowie längs der Südmauer vorgenommen hat, haben zu der Entdeckung geführt, daß das ganze Terrain der mächtigen Tempelarea sowie das des Thales Josaphat durch künstliche Aufschüttungen verändert worden ist. Zu welcher Zeit diese kolossalen Arbeiten ausgeführt worden sind, aus welcher Zeit die ungeheuern Mauerreste stammen, die man auch noch außerhalb der heutigen Umfassung im Boden gefunden hat, dafür fehlen einstweilen noch alle Anhaltspunkte.



Der Thurm Hippicus.

Unweit des Zionsthores, im Südwesten der Stadt, liegt inmitten eines großen Komplexes von Gebäuden eine von den Christen und Muslimen gleich hoch verehrte Stätte, das Coenaculum oder die Abendmahlsstätte Christi und das angebliche Grab David's. Die Streitigkeiten und Intriguen, die seit dem vierten Jahrhundert schon sich wegen des Besitzes dieser Stelle zwischen Muslimen und Christen abgespielt haben, sind geradezu zahllos. Ihre Geschichte läßt deutlich erkennen, wie sich das „Zerrbild von Religion", das uns heute allenthalben in Jerusalem entgegentritt, allmälig ausgebildet hat. Die christliche Sage, welche aus der früh schon an dieser Stelle erbauten Zionskirche auch die Stätte der Abendmahlseinsetzung machte, wurde im siebenten Jahrhundert erfunden, wahrscheinlich um die nahegelegenen großen Heiligthümer der Muslimen, die vermeintlichen Gräber David's und Salomo's, zu verdunkeln. Dadurch entstanden die unaufhörlichen Streitigkeiten um den

Besitz dieses ganzen Terrains. Lange Zeit in den Händen der Christen, gehört dasselbe nun schon seit dem 16. Jahrhundert den Muslimen an. Der Besuch des Coenaculums, den sie den christlichen Pilgern zuerst verwehrten, ist heute wieder gestattet. Neben der großen Moschee des Davidsgrabes mit ihrer stattlichen Kuppel steht der Ueberrest der alten Zionskirche, in deren oberm Geschoß das Abendmahlszimmer gezeigt wird: ein durch zwei in der Mitte befindliche Säulen getheilter Raum mit Pilastern an den Wänden und einer gewölbten Spitzbogendecke. Eine kleine Treppe führt aus der Ecke dieses Gemachs in einen etwas tiefer gelegenen Raum, wo der Abendmahlstisch (sufra) gestanden haben soll. Ein zweites durch ein Gitter von dem Hauptraume getrenntes Seitengemach enthält den 4 bis 5 m langen hölzernen Kasten, der, mit einem unsaubern grünen Baumwollentuche bedeckt, eine Nachbildung des angeblich in den unterirdischen Gewölben aufbewahrten Sarges des David vorstellt.

Die Westseite der Stadt hat als hervorragendstes Bauwerk die Citadelle oder die sogenannte Davidsburg aufzuweisen, eine Anzahl unregelmäßig nebeneinander gebauter starker Thürme, die ursprünglich von einem heute theilweise verschütteten Graben umzogen waren. Die Unterbauten dieser gewaltigen, zum Theil massiven Steinkolosse bestehen aus einer dicken Mauer, die in einem Winkel von etwa 45° aus dem Grunde des Festungsgrabens aufsteigt, und über deren hohes Alter man kaum im Zweifel sein kann. Des Josephus eingehende Schilderung der starken herodianischen Thürme Hippicus, Phasaël und Mariamne stimmt in Bezug



Das Jaffa-Thor.

auf Lage, verschiedene Maße und sonstige Einzelheiten mit mehreren Thürmen der heutigen Citadelle ziemlich genau überein. In dem größten von ihnen namentlich, dem Nordwestthurme, dem die „Franken“ erst den Namen Davidsthurm gegeben haben sollen, glaubt man heute mit aller Bestimmtheit den alten Phasaël erkennen zu dürfen. Es ist bekannt, daß Titus bei der Zerstörung der Stadt die Thürme, die ihm so hartnäckig Widerstand geleistet hatten, verschonen ließ. Auch bei der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer spielte die Davidsburg eine hervorragende Rolle; in ihrer heutigen Gestalt existirt sie seit dem Beginne des 14. Jahrhunderts, doch ist sie im 16. vollständig restaurirt worden: freilich ohne den Glanz und die Pracht, ohne die Verwendung des vielen Marmors, die Josephus von den alten Thürmen des Herodes rühmt.

Dicht bei der Citadelle befindet sich das einzige Thor der Westmauer, das Jaffa- oder Hebronthor, so genannt nach den beiden großen Landstraßen, die zu ihm führen. An diesem Thore, das zugleich den Eingang in das Christenquartier bildet, herrscht stets ein reger Verkehr. Die Jaffastraße, die beste Straße in der Umgebung von Jerusalem, ist durch Züge ankommender und abziehender Pilger sowie durch Spaziergänger aus der Stadt immer belebt; Maulthiertreiber und Pferdevermiether halten sich deshalb auch mit Vorliebe in der Nähe des Thores auf, wo es eine Menge von arabischen Kaffeehäusern giebt. Ein großer, zum Theil mit Schmutz- und Schutthaufen bedeckter Platz dicht neben dem Thore dient als Ausspannungsort für die elenden Wagen, die den Verkehr zwischen Jaffa und Jerusalem vermitteln, zugleich als Lagerplatz für die zur Stadt kommenden Beduinen und die Schaaren der im Orient so

zahlreichen Vertreter der ambulanten kleinen Gewerbe, für Kesselflicker, Scheerenschleifer u. s. w. Es ist ein charakteristisches Bild orientalischen Lebens und Treibens, das sich zu allen Tageszeiten auf diesem unsaubern Platze darstellt, und seltsam genug nimmt es sich auch auf dem Hintergrunde der zahlreichen europäischen Neubauten aus, die während der letzten Jahre in der Jaffavorstadt entstanden sind.

Ueber die Bevölkerungsziffer des heutigen Jerusalem sind verschiedene Angaben vorhanden. Socin nimmt als wahrscheinlich eine Einwohnerzahl von 24 000 Seelen an, von denen 13 000 etwa Muslimen, 7000 Christen und 4000 Juden sein würden. Nach Liévin freilich besteht die Bevölkerung der Stadt nur aus 20 938 Seelen, und ein von der Regierung im Jahre 1871 ausgegebener statistischer Bericht, der die Zahl der Häuser angiebt, läßt eine noch geringere Bevölkerungssumme annehmen. Nach den verschiedenen Bekenntnissen streng gesondert leben diese heterogenen Elemente in den vier durch die natürlichen Terrainverhältnisse getrennten Quartieren der Stadt.

Das große muslimische Quartier, im nordöstlichen und mittlern Theile, beherbergt neben seiner eingeborenen syrischen Bevölkerung, die sich vorzugsweise aus Ackerbauern und kleinen Gewerbetreibenden zusammensetzt, auch viele moghrebinische Muslimen, d. h. Einwanderer aus dem nordwestlichen Afrika, namentlich aus Marokko, die durch dunklern Teint und durch ihre Tracht, den hier ungebräuchlichen großen weißen Kapuzenmantel, leicht zu erkennen sind. Die fortdauernde Einführung afrikanischer Sklaven und Sklavinnen giebt sich in der Menge von Negern und Mestizen kund, die einen nicht unbeträchtlichen Theil des muslimischen Volkes bilden.

Das Christenquartier im Nordwesten der Stadt, zugleich der bevorzugte Niederlassungsort der Europäer, zeigt uns die Wohnungen der aus 1500 Seelen bestehenden Gemeinde der römischen Christen dicht um das große Franziskanerkloster geschaart. Dank dem rastlosen Bemühen der römischen Kirche hat es die aus der Zeit der Kreuzzüge stammende kleine Lateinergemeinde in neuerer Zeit zu einer gewissen Bedeutung gebracht. Freilich gehören ihre Mitglieder fast alle der niedrigsten Volksklasse an. Eine unverhältnißmäßig große Zahl von ihnen lebt ausschließlich von der Mildthätigkeit der geistlichen Anstalten, während die Uebrigen sich mit dem Handel und der Anfertigung von Reliquien, Rosenkränzen aus Olivenkernen, kleinen Kruzifixen und ähnlichen „Erinnerungen an die heiligen Stätten“ beschäftigt.

Die griechischen Christen der Stadt, weitaus der reichste und mächtigste Theil der Bevölkerung, haben eine Menge von großartigen Klöstern und Stiftungen. Mit Ausnahme der Klosterinsassen, die sich zum großen Theil von den griechischen Inseln rekrutiren, gehören sie alle dem eingeborenen syrischen Volke an. Sie haben Geistliche aus ihrer Mitte und das Privilegium, den Gottesdienst in arabischer Sprache abhalten zu dürfen.

Das armenische Quartier liegt im südwestlichen Theile der Stadt: die flachen Lehmdächer, welche dieses Quartier sonst schon äußerlich kennzeichneten, machen seit einer Reihe von Jahren schon den landesüblichen, praktischeren Kuppeldächern immer mehr und mehr Platz. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begann die Einwanderung altarmenischer Christen aus den Kaukasusländern in Jerusalem; heute bilden sie eine stattliche Gemeinde. Der Mehrzahl nach rührige Kaufleute und fast alle verhältnißmäßig wohlhabend, wenden sie zum Besten ihrer Schulen und Kirchen unermüdlich große Summen auf. Vor den griechischen und lateinischen Christen Jerusalems zeichnen sie sich durch Mäßigung und Toleranz aus. In vollkommener Eintracht leben sie namentlich mit den koptischen und abessinischen Christen, die auf ihren großen Pilgerfahrten oft jahrelang zum Zwecke strenger Religionsübungen in Jerusalem verweilen müssen. Diese aus Oberägypten, Nubien und Abessinien kommenden Pilger sind gewöhnlich allein auf die Almosen ihrer Glaubensgenossen angewiesen und führen deshalb in dem großen koptischen Kloster Der-es-Sultân, wo sie Aufnahme finden, ein elendes, aus Hunger und Entbehrungen zusammengesetztes Leben.

Was die Bewohner des Judenquartiers von Jerusalem anbetrifft, auf die wir weiter unten noch zurückkommen, so bilden dieselben an der Stätte ihrer einstigen Herrschaft einen unbedeutenden, unwichtigen Theil der Bevölkerung. Die ansehnlichen Synagogen, die sie ihren reichen Glaubensgenossen im Auslande verdanken, vermögen das elende Aussehen ihrer schmutzigen Straße nicht zu heben. Sehr zahlreich sind gerade unter der jüdischen Bevölkerung Jerusalems die Aschkenazim (Einwanderer aus Rußland, Galizien, Ungarn, Böhmen, Mähren und Deutschland), sowie die Sephardim, spanisch-portugiesische Juden, vertreten. Durch ihre Sprache von einander unterschieden, besitzt jede dieser Klassen ihre eigene Synagoge.

Die Tscherkessen in der asiatischen Türkei.

Mrs. Scott-Stevenson unternahm im Frühjahre 1880 mit ihrem Gemahle, dem Hauptmann Andrew Scott-Stevenson, Civil-Commissar von Kyrenia in Cypern, eine Reise durch das nördliche Syrien und südöstliche Kleinasien (Kilikien, Kappadokien und Lykaonien) und hat dieselbe in dem 1881 in London bei Chapman und Hall erschienenen Buche „Our Ride through Asia Minor“ beschrieben. Es ist ein Buch, wie so viele in der reichhaltigen englischen Reiseliteratur, angenehm zu lesen, mancherlei Neues und Interessantes enthaltend, aber ohne jegliche wissenschaftliche Prätentionen und mit einer sehr elenden Karte ausgestattet; bei allem Dank für das Gebotene bedauert man, daß die Aufwendung von so viel Zeit, Mühe und Geld nicht auch der Wissenschaft mehr Nutzen hat bringen können. Freilich erklärt sich die Verfasserin auch vollständig befriedigt, wenn sie durch ihren Bericht „die Aufmerksamkeit auf ein fast unbekanntes Land lenkt, wo der Kranke Gesundheit, der Jäger herrlichen Sport, und der Reisende, der Botaniker, der Geologe und der Archäologe unerforschte Schätze finden kann“. So sind es denn hauptsächlich die Zustände des durchreisten Landstriches, über welche der Leser Neues erfährt; wir theilen im Folgenden mit, was sie hier und da in ihrem Buche über die Geißel von Türkisch-Asien, über die Tscherkessen, berichtet, deren Einwanderung vielleicht als das größte Unglück, welches Kleinasien in den letzten Jahrzehnten betroffen hat, bezeichnet werden muß. Nichts Besseres könnte seinen Bewohnern widerfahren, als wenn unter den 400 000 oder 450 000 eingewanderten Kaukasiern die Sterblichkeit so andauerte, wie sie bisher gewüthet hat.

Obwohl nun schon mehr als anderthalb Jahrzehnte verflossen sind, daß sie ihre Heimath verließen, so halten sie sich doch als Volk streng gesondert und unterscheiden sich durchweg von den Türken, von denen sie gehaßt und verachtet werden. Ihre eigenthümliche, wohlbekannte Tracht haben sie beibehalten, und nie zeigen sie sich anders, als schwer bewaffnet, gewöhnlich mit einem Henry-Martini-Gewehre, zwei Pistolen und mehreren Dolchen. Bis auf den letzten Mann sind sie Räuber und Viehdiebe und werden in friedlicheren Distrikten sehr gefürchtet, da sie bei Widerstand ohne Zaudern morden. Die Männer sind dünn und hoch gewachsen und haben einen entschieden grausamen Zug im Gesicht. Nur wenige haben Kinn- oder Schnurrbart, so daß sie jugendlicher erscheinen, als es in der That der Fall ist. In ihren Gewohnheiten gelten sie für schmutzig und erfüllen in dieser Hinsicht keineswegs die Pflichten eines guten Mohammedaners. Das Beste, was die Engländerin von ihnen sagen kann, ist, daß sie gut reiten und für ihre Pferde besorgt sind. Ein tscherkessischer Sattler, mit welchem Mrs. Scott-Stevenson in Kilikien sprach, beklagte sich bitter über die Tyrannei der Russen, welche sie zur Auswanderung getrieben, aber ebenso bitter über die Türken, welche sie jetzt zwängen, in solch' pestilentialischem Klima zu leben, welches ihre Zahl tagtäglich verringerte und alle ihre Weiber und Kinder getödtet hätte. (1860 z. B. landeten 20000 Tscherkessen in Mersina, von denen jetzt nur noch 5000 am Leben sind. S. 115.)

Es mag daran etwas Wahres sein; jedenfalls aber haben sie den Türken mit so schwarzem Undanke gelohnt, daß sie jetzt Jedermanns Hand gegen sich haben. Dabei sind sie Feiglinge und greifen nur in der Ueberzahl oder von einem Hinterhalte aus an. Wären sie zu irgend etwas nutze gewesen, die Russen hätten sie auch nicht ohne Weiteres ziehen lassen (S. 114). Sie weigern sich zu arbeiten, und obgleich ihnen die Regierung täglich 2 Piaster verabreichen läßt, so rauben sie, wo sie können. Wo die Türken etwas energischer sind, wie in Ismil östlich von Koniah (S. 304), haben sie die Justiz selbst in die Hand genommen und die tscherkessischen Viehdiebe so geprügelt, daß dieselben den Distrikt verlassen haben. Man hat anderwärts, z. B. in Koniah (S. 319), versucht, sie als Soldaten und Zaptiehs (Gensdarmen) zu verwenden; aber sie lernen nicht zu gehorchen; eine bis zwei Wochen lang kommen sie ihren Pflichten wohl nach, dann aber werden sie faul und thun nichts. Werden sie eingesperrt oder bestraft, so benutzen sie die erste Gelegenheit zum Desertiren. Gegen ihre Offiziere sind sie impertinent und zänkisch gegen ihre Kameraden. Im Kampfe würden sie zunächst wohl ihren Mann stehen; hätten sie aber einen Feind getödtet, so wäre ihr Nächstes, den Todten zu plündern und mit seinem Pferde fortzureiten, um es zu verkaufen; erst wenn das so gewonnene Geld verbraucht wäre, nähme der Betreffende wieder am Kampfe Theil.

In Nigdeh (südlich von Kaisarieh und östlich von Koniah) fand Mrs. Scott-Stevenson (S. 263) die prächtige Medressieh (Schule) mit ihrem Kreuzgange tscherkessischen Auswanderern eingeräumt so lange, bis sie Unterkunft und Beschäftigung finden würden. Ihre Zeit benutzen sie zum Rauchen und Schlafen, und wenn sie wach waren, zerhackten sie die wunderbar schönen Arabesken und Inschriften des Bauwerkes.

Wie schwach die türkische Regierung sich diesen Strauchdieben gegenüber zeigt, beweist folgender Vorfall (S. 286). Die Stadt Eregli (etwa 34° östl. L. G. und 37½° n. Br.) fand das englische Ehepaar in völligem Belagerungszustande. Etwa 11 Tage vorher war eine Bande Tscherkessen unter einem entschlossenen Anführer angekommen, plünderte Nachts in den Straßen und erbrach in den Bazars die Läden. Die Engländer sahen einen Zaptieh (Gensdarm), welchen einer der Räuber zwei Nächte zuvor durch die Hand geschossen hatte, als derselbe versuchte, ihn an der Ausraubung eines Ladens zu hindern: unbekümmert ging er in der Stadt umher, welche durch ihn und seine Genossen vollständig in Schach gehalten wurde. Die meisten Einwohner hatten ihre Waaren verstecken müssen und die Bäcker backten nur noch bei Nacht und verkauften das Brod heimlich. Zuletzt hatten die Tscherkessen angefangen, die Fruchtbäume umzuhauen und als Brennholz zu verbrauchen. Ein arabischer Kaufmann zeigte dem Scott-Stevenson'schen Ehepaare auf seinem Grundstücke an 20 Bäume, welche dem Vandalismus der Kaukasier zum Opfer gefallen waren. Dieselben hatten sie aber, weil zu schwer, liegen gelassen, worauf sie der Araber in seinen Hof geschafft hatte; kaum vernahmen das die Räuber, so brachen sie in sein Haus ein, zerschlugen das Geräth, mißhandelten seine Frau und schleppten alles Tragbare fort. Andere Einwohner wagten nicht, ihre vor der Stadt gelegenen Weinberge und Gärten zu besuchen, aus Furcht, unterwegs ausgeplündert zu werden. Der türkische Kaimakam war so entsetzt, daß er nichts thun konnte. Ein Tscherkesse, den man vor ihn brachte, spuckte ihm ruhig ins Gesicht und verließ den Konak, ohne daß Jemand ihn festzuhalten wagte. Und solche Leute werden von der türkischen Regierung auf Kosten ihrer geduldigen Unterthanen gefüttert, gekleidet und beherbergt!

Wenige Tage zuvor hatten die Reisenden ein anderes Beispiel von der Furcht türkischer Beamten vor den Tscherkessen erlebt. In Remschehr (S. 246) hatten sie den Chan um 9 Uhr Abends verschlossen gefunden; aber ihr tscherkessischer Zaptieh erzwang den Einlaß, prügelte sich eine Weile mit einem Haufen Armenier herum, suchte und fand den armenischen Wirth und sperrte ihn nun in ein dunkles Loch. Alsbald änderte sich die Scene: die Engländer wurden aufs Höflichste bedient. Inzwischen hatten die Freunde des Wirths den Kaimakam des Orts aus dem Bette geholt, welcher nun erschien und dem Zaptieh befahl, seinen Gefangenen loszugeben. Der aber schlug das rundweg ab und erklärte, er werde die Thür nicht eher öffnen, als bis er seinen Gefangenen vor den Kadi schleppen und angemessen bestrafen lassen könnte. In seiner Noth wandte sich der Kaimakam zuletzt an Mr. Scott-Stevenson, und diesem gelang es schließlich, den Gensdarmen zum Nachgeben zu bewegen. „Es war sonderbar zu sehen, wie dieser eine Mann der ganzen Stadt trotzte und die Regierung in Schach hielt. Der arme Kaimakam war fast verdreht geworden, als die Armenier einerseits die Freilassung ihres Freundes forderten, und der Zaptieh andererseits den ersten, der an ihn rührte, niederzuschießen drohte, und schließlich mußte ein Engländer dazu kommen und den Streit schlichten. Die ganze Scene machte einen tiefen Eindruck auf uns, da sie so recht die Schwäche der türkischen Regierung in Anatolien darlegte."

Kürzlich hat sich auch Prof. Eduard Sachau, welcher 1879 und 1880 das nördliche Syrien und Mesopotamien bereiste, über die Tscherkessen ausgesprochen (Verhandlungen der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, Nro. 3, S. 125 ff.). Die Tscherkessen, sagt er, sind ein Unglück für die Türkei. Sie mußten untergebracht werden, was bedeutende Kosten verursachte und endlose Konflikte zur Folge hatte. Hätte man sie in ihr heimisches Element, in das Gebirge, versetzt, sie hätten wahrscheinlich sofort der türkischen Regierung Trotz geboten; man siedelte sie deshalb, um sie besser überwachen zu können, in den Ebenen an,

aber auch dort stiften sie durch ihre Unbotmäßigkeit und ihre räuberischen Neigungen so viel Unheil, daß überall im türkischen Reiche in der Nähe einer Tscherkessen-Kolonie, und sei es in nächster Nähe des Bosporus, die öffentliche Sicherheit nur sehr prekär ist.

In Membidj nordöstlich von Aleppo fand Prof. Sachau eine solche Kolonie unter dem Häuptling Rizâ Beg. Dieser, aus einer alten Fürstenfamilie des Kaukasus stammend, war mit großem Anhange vor den Russen fliehend in die Türkei eingewandert, hatte sich in Widdin an der untern Donau niedergelassen, Aecker gekauft, einen Mühlenbetrieb gegründet und sich dabei wohl befunden, mußte aber zu Anfang des russisch-türkischen Krieges Widdin unter Einbuße des größten Theils seiner Habe verlassen; er und die Seinigen betheiligten sich als Baschibozuks an dem Kriege, nach dessen Beendigung sie nach Syrien geschickt und in der Wüste von Membidj angesiedelt wurden. Die Regierung ließ ihnen aus den Ruinen im Innern des Stadtgebietes Häuser bauen, soll ihnen auch Geld, Vieh und Geräthe gegeben haben. Nun war aber Membidj bereits in festen Händen, im Besitz der Beduinen vom Stamme der Benî Saîd, welche zu dem großen, weit verbreiteten und viel gespaltenen Stamme der Shewâjâ gehören; sie treiben Ackerbau und Schafzucht, haben seit Jahrhunderten ihr Centrum in Membidj und ihre Weidegründe vom Sâdjûr bis nach Meskene am Euphrat. Der Scheich der Benî Saîd, deren Zahl auf 2000 bis 3000 Zelte geschätzt wird, heißt Abdallâh, gewöhnlich Abed genannt. Mit bekannter Brutalität setzte die türkische Regierung die Tscherkessen nach Membidj, ohne vorher ein Abkommen mit den Benî Saîd zu treffen. Ihnen wurde einfach Membidj abgenommen, ferner die Hälfte des Ackerlandes und des Wassers und, wie man Sachau in Aleppo erzählte, auch das Vieh, das die Regierung den Tscherkessen geschenkt hatte. Es war ein Akt roher, gewaltsamer Beraubung! Scheich Abed eilte nach Aleppo, suchte mit landesüblichen Mitteln sein gutes Recht geltend zu machen, aber umsonst. Seitdem besteht nun offener Krieg zwischen beiden Parteien, dem die türkische Regierung, speciell der Gouverneur von Aleppo, ruhig zusieht. Die Benî Saîd fangen einzelne Tscherkessen ab und schlachten sie dann wie Hammel, und die Tscherkessen ihrerseits machen es ebenso; zur Zeit, als Prof. Sachau in Membidj war, wagten sie kaum die Stadt zu verlassen und auf ihre Aecker zu gehen. Das Ende dieses entsetzlichen Treibens wird sein, daß die Beduinen die Tscherkessen bis auf den letzten Mann ausrotten, wenn sie auch selbst vielleicht durch den Kampf bedeutend geschwächt werden. Aber Rizâ Beg, der sich über diese Dinge vollkommen klar war, und die Seinigen sind gerichtet, so gut wie die Tscherkessen von Ras-el-ain in Mesopotamien, von denen nur noch ein kleiner Rest übrig ist.

Pakrac und Lipik im Westen des Pozeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

II.

Am folgenden Tage, es war in der ersten Septemberhälfte, setzte ich meinen Weg von Kamenska aus fort. Die Schlucht, durch die man kommt, wird immer enger; Fels und Wald tritt ganz nahe heran; das Gerölle von den anstoßenden Bergen schiebt sich stellenweise bis an den Rand der Straße. Eine gute Stunde Weges steigt sie allgemach immer am linken Orljava-Ufer zwischen den Abstürzen des Sujnik- und Papuk-Gebirges hin. Von einem Dorfe ist nichts zu sehen. Um so mehr überrascht den Reisenden das Dasein eines solchen, das sich ihm hoch oben linker Hand durch Hundegebell und Hahnenruf ankündigt. Dort steckt auf einem kleinen Plateau Tisavac; erst am Ende der Schlucht, wo sich die Straße jäher erhebt, werden einige Dächer desselben und die steil aufwärts führenden Windungen der Zufahrt sichtbar. Darüber ragt der Gipfel der Javorovica mit 915 m Höhe in die Wolken. An trüben Tagen oder nach einem leichten Regen hüllen sich alle diese Berge in dicke Nebelmassen, die sie tagelang dem Auge entziehen und der Bevölkerung als zuverlässiger Barometer dienen. Das Sujnik-Gebirge erstreckt sich von den Quellen der Orljava bis in das Save-Thal. Der höchste Berg in demselben ist Brezovo-polje (984 m). Granit und Glimmer findet sich, umgeben von Leitha-Kalk, Congerien- und Ceritien-Schichten, auf den Rücken. Buchen und bei Tisavac Lärchen herrschen vor. In Buč erklimmt man den Sattel, der von Süd nach Nord laufend das Sujnik- mit dem hier beginnenden, in westlicher Richtung hinziehenden Pakracer-Gebirge verbindet. Die Bestandtheile des letztern sind tertiäre Congerien-Schichten; die höchsten Spitzen Buc 496 m, Kik 717 m und Ciganovo brdo 446 m. In Buč liegt auf der Sattelhöhe eine griechisch-orientalische Kirche mit barockem Thurm und ein kleines Pfarrhaus, das Dorf selbst unten auf der Westseite. Von den übrigen ringsum im Gebirge steckenden Orten sieht man nur einzelne Dächer und Häuser; die Gegend sieht demnach ziemlich wild aus. Aus dem Walde, am Südabhange des Pakracer Höhenzuges, ragen die Giebel des Dorfes Popovac, der Geburtsstätte des Räubers Maxim Bojanić, hervor. Der Bauer Rusmir, ein hübscher, starker Mann mit einem Gesichte, das als vorzüglicher Typus des Südslaven gelten kann, erzählte mir, als ich mit ihm von der Kirche zu Fuß den Hügel hinab ins Dorf Buč hinabschritt, die sagenhaft klingende Entstehungsgeschichte des erwähnten Popovac und des gegenüber im Sujnik liegenden Dorfes Rogulje. Vor vielen Jahren floh eine Bosnierin, Rusmira, die Mutter mehrerer Söhne, mit ihren Kindern aus Bosnien nach Slavonien und ließ sich im Sujnik nieder. Als die Söhne Jünglinge geworden waren, hörte sie eines Tages das Krähen von Hähnen am jenseitigen Pakracer Abhange. Erschreckt, da sie von einer Niederlassung weit und breit keine Kunde hatte, befahl sie ihren Söhnen, die Waffen zu ergreifen und den gehörten Lauten nachzugehen. Falls sie, wie die Mutter fürchtete, Türken träfen, sollten sie ihr allsogleich Nachricht bringen. Die Jünglinge schlichen sich nach dem Befehle Rusmiras ins jenseitige Gebirge, fanden jedoch zu ihrer freudigen Ueberraschung in einem einzelnen Hause ihre Ujna (Mutterschwester) Bajana, die mit ihren Spröß-

lingen später aus Bosnien geflüchtet war und sich im heutigen Popovac niedergelassen hatte. Von ihr stammt die Familie der Bojanić, deren Abkömmling jener oft erwähnte Maksim ist. Es habe damals, sagte mir Rusmir, Popovac „Bojan“ und Rogulje „Rusmir“ geheißen. Um dem Bauer in Bezug auf die historische Glaubenswürdigkeit seiner Erzählung auf den Zahn zu fühlen, fragte ich ihn, ob er denn etwa wisse, woher die Einwohner des Dorfes Šumetljica, tief drinnen im Sujnik, stammen. Ohne Zögern bezeichnete er sie als im vorigen Jahrhundert eingewanderte Likaner. Spätere Nachfragen bestätigten diese seine Aussage als vollkommen richtig, ein Beweis, daß in manchen Gegenden die Tradition historische Thatsachen getreu aufbewahrt, und so auch die Erzählung des Mannes nur durch die Länge der Zeit ein sagenhaftes Gewand bekommen habe.

Von Buč bis Pakrac läuft die Straße ziemlich eben in einem hübschen, schmalen Thale dahin. Schöner Wald krönt die Höhen der beiden Gebirgsketten; Ackerfelder reichen vom Waldessaum über die sanften Absenkungen herab bis an den Fahrweg. Mit ihnen wechseln Wiesen, deren frisches Grün, von einem kleinen Bache getränkt, selbst im Hochsommer das Auge erquickt; winzige Löffelmühlen machen sich in der Tiefe rechts bemerklich. Die Jahrestemperatur ist hier viel niedriger als im Thalkessel von Požega, weshalb die Feldfrüchte später reifen als dort, während letzterer in dieser Hinsicht wieder gegen die Podravina zurücksteht. Auf halbem Wege von Buč bis Pakrac gelangt man nach Španovica. Der Ort ist von eingewanderten Küstenbewohnern vor einigen Jahren angelegt worden, also noch in der Entwickelung begriffen. Graf Janković überließ den Ansiedlern einen großen Fleck Waldes zur Rodung. Sie machten den Boden urbar und gewannen ihn für die Kultur. Die Baulichkeiten des langen Dorfes zu beiden Seiten der Straße sehen buntscheckig genug aus. Einige sind durchaus von Stein mit hohen Kellereingängen. Ihre Bauart erinnert an die Häuser auf den Anhöhen oberhalb Fiume und Buccari, bei Lič und Plase. Andere bestehen aus Holzgeflecht ohne Anwurf, mit Strohdach; zwischen ihnen sieht man wieder weißgetünchte mit großen Fenstern, woran Vorhänge aus bunten Stoffen.

Ein hölzerner Glockenstuhl inmitten der Ansiedelung trägt ein Glöcklein, das die Stunden des Gebetes verkündet oder einem geschiedenen Erdenwaller das letzte Lebewohl nachwimmert. Die Gemeinde ist katholisch, muß sich demnach den Geistlichen zu kirchlichen Funktionen aus Pakrac herüber holen. Als ich durch das Dorf fuhr, war es gerade Sonntag; die Leute saßen geputzt vor den Hausthüren. Ich wähnte mich plötzlich unter Krainern oder Istriern, solch ein buntes Gemisch ist die Tracht. Der Kolonie ist übrigens noch immer der Stempel der Armuth aufgedrückt. Die Ansiedler, ohne Geld und Gut eingezogen, müssen sich erst langsam das Nöthigste erwerben. Von Obstbäumen sah ich noch wenig, meist junge Zwetschen; in den kleineren Gärten die gewöhnlichsten Gemüsearten; auch der Viehstand ist noch ziemlich gering.

An Španovica stößt Dragović. Von weitem schon fiel die ausnehmend hohe „Mašala“ in die Augen. So nennt man die Alarmstangen, deren weithin sichtbare Spitzen mit einem Strohbündel versehen sind. Sie dienen bei Unglücksfällen und dergleichen zu Nothsignalen, indem die in Brand gesteckten Bündel die Nacht durchleuchten. Vordem hatte jedes Dorf solche Mašalas; jetzt kommt der Gebrauch langsam ab. Der erste Eindruck, den man beim Eintritt in Dragović empfängt, ist ein merkwürdiger; so ganz verschieden ist der Anblick von allem bis jetzt Gesehenen. Die Häuser, alle der Reihe nach auf einer ganz niedrigen Lehne rechter Hand gelegen, entziehen sich dem Anblick beinahe vollständig, da sie hinter hohen, von dichtem Haselruthengeflecht hergestellten Zäunen stecken. Diese sind von unten aus mit schief in die Höhe gehenden Pflöcken wie mit Strebepfeilern unterstützt, von oben her mit Stroh eingedeckt, aus dem lange, scharfzugespitzte Hölzer wie Spieße in die Höhe ragen. Jedes Haus mit seinem Garten und den Nebengebäuden liegt wie eine Festung da; es ist nur durch ein Thor zugänglich, das übrigens Tags über immer halb geöffnet, dem neugierigen Blick einzelne Theile des Gehöftes preis giebt. Zuerst fällt uns der ungeheure Backofen auf, der uns in der Nähe des Gartens mit breiter Mündung entgegen gähnt. Daneben macht sich ein ausgehöhlter, etwa 1 m hoher, in die Erde eingesetzter Baumstrunk von tüchtigem Kaliber bemerklich. Er dient statt des Laugfasses (Parjenica) zum Auslaugen der unreinen Wäsche. Kaum einige Schritte davon steht die große Hanfbreche, Stupa, ein ganz vorzügliches Instrument. Es besteht aus einem in den Erdboden eingerammten, beiläufig zwei Fuß langen, $1/2$ Fuß breiten Stück Holz. Dieses dient, der Länge nach mit Furchen und Kerben gezahnt, einem zweiten ebensolchen zur Unterlage. Das obere Stück endet in ein Trittholz und ist mittelst einer Angel auf dem untern befestigt und beweglich. Die Buckeln und Furchen beider Theile greifen in einander. Darüber liegt in Körperhöhe quer hinüber eine runde, auf zwei senkrechten Pfählen ruhende Stange, die Handstütze. Diese wird von der Bäuerin, welche die Stupa tritt, mit beiden Händen angefaßt; der linke und abwechselnd (um Ermüdungen auszugleichen) der rechte Fuß drückt das Trittholz nieder und hebt den obern Theil vom untern. Sobald der Druck des Fußes aufhört, was durch Heben desselben erzielt wird, fällt der schwere Obertheil mit voller Wucht in seine Lage zurück. Der Block zerbricht dadurch die Hanfstengel, welche eine zweite, am Boden sitzende Bäuerin unterlegt und so lange wendet und dreht, bis sich die Faden ganz lösen.

Zur Zeit des Hanfbrechelns hört man die Stupa allenthalben bis in die Morgenstunden hinein ununterbrochen taktmäßig pochen, begleitet von den lauten Stimmen der erzählenden Frauen oder dem Gesange der Mädchen. Die kleinere Breche (Trlica) gleicht den in anderen Ländern gebräuchlichen. Ob zwar sich in manchen Gegenden allgemach der eiserne Pflug einbürgert, ist hier noch immer der mit hölzernem Wurfbrette versehene im Gebrauche. Nach verrichteter Arbeit ruht er seitwärts gelegt auf zwei Holzböcken, die schlittenartig hinter den Rädern einherschleifen und zugleich dem heimkehrenden Ackersmann als Sitz dienen, von wo aus er seine sechs bis acht meist kleinen und stämmigen Ochsen mit lautem „ši ho“ lenkt. Ich sah übrigens in einer Gegend unterhalb Essegg auch schon zwölf Stück vor dem Pflug, die Lenker mit ungeheuren Peitschen bewaffnet.

Die Einrichtung des Hauses ist sehr einfach. Eine gemeinsame, große Stube, in der ein Bett, ein mit Teppich bedeckter Tisch, einige Bänke an den Wänden, mehrere Stühle mit herzförmig ausgeschnittenen Lehnen und ein großer Ofen, ist beinahe alles, was man da sieht. Durch die ganze Stube zieht sich oft eine von der Decke an hölzernen Haken herabhängende oder durch Holzringe gesteckte Stange hin, die zum Aufhängen von Kleidern und Wäsche dient. Die Thüren haben hölzerne Riegel und Klinken; die zwei Fenster auf der Giebelseite sind klein und dicht neben einander. Im Hofe liegen die Schlafkammern

(Kiljeri) der einzelnen Ehepaare; doch ist deren Anzahl, wegen der geringern Menge der Familienmitglieder, nicht so groß als in den Ortschaften um Požega. Der Bauer betreibt auch hier Schweinezucht. Jedes Haus hält zu seinem Rudel einen eigenen Hirten; oft sind die Kinder des Hauses mit diesem Dienste betraut. Wilde Birnen und Aepfel, die sie ihren Thieren in den Wäldern oder auf den Stoppelfeldern, wo man solche Bäume oft in riesiger Größe antrifft, mehrmals im Tage vorschütteln; Schwämme oder zerstreutes Getreide aus dem über und über aufgewühlten Boden zu Tage gefördert, sowie Grasweide beschäftigen die gefräßigen Rüsselthiere vollauf. Beim Niedergange der Sonne aber eilen sie, wie die Trümmer eines auf wilder Flucht begriffenen Heeres, in allen Tonhöhen quitschend und grunzend, im Carriere nach Hause und den Kürbissen oder sonstiger Nahrung zu, wobei eines das andere zu überholen sucht, um die fettesten Bissen für sich in Beschlag zu nehmen. Einzelne Hirten jedoch bringen es in der Kunst der Dressur und Disciplin so weit, daß sie an der Spitze des Heeres rasch einherschreitend und mittels langer Peitschen aus Hanf die Luft mit donnerbüchsen-ähnlichem Geknalle erschütternd, das Rudel in Zucht und Ordnung bis in die Nähe des Hauses zu bringen wissen, wo es sich plötzlich löst und in größter Hast dem offenen Thore zustürzt.

Im Herbste, zur Zeit der Zwetschenreife, ist der Bauer auch in dieser Gegend mit Branntweinbrennen viel beschäftigt. Die Nachbarn besuchen sich gegenseitig, kauern sich in hockender Stellung um den aufgestellten Kessel, rauchen, plaudern und kosten das warm hervortröpfelnde Naß. Der Branntwein übrigens, den sie zum täglichen Gebrauch erzeugen, Klipara genannt, hält nur einige Grade. Er ist bei der Arbeit auf dem Felde von trefflichem Nutzen, da er stärkt, keinen Schweiß erzeugt und nicht berauscht; erst große Quantitäten können betäuben. Im Ganzen ist der hiesige Bauer bequem; der Grund mag wohl in der großen Abgeschlossenheit von den an Verkehr reicheren Städten liegen. Uebrigens ist er gutmüthig, wenn man mit ihm umzugehen versteht. Merkwürdige Gebräuche erhielten sich im Volke.

Bei Kindstaufen z. B. pflegt eine vermummte ältere Frau, häufig auch die Redusa [1]), mit einem Kochlöffel unter die Gäste zu treten und denselben das Kücheninstrument vorzuhalten; ein Wink, dem jeder von ihnen mit wenigstens einem Kreuzer als Geschenk für die Kochkünstlerin nachkommt. Selbstverständlich jedoch fällt die Gabe nicht selten reichlicher aus. Kommt etwa ein neuer Gast hinzu, so versteckt man ihm den Hut, bis er ihn mit einem Geldgeschenke auskauft; der Betrag gehört dann dem Täufling.

[1]) S. „Globus" XL, S. 23.

Jedermann, der ins Haus tritt, ist willkommen und wird nach besten Kräften mit Speisen und Wein bewirthet. Bei solchen Gelegenheiten müssen meist Schafe und Schweine ihr Leben lassen und kommen, am Spieße gebraten, mit diesem auf den Tisch; das Zertheilen besorgt der Hauswirth, der jedem nach Wunsch vorlegt. Der Braten, auch von den größten Schweinen, ist immer wohlschmeckend, da die Leute das Ausbraten vorzüglich verstehen. Um die heranwachsenden Kinder machen sich die alten Weiber, bewandert in der Kunst des Zauberns, daher Vračare, Zauberinnen, genannt, mit Zauberkünsten viel zu schaffen. Verliert z. B. ein Kind den Zahn, so wird er in eine alte Weide eingebohrt, die Bohröffnung aber verstopft, damit der junge Weltbürger keine Zahnschmerzen mehr bekommt. Oder man schickt den Sprößling mit dem ausgefallenen Zahn auf den Hausboden, wo er dreimal ausspucken und den Zahn über die Achsel hinter sich werfen muß. Dazu spricht er die Zauberformel „Miš, miš, evo tebi zub kosteni a ti meni daj gvozdeni" (Maus, Maus, ich geb' dir ein' beinern' Zahn, mach mir einen eisernen an). Das Mittel soll gegen das Ausfallen der Zähne helfen. Fieber sah ich auf eigenthümliche Art kuriren. Der Patient mußte eine mit Zwirn umwundene Nuß nach rückwärts schreitend bis an das Ufer eines naheliegenden Baches tragen und dort über die Schulter, ohne sich umzusehen, ins Wasser werfen. Die Baka (Alte) that sehr geheim mit ihrem Mittel. Ich ließ mir also, Fieberanfälle vorschützend, auch einmal eine solche Nuß geben, warf aber, da die Heilkünstlerin zusah, eine andere ins Wasser und steckte die Zaubernuß ein. Als ich sie später, die vielen Zwirnsfaden, mit denen sie umwickelt war, lösend, öffnete, saß — eine arme Spinne darin! Der Zufall fügte es, daß ich in Dragović einer Gratulation beiwohnte. Die orientalischen Griechen feiern statt ihres Namens- oder Geburtstages den ihres Hauspatrons. Als solcher gilt zumeist der heilige Nikolaus. Der den festlichen Tag begehende selbst heißt Svečar. Vermöglichere Svečari laden nebst anderen Gästen auch den Geistlichen ein, damit er das Mahl vor Beginn desselben segne. Während des Festessens wird eine Wachskerze angezündet, Weihrauch und Wein gebracht; alle erheben sich um zu beten, dann erst kommt der Braten auf den Tisch. Katholiken feiern ihren Namenstag. Schon am Vorabend stellen sich die Gratulanten ein. Der Godovnjak (Feiernde) bewirthet seine Gäste mit Honigschnaps, Früchten und Fleischspeisen und läßt schließlich die Einladung für den nächsten Tag folgen. Oft ersinnt der Volkswitz auch scherzhafte Gratulationen. Als Beispiel gelte diese: „Živ i zdrav bio, nuz rudu vozio, u luli sjedio, kroz kamiš noge pružio." Deutsch lautet dieser wohlgemeinte Wunsch: Sei frisch und wohl auf, ziehe an die Wagendeichsel gespannt, und in der Pfeife sitzend, stecke die Füße durch das Rohr.

Ethnologisches aus der Oase der Achal-Teke.

Von Staatsrath **Dr. O. Heyfelder.**

Zur Charakteristik der Tekes aus der Achalteke-Oase kann noch Folgendes dienen [1]). Tekma-Syrdar sagte mir, es würden bei ihnen Kontrakte, Käufe und gerichtliche Entscheidungen nur durch das Wort abgemacht, und dieses sei bei ihnen heilig. Daher auch er, wie alle Deputationen, die sich im russischen Lager nach und nach einfanden, versicherten, sie würden jetzt, wo sie einmal ihre Unterwerfung angekündigt, so gute und treue Unterthanen sein, als sie vorher erbitterte Feinde gewesen. Etwas von dieser Treue dem gegebenen Worte gegenüber bewiesen sie uns bei dem kurzen Waffenstillstande, welcher einige Tage vor dem Sturm auf die Hauptfestung am 7. Januar Nachmittags zwischen

[1]) Vgl. „Globus" XLI, S. 58.

3 bis 4 Uhr statthatte. General Skobolew bot ihnen noch einmal an, sich zu ergeben, worauf sie prahlerisch und ablehnend antworteten. Man legte ihnen nahe, Frauen und Kinder aus Dengli-Tepe zu entfernen, was sie ebenfalls in ruhmredigen Worten abschlugen. Auch die von unseren Soldaten bis unter die Mauern getragenen Todten holten sie nicht ab. Wir standen auf unbeschütztem Terrain nahe an der Festung und sie waren zahlreich auf den Wällen erschienen. Man unterschied einen Mullah und Tekma-Syrdar neben einander zuvorderst auf der Mauer, beide in lange Talare gekleidet. Wir hörten ihre Stimme, sie die Zurufe der Unserigen. Als die Zeit des Waffenstillstandes zu Ende ging, riefen sie uns zu: „Versteckt Euch jetzt, wir werden gleich wieder zu schießen anfangen!“ Wir tauchten wieder in den Trancheen unter, und das Scheibenschießen nach uns von Dengli-Tepe aus, die Minirungsarbeiten und die Belagerung von unserer Seite gingen wieder ihren Gang wie vorher, bis am 12. (24.) Januar der Sturm gelang.

Auch ihre Kriegführung war charakteristisch und eines wilden, tapfern und ehrenwerthen Volkes würdig. Zwar boten sie uns nie und nirgends eine Feldschlacht an. Aber dazu waren ihre undisciplinirten Reitertrupps auch nicht angelegt. Doch appellirten sie nur an ihre Tapferkeit, ihren Muth und an ihren Hort, die Hauptfestung Dengli-Tepe, welche sammt den befestigten Gärten von Angi-Kala und den in weiterm Umkreis gelegenen Forts die Oase zwischen dem Kopet-Dagh und der Wüste geradezu absperrte. Allerdings beunruhigten sie unsere kleinen befestigten Lager, unsere Karawanen und unsere Abtheilungen, besonders wenn letztere schwach an Zahl waren. Mit großer Frechheit umschwärmten sie namentlich die Nachhut und wehe dem, dessen Pferd zurückblieb. Es wurde augenblicklich umzingelt und gefangen, was zum Glück selten genug vorkam. Denn sie tödteten die Gefangenen unter grausamen Martern. Das Bewußtsein unübertrefflich gut beritten zu sein, gab ihnen der Reiterei gegenüber einen gewissen Uebermuth; dagegen fürchteten sie die Infanterie. In den vor dem letzten Vormarsch verlesenen Instruktionen war daher ausdrücklich gemahnt, den Einzelkampf mit ihnen zu vermeiden und sich möglichst in geschlossenen Massen dem tapfern, unternehmenden Feind gegenüber zu verhalten. Ihre nächtlichen Ueberfälle gegen unser Lager und die Trancheen am 28. und am 30. December 1880 sowie am 4. Januar 1881 wurden mit Todesverachtung und wilder Bravour ausgeführt. Gewöhnlich hörte ihr Schießen mit dem Tageslicht auf. Dann wurde es ruhig im Lager, ein gewisses Behagen kehrte bei uns ein und nach einiger Zeit überließ man sich der Nachtruhe. Da stürzten dann unter wildem Allahgeschrei, als sei die Hölle losgelassen, einige Tausend Tekes über die erste Linie der Trancheen oder über einen Theil des Lagers her, dasselbe oft von mehreren Seiten zugleich angreifend. Verwundeten sie viele der Unserigen, so fielen dafür eine Menge der Ihren. Tekma-Syrdar's junger Sohn kam bei einem dieser Ueberfälle ums Leben. Dabei waren sie mit guten und schlechten Klingen, mit modernen und ganz altväterischen Gewehren bewaffnet. Ihre Piken waren zum Theil nur an eine Stange gebundene Messer. Eine einzige alte englische Kanone, die sie seinerzeit den Persern abgenommen, antwortete von der Festung aus auf unser überlegenes Artilleriefeuer. Aber während des mehrere Monate dauernden Feldzuges kam kein Verräther und kein Ueberläufer von ihnen zu uns, auch kein falscher Ueberläufer, der uns täuschende, unwahre Nachrichten gebracht hätte. Keinerlei Kriegslist wird in Scene gesetzt, keine Falle uns gelegt. Sie erkannten, daß der immer weiter vorschreitende Telegraph für unsere Truppen von Bedeutung war. Sie beobachteten, daß unsere Karawanen und marschirenden Abtheilungen nicht selten an den Telegraphenstangen hielten und die darauf gebrannten Zahlen ablasen, wodurch wir die Zahl der zurückgelegten Werste berechneten. So kratzten sie denn einmal auf der ganzen Strecke diese Zahlen in einer Nacht von den Telegraphenstangen und hofften, wir fänden ohne diese Zahlen den Weg nicht mehr nach Haus. Hätten sie gewußt, daß das Zerstören der Leitungsdrähte uns Schaden brächte, sie hätten uns tagtäglich in große Verlegenheit setzen können. Diese unschuldige Kriegslist war die einzige, deren ich mich erinnere. Auch hätten sie durch Ableiten des zugeführten Wassers oder durch Ueberschwemmen des uns umgebenden Lehmbodens uns wirksam schädigen können, doch geschah nichts dergleichen, obgleich sie die Kunst der Bewässerung, des Ab- und Zuleitens der Flüsse meisterhaft verstehen. Den Ausschlag bei dem Sturm gab die Dynamitmine. Denn das systematische Heranrücken der Trancheen verspotteten sie, den durch die Artillerie hier und da gemachten Schaden an den Mauern besserten sie konsequent durch erdegefüllte Säcke, durch neue Wälle und Erdaufschüttungen aus. Da aber am 12. (24.) Januar Morgens etwa um 9 Uhr ein Theil ihres unüberwindlich geglaubten Festungswalles mit Getöse in die Luft flog und unter sich Roß und Reiter begrub, da glaubten sie, Allah selbst habe sich gegen sie gewandt, und es begann die Flucht auf schnellen Pferden zu dem nördlichen Thor hinaus, indeß allerdings Scharen von Männern und sogar Weibern auf den Wällen die anstürmenden Bataillone mit Schüssen und geschleuderten Steinen, Erdschollen und Geräthen empfingen. Nachdem die Festung schon genommen war und ich innerhalb derselben verband, schossen noch verwundete Tekes aus den Erdwohnungen heraus. Sie ergeben sich nie, wir hatten keine Gefangene gemacht. Die verwundeten Frauen setzten anfangs unseren Versuchen, sie zu verbinden, leidenschaftliche Gegenwehr entgegen.

Als nach einiger Zeit einzelne Trupps der gegen Merw Entflohenen zurückkehrten und ihre Frauen und Kinder abholten, so sonderten sie sich sogleich nach Dorfschaften (Auls) oder Stämmen von einander, die gesonderte Lager aufschlugen und nichts mit einander gemein haben wollten. Ein krankes altes Weib wollte das nächste Dorf uns nicht abnehmen, weil sie nicht ihres Stammes sei, und als wir sie ihnen doch hintragen ließen, brachten sie dieselbe Nachts heimlich zurück. Wir boten Alles auf, um für die verwundeten Frauen einige Tekeweiber zur Pflege zu bekommen, wir boten Geld, gaben gute Worte, drohten mit Zwangsmaßregeln — umsonst. Eine Frau, die ihre schußverletzten Verwandten besuchte und pflegte, wollten wir bereden, auch Anderen Pflege angedeihen zu lassen. Aber sie sagte, „Jene sind nicht von meinem Aul“ und that es nicht.

Diese Abwesenheit einer Organisation in staatlicher, militärischer oder socialer Beziehung beobachtete ja auch O'Donnovan bei den Merw-Tekes.

Als wir später mit ihnen auf gutem Fuß standen, hatte man nicht selten sich ihrer Zudringlichkeit und Habsucht zu erwehren. Sie besuchten uns, mehr als uns angenehm war, in unseren Zelten, faßten Alles an und suchten, namentlich Mädchen und Frauen, halb durch Bitten, halb durch Nehmen sich europäischer Gegenstände zu bemächtigen. Kamen wir durch einen Aul geritten, so brachten kleine Jungen den Pferden ein Paar Hände voll Heu und verlangten dafür Bezahlung. Sehr gern wandten sie sich an die Aerzte um Rath oder Arzneien.

Ueber unsere Wohnungen, Geräthe, Kleidung in Verwunderung zu gerathen, verbot wenigstens den Männern ihre asiatische Würde. Nur als sie auf der Eisenbahn fuhren und im Waggon bewirthet wurden, sprachen sie sich aus, es sei wunderbar zu sitzen und Thee zu trinken und gleichzeitig vorwärts zu kommen. Doch endigte das anfängliche Behagen mit vollständiger Seekrankheit.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von der bereits früher (s. Globus XL, S. 174) erwähnten, nützlichen und handlichen „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Alpenreisen", welche der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein herausgiebt, ist die vierte Abtheilung erschienen, enthaltend eine „Anleitung zur Beobachtung der alpinen Thierwelt. Von Prof. Dr. K. W. von Dalla Torre in Innsbruck".

— Die auf S. 95 dieses Bandes erwähnte sogenannte vulkanische Eruption in der Bucht von Missolonghi ist in Wahrheit eine massenhafte Exhalation von Schwefelwasserstoff gewesen, wie wir einer Mittheilung G. vom Rath's in den Sitzungsberichten der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1882, X) entnehmen. Von der sehr seichten Bucht von Missolonghi zweigt sich gegen Norden das 9 km lange, schmale seeähnliche Becken von Aitolikon ab, welches namentlich in seiner Mitte tiefes Wasser besitzt. Im mittlern Theile desselben soll jene Gasexhalation stattgefunden haben, und zwar in der Nacht vom 15. zum 16. December. Heftige Nordoststürme waren vorangegangen, und in derselben Nacht wurden in Aitolikon Erderschütterungen bemerkt. Außerdem aber wurden die meist schlafenden Bewohner geweckt und in Schrecken gesetzt durch einen plötzlich auftretenden, starken Schwefelwasserstoffgehalt der Atmosphäre, welcher die Menschen mit Erstickung bedrohte. Der heftige Wind reinigte jedoch in kurzer Zeit die Luft. Die Natur des Gases erkannte man später auch aus seiner Einwirkung auf den Mennig-Anstrich zweier Zimmer, der sich in Aschgrau und Schwarz verwandelte, auf Bleipflaster in der Apotheke, auf silberne und Christofle-Geräthe und auf Pflanzen. Am folgenden Morgen aber sah man, wie zahllose Fische, wie vor einem Feinde fliehend, gegen die schmale südliche Mündung der Bucht von Aitolikon und das flache Gestade drängten, wo sie zu vielen Tausenden mit den Händen gefangen oder erschlagen wurden. Und dieser reiche Fang dauerte mehrere Tage lang fort. Ein großer Theil der Thiere, namentlich der auf das flache Ufer drängenden Scharen, wurde in offenbar krankhaftem, selbst sterbendem Zustande gefangen, wie auch das Meer mit todten Fischen übersäet war. Eine milchige Trübung des Wassers wurde ausgeschiedenem Schwefel zugeschrieben. Eine ähnliche Gaseruption, begleitet von einer Erderschütterung und einem schwachen, unterirdischen Dröhnen, wiederholte sich am 13. Januar. Das Ereigniß scheint Herrn vom Rath von nicht geringem geologischen Interesse zu sein. „Es zeigt uns fern von vulkanischen Phänomenen eine plötzliche Gefährdung und Vernichtung großer Mengen von Fischen. Aehnliche Vorgänge müssen in früheren Epochen vielfach stattgefunden haben, wie wir aus dem massenhaften Vorkommen von Fischabdrücken in den verschiedenen Formationen schließen dürfen."

— In der Sitzung der Gesellschaft für finnische Literatur zu Helsingfors am 4. (16.) März dieses Jahres wurde der Jahresbericht erstattet und zugleich ein Bericht über den im vorigen Jahre zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft abgehaltenen Gelehrtentag. Von dem Jahrbuch derselben, „Suomi" sind 1881 zwei Lieferungen erschienen, deren eine nur den historischen Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft von 1831 bis 1881 enthält, die andere aber zwei wichtige philologische Untersuchungen „über die Sprache der russischen Kareleu" und „über den Dialekt von Torneo". Der Bericht über den Gelehrtentag bringt eine Reihe interessanter Referate über die älteste Geschichte der finnischen Stämme, über finnische Philologie, Mythologie und Ethnographie nebst den Debatten darüber, alles in finnischer Sprache. — Auf Veranlassung der Gesellschaft sind folgende Arbeiten theils schon gedruckt, theils in Herstellung begriffen: ein großes finnisch-lateinisches, ferner ein finnisch-englisches und ein finnisch-deutsches Wörterbuch, eine Sammlung finnischer juristischer Kunstausdrücke, eine neue Ausgabe der finnischen Volksmärchen und Mythen, neue Varianten zur „Kalewala" u. a. m. Zu wissenschaftlichen Exkursionen hat die Gesellschaft, wie in früheren Jahren, Subsidien gewährt und ebenso Prämien für die Uebersetzung klassischer Werke der fremden Literaturen in die finnische Sprache, so z. B. 1000 Mark für die Uebersetzung von Gogol's „Todte Seelen".

Asien.

— Der Beduinenstamm der Hanâdi im nördlichen Syrien betreibt Viehzucht und Ackerbau und hat seine sehr fruchtbaren Felder östlich von Aleppo zwischen Abû Ghalghal und dem Euphrat liegen. Sie stehen in Shirke (Compagnie) mit zwei reichen Mohammedanern von Aleppo, denen sie alljährlich den größten Theil ihrer Feldfrüchte abliefern, wogegen sie von ihnen Geld, Waaren und Geräthe bekommen; auch betrachten sie sich, wenn sie nach Aleppo gehen, als die Gäste ihrer Compagnons. Diese letzteren sind die Söhne eines frühern Mufti von Aleppo, der, wie jeder Mufti einer großen Stadt, ein reicher Mann geworden war; zwar wurde er schließlich wegen zu großer Habgier abgesetzt, aber das Geld blieb in der Familie, und seine Söhne [1]) zählen jetzt zu den ersten Großgrundbesitzern Syriens. Das Verhältniß der Shirke ist für die wissenschaftlichen Verhältnisse des Landes von der größten Bedeutung. Man kann sagen, daß der größte Theil der fruchtbarsten Ländereien Syriens bereits in den Händen einiger reichen Familien der großen Städte ist. Die Weiterentwickelung dieser Verhältnisse wird einen allmächtigen Großgrundbesitzerstand und einen verarmten, gänzlich abhängigen Bauernstand ergeben.

[1]) Der eine der beiden wurde während der zweiten Hälfte des letzten türkisch-russischen Krieges als Vertreter Aleppos in das Parlament nach Stambul geschickt; da er aber dort von den Mißständen in Syrien zu reden begann, schickte der damalige Großvezier, Achmed Vefik, ihm durch die Polizei von Stambul die Botschaft, er habe sich für den nächsten Tag Nachmittags 3 Uhr reisefertig zu halten. Zur bestimmten Stunde erschienen Polizisten in seiner Wohnung, die ihn und sein Gepäck auf das nach Syrien abgehende Dampfschiff brachten. Und er fuhr zurück nach Aleppo. Dies als Beitrag zur Geschichte des Parlamentarismus im Orient.

Unter diesen Sheriks sind Mohammedaner wie Christen; die besten Ländereien am untersten Orontes-Lauf gehören einem Armenier in Antaki, diejenigen am obern Sädjür und Kerzin Armeniern in Aintâb; den beiden Compagnons der Hanâdi gehören außerdem große Theile des 'Amk, des schwerstens Bodens von ganz Syrien in der Marsch am See von Antiochien. Die Großgrundbesitzer haben den Getreidehandel ausschließlich in ihrer Hand und spielten in dieser Beziehung im Frühjahr 1880 zur Zeit der Hungersnoth eine hervorragende, wenn auch wenig rühmenswerthe Rolle.

(Prof. Sachau in den Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, Heft 3.)

— In der Sitzung der Russ. Geogr. Ges. zu Petersburg am 3. (15.) März sprach Herr Jelisäjew über seine 1881 unternommene anthropologische Forschungsreise nach Arabia Peträa und Palästina, die ein werthvolles wissenschaftliches Material geliefert hat. Ein ausführlicher Bericht ist bereits im Druck und wird binnen Kurzem erscheinen.

— Dem „Kawkaz" zufolge läßt die Gesellschaft für Pflege der grusinischen Sprache in Tiflis, nachdem Professor Okromtschedlow 6000 Rubel zur Herausgabe von Werken der alt-grusischen Literatur gespendet hat, jetzt mit Zustimmung des Spenders einen grusischen Originalroman aus dem 12. Jahrhundert, betitelt „Wis-Ramiani", drucken.

— Ueber den Jahrmarkt am See Taïntschi-kul, 110 Werst südöstlich von der Stadt Petropawlowsk, theilen die „Akmolinsk. Oblast. Wjedom." Folgendes mit: Der Markt, in einer ebenen Steppengegend gelegen, nimmt einen Flächenraum von 225 Quadratwerst ein. Diese ungeheure Ausdehnung ist nöthig, weil den hauptsächlichsten Gegenstand des dortigen Handels das Vieh bildet (Schafe, Rindvieh und Pferde), welches während der ganzen Dauer des Marktes dort Weide finden muß. Als größter dortiger Markt steht derjenige von Taïntschi-kul in Verbindung mit anderen, die früher abgehalten werden und auf denen der Verkauf in großen Massen stattfindet. Solche Märkte werden abgehalten bei Kujandinsk im Kreise Karkaralinsk, in der Stadt Akmolinsk und in der Stadt Atbazar. Der Zusammenhang des Marktes von Taïntschi-kul mit den letztgenannten spricht sich darin aus, daß auf jenen das Vieh aus den drei benachbarten Kreisen Karkaralinsk, Akmolinsk und Atbazar zusammengetrieben, und von dort nach dem Taïntschi-kul geführt wird. Der Hauptmarkt dauert vom 1. bis 20. Juli. In der ersten Hälfte dieser Zeit geht der Handel lebhafter, weil das Vieh in großen Partien zum Transport nach dem europäischen Rußland gehandelt wird; die übrige Zeit dient zur Befriedigung der lokalen und sibirischen Bedürfnisse. Auf dem Markte werden Waaren von drei verschiedenen Arten gehandelt, 1. asiatische, verschiedene orientalische Gewebe, Sattelzeug, Fußbekleidung und getrocknete Früchte; 2. russische, Lebensmittel, Eisen- und Lederwaaren, baumwollene und wollene Stoffe und andere Manufakturerzeugnisse, wie sie der Hausstand der Kirghizen bedarf, und 3. Vieh, welches etwa 90 Procent der gesammten Zufuhr ausmacht. Der Umsatz darin belief sich im Jahre 1881 auf 13 956 Stück Rindvieh, 147 670 Schafe und 1645 Pferde. Dem Durchschnittspreise nach betrug der Werth des Viehes, welches auf dem Markte umgesetzt wurde, 1 176 648 Rubel.

— In der Sitzung der Sektion für Ethnographie der Russ. Geogr. Ges. vom 13. (25.) Januar 1882 hielt Jadrinzew einen interessanten Vortrag über die augenblickliche Lage der Eingeborenen in Westsibirien. Jadrinzew hat alles ihm über diese Stämme zu Gebote stehende, vielfach officielle Material sorgfältig gesichtet und daraus einige Tabellen zusammengestellt, welche für jeden Bezirk das procentuale Verhältniß der Eingeborenen zu der russischen Bevölkerung darstellen. Die Eingeborenen sind dabei nach der Religion und nach ihrer Lebensweise als seßhafte und nomadisirende unterschieden. Die ersten Stämme, auf die man jenseits des Uralflusses trifft, sind Tataren und Bucharen, deren es in Westsibirien über 43 000 giebt. Weiter nach Norden sitzt der Stamm der Wogulen. Ihre Hauptnahrungszweige sind Jagd und Fischfang; sie leben deshalb meist als Nomaden, aber auch die seßhaften beschäftigen sich vorzugsweise mit Jagd. Neben den Wogulen auf der andern Seite des Ob wohnen die Ostjaken und weiterhin die über den ganzen Norden Sibiriens verbreiteten Samojeden. In den Kreisen Kurjatzk und Biisk sind Eingeborene mit Russen und russificirten Tataren (nur 1/8 Proc. des seßhaften Theiles derselben sind noch Schamanisten) gemischt. Die wirthschaftliche Lage aller Eingeborenen ist traurig, so weit sie mit Russen in Berührung kommen, weil diese die Ureinwohner rücksichtslos ausbeuten. Der Redner sprach warm für humaneres Verhalten gegen die Eingeborenen und befürwortete die Pflege ihrer Bildung und ihrer selbständigen bürgerlichen Existenz, die viele aus Noth schon aufgegeben haben, da alle diese Stämme sonst unfehlbar dem Untergange entgegengehen.

— Der Getreidehandel Ostindiens, welcher früher fast ganz von Calcutta ausging, wendet sich jetzt in Folge der verbesserten Bahnverbindungen reißend schnell dem Hafen von Bombay zu, was unter den Kaufleuten von Calcutta zuerst begreifliche Bestürzung erregt hat. Indessen beginnt man allgemein einzusehen, daß Calcuttas wahre Politik nicht darin bestehen darf, vergebliche Anstrengungen zu machen, um den Handel von Central-Indien und Pendschab festzuhalten — denn dieser muß mehr und mehr den für ihn passendsten Hafen aufsuchen —, sondern vielmehr darin, das weite Gebiet von Unter-Bengalen, Behar und Assam zu entwickeln, dessen Produkte stets über Calcutta gehen müssen, und die bei gänzlicher Erschließung jener Länder auch vollauf ausreichen, um die Stadt in ihrer Stellung als einer der größten Häfen der Welt zu erhalten. (Times.)

Afrika.

— Dem „Egyptian Statistical Tableau for 1881" entnehmen die „Times" folgende Angaben. In den letzten drei Jahren hielt sich der Export Aegyptens stets zwischen 13 und 14 Millionen Pfund Sterl., während der Import stetig gewachsen ist (1879: 5 130 000 Pfund; 1880: 6 717 000 Pfund; 1881: 7 115 000 Pfund). Die Ausfuhr von Baumwolle hat sich von 363 000 Ballen im Jahre 1880 auf 436 000 in 1881 gehoben; aber Großbritannien ist nicht mehr der einzige Abnehmer dafür: es erhielt 257 000 Ballen, das übrige Europa 179 000 Ballen. Auch besorgen nicht mehr ausschließlich britische Schiffe diesen Verkehr; früher pflegte die Baumwolle über England den Kontinent zu erreichen; jetzt bedient sich letzterer selbst und Odessa, Triest, Genua und Dünkirchen konkurriren mit den englischen Häfen. Britische Dampfer von zusammen 305 000 Tonnen gingen nach England, von zusammen 308 000 Tonnen nach dem Kontinent, während die Tonnenzahl anderer Dampfer, die zwischen Aegypten und dem Kontinent verkehrten, sich auf 521 000 belief. Von Baumwollsamen, welcher erst seit Kurzem ausgeführt wird, gingen 200 000 Tonnen nach England, nur 20 000 nach dem Kontinente; an Weizen erhält England viermal, an Bohnen doppelt so viel, als letzterer. Bemerkenswerth ist, daß im Jahre 1881, von einfachen Küstenfahrzeugen abgesehen, nur zwei Segelschiffe nach Alexandrien kamen; so sehr hat der Suezkanal die Segelschifffahrt fast unmöglich gemacht. Durch ihn ist auch Port Said der größte Kohlenhafen des Mittelmeeres geworden, der 1881 mehr als eine halbe Million Tonnen eingeführt hat.

— Für den Bau einer 220 engl. Meilen langen Straße zwischen den Seen Njassa und Tanganjika hat Mr. James Stevenson die runde Summe von 3600 Pf. St.

gegeben. Auf derselben soll ein zerlegbarer Dampfer nach dem Tanganjika geschafft werden, um den Zwecken der London Missionary Society zu dienen. Leider brachen bei den Vorbereitungen zum Bau, welchen der Ingenieur James Stewart, leitet, Mißhelligkeiten mit den Einwohnern des Dorfes Riemberas aus, welche zu Ende vorigen Jahres 19 Leute Stewarts erschlugen. Zur Strafe dafür brannten die Europäer die 300 bis 400 Hütten des schuldigen Dorfes nieder.

— Die Nachricht, daß der König von Aschanti 200 Mädchen habe schlachten lassen („Globus" XL, S. 384) hat sich bisher nicht bestätigt; vielmehr hat der englische Gouverneur der Goldküste alsbald ihre Glaubwürdigkeit bestritten und stützt sich dabei auf das Zeugniß eines Mr. Edward Bannerman, dessen Mutter eine Prinzessin von Aschanti und Schwester des Prinzen Ansah ist. Diesem zufolge ist es Thatsache, daß der König von Aschanti nicht mehr Macht zu einer solchen Schlächterei besitzt, als irgend ein englischer Gouverneur, und daß, wenn er etwas derartiges unternommen hätte, was auch keiner seiner mächtigsten Vorfahren gewagt hat, ganz Kumassi gegen ihn aufgestanden wäre. Mr. Bannerman glaubt, daß die ganze Geschichte in Cape Coast Castle fabricirt worden ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie in den australischen Kolonien, so wurde auch auf den Fidschi-Inseln am 3. April 1881 ein Census gehalten. Nach demselben würde sich die weiße Bevölkerung jetzt auf 2293 belaufen und hätte sich in den letzten vier Jahren um ungefähr 600 vermehrt. Die Eingeborenen zählten 115 635 (61 836 männlich und 53 799 weiblich) gegen 120 659 im Jahre 1879. Seit ihrer Berührung mit den Weißen haben sie sich beträchtlich vermindert. Außerdem kommen 753 Mischlinge, 8634 polynesische Plantagenarbeiter, 156 andere Polynesier und 528 Kulis in Betracht. Zählen wir dazu noch die 2500 Bewohner der im vorigen Jahre der Fidschi-Kolonie einverleibten Insel Rotumah, so haben wir als Gesammtsumme eine Bevölkerung von 127 499.

Die Kolonie macht Fortschritte. Der Export, zu welchem an erster Stelle Copra, Zucker, Baumwolle und Mais gehören, bewerthete im Jahre 1880 220 528 Pf. St., gegen einen Import von 185 741. Die Revenue, welche in den ersten Jahren mit bedeutenden Unterbilanzen schloß, hat sich beträchtlich gehoben, und die früheren Deficite sind ziemlich ausgeglichen. Das Jahr 1880 schloß mit einer Einnahme von 80 678 gegen Ausgaben in der Höhe von 91 102, aber das Jahr 1881 dürfte schon mit einem Ueberschuß enden, wenigstens ergeben die ersten elf Monate eine Revenue von 72 486 Pf. St. gegen Ausgaben von 72 073 Pf. St.

— Die letzten Nachrichten von Dr. Otto Finsch, der im Auftrage der Humboldt-Stiftung im Stillen Oceane reist, sind folgende. Vom 31. September 1880 bis zum 29. März 1881 hielt er sich auf der kleinen Koralleninsel Matupi bei Neu-Britannien auf und begab sich dann, da sein Plan, Neu-Irland zu erforschen, sich nicht ausführen ließ, nach Sydney. Von dort machte er einen sechswöchentlichen Ausflug nach Neu-Seeland, wo er vorzügliche ethnographische Gegenstände und Petrefakten, aber auch einige werthvolle zoologische Gegenstände erhielt. Am 12. Oktober 1881 landete er auf der Thursday-Insel in der Torresstraße, welche an sich wenig bietet; aber für die Zoogeographie ist die Gegend von größter Wichtigkeit, da dort australische und papuanische Fauna sich begegnen. Von dort datiren seine letzten Briefe vom 2., 5. und 8. Januar 1882. Nachdem er Nord-Australien und verschiedene Inseln der Torresstraße, namentlich Morilug (Prince of Wales Island) und Mabiak (Jervis Island), besucht hatte, gedachte er in einigen Tagen nach der Küste von Neu-Guinea abzugehen, um dort einige Monate sich aufzuhalten. Was seine Resultate anlangt, so hatte seine Reise damals 2 Jahre 8 Monate und 10 Tage gedauert, von denen ihm bei einer Seereise von 25 000 Seemeilen nur 1 Jahr 8 Monate Landaufenthalt geblieben waren. Während dieser Zeit hat er in 136 Kisten nicht weniger als 274 Menschenschädel, 154 Gypsmasken, 3500 ethnographische und an 40 000 zoologische Gegenstände (einschließlich 1000 Pflanzen und 310 Mineralien) nach Berlin eingesandt und reiche Notizen über Anthropologie und Zoologie gemacht. Als Hauptergebniß seiner ethnologischen Beobachtungen bezeichnet Dr. Finsch die Erfahrung, daß alle noch so verschieden erscheinenden Stämme sich auf zwei Hauptracen zurückführen lassen, nämlich auf eine schlichthaarige (Polynesier und Mikronesier) und eine kraushaarige (Melanesier, Papuas), von denen es ihm übrigens zweifelhaft ist, ob nicht auch zwischen ihnen Uebergänge bestehen.

Südamerika.

— F. Sch. Die Zeitungen von Venezuela, besonders die in Ciudad Bolivar erscheinenden, der Hauptstadt des südlich vom Orinoco bis zur brasilianischen Grenze sich erstreckenden Staates Guayana, sind voll von der glücklichen Zukunft, welcher dieser Staat und mit ihm die ganze Republik entgegensieht seit der Gründung einer großen Aktiengesellschaft, welche den Zweck hat das zum Theil noch ganz unbekannte große Land durch Anlage von Eisenbahnen und Landstraßen zu eröffnen, der Einwanderung arbeitsamer Leute in das Land Vorschub zu leisten und vor Allem den außerordentlichen Reichthum an Gold in größerm Maßstabe auszubeuten, als es bisher wegen Mangels an Straßen und Verkehrsmitteln und wegen der Unsicherheit in dem volksarmen, in ewigen Bürgerkrieg verwickelten Lande möglich war. Es ist der General Venancio Pulgar, ein Anhänger des energischen Guzman Blanco, der, nachdem er im Sommer vorigen Jahres von der Regierung und dem Kongreß die Koncession dazu erhalten hatte, nach Europa ging, um besonders mit englischen Kapitalisten eine Aktiengesellschaft zu gründen. Dies gelang ihm in London. Die Nachricht hiervon wurde im ganzen Lande mit Jubel aufgenommen. Die Gesellschaft nennt sich The Guayana Company limited und basirt auf einem Grundkapital von 1 Mill. Pf. St., das auf 50 000 Aktien zu je 20 Pf. St. vertheilt ist; auch in Paris vermittelte er die Gründung zweier Gesellschaften zum selben Zweck unter dem Namen Nueva Panama und Nueva California [1]. Die älteren Gesellschaften bleiben bestehen. Etwa seit 1860 haben diese namentlich im Gebiet des Yuruari, eines Nebenflusses des dem Essequibo zuströmenden Cuyuni (Cuyuvini), eine Anzahl von Goldwäschereien und Bergwerken (in denen sich in 26 bis 160 cm dicken Adern das Gold durch breite Quarzschichten hindurchzieht) angelegt und theilweise einen Ertrag von mehr als 300 000 Doll. jährlich erzielt; ich nenne nur el Callao, Caratal, Nueva Providencia, Pastora, Cicapra, Panama, Chile, Potosi, Peru, la Corina, el Tigre. Einige von ihnen werden sich vielleicht mit der neuen Gesellschaft vereinigen, doch hat keine in dem etwa 20 000 Quadratmeilen umfassenden reichen Lande eine Konkurrenz zu fürchten. Als Pulgar am 11. December 1881 mit mehreren englischen Ingenieuren gegen Abend zu Schiff in Ciudad Bolivar ankam, wurde er von seinen Freunden und einer zahllosen harrenden Volksmenge enthusiastisch begrüßt und unter Fackelschein und Raketengeprassel zu seiner Wohnung geleitet. Bald begann die Arbeit, zunächst wurde an dem rechten Ufer des Orinoco unterhalb Ciudad Bolivar ein passender Ort als Ausgangs-

[1] An denselben sich zu betheiligen dürfte indessen schon wegen der fortwährenden inneren Unruhen kaum rathsam sein. Red.

punkt für die zu erbauende Eisenbahn aufgesucht und dazu Saravia bestimmt, dem nun eine glänzende Zukunft prophezeit wird. Die Absteckung der Bahn wurde zu gleicher Zeit von hier und von Guacipati am Yuriari aus in Angriff genommen. Am 12. Januar d. J. war diese Arbeit schon so weit vorgeschritten, daß man in wenigen Tagen von beiden Seiten Upata zu erreichen hoffte. Als Anhang zu ihren Statuten hat die Gesellschaft eine Reihe von Auszügen aus Reisebeschreibungen und Berichten von Mineninspektoren und anderen sachkundigen Männern in englischer Sprache veröffentlicht, durch welche man vom Lande, auch von seiner geologischen Beschaffenheit, von seinem Reichthum an Produkten aller Art, und auch von seinen klimatischen Verhältnissen eine ziemlich genaue Kenntniß erlangt.

— Der Direktor des Nationalmuseums zu Rio de Janeiro, Ladislau Netto, begiebt sich nach Pará, um die Insel Marajo an der Mündung des Amazonenstromes und die Ufer des Sees (Insel?) Maracas zu durchsuchen, wo sich Ueberreste von großem archäologischen Werthe befinden sollen.

Polargebiet.

— Am 8. November vorigen Jahres hat die italienische (sogenannte) antarktische Expedition unter Lieutenant Bove Buenos Ayres verlassen. Die argentinische Regierung hat derselben eine Kommission beigegeben, welche die Küstenaufnahme von Feuerland sorgfältig revidiren soll, so daß die Flotille nun aus vier Schiffen besteht, der „Santa Cruz", welche speciell für die Küstenaufnahmen bestimmt ist, der „Uruguay", welcher am Kap Hoorn zurückbleibt, der „Cabo de Hornos", dem größten Schiffe, das in die antarktischen Gewässer vordringen soll, und einer Dampfbarke. Lieut. Bove gedachte Ende des Jahres 1881 Kap Hoorn zu verlassen, um nach Süd-Shetland und Grahamsland zu segeln, Ende März dieses Jahres wieder in Feuerland einzutreffen und dort bis Mai sich aufzuhalten. (Nature.)

— Wer ausführlichere Mittheilungen über den Zweck und die Thätigkeit der demnächst ins Leben tretenden circumpolaren Beobachtungsstationen, speciell der österreichischen auf Jan Mayen (s. oben S. 223), sucht, findet dieselben in einer eben bei Gerold u. Co. in Wien erschienenen Broschüre: Die österreichische arktische Beobachtungsstation auf Jan Mayen 1882 bis 1883 (Preis 1 M.). Die Einleitung und die Anlage I enthalten Allgemeineres, letztere die Verhandlungen und Ergebnisse der dritten internationalen Polarkonferenz von St Petersburg (1. bis 6. August 1881), der Rest des Heftchens Specielleres über Jan Mayen und die österreichische, vom Grafen Hans Wilczek ausgerüstete Expedition, ihre Ausrüstung, Instruktionen, Aufgaben u. s. w. Von Interesse ist auch Anlage II: „Ein Tagebuch geführt von sieben Seeleuten, welche auf der Insel St. Maurice (Jan Mayen) bei Grönland in den Jahren 1633 bis 1634 überwinterten und sämmtlich auf dieser Insel starben."

— In der Woche nach Ostern hat die deutsche Polar-Kommission beschlossen, Cumberland Sound an der Davis-Straße und Südgeorgien im südlichen Atlantischen Ocean zu besetzen. Die Leiter der Expeditionen sind Dr. Wilhelm Giese aus Kolberg und Professor Dr. Schrader aus Braunschweig, welche Anfangs Juni Deutschland verlassen werden. Für die Expedition nach dem Norden wurde die „Germania" angekauft, welche 1869 bis 1870 die zweite deutsche Polarfahrt nach Ostgrönland ausführte; dieselbe soll dort überwintern, um die Beobachtungen zu vermehren und auszudehnen. Außerdem hat die Kommission beschlossen, an der Küste von Labrador meteorologische Stationen zu errichten.

Oceane.

— Die italienische Regierung hat in Berücksichtigung eines vom dritten internationalen Geographenkongresse zu Venedig abgegebenen Votums beschlossen, im kommenden Sommer die Tiefsee-Untersuchungen im Mittelländischen Meere fortzusetzen. Gegen Ende Juli oder Anfang August soll zu diesem Zwecke der Dampfer „Washington" unter Kapitän Magnaghi auf etwa einen Monat dem Professor Giglioli zur Verfügung gestellt werden.

Vermischtes.

— Von Hölzel's Geographischen Charakterbildern (s. Globus XXXIX, S. 224, und XL, S. 336) ist die dritte Lieferung erschienen, welche drei weitere prächtige Landschaften, eine aus der Südsee und zwei amerikanische, alle drei gemalt von C. Hasch, dem werthvollen für den Anschauungsunterricht und den Schmuck der Studirstube bestimmten Cyklus hinzufügt. Blatt 7 bringt den berühmten Otukapuarangi-Sprudel am Rotomahana oder Warmen See auf Neu-Seeland mit seinen mächtigen Kieselsinter-Terrassen, nach einer Photographie von D. L. Mundy in London und Angaben von Hochstetter's, der auch den erläuternden Text dazu schrieb; Blatt 8 den Hintergrund des Yosemite-Thales aus der Sierra Nevada in Californien (nach einer Photographie von Housworth; Text von Dr. K. Zehden) und Blatt 9 den Ostrand des Plateaus von Anahuac mit der Barranca Sta. Maria und dem Pic von Orizaba (nach Photographien und einem Stahlstiche nach einem Bilde von Rugendas; Text von Dr. Chavanne), letzteres wohl das landschaftlich schönste unter den dreien. Mit welcher Energie das großartige Unternehmen von dem Verleger betrieben wird, geht daraus hervor, daß die folgenden drei Lieferungen bereits im Mai, August und December dieses Jahres erscheinen sollen. In Vorbereitung befinden sich folgende Bilder: Der Nilkatarakt von Assuan; Neapel mit dem Vesuv; Brasilianischer Urwald; Donau bei Wien; Mangroveküste in Venezuela; Hafen von Nangasaki; Schneekoppe im Riesengebirge; Thalsporne im Ober-Innthal; der Pasterzen-Gletscher; Düne von Helgoland sammt Insel; Polar-Bild, Säulenkap auf Franz-Josefs-Land; Llanos; Weckelsdorfer Felsenpartien.

Inhalt: Das heutige Syrien XII. (Mit sechs Abbildungen.) — Die Tscherkessen in der asiatischen Türkei. — E. Kramberger: Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats II. — Dr. O. Heyfelder: Ethnologisches aus der Oase der Achal-Teke. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. — Polargebiet. — Oceane. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 16. April 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIII.

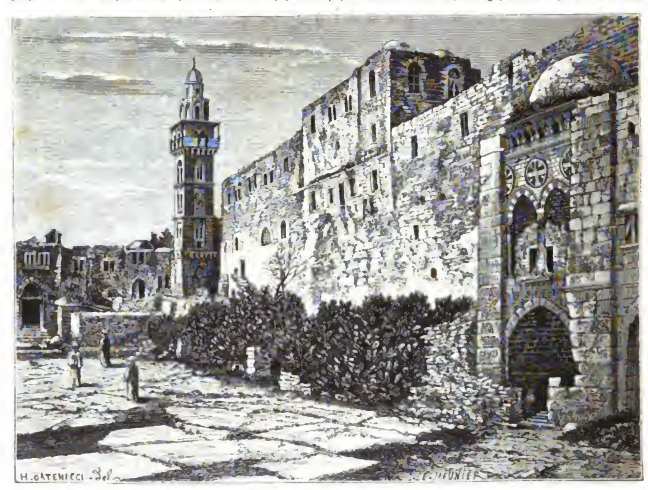
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Von dem Stephansthore an der Ostseite der Stadt führt eine ziemlich breite, etwa 500 Meter lange Gasse, Tarik Sitti Maryam (Marienstraße) genannt, in westlicher Richtung durch das muslimische Quartier. Infolge einer jener irrigen, durch die Tradition geheiligten Annahmen, welche ohne Rücksicht auf Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit die Schauplätze der heiligen Geschichte nach Belieben verlegt haben, gilt die untere, westliche Hälfte dieser Gasse nun schon seit dem 16. Jahrhundert als das erste Ende der sogenannten Via dolorosa, des Schmerzensweges, auf welchem Jesus das Kreuz vom Praetorium nach Golgatha getragen haben soll. Im 4., im 6. Jahrhundert, ja noch im Anfange des lateinischen Königreiches suchte man das alte Praetorium, das Haus des Pilatus, mit Recht auf dem Westhügel (der Oberstadt) von Jerusalem; erst gegen das Ende der Kreuzfahrerzeit wurde durch die willkürliche Identificirung des Praetoriums mit der herodianischen Festung Antonia jene heilige Stätte in die östliche Stadt und an ihre heutige Stelle verlegt, und somit auch die Richtung für die erst später „festgestellte" Via dolorosa gegeben. So wird denn auch noch heute die türkische Kaserne, die an dem Platze der Festung Antonia steht, für die Stätte des Praetoriums und der Wohnung des Pilatus angesehen, und eine kleine Kapelle im Innern der Kaserne als erste der vierzehn Stationen des Schmerzensweges verehrt. Die zweite Station, die Stelle, wo Jesus mit dem Kreuze beladen wurde, liegt am Fuße der Treppe, die zur Kaserne hinaufführt. Immer in westlicher Richtung der Straße folgend, an deren rechter Seite sich hier ein stattliches Gebäude, das berühmte Erziehungsinstitut der katholischen Zionsschwestern, erhebt, gelangt man bald an den sogenannten Pilatus- oder Ecce-Homo-Bogen, der die Straße überspannt. Hier soll Pilatus, auf Jesum deutend, die Worte: „Sehet, welch' ein Mensch!" gesprochen haben. (Joh. 19, 5.) Der Bogen, wahrscheinlich ein Triumphbogen aus der römischen Zeit, ist vor Kurzem restaurirt worden; seit dem 15. Jahrhundert wird er als Ecce-Homo-Bogen gezeigt, doch hat er seitdem seine Form schon vielfach verändert. Die zum großen Theil in den Felsen gebaute Kirche der Zionsschwestern mit einer schönen Krypta, sowie das Kloster dieser Schwesterschaft, unter dem man ausgedehnte, in den Felsen gegrabene Gewölbe und Gänge aufgefunden hat, die nach der Tempelarena zu führen scheinen, bilden hier die rechte Seite der Straße; auf der linken, der Kirche gerade gegenüber, liegt eine kleine Moschee und ein Kloster hindostanischer Derwische. Von hier aus senkt sich der Weg bedeutend bis zu dem Punkte hinab, wo die von Norden, vom Damaskusthore kommende Straße einmündet. Hier liegt rechts das große österreichische Hospital, links ein stattlicher, leider vermauerter Arkadenbau, das sogenannte Sultansbad, heute im Besitze der katholischen Kopten. Neben diesem Gebäude

zeigt eine zerbrochene Säule die dritte Station an, die Stelle, wo Jesus unter dem Kreuze zusammengesunken sein soll. Vor noch nicht gar langer Zeit wurde diese Station an einer anderen Stelle des Weges gezeigt. Vom Sultansbade aus führt die Via dolorosa eine Strecke weit in südlicher Richtung; zur Rechten befindet sich hier zunächst das traditionelle Haus des armen Mannes aus dem Evangelium, dann, der Einmündung einer Gasse gegenüber, die vierte Station, wo die Begegnung Jesu mit seiner Mutter stattgefunden haben soll. Wieder nach Westen umbiegend, um nun in den eigentlichen Schmerzensweg, Tarîk el-Alâm, einzumünden, weist die Straße an der Ecke ein aus verschiedenfarbigen Steinen erbautes Haus auf, das durch einen zierlichen Erker und ein hübsches Stalaktitenthor sich auszeichnet. Vor diesem, das seit dem 15. Jahrhundert

Sogenannte Via dolorosa.

für das „Haus des reichen Mannes“ gilt und heute als türkisches Militärspital benutzt wird, befindet sich die fünfte Station, wo Simon von Kyrene Jesu das Kreuz abnahm. Etwa 110 Schritt weiter hin wird neben einem großen gemauerten Bogen die sechste Station gezeigt, die Stelle, wo die heilige Veronika Jesu den Schweiß vom Antlitz gewischt haben soll. Eine kleine schmale Pforte führt hier in ein unterirdisches Gemach, in dem sich das Grabmal der Heiligen mit ihrem in Stein gemeißelten Brustbilde befindet. Die siebente Station, die man nach einer abermaligen Biegung der Straße erreicht, liegt bei der sogenannten Gerichtspforte; die achte, die das Ende der Via dolorosa bildet, an dem griechischen Kloster St. Caralombos. Ein Loch in der Außenmauer dieses Klosters bezeichnet hier die Stelle, wo Jesus angehalten und zu den ihm nach-



Sogenanntes Haus des Pilatus.

folgenden Frauen gesprochen haben soll. Früher wurde der Schmerzensweg noch weiter nach Süden hin verfolgt: heute zeigt man die neunte Station, die Stelle, wo Jesus zum dritten Male niedersank, vor dem Koptenkloster an der östlichen Seite der Grabeskirche, die fünf letzten Stationen aber in dieser Kirche selber. Da ist zunächst die zehnte in der Golgathakapelle der Lateiner, wo ein in den Boden eingemauerter Steinkranz die Stätte bezeichnet, wo Jesus entkleidet, vor dem Altar derselben Kapelle aber die elfte Station, wo er an das Kreuz genagelt worden sein soll; die zwölfte befindet sich in der daran stoßenden griechischen Kapelle der Kreuzeserhöhung; die dreizehnte, die Stelle der Kreuzabnahme, liegt neben einem Altar zwischen den Stationen 11 und 12; die vierzehnte endlich mitten unter der Kuppel der Kirche, neben dem heiligen Grabe.

Der erste Gang durch die Via dolorosa, für die gläubigen Jerusalempilger eine Sache von höchster Bedeutung, muß naturgemäß einen gewissermaßen peinlichen Eindruck auf alle diejenigen Besucher machen, die in der Bezeichnung dieses Weges als der wahren Kreuzesstraße, sowie in der Feststellung der einzelnen zu verehrenden Stationen nichts anderes sehen können, als ebensoviele priesterliche Fiktionen. Wie so oft in Jerusalem hat man auch hier wieder die Empfindung, als befände man sich einem großen Anachronismus gegenüber, als sei das allenthalben sichtbare Bestreben, der Stadt ihre einseitige Bedeutung, ihren Charakter der ausschließlich „heiligen Weltstadt“ zu wahren, ein unübersteigliches Hinderniß für jede gesunde Entwickelung ihres Volkes und doch vielleicht ein unvermeidliches Uebel.


Sogenannte Gerichtspforte, die Siebente Station der Via dolorosa.

In den dichtbevölkerten Straßen der Unterstadt (dem alten, die Stadt in beinahe nordsüdlicher Richtung durchschneidenden Tyropoeonthale, das schon in den ältesten Zeiten das industrielle Quartier der jüdischen Hauptstadt war) tritt uns die Herabgekommenheit und der Verfall des eigentlichen Jerusalemer Volkes am anschaulichsten entgegen. Man kann durch einen längern Aufenthalt im Orient schon an gar Vieles in dieser Beziehung gewöhnt sein, und doch durch den hochaugehäuften Schmutz und die entsetzlichen Gerüche in den engen, von einer unsaubern Bevölkerung wimmelnden Gassen der Unterstadt immer wieder auf das Unangenehmste überrascht werden. Die zahlreichen überwölbten Gäßchen und Durchgänge leisten dieser allgemeinen Unreinlichkeit noch Vorschub; große Haufen der heterogensten Dinge in allen Stadien der Fäulniß und des Verderbens finden sich in ihren dunklen Winkeln und Ecken zusammen. Der Bazar von Jerusalem kann mit den Bazaren von Kairo oder Damaskus keinen Vergleich aushalten. Mit Ausnahme vielleicht der Erzeugnisse einiger Sattler- und Schuhmacherwerkstätten ist in den düsteren überwölbten Hallen nichts zu sehen, was auf Originalität oder gute Arbeit Anspruch machen könnte; man sieht es dem elenden Inhalt der Buden an, daß er ausschließlich für den niedern, ärmern Theil des Volkes, sowie für die Beduinen bestimmt ist. Am interessantesten erscheint noch der Getreide- und Fruchtmarkt mit den hochaufgeschütteten Haufen Getreides und den verschiedenartigen Sämereien. Hier trifft man als Verkäufer viele Beduinen aus dem Haurân und dem Thale von Jericho an, und das endlose Bieten und Feilschen, die lebhaften Gestikulationen und langen, heftigen Reden, die, von dem Abschluß eines Handels im Orient immer untrennbar, von den Beduinen mit ganz besonderm Nachdruck betrieben werden, ziehen einheimische und fremde müßige Zuschauer vorzugsweise hierher. Verkäuferinnen von Milch, Käse, leben (saurer Milch) und von Früchten aller Art, Orangen, Citronen, Gurken, Oliven u. s. w., kauern unweit von jenen auf dem Boden, ihre Waare in großen, ciselirten Metallschalen oder auf flachen, aus Palmblättern geflochtenen Körben vor sich. Die auffallendsten und das Auge am meisten erfreuenden Erscheinungen in dem ganzen bunten Gewühl sind aber die Fellahfrauen, die allmorgendlich aus den umliegenden Ortschaften, vorzugsweise aus Bethlehem, nach der Stadt kommen, um die Produkte ihrer kleinen Gärten und Hühnerhöfe zu verwerthen. Es sind ohne Ausnahme große, stattliche Gestalten von ebenmäßigem Bau und stolzer Haltung. Ihre eigenartige Tracht, ein dunkelblaues, lang schleppendes Leinengewand, das, von einem breiten Gürtel gehalten, die schönen Formen des Körpers zur vollen Geltung kommen läßt, die Zierrathen aus bunten Seidenfäden, Silbermünzen und Perlen, die sie auf der Brust tragen, der reiche Schmuck an Ohrringen, Halsketten und Armspangen, die schleierartige Kopfbedeckung über einer kleinen, mit Silbermünzen verzierten Mütze: das Alles trägt dazu bei, sie wie Fürstinnen unter der hauptstädtischen Bevölkerung erscheinen zu lassen. Einen andern, von dem Bazarleben der Unterstadt unzertrennlichen Typus bilden die Verkäuferinnen von Olivenöl, meist Christinnen, die in kleinen Buden ihre Waare feilhalten. Gewöhnlich haben sie ihren Vorrath der kostbaren Flüssigkeit in einem großen Kruge vor sich, der bis zum Halse in den Boden eingelassen und mit einem Stein- oder Thonstöpfel fest verschlossen ist.

Von großen Chanen oder Karawanserais, die mit ihrem bewegten Treiben für die orientalischen Bazars so charakteristisch sind, hat Jerusalem nur wenige aufzuweisen, was bei dem vollständigen Fehlen alles Großhandels sowie einer irgendwie nennenswerthen Industrie leicht erklärlich ist.

Die östliche Bazargasse, die sich nach Süden hin in das eigentliche Judenquartier hinzieht, zeigt in dieser Verlängerung womöglich noch mehr Anhäufungen von Schmutz und Abfallstoffen als vorher. Trödelbuden, wenig verlockende Weinschenken und kleine Werkstätten, deren Inhaber sich



Fellachin aus der Umgebung Jerusalems.

mit der Anfertigung von Zimmergeräthen beschäftigen, sind hier vorwiegend vertreten. Im höchsten Maße widerwärtig und ekelerregend erscheinen dem Fremden die großen Fleischverkäufe, die an unappetitlichem Aussehen und pestilentialischem Gestank die des muslimischen Bazars noch übertreffen. Der ganze Boden neben ihnen ist von dem Blut der geschlachteten Thiere aufgeweicht, in großen Haufen liegen die blutigen Köpfe der Ziegen und Lämmer vor den Buden aufgehäuft; die Häute aber werden, kaum abgezogen, mit großen Holzpflöcken auf dem Boden der Straße ausgespannt, um durch die Füße der unablässig hier entlang strömenden Menge auf die einfachste Weise gegerbt zu werden. Die sehr dichte Bevölkerung des Judenquartiers, das sich zwischen dem westlichen Stadthügel, dem fälschlich sogenannten Berge Zion, und dem Tempelhügel ausbreitet, macht den traurigsten Eindruck eines physisch herabgekommenen Geschlechtes. Ein bleiches, kränkliches Aussehen charakterisirt sie alle. Die Frauen sind klein und dürftig gebaut, meist mit blondem oder röthlichem Haar und grauen oder hellblauen Augen. Der an europäische Tracht erinnernde Schnitt ihrer Kleider, das große weiße Linnentuch, das sie um den Kopf schlingen, nimmt ihrer Erscheinung gewöhnlich den letzten Rest von Anmuth. Unter den Männern, die in Kaftanen von hellgrüner, lichtblauer oder grauer Farbe einhergehen, findet man bisweilen noch auffallend große, freilich auch ebenso hagere Figuren. Ein unverhältnißmäßig großer Theil der Jerusalemer Juden lebt bekanntlich von der Mildthätigkeit ihrer reichen europäischen Glaubensgenossen, ohne weitere Beschäftigung als die religiöser Studien und frommer Uebungen. Die letzteren, die namentlich im Abhalten regelmäßiger Gebete bestehen, werden gewöhnlich im Auftrage jener europäischen Wohlthäter ausgeführt; denn es ist ja eine noch heute gültige Annahme des streng jüdischen Glaubens, daß die Welt unfehlbar wieder in den Zustand des ursprünglichen Chaos zurückfallen muß, sobald nicht mehr wenigstens zwei Mal wöchentlich in den vier heiligen Städten Palästinas, Jerusalem, Hebron, Safed und Tiberias, die vorgeschriebenen Gebete abgehalten werden. Jüdische Handwerker, meist Steinschneider und Verfertiger kleiner Metallarbeiten, giebt es auch hier nur wenige; der unermüdliche Handelsgeist des Volkes aber wird in ganz Syrien durch die Furcht vor der Regierung gehemmt, deren drückendem Aussaugesystem heute noch wie vor Jahrhunderten der reiche Jude als willkommene Beute dienen soll. Trotzdem leben natürlich doch eine Menge kleiner jüdischer Kaufleute und Wechsler in der Stadt, und zwar stehen diese in Bezug auf Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit in demselben guten Rufe, wie die muslimischen Araber: ein Ruf, dessen sich die christlichen Kaufleute Syriens meist nicht erfreuen können. Unter den Aschkenazim soll es heute neben vieler Armuth auch eine Anzahl sehr reicher eingewanderter Familien geben, die jedoch außer der ersten Vorsicht, sich unter den Schutz ihres Konsuls zu stellen, auch noch die andere gebrauchen, in möglichst einfacher Weise und ohne jeden Prunk, der die Augen der türkischen Regierung auf sie ziehen könnte, zu leben. Durch verschiedene Spaltungen innerhalb der drei obenerwähnten Klassen der jüdischen Bevölkerung hat sich allmälig ein



Christliche Oelverkäuferinnen in Jerusalem.

Jerusalem von Süden, dem angeblichen Zionshügel, aus.



Jüdische Familie in Jerusalem.

ausgedehntes und über ganz Syrien verbreitetes Sektenwesen entwickelt. Jede der fünf neben einander bestehenden Sekten, die an Fanatismus den griechischen und römischen Christen der Stadt nichts nachgeben, besitzt heute eine oder mehrere Synagogen. Diese sowie die zahlreichen großartigen Gebäude der Wohlthätigkeitsanstalten, welche die Familien Rothschild und Montefiore und die Associationen von großen jüdischen Firmen Englands, Frankreichs und Deutschlands hier errichtet, haben im Lauf der letzten Jahre das Judenquartier von Jerusalem immer weiter ausgedehnt. Daß eine wirkliche Abhilfe des in den politischen Verhältnissen begründeten Nothstandes der Jerusalemer Juden durch diese reichen Beisteuern der Glaubensgenossen doch nicht zu erreichen sein würde, darüber war und ist man sich auch heute noch in den betreffenden Kreisen vollkommen klar. Auf die Erkenntniß dieser Thatsache gründete sich denn auch seinerzeit Beaconsfield's heute fast vergessenes Projekt der Gründung einer großen syrisch-jüdischen Kolonie im alten Gilead und Moab. Ein Areal von 600 000 Hektaren, jetzt nur von nomadisirenden Beduinen bewohnt, sollte das Gebiet dieses neujüdischen, unter die Oberhoheit der türkischen Regierung zu stellenden Reiches sein, an dessen Spitze ein Fürst aus jüdischem Geschlechte stehen würde. Wie Lortet mit Bestimmtheit wissen will, wäre es übrigens damals nicht nur bei dem Projekte dieser Gründung geblieben. Der englische Gesandte in Konstantinopel hätte dem Sultan den Plan zu dem ganzen Unternehmen zu unterbreiten gehabt und sei dabei auf keinerlei Widerspruch gestoßen. Zur Erledigung der finanziellen Seite der Frage, d. h. zur Zusammenbringung der an die Pforte zu zahlenden Millionen, seien durch Sammlungen in der hohen Finanzwelt die ersten Schritte glücklich gethan. Sobald die definitive Einwilligung der Pforte gegeben sein werde, solle mit dem Bau von zwei Eisenbahnen, der einen von Jaffa nach Jerusalem, der andern von Haïfa bis jenseit des Jordan, sowie mit der Anlage eines Kanals vorgegangen werden, der das Mittelmeer mit dem Golf von Akabah verbinden würde. Der Bevollmächtigte der, wie es scheint, mehr finanzielle als religiöse Zwecke verfolgenden Gesellschaft soll ein bekannter englischer Diplomat sein. Wenn es sich bei dieser ganzen Angelegenheit, auf die Lortet, als auf eine mögliche Schädigung französischer Interessen, die Aufmerksamkeit der französischen Diplomatie zu lenken wünscht, nicht schließlich doch vielleicht um eine große Mystifikation handelt: der Glaube an die Ausführbarkeit dieses Projektes würde an und für sich schon bezeichnend sein für Beaconsfield's phantastische Richtung einerseits, andererseits aber für die Zähigkeit und das nicht zu unterdrückende großartige Selbstvertrauen des „Volkes Gottes".

Die Makua in Ostafrika.

Auf S. 159 dieses Bandes finden unsere Leser eine vorläufige Notiz über die Reise, welche der englische Konsul in Mozambique, Mr. H. E. O'Neill, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahres von jener Stadt aus nach Westen in der Richtung auf das südliche Ende des Njassa-Sees unternommen hat. Sein ausführlicher Bericht, von zwei Karten begleitet, liegt jetzt in den „Proceedings of the Royal Geographical Society" (April 1882) vor; zum ersten Male eigentlich erfahren wir durch denselben etwas über das weite Gebiet, welches im Norden von dem Rovuma-Flusse, im Süden vom Zambesi, im Westen vom Schirwa-See und im Osten von dem Kanale von Mozambique begrenzt wird. Vor ihm hat nur der Portugiese Silva Porto angeblich dasselbe durchzogen; von dem aber, was nach seinen Angaben auf die Karte gesetzt worden ist (z. B. Petermann's Mitth. 1867, Taf. 10 a), konnte O'Neill nichts verifieiren. Auch hörte er nirgends davon, daß jemals ein weißer Mann das Makua-Land durchzogen hätte, trotzdem daß er nahezu dessen Westgrenze erreicht hat.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, wie in der auf die Verlesung jenes Berichtes folgenden Diskussion der Geologe und Afrikareisende Joseph Thomson hervorhob, daß gleichzeitig mit O'Neill, aber unabhängig von ihm und ohne von einander zu wissen, noch zwei andere Engländer im Makua-Lande gereist sind, nämlich Thomson selber an seiner Nordgrenze am Rovuma (s. oben S. 127) und der Reverend Chauncy Maples im Centrum desselben (s. „Globus" XL, S. 351). Aus den Berichten derselben sowie aus denen des Bischof Steere und des Barons von der Decken ergiebt sich nach Thomson, daß der ganze Strich Landes vom Rufidschi bis zum Zambesi denselben Charakter trägt: es ist ein leicht gewelltes, unregelmäßiges Gebiet, das sich bald zu einer großen Ebene ausdehnt, bald ein enges Thal aufweist, unterbrochen von kleinen Gebirgszügen und isolirten malerischen Berggipfeln. In geologischer Hinsicht besteht das Land aus metamorphischen Schiefern, Gneiß und Granit. Die Schiefer sind verschwunden und weggespült worden und bilden jetzt die Ebenen in den Thälern, während die Buckel harten, kompakten Gesteins als Bergzüge und einzelne Piks stehen geblieben sind. Das Interessanteste aus O'Neill's Bericht ist die Entdeckung der Inagu-Kette und des merkwürdigen Schneeberges Namuli (s. oben S. 159), welcher über derselben emporsteigt. Die Kette bezeichnet offenbar den Anfang des innern Hochlandes; und was den Namuli anlangt (dessen Gipfel O'Neill bekanntlich nicht zu Gesicht bekam, von dessen Schneebedeckung er vielmehr nur hörte), so erkundete Mr. Maples genau dasselbe aus ganz anderen Quellen, so daß an dem Schnee auf seiner Spitze nicht zu zweifeln ist. Dann aber muß er in Anbetracht seiner Lage über 16 000 Fuß hoch sein. Thomson glaubt, daß er vulkanischer Natur und ein Glied in jener Kette ist, welche vom Rothen Meere bis zum Kap reicht, und welcher die vulkanischen Ergüsse in Abessinien, am Kilimandscharo und die riesigen Tuff- und Lavamassen, die Thomson selbst am Nordende des Njassa-Sees entdeckt hat, ihren Ursprung verdanken. Diese Vulkanreihe fiele mit der Dislokationslinie, längs deren die Ostseite des afrikanischen Kontinentes gehoben wurde, zusammen, und auch die Depressionsgebiete des Njassa- und Tanganjika-Sees wären derselben annähernd parallel.

Die Bewohner des oben umschriebenen Gebietes sind die Makua, mit denen O'Neill nicht nur während seiner dreimonatlichen Reise im Jahre 1881 in Berührung kam, sondern über welche er schon bei fünf früheren Reisen längs der Küste und während eines fast dreijährigen Aufenthaltes in Mozambique mancherlei Erkundigungen eingezogen hat.

Die Makua, welche ein Gebiet größer als England bewohnen, zerfallen nach ihm in vier große Abtheilungen, die Unteren Makua, die Lomwe oder Oberen Makua, die Maua und die Medo. Von den beiden letzteren ist bis jetzt nichts Genaueres bekannt; doch glaubt O'Neill, daß sie sich in keinem wesentlichen Punkte von den ersten beiden unterscheiden werden, vielleicht nur durch einige dialektische Abweichungen und durch andere Stammesmarken und Charakteristiken. Das Folgende indessen bezieht sich nur auf die Unteren Makua nnd die Lomwe. Die unterscheidenden Stammeszeichen oder Tatuirungen sind unter den verschiedenen Unterabtheilungen des Volkes sehr verschieden. Am tiefsten und ausgeprägtesten finden sie sich bei den Unteren Makua: auf der Stirn tragen dieselben groß und breit einen Halbmond, dessen beide Spitzen bis zu den Schläfen reichen, und an beiden Mundwinkeln tiefe nach oben gerichtete, etwa zolllange Narben [1]). Gruppen von Flecken und kurze dicke Linien auf Armen, Bauch und Rücken vollenden den sonderbaren Schmuck. Den Halbmond tragen aber nur die Männer; die Abzeichen der Weiber sind leichter gehalten und weniger zahlreich. Je weiter man nach Westen kommt, desto spärlicher und leichter werden auch bei beiden Geschlechtern die Tatuirungen, und unter den Lomwe sieht man manche Gesichter, welche davon fast frei sind.

Der junge Makua-Stutzer sammelt und bindet sein Haar mit seinen, aus der Wurzel des Mlamba-Baumes gefertigten Bändern sauber in Strähnen von 1/4 Zoll Durchmesser, welche steif wie kurze Ruthen vom Kopfe abstehen und nur an der Basis beweglich sind. Auf die Enden derselben werden dann Bündel großer rother Perlen gesteckt. Andere rasiren sich breite Furchen auf dem Kopfe, die sich rechtwinklig schneiden, und lassen das Haar in länglichen Vierecken stehen. Die Vorderzähne werden gewöhnlich spitz gefeilt; die Weiber tragen in der Oberlippe eine aus einer großen Meermuschel gefertigte Scheibe oder einen Cylinder (nach Thomson „pelelo" genannt), der mitunter bis an die Nase reicht.

Hinsichtlich der Kleidung läßt sich nicht viel sagen, weil so wenig getragen wird, und die Tracht überall die gleiche, einfache ist. Wo Zeug zu kaufen ist, tragen die Männer einen bandartigen Streifen um die Hüften, an welchem hinten und vorn Lappen von 10 bis 12 Zoll Länge hängen, und die am vollständigsten bekleideten Weiber winden sich unterhalb der Taille ein Stück um den Leib, das bis zu den Knien hinabreicht. Weiter im Westen treten Thierfelle an die Stelle des Zeuges; dieselben werden von beiden Geschlechtern in der eben beschriebenen Form von Lappen getragen, die zuweilen sonderbar zugeschnitten sind: für das Hintertheil besonders beliebt ist der Arm eines Malteserkreuzes, mit den Spitzen nach unten.

Messingringe um Arme und Beine sind der unterscheidende Schmuck eines Makua-Häuptlings und seiner Frauen und werden von keinem andern getragen. Unter dem gemeinen Volke aber sieht man oft Weiber mit einem Perlenkranze um die Stirn und jüngere mit einem schweren Wulste derselben, meist roth und schwarz, um den Hals. Einen Punkt hat die Lomwe-Dame mit ihrer civilisirten Schwester gemein: beide ziehen die Sitten und Erzeugnisse fremder Länder den eigenen vor, und wenn z. B. ein Makua-Fräulein zwischen einem Gazellenfelle und einem Bündel Perlen zu wählen hat, wird sie stets ersteres verwerfen und einfach und allein mit letzteren geschmückt herumstolziren.

[1]) Diejenigen Makua, mit welchen Thomson in Berührung kam, trugen eine hufeisenförmige Marke in „Relief" über dem Nasenrücken; die Narben am Munde hat er nirgends bemerkt.

Um seinen Häuptling oder sonst eine Respektsperson zu begrüßen biegt sich der Makua nach vorn, streckt beide Arme in ihrer ganzen Länge in einem spitzen Winkel zum Körper aus und schlägt zwei-, dreimal oder öfter, je nach dem Grade der Ehrerbietung, die er beweisen will, mit den Händen zusammen. Im Dorfe des Njiga unweit der Küste beobachtete O'Neill das merkwürdige Schauspiel der Morgenbegrüßung eines Makua-Häuptlings durch seine Weiber. Mehr als 30 derselben lagen vor der Verandah, in welcher ihr Gebieter saß, auf den Knien und klatschten mit aufrechtem Oberkörper langsam nnd leise mit den Händen, wobei eine den Takt angab. Das dauerte verschiedene Minuten, und während dessen mußte der Reisende außerhalb der Umzäunung warten und wurde erst eingeladen näher zu treten, als die Weiber sich erhoben und wegbegeben hatten. Obwohl ihre Stellung etwas sklavisch aussah, zeigten ihre Gesichter keineswegs Furcht; jedenfalls war die Begrüßung respektvoll, in solcher Umgebung selbst natürlich und nicht unmusikalisch.

Der Makua-Häuptling lebt allein unter seinen Weibern; der Umfriedigung, welche seine und ihre Hütten umschließt, wagen nur wenige Privilegirte sich zu nahen. Seine „Baraza" für officielle Audienzen liegt stets außerhalb derselben. Die Weiber kochen sein Essen, brauen aus Mais den „Pombe", welchen er aus einer von einer seiner Lieblingsfrauen gehaltenen Kalabasse trinkt, und warten ihm beständig auf, seines Winkes und seiner Launen gewärtig. Besucht er einen Fremden, so begleiten ihn oft einige seiner Frauen, und selbst als Schwertträger sah O'Neill eine derselben fungiren. Viele halten eine große Anzahl Weiber; Njiga und Bwebwe haben etwa je 100, Gavala und Namurola über 200, und die Umzäunungen, welche die Hütten derselben einschließen, sind in der That groß genug, um solche Zahlen glaublich erscheinen zu lassen. Wenn einer von O'Neill's Führern ihm einen großen Begriff von der Wichtigkeit eines Häuptlings beibringen wollte, so sagte er gewöhnlich: „Er weiß nicht, in welcher Hütte er schläft." Vielleicht um einen Anhalt in Betreff seines Aufenthaltes zu haben, sind die Weiberhütten in Vierecke (Blocks) getheilt, in deren jedem an 30 bis 40 Frauen wohnen, 4 bis 5 in jeder Hütte. In periodischen Zwischenräumen begiebt sich der Gebieter von einer zu der andern, ein Ereigniß, welches von den Insassinnen der beglückten Abtheilung durch ein großes ngoma (Schlagen der Trommeln) gefeiert wird. Die Scheidung zwischen diesen Abtheilungen liegt für das Auge eines Fremden nicht klar zu Tage; allein überall wurde dem Reisenden ihr Vorhandensein versichert. Auch bedeutet ein solches Wandern des Häuptlings keine Verlegung seiner Residenz — denn seine eigene Hütte ist stets von denen seiner Weiber getrennt —, sondern nur eine Aenderung in den Zielen seiner ehelichen Besuche.

Der Makua ist ein leidenschaftlicher Freund vom öffentlichen Sprechen; am Lagerfeuer, wo ein Küstenbewohner singt und tanzt, erhebt er sich und hält seinen Gefährten eine Rede. Das Sonderbarste dabei aber ist, daß ihn stets ein Zweiter, eine Art von Assistent, begleitet, welcher zu gleicher Zeit sich erhebt, zuvörderst in hohem Falsett mit Hei-ho-ah-he um Aufmerksamkeit bittet und bei jeder Pause, welche der Sprecher macht, unter Variationen damit fortfährt. Der Zweck davon scheint zu sein ungeschickte Pausen zu vermeiden; theilweise scheint ein musikalischer Instinkt dazu anzutreiben. Wenn der Redner in seiner Erregung die Stimme ungebührlich erhebt, so modulirt sein Assistent sofort seine Begleitung, wie um die Rauhheit von dessen Stimme zu entschuldigen oder vielleicht um durch den Gegensatz die Kraft seiner Worte zu erhöhen. Wenn der erste,

wie es unter europäischen Rednern ja nicht selten vorkommt, den Schluß seiner Rede herausdonnert, so verlängert der zweite sein schließendes Accompagnement und läßt es leiser und leiser werden, bis es in den möglich sanftesten Tönen erstirbt. Der Redner und sein Assistent wechseln in rascher Folge mit einander ab, und die Sätze sind stets kurz. Die wechselnden und eigenthümlichen Töne dieser Begleitung machen, wenn sie durch die Stille der Nacht im Walde wiederhallen und zuweilen mehr der Stimme eines sonderbaren unbekannten Vogels, als der eines menschlichen Wesens gleichen, einen tiefen, zauberhaften Eindruck.

Die beim Volke gewöhnlichen Tänze sind weder graziös noch in ihrem Charakter zart; man kann nicht umhin zu bemerken, daß manche Bewegungen absichtlich verführerisch sind. In Nabitera erhielt O'Neill einmal eine Serenade von einigen Frauen des Häuptlings, welche letzterer speciell damit beauftragt hatte, um ihm eine Ehre zu erweisen. Die Tänzerinnen trugen an Armen und Beinen Messingringe, um den Leib den gewöhnlichen bis zu den Knien reichenden Streifen Kaliko und in einer Hand einen Zebraschwanz. Sie bogen den Körper leicht nach vorn und schwenkten den Schwanz langsam von der einen Seite zur andern. In dieser Stellung hielten sie die Muskeln des Oberkörpers möglichst schlaff, offenbar um die rasche seitliche Bewegung der Hüften und des Gesäßes mit größerm Effekte bewerkstelligen zu können, wobei sie die Beine etwas breit stellten und abwechselnd vorwärts und rückwärts einige Schritte watschelten. Die älteste Hexe der Gesellschaft schlug dazu eine tieftönende Trommel und trieb mit schriller Stimme und schnellerm Takte die Tänzerinnen zum Aeußersten an, bis sie erklärten vor Erschöpfung umsinken zu müssen. Zwei kleinere, mit Stöcken geschlagene Trommeln und ein schriller, mißtönender Chorus, an welchem sich sämmtliche Weiber betheiligten, erhöhte die allgemeine Aufregung und den Lärm. Dieser Tanz ist aber nicht den Makua eigenthümlich; O'Neill selbst beobachtete einen ganz ähnlichen bei einer Hochzeit im Wazaramu-Lande gegenüber von Zanzibar.

Schwer ist es, mit einiger Genauigkeit den Gedanken eines primitiven Volkes über solche Dinge, wie die Existenz eines höchsten Wesens, Leben, Tod und Jenseits, auf die Spur zu kommen; denn dieselben sind natürlicher Weise höchst dunkel und unbestimmt. Der Makua scheint einen schattenhaften Glauben an eine allmächtige Gottheit, Mlugu genannt, zu besitzen, bringt dieselbe jedoch sonderbarer Weise mit den Unglücksfällen und den Segnungen dieses Lebens nicht in irgend welche Verbindung und erweist weder ihr noch ihrem Abbilde irgend welche Anbetung oder Verehrung. Dagegen glaubt er fest an das Vorhandensein böser Geister, die unter den Lebenden herumstreichen, und schreibt ihnen alles Böse, Krankheit, Trockenheit und selbst den Tod zu. Sein Helfer in der Noth ist der Medizinmann oder Zauberdoktor, seine Mittel Präparate aus Wurzeln und Rinden, auch Speisen und Zeug, welches an Baumästen aufgehängt wird, um den erzürnten Geist zu besänftigen. Aber diese Geister sind seinem Glauben nach nur böse und unnatürliche; von der Existenz einer unsterblichen Seele im menschlichen Körper weiß er nichts. Wie die französischen Republikaner zu Robespierre's Zeit halten sie den Tod für einen ewigen Schlaf. Ihre Todten mit Ausnahme der Häuptlinge werden in liegender Stellung begraben. Diese werden sitzend bestattet, was mit jenem Glauben in Widerspruch zu stehen scheint, ebenso wie die Thatsache, daß manchmal mit einem mächtigen Häuptling auch lebende Menschen begraben werden, wie um ihm im Jenseits als Gefährten zu dienen. So wurden mit dem Vorgänger des oben genannten Gavala fünf bis sechs seiner Lieblingsfrauen beerdigt; der Häuptling wurde in der gewöhnlichen sitzenden Haltung in die Gruft gelegt, die mit ihren besten Gewändern angethanen und schwer mit Arm- und Beinringen behängten Weiber neben ihn gestellt und dann das Ganze mit Erde zugeschüttet.

Das Land wird von einer Anzahl kleiner Despoten regiert, deren Wort in ihrem Machtbereiche als Gesetz gilt. Den mächtigeren stehen einige Unterhäuptlinge zur Seite, welche geringere Zwistigkeiten schlichten; doch können die Parteien stets an den Oberhäuptling appelliren. Das Amt mancher dieser Häuptlinge ist keine Sinecure: O'Neill fand die mächtigsten derselben stets damit beschäftigt, Klagen anzuhören und Verbrechen zu bestrafen. Diese primitiven Gerichtshöfe sind alle von derselben Bauart. Derjenige in Shalawe, wo der Reisende längere Zeit verweilte, war ein großes regenschirmartiges Bauwerk aus Bambu, mit Gras gedeckt und im Innern mit Leopardenfellen geschmückt, welche vom Dache herabhingen. An einer Seite befand sich ein Baldachin mit einem niedrigen Sitze für den Häuptling und außen ein gabelförmiger, im Boden befestigter Pfahl, an welchen die Delinquenten angebunden wurden. Bei der Mehrzahl der Makua- und Lomwe-Häuptlinge bemerkte O'Neill keine Spur von Wildheit oder absichtlicher Grausamkeit, wie sie sonst unter afrikanischen Herrschern nicht ungewöhnlich ist. Ihre große Anzahl und Unabhängigkeit von einander bildet ein heilsames Gegengewicht gegen Willkür und Ungerechtigkeit; denn wenn sich einer durch solche Gelüste bei seinem Volke verhaßt macht, so hat dieses ein einfaches Gegenmittel: es verläßt ihn und sucht sich einen mildern und gerechtern Herrn.

Trotz dieser Zertheilung in kleine Gebiete und Unabhängigkeit derselben besteht doch längs der Handelsrouten eine Gemeinsamkeit der Interessen, welche dem Reisenden das Eindringen in das Innere sehr erleichterte. Da es verhältnißmäßig nur wenige Küstenhändler in Makuani giebt, so ziehen beständig Trupps aus dem Innern mit Kautschuk, Elfenbein, Reis und zuweilen auch Sklaven nach der Küste und zurück, und damit dieselben sicheres Geleit und gute Behandlung erfahren, müssen natürlich zwischen allen Häuptlingen längs der Handelsstraße gute Beziehungen bestehen. So brach O'Neill von der Küste mit Führern auf, welche er von zwei dortigen Häuptlingen erhalten hatte, und welche instruirt waren, den Reisenden für „mgeni zas“, d. h. „ihren Freunden“, zu erklären, und fand diese Begleitung wirksamer als hundert Snidergewehre; dieselbe wurde in Shalawe noch durch den Sohn Gavala's verstärkt. Wo legitimer Handel noch keinen Eingang gefunden hat, wie z. B. bei den Lomwe westlich des Malema-Flusses und bei solchen Gebirgsstämmen, wie den Nbadua (nordöstlich von Shalawe), fehlt dieser friedliche kommercielle Einfluß und es existirt Feindschaft zwischen den benachbarten Häuptlingen.

Um Schuld oder Unschuld eines Angeklagten oder überhaupt irgend einen zweifelhaften Punkt festzustellen, wird wie bei den Anwohnern des Njassa-Sees und des Zambesi-Thales Muavi, der giftige Absud einer Baumrinde, zu trinken gegeben, und zwar, wenn es sich um keine Person handelt, einem Hunde. In Shalawe mußte O'Neill die Entscheidung der Frage, ob er eine gewisse Straße gehen sollte oder nicht, diesem „Gottesurtheile“ anheim stellen. Der Hund wurde über Nacht in dem Hause eines Doktors eingesperrt, und des letztern Pflicht war es, das Gift zu mischen und dafür zu sorgen, daß es am nächsten Morgen mit nüchternem Magen genommen wurde. Ehe die Dosis hergerichtet wurde, fand in Gegenwart des Reisenden und unter Vorsitz des Häuptlings eine feierliche Berathung statt, an welcher zwei Muavi-Bereiter und zwei von O'Neill's

Führern theilnahmen. Der Häuptling nannte die gewünschte Route und forderte den Oberdoktor auf, mit Hilfe seiner Zauberkraft ausfindig zu machen, ob dieselbe rein und passirbar sei. Da O'Neill dabei interessirt war, durfte er bei dem Verfahren nicht zugegen sein; seine Führer jedoch konnten ihm darüber berichten. Wird das Gift ausgebrochen, so ist die Straße frei, beziehungsweise die angeklagte Person unschuldig; stirbt der Hund oder die Person, so ist die Straße versperrt oder der Angeklagte schuldig. Diesmal starb der Hund, weshalb in der beabsichtigten Wegerichtung eine kleine Aenderung vorgenommen werden mußte. Ehe der „Doktor", ein fetter blühend aussehender Mann, seine Operation vornahm, verfehlte er nicht, seine Hand hinzuhalten und die Bezahlung in Gestalt von $1\frac{1}{2}$ Yard Kaliko in Empfang zu nehmen, „für den Ankauf des Hundes," wie er sich zart ausdrückte.

Die Beschneidung wird bei den Makua oft, aber nicht regelmäßig ausgeführt und scheint im Belieben des Einzelnen zu liegen.

Pakrac und Lipik im Westen des Pozeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger.**

III.

Die Hochzeiten sind eben so geräuschvoll wie in der Podravina und erfordern eben so viel Umständlichkeiten und Vorbereitungen wie dort. Hat der Djerz (Jüngling) im Dorfe der Reihe nach alle Spinnabende, die das Frauenvolk an Winterabenden in den Häusern abwechselnd zu versammeln pflegen, besucht und hier oder in einem benachbarten Orte ein Mädchen, das ihm gefällt, erspäht, es durch geschenkte Kunstblumen, Lebzelten, Tücher und dergleichen von seiner warmen Liebe überzeugt, auch schon etwa Gegengeschenke erhalten, so sendet er meist einen Stellvertreter in Gesellschaft zweier Anverwandten ins Haus der Auserkorenen zur Werbung. Manchmal geschieht es wohl, daß ein Mädchen mehrere Werber abgewiesen hat und deshalb schließlich sitzen bleibt. Solche Spröden verspottet der Volkswitz mit einem Hohnliede; ebenso die Burschen, welche niemals warben:

„Koji neće da se ženi,
Onaj gladuj, onaj veni,
Zašto neće da se ženi.
I djevojka, koja neda,
Momku ruku da se uda,
Neka bude uviek luda."

Hier die Uebersetzung:

„Hunger leiden und verdorren
Soll, der Keine sich erkoren
Und das Freien abgeschworen;
Und das Mädchen, das die Hände
Keinem reicht, daß sie sich bände,
Bleibe thöricht bis ans Ende."

Der Brautwerber bringt ein Geldgeschenk für das Mädchen mit, welches dasselbe erst nach längerm Sträuben annimmt, womit sie aber auch ihre Einwilligung öffentlich zu erkennen giebt. Am zweiten Abend begiebt sich der Heirathskandidat persönlich zu seiner Zukünftigen und bestimmt mit den Eltern derselben den Tag, an dem die „Mala rieč" (kleines Wort, d. h. die Vorbesprechung) stattfinden soll. Zu dieser erscheinen dann die Eltern des jungen Mannes nebst zweien Nachbarn, indem sie zugleich Braten, Käse und Kuchen mitbringen. Der Gazda (Hausherr) giebt dem Mädchen etwas Geld von der Summe, die in jedem Hause von Alters her zur Vertheilung an die gekommenen Freunde und Verwandten des Djerz festgestellt ist. Auf die Mala rieč folgt die Velika rieč oder Rukovna. Dabei geht es hoch her. Ein gebratenes Schwein, Kuchen, Käse und Wein kommen zum Abendessen auf den Tisch. Während des Essens ergreift der Vater des Djerz ein Glas, trinkt etwas auf das Wohl seiner Schwiegertochter, läßt eine Silbermünze ins Glas gleiten, worauf er es ihr überreicht, damit sie auf den Toast danke; Glas und Münze behält sie. Nach dem Abendessen vertheilt die Braut wieder Geldgeschenke, während ihr Vater die ganze vom Hause zur Vertheilung bestimmte Summe auf einen Teller legt. Reichere Häuser glänzen gern in dieser Hinsicht, um von sich reden zu machen. Beim Abschiede küßt das Mädchen alle der Reihe nach, bindet die Jagluke, kleine bunte, selbstgewebte Tücher, an die Scheuleder der Pferde, und händigt schließlich der Schwiegermutter [1]) ein Tüchelchen als Geschenk für den Bräutigam ein.

Bei allen diesen Feierlichkeiten erfüllt Gesang die Wohnräume. Solcher Förmlichkeiten giebt es übrigens vor der Hochzeit noch mehrere, deren Aufzählung und Beschreibung uns zu weit führen würde. Wenn die Brautleute zum dritten Male von der Kanzel verkündet sind, kommen die Gäste abermals im Hause der Braut zur sogenannten Ornčica oder dem Zapoj zusammen. Der Bräutigam wählt sich die zwei Beistände, den Debeli kum und Stari svat, selbst; diese wieder den Hochzeitsführer Vojvoda, Ćat oder Mustulukdžija. Letzteres ist ein türkisches Wort.

Die übrigen Hochzeitsgäste heißen Pisari oder Pustosvati. Spaßmacher (Čaus) kann werden, wer Lust dazu hat. Zum Brautführer wird gewöhnlich der Djever, des Bräutigams Bruder, genommen; eine Schwester der Braut giebt die Djeveruša, die Kranzjungfer, ab. Die Sitte ist so allgemein, daß selbst Freunde, wenn sie diese Rollen übernehmen, Djever und Jenga oder Djeveruša heißen. Bis zum Hochzeitstage folgen wieder Gastereien unter verschiedenen Förmlichkeiten im Hause der Brautleute. Endlich ist der ersehnte Tag da, die Gäste sind versammelt. Vor dem Aufbruche zur Kirche schlürfen Braut und Bräutigam einige Löffel Suppe und die Braut tanzt im Kreise ihrer Gespielinnen zum letzten Male das Kolo als Mädchen. Unter den Klängen des Dudelsackes, mit fliegenden Fahnen und Tüchern begiebt sich der Zug zu Wagen in die Kirche. Im letzten

---

[1]) Der Südslave hat zur Bezeichnung der Eltern und Anverwandten des Brautpaares, sowie zur genauen Bezeichnung und Unterscheidung sonstiger Verwandtschaftsgrade bestimmte Worte, die den Begriff ohne Umschreibung oder Zusammensetzung feststellen. So nennt z. B. die Frau ihren Schwiegervater Svekar, die Schwiegermutter Svekrva; der Vater der Frau aber ist ihres Mannes Tast, ihre Mutter seine Punica. Des Mannes Bruder ist der Djever der jungen Frau, dessen Schwester ihre Zaova. Der Vatersbruder heißt Stric, die Vaterschwester Strina, hingegen der Bruder der Mutter Ujak, deren Schwester Ujna u. s. f.

sitzt der Dudelsackbläser (Gajdaš). Die Leute sind alle schön geschmückt; die Hüte der Männer mit Blumenbüschen, die Häupter der Mädchen mit Kränzen. Oft hat der Bräutigam ein rothweißes Tuch ausgebreitet auf den Rücken gebunden. Der Čauš ermangelt nicht unterwegs seine Späße zu machen. Häufig erscheint er beritten, wozu er sich gern den elendesten Gaul, der zu finden, aussucht. An den Hut steckt er einen Gansflügel, kleidet sich auch hier und da oben als Mann, unten als Weib. Er hat das Recht Jedermann Derbheiten zu sagen und ist in Bezug auf seine Späße nicht wählerisch. Es ermahnt ihn z. B. Jemand mit Hinblick auf den dürren Klepper, den er reitet: Du, Čauš, vergiß nicht Dein Roß zu füttern, damit es nicht umfällt. „Nein! lieber Herr oder Freund," ruft der schlagfertige Spaßvogel vom Pferde springend, „ich werde mir Ihren Namen in mein Protokoll einschreiben, damit ich bei Ihnen Futter kaufen kann." Dazu hebt er den Schwanz des geduldigen Thieres hoch und macht an einer gewissen Stelle die Pantomime des Schreibens. In einigen Gegenden fährt er zu Wagen einher [1]). Der Akt der Trauung währt bei den orientalischen Griechen sehr lange. Die Brautleute werden zum Schlusse mit Kronen gekrönt und drei Mal um den Altartisch geführt, wobei drei Mal zuerst der Geistliche, dann der Bräutigam und zuletzt die Braut aus einem Glase etwas Wein nippen.

Statt der Krone pflegt man den Neuvermählten auch Kränze als Symbol der unverwelkten Jugend und Keuschheit aufs Haupt zu setzen. Der Debeli kum und Stari svat stehen indeß mit brennenden Lichtern da. Nach der Krönung wenden sich die jungen Eheleute zu ihnen, um ihnen die Hände, die Beistände aber, um die Heiligenbilder auf den Kronen zu küssen. Nach der Trauung begiebt sich der Zug in derselben Ordnung wieder ins Haus der jungen Frau, die jetzt zur Seite ihres Mannes sitzt. Das Mittagsmahl wurde unterdessen gerüstet, man setzt sich zu Tische. In einigen Ortschaften essen die Mlada (junge Frau), der Djever und die Jenga (Djeveruša) in einem abgesonderten Zimmer. Uebrigens genießt die Mlada auch jetzt nur Suppe. Abends brechen alle auf, um die Mlada, nachdem sie den Segen der Eltern erfleht, zum Hause des jungen Eheherrn zu begleiten, wo sie eine seiner Schwestern empfängt; der Weg wird unter Gesang der jungen Begleiterinnen zurückgelegt. Beim Eintritte in das neue Heim beginnt schon das Kolo, getanzt von den Mädchen, welche die Ankömmlinge erwarteten; ihnen schließen sich die aus den Wagen gestiegenen Gäste nebst dem jungen Paare an. Frische Lieder ertönen in der Runde, Witze erheitern die Tänzer, bis das junge Paar aus dem Kolo scheidet. Ueber reingewaschene, untergebreitete Leinwandstreifen schreitet es bis zum Küchenherde, zum Zeichen, daß Reinlichkeit in ihrem Hause walten werde. Indeß beginnt ein wichtiges Amt des Debeli kum. Durch seinen Austritt das Kolo ganz auflösend, wirft er mit vollen Händen Silber- und Kupfermünzen unter das von allen Seiten herbeigeströmte halberwachsene Volk. Eine anhaltende Balgerei beginnt. Je reichlicher der Münzenregen ist, desto höher sein Ansehen und lebhafter die zahlreichen „Živio", die ihm zu Theil werden, indem sie zu neuen Spenden aus der Torba, worein er greift, auffordern.

Wenn die Jungvermählte die Küche betritt, reicht man ihr nach alter Sitte ein männliches Kind; sie küßt dasselbe und, ihm ein Tüchelchen um den Hals legend, blickt sie in den Rauchfang, damit ihre Kinder schwarzäugig werden. Darauf ergreift sie einen Rocken, spinnt einige Augenblicke und schlägt schließlich mit demselben auf alle vier Wände. Auch pflegt man ihr hier und da Honig und Zucker in den Mund zu legen, damit ihr immer nur süße und gütige Worte entströmen. Zum Schlusse rentert sie etwas Frucht durch eine Reuter, den Rest wirft sie dem Geflügel vor; ein Symbol, daß sie des Federviehes gut pflegen werde. Der Kuß, den sie dann den meisten Anwesenden giebt, bedeutet Friedlichkeit. Vor dem Nachtessen schürt sie das Feuer, genießt in einem abgesonderten Zimmer mit ihrem Manne, dem Brautführer und der Kranzjungfer wieder Suppe, verabschiedet sich von allen und begiebt sich dann in den Kiljer, der dem Paare von nun an zur Wohnung angewiesen ist. Einige aus der Gästeschar, darunter der Debeli kum, leuchten den Mladenci heim und begleiten sie mit brennenden Buchenspänen zum Kiljer. Die junge Frau hat dem Eheherrn die Stiefel auszuziehen. Sie thut es zwar, trachtet aber mit der Fußbekleidung dem Manne einen Schlag zu versetzen, der ihn erinnern soll, daß er sich den Dienst selbst erweisen muß. Dem Schlage sucht er geschickt auszuweichen und zugleich die Schulter des Weibes leicht zu berühren, um sie an Gehorsam und Fügsamkeit zu ermahnen.

Früh Morgens hat sie allen Gästen das Waschwasser zu bringen, schenkt auch dem Debeli kum, Stari svat und Vojvoda ein neues Hemde, ihrer Hände Arbeit. Dafür bekommt sie Geldgeschenke und geht von nun an nie mehr, wie die Mädchen, bloßen Hauptes, sondern bedeckt es mit der Poculica. Die nun folgenden Förmlichkeiten mögen, da sie von minderer Bedeutung sind und uns zu weit führen, übergangen werden.

In Dragović steht inmitten des Dorfes ein runder, niedriger Thurm von weißem Stein. Er scheint, da er an der Straße liegt, den Türken oder dem Baron Trenk als Zoll- oder Mauthposten gedient zu haben. Unfern davon ragt aus einem Hausgarten die Ruine einer Kirche hervor. Ueber der zerfallenen Eingangsthür ist eine Rosette in Bretzelform von nachgedunkeltem Stein zu sehen, die an Gothik erinnert. Die Kirche war, wie alte Leute erzählen, dem heil. Stephan geweiht; schade, daß die in der Figur eingegrabene Jahreszahl nicht mehr zu lesen ist; es fehlt die zweite Ziffer zur Hälfte und kann nicht errathen werden. Wirft man von der Schenke am Ende des Ortes einen Blick auf die Gebirge, so bemerkt man auf einem bewaldeten Kegel eine Ruine. Wie ein riesiger Finger ragt sie in die Luft. Ich beschloß in Begleitung zweier Herren dahin zu gehen. Beide waren so freundlich mir ihre Begleitung anzutragen. Mir war dieser Umstand sehr lieb, da einer von ihnen Förster und der Thurm in seinem Revier gelegen ist. Wir schritten durch das von einem Bache durchrieselte Thal bis zum Dorfe Čaklovac am Fuße des Gebirges. Es zählt nur wenige Häuser, die auf einen kleinen Fleck zusammengedrängt liegen. Die Leute jagten, als sie uns ankommen sahen, ihre wilden Hunde mit Steinwürfen in die Höfe und gingen uns mit abgezogenen Hüten entgegen. Der eine unter ihnen, in grauem Rock mit grünem Kragen (Lugar oder Forsthüter), schloß sich uns an. Hinter diesen Häusern steigt man auf steilem und steinigem Wege etwa eine Stunde immer durch Wald aufwärts. Oben angelangt betritt man Felder, die ein kleines, etwas geneigtes Plateau bedecken. Sie gehören zu den zwei oder drei Häusern daselbst. Fünfzig Schritte um eine Böschung herum erblickt man über den Feldern den merkwürdigen Thurm. Der Graben um ihn herum ist durch die Länge der Zeit verschüttet. Der Bau, jetzt noch sehr hoch, mußte einst viel höher gewesen

[1]) Siehe „Globus" XXXIX, S. 297.

sein; wie es scheint, war er sechskantig. Die Mauern bestehen aus ziemlich gleichmäßig gelegtem, granem Gestein, die Kanten aus weißen Quadern. Von dem Kastell, zu dem er gehörte, blieb nur ein kleines Stück Mauer, alles andere ist ein Schutthaufen, überwuchert von Busch und Dorn. Hoch oben an einer der inneren Ecken hangen die Reste eines gothisch zugespitzten Kamins; daneben sieht man eine Thüröffnung aus behauenem Stein und zwei aus gleichem Material hergestellte Nischen, wie sie die Alten zur Aufbewahrung der Götterbilder benutzten. Eigenthümlich ist, daß der Thurm auf der Innenseite nur zwei Ecken aufweist. Wir bedauerten den Mangel an Zeit, sonst hätten wir eine hohe Leiter aus dem Dorfe holen lassen und würden die zwei Zimmer besichtigt haben, die in der dicken Wand stecken, wie uns Hirten erzählten. Einer davon hatte die Thür unter großen Beschwerden einmal erklettert und war zwar in den Zimmern gewesen, konnte uns aber nichts Näheres mehr erzählen. Von außen ist nirgends eine Fensteröffnung zu sehen; es muß also mit den Zimmern eine eigene Bewandtniß gehabt haben. Ueber das Alter des Gemäuers ist schwer etwas zu sagen; jedenfalls ist es alt, seine Lage eine günstige und schöne. Gegen Norden reicht der Blick bis zum Petrov vrh in der Daruvarer Gebirgskette, die einst ebenfalls von einer Burg gekrönt war. Unterhalb des Berges, auf dem wir standen, zieht sich eine Schlucht südlich ins Gebirge. Ich vermuthe, daß die Ruine Čaklovac, einst ein festes Kastell, jedenfalls der historischen Familie der Dragfy gehört habe, und schließe dies aus dem Namen des Dorfes Dragović. Das magyarische „fy" und das kroatische „ić" bezeichnen beide „Sohn". Dragov ist ein Possessivadjektiv, entstanden durch die an den Adjektivstamm „Drag" gehängte Endung „ov". Im Namen „Dragić" ferner ist das ić an den reinen Adjektivstamm mit Ausstoßung des ov getreten. Somit ist Dragović und Dragić gleichlautend mit dem magyarisirten Dragfy. Von der Geschichte der Burg sei nur Einiges erwähnt. Im Jahre 1595 fand unweit davon im Engpasse eine Schlacht zwischen 20 000 Türken unter Pardi Pascha und Smail Pascha von Kostajnica und einer um die Hälfte schwächern Schar Kroaten unter Herberstein und Lenković statt, die mit der Niederlage der Moslims endete. Am 2. Mai 1596 kam Franz Ilinić mit aufständischen Slavoniern vor Čaklovac, um von dem Renegaten Rustan Aga Sladović, dem Befehlshaber des Schlosses, dessen Rohheit und Willkür alle Grenzen überstieg, sein ihm entführtes Weib zurückzufordern. Rustan zog den Säbel, wurde aber von Ilinić überwältigt, gebunden, und als die Türken vor den Seinen wichen, an einem starken Seile mit Hilfe der Knechte zum Fenster hinausgelassen und an das Fensterkreuz gehängt. Später zogen die Türken wieder in Čaklovac ein, worauf es im Jahre 1599 Peter Bakač einnahm und plünderte. Trotz so vieler Wechselfälle bekamen es die Türken doch abermals in ihre Gewalt, bis sie 1762 daraus vertrieben wurden. Seit jener Zeit liegt das Schloß in Trümmern. Die Gegend war damals viel besser bevölkert, als jetzt, allein nach jenen schrecklichen Verwüstungen konnte sich das bedauernswerthe Volk nicht erholen.

Nach Besichtigung der Burg begab ich mich nach Dragović hinab und bald saß ich im Wagen, der mich in einer halben Stunde nach Kusonje brachte. Der Ort steckt, ähnlich wie Dragović, hinter Zäunen. Wohlthätig ist das schöne Grün der Wiesen zu beiden Seiten der Straße, die von hier an ausgezeichnet zu nennen ist. Nach einigen Windungen führt sie einen ganz niedrigen Hügel hinan, von dem aus das Auge gegen Südwest einen schönen Gebirgskessel sowie in viertelstündiger Entfernung die Kirchthürme und einen Theil des Marktfleckens Pakrac erblickt. Eine Reihe hübscher, reiner Häuser, die freundlich anmuthen, gereicht dem Flecken zur Zierde. Ueber eine feste Steinbrücke, die sich in weitem Bogen über die Pakra spannt, gelangt man in das am rechten Ufer des Flüßchens liegende große Gasthaus, wo man gute und billige Unterkunft findet. Als ich Morgens das Fenster öffnete, strich die frische Gebirgsluft belebend herein, die Berge lagen in leichtem durchsichtigen Nebel und fesselten durch ihre angenehmen Formen meinen Blick. Zu meinen Füßen floß die Pakra. Sie entspringt in der Nähe des Papuk bei Zvečevo, wälzt ihre Wellen über Biela und Sirač daher und weiterhin in südwestlicher Richtung der Ilova zu. Im Bette liegen unter Kies und grobkörnigem Sand mächtige Steinplatten und Blöcke, vom Hochwasser mit tobender Gewalt aus dem Gebirge herbeigekollert. Wie die anderen Bäche dieser Bergzüge richtet auch die Pakra zeitweilig große Verheerungen an.

Reisen in Kleinasien im Sommer 1882.

Betrachtet man irgend eine neue Karte von Kleinasien, deren es freilich nur solche in einem sehr kleinen Maßstabe giebt, so wird die Fülle von Ortsnamen, von Flüssen und Wegen, sowie die detaillirte Bergzeichnung wohl die meisten zu dem Glauben verführen, daß dieses vor den Thoren Europas liegende Land zu den besterforschten und genauest bekannten auf Erden gehört. Und doch stehen wir, von den Hauptorten und Hauptrouten abgesehen, erst im Anfange unserer Erkenntniß, und noch auf lange Zeit hinaus wird die mächtige Halbinsel naturwissenschaftlichen, archäologischen, ethnologischen und anderen Reisenden des Stoffes in Hülle und Fülle bieten. Ungeahnte Schätze mögen noch in den zahlreichen Ruinenhaufen verborgen schlummern und einer vielleicht nahen Auferstehung harren; das Studium der Bewohner, kaum erst in Angriff genommen, wird noch manches ungeahnte Licht nicht nur auf frühere Zeiten, sondern in Verbindung mit der geschichtlichen Ueberlieferung auf die Grundzüge der Ethnologie selbst werfen, und wer mag sich rühmen, schon jetzt genaue Kenntniß von den Naturschätzen des Landes zu haben? Vor uns liegt eine gewaltige Manuskriptkarte von Kleinasien im Maßstabe von 1 : 400 000, auf welcher Professor Heinrich Kiepert alles bisher veröffentlichte und eine Menge noch nicht veröffentlichten kartographischen Materials zusammengetragen hat, so ziemlich die Summe dessen, was man von der Geographie des Landes augenblicklich weiß und wissen kann. Aber wenn auch stellenweise ein dichteres Routennetz einzelne Landschaften überspannt, so bezeichnen doch leider allzu zahlreiche und oft gewaltig große weiße Flecken die weite Ausdehnung unbekannten Gebietes. Nach den bedeutenden Leistungen der dreißiger und vierziger Jahre dieses Jahrhunderts geschah lange Zeit nur wenig für die Erforschung

der Halbinsel, die erst im siebenten Jahrzehnte desselben wieder mehr aufgenommen wurde. Das achte jedoch scheint alle vorhergehenden übertreffen zu wollen: im laufenden Jahre haben nicht weniger als drei deutsche und eine österreichische Expedition Kleinasien zu ihrem Ziele erwählt. Ueber dieselben geben die folgenden Zeilen einige kurze Andeutungen.

Der baierische Ingenieur Sester war sieben Jahre lang als solcher im Wilajet Diarbekir angestellt und entdeckte bei seinen amtlichen Reisen unsern des mittlern Euphrat, westlich von Diarbekir und nordwestlich von Gerger, ein altassyrisches Monument auf einem Berge, welcher ihm als Nimrud Dagh bezeichnet wurde. Es ist derselbe, welchen vor 44 Jahren der damalige Major von Moltke, der jetzige Generalfeldmarschall, von fern gesehen hat, und der nach seinen Angaben unter dem sonderbaren Namen „Dibolsun (d. i. „unten soll es sein") Kaleh" auf die Kiepert'sche Sechs-Blatt-Karte von Kleinasien (Berlin 1844) eingetragen wurde. Dort oben soll sich ein gewaltiger Tumulus aus Quadern von mehr als 100 Fuß Höhe erheben, an dessen Fuße granitene Löwen ruhen, während zwölf an 50 Fuß hohe, inwendig hohle Granitkolosse herumstehen. Auch Keilinschriften sollen sich finden. Kaum war die Nachricht von diesem, sollte er sich bestätigen, höchst merkwürdigen Funde von Alexandrien, wo sich Sester aufhielt, nach Berlin gelangt, als dort mit großer Schnelligkeit die nöthigen Mittel zur weitern Aufhellung der Sache bereit gestellt wurden. Das gute Glück wollte es, daß sich in Alexandrien gerade ein Stipendiat der archäologischen Centralkommission, Herr Dr. Puchstein, befand, welcher dort die Berührungspunkte zwischen klassischer und ägyptischer Kunst studirte. Er und Herr Sester begaben sich alsbald per Dampfschiff nach Alexandrette, wo noch ein Photograph zu ihnen stieß, stiegen über das Gebirge Amanus, wahrscheinlich auf demselben Wege, auf welchem einst Darius mit seinen Persern dem südwärts eilenden Alexander in den Rücken zu fallen suchte, und trafen am 21. April in Aintab ein. Auch ihre Hin- und Rückreise wird, abgesehen von den topographischen Aufnahmen, vielleicht nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft sein. Unweit östlich des Amanus liegt ein Dorf Sachtzu-Gözü, wo unlängst das Ehepaar Scott-Stevenson (s. oben S. 279) vier assyrische Reliefs aufgefunden hat; dieselben waren nach Angabe der Bewohner aus einer nahen Ruinenstätte herbeigeholt worden, welche noch mehr dergleichen enthalten sollte. Diese sowohl gilt es näher zu untersuchen, als auch den noch nicht eröffneten Trümmerhügel Duluk bei Aintab, das alte Doliche, welches im Mittelalter als syrischer Bischofssitz genannt wird, und noch zu Saladin's Zeiten ein berühmtes Schloß war, sowie vielleicht das noch nicht wieder aufgefundene antike Germanicia, welches von den Kirchenschriftstellern als Geburtsort des Ketzers Nestorius oft erwähnt wird, und das zwischen Aintab und Samsat zu suchen ist.

Zweitens ist Mitte April von Wien eine wissenschaftliche Expedition nach Lykien abgegangen, an deren Spitze der Archäologe Professor Bendorf steht (vergl. über seine vorjährige Reise „Globus" XL, S. 191). Die Mittel zu dieser Unternehmung gewährt eine Gesellschaft von Kunstfreunden und Mäcenen, welche sich archäologische Forschungen in Kleinasien zum Ziele setzt und die zu findenden Kunstwerke den Wiener Sammlungen einzuverleiben gedenkt. Außer dem Leiter und seinen vorjährigen Reisegefährten, dem Architekten Georg Niemann und dem Dr. med. von Luschan, nehmen auch jüngere Kunstgelehrte (Prof. Dr. Petersen, Dr. Robert Schneider, Dr. Locroy, Dr. Studnicka) und der Geologe Dr. Emil Tietze an der neuen Expedition Theil, deren nächstes Ziel die Monumente von Gjöl-Baghtsche und Jau, des antiken Kyaneai, im südlichen Lykien bilden, welche der verstorbene Posener Professor Schönborn schon im Jahre 1841 besuchte. Aus seinem leider nie veröffentlichten Reisewerke, das er im Manuskripte benutzen konnte, hat Carl Ritter (Erdkunde von Asien Bd. IX, Theil II, S. 1136 ff.) eine eingehende Beschreibung dieser Antiquitäten abgedruckt, auf welche wir hier verweisen. In Gjöl-Baghtsche ist es vor allem der 25 bis 30 Schritt lange und breite, einen jetzt verschwundenen Sarkophag umgebende viereckige Peribolos mit seinen Reliefs, welcher die Aufmerksamkeit der österreichischen Forscher auf sich zieht: „In Verlegenheit — sagt Schönborn — sei er, was er über die Reliefs selbst sagen soll. Ich würde es vermögen, wenn ich mich hätte entschließen können, Notizen zu machen, statt mich an der Schönheit derselben und an dem Gegenstande, den sie bieten, zu erfreuen und sie zu bewundern. War es doch der trojanische Krieg, den ich vor mir hatte, Homer's Schöpfung in bildlicher antiker Darstellung, und ich gestehe, daß ich mich daran nicht satt sehen konnte. Wer hätte auch lange zweifeln können, was ihm vor Augen stehe? Das Relief in der Ecke der Westseite zeigt den Achilles sitzend bei dem hochgeschnäbelten Schiffe, voll Erbitterung den Kopf mit der Hand unterstützend. Es folgt der Herold, der die Versammlung beruft, und die Krieger kommen, Schlachtscenen reihen sich an, auf die Stadt selbst wirft sich der Kampf, an dem Thore wird gestritten, die Schar der Greise sitzt über dem Thore und so zieht sich Bild an Bild hin, ein reiches Leben mit griechischer Sicherheit in den Gruppen, in den Bewegungen, in den Proportionen der einzelnen Gestalten entworfen" (a. a. O. S. 1138). „Ich trage kein Bedenken," sagt Schönborn, „es auszusprechen, daß diese Reliefs in gehöriger Höhe aufgestellt jedem Museum zu einer wahren Zierde gereichen würden, wie reich es auch sonst ausgestattet sein mag"; und er gesteht, daß das Ganze einen so erhebenden Eindruck macht, wie er ihn auf seiner ganzen Reise nicht wieder gehabt hat. Möge es Wien, der an Antiken verhältnißmäßig armen Stadt, bald vergönnt sein, jenen Reliefs in seinen Mauern eine ebenso würdige Stätte zu bereiten, wie sie den Pergamenischen Funden in Berlin in Aussicht steht! Auch diese Bendorf'sche Expedition wird sich geographische und geologische Aufnahmen angelegen sein lassen.

Im Sommer dieses Jahres wird sodann Carl Humann, der glückliche Finder von Pergamon, von Brussa aus nach Angora reisen, um, wenn möglich, einen vollständigen Abklatsch des Monumentum Ancyranum zu erlangen, jener von Kaiser Augustus selbst verfaßten Uebersicht seiner Thaten, welche uns in ihrer Gesammtheit noch nicht bekannt ist. Die überaus lange Inschrift ist zum Theil durch türkische Häuser verdeckt, welche an die antike Tempelmauer angebaut sind; diese gilt es anzukaufen und fortzureißen. Ein zweites Exemplar derselben Inschrift befindet sich in Uluburlu, dem alten Apollonia bei Apamea im südlichen Phrygien, welches Humann vielleicht von Angora aus direkt, vielleicht aber auch erst auf einer zweiten Reise besuchen wird. Dabei wird er im Einverständniß mit Prof. H. Kiepert möglichst unbetretene Wege zu gehen und namentlich den untern Lauf des Pursak, des großen westlichen Zuflusses des Sakaria, zu erforschen suchen. Vor ihm ist diese Route nur zweimal, so viel wir wissen, eingeschlagen worden, das erste Mal im Jahre 1555 von der Gesandtschaft unter Busbek, welche Kaiser Ferdinand I.

an Sultan Soliman schickte, und von welcher ein gewisser Dernschwamm uns eine handschriftliche Darstellung hinterlassen hat (Manuskripte in Wolfenbüttel und Prag), das andere Mal in den siebenziger Jahren von Pressel's Eisenbahn-Ingenieuren, deren Aufnahme aber sehr viel zu wünschen übrig läßt.

Endlich hat der auf kleinasiatischem Boden wohl bewanderte Archäologe Prof. Gustav Hirschfeldt in Königsberg von der Berliner Akademie Mittel bewilligt erhalten, um im kommenden Sommer die bisher am wenigsten bereisten Landschaften der Halbinsel, das östliche Bithynien, Paphlagonien und Pontus, also den Norden, zu erforschen. Er will Ismid zu seinem Ausgangspunkte machen. Da er im Routenaufnehmen kein Neuling ist, sich auch auf Breitenbestimmungen versteht und Landessprache und Sitte kennt, so darf man von ihm gute Resultate erwarten.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueberall im türkischen Reiche — berichtet Prof. Sachau (Verh. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin 1882, S. 146) — existirt eine große Antipathie, an vielen Stellen sogar offene Feindschaft zwischen den Civil- und Militärbehörden, welche in ihren Folgen höchst verderblich ist. Die Ursache davon ist Neid. Die Offiziere, besonders die höheren, bekommen im Allgemeinen ihren Gehalt mit einer gewissen Regelmäßigkeit, während die Civilbeamten nur selten besoldet werden; außerdem sind die ersteren durchgehends bedeutend besser besoldet, als die letzteren. Andererseits sind die Civilbeamten dadurch im Vortheil, daß sie beständig Gelegenheit haben, durch Bakschisch oder ähnliche Mittel sich schadlos zu halten, ja sogar Reichthümer zu sammeln, während den Offizieren kein Bakschisch blüht, ausgenommen bei einer einzigen Gelegenheit, der Konskription, welche sie allerdings gründlich exploitiren. Alles daher, was das Militär auf Veranlassung der Civilbehörde thun muß, wird widerwillig und schlecht gethan, und umgekehrt: alles, was die Behörden für das Militär zu thun verpflichtet sind, muß ihnen durch die Offiziere geradezu abgezwungen werden.

— Der armenischen Zeitung „Ardzagank“ zufolge haben eine Anzahl Armenier aus Tiflis die Ausrüstung einer wissenschaftlichen Expedition in Angriff genommen, welche das Karabag (Kreise Schuscha und Zangezur mit dem Daralagez — die früheren armenischen Provinzen Artzach und Sinnik) in geographischer, ethnographischer, historischer und archäologischer Beziehung studiren soll. Der gelehrte Mönch Alischan aus Venedig soll aufgefordert werden, an die Spitze dieser nur aus Fachmännern und einem Photographen bestehenden Expedition zu treten.

— Kürzlich erschien in russischer Sprache „Skizze der nordwestlichen Mongolei“. Ergebnisse der in den Jahren 1876 und 1877 im Auftrage der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft unternommenen Reise von G. N. Potanin (2 Theile, St. Petersburg 1881). Der um die geographische Wissenschaft hochverdiente Reisende sagt über die Mongolen: „Der mongolische Stamm bietet auf einem Raume, der 16 Meridiangrade und 45 Breitengrade überspannt, also von Nord nach Süd 1700 Werst und von Ost nach West über 4700 Werst lang ist, eine einheitliche Bevölkerung. Wenn diese Thatsache der Einheit von Sprache, Kultur und Religion in dem gleichmäßigen Charakter des Landes ihre Erklärung findet, so ist sie darum nicht weniger bemerkenswerth; ebenso der zweite Umstand, der sofort beim Betreten des Landes in die Augen springt, der Kulturgrad des Volkes; er zwingt zu dem Anerkenntniß, daß das mongolische Volk nicht unfruchtbar bis jetzt gelebt, sondern auch in einem so wüsten und armen Lande wie die Mongolei sich die Bedingungen eines friedlichen Kulturlebens geschaffen hat.“ Der erste Theil des Buches giebt das Tagebuch der bekannten Reisen 1) vom Zaisanposten bis Kobdo (zweite Hälfte 1876), 2) von Kobdo nach Chami, 3) von Chami nach Uljasutai, 4) von Uljasutai nach dem Kosogol, 5) vom Kosogol nach Ulangom und 6) von Ulangom über Kobdo nach Koschagatsch (alle im Jahre 1877). Beigegeben sind die Messungen von Wagner (Astronomie) und Scharnhorst (barometrische Höhen), die Marschroutenaufnahmen von Rafailow, nebst topographischen Bemerkungen von Matusowski, ein Verzeichniß der gesammelten Vögel von Berozowski, ein Index zur „Karte der nordwestlichen Mongolei“ in 1:2100000 von Rafailow und ein Verzeichniß der im Text vorkommenden geographischen Namen. Der zweite Theil enthält das ethnographische Material, begleitet von 26 Blatt Zeichnungen. Dieser Theil giebt: I. Beschreibung der Volksstämme und Geschlechter, welche die nordwestliche Mongolei bewohnen — türkischer Stamm (Kirghizen, Urjanchai, Sarten in Chami und Kotonen am westlichen Ufer des Kirgiznor) und mongolischer Stamm (östliche Mongolen, Chaichen und westliche Mongolen, Dürbüten, Baiten, Uranga und Torgouten). II. Denkmäler aus dem Alterthum. III. Bemerkungen über die Religion (Buddhismus und Schamanenthum); äußere Lebensformen (Kleidung, Jurten und Hausgeräth, Nahrung); Familien- und öffentliches Leben (Hochzeitsgebräuche, Eide, Spiele). IV. Namen der Gliedmaßen, der Himmelserscheinungen, der Thiere und Pflanzen und Sagen über dieselben. V. Märchen und Legenden, kurz eine reiche Fülle über Land, Volk, geschichtliche Denkmäler und mündliche Ueberlieferungen.

Afrika.

— Die Mianischen Akkas. Im Jahre 1874 kamen „aus dem Nachlasse“ des bekannten afrikanischen Reisenden Miani zwei Akkaknaben nach Italien, welche damals viel Aufsehen erregten und wiederholt beschrieben und gemessen wurden. Natürlich, waren sie doch die ersten lebenden Exemplare dieser kurz zuvor von G. Schweinfurth entdeckten Negerpygmäen aus dem Lande der Monbuttu. Sie wurden in Verona bei der Familie Miniscalchi untergebracht und dort erzogen. Seitdem sind sieben Jahre vergangen und aus den beiden Knaben sind Jünglinge geworden, über welche jetzt Professor E. Giglioli im italienischen Archiv für Anthropologie einen neuen Bericht veröffentlicht, der ihre Entwickelung schildert.

Der ältere, Thibaut genannte, hat bereits am Kinn und auf der Oberlippe ein leichtes Bärtchen und mißt jetzt 1 m 42 cm. Der jüngere, Chair Allah, scheint etwas rascher zu wachsen und ist schon 1 m 41 cm hoch. Thibaut ist jetzt etwa 20 bis 21 Jahre, Chair Allah etwa 15 Jahre alt. Ihre Hautfarbe ist gegen früher etwas lichter, mehr gelber und weniger kupfrig geworden; der anfangs konstatirte Prognathismus ist sich gleich geblieben. Die Haare stehen noch in Büscheln. Die Langköpfigkeit hat sich noch vermehrt und die Nase erscheint wegen ihrer stark abgesetzten Flügel geradezu dreilappig. Der Charakter der Burschen ist ein gutartiger; sie sind leichtlebig, essen gern gut und lieben lebhafte Farben.

Ihre heimathliche Sprache haben Thibaut und Chair-

Allah gänzlich vergessen, ebenso das wenige arabische, was sie erlernt hatten. Dagegen reden sie fließend italienisch und sprechen selbst schwierige Wörter rein aus. Sie haben die Volksschule durchgemacht und sich keineswegs dort inferior gezeigt, können schreiben und rechnen. Thibaut zeigte gleich vom Anfang an Liebhaberei für Musik, konnte sofort italienische Arien nachsingen und mit einem Finger Melodien auf dem Piano klimpern; jetzt ist er ein gefühlvoller Klavierspieler. Getauft sind beide, doch zweifelt ihr Lehrer, Abbate Beltrame, an der Aufrichtigkeit ihres Christenthums.

Auch in Triest lebt ein Akkamädchen, welches durch Gessi dorthin kam, Saïda heißt und 15 bis 16 Jahre alt ist. Sie mißt 1 m 34 cm und zeigt die charakteristischen Eigenthümlichkeiten ihres Stammes, namentlich die dreilappige Nase. Sie ist ihrer Herrin sehr ergeben, aufgeweckt und intelligent, hat aber keine Erziehung genossen.

— Zu Ende des Jahres 1875 wurde bei dem Kap Maclear am südlichen Njassa-See von den schottischen Verehrern Dr. Livingstone's die Station Livingstonia gegründet und blieb sechs Jahre hindurch Hauptquartier, von wo aus Rev. James Stewart, Mr. James Stewart und Rev. Laws ihre Reisen an der West- und Nordküste des Sees unternahmen. Schon lange aber suchte man nach einem gesundern und passendern Platze und hatte ihn in Misangi Point auf der Westküste (circa 11° 56′ s. Br.) gefunden, wo eine Nebenstation Bandawe errichtet wurde. Dorthin ist im Oktober 1881 das Hauptquartier verlegt worden; das alte Livingstonia wird als Außenposten jedoch noch beibehalten und wahrscheinlich von Eingeborenen verwaltet werden.

— Als im vorigen Jahre Pater Augonard den Stanley Pool erreichte, um dort eine Missionsstation zu gründen, erschien Sergeant Malamine, welchen Savorgnan de Brazza dort zum Schutze der französischen Flagge zurückgelassen hatte und überreichte ihm eine Abschrift eines — Annexionsvertrages, den Brazza mit den einheimischen Häuptlingen abgeschlossen hatte. Derselbe, bis dahin als ein Geheimniß behandelt, übereignet Frankreich das Gebiet zwischen den Flüssen Jué und Impila. Verträgt sich das mit den Absichten und Zielen der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft?

Australien.

— Die Telegraphenlinien in den australischen Kolonien hatten am Schlusse des Jahres 1880 eine Gesammtlänge von 27 883 englischen oder 6047 deutschen Meilen. Sie vertheilten sich auf Neu-Süd-Wales mit 7955, auf Queensland mit 5768, auf Süd-Australien mit 4754, auf Neu-Seeland mit 3758, auf Victoria mit 3215, auf West-Australien mit 1555 und auf Tasmanien mit 878. Es wurden im Jahre 1880 insgesammt 5 049 251 Depeschen befördert, und davon entfielen auf die drei Kolonien Neu-Süd-Wales, Neu-Seeland und Victoria 3 785 161. Vermittels der in Port Darwin, an der Nordküste von Australien und in 12° 27′ 45″ südl. Breite und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr., von Banjoewangie (Java) her einlaufenden beiden Kabel, welche den telegraphischen Verkehr Australiens mit den übrigen Kontinenten vermitteln, wurden 14 842 Kabeldepeschen in Empfang genommen und 12 767 abgesandt und dafür 181 481 Pf. St. vereinnahmt. Eine Kabeldepesche von Australien nach Europa kostet für jedes Wort des Inhalts 10 Pf. 8 Sch.; nur Depeschen für die Presse und die Kolonialregierungen werden mit resp. 6 Sch. 5 P. und 7 Sch. 10 P. pro Wort berechnet.

— Die Regierung von West-Australien steht mit einem Konsortium von Geldmännern in Unterhandlung, welches sich bereit erklärt hat, die von Fremantle über Perth laufende und bis zu dem Orte Beverly (32° 5′ südl. Br., 117° östl. L. Gr.) in Bau begriffene Ostbahn von da in südlicher Richtung bis zu dem kleinen Städtchen Albany am King George Sound, ungefähr 160 Miles, zu bauen. Die Bahn soll die schmale Spurweite von 3 Fuß 6 Zoll haben und bis zum 31. December 1885 in Betrieb gestellt werden. Das Konsortium verlangt als Entschädigung für die auf 1 250 000 Pf. St. veranschlagten Baukosten ein Areal von zehn Millionen Acres Kronland (15 625 englische oder 735 deutsch-geogr. Quadratm.). Davon soll die Hälfte zu Seiten des Bahnkörpers, ein Viertel östlich nach der Grenze von Süd-Australien zu und in der Nähe von Port Eucla, und ein Viertel westlich nach der Meeresküste zu zwischen Geographe Bay und Albany liegen. Die Gesellschaft will für den Bau 2000 europäische Arbeiter einführen und diese theils durch Baarzahlung, theils durch Ueberweisung von Land entschädigen.

— Es wird uns aus Adelaïde berichtet: Die größte Hitze, welche seit Gründung der Kolonie Süd-Australien im Jahre 1836 hier in der Sonne registrirt ward, fällt auf den 18. Januar 1882 und betrug 180° F. oder 66° R., während das Thermometer im Schatten 112° F. oder 35½° R. anzeigte. Wie das gewöhnlich bei solcher Hitze der Fall ist, brachen an mehreren Orten große Feuersbrünste aus, welche immense Verwüstungen im Bush anrichteten. So wurde auf einem 12 Miles langen und 4 Miles breiten Areale Alles, was darauf stand, zerstört. Die außerordentliche Dürre und der Wassermangel werden unter den Viehherden wieder kolossalen Schaden verursachen.

Nordamerika.

— Ueber das Wachsthum amerikanischer Städte schreibt das „Wochenblatt der New-Yorker Zeitung" (15. Februar 1882):

Im Jahre 1880 hatten die Vereinigten Staaten 10 Städte mit einer Bevölkerung von mehr als 200 000 Einwohnern, und 20 Städte mit mehr als 100 000 Einwohnern, 35 mit mehr als 50 000 und 100 mit mehr als 20 000 Einwohnern.

Kein anderes Land der Welt hat ein solches Wachsthum seiner Städte aufzuweisen, was sich höchst natürlich durch die gewaltige Zunahme der Bevölkerung überhaupt erklärt, welche durch eine riesige Einwanderung sich zu einem Procentsatz vermehrt, wie das in den alten Staaten Europas ganz unmöglich ist. Denn diese geben fast nur Auswanderer, besonders an die Vereinigten Staaten, ab, während sie nur sehr wenig Einwanderer erhalten.

Das Wachsthum unserer Städte hat nur ausnahmsweise Aehnliches in Europa aufzuweisen. Die beiden Hauptstädte London und Berlin als Mittelpunkte großer Reiche nahmen in ihrer Bevölkerung ebenfalls auf eine bedeutende Weise zu. Besonders auffallend ist die Zunahme von Berlin, dessen Einwohner seit 50 Jahren fast um das Dreifache zunahmen; ihre Zahl wuchs von 400 000 auf fast 1 200 000.

London hat jetzt über 4 Millionen Einwohner, etwa so viel wie ganz Pennsylvanien, oder wie ⅘ der Bewohner des ganzen Königreichs Bayern. Eine solche Riesenstadt bildet eigentlich eine ganze Anzahl unter einer Gesammtverwaltung stehender Einzelstädte. New York ist auf dem besten Wege ebenfalls ein solcher Stadtkomplex zu werden; nur daß es den Vorzug hat, alle die Einzelstädte, die mit ihm eine große Stadtanlage am Hudson und an der Bay bilden, wie Hoboken, Jersey City, Brooklyn ꝛc., per Dampfschiff unter einander in schnellsten Verkehr bringen zu können.

In Europa weisen außer jenen beiden genannten Hauptstädten hauptsächlich die großen und kleinen Fabrikstädte in England und auch in Deutschland eine große Einwohnerzunahme auf. Das ist z. B. der Fall mit Liverpool, Manchester ꝛc. in England und mit Orten wie Essen, Elberfeld ꝛc. in Deutschland.

Unter den Städten, welche über 200 000 Einwohner zählen, wuchs die Bevölkerung New Yorks von 942 292 Köpfen im Jahre 1870 auf 1 206 299 im Jahre 1880 an; diejenige Philadelphias von 674 022 auf 847 170; die Brooklyns von 396 090 auf 569 663; die Chicagos von 298 177 auf 503 185; die Bostons von 250 526 auf 362 839; die von St. Louis von 310 864 auf 350 518; die Baltimores von 267 354 auf

332 313; die Cincinnatis von 216 329 auf 255 139; die San Franciscos von 149 473 auf 233 959; die von New Orleans von 191 418 auf 216 090.

Die folgende Tabelle führt die männliche und weibliche, die fremdgeborene und eingeborene Bevölkerung und die Zahl der Farbigen in den genannten Städten an:

Städte	Männlich	Weiblich	Eingeboren	Fremdgeboren	Farbig
New York . . .	590 514	615 785	727 629	478 679	19 663
Philadelphia . .	405 975	441 195	642 835	204 335	31 699
Brooklyn	72 248	294 415	388 969	177 694	8 095
Chicago	256 905	246 280	298 326	204 859	6 480
Boston	172 268	190 571	248 043	14 795	5 873
St. Louis . . .	179 520	170 998	245 505	105 013	22 256
Baltimore . . .	157 393	174 920	276 177	56 136	53 716
Cincinnati . . .	125 492	129 647	183 480	71 686	8 179
San Francisco	132 608	101 351	129 715	104 244	1 628
New Orleans .	100 892	115 198	174 933	41 157	57 617
Cleveland . . .	80 174	79 972	100 737	39 409	2 038
Pittsburg . . .	78 471	77 918	111 784	44 605	4 077
Buffalo	76 901	78 330	103 866	51 289	857
Washington . .	68 310	78 983	133 051	14 242	48 377
Newark	66 077	70 034	96 178	40 330	3 311
Louisville . . .	58 982	64 770	70 602	23 156	20 905
Jersey City . .	59 919	60 803	81 464	30 258	1 340
Detroit	56 763	59 577	70 695	45 645	2 821
Milwaukee . . .	57 475	58 112	69 514	46 073	304
Providence . . .	49 767	55 070	76 872	28 075	3 582
Indianapolis .	36 863	38 193	62 446	12 610	6 504
Kansas City . .	31 969	23 786	46 484	9 301	8 143
Toledo	25 084	25 153	35 788	14 349	928
Minneapolis . .	25 291	21 596	31 874	15 013	392
St. Paul . . .	22 361	19 112	26 398	15 075	468
Denver	21 539	14 090	26 924	8 705	1 046
Omaha	17 104	13 414	20 558	9 930	789
Peoria	14 567	14 692	22 134	7 125	82
Quincy	13 289	13 979	20 706	6 562	2 508
Des Moines . .	11 531	10 877	18 200	4 203	612
Davenport . . .	10 604	11 227	14 936	6 895	231
Dubuque . . .	10 855	11 399	16 107	6 147	145
Salt Lake . . .	9 953	11 815	13 095	7 673	85
Springfield, Ill.	9 805	9 938	15 459	4 284	1 328

In allen Städten des Ostens und Südens und in Cincinnati, Indianapolis, Milwaukee, Detroit, Peoria, Davenport, Dubuque, Salt Lake, Quincy und Springfield von den Städten des Westens überwiegt die weibliche Bevölkerung die männliche. In Chicago, St. Louis, Kansas City, Minneapolis, St. Paul, Denver, Omaha und Des Moines ist das Verhältniß umgekehrt. In New York giebt es 25 271 Frauen mehr als Männer, in Philadelphia 35 220, in Brooklyn 22 167, in Boston 18 302, in Baltimore 17 522, in Washington 10 673, in New Orleans 17 306, in Louisville 5794. In Chicago überragt die männliche Bevölkerung die weibliche um 10 705 Köpfe, in St. Louis um 8522, in Kansas City um 8213, in Denver um 7440, in St. Paul um 3249, in Omaha um 3690.

In die Bevölkerung New Yorks sind 731 Chinesen, 16 Japaner und 46 Indianer einbegriffen; in diejenige Philadelphias 78 Chinesen, 1 Japaner und 30 Indianer; in diejenige Brooklyns 121 Chinesen und 20 Indianer; in diejenige Chicagos 171 Chinesen, 2 Japaner und 37 Indianer; in diejenige Bostons 118 Chinesen, 3 Japaner und 19 Indianer; in diejenige von St. Louis 56 Chinesen und 15 Indianer; in diejenige San Franciscos 21 745 Chinesen, 45 Japaner und 45 Indianer; in diejenige Denvers 238 Chinesen und 1 Indianer; in diejenige Oaklands, Cal., 1947 Chinesen, 8 Japaner und 7 Indianer; in diejenige Sacramentos 1981 Chinesen und 4 Indianer.

Die Gesammtbevölkerung der Städte mit mehr als 20 000 Einwohnern zählt 8 010 614 Köpfe oder nahezu 16 Procent der Einwohnerschaft des ganzen Landes.

— Während der fünfziger Jahre etwa bereiste der im Sommer 1880 verstorbene Heidelberger Professor der Chemie, Dr. Louis Posselt, das nördliche Mexiko sowie verschiedene Grubenreviere der Vereinigten Staaten; andauernde Krankheit verhinderte ihn aber später, seine Beobachtungen wissenschaftlich zu verarbeiten. Sein Schwager Felix Maurer hat jetzt aus seinen an die Familie gerichteten Briefen das allgemein Interessante unter dem Titel „Louis Posselt's Kreuz- und Querzüge durch Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" (Heidelberg, C. Winter, 1882) herausgegeben, zunächst nur um den Verwandten, Freunden und Bekannten des Todten ein Andenken an denselben zu bieten. Das Büchlein erfüllt aber auch den andern Zweck, „allen, welche an schlichter, gemüthlicher Reiseliteratur Gefallen finden, eine belehrend-unterhaltende Lektüre an die Hand zu geben," in ganz vortrefflicher Weise. Wir selbst haben die 250 Seiten mit großem Vergnügen gelesen, gerade weil das Persönliche sehr in den Vordergrund tritt. Daß sich die Verhältnisse im nordwestlichen Mexiko seitdem (bestimmte Zeitangaben fehlen; nur auf S. 34 heißt es, daß Posselt in dem Jahre nach Ausbruch des California-Fiebers, d. h. also etwa 1849 oder 1850, nach Galveston kam) so sehr geändert haben sollten, wie der Herausgeber in der Vorrede anzunehmen scheint, glauben wir kaum, so daß auch für die Schilderung des Zuständlichen diese Blätter ihren Werth haben mögen. Von historischem Interesse dagegen ist die Beschreibung des damaligen New Orleans und auch der Dampferfahrt auf dem Mississippi und Ohio.

Inhalt: Das heutige Syrien XIII. (Mit sieben Abbildungen). — Die Makua in Ost-Afrika. — E. Kramberger: Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats. — Reisen in Kleinasien im Sommer 1882. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. (Schluß der Redaction 23. April 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Band XLI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XIV.*

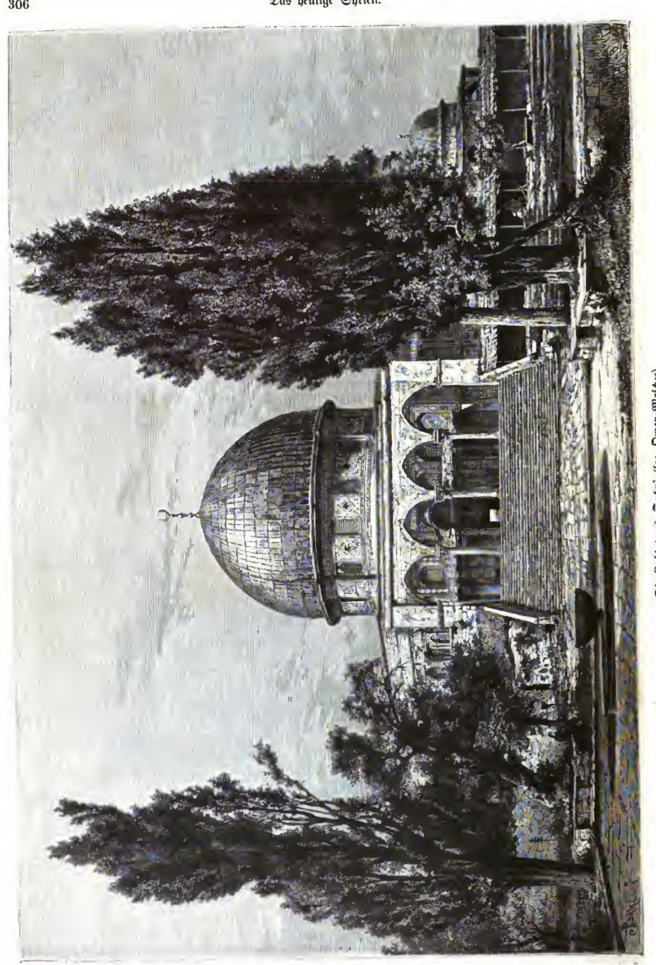
(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Sehr mit Unrecht wird heute noch oft der schlechte Gesundheitszustand, der während der Sommermonate in Jerusalem zu herrschen pflegt, einem besonders ungesunden Klima der Stadt zugeschrieben. In Wahrheit liegt der



Betender Mohammedaner.

Grund für das regelmäßige heftige Auftreten von Fiebern, Dysenterien u. s. w. in dem verhängnißvollen Mangel an gutem Trinkwasser, in den Miasmen der Schuttablagerungen und unsauberen Gossen, in der engen, luftlosen Bau-



Die Kubbet-es-Sachrâ (sog. Omar-Moschee).

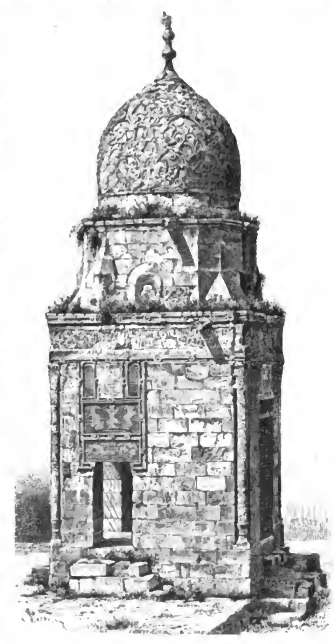
art und der Uebervölkerung der alten Quartiere. An eine wirkliche Abhilfe dieser schreienden Mißstände ist bei den eigenthümlichen Grundbesitzverhältnissen, die in der „heiligen Stadt“ obwalten, kaum zu denken. Nur eine verschwindend kleine Anzahl von Grundstücken innerhalb der Stadt befindet sich im Privatbesitz, und dies zwar meist in der für die Armuth des syrischen Volkes charakteristischen, landesüblichen Art des gemeinsamen Eigenthums; der geringe Ertrag eines kleinen elenden Hauses in einer schmutzigen Gasse vertheilt sich oft unter zehn oder zwölf Besitzer. Der weitaus größte Theil der Häuser sowie des ganzen Grund und Bodens der Stadt und ihrer nähern Umgebung gehört zu dem sogenannten Wakuf, dem Eigenthum der Todten Hand, hier speciell der muslimischen kirchlichen Anstalten. Die Einkünfte, welche die Moscheen, Koranschulen und andere fromme Stiftungen von Jerusalem aus diesem Besitze ziehen, müssen sehr beträchtlich sein — begreiflicherweise kommt der eigentlichen Stadt nichts davon zugute; sie bildet heute, wie ja so lange schon, in ihrem Schmutze und zunehmenden Verfall eine seltsame Folie für die Pracht der großen Heiligthümer des Islâm.

Seitdem nach dem Krimkriege das wichtigste dieser Heiligthümer, der große Tempelbezirk des Harâm-esch-Scherif, das südöstliche Viertel der heutigen Stadt, dem Besuche der „Ungläubigen“ geöffnet worden ist, hat Jerusalem eine neue Bedeutung, ein erhöhtes Interesse für uns gewonnen. Man mag über den wahrscheinlichen Lauf der alten Mauern von Jerusalem denken, wie man wolle, die Stätte der ursprünglichen Stadt Davids, das Zion im engern Sinne, auf den östlichen oder den westlichen Hügel verlegen, an die Authenticität der „heiligen Stätten“ der Christen glauben oder nicht: darüber, daß wir in dem östlichen Hügel den Berg Morija des alten Testamentes, den Platz des Salomonischen Tempels zu sehen haben, kann heute kein Zweifel mehr bestehen. Seit uralter Zeit bis auf den heutigen Tag hat dieser Hügel eine wichtige Rolle als Kultusstätte gespielt. Auf dem Gipfel des Morija fand Abrahams Opferung des Isaak statt (I Mos. 22, 1); hier errichtete David den Altar (II Sam. 24, 28 und I Chron. 22, 1), hier baute Salomo seinen Tempel, das Nationalheiligthum des jüdischen Volkes. Durch großartige Unterbauten und Aufschüttungen wurde die unregelmäßige Gestalt des Hügels schon damals zu einer ebenen Plateform umgeschaffen, auf der der Tempel mit seinen Säulenvorhöfen sich erhob. Ein großer Theil der aus gewaltigen Quadern bestehenden Substruktionen an der östlichen, westlichen und südlichen Seite des heutigen Harâm-esch-Scherif stammen von jenen ersten Salomonischen Bauten. Bei dem Wiederaufbau des Tempels nach der babylonischen Gefangenschaft ist das Terrain wahrscheinlich unverändert geblieben; die Makkabäer sollen den heiligen Bezirk nach Norden hin erweitert haben, erst bei dem dritten Tempelbau aber, dem im Jahre 20 v. Chr. Geb. begonnenen großartigen Werke des Herodes, hat die Tempelarea durch neue gewaltige Unterbauten an der Südseite ihre heutige Gestalt, die eines unregelmäßigen Rechteckes, erhalten. Eine Schilderung des wunderbaren Prachtbaues, an dem zu Christi Zeiten noch gearbeitet wurde und der nie ganz vollendet worden ist, haben wir durch Josephus erhalten. Rings um den großen Tempelbezirk lief schon damals die mächtige Umfassungsmauer, innerhalb derselben eine Doppelreihe monolithischer Säulen; von der nördlichen Pforte des Tempels führten zwei Säulengänge nach der Burg Baris-Antonia, welche die Nordseite des heiligen Bezirks bildete. Die Hauptfaçade des Tempels war nach Morgen gerichtet. Nach der Einäscherung des Heiligthums durch die Soldaten des Titus lag die Stätte etwa 50 Jahre lang wüst und verödet, bis Hadrian auf dem alten Platze einen großen Jupitertempel errichten ließ, in dem er neben einer Bildsäule des Gottes auch sein eigenes Reiterstandbild aufstellte. Der älteste uns überkommene Pilgerbericht, der des Pilgers von Bordeaux aus dem Jahre 330, erwähnt noch dieses Tempels mit der Reiterstatue des Kaisers. Wie lange er gestanden haben mag, welche anderen Gebäude auf ihn gefolgt sein mögen, darüber sind die verschiedensten Hypothesen aufgestellt worden. Der prachtvolle Oktogonbau der Moschee es-Sachrâ, der heute hier steht, den die Franken des Mittelalters für den alten Salomonischen Tempel ansahen, und nach dem sich der Orden der Tempelritter benannte, stammt aus arabischer Zeit, und zwar aus dem Ende des 7. Jahrhunderts. Angesichts der eifersüchtigen Spaltungen, die unter den Bekennern der neuen mohammedanischen Lehre schon früh ausbrachen, mochte das Vorhandensein eines zweiten großen Heiligthums des Islâm, das nöthigenfalls mit der Kaaba von Mekka konkurriren konnte, der Politik der weltklugen ommajjadischen Chalifen wohl wünschenswerth erscheinen. Daß ihre Wahl für den Ort dieses Heiligthums auf die Stätte des alten Salomonischen Tempels fiel, ist leicht erklärlich: schon Mohammed hatte denselben als geweihte Stelle verehrt und sogar, ehe er mit den Juden vollständig gebrochen hatte, seinen Anhängern befohlen, sich beim Gebete nach der heiligen Stadt Davids zu richten. Die 17. Sure des Koran, die von des Propheten wunderbarer nächtlicher Entrückung von Mekka nach der entferntesten Moschee (Mesdschid-el-Aksa)



Betender Mohammedaner.

erzählt, deren Umgebung er gesegnet habe, war stets auf den Tempel von Jerusalem bezogen worden. An dieser gesegneten Stätte, über dem heiligen Felsen errichtete nun der Chalif Abd-el-Melik den Felsendom Kubbet es-Sachrâ, heute noch nächst der mekkanischen Kaaba das höchste Heiligthum des Islâm. Den Traditionen getreu, die sich an diese Stätte der herrlichsten Bauten knüpften, wurde auch dieser neue Tempel in großartigster Weise angelegt, und jede spätere Restauration vermehrte noch seine ursprüngliche Pracht. Eine drei Meter hohe, fast quadratische Plateform von etwa 170 m Länge und Breite wurde unter theilweiser Benutzung des Felsbodens aufgeführt und mit großen Steinplatten belegt; in ihrer Mitte erhebt sich der achteckige, polychrome Tempelbau mit seiner mächtigen Kuppel. Von drei Seiten führen Treppen zu der Plateform empor, die oben in Arkaden endigen: vielleicht eine Reminiscenz an den Säulenvorhof des alten Tempels. Von der Plateform, die schon, wie das Innere des Heiligthums, nur mit unbeschuhten Füßen betreten werden darf, genießt man einen schönen Umblick über das ganze Harâm und die Menge der großen und kleinen Heiligthümer, die im Laufe der Zeit in dem geweihten Bezirk entstanden sind. Zwischen stattlichen Bäumen, der Mehrzahl nach Cypressen, zeigen sich auf allen Seiten kleine Kuppelbauten und schlanke Minarets, Heiligengräber, Gebetsnischen und kleine Säulenhallen über die Fläche zerstreut. An ihrer Südseite erhebt sich der massige Bau der alten Moschee El-Aksa, die, ursprünglich eine christliche Basilika und von Justinian zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut, sowohl in ihrer Form als auch in ihrer Bestimmung die größten Metamorphosen durchgemacht hat. Von Omar dem muslimischen Kultus geweiht und für jene entfernteste Moschee (Mesdschid-el-Aksa) ausgegeben, die der Prophet auf seiner wunderbaren nächtlichen Reise besucht hatte, wurde sie von den Templern unter dem Namen des Palatium domini als Wohngebäude benutzt. In den großartigen Hallen der Unterbauten dieser Seite des Harâm, die bei dem muslimischen Volke für ein Werk der Salomo unterthänigen Dämonen gelten, befanden sich die Pferdeställe des Ritterordens.



Das Brunnengebäude Sebil Kaït Bei.

In den Frühlingsmonaten von Mitte März bis Mai, der für die syrische Landschaft günstigsten Zeit, zeigt sich auch das Harâm von seiner besten Seite. Der braunrothe Boden bedeckt sich dann mit grünem Rasen und einem bunten Flor von Anemonen, Tulpen, Schwertlilien und verschiedenfarbigen Disteln; und während der heilige Bezirk trotz der Menge seiner phantastischen Bauten an einem heißen, dunstigen Sommertage nur gar zu leicht den Eindruck einer ebenso trostlosen, todten Oede macht, wie wenn er unter der schnell vergehenden Schneedecke eines gelegentlich eintretenden scharfen Wintertages begraben liegt, so hat er im Frühling ein fröhliches Leben aufzuweisen. Scharen von Vögeln nisten dann in den Bäumen und dem alten Mauerwerke. Allenthalben hört man das Girren der Turteltauben (Turtur senegalensis) und den Gesang der blauen Amsel (Petrocincla cyanea); große Schwärme der verschiedenen hier vorkommenden Raben (Corvus corax, C. umbrinus, C. agricola und C. monedula) finden sich zu allen Tageszeiten hier ein und erfüllen die Luft über dem heiligen Platze mit ihrem lauten Geschrei. Die klare Beleuchtung und die auffallend durchsichtige Luft des Jerusalemer Frühlingstages sind überdies für die weitere Umschau von der Tempelplateform ebenso wünschenswerth, wie für die Besichtigung des Inneren der Moschee, durch deren aus bunter Glasmosaik zusammengesetzte Fenster nur spärliches Licht einfällt.

Lortet hatte für seinen diesmaligen Besuch des Harâm einen Tag gewählt, an dem sich zu diesen günstigen Umständen noch ein anderer, nicht minder günstiger gesellte. Zwei Tage zuvor hatte das große Fest des Nebi-Musa, die Wallfahrt nach dem zwischen Jerusalem und dem Todten Meere belegenen „Grabe des Moses“, stattgefunden und eine unzählige Menge von Pilgern in der Stadt zusammengeführt. Die hohe Bedeutung des heiligen Tempelbezirkes für den gesammten muslimischen Kultus konnte kaum klarer vor Augen geführt werden, als durch die Scharen andächtiger Gläubigen, die ihn heute belebten. Im Schatten der Bäume auf dem Rasen, sowie auf dem von der Sonne erhitzten nackten Felsboden waren die

Gebetmatten ausgebreitet, auf denen die begeisterten Beter in augenscheinlich weltvergessener Inbrunst, knieend und mit der Stirn wieder und wieder den Boden berührend, ihre Koransuren recitirten. Der unüberwindliche Widerwille, den der fanatische Muslim gegen die Anwesenheit eines Ungläubigen in seinen Heiligthümern empfindet, gab sich unter den versammelten Gläubigen, von denen viele auswärtige Pilger seit mehreren Tagen schon im Harâm kampirten, durch drohende Blicke und gelegentliche Zusammenrottungen zu erkennen; ohne Lortet's militärische Eskorte wäre es unzweifelhaft zu thätlichen Angriffen gekommen, namentlich, als er sich anschickte, die Kubbet-es-Sachrâ zu betreten.

Dieses heute noch, wie schon von den Franken des Mittelalters, oft irrthümlich als Omar-Moschee bezeichnete Heiligthum (die eigentliche Omar-Moschee ist ein kleiner kahler Anbau der El-Aksa) ist auf seinen acht Seiten, von dem mit Marmorplatten bekleideten Sockel aufwärts, mit bunten Fayenceplatten bedeckt, die in Blau, Weiß und Grün nach persischer Art gefertigt sind. Koransprüche ziehen sich in verschlungenen Schriftzügen wie ein Fries über den Fenstern entlang. Die vier mit Thüren versehenen Seiten des achteckigen Unterbaues sind nach den vier Hauptthimmelsgegenden gerichtet. Der große Innenraum ist durch zwei konzentrische Säulen- und Pfeilerreihen in drei Theile getheilt; in der mittelsten Rotunde ragt der heilige Felsen, el-Sachrâ, aus dem Mosaik des Fußbodens empor. Unzählig sind die Sagen über die Bedeutung dieses Stückes



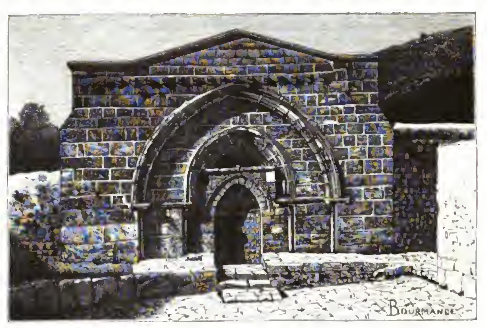
Kanzel des Kadi Borhân-ed-Din.

Felsboden, welche die lebhafte Phantasie der Araber erfunden hat. Der heilige Felsen schwebt einmal ohne Stützen über dem Abgrunde, stammt ein anderesmal wieder aus dem Paradiese und ruht auf einer Palme, die von einem Bache des Paradieses bewässert wird, und unter der sich Asia, die Gemahlin Pharao's, und Maria, die Mutter Jesu, befinden; auch als Pforte der Hölle figurirt er. Auf jeden Fall aber wird am jüngsten Tage die Kaaba von Mekka zur Sachrâ kommen und Gottes Richterthron auf dem heiligen Felsen aufgepflanzt werden. Mohammed's Ausspruch, daß ein Gebet bei diesem Felsen mehr werth sei als tausend Gebete anderswo, zieht alljährlich unzählige Gläubige aus den fernsten Ländern des Islâm hierher. Ein bunt-seidener Baldachin und eine Menge von Lampen hängen von der Kuppel herab über den von doppeltem Gitter umgebenen Felsen. An geringeren Gegenständen der Verehrung enthält die Moschee noch eine Fußspur des Propheten, die während der christlichen Periode des Tempels unter dem lateinischen Königreiche als Fußspur Jesu verehrt wurde; Barthaare Mohammed's, die Fahnen des Propheten und Omar's, sowie einen heiligen Schild. Der Fußboden des Gebäudes besteht aus kostbarem Marmormosaik, die Wände des achteckigen äußern Schiffes, sowie die der Trommel, auf welcher die große, von außen mit Bleiplatten belegte Kuppel ruht, weisen ebenfalls das herrlichste, buntfarbige Mosaik auf. Phantastische Linien, Blumenguirlanden, Blumenvasen, aus denen auf Goldgrund Trauben und Aehren hervorquellen, sind in kunstvoller Art aus kleinen gefärbten Glasstückchen zusammengesetzt. Bronzenes Blätterwerk und breite blaue Streifen,

auf denen Koransprüche in goldenen Lettern stehen, ziehen sich als Fries um den obern Rand des äußern Raumes und der Trommel. Die innere Seite der hölzernen Kuppel ist mit schindelartigen Holzstücken benagelt und reich mit vergoldeter und gemalter Stukkatur geschmückt. Die Grundfarbe ist auch hier blau. Die herrlichen Fenster des Oktogons sowie der Trommel stammen aus dem 16. Jahrhundert, wo der Tempel durch Soliman restaurirt wurde; die kleinen, einfarbigen Glasstückchen, aus denen sie zusammengesetzt sind, sind in Gips, nicht, wie bei uns, in Blei gefaßt und durch kleine eiserne Klammern verbunden.

Ist so der herrliche Bau wohl danach angethan, auf Gläubige wie auf Ungläubige durch seine harmonische Pracht einen tiefen Eindruck zu machen, so finden sich auch in seiner nächsten Umgebung, auf der Plateforme selber und dicht an diese grenzend, eine Anzahl kleinerer Gebäude, die unsere Bewunderung erregen. Da ist der sogenannte Kettendom, ein zierlicher, säulengetragener Kuppelbau an der Ostseite. Westlich von der Moschee und etwas von der Terrasse abgerückt, erhebt sich der sogenannte Sebil Kaït Bei, ein schönes, aus der Mitte des 15. Jahrhunderts datirendes Brunnengebäude, das sich vornehmlich durch den reichen Arabeskenschmuck seiner steinernen Kuppel auszeichnet. Ein wahres Prachtstück des zierlichsten arabischen Geschmackes zeigt sich uns aber in der am südlichen Portikus der Sachrâ-Terrasse befindlichen Kanzel des Kadi Borhân-ed-Dîn, in der während des Fastenmonats Ramâdan jeden Freitag gepredigt wird. Das Kanzelhäuschen, das von zierlichen Hufeisenbogen getragen wird, besteht aus acht schlanken, oben durch kleeblattförmige Bogen verbundenen Säulen; die Kuppel erhebt sich über einem breit vortretenden achteckigen Rande.

Lortet's Ausflüge nach den wichtigsten Punkten der nähern Umgegend von Jerusalem führten ihn zuerst nach dem Oelberge, der, durch das Kidronthal von der Stadt getrennt, dieselbe von Osten her beherrscht. Von dem östlichen, dem Stephans-Thore, ausgehend führt der Weg über die sogenannte „obere Brücke", die, nur aus einem Bogen bestehend, etwa fünf Meter über dem Thalbett liegt und in ihrer jetzigen Gestalt aus neuerer Zeit stammt. Unweit dieser Brücke liegt ein wichtiges Heiligthum, das von den muslimischen



Grabeskapelle der heiligen Jungfrau.

Gläubigen lange Zeit hindurch fast ebenso hoch gehalten worden ist, wie heute noch von den Christen: die Grabeskapelle der Heiligen Jungfrau. Schon seit dem 5. Jahrhundert hat sich über dem hier vermutheten Grabe der Maria eine Kirche erhoben, die, mehrmals zerstört, immer wieder aufgebaut wurde. Die Kreuzfahrer fanden nur Ruinen von ihr vor, und Melisendis, die Tochter Balduins II. und Gemahlin des vierten Königs von Jerusalem, ließ etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Kirche in ihrer noch heute erhaltenen, seltsamen Gestalt aufführen. Das eigentliche Gebäude befindet sich vollständig unter dem Boden; was über denselben hinausragt, ist nur eine Vorhalle. Die Hauptfaçade liegt nach Süden zu; von der kleinen eisernen Thür in dem vermauerten schönen Spitzbogenportal führt eine breite Marmortreppe in eine Tiefe von 10,8 m. Rings um den großen, durch viele Lampen erhellten Raum liegen eine Anzahl von Kapellen, zum Theil in den Felsen gehauen, der auch am Boden vielfach zu Tage tritt. Die Gräber der Eltern der Heiligen Jungfrau sowie das Grab Joseph's befinden sich der Sage nach in diesen Seitenräumen. Das eigentliche Grab Mariä, das ursprünglich auch ein Felsengrab gewesen sein soll, wird heute in einer kleinen, im Ostflügel des unterirdischen Raumes errichteten viereckigen Kapelle gezeigt; der sogenannte „Sarg der Jungfrau" ist ein hoher, steinerner Sarkophag. Mehrere Altäre, die den verschiedenen christlichen Konfessionen angehören, sowie eine Gebetsnische der Muslimen, die aus der Zeit stammt, wo auch sie Theil an dem Heiligthume hatten, bezeugen die hohe Verehrung für dasselbe. Heute hat sich der Aberglaube in hervorragender Weise dieser heiligen Stätte bemächtigt; das Wasser einer Cisterne im westlichen Flügel gilt für besonders heilkräftig und wunderthätig und ist deshalb eine gesuchte Waare. Lortet, der an einem Wallfahrtstage hierher kam, sah mit Erstaunen das tolle Gedränge einer Menschenmasse, die sich um die Cisterne in dem kleinen Raume stieß und schob. Ein Mönch war unablässig beschäftigt, den kleinen Eimer zu füllen, und ihn den Andrängenden zum Trunke darzubieten oder ihre mitgebrachten Krüge und Kannen daraus zu füllen. Aus dem obern Vorhofe der Kirche führt ein kleiner Gang in eine große zum Theil natürliche, zum

Theil durch gemauerte Pfeiler getragene Höhle, die sogenannte Höhle der Todesangst Jesu, das „antrum agoniae“. Auch hier stehen wieder drei, verschiedenen christlichen Konfessionen angehörige Altäre und einige große, aus breiten Steinen errichtete Bänke, die auf gottesdienstliche Handlungen schließen lassen. Ein großes Loch in der Decke der Höhle spricht für die Annahme, daß dieser „hochheilige“ Raum ehemals eine Cisterne oder eine Oelpresse gewesen ist.

Wenige Schritte von der Grabeskapelle entfernt liegt jenseit des zum Oelberge hinaufführenden Weges der Gethsemanegarten, ein von einer Mauer eingefaßter, etwa 70 Schritt langer und breiter Baumgarten, in dem sieben alte Oelbäume, die vor Alter geborsten und mit Steinen umdämmt sind, als aus Jesu Zeit stammend gezeigt werden. Da, wie man bestimmt weiß, Titus und Hadrian ihrerzeit sämmtliche Bäume um Jerusalem umgehauen, und die Kreuzfahrer nachmals in der ganzen Umgegend kein Holz gefunden haben, da andere Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert von sehr alten Bäumen sprechen, die hier stehen sollen, so zerfällt jene Annahme in Nichts — und wir können es hier höchstens mit weitläufigen Nachkommen der Oelbäume, unter denen Jesus wandelte, zu thun haben. Das von den zahlreich angepflanzten jüngeren Bäumen des Gartens gewonnene Oel wird zu hohem Preise verkauft; die Kerne der Oliven liefern besonders gesuchte Rosenkränze.

Der Verlauf der „Jeannette“-Expedition.

Der „New York Herald“ vom 6. April d. J. veröffentlicht einen Bericht von Georg W. Melville, dem Oberingenieur der „Jeannette“, welcher die erste zusammenhängende Schilderung der verunglückten Expedition dieses Polarschiffes enthält.

Die „Jeannette“ verließ San Francisco am 8. Juli 1879. An Bord befanden sich 5 Offiziere, ein Eislootse, der Korrespondent des „Herald“, ein Naturforscher, und 26 Mann Besatzung, zusammen 34 Seelen, unter dem Befehl des Kapitän De Long. Der Zweck der Expedition war, auf dem Wege durch die Bering-Straße den Nordpol zu erreichen; das Schiff war auf die vollständigste Weise auf drei Jahre ausgerüstet. Am 2. August erreichte die „Jeannette“ die Insel Unalaschka (Aleuten), nahm weitere Vorräthe, Kohlen und Pelze an Bord, und fuhr am 6. nach der Handelsstation St. Michael am Norton Sund (Alaska) weiter, wo sie am 12. eintraf. Von hier fuhr das Schiff nach der St.-Lorenz-Bai (Ost-Sibirien) hinüber und erreichte daselbst am 25. August den Lütke-Hafen. Nachdem hier die letzten Vorräthe und Kohlen eingenommen, fuhr die „Jeannette“ am 27. weiter, passirte die Bering-Straße und traf am 31. in der Koliutschin-Bai (Nordost-Sibirien) ein. Hier erhielt De Long bestimmte Nachrichten, daß die „Vega“, mit der Nordenskjöld'schen Expedition, nach der zu forschen er Instruktionen hatte, sich in Sicherheit befinde, und setzte nun seine Fahrt direkt nach Norden fort.

Am 3. September 1879 traf das Schiff auf das erste Eis. Bis zu diesem Tage reichten bekanntlich die letzten Nachrichten von der „Jeannette“, die daselbst von mehreren Walfischfängern, nordwärts steuernd, gesichtet wurde. Nach jenem Datum blieb die Expedition über zwei Jahre lang gänzlich verschollen.

Am 4. September kam die Herald-Insel in Sicht. Bis zum 6. arbeitete das Schiff sich langsam durch die Eisfelder weiter, als es an diesem Tage gänzlich eingeschlossen wurde. Am 13. wurde ein Versuch gemacht, auf der nahen Herald-Insel zu landen; aber derselbe mißlang, und die ausgesandte Abtheilung mußte am folgenden Tage zum Schiffe zurückkehren, ohne das Ziel erreicht zu haben. Die „Jeannette“ fuhr fort, mit dem Eise nach Nordwesten zu treiben, und am 21. Oktober wurde Wrangell-Land in südlicher Richtung gesichtet. Bis zum 25. November blieb das Schiff in dem fest gepackten Eise besetzt, als es nach mehreren Tagen schweren Eisdruckes plötzlich in offenes Wasser gedrängt wurde und nun steuerlos (?) mit der starken Strömung nach Nordwesten trieb. Aber schon am Abend des nächsten Tages legte sich die „Jeannette“ an ein großes Eisfeld, wo sie wieder gänzlich einfror. In dieser Lage blieb das Fahrzeug bis zum Tage seines Unterganges.

Am 19. Januar 1880 fand man, daß das Schiff schwer beschädigt sei und durch mehrere Lecks Wasser aufnahm; schon während mehrerer Tage vorher hatte der Eisdruck und der Lärm der berstenden Eisfelder die Besatzung in großer Unruhe erhalten. Mit den Dampf- und Handpumpen gelang es nach unausgesetzter Tag- und Nachtarbeit alles Wasser im Schiffsraum zu entfernen. Auch wurden alle Vorbereitungen getroffen, um, falls nöthig, das Schiff zu verlassen und über das Eis nach Wrangell-Land zurück zu gehen. Die „Jeannette“ trieb nach Nordwesten weiter, und bis zum 18. Mai war es nothwendig, das eindringende Wasser durch Dampfkraft auszupumpen. An diesem Tage wurde der wasserdichte Verschlag vollendet, welcher das Leck im Vordertheile des Schiffes isoliren sollte; die Zwischenräume desselben wurden mit Talg, Mehl, Asche und Werg ausgefüllt. Von jetzt an genügten die Hand- und Windmühlpumpen, um das Wasser zu entfernen, doch mußten sie Tag und Nacht, und zwar bis zum Tage des Unterganges, in Bewegung gehalten werden.

Ein ganzes Jahr lang trieb die „Jeannette“ ohne den geringsten Zwischenfall nach Nordwesten weiter. Während der ersten fünf Monate betrug die zurückgelegte Entfernung nur 40 engl. Meilen, da die Eisfelder eine kreisförmige Bewegung hatten. Während der letzten sechs Monate war die Trift dagegen sehr schnell. Der Gesundheitszustand der Mannschaft war während der ganzen Zeit sehr gut; kein Fall von Skorbut kam vor. Destillirtes Wasser wurde benutzt, und zweimal in der Woche gab es Bären- oder Seehundsfleisch; Rum wurde nicht verabreicht. Alles ging so oft als möglich auf die Jagd, obgleich Wild selten war. Im Ganzen wurden gegen 30 Bären, 250 Seehunde und 6 Walrosse erlegt; weder Fische noch Walfische wurden gesehen. Während der größten Zeit blieb das Schiff unter starkem Eisdrucke scharf auf die Seite gelegt, so daß die unaufhörliche Besorgniß um seine Sicherheit einen niederdrückenden Einfluß auf den Gemüthszustand der Besatzung ausübte. Trotzdem wurden täglich alle möglichen wissenschaftlichen Beobachtungen angestellt. Die Lothungen blieben ziemlich gleichmäßig; in der Nähe des Wrangell-Landes, welches oft in einer Entfernung von gegen 75 Meilen sichtbar war, betrug die Meerestiefe nur 18 Faden (à circa 6 Fuß).

Die größte Tiefe betrug 80 Faden, die durchschnittliche 35; der Meeresboden bestand aus blauer Erde, und Garnelen und viele Algenarten wurden mit dem Schleppnetz erbeutet. Die Wassertemperatur betrug an der Oberfläche gegen 6° R. unter dem Nullpunkt. Die größte beobachtete Kälte betrug 58° F. unter Null (— 11½° R. ?), die größte Wärme + 6° R. Während des ersten Winters war die Durchschnittstemperatur 33° F. unter Null (— 4/9° R. ?), während des zweiten 39° (— 3½° R. ?); dagegen die Sommertemperatur durchschnittlich + 4° R. Der stärkste Sturmwind hatte eine Geschwindigkeit von 50 Meilen pr. Stunde, doch waren derartige selten. Barometrische und thermometrische Schwankungen waren nicht bedeutend, und die Störungen der Magnetnadel stimmten mit den Nordlichtern überein. Die Zunahme der Eisdicke betrug während eines Winters 8 Fuß, und das schwerste beobachtete Eis hatte 23 Fuß Stärke. Die Sammlung von Photographien und gegen 2000 Nordlichtbeobachtungen gingen mit dem Schiffe verloren, aber die Aufzeichnungen des Naturforschers wurden gerettet.

Am 17. Mai 1881 wurde Land gesichtet, das erste seit dem Verschwinden von Wrangell-Land. Es war ein kleines Felseneiland, welches von seinen Entdeckern „Jeannette-Insel“ getauft wurde. Seine Lage ist unter 76° 47′ nördl. Br. und 158° 56′ östl. L. v. Gr., und es wurde kein Versuch gemacht, auf demselben zu landen.

Das Schiff trieb schnell nach N.-W. weiter, und am 24. Mai kam eine zweite Insel in Sicht. Um diese Zeit befand sich die „Jeannette“ in großer Gefahr, da das Eisfeld sich in schneller Bewegung befand und das Packeis rings um das Schiff in chaotischen Massen und Formen aufgethürmt war. Am 1. Juni befand sich die Insel nur noch in kurzer Entfernung, und diesmal wurde eine Landung unternommen. Eine Abtheilung von fünf Mann unter Melville's Kommando verließ das Schiff; sie führten einen von 15 Hunden gezogenen Schlitten, auf dem ein Boot lag, sowie Waffen, Munition, ein Zelt und Vorräthe auf sieben Tage mit sich. Nach mühsamem Marsche über das Packeis gelang es am Abend des 3. Juni die Insel zu erreichen. Die amerikanische Flagge wurde aufgezogen, und im Namen der Vereinigten Staaten Besitz von diesem Eiland ergriffen, welches „Henrietta-Insel“ benannt wurde. Dieselbe ist ziemlich ausgedehnt, hoch, gebirgig und anscheinend vulkanischen Ursprungs und unter einer ewigen Eis- und Schneekuppel vergletschert. Ihre Lage ist unter 77 Gr. 8 Min. nörd. Br. und 157 Gr. 43 Min. östl. L. Thiere wurden keine bemerkt. Am 6. Juni kehrte die Abtheilung zu dem Schiffe zurück.

Schiff und Eis trieben nach W. und N.-W. weiter. Allmälig begannen die Eisfelder rings umher nach allen Richtungen sich zu spalten. In der Nacht des 10. Juni fanden mehrere heftige Stöße statt, durch welche die „Jeannette“ mehrere Zoll in ihrem Bette emporgehoben wurde. Es vermehrten sich die Anzeichen eines baldigen Aufbrechens des Eisfeldes, welches bisher das Schiff geschützt hatte, und um 10 Minuten vor Mitternacht am 11. Juni öffnete sich plötzlich das Eis dicht neben dem Schiffe, so daß dasselbe wieder völlig frei wurde und zum ersten Male seit vielen Monaten auf geradem Kiele schwamm. Das Eis blieb in Bewegung, aber ohne dem Schiffe einen ernstlichen Schaden zu verursachen.

Da kam der Morgen des 12. Juni, des Todestages der „Jeannette“. Das Packeis begann sich um das Schiff herum zu stauen, so daß dieses unter dem ungeheuern Drucke sich nach Steuerbord (der rechten Seite) überlegte und die Fugen des Verdecks sich öffneten. Diese Pressungen wiederholten sich während des ganzen Tages von Zeit zu Zeit, bis zum Abend, als es klar wurde, daß die „Jeannette“ nicht viel länger zusammenhalten würde. Kapitän De Long ließ nun alle Vorbereitungen zum Verlassen des Schiffes treffen; die Boote wurden auf das Eis herabgelassen, und Vorräthe, Lebensmittel, Waffen, Zelte, Alkohol, Schlitten und jede nöthige Ausrüstung auf dem Eisfelde in Sicherheit gebracht. Bis 6 Uhr Abends hatte sich das Schiff fast ganz mit Wasser gefüllt; es lag im Winkel von 22 Grad auf der Seite und wurde nur durch die gegenüberliegenden Ränder des Eisfeldes am Sinken gehindert. Am Morgen des 13. Juni, gegen 4 Uhr, öffnete sich das Eis, und die „Jeannette“ ging, mit vom Maste wehender Flagge, unter. De Long blieb mit seinen Leuten sechs Tage lang auf diesem Eisfelde, um die Art und Weise des Rückzuges nach Süden zu organisiren. Die genaue Position des Schiffsunterganges wurde mit 77° 15′ nördl. Br. und 155° östl. L. festgestellt. Am 18. wurde der Marsch südwärts angetreten, indem die mit Vorräthen gefüllten Boote und Schlitten über das Eis gezogen wurden. Am 24. gelang es eine astronomische Beobachtung zu machen, wobei sich herausstellte, daß die Schiffbrüchigen sich unter 77° 42′ nördl. Br. befanden, und somit nach sechstägigem Marsche um 27 Meilen weiter nach Nordwesten getrieben waren! Mit verdoppelten Anstrengungen wurde jetzt der Marsch nach Südwesten fortgesetzt, um das Ziel, die Neusibirischen Inseln, zu erreichen. Der Schnee auf dem Packeise war knietief, und da die Mannschaft nicht zahlreich genug war, um die Boote und Schlitten mit der vollen Last mitzuziehen, mußte sie nicht weniger als dreizehn Mal denselben Weg zurücklegen, davon sieben Mal mit Bepackung.

Am 29. Juli wurde wieder eine neue Insel erreicht, welche nach Aufziehen der Flagge und Besitzergreifung Bennett-Insel getauft wurde. Die Position derselben ist unter 76° 38′ nördl. Br. und 150° 30′ östl. L. Sie scheint demnach, wie auch die beiden früher entdeckten, ein nach Nordost vorgeschobener Vorposten der Neusibirischen Inseln zu sein. Die Bennett-Insel ist von bedeutendem Umfang, mit steilen Felsenküsten, an welchen eine starke Fluththätigkeit beobachtet wurde. De Long mit seinen Leuten passirten das östliche Ende der Insel; sie sahen viele Vögel, aber keine Seehunde und Walrosse. Am Strande fanden sie Treibholz, Kohlen (?) und alte Hörner (von Renthieren?); die Südspitze erhielt den Namen Kap Emma.

Am 6. August wurde der Rückzug fortgesetzt. Es zeigte sich jetzt hin und wieder offenes Wasser, so daß die Boote benutzt werden konnten; dazwischen mußten wieder mühsam die Schlitten gezogen werden. Endlich kam die Nordküste der Thaddäus-Insel (Fadjejewskoi), der mittlern der Neusibirischen Gruppe, in Sicht, aber in Folge der enormen Eishindernisse gingen zehn Tage verloren. Erst am 31. August konnten die Schiffbrüchigen auf der Südseite dieser Insel landen. Sodann wandten sie sich nach Westen, um das Südende der Kessel-Insel (Koteljnoi) zu erreichen. Von hier ging es am 6. September weiter, und am nächsten Tage wurde in Sicht der kleinen Stolbowoi-Insel auf dem Eise gelagert. Am 10. landeten sie auf dem Semenow-Eiland, welches nur noch 90 Meilen nordöstlich von dem nördlichsten Punkte des Lena-Deltas liegt.

Zur Zurücklegung dieser Strecke über ein gänzlich eisfreies Meer vertheilte De Long seine Leute auf die drei Boote: er selbst übernahm den ersten Kutter, begleitet von Dr. Ambler, dem Korrespondenten Collins und 11 Mann; der erste Lieutenant Chipp erhielt den Befehl über den zweiten Kutter, mit dem Eislootsen Dunbar und 6 Mann, und der zweite Lieutenant Dannenhauer, mit Oberingenieur Melville,

dem Naturforscher Newcomb und 8 Mann übernahmen das Walfischboot.

Am 12. September traten die drei Boote die Fahrt nach Südwesten an; gegen Mittag hatten sie das Ufereis passirt, und während des Nachmittags kamen sie mit günstigem Winde rasch vorwärts. Während der Nacht erhob sich aber ein wüthender Nordoststurm, welcher die Boote auseinandertrieb. Der zweite Kutter unter Melville's Kommando (da Lieutenant Dannenhauer an Eisblindheit litt) erreichte am Morgen des 14. die Untiefen bei Barkin im östlichen Theile des Lena-Deltas; am 16. fuhr er in den Mündungsarm ein und lagerte mit seinen Leuten in einer verlassenen Hütte. Die meisten derselben waren krank und litten an erfrorenen Gliedmaßen; ein Matrose hatte den Verstand verloren. Einige Tage später trafen sie mit Eingeborenen zusammen, welche ihnen Hilfe leisteten.

Das Weitere ist bereits aus den telegraphischen Berichten bekannt. Melville's Abtheilung zog langsam die Lena hinauf, unter den größten Schwierigkeiten und Entbehrungen; erst am 2. November traf Melville, welcher vorausgeeilt war, in Bulun, einer Ansiedelung gegen 150 Meilen von der Mündung, ein. Hier fand er zwei Matrosen von De Long's Abtheilung in gänzlich erschöpftem Zustande. Sie berichteten Folgendes: Nachdem der erste Kutter mit seinen 14 Insassen den Sturm in der Nacht des 12. September überstanden, gelang es, am Morgen des 16. den westlichen (Tumanskischen) Mündungsarm der Lena zu erreichen. Nach zweitägigen, in Folge der Untiefen vergeblichen Versuchen, das Ufer zu erreichen, verließen De Long und seine Leute das Boot und wateten mit ihren Waffen und den nothwendigsten Vorräthen ans Land. Dann zogen sie durch das Delta nach Süden, der Matrose Erikson mußte seiner erfrorenen Füße wegen auf einem improvisirten Schlitten gezogen werden; am 7. Oktober starb er und wurde in dem Fluß bestattet. Am 9. waren sämmtliche Vorräthe aufgezehrt, worauf De Long sich entschloß, seine beiden kräftigsten Leute (Nindermann aus Rügen und Noros) nach Hilfe vorauszuschicken. Unter den schrecklichsten Anstrengungen erreichten sie die Ansiedelung Bulkur, von wo einige Eingeborene sie auf Renthierschlitten nach Bulun brachten, wo sie am 27. Oktober eintrafen. Als sie De Long's Abtheilung verließen, befand sich diese auf dem nördlichen Ufer eines großen Westarmes der Lena.

Melville rüstete sogleich eine Hilfsexpedition aus und ging mit mehreren Eingeborenen und Hundeschlitten mit Vorräthen wieder nach Norden die Lena hinab. Er fand zahlreiche Spuren der De Long'schen Abtheilung, ihre Lagerplätze, auch Schriftstücke, aber nur solche, welche vor dem 9. Oktober datirt waren. Nachdem er bis zu der Stelle im westlichen Delta vorgedrungen, wo De Long gelandet und seine entbehrlichen Ausrüstungsgegenstände in einem Steinhaufen niedergelegt hatte, mußte Melville umkehren. Seine Vorräthe waren erschöpft, schreckliche Schneestürme verhinderten weitere Nachforschungen, und die Eingeborenen weigerten sich, ihn weiter zu begleiten; am 27. November kehrte er in gänzlich erschöpftem Zustand nach Bulun zurück. Im December traf er mit Dannenhauer und den 11 Geretteten in Irkutsk ein.

Es steht wohl jetzt außer Zweifel, daß De Long mit seinen 11 Begleitern im Oktober 1881 der Hungersnoth und den Schrecknissen eines nordsibirischen Winters erlegen ist [1]). Somit sind von der ganzen Expedition nur obige 13 Mann gerettet worden, denn daß der zweite Kutter mit Lieutenant Chipp und 7 Mann in dem Sturme am 12. September untergegangen, darf leider nicht bezweifelt werden. Mit Ausnahme der Franklin'schen Expedition hat nie eine so wohlausgerüstete Polarexpedition wie diejenige der „Jeannette" auf so traurige Weise geendet.

Unterdessen ist nichts versäumt worden, um über das Schicksal der Verschollenen Sicherheit zu erlangen. Die russische Regierung hat alle Eingeborenen der untern Lena instruiren lassen, Nachforschungen anzustellen. Während Dannenhauer mit 9 Mann nach Europa zurückkehrt, blieb Melville mit den zwei kräftigsten in Jakutsk, um mehrere Expeditionen zu organisiren und sobald die Jahreszeit es gestattet, das ganze Terrain absuchen zu lassen. Im letzten Februar ist Herr Jacson, ein Specialabgesandter des „New York Herald", in Irkutsk eingetroffen und wird sogleich Melville folgen. Ferner hat auch die amerikanische Regierung sogleich nach Eintreffen der ersten Nachrichten zwei Marineoffiziere nach Sibirien abgesandt, welche sich jetzt bereits an Ort und Stelle befinden; dieselben werden, sobald der Fluß schiffbar ist, mit einem gemietheten Flußdampfer die Lena hinabfahren, um das Delta und die benachbarten Küsten des Eismeeres zu untersuchen. Auch die russische Expedition unter Lieutenant Jürgens zur Gründung der Polarstation an der Lenamündung ist angewiesen worden, den Amerikanern beizustehen. Leider ist aber wohl keine Hoffnung vorhanden, daß diese anerkennenswerthen Anstrengungen ein anderes Resultat haben werden, als die Auffindung der Leichen der Verschollenen.

Francis Birgham.

[1]) Eine Depesche aus Washington vom 6. Mai hat diese Annahme bestätigt; sie lautet: „Eine Depesche des Ingenieurs Melville von der „Jeannette" an den Sekretär der Marine, datirt aus dem Delta des Lenaflusses vom 24. März, meldet, daß er den Lieutenant de Long und seine Gefährten todt aufgefunden habe. Melville setzt seine Nachforschungen nach dem Lieutenant Chipp, dem Kommandanten der zweiten Schaluppe, fort."

Pakrac und Lipik im Westen des Pozeganer Comitats.

Von Professor **E. Kramberger**.

IV.

Ich machte einen Gang durch den Marktflecken. Die Einwohner, etwa 1700, darunter $^2/_3$ Katholiken und $^1/_3$ griechisch-orientalische Christen nebst wenigen Juden, betreiben meistentheils verschiedene Handwerke; die Zahl der Kaufläden ist der Größe des Ortes angemessen. Dazu beschäftigen sich die Bürger mit Ackerbau und Rebenkultur. Vor Jahren hatte der herrschaftliche, 30 Joch haltende Zwetschkengarten 14000 in Quincunx-Form gesetzte Bäume, deren Zahl jetzt gelichtet ist. Es hat übrigens die Oekonomie ihre Uebelstände, die meist durch den Mangel an Arbeitern hervorgerufen werden. Der slavonische Bauer geht nicht gern und dann nur um hohen Lohn in Arbeit. So kommt es, daß sich einige Herrschaften in den nördlicher gelegenen Gegenden durch die zahlreichen Likaner helfen, die als Taglöhner, Waldroder u. s. w. ihr Fortkommen hier suchen. In Pakrac ist der Sitz des Bezirksgerichtes, eines Steueramtes,

der Vicegespanschaft und seit 1721 die Residenz der griechisch-orientalischen Bischöfe, welche vordem in Požega wohnten. Das Residenzgebäude weist zwar keine besonderen Schönheiten auf, ist jedoch sehr geräumig. Gegenüber liegt die griechisch-orientalische Kirche, deren Glocken in Folge der häufigen Kirchenfeierlichkeiten oftmals selbst in später Nacht oder in den allerfrühesten Morgenstunden den an solche Töne zu außergewöhnlicher Zeit nicht gewöhnten Reisenden aus der Ruhe scheuchen. Der Grieche ist, mit Ausnahme einiger weniger Ortschaften, bigott und ein fleißiger Kirchengänger; die Feiertage sind zahlreich und namentlich in der Residenz des Bischofs kirchliche Funktionen häufiger als anderswo. Schön im Innern der Kirche sind die von ziemlich fertiger Hand gemalten Bilder der Ikonostasis. Unweit von der katholischen Pfarrkirche steht ein ehemaliges großes Paulinerkloster, jetzt als Fruchtmagazin verwendet. Von sonstigen Gebäuden ist die neue, sehr hübsch, sogar elegant gebaute Normalschule, das Spital, einst Trenk's Schloß, sowie die wohlgebauten Häuser am Platze zu erwähnen. An die Residenz stoßend erheben sich die runden Thürme und massiven Mauern der alten Burg, deren westlicher Theil an die Pakra grenzt. Vor einigen Jahren wurde ein Theil davon niedergerissen, da er einzustürzen drohte. Im Burghofe steht die Wohnung des Proto, Erzpriesters. Die Steintreppen und Kammern in einem der Thürme sind gut erhalten, doch die Kreuzbogen der gothischen Kapelle durch den Einsturz der Decke vernichtet. Das Gebäude hat noch immer große Dimensionen und war mit einem tiefen, jetzt ausgefüllten Graben und einer Ringmauer umgeben, wovon ein Theil mit den Schießscharten und dem mit modernem Gitter verschlossenen Eingangsthor noch erhalten ist. Der älteste Eigenthümer des Schlosses war höchst wahrscheinlich der Bruder des kroatischen Banus Marko Talovac, der Prior von Vran, Ivan Talovac, der 1448 in der hier stattgefundenen Schlacht fiel. Auf ihn folgte die Familie Pekri. Einer von ihnen schloß sich an Kaiser Ferdinand an, weshalb die Gegenpartei mit einer Schar Frankopans zu dessen Züchtigung in Pakrac einbrach. Um 1537 kam es in den Besitz des Grafen Nikolaus Zrinjski, hernach in türkische Gewalt und wurde der Schauplatz manchen blutigen Straußes, den die Brüder Mato und Marko Lapsanović und deren slavonische Anhänger mit den Bekennern des Korans ausfochten. Als diese abzogen, wurde Baron Ims, und 1729 Trenk, der es von jenem kaufte, Eigenthümer. Die Bauern hatten sich mit bewaffneter Hand gegen Ims erhoben und ihm, obgleich General Graf Locatelli den Aufstand niederwarf, die Lust an dem Besitzthum verleidet. Nach Trenk's Ableben ging es auf einen gewissen Ugrin, aber schon 1760 an die Adelsfamilie der Janković über, worauf es um 1867 Graf Janković an die griechisch-orientalische Kirchengemeinde verkaufte. Schöne Wälder krönen die Gebirge rings herum; die Weingärten sind gut gepflegt, die Weine gut, und ziemlich lebhaft ist der Handel mit Hornvieh, zu dessen Einkauf Händler aus weiter Ferne, namentlich aus Oedenburg, zu Markte kommen.

Der Sonntag bringt die Bevölkerung des Umkreises theils zum Kirchenbesuche, theils zum Verkaufe ihrer Produkte oder Einkauf des Nöthigen herein, denn Kaufläden finden sich in den von aller Welt abgeschlossenen Dörfern in den seltensten Fällen. Der Menschenschlag ist ein kräftiger, doch nicht so hübsch, wie jener um Požega, auch die Tracht nicht so kleidsam. Im Benehmen fand ich sie nicht so offen und freundlich, wie in der Nähe von Požega oder in der Podravina. Der Hauptgrund mag wohl in der geringen Zahl der Schulen sein, da die kleinen und zerstreuten Orte des Gebirges keine Lehrer halten können. Die Frauen der griechisch-orientalischen Christen tragen ein weißes, gesticktes Tuch, das vom Haupte lang hinabreicht. An die Wangen legt sich beiderseits von den Schläfen ausgehend ein glattgestrichenes, festangedrücktes, glänzendes Haarbüschel. Ueber der Schläfe guckt ein hinter die Ohren gestecktes Bouquet gelber Strohblumen hervor. Auch hier gehen die Mädchen, wie überall, unbedeckten Hauptes. Zur Kirche pflegen sie sich einen selbstgefertigten, bunten Teppich, die Čarenica, mitzubringen, um darauf zu knien, oder vor Beginn der Messe darauf auf dem Rasen zu sitzen. Die Männer fetten sich das Haupthaar sehr stark ein, worauf sie den häufig grauen Filzhut drücken. Ich fand die Kaufläden voll und blieb schließlich bei der Bude eines Hutmachers stehen. Mit großem Geschrei wurde da gehandelt, Betheuerungen wurden gewechselt; namentlich die Frauen, die da für ihre männlichen Hausinsassen daheim Einkäufe besorgten, verlegten sich auf laute Schwüre. Die eingehandelten Hüte übereinander gesteckt und aufgesetzt schritten sie mit einem Bündel Unschlittkerzen in der Hand stolz davon. Hier und da stieß ich auf Gruppen, die im Schatten einer Wand gemüthlich die Mittagsstunde verschliefen. Mit Vergnügen sah ich sonst den slavonischen Bauern zu, wenn sie, von der Feldarbeit ausruhend, im Kreise um ein ausgebreitetes, weißes Tuch am Erdboden herumsaßen und von den zum Frühstück ausgelegten Speisen zulangten. Die Auswahl ist keine geringe. Da finden sich einmal gesäuerte, oder im Sommer auch ungesäuerte Gurken, die geschält und tüchtig gesalzen ohne weitere Zubereitung dem Munde zugeführt werden. Dazu kommt Speck, Zwiebel und Paprika; oder zur Zwiebel hartgesottene Eier und Käse. Delikat ist der Schafkäse, der in kleine Laibchen geformt und unter dem Dachfirst in käfigähnlichem Weidengeflecht getrocknet dem feinsten Gaumen wohlbehagt. Alter Käse wird steinhart, kann aber, auf Gluth gelegt, wieder weich und genießbar werden. Häufig kommt die Papula zum Frühstück. Es sind dies ganz weich gekochte, zerdrückte und in einen Laib gepreßte Bohnen. Geselchtes Rind- und Schweinefleisch vermehrt den Speisezettel. Zu Hause pflegt das Frühstück warm genossen zu werden. Auch hier giebt es Abwechslung: Maismehl, oder sehr fein gestoßene Kürbiskörner in Milch gekocht; Eier in Rahm gerührt und langsam gebraten, die sogenannte Cicvara. Das Brot bäckt man aus Korn- und Gerstenmehl.

Von Pakrac begab ich mich nach Lipik. In den Sommermonaten verkehrt mehrmals des Tags ein Omnibus zwischen den beiden Orten. Ich benutzte also diesen und befand mich in einem halben Stündchen am Ziel. Die Straße ist sehr belebt, die Gegend recht anmuthig. Das Thal erweitert sich zu einer kleinen Ebene, in deren Mitte der Badeort liegt.

Rings in halbstündiger Entfernung wird die Fläche von Bergen umschlossen und nur der Westen, dem die Pakra ihre Wellen zusendet, bleibt frei. Die Jodquelle war bereits den Römern unter dem Namen „Aquae Balissae“ bekannt. Später gehörte sie mit dem Orte zur Herrschaft Biela stiena und war Eigenthum der ungarischen Könige. So lange die Türken Herren waren im Lande, brachten sie zwar keine Verbesserungen am Bade an, ließen jedoch als Freunde von Bädern die Quelle unbeschädigt. Als sie abzogen, kam Lipik in den Besitz der Kammer, welche sie unter Maria Theresia an die Janković abtrat. Zuletzt brachte sie Knoll käuflich an sich. Dieser machte sich um die Anstalt sehr verdient. Bis zum Jahre 1869 nämlich quoll das jodhaltige Wasser auf einem Flächenraume von 100 Quadratklafter an vier verschiedenen Plätzen hervor, besaß demnach verschiedene Temperaturen, sammelte

sich langsam, und floß auch zum Oeftern spärlich. Der Eigenthümer ließ deshalb in Jahresfrist einen 123° 4′ 9″ tiefen artesischen Brunnen anlegen, worauf jene vier Quellen versiegten, die neue aber allein in 24 Stunden 30 000 Eimer Jodwasser giebt mit einer Temperatur von 49,3 bis 51,2° R. Die Zusammensetzung (Jod, Brom, Natron und Kali) macht sie zur einzigen der Art in Europa. Seitdem Knoll ein geschmackvolles, ziemlich geräumiges Kur- und Wohnhaus bauen ließ, mehrt sich die Zahl der Gäste jährlich, so daß jetzt schon viele im Dorfe keine Unterkunft mehr finden und gezwungen sind in Pakrac zu wohnen. Obgleich bis jetzt etwas über 1000 Gäste im Jahre zum Kurgebrauche kommen, dürfte sich die Zahl derselben binnen wenigen Jahren bedeutend steigern. Es wundert mich, daß noch kein Unternehmer auf den Gedanken gerieth, einen regelmäßigen Stellwagenverkehr zwischen Lipik und Altgradiška an der Save einer- und Bares-Veröce andererseits einzuführen, um so mehr, da auch das Bad Daruvar auf letzterer Strecke liegt.

In Lipik ist die Bevölkerung gemischt; nebst Landeskindern wohnen hier Böhmen und einige Ungarn. Je weiter man von da nach Westen vordringt, desto mehr ändert sich der Charakter der Landschaft; das Terrain verflacht sich, wird etwas wellenförmig, die Gebirge treten südlich und nördlich zurück und gehen im Süden in die Saveebene über. Auffallend ist die Tracht der Frauen schon in den folgenden und weiter gegen Kutina gelegenen Orten. Eine weiße, geschlungene Poculica sitzt weit rückwärts auf dem in einen dicken Knoten geflochtenen Haar des Hinterhauptes, der Scheitel bleibt bloß. Statt des Hemdes schmiegt sich ein kurzes, weißes Korsettchen bis zum halben Rücken um den Leib und läßt diesen bis zum Gürtel unbedeckt. Vorn geht es vom Halse abwärts in herzförmigem Ausschnitte auseinander; die Brust bleibt halbentblößt, neugierigen Blicken ausgesetzt, die jüngere Personen, besonders um Kutina herum, auf sich ziehen, wo die Frauen wieder hübsch, viele sogar sehr anmuthig sind. In den meisten Fällen jedoch, an Sonntagen regelmäßig, werfen sie außer dem Hause ein buntes Tuch über die Schultern, Brust und Rücken. Die Skute, auf ähnliche Weise in Falten gelegt, wie wir dies bei den Velikanerinnen kennen lernten, bedecken Schlingereien und Stickereien; ebenso die Aermel bis an die Achseln.

Von Lipik fuhr ich dann südlich ein Stück ins Psunj-Gebirge hinein über Čaglić nach Biela stiena. Hat man die Pakra unterhalb Lipik überschritten, so windet sich die gutangelegte Straße die Anhöhen hinauf. Sie führt nach Okučani im Gradiškaner Bezirk, wo sie in die große, von Sisek über Moslavina, Novska und Gradiška nach Brod und Essegg laufende einmündet; ein Zweig reicht bis Altgradiška an der Save. Eine Reihe Weingärten krönt die eben erklommene Bergkante. In einem derselben flatterten als Vogelscheuchen eine Unzahl weißer Papierstreifen an langen Fäden wie die Wimpel eines Seeschiffes; ich hielt sie anfänglich für Fähnlein, von einer lustigen Gesellschaft ausgesteckt. Reizend ist von hier der Anblick des fernab liegenden Pakrac mit seinen blinkenden Thürmen und Dächern; in saftigem Grün liegt Lipik vor dem Auge, im fernen West erhebt sich die Kette des Moslaviner Gebirges in Kroatien; im Osten aber reihen sich in nächster Nähe die waldigen, finsteren Gipfel des Psunj aneinander. Er ist die Fortsetzung des hohen Sujnik und reicht wie dieser ins Savethal hinein. Im Walde herrscht die Buche vor, jedoch finden sich auch Eschen und Ahorne in großer Menge. Bald senkt sich die Straße in ein kleines Kesselthal, wo sich das hübsche, reinliche, gutgebaute Dorf Čaglić mit zwei Kirchen zu beiden Seiten des Weges hinzieht, der erste Ort, der zum Bezirke Gradiška gehört. Weiter nach Süden steigt die Straße immer höher und wilder werden die umgebenden Berge. Desto angenehmer überraschte mich nach einer langen Stunde vollständiger Einsamkeit der unerwartete Anblick eines Dorfes mitten in einer schönen Gebirgslandschaft; Biela stiena lag vor mir. Vor dem Dorfe steigt linker Hand, also östlich, aus grünem Thale ein runder Kegel empor. Von der Sohle bis zur Mitte reichten Maisfelder, darüber eine Grasfläche, hier und da etwas Gebüsch, auf der Spitze einige weiß schimmernde Mäuerlein. Im Hintergrunde Kalkwände, Schluchten und Abstürze, über die hinaus sich die tiefblauen Gebirgsmassen des Psunj häuften, gegen Osten hin immer dunkeler werdend und im Gewölke verschwimmend die zur Save hinreichenden, in röthlichem Lichte leuchtenden Züge. Ueber ein sanft abfallendes Brachfeld stieg ich ins Thal hinab und betrat den Hügel. Nachdem ich ihn langsam erklommen, warf ich einen Blick in das nach Süden sich erstreckende Thal. Man muß bekennen, unsere Vorfahren verstanden es, die zur Anlage von Burgen und Klöstern günstigsten Punkte zu finden. Auch hier stand einst ein berühmtes Schloß und Kloster, nach dem noch heute zu Tage das benachbarte Dorf benannt wird.

Die Ruine ist hohen Alters, nach gefundenen römischen Inschriften und Münzen zu schließen, vielleicht schon aus der Kaiserzeit herrührend. Jedenfalls wird ein Verkehrsweg von der Save über dieses Joch nach Aquae Balissae und weiter in die „Aurea vallis“ (Požega) geführt haben. Ein gefundenes Schwert mit dem Wahlspruch Pro Deo et patria, 1444, giebt Zeugenschaft für das Alter der Mauern. So viel geschichtlich erwiesen, stand hier zuerst eine den Templern gehörige Abtei nebst dem Schlosse Abbatia Beatae Mariae Virginis de Bela Stiena, die 1311 nach Aufhebung des Ordens in königlichen Besitz überging. Von nun an wechselten die Herren desselben häufig und an das „Castrum Feyerkew“ [1]) schloß sich allmälig die Stadt oder wenigstens ein größerer Flecken „oppidum similiter Feyerkew“ an. König Sigismund verschenkte es 1435 an den serbischen Despoten Georg Branković; dessen Enkel, Zmaj despot Vuk, besaß es um 1478. Damals gehörten über 60 Dörfer und andere Flecken dazu. Es ging, um kurz zu sein, von Vuk auf seine Wittwe Barbara und endlich von der Familie der Branković auf die der Berislavić, dann auf Banfy, König Ludwig und Peter Keglević, eine Reihe von berühmten Namen, über. Dem Keglević entrissen es 1543 die Türken und verblieben darin, bis sie 1685 vom Banus Erdödy daraus vertrieben wurden. Die aufständischen Slavonier machten den Türken viel zu schaffen; viel Blut wurde auch in Biela stiena vergossen, bis mit dem Abzuge der Asiaten die Mauern verödet und Ruine blieben. Bei Anlage der neuen Straße brach man sie ab und man würde selbst die letzte Spur derselben vertilgt haben, wenn sie nicht den stärksten Brechwerkzeugen Widerstand geleistet hätten und wenn schließlich nicht ein Mann durch einen fallenden Stein wäre erschlagen worden; dessen Tod that dem Vandalismus Einhalt. Die betreffende Militärbehörde hätte damals jedenfalls das alte Bauwerk schonen und dessen Vernichtung verhindern sollen. Beim Abtragen der Mauern fand man einen Schädel, von einer festsitzenden, starken und langen Nadel durchbohrt; einen stummen Zeugen jener grausamen Zeit. Der Volksmund knüpft an eine der Herrinnen, die eine Zeit lang das Schloß besaßen, eine hübsche Sage. Es wohnte, so erfuhr ich von

[1]) Die veraltete magyarische Schreibweise des Namens Fehérkő, des kroatischen Biela stiena; zu Deutsch etwa Weißenstein oder Weißenfels.

dem Bauer, den ich oben bei den Mauern sitzend fand, einmal in der Burg eine sehr schöne, majestätische Frau, doch so üppigen Busens, daß sie wie ein Wunder einherging. Das freiwallende Haar reichte ihr bis an die Fersen. Täglich schritt sie vom Schlosse zu Thal, in die unten liegende Kirche, um ihre Andacht zu verrichten. So oft sie erschien, brachten Kinder Blumen und Blüthen und bestreneten damit den Pfad, welchen ihr Fuß betrat. Möglich, daß die Sage das Andenken der gütigen Barbara, der Tochter Frankopans und Wittwe des Brankovic, so zart feiert. Die Mauertrümmer und Steinhaufen von Kirche und anderen Gebänden liegen jetzt noch im Thale zerstreut herum.

Die Ueberziehung der Kriegstrommel bei den Takârir.

Von **Karl Berghoff** in Faschoda am Weißen Nil.

Während einer mehrmonatlichen Reise in den östlichen Provinzen des ägyptischen Sudân lernte ich in der Landschaft Gallabat den zu Anfang dieses Jahrhunderts aus Mittelafrika eingewanderten Negerstamm der Takârir kennen, die trotz ihres regen Verkehrs mit den benachbarten eingeborenen Völkerschaften noch zum größten Theil die Sitten und Gebräuche ihrer westlichen Heimat beibehalten haben.

Der jetzige Großschech der Takârir, Saleh Bey Edriß mit dem Beinamen Schanka, ist als einer der einflußreichsten, mächtigsten und wohlhabendsten Häuptlinge des Ostsudan bekannt. Die ägyptische Regierung hat ihm in Anbetracht seiner guten Dienste und loyalen Gesinnung außer dem Titel „Bey“ den Osmanieorden und den Grad eines Obersten (Miralai) verliehen. Schech Saleh ist eine hohe breitschulterige Gestalt im besten Mannesalter, ein Bild afrikanischer Majestät und kann sich in Betreff aufgeklärter Geistesbildung sowie Sicherheit und Feinheit im Auftreten und Umgang mit vielen Höflingen Europas messen. Eine 600 Mann starke, mit Musketen bewaffnete Leibgarde dient ihm zur Bewachung der Grenzen seines Gebiets nach Abessinien zu, zur Zollerhebung und zur Aufrechterhaltung der Ordnung; außer ihnen vermag er im Kriegsfalle noch 5000 Musketen- und Lanzenträger ins Feld zu stellen. Er spielt eine Hauptrolle bei der im Nachstehenden geschilderten, alljährlich wiederkehrenden seltsamen Ceremonie, der Neuüberziehung der Kriegstrommel, die meines Wissens noch nirgends erwähnt und für Freunde der Völkerkunde gewiß von Interesse ist.

Jedes Jahr am siebenten des Monats Regeb versammeln sich die Muschaich (Plural von Schech) der Takârir und begeben sich, begleitet von einer großen Volksmenge, zum Viehstand des Großschechs Saleh Bey Edriß, wo, abgesondert von den übrigen Rindern, eine blaugraue, trächtige Kuh angebunden ist. Die Muschaich ergreifen das Thier und tragen es, ohne einen Strick zu benutzen und ohne daß es die Erde berührt, lebend zum Großschech, der sie vor seinem Hause in demüthiger Stellung, in ärmliche Gewänder gehüllt, erwartet. Derselbe schlachtet die Kuh eigenhändig, während zwei rechts und links von ihm stehende Anführer der Lanzenträger ihre Prunkwaffen ganz in das rothe frisch quellende Blut tauchen. Hierauf enthäuten die Muschaich das Thier, bereiten an Ort und Stelle die Haut desselben zu und spannen sie über die Kriegstrommel (Noqara). Mit der größten Aufmerksamkeit wird beim Ausnehmen der Eingeweide der Foetus behandelt. Ist derselbe weiblich und von gleicher Farbe wie das Mutterthier, so herrscht großer Jubel und Freude unter dem versammelten Volke, denn dies bedeutet Glück und Segen für die Zukunft ihres Landes. Dann wird über einem gewaltigen Feuer die Kuh unzertheilt gebraten; die Muschaich setzen sich im Kreis nieder, in der Mitte der Großschech Saleh, und verzehren das Thier gänzlich bis auf die Knochen [1]). Einen davon, eine Rippe, hebt man auf und macht mittels eines Messers einen Einschnitt in dieselbe, so daß ein leichter Schlag genügt, sie in zwei Hälften zu theilen. Nun sind die Ceremonien für den ersten Tag der Feier beendet und die Versammlung geht auseinander, während die Rippe, die Kriegstrommel und zwei in das Blut der getödteten Kuh getauchte Lanzen von gewissen mit diesem Ehrenamt betrauten Sklaven in einer eigens dafür errichteten und geschmückten Hütte bewacht werden.

Am folgenden Tage sitzt der Großschech in der Thüröffnung seines Toquls, völlig in weißen Baumwollstoff gehüllt, so daß nur sein Gesicht zu sehen ist. Seine Lenden sind mit einem Schwerte umgürtet und seine um ihn her stehenden Getreuen gut bewaffnet. Jetzt nahen sich alle Großen seines Landes in feierlichem Gänsemarsch, voran ein halbnackter Mann, der mit einem Stabe den zu schreitenden Weg in vielen Schlangenwindungen im Sande vorzeichnet. Ein Zweiter, der ihm folgt, wetzt ein Schwert; ein Dritter trägt den Schlüssel des Krieges u. s. w. So folgen alle Würdenträger, jeder einen Gegenstand in der Hand tragend, der eine symbolische Bedeutung hat. Dann kommt ein Weib, das die Aufsicht über die Noqara führt; diesem folgt auf dem Fuße ein Mann, der in kläglichen Tönen Hundegeheul ausstößt. Der nun folgende Lobredner des Großschechs ruft letzterm folgende mutheinflößende Worte zu, z. B.: „Heute mußt Du stark sein wie der Löwe des Gebirgs; Du mußt des Nackens Festigkeit zeigen wie der Büffel des Waldes; stehe fest gleich dem steilen Fels; heute mußt Du Dich als Gebieter zeigen,“ und ähnliche bilderreiche Redensarten mehr. Schauerlich gellt seine Stimme. Dazwischen hört man nichts als das imitirte Hundegeheul und das Wetzen des Schwertes, während die zusammengeströmte Volksmenge tiefste Stille beobachtet. Kein Laut kommt über die Lippen der sonst so geschwätzigen Schwarzen, mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen sie den Verlauf der Ceremonien.

Hat der Zug auf diese Weise den Toqul des Großschechs einmal umkreist, so erhebt sich Saleh und schließt sich als der Letzte in der Reihe an. Vor ihm her wird der Koran (Mushafesch scherif) getragen. Ist dies geschehen, dann zieht man feierlich durch die Stadt vor das Thor auf einen weiten Platz, wo die ganze Bevölkerung, Tausende dicht gedrängt, einen großen Kreis bildet. In der

[1]) Die Muschaich mußten in früheren Zeiten bei dieser Gelegenheit auch die schmutzigen, halbrohen Eingeweide mitessen, und demjenigen, der sich davor ekelte, schlug man den Kopf ab, da man ihn für einen von Gott bezeichneten Verräther hielt. Erst der jetzige Großschech schaffte diesen schauerlichen Gebrauch ab.

Mitte desselben setzt sich der Großschech auf einen ausgebreiteten Teppich. Seine Diener und Anhänger stellen sich dicht hinter ihm auf, während rechts und links von ihm, in einer Entfernung von zwanzig Schritten, fünfhundert Mann seiner Leibwache stehen. Zwei Sklaven bringen die in bunte Kaschmirtücher eingeschlagene, am Tage vorher neuüberzogene Kriegstrommel, setzen sie vor ihm hin und enthüllen sie. Dann bringt ihm ein dritter in einem weißen Tuche die oben erwähnte Rippe.

Jetzt naht der feierlichste Moment der ganzen Ceremonie, alle Augen sind auf den Großschech gerichtet. Dieser wiegt den Knochen mehrmals hin und her und schlägt dann damit kräftig auf den Trommelrand. Fällt nun die abbrechende Hälfte der Rippe auf die Trommel oder in seinen Schoß, so bedeutet dies für das folgende Jahr Glück im Krieg oder Segen im Frieden und die Menge bricht dann in lauten Jubel aus. Fällt sie dagegen nach vorn über den Trommelrand, so bedeutet es schweres Unglück, und jeder, der sich in diesem Augenblick dem Schech nähert und ihm den Kopf abschlägt, hat das Recht, sich an seine Stelle zu setzen. Darum zieht auch der Schech in demselben Augenblick, wo er den Knochen zerschlägt und fahren läßt, sein Schwert, während seine Soldaten und Anhänger ihre Waffen erheben und sich sein Chalifa (Majordomus) zum Schutz neben ihn stellt. Dies geschieht jedoch nur zum Schein, denn Saleh Bey Edriß weiß es selbstverständlich so einzurichten, daß das Knochenstück stets auf die günstige Seite fällt.

Die Muschaich treten jetzt heran, begrüßen und beglückwünschen ihn als den Ersten im Reich und sprechen die Hoffnung aus, daß unter seiner Herrschaft das Jahr ein gesegnetes sei, das Brot billig und Ueberfluß herrschen werde. Dann heben sie ihn unter dem Freudengeschrei der Menge auf ein neues Angareb (Bettstelle), worauf ein kostbarer Teppich ausgebreitet ist. (In einer Versammlung auf dem Angareb sitzen, bezeichnet im Sudân den Herrscher; das Angareb vertritt hier den Thronsessel.) Saleh Bey Edriß dankt ihnen mit freundlichen Worten, erinnert sie an ihre Pflichten und ermahnt sie, in mohammedanischer Brüderlichkeit Frieden unter einander zu halten, stets die Nähe des gemeinsamen Feindes (Abessiniens) zu bedenken, nie die Waffen abzulegen und die Zügel des stets gesattelten Streitrosses im Schlafe unter dem Kopf zu haben. Aehnlich ermahnt er das versammelte Volk, die Steuern pünktlich zu entrichten, zu säen, die Aecker zu bestellen u. s. w.

Die Zeit bis zum Abend füllt man mit Reiterspielen und Scheingefechten aus, bis Saleh Bey Edriß sein mit Gold, Silber, Seide und einer Anzahl von Amuletten verziertes Streitroß besteigt; sein Waffenträger trägt ihm Schild und Lanze nach. Diesem folgen seine festlich geschmückten Sklavinnen, die Muschaich, Soldaten und Diener. Unter Flötengetön und dem Gesang der Sklavinnen geht der Zug nun im Triumph nach der Stadt zurück, wo das Fest mit einem gewaltigen Schmause beschlossen wird. Alles schwelgt im Ueberfluß von Fleisch, Durrahbier und Honigwein und drei Tage lang findet man keinen nüchternen Takruri.

Die Nomaden im Ferghana-Gebiete.

Im Oblast Ferghana, dem bestangebauten Theile des russischen Turkestan, giebt es neben der überwiegend seßhaften Bevölkerung noch 13 Wolosts (Amtsbezirke) nomadisirender Kirghizen. Die dort einheimischen Nomaden haben aber mit denen im Syr-Darja-Oblast und in Semirjetschensk nicht viel mehr als den Namen gemein, wie eine Bereisung ihrer Auls im Winter zeigt. In Wirklichkeit ist ihr Zustand der des Ueberganges vom nomadisirenden zum seßhaften Leben oder, richtiger gesagt, vom bloßen Hirtenleben zum Landbau. Am Ende des Winters treiben sie ihr Vieh freilich hinauf in die Berge zu ihren Sommerlagern, aber dort beschäftigen sie sich vorwiegend mit Ackerbau, und dies ist in allen Wolosts der Kirghizen so übereinstimmend der Fall, daß bei der neuen landwirthschaftlichen Organisation des Gebietes die Nomaden mit Ausnahme von drei Wolosts mit in Gemeindeverbände gezogen und zur Grundsteuer veranlagt worden sind. Inmitten der Kirghizen, namentlich in den Gebirgs-Wolosts des frühern Kreises Jesara, giebt es aber einige Auls mit zusammen etwa 300 Kibitken, in denen wegen vollkommener Armuth der Bewohner weder Ackerbau noch Viehzucht getrieben wird, sondern deren Specialität das Kohlenbrennen ist. Diese Beschäftigung läßt den Leuten nur einen ganz geringen Verdienst und das jetzt ergangene Verbot der Waldverwüstung wird ihnen auch diese Erwerbsquelle noch schmälern. Einer angestellten Berechnung nach beziffert sich der Jahresertrag der Arbeit eines Kohlenbrenners nicht höher, als daß etwa 8 Kopeken auf den Tag entfallen. Diese armen Leute besitzen nicht einmal armselige Jurten, sondern wohnen in Erdhütten und Höhlen. Da sie selbst kein Vieh haben, um ihre Kohle zum Verkauf auf die Märkte zu bringen, so besorgen das diejenigen Kirghizen, die im Besitz von Lastthieren sind, und nehmen natürlich den Hauptverdienst von dem Erlöse auf den Märkten vorweg. In gleich übeler Lage sind übrigens in einigen anderen Wolosts der Kirghizen die Merdekeren, die wandernde und vom Tagelohn lebende Klasse der Bevölkerung.

Selbstverständlich sind diese beiden Gruppen von der den Kibitken auferlegten Grundsteuer befreit geblieben. In den beiden Kreisen des Ferghana-Gebietes, in denen mit Ende 1881 die neue landschaftliche Organisation nebst der Katasteraufnahme und Grundsteuerveranlagung zum Abschluß gekommen ist, befinden sich im **Kreise Kokand** neben 125 Gemeindeverbänden der seßhaften Bevölkerung mit 546 verschiedenen Ansiedelungen (Wohnplätzen) und 38 492 ländlichen Grundbesitzern[1]) 7 Auls nomadisirender Kirghizen mit 1600 Kibitken, eingetheilt in 2 Wolosts, den von Naigut-kiptschak mit 5 Auls und 1059 Kibitken und den von Ljadjak mit 2 Auls und 541 Kibitken; im **Kreise Margelan** aber neben 120 Gemeindeverbänden mit 350 Wohnplätzen und 40 224 ländlichen Grundbesitzern der seßhaften Bevölkerung der halbnomadische Wolost von Naiman, in dem neben drei oben schon mitgezählten seßhaften Gemeinden 8 Auls mit 985 Kibitken vorhanden sind, und der ganznomadische Wolost Ja-ukesek-Bostan mit 7 Auls und 1753 Kibitken, zusammen also im Kreise Margelan 15 Aul-Gemeinschaften mit 2738 Kibitken.

[1]) Die städtischen Territorien von Kokand und Margelan sind hierin nicht mit einbegriffen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Durch die am 22. April in Emden vollzogene Eröffnung des 891 Seemeilen langen Kabels von Emden nach der Insel Valentia an der irischen Westküste hat Deutschland eine direkte telegraphische Verbindung mit den Vereinigten Staaten erlangt, wodurch die Gebühren für Depeschen nach dort eine bedeutende Ermäßigung erfahren haben. Die in sieben Tagen vollzogene Legung des Kabels wird als eine der gelungensten Operationen auf dem Gebiete der submarinen Telegraphie bezeichnet. In Belgien und den Niederlanden empfindet man die so hergestellte Unabhängigkeit Deutschlands von den zwischenliegenden internationalen Telegraphenlinien bereits als eine Schädigung (!) des eigenen Handels und Verkehrs, und meint (in Belgien besonders) nun gleichfalls eines eigenen Kabels zu bedürfen.

— Unter dem Titel „Petroleum in der Mark Brandenburg" (Berlin, Klönne u. Müller) hat Dr. R. Pallmann einige Vorträge herausgegeben, welche er in der Fortbildungsschule des Aeltesten-Kollegiums der Berliner Kaufmannschaft gehalten hat. Er bespricht darin die Versorgung Deutschlands mit Petroleum vom nationalökonomischen Standpunkte aus, dann die absoluten Depressionen der Erde [an eine Hebung von Audschila und des Tanganjika-Sees (S. 15) ist indessen nicht zu denken]; die geologische Depression der norddeutschen Ebene (nach von Dücker), die neueren vulkanischen Erscheinungen in derselben (worunter wohl manches begriffen wird, was nicht dahin gehört) und die Petroleumspuren in der Mark Brandenburg. Es soll uns freuen, wenn seine Anregungen zu Nachforschungen und diese zu Resultaten führen; ein Urtheil aber vermögen wir nach den geringen nachgewiesenen Spuren nicht abzugeben.

— Nach einer von Alfred Bonnard der statistischen Gesellschaft in Paris vorgelegten Untersuchung giebt es jetzt in Frankreich rund 19½ Millionen Ackerbauer; 9⅓ Millionen arbeiten in Fabriken und Werkstätten; 4⅘ Millionen leben von Handel, Verkehr, Bankwesen u. s. w.; 1⅓ Millionen beschäftigen sich mit Wissenschaften, Publicistik, Kunst und Kunstgewerbe und rund 2 400 000 Personen sind Rentiers und Pensionirte. Diese Zahlen beruhen augenscheinlich, wie die „A. Z." schreibt, nur auf oberflächlichen Schätzungen, geben aber doch einen ungefähren Begriff von der Vertheilung der Franzosen nach Berufsarten.

— Prof. Bezzenberger aus Königsberg, Pastor Bielenstein, bekannt durch seine lettischen Sprachforschungen, Maler Döring aus Mitau und Prof. L. Stieda aus Dorpat beabsichtigen, im kommenden Juni und Juli eine Reise nach dem sogenannten Polnischen Livland, welches jetzt einen Theil des Gouvernements Witebsk bildet, zu machen, um die Sprache der dortigen Letten, ihre Anthropologie, Sitten, Gebräuche rc. zu studiren und nach Alterthümern zu suchen. Polnisch-Livland, einst zum Ordensstaat gehörend, kam unter polnische Herrschaft, während der Rest des Ordensstaates schwedisch wurde; es wird von Letten bewohnt, welche sich in Folge der andauernden polnischen Regierung anders entwickelt haben, als ihre Brüder in Livland. Der dortige, ursprünglich deutsche Adel ist polonisirt worden.

— Die Gesellschaft für Geschichte, Archäologie und Ethnographie zu Kazan veranstaltet in den Räumen der dortigen Universität eine archäologisch-ethnographische Ausstellung, deren Ertrag zur Ausführung weiterer Forschungsexpeditionen im Interesse dieser Wissenschaften verwendet werden soll. (Nach dem Russ. Reg.-Anz.)

— Die Stadt Odessa zählte Ende 1881 den dortigen Zeitungen zufolge an Unterrichtsanstalten: eine Universität, drei Gymnasien, zwei Progymnasien, zwei Realschulen, eine Handelsschule, je eine vierklassige städtische und Waisenschule und 26 Volksschulen. An weiblichen Bildungsanstalten kommt dazu: ein adliges Fräuleininstitut, das weibliche Marien-Gymnasium, die städtische Mädchenschule und das weibliche Progymnasium. Private Mädchenschulen im Range der Gymnasien giebt es fünf, im Range der Progymnasien vier. Schulen zum Anschauungsunterricht für Kinder beiderlei Geschlechts zwei, Privatschulen vierten Grades (Elementarschulen) 13; außerdem ungefähr 50 Schulen für Juden und andere Bekenntnisse. Ungerechnet die Schulen der Juden und diejenigen, wo nicht in russischer Sprache gelehrt wird, betrug die Zahl der Schüler 7752 männlichen und 5623 weiblichen Geschlechts, zusammen also 13 375 bei einer Bevölkerung von 208 000 Seelen ohne das Militär. Hinsichtlich der Volksbildung nimmt Odessa unter den Städten Rußlands (Petersburg nicht mit gerechnet) die zweite Stelle ein; es besitzt dort höhere Schulbildung auf 200 Menschen je einer, mittlere von 76 je einer, und lesen und schreiben (gramotny) kann je einer von 3¹/₁₀ Köpfen der Bevölkerung.

— Wie das „Nowoje Wremja" unterm 13. (25.) Januar mittheilt, zählte die kopfsteuerpflichtige Landbevölkerung Rußlands: an Kronsbauern 9 990 818 Seelen, an früheren Gutsbauern 10 356 860 Seelen, Apanagebauern rc. 1 196 253 Seelen, Bauern der Ostsee-Gouvernements, deren Stellung eine besondere ist, 546 222 Seelen, jüdische Grundbesitzer 32 407 Seelen, frühere Kolonisten 148 814 Seelen, zwangsweise Verschickte 41 288 und Ausländer verschiedener Art, die in den Gouvernements seßhaft sind, 33 531 Seelen. Dazu treten Stadtbürger 2 628 246 Seelen, Bewohner des Kuban- und Terek-Gebietes 29 147 Seelen, Bürger und Bauern des Oblast Semirjetschensk 2864 Seelen, zusammen 25 006 450 Kopfsteuerpflichtige.

Asien.

— In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Petersburg am 6. (18.) März d. J. hielt der Baron Günzburg, der dem Kongresse in Tiflis als Delegirter der Gesellschaft beigewohnt hatte, einen Vortrag über die reichen archäologischen Schätze in den Thälern des Rion und des Alazan, an deren Zerstörung Natur und Menschen gemeinsam arbeiten, und für deren Erhaltung trotz ihres großen Werthes bis jetzt nichts geschieht. „Nebel und Feuchtigkeit zerstören Malerei, Fresken und Inschriften und die Menschen reißen die alten grusinischen Bauwerke ein oder gestalten sie nach heutigem Geschmacke um." Als besonders beachtenswerth durch ihre Großartigkeit bezeichnete der Redner die Denkmäler, welche der Ueberlieferung nach auf die grusinische Zarin Tamara zurückgeführt werden, wie im Rion-Thale der Durchgang und die Reste der Stadt, die auf ihren Befehl in den Felsen ausgehauen wurde, und die „Brücke der Zarin Tamara" über den Alazan. Im Thale des Alazan ist auch ein Palast in persischem Geschmack erhalten, der mehr und mehr der Zerstörung anheimfällt.

— Aus dem Jahresbericht der Unterrichtsverwaltung im Kaukasus für 1880 theilt der „Kawkaz" unter anderm Folgendes mit: Die Zahl der Schulanstalten betrug 1122, um 47 oder 4,2 Proc. mehr als 1879; wenn man aber die jüdischen Synagogen und mohammedanischen Moscheen-Schulen mitrechnet, so steigt die Zahl auf 2936 oder um 175 weniger als im Jahre 1879. Von jenen 1122 sind: 4 Gymnasien, 6 Progymnasien, 5 weibliche Progymnasien, 1 Lehrerinstitut, 2 Lehrerseminare, 30 mittlere Lehranstalten, die übrigen theils städtische und Kreisschulen, theils Privatschulen

oder Anstalten der einzelnen christlichen Bekenntnisse. Die 1122 Schulen zählten 66 106 Schüler, 52 706 männlich, 13 400 weiblich. Mit den Anstalten der jüdischen und mohammedanischen Geistlichkeit aber stieg die Schülerzahl auf 88 198 und zwar 73 291 männliche, 14 907 weibliche. Daneben wurden noch 47 Fachschulen der anderen Verwaltungen von 7729 Zöglingen besucht. Der Nationalität nach waren von den Schülern der 2936 eigentlichen Schulen: 36,5 Proc. Russen, 10,8 Proc. Grusinier, 19,3 Proc. Armenier, 17,3 Proc. Tataren, 9,9 Proc. Bergstämme, 2,1 Proc. Juden und 4,1 Proc. Europäer.

— Dem „Diario de Manila“ zufolge hat sich der Ethnologe Dr. Schadenberg von Breslau einige Zeit am Fuße des Vulkans Apo auf Mindanao (Philippinen) aufgehalten, um die Ethnographie der Atas, Bagobos, Manobos, Mandayas, Tagacaolos, Vilanes, Samales, Sanguilis, Moros(?) und Guiangas zu studiren. (Alle diese malaiischen Stämme, mit Ausnahme der Atas, Samales und Moros, verzeichnet die eben in Petermann's Ergänzungsheft Nro. 67 erschienene ethnographische Karte der Philippinen von F. Blumentritt in der Nachbarschaft des Apo-Vulkanes.) Da dieselben in Sprache, religiösen Gebräuchen, Tracht und Sitten wesentliche Verschiedenheiten aufweisen sollen, so hat Dr. Schadenberg, bekannt durch seine Abhandlung über die Negritos der Philippinen in der „Zeitschrift für Ethnologie“, sich ein reiches Arbeitsfeld gewählt. (Nature.)

Afrika.

— Der italienische Reisende Kapitän Casati (s. „Globus“ XXXVIII, S. 225), von welchem mehrere Monate lang keine Nachrichten eingegangen waren, befand sich zu Ende vorigen Jahres südlich von Munsa's früherer Residenz im Monbuttu-Lande, wo Miani begraben liegt, und wo er mit Dr. Junker zusammenzutreffen hoffte. Casati reist mit einem Araber und vier Akkas und ist entschlossen, den Uëlle bis zu seiner Mündung (in den Congo oder den Tsade-See) zu verfolgen.

— Das „Athenäum“ vom 22. April meldet, daß Burton und Cameron von ihrer Reise an der Goldküste bereits in nächster Zeit zurückerwartet werden. Weit in das Innere sind sie nicht vorgedrungen, erklären aber, daß man es dort mit einem zweiten Californien, wie demjenigen vom Jahre 1850, zu thun habe. Falsch sei es, wie geschehen, schon jetzt kostspielige Maschinen dort zu verwenden; der hydraulische Proceß, das Goldwaschen, sei einstweilen das einzig geeignete Verfahren (vergl. „Globus“ XL, S. 384).

Nordamerika.

— Die Bremer Geographische Gesellschaft erhielt Berichte von ihren Reisenden, den Herren DDr. Krause aus Alaska, die bis zum 17. Februar d. J. reichen. Die Herren hatten von ihrer Winterstation im Missionshause bei Chilkat in Begleitung des Missionärs und zweier Indianer eine Wanderung zu den Chilkatindianern unternommen, deren Häuptling Tschartritsch sie sehr freundlich empfing und in seinem Hause gastlich aufnahm. Sie verweilten hier, in einem von Weißen bisher noch wenig betretenen Gebiete, eine Woche und hatten reichlich Gelegenheit, Sitten und Leben dieses kräftigen, sehr abgehärteten, von der Kultur bisher wenig berührten und daher seine ursprünglichen Gebräuche im Wesentlichen noch bewahrenden Indianerstammes zu studiren. Jagd und Fischfang bilden die Hauptbeschäftigung der Männer. Zur Familie des Häuptlings gehörten zwei Sklaven, die durch Krieg oder Kauf von anderen Indianerstämmen erworben worden waren. Die Bekleidung besteht hauptsächlich aus wollenen Decken von verschiedener Farbe. Tschartritsch und seine Leute rüsteten zu einem längern Handelszug in das Land der Konanaindianer. Die Reisenden wohnten den Feierlichkeiten zur Einführung eines neuen Schamanen vom Rabenstamme bei. Eigenthümlich ist die von den Chilkatindianern gepflegte Kunstindustrie der Anfertigung aus Holz oder Bergschafhörnern geschnitzter und bemalter Hausgeräthe. Die Sitte der Blutrache besteht bei diesem Indianerstamme noch. Der Chilkatfluß war reich an einer Art Hakenlachsen, die nicht einmal sonderlich geschätzt wurden, und an Forellen, die man in Eislöchern mit Speeren tödtete. Nahe der Missionsstation wohnten die Reisenden einer Todtenfeier der Chilkatindianer bei; die Leiche wurde verbrannt. Die Witterung war im December und Anfang Januar milde, später, bis Mitte Februar betrug sie durchschnittlich — 15° C. Anfang Februar traten starke andauernde Schneefälle ein. Diese Berichte wurden von einem Indianer mit Canoe nach Harrisburg befördert, welche Stadt im Winter einmal monatlich von einem nach Portland, (Oregon) zurückkehrenden Dampfer besucht wird.

— Die einzige Merkwürdigkeit eines gewissen Rancho unweit Quatorze im mexikanischen Staate San Luis — schreibt L. Posselt in seinen „Kreuz- und Querzüge durch Mexiko“ (Heidelberg 1882) — besteht darin, daß er nur während der Regenzeit Wasser hat in einer Pfütze, aus welcher Menschen und Vieh ihre Bedürfnisse befriedigen; in der trockenen Jahreszeit muß der Wasserbedarf eine Stunde weit beigeschleppt werden. Einen Brunnen zu graben, daran denkt hier zu Lande Niemand. Die Leute sind zu faul. — Aber die Kinder zu erziehen, bemüht sich doch manchmal auch eine mexikanische Mutter, wie ich heute mich überzeugen konnte. Unsere Wirthin, eine freundliche und hübsche Rancherita (Bauersfrau), hatte nämlich gar viel damit zu thun, ihrem kleinen Mädchen das Erdeessen zu untersagen! Diese Gewohnheit, welche man gewöhnlich nur einigen wilden Völkerstämmen Süd-Amerikas zuschreibt, ist auch hier zu Lande keineswegs eine seltene Erscheinung: nicht allein Kinder, sondern selbst Erwachsene, namentlich Frauen, haben diese absonderliche Liebhaberei. In Guadalajara, San Luis, Puebla und anderen Orten werden auf dem Markte eine Art Pastillen verkauft, die aus leicht gebrannter weißer thoniger Erde bestehen; wer sie überhaupt genießt, rühmt sie als köstlichen Leckerbissen.

— Auf der Reise durch die Sierra Madre in Mexiko von Monterey nach San Luis Potosi, und zwar zwischen San Miguel und Galeana, traf L. Posselt (s. dessen Kreuz- und Querzüge durch Mexiko. Heidelberg 1882, S. 179) auf eine merkwürdige und großartige natürliche Brücke, wie sie wohl kaum anderwärts zum zweiten Male vorkommt. Von San Miguel aus geht es stark bergan, und bald erheben sich zu beiden Seiten des Weges steile Bergwände, die an einer Stelle durch einen etliche hundert Fuß hohen querüber liegenden Kamm aus zersetztem Porphyr mit einander verbunden sind, so daß die Bergschlucht durch ihn hier vollständig abgeschlossen erscheint. Unter dem Kamm hat sich nun das Bergwasser einen engen Durchschlupf erhalten, der Pfad für Menschen und Thiere aber führt über ihn hinweg; er mißt in der Breite nicht mehr als 60 Fuß und fällt auf beiden Seiten mauerartig senkrecht in die Tiefe ab.

Südamerika.

— Eine Gesellschaft hat sich gebildet, um Caracas, die Hauptstadt von Venezuela, mit ihrem Hafen La Guayra durch eine Bahn zu verbinden. Caracas ist der Mittelpunkt einer Anzahl fruchtbarer Thäler mit einer Bevölkerung von angeblich 400 000 (?) Einwohnern; La Guayra andererseits liefert 40 Procent aller Einnahmen des Landes und wird monatlich von 18 regelmäßigen Dampfern, welche zu fünf verschiedenen Linien gehören, angelaufen. Wie die „Opinion de Guayana“ vom 25. Februar berichtet, wurde am 2. Februar bereits der glücklich vollendete Bau des großen Viaduktes von Pariata auf jener Strecke gefeiert. Derselbe, 135 m lang, 8 m hoch, ist eines der wichtigsten Werke der Bahn; man begreift, daß der Jubel in Venezuela kein geringer war und es dabei an Lobeserhebungen für den allmächtigen Präsidenten Guzman Blanco nicht fehlte. Am 12. Februar fand ferner die feierliche Eröffnung des Telegra-

phen statt, welcher die beiden Republiken Venezuela und Columbia mit einander verbindet.

— Einen Begriff von dem Goldreichthum der Minen in Yuruari (Venezuela) giebt folgende Notiz der Zeitung „Opinion de Guayana". Am 26. Februar 1882 kam Gold in Barren aus jenem Minendistrikt in Ciudad Bolivar an und zwar von der Gesellschaft El Callao 11 184 81/1000 Unzen, Potosi 1384, Chile 618, Eureka 52 Unzen. Dieselbe Zeitung vom 4. März enthält eine Tabelle, welche die allmälige, jährliche Steigerung des Ertrages der Gesellschaft El Callao seit 1871 angiebt. Im Jahre 1875, wo zuerst Dividenden vertheilt wurden, ergaben 11 859 Tonnen Quarz 31 278,83 Unzen Gold im Werthe von 3 048 640 Bolivares, was eine Dividende von 644 000 Bolivares abwarf. 1881 aber wurden 24 978 Tonnen Quarz gewonnen, welche 72 254,62 Unzen Goldes im Werthe von 6 970 219,48 Bolivares ergaben und eine Dividende von 1 603 200 Bolivares abwarfen.

— Durch Dekret vom 11. December vorigen Jahres hat eine New-Yorker Telegraphen-Gesellschaft die Erlaubniß erhalten, Brasilien mit den Vereinigten Staaten durch ein Kabel in Verbindung zu setzen. Zum Landungsplatz in Brasilien ist Fortaleza oder Ceará an der Nordküste bestimmt, wodurch jede Konkurrenz mit dem privilegirten Küstenkabel der Western and Brazilian Telegraph Company vermieden wird.

— Um den Anbau und die Ausfuhr von Zucker zu befördern, hat die brasilianische Regierung eben für sechs neu zu errichtende Zuckerfaktoreien sechsprocentige Zinsen für ein Anlagekapital von 3 300 000 Milreis (à 2,29 Mark) garantirt. Zwei von diesen Faktoreien sollen in Campos in der Provinz Rio de Janeiro, eine in Macejaria in der Provinz Ceará und drei in der Provinz Sergipe errichtet werden.

Polargebiet.

— Noch ist das Schicksal der ganzen Bemannung der „Jeannette" nicht festgestellt, und schon ist aus Jakutsk vom 18. April d. J. die Nachricht vom Untergange des Polarschiffes „Rodgers" eingetroffen, welche der „New York Herald" vom 19. April veröffentlicht. Ueber die Abfahrt und Ausrüstung dieses zur Aufsuchung der „Jeannette" ausgesandten Schiffes berichtete der „Globus" auf S. 108 des vorigen Bandes, über seine Erforschung des Wrangel-Landes auf S. 55 ff. des laufenden. Am 15. Oktober 1881 war der „Rodgers" in der St.-Lorenz-Bai (südöstlich vom Ost-Kap auf der Tschuktschen-Halbinsel) eingetroffen und hatte dort Winterquartier bezogen. Mr. Jackson, welcher mit speciellen Vollmachten zur Aufsuchung der Jeannette-Männer ausgesendet worden war (vgl. oben S. 313), erfuhr nun auf seiner Reise nach Norden am 6. April am Aldan, einem rechten Nebenflusse der Lena, die traurige Nachricht und meldete darüber folgendes nach Jakutsk: „Ich habe einen Kurier mit Depeschen von W. H. Gilder, dem Herald-Korrespondenten von „Rodgers", getroffen, welchen der Kurier von Kolymsk an der Kolyma bis Werchojansk, 400 engl. Meilen nördlich von Jakutsk, begleitet hatte. Gilder hat eine Reise von 2000 Meilen unter den Tschuktschen zurückgelegt. Er wurde mit der Meldung abgeschickt, daß der „Rodgers" verbrannt und gesunken ist; daß Lieutenant Berry mit den Officieren und der Bemannung, 36 an der Zahl, sich in Tiapka unweit des Kaps Serdze-Kamen befinden, und daß denselben so bald als möglich ein Schiff zu Hülfe geschickt werden sollte."

Vermischtes.

— Eine der ältesten und verdientesten Londoner Gesellschaften ist die „Society of Dilettanti", welche fast anderthalb Jahrhunderte existirt und für die archäologische Erforschung des westlichen Kleinasien viel gethan hat. Unlängst erschien der vierte Band ihrer „Antiquities of Jonia", deren erster schon 1769 ans Licht trat; derselbe behandelt in Beiträgen verschiedener Autoren die vom Architekten Pullan untersuchten Tempel des Apollon Smintheus in der Troas, der Athene Polias in Priene und des Dionysos in Teos. Bei Besprechung dieses Buches erzählen die „Times" folgende ergötzliche Schnurre, welche Geographen in gerechte Verwunderung zu setzen vermag. Ursprünglich war es nämlich vorgeschrieben, daß ein in die Gesellschaft aufzunehmender Kandidat von dem vorschlagenden Mitgliede in Italien getroffen worden sein mußte. Nun wurde einst ein Kandidat auf Grund dessen erwählt, daß er in Avignon gesehen worden war, das zu damaliger Zeit in allen seinen Verbindungen in der That mehr italienisch als französisch war. Als man den Irrthum bemerkte, wurde, um die Giltigkeit der Wahl aufrecht zu erhalten, ein specieller Beschluß gefaßt, „daß nach der Ansicht dieser Gesellschaft Avignon in Italien liege". Dann aber faßte man ins Auge, daß man damit vielleicht einen gefährlichen Präcedenzfall geschaffen habe, und faßte eine zweite Resolution, „daß nach der Ansicht dieser Gesellschaft Avignon die einzige Stadt in Frankreich ist, welche in Italien liegt".

— Dr. F. Embacher, welcher 1880 das Tabellenwerk „Die wichtigeren Forschungsreisen des 19. Jahrhunderts" (Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn) herausgab, hat im weitern Verfolge seiner Arbeiten über Entdeckungsgeschichte jetzt ein „Lexikon der Reisen und Entdeckungen" (Leipzig, Bibliogr. Institut 1882) veröffentlicht, eine alphabetische Sammlung von kurzen Biographien der Forschungsreisenden, und eine Uebersicht der Forschungsreisen, welche sich zu rascher Orientirung empfiehlt. Wir sagen das, trotzdem wir so manche Auslassung bemerken, so manche Charakteristik eines Mannes für unzutreffend, manchen Namen für überflüssig halten. So fehlen von Erforschern der europäischen Türkei Ami Boué, Kanitz, Sir Henry Holland, Toula, Visquenel; von Arabienreisenden vermissen wir Sadlier, Guarmani, Blunt, Doughty, Arconati-Visconti, aus Afrika P. Ascherson, Cohen, Lane, Marche, Rabbi Mardochée, Parisot, Playfair, Tissot, Steere, aus Russisch-Asien u. a. Maydell und von Neumann, Bolschew, Dilke, Gluchowski, Kostenko, Lopatin, Paderin, Pewtsow, Sosnowski, Théel, Wiggins, Herbert Wood, aus dem übrigen Asien Valentin Baker und Gill, Godwin Austen, Bogle, Curzon, Schönborn, Fritsche, Mac Gregor, Napier, St. John, aus Nordamerika Major Anderson, Clarence King, Pinart, Selfridge, aus Südamerika Moreno, Host, Lista, Vidal Gormaz, Maw Cobazzi, Berg, Bollaert. Diese Namen sind rein aufs Gerathewohl herausgegriffen und ließen sich leicht auch durch solche von Reisenden des Alterthums und des Mittelalters vermehren; wir führen sie nur an, weil wir die Verbesserung und Weiterentwickelung des Buches für sehr nützlich erachten. Gestrichen kann manches, zugesetzt muß vieles werden.

Inhalt: Das heutige Syrien XIV. (Mit sechs Abbildungen.) — F. Birgham: Der Verlauf der „Jeannette"-Expedition. — E. Kramberger: Pakrac und Lipik im Westen des Požeganer Comitats IV. (Schluß.) — Karl Berghoff: Die Ueberziehung der Kriegstrommel bei den Takárir. — Die Nomaden im Ferghana-Gebiete. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiet. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 2. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XV.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Der Gipfel des Oelberges, der sich in seiner höchsten Kuppe noch 60 m über der obern Terrasse des Tempelhügels erhebt, gilt schon seit dem Beginne des 4. Jahrhunderts für die Stätte der Himmelfahrt Christi. Infolge dieser Annahme, die freilich dem Berichte des Evangelisten durchaus widerspricht (nach Luc. 24, 50 fand Christi Himmelfahrt bei Bethanien statt), entstanden schon früh großartige kirchliche Bauten auf der Höhe des Berges. Wir wissen, daß Konstantin hier eine Basilika ohne Dach errichtete, in der die Fußspuren Jesu gezeigt und verehrt wurden; daß sich im 6. Jahrhundert mehrere große Klöster rings um die heilige Stätte erhoben, und daß im 7. Jahrhundert Bischof Modestus eine umfangreiche runde Kirche auf dem Oelberge erbauen ließ. An der Stelle dieser letztern, die im 11. Jahrhundert zerstört wurde, führten die Kreuzfahrer dann einen kleinen Säulenthurm inmitten eines marmorgepflasterten Hofes auf, und noch nicht hundert Jahre später sehen wir dieses bescheidene Bauwerk schon wieder durch eine große Kirche ersetzt, in deren Mitte eine geräumige Vertiefung die Stelle der Himmelfahrt bezeichnete. Eine kleine Kapelle, die daneben errichtet war, blieb, als die Kirche selber im 16. Jahrhundert vollständig zerstört wurde, erhalten, und wurde im Jahre 1617 von den Muslimen nach dem Muster des frühern Baues erneuert. Nach demselben alten Grundrisse ist auch die heutige „Auffahrtskapelle“ in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts aufgeführt worden, ein kleiner, achteckiger Kuppelbau, von einem Hofe umgeben. Die Kuppel wölbt sich über der angeblichen Himmelfahrtsstelle, wo in einem länglichen Marmorviereck der Abdruck des rechten Fußes Jesu gezeigt wird. Heute im Besitze der Muslimen und von ihnen ebenfalls als heilig verehrt, wird die Kapelle zwei- oder dreimal im Jahre den Griechen und Lateinern zur Abhaltung ihres Gottesdienstes geöffnet. Neben dem Eingangsportal des Hofes erhebt sich ein schlankes Minaret; es gehört zu dem Derwischkloster, das hier an der Stelle einer ehemaligen großen Augustinerabtei steht. Unbeschreiblich schön und großartig ist die weite Rundsicht, die man von der Höhe des Minarets genießt; ganz besonders interessant aber nach Westen und nach Osten hin. Auf der erstern Seite zeigt sich uns das Bild der ausgedehnten Stadt mit den herrlichen Moscheen des Tempelhügels im Vordergrunde; nach Osten hin sehen wir das Thal des Jordan und das blaue, schimmernde Wasser des Todten Meeres vor den in violetten Duft gehüllten Höhenzügen am Horizonte. 1200 Meter tiefer als der Gipfel des Oelberges liegt das Becken des Todten Meeres; aber die kahlen, trockenen Hügelterrassen, die sich zwischen beiden hinziehen, fallen so allmälig ab, daß man den Höhenunterschied nach dem Augenscheine nie für so bedeutend halten würde. Man unterschätzt ihn ebenso, wie die Entfernung, die kaum ein bis zwei Meilen zu betragen scheint und die

doch nur in siebenstündigem Ritt zurückgelegt werden kann.

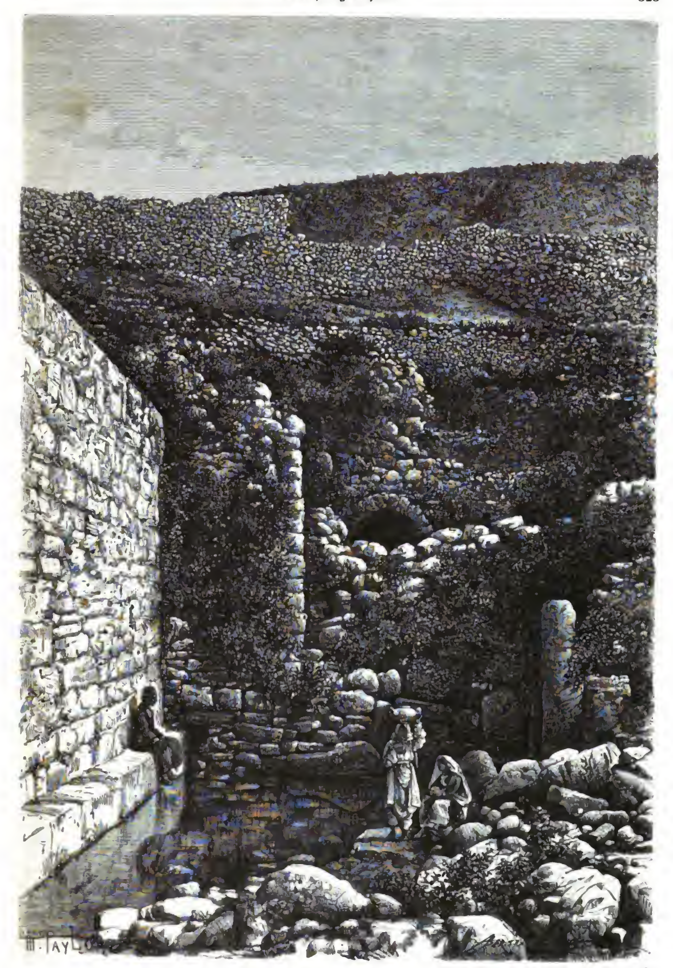
Nach allen Seiten hin führen Wege vom Oelberge zum Thale hinab, und ein jeder von ihnen führt auch an einem oder mehreren Punkten vorbei, die durch irgend eine fromme Tradition geheiligt sind. Da ist die Stelle, wo Jesus den Jüngern das Vaterunser gelehrt, da die andere, wo er über Jerusalem geweint hat, da wieder der Ort, wo die Jünger das apostolische Glaubensbekenntniß verfaßt haben u. s. w. Ganz besonders reichliche Veranlassung zu frommen Sagen geben aber die zahlreichen alten Felsengräber, die sich an den Abhängen des Berges vorfinden. Tief unten am westlichen Abhange sind die „Gräber Absalon's, Josaphat's und des Jakob", sowie die sogenannte Pyramide des Zacharias: großartige, in den Felsen gehauene Grabmäler. Unweit des Weges, der in südlicher Richtung nach dem Dorfe Siloa führt, liegt eine andere, von den Juden ebenfalls hochverehrte Gräberstätte, das sogenannte kleine Labyrinth oder die Prophetengräber, eine umfangreiche unterirdische Anlage, die aus einer großen Rotunde, verschiedenen Kammern und mehreren sich kreuzenden Gängen von 12 bis 18 Meter Länge besteht und etwa zwei Dutzend sogenannter Schiebgräber enthält. Die ziemlich rohe Ausführung des Ganzen läßt auf ein hohes Alter schließen. Das Dorf Siloa selber, das am Abhange der südöstlichsten Kuppe des Oelberges wie ein Schwalbennest an die Felswand angeklebt liegt, war zum großen Theil vor Zeiten auch eine Nekropole der Juden. Eine Menge von Felsengrotten, deren ursprüngliche Bestimmung als Grabkammern an den in der Rückwand befindlichen Lampennischen zu erkennen ist, liegen in und vor dem Dorfe und werden heute theils als Wohnungen, theils als Viehställe benutzt. Jahrhunderte lang, ehe das arabische Dorf hier entstand, wurden sie von christlichen Einsiedlern bewohnt. Das Dorf, das im Ganzen etwa 80 Häuser zählt, und von einer von Norden nach Süden laufenden Gasse durchschnitten wird, ist aus einiger Entfernung nur schwer von dem Felsen, auf dem es steht, zu unterscheiden, da die



Das Dorf Siloa (Silwân).

Farbe der Häuser mit der des gelblichgrauen Kalksteinbodens vollkommen übereinstimmt. An seinem Eingange befindet sich, heute als muslimisches Heiligthum verehrt und von einer hohen Mauer umschlossen, in der Felswand eine große monolithische Pyramide, die de Saulcy für eine ägyptische Kapelle erklärt, welche Salomo für eine seiner vielen Frauen, eine Pharaonentochter, errichtet hätte. Die Aehnlichkeit, die diese Pyramide mit dem sogenannten Zachariasgrabe aufweist, die zwei Kammern, die sie im Innern enthält, lassen aber vielmehr auf ein Grabmal schließen. — Die Einwohner von Siloa, sämmtlich Muslimen, stehen in dem Rufe, besonders räuberisch zu sein. Die meisten von ihnen betreiben Ackerbau und Viehzucht; viele ernähren sich auch durch den Verkauf des Wassers aus den nahegelegenen Quellen, das sie in großen Schläuchen auf Eseln nach Jerusalem bringen.

Die drei unweit des heutigen Siloa belegenen Quellen, die freilich ihren alten Wasserreichthum und damit ihre alte Bedeutung lange eingebüßt haben, sind die Marienquelle, die Siloaquelle und der Hiobsbrunnen. Die erstere, eine intermittirende Quelle, deren Wasser in der Regenzeit drei- bis fünfmal, im Sommer zwei-, im Herbst aber nur ein einziges mal am Tage strömt, läuft unter der westlichen Wand des Josaphatthales im Innern des Felsens entlang. Unter einem in den Felsen gehauenen Gewölbe steigt man dreißig Stufen bis zum Wasser hinab, das sich in einem 3 bis 4 Meter langen und $1^1/_2$ Meter breiten Becken sammelt. Ein Abfluß aus demselben führt durch einen roh ausgehauenen Verbindungsgang von 533 Meter Länge zu der tiefergelegenen Siloaquelle. Bei seiner mühevollen, weil an vielen Stellen nur im Kriechen auf allen Vieren auszuführenden Rekognoscirung dieses Ganges entdeckte Warren ungefähr in der Mitte über demselben einen nach oben in den Felsen sich öffnenden Schacht; derselbe führte in einen weiten saalartigen Raum, in dem eine Menge alter Töpfe, Scherben und Glaslampen erkennen ließen, daß er zur Zeit der römischen Belagerung wohl flüchtenden Juden als Versteck gedient hatte. Die Siloaquelle, die früher zwei Teiche füllte, speist heute nur noch den einen derselben, den sogenannten Oberteich, der durch die an ihn sich knüpfende Erzählung von der Heilung des Blinden (Joh. 9, 7) für heilig galt. So



Die Siloa-Quelle ('Ain Silwân).

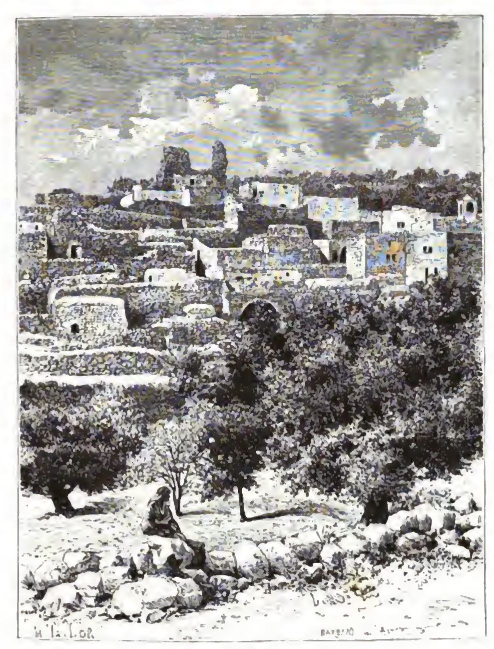
wurde auch schon im 6. Jahrhundert eine Basilika mit Badeeinrichtung über der vermeintlichen Heilquelle erbaut, im 12. Jahrhundert ein wohl zur Aufnahme von Kranken bestimmtes klosterähnliches Gebäude. Mehrere starke Pfeiler und Säulen, die sich an der einen Seite des etwa 16 Meter langen und 5 bis 6 Meter breiten Beckens heute noch erheben, sowie ein Säulenstumpf, der aus der Mitte desselben über das Wasser hervorragt, dürfen als Ueberreste jener Bauten gelten. Das Wasser der Quelle fließt durch einen Abzugskanal in der südöstlichen Ecke des Teiches aus und verliert sich in den im Thale belegenen Gärten; es ist von wenig angenehmem, nicht immer gleichem Geschmack, bald mehr, bald minder salzig, und wird überdies durch die stets am Teiche anzutreffenden Wäscherinnen und Gerber oft stark verunreinigt. Einige hundert Schritt weiter nach Süden, an der Stelle, wo das von Westen kommende Hinnomthal in das Thal des Kidron einmündet, befindet sich der dritte, der sogenannte Hiobsbrunnen, der, noch heute verhältnißmäßig wasserreich, höchst selten nur gänzlich versiegt. Das wegen seines Wohlgeschmackes berühmte Wasser füllt oft den fast 40 Fuß tiefen, gemauerten Brunnen bis zum Rande und strömt dann als Bach das Kidronthal hinab. Die großen steinernen Tröge zum Tränken des Viehs, die sich neben ihm befinden, stammen augenscheinlich aus sehr alter Zeit. Eine heute ganz verfallene Moschee, die sich an der einen Seite erhebt, deutet auf die jeder annähernden Wahrscheinlichkeit entbehrende muslimische Tradition, die diesen Brunnen mit der Geschichte Hiob's in Verbindung gebracht und dadurch als heilig gestempelt hat. An dieselbe Tradition erinnert auch das unweit desselben belegene elende Gebäude, das vor wenigen Jahren von der türkischen Regierung als Hospital für Aussätzige erbaut worden ist: ein langes, einstöckiges Haus mit zahlreichen Thüren in der Front, die in eben so viele getrennte Kammern von 7 Meter Länge und 4 Meter Breite führen. Jeder dieser kleinen Räume, der mehreren Aussätzigen, oft einer ganzen Familie dieser Unglücklichen, zum Aufenthalte dient, hat in der Rückwand ein kleines Fenster. Zwei große, in der rohesten Weise aus Lehm und zerhacktem Stroh gemauerte Kasten in der Mitte des Gemachs enthalten die Vorräthe an Nahrungsmitteln und Kleidung für die Bewohner, einige zerlumpte Decken und Matten in der einen Ecke bilden die ganze sonstige Einrichtung des unsaubern Raumes. Anstatt des Herdes dienen drei am Boden liegende Steine, ein Schornstein existirt nicht: der Rauch muß, so gut es eben geht, durch Thür und Fenster seinen Ausweg finden, und vielleicht ist diese primitive Einrichtung, die die Lehmwände der kleinen Kammern schon längst geschwärzt hat, bei der aller Beschreibung spottenden Unreinlichkeit noch als wohlthätiges Desinfektionsmittel von Werth. Von ärztlicher Behandlung der Unglücklichen, von irgend welchen Versuchen, die in den vorgeschrittenen Stadien des Leidens entsetzlichen Qualen zu lindern, ist nicht die Rede. Es ist eben nur eine abgesonderte Unterkunft für die Kranken geschaffen worden, in der sie sich bei Sonnenuntergang einzufinden haben, wenn ihr Tagewerk des Bettelns an den Stadtthoren und den Eingängen der Moscheen und Chans gethan ist. Und trotz dieser eben nur unter türkischem Regiment möglichen, entsetzlichen Zustände ziehen die Kranken den Aufenthalt in dem türkischen Aussätzigenhause immer noch der Aufnahme in der dem gleichen Zwecke dienenden, wohlthätigen Anstalt der deutschen protestantischen Gemeinde von Jerusalem vor. In dieser, die unweit des Jaffathores inmitten schattiger Bäume und Gärten gelegen ist, sind die Kranken in großen, gutventilirten Sälen untergebracht. Geeignete Kost, aufmerksame Pflege und medicinische Bäder und Waschungen tragen wohl manches zur Linderung der Leiden bei — von irgend einem Erfolge der immer wieder unternommenen Heilungsversuche ist indessen nicht die Rede, und so koncentrirt sich einstweilen das Streben der Aerzte noch hauptsächlich darauf, die Krankheit immer mehr aussterben zu lassen. Die demgemäß vollständige Absonderung der Geschlechter und die Internirung der Kranken in dem Bezirke der Anstalt lassen das türkische Aussätzigenhaus mit seiner ungebundenen Freiheit begreiflicherweise immer vorziehen. Die Bewohner desselben wählen sich einen Scheich aus ihrer Mitte, der die Ordnung in dieser Kolonie des höchsten menschlichen Elends aufrecht zu erhalten hat. Jerusalem, Ramle und Nabulus sind die drei einzigen Städte in Syrien, in denen sich heute noch Aussätzige aufhalten dürfen; der erstere Ort beherbergte zur Zeit von Lortet's Anwesenheit daselbst etwa 100, Ramle 40 und Nabulus 50 solcher Unglücklichen, unter denen sich, wie dem Reisenden von glaubhaften Gewährsmännern mitgetheilt wurde, kein einziger jüdischer Einwohner des Landes befand. Dieser Umstand ist indessen wohl weniger einer Raceneigenthümlichkeit zuzuschreiben (galt doch im Alterthume das jüdische Volk nur zu oft für eine „Herde



Scheich der Aussätzigen.

von Aussätzigen"), als vielmehr der Thatsache, daß die entsetzliche Krankheit fast ausschließlich unter der ackerbauenden Bevölkerung ihre Opfer sucht und gesucht hat, zu der die syrischen Juden heute nur in verschwindend kleinem Theile noch gehören.

Etwas über eine Viertelmeile von dem Dorfe Siloa entfernt liegt in östlicher Richtung das alte Bethanien, das heutige El'Azarîje, so genannt nach einer arabischen Korruption des Namens Lazarus oder Lazarium, dessen L fälschlich als Artikel angesehen wurde. Bethanien, „Haus der Armen", hieß man den Ort vielleicht wegen seiner Lage am Anfange der zum Todten Meere sich hinziehenden trockenen Wüste, vielleicht auch, weil er der Zufluchtsort der Aussätzigen war, der „Armen", wie sie noch heute vom Volke



Bethanien (El'Azarije).

genannt werden. Ueber die Identität des heutigen El'Azarije mit dem neutestamentlichen Bethanien kann kaum ein Zweifel herrschen; seine Lage und die Entfernung von der Stadt (nach Joh. 11, 18 beträgt sie 15 Stadien) stimmen mit der des Wohnortes des Lazarus vollkommen überein. In den ersten Zeiten der christlichen Kirche hatte denn auch der Ort eine hohe Bedeutung; große Klöster und Tempel erhoben sich an den geheiligten Stätten. Noch im 12. Jahrhundert errichtete Melisendis, die Gattin des vierten Königs von Jerusalem, ein großes, befestigtes Frauenkloster über dem „Grabe des Lazarus". Mächtige Ueberreste eines alten festen Thurmes, die sich noch heute inmitten des aus einigen 40 Häusern bestehenden Dorfes erheben und das „Schloß des Lazarus" genannt werden, stammen jedoch nicht, wie oft angenommen wird, von jener Klosterveste; sie gehören, wie aus ihren großen, geränderten Quadern hervorgeht, einer viel frühern Zeit an. Neben dem zum Theil gemauerten, zum Theil in den Felsen gehauenen, dürftigen Grabe des Lazarus, das übrigens keine Aehnlichkeit mit einem alten jüdischen Grabe hat, erhebt sich heute eine Mo-

sche; denn Lazarus gilt seit lange schon auch bei den Muslimen für einen Heiligen. Nicht weit davon wird das Haus der Maria und Martha gezeigt. Die Einwohner des zwischen zahlreichen Feigen-, Oel-, Mandel- und Johannisbrodbäumen anmuthig gelegenen Dorfes sind heute ausschließlich muslimische Araber, unter denen Lortet mehrere Individuen von auffallender Schönheit bemerkte.

Am Morgen des 12. Juni unternahm Lortet einen weitern Ausflug nach dem in gerader Richtung etwa 30 km von Jerusalem entfernten **Hebron**. Zum westlichen, dem Jaffathore, hinausreitend, verfolgte man zunächst die in südöstlicher Richtung führende Straße nach Bethlehem, die zuerst auf beiden Seiten von niedrigen Kornfeldern eingefaßt ist, bald aber auf die Hochebene hinaufsteigt, an deren Ende das große griechische Kloster Mar Eljâs steht, von herrlichen, alten Oelbäumen umgeben. Etwas unterhalb des Klosters, da, wo sich der Weg nach Hebron von der Bethlehemstraße abzweigt, liegt ein von den Christen, Muslimen und Juden gleich hoch verehrtes Heiligthum, das sogenannte **Grab der Rahel**, der Gattin Jakob's. Es ist in seiner heutigen Gestalt ein Weli oder muslimisches Heiligengrab, wie es deren in fast jedem Dorfe eines oder mehrere giebt; auch der im Innern befindliche Sarkophag ist nicht bemerkenswerth; er besteht aus einfach geweißtem Mauerwerk. Nach 1 Mose 35,19 starb Rahel in der That ganz in der Nähe von Bethlehem, und so mag dieser Platz, der schon während der ganzen christlichen Zeit als ihr Grab gegolten hat, vielleicht wirklich der richtige sein. Von einer angeblich als Erinnerung an die zwölf Stämme aus zwölf ungeheuren Steinen hier errichtet gewesenen Pyramide ist heute kein Ueberrest mehr vorhanden. Das jetzige Gebäude, dessen Mauern über und über mit Pilgernamen bedeckt sind — denn das Grab Rahel's ist namentlich für die Juden ein vielbesuchter Wallfahrtsort —, soll aus dem 15. Jahrhundert stammen und seitdem einigemal umgebaut und verändert worden sein.



Rahel's Grab.

Ueber trockenes, steiniges Terrain, auf dem außer verkümmertem Strauchwerk nichts von Vegetation zu sehen ist, führt die Hebronstraße zunächst zu den Burak, den sogenannten Salomonischen Teichen, den drei ungeheuren gemauerten Reservoirs des alten Aquädukts, der Jerusalem mit Wasser versorgte. Ueber die Zeit der Erbauung dieser berühmten Stufenteiche ist viel und bis jetzt ohne Erfolg gestritten worden; indessen darf es als ausgemacht gelten, daß die großartige Anlage ihren Namen mit Unrecht trägt und einer viel spätern als der Salomonischen Zeit angehört. Der fast fünfstündige Weg von hier nach Hebron zeigte Lortet die judäische Landschaft in ihrer ganzen Einförmigkeit. Zu beiden Seiten der Straße, die, ein Ueberrest aus der Römerzeit, hier mit großen allmälig ganz glatt geschliffenen Steinplatten gepflastert ist, ziehen sich die trockenen, unbebauten röthlichen Hügel hin. Vereinzelt zeigen sich hin und wieder auf ihnen kleine Gehölze verkrüppelter Eichen mit stachlichtem Grün (Quercus Palaestina). In den Schluchten und Thälern nur sieht man von Zeit zu Zeit kleine Kornfelder, Oliven- und Feigenbäume. Nachdem eine Schar russischer Pilger den Weg nach Bethlehem eingeschlagen hatte, war auf der Hebronstraße, so weit das Auge reichte, kein Mensch zu sehen; nur in der Ferne auf den Hügeln, und gegen den blendenden Horizont scharf abgezeichnet, erblickte man einige arabische Hirten mit ihren Kameelen oder Ziegen. In der heißen, unbewegten Luft hörte man nichts als das fortwährende laute Summen der großen Mistkäfer (Scarabaeus sacer), die in großen Schwärmen über dem auf der Straße verstreuten Pferde- und Kameelmist sich niederließen, das gelegentliche Geschrei einiger weißköpfiger Steinschmätzer (Saxicola leucomela), die um die felsigen Hügel flogen, und den unermüdlichen Gesang der treuesten Begleiterin

des syrischen Reisenden, der Haubenlerche. In den ödesten, trockensten Gegenden des Landes trifft man diesen zierlichen Vogel an. Da derselbe bekanntlich nicht weit fliegt, würde es oft vollkommen unerklärlich sein, wo er zum Wasser gelangt, wenn man nicht annehmen wollte, daß er sich mit dem hier so reichlich fallenden Thau begnügt.

Je mehr man sich Hebron nähert, desto mehr verändert sich die Landschaft; immer häufiger zeigen sich bewaldete Hügel, manche mit deutlich erkennbaren Eingängen zu Felsengräbern. Auf dem Gipfel des einen derselben erheben sich große Ruinen starken Mauerwerkes, die man für die Trümmer des alten Beth-Zur (Josua 15, 58) ansieht. Auch auf den umgebenden Hügeln zeigen sich ähnliche, kleinere Mauerreste; doch sind sie in einem dichten Gehölz von Terebinthen, Zwergeichen und Karuben fast versteckt, in dem unzählige große Eidechsen und schöne schwarze Nattern (Coluber atrovirens) sich aufhalten.

Gegen Abend, noch vor Sonnenuntergang, erreichte man Hebron, das, eine Ausnahme unter den palästinensischen Städten, nicht auf einem Hügelrücken, sondern in der Verengung eines Thalgrundes liegt. Zahlreiche Quellen machen die Umgebung der alten Stadt reich an Gärten, in denen Mandeln, Pistazien, Granaten und Aprikosen in Fülle gedeihen; die Weinberge von Hebron sind noch heute ebenso berühmt wie vor Alters. Der Ursprung der Stadt wird mit Recht in eine sehr entlegene Zeit zurückverlegt. Wir begegnen ihrem Namen wieder und immer wieder in den Büchern Mose. Bei Hebron lag der Hain Mamre Abraham's, hier



Die große Moschee (Harâm) in Hebron.

auch die Doppelhöhle Machpela, die er zum Begräbnißplatze von Ephron, dem Hethiter, kaufte. Auch in den Berichten der Bücher Josua und Samuelis spielt die Stadt eine wichtige Rolle; und diese Bedeutung blieb ihr bis weit in die muslimische Zeit hinein, theils als wichtige Handelsstadt, theils als religiöses Heiligthum; denn Abraham, der „Freund Gottes“, ist ein großer Prophet des Islâm. So ist denn auch fast die ganze rührige Bevölkerung der heutigen Stadt, 8000 bis 10000 Seelen, muslimisch, und nur eine Anzahl von etwa 500 jüdischen Einwohnern vorhanden. Die ersteren übertreffen an Fanatismus noch die Mehrzahl ihrer anderen syrischen Glaubensgenossen; der Aufenthalt in Hebron war vor noch nicht gar langer Zeit eine gefährliche Sache für die Reisenden; und wenn dieses sich auch jetzt geändert hat, so bleibt doch der interessanteste Theil der ganzen Stadt, das große Harâm, nach wie vor allen Ungläubigen verschlossen. Dasselbe umschließt nach alter Tradition die Höhle Machpela und die Gräber der Patriarchen. Die Umfassungsmauer des ausgedehnten Heiligthumes ist aus ungeheuer großen Quadern erbaut und erinnert an die Harâmmauer von Jerusalem; mächtige Wandpfeiler stützen sie von außen. Ueber dieser augenscheinlich sehr alten 15 bis 18 Fuß hohen Umfassung haben die Muslimen noch eine moderne Zinnenmauer errichtet. An den beiden nördlichen Ecken führen zwei Treppen in den innern Hofraum, den kein Fremder betreten darf. Von der Höhe über dem Harâm sieht man aber, daß in der Mitte dieses Raumes ein großes Gebäude sich erhebt: augenscheinlich eine alte Basilika, die in eine Moschee umgewandelt worden ist. Nur dreimal innerhalb der letzten Jahrzehnte hat ein besonderer

Ferman des Sultans Andersgläubigen die Pforten der Moschee geöffnet: 1862 dem Prinzen von Wales, 1866 dem Marquis von Bute und 1869 dem Kronprinzen von Preußen. Nach den Berichten ihrer Begleiter, die freilich auch nur den flüchtigsten Blick in das Heiligthum werfen durften, soll, außer den über dem Boden befindlichen Kenotaphen, auch noch eine Felsenkrypta vorhanden sein, in der sie Marmorsärge zu sehen glaubten.

Rings um den großen Bau liegen eine Menge kleinerer Gebäude, die von Derwischen, Heiligen und Wächtern des Heiligthums bewohnt sind. Sechs Dörfer der Saron- und Philisterebene müssen für den Unterhalt dieser Leute sorgen.

Bei den Turkmenen Karamaniens.

Auf der kleinasiatischen Hochebene nördlich des Bulgar-Dagh, welcher die kilikische Küstenebene vom Plateau Kappadokiens scheidet, übernachtete Mrs. Scott-Stevenson, aus deren Reisewerke wir schon Einiges über das Treiben der Tscherkessen in Kleinasien mitgetheilt haben (s. oben S. 279) in einem Lager von Turkmenen (Our Ride through Asia Minor p. 275 seq.). Dasselbe lag zwischen Kiz (oder Kilisse) Hissar, dem antiken Tyana, und der Stadt Eregli. Sie beschreibt ihren dortigen Aufenthalt wie folgt.

Etwa 30 Zelte lagen zerstreut umher, jedes mit einer kleinen Schilfhecke, um bei Nacht die Herden aufzunehmen. Andere noch kleinere Umfriedigungen umschlossen das Geräth für den täglichen Gebrauch. Die Zelte oder Hütten — es ist schwer zu entscheiden, wie man sie eigentlich nennen soll — waren von Filz und zeigten die bienenkorbähnliche Form, durch welche sich die Turkmenen von den Jürüken unterscheiden. Diese hier gehörten offenbar einem reichen Stamme und waren auffallend gut hergestellt. An der einen Seite war der Filz aufgeschlagen, um die Luft einzulassen, und das hölzerne Gitterwerk des Innern war deutlich zu sehen. Die Bedeckung wurde durch starke Bänder aus Ziegenhaar, welche verschiedenfarbig gestreift waren, festgehalten. In jeder Hütte sah man wollene Matratzen, baumwollene Decken und Killim-Teppiche nett zusammengefaltet und in Haufen aufgeschichtet liegen, bereit bei Nacht auf die Erde gelegt zu werden. Der Filz heißt Kedschi, wird von den Leuten selbst zu einer gewissen Jahreszeit angefertigt und entspricht seinem Zwecke vortrefflich; weder Wind noch Sonne dringt durch und im Winter hält er warm, im Sommer kühl. Mrs. Scott-Stevenson und ihr Mann hielten vor dem ansehnlichsten Zelte an, fanden aber nur die Weiber daheim; dieselben empfingen sie nicht so gastfreundlich, als sie erwartet hatten, wurden aber später, als die Männer zurückkehrten, auch höflicher. Die Reisenden schirrten sofort ihre Pferde und luden ihren Wagen ab und sandten einen Jungen nach Wasser aus. Er brachte welches, das völlig brackisch schmeckte. Jene Ebene ist wegen ihrer Milchprodukte berühmt und hat doch durchweg schlechtes Wasser, ein Umstand, welcher der Engländerin auffiel: sie hatte stets geglaubt, daß reines Wasser ein Haupterforderniß zur Betreibung der Milchwirthschaft sei, während sich hier die Turkmenen eine Gegend ausgesucht hatten, wo das Wasser spärlich, schlecht und wenigstens eine halbe englische Meile entfernt war.

Die Turkmenenweiber sind eine schöne, kräftige Race, mit starken Knochen und großen Gliedern, sehr fleißig und reinlich, aber ganz uncivilisirt. Auf die Engländerin blickten sie mit äußerster Verachtung herab und konnten ihre Verwunderung nicht verbergen, als ihr Mann und der Dolmetscher desselben sie eifrig bedienten, anstatt umgekehrt. Letzterm sagten sie, sie hätten nie zuvor ein „so nutzloses Ding“ gesehen, und fragten ihn, wozu sie denn gut wäre. Mrs. Scott-Stevenson glaubte denn auch, daß es ihr schlecht gegangen wäre, wenn sie mit diesen Damen allein gelassen worden wäre.

Außer dem Hauptzelte war noch ein schwarzes Beduinenzelt vorhanden, welches für zufällig vorüberkommende Fremde bestimmt war, und von welchem die beiden Zaptiehs der Engländer sofort Besitz ergriffen.

Als die Sonne sich zum Untergange neigte, begann sich die Scene zu ändern. Ringsum am ganzen Horizonte tauchten plötzlich große Herden auf, welche beim Näherkommen streng von einander gesondert blieben. Der sie begleitende Mann oder Knabe erlaubte niemals einem Schafe, sich zu verlaufen. Zuerst kamen die Lämmer, Herde auf Herde, kleine schwarzweiße Dinger, und warteten in kurzer Entfernung vom Lager. Als alle Thiere auch von den entfernten Weiden zur Stelle waren, wurde auf ein bestimmtes Zeichen eine Abtheilung von Schafen und auf der entgegengesetzten Seite eine solche von Lämmern losgelassen, und jedes Lamm sprang sofort zu seiner Mutter, welche es seit dem Morgen nicht gesehen hatte. Rührend war die Freude beider beim Wiedersehen. Die Lämmer suchten sofort nach Nahrung und saugten nach Herzenslust, wobei ihre kleinen Schwänzchen in der komischesten Weise hin und her wackelten. Blökend liefen die mutterlosen Thiere umher und erhielten auf ihrer Suche so manchen Stoß oder Fußtritt; eine der Frauen mußte einige Mutterschafe festhalten, während die Jungen saugten. Die Wölfe hatten offenbar viele von den Eltern getödtet, und die Nährerinnen waren durchaus nicht geneigt, sich der kleinen Waisen anzunehmen. Sobald jedes genug hatte, wurden sie wieder getrennt und in verschiedene Gehege gesperrt, um erst wieder am nächsten Morgen vor dem Austriebe auf wenige Minuten zusammengelassen zu werden. Selbst neugeborene Lämmer werden ebenso behandelt und dürfen nicht bei ihren Müttern bleiben, weil die Turkmenen glauben, daß sie auf solche Weise mehr Milch von den Schafen erhalten. Dasselbe Verfahren wurde bei jeder Herde wiederholt, wobei ein Irrthum in der Vermischung zweier Herden nicht vorzukommen schien.

Es war das, wie Mrs. Scott-Stevenson sagt, eine der hübschesten Scenen, die sie je gesehen; die wilde Umgebung trug nur dazu bei, die Eigenthümlichkeit und Poesie derselben zu erhöhen. Die weite einsame Ebene, die Zelte und Herden, die Leute in ihrer saubern Kleidung, ihr wildes Schreien und ihre fremde Sprache, und die große untergehende Sonne, welche ihr goldenes Licht über das ganze Bild ausgoß, das alles versetzte sie wie in ein Traumland. Die Turkmenen selbst sahen dabei weder etwas Schönes noch Poetisches; ihre einzige Sorge ging dahin, daß jedes Lamm genug bekam und nicht mehr.

Unter den Herden befanden sich einige Teftek oder Angoraziegen, die an Gestalt und Haar mehr Schafen als Zie-

gen gleichen. Ihr Haar oder Wolle ist leicht und von schöner Textur; ehe die Weiber die Thiere einsperrten, gingen sie rund um die Herde herum und sammelten sorgfältig alle an den Seiten derselben hängenden losen Flocken, da das Produkt sehr kostbar ist und von den Kaufleuten von Koniah theuer bezahlt wird.

Wölfe fügen den Herden großen Schaden zu, da sie oft in Rudeln von 20 bis 50 Stück einbrechen und in einer Nacht viele Schafe tödten oder verstümmeln. Zwar besitzen diese Turkmenen große und starke Hunde, aber auch diese fallen den Raubthieren zur Beute, wenn sie der Hunger drängt.

Das Zelt des Häuptlings Hadschi Jusef unterschied sich in nichts von den anderen; sein Eigenthümer besaß aber mehr Schafe und Teftek. Wenn die heiße Jahreszeit kommt, ziehen sie nach Norden an den Hassan-Dagh. Das Lager war wunderbar rein und kein Unrath beleidigte das Auge; der Schafmist wird täglich bei Seite geschafft und die Stellen schnell gefegt. Die Leute sagten, sie müßten reinlich sein; denn ihre Existenz hänge von der Qualität ihres Kaimak (Sahne), Butter, Milch und Käse ab, und deren Bereitung erfordere die strengste Reinlichkeit. Im Winter beschäftigen sie sich mit dem Weben von Killim-Teppichen.

Bei einbrechender Dämmerung brachte man den Engländern das Abendessen, nämlich eine Metallschüssel voll Milchsuppe, in welcher eine Art Gras, die an vielen Stellen der Ebene wild wächst, gekocht war, was gar nicht schlecht schmeckte; dazu frischen Käse, Sahne und Butter, Milch nach Belieben und zum Schlusse vorzüglichen Jörüken-Kaffee, d. h. extra starken, in dessen Bereitung die Jörüken besonderes Geschick entwickeln. Nur der beste und tapferste Mann wird der Ehre theilhaftig die Bohnen zu rösten und zu stampfen, und es gilt fast als Sünde, wenn ein Weib dabei Hand anlegen wollte. Bei jener Gelegenheit wurde ein Freund aus einem Nachbarzelte herbeigeholt; zunächst wusch er sich Gesicht und Hände, während die anderen rings herum saßen und ihm zuschauten. Als der Mond aufging, trennte sich die Gesellschaft; die Männer wuschen sich sorgfältig Füße, Hände und Gesicht, breiteten ihre kleinen Teppiche auf die Erde und sprachen, das Gesicht nach Mekka gekehrt, ihr Abendgebet. Dann zog sich auch das englische Ehepaar in seinen Wagen zurück und suchte unter dem Sternenhimmel die Ruhe, welche nur hin und wieder durch das Gebrüll einer Kuh oder das Blöken eines Schafes unterbrochen wurde.

Ehe sie am nächsten Morgen das Lager verließen, brachte man ihnen noch einen kranken Säugling und einen blinden Mann zum Kuriren. Gewöhnlich aber ist dieses Volk durchaus gesund und hat natürlich keine Aerzte, wohl aber einige simple Heilmittel, denen sie unbedingt vertrauen. In besonders schlimmen Fällen schlachten sie ein Schaf oder, wenn nöthig, eine Kuh und legen die kranke Person in den warmen Kadaver, bis sie ihre Lebenskraft wiedergewonnen zu haben scheint. Fleisch essen sie nur, wenn der Wolf ein Schaf so arg zugerichtet hat, daß es getödtet werden muß; sonst genießen sie nur Milchspeisen und Brot. Gemüse und Früchte sind bei ihnen unbekannte Dinge und ihr einziger Luxus ist der Kaffee.

Zum Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala.

Von **Karl Lamp.**

Zwischen Mexico und Guatemala droht wegen streitiger Grenzmarken ein Krieg auszubrechen. Diese Frage schwebt zwischen den beiden Ländern schon seit ihrer Befreiung von der spanischen Herrschaft. So lange letztere dauerte, war Chiapas mit Soconusco, dem Küstenstreifen am Stillen Oceane, eine Provinz der zur Generalkapitanie Guatemala gehörigen gleichnamigen Intendanz. Nach der Vertreibung der Spanier, als Iturbide zum Kaiser in Mexico proklamirt ward, schloß sich diesem die mittelamerikanische Generalkapitanie an, trennte sich aber wieder von ihm bald nach Iturbide's Sturz. Bei dieser Gelegenheit blieb Chiapas, das, durch die eingesenkte Landenge von Tehuantepec von den mexicanischen Hochebenen getrennt, geographisch sicherlich zu Guatemala zu rechnen ist, so zu sagen bei Mexico hängen. Ob dies Verhältniß jemals von Guatemala als zu Recht bestehend ausdrücklich anerkannt worden ist, weiß ich nicht, möchte es aber kaum annehmen. Jedenfalls ist die Zugehörigkeit einiger Gebiete immer zweifelhaft gewesen. So wird noch auf einer Karte vom Jahre 1844 Chiapas als zu Guatemala gehörig angegeben. Auf anderen neueren mexicanischen Karten wird die Grenze weiter nach Nordosten zu um den Mittellauf des Usumasinta als „nicht festgesetzt“ bezeichnet. Indeß ist diese Gegend, die nur von indios bárbaros, Lacandonen genannt, bewohnt wird, welche den Spaniern und dem Katholicismus sich fern gehalten haben, bis jetzt für keins der beiden Länder von Bedeutung und es wäre ihretwegen schwerlich ein ernster Streit entstanden. Dazu geben schon eher Anlaß die Verhältnisse im Gebiet des Sees von Peten, das, von Guatemala, von dem es politisch unbestritten ein Theil ist, durch einsame Bergwaldungen getrennt, geographisch zu Yucatan gehört und fast nur mit den Hafenplätzen um die Mündung des Usumasinta Verkehr unterhält; die Schroffheit, mit der nach der Behauptung mexicanischer Zeitungen, die ich zu Gesicht bekommen habe, den Mexicanern gegenüber, die sich dieses Verkehrs wegen in Peten aufhalten, die guatemaltekische Regierung ihre Oberhoheit betont, soll der mexicanischen Anlaß zu Klagen gegeben haben. Auch diese Angelegenheit jedoch ist von geringer Bedeutung im Vergleich zu den Interessen, die auf dem Gebirge, das mit dem Ufer des Stillen Meeres parallel läuft, auf dem Spiele stehen. Hier stoßen beide Länder mit verhältnißmäßig gut bevölkerten Distrikten an einander und Soconusco, der Abfall jenes Gebirges zur Südsee, ist, wie man allgemein hört, und wie ich noch besonders von Arrieros aus Oaxaca, die von dort Kakao geholt hatten, mir habe sagen lassen, ein sehr fruchtbares Land. Ob die Nachricht der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, daß Guatemala den größern Theil von Chiapas mit ganz Soconusco in Anspruch nehme, begründet ist, wird sich bald zeigen; möglich wäre es, daß es in Erinnerung an die oben erwähnte einstige Zugehörigkeit jener Länder diesen Anspruch im Verlaufe eines immer heftiger werdenden Streites um ein ursprünglich kleineres Gebiet wieder hervorgeholt hat. Als ich vor einigen Jahren in Mexico mich befand, war die Sache noch nicht soweit gediehen; es war, freilich schon seit Jahren, von einer Kom-

mission die Rede, welche die Grenzen endgiltig festsetzen sollte, die aber, so viel ich weiß, niemals zusammengetreten ist. Guatemala war es damals vornehmlich um einen Theil von Soconusco zu thun, den die Indier seiner im Oberlande, der tierra fria, um S. Marcos liegenden Dörfer, zeitweilig vom Gebirge heruntersteigend — wie es die Indier an vielen Stellen des spanischen Amerika thun, um die fruchtbare tierra caliente, deren Klima sie fürchten und die sie daher nicht gern stetig bewohnen, doch auch nicht ganz ungenutzt zu lassen —, für ihre Maisaussaaten gebrauchten und den die Regierung von Guatemala, nach Gebühr für ihre Leute eintretend, ihnen nicht wieder entrissen sehen wollte. Unter gewöhnlichen Umständen wäre diese Sache in Mexico wahrscheinlich unbeachtet geblieben; denn, wie mir einmal ein mexicanischer Politiker sagte, Chiapas, das der Centralregierung nichts einbringt und bei der weiten Entfernung fast schon aus ihrem Bereiche liegt, ist ein von ihr fast vergessener Winkel. Zudem ist die Gegend, die damals in Frage stand, noch dünner als das übrige Soconusco bevölkert. Dies hatte ich unter anderen Gelegenheit, aus einer kleinen Schrift des mexicanischen Finanzministers Don Matias Romero zu entnehmen, in der er vom Kaffee sprach und insbesondere den Anbau desselben in Soconusco anrieth, wo das Land fruchtbar und bei der geringen Zahl seiner Bewohner fast für nichts zu haben sei, wohin man freilich eben des letztgenannten Umstandes halber sich Arbeiter aus Mexico mitzubringen gut thue. Wie ich auf Befragen erfuhr, hatte Romero selbst dort eine sehr große Kaffee-Hacienda eingerichtet, die aber, wie ich hörte, später gleich anderen von den Eingeborenen der oberländischen guatemaltekischen Dörfer, die sich in ihren Rechten beeinträchtigt gesehen haben werden, zerstört worden ist. Der Umstand, daß Romero mit dieser Sache zu thun hatte, ist jedenfalls ein Grund, warum sich die mexicanische Regierung ihrer mehr annimmt, als sie sonst thun würde. Es wäre also im letzten Grunde ein Streit um Landbesitz zwischen dem städtischen spanischen Kapital und den eingeborenen von Alters her angesessenen indischen Bauern, ein Streit, auf dessen häufiges Vorkommen in jenen Ländern und auf dessen Bedeutung ich schon öfter im „Globus“ aufmerksam gemacht habe und der in diesem Falle in seinem Verlaufe zu einem Kriege zwischen Mexico und Guatemala führen könnte. Wer in diesem Kriege siegen würde, ist nicht ohne Weiteres ausgemacht. Mexico hat freilich sechsmal so viel Einwohner als Guatemala. Wie soll es aber alle seine Machtmittel an dieses heranbringen? Es würde nur einen Theil derselben zur Verwendung bringen können und den Krieg bei dem geringen Interesse an dessen Gegenstand wahrscheinlich nur lau führen. Guatemala dagegen würde seine Kraft, die in der Hand eines, wie es heißt, thatkräftigen Präsidenten gesammelt liegt, voll einsetzen.

Nachrichten aus der westarabischen Landschaft Asir.

Einem längern Schreiben des Kaufmanns Herrn Ludwig Stroß (s. „Globus“ XL, S. 119 und 135), datirt Hodeida 14. April 1882, worin er uns verschiedene, an anderer Stelle zu veröffentlichende geographische Nachrichten über die zwischen Hedschaz und Jemen gelegene westarabische Landschaft Asir mittheilt, entnehmen wir das Folgende.

Als die Türken in den Jahren 1870 und 1871 unter Achmed Muchtar und Redif Pascha gegen Asir vordrangen, gelang ihnen die Eroberung der Tehama, des Tieflandes, ziemlich leicht. Der Fürst von Asir, Mohamed ibn-Aïd, wohnte in Zigga (Sega, Sekka bei Carl Ritter), von wo er beim Herannahen der Türken nach Reda [1]) floh, um sich dort mit seinen Anhängern zu vertheidigen. Die Türken konnten Reda lange Zeit nicht nehmen, bis sie durch Verrath des Scheichs von Sabbia auf Seitenwegen den das Wadi vertheidigenden Asir in den Rücken geführt wurden. Heldenmüthig kämpften dieselben noch drei Tage lang; endlich ergaben sie sich unter der Bedingung, daß ihnen kein Leid geschehen sollte. Durch Unvorsichtigkeit der Türken jedoch flog ein Pulverwagen in die Luft und tödtete ihnen den Bimbaschi (Major) Abbas Bey sowie sechszehn Offiziere. Die Türken beschuldigten die Asir, das Unglück herbeigeführt zu haben, und Muchtar Pascha ließ darauf hin den Fürsten Mohamed ibn-Aïd, dessen Bruder Saad und 33 andere Scheichs in einen trockenen Brunnen werfen und von oben herab todtschießen. Andere Brüder des Mohamed ibn-Aïd sowie mehrere bedeutende Scheichs — ihre Namen sind Nasr ben-Aïd, Saïd ben-Aïd, Ali ben-Laheg und dessen Vater, Faiz ben-Gorm und Ibn-Auad — wurden später in Mahrat gefangen genommen und nach Konstantinopel gesandt, wo man sie gleichfalls aus dem Wege räumte. Nur die beiden Scheichs Abderrahman ben-Nasr und die Brüder Ali und Saad ben-Mohamed Aïd entflohen, und letztere empörten sich im vergangenen Winter gegen die Türken, so daß während des letzten halben Jahres an ein Reisen in Asir nicht zu denken war. Gegenwärtig (Mitte April 1882) scheinen die Türken wieder einmal Herren des Landes zu sein.

[1]) Reda oder Ghadda, aus den Kriegen der Aegypter in den 20er und 30er Jahren dieses Jahrhunderts als starke Festung bekannt, liegt südlich von Menadhir, einer der größten Ortschaften Asirs, und etwas südlich von 18° nördl. Br.

Hauptort von Asir und Sitz des Defterdars, des obersten Finanzbeamten der Provinz, ist jetzt Abha, 67 Stunden Weges (die Kameelstunde zu 3 engl. Miles) von Kunfuda landeinwärts und an der Ostgrenze des eigentlichen Asir gelegen und 4000 Einwohner zählend. Früher war es das um 19 Wegstunden der Küste näher gelegene Muhail, das indessen den Türken zu heiß war. Der türkische Einfluß in Asir reicht jetzt gegen Süden ungefähr bis Belad Gahtan, 26 Stunden über Abha hinaus; der dortige Scheich Salem Abudi erhält 10 Procent der Abgaben, welche er an die Türken abführt.

Die Hauptausfuhrartikel von Asir sind Ziegen- und Schaffelle, Butter (semn), zwei Qualitäten Gummi (Schergi und Fahmi), Ochsenhäute in geringer Menge und Strohgeflechte. Importirt werden Reis, Petroleum, Manchesterwaaren und in geringen Quanten Zucker und indischer Kaffee.

Die Moralität der Bergbewohner von Asir steht auf einer sehr niedrigen Stufe. In Abha wird man keinen noch so armseligen Araber finden, der gewillt wäre, für gutes Entgelt einen Packen oder eine Kiste irgendwohin zu tragen, dagegen ist jeder für ¼ Megidi (im Werthe von

etwa 1 Frane) mit Vergnügen bereit, den Kuppler zu spielen. In den Bergen geht die Gefälligkeit sogar so weit, daß, wenn ein Reisender bei einer Hütte vorbeikommt, der Besitzer ihn einladet, einzutreten, ihm hierauf die Hütte und — seine Frau überläßt und vor der Thür Kaffee kocht; mit 1 Piaster Bachschisch — für den Kaffee — ist er dann überglücklich zu machen. Diese Leichtigkeit der Sitten im Gebirge ist einem alten Gebrauche zuzuschreiben [1]. In Abha und den anderen Plätzen, wo sich Türken aufhalten, hat die Sache — und bekommt ihn jährlich mehr — den Anschein einer tiefgehenden Korruption und Prostitntion.

[1] Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ist der Islam in der reformatorischen Gestalt des Wahabismus in Asir eingedrungen, und es haben sich dort Gebräuche erhalten, welche ganz dem Geiste arabischer Moslimen widersprechen. Jene oben erwähnte Gastsitte brachte schon Burckhardt von dem Stamme der Merekede auf der Grenze von Hedschaz und Jemen in Erfahrung; die Männer überließen dort ihrem Gaste für die Nacht ihre eigenen Frauen (doch nie Jungfrauen). „Hatte der Gast sich bei der Hausfrau beliebt zu machen gewußt, so wurde er am folgenden Morgen für seine weitere Wanderschaft reichlich versehen, im Gegentheil schnitt man einen Zipfel seines Mantels als Zeichen der Verachtung ab, und er wurde von Weibern und Kindern mit Schimpf davongejagt. Den Wahabis machte es große Noth, diese Sitte bei ihnen abzustellen, und als zwei Jahre hintereinander Dürre und Mißwachs eintraten, sah man dies als Strafe des abgeschafften und doch so viele Jahrhunderte zuvor gebräuchlichen Gastrechts an.“ (Karl Ritter's Erdkunde von Asien, VIII. Band, Abth. 1, S. 212.)

Ossetische Märchen und Sagen [1].

1. Der arme und der reiche Mann.

Es lebte einmal ein armer Mann. Da sagte der reiche Mann zum armen: „Morgen gehe ich zur Jagd, komm mit, du armer Schlucker, ich führe Dich auch auf die Jagd.“ „Wie soll ich mit Dir gehen?“ antwortete der Arme „da ich doch nichts zu essen habe.“ „Sage Deiner Frau,“ sprach der Reiche, „daß sie irgend wo etwas sich erbitte; irgend jemand im Aul (Dorf) wird ihr eine Schale Mehl geben, nun daraus mag sie Dir etwas zum Essen bereiten.“ Der Arme ging zu seiner Frau und sagte: „Der Reiche ladet mich ein mit ihm auf die Jagd zu gehen, aber was soll ich mitnehmen? Gelt, ich habe nichts Eßbares zu Hause?“ Die Frau ging, schaffte sich irgend wo Mehl und bereitete daraus etwas zum Essen.

Am andern Tage machten sich der arme und der reiche Mann auf den Weg. Sie begannen zu jagen; sie jagten den ganzen Tag, aber sie fingen nichts. Als es Abend geworden war, machten sie sich ein Feuer an und setzten sich daneben. So saßen sie lange; endlich sprach der Arme: „Sollte es nicht Zeit sein, etwas zu Nacht zu essen?“ — „Freilich ist es Zeit,“ antwortete der Reiche. Die Wegekost des Armen wurde hervorgeholt, beide aßen davon, dann legten sie sich zum Schlaf nieder. Am andern Tage jagten sie wieder vom frühen Morgen bis zum späten Abend und fingen wiederum nichts; zur Nacht kamen sie an den frühern Platz. Lange saßen sie da; endlich als es Zeit zum Essen war, sagte der Arme: „Du, laß uns essen!“ — „Was sollen wir denn essen? Hast Du vielleicht noch etwas Eßbares bei Dir?“ war die Antwort des Reichen. Dann nahm der Reiche von seinem eigenen Vorrath und aß, aber dem Armen gab er nichts. Der Arme schaute lange Zeit darauf hin, endlich sagte er: „Gieb auch mir zu essen.“ „Ueberlaß mir ein Auge, ich werde es Dir ausstechen, dann gebe ich Dir zu essen,“ entgegnete der Reiche. Es war nichts zu machen, der Arme bot sein Auge dar, der Reiche stach es ihm aus. Dann gab der Reiche dem Armen ein Stückchen Kuchen und jagte ihn fort.

Einäugig geht der Arme weiter; als er aus dem Walde ins Freie gelangt, sieht er in der Ferne ein Licht und marschirt darauf zu. Als er näher zum Licht kommt, so sieht er vor sich ein Haus. Er schaut durch die offene Thür in das Innere — Niemand ist da; er tritt ein und verbirgt sich darin. Bald darauf kommen der Bär, der Wolf und Fuchs herausspaziert und treten auch in das Haus. Da spricht der Bär: „Wir sitzen hier beisammen, wir schlafen beisammen, warum essen wir nicht beisammen? Warum essen wir nicht zusammen von unseren Speisevorräthen? Jeder, der etwas hat, mag es hergeben!“ „Seht, was ich habe,“ sagte der Fuchs, indem er ein Stück goldgewirkten Zeuges hervorholte, „dies schließt alle meine Schätze in sich; von diesem Stücke lebe ich; dieses Stück schafft mir zu essen und zu trinken: ich nehme das Stück Zeug, schüttele es zwei Mal — und siehe da, allerlei Getränk und allerlei Speise, wie sie Gott geschaffen, kommen hervor.“ — „Das ist freilich ein sehr kostbares Ding,“ sagte der Bär, „aber ich besitze eine mit Geld angefüllte Grube: seht, das habe ich!“ Und er führte sie hinaus und zeigte ihnen die mit Geld gefüllte Grube. Der Wolf aber zeigte ihnen einen Baum und sagte: „Seht, wenn ich bei meinen Raubzügen gelegentlich verwundet werde, so komme ich zu diesem Baume, reibe an demselben meinen Körper und alles wird wieder heil, als ob nichts gewesen wäre.“

Nachdem alle drei auf diese Weise sich von ihren Reichthümern Mittheilung gemacht hatten, sprach der Bär zum Wolf und Fuchs: „Wenn nun aber schließlich unsere Vorräthe zu Ende gehen, so wird es schlimm werden; darum laßt uns arbeiten. Wohin wenden wir uns?“ — „Ich gehe den Hühnern nach,“ entgegnete der Fuchs. „Ich begebe mich zu den Hirten und hole mir ein Schaf,“ sprach der Wolf. „Und ich will Hafer fressen,“ sprach der Bär.

So redeten sie mit einander zur Nachtzeit über ihre Tagesarbeit. Morgens in aller Frühe machten sie sich fort ein jeder an seine Arbeit — wie er gewollt hatte. Der Arme saß noch in seinem Versteck: als aber die drei fort waren, da kam er heraus, nahm alles, was jene zurückgelassen hatten, das Stück Zeug und das Geld aus der Grube und steckte es in seinen Sack. Dann ging er zu dem Baume, welchen der Wolf gezeigt hatte, und rieb daran das Auge, welches der Reiche ihm ausgestochen hatte: und siehe da, das Auge saß wieder gesund an seinem Platze wie früher. Dann wanderte der Arme weiter und kam zu den Hirten. Und die Hirten fragten ihn: „Wo warst Du? Was trägst Du auf Deinem Rücken?“ Er antwortete: „Der Reiche hatte mich mit auf die Jagd genommen und trage ich etwas nach Hause.“

[1] Vgl. Globus XL, S. 71 und 86.

Darauf kommt der Wolf zu den Hirten und ruft: „Werft mir meinen Tribut zu!" Die Hirten rufen: „So komm doch näher." Der Wolf kriecht immer näher heran; die Hirten sagen: „Er läßt uns keine Ruhe," jagen nach ihm, schießen auf ihn und — was geschieht? Wir wünschen, daß das Gleiche mit Deinem Feinde geschehe! Das Gehirn fällt ihm aus dem Kopf. Da lief der Arme schnell hinzu, hob das Hirn auf, sagte, das sei eine ausgezeichnete Arznei, und schob es in seinen Sack. Der Wolf aber lief eilig zu seinem Baum und rieb sich daran, aber es half nichts; da ging er nach Hause, legte sich nieder und fing an zu kränkeln: der Arme eilte auch fort und kam in den Aul eines Fürsten.

Der Fürst aber war schwer krank; von allen Seiten waren seine Freunde und Bekannten zu ihm gekommen. Der Arme fragte: „Was giebt es hier?" Sie antworteten: „Unser Fürst ist schwer krank!" „Nun, wenn Ihr so gütig sein wollt, zeigt mir doch den Kranken!" „Ach, wozu willst Du ihn sehen?" „O, ich wünschte ihn wohl zu sehen!" Das vernahm der Fürst und ließ den Armen hereinführen. Der Arme trat in das Gemach des Fürsten, setzte sich auf einen Sessel und sagte: „Möge die Kraft eines Gesunden in Dir sein!" [1]), so wie man zu einem Kranken sagen muß. Dann fragte der Arme, wie er sich in Betreff der Arzneimittel befinde. „Ach," antwortete der Kranke, „wenn ich nur jemand hätte, der mir Arznei verordnete, ich gäbe ihm alles, was er von mir sich erbitten würde." Da fordert der Arme, daß man ihm Milch herbei schaffte. Und sie brachten Milch. Und der Arme nahm das Gehirn des Wolfes und kochte dasselbe in der Milch. Dann verlangte er eine Schale, goß etwas von der Arznei hinein und reichte es dem Fürsten, damit er es austrinke. Der Fürst leerte die Schale und wurde gesund — wie ein Hirsch [2]) — er war geheilt. Dann schickte der Fürst seine Diener aus; „gehet," sagte er, „und treibt meine Herde herbei!" Und sie trieben die Herde herbei. Der Fürst ging hinaus, fing das beste Roß und zäumte es auf wie es sich gehört. Als das Pferd nun gezäumt war, nahm er einen Säbel, einen Dolch, eine Pistole und eine Flinte, alles vom Besten. Nachdem sich nun der Arme auf das Pferd gesetzt hatte, schenkte der Fürst ihm noch eine Schafherde nebst einem Hirten. Der Arme ritt fort, daß die Funken stoben.

Der Reiche erkannte den Armen, ging ihm entgegen und sprach zu ihm: „Wo hast Du das alles erbeutet? Sage es mir, oder ich nehme Dir die Hälfte fort, wir hatten doch gemeinsame Sache gemacht." „Komm her, ich werde Dir ein Auge ausstechen — dann will ich Dir auch gestehen, wo ich alles erbeutet habe," sprach der Arme. Der Reiche nun — es war nichts zu machen — ging darauf ein: der Arme stach ihm ein Auge aus mit dem Dolch, dem Geschenk des Fürsten. Dann aber erzählte der Arme: „In der Nacht, als ich Dich verließ, ging ich einem Lichtschein nach und kam zu einem Hügel, in welchem der Wolf, der Bär und der Fuchs wohnen: von ihnen habe ich alles das erbeutet." Nun eilte der Reiche auch in das Haus des Bären, des Wolfes und des Fuchses, trat ein und versteckte sich. Von den Thieren war Niemand zu Hause. Alle waren bei ihrer Arbeit. Am Abend kehrten alle heim; der Wolf zuerst, er war nicht recht gesund. Nachdem sie eine Zeitlang bei einander gesessen hatten, fragte der Bär: „Nun, was hat denn ein jeder geschafft?" „Ich kam zu den Hirten," sagte der Wolf, „aber man gab mir keinen Tribut; wohl aber brachte man mir eine Wunde bei; da ging ich zu meinem Baume und rieb und rieb daran, aber es half nicht — da bin ich nun krank." — „Ich bin um alle Hühnerställe herumgegangen, habe aber nichts erbeutet und bin mit leeren Händen heimgekehrt," sagte der Fuchs. „Ich ging aus, um Hafer zu fressen, aber weil derselbe noch grün ist, so bin ich ebenfalls leer heimgekehrt," sagte der Bär. So saßen sie eine Weile und als die Essenszeit kam, da sprach der Bär zum Fuchs: „Fuchs, bringe uns doch irgend etwas!" Der Fuchs zündete ein Licht an und suchte; sein Zeug ist fort. „Was sollen wir denn essen, wenn mein Zeug nicht da ist!" Da erhob sich der Bär und sagte: „Du willst uns etwas necken! Ich hole mir wenigstens einen Rubel aus meiner Grube." Aber die Grube war ganz leer. Beide hielten Rath und der Bär meinte, das hat Niemand als der Wolf bei Seite gebracht. „Ich bin krank," sprach der Wolf, „ich habe nichts gesehen." Der Bär aber sagte: „Das bist du gewesen, es kann Niemand anders sein; du stellst dich nur krank! aber uns wirst Du nicht betrügen!" Und der Bär und der Fuchs fielen über den Wolf her und verzehrten ihn.

Nachdem sie den Wolf aufgefressen hatten, entdeckte der Fuchs den Reichen und rief: „Sieh, hier ist ein Mensch! das ist der Dieb! warum haben wir unsern Kameraden aufgefressen?" Der Bär zog den Menschen aus seinem Versteck und zerriß ihn. Der wollte sich verantworten, daß nicht er der Dieb sei, aber was sollte der Bär ihn noch anhören! Der Bär und der Fuchs verspeisten ohne Weiteres den reichen Mann. Dem Armen aber hatte Gott das Leben geschenkt; er weilt noch heute unter den Lebenden.

2. Das Stierschulterblatt [1]).

Ein Stier stand auf dem Garamon-Feld und fraß das Gras am Ufer des Terek [2]). Siehe, da ließ sich ein Habicht aus der Luft herab, schlug seine Klauen in das Fleisch des Stieres und trug ihn davon. Dann setzte er sich auf einen Baum, unter welchem ein Hirt mit der Herde vor den Sonnenstrahlen Schutz gesucht hatte, und begann den Stier zu verspeisen. Das eine Schulterblatt des Stieres fiel vom Baume herab und gerieth dem Hirten ins Auge. Am Abend kommt der Hirt nach Hause und spricht zur Mutter: „Mir ist etwas ins Auge gerathen, Mütterchen, sieh' einmal nach!" Die Mutter ging hin, holte ein Schaufel herbei, reinigte damit das Auge und warf das Schulterblatt heraus. Später bildete sich auf diesem Schulterblatt eine grüne Wiese und darnach entstand ein ganzer Aul darauf. Da kam ein Fuchs herbei, faßte das Schulterblatt, warf es auf die eine und die andere Seite und beunruhigte dadurch den Aul. Die Bewohner des Aules verwunderten sich und sagten: „Was soll dieser Ueberfall?" Und in einer Nacht verfolgten sie den Fuchs und tödteten ihn. Von der einen Seite konnten sie dem Fuchs das Fell abziehen, aber sie konnten ihn nicht auf die andere Seite umwenden, so daß sie dort das Fell nicht nehmen konnten. Am frühen Morgen kam des Wegs daher eine junge Neuvermählte, stieß mit dem Fuß an den daliegenden todten Fuchs und wendete ihn dabei um. Sie faßte den Fuchs beim Schwanz, riß das Fell ab und rief: „Das giebt einen

[1]) Ossetischer Gruß „Agassad-da-ua", womit man einen Kranken anredet.

[2]) Ossetische Redensart. Wenn einer den andern fragt, wie es gehe, so lautet die Antwort sadshi-chusan, wie ein Hirsch, d. h. ich bin gesund und rüstig wie ein Hirsch.

[1]) Dies Märchen ist eine Zusammenstellung außerordentlicher und unglaublicher Dinge, wodurch die Zuhörer zum Lachen gereizt werden sollen.

[2]) Die Entfernung zwischen dem Feld und dem Ufer beträgt etwa 70 Werst (Kilometer).

„Besatz zur Mütze meiner Buben!" Uebrigens — das Fell reichte nicht einmal hin um die halbe Mütze zu bedecken!

3. Wie Urysmag seine Schwester heirathete[1].

Urysmag war ein weitberühmter herrlicher Mann mit schneeweißem Bart; es gab unter allen von Gott geschaffenen Menschen nicht mehr einen solchen. Es galt für einen großen Frevel, davon zu reden, daß man einen Mann finden könne, welcher berühmter sei als Urysmag. Seine leibliche Schwester Sátana war gleichfalls eine berühmte und herrliche Jungfrau.

Einst sprach Sátana zu Urysmag: „Unter allen Nartenjungfrauen findest Du kein Weib, welches Deiner würdig ist. Du kennst mich, wie ich bin. So nimm mich zum Weibe; ich sage es Dir, laß mich nicht fort!" „Mag Gott Dir das verzeihen! So etwas ist noch nicht unter den Narten dagewesen! Das ist ein schimpfliches Ding! Ich darf mich dann nicht sehen lassen im Kreise der Narten; spotten wird man über mich!" „Was sie auch thun mögen, was sie auch reden mögen, Du mußt mich unbedingt zum Weibe nehmen! Gegen den Spott werde ich ein Mittel finden. Befiehl den großen grauen Esel Boraty vorzuführen, laß ihn aufzäumen mit silbernem Zaum und satteln mit silbernem Sattel! Setze Dich dann verkehrt auf den Esel, nimm den Schweif in die Hand und reite drei Tage nach einander je einmal auf der großen Straße der Narten, dort wo sie ihre Versammlung („Nichas") halten. Am ersten Tage werden die Narten vor Lachen sterben wollen, sie werden Dich für halbverrückt erklären; am zweiten Tage werden nur diejenigen Narten lachen, welche Dich am ersten Tage nicht sahen, und am dritten Tage wird keiner mehr nach Dir schauen! So verhält es sich mit jener Angelegenheit!"

Urysmag befahl sofort den großen grauen Esel Boraty vorzuführen, sattelte ihn mit seinem silbernen Sattel und setzte sich verkehrt darauf. Sobald er sich unter den Narten zeigte, sprangen sie auf, sahen ihn an und nannten ihn unter Lachen einen Halbverrückten. Als er am zweiten Tage auf der großen Straße sich sehen ließ, da blickten nur diejenigen Narten nach ihm, welche ihn am ersten Tage nicht gesehen hatten.

„Nun, was thaten und sagten denn die Narten?" fragte Sátana am Abend des andern Tages. „Am ersten Tage stürzten alle Narten, jung und alt, auf die Straße, durch welche ich ritt, lachten und spotteten und nannten mich halbverrückt; am zweiten Tage schauten nur die mich an, welche mich am ersten Tage nicht gesehen hatten." „Nun, so reite morgen noch einmal auf dem Esel — Du wirst sehen, daß niemand nach Dir sich umsehen wird."

Am dritten Tage ritt Urysmag noch ein Mal durch die Straße, aber niemand blickte auf ihn. Als Urysmag somit erkannt hatte, daß Sátana richtig geurtheilt, so nahm er sie zum Weibe.

Und von der Zeit ab lebten die beiden herrlichen Geschöpfe glücklich bei einander.

4. Wie Urysmag von einem Riesen gefangen wurde[2].

Einst kehrte Urysmag heim von seiner Wanderschaft: die Narten saßen im Unterhaltungsgemach, wie es schien, in kleinmüthiger Stimmung; sie begrüßten ihn kaum als er ihnen „Guten Tag" sagte. „Was ist denn mit den Narten geschehen," fragte Urysmag die Sátana, „daß sie so kleinmüthig sind." — „Sie hören ihre Magen knurren," antwortete Sátana. „O, Ihr jungen Narten, Ihr seid so niedergedrückt, daß man glauben muß, jeder hätte eben das, was ihm das Liebste auf der Welt war, begraben!" rief Urysmag der Nartenjugend zu, als er in das Gemach trat. „Auf, wer ein Mann ist, zu Roß! laßt uns zusehen, ob wir nicht etwas erbeuten!" Und die auserlesensten Narten ritten mit Urysmag fort und ritten lange, sehr lange. Endlich waren sie so sehr angegriffen von der Müdigkeit und dem Hungern, daß sie anhalten und etwas die Beine ausstrecken wollten. Da bemerkte Urysmag plötzlich am Fuße eines Berges einen Hirten von riesenhaftem Wuchs mit einer Schafherde. „Nun, Kinder, wer sprengt dahin und holt uns zum Abendessen einen Schafbock aus jener Herde?" fragte Urysmag seine Leute. Aber niemand meldete sich. „Es scheint, daß Euer Aeltester selbst sich auf den Weg machen muß," sprach Urysmag, und flog gleich einem Pfeil zum Hirten. Sobald er herangekommen war, sprang er wie ein Jüngling vom Pferde und fing den besten Schafbock, welcher die Größe eines gehörigen Stiers hatte. Aber er konnte den Schafbock nicht halten: der Bock zog ihn nach sich und so gerieth Urysmag in die Hände des einäugigen Riesen. „O Bodsol[1]), du meine Sonne! Ich danke dir, daß du mir etwas verschafft hast, womit ich heute Abend mindestens die Lippen und die Finger benetzen kann," so redete freudig der Riese zu seinem Schafbock und warf den Urysmag in seine Hirtentasche. „Was bist Du so unruhig dadrinnen? Wenn ich Dich etwas drücke, so zerbreche ich Dir alle Rippen im Leibe! Verhalte Dich still," so drohte der Riese dem Urysmag, welcher sich in der Tasche hin- und herbewegte, indem er sich an die Speisevorräthe des Riesen machte. Unterdeß ging die Sonne unter; der einäugige Riese trieb seine Herde nach Hause — in eine Höhle, vor deren Eingang er einen kolossalen Felsblock wälzte; der Felsblock verschloß den Eingang so sicher, daß auch nicht ein einziger Lichtstrahl in die Höhle fallen konnte. „Geh' und bringe mir den Bratspieß, mein Söhnchen, ich will mir den leckern Bissen zubereiten, den heute mir der Bock Bodsol heimgebracht hat," sprach der Riese zu seinem Sohne. Der brachte geschwind den eisernen Bratspieß herbei. Der Riese nahm den Bratspieß, schob den Urysmag auf denselben und setzte ihn ans Feuer; selbst aber müde und hungrig legte er sich an den Herd schlafen, bis das Essen fertig würde. Der Bratspieß hatte aber den Urysmag nicht durchbohrt, sondern war zwischen dem Körper und dem Gewande hindurchgegangen; sobald der Riese sich nun niedergelegt hatte und zu schnarchen anfing, sprang Urysmag vom Bratspieß, machte den Bratspieß am Feuer glühendroth und stieß ihn dem Riesen in das Auge. Der Riese brüllte laut, raste, aber erblindet mußte er sich beruhigen und drohte nun, daß er trotz seiner Blindheit an den Kleinen, der ihn überlistet, kommen würde. Urysmag erschlug auch den Sohn des Riesen. Der Riese aber aus Aerger und Bosheit biß sich selbst in die Finger, alles war vergeblich, natürlich: er, der Blinde, konnte sich nicht rächen. Am Morgen fingen die Schafe an zu blöken — der Tag war angebrochen und es war Zeit sie auf die Weide zu lassen. „Nun kommt das Unheil an Dich! Du entgehst mir nicht!" so drohte der Riese, wälzte den Felsblock vom Eingang der Höhle, setzte sich darauf und ließ jedes Schaf einzeln vorbeipassiren. Nun war in der Herde des Riesen ein

[1]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. V, S. 1 bis 71.

[2]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. VII, S. 9 bis 11. Diese Sage ist als Variante der Begegnung des Odysseus mit Polyphem von Interesse.

[1]) Der Name des Widders.

großer weißer Widder mit langen Hörnern, das war der Lieblingswidder des Riesen. Urysmag tödtete in der Eile diesen Widder, zog ihm das Fell mit den Hörnern ab, hüllte sich selbst in das Fell und kroch auf allen Vieren als erster aus der Höhle. „Du bist Gurtschi[1]), gehe, mein kluges Thier, geh' und hüte die Herde bis zum Abend und treibe sie dann nach Hause; ach, ich bin schon blind, allein den, der mich überlistet, will ich bestrafen!“ Der Riese streichelte das Fell des Widders und ließ ihn vorbei. So entkam Urysmag und er wartete nun bis die ganze Herde herausgekommen war. Als das geschehen war, schrie er: „Und ich bin doch hier, Du blinder Esel!“ Der Riese aber starb vor Aerger.

Urysmag trieb die große Herde zu den Narten; er fand sie kaum lebend. Und nun fing er an, einige Widder zu schlachten und die Narten zu bewirthen. „Nun, Ihr Narten, seid Ihr zufrieden?“ fragte Urysmag. „Zufrieden sind wir und satt,“ sagten die Narten. Was von der Herde noch übrig blieb, das trieben sie mit sich nach Hause. Hier vertheilten sie die Herde gleichmäßig unter allen Narten. „Nicht so, nicht so, Ihr Männer,“ sagte ein Narte, „dem Urysmag gebührt noch der Antheil des Aeltesten, wenn der Weißbärtige (Urysmag) uns nicht geführt hätte, so wären wir alle Hungers gestorben — alles hat uns nur Urysmag verschafft!“ Niemand hatte etwas einzuwenden: jeder einzelne gab einen bestimmten Theil seiner Beute an Urysmag und dieser erhielt somit den Antheil eines Aeltesten. Die Narten aber begannen fröhlicher dreinzuschauen, als bisher.

5. Chatag-Barag[2]).

Die schöne Jungfrau Balsu wollte keinen andern heirathen als den Helden Chatag-Barag. Wie viele waren schon bei ihr erschienen, um sie zu freien! Sie hatte allen abgesagt und deshalb hatten alle sie verlassen. Es war aber da einer Wittwe einziger Sohn, wahrlich ein wackerer Jüngling, der war in heißer Liebe entbrannt zu der Jungfrau Balsu, welche wie gewöhnlich im siebenten Stockwerk eines kupfernen Thurmes saß. Der Jüngling fertigte sich eine Geige an, auf welcher er zur Verwunderung aller solche Weisen spielte, wie sie nie ein Sterblicher gehört hatte; er ging hin, setzte sich unter das Fenster der Balsu und spielte die herrlichsten Melodien. Die schöne Jungfrau hörte mit Wohlgefallen seine Weisen; sie verließ ihre Arbeit, schaute aus dem Fenster und hörte lange, lange zu; dann überschüttete sie den Jüngling mit Scheltworten: „Ach, Du Hundesohn, sitzest und spielst unter meinen Fenstern! Du wirst so lange hier spielen, bis ich Dich verkaufen lasse für verschiedene seidene Stoffe zu Unterkleidern und Hemden, sobald Chatag-Barag gekommen ist.“

Der Jüngling schlug die Geige an den kupfernen Thurm, so daß dieser erzitterte. Die Geige zersprang in Stücke. Am andern Tage machte er eine andere Geige, aber eine bessere, und spielte schönere Melodien unter den Fenstern der Balsu. Und abermals verließ Balsu ihre Arbeit und hörte den ganzen Tag ihm zu; am Abend, als es dunkeler wurde, überschüttet sie ihn mit Scheltworten: „Warte nur, Warte nur, Du wirst nicht lange unter meinen Fenstern spielen! Sobald Chatag-Barag heimkehrt, so wird es Dir schlecht gehen!“ Und wieder schlug der Jüngling aus allen Kräften mit der Geige an den Thurm, so daß dieser erbebte; dann stieß er einen Stock tief in die Erde und rief: „Du glaubst, daß es keinen Mann gebe außer Chatag-Barag?“ Und am dritten Tage, nachdem er eine neue Geige sich angefertigt hatte, spielte er wieder nie gehörte Weisen unter den Fenstern der Balsu. Sie hörte das Spiel, aber Abends schalt sie wieder: „Warte nur bis Chatag-Barag kommt; dann verkaufe ich Dich für Kleiderstoffe.“ — „Nun, mag es keinen andern Mann geben, als ihn!“ antwortete der beleidigte Jüngling. Unterdeß erschien Barag in der Ferne: die ganze Welt glänzt und strahlt in seinem Abglanz. „Siehst Du, jetzt wirst Du's haben: er ist zurückgekehrt!“ drohte Balsu. „Der Zorn Deines Chatag-Barag ist mir sehr gleichgültig; ich fürchte ihn nicht im Geringsten; ich müßte nicht der Sohn meines Vaters sein, wenn ich ihn nicht fürchtig mache,“ war die kühne Antwort des Jünglings. Drei Tage nach der Ankunft rief Chatag-Barag, von der Balsu dazu aufgestachelt, dem Jüngling zu: „Komm heraus aus Deinem Haus, Du Ferkel! wo steckst Du?“ — „Ich bin kein Ferkel, aber ich schwöre es beim Namen meines Vaters, ich komme heraus zu Dir!“ antwortete der Jüngling, sattelte sein Roß und bewaffnete sich. „Bist Du verschwunden, daß Du nicht zum Vorschein kommst?“ schrie der wüthende Chatag-Barag. „Was, giebst Du mir nicht einmal Zeit, mich zu waffnen!“ antwortete der Jüngling; dann aber ritt er völlig gerüstet heraus. Beide begaben sich hinaus aufs Feld und begannen zu kämpfen. Obgleich Chatag-Barag sich gerühmt hatte, er wolle das Ferkel forttragen und verkaufen, so behielt dennoch der Jüngling durchweg die Oberhand. Sie ritten deshalb hinaus ans Meer und begannen auf dem Meere zu kämpfen. Aber das Meer trug den Chatag-Barag fast fort, so daß dieser dem Jüngling zurief: „Rette mich! ich sinke unter!“ „Ha, ha, ha, Du rufst jetzt und bittest um Hülfe mich, den Du doch verkaufen wolltest!“ höhnte der Jüngling, stürzte sich ins Meer und holte den Chatag-Barag am Kragen zugleich mit dem Pferde heraus. „Nun denn, wenn Du nicht mit mir kämpfen kannst, so kämpfe nicht!“ sagte der Jüngling. „Balsu gehört nicht mehr Dir, sondern mir,“ fuhr er fort, zog das Schwert und hieb dem Chatag-Barag das Haupt ab. Dann steckte er das Haupt auf eine Stange und ritt heim zur Balsu. „Balsu,“ schrie er, „willst Du den Kopf essen?“ und warf ihr den Kopf ins Fenster. „Er soll sehr schmackhaft sein!“ Balsu weinte und schluchzte, aber es war nichts zu machen: einmal mußte sie doch aufhören. Sie bat selbst den Jüngling, er möge sie zu sich nehmen. Stolz wies der Jüngling sie anfangs ab; nachdem er sie aber gehörig gequält hatte, nahm er sie zum Weibe. Chr. H.

[1]) Der Name des Widders.

[2]) Nach dem Russischen. Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker. Bd. VII, S. 20.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die größten Städte Deutschlands nach dem definitiven Zählungsresultate vom 1. December 1880 sind:

1.	Berlin	1 122 385	Einwohner
2.	Hamburg	290 055	„
3.	Breslau	272 390	„
4.	München	229 343	„
5.	Dresden	220 216	„
6.	Leipzig	148 760	„
7.	Köln	144 751	„
8.	Königsberg in Preußen	140 896	„
9.	Frankfurt am Main	136 819	„
10.	Hannover	122 860	„
11.	Stuttgart	117 021	„
12.	Bremen	112 158	„
13.	Danzig	108 549	„
14.	Straßburg i. E.	104 501	„
15.	Nürnberg	99 889	„
16.	Magdeburg	97 529	„
17.	Barmen	95 861	„
18.	Düsseldorf	95 459	„
19.	Chemnitz	94 887	„
20.	Elberfeld	93 503	„
21.	Stettin	91 745	„
22.	Altona	90 749	„
23.	Aachen	85 432	„

Zwischen 80 000 und 70 000 Einwohner haben Braunschweig, Krefeld und Halle a. S.; zwischen 70 000 und 60 000 Dortmund, Posen, Mühlhausen i. E., Augsburg und Mainz; zwischen 60 000 und 50 000 Kassel, Essen, Mannheim, Erfurt, Metz, Lübeck, Würzburg, Görlitz und Wiesbaden.

— Auf Grundlage eines reichen, größtentheils durch Bohrungen gewonnenen Materials berechnet Jentzsch in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg in Preußen (1880, S. 154 ff.) das Alter des 1561 qkm großen Weichseldeltas auf 4900 Jahre.

Asien.

— Der Pariser Geographischen Gesellschaft lag unlängst eine Karte der drei südchinesischen Provinzen Jün-nan, Kwang-si und Kwei-tschou vor, das Resultat ausgedehnter 1600 Kilometer umfassender Reisen des französischen Missionärs Creuse, welcher seitdem gelegentlich einer neuen Expedition dort überfallen und ermordet worden ist. Gegenüber der Darstellung der alten Jesuiten, welche in jenen Gegenden offenbar nicht mit der nöthigen Ruhe und Bequemlichkeit haben arbeiten können, soll diese neue im „Bulletin" zu veröffentlichende Karte einen großen Fortschritt darstellen.

— Wie Dr. Landau an Dr. Jagor, d. d. Manila 12. März 1882, schreibt (s. Verhandl. der Ges. f. Erdk. 1882, S. 190), stand er damals im Begriff, in Begleitung des deutschen Sammlers Au eine Reise nach dem nördlichen Luzon zu unternehmen, um dort an der Westküste die Igorroten und Tinguianes zu besuchen und kennen zu lernen. Der Jesuitenpater Fama rieth ihm, den nördlich vom Caravallo gelegenen Lupaz zu besuchen; beide Gebirge erklärte er für selbständige Erdbebencentren. Er glaubt, daß sich infolge der beständigen vertikalen Erdbeben im Gebiete des Lupaj binnen Kurzem ein thätiger Vulkan dort öffnen wird. Die erste Reise des Dr. Landau ging nach der Provinz Laguna und dem Vulkane Taal. Dort fand Au unterhalb des berühmten Wasserfalles von Botocan sehr interessante Höhlen mit Wasser von verschiedenen Temperaturen; über die dortigen Inkrustationen von Stämmen, Blättern ꝛc. veröffentlichte er einige Notizen. Auch der Natoños mit seiner Tierra blanca, Lupang puti genannt, einem unvollständig zersetzten Feldspathe oder Pfeifenthon, wurde genauer untersucht, ebenso ein großer Theil des Kraterinnern des Taal. — Da Ende Mai auch Dr. Hans Meyer auf den Philippinen eintreffen will, um den Igorroten einen längern Besuch abzustatten, und die Herren Koch und Dr. Schadenberg (s. oben S. 319) augenblicklich Mindanao bereisen, so haben wir alsdann vier deutsche Reisende in dem Archipel in Thätigkeit.

Afrika.

— Am 16. April hat Kapitän Cecchi der Italienischen Geographischen Gesellschaft Bericht über seine Reisen in Schoa und Kaffa erstattet, wo er bis in die Landschaft Kullo unter 6½° nördl. Br. vorgedrungen ist. Sein Forschungsgebiet fällt theilweise mit demjenigen d'Abbadie's zusammen, dessen Arbeiten in Enarea und Kaffa in ihrer, vor längerer Zeit angefochtenen Zuverlässigkeit jetzt übrigens bestätigt werden. Oestlich davon erreichte Cecchi's verstorbener Gefährte Chiarini, als einheimischer Priester verkleidet, den Fluß Maira unter 7° 40′ nördl. Br., 39½° östl. L. Gr., also auf bisher durchaus unbekanntem Gebiete. Cecchi hat 20 Punkte astronomisch bestimmt; seiner Karte darf man mit Interesse entgegen sehen.

— Aus Axim (Goldküste), 4. März, schreibt Herr P. Dahse an den Vorstand der Bremer Geograph. Gesellsch.: „Kapitän R. F. Burton und Commander L. Cameron habe ich bei meiner Ankunft hierselbst, wie ich gewünscht, noch angetroffen. Dieselben haben ihre beabsichtigte größere Reise ins Innere für dieses Mal aufgegeben (s. oben S. 319), da sie, wie ich erwartete, hier in der Küstengegend Arbeit von größtem Interesse in Hülle und Fülle vorfanden. Nach Beendigung ihrer Untersuchung der Küstengegend zwischen Attuambu (Apollonia) im Westen und Cape Three Points im Osten sind sie am 24. Februar von hier aufgebrochen, um die Formationen auf beiden Ufern des Ankobrahflusses zu untersuchen und sodann unsere Minen in Wassaw zu besuchen. Darauf werden sie wohl für dieses Mal nach England zurückkehren, um über die Resultate ihrer Reise zu berichten und sich für die beabsichtigte größere Reise vorzubereiten. Am 28. Februar ist der Eisenbahnvermesser (siehe oben S. 128) mit seinem europäischen Stab und Kroenegern in Dixcove gelandet, um die vorläufige Vermessung der projektirten Eisenbahn von der Küste nach Wassaw in Angriff zu nehmen. Herr Mac Luman, der jetzige Betriebsdirektor der Effuenta Gold Mines Cie., ist vorgestern hier mit der ersten Goldsendung von Effuenta angekommen und es wird also die erste Goldrimesse von Effuenta mit dem heute von hier abgehenden Dampfer nach England gehen. Vom nächsten Monat an wird die Effuenta Company regelmäßig zweimal monatlich Goldrimessen machen. Die ersten gestampften 100 Tonnen Erz haben das sehr günstige Resultat von durchschnittlich 93 Mark (deutsches Geld) Werth an Gold pro Tonne Erz ergeben; ein Resultat, womit man sehr zufrieden sein kann. Ich habe meine Vorbereitungen hier beendigt und werde übermorgen von hier nach Apollonia aufbrechen, um den nordöstlichen Theil dieses Distrikts genau

zu untersuchen. In den letzten Monaten sind ganz bedeutende Strecken Minenländereien aufgekauft und jetzt sind bereits mehr wie 60 Konzessionen in Cap Coast registrirt. Es wäre sehr zu wünschen, daß das englische Gouvernement endlich Gesetze, die Minenländereien betreffend, erließe und ich hoffe, daß Kapitän Burton's Vorschläge und Vorstellungen bei der Colonial Office in London von Erfolg sein werden."

Australien.

— Die ersten Eisenbahnen, welche in den australischen Kolonien in Betrieb kamen, waren die 0,54 deutsche Meilen lange Bahn von Melbourne nach dem Hafen Sandridge am 14. September 1854; die drei Meilen lange Bahn von Sydney nach Parramatta am 25. September 1855 und die 1,62 Meilen lange Bahn von der City of Adelaide nach Port Adelaide am 21. April 1856. Am Schlusse des Jahres 1881 hatten die australischen Kolonien insgesammt schon Eisenbahnen in der Länge von 1170 deutschen Meilen in Betrieb. Davon entfielen 279 auf Neu-Seeland, 268½ auf Victoria, 214½ auf Neu-Süd-Wales, 182 auf Süd-Australien, 168 auf Queensland, 37½ auf Tasmanien und 22 auf West-Australien. Außerordentlich rasche Fortschritte hat das Eisenbahnwesen in Australien in den letzten Jahren gemacht, und es sind zur Zeit so viele Bahnstrecken in Bau autorisirt und projektirt, daß die jetzige Meilenzahl sich bald wird verdoppelt haben.

— Die Goldfelder der Kolonie Victoria lieferten im Jahre 1881 einen kleinen Mehrertrag gegen die letzten vier Jahre. Der Gewinn stellte sich auf 883 625 Unzen Gold, gegen 812 092 und 718 203 in den beiden Vorjahren. Die in den Goldminen arbeitenden Leute zählten 38 385 gegen 38 568 im Jahre 1880, so daß auf den Mann durchschnittlich ein Gewinn von 92 Pf. St. 1½ Sch. entfiel. Das meiste Gold wurde aus Quarzriffen gewonnen, während das einst so reiche Alluvium, in welchem Goldklumpen im Gewichte von 2280, 1621, 1121, 1105 u. s. w. Unzen gefunden wurden, so ziemlich erschöpft ist. Aus diesem Grunde empfehlen sich die Diggings des heutigen Tages auch nicht mehr für den armen Mann. Die eigentlichen Goldfelder der Kolonie Victoria datiren aus dem Jahre 1851, wenngleich schon früher hier und dort Spuren von Gold waren entdeckt worden. Sie lieferten von September 1851 bis Ende 1881 einen Ertrag von 50 383 628 Unzen. Berechnen wir die Unze Gold mit 4 Pf. St., so ergiebt sich ein Werth von 201 534 512 Pf. St. oder 4030,7 Millionen Mark. Den höchsten Gewinn lieferte das Jahr 1853 mit 3 150 021, den niedrigsten das Jahr 1879 mit 718 203 Unzen.

— Tasmanien als selbständige Kolonie datirt vom 3. December 1825 und umfaßt ein Areal von 1233 deutsch-geogr. Quadratmeilen. Nach dem Census vom 7. Februar 1870 belief sich die Bevölkerung auf 99 328, nach dem vom 3. April 1881 aber auf 115 705 oder 85,7 pro Quadratmeile. Die Beschaffenheit des Bodens — uneben, felsig und vielfach unzugänglich — wird schwerlich eine viel stärkere Bevölkerung zulassen, denn der bei Weitem größere Theil der Insel ist selbst für Weidezwecke nicht mehr geeignet. Jahrelang hatte die Kolonie mit finanziellen Schwierigkeiten — steten Unterbilanzen — zu kämpfen. Der öffentliche Kredit schien erschöpft, und auch die Steuerkraft wollte nicht mehr hergeben. Nachdem das Parlament Vorlagen auf höhere Besteuerung wiederholt abgelehnt hatte, mußte es, um die Selbständigkeit des Landes zu retten, doch endlich im Jahre 1879 ins Unvermeidliche willigen. So ward es möglich, im Jahre 1880 eine Revenue von 439 780 Pf. St., gegen 375 367 Pf. St. im Vorjahre, zu erzielen und dadurch nicht nur die Finanzen ins Gleichgewicht zu bringen, sondern, nach Deckung der Jahresausgaben, selbst noch einen Ueberschuß von 16 035 Pf. St. zu behalten. Aber die Tasmanier erklären, „sie seien ruinirt, und der letzte Name der Insel werde „Sleepy Hollow" sein". Die öffentliche Schuld am Schlusse des Jahres 1880 belief sich auf 1 943 700 Pf. St. oder 16 Pf. St. 16 Sch. pro Kopf der Bevölkerung, deren jährliche Verzinsung 91 838 Pf. St. erforderte. Aus dieser Anleihe waren 1 305 429 Pf. St. auf unrentable Eisenbahnen verausgabt worden. Unter Kultur befanden sich 373 299 Acres oder 14 093 Hektar. An Getreide wurde meistens Weizen (750 040 Bushels) und Hafer angebaut, und außerdem viel Gemüse und Südfrüchte für den Melbourner Markt gewonnen. Der Import im Jahre 1880 bewerthete 1 369 223 Pf. St. oder 11 Pf. St. 16 Sch. 8 P., und der Export 1 511 931 Pf. St. oder 13 Pf. St. 3 Sch. 4 P. pro Kopf. Es liefen 1309 Schiffe mit einem Tonnengehalte von 413 303 ein und aus. Schon im Jahre 1876 hatten die Eisenbahnen der Kolonie eine Länge von 172½ englischen Meilen und dabei ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Auf der Mersey and Doleraine Bahn konnten wegen fehlender Geldmittel die letzten 12 Miles nicht ausgebaut werden. Die Eisenbahnen decken nicht einmal die Kosten des Betriebes, weshalb dieser einmal auf kurze Zeit eingestellt wurde, geschweige denn die Zinsen des vorerwähnten hohen Anlagekapitals. Die Telegraphenlinien maßen 878, die Drähte 1096 Miles. Der Viehstapel der Kolonie stellte sich nach dem Census vom 3. April 1881 auf 25 267 Pferde, 127 187 Rinder, 1 783 611 Schafe und 48 029 Schweine.

Vermischtes.

— Obschon „Das Leben David Livingstone's. Von William Garden Blaikie. Deutsch von Otto Denk" (2 Bde., Gütersloh, 1881. C. Bertelsmann, Preis 7,20 M.), speciell für Erd- und Völkerkunde nichts Neues bringt, so darf es doch Allen empfohlen werden, welche an dem innern Leben und der Entwickelung eines großen Mannes vom rein menschlichen Standpunkte aus ein Interesse nehmen. Den Menschen Livingstone lernt man in diesen, hauptsächlich nach seinen unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen verfaßten Bänden besser kennen, als den Reisenden, als welchen er sich in seinen eigenen Büchern ja selbst vorgeführt hat. Für die Geschichte der Geographie hat aber auch das Blaikie'sche Werk seinen hohen Werth: unvergleichlich ist die Ausdauer, der Fleiß, der Enthusiasmus, mit welchem sich der arme Weber zum Missionär, zum Arzte, zum wissenschaftlichen Beobachter ausbildete und seine weiten grundlegenden Reisen ausführte. Wenn man auch eine Zeit lang seine Leistungen zu unterschätzen geneigt war, so kommen sie gerade jetzt, wie es scheint, wieder zur verdienten Geltung gegenüber den Resultaten seiner Nachfolger.

Inhalt: Das heutige Syrien XV. (Mit sechs Abbildungen.) — Bei den Turkmenen Karamaniens. — Karl Lamp: Zum Grenzstreit zwischen Mexico und Guatemala. — Nachrichten aus der westarabischen Landschaft Asir. — Ossetische Märchen und Sagen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Vermischtes. (Schluß der Redaction 7. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1882.**

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Nordwestlich von Hebron, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, erhebt sich als ein weithin sichtbarer Punkt der Landschaft die berühmte Eiche von Mamre, der Baum, unter dem der Tradition nach die Zelte Abrahams gestanden haben. Es ist ein herrliches Exemplar von Quercus Palaestina (Q. ilex pseudococcifera), dem ballût der Araber, und doppelt merkwürdig in diesem durch die unsinnigste Mißwirthschaft vieler Jahrhunderte des eigentlichen Baumwuchses fast ganz beraubten Lande. Der Stamm, dessen Umfang am Fuße 10 Meter beträgt, theilte sich in einer Höhe von 6 Meter über dem Boden ursprünglich in vier mächtige Aeste, von denen heute noch drei vorhanden sind; der von der breiten Krone überschattete Raum hat einen Umkreis von 95 Schritt. Daß der gewaltige Baum in der That ein sehr hohes Alter hat, unterliegt keinem Zweifel, natürlich aber gehört die Tradition, die ihn aus der Zeit des alten jüdischen Patriarchen stammen läßt, in das weite Reich der palästinensischen Fabel. Mit der Verehrung der Patriarchengräber von Hebron wird jedenfalls die Verehrung des Haines Mamre oder seiner Ueberreste schon von frühester Zeit an Hand in Hand gegangen sein, und dies um so mehr, als eine abergläubische Schonung und Heilighaltung einzelner, besonders großer Bäume sowohl unter den heidnischen als auch unter den jüdischen Bewohnern des alten Kanaan heimisch war. Aus der christlichen Zeit wissen wir, daß Konstantin um das Jahr 325 eine große Basilika an der Stelle bauen ließ, welche von der jüdischen Ueberlieferung als Stätte des Haines Mamre bezeichnet wurde. Spätere Pilgerberichte schildern den heiligen Baum von Hebron als unansehnlich, von etwa doppelter Mannshöhe, und durch die Axthiebe der reliquiensammelnden frommen Wallfahrer gänzlich verstümmelt; eine große Mauer, in der sich viele von Mönchen bewohnte Zellen befanden, umgab ihn. Geht aus diesen Schilderungen deutlich hervor, daß die damalige „Eiche Abrahams" eine andere war, als die heutige, so erkennen wir diese letztere doch in den Beschreibungen Maundeville's und Belon's aus dem 14. resp. 16. Jahrhundert wieder; ihre Angaben über die Lage sowie die Gestalt des damals verehrten heiligen Baumes lassen keinen Zweifel über die Identität desselben mit dem heutigen aufkommen. Seitdem vor einigen Jahren hier ein zur Aufnahme russischer Pilger bestimmtes Hospiz gebaut worden ist, hat man die Abrahamseiche in die von einer Mauer umgebenen Gartenanlagen dieser Anstalt hineingezogen. Von einer nahen Quelle reichlich bewässert, läßt der Baum unter dem Schatten seiner breiten Krone einen natürlichen Teppich des feinsten weichen Grases gedeihen, das seinerseits auf dem Boden des heutigen Syrien eine fast ebenso seltene Erscheinung ist, wie die Rieseneiche selber.

Von Hebron aus unternahm Lortet eine zweitägige Tour nach den berühmten Brunnen von Beerseba, die nach den Angaben der Bibel die südöstliche Grenze des alten Palästina bezeichnet haben müssen. Der Weg, der



Die Abrahamseiche von Mamre.

in südlicher Richtung von Hebron abführt, geht einige Stunden weit noch zwischen Weinbergen, Oliven-, Obstgärten und gutbestellten Feldern entlang bis zu dem großen Dorfe Dhoherije, in dessen Nähe sich Trümmer alter Befestigungswerke zeigen. Dicht hinter diesem Dorfe, ohne jeden Uebergang, fängt aber die traurigste Wüste an. Ueberall liegen hier mehr oder minder zerbröckelnde Blöcke gelblichgrauen Kreidekalks auf dem Boden zerstreut; dazwischen wächst verkümmertes Eichengebüsch und hin und wieder ein Arbutusstrauch (Arbutus unedo). An einigen römischen Ruinen vorüber, welche das alte Beth-Zachara und somit die Stelle bezeichnen, wo Antiochus Eupator den Judas Makkabäus besiegte (1 Makk. 6, 32 ff.) zieht sich der Weg allmälig höher an den Abhängen des Gebirges hinauf, um endlich, in geringer Entfernung östlich von der Gipfellinie bleibend, mit dieser parallel nach S. S. O. zu gehen. Der hier mehrfach von tiefen Klüften und Thälern durchschnittene Kamm bildet die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Mittelländischen und dem des Todten Meeres. Allmälig hören auch die Dörfer auf, die sich bisher noch vereinzelt gezeigt haben; wellenförmige Sandebenen, weite Kiesflächen und mit Steinen übersäeter Felsboden wechseln mit einander ab und ziehen sich in unabsehbarer Folge durch die große Wüste Tih nach Süden hin bis zum Sinai. Auch hier repräsentirt die munter zwitschernde Haubenlerche wieder das einzige Leben in der Landschaft. Nur während einer kurzen Zeit des Jahres, in den Frühjahrsmonaten, verliert diese Bergwüste den Charakter der traurigen und zugleich großartigen Einöde. Der Boden bedeckt sich dann mit stachlichtem Ginstergesträuch und Astragalusgestrüpp, sowie mit den Hauptvertretern der syrischen Frühlingsflora, verschiedenen Irisarten und Anemonen, und die Ta'âmire-Beduinen, deren niedrige, schwarz und weiß gestreifte Zelte man jetzt von der Höhe aus in den Thalsenkungen nach dem Todten Meere hin liegen sieht, bringen ihre zahlreichen Ziegen-, Schaf- und Kameelherden auf diese spärlichen Weiden. Tag und Nacht hallt dann die Gegend von dem Geblök der Herden und dem dumpfen Gebell der großen, schwarzen, zu jeder Zeltniederlassung der Ta'âmire gehörigen Wächterhunde wieder, um nach wenigen Wochen schon sich wieder in die alte todte Einöde zu verwandeln.


Mündung eines der Brunnen von Beerseba.

Die beiden Brunnen von Beerseba liegen in geringer Entfernung von einander; sie sind kreisrund und innen mit einem starken, augenscheinlich sehr alten Mauerwerke ausgeflüttert. Der größere hat einen Durchmesser von $12^1/_2$ Fuß und bis zum Wasserspiegel eine Tiefe von 44 Fuß, unter demselben scheint er noch etwa 16 Fuß in den Felsen gegraben zu sein; der zweite, der ungefähr 300 Schritt westlich von dem erstern liegt, hat nur 5 Fuß Durchmesser und 42 Fuß Tiefe, enthält aber ein ebenso klares, kaltes und wohlschmeckendes Wasser wie jener. Die großen Steine, die den obern Rand der Brunnen bilden, sind von tiefen Rinnen durchfurcht, welche die auf- und abgehenden Stricke der Schöpfgefäße allmälig eingeschnitten haben. Rund herum liegen in einem großen Kreise eine Anzahl roher Steintröge, in welche die Hirten und Kameeltreiber das Wasser für ihre Thiere gießen.

Auf einem etwas nördlich von den Brunnen gelegenen Hügel zeigen große unförmige Ruinen, sowie zahlreich im Boden vorhandene Thonscherben die Stätte des alten, von Eusebius und Hieronymus erwähnten Dorfes Beerseba an. Hier ist also der Ort, an den die alttestamentarische Erzählung so oft die Lagerplätze der Patriarchen verlegt; von hier läßt sie Abraham mit Isaak nach dem Berge Morija, von hier Jakob nach Haran gehen; hier soll Samuel seinen Sohn den Richtern überantwortet und hier Elias auf seiner Flucht im Schatten der Wachholderbüsche gerastet haben. Auf einer kleinen Anhöhe dicht bei den Brunnen schlug Lortet sein Lager für die Nacht auf; der Abend war herrlich, die Luft von einer Trockenheit und Durchsichtigkeit ohne Gleichen. Bei Sonnenuntergang färbten sich die umgebenden Hügel mit dem schönsten Dunkelroth und Violett; strahlenlos, wie eine große glühende Scheibe, versank die Sonne unter dem Horizont. Eine Zeitlang herrschte noch reges Leben um die Brunnen; Hirten, die ihre Herden in der Umgegend geweidet hatten, brachten sie hierher zur Tränke; bald kreischten die Stricke, an denen sie das Wasser in ledernen Eimern aus dem Brunnen heraufziehen, auf den Steinrändern, die Thiere scharten sich geräuschvoll um die Tröge, und es gehörte eben nicht viel Phantasie dazu, um sich einige tausend Jahre zurück- und in die Zeit zu versetzen, da die „Kinder Gottes" hier in derselben Weise Herden tränkten. Mit dem Einbruch der Dunkelheit trat allmälig die Stille der Wüste wieder ein; die Kameele kehrten zu ihren Weideplätzen zurück, die Ziegen zerstreuten sich zwischen den Hügeln, und als Lortet, noch lange vor seinem Zelte stehend, sich an der Pracht des reich gestirnten Himmels und an der Kühlung erfreute, die ein vom Sinai her wehender frischer Wind brachte, hörte er um sich nichts mehr als das leise Pfeifen der hier massenhaft vorhandenen Springmäuse und aus der Ferne den gelegentlichen Schrei eines Schakals.

In der Frühe des folgenden Morgens trat er den Rückweg nach Hebron an, von wo er nach kurzer Rast nach Bethlehem weiter ging. Bis zu dem Dorfe Bêt Zakâria (etwa eine Stunde Weges vor den Salomonischen Teichen), der Straße nach Jerusalem folgend, verließ er dieselbe hier, um sich auf einem selten betretenen, beschwerlichen Gebirgspfade zunächst nach Osten, nach dem Wâdi Chareitûn, zu begeben. Eine mehrstündige mühevolle Bergwanderung brachte ihn an den obern Theil des Thales, das, ein Seitenthal des Wâdi Artâs, hier eine wilde schmale Schlucht von etwa 150 m Tiefe ist, in der eine Menge ungeheurer Felsblöcke auf- und übereinandergeschichtet liegen. Das Dorf Chareitûn, unweit des alten Thekoa, führt, ebenso wie das Thal, seinen Namen von dem heiligen Chariton, der im Anfange des fünften Jahrhunderts zum Danke für seine Errettung aus Räubershand eine sogenannte Laura oder Mönchskolonie bei Thekoa gestiftet, sich selber aber als Einsiedler in die

große Höhle des Thales zurückgezogen haben soll. Diese Höhle, die von der Tradition mit der Höhle Adullam identificirt wird, in welche David sich vor den Nachstellungen Sauls flüchtete (1 Sam. 22, 1; 2 Sam. 23, 13, 14), ist eine labyrinthartige Naturhöhle, deren Durchwanderung ohne einen des Ortes genau kundigen Führer durchaus nicht gefahrlos ist. Sie besteht aus zahlreichen langen Gängen und Kammern, die oft in mehreren Stockwerken über einander laufen; und aus drei großen, in verschiedener Höhe liegenden Räumen, in welche mehrere der sich kreuzenden Gänge einmünden. In den hinteren Gängen befinden sich einige künstliche Nischen in der Felswand; Scherben von Aschenkrügen, Stücke von Sarkophagen u. s. w. lassen erkennen, daß hier die Höhle einst als Bestattungsort gedient hat. Noch im spätern Mittelalter soll sie häufig von Einsiedlern bewohnt worden sein; nach den massenhaft angehäuften Thierknochen zu urtheilen, die sich in ihr vorfinden, scheint sie heute aber den Raubthieren dieser wilden Gebirgsgegend als Schlupfort zu dienen. Neben Hyänen, Füchsen und Schakals kommt hier der sogenannte ägyptische Wolf (Canis lupaster) besonders häufig vor, der, bedeutend kleiner als der europäische, eine spitze Schnauze, feinere Glieder und ein hell goldgelb gefärbtes Fell hat. Größeren Thieren nicht gefährlich, wird er doch von den syrischen Hirten wegen seiner gelegentlichen nächtlichen Angriffe auf die Lämmer und jungen Ziegen sehr gefürchtet; zumeist freilich nährt er sich wie der Schakal von todten Thieren, die er stückweise in seine Felsschlupfwinkel schleppt.

Die Temperatur im Innern der Adullamhöhle ist ungemein hoch, das Vorwärtsdringen in den oft nur 2 bis 3



Der Frankenberg (Dschebel-Fureidis).

Fuß hohen Gängen sehr beschwerlich, namentlich da der Boden mit einer starken Schicht einer schwärzlichrothen, staubartigen Erde bedeckt ist, in die man bei jedem Schritte tief einsinkt. In den vorderen Räumen, wo unzählige Fledermäuse herumschwirren und von den Decken und Wölbungen herabhängen, besteht der Boden aus fußdicken Schichten ihrer Exkremente.

Unweit der Einmündung des Thales von Chareitûn in das Wâdi Artâs erhebt sich über dem Nordrande des letztern der **Frankenberg**, von den Arabern Djebel Ferdis oder Fureidis (Paradiesberg) genannt, ein merkwürdiger, auf allen Seiten gleichmäßig ansteigender und oben abgeplatteter Bergkegel von 120 m Höhe. Die seltsame, augenscheinlich zum großen Theil künstlich hergestellte Regelmäßigkeit seiner Gestalt, die Ruinen an seinem Fuße sowie die anderen auf seiner obern, in der Mitte kraterähnlich eingesenkten Plateforme haben zu den verschiedensten Hypothesen Veranlassung gegeben; heute glaubt man jedoch mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß man hier die Ueberreste der von Herodes dem Großen gegründeten Stadt Herodia und der Burg Herodium vor sich habe. Die Beschreibung, die Josephus von diesen beiden mächtigen Schöpfungen des Herodes giebt, stimmt bis auf wenige Einzelheiten mit den heute noch vorhandenen Anlagen des Djebel Fureidis überein. Von der Marmortreppe, die zu der Akropolis hinaufgeführt haben soll, ist freilich nichts mehr vorhanden, dafür aber Ueberreste der alten „mit großem Aufwande errichteten Wasserleitung, die das Wasser aus weiter Ferne“ hergebracht hat; unter anderen erblickt man bei den Ruinen am Fuße des Berges ein, heute trockenes, etwa 60 m im Quadrat messendes Wasserreservoir, in dessen Mitte sich ein inselartiger viereckiger Aufbau befindet. Dieser letztere, in dem man vielfach ein Lusthäuschen gesehen hat, wäre nach einer Hypothese de Saulcy's vielmehr als ein Ueberrest von dem Grabmale des Herodes zu betrachten [1]). Die Ruinen, die auf

[1]) Baurath Schick, welcher in Bd. 3 der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins Grundriß und Profil des Franken-

der etwa 300 m im Umfange haltenden Plateforme noch vorhanden sind, bestehen ausschließlich aus Theilen der alten thurmbesetzten Umfassungsmauer; eine gewölbte Kammer mit schönem Mosaikboden ist von dem einen dieser Thürme übrig geblieben. Die Quadern, aus denen das Ganze gebaut war, sind sehr groß, vollkommen regelmäßig und schön behauen. Der Name Frankenberg, den die Europäer dem Berge beigelegt haben, schreibt sich von einer im 15. Jahrhundert entstandenen, irrigen Tradition her, derzufolge die Franken zur Zeit der Kreuzzüge sich hier lange gegen die belagernden Muslimen gehalten hätten. Die Aussicht von der Höhe des Berges ist unvergleichlich schön und abwechselungsreich; besonders weit reicht der Blick nach der Seite des Todten Meeres, dessen blaues Wasser zwischen den schroff zerklüfteten, felsigen Hügeln der öden Landschaft im Osten hindurch schimmert; nach Norden blickt man über Bethlehem und Mâr Eliâs hinweg bis zu den in blauen Duft gehüllten Hügeln von Jerusalem, über welche, deutlich erkennbar, der Oelberg hinausragt. Die Aussicht nach Süden und Westen ist beschränkter, darum aber nicht minder großartig; die wilde Gebirgslandschaft, in die man blickt, ist mit ihren tiefen Schluchten und schroffen Wänden ebenso malerisch wie imposant.

Das, Dank den Abflüssen der Salomonischen Teiche, zum Theil gut angebaute Wâdi Artâs hinaufgehend, erreichte Lortet bald die Straße, die von den Teichen nach Bethlehem führt. Sie läuft dicht neben dem Kanal entlang, der



Bethlehem.

die Stadt mit Wasser versorgt und dessen Wohlthaten sich schon in den kleinen, terrassenartig angelegten Oliven- und Obstgärten erkennen lassen, zwischen denen man zu dem hochgelegenen Städtchen emporsteigt. Der Name Bethlehem (Brotort) läßt, wie der gleichbedeutende biblische Beiname der Stadt, „Ephrata“, deutlich erkennen, daß die Umgegend der Stadt Davids sich stets durch Fruchtbarkeit und guten Anbau ausgezeichnet hat. Auch heute macht der kleine Ort, der gerade infolge des Nimbus, mit dem ihn die Verehrung der Christen umgeben, mannichfache Zerstörungen durch die Muslimen zu erdulden gehabt hat, den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. Begreiflicherweise aber tritt die religiöse Bedeutung, das „weltgeschichtliche Interesse“ des blühenden Städtchens sehr sichtlich in den Vordergrund. Die große Marienkirche über der traditionellen Geburtsstätte Jesu, ein Werk Konstantin's des Großen, und die drei an dieselbe sich schließenden Klöster der Lateiner, Griechen und Armenier überragen die ganze Stadt. An theils zu ihnen gehörigen, theils unabhängigen frommen Schulen und Anstalten ist kein Mangel — unter den 5000 Einwohnern Bethlehems befinden sich heute nur noch etwa 300 Muslimen und vielleicht 50 Protestanten; alle übrigen gehören den verschiedenen Bekenntnissen der katholischen Kirche an. Bezeichnend für das zwischen denselben obwaltende Verhältniß ist die seit dem Weihnachtsfeste von 1873 nothwendig gewordene Aufstellung türkischer Wachtposten in der Marienkirche. Die italienischen Franziskaner und die Mönche des griechischen Klosters lieferten sich damals bei Gelegenheit der großen

berges und der Herodianischen Anlagen giebt, hält (a. a. O. S. 98) vielmehr das Gemäuer auf dem Gipfel für Reste des Mausoleums.

Prozession eine förmliche Schlacht, in der es mehrere Todte und zahlreiche Verwundete gab. Um ähnlichen, bei den unaufhörlichen Reibereien leicht möglichen Kampfspielen der frommen Brüderschaften vorzubeugen, stehen heute nicht nur in der obern Kirche, sondern auch neben der eigentlichen Geburtskapelle in der großen Krypta türkische Schildwachen mit scharf geladenem Gewehr. Was das Gebäude der Kirche, eine fünfschiffige Basilika, selber anbetrifft, so hat sich dasselbe allen Zerstörungen der Stadt zum Trotze wahrscheinlich in seiner ursprünglichen Gestalt bis auf den heutigen



Das Innere der Marien- oder Geburtskirche in Bethlehem.

Tag erhalten, und darf somit als eine Probe ältesten christlichen Kirchenbaues angesehen werden. Die zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Ausbesserungen und Verschönerungen haben an der aus dem Jahre 330 stammenden Konstantinischen Anlage des Baues augenscheinlich nichts geändert. Es ist hier nicht der Ort, auf eine genauere Beschreibung des oft genug geschilderten Gebäudes einzugehen, das gerade durch die großartige Einfachheit seiner Anlage mehr imponirt, als durch das im Lauf der Zeiten allmälig hinzugefügte Beiwerk an verschiedenartigem Schmuck. Heute im gemeinschaftlichen Besitz der Griechen, Lateiner und Armenier, ist die Kirche im Jahre 1842 leider durch eine hohe, von den Griechen aufgeführte Mauer, welche das Querschiff und die Apsis abgrenzt und verdeckt, gründlich entstellt worden.

Eine Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

I.

Bis in die allerneueste Zeit herein bildete die Basis der Volkszählung der Philippinen nicht etwa die Kopfzahl der Bevölkerung, sondern der „Tributo“, d. h. die Kopfsteuer. Der „Tributo“ wurde bereits 1571 vom Eroberer des Archipels, Don Miguel Lopez de Legazpi, eingeführt und zwar in der Weise, daß je ein Ehepaar einen vollen, eine einzelne ledige Person den halben Tribut zu entrichten hatte. Wenn auch die Höhe dieser Steuer im Laufe der Jahre und Jahrhunderte sich erheblich geändert hat und immer mehr und mehr gestiegen ist, so ist doch der Einhebungs- und Zählungsmodus derselbe geblieben und 2000 „Tributos“ entsprechen demnach z. B. durchaus nicht derselben Zahl steuerzahlender Individuen, sondern der doppelten, also in diesem Falle der Zahl von 4000 Steuerträgern. Daß wir uns aus der Ziffersumme der Tribute kein klares Bild der Seelenanzahl der Inselgruppe vorstellen können, liegt offen zu Tage, abgesehen davon, daß von den nicht unterworfenen Stämmen gar keine Angaben mitgetheilt werden konnten. Da eben nur die erwachsenen arbeitsfähigen Individuen diese Abgabe zu leisten hatten, während, wie dies auch jetzt noch der Fall ist, die Kinder, Greise, Krüppel und Bresthaften von der Zahlung des Tributes befreit waren, so läßt sich nur schwer die Kopfzahl bestimmen, die auf einen Tribut zu rechnen wäre. Denn in manchen Provinzen ist die Zahl der Kinder eine sehr große, doch erreichen nur sehr wenige das Pubertätsalter; hier würden also auf einen Tribut mehr Seelen zu rechnen sein, als in einzelnen Gegenden Nordluzons, wo die Weiber in Folge der gebückten Haltung bei der Pflege der Tabakskulturen zu Fehl- und Todtgeburten neigen. Aber selbst abgesehen hiervon ist die Seelenzahl auf Grundlage der Tributeinheiten schwer auch nur annähernd richtig zu berechnen, indem nicht nur einzelne Personen, sondern ganze Kasten von der Zahlung der Kopfsteuer befreit sind. So zahlen weder die Weißen noch deren Mischlinge (mestizos españoles) den Tribut, bei den Chinesen und Malaien (Indios) sowie den Mischlingen der beiden letztgenannten Stämme (den mestizos de sangley) sind die Mitglieder der Gemeindevertretung (gobernadorcillos, tenientes, cabezas de barangay etc.) nicht nur für ihre eigene Person, sondern auch für ihr Eheweib und ihren erstgeborenen Sohn von jeder Zahlung des Tributes für die Amtsdauer dispensirt. Außerdem genießen dieselbe Begünstigung „für ewige Zeiten“ die Nachkommen der von den Spaniern depossedirten Fürsten sowie die Descendenten von Eingeborenen, welche sich hervorragende Verdienste in den Kämpfen der Spanier gegen innere wie äußere Feinde erworben hatten. Ja selbst ganze Ortschaften erhielten das Privileg von jeder Steuerzahlung enthoben zu sein, wie dies für die Stadt Cebú zu bemerken ist. Trotz des verschiedenen Zifferwerthes, den ein Tribut also je nach der Provinz, in der er erhoben worden ist, repräsentirte, hat man dennoch summarisch für den gesammten Archipel eine bestimmte Zahl genommen, welche der Anzahl der Seelen entsprechen sollte, welche auf einen Volltribut entfallen. Gewöhnlich nahm man 4 bis 5 Seelen auf den Tribut der Malaien und Mestizos de Sangley an. Bei den Chinesen wäre diese Zahl zu hoch gegriffen, denn sie brachten früher keine Weiber mit und die mit Eingeborenen erzeugten Sprößlinge gehörten bereits der Kaste der Mestizos de Sangley an, welche einen niedrigeren Tribut als die Chinesen entrichten. Man zählte deshalb auf den Chinesentribut anfangs nur zwei Individuen, später bei der Einführung der Personallicenz ließ sich die Kopfzahl dieser Mongolen genauer ermitteln. Officielle Zählungen der vom Tribut befreiten Kasten wurden gar nicht veranstaltet; man ließ deshalb in die Bevölkerungslisten nur die Malaien und chinesischen Mestizen, seltener die Chinesen aufnehmen, die Weißen, die spanischen Mestizen und Japanen ließ man entweder ganz weg (was zumeist der Fall war) oder schätzte deren Zahl ganz willkürlich ab und addirte dieselbe zu der Summe der Malaien, chinesischen Mestizen und Chinos.

Aber nicht einmal für die Richtigkeit der Tributziffer gab es bis in die Mitte unseres Jahrhunderts eine Garantie! Es muß nämlich beachtet werden, daß seit dem Abschlusse des Westphälischen Friedens die Geschichte der Philippinen die Geschichte eines Verfalles und einer Korruption ist, die ohne Gleichen in der Weltgeschichte dasteht. Der Archipel wurde als Deportationskolonie nicht nur des Mutterlandes, sondern auch amerikanischer Kolonien angesehen, die Beamten, die Soldaten der Philippinen rekrutirten sich mit wenigen Ausnahmen aus dem Abschaume der spanischen Nation. Eine natürliche Folge dieses Umstandes war eine grenzenlose Korruption, welche sowohl die Funktionäre der Civil- wie Militärgewalten wie eine unabwendbare und unheilbare, epidemische Krankheit ergriff; man lese nur die von heiligem Zorne entflammten diesbezüglichen Notizen eines Sinibaldo Mas, eines Herzogs von Almodovar nach oder blicke zwischen die Zeilen, welche die alles vertuschenden Fray Gaspar de San Agustin, Fray Juan de la Concepcion und P. Murillo-Velarde uns hinterlassen haben! An der Spitze der Provinzen standen als Gouverneure Alcaldes Mayores, welche ihre Stellung in der schamlosesten Weise zu eigener Bereicherung ausbeuteten, indem sie in ihren Provinzen das Handelsmonopol ausübten und Wucher trieben. Ist es doch mehr als einmal vorgekommen, daß spanische Beamte und Offiziere selbst Pulver und Munition an die die Küsten verheerenden Piraten von Sulu und Mindanao verkauften, oder daß die gegen letztere abgeschickten Geschwader von ihren Befehlshabern dazu verwendet wurden, von letzteren zusammengekaufte Waaren, mitunter zwangsweise, an die Küstenbewohner abzusetzen. Bei solchen Verhältnissen liegt es nicht so fern zu vermuthen, daß die Provinz-Gouverneure die Zahl der Tribute ihres Verwaltungsbezirkes der Centralbehörde als viel geringer angegeben haben, als es wirklich der Fall war; das Plus der Differenz kam der Tasche der Alcaldes Mayores zu Gute.

Dann muß noch etwas in Erwägung gezogen werden: die, wie wir gesehen haben, ganz ungenauen Censuslisten der älteren Zeit bis auf die September-Revolution herauf geben uns immer nur die Zahl der spanischen Unterthanen an,

nicht aber jene der nicht unterworfenen Eingeborenen, und doch gehörte bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil der Oberfläche des Archipels den Spaniern! Freilich ist es nothwendig zu bemerken, daß, von Mindanao und Sulu abgesehen, die nicht unterworfenen Gebietstheile wilde Berglandschaften und Walddickichte umschlossen, welche naturgemäß eine nur dünne Bevölkerung aufweisen können, zumal der Malaie seinen Wohnsitz mit Vorliebe nur am Meeresgestade und an Flußufern aufschlägt, und jene nicht unterworfenen Stämme das Institut der Kopfjägerei pflegten, also eine Sitte, die der Vermehrung jener Horden unmöglich Vorschub leisten konnte.

Heute haben sich die Verhältnisse auf den Philippinen vollständig geändert, die Korruption ist verschwunden, der Beamtenkörper und das Offizierkorps genießen mit Recht den Ruf der Unbestechlichkeit, wenn man auch bei den einzelnen Individuen derselben jenes, ich möchte sagen aktive Pflichtgefühl nicht antrifft, wie wir es bei deutschen Offizieren und Beamten zu finden gewohnt sind. Die Zählungen werden auch jetzt nicht mehr zu rein fiskalischen Zwecken angestellt; sie stehen heute im Dienste der Wissenschaft. Nicht mehr die Zahl der Tribute allein, auch die Zahl der Bewohner, ihre Alters-, Standes- und sonstigen Verhältnisse werden erhoben und die Regierung giebt sich alle erdenkliche Mühe ein vollständig genaues Zählungsresultat zu erlangen. Und dennoch, wenn wir uns die Frage stellen, sollen wir den mitgetheilten Bevölkerungsangaben der officiellen Censuslisten ein solches Vertrauen wie den europäischen entgegenbringen, so müssen wir mit einem entschiedenen Nein! antworten. Warum dies? Die Ursache der Unzuverlässigkeit der philippinischen Censuslisten liegt in den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes und seiner Bewohner. Obwohl es keine größere Ortschaft (Pueblo) giebt, die nicht wenigstens eine Schule aufzuweisen hätte, so ist doch die Zahl derjenigen, welche sie besucht haben, eine nur geringe, besonders im Süden des Archipels. Nach der Absicht der Regierung sollen die Kinder in der Schule die spanische Sprache erlernen, aber bisher waren nur in den der Hauptstadt naheliegenden Provinzen Schullehrer aufzutreiben gewesen, die nothdürftig die **Longua castellana** stammelten [1]). Obwohl mit jedem Jahre die Verbreitung der spanischen Sprache wächst, so giebt es doch noch ganze Provinzen, in denen bei der Volkszählung des Jahres 1870 kein einziges die Schule besuchende Kind das Spanische sprechen konnte; es waren dies die Provinzen: Isabela de Basilan, Bohol, Burias, Romblon und Samar. Nun sind die Beamten der Regierung durchwegs Spanier, welche direkt vom Mutterlande nach der Kolonie oft nach russischer Weise „auf dem Verwaltungswege" gesendet werden; sie sind der Sprache der Eingeborenen, mit denen sie zu amtiren haben, gar nicht mächtig und haben auch weder Zeit noch Lust dazu selbe sich zueigen zu machen. Ich habe gesagt: keine Zeit, denn der spanische Beamte wird nur auf eine festgesetzte Frist (gewöhnlich drei Jahre) in sein Amt (in der Kolonie) eingesetzt, dann wieder in das Mutterland zurückberufen oder in eine andere Provinz, in welcher ein ganz anderes Idiom herrscht, versetzt, so daß er, nachdem er sich kaum ein wenig mit den Verhältnissen seiner neuen „Heimath" vertraut gemacht hat, wieder den Reisestab zur Hand nehmen muß. Und wie viele Beamte überhaupt bleiben in ihrer Station bis zum Ablaufe ihrer Funktionsperiode? Die einen werden in der ungesunden Küstenstadt krank und müssen mit Urlaub nach Europa zurückkehren, um in dem bessern Klima des Mutterlandes [1]) die Gesundheit wiederzugewinnen, oder es trifft sie das Spanien eigenthümliche Loos der „**Cesantía**": sie werden „**cesantes**", d. h. plötzlich ohne jede Motivirung des Dienstes enthoben und in Disponibilität gesetzt, um ihre bisher innegehabte Stelle an einen beförderungsbedürftigen Protégé des Ministeriums oder eines hervorragenden Cortes-Mitgliedes zu verlieren. Das Damoklesschwert der **Cesantía** [2]) oder der Versetzung nach Cuba oder Puertorico schwebt ohne Unterlaß über dem Haupte jedes Beamten, das Anlangen jeder neuen Post kann ihm das Abberufungs- oder Enthebungsdekret bringen; kein Wunder, daß der spanische Beamte sich nicht erst die Mühe nimmt, die Sprache seiner Klienten zu erlernen. Wozu auch? Morgen trägt ihn der Dampfer oder die Brigg nach den Marianen oder nach Fernando Pó. Ueberdies hat er ja in seiner Kanzlei eine Menge von Schreibern, welche als Mestizen und Indier (sc. Malaien) ihm im mündlichen Verkehre mit den Eingeborenen als Dolmetscher dienen. Diese Schreiber sind die eigentlichen Exekutivorgane der Behörden, von ihnen hängt der Kanzleichef auf Gnade und Ungnade ab; was sie ihm sagen, muß er für bare Münze nehmen, und doch wimmeln die Berichte spanischer, nicht etwa ausländischer, Autoren von Anklagen gegen diese Klasse der Eingeborenen. Man beschuldigt sie allgemein der vollständigen Unzuverlässigkeit, Faulheit und Verlogenheit, wenn nicht oft ärgerer Dinge. Mögen auch diese Angaben etwas übertrieben sein, so sind doch Fälle bekannt, wo die farbigen Schreiber ihre spanischen Vorgesetzten auf das Abscheulichste hintergingen und ihnen das Schwarze weiß und das Weiße schwarz vorgestellt hatten. Ja es darf nicht unerwähnt bleiben, daß noch bis zum Jahre 1870 manche Provinzen thatsächlich ohne Chef blieben, wie z. B. die Provinz der Batanes-Inseln. Die aus Spanien hingeschickten Gouverneure erfuhren bei ihrer Landung in Manila, daß die Bewohner der Batanes so gut wie Wilde wären, daß der Gouverneur daselbst das einsamste Leben führen müßte, abgeschnitten und isolirt von der civilisirten Welt. Kein Wunder, daß sie unter allen erdenklichen Vorwänden ihre Abreise aus Manila so lange hinausschoben, bis sie auf einen andern Posten versetzt wurden oder sie das Schicksal der **Cesantía** erreichte. Das soll sich mehr als einmal ereignet haben [3]).

Man wird mir vielleicht entgegnen: Die Gemeinden (Pueblos) haben doch eine Municipalvertretung, deren Chef — der „Gobernadorcillo" — mit den Oberbehörden nur Spanisch verkehren darf. Nun ja, das ist wohl wahr; aber sehen wir uns einmal die Sache genauer an. Wie es mit der Kenntniß des Spanischen auf den Philippinen aussieht, habe ich bereits oben erwähnt, ich will darauf nun ausführlicher eingehen.

---

[1]) Eine Besserung ist in diesem Punkte zu bemerken, insbesondere seit der Gründung von Musterhauptschulen und Lehrer- beziehungsweise Lehrerinnen-Seminaren. Früher machte der Klerus der Regierung stillschweigend in dieser Hinsicht Opposition, damit die nur des Spanischen mächtigen Beamten der Vermittelung der Geistlichkeit nicht entrathen könnten. In neuerer Zeit hat sich auch dies geändert.

[1]) Die Spanier haben noch immer nicht das Beispiel der Engländer nachgeahmt, Sanatorien für ihre von den Tropenfiebern heimgesuchten Beamten, Offiziere und Soldaten in den kühlen Berglandschaften der Cordilleren Nordluzons zu errichten. Die Provinzen Benguet, Lepanto und Bontoc würden sich zu diesem Behufe recht gut eignen.

[2]) Es soll vorgekommen sein, daß ein vom Mutterlande in Manila angelangter Beamter bereits das Dekret erhielt, welches ihn von jener Stelle enthob, die er noch gar nicht angetreten hatte. Selbst als Anekdote hingestellt ist dies für die spanischen Zustände charakteristisch.

[3]) Man vergl. zu dem oben erwähnten das treffliche, nur leider durch zahlreiche Druckfehler entstellte Werk: **Apuntes interesantes sobre las islas Filipinas, Madrid 1870.**

Im Jahre 1870 konnten von

Bewohnern	der Provinz bez. Districts			Spanisch sprechen:
266 333	Manila			40 323 [1]
501	Corregidor	"	"	382 [2]
214 507	Bulacán	"	"	2 183 [3]
91 029	Nueva Ecija / Principe	"	"	862 [4]
32 209	Nueva Vizcaya	"	"	377 [5]
36 219	Isabela und Saltan	"	"	328 [6]
71 657	Cagayán	"	"	1 034 [7]
150 947	Ilócos Norte	"	"	338 [8]
179 305	Ilócos Sur	"	"	1 330 [9]
103 630	Union / Benguet	"	"	1 081 [10]
35 090	Abra	"	"	94 [11]
10 134	Bontoc	"	"	16 [12]
30 473	Lepanto und Tiagan	"	"	904 [13]
249 507	Pangasinán	"	"	1 584 [14]
79 568	Zambales	"	"	728 [15]
36 086	Bataán	"	"	314 [16]
203 127	Pampanga	"	"	2 242 [17]
116 276	Cavite	"	"	14 145 [18]
241 782	Batangas	"	"	1 222 [19]
40 038	Morong	"	"	288 [20]
115 988	Laguna / Infanta	"	"	1 048 [21]
95 218	Tayabas	"	"	675 [22]
22 615	Camarines Norte	"	"	347 [23]
128 860	Camarines Sur	"	"	2 111 [24]
220 328	Albay	"	"	1 090 [25]
93 010	Antique	"	"	583 [26]
8 326	Batanes	"	"	114 [27]
606	Balábac	"	"	? [28]
153 734	Bohol	"	"	111 [29]
791	Burias	"	"	?
135 771	Capiz	"	"	711 [30]
14 135	Calamianen	"	"	136 [31]
394 215	Cebú	"	"	23 120 [32]
156 850	Leyte	"	"	647 [33]
55 063	Mindoro	"	"	288 [34]
13 194	Masbate	"	"	264 [35]
187 130	Negros	"	"	1 551 [36]
161 679	Sámar	"	"	460 [37]
11 124	Romblon	"	"	158 [38]
348 371	Ilo-ilo	"	"	2 340 [39]
11 597	Zamboanga	"	"	7 403 [40]
78 104	Misamis	"	"	902 [41]
29 902	Surigao	"	"	400 [42]
21 076 [43]	Bislig	"	"	?
1 398	Daváo	"	"	130 [44]
2 339 [45]	Cottabató	"	"	?
411	Isabela de Basilan	"	"	103 [46].

[1]) Darunter 1930 Spanier und 5860 Creolen. [2]) Dar. 1 Sp. und 1 Cr. [3]) Dar. 52 Sp. und 90 Cr. [4]) Dar. 60 Sp. und 138 Cr. [5]) Dar. 13 Sp. und 1 Cr. [6]) Dar. 20 Sp. und 67 Cr. [7]) Dar. 38 Sp. und 70 Cr. [8]) Dar. 23 Sp. und 7 Cr. [9]) Dar. 60 Sp. und 334 Cr. [10]) Dar. 15 Sp. und 51 Cr. [11]) Dar. 9 Sp. und 10 Cr. [12]) Dar. 4 Sp. [13]) Dar. 21 Sp. und 7 Cr. [14]) Dar. 68 Sp. und 104 Cr. [15]) Dar. 30 Sp. und 146 Cr. [16]) Dar. 12 Sp. und 76 Cr. [17]) Dar. 93 Sp. und 212 Cr. [18]) Dar. 1401 Sp. und 633 Cr. [19]) Dar. 46 Sp. und 155 Cr. [20]) Dar. 20 Sp. und 40 Cr. [21]) Dar. 32 Sp. und 187 Cr. [22]) Dar. 31 Sp. und 51 Cr. [23]) Dar. 11 Sp. und 66 Cr. [24]) Dar. 66 Sp. und 43 Cr. [25]) Dar. 42 Sp. und 64 Cr. [26]) Dar. 15 Sp. und 50 Cr. [27]) Dar. 6 Sp. (Dominikanermönche). [28]) Auf der Insel lebten 1876: 27 Sp. und 8 Creolen, alle Offiziere, Soldaten und Beamte. [29]) Dar. 14 Sp. und 92 Cr. [30]) Dar. 20 Sp. und 38 Cr. [31]) Dar. 4 Sp. [32]) Diese Zahl scheint mir eine Null zu viel zu haben. Es gab 76 Sp. und 148 Cr. [33]) Dar. 48 Sp. und 203 Cr. [34]) Dar. 16 Sp. und 3 Cr. [35]) Dar. 10 Sp. und 17 Cr. [36]) Dar. 65 Sp. und 294 Cr. [37]) Dar. 41. Sp. und 60 Cr. [38]) Dar. 12 Sp. und 7 Cr. [39]) Dar. 114 Sp. und 151 Cr. [40]) Dar. 32 Sp. und 18 Cr. [41]) Dar. 30 Sp. und 140 Cr. [42]) Dar. 20 Sp. ? Cr. [43]) Dar. 8 Sp. [44]) Dar. 26 Sp. [45]) Dar. 50 Sp. [46]) Dar. 3 Sp.

Die Spanisch-Sprechenden sind zunächst die Spanier und Creolen und dann deren Mischlinge, die mestizos españoles. Die neuen Censuslisten machen keinen Unterschied zwischen diesen spanischen Mestizen und den mestizos de sangley, d. h. den Mischlingen von Chinesen und Malaien. Es läßt sich daher die Zahl derselben nicht annähernd genau angeben, man muß aber für jede Provinz mindestens ebenso viel spanische Mestizen annehmen als Creolen vorhanden sind, denn die vom Mutterlande kommenden Offiziere und Beamten sind meist ledigen Standes und knüpfen für die kurze Zeit ihres Verweilens im Archipel meist nur illegitime Verbindungen mit Malaiinnen und Mestizinnen an. Dem großen statistischen Werke des Don Rafael Diaz Arenas entnehme ich, daß z. B. im Jahre 1850 in der Provinz Bataán 129, in Cagayán 150, in Bulacán 691, in Nueva Ecija (incl. Principe) 129, in Ilócos Norte 12, Ilócos Sur 471, in Abra 47, in Pangasinán 229, in Camarines Sur 206, in Albay 579, in Cápiz 216, in Mindoro 70, in Misamis 104 spanische Mestizen lebten. Denken wir uns die Zahl der Mestizen dem seither verstrichenen Vierteljahrhundert entsprechend vergrößert, so bleibt, wenn wir von den Provinzen Manila, Cavite und Zamboanga absehen, ein im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung verschwindend kleiner Bruchtheil von Eingeborenen übrig, die Spanisch — und was für ein Spanisch! — sprechen. Dies sind nun einzelne vorzugsweise mit Europäern in Geschäftsverbindungen stehende Chinesen und chinesische Mestizen, ferner von Malaien Weltpriester, ausgediente Soldaten, verbummelte Studenten der Universität von Manila, die Diener und Konkubinen der Weißen. Diese der spanischen Sprache mächtigen Elemente der eingeborenen Bevölkerung sind nicht gleichmäßig über das ganze Land verstreut, sondern in den Provinzialhauptstädten und den Hafenplätzen koncentrirt. So kommt es, daß es viele Dörfer giebt, in denen außer dem Pfarrer kein Mensch Spanisch zu lesen und zu schreiben versteht. Die Gobernadorcillos solcher Orte sehen sich genöthigt (und haben auch von der Regierung die Autorisation hierzu) einen Sekretär, den sogenannten Directorcillo, aufzunehmen, der der eigentliche Leiter der Bürgermeister- oder Dorfschulzengeschäfte ist. Der Directorcillo ist immer ein Farbiger, in den meisten Fällen ein verbummelter Rechtshörer („abogadillo") oder Universitäts-Student („filósofo"). Der des Spanischen unkundige Gobernadorcillo ist dann ebenso von seinem Sekretär auf Gnade und Ungnade abhängig, wie der spanische der Landessprache nicht mächtige Beamte von seinen farbigen Schreibern. Man denke sich die unsagbare Indolenz, den absoluten Mangel an Pflichtgefühl, den Hang zur Lüge der Eingeborenen, die Unkenntniß der spanischen Beamten, die sie von ihrem Verwaltungskreise besitzen müssen, da sie weder die Landessprache kennen noch bei der Ausdehnung der Provinzen, dem Mangel an Straßen und Brücken während ihrer kurzen Amtsdauer in der Lage sind, sich überall vom Stande der Dinge persönlich zu überzeugen — und man wird mir zugeben müssen, daß eine Volkszählung nicht vertrauenerweckend sein kann, bei deren Ausführung zunächst die Gobernadorcillos und Cabezas de Barangay (Orts-Viertel-Vorsteher) berufen werden, also Leute, die in manchen Provinzen außer dem christlichen Namen nichts aufzuweisen haben, was auf einen höhern Bildungsgrad, als wie ihn die Dayaks von Borneo besitzen, hinweisen könnte. Bei solchen Elementen kann der beste Wille der Regierung (und der sei hier bereitwillig anerkannt) nicht viel ausrichten.

Darubar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Prof. E. Kramberger.

I.

Am frühen Morgen eines Septembertages machte ich mich auf den Weg nach Daruvar. Kaum einige hundert Schritte von Pakrac zieht sich die Straße auf einen Berg auf weiter Strecke hinan. Die Anhöhe heißt, wie jene im Nordosten des Požeganer Thales, Krndija. Die slavischen Namen wiederholen sich, wie schon früher einmal bemerkt, in den fernsten Gegenden. So kommen häufig dieselben Orts-, Burg-, Berg-, Wald- und Flußnamen in Bosnien, der Hercegovina, in Kroatien, Slavonien und Serbien vor. Ja dieselben Namen von Gewässern, Quellen, Waldhainen finden sich in der Slovakei, wie in den südslavischen Ländern. Dies kommt daher, weil sie alle treffend gewählt sind und die Eigenschaft oder ein Kennzeichen eines Dinges genau bezeichnen. Man findet, um ein Beispiel anzuführen, den Fluß-, Bach- und auch Ortsnamen Bistra und Bistrica in allen slavischen Ländern, denn beides bezeichnet ein helles, klares Wasser. Auf der Höhe angelangt, geht es eine hübsche Strecke durch Buchenwald hin. Lachen und Singen weiblicher Stimmen brachen sich, aus dem Dickicht dringend, in vielfachem Echo an den Stämmen. Endlich erblickte ich eine Schar Frauen und Mädchen Schwämme suchend über eine bedeutende Fläche hin zerstreut. In den slavonischen Wäldern schießen, wenn die Jahreszeit günstig, außer dem Herrenpilze andere genießbare Pilze in großen Mengen hervor, welche gesammelt, gereinigt, zerschnitten, an der Sonne getrocknet und für den Winter aufbewahrt werden. Ich sah sie schon auf Handwagen massenhaft heimführen. Es gedeiht da die Speise-, Spitz- und gelbe Keulenmorchel, der Ziegenbart, der Pfifferling, der Reizger, Hirschling, der Kaiserling; auf grasigen Hügeln auch der Flockenstäubling; an einigen Orten auch die Speisetrüffel. Ueppig wächst hier an den Waldrändern die Brombeere, deren Früchte ausnehmend groß werden. Sie bedeckt oftmals ganze Flächen. Auch den Wachholderstrauch trifft man allenthalben; daher das häufige Vorkommen der Wachholderdrossel (Bravenjak) in schneereichen Wintern. Dem Vogel wird seines würzigen Fleisches wegen auch von Bauern, die ihn zu Markte tragen, auf alle mögliche Weise nachgestellt. Die wilde Rebe rankt sich zu enormen Höhen empor; ihr Stamm dient zu langen Brunnenstangen, zu Ringen an den Wagen oder an Hausthoren; die Trauben an denselben weisen manchmal der edlen an Größe gleichkommende Beeren auf, nach dem ersten Reif eine willkommene Leckerei für die wild herumkletternden Knaben.

Als ich den Wald verließ, bot sich mir eine anmuthige Landschaft dar. Wo das Auge hinblickt, sieht es Berge mit großem Holzreichthum. Jedoch wird die Ausfuhr des Nutzholzes an vielen Orten recht schwer. Man versuchte zwar auch hier Saumthiere anzuwenden, allein die Kosten wurden zu hoch und der Versuch wieder aufgegeben. Nach einer Stunde etwa hinter dem Walde erreicht man das kleine Dorf Badljevina, welches in einem fruchtbaren Thale liegt und schon zur Herrschaft Daruvar gehört. Ich war eine Weile zu Fuß gegangen und kam nun auf eine Wiese, wo man Heu machte. Ich näherte mich einer Gruppe, um ein Gespräch anzuknüpfen. Es fiel mir auf, daß bei einigen der Frauen lange Heuhalme aus dem Busen herausragten. Auf meine diesbezüglichen Fragen antworteten sie mit Kichern und den wenigen ausweichenden Worten: „Mi znamo“ (Wir wissen es). Ich holte also seitab einen ältern Mann darüber aus. Er sagte, eine alte Sitte erheische es, daß sich jede von den beim Mähen anwesenden verheiratheten Frauen sieben Halme von dem zuerst unter der Sense gefallenen Grase nehme und im Busen heimtrage, um sie aufzubewahren; das erleichtere die Geburt. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Zahl 7 in den Liedern und alten Gebräuchen der Südslaven überhaupt eine bedeutende Rolle spielt, jedenfalls eine Erbschaft aus uralten Zeiten, wie auch das Aufbewahren der sieben Heuhalme eher ein heidnischer Gebrauch denn Aberglaube sein wird. Ich schritt bis zu den auf einem niedrigen Hügel stehenden Oekonomiegebäuden der Meierei. Die Wohnung des Beamten bedeckten blaue Blüthen einer Kletterpflanze bis zum Gipfel. Als sich eine Meute großer, weißer Schäferhunde mit wüthendem Bellen auf mich losstürzte, zog ich es vor den Wagen zu besteigen, als mich in einen Kampf mit den gefährlichen Thieren einzulassen, die uns noch lange bellend und kläffend verfolgten. Wenn man solchen Thieren zufällig draußen auf den Weiden begegnet, hat man einen schweren Strauß mit ihnen zu bestehen; gut, wenn der Hirte nahe ist. Ihre mit Stachelketten besetzten Hälse machen sie zu den stärksten und unüberwindlichen Feinden der Wölfe, deren es hier herum genug giebt zum größten Schaden des reichen Wildstandes.

Von Badljevina geht es fortwährend Berg an und ab bis Doljani. Hier senkt sich der Weg allmälig bis zum letzten Hügel, auf dem man gern weilt, um einen Augenblick die ganz eigenthümliche Landschaft recht zu betrachten. Links erhebt sich unter der langen nach Nord laufenden, mit Häusern besetzten Hügelkante ein mäßiger Hügel mit Maisfeldern und niedrigem Gebüsch mitten in einer ausgedehnten Wiese, die Stätte, wo einst die große Benediktiner-Abtei St. Helena de Podborje stand, gestiftet im Jahre 1270 unter Stephan V.[1]. Münzen und anderweitige Alterthümer, hier gefunden, zeugen vom hohen Alter des Platzes. Vor dem Beschauer dehnt sich eine kurze Pappelallee bis in die Hauptstraße des Marktfleckens, der aus dem Thale wieder bis auf die hohen Hügelrücken im Hintergrunde weit hinaufreicht und nur eine oder zwei kurze Gassen als Seitenarme nach Westen entsendet. Weingärten und Winzerhäuser, Wald und Berg reihen sich im Osten aneinander; darüber hinaus ragt der Kegel des Petrov vrh in die Lüfte. Er ist das Barometer dieser Gegend, sein mit Nebelmassen verhüllter First der zuverlässigste Regendeuter. Ueber eine kleine Steinbrücke betritt man Daruvar. Der hohe Schlot einer Dampfbrettersäge fällt uns auf. Noch vor einem Jahre hörte man da das Kreischen der Kreissägen Tag und Nacht. Ungeheure Massen Holzes, riesige Eichenstämme lagen da zu Hunderten in dem geräumigen Hofe; Wagen fuhren ab und zu; Fuhrleute mit dampfenden Rossen, Taglöhner schrien beim Abladen der schweren Stämme

[1]) Feßler II, S. 881 a.

durcheinander. Jetzt ruht ein düsteres Schweigen über dem Gebäude, der Hof ist leer, die Fenster- und Thüröffnungen ohne Flügel. Die Waldungen hinter Oberdaruvar sind, so weit sie zugänglich, abgeholzt, die Arbeit eingestellt. Im Orte reihen sich hübsche Häuser aneinander, unter anderen ein neuer, eleganter Gasthof. Erwähnenswerth sind außerdem das alte Hotel am Badepark, das Herrschaftsschloß mit seinem Parke, die katholische Kirche in italienischem Stile, ferner das Bad mit dem daranstoßenden Park. Dieses war schon den Römern unter dem Namen Jasi bekannt. Im Schloßparke liegt ein römischer Steinsarg, in dem ein silberner Gürtel gefunden wurde; daran gelehnt Steinplatten mit heidnischen Figuren und ein Stein oben beim Schlosse mit den Worten DIVO COMMODO RES PVBLICA IASORV(M) (Corp. Inscr. Lat. III, Nro. 4000). Dies sowie die nun leider ganz zerfallenen, mit Mosaik ausgelegten Grabstätten, oberhalb des sogenannten römischen Brunnens, woselbst zu Ende des vorigen oder im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts eine Krone, goldene Armbänder, eine goldene Halskette mit Edelsteinen und eine Todtenlampe gefunden wurden, und endlich ein Steinwappen mit den eingemeißelten Worten: **Hic jacet egregius Ladislaus filius Hermanni de Gereben anno D. 1489** zeugen sowohl für die Zeit der Römer, als auch dafür, daß daselbst im Mittelalter angesehene Personen gewohnt haben mochten; wenigstens ist die Familie der Gereben eine mächtige im Lande gewesen. Die Fundamente der Antoniquelle sind ebenfalls römisch. In der Umgebung finden sich allenthalben Mauertrümmer und Ruinenreste, als Beleg für die Kultur und starke Bevölkerung jener fernen Zeit. Daruvar zählt etwa 1100 Einwohner, meist Handwerker und Kaufleute, nur in Oberdaruvar wohnen auch Bauern. Es gehörte bis vor zwei Jahren dem Grafen Janković, jetzt aber der Familie Tüköry. Der Ort ist Sitz eines Bezirksgerichtes. Den Sommer über strömt ein erklecklicher Zufluß von Fremden hierher, um zu baden. Aus fünf Quellen mit einer Temperatur von 40 bis 47° C. werden die Bäder gespeist. Das Wasser wird, theilweise abgekühlt, in die, namentlich im Johannis-Bade, sehr geräumigen Bassins geleitet und fließt von da dem Bache Toplica zu. Das an und für sich indifferente Wasser wirkt durch die gleichmäßige Wärme sehr heilsam; ebenso die Schlammbäder. In Daruvar herrscht den ganzen Sommer über ein reger Verkehr. Am Platze vor dem Bade steht täglich eine ziemliche Anzahl von Wagen; Kroaten, Deutsche, Slavonier, Böhmen und Magyaren thun sich da um, denn wie im Orte selbst, ist auch die Bevölkerung des Umkreises gemischt. Man kann den Slavonier jedoch von den Abkömmlingen anderer Nationen immer durch den grauen, oben breitern und mit großen hinaufgestülpten Krämpen versehenen Hut, wie auch durch die weiße Kabanica unterscheiden. Dieses Kleidungsstück zieren an den Halsschließen aufgenähte, rothe Tuchrosetten. Die Aermel sind kurz, an den Enden rund geschlossen und dienen oft, wie die Torba, zur Aufbewahrung von Lebensmitteln und Rauchrequisiten. Selbst die breiten Krämpen des Hutes übrigens müssen manchmal die Funktion eines Behälters übernehmen. Männer und Frauen haben stämmige Formen. Letztere benutzen den Busen als Speicher. Die Geldbörse und zur Zeit der Obstreise Aepfel, Birnen und Zwetschken bauschen nebst Kuchen das Hemd bis zum Gürtel auf und verunstalten die Formen. Die weibliche Kleidung kommt derjenigen um Pakrac ziemlich gleich. Der Sonntag versammelt das Volk zur Kirche und hernach im Badeparke, wo die lauten Klänge einer gut geschulten einheimischen Zigeunermusik erschallen. Hinter dem Gasthause giebt es in einer großen Wagenscheune immer fremde Landleute, sehr oft sogar aus den Gegenden Ungarns über der Drave, die da zum Kurgebrauche einige Tage verweilen. Ganz arme baden in dem Kanale, der das Wasser aus den Bädern sammelt und dem Bache zuführt, ihre kranken Hände oder Füße; Vollbäder nehmen sie um wenige Kreuzer in dem für Bauern bestimmten gemeinsamen Bassin. Originell sind die Ansichten, welche manche über die Kur hegen. Ich traf einen Bauern, der, in seinen Pelz gehüllt, in der glühenden Mittagssonne lag. Auf mein Befragen, ob ihm denn kalt sei, antwortete er: Nein! aber ich kurire mich vom Fieber. Im Laufe des mit ihm weiter geführten Gespräches stellte sich heraus, er sei aus der Drave-Gegend, habe einen Herrn gebracht, da ihn jedoch das Fieber peinige, so benutze er die günstige Gelegenheit zu dessen Vertreibung durch Warmbäder. Der Mann hatte, wie ich erfuhr, den ganzen Vormittag im heißen Wasser gesessen, bis ihm übel geworden war und er glaubte am Schlagfluß zu sterben. Da erst eilte er aus dem Bade, aß und trank Wein, hüllte sich in seinen Pelz und lag nun in der Sonne, um zu dunsten und dann später, laut seiner Auseinandersetzung, abermals einige Stunden im Bade zu sitzen. Er hatte nicht mehr als zwei Tage Zeit und wollte sie gehörig verwenden. Solche wunderbare Ansichten über Schnellbaden, d. h. 14 Kurtage in 2 bis 3 Tagen abzuthun, hegen noch viele andere aus dem Bauernvolke. Eine üble Gewohnheit ist ferner der zu große Obstgenuß, der oftmals Ruhr zur Folge hat. Freilich ist auch der ganze Landesstrich so reich an allen möglichen Obstgattungen, daß die Ueberfülle der Natur selbst verleitet. Besonders leicht erzeugt die weiße Pflaume und eine Birnensorte die schwere Krankheit. Im Uebrigen scheint diese gewisse Bedingungen zu erfordern; denn obwohl man geneigt ist die perniziösen Fälle auch großer Hitze zuzuschreiben, so hat es schon sehr heiße August- und September-Monate gegeben, ohne daß ein solcher Krankheitsfall bekannt wurde. Besonders üppig gedeiht die erwähnte Zwetschke (Bielica) im Gebiete des Dorfes Sirač und in diesem selbst. Ich staunte, als ich dahin kam, über die große Menge von Bäumen und die Fülle der Früchte, welche an Zweigen und Aesten große Verheerungen angerichtet hatten. Im Walde, durch den ich kam, hat die Axt tüchtig aufgeräumt; die Stämme sind nach Daruvar zur Säge gewandert und die zahlreichen Arbeiter, die in früheren Zeiten ein reges Streben und Weben in das Dorf brachten, darunter auch Franzosen, zerstoben nach allen Seiten. Von letzteren rührt auch die Kapelle her, ebenso die bei trockenem Wetter ganz gute Fahrstraße bis Doljani, die Sirač mit diesem verbindet. Die Kapelle in Sirač ist ein Holzbau, dem man die Eile des Entstehens ansieht. Es blieb mir Zeit genug übrig, die wenigen Reste der einst mächtigen Abtei St. Mariä auf dem steilen Berge inmitten des Dorfes am Ufer der Pakra zu betrachten. Sie war schon im Jahre 1376 verfallen, wurde aber in eben dem Jahre mittels einer Besteuerung der Unterthanen wieder hergestellt, wofür die gezwungenen Zahler einen Ablaß von 1 Jahr und 40 Tagen bekamen [1]). Es ist davon wenig mehr zu sehen; einige Mauern und eine eiserne, von Dornen überwucherte Thür. Ich betrat eins der Häuser, die am Fuße des Burghügels liegen. Ein Bauer hatte da vollauf mit dem Entkörnen seiner Fruchtfechsung zu thun. Er war so spät dazu gekommen, weil sich die Leute bei derlei Arbeiten wechselseitig unterstützen und dann der Reihe nach abdreschen. Dazu dient ein kreisrunder, glattgestampfter Platz; mitten darin steckt ein Pfahl. An diesen bindet der Bauer seine Rosse, leiht sich auch noch andere von den Nachbaren dazu und treibt nun die Thiere,

[1]) Die Bulle bei Koller, Hist. Episcop. Q. Eccles.

häufig von Freunden oder seinen Söhnen unterstützt, im Trab um den Pflock; ein sowohl für ihn als auch für die Vierfüßler schwieriges Geschäft, das seine Kehle austrocknet. In Ermangelung von Pferden werden Ochsen zum Treten verwendet; ein Maulkorb aus wilden Reben hindert die Wiederkäuer am Naschen und die drohenden Schwingungen der Peitsche sollen ihren trägen Schritt beschleunigen. Natürlich bleibt bei dieser unvollkommenen Art des Drusches viel Korn im Stroh zurück. Das Reinigen von Spreu und Staub betreibt der Landmann zwar mit Windreutern, doch pflegen ärmere, wenn sie keine solche zu leihen bekommen, das Geschäft bei günstigem Winde durch Werfen mit Schaufeln abzuthun. Geht kein Wind, so läßt man die Körner mittels einer durch die Giebelluke gesteckten Rinne auf eine unten ausgebreitete Leinwanddecke fallen, wodurch die leichtere Spreu theilweise ausgeschieden wird. Die Unvollkommenheit des Erfolges bedingt die oftmalige Wiederholung der Procedur. Nachträgliches Waschen und Trocknen hilft nach. Manche Bauern haben auch einen seitab vom Dorfe gelegenen Meierhof (Salaš oder Stan), wo sie ihr Getreide aufspeichern, auch etwa ihre Schweine züchten und Ackergeräthe halten. In Gegenden, wo der Bauer wegen der Menge seiner Fechsung nicht nach Wunsch mit dem Dreschen fertig werden kann, erscheinen zeitweise Ungarn aus der Drave-Gegend mit Wagen und Pferden, um gegen einen gewissen Antheil von sogenannter Halbfrucht, d. i. Korn und Weizen zu zwei Theilen gemischt, den Arbeitsbedürftigen auszuhelfen.

Ich wanderte nun am Ufer der Pakra, die sich zwischen den hohen Bergen durchwindet, hin und nach dem ziemlich entfernt gegen Nordost liegenden Biela. Selten sah ich solch eine Menge Bachstelzen, wie auf diesem Gange. Sie glichen einer auf der Wanderung nach dem Süden begriffenen Zugvogelschar. Die Ufer waren davon dicht besetzt. Nach etwa zwei Stunden erklomm ich einen Berg und erblickte von da aus den nahen Rücken des Crni vrh, der in südlicher Richtung von der Ilova-Quelle bis zu jener der Biela (so heißt die Pakra in ihrem obersten Laufe) und der Orljava-Quelle reicht. Der gleichnamige Kegel ragt, 865 m hoch, aus der Gesammtmasse bedeutend heraus. Er und die Bujanova kosa, 830 m, sind die höchsten Punkte; ihre Zusammensetzung gleicht den übrigen Gebirgen: am Rücken Urformation, Granit, umschlossen von Tertiärformationen, Werfener Schiefern und Hallstädterschichten, außerdem tertiärem Leithakalk und Ceritienschichten. Imposant entfalten sich die schönen Linien; schade daß die Landschaft so wenig bevölkert ist. Ich umging den Hügel, der die Ruine des Klosters und der Kirche St. Stephan von Jerusalem, einst Sitz des Johanniterordens, trägt, und stieg langsam an einem Bache aufwärts dem nahen Dorfe Biela zu.

Ethnographisches aus der Oase der Achal-Teke.

Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder.

Besuch einer persischen Gesandtschaft im russischen Lager von Gök-Tepe.

Während des Feldzuges gegen die Tekes hatten einige Orientalen das Hauptquartier begleitet: Prinz Ramschander, ein Indier und, wie er selbst sagte, ein Anverwandter von Nena-Sahib, ferner ein persischer Oberst, Militärbevollmächtigter des Schahs von Persien, ein Chan aus Chiwa, welchen eine Anzahl Stammesgenossen und Verwandte begleiteten. Nachdem nun die Hauptfestung der Tekes gefallen und dieser kriegerische Stamm sich unterworfen hatte, wurde bei dem kommandirenden General angefragt, ob er den persischen Gerneralgouverneur der Grenzprovinz als Abgesandten des Schahs empfangen würde. General Skobolew erkannte diesen ersten sichtbaren politischen Erfolg des Sieges in seiner Tragweite[1]) an, gab eine bejahende Antwort und begab sich, sobald er hörte, daß die Gesandtschaft unterwegs sei, nach Aschabad. Aber der Chan Schudshan-ud-Daule, ein Onkel des regierenden Schah, Großwürdenträger, Diplomat und vor allem ein Orientale, war auch nicht von gestern. Als er durch seine Kundschafter hörte, der kommandirende General sei nicht in Gök-Tepe anwesend, so verzögerte auch er sein Kommen und blieb 2 oder 3 Tagereisen von uns im Gebirge stehen. Allein in jenen Februartagen war es auf dem Kobet-Dagh kalt und die verweichlichten Herren aus Iran mit ihren ebenfalls nicht abgehärteten Kameelen und Maulthieren konnten im Gebirge nicht lange der Etiquette zu Liebe frieren. Sie stiegen also herab. Unser ganzes Lager war in Aufregung. Skobolew hatte scheidend befohlen, den Chan mit allen seinem Rang gebührenden Ehren zu empfangen. Eine Ehrenwache war vor seinem Filzzelt aufgestellt und die Musik des Stawropolskischen Regimentes war bereit ihn mit den uns während der Belagerung zum Ueberdruß vorgespielten Stücken zu begrüßen. Eine Gruppe Filzzelte außerhalb unseres Lagers nicht weit von einem Bache war für die Perser vorbereitet, die Kibitken im Innern mit schönen Teppichen (Beute aus Gök-Tepe) ausgestattet, ein italienischer Restaurateur war gemiethet, um für Speise und Trank zu sorgen. Es muß nämlich hier eingeschaltet werden, daß sich alsbald ein regelmäßiges, gut aufgestelltes Lager bei Gök-Tepe gebildet hatte. In zwei bis drei Zeltreihen hausten Armenier und Perser, einige wenige Griechen, Russen und dieser Italiener; sie verkauften Speisen und Getränke, frisches und getrocknetes Obst aus Persien, frisch gebackenes Brot, Matzen, Mehlspeisen und Konserven und kauften unseren Soldaten ihre Beutestücke für billiges Geld ab. Dank diesen unternehmenden, unerschrockenen Kaufleuten konnten wir Lichter, Thee, Kaffee, Tabak, Marseiller und Petersburger Konserven, Käse, Schinken, Geräthe und Getränke aller Art, sogar Krimmwein, Xeres, Portwein, französische Weine und Champagner kaufen; aber zu welchen Preisen! Ein Pfund Stearinlichter 2 Rubel 50 Kopeken, eine Flasche Krimmwein im Werthe von $^1/_2$ Rubel zu 4 bis 5 Rubel, eine Flasche

[1]) Die Tekes hatten nach dem Mißerfolg der Expedition von 1879 alle diejenigen empfindlich gestraft, welche dem Feinde Vorschub geleistet hatten. Die Turkmenen an der Seeküste, die Kara Katinzen und die Perser. So fanden wir diesmal keine Zufuhr, keine Verkäufer, keine Dolmetscher und Unterhändler; kein Obst noch Gemüse durfte aus dem nahen Persien nach Tschikischlar gebracht werden, der Bedarf an Kameelen wurde aus Chiwa und Turkestan beschafft. Erst mit dem Erfolg der Waffen kamen Karawanen aus Persien.

Champagner 10 Rubel und mehr. Man kann sich also vorstellen, was die Bewirthung unserer persischen Gäste kostete.

Die Nachrichten über Schudschan-ud-Daulé und sein Gefolge waren anfangs etwas unbestimmt, wurden nun aber von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde bestimmter. Ein bedeutendes Gefolge sollte ihn begleiten, darunter sein Oheim und mehrere seiner Söhne. Als am 19. Februar (3. März) sein Zug von den Bergen herabsteigend in Sicht kam, bemerkten wir, daß es eine Reiterschar von mehr als 200 Mann sei, denen sich noch eine Karawane von Lastthieren anschloß. Oberst Arzischewsky, der Kommandant des Lagers und Befehlshaber eines Kosakenregiments, ritt dem Chan mit ein oder zwei Sotnien seiner prächtigen Kosaken entgegen. Obgleich die Begegnung eine Stunde vor dem Lager geschah, konnten wir bei der trockenen, reinen Luft alle Vorgänge deutlich sehen. Nachdem die Führer, einzeln vorreitend, einander begrüßt hatten, vereinigten sich die beiden Eskorten, die Lastthiere in langer Linie defilirten vorbei und zogen gegen das Lager weiter. Die Kosaken aber entwickelten an Ort und Stelle eine Dschigitowka, d. h. sie zeigten einzeln oder in Trupps ihre Reiterkünste vor dem Chan. Dann nahmen der Chan und Oberst Arzischewsky die Tête, ihnen schlossen sich die persischen Reiter und die Kosaken an und nun nahete der Zug dem Lager. Unterdeß waren die lasttragenden Kameele, wunderschöne Maulthiere, Neger, ledige, verhüllte Rosse, das Jagdgefolge mit Jagdfalken auf der Hand, Köche, Musikanten und Diener, Zelte und Geräthe langsam an uns vorbei ins persische Lager gerückt. Im Nu hatten sie Besitz ergriffen, Feuer angemacht, die Thiere abgeladen und gekoppelt und die Vorräthe geordnet. Dabei sahen wir, daß sie Korn, Mehl, Heu und andere Vorräthe für Mensch und Thier mit sich führten. Sogleich legten sie vier Aborte an, welche je von einem kleinen, schilderhausartigen Zelt bedeckt wurden. Dann wurde ein großes Doppelzelt von viereckiger Gestalt, das Sommerzelt des Chans, aufgeschlagen. Wir Europäer hätten unsere Erfindungskraft nicht anzustrengen gebraucht, um ein zweckmäßiges Krankenzelt zu konstruiren, wenn uns vor 10 bis 15 Jahren, zur Zeit des Zelt- und Barackenfiebers, dieses persische Zelt bekannt geworden wäre. Es ist leicht, luftig, schattig, hat innere Abtheilungen, einen Korridor zwischen den Zeltwänden ringsherum und außerdem noch ein besonderes Dach (ohne Seitenwände) über dem Ganzen zum Schutze gegen die Sonne. Da die Nächte kalt waren, so bewohnte der Chan dasselbe nicht, sondern zog unsere ihm zurecht gestellte Kibitke vor, die an beiden Seiten zwei kleinere Filzzelte hatte, so daß auf diese Weise eine Reihe von Gemächern hergestellt war; aber er zeigte uns mit Stolz sein zierliches luftiges Zeltschlößchen. Als er Abends ankam, ließ er sich von zwei Herren seines Gefolges von dem schönen schlanken Araber herabheben, den er mit aristokratischer Nonchalance ritt. Auch während wir ihm vermittels eines Dolmetschers vorgestellt wurden, stützte er sich rechts und links auf zwei jüngere Würdenträger. Es scheint, daß es ein Zeichen seiner Vornehmheit ist, daß er stets solcher lebenden Stützen bedarf. Denn seine Jahre, 54 an der Zahl, und seine natürliche Beweglichkeit erfordern es nicht. Er hat den charakteristischen länglichen Perserkopf, kluge Augen, deren Größe das ältliche ovale Gesicht fast ganz absorbiren; die Gestalt ist mittelgroß, das Skelet zierlich, Hände und Füße sind auffallend klein. Letztere steckten gewöhnlich in schneeweißen englischen Baumwollstrümpfen und schwarzen Schuhen. So saß er auch zu Pferde. Nur zur Gala trug er hohe weiche Stiefel von schwarzem Saffian. Sein Anzug bestand aus einem Unterkleid von eisengrauer Seide (Kanaus oder persische Seide), das in der Mitte durch einen Ledergürtel zusammengehalten war; darüber ein zwischen Dolman und Paletot in der Mitte stehender pelzverbrämter Umhang. War es kühl oder rüstete er sich zu officiellem Besuch, so wurde ihm von seinen Kämmerern noch ein dunkelbrauner, ebenfalls mit Pelz eingefaßter Tuchpaletot umgehängt. Als er sich mit uns photographiren ließ, zu Skobolew zum Diner ritt und bei ähnlichen Gelegenheiten trug er einen mit Diamanten und Rubinen besetzten Gürtel und eben solchen Kinschal oder hängenden Dolch. Auf dem Kopf saß die persische Lammfellmütze mit einer Diamantenagraffe. Man konnte sich schwer vorstellen, daß er ein Militär und Heerführer gewesen; der Ausdruck des Gesichtes, die Haltung, der Gang auf den kleinen Füßen und besonders die Bewegungen der schmalen, wohlgepflegten Hände gemahnten eher an eine vornehme, alte Dame oder an einen hohen Geistlichen. Nachdem er sein Zelt betreten, zog er sich in eines der Nebengemächer zurück, wohin er nur die Höchsten im Rang zu folgen bat. Dort ward Thee gereicht. Als es zu dunkeln begann, führten wir unsere Gäste ins Freie, wo bei den Klängen der Musik ein primitives Feuerwerk abgebrannt wurde. Ob es ihnen gefiel, ob sie Besseres kannten, wie ich vermuthe, ließen sie nicht errathen. Sie betrachteten mit höflicher Aufmerksamkeit, was wir ihnen boten, ohne Erstaunen und Lob, ohne Kritik und Tadel auszusprechen oder nur anzudeuten.

Am andern Morgen machte der Chan seine Aufwartung bei den fünf obersten Chargen. Sein Auftritt auf einem weißen Araber mit herrlichem bis zur Erde reichendem Schweif, das silbergeschmückte Sattelzeug, das große Gefolge, alles gut beritten, machten einen fremdartigen und nicht unbedeutenden Eindruck. Da er mir gesagt hatte, wann er kommen würde, so hatte ich meinen Aul, wie wir scherzweise meine Zeltgruppe nannten, einigermaßen in Stand gesetzt. Ich selbst bewohnte zwar nur eine sehr kleine Julameika, meine Kanzlei aber nahm eine große, bei den Tekes erbeutete Kibitke ein, daneben war die Detachementsapotheke in eben einer solchen. Je hinter diesen drei ersten Filzhütten waren ebenso viele Behausungen für unsere Leute, das ganze durch Schilfmatten statt Mauern oder Zaun umschlossen, mit einem System von Gräben zum Abfluß des Regenwassers umgeben. In dem so gewonnenen Hofe standen die Pferde angekoppelt, lebten unsere Hunde und Hühner. Also mein Aul wurde gekehrt und aufgeräumt, die Leute zwischen Kanzlei und Wohnzelt aufgestellt, Teppiche vor der geöffneten Thür ausgebreitet, mein Sekretär und mein Gehülfe bei der Assanisation eingeladen. Als der Chan dem übrigen Gefolge voran zehn Schritt vor dem Zelte heranritt und von seinem Stallmeister herabgehoben wurde, ging ich ihm bis ans Pferd, d. h. bis an die Grenze der Teppiche, entgegen und geleitete ihn zu mir, wo das Feldbett durch eine rothe Reisedecke und gestickte Kissen in ein Kanapee verwandelt war. Auf meinem kleinen elenden Arbeitstisch standen die ersten Frühlingsblumen, die ich bei Alt-Gök-Tepe gepflückt. Vor wenigen Tagen war mein Weihnachtskistchen aus Petersburg angekommen, die Geschenke hingen an den Stäben der Filzhütte. Gerade diese gefielen den Orientalen sehr, namentlich ein transparenter, rother Stern vom Christbaum. Die üblichen blumenreichen Anreden wurden gehalten und stark gewürzte Komplimente getauscht. Nachdem Schudschan-ud-Daulé mit Gefolge abgeritten, kam sein Stallmeister, Chan Ramasan, mit einem Dolmetscher wieder zurück, mir im Namen seines Herrn ein schönes, persisches Pferd anzubieten, das in voller persischer Rüstung vor dem Zelteingang hielt. Als ich zögerte, wurde mir gesagt, die anderen vier Herren hätten auch angenommen, so daß es be-

leidigen würde, wenn ich es abschlüge. So nahm ich denn an. Die beiden Herren ritten ab; nach einiger Zeit erschien ein Bereiter auf dem beinahe nackten Pferde und überbrachte es nun definitiv. Diesem konnte man ein Trinkgeld dafür geben.

Zu Tisch waren die Perser unsere Gäste, aber das Diner wurde beim Chan eingenommen, er präsidirte und lud dazu ein. Von uns waren die besagten Fünf stets befohlen, außerdem täglich zwei bis drei andere Offiziere. Von den Seinen war nur sein Onkel ständiger Gast, zuweilen der älteste Sohn, nie der jüngere, die anderen Hofchargen abwechselnd, als der Gelehrte, der Richter, der General 2c. Der Stallmeister, Prinz Ramasan, hielt sich hinter dem Sitz des Chans zur Dienstleistung, ebenso nahmen die beiden zukommandirten jungen Ordonnanzoffiziere nicht an der Tafel Platz. Die Etiquette wurde außerordentlich streng beobachtet, was uns verwilderten Söhnen der Steppe einigermaßen frappant war. Man saß nach dem Rang, doch immer abwechselnd ein Perser und einer von uns. Es wurde von beiden Seiten tüchtig gegessen und nicht schlecht getrunken. Wenn einer von den Persern in Folge des Vortrinkens oder Durcheinandertrinkens den Wein spürte, so erhob er sich, bat um Entschuldigung und verließ unter einem Vorwande die Tafel. Als sie nach orientalischer Sitte ihre Sättigung und ihr Behagen durch lautes Aufstoßen kund gaben, sagte der Chan, das sei gegen die europäische Sitte, sie möchten sich mäßigen. Zwei Tage mußten wir ein Gastmahl zu Mittag, eins zu Abend durchmachen, wobei eben nur ethnographisch interessant war, wie diese stillen würdigen Orientalen in aller Ruhe eine Fülle von Speise und Trank in sich aufnahmen. Den zweiten Tag beim Souper war der Chan Wirth, wir die Gäste. Wir saßen wie gewöhnlich auf Taburets; aber das Service war anders. An der Thür erschien der persische Koch, einen Spieß mit fünf bis sechs Fasanen in der Hand haltend, doch betrat er das Zelt nicht. Ihm nahm ein Thürsteher den Spieß ab und überreichte ihn dem Ramasan-Chan, der hielt ihn dem Chan hin, worauf dieser mit eigenen Händen die Fasanen vom Spieß nahm, sie geschickt halbirte und uns auf die Teller legte. Dazu ward ein stärkerer und ein schwächerer weißer Perserwein in bunten Glasflaschen aufgestellt, der an guten Apfelwein erinnerte. Es folgte dann der im ganzen Orient landläufige Pilaw mit den dem Perser besonders theuren Rosinen, nach welchen sein Spottname bei Russen und Orientalen Kischmisch ist. Dann wurde Schaschlik von Hammelfleisch mit Citronen servirt. Die Fasanen waren trocken und stark gepfeffert, der Schaschlik dagegen fettreich und wohlschmeckend. Hier und da berührte der Chan seinen vollgefüllten Teller nicht, sondern reichte ihn rückwärts dem Stallmeister, der, obgleich Prinz, ihn dankend annahm und auf einer Bank im Hintergrunde leerte. Von diesem Vorgang nahm ich Anlaß, unsere Ordonnanzoffiziere, die, der Etiquette gemäß, ebenfalls im Zelt anwesend sein mußten, einen vollgefüllten Champagnerkelch mit gravitätischer Miene wie etwas Selbstverständliches rückwärts zu reichen. Ich muß denselben nachrühmen, daß sie auf dies neuerfundene Ceremoniel mit Sachverständniß eingingen. Zum Dessert hatten wir Früchte, frische sowohl als eingemachte, und Kaffee; dann brachte Ramasan-Chan dem Chef den Tschibuk, den ein Diener knieend durch Rauchen in Brand gesetzt hatte. Ich kann nicht sagen, daß mir das Tschibukrauchen angenehm gewesen. Die Konversation war beschwerlich, weil sie durch Dolmetscher geführt werden mußte; nur einer der Unseren, Oberst Haidarof, selbst Mohammedaner, konnte direkt mit den Persern sprechen. Der Chan erklärte, am dritten Tage abreisen zu müssen. So sandte man einen Expressen an General Skobolew, worauf sich dieser zu Pferde setzte und in einer Tour von Aschabad nach Gök-Tepe kam. Er veranstaltete am andern Tage zu Ehren des Chan ein Manöver, den Sturm der Festung. Ich habe nie einem solchen Manöver beigewohnt, welches mir einen größern Eindruck gemacht hätte, als dieses. Im kleinern Maßstab und daher im übersichtlichen Bilde sahen wir an Ort und Stelle den denkwürdigen Sturm vom 12. Januar. Um die Aehnlichkeit voll zu machen, hielten zuschauende Perser und Tekes zu Pferd und zu Fuß auf den Wällen der Festung. Gegen Abend war Diner bei General Skobolew, wozu außerhalb des Zeltes die russische, innerhalb desselben die persische Musik spielte. Wohl erinnerte mich manches an die Mélodies persannes von St. Saëns, wohl gefielen uns die mit Perlmutter eingelegten dickbäuchigen größeren und kleineren Guitarren, das Tamburin, die Becken ganz gut, aber der in Molltönen recitativartig sich bewegende Gesang ist für uns doch zu eintönig, die Töne sind zu wild, uns erfreuen zu können, doppelt so, weil wir den oft poetischen oder witzigen Text nicht verstanden. Während mehrerer Stunden eine solche schnurrende, trommelnde und schreiende Bande dicht hinter seinem Stuhle am Boden kauern zu haben, war für unser Einen zu viel des Guten. Als die persischen Gäste die Festung besuchten, wo ich mit Assanisation und Leichenverbrennung beschäftigt war, hielten sie sich von fern schon die Nasen mit den Taschentüchern zu. Als sie aber das Hospital besahen, waren sie des Staunens voll. Die Ordnung und Reinlichkeit, die Installation und Pflege waren ihnen neu und interessant. Daß barmherzige Schwestern da walteten, frei und unverhüllt unter all den Männern einhergingen und auch ihnen bei der Vorstellung die Hand reichten, war für sie noch nicht dagewesen. Trotz aller Dressur und Feinheit konnten sich einzelne eines ironischen Lächelns, andere anzüglicher Blicke, die meisten des Ausdruckes des Erstaunens nicht ganz enthalten. Als ich den Chan nicht zu den Typhösen führte, obgleich auch ein persischer Prinz, russischer Dragoneroffizier, unter denselben sich befand, berichtete Schudschau-ud-Daulé, daß er die Gegend kenne und daß in Gök-Tepe alle Jahre eine typhusähnliche Krankheit geherrscht habe; daß außerdem die Tekes oft an der Schwindsucht zu Grunde gehen. Er war vor Jahren, als er bei seinem regierenden Neffen in Ungnade fiel, zu den Tekes geflohen, hatte bei ihnen gewohnt und geheirathet. Daher ist auch sein ältester 22-jähriger Sohn, das Kind dieser Tekefrau, nicht der Erbe, sondern der zweite Sohn, ein dumm aussehender Junge von 16 Jahren, weil dessen Mutter von prinzlichem Geblüt ist. Besser und geschickter als seine beiden Söhne sah sein Neffe aus. Vor einigen Jahren war der Chan wieder in der Nähe von Gök-Tepe gewesen, diesmal an der Spitze von Truppen und als Feind. Er züchtigte die Tekes für einen Raubzug auf persisches Gebiet, indem er seinerseits einen Raubzug auf ihr Territorium machte. Daß diese etwas verweichlichten Träger einer uralten Civilisation nicht gegen die schneidigen Wilden, die Tekes, aufkamen, belehrte uns der Augenschein. Der alte Chan war so gebildet, daß mit ihm ein Gespräch über die Literatur und die alte Geschichte seines Landes möglich war. Aber unsere Dolmetscher waren leider nicht entwickelt genug, um eine solche Unterhaltung genügend übersetzen zu können. Nachdem der Chan den schönen Schimmel, welchen er selbst geritten, an Skobolew geschenkt und auch sonst wie ein Souverän Ringe und Uhren vertheilt hatte, fragte er mich, ob er den Kranken und Verwundeten Geld zum Andenken senden dürfe. Ich dankte für seine Güte, sagte ihm aber, daß die russischen Soldaten, wenn im Hospital, Alles bekämen, was ihnen nöthig wäre,

sogar noch etwas mehr, und daß ich nicht gestatten könnte, daß sie von einem Gaste und Fremden Geld annähmen. Ohne die Miene zu verziehen und ohne den Versuch einer weitern Ueberredung stand er von seinem Verlangen ab. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß diese Perser, namentlich ud-Daulé selbst, wenn sie auch in einigen Punkten nicht unseren europäischen Begriffen von guter Sitte entsprechen (wie das Aufstoßen, das Essen mit den Fingern, Zerreißen des Geflügels und Vorlegen mit den Händen ꝛc.), was Rücksicht gegen Andere, Respekt vor dem Alter, Selbstbeherrschung, Takt, kurz was wahrhaft menschenwürdige Bildung betrifft, sehr hoch stehen und manchen Europäern als Muster dienen könnten. Wie der dolichocephale Schädel und die regelmäßigen Gesichtszüge diese Iraner als von altem arischen Stamm bezeichnen, so zeugt ihre menschlich harmonische Bildung von dem Alter der Kultur, deren Träger sie sind. Es ist eben ein Unterschied, ob die Eltern schon 1000 oder 100 oder nur Zehner von Jahren gebildete Menschen waren. (Uns erscheint die persische Bildung doch mehr als äußerlicher Lack, unter welchem sich oft recht wüste Barbarei verbirgt. Red.) Daß sie intelligent sind, haben wir vielfach erproben können, und daß ihnen Witz nicht mangelt, war trotz der ungenügenden Konversationsmittel oft zu bemerken. Der älteste Sohn des Chan improvisirte eine Zeichensprache, in der er mir ganz amüsant erzählte und die er selbst die Sprache des Stummen nannte.

Ihr Besuch in unserm Lager wirkte als wohlthätige Abwechselung in der Monotonie der Steppe und unseres Lebens, welchem nach dem 12. und 18. Januar, d. h. dem Sturme von Gök-Tepe und der Besetzung von Aschabad, Aufregung und Abwechselung fehlte. Den Tekes dagegen war dieser Besuch ihrer Erbfeinde und die dem Chan erwiesenen Ehren ein Dorn im Auge.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der Holländer Juan Maria Schuver (s. oben S. 127) schrieb am 5. Januar an Dr. E. Behm in Gotha (Petermann's Mitth. 1882, S. 191):

„Es freut mich, Sie heute zu benachrichtigen, daß ich im December die unabhängigen Berta-Stämme westlich von Fadaßi explorirte, d. h. Banghe und Kizir besuchte, sowie andere Thäler, die zum Becken des Weißen Nil gehören. Ich löste dabei völlig das Räthsel von dem Entspringen des Jabus und Sobat aus einem und demselben See, eine Sage, die von den Arabern geglaubt und verbreitet wird. Wie es zwei Tumat giebt, so giebt es nämlich auch zwei Jabus, ja es scheint, daß die Bezeichnung Jabus oder sprachlich damit verwandte Ausdrücke (Abai, Hawasch, Jub) von einem Urvolk auf alle immerfließenden Gewässer dieses Theiles von Afrika angewendet wurden. Nachdem ich früher die Quellen des Tumat und des östlichen Jabus fixirt hatte, gelang es mir jetzt, auch die Quellen des Yal, des nördlichsten Zuflusses zum Weißen Nil, zu fixiren. Die Berta nennen aber den Yal, soweit er durch ihr Gebiet geht, ebenso Yabus wie das östliche stets fließende Wasser. Yal heißt der Fluß im Burun-Lande, und die Aman-Neger, bei denen er entspringt, nennen ihn Balasat. Ich verfolgte seinen Lauf weit genug, um sicher zu sein, daß es der Yal ist. Ich könnte viel Interessantes mittheilen, habe aber nach meiner Rückkehr wieder das Fieber bekommen und bin dadurch am Schreiben behindert. Bald hoffe ich Ihnen Karten und Aufzeichnungen zu schicken." Im Anschlusse hieran sei bemerkt, daß es keineswegs Schuver's Absicht war, quer durch ganz Afrika von Aegypten bis zum Kaplande zu reisen, wie dies mehrfach angegeben wurde; vielmehr gedenkt er im Juni 1882 Afrika zu verlassen und über Massaua nach Bagdad zu gehen.

— Zu Anfang Mai sind in London gute von Weihnachten datirende Nachrichten aus Rubaga, König Mtesa's Residenz am Victoria Njanza, eingetroffen. Das Sinken der ägyptischen Macht im Norden hat die ängstlichen Gemüther der centralafrikanischen Machthaber wesentlich beruhigt. Demnächst werden sich übrigens ansehnliche Verstärkungen zu den beiden in Uganda befindlichen Missionären begeben, und es sollen außer den bereits vorhandenen noch mehrere Zwischenstationen zwischen dort und Zanzibar besetzt werden.

— Der „Natal Mercury" meldet den Tod des Mr. G. W. Stow, der sich durch seine geologischen Aufnahmen von Griqualand West und Natal bekannt gemacht hat. Auch war er Jahre lang mit einem Werke über die Buschmänner und einem andern über die Einwanderung der Neger in den Süden Afrikas beschäftigt.

Australien.

— Die Kolonie West-Australien mit ihren 47 030 deutsch-geographischen Quadratmeilen ist dem Umfange nach die größte und auch nächst Neu-Süd-Wales und Tasmanien die älteste unter den australischen Kolonien, denn sie datirt als „the Swan River Settlement" vom 1. Juni 1829. Dennoch ist sie bis auf den heutigen Tag weit hinter den Fortschritten ihrer Schwesterkolonien zurückgeblieben, da die ungünstigen Bodenverhältnisse die Kultur und die Benutzung zu Viehweiden nur in sehr beschränkter Weise zulassen. Die Bevölkerung belief sich nach dem Census vom 3. April 1881 erst auf 31 000, gegen 24 785 nach der Zählung vom 31. März 1870, und das männliche Geschlecht verhielt sich zum weiblichen wie 4 zu 3. An Land befanden sich nur 63 903 Acres (ein Acre = 40,46 Ar) unter Kultur, und davon standen 27 687 unter Weizen mit einem durchschnittlichen Ertrage von 15 Bushels (zu 60 Pfund) vom Acre. Schafzucht herrscht vor und wird, nachdem Alexander Forrest auf seiner Forschungsreise im Jahre 1879 nördlich von Esperance Bay schöne wasserreiche Grasgegenden von beträchtlicher Ausdehnung entdeckt hat, bald in noch größerm Umfange betrieben werden. Der Viehstapel der Kolonie zählte am 3. April dieses Jahres 34 568 Pferde, 63 719 Rinder, 1 231 717 Schafe und 24 232 Schweine. Die Jahresrevenue belief sich auf 180 050 Pf. St. oder 5 Pf. St. 16 Sch. 2 P. pro Kopf und die Ausgaben auf 204 338 Pf. St. oder 6 Pf. St. 11 Sch. 8 P. pro Kopf. Die Kolonie war mit einer Staatsschuld von 361 000 Pf. St. belastet. Der Import hatte einen Werth von 353 669 Pf. St., der Export den von 499 183 oder resp. 11 Pf. St. 8 Sch. 2 P. und 16 Pf.

St. 2 Sch. pro Kopf. Einen wichtigen Exportartikel bildeten vorzügliche Holzarten, namentlich Jorraah und Sandel. Die Perlfischerei an der Küste lieferte einen Exportwerth von ungefähr 85 000 Pf. St. Die Schiffe (Ein- und Auslauf) zählten 333 mit einem Tonnengehalte von 250 429. An Eisenbahnen sind 72 Miles in Betrieb und 20 in Bau begriffen. Es wird projektirt, die von Fremantle am Swan-Flusse über Perth und Guilford nach York, in 31° 50' südl. Breite und 116° 49' östl. L. Gr., laufende Ostbahn in südlicher Richtung bis Albany am King George Sound, ungefähr 200 Miles, fortzusetzen. Da aber die Kolonie die großen Geldmittel dazu nicht aufbringen kann, so will die Regierung, unter Zustimmung des Parlaments, diese Bahn durch englische Kapitalisten bauen lassen und dieselben durch Ueberweisung beträchtlicher Ländereien zu Seiten der Bahnstrecke entschädigen. Da die englische Regierung dies Projekt gutgeheißen hat, so sind die Verhandlungen jetzt eingeleitet. Die Telegraphenlinien hatten zu Ende des Jahres 1880 eine Länge von 1568 Miles. Die Verbindung mit Südaustralien und dadurch wieder mit den sämmtlichen australischen Kolonien vermittelt der 750½ Miles lange Telegraph, welcher von Albany an der Meeresküste entlang nach Port Eucla an der Großen Australischen Bucht läuft und sich hier an den südaustralischen Telegraphen anschließt.

Inseln des Stillen Oceans.

— Ueber die Bevölkerung des Nordwestens von Neu-Irland, welche Korvettenkapitän Kuhn mit dem deutschen Aviso „Habicht" im Juli 1881 besuchte, berichtet derselbe (Annalen der Hydrographie 1882, Heft 4, S. 231): Die Eingeborenen sind vollkommen uncivilisirt und leben unter wenig einflußreichen Häuptlingen in zahlreichen Stämmen, welche sich unaufhörlich befehden, hauptsächlich um Kriegsgefangene zu machen, die sie dann verzehren. Sie sind sämmtlich Anthropophagen und kennen in Befriedigung dieser Neigung nicht die geringste Scheu, wie sie auch nicht unterlassen, die ihnen befreundeten weißen Händler zu solchen Mahlzeiten jedesmal einzuladen. Ihre Stammesgenossen jedoch verzehren sie nicht, sondern begraben sie über ihren Hütten oder verbrennen die Leichen. Der äußern Erscheinung nach unterscheiden sie sich nur sehr wenig von den Eingeborenen von Neu-Britannien und führen dieselben Waffen, wie diese, Wurfspeere, Keulen und Schwerter aus Holz. Den Gebrauch des Bogens scheinen sie, wie jene, nicht zu kennen. Auffallend ist bei ihnen eine keineswegs geringe Fertigkeit in der Holzschnitzerei; vor allen Dingen findet man hübsch verzierte Keulen und Kanoeverzierungen.

Südamerika.

— M. Alphonse Pinart schreibt aus Cañazos (Departement Veragua, Staat Panama) vom 26. März d. J., daß er sich bei den Indianern der Sierra Central des Isthmus, den Guaymis, aufhalte, welche in vollkommen wildem Zustande leben und nur mit einigen Amerikanern, welche an der Nordküste Tauschhandel treiben, Verkehr unterhalten. Pinart hat bei ihnen einige interessante Daten und verschiedene Vokabulare gesammelt, auch viele Felsritzungen angetroffen. Er gedenkt bald die mit dem vagen Namen Talamanca bezeichnete Gegend im Osten von Costarica zu besuchen, wo viele fast noch unbekannte Stämme hausen.

— Ende Februar sind die Herren Vargas und Fraga von ihrer Durchforschung des chilenischen Antheils des Feuerlandes nach Chile zurückgekehrt. Sie berichten von weiten Wäldern alter Bäume, Prärien, grasreichen Wiesen, hohen Berggipfeln, tiefen Schluchten und besonders von häufigen Goldvorkommnissen.

— Lieutenant Bove's „antarktische" Expedition ist am 4. Februar erst in Punta Arenas eingetroffen (siehe oben S. 288).

Polargebiete.

— Auf die Nachricht von dem Untergange des „Rodgers" (s. oben S. 320) hat das Marine-Departement der Vereinigten Staaten beschlossen, den bei Mare Island in Californien befindlichen Bundesdampfer „Iroquois" sofort der Mannschaft des verbrannten Schiffes zu Hilfe zu schicken. Das Schiff war gerade in seetüchtigen Zustand versetzt worden und war für das pacifische Geschwader bestimmt gewesen. Inzwischen brachten die „Times" folgendes Telegramm aus St. Petersburg vom 5. Mai: „Der amerikanische Geschäftsträger hier hat eben eine mit „Captain Berry" unterzeichnete Depesche aus Kolymsk in Ost-Sibirien erhalten, welche meldet, daß 30 von den 37 Mann auf dem verbrannten „Rodgers" zu Grunde gegangen sind. Diese Nachricht wurde vor zwei (?) Tagen von Werchojansk östlich der Lena durch W. H. Gilder, den Korrespondenten des New York Herald, abgeschickt."

— Am 9. Mai hat der „Willem Barents" seine fünfte Fahrt in das Arktische Meer (Nordpolexpedition kann man diese kurzen Ausflüge kaum nennen) angetreten.

— Wie verlautet, wird der bekannte Nordpolfahrer Sir Allen Young das Schiff befehligen, welches dem wahrscheinlich bei Franz-Josef-Land verweilenden Mr. Leigh Smith Hülfe bringen soll (s. oben S. 80 und 176). Es ist zu diesem Zwecke ein Dampfer gemiethet worden und wird derselbe jetzt zu seiner Eisfahrt verstärkt.

Vermischtes.

— Im Herbste 1879 erst wurde die 4. Auflage von Prof. H. Wagner's Neubearbeitung von H. Guthe's Lehrbuch der Geographie abgeschlossen und bereits liegt der 1. Band der 5. Auflage (Hannover, Hahn'sche Buchhandlung, 5 Mark) vor, ein Beweis, welcher Beliebtheit sich dasselbe erfreut. Der „Globus", welcher von der Fluth neu erscheinender geographischer Lehrmittel absichtlich nur selten Notiz nimmt, ist nicht die Stelle zu einer eingehenden Besprechung des Wagner'schen Werkes; aber hervorheben wollen wir doch den Fleiß, mit welchem der Bearbeiter die Resultate neuer Forschungen und Studien, der Reisenden wie der Geographen und Kartographen, nachzutragen bemüht ist. Zur Einführung in die Geographie ist das Guthe-Wagner'sche Buch zu empfehlen.

Inhalt: Das heutige Syrien XVI. (Mit fünf Abbildungen.) — Blumentritt: Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen I. — E. Kramberger: Dornvor in Slavonien und seine Umgebung I. — Heyfelder: Ethnographisches aus der Oase der Achal-Teke. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaction am 14. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Die übrigen Kirchen sowie die großartigen Klöster Bethlehems bieten dem Fremden, der nicht gerade als frommer Pilger hierher kommt, wenig Bemerkenswerthes. Von anderen alten Bauten, von archäologisch wichtigen Denkmälern ist in der oft zerstörten und wiederaufgebauten Stadt nichts vorhanden — und doch schildert Lortet seine Wanderungen durch die Straßen des kleinen Ortes als ebenso interessant wie erfreulich. Zahlreiche neue Häuser, die sich in ununterbrochener Folge an mehreren Stellen bis weit über die theilweise noch erhaltenen Ueberreste der alten Umwallungen hinausziehen, lassen den Aufschwung erkennen, den Bethlehem seit einigen Jahren genommen hat. Ein gewisser Anstrich von Wohlhabenheit, von gedeihlicher Entwickelung, die doch von der Bedeutung der Stadt als Wallfahrtsort unabhängig zu sein scheint, liegt über dem Ganzen. Massiv gebaut, mit hohen Bogenfenstern und einem Balkon im obern Stockwerk, zeigen die meisten Häuser sowohl im Aeußern als auch in der innern Einrichtung eine Reinlichkeit, Ordnung und Zweckmäßigkeit, von denen sich der Europäer auf das Angenehmste berührt fühlt. Die Einwohner, die fast durchweg den Eindruck eines kräftigen gesunden Menschenschlages machen, haben sich in unzähligen Kämpfen mit ihren unruhigen Nachbarn, den Bewohnern von Hebron und anderen Orten der Umgegend, sowie in fortwährenden Reibereien mit plündernden Beduinenstämmen den Ruhm eines streitbaren Sinnes und großer Unerschrockenheit erworben; an blutigen Streitigkeiten innerhalb der Stadt selber, zwischen den Bewohnern des christlichen und des muslimischen Quartiers, hat es daneben ebensowenig gefehlt, wie an häufigen Aufständen gegen die Verwaltung des Landes. In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, während der ägyptischen Okkupation Syriens, machte Bethlehem durch seine energische Auflehnung gegen die neuen Steuern der Verwaltung so viel zu schaffen, daß Ibrahim Pascha, um ein Exempel zu statuiren, das ganze muslimische Quartier der Stadt zerstören, zahlreiche Hinrichtungen vornehmen und einen großen Theil der muslimischen Einwohner aus der Stadt verweisen ließ. Die Mehrzahl derselben siedelte schon damals nach Hebron über, und ihrem Beispiel folgten allmälig immer mehr und mehr Familien, so daß heute unter der auf 5000 Seelen gestiegenen Bevölkerung Bethlehems (dies die Angabe Socin's; Lortet schätzt die Einwohnerzahl des Städtchens auf mindestens 6000 bis 7000) nur noch 300 Muslimen sich befinden; Juden sind nur wenige, und diese meist auch nur zu vorübergehendem Aufenthalte in Bethlehem vorhanden. — Den Hauptnahrungszweig des Ortes bilden heute noch, wie vor Alters, Viehzucht und Ackerbau; seine Gartenkultur wetteifert mit der von Hebron, und hier wie dort legt man sich seit einigen Jahren mit gutem Erfolge auf die Weinbereitung nach europäischer Weise. Bis dahin wurden hier, wie ja fast überall in



Frauen aus Bethlehem.



'Ain-Karim.

Syrien, beinahe die ganzen Ernten der Weinberge getrocknet, um entweder als Rosinen in den Handel gebracht oder für den inländischen Verbrauch zur Herstellung von Syrup und Branntwein verwendet zu werden. Von der verhängnißvollen Leidenschaft für diesen Branntwein, sowie für alle Arten von Spirituosen, einer Leidenschaft, die unter der muslimischen Bevölkerung Syriens in erschreckendem Maße um sich greifen soll, sind nach Lortet auch die syrischen Christen durchaus nicht frei. Namentlich in Bethlehem soll dieses Uebel innerhalb der letzten Jahre tiefe Wurzel gefaßt haben, und vielleicht um so tiefere, als es auch hier, an dem „heiligsten Orte der Christenheit", nicht an die Oeffentlichkeit tritt. Wie der Muslim fröhnt der Bethlehemit dieser Leidenschaft nur im Innern des eigenen Hauses; wie Lortet versichert, aber in einem solchen Maße, daß ein körperliches und geistiges Sinken der Race in nicht gar ferner Zeit als unvermeidliche Folge hervortreten wird. Er bedauert dies um so mehr, als gerade die Einwohner Bethlehems sich bis jetzt durch ihren „kräftigen, vornehmen Typus, ihre hohe Intelligenz und Bildungsfähigkeit, sowie durch Fleiß und Sparsamkeit" vortheilhaft vor dem übrigen Volke Palästinas ausgezeichnet haben.

Als hervorragendster Industriezweig der Stadt muß die Verfertigung von Andachtsgegenständen aller Art genannt werden, die schon seit mehreren Jahrhunderten hier betrieben wird und heute über 500 Arbeiter beschäftigt.



Ramle.

Wahre Kunstwerke an Kruzifixen in Perlmutter- und Holzschnitzerei, sowie in eingelegter Arbeit gehen aus diesen Werkstätten hervor; ein vielbegehrter Artikel derselben Art sind auch große Perlmuttermuscheln mit eingeschnittenen Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Rosenkränze aus Oliven- und Dümpalmenkernen (welche letzteren für diesen Gebrauch in großer Masse aus Nubien eingeführt werden), zierlichere aus kunstvoll gearbeiteten Perlmutter-, Elfenbein- und Holzperlen werden hier im Großen angefertigt und versandt, wie die aus großen Hornkugeln bestehenden Rosenkränze der Muslimen und die für die koptischen und abessynischen Christen bestimmten Kruzifixe aus Rhinocerosshaut. — Was sich sonst in Bethlehem an Industrie vorfindet, hat fast nur lokale Bedeutung; von den kunstvollen Geweben, Kleider- und Diwanstoffen, die hier angefertigt werden, kommt nichts auf den ausländischen Markt, und doch würden namentlich die letzteren durch ihre glückliche Farbenzusammenstellung in Europa viele Liebhaber finden. Berühmt sind in ganz Syrien die kunstvollen Stickereien der Frauen von Bethlehem, die diese fast ausschließlich für den eigenen Gebrauch anfertigen. Der Brustlatz ihres dunkelblauen weiten Gewandes muß ebenso mit reicher Stickerei verziert sein, wie der dichte weiße Schleier, der von der eigenthümlichen Kopfbedeckung herabfällt. Diese besteht in einer kleinen aus blauem und rothem Tuche zusammengesetzten Mütze, die je nach dem Vermögen der Eigenthümerin mehr oder minder reich mit silbernen Münzen benäht ist; nicht selten erhält sie dadurch ein Gewicht von mehreren Kilogramm. Lange Ohrgehänge, an denen zahlreiche silberne Ketten und Kettchen und eigenartige Ornamente von dreieckiger Form befestigt sind, sowie eine große Kinnkette vervollständigen den Kopf-

putz, der die stattlichen, schönen Gestalten der bethlehemitischen Frauen und Mädchen oft trefflich kleidet. Starke silberne Armspangen und breite Fingerringe, die meist das untere Glied des Daumens bedecken, gehören zum unerläßlichen Festschmuck selbst der ärmsten Weiber und werden von ihnen um so lieber zur Schau getragen, als sie sich nach altem strengen Brauche in ihren eigentlichen Festkleidern nie außerhalb des eigenen Hauses zeigen dürfen. —

Bei seiner Rückkehr von Bethlehem nach Jerusalem folgte Lortet nicht der großen Pilgerstraße, sondern machte einen weiten Umweg nach Westen über Bêt Dschâla hinaus, um das Dorf 'Ain Kârim, das berühmte Sankt Johannes in der Wüste, und sein großes Kloster zu besuchen. Das ansehnliche, von 500 Muslimen und etwa 100 lateinischen Christen bewohnte Dorf liegt inmitten einer schönen, fruchtbaren Gegend am Abhange eines Hügels. Oliven- und Weinpflanzungen, von der Quelle 'Ain Kârim, der Marienquelle der Franken, bewässert, ziehen sich am Hügel hinab und füllen das weite Thal el-Akûd zu seinen Füßen aus. An diesem von der Natur in der That begünstigten Ort, der heute ein beliebter Sommeraufenthalt der in Jerusalem ansässigen Europäer ist, suchte man schon zur Zeit der Kreuzzüge den Geburtsort Johannes des Täufers. Was den Anlaß zu dieser Sage gegeben hat, ist nicht ersichtlich; denn die Tradition und die Erzählung des Evangelisten weist auf eine ganz andere Stelle hin, etwa auf das heutige Yâta in der Nähe von Hebron. Trotzdem wird die Verehrung dieser Stätte besonders von den Lateinern höchlichst kultivirt, und ist 'Ain Kârim ein vielbesuchter Wallfahrtsort. Eine kleine Kapelle, die man im Jahre 1860 aus alten hier vorgefundenen Ruinen von Gewölben und Mauern hergestellt hat, soll die Stätte bezeichnen, an der die Wohnung oder das Sommerhaus des Zacharias, des Vaters Johannes des Täufers, gestanden, und demzufolge auch der Besuch der Maria bei Elisabeth stattgefunden hat. An der östlichen Seite des Dorfes erhebt sich als ein gewaltiger, festungsähnlicher Bau das große Johanneskloster, das von spanischen Franziskanern bewohnt wird; ein großer Garten mit schönen alten Cypressen gehört zu ihm. Die Kirche Sankt Johannes in der Wüste, welche die Veranlassung zu der heutigen Klosterniederlassung gegeben hat, ist von den Kreuzfahrern hier errichtet worden. Es ist ein großer dreischiffiger Kuppelbau, in dessen ausgedehnter Krypta die Geburtskapelle Johannes des Täufers, eine natürliche Felsengrotte, verehrt wird. Jahrhunderte hindurch hatte das halbverfallene Gebäude den Arabern von 'Ain Kârim schon als Viehstall gedient, als Ludwig's XIV. Gesandter bei der Pforte, der Marquis von Noailles, auf den Einfall kam, das alte Werk der Kreuzfahrer für den christlichen Kultus zu reklamiren. Das glücklich zurückerlangte Heiligthum wurde den Franziskanern übergeben und war lange Zeit ein ziemlich unbequemer Besitz für den Orden. Die Wiederherstellung der Kirche stieß auf immer neue Schwierigkeiten, deren hauptsächlichste die Abneigung und feindliche Gesinnung der Bewohner des Dorfes sowie der ganzen Umgegend war. Die Unerschrockenheit und namentlich die zähe Geduld der Mönche führte sie doch endlich zum Ziel. Die Kirche wurde nicht nur vollständig erneuert, sondern auch auf drei Seiten von den starken Gebäuden des heutigen Klosters umzogen, in denen die anfangs in dem muslimischen Dorfe nur eben geduldete kleine Niederlassung der Mönche bald festen Fuß faßte. Die Kirche von 'Ain Kârim, die wegen ihrer schönen alten Mosaiken ebenso berühmt ist, wie wegen ihres angeblichen Murillo (Johannes in der Wüste), gehört heute zu den prächtigsten christlichen Tempeln Syriens. Unter dem Schutze der Franziskaner haben sich vor längerer Zeit schon auch die Zionsschwestern in 'Ain Kârim niedergelassen und eine große mit einem Waisenhause verbundene Schule gegründet.



Thurm von Ramle.

Bedeutend älter als die Johanneskirche ist das zwischen 'Ain Kârim und Jerusalem belegene Kloster des heiligen Kreuzes, Dêr el-Muṣallabe, das den orthodoxen Griechen gehört und heute ein großes Priesterseminar derselben beherbergt. Der gewaltige, von fensterlosen Mauern umzogene Bau mit seinen großen unregelmäßigen Höfen und der alten dreischiffigen Klosterkirche stammt augenscheinlich

aus byzantinischer Zeit. Der Tradition nach soll es, wie ja fast alle christlichen Bauwerke Palästinas, von der heiligen Helena errichtet sein, und zwar über der Stelle, wo der zum Kreuze Christi verwendete Baum gestanden hätte. Ein mit Marmor eingefaßtes Loch im Fußboden der Kirche bezeichnet den Standort des Baumes auf das Allergenaueste. In jedem Falle hat das Kreuzkloster eine lange und wechselvolle Geschichte hinter sich, und gehört in seinen ältesten Theilen schon der vorislâmischen Zeit an. Unzählig oft ist es von den Arabern theilweise zerstört und geplündert worden; das zeigt heute noch der Zustand und das verschiedene Alter seiner einzelnen Theile; so mögen auch die Erzählungen von den oft wiederholten Ermordungen der Klosterinsassen zum großen Theil auf Wahrheit beruhen. Zur Erinnerung an die unerschrockene Ausdauer der frommen Brüder wird noch heute in der Kreuzkirche ein ungeheurer „Blutfleck“ an der Stelle gezeigt, wo einmal sämmtliche Mönche, der Prior an der Spitze, nach tapferer Vertheidigung ihres Heiligthums von den Arabern niedergemetzelt worden wären. Auch das Kreuzkloster besitzt schöne große Gartenanlagen; seine Hauptanziehung bildet aber heute seine ungemein reiche Bibliothek, die „fast die gesammte Palästinalitteratur“ und eine Anzahl sehr werthvoller Handschriften umfassen soll.

Ein Ausflug nach Jâfa, den Lortet in den nächsten Tagen unternahm, führte ihn durch die Gegend, in welcher die Mehrzahl der Palästinareisenden ihre ersten Eindrücke vom heiligen Lande empfängt. Das Projekt einer Eisenbahnverbindung zwischen Jerusalem und der wichtigen Hafenstadt, von dem schon öfters und zuletzt vor etwa zehn Jahren viel die Rede war, ist trotz der schon gemachten Vorarbeiten und Vermessungen scheinbar ganz eingeschlafen; man hat sich dabei begnügt, die verkehrshinderlichen, nicht unerhörten, sondern eben nur türkischen Zustände der alten Straße etwas zu verbessern, und die Beförderung der Reisenden und Waarentransporte nach wie vor allen möglichen Zufällen und Verzögerungen ausgesetzt zu lassen. Vom Jâfathore Jerusalems ausgehend, führt die Straße zunächst lange Zeit zwischen verschiedenen großen, zur Stadt gehörigen Niederlassungen hindurch, unter denen die große russische und die neue jüdisch-deutsche Kolonie die bedeutendsten sind. Dann folgt eine Strecke trostloser unbewohnter Oede, dürre Hügel und trockene kleine Thäler dazwischen, elendes, verkrüppeltes Eichengebüsch — das Dorf Kulôniye, wahrscheinlich das neutestamentliche Emmaus, bildet die erste reizende Oase; die zweite das auf der Höhe gelegene Kariet el-'Enab, d. i. Traubenstadt, mit seiner reichen Umgebung von Obstgärten. Im Munde des Volkes führt der hübsche Ort heute nur noch den Namen Abu Gôsch, nach dem Anführer einer gefürchteten Räuberfamilie, der bis vor etwa 50 Jahren hier mit seinen sechs Brüdern und ihren 85 Kindern als Schrecken der Umgegend und der Pilger gehaust hat. Erst unter der ägyptischen Herrschaft wurde dem Unwesen, das viele Jahrzehnte bestanden hatte, ein Ende gemacht; doch gilt die Gegend heute noch für so unheimlich, daß die Maulthiertreiber nie einzeln, sondern immer nur zu mehreren an den „Schlössern“ von Abu Gôsch vorbeiziehen. Bald hinter diesem Dorfe passirt die Straße die große Schlucht des Wâdi 'Ali, deren Wände jetzt von üppig wucherndem Tenerium rosmarinifolium in voller Blüthe bedeckt waren. Bei dem Dorfe Latrun, etwa auf der Hälfte des Weges, nimmt die Landschaft einen andern Charakter an; man nähert sich der Ebene und sieht deshalb auf beiden Seiten der Straße weite Felder sich ausdehnen. Getreidefelder, auf denen die Ernte jetzt im vollen Gange war, wechseln mit großen Rüben- und Gurkenfeldern ab. Während des heißen Sommers bilden hier, wie fast überall in Syrien, rohe Gurken das Hauptnahrungs- und Erfrischungsmittel des Volkes, und zwar wird vorzugsweise eine dunkelgrüne, schlangenförmige Art von etwa einem Zoll Durchmesser und 12 bis 15 Zoll Länge angebaut. Immer und immer wieder wurden während der Fahrt dieses heißen Tages dem Reisenden diese bescheidenen Früchte als beste Erquickung angeboten, und überall am Wege sah er die Feldarbeiter nicht nur, sondern auch die kleinen nackt am Boden spielenden oder von den Fellahweibern rittlings auf der Schulter getragenen Kinder sich mit ersichtlichem Wohlbehagen daran erlaben.

Ramle, das Lortet gegen Abend erreichte, kündigt sich schon von weitem durch seine grüne Umgebung an, in der zwischen Oelbäumen, Sykomoren und Karuben auch einzelne Palmen emporragen; sämmtliche Felder in der Umgegend der Stadt sind mit hohen Kaktushecken eingefaßt, in denen sich zahlreiche Nester wilder Tauben befinden. Die kleine Stadt, von deren 3000 Einwohnern etwa ein Drittel griechische Christen sind, ist heute nur als Durchgangsort für den Handelsverkehr zwischen Jâfa und Jerusalem von einiger Bedeutung. Im 8. Jahrhundert von den Arabern gegründet, soll sie lange Zeit hindurch blühend und groß gewesen sein und Jerusalem weit übertroffen haben. Die Kreuzfahrer stifteten an dem damals noch wichtigen Orte ein Bisthum. So ist denn auch die heutige Hauptmoschee, zu der Fremde nur schwer Zutritt erlangen, eine alte christliche Kirche aus jener Zeit; ihr viereckiger, in ein Minaret verwandelter Glockenthurm bildet jetzt das einzige hervorragende Gebäude innerhalb der unregelmäßig gebauten, weil häufig durch Krieg und Feuersbrünste beschädigten Stadt. Denn der berühmte Thurm von Ramle, der „Thurm“ par excellence, liegt außerhalb der Stadt, an ihrer südwestlichen Seite. Zwischen hohen Kaktushecken, dann über einen alten Friedhof gehend, erreicht man das seltsame Bauwerk, das der Ueberrest einer großen, von dem Erbauer der Stadt hier errichteten Moschee ist und auch heute im Munde des Volkes noch den Namen Dschâmi el-abiad, d. i. die weiße Moschee, führt. Die Umfassungsmauern des alten Hauptgebäudes, das etwa 600 Schritt im Geviert maß, sind noch deutlich erkennbar. Sehr merkwürdig sind die weiten unterirdischen Grüfte, die sich unter dem Thurme und seiner ganzen Umgebung befinden; die muslimische Tradition macht aus diesen Grüften die Grabkammern von 40 Gefährten des Propheten; die christliche läßt 40 Märtyrer in ihnen begraben sein. Eine arabische Inschrift an seiner Außenseite nennt als Jahr der Erbauung des heute stehenden Thurmes, der als ein Minaret der alten Moschee nachträglich zugefügt wurde, das Jahr 1318 unserer Zeitrechnung, bezeichnet auch den Erbauer auf das Genaueste; trotzdem halten viele das hübsche Bauwerk mit seiner Spitzbogenthür, den zierlichen Fenstern und den schlanken Strebepfeilern an den vier Ecken für ein Werk der Kreuzfahrer. Dem sei, wie ihm wolle — auf jeden Fall ist die Aussicht, die man von der Spitze des Thurmes genießt, eine ganz unvergleichlich schöne, und am schönsten bei Abendbeleuchtung. Die fruchtbare, gartenartige Umgebung von Ramle, das ansehnliche Städtchen selber mit seinen vielen kleinen Kuppeldächern, nach Westen hin, jenseits der reichangebauten Ebene, der glänzende Streifen des Mittelmeeres; nach Osten das Gebirge. Eine Menge von großen Dörfern im weitern Umkreise der Stadt lassen den Reichthum der Küstenebene, der Ebene Saron der Alten, deutlich erkennen. Freilich besteht ihr Boden größtentheils aus Sand — heißt doch auch Ramle die „Sandstadt“ —, doch ist er ungemein wasserreich, und die hier allgemein in Gebrauch stehenden Schöpfräder vertheilen diesen Reichthum in der ersprießlichsten Weise

Im Lande der Mitternachtssonne.

Auf S. 350 des vorigen Bandes kündigten wir das Erscheinen einer deutschen Uebersetzung von Paul Du Chaillu's, des bekannten Afrikareisenden und Gorillajägers, Buch „The Land of the Midnight Sun" an und theilten die günstige Kritik desselben durch das „Athenäum" mit. Von dieser Uebersetzung, welche unter dem Titel „Im Lande der Mitternachtssonne" in 24 Lieferungen bei F. Hirt u. Sohn in Leipzig erscheint, liegt uns bereits die gute Hälfte vor; sie setzt uns in den Stand, das allerseits geäußerte gute Urtheil auch zu dem unserigen zu machen. Es ist kein streng wissenschaftliches Buch, welches der Autor geliefert hat, und die über die Geologie des Landes, die Antiquitäten und dergleichen in die Reiseerzählung eingeflochtenen Kapitel sollen nur orientiren; um so gründlicher aber und anziehender sind seine Schilderungen von Land und Leuten, welche er während seines langen Aufenthaltes in den Jahren 1871 bis 1878 genau kennen zu lernen die beste Gelegenheit hatte, welche wohl je einem Ausländer zu Theil wurde. Vom Throne bis herab zur elendesten Hütte kam er mit allen Ständen und Schichten der Bevölkerung in nahe Berührung und führt sie uns in lebendiger Darstellung vor (eines der reizendsten Kapitel ist z.B. das 28.: „Eine Alma



Lappländerlager im Winter.

mater des Nordens", die Schilderung des schwedischen Studentenlebens). Der reiche Bilderschmuck des anziehenden Buches ist von besonderm Werthe, da die Originale der 48 sehr gut ausgeführten Tonbilder und 200 Holzschnitte meist eigens für diesen Zweck hergestellte Photographien sind; so verdankt der Verfasser mehrere derselben dem bekannten Professor J. A. Friis.

Im Folgenden theilen wir unter Beigabe einiger vorzüglichen, uns von der Verlagshandlung gütigst überlassenen Illustrationen einiges über einen Besuch mit, welchen Du Chaillu zur Winterszeit den Lappen in der Nähe von Muoniovaara abstattete. Der Ort liegt unter 68° nördl. Br. auf dem rechten schwedischen Ufer des die Grenze gegen Rußland bildenden Flusses Muonio. Unweit des Dorfes traf der Reisende mitten im Walde auf ein etwa 12 Fuß im Durchmesser haltendes Zelt, und gleich darauf schlugen wenigstens 6 bis 7 Hunde zugleich an, den Bewohnern seine Annäherung verkündend. Die hier wohnten, waren reiche Lappen; nannte doch das Haupt der Familie, ein untersetzter, starker, blauäugiger Mann mittlern Alters nicht weniger als tausend Renthiere sein eigen. Rings um das Zelt standen Pulkas und Kerres (zwei Arten bootartiger Renthierschlitten) bunt durcheinander; zahlreiche Schneeschuhe lagen auf dem Boden oder lehnten an den Bäumen, an deren Zweigen neben dem Zaumzeug auch alle nur möglichen Fleischvorräthe aufgehängt waren; denn das eigens zu diesem Zwecke zwischen den Bäumen etwa 6 Fuß über dem Boden errichtete Gestell schien zu ihrer Unterbringung nicht auszureichen. Gefroren oder geräuchert lagen die Stücke hier auf und neben einander gestapelt; an Zungen und Blasen voll gefrorenem Blute mit Renthierfüßen darin war kein Mangel, während eine andere Anzahl von Blasen sowie Eimer und Kannen gefrorene Milch enthielten; denn viele Renthiere können bis zu Weihnachten gemolken werden.

Seitwärts waren, um ihr Zusammenschrumpfen zu verhindern, die Häute kürzlich geschlachteter Renthiere auf Rahmen ausgespannt, und überall lagen Sättel, leere Eimer, Kessel, eiserne Töpfe, hölzerne Schüsseln und selbst Gewandstücke zerstreut umher.

In dem Zelte traf Du Chaillu die ganze Familie versammelt und verwundert fragte er sich im Stillen, wie wohl so viele in dem engen Raume für die Nacht ein Unterkommen finden sollten. Einzelne der Gesellschaft hatten blaue Augen, gleich dem Familienvater; allen gemeinsam aber war — eine Folge des fast unausgesetzten Verweilens im Freien — die kräftig rothe Gesichtsfarbe, wie man solche bei den Seeleuten anzutreffen pflegt, während dagegen die durch die Kleidungsstücke geschützten Körpertheile eine wirklich blendende Weiße zeigten. Dem Fremden wurde sofort der Ehrenplatz an der linken Seite des Zeltes eingeräumt, indem eine der Frauen sorgfältig prächtige weiche Bärenfelle über junge Birkenzweige breitete, und dann reichte man ihm, dem Gebote lappischer Höflichkeit entsprechend, vor allen Dingen eine Prise Schnupftabak. Im Mittelpunkte des Zeltes braunte ein helles Feuer, dessen Rauch durch die gerade darüber befindliche Oeffnung Abzug fand, und in zwei mächtigen Kesseln brodelte über demselben das zum Abendmahle bestimmte Fleisch. In einer hölzernen Schüssel wurde angerichtet, und der Vater theilte, der allgemein üblichen Sitte entsprechend, jedem eine Portion zu, bedachte dabei jedoch den Gast mit den fetten Stücken, welche als die besten gelten. Während des Essens, wobei die Finger statt Gabeln dienten, wurden ihm unzählige Fragen vorgelegt, und als nach Beendigung desselben Männer und Frauen sich dem Genusse ihrer Pfeifen hingaben, mußte Du Chaillu gar ein vollständiges Religionsbekenntniß ablegen. Unter frommen Gesängen machten sie endlich ihre Nachttoilette, d. h. sie zogen über ihre Kleider ein langes Gewand aus Renthierfellen, eigentlich eine Art Sack, welcher besser als jede andere Umhüllung Schutz gegen die Kälte gewährt.

Trefflich dem Klima angepaßt und dabei überaus bequem ist die Kleidung der Lappen; die Erfahrung hat sie gelehrt, wie wichtig es ist, alles zu vermeiden, was den Blutumlauf hemmen und damit die animalische Wärme des Körpers beeinträchtigen könne, und so ist die aus Renthierfellen gefertigte, bis an die Knie herabreichende Winterkapta vollkommen lose, hat auch nur einen Schlitz zum Hindurchstecken des Kopfes aufzuweisen und schließt dabei so dicht um den Hals, daß weder Schnee noch kalte Luft einzudringen vermögen. Die Aermel sind gleichfalls weit und am untern Rand, wo die Haare von dem Pelz entfernt sind, mit einem Tuchstreifen besetzt. Unter der Kapta tragen sie gewöhnlich ein oder zwei dicke wollene Untergewänder und über diesen häufig noch eine Weste aus sehr weichem Renthierleder; bei sehr kaltem Wetter aber außerdem noch eine zweite Kapta unter der obern und zwar mit den Haaren nach innen gekehrt. Die Beinkleider werden aus dem Fell vom Beine des Renthieres gefertigt, welches als das wärmste Stück gilt, und über dicht anliegenden, wollenen Unterbeinkleidern um die Hüften mit einer Schnur befestigt, wenn kurz, auch oberhalb des Knies gebunden. Am untern Ende ist das Fell gleichfalls enthaart und das Leder so geschmeidig gemacht, daß die Beinkleider sich bequem in die Schuhe stecken lassen. Diese selbst sind das Wärmste und Zweckmäßigste, was man in dieser Art überhaupt haben kann; sie sind so weit, daß der mit doppelten Strümpfen bekleidete Fuß noch obendrein tüchtig in Gras eingehüllt werden kann, während ein langer Lederriemen, vielfach um den Knöchel geschlungen, nicht nur die Befestigung der Fußbekleidung vermittelt, sondern auch das Eindringen von Schnee und Kälte aufs Wirksamste verhindert. Du Chaillu gebrauchte während seiner Winterreise die Vorsicht, sich stets von einem der Eingeborenen die Schuhe mit Gras ausfüllen und auch anziehen zu lassen, und so hatte er nicht ein einziges Mal an kalten Füßen zu leiden. Gegen Nässe jedoch leisten diese Schuhe keinen Widerstand, und so treten im Frühling, sobald der Schnee zu schmelzen anfängt, sowohl bei den Lappen wie bei den Finnländern Schuhe aus enthaarten Häuten an ihre Stelle.



Wintertracht der Lappen.

Die Kopfbedeckung der Lappen zeigt, je nach den einzelnen Bezirken, verschiedene Form; bei den in Muoniovaara gebräuchlichen ist der obere mit Eiderdaunen gefüllte Theil viereckig, dabei entweder roth oder blau von Farbe, indeß der breite Rand, welchen man beliebig über die Ohren ziehen oder emporkrempeln kann, aus Otternpelz verfertigt ist. Bei sehr windigem Wetter wird außerdem die Mütze noch durch eine das Gesicht vollständig verhüllende Pelzmaske vervollständigt. Auch die Fausthandschuhe aus Pelzwerk, welche man über dicken, wollenen Handschuhen trägt, sind überaus warm und dabei so lang, daß sie über den untern Rand der Kaptaärmel reichen und somit die Hände wie das Hand-

gelenk aufs Beste gegen die Kälte schützen. Nur in seltenen Fällen legen die Lappen während der Winterszeit ihre Kleider ab, gewöhnlich wechseln sie dieselben nur mit dem Eintritt der wärmern oder der kältern Jahreszeit, und auch wenn sie zur Kirche gehen, beschränken sie sich meist darauf, die Festtagskleider über die alten anzuziehen. Daß die Pelzgewänder unter solchen Umständen von Ungeziefer wimmeln, bedarf wohl kaum einer besondern Erwähnung; aber nur wenn die Plagegeister in ganz unerträglicher Weise überhand nehmen, fühlt man sich veranlaßt, Maßregeln zu ihrer Vertilgung zu ergreifen, indem man bei einer Kälte von 28° bis 30° die gesammte Garderobe im Freien aufhängt, auf welche Weise alles lästige Gethier sicherm Verderben geweiht wird. Im Sommer läßt sich dies so überaus wirksame Mittel natürlich nicht in Anwendung bringen; dafür werden dann die wollenen Unterkleider, welche die reinlicheren unter den Lappländern tragen, etwas häufiger gewaschen. Vom Baden kann natürlich im Winter nicht die Rede sein, aber auch im Sommer finden es die Lappen nicht allzuoft nöthig ihren Körper einer gründlichen Reinigung zu unterziehen.



Arjeplong-Lappe, 25 Jahre alt.

In ganz Schwedisch- und Norwegisch-Lappland finden sich zahlreiche Gotteshäuser zerstreut, zu welchen die Lappen Sonntags auf Schneeschuhen und in Schlitten von nah und fern heibeiströmen; denn wenn auch die Entfernungen oftmals so groß sind, daß sie schon Tags zuvor aufbrechen müssen, so unterziehen sich die frommen Seelen doch lieber willig allen Beschwerden, als daß sie auf die Theilnahme am Gottesdienste verzichteten. Bei den Kirchen, von welchen Vittangi, Junkasjärvi und Karesuando die nördlichst gelegenen sind, befindet sich stets ein Dorf, in dessen Schule die Lappenkinder in die Geheimnisse des Abc eingeweiht werden und auf dessen Friedhof die rastlos mit ihren Renthierherden umherwandernden endlich zur letzten Ruhe gebettet werden.



Jockmock-Lappe, 21 Jahre alt.

Ihre Kranken lassen die Lappen meistentheils bei den Bauern zurück, welche sich ihrer aufs Freundlichste annehmen. In den verschiedenen Dörfern trifft man auch stets mehrere kleine Häuschen, in welchen die Lappen, sie gleichfalls der Obhut ihrer bäuerlichen Freunde überlassend, diejenigen Dinge aufbewahren, deren sie auf ihren Wanderungen nicht bedürfen.

Als sich Du Chaillu in Karesuando (circa 70 km nordwestlich von dem oben erwähnten Muoniovaara) aufhielt, befand sich dort gerade eine ziemliche Anzahl junger Mädchen und Knaben, welche ihre Vorbereitung zu der an Ostern stattfindenden Konfirmation durchmachten; auch die Zahl der dort die Schule besuchenden Kinder war sehr groß. In dem unweit der Kirche liegenden Gehöfte, in welchem eine Stube als Schulraum diente, fand Du Chaillu nicht weniger als 70 Knaben und Mädchen auf der Erde sitzen, während der Schullehrer seinen Platz an einem in der Mitte stehenden kleinen Tische hatte. Eins nach dem andern wurden die Kinder aufgerufen; durch zahlreiche Fragen suchte sich der Lehrer über den Umfang ihrer Religionskenntnisse zu vergewissern, und aufmerksam lauschten die Männer und Frauen, welche sich gleichfalls in großer Anzahl in der Schulstube eingefunden hatten; und wenn auch die Kinder infolge der Anwesenheit so vieler Personen einigermaßen befangen zu

sein schienen, so fielen die Antworten doch im Ganzen befriedigend aus.

Ostern ist übrigens derjenige Tag, an welchem die Lappen unter keinen Umständen den Genuß des Abendmahls versäumen; denn kurze Zeit darauf treten sie ihre Wanderungen nach den unwirthlichen Bergregionen auf der Grenze zwischen Schweden und Norwegen an (der westlich von Karesuando gelegene Landstrich umfaßt die größte Anzahl von Lappen, etwa 1100, welche nicht weniger als 80 000 Renthiere besitzen) und während der nun folgenden Sommermonate sind sie häufig zu weit von allen menschlichen Wohnstätten entfernt, um ihren kirchlichen Pflichten mit irgend welcher Regelmäßigkeit Genüge leisten zu können. Je seltener indeß diese religiösen Zusammenkünfte stattfinden, um so begieriger benutzt man dieselben auch zur Ordnung weltlicher Angelegenheiten, und so sind sie besonders dem Zustandekommen von Verlobungen sehr günstig.

Unter den jungen Mädchen, welche Du Chaillu während seiner zahlreichen Reisen in Lappland gesehen, durften sich viele eines frischen ansprechenden Aeußern rühmen; häufig aber sehen sie auch, ungeachtet ihrer guten Gesundheit, älter aus, als sie wirklich sind. Mädchen von 14 und 15 Jahren konnte man recht wohl für 18- oder 20jährig halten, und läßt sich diese so frühzeitige Entwickelung wohl auf Rechnung ihres arbeitsvollen, unstäten Wanderlebens, sowie des fast ununterbrochenen Aufenthaltes in der freien Luft setzen. Mit zunehmenden Jahren werden sie sehr häßlich, und die alten Weiber mit ihren losen über die Schultern herabhängenden, ungekämmten Haaren und den ungewaschenen Gesichtern gehören unbedingt zu den abstoßendsten Exemplaren des menschlichen Geschlechtes. In dem Aussehen von Knaben und Mädchen ist nur ein geringer Unterschied, und oftmals vermochte Du Chaillu, wenn er bloß das Gesicht sah, nicht zu unterscheiden, ob er ein Mädchen oder einen Knaben vor sich habe. Allen Lappen gemeinsam ist die gedrungene, breite Gesichtsform; die Backenknochen sind vorstehend, das Kinn ist kurz und die zwischen den Augen meistentheils sehr flache Nase spitz und aufgestülpt, wie die Abbildung erkennen läßt. Die Augen der wenigsten sind wirklich blau; auch dunkele sind selten; meist sind sie von hellgrüner oder grauer Farbe. Die Lippen sind meistentheils sehr dünn und die Haut erscheint, unter dem Einflusse der rauhen Luft, stark geröthet, ist aber an den durch die Kleidung geschützten Theilen sehr weiß und die Haarfarbe weist alle Schattirungen auf vom hellsten Blond bis zum tiefen Schwarz. Indeß kommt ein dunkeles Rothbraun weitaus am häufigsten vor. Was die Größe anlangt, so beziehen sich nachstehende Zahlen (in engl. Fuß) auf die unter den Karesuando-Lappen angestellten Messungen.

Ausgewachsene Mädchen	Ausgewachsene Burschen
5 Fuß $\frac{1}{2}$ Zoll	5 Fuß 0 Zoll
4 „ 11 „	5 „ 3 „
4 „ $11\frac{1}{4}$ „	4 „ 10 „
4 „ $8\frac{1}{4}$ „	5 „ $1\frac{1}{2}$ „
4 „ 11 „	5 „ 1 „
4 „ 6 „	5 „ 4 „
4 „ $8\frac{1}{4}$ „	4 „ 7 „
4 „ $9\frac{1}{4}$ „	5 „ $4\frac{1}{2}$ „
4 „ 7 „	5 „ 1 „
4 „ $5\frac{3}{4}$ „	5 „ 3 „
4 „ $8\frac{1}{4}$ „	5 „ 0 „
4 „ 10 „	5 „ $\frac{1}{2}$ „
4 „ $5\frac{1}{4}$ „	4 „ $10\frac{1}{2}$ „
4 „ $7\frac{3}{4}$ „	4 „ $10\frac{1}{4}$ „

Eine Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen.

Von Prof. Ferd. Blumentritt.

II.

Wie unzuverlässig die von der Bevölkerung der Philippinischen Inseln vorliegenden statistischen Daten sind, kann man am besten ersehen, wenn man die Bevölkerungsangaben der staatlichen Volkezählung mit jener des Klerus vergleicht

1876 zählten nämlich nach der Zählung

Provinzen	des Staates	der Kirche
Manila	266 333	245 304
Corregidor	501	501
Bulacán	214 507	237 330
Nueva Ecija / Principe	91 029	95 683
Nueva Bizcaya	32 209	35 077
Isabela / Saltan	36 219	32 034
Cagayán	71 657	71 759
Ilocos Norte	150 947	148 560
Ilócos Sur	179 305	187 970
Union und Benguet	103 630	90 718
Abra	35 090	25 285
Bontoc	10 134	10 134
Lepanto	30 473	30 473

Provinzen	des Staates	der Kirche
Pangasinán	249 507	288 188
Zambales	79 568	81 169
Balaán	36 089	46 604
Pampanga / Tarlac	203 137	210 265
Cavile	116 276	121 972
Balangas	241 782	312 860
Morong	40 038	47 018
Laguna	108 492	135 033
Infanla	7 496	8 178
Tayabas	95 218	92 681
Camarines Norle	22 615	27 680
Camarines Sur	128 860	141 720
Albay	220 328	233 832
Antique	93 010	105 030
Batanes	8 326	8 008
Balábac	606	441
Bohol	153 734	228 213
Burias	791	1 296
Capiz	135 771	219 420
Calamianes	14 135	16 434
Cebú	394 215	394 215

Provinzen	des Staates	der Kirche
Leyte	156 850	209 597
Mindoro	55 063	55 063
Masbate und Ticao	13 194	14 397
Negros	187 130	182 681
Romblon	11 124	24 421
Samar	161 679	168 783
Ilo-ilo	348 371	442 832
Zamboanga	11 597	12 199
Misamis	78 104	85 819
Surigao	29 902	48 712
Cottabató	2 339	1 694
Davao	1 398	1 172
Bislig	21 076	21 076
Basilan	411	487

Wo die beiden Zählungen in ihren Ziffern genau mit einander übereinstimmen, trägt durchaus nicht die Sorgfalt der Censusvornehmer Schuld, sondern diese Uebereinstimmung ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß Kirche oder Staat in einzelnen Provinzen eben die Zählung nur einseitig vornahmen und dann einfach das von der andern „Gewalt“ publicirte Resultat herübergenommen und in ihre Censuslisten eingestellt haben. Ich will dies einzeln nachweisen: In Cagayán scheint offenbar die Kirche den Staatscensus acceptirt zu haben, denn in dieser Provinz war bis zum Jahre 1881 der Tabakszwangsbau eingeführt, die Kontrolle des Staates über die Eingeborenen eine ungemein strenge, die Behörden waren über alle Vorgänge in den Pueblos auf das Genaueste unterrichtet. Wenn irgend in einer Provinz ein genaues Zählungsresultat — aber wohlgemerkt nur der seßhaften in den Pueblos wohnenden Bevölkerung — zu erwarten war, so mußte es hier sein, da die Regierung hier über eine Menge von Aufsichtsorganen verfügte. In Bontoc hat auch die Kirche einfach den Staatscensus acceptirt, denn die Bevölkerung besteht, die Soldaten und Offiziere ausgenommen, nur aus Heiden, die wenigen Priester (1881: 2) konnten unmöglich bei den ihnen feindlich gesinnten Eingeborenen so genaue Daten sammeln wie die mit der Verwaltung des Comandancia bekannten Offiziere; dasselbe gilt für die analogen Verhältnisse Lepantos. Bei Cebú kann ich mir die Uebereinstimmung nicht so leicht erklären, es muß hier jedenfalls der Census-Vorgang der einen oder andern Behörde total verunglückt sein und daher die weltliche Behörde die Zählung der geistlichen oder vice versa entlehnt haben, oder es haben, was sehr unwahrscheinlich ist und nur denkbar wäre bei serviler Gesinnung des Gouverneurs [1]), die mit der Zählung beauftragten kirchlichen wie staatlichen Organe einander gegenseitig in die Hände gearbeitet. Bei der geringen Ausdehnung der Comandancia Corregidor erklärt sich die Uebereinstimmung des weltlichen und kirchlichen Census von selbst.

Schwieriger als diese Uebereinstimmungen lassen sich die oft erheblichen Differenzen beider Zählungen erklären. Die großen Minus-Unterschiede bei Union, Benguet und Abra lassen sich leicht daher leiten, daß die unter militärischem Kommando stehenden heidnischen Igorroten von der Geistlichkeit nicht in Berücksichtigung gezogen worden sind, wie dies auch bei Cottabató bezüglich der mohammedanischen Bevölkerung der Fall ist. Ein so erheblicher Unterschied aber, wie er sich bei der Insel Bohol offenbart, wo der kirchliche Census um $1/3$ mehr Seelen angiebt als der staatliche, läßt sich nur durch die Ungenauigkeit und Leichtfertigkeit erklären, mit welcher die mit der Zählung beauftragten kirchlichen wie staatlichen Organe vorgegangen sind.

[1]) Die meisten spanischen Beamten stehen mit der Geistlichkeit auf keinem guten Fuße, die obersten Spitzen in Manila ausgenommen.

Dies Beispiel allein reicht hin unser Vertrauen zu den Zählungsresultaten vollständig zu erschüttern. Daß der kirchliche Census ein erhebliches Plus gegenüber dem staatlichen aufweist und noch immer (im Allgemeinen) aufweisen wird, kann den mit den philippinischen Verhältnissen Vertrauten nicht Wunder nehmen. Die Geistlichkeit unterhält nämlich meist, nicht immer, Verbindungen mit Remontados, d. h. mit jenen Eingeborenen, welche um Strafen oder der Steuerlast zu entgehen sich in die Bergwälder geflüchtet haben. Die Zahl dieser Flüchtlinge bleibt den Regierungsbehörden meist unbekannt, während der Pfarrer selbe gut kennt. Doch muß ich bei dieser Gelegenheit bemerken, daß ein zahlreiches Kontingent zu den Remontados auch die Apostaten liefern, deren Zahl natürlich auch dem Pfarrer unbekannt ist. Manche von diesen apostasirten Remontados erkennen unter vortheilhaften Bedingungen die Oberherrschaft Spaniens wieder an, weigern sich aber Pfarrer und Missionäre aufzunehmen; die Zahl dieser „Remontados reducidos“ ist also wieder nur der weltlichen Behörde bekannt. In einigen Provinzen (und dies gilt besonders von den Visayern, Misamis, Surigao und Bislig) unterhalten die Missionäre und Pfarrer rege Verbindungen mit Tribus von Eingeborenen, welche bisher nur nominell der spanischen Krone unterworfen waren. Besonders in den drei zuletzt genannten Provinzen verdient der kirchliche Census die größere Glaubwürdigkeit. Wo aber die Provinzen in erheblicher Zahl Bekenner des Islam unter ihren Bewohnern aufzuzählen haben, da pflegt gewöhnlich die Kirche diese gar nicht in ihren Census aufzunehmen. Bemerkt muß weiter werden, daß es nicht gleichgiltig sein kann, ob der Pfarrer ein Spanier oder ein Mestize oder gar ein Indier (Malaie) ist. Die weißen Pfarrer (Ordensmönche) sind viel gewissenhafter in allen ihren Amtsobliegenheiten, als die farbigen (Weltgeistliche), deren Nachlässigkeit allgemein gerügt wird. Der Census eines Pueblos, dem ein farbiger Pfarrer vorsteht, wird unbedingt wenig Vertrauen einflößen können. Es soll oft vorgekommen sein, daß ein Pfarrer einfach die Summe als Bevölkerung seines Pfarrsprengels angab, welche sich aus dem Plus ergab, das nach Subtraktion der nach dem Pfarrausweise Verstorbenen von den in den Taufmatrikeln Eingetragenen (ohne Rücksicht darauf, ob letztere nicht auch später ausgewandert seien) übrig blieb; dann addirte der gute Pfarrer noch die Personen dazu, welche in dem betreffenden Orte wohnten, aber nicht dort geboren waren, folglich nicht daselbst in den Taufmatrikeln eingetragen sein konnten. Wo aber weiße Pfarrer vorhanden sind (insbesondere Augustiner, Dominikaner, Jesuiten und Franziskaner), dort ist jedenfalls dem kirchlichen Census mehr Vertrauen zu schenken als dem staatlichen, denn der unwissendste spanische Mönch ist doch vertrauenswürdiger und fähiger die Zählung vorzunehmen als der farbige Gobernadorcillo, dessen Race der Begriff „Pflichtgefühl“ vollständig fremd ist.

Man darf nicht vergessen, daß die Macht der Geistlichen auf den Philippinen eine so große ist, daß die Regierung gegen den Willen derselben keine Maßregel durchzuführen im Stande wäre. Der Padre genießt mehr Autorität, mehr Vertrauen als der Beamte der Regierung. Bei der genauen Kenntniß aller Familienverhältnisse in seinem Pfarrsprengel kann auch der Mönch (in den schon christianisirten Provinzen) viel eher in der Lage sein, die Zahl der Bewohner des Pueblos richtig anzugeben, als der Gobernadorcillo, zumal auch der Indier vor der kirchlichen Zählung keine Angst empfindet, während er von dem staatlichen Census eine Erhöhung der Steuern und des Rekrutenkontingents befürchtet. Es ist deshalb auch anzunehmen, daß bei der staatlichen

Zählung viel mehr verheimlicht wird, als bei der kirchlichen. Auch muß ich noch auf die Thatsache aufmerksam machen, daß in den dicht bevölkerten Pueblos trotz Gendarmerie und Passanten zahlreiche Individuen vorhanden sind, die, mit falschen Dokumenten versehen, bleibend sich niederlassen, im alten Pueblo aber, dem sie entwichen sind, nur als zeitweilig abwesend mitgezählt werden, so daß sie doppelt gezählt erscheinen. Manche Leute werden von ihren Freunden den sie ausforschenden Amtsorganen verheimlicht, was freilich seltener vorkommt. Man sagt auch, daß viele Chinesen, ohne eine Licenz zur Niederlassung erhalten zu haben [1]), im Lande wohnen und Dank dem ausgeprägten Gemeinschaftlichkeitsgefühl ihrer Landsleute unentdeckt bleiben, also nicht mitgezählt werden, zumal dort, wo sie, in größerer Anzahl zusammenwohnend, eine besondere politische Korporation (gremio) bilden, die ihre Funktionäre aus eigener Mitte wählt. Früher, als die Bestechlichkeit der spanischen Beamten sprichwörtlich geworden war, kamen solche Fälle häufig vor; jetzt aber können solche Umgehungen der amtlichen Vorschriften nur durch List und Kniffe sich ereignen, weshalb die Zahl der in dieser Weise ins Land geschmuggelten, officiell nicht bekannten und gezählten Zopfträger nur eine sehr geringe sein kann.

Gesetzt aber, es wären die Censusziffern (nehmen wir an, es seien dies die staatlichen) vollkommen zulässig, so geben uns dieselben eben nur die Ziffernsumme der spanischen Unterthanen an. Nun aber ist noch ein nicht unbedeutender Theil des Archipels unabhängig geblieben; von Mindoro besitzen die Spanier nur den schmalen Küstensaum, was auch zum größern Theile bei Mindanao der Fall, der spanische Besitz auf Palawan ist auch gering und auf allen Inseln leben im Binnenlande unabhängige Stämme, deren Kopfzahl absolut nicht angegeben werden kann. Wohl figuriren in den spanischen Censuslisten „Indios no sometidos“, das sind aber Individuen von Stämmen, welche bereits mit den Spaniern auf freundlichem Fuße stehen, die bereits die Kontrolle der in den Grenzdistrikten kommandirenden Militärgouverneure dulden müssen; die völlig unabhängigen können gar nicht mit einer fixen Kopfzahl in die Censuslisten aufgenommen werden, weil eben nicht einmal die Zahl ihrer Rancherias (Dörfer) bekannt ist. Die Zahl der Remontados ist natürlich ebensowenig bekannt, denn man muß bedenken, daß die Remontados Familie gründen und demgemäß sich auch vermehren, so daß, wenn sich auch die Zahl der remontirenden Individuen konstatiren ließe, es doch nur annähernd möglich ist, über ihre Gesammtzahlen sich zu orientiren, da weder über die Geburten noch über die Sterbefälle eine Zahl bekannt wird.

Da die spanische Herrschaft sich mit jedem Tage weiter ausdehnt, auch das „Remontarse“ im Abnehmen begriffen ist, so wäre der Schluß ein irriger, wenn man aus dem jedesmaligen Plus einer neuen Zählung nur von natürlichem Zuwachs durch Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle reden wollte (die schwache Einwanderung von Weißen fällt nicht in Betracht, und bei der chinesischen hebt sich die Einwanderung mit der Rückwanderung mit einem kleinen Plus zu Gunsten der erstern).

Vor etwas möchte ich noch diejenigen warnen, welche mit den philippinischen Verhältnissen nicht vollkommen vertraut sind: es ist dies der Bevölkerungscensus eines **Pueblos**, denn nur wenigen deutschen Lesern dürfte die Bedeutung dieses Wortes (was die Philippinen anbelangt) bekannt sein. Pueblo bedeutet nämlich nicht ein „Dorf“ oder eine „Stadt“, sondern eine politische **Gemeinde** [1]), welche mehrere Ortschaften umfaßt, von denen diejenige, in welcher der Gemeinde-Vorsteher (Gobernadorcillo) residirt und das Rathhaus (Casa Tribunal) sich befindet, Pueblo im engern Sinne genannt wird, während die anderen zum Gemeindeverbande gehörigen Orte, je nach ihrer Größe oder je nachdem, ob in demselben sich eine Pfarre befindet oder nicht, Barrios, Anejos oder Visitas genannt werden. In den officiellen Censuslisten werden die Bevölkerungsdaten des Gesammt-Pueblos gegeben, es sind dies aber, wie wir sehen, keine Ortsbewohnerangaben: mancher Pueblo hat ein Territorium, das größer ist als das Fürstenthum Lippe-Detmold, besonders an der pacifischen Küste Nordluzons und im äußersten Süden des Archipels. Mancher Pueblo trägt seinen Namen nicht einmal nach dem reichbevölkertesten Orte seiner Jurisdiktion; besonders an der Ostküste Mindanaos ist dies der Fall, wo in jüngster Zeit die Residenz der Gobernadorcillos in die unbedeutenden Dörfer der Neubekehrten verlegt wurde, um letztere besser überwachen zu können. Der Pueblo führt dann den Namen dieses Dorfes, während der Name des alten reichbevölkerten Ortes aus den Censuslisten mit einemmale verschwindet. Selbst wenn man sich vorhält, daß „Pueblo“ eigentlich in diesem Lande nur „Gau“ bezeichnet, so wäre es ganz fehlerhaft zu schließen, daß, wenn ein „Pueblo“ im Jahre 1850 9000 Bewohner, 1876 aber nur 5000 zählte, die Bevölkerung des Vorortes, nach welchem der politische Pueblo benannt ist, sich verringert hätte. Die Sache verhält sich nämlich so: steigert sich die Bevölkerung eines Pueblos, d. h. also eines Gaues, so, daß die Verwaltung desselben durch **einen** Gobernadorcillo erschwert wird, so scheidet man eine Anzahl von Visitas und Barrios aus dem bisherigen Gemeindeverbande und bildet aus ihnen einen neuen Pueblo, d. h. Gau, der den Namen seines neuen Vorortes erhält. Auf diese Weise geschah es, daß der Pueblo Taal in der Provinz Batangas im Jahre 1848 über 40000 Seelen, im Jahre 1870 aber nur 21966 besaß, Balanga (Provinz Bataán) am 20. December 1850 8532, im Jahre 1870 nur 6354 Bewohner aufweisen konnte. Mitunter geschieht es, obwohl in neuerer Zeit dies nicht mehr vorzukommen pflegt oder doch nur seltener, daß zwei Pueblos in einen verschmolzen werden, wie dies besonders in der Comandancia Bislig und dem Distrikte Surigao vormals öfters sich zugetragen hat. Man sieht, der Statistiker hat auf den Philippinen viel Studien zu machen, bevor er sich an die Verarbeitung des vorliegenden Ziffernmateriales heranwagen darf. Es sei noch nebenbei bemerkt, daß die Studien des Statistikers nicht durch die Verlegungen des Vorortes und der damit verbundenen Namensänderung [2]) allein beträchtlich erschwert werden, auch der Umstand macht viel Kopfschmerzen, daß auf den Philippinen ganze reichbevölkerte Ortschaften auf den Wink der Behörde plötzlich meilenweit

[1]) Die Taxe für diese Licenz ist eine sehr hohe.

[1]) Nur jene Gemeinden, welche eine farbige Municipalvertretung besitzen (die erdrückende Majorität), heißen so, jene (fünf bis sechs im Ganzen), welche einen aus Weißen bestehenden Stadtrath besitzen, wie z. B. Manila, heißen: ciudades oder villas.

[2]) Auch auf den größeren Karten sind gewöhnlich nur die Vororte (Pueblos im engern Sinne des Wortes) eingetragen, so daß man oft bei einer solchen Veränderung des Gobernadorcillo-Sitzes gar nicht weiß, wo der neue Pueblo-Vorort zu finden ist; dasselbe gilt von den Pueblo-Zertheilungen, noch mehr aber von der Hispanisirung der Pueblo-Namen. Manche Orte haben schon in den Tagen der Konquista oder sonst vor grauen Zeiten einen spanischen Namen erhalten, der aber durch den einheimischen bald wieder verdrängt wurde; plötzlich bringt ihn ein überpatriotischer Beamte wieder in die officielle Nomenklatur; auf der Karte sucht man aber das Zaragoza oder sonst was vergebens.

von ihrem ursprünglichen Platze wegverlegt werden. Dies gilt natürlich nicht von den reichen Provinzen Luzons, wo die zahlreichen Steinbauten und der schon in festen Händen befindliche Grundbesitz eine derartige Wanderung eines ganzen Städtchens nicht gestatten würden, wohl aber von jenen Theilen des Archipels, wo, besonders im Süden, die Hütten der Eingeborenen nur aus Rohr und Nipablättern verfertigt, bei ihrem leichten Materiale in zwei bis drei Tagen hergestellt werden können und Möbel als Luxus gelten. Die Gründe einer solchen Ortsverlegung beruhen theils auf der Ungesundheit des Platzes, theils in schwer abwendbaren Angriffen von Wilden und Piraten. Solche Ortsveränderungen und Verlegungen kommen verhältnißmäßig nicht selten vor und sind, wie ich oben erwähnt, ohne Schwierigkeiten durchzuführen, denn auch Ackerboden liegt herrenlos in weiten Strecken des Landes brach. So kommt es, daß man einen Ort auf der Karte als an der Mündung eines Flusses gelegen verzeichnet findet, welcher in Wahrheit schon seit Jahren drei Meilen oberhalb der alten Stelle im Flußthale liegt.

Ich will noch hier am Schlusse dieses Aufsatzes einige Aussprüche des Herrn Vicente Barrantes anführen, die um so mehr ins Gewicht fallen, als Barrantes Regierungssekretär der Philippinen, das heißt der nächsthöchste Civilbeamte nach dem Gouverneur, war: „Es wird Befremden erregen, wenn ich erwähne, daß nicht einmal die Zahl der Pueblos in einer Provinz mit Sicherheit angegeben werden kann; man wird es begreiflich finden, wenn auch der eifrigste und gewissenhafteste Provinzgouverneur bei der eigenthümlichen Gemeindeorganisation und dem Mangel an geeigneten Subalternbeamten und Magistratspersonen nicht im Stande ist, diese schwierige Arbeit zu bewältigen. Es giebt Barrios von großer Bedeutung in fast allen Gemeinden, welche sowohl einer kirchlichen wie weltlichen (Lokal-) Regierung entbehren, es giebt aber auch solche, welche sie wohl in weltlicher Beziehung besitzen, in kirchlicher aber der nächsten Pfarrei (die oft in der Jurisdiktion eines ganz andern Pueblos liegt) zugewiesen sind, weil der Mönchsorden (in dessen Sprengel das betreffende Barrio fällt) nicht genug Priester besitzt oder weil anderweitige Verhältnisse es nicht gestatten [1]). Was will man denn mehr, wenn dann der Provinzgouverneur, der die Zahl der Pueblos (seiner Provinz) angeben soll, die Barrios oder Visitas einfach dem nächsten Pfarrdorfe zuschlägt oder umgekehrt? Die Bevölkerungsdaten, welche die Gobernadorcillos einsenden, sind ganz unbrauchbar und ein wahrer Gallimathias, außer wenn der Pfarrer sie redigirt hat . . . Daher kommt es, daß ein Provinzgouverneur oft im Laufe eines und desselben Jahres Censusdaten über seine Provinz einsendet, die um Tausende von Seelen in der Angabe variiren, wenn er es nicht vorzieht, einfach die Ziffern des letzten Census Strich für Strich zu kopiren, was vielleicht auch schon der Gobernadorcillo (für seinen Pueblo) gethan hat; beides kommt häufig vor. Dann erwäge man noch, daß die Zusammenstellung der in die Provinzhauptstadt eingesendeten Einzeldaten in den Händen von malaiischen Schreibern, den einzigen Subalternbeamten des Provinzchefs, liegt und daß diese vom Rechnen, selbst dem Addiren, Subtrahiren, den Proportionen &c. so viel verstehen, als ich von der Astronomie." Barrantes illustrirt das durch einige drastische Daten: die Provinz Cavite hatte (in einem und demselben Jahre) nach dem officiellen Nomenklator 115 301, nach der Angabe des Provinzchefs 65 225, nach des Barrantes Untersuchung 109 501 Bewohner, in derselben Reihenfolge hatte Ilócos Norte 109 250, bez. 163 758, bez. 105 251 Seelen. Nach dem Census von 1861 hatte die Provinz Manila 230 443, nach dem Nomenklator 323 683 Bewohner. „Eine ähnliche Konfusion herrscht bei den Angaben über die Zahl der Pueblos. Als die neuen Schulen errichtet werden sollten, wurden für die Provinz Cottabató sieben Pueblos angegeben, indem man als solche einfach die Standquartiere der Truppendetachements annahm, während thatsächlich (1869) nur ein Pueblo, nämlich Pollok, existirt. Für Leyte gab man 40 statt 28, für Mindoro 17 statt 10, für Surigao 30 statt 12 Pueblos bei derselben Gelegenheit an."

[1]) Manche Barrios haben einen Gobernadorcillo-Stellvertreter zum Ortsvorsteher, der dann den Titel „Teniente de barrio" führt.

Daruvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Professor **E. Kramberger.**

II.

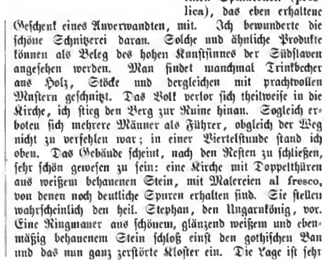
Hochgeschürzte Frauen standen, Wolle waschend und neugierige Blicke auf mich werfend, im Wasser. Als ich einige Fragen an sie richtete, antworteten sie offen und munter, doch so laut, daß bald eine ganze Menge Männer und Kinder herbeigezogen wurden. Nachdem sie mich freundlich begrüßt, boten sie mir ihre Dienste an und führten mich, als ich den Wunsch äußerte ihre Häuser zu besuchen, bereitwillig im Dorfe umher. Dasselbe ist nicht groß, unregelmäßig gebaut, über eine kleine Anhöhe hin zerstreut und die Gebäude theilweise auf Steinfundamenten; Obstbäume, Schafe, Ziegen, Borsten- und Hornvieh bilden seinen Reichthum. Hervorragend ist die Schafzucht, die des Käses und der Wolle wegen betrieben wird. Auch hier sah ich in einigen Familien Schätze selbstgefertigter Wäsche, Teppiche und Stickereien. Fein und durchsichtig wie Schleier ist eine mit Baumwollstreifen durchzogene Gattung Leinwand, Čenar. Handtücher, Kopftücher, Aermel und Ränder der Skute besticken die Frauen mit gefärbter Baumwolle und Gold; alles wird wie in Velika selbst erzeugt. Die einfachen Werkzeuge dazu sind nebst dem Webestuhle der Rocken und die Spindel, denn das Spinnrad findet keine Verwendung; auch die Stickwolle färben die Weiber selbst. Am Bache liegen einige Walk- und Löffelmühlen, deren lustiges Stampfen und Klappern sowie das Geklingel der zahlreichen Schafherden, die auf den Abhängen ringsum weideten, nach dem langen Schweigen der durchwanderten Landschaft angenehm berührte. Guten Eindruck macht auf jeden Fremden gewiß das höfliche Benehmen der Leute unter einander. Von weitem schon rufen sie sich das „Pomoz Bog!" (Gott helfe!) zu, worauf als Dank „Bog pomogo!" (Gott hat geholfen!) erfolgt. Unterdessen brach die Nacht herein. Ich ging daher auf die Einladung eines vermög-

lichern Gazda (Hausherrn) bei ihm zu übernachten, gern ein. Wir setzten uns auf die Bank vor dem Hause und ließen alle Herden an uns vorbeiziehen. Allgemach wurde es lebhafter, das Dorf verwandelte sich in einen rührigen Ameisenhaufen. Mädchen und Frauen eilten mit „Dobar večer!“ (Guten Abend!), Krüge oder Holzkübel auf dem Haupte, heimwärts. Feuer leuchteten in den Häusern, Gruppen bildeten sich vor den Thüren, Kinder lachten und jagten sich herum; bald mischte sich heller Gesang in das Zirpen der vielen Grillen in und außer dem Hause. Nur die zahlreich herum hüpfenden Kröten verleideten mir den idyllischen Genuß. Nach dem Abendmahle, das in saurer Suppe, gebratenem Huhn, Kajgani (Eierspeise), vorzüglichem Käse und gutem Weine bestand, hörte ich auf einem Schemel sitzend in der Nähe des Herdes den Erzählungen eines ältern Mannes aus dem Hause zu. Seine Zuhörer, unter denen einige Nachbaren, waren voll Aufmerksamkeit. Ich fragte den Alten über verschiedene Gebräuche aus, die wie hier so auch an anderen Orten Slavoniens an gewissen Tagen herrschen. Am Georgstage z. B. suchen die älteren Frauen mit einem Besen zuerst die Kuh des Nachbars und dann die eigene am Euter zu berühren, damit die Milch von jener auf diese übergehe. An diesem Tage werden die Rinder zum ersten Mal auf die Weide getrieben, vorher aber mit Weihwasser besprengt, um sie vor dem Biß des Wolfes zu feien. Viele baden auch an dem Tage zum ersten Male; denn früher es zu thun, ist, heißt es, nicht erlaubt, da der Teufel am Grunde des Wassers wartet und den Unglücklichen, der das Wagniß vor dem festgesetzten Termin unternimmt, an den Beinen hinunterzieht. Eine der Erzählungen war eine Variante jenes südslavischen Märchens vom Heil. Georg und den Wölfen, welches F. Hubad in Bd. 38 dieser Zeitschrift S. 348 Sp. 2 mitgetheilt hat. Eine andere Erzählung, die ich hörte, erinnert uns an die Ovids vom Lykaon. Das Volk sagt, daß sich böse Leute, wenn sie es wagen am Gjurgjev dann jagen zu gehen, in einen heulenden Wolf verwandeln. Uebrigens wird der Tag überall mit Spiel, Tanz und Gesang gefeiert. Eine andere Sitte, die auch in Deutschland zu finden ist, herrscht am Johannistage. Am Vorabend werden riesige Feuer angezündet, mit zusammengeschlepptem Stroh, Heu, Reisig und Holzklötzen genährt; rings umher sammelt sich die Jugend singend und schäkernd, ältere Leute als Zuseher. Man nennt die Feuer „Kresnica“. Wenn die Flamme etwas niedriger zu flackern beginnt, springen die tollen Bursche mit allerlei Kapriolen, Witzen und Gesängen der Reihe nach darüber hinweg, wobei sich mancher die Sohlen seiner Opanken tüchtig versengt. Oft bekränzen die Mädchen sich und die Bursche mit Kränzen der Adlerfarrn, worauf ein Umzug mit angezündeten Spänen von Buchenholz und unter harmonischem Gesang beginnt. Die umliegenden Berge, wenn solche vorhanden sind, werden bestiegen; wie Irrwische wandeln die einzelnen Flämmchen Berg auf und ab bis tief in die Mitternacht hinein; das Rufen und Singen nimmt kein Ende.



Essigkrug (Turšija).

Es war spät geworden und ich bezog ein gutes Lager in der großen Stube. In den Stunden, die ich im Hause und im Dorfe zubrachte, sah ich, wie bescheiden die Jugend älteren Personen begegnet. Tags darauf, es war ein Feiertag, begab ich mich vor die kleine Kirche, welcher der Iguman des Klosters Pakra als Pfarrer vorsteht. Draußen hatten sich Frauen auf ausgebreiteten Teppichen gelagert oder plauderten in Gruppen stehend. Jüngere traten vor die Schwiegermütter, die Base oder selbst fremde ältere Frauen hin, um ihnen die Hand zu küssen, worauf sie umarmt und auf Stirn und Wangen geküßt wurden; auch folgte eine Gabe von Kuchen, Birnen, Aepfeln, frischen Nüssen u. dergl. nach. Freunde schütteln sich die Hand, nehmen auch nicht selten den Hut vor einander ab. „Jesi li živ?“ (Lebst Du?) heißt es da. „Živ, hvala Bogu, i zdrav“ (Bin am Leben, Gott sei Dank, und gesund) lautet die Antwort. Gegen Höherstehende sind die Leute besonders aufmerksam. Nie setzt sich der Bauer in deren Gegenwart ohne Geheiß nieder, erhebt sich, wenn er gesessen hat, und wartet stehend, bis jene vorüber gegangen sind. Eine der Kirchgängerinnen hatte einen Spinnrocken (preslica), das eben erhaltene Geschenk eines Anverwandten, mit. Ich bewunderte die schöne Schnitzerei daran. Solche und ähnliche Produkte können als Beleg des hohen Kunstsinnes der Südslaven angesehen werden. Man findet manchmal Trinkbecher aus Holz, Stöcke und dergleichen mit prachtvollen Mustern geschnitzt. Das Volk verlor sich theilweise in die Kirche, ich stieg den Berg zur Ruine hinan. Sogleich erboten sich mehrere Männer als Führer, obgleich der Weg nicht zu verfehlen war; in einer Viertelstunde stand ich oben. Das Gebäude scheint, nach den Resten zu schließen, sehr schön gewesen zu sein: eine Kirche mit Doppelthüren aus weißem behauenen Stein, mit Malereien al fresco, von denen noch deutliche Spuren erhalten sind. Sie stellen wahrscheinlich den heil. Stephan, den Ungarnkönig, vor. Eine Ringmauer aus schönem, glänzend weißem und ebenmäßig behauenem Stein schloß einst den gothischen Bau und das nun ganz zerstörte Kloster ein. Die Lage ist sehr



günstig, die Aussicht angenehm. Unten im Thale liegt die Ruine einer zweiten, großen Kirche.

Der Name Biela wird wohl von Béla IV. abzuleiten sein. Bekannt ist mir nur, daß 1491 der Konvent der Kreuzritter von St. Stephan zu Biela den Nikolaus Hedervar als Eigenthümer von Požega in sein Besitzthum einführte, und daß 1500 Franz Hedervar im Kloster zu Biela seinem Schwager Stephan Rozgony und dessen Gemahlin Katharina das Schloß Požega mit den dazu gehörigen Grundstücken verpfändete. Meiner Meinung nach muß diese Gegend einst sehr bevölkert gewesen sein, denn nicht weit von hier, am gegenüber liegenden Petrov-vrh, stand ebenfalls eine Burg. Das Volk erzählt davon eine Geschichte, die lebhaft an die Erzählung Ovids vom Icarus erinnert. Es lebte, heißt es, in Petrov-grad (dies der Name der Burg) ein böser Gebieter, der sowohl seine Unterthanen als auch Reisende plünderte, ergriff, zu Sklaven machte und sie zwang, an der Ausbesserung seiner Burg zu arbeiten. Unter anderen hielt er schon 20 Jahre einen Mann gefangen, den er seiner Familie entrissen, und ihn nie mehr eines seiner Kinder, geschweige seine Frau sehen ließ. Kummer und Elend zehrten ihn zum Gerippe herab. Da erschien plötzlich eines Tages ein junger Mann in der Burg und gab sich dem Alten heimlich als dessen Sohn zu erkennen. Die maßlose Freude des Vaters verdarb der auftauchende Gedanke, sein geliebter Sohn werde in dem Raubneste, wie er, als Sklave zum elendesten Dasein gezwungen werden. Er ergriff verzweifelt ein Messer, das er dem Sohne in die Brust stieß. Sterbend bekannte der Ermordete dem weinenden Vater, daß er zu seiner Rettung gekommen sei. Seit langer Zeit in der gegenüber liegenden Burg Biela eingekerkert, habe ihn die Noth zum Erfinder gemacht. Auf Flügeln von Schindeln sei er herübergeflogen, um mit seiner Erfindung auch den Vater zu retten. Kaum entschlüpfte das letzte Wort seinem Munde, so verschied er. Die hölzernen Flügel zu lenken verstand sonst Niemand, und mit ihm starb die Kunst des Fluges, bis sie ein gewisser Degen wieder erfand. Die Erzählung klingt um so eigenthümlicher, wenn man sie aus dem Munde eines einfachen Bauern hört.

Noch war ich mit dem Zeichnen der Ruine beschäftigt, als mich mein Begleiter fragte, ob ich denn nicht ins Kloster Pakra gehen wollte, um es zu besichtigen. Die Herren Kalugjeri würden sich sehr freuen, einen Fremden zu bewirthen; es sei übrigens schon ein Mann dahin gelaufen, meine Ankunft zu melden. Da der Weg nur etwa eine Stunde betrug und nicht gegen mein Programm verstieß, so entschloß ich mich kurz und ging, von meinen vorigen Begleitern umgeben, in östlicher Richtung weiter. Die erste halbe Stunde des gemach aufwärts steigenden Weges bot nicht viel: kurzes Gestrüpp auf allen Seiten; Haselstauden, Brombeeren, Hagebutten, Wachholder im bunten Durcheinander. Verkümmerte Buchenbüsche in zahlreicher Menge strecken ihre Zweige über den schmalen Fahrweg und lange, überhangende Eichenäste bringen Hut und Haupt des unvorsichtigen Reiters oder Fahrenden mehr als einmal in Gefahr. Oben auf der Kuppe ragt ein riesiges Kreuz einsam in die Höhe. In langen Linien dehnten sich verschieden gefärbte Wolkenbänke weithin über die im Norden und Westen gehäuften Berge. Im Osten that sich eine tiefe, finstere Schlucht auf, gebildet von den Gipfeln, die sich gegen Zvečevo und den Papuk aneinander reihen. Der Schrei des Hehers und das Girren der Ringeltaube vermischte sich mit den harmonischen Tönen ferner Kirchenglocken in der Tiefe, dem sich das Rauschen eines Baches wie dumpfer Orgelton beigesellte. Weit unten sah ich über die Bäume das golden glänzende Kreuz des Klosterthurmes herausragen. Meine Schritte beeilend betrat ich den jäh abwärts führenden Weg, der sich am rechten Pakra-Ufer hinabwindet. Wild freilich sieht es hier zwar aus, doch geben die dunkeln Schatten des Waldes, die sonnigen Stellen und die darüber hinfliegenden Wolken ein reizendes Bild. Der Weg, obwohl an Felswänden hinführend und steinig, ist sogar ziemlich gut befahrbar. Als ich an dem hohlen Stamm einer Eiche vorbeikam, summte ein Schwarm wilder Bienen im Kampfe mit einer Hornis in gefährlicher Nähe eine Strecke hinter uns drein; der Dampf der Pfeifen und meiner Cigarre verscheuchte sie endlich. Hohle Buchen, besonders aber Eichen sind in Slavonien etwas Alltägliches. Das müßige Hirtenvolk zündet zum Zeitvertreibe die schönsten Stämme an, die dann ihre vom Rauch geschwärzten, feuerzerfressenen Höhlungen gähnend öffnen. Viele Bäume scheinen nur mehr auf der Rinde die Last der Aeste zu tragen. Obzwar dem übermüthigen Hirtenvolke die Forsthüter fleißig auf die Finger sehen, so richten sie dennoch Schaden genug an. Nachdem wir eine Menge geputzten Volkes eingeholt, bogen wir am Grunde der Schlucht um die Ecke; das Kloster mit seiner Kirche lag im üppigsten Grün vor mir, rings um die Berge in Wolkenhöhe. Das Gebäude ist stockhoch, gut gebaut und geräumig. Eine kleine Holzbrücke über der schäumenden Pakra führt zur Walk- und Mahlmühle, welche Eigenthum des Klosters ist. Im Bette des Baches liegen Steinblöcke, hoch mit den verschiedenartigsten Pflanzen bewachsen; die Gräser am Ufer sind, da nie ein Sonnenstrahl dahin dringt, immer feucht. Die romantischste Einsiedelei, die man sich denken kann. Sie stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1697, als sich mit Bewilligung des Bischofs geflüchtete serbische und bosnische Mönche neben dem damals hölzernen, ganz baufälligen Kirchlein niederließen, einige Zellen erbauten und unter der Leitung des Metropoliten Gregor lebten, der sich nach seiner Flucht aus Morava seiner Würde begeben hatte. Später übersiedelten alle nach St. Anna und erst 1738 kamen andere Mönche aus Gomionica in Bosnien, die das verlassene Kloster bezogen. An Stelle der alten Kirche trat im Jahre 1761 eine neue, weil jene durch einen Mord entweiht worden war. Man hatte nämlich einen Irrsinnigen aus Poljana, den man vom Teufel besessen glaubte, hineingesperrt, jedenfalls in der Meinung, daß Satan, durch die Bilder der Heiligen auf der Ikonostasis und die Weihe des Ortes erschreckt, aus dem Besessenen heraus und stracks zur Hölle fahren werde. Da jedoch Meister Urian, wahrscheinlich blind und geruchlos, das Weihwasser nicht roch, auch die Ikonostasis nicht bemerkte und hartnäckig blieb, so warf der arme Kranke, von ihm inspirirt, Bücher, Geräthe und Bilder hinaus und zerschlug und zerbrach, was ihm in die Hände fiel. Da entschloß sich der Djakon Timotija Komnenić, den Excessen des groben Dämons ein Ende zu machen. Er trat mit allen Formeln der Beschwörung in die Kirche, ergriff den Besessenen beim Kragen und suchte ihn mit Gewalt hinauszudrängen. Allein dieser verstand keinen Spaß und spaltete dem Djakon mit einer Axt mitten im Kirchlein den Kopf. Man wollte dort keine Messe mehr lesen und so entstand das jetzige Gotteshaus. Dieses wird sehr rein gehalten, hat auch einige kostbare Alterthümer, die mir Djakon Longin nebst den umfangreichen Räumen des Klosters bereitwillig zeigte. Der Speisesaal ist mit Oelgemälden der Bischöfe und dem des Grafen Janković von Daruvar geschmückt.

Ich war sehr zuvorkommend empfangen und gleich zum Mittagsmahle eingeladen worden; in heiterer Gesellschaft setzte ich mich an die wohlbesetzte Tafel. Die griechisch-orientalischen Mönche thun sich, wenn es anders ihre Ver-

hältnisse zulassen, an Festtagen gern gütlich, um sich entweder für überstandene oder kommende Fasten schadlos zu halten, und die sind bei ihnen streng und werden gewissenhaft eingehalten. Außer den regelmäßigen am Mittwoch und Freitag kommen sechswöchentliche Fasten vor Weihnachten, sieben Wochen vor Ostern und je nachdem drei oder fünf Wochen vor Peter und Paul, endlich vom 1. bis 15. August vor Mariä Himmelfahrt dazu. Die erste Woche heißt Biela oder Sirna nedjelja (die weiße oder Käsewoche), in der nur Fische, Eier, Milch und Käse genossen werden. Die übrigen Tage gehören den strengen oder großen Fasten (Veliki poss), so genannt, weil nur im Wasser gekochte Bohnen, Erbsen und Linsen zulässig sind, oder Kraut und Bohnen mit Oel. Der Bauer genießt im Veliki poss gedörrten Fisch, Zwiebeln und Knoblauch nebst Bohnen und verrichtet die schwersten Arbeiten dabei. Ich kam zwischen zwei Mönche zu sitzen; einer begrüßte alle Anwesenden im Namen des auswärts weilenden Iguman und ernannte den Tischherrn. So ist es in Slavonien und Kroatien Sitte, daß einer der Gäste als Tischherr (Ravnatelj stola) fungirt. Er spricht im Namen des Hausherrn (Domaćin) und in Privathäusern auch der Hausfrau (Domaćica) die Toaste, bringt jedem aus der Gesellschaft ein „Živio", indem er ihm eine von den anwesenden Frauen oder in Ermangelung einer solchen eine andere als Drugarica (Gefährtin) zutheilt, wofür sich der also Begrüßte in zierlicher Rede bedankt und auf das Wohl seiner Dame trinkt. In Privatzirkeln unter Bekannten werden solche Toaste häufig „po veličkí", d. h. so abgethan, daß die Dame von dem Herrn, der auf ihr Wohl getrunken, geküßt wird. Mancher trägt wohl zu seinem Verdrusse einen Korb davon, wenn sich die Dame ziert, oder wenn ihr der Herr mißfällt, und oft erschallt heiteres Gelächter ob ergötzlicher Scenen, um so mehr, da der Stola ravnatelj seinen ganzen Witz aufbietet und Gegenfüßler zusammenbringt, um Heiterkeit hervorzurufen. Dem Gast, der das Haus zum ersten Male betritt, kredenzt er ein volles, gewöhnlich kunstvoll geschliffenes und mit einem Denkspruch geziertes Glas auf einem Teller, legt die Schlüssel des Hauses, des Kellers und Bodens bei und heißt ihn im Namen des Hausherrn willkommen, mit der Einladung, dessen Haus als das seine zu betrachten und über Küche, Keller und Boden nach Belieben zu schalten. Auch ich leerte mein Glas und empfahl mich der Freundschaft des Hauses. Jeden einzelnen Toast begleitet das Zusammenklingen aller Gläser, denn, sagt man in Slavonien, nicht nur Auge und Gaumen, auch das Ohr müsse seinen Genuß haben. Fröhlicher Gesang ertönt dazu, der immer durch das Harmonische und Melodiöse, das den slavonischen Liedern eigen ist, doppelt fesselt und noch reizender wird, weil die Frauen immer mitsingen. Im Kloster freilich erklangen nur sonore Männerstimmen. Unser Stola ravnatelj verstand es durch seine witzigen Anreden das Gelächter zu einem unauslöschlichen zu machen; es herrschte die größte Gemüthlichkeit, wie dies durchaus in allen Gesellschaften hier zu Lande der Fall. Nie trinken auch nur zwei Personen ein Glas Wein mitsammen ohne vorerst, wenigstens im Požeganer Comitate, mit den Gläsern angestoßen zu haben. „Pije kao paloc" (Er trinkt wie ein Schweinehändler) heißt es, wenn jemand diese Sitte nicht beachtet. In den meisten Fällen pflegt zum Schlusse der Tafel ein ganzes, am Spieße gebratenes Lamm, das wohlschmeckende Lieblingsgericht, das selbst in angeseheneren Häusern selten fehlt, entweder unzerlegt oder schon in Stücke geschnitten zu erscheinen. Man kann sich keinen Markttag, kein Kirchweihfest denken ohne Lammbraten, der am Spieße steckend ausgestellt und zum Verzehren bereit ist. Das Fleisch ist aber auch, noch warm genossen, zart und saftig; nur ausgekühlt wird es zäh. Je nach der Jahreszeit werden auch verschiedene Näschereien zum Nachtisch aufgetragen, so zur Zeit der Maisreife, so lange die Frucht noch milchig ist, geröstete oder noch lieber gekochte Maiskolben. Sie schmecken, etwas mit Salz bestreut, sehr angenehm. Die Deutschen, die sich in Slavonien einbürgerten, finden eben so Wohlgefallen daran wie die Einheimischen. Ein beliebtes Naschwerk bildet die Mostwurst (Sudžuk). Es sind dies mittels Zwirnfaden aneinander gereihete Nußkerne, die oftmals in dickgekochten recht süßen Most getaucht, die Form einer Wurst bekommen. Der Faden wird, wenn die mit etwas Mehl gemischte Hülle erstarrt, herausgezogen. Nach längerm Stehen überzieht sie sich wie eine gedörrte Pflaume mit weißer Zuckerkruste. In Bauernhäusern bekam ich häufig Kokice. Die Bäuerin röstet auf einem Drahtsieb über dem Feuer Maiskörner; die Hitze bringt sie zum Aufplatzen und bildet aus ihnen weiße Blümchen würzigen Geruches und Geschmackes. Gern braten die Bauern auch Kürbisse von der türkischen Gattung, Turkinje und Misirke in heißer Asche, nachdem sie dieselben in zwei Theile gespalten und entkörnt; sie lassen sich wie Gruyer-Käse schneiden. Manche sind sehr süß, ein Leckerbissen der Kinder. Pikant ferner sind Nüsse mit Rettig, wovon im Bauerhause Alt und Jung gern genießt. An gedörrtem Obst hat zur Winterszeit jedes Haus genügenden Vorrath; dazu die Bauern eingelegte Birnen von einer gewissen Art, die in großen Krügen mit schmalen Hälsen und Schnäbeln (Taršija) im Wasser säuerlich werden und einen schneidigen, doch angenehmen Geschmack bekommen.

Der Tag in Pakra beschloß mit dem Läuten aller Glocken. Ich verabschiedete mich von den freundlichen Mönchen und schlug den Rückweg ein. In Biela nahm ich einen Wagen, der mich spät in der Nacht nach Daruvar brachte. Obzwar sonst die rauschenden Töne der Zigeunermusik und die hämmernden klavierähnlichen Klänge der Zimbel lange nach Mitternacht zu hören sind und die Tanzlustigen im Kreise dahinfliegen, war es diesmal ganz still und nur die schrillen Pfeifen der Nachtwächter zu hören.

Polargebiete. Der französische Korrespondent des „New York Herald" veröffentlicht nach der „A. Z." die nachstehende Depesche über Lieutenant Delong's verunglückte Abtheilung, welche über Irkutsk nach Paris gekommen ist: „Yakutsk, Ost-Sibirien, 2. April. (Von Irkutsk abgegangen am 20. Mai.) Bei den Leichen Delong's und seiner Unglücksgefährten hat Melville des Ersteren Journal gefunden, welches die ergreifendsten Détails über die letzten Momente der Ueberlebenden von der „Jeannette" enthält. Ericksen erlag zuerst der Kälte und der Erschöpfung am 6. Oktober. Am 17. starb Alexei, ein Grönländer, welcher der Jäger und Proviantmeister der kleinen braven Truppe war. Er hatte das letzte Beutestück am 9. geschossen. Um Mitternacht, wenige Minuten vor seinem Tode, taufte ihn sein Gefährte Dr. Ambler. Am 20. starb Koch, welcher zwischen Delong und Ambler seine Schlafstelle hatte. Am 21. um Mittag folgte ihnen Lee. Da sie zu schwach waren, den Körper ihres Kameraden aufzuheben, so verhüllten ihn Delong, Ambler und Collins. Am 28. Morgens hauchte Merson seine Seele aus und an demselben Abend Dreßler. An dem folgenden Sonntage (30.) bricht das Journal plötzlich ab. An diesem Abende starben Boyd und Gartz; in der Nacht folgte ihnen Collins".

Inhalt: Das heutige Syrien XVII. (Mit vier Abbildungen.) — Im Lande der Mitternachtssonne. (Mit vier Abbildungen.) — Prof. Ferd. Blumentritt: Studie zur Bevölkerungs-Statistik der Philippinen II (Schluß). — E. Kramberger: Daruvar in Slavonien und seine Umgebung II. (Mit einer Abbildung.) — Polargebiete. (Schluß der Redaction 22. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1882.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

XVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Den etwa 18 Kilometer langen Weg von Ramle nach Jâfa legte Lortet in den ersten Frühstunden des folgenden Tages zurück. Baumgärten, Felder und reiches Weideland wechseln hier zu beiden Seiten der Straße mit einander ab. Dazwischen zeigen sich in bald größerer, bald geringerer Entfernung, zum Theil von Kaktushecken umschlossen, mehrere große Dörfer, neben deren Lehmhäusern jetzt überall die niedrigen, laubenartigen Schilfhütten aufgeschlagen waren, in denen das Landvolk dieser Gegend während der heißen Jahreszeit zu nächtigen pflegt. Ungefähr dreiviertel Stunden Weges vor Jâfa liegt das berühmte Weli Imâm Ali, ein schönes vielkuppiges Gebäude mit einem guten Brunnen; daneben auf einer kleinen Bodenerhebung das arabische Dorf Jâzûr. Die Aussicht, die man von hier aus auf Jâfa genießt, ist ungemein anmuthig. Das leuchtend blaue Meer hinter sich, vor sich die berühmten Orangengärten, die in ihrer Ueppigkeit den abendländischen Pilgern und Kreuzfahrern nach den Beschwerden der Seereise stets den Eindruck eines paradiesischen Landes machten, erscheint die auf felsigem Uferhügel terrassenförmig ansteigende Stadt großartiger und schöner zugleich, als sie es in Wirklichkeit ist. Bald hinter Jâzûr passirt man die inmitten trefflich bestellter Felder belegene Farm und Ackerbauschule der Alliance israélite, eine auf Anregung von Sir Moses Montefiore ins Leben gerufene Anstalt, in der junge syrische Juden zu Landwirthen ausgebildet werden sollen. Dann führt die von Hecken eingefaßte Straße beinahe eine halbe Stunde lang durch den Orangenhain, an verschiedenen, meist im Besitze von Europäern befindlichen Landhäusern vorüber, deren wohlgepflegte Gärten die ganze Pracht einer fast tropischen Vegetation aufweisen, zu dem östlichen Thore der Stadt. Der große ungepflasterte Marktplatz vor diesem Thore erinnert mit seinem geräuschvollen Leben und Treiben an den Platz vor dem Jâfathore von Jerusalem, den andern Endpunkt der großen alten Pilger- und Karawanenstraße Palästinas. Hier wie dort stehen ringsum die niedrigen Ställe der Thiervermiether, vor denen fast den ganzen Tag über Pferde probirt und herumgeführt werden; ankommende und abgehende Karawanen, sowie allerhand meist sehr primitive Fuhrwerke erfüllen den Platz; eine bunte, lebhafte, unsaubere Menge drängt sich dazwischen und in den zahlreichen arabischen Kaffeehäusern, die der beständige Verkehr hierher gezogen hat.

Wenn gerade Jâfa stets zu den interessantesten Städten des Mittelmeeres gezählt wird, so verdankt es diesen Ruf lediglich dem historischen Interesse, welches sich an die seit uralter Zeit als Hafen benutzte Küstenstelle knüpft, keineswegs aber dem Vorhandensein oder der Auffindung irgend welcher Zeugen vergangener Größe. Das alte Japho, das, eine phönikische Kolonie im Lande der Philister, bei dem Salomonischen Tempelbau erwähnt wird (II Chron. 2, 16), das wir zweihundert Jahre später mit unverkennbarer Angabe seiner Lage unter dem Namen Ja-ap-pu in der Inschrift vom Siegeszuge des Sanherib ge-

nannt sehen, das, von den Makkabäern erobert und dem jüdischen Reiche hinzugefügt, in der spätern wechselvollen Geschichte derselben stets eine wichtige Rolle gespielt hat, mag sehr früh schon seine Zeit des Glanzes und hoher Blüthe gehabt haben — mannigfache Verwüstungen haben aber alle Spuren derselben vertilgt. Noch vor dem jüdischen Kriege wurde die damals schon Joppe genannte Stadt zweimal von den Römern zerstört und nur nothdürftig wieder aufgebaut. Die Kreuzfahrer fanden einen nicht unbedeutenden Hafenort vor und gründeten als Erinnerung an die wichtige Stellung, welche die Gemeinde und die Bischöfe von Joppe in der ersten christlichen Kirche eingenommen hatten, ein neues Bisthum Joppe. Auch eine Grafschaft Joppe wurde unter dem lateinischen Königreiche gestiftet und den Johannitern übergeben. Alle diese Auszeichnungen konnten es jedoch nicht verhindern, daß die, mehr als jede andere, ausgesetzte Stadt in den unruhigen Zeiten der Kreuzzüge fast zu Grunde ging. Immer wieder wurde sie erobert und zurückerobert, zerstört und wieder aufgebaut. Im 15. Jahrhundert standen eine Zeitlang nur wenige ärmliche Häuser an der alten Hafenstelle, und erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts gelangte der Ort wieder zu einiger Blüthe. Damals führte der zunehmende Handelsverkehr zu der Anlage des Quais; bald darnach wurden auch die starken Ringmauern der Stadt gebaut, die bei der Belagerung Jâfas durch die französische Armee im Jahre 1799 wohl einige Tage gute Dienste leisteten, die schließliche Erstürmung und theilweise Zerstörung der Stadt aber natürlich nicht aufhalten konnten. Die heute vorhandenen, allerdings stark im Verfall befindlichen Befestigungen wurden kurze Zeit darauf von den Engländern aufgeführt und, nachdem sie im Jahre 1832 bei der Beschießung durch Mehemed Ali stark gelitten hatten, von den Türken nothdürftig ausgebessert.



Jâfa.

In den letzten drei Jahrzehnten hat Jâfa, dessen Einwohnerzahl sich nach der nur annähernden Angabe des türkischen Census auf etwas über 8000 Seelen beziffert, einen sichtlichen Aufschwung genommen; indessen ist die Erklärung hierfür vielleicht mehr in dem starken Pilgerdurchzug zu suchen, als in einer beträchtlichen Zunahme des Handelsverkehrs. Die Hafenverhältnisse Jâfas sind für die heutige Schifffahrt von eigenthümlich ungünstiger Art. Der kleine Hafen hat nur eine Tiefe von acht bis zehn Fuß und ist überdies von einem Kranze von Riffen und Klippen umgeben, in dem sich nur eine äußerst schmale, selbst für Schiffe von geringem Tonnengehalt schwer passirbare Durchfahrt befindet. Alle größeren Schiffe, sämmtliche Dampfer, müssen auf der dem West- und dem vorzugsweise herrschenden Nordwinde ausgesetzten Rhede eine Viertelstunde vom Lande entfernt vor Anker gehen, und die Landung der Passagiere und das Löschen der Ladung läßt sich oft genug nur unter den größten Schwierigkeiten bewerkstelligen. Daneben gehört es auch nicht zu den Seltenheiten, daß Wind und Meer einen Aufenthalt auf der Rhede gar nicht gestatten, und daß die Passagiere, die vom Bord des Dampfers aus schon sehnsüchtige Blicke nach dem Ziele der Reise, dem gleich einer starken Festung am steilen Uferrande emporsteigenden Jâfa, gesandt haben, sich zu unfrei-

willigem Verweilen und Abwarten günstigerer Umstände nach Beirût oder Port Said entführen lassen müssen. Trotzdem ist der Schiffsverkehr ein verhältnißmäßig bedeutender und der Handel auch immerhin großartig genug, um jedes, wenn auch kostspielige Unternehmen einer gründlichen Hafenverbesserung nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar geboten erscheinen zu lassen. Aber freilich, der chronische Mangel in den türkischen Finanzen, infolge dessen die seit zehn Jahren schon abgesteckte Eisenbahn zwischen Jâfa und Jerusalem heute noch nicht bis zu dem ersten Spatenstich gelangt ist, läßt Lortet's sehr ernstgemeinte und ohne Zweifel ausführbare Vorschläge in Betreff des Hafens von Jâfa wie ebenso viele Utopien erscheinen. Der Export der Stadt, dessen durchschnittlicher Werth im Jahre sich auf 20 Millionen Francs belaufen soll, besteht vornehmlich in Seife, Getreide und Oelfrüchten; daneben kommen noch Baumwolle, Wolle, Häute, Orangen und getrocknete Früchte und, seitdem man vor einigen Jahren in der Ebene von



Aegyptische Tänzerin auf dem Bazar von Jâfa.

Saron einen glücklichen Anfang mit der Seidenkultur gemacht hat, auch Seide und Seidenraupeneier in Betracht. Der Import, der einen jährlichen Durchschnittswerth von 10 Millionen Francs repräsentirt, besteht in englischen und amerikanischen Baumwollstoffen, in Lyoner Seidenwaaren, Pariser Parfümerien und Luxusartikeln, in Reis aus Unterägypten und vor allem andern in amerikanischem Petroleum, das hier nicht in Fässern, sondern in kleinen, etwa 50 Kubikcentimeter haltenden Blechkisten eingeführt wird. Auch in Syrien hat das Petroleum die Kerzen und das Brennöl gänzlich vom Markte verdrängt; in den elendesten Fellahhütten begegnet man heute der stereotypen Petroleumlampe; die leeren kubischen Blechkisten aber, die im Großen zu ungeheuer geringem Preise verkauft werden, haben ihren Weg nicht nur in die Dörfer, sondern selbst bis in die Zelte der Beduinen gefunden, wo sie, ein Schrecken für alle Freunde der Keramik, nur zu oft schon die alten, schöngeformten Krüge und Wasserbehälter ersetzen. —

Die Stadt Jâfa bietet an und für sich nur wenig Sehenswürdigkeiten dar. Die Straßen sind eng, zum großen Theil ungepflastert und unsauber; die aus Tuffstein erbauten Häuser der Mehrzahl nach niedrig und unansehnlich.



Glasperlenhändler auf dem Bazar von Jâfa.

Nur im obern Theil der Stadt sind in den letzten Jahren einige neue Straßen mit anspruchsvolleren Gebäuden entstanden, doch scheint einstweilen noch jeder Fremde einen wiederholten Besuch dieses Stadttheils, von dem aus man an einigen Stellen eine herrliche Aussicht genießt, wegen des tiefen Sandes, den man gerade hier durchwaten muß. Wirklich interessant ist nur der im nördlichen Theile der Stadt befindliche Bazar, zu dem eine verhältnißmäßig breite, von Speichern und Magazinen eingefaßte Straße vom Hafen aus führt. Freilich hält er hinsichtlich seiner räumlichen Ausdehnung sowie der Reichhaltigkeit und des Werthes seiner Waaren keinen Vergleich aus mit den Bazaren von Damaskus oder auch nur von Beirût; doch bietet er im Kleinen ein nicht minder buntes und lebhaftes Bild orientalischen Lebens dar, als jene. Alle Typen des syrischen Volkes sind hier vertreten, daneben zahlreiche Aegypter und Sudânneger; an fremdem Schiffsvolk aus aller Herren Ländern, an frommen abendländischen Pilgern fehlt es nie in dieser bunten, geräuschvollen Menge, durch die sich hier die ambulanten Verkäufer von allerhand volksthümlichen Delikatessen und Erfrischungen, gerösteten Hammelköpfen, Mandelkuchen, Gurken und Eislimonade, dort die vielvertretenen ägyptischen Tänzerinnen und Musikanten ihren Weg bahnen. Zum Schutze gegen die Sonne sind die schmalsten Bazargassen durch übergespannte Matten und große Leinentücher bedacht, und die grellen Streiflichter, die dazwischen hindurchfallen, geben dem vielfarbigen, belebten Bilde noch einen besondern, malerischen Reiz. Unter den mannigfaltigen Verkaufshallen ziehen namentlich die Buden der Glaswaarenhändler eine unermüdliche Schar von Bewunderern und zahlreiche Käuferinnen an. Und von der reichen Verschiedenartigkeit der hier aufgehäuften Waaren macht man sich auch nur schwer einen Begriff; da sind Glasperlen aller Farben und Größen, Halsketten und Ohrgehänge, seltsam gewundene Armspangen und Ringe; reiche Behänge für das Zaumzeug der Kameele und Pferde, Riechfläschchen, Nargiles und endlich die unvermeidliche Petroleumlampe! Die Mehrzahl der Waaren, und darunter vornehmlich der bunte, von den Fellahweibern über alles geliebte Glasschmuck, sind noch Produkte der großen Glashütten von Hebron, die schon im frühen Mittelalter einen guten Ruf im Orient hatten; leider findet sich neben diesen durch Farbenschmelz und eigenartig schöne Zeichnung hervorragenden Gegenständen von Jahr zu Jahr mehr böhmisches Fabrikat ein, das durch seinen billigen Preis die syrische Glasindustrie, wenn auch nicht ersticken, so doch zu derselben nüchternen Mache herabdrücken wird, die von der Fabrikarbeit untrennbar ist. Kenner der Branche bemerken schon jetzt an den Glaswaaren von Hebron einen beträchtlichen Niedergang des Geschmackes und der Ausführung und schreiben denselben wohl nicht mit Unrecht dem Einfluß einiger böhmischer Arbeiter zu, die vor einer Reihe von Jahren dorthin berufen wurden, um verschiedene Vereinfachungen des seit Jahrhunderten gleich gebliebenen alten Betriebes vorzunehmen. Es ist eben dies dieselbe Erscheinung, die uns bei fast jeder Konkurrenz der orientalischen mit der abendländischen Industrie entgegentritt, und ein Gang über den Bazar von Jâfa führt sie uns auch noch an verschiedenen anderen Beispielen vor Augen. Die bunten Baumwollenstoffe Englands und Amerikas, die, weil „für den Orient bestimmt“, in den schreiendsten Farben und unglaublich geschmackloser Zeichnung hergestellt werden, stechen gegen die schönen Gewebe von Bethlehem, Hebron und anderen syrischen Städten auf das Unglücklichste ab; geradezu widerwärtig nehmen sich aber neben den weichen, farbigen und durchaus zweckentsprechenden Fabrikaten der einheimischen Schuhmacher die Erzeugnisse der Wiener, französischen und belgischen Schuhwaarenfabriken aus, die mit ihrem steifen lackirten Leder, ihrem Gummi, ihren unsinnigen und unschönen Formen schon vielfach ihren Weg in die orientalischen Bazars finden. Und leider sind der gute Geschmack und das richtige Verständniß, die der Orientale so oft in seiner Industrie bekundet, nicht stark und nicht bewußt genug, um nicht schließlich doch auch durch die Sucht nach Neuem und Fremdländischem besiegt zu werden — namentlich wenn dieses Neue noch den Vorzug der Billigkeit hat.



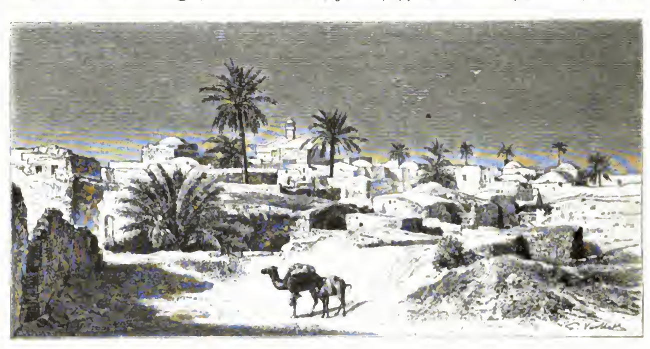
Brunnen Abu Nebût.

Daß es in dem Lande der vielen Traditionen auch für Jâfa nicht an allerhand künstlich aufgesuchten Beziehungen zur Sage und Geschichte der Vorzeit fehlt, ist begreiflich.

Die Stadt ist sogar besonders bevorzugt; denn nicht nur soll Petrus hier gefischt haben, nicht nur soll das große lateinische Hospiz auf dem Platze der Wohnung Simons des Gerbers (Apostelgesch. 9, 43), und die Peterskirche an der Stelle stehen, wo einst das Haus der Tabea gestanden hat, auch der Prophet Jonas soll ja bei Joppe sein Abenteuer mit dem Walfisch erlebt haben. Und noch ein anderer, uralter Fischmythus knüpft sich an diese Stelle der Küste: schon die alten Schriftsteller lassen Andromeda, die von Perseus befreite Tochter des Kepheus und der Kassiopea, an den Uferfelsen von Joppe geschmiedet sein, um von dem Meerungeheuer verzehrt zu werden. Bis in das 16. Jahrhundert hinein wurden an einem der Hafenfelsen die Kette und der eiserne Ring gezeigt, an denen sie befestigt gewesen sein sollte; große Knochenreste eines ungeheuern Fisches, die in der Stadt bewahrt wurden, mußten bald von dem Fische des Jonas, bald von dem Ungethüm der heidnischen Sage herstammen.

Eine Tradition aus neuerer Zeit, um derentwillen das armenische Kloster von Jâfa eine gewisse traurige Berühmtheit erlangt hat, beruht ebensowenig auf Wahrheit wie jene älteren Jâfasagen. Im obern Stocke des Klosters wird der große gewölbte Saal, „in dem Bonaparte vor seinem Rückzuge nach Aegypten seine pestkranken Soldaten vergiften ließ,“ noch heute jedem Fremden gezeigt, obgleich die vollständige Grundlosigkeit der lange Zeit geglaubten und vielfach tendenziös verarbeiteten Fabel längst erwiesen ist.

Die nähere Umgegend von Jâfa entschädigt einigermaßen für den Mangel an hervorragenden Merkwürdigkeiten in der Stadt. Die Orangengärten im Osten, die Weinberge, die sich nach Süden hin daran schließen; zwei große und schön gelegene Hospitäler für die Armen der Stadt, beide von Privatleuten, einem reichen Russen und einem Lyoner Kaufmann, errichtet und vortrefflich ausgestattet; endlich der an der Straße nach Ramle, etwa 10 Minuten vor der Stadt belegene Brunnen Abu Nebût, den die Einwohner von Jâfa als ein Wunder der Baukunst zu betrachten pflegen, ein hübsches Gebäude aus weißem Marmor, neben dem

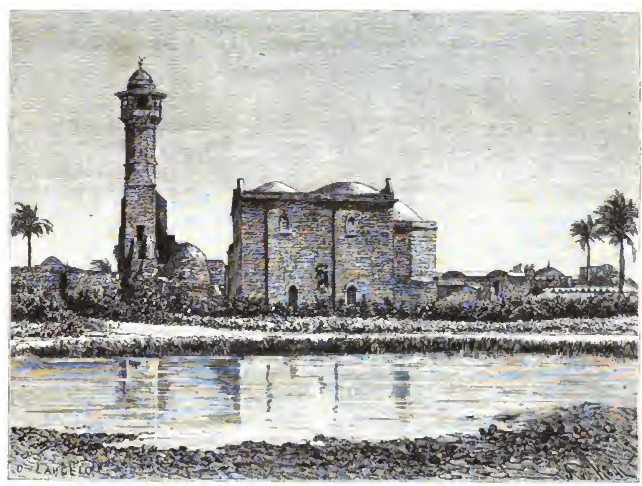


Lydda.

sich das von Sykomoren beschattete Grab seines Stifters, eines ehemaligen Paschas, befindet: alles dieses wurde von Lortet gründlich in Augenschein genommen. Was ihn aber mehr noch interessirte, das waren seine Spaziergänge nach den beiden nördlich von der Stadt belegenen Kolonien; der ägyptischen, die schon seit undenklichen Zeiten hier existirt, und der seit den Jahren 1866 und 1868 gegründeten deutsch-amerikanischen Kolonie. Im Jahre 1866 ließen sich 40 amerikanische Familien, die „ein heiliges Leben im heiligen Lande“ führen wollten, hier nieder. Sie kauften einen nicht unbedeutenden Komplex von Ackergrundstücken im Norden der Stadt zusammen, bauten Häuser und würden ohne Zweifel prosperirt haben, wenn sie den Einflüssen des ungesunden Klimas der Küstenebene hätten widerstehen können. Das war jedoch nicht der Fall — intermittirende Fieber, Typhus und Ruhr räumten schon im ersten Jahre furchtbar unter den Ansiedlern auf, und als im Jahre 1868 eine Abtheilung der Würtemberger „Freien Religionsgesellschaft des Neuen Tempels“ nach Jâfa kam, um sich als „Vorläufer der endlichen Vereinigung aller Christen im heiligen Lande“ hier niederzulassen, waren von den eingewanderten Amerikanern nur noch wenige vorhanden. Die deutschen Ansiedler übernahmen einen Theil jenes Grundbesitzes, akklimatisirten sich in kurzer Zeit und erreichten durch Fleiß und rationelle Bewirthschaftung des trefflichen Bodens der Saronebene bald die günstigsten Resultate. Außer der Niederlassung dicht bei der Stadt haben sie jetzt schon etwa eine halbe Stunde weiter nach N.-W. ein kleines Dorf, die sogenannte Tempelkolonie Sarona, gegründet. Ihre Aecker allein haben eine Ausdehnung von über 400 Quadrat-Acres; daneben besitzen sie noch große Weinberge und Gärten. Die zierlichen, meist im Schweizerstyl gebauten und grün umrankten Häuser der deutschen Kolonisten machen den erfreulichsten Eindruck. Heute besteht die Kolonie aus etwa 300 Seelen; zwei Aerzte und vielleicht 20 Handwerker befinden sich unter ihnen, die übrigen Männer beschäftigen sich alle mit Garten- und Feldbau. Sie haben ihre eigene Schule, in der die Kinder im Arabischen, Deutschen, Griechischen und Lateinischen unterrichtet werden. Der türkischen Regierung steuerpflichtig, betrachten sie sich auch vollkommen als

Landesangehörige. Mehrere Männer unter ihnen sind schon Ehen mit arabischen Weibern eingegangen, was für die Widerstandsfähigkeit der Race ohne Zweifel von großem Nutzen sein wird. Die Lehre dieser Sekte, die sich auf verschiedene, etwas gewaltsam ausgelegte biblische Weissagungen stützt, gipfelt in dem festen Glauben an eine schließliche gottselige Sammlung der ganzen Christenheit auf dem heiligen Boden Palästinas.

Ein größerer Gegensatz, als der, welcher zwischen dieser deutschen und der etwas weiter nach der Küste hin belegenen ägyptischen Kolonie der Saronebene besteht, ist kaum denkbar. Die elenden Lehmhütten des ägyptischen Dorfes mit ihrem unglaublichen Schmutz, das jeder höhern Kultur bare Leben der braunen Kolonisten und diese selber scheinen einer um viele Jahrhunderte früheren Zeit anzugehören, als die behaglichen Wohnungen und das mit allen Annehmlichkeiten der Civilisation ausgestattete Leben der Deutschen. Am auffallendsten tritt uns dieser Abstand in der verschiedenen Art ihrer Arbeit und der Werkzeuge, deren sie sich dazu bedienen, entgegen. Das Ackergeräth der deutschen Kolonisten ist das in ihrer Heimath heutzutage allgemein gebräuchliche; der Pflug der Aegypter ist von der primitivsten Konstruktion: er zieht flache Rinnen, ohne die Erde umzuwenden; zum Schneiden des Getreides bedienen sie sich eines geraden, nur an der Spitze leicht gekrümmten Messers; das Korn wird entweder durch die Füße von im Kreise gehenden



St. Georgskirche von Lydda.

Ochsen, oder vermittels des mit Steinen besetzten uralten Dreschschlittens ausgedroschen; gemahlen wird es heute wie vor alters auf der aus zwei kreisrunden Steinen bestehenden Handmühle. Zur Bereitung der Butter dient ein lederner Schlauch, der, mit Milch gefüllt, an die Decke der Hütte gehängt und hin- und hergeschaukelt wird.

Als Lortet nach mehrtägigem Verweilen in Jâfa nach Jerusalem zurückkehrte, machte er einen kleinen Umweg über das nördlich von Ramle gelegene Lydda oder Ludd, das alttestamentarische Lôd. Heute ein ärmliches Dorf, das, trotzdem der Karawanenverkehr zwischen Aegypten und Syrien es als einen seiner Hauptstationspunkte benutzt, doch zu keinem Aufschwunge kommen kann, hat Lydda eine große Vergangenheit. Unter den Römern wurde es Diospolis genannt und war es lange Zeit Hauptstadt eines Bezirks von Judäa und zugleich Sitz einer hochberühmten rabbinischen Gelehrtenschule. Die christliche Kirche verlegte früh schon das Grab des heiligen Georg nach Lydda; eine große Kirche wurde über demselben errichtet, die, mehrmals zerstört, immer wieder aufgebaut wurde. Auch die Bischöfe von Lydda wußten sich stets eine gewisse Bedeutung zu verschaffen, namentlich, seitdem hier im Jahre 415 ein höchst wichtiges Koncil stattgefunden hatte. Die Gründung des benachbarten Ramle, das den Hauptpilgerverkehr von Lydda abzog, gab der alten Stadt den ersten Stoß. Von einer Zerstörung durch Saladin und einer spätern Verwüstung durch die Mongolen hat sie sich nie wieder erholt. Zwar ist die alte Georgskirche, die, wie das daneben stehende Minaret bezeugt, längere Zeit als Moschee benutzt worden ist, heute dem griechisch-orthodoxen Kultus wiedergegeben — doch

hat sie nichts mehr von jener hohen Bedeutung, die früher an das Grabmal des streitbaren Heiligen und Drachentödters geknüpft wurde. Die ältesten Theile des heutigen Gebäudes stammen aus dem 12. Jahrhundert und scheinen einer großen dreischiffigen und mit drei Apsiden versehenen Kirche angehört zu haben. Spätere Ausbesserungen und Anbauten (als Wiedererbauer der Georgskirche von Lydda wird unter anderen auch ein König von England genannt) haben ein ziemlich stylloses Flickwerk daraus gemacht; gründlich verdorben wurde es aber erst vor einigen Jahren, als die Griechen bei ihrer Besitzergreifung des verödeten Baues ihn nach ihrer barbarischen Weise restauriren ließen. Unter dem Altar befindet sich noch heute die große Krypta, in der die Kreuzfahrer ihrerzeit das „prachtvolle Grabmal" des Heiligen vorfanden.

Die Gegend um Lydda und längs der nach Ramle führenden Straße ist vortrefflich angebaut; Oel- und Feigenbäume, sowie vereinzelte Dattelpalmen zeigen sich allenthalben zwischen den Feldern. Der herrlichste Mondschein lag über der Landschaft, als Lortet seinen Weg über Ramle nach Latrûn fortsetzte, wo er die Nacht verweilte, um die kühlen Frühstunden des nächsten Tages zur Weiterreise nach Jerusalem zu benutzen.

Daruvar in Slavonien und seine Umgebung.

Von Prof. E. Kramberger.

III.

Nach einem flüchtigen Besuche in der etwa eine Meile westlicher gelegenen und gut beleumundeten großen Glashütte nahm ich Abschied von Daruvar, um die Umgebung weiterhin nach Norden zu durchstreifen. Langsam geht es Berg an durch das lange Ober-Daruvar, dann auf und ab bis Batinjani. Noch ein Blick auf die hier wirklich herrliche Gebirgsformation im Osten, auf die blauen Spitzen, Kegel und Rücken, auf die dunklen Schluchten und das reizende Thal gegen Dobra kuća mit den vielen Mühlen; noch ein Blick in die weiten Fernen nach West und auf die unsicher im Gewölke verschwimmenden Linien der Gebirge Kroatiens; ein Blick auf die ununterbrochenen, hügeligen Wäldermassen im Norden, dann noch ein letzter auf das tief im Thale nach Süden gelegene Daruvar mit der runden Kuppel der katholischen und dem rothen Dache der orientalischen Kirche, worüber die Gipfel des Psunj und noch weiter hin die Berge Bosniens sich erheben — und dann ging es sausend weiter bis zur Dampfsäge oberhalb Batinjani. Sie war noch im Betriebe; Berge von Sägespänen lagen da aufgehäuft. Die kleine Arbeiterkolonie hat sich hier ganz häuslich niedergethan, allein die ziemlich abgeholzten Gipfel zeigen, daß es auch hier mit der Arbeit bald zu Ende sein werde. Die Käufer der Wälder, Franzosen, die sie vom Grafen Janković erstanden, legten überall Holzbahnen und wurden in kaum vier Jahren mit den großen Wäldern bei Dobra kuća und Batinjani bis auf einen kleinen Rest fertig. Knaben spielten auf offener Straße ein Spiel, das mich entfernt an die Discusscheibe erinnerte. Die Spieler stellen sich mit Stöcken bewaffnet in gewissen Entfernungen der Reihe nach auf. Jeder Stock ist am untern Ende breit, in einen Winkel von etwa 150° auslaufend und bedeutend stärker als oben. Haben sich alle Theilnehmer aufgestellt — die Zahl ist nicht bestimmt —, so ergreift der erste eine hölzerne, kreisrunde, starke Scheibe von geringem Durchmesser, die er mit starkem Schwunge gegen den zweiten hinrollen läßt. Dieser sucht sie mit dem Stocke (Pala) zu treffen und in noch schnellere Bewegung bringend dem dritten zuzuschleudern. Es ist nun die Aufgabe der Spieler, den Kotur (Scheibe) in ununterbrochener Bewegung hin und zurück zu erhalten. Das Mißlingen, was häufig vorkommt, verursacht Gelächter, Aerger, Vorwürfe, die den Ungeschickten treffen und schließlich zur Erneuerung des Spieles führen.

Die zwei Dörfer, die man da berührt, wenn man gegen Bastaje abwärts fährt, weisen Holzbauten und übertünchte Lehmwände auf und machen einen ärmlichen Eindruck. Endlich senkt sich eine halbe Stunde vor Bastaje die Straße jählings in ein Thal. Rechts erheben sich die hohen Gebirgsrücken, links die Hügel, welche als Vorkette jener zu betrachten sind. Auf den Höhen grünt üppiger Wald, im Thale wechseln fruchtbares Ackerland und Wiesen. Von den mit Buschwerk bewachsenen Abhängen ertönt in eigenartiger Weise das Ziegenhorn. Gern hörte ich den Lauten zu, da sie der schweigenden Landschaft einen charakteristischen Reiz verliehen. In Bastaje, einem Dorfe inmitten des Thales, machte ich Halt. Es liegt schon auf der Nordseite des hohen Gebirges, ist im Ganzen ziemlich gut gebaut und wenigstens nicht unfreundlich, obzwar es sonst keine besondere Industrie und auch keine Eigenthümlichkeiten hat, etwa seine hübsche Lage ausgenommen. Nachdem ich beim Bürgermeister zu meiner Stärkung Wein und zur Begleitung einen Gemeindepolizisten (Četnik) bekommen, trat ich meinen Weg zur Ruine Stupčanica, der mein Besuch galt, an. Oben im Gebirge in der Entfernung einer Stunde gelegen, ist sie weithin sichtbar. Zuerst ging es durch Maisfelder abwärts, dann über einen Bach, den das Volk einfach Rieka (Fluß) nennt; durch zahlreiche Schaf- und Schweineherden, endlich durch Gestrüpp bis auf eine Kuppe aufwärts. Schon seit einigen Minuten bemerkte ich über den Bergen in der Richtung gegen Daruvar und den Petrov vrh hinüber dunkle Wolkensäume und hörte grollenden, doch schwachen Donner. Da näherte sich plötzlich ein Gewitter und bald begann eine rapid daher fliegende Wolke ihren Inhalt über uns auszugießen. Wir flüchteten also in den vor uns liegenden Friedhof, um unter der von Flechtwerk hergestellten Hütte, über der ein durchlöchertes mangelhaftes Dach hing und die der Četnik eine Kapelle nannte, ungenügenden Schutz zu suchen. Die griechisch-orientalischen Gottesäcker in den Dörfern haben alle dasselbe Gepräge: hohe mit Schindeln überdachte Kreuze, mit langen Holzzapfen verziert; geflochtene oder aus schief gelegten Pfählen gebildete Zäune und kleine Hütten, die wohl dem Geistlichen im Unwetter Schutz bieten sollen. An einigen Orten sah ich auf jedem Kreuze ein mit Bindfaden befestigtes Fläschchen oder Töpfchen han-

gen, in dem zeitweise Weihwasser aufbewahrt wird. Ganz merkwürdige Dinge bietet die alte Literatur in Bezug auf die Begräbnisse in Slavonien. So z. B. schreibt Čaplovics, daß viele Bauern ihre Todten in einem hohlen im Walde gefundenen Baumstamm zu Grabe tragen. Der Bauer jedoch verehrt seine Verstorbenen zu sehr, als daß er nicht für ein anständiges und menschenwürdiges Begräbniß sorgen sollte. Durch solche extravagante Erzählungen wird also das Publikum nur irregeleitet und die Bevölkerung in die Zahl der Wilden eingereiht, ein Verfahren, das mit nichts gerechtfertigt werden kann.

Um nicht unverrichteter Sache abzuziehen, stieg ich unter hallenden Donnerschlägen weiter hinauf in einen Weingarten, wo ich die deutlich sichtbare Ruine zeichnete. Schon waren einige Männer, denen mein Gebahren auffallend schien, nahe gekommen. Ihre an mich gerichteten wiederholten Fragen drehten sich um den einen Punkt, ob ich denn etwa die Weingärten vermessen wollte und eine Steuererhöhung bevorstände. Der Bauer bringt auch die ganz indifferente Beschäftigung eines Zeichners in Verbindung mit den Funktionen eines Steuerbeamten oder Ingenieurs, da er erstern beinahe nie, die letzteren aber öfter sieht und ihr Erscheinen mit einer neuen Auflage kombinirt, obwohl er immer nur die Eintreibung alter Rückstände, die er aus seinem Gedächtniß gestrichen, für neue Lasten ausgiebt. Obgleich mein aufgeweckter Četnik den Zuhörern Zweck und Art meiner Arbeit, so gut er konnte, zu erklären suchte, begannen sie doch in ihrem Unglauben über die Mißernte, den nur scheinbaren Reichthum an Obst und Wein, der in Wirklichkeit aber nur Mangel sei, im Chore zu klagen, indem sie hofften, mich, den verkappten Einnehmer, zu rühren und zu bewegen, daß ich die vollhangenden Bäume für leer ansehe. Fragen in Bezug auf die Preise der Früchte im Scherz an sie gestellt, beantworteten sie mit umschreibenden Ausdrücken oder mit negativen Versicherungen. Der Regen hatte unterdessen nachgelassen und ich stieg auf schlüpfrigem Wege vollends bis zur Ruine empor. Selten mag wohl jemand auf ein solches Bauwerk stoßen, wie es dieser Thurm ist. Im Viereck aus röthlichem, behauenem Stein und hier und da eingesprengten Ziegeln, an den Ecken aus weißen Quadern



Friedhof in der Gegend von Bastaje.

erbaut, zeigt er nirgends eine Spur von einer Thür. Eine solche ist nur in der nun größtentheils eingestürzten Ringmauer auf der nordwestlichen Seite angebracht gewesen, von wo eine Steintreppe von einem Fenster des Thurmes zum zweiten, höherstehenden führte; sie ist also auf der Außenseite des Thurmes aufgeführt. Man findet hier sehr große Ziegeln von zwei Spann Länge und $1\frac{1}{2}$ Breite mit dem Zeichen [Zeichen] //// . Ein Hirt fand ein Stück dunkeler, glattpolirter Masse mit sehr feinen eingeprägten Buchstaben regelmäßiger Form, zerschlug jedoch die ziemlich große Platte; ich bekam nur ein ganz kleines Stückchen, auf dem ich leider nur einige Buchstaben ohne Zusammenhang fand, aus denen nichts zu schließen war.

Mehrere Hundert feister Wildtauben umflatterten, als wir ankamen, den Thurm, flogen bei unserm Anblick in den Wald, kamen wieder und verschwanden abermals. Ich sah ihrer niemals so viele beisammen. Die Fernsicht, so viel ich an dem getrübten Horizont erkennen konnte, reicht bis Grubišno polje in Kroatien und etwas weiter — also einige Meilen weit. Die Bauern erzählten mir, es habe am Fuße des Berges eine Stadt gestanden und es seien viele Ziegel und Mauerreste im Ackerboden zerstreut. Von Münzen konnte ich nichts bekommen.

Zwei Wege führen von Bastaje in die Podravina; der eine auf der Poststraße über Klisa und Pivnica bis Terezovac (Suhopolje)[1]; der zweite, ein Vizinalweg, nicht weit von Bastaje links hinein und nordwärts in eine abgeschiedene, wenig bekannte Gegend. Ich wählte den letztern, nicht nur weil er der kürzere bis Verőce ist, sondern auch, um einen mir ganz unbekannten, von aller Welt vergessenen Theil des Landes kennen zu lernen. Er bietet im Gegensatze zu den schönen Gebirgslandschaften des Požeganer Comitates wenig Anziehendes. Hier und da giebt es recht steile Anhöhen, mit Schrollen und Steinen übersäet. Hat man eine derselben erklommen, so schweift das Auge über ein Waldmeer. Ein leichter Windstoß verursacht, wenn er sich nähert, noch in weiter Ferne unheimliches Rauschen. Der erste Ort, den man erreicht, Brdjani, liegt ganz still und scheinbar menschenleer da, doch ist er im Vergleiche zum folgenden, Removac, noch viel einladender, da dieser aus unfreundlichen, mit Lehm beworfenen Hütten besteht. Kaum hin

[1] „Globus“ XXXIX, S. 296.

und wieder zeigt sich ein guckendes Gesicht hinter winzigem Fenster. Jesenaš, das nun folgt, sieht man wohl eine ganze Stunde lang, bevor man hinkommt, auf einem steilen Hügel mit hochragendem Glockenthurm vor sich liegen und der schöne Traum, es in einer Viertelstunde zu erreichen, zerfließt bei der langen Fahrt Thal ab und Berg aufwärts, rechts und links, zum größten Aerger des immer ungeduldiger werdenden Reisenden. Endlich keuchen die Rosse auch diese Höhe hinan, und da ist man in einem Dorfe mit urgriechischem (?) Typus. Die Häuser stammen zumeist aus dem vorigen Jahrhundert. Sie sind umfangreich, mit mehreren Nebengebäuden, weisen Schnitzereien an den Giebelseiten sowie an den umgebenden Zäunen und Thoren auf; ein Gang von Holzsäulen schmückt die im Hofe liegende Längsseite. Der First des Schindeldaches ist gezahnt; am hohen hölzernen Rauchfange machen sich verschiedene Vogelgestalten von Holz, an den Dachrändern Zacken und Zapfen bemerkbar. Man sieht dem allem den alten Geschmack deutlich an; auch sind die Bauten durch die vielen Jahre geschwärzt. Die Kirche, von fern so groß anzusehen, wird in der Nähe zu einem ganz alten, hölzernen Gotteshause mit überhangendem, gezahntem Dache und schmalem, einst rothangestrichenem Thurm, an dem die Deckschindeln der Wände schon Lücken aufweisen. Ich hielt vor dem Wirthshause; die Wirthin, eine Jüdin, brachte auf mein Geheiß eine Flasche Wein. Ich erwartete Essig und bekam zu meiner Verwunderung sehr guten Wein. Auf meine Fragen, wie weit es noch nach Veröce, wie weit von Bastaje bis hierher sei, antwortete sie, daß sie nie da und dort gewesen; auch die Frage, ob sie denn in Jesenaš geboren sei, verneinte sie. Schön kann die Vegetation in der Tiefe der Thäler vor den Dörfern genannt werden. Während der größten Dürre, wenn Monate lang kein Tropfen Regen fällt, grünt hier, erfrischt durch den reichen Thau und die aus den Wäldern aufsteigenden, feuchten Dünste, der dichte Graswuchs auf den Wiesenflächen; steigt der Mais mit zahlreichen großen Kolben hoch empor; erreicht der Hanf und Flachs außergewöhnliche Stärke; die dunkelbelaubten Bäume brechen unter der Fülle des Obstes. Die Zwetschkenbäume namentlich waren arg mitgenommen. Bald hatte ich mit dem Dorfschulzen (Knez) Bekanntschaft gemacht. Die Bevölkerung ist griechisch-orientalisch; manches Alte, das vergangenen Zeiten angehört, klebt ihr an, begünstigt nicht nur durch die große Zähigkeit, mit der die Griechen am Altherkömmlichen hangen, sondern auch durch die Abgeschiedenheit vom Verkehr. Ganz natürlich, daß in solchen Waldregionen der Glaube an Geister und Kobolde potenzirt erscheint. Sind ja doch auch die Mythen, die Erzählungen von Faunen und Nymphen ꝛc. der alten Griechen in den einsamen Thälern und waldigen Schluchten der Gebirge und nicht in den Städten entstanden. So auch hier. Der Aberglaube greift in Unglücksfällen zu allen möglichen Präservativmitteln. Stirbt z. B. jemand im Hause, so werden, um einen zweiten Sterbefall zu verhüten, alle Sessel und Bänke mit den Füßen aufwärts gestürzt; auch wird dadurch dem Verschiedenen die Wiederkehr als Geist unmöglich gemacht. Eine Eifersüchtige sucht in den Besitz eines Hasenherzens zu kommen. Dieses, oder in dessen Ermangelung das eines Truthahns, mit Nadeln besteckt und nächtlicher Weile an einem abgelegenen Ort vergraben, verhindert nicht nur die Untreue des Geliebten, sondern verursacht auch der Nebenbuhlerin die größten Qualen. Der Glaube an Zauberkünste ist nicht selten; ebenso, daß es Leute gebe, die mit der Vila (Fee) im Verkehr ständen. Bei dieser Gelegenheit erinnerte ich mich eines alten griechischen Geistlichen, eines Dichterlings, der mich auf einem meiner Streifzüge begleitete. Er pflegte sich „Pobratim vile" („Genosse der Fee"; er meinte die Muse der Dichtkunst) zu nennen. Es fragte ihn einmal in meiner Gegenwart ein Bauer, ob es denn wahr sei, daß er mit der Fee verkehre. „Natürlich," versicherte er, ich weiß nicht, ob im Scherze oder ganz ernst gemeint, „alle Leute wissen es ja schon, und Du solltest es nicht glauben?" Nachträglich behauptete der alte Herr, daß er dem Manne selbst durch Leugnen den Glauben nicht genommen hätte, was ich aber stark bezweifelte. Der slavonische Bauer ließe sich in einem solchen Falle durch seinen Seelsorger schon belehren, wenn die Sache, wie sich's gehört, angepackt würde. Mein Knez, den ich weiter ausfragte, brachte, als ich daran zweifelte, daß ein Mensch je die Vila gesehen, als Beweis vor, er kenne einen jungen Mann, der sie gesehen habe. Sie sei jedesmal in den Abendstunden vor dem Jüngling erschienen, sei weiß gekleidet, wunderschön, doch sehr bleich und traurig gewesen und nicht gegangen, sondern wie auf Wolken dahin geschwebt. Der Jüngling sei jedesmal vor Schreck am Fieber erkrankt. Ich bin nach allem dem, was ich mir mehrmals erzählen ließ, geneigt zu glauben, daß die Erzählungen von den Feen im Volke gar oft durch krankhafte Hallucinationen entstanden sind. Auch erzeugt die Abgeschiedenheit mancher Orte, die Wirkung des Zwielichts, die in den Schluchten oft merkwürdigen Töne der Luftströmungen, die aus den Tiefen der Kessel steigenden Dünste optische und akustische Täuschungen und Fantasiegebilde zur Zeit der Abenddämmerung, so daß sich das einfache Volk unerklärliche Erscheinungen gern auf wunderbare Art zu enträthseln sucht.

Von Jesenaš gegen Veröce hinüber dehnt sich ein ununterbrochener Wald aus. Blutroth schien die im Sinken begriffene Sonne einmal rechter Hand durch die Stämme, dann erschien sie links, manchmal im Rücken, je nachdem die Richtung des Weges wechselte. Der Staub lag schuhtief da; vom Luftzuge einige Mal wie ein Nebel in die Höhe gewirbelt, hinderte er das Sehen und Athmen. Der erste starke Regenguß mußte ihn in grundlosen Koth verwandeln, denn jetzt schon sanken die Räder so tief ein, daß die Pferde nicht traben konnten. Wenn einmal die Axt hier aufgeräumt haben, und mit dem Walde das Hinderniß gefallen sein wird, das dem Verkehr entgegen tritt, wird mit der Anlage von mehr Aeckern und Fluren und mit neuen Ansiedelungen auch in diese Dörfer die neuere Zeit eindringen, die sich dort noch weniger geltend gemacht hat als anderwärts. Sonderbarer Weise ist dieser Theil des Landes, obgleich nur durch den Wald von der Podravina getrennt, an Schulen sehr arm, und die Strecke von Bastaje bis zu den Weingärten Veröce's stellt sich wie ein Stück fremder Welt dar.

Ueber die Herkunft der kurländischen Letten[1]).

Chr. H. Das jetzige russische Gouvernement Kurland wird mit Ausnahme des nördlichen Küstenstrichs, den die Liven inne haben, von Letten bewohnt. Sind diese Letten die Urbewohner des Landes? Die Frage ist nicht immer in gleicher Weise beantwortet worden. Herr Julius Döring, Konservator des Museums der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau, hat auf Grundlage der ihm zugänglichen Quellen den ethnographischen Zustand Kurlands im 13. Jahrhundert zu bestimmen versucht, und auf diese Weise eine Antwort auf die oben gestellte Frage gegeben.

Der Verfasser weist nach, daß die lettische Sprache erst ganz allmälig im Laufe der Jahrhunderte ihre gegenwärtige Verbreitung erlangt hat, und daß im 13. Jahrhundert die Grenzen des lettischen Sprachgebietes ganz andere gewesen sind als heute. Die lettische Sprache hat im Laufe der Zeit ganz allmälige aber sichere Fortschritte gemacht; sie hat sich weit ausgebreitet — eine eigenthümliche Erscheinung insofern, als es sich dabei nicht um die Sprache eines hochentwickelten Kulturvolkes, sondern im Vergleich zum Deutschen oder Russischen entschieden nur um die Sprache eines weniger entwickelten Volksstammes handelt. Es dürfte deshalb nicht ohne Interesse sein, den Erörterungen und Erwägungen des Verfassers zu folgen.

Die jetzigen drei russischen Gouvernements Estland, Livland und Kurland werden, abgesehen von den eingewanderten und immerfort noch einwandernden Russen und Deutschen von zwei verschiedenen Nationalitäten bewohnt, den Esten und den Letten. Die Esten, ein finnischer Volksstamm, bewohnen Estland und den nördlichen Theil von Livland; die Letten den südlichen Theil Livlands und fast ganz Kurland, bis auf ein kleines nördliches Gebiet, welches, wie erwähnt, die Liven, gleichfalls ein den Finnen verwandtes Völkchen, inne haben.

Was die Zahlenverhältnisse betrifft, so lassen sich augenblicklich keine absolut genauen Angaben machen. Gegenwärtig wird in den Ostseeprovinzen eine allgemeine Volkszählung vorgenommen, das Resultat ist aber noch nicht bekannt. Man wird sich aber von der Thatsächlichkeit nicht weit entfernen, wenn man für jede der beiden Nationalitäten ungefähr eine Million rechnet; die Zahl der Liven in Kurland beträgt etwa 2000, während es in Livland keinen Liven mehr giebt.

Dabei ist jedoch wohl zu berücksichtigen, daß die Letten nicht ausschließlich in Kurland und Livland, sondern auch in den angrenzenden Gouvernements wohnen. Die von den Letten gebrauchte Sprache ist nun aber keineswegs überall dieselbe, sondern sie zeigt je nach den verschiedenen Gegenden sehr auffallende und interessante Unterschiede. Der Verfasser der oben genannten Abhandlung giebt auf Grundlage einer ihm zu Gebote gestellten Skizze Bielenstein's, des ausgezeichneten Forschers und Kenners der lettischen Sprache, eine vortreffliche in Farben ausgeführte Karte des lettischen Sprachgebietes mit Berücksichtigung der verschiedenen Dialekte. Es ist das die erste derartige Karte und es wäre wohl wünschenswerth, daß dieselbe allgemein bekannt würde. Darnach wird das Gebiet der lettischen Sprache folgendermaßen fixirt: Lettisch wird gesprochen im heutigen Gouvernement Kurland (mit Ausnahme des nördlichen Küstenstrichs, wo die Liven wohnen); im südlichen Theil des heutigen Livland, sowie in dem östlich daran grenzenden Theil des heutigen Gouvernements Witebsk. Nach Bielenstein zerfällt die lettische Sprache in drei Hauptdialekte:

1. den oberländischen (Hochlettisch),
2. den tamischen oder nordwestkurischen und
3. den mittlern (Schriftlettisch).

1. Der oberländische Dialekt, das Hochlettisch, wird gesprochen in dem an Witebsk grenzenden östlichen Theil Livlands, in dem anstoßenden Gebiet von Witebsk und südlich von der Düna in der Hauptmannschaft Illuxt in Kurland; das Hochlettische oder Oberländische ist stark gemischt mit slavischen Elementen.

2. Der nordwestkurische oder tamische Dialekt wird im nördlichen und westlichen Kurland zu beiden Seiten der Windau gesprochen; er enthält viel livische Bestandtheile und weicht am meisten vom reinen Schriftlettisch ab. Ihm entspricht wegen der livischen Beimischungen ein unreiner lettischer Dialekt im westlichen Livland, welcher den Küstenstrich von Dünamünde bis nach Haynasch nördlich von der Salis inne hat.

3. Der mittlere Dialekt, das Schriftlettisch, ist im übrigen bisher nicht erwähnten Theil des lettischen Sprachgebietes im Gebrauche: im östlichen Theil von Kurland, im mittlern Abschnitt des südlichen Theils von Livland, bis hinauf an die estnische Sprachgrenze. Das reinste Lettisch wird im Norden dieser Bezirke um Wolmar und Wenden gesprochen.

Hat der gegenwärtige Befund im lettischen Sprachgebiet von jeher so bestanden; auch schon zur Zeit der Eroberung der baltischen Länder durch die Deutschen im 13. Jahrhundert?

Mit Benutzung der zugänglichen historischen Quellen versucht Döring sich ein Bild von der Ethnographie Kurlands im Speciellen (sowie des südlichen Livlands) zu verschaffen.

Für die Kenntniß der Urzeit der baltischen Länder sind entschieden die archäologischen Forschungen von hervorragender Bedeutung. Aus den Forschungen skandinavischer Gelehrter, Worsaae, Montelius, Ingvald Undset, Aspelin und Anderer, zieht der Verfasser den Schluß, daß noch in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt der größte Theil des jetzt lettischen Gebietes sowie Lithauen eine germanische (gothische?) Bevölkerung gehabt habe. Wie lange diese germanische Bevölkerung in den baltischen Ländern gesessen haben mag, ist nicht zu ermitteln.

Dem Referenten scheint dieser Schluß etwas zu verfrüht; von der Anwesenheit eines germanischen Volksstammes in den heutigen russischen Ostseeprovinzen hat sich keine sichere Kunde erhalten. Freilich reden oft die stummen Gräber eine beredte Sprache, aber aus den Grabfunden der baltischen Länder ist bis jetzt kein sicherer Schluß auf die Nationalität des zugehörigen Volksstammes möglich gewesen — alles ist in Dunkel gehüllt. Man hat ferner in anderer Weise zu demselben Resultat — einer

[1]) Nach Julius Döring in den Sitzungsberichten der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst aus dem Jahre 1880. Mitau 1881. Anhang S. 47 bis 118 mit zwei Karten.

germanischen Urbevölkerung — kommen wollen und Thomsen (in Kopenhagen) hat die unleugbare Thatsache nachgewiesen, daß in der finnischen Sprache und auch im Estnischen viel germanische (gothische oder nordische) Lehnwörter enthalten seien. Daraus hat man mit Sicherheit geschlossen, daß dereinst schon Finnen und Germanen in naher Berührung gewesen sind. Gegen diesen Schluß ist kaum etwas einzuwenden. Aber darf man nun weiter schließen, daß diese Berührung, das Aneinanderwohnen gerade im Balticum stattgefunden hat? Nach der Ansicht des Referenten nicht. — Das Entlehnen der jetzt im Finnischen (und Estnischen) steckenden altnordischen Wörter hat offenbar in viel früherer Zeit, vielleicht in der Urheimath der Finnen am Ural stattgefunden. Nach den Mittheilungen Mainow's finden sich ähnliche Lehnworte auch bei anderen finnischen Stämmen in Rußland, z. B. bei den Wessen und Woten. Heute von einer germanischen Urbevölkerung zu reden, scheint dem Referenten eine durch nichts gestützte Hypothese.

Seien wir offen, wir wissen eben gar nichts Sicheres über die Urbevölkerung der baltischen Provinzen.

Im 9. Jahrhundert erst wird ein bestimmtes Volk, die „Chori", in der Lebensbeschreibung des heiligen Ansgarius († 865) im Balticum namhaft gemacht und noch später bei Adam von Bremen († 1078) erscheint zum ersten Male der Name „Churland". Welcher Nationalität die Chori angehören, darüber ist nichts überliefert.

Etwas mehr erfahren wir erst aus den historischen Quellen nach Okkupirung des Balticums durch die Deutschen im 13. Jahrhundert. Als Hauptquellen gelten hier: die Chronik Heinrich des Letten, die livländische Reimchronik und die im Bunge'schen Urkundenbuch gesammelten Urkunden. Mit Berücksichtigung der genannten Quellen werden als Bewohner der baltischen Länder im 13. Jahrhundert folgende Völker genannt: 1. Liven, 2. Wenden, 3. Letten, 4. Esten, 5. Kuren, 6. Semgallen, 7. Littauer.

Den äußerst fleißig zusammengetragenen Notizen des Verfassers über die genannten Volksstämme entnimmt Referent in möglichster Kürze das Hauptsächlichste:

1. Die Liven. Daß die Liven zur finnischen Volksgruppe gehören, ist bekannt. Nach der Chronik Heinrich des Letten wohnten die Liven in Livland an der Ostsee von der Mündung der Düna bis an den Fluß Salis; vom Meere landeinwärts gen Osten reichte das livische Gebiet an der Salis höchstens sechs geographische Meilen; an der Düna aufwärts aber weiter etwa 13 bis 14 geogr. Meilen bis in die Gegenden des heutigen Kokenhusen. Wohl bemerkt, entspricht das livische Gebiet speciell in seinem nördlichen Theil dem jetzt lettischen Gebiet, in welchem ein unreines mit livischen Elementen stark durchsetztes Lettisch heute geredet wird.

Von Liven in Kurland spricht Heinrich der Lette gar nicht.

2. Die Wenden. Heinrich der Lette erzählt, daß die Wenden, aus Kurland vertrieben, in die Gegend von Riga gekommen seien, von hier wieder verjagt, zu den Letten nach Livland geflohen seien, woselbst die Stadt Wenden nach ihnen den Namen erhalten habe. Das kleine Völkchen ist bald unter den Letten verschwunden; schon die Reimchronik thut ihrer keine Erwähnung. Ueber die Nationalität der Wenden ist nichts Entscheidendes zu ermitteln. Sjögren und Wiedemann sind nicht abgeneigt sie für Finnen zu halten.

3. Die Letten. Ueber ihre Nationalität ist kein Zweifel. Nach Heinrich des Letten Chronik war das damalige lettische Gebiet klein; es nahm etwa nur den vierten Theil des heutigen Livland ein, und dürfte etwa dem Gebiet des mittlern Dialekt des Lettischen in Livland entsprochen haben. Es gab nur Letten nördlich von der Düna in Livland, von Letten in Kurland ist nichts bekannt; bei Heinrich findet sich keine darauf bezügliche Stelle. Was in der livländischen Reimchronik vorkommt, sowie in einzelnen Urkunden bestätigt die Angaben Heinrich's.

4. Die Esten. Ihre Hingehörigkeit zur finnischen Völkergruppe ist bekannt; ihre Wohnsitze waren im 13. Jahrhundert ziemlich dieselben, wie noch heute: das heutige Estland und der nördliche Theil des heutigen Livlands.

5. Die Kuren. Aus Heinrich's Chronik geht hervor, daß ein Volk „Kuren" (Chori, Curones) in Kurland an der Windau gesessen und sich wahrscheinlich bis in die Gegend und Nähe Rigas erstreckt habe. Es werden keinerlei Namen, weder von Ortschaften noch von Personen, genannt. In der livländischen Reimchronik werden die Kuren gelegentlich angeführt, auch einige Ortsnamen kommen vor. Sehr häufig aber ist in den (von Bunge gesammelten) Urkunden vom Kurenland die Rede und eine große Anzahl von Ortsnamen sind daselbst zu finden. Wegen der nicht zu verkennenden großen Wichtigkeit geographischer Namen, sowie Ortsnamen überhaupt, führt Döring ein langes Verzeichniß aller in den Urkunden und sonst vorkommenden alten Namen nebst den jetzigen landläufigen Benennungen in Kurland an. Das Verzeichniß [1]) umfaßt viele hundert Namen; es ist äußerst wichtig. Es ist allgemein anerkannt, daß aus den Lokalnamen einer Gegend ein gewisser Schluß auf die Nationalität des Volks, welches die Namen schuf, gemacht werden darf. Von der Sprache der alten Kuren ist nicht das Geringste erhalten; die ältesten Quellen geben keinerlei Auskunft über die Stammeszugehörigkeit der alten Kuren; daher ist das Verzeichniß der Lokalnamen von der allergrößten Bedeutung. Von den aufgeführten Namen fallen 213 noch in das Gebiet des heutigen Kurlands und 180 sind noch heute im Gebrauch. Nach dem Ausspruch von Kennern der lettischen Sprache ist nun der überwiegend größte Theil jener Namen gar nicht aus dem Lettischen zu erklären; ein anderer Theil nur gezwungen. Hingegen spricht Vieles für einen finnischen Ursprung jener Namen. Der berühmte Sprachforscher Sjögren, welcher 1846 Livland und Kurland bereiste, hat auf Grund jener finnischen Lokalnamen behauptet, daß das ganze Land von der Düna bis zur Memel vormals von Finnen resp. von einem finnischen Volksstamm bewohnt worden sei. Auch Bielenstein, der bekannte Erforscher der lettischen Sprache, ist der Ansicht, daß die livischen Ortsnamen in der Gegend zwischen Riga, Libau und Domesnees auf eine in älterer Zeit viel weitere Verbreitung livischer (finnischer) Stämme deuten, als heute. Und Wiedemann spricht es direkt aus, daß die heutigen kurischen Liven die direkten Nachkommen der alten (finnischen) Kuren sind.

Demnach kann heute an der livischen resp. finnischen Nationalität der alten Kuren wohl kaum gezweifelt werden. Was für Umstände es veranlaßt haben, daß der noch heute existirende Rest der Kuren mit dem Namen „Liven" belegt worden ist und wann das geschehen, darüber giebt Döring keine Auskunft.

6. Die Semgallen waren die Nachbaren der an der Düna wohnenden Liven; sie saßen an den Ufern des Flusses Mussa, d. h. am obern Theil der kurländischen Aa. Heinrich der Lette meldet von ihren Kämpfen mit den Liven, aber nichts von ihrer Nationalität und Sprache.

---

[1]) Wir müssen es uns versagen, dasselbe hier abzudrucken.

Auch die Reimchronik berichtet von den Kämpfen mit den Semgallen, schließlich von der Verwüstung ihres Landes und ihrer Vertreibung. An Personennamen der Semgallen werden genannt: Vesters, Nameise und Schabe. In den Urkunden des 13. Jahrhunderts ist von den Grenzen der Diöcese Semgallen die Rede: sie reichte vom jetzigen Doblen an Mitau vorbei bis zur Düna nach Kokenhusen; wie weit nach Süden, ist nicht zu ermitteln, wahrscheinlich über die jetzige kurländisch-littauische Grenze hinaus. Innerhalb dieses Terrains wohnten nach Heinrich auf dem linken Dünaufer im heutigen Oberland die Selen (Selones); ihre Burg Selonium ist das heutige Selburg an der Düna. Ueber die Nationalität der Semgallen und über ihre Sprache ist nichts Sicheres bekannt. Von den überlieferten Personennamen sowie einigen (44) Ortsnamen der Urkunden können nur wenige, etwa der sechste Theil, aus dem Lettischen erklärt werden. Die lettisch-littauische Nationalität der alten Semgallen ist keineswegs fest begründet; es sei daran erinnert, daß man Semgallen mit dem finnischen Same oder Suomi zusammengestellt hat.

7. Die Littauer werden sowohl bei Heinrich als in der Reimchronik genannt; über ihre Wohnsitze, deren nördliche Grenze der heutigen Südgrenze Kurlands gleichkommt, und ihre Hingehörigkeit zur letto-slavischen Völkerfamilie besteht kein Zweifel.

Was ergiebt sich aus dem bisher Mitgetheilten? Aus den einheimischen Quellen bis zum 13. Jahrhundert geht hervor, daß die das Ostbalticum bewohnenden Völker im 13. Jahrhundert nicht germanischen Stammes waren, vielmehr wohnten im heutigen Estland nur Esten; im heutigen Livland Esten, Liven, Wenden und Letten; im heutigen Kurland aber Kuren, Liven, Semgallen und Selen; in den Gouv. Kowno und Wilna Littauer. Das von Letten bewohnte Gebiet war äußerst klein; es umfaßte nur einen kleinen Theil des heutigen Livlands. In Kurland gab es keine Letten; von einer einheimischen lettischen Urbevölkerung Kurlands kann gar keine Rede sein.

Wie sind die Letten nach Kurland gekommen? Warum spricht die heutige Landbevölkerung Kurlands Lettisch und nicht Kurisch oder Semgallisch?

Man hat eine Zeitlang diese Fragen für ganz überflüssig gehalten; man hat in der Anwesenheit der lettischen Sprache in Kurland nichts Auffallendes gefunden, weil man mit Watson einfach die Kuren, die Semgallen und die Selen zum lettischen Stamme rechnete. Dann wäre freilich die Existenz des Lettischen in Kurland nicht zu verwundern. Aber Watson hat sich geirrt; die Kuren gehörten entschieden der finnischen Völkerfamilie an; die Hingehörigkeit der alten Semgallen ist zweifelhaft. Gesetzt nun, die alten Semgallen gehörten dem lettisch-littauischen Stamme an, sie seien nicht aus ihrem Gebiet gedrängt und vertilgt worden, sondern sie seien geblieben — wie kommt es, daß heute gerade in ihrem ehemaligen Gebiet reines Schriftlettisch gesprochen wird und nicht etwa Semgallisch?

Zur Erklärung dieser Thatsachen benutzt Döring die Annahme einer Colonisation des verödeten Semgallen durch Letten aus dem ursprünglich lettischen Gebiet Tolowa. Die historischen Urkunden melden von einer Verödung Semgallens und einer Vertreibung resp. Vertilgung der Einwohner. Von einer Einwanderung der Letten in Masse wird nirgends berichtet, es bleibt nur die Annahme einer Kolonisation im Lande der Semgallen und einer langsam, aber sicher vorrückenden Lettisirung der kurischen (livisch-finnischen) Ureinwohner Kurlands übrig.

Eine von lettischen Kolonisten in Semgallen ausgehende Lettisirung der Kuren ist die Ursache der Thatsache, daß die jetzige kurische Landbevölkerung lettisch redet. Der tamische Dialekt in Westkurland, welcher sich durch reichliche Beimischung livischer Eigenthümlichkeiten auszeichnet, ist heute der sichere Beweis dafür, das die tamisch Redenden keine reine Letten, sondern lettisirte Kuren, d. h. Finnen sind. Der Proceß der Lettisirung schreitet auch heute noch vor; die Zahl der im Norden Kurlands sitzenden Liven nimmt allmälig ab — durch die Lettisirung der Liven.

Mit Recht weist der Verfasser auf die analoge Lettisirung der Liven im südlichen und westlichen Livland. Als Beweis der Lettisirung der Liven dient der heute noch existirende letto-livische Dialekt an der Westküste Livlands von Riga bis zur Salis-Mündung.

Döring drückt die Gesammtresultate seiner Erörterung etwa folgendermaßen aus: Nur der kleinste Theil, etwa ein Sechstel, aller heute lettisch redenden Bewohner Kurlands, nämlich die Oberländer, können als direkte Nachkommen von Ureinwohnern gelten, welche den Letten stammverwandt waren, insofern die oberländischen Letten von den alten Selen herstammen. Beinahe die Hälfte aller lettisch redenden Bewohner Kurlands besteht aus lettischen Kuren, die zum Theil mit echten Letten gemischt sind. Der übrige Theil, also etwa ein Drittel, ist die Nachkommenschaft von echten Letten, welche seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts aus Livland nach Kurland übergesiedelt sind — als Kolonisten.

Das Hauptresultat der Untersuchungen Döring's ist demnach die Behauptung, daß der größte Theil der heutigen Letten in Kurland keine reinen Letten, sondern lettisirte Finnen (Kuren) sind. Es findet dies sein Analogon darin, daß ein großer Theil der Letten Livlands in gleicher Weise keine reinen Letten, sondern gleichfalls lettisirte Finnen (oder Liven) sind. Im Gegensatz zu der estnischen Bevölkerung in Estland und in Nord-Livland, welche, so weit jetzt bekannt ist, als rein estnisch gelten muß, muß man von der lettischen Bevölkerung des Balticum sagen, daß sie entschieden gemischt und zwar stark gemischt mit finnischen Elementen ist. Die Lettisirung der Liven in Livland und der Kuren in Kurland ist in historischer Zeit vor sich gegangen und ist eine höchst interessante ethnographische Thatsache. Unter deutscher, polnischer, schwedischer und russischer Oberhoheit, wobei alle Regierungen mehr oder weniger bestrebt gewesen sind, ihrer eigenen, d. h. der Reichssprache, Eingang und Verbreitung zu schaffen, wird ganz allmälig eine Sprache, die livisch-kurische, von einer andern, der lettischen, verdrängt, welche doch keineswegs darauf Anspruch machen kann, eine Kultursprache zu sein.

Die Thatsache, daß die Letten gemischt sind, sowohl in Kurland wie in Livland, steht heute fest; das muß deshalb zur Vorsicht auffordern bei kraniologischen und anthropologischen Studien und all zu schnelle Verallgemeinerungen, welche auf Einzelfälle sich gründen, verdächtig machen. Die jetzigen sprachlichen Forschungen, die Existenz des livisch-lettischen Dialekts in West-Livland und des tamischen Dialekts in West-Kurland bestätigen die Behauptung, daß die Letten gemischt sind, daß aber ein Theil derselben lettisirte Finnen sind. Anthropologische resp. kraniologische Untersuchungen sind mit Rücksicht auf diese Behauptung noch nicht angestellt.

Es ist aber noch ein anderer Umstand, auf den hier aufmerksam gemacht werden soll.

Was für eine Urbevölkerung hatte das Balticum? Döring neigt zur Ansicht, welche vielfach im baltischen Lande verbreitet ist, daß eine germanische Urbevölkerung vorhanden war. Die Gründe, womit diese Hypothese gestützt wird, sind keineswegs stichhaltig. Man sollte diese Hypothese ohne Weiteres fallen lassen, sie wird sich nicht beweisen und bestätigen lassen. Wir betreten den Boden der Thatsachen mit den Befunden, welche uns das 12. und 13. Jahrhundert giebt und sehen zu dieser Zeit zwei nicht verwandte Volksstämme auf baltischem Boden: Vertreter der finnischen und der letto-slavischen Völkerfamilie. Wir sehen im Norden in Estland und in Nord-Livland die Esten, in West-Livland die Liven, in Kurland die Kuren und hinter ihnen landeinwärts Letten und Littauer. Für Estland und Nord-Livland mögen ohne Widerrede die Esten als Urbewohner gelten, aber wie steht es in Süd-Livland und Kurland? Sind die Liven resp. Kuren oder die Letten die Ureinwohner? Döring berührt diese Frage gar nicht; es scheint ihm entschieden zu sein, daß die Kuren resp. die Liven die Ureinwohner der Gebiete sind, auf welchen ihre Nachkommen noch heute sitzen. Es möge aber daran erinnert werden, daß diese Frage keineswegs endgültig entschieden ist. Nach der Auffassung einiger Forscher ist die Urbevölkerung des Balticum eine finnische: im Norden Esten, in Livland Liven, in Kurland Kuren. Wann diese finnischen Stämme in das Balticum von Osten her einwanderten, bleibt unbestimmbar, ob sie bereits Jemand vorfanden, bleibt zweifelhaft. Hinter ihnen her kamen Vertreter der letto-slavischen Völkerfamilie, und drängten in Süd-Livland und Kurland die Finnen bis auf die Küsten, um sie schließlich gänzlich zu absorbiren und sie im Lettenthum verschwinden zu lassen. Wo sich die Liven und Kuren am längsten erhielten an den Küsten, da sind die Spuren noch heute am deutlichsten. Nach Auffassung anderer Forscher, z. B. Koskinnen (Helsingfors), war die Urbevölkerung des Balticum, speciell in Süd-Livland und Kurland, eine lettische; von Norden und Westen her über das Meer drangen dann die Liven und Kuren — nachdem der Strom der finnischen Völkerschaften über Estland hinaus nach Oesel gezogen — in Livland und Kurland ein; an den Küsten setzten sie sich fest, längs den Flüssen, der Düna, der Salis, schoben sie sich wie ein Keil in das lettische Gebiet hinein. Schließlich wurden sie doch vom Lettischen absorbirt. Eine Abwägung der die eine und andere Auffassung stützenden Behauptungen dürfte hier zu weit führen. Für das Thatsächliche des jetzigen ethnographischen Zustandes von Süd-Livland und Kurland haben beide Auffassungen die gleiche Bedeutung, sie weisen darauf hin, daß die lettisch redende Bevölkerung Livlands und Kurlands nur zum Theil aus Letten, zum andern Theil aus lettisirten Finnen besteht.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter den großen Städten des Deutschen Reichs weist (nach der Registrande des großen Generalstabes Bd. XII) in dem Zeitraum von 1867 bis 1880 keineswegs die Residenzstadt Berlin, sondern Hannover die stärkste Steigerung der Bevölkerung auf, nämlich von 73 979 Einwohnern auf 137 576, also um 44 Proc.; dann kommen Stuttgart (117 021 Einwohner) mit 41,5 Proc., Leipzig (148 760 Einwohner) mit 40 Proc., endlich Berlin (1 122 385 Einwohner) mit 38 Proc. Auch in verschiedenen Mittelstädten Deutschlands war die Bevölkerungszunahme stärker als in Berlin.

— Von A. Hartleben's Illustrirten Führern gingen uns zwei neue handliche Bände zu, auf welche wir bei beginnender Reisezeit aufmerksam machen wollen: Josef Rabl's Führer durch das Pusterthal und die Dolomiten (mit 50 Bildern und 1 Karte; Preis 5,40 Mark), welcher einen der besuchtesten und schönsten Theile der österreichischen Alpen und anhangsweise das Eisackthal, Bozen und Meran behandelt, und A. Heksch's Führer durch Budapest und Umgebungen (mit 41 Bildern und 7 Karten und Plänen). Im selben Verlage erschien von J. Meurer, dem Präsidenten des Alpenclub Oesterreich, ein „Handbuch des alpinen Sport“, welches praktische und theoretische Anleitungen für das Reisen in den Alpenländern, für den Aufenthalt im Gebirge, für Bergtouren und ganz speciell Rathschläge für Hoch- und Gletschertouren enthält. Das Buch behandelt in seinem 1. Abschnitte die theoretische Seite des alpinen Sport; im 2. die Art und Weise, wie die verschiedenen Gattungen Reisender ihren Gebirgsaufenthalt am geeignetsten einrichten; im 3. die entsprechende Bekleidung und Ausrüstung für Gebirgsreisen; im 4. Abschnitte werden die Alpenländer einer Untersuchung in Bezug auf die specielle Eignung der hervorragenden Orte und Gegenden für die verschiedenen Kategorien Alpenreisender unterzogen; der 5. Abschnitt endlich beschäftigt sich mit den alpinen Korporationen.

— In dem halben Jahrhundert von 1830 bis 1880 haben sich die Juden in Cisleithanien von 355 695 auf 1 005 563 vermehrt, also nahezu auf das Dreifache, die Anhänger anderer Bekenntnisse dagegen von 15 232 447 nur auf 21 125 142, d. h. noch nicht um die Hälfte. In ganz Oesterreich-Ungarn machen sie 3,8 Procent der gesammten Bevölkerung aus, sind im Heere aber nur etwa zur Hälfte, mit 2 Procent, vertreten, suchen also dem Militärdienst theils auszuweichen, theils sind sie zu demselben untauglich. Nach dem Glaubensbekenntnisse gab es 1876 im österreichischen Heere 567 743 römische, 92 865 griechische Katholiken, 70 070 Orthodoxe, 78 528 Evangelische, 16 880 Juden, 1534 Unitarier, 107 Armenier, 186 andere Christen und 52 Muhamedaner. (Nach der Registrande Bd. XII.)

— Die Zahl des Klerus in Italien ist noch immer sehr groß. Nach der Zählung von 1871 hatte der Weltklerus 96 288 Priester, 4297 niedere Kleriker und 483 Eremiten aufzuweisen. An Ordensgeistlichen wurden 38 888 gezählt, wie Curcio meint, weit unter der wirklichen Anzahl, da sehr viele säkularisirte Klostergeistliche, welche in ihren Familien leben, sich bei der Zählung nicht als geistliche Personen eintragen ließen, aber doch ihre gesetzliche Pension beziehen. Die Oberleitung dieses Heeres steht den 31 Erzbischöfen und 244 Bischöfen zu, die oberste dem Papste mit seinem Kardinalskollegium und den 72 ihm unmittelbar unterstehenden Erzbischöfen und Bischöfen. Höchst beträchtlich ist die Zahl der im Auslande wirkenden italienischen Geistlichkeit, in den Missionen, als Bedienstete der Santa Infanzia, in speciellen unmittelbar vom obersten Kirchenhaupte übertragenen Aufgaben, und namentlich in Geschäften der

Custodia di Terra Santa. Eine vom Ministerium des Aeußern veranlaßte Erhebung, welche keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, fand unter 477000 im Auslande lebenden Italienern 1361 Priester und Mönche; im Jahre 1876 kamen unter den 89015 Auswanderern Italiens 160 Geistliche vor, darunter 74 als eigentliche Auswanderer, welche ihre Staatsbürgerschaft aufgaben. (Registrande Bd. XII.)

Asien.

— Der „Kawkas" berichtete im Februar 1882 über das allmälige Verschwinden der Insel Aschur-ada im Meerbusen von Astrabad (Kaspisches Meer), wo sich eine russische Marinestation befindet. Die Wellen haben schon über die Hälfte des Platzes weggespült, auf welchem die hölzerne Kirche der Station, sowie einige Häuser stehen, und dieselben sind in Gefahr, ebenfalls in die Fluthen zu versinken.

— Von dem gesammten auswärtigen Handel Britisch-Indiens entfielen 1881 56 Procent auf Großbritannien, 14 Procent auf China.

— Die gesammte Theeernte Ostindiens wird für das laufende Jahr auf 51619000 Pfund geschätzt, wovon 2 Millionen voraussichtlich nach Australien und Amerika gehen und $1^1/_2$ Millionen im Lande selbst verbraucht werden. Den ganzen Rest von 48 Millionen Pfund erhält Großbritannien.

— Einige Hindu-Wittwen haben an die Königin von England ein Memorandum gerichtet, worin sie um Abhilfe gegen die Ausstoßung aus der Kaste, welche auf Wiederverheirathung steht, bitten. (Times.)

— Nach dem Verwaltungsberichte über die indischen Nordwest-Provinzen und Oude für 1880 hatte letzteres eine Bevölkerung von 11407625, die Nordwest-Provinzen von 32694493 Personen. Davon fielen in dem einen Jahre 4723 Menschen Giftschlangen, deren Tödtung aus religiösen Gründen unterbleibt, zum Opfer. Während desselben Jahres wurden 78 Tiger, 326 Leoparden, 372 Bären, 1667 Wölfe und 462 Hyänen erlegt. In den Nordwest-Provinzen erschienen 38 einheimische Zeitungen, in Oude deren 21.

— Wie die „A. Z." (Donnerstag 25. Mai) berichtet, hat sich am Hofe des wahnwitzigen Königs Thibau von Birma eine einflußreiche Partei gebildet, an deren Spitze die wenigen Beamten, welche das Ausland kennen gelernt haben, stehen. Dieselbe strebte danach, mit Britisch-Indien wieder freundschaftliche Beziehungen anzuknüpfen und setzte es auch mit Hilfe der englisch-indischen Regierung durch, daß eine Gesandtschaft von sechs hohen Würdenträgern an den Vicekönig von Indien geschickt wurde, welche am 15. April d. J. in dessen Sommerresidenz Simla eintraf. Sie brachte das wichtige Zugeständniß mit, daß der König von Birma die bisherigen Handelsmonopole abschaffen und den Irawadi wirklich zum freien Flusse machen wolle, jedoch zur Durchführung der vielerlei inneren Reformen sich englischen Rath und die Wiederentsendung eines englischen diplomatischen Residenten an seinen Hof erbitte. Diese Wünsche wird England bereitwilligst erfüllen; denn es erreicht damit, was vor zwei Jahren einen Krieg nöthig zu machen schien, und es wird allmälig dazu gelangen, über einen jederzeit offenen Ueberlandweg nach China zu verfügen. Von Interesse ist, daß nach den Angaben der Mission das Land ihres Gebieters, des „Herrn zu Land und zu Wasser, des Meisters über den König der Elephanten, des Inhabers des Symbols der Weltherrschaft," an Größe der englischen Provinz Bengalen gleichkommt, jedoch von nur $8^1/_2$ Millionen Menschen bewohnt wird, während das gleich fruchtbare Bengalen deren 69 Millionen zählt. An Abgaben bringt ganz Birma nur 160 Millionen Mark auf, während die angrenzende indische Provinz Birma von ungleich kleinerm Areal, jedoch von derselben Bevölkerungsziffer ohne Ueberbürdung das Doppelte leistet.

Afrika.

— Die „Daily News" melden, daß der Afrikareisende Bianchi in Gesellschaft des Herrn Licata, Sekretärs des afrikanischen Clubs in Neapel, von der Bai von Biafra aus in das Innere vordringen will. Zunächst hat er das Gebiet ins Auge gefaßt, welches die Wasserscheide zwischen Benue, Schari, Congo und Nil enthält.

Nordamerika.

— In Victoria auf Vancouver's Insel langen jetzt fortgesetzt Schiffe voll Chinesen an, welche alsbald nach dem Festlande von Britisch-Columbia hinübergeschafft werden, um dort an den Eisenbahnen zu arbeiten. Im August werden ihrer 24000 erwartet; alsdann wird ihre Anzahl in der Provinz 32000 betragen, d. h. mehr als Weiße vorhanden sind. Schon fürchtet man, daß die Provinz „mongolisirt" werden wird.

Südamerika.

— Kein Unternehmen der Jetztzeit lenkt in so hohem Grade die Aufmerksamkeit aller Kreise auf sich, wie der Kanal von Panama. Mag das Problem einstweilen vielleicht von seinen Urhebern nicht gelöst werden, und es erst glücklicheren Nachfolgern vorbehalten sein, den Triumph über Schwierigkeiten zu feiern, welche im ersten Enthusiasmus möglicherweise etwas gar zu gering taxirt worden sind, so wird die in Angriff genommene Arbeit doch eine Fülle des Interessanten zu Tage fördern, und sich nach gar verschiedenen Richtungen hin dem menschlichen Wissen nützlich erweisen.

Nicht umsonst ist in einigen deutschen Zeitungen vor der Anwerbung von Arbeitern für den Panama-Kanal gewarnt worden. Das Klima, etwas weniger ungesund auf der Pacific-Seite, wird mit Recht auf der vom Atlantischen Ocean bespülten Küste als eines der allerschlechtesten angesehen, die es giebt. Die sehr leicht einen tödtlichen Ausgang nehmenden Sumpffieber von Aspinwall (Colon) sind von allen Reisenden und Schiffsmannschaften wie die Pest gefürchtet. Die Compagnie generale transatlantique (und wohl auch die anderen Linien) hat daher Vorkehrungen getroffen, daß ihre Dampfer nur eine genau vorgeschriebene Zeit in den Docks von Aspinwall verweilen dürfen, im Einklang mit den reglementären Ankunfts- und Abfahrtszeiten. Es ist leicht zu errathen, welchem Loos europäische Naturen entgegengehen würden, die auf frisch umgewühltem Erdreich oder bei stagnirenden Wassern in einem tropischen Welttheil zu arbeiten hätten. Doch scheint es, daß vorderhand noch genügend Kräfte aus den Antillen und den nördlichen Küstenprovinzen von Columbien und Venezuela zu beschaffen sind, eine Razzia deutscher Arbeiter demgemäß auf unbestimmte Zeiten verschoben werden kann.

Wie sich von selbst versteht, sind der Kanalkompagnie Erörterungen über sanitätische Punkte nichts weniger als willkommen, haben aber deswegen doch zu einer Polemik zwischen dem Präsidenten der Sanitätskommission, einigen Aerzten und dem Direktorium der Kanalkompagnie Anlaß gegeben, die schließlich zu einer leidlichen Verständigung führte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Die Sanitätskommission der Municipalität von Panama hatte publicirt, daß vom 1. März 1881 bis 28. Februar 1882 die Sterblichkeit der Kanal-Angestellten (in Panama allein) circa hundert Fälle betragen habe; davon seien 78 auf das Fremdenspital entfallen und habe die Kompagnie die betreffenden Beerdigungskosten bezahlt. Auch die anderen, gleicherweise „klassifizirten" Angestellten seien ebenfalls in jenem Spital gestorben. Von den citirten 78 Patienten habe das Panama-Fieber 56, den Rest aber gelbes oder sonstiges Fieber dahingerafft. Die Kompagnie habe außerdem eine bedeutende Zahl Angestellter sowohl in Colon als an anderen Punkten der Kanal-Linie durch den Tod verloren.

Darauf hin natürlich große Entrüstung und ein Regen von Rektifikationen, wovon diejenige des Leiters der Kanalarbeiten, des Mr. A. Reclus, hervorgehoben zu werden verdient. „Die Compagnie hat vom 28. Januar 1881 bis 1. Februar 1882 fünfzehn „klassifizirte“ Angestellte und vier belgische Arbeiter „der gleichen Kategorie“ verloren. Von diesen starben 10 in Panama, 7 in Colon und 2 in Gatun und Emperador.“

Eine anscheinend unparteiische Aufklärung giebt zu verstehen, daß zweifelsohne nicht ganz unabsichtlich von beiden Parteien gesündigt worden ist. Sie lautet: „Die wirkliche Zahl der im Fremdenspital in Panama gestorbenen Kanal-Angestellten, klassifizirt oder nicht (mit anderen Worten höhere Angestellte oder Taglöhner), belief sich vom 1. März 1881 bis 28. Februar 1882 auf siebenunddreißig. In dieser Zahl sind diejenigen nicht inbegriffen, welche in ihrer Privatwohnung oder an anderen Punkten des Isthmus starben. Im Ganzen mögen auf der Kanal-Linie, unter Einschluß der in Panama Gestorbenen, in der gedachten Periode etwa hundert Todesfälle vorgekommen sein.“ Die Kompagnie erbaut in der Nähe von Panama ein prächtiges Spital und sucht, wie es ja auch ihre Pflicht ist, die für die Gesundheit ihrer Angestellten ungünstigen klimatischen Einflüsse nach Kräften zu bekämpfen. „Aber,“ schließt der Bericht mit der sehr vernünftigen Reflexion, „wenn man von Anfang an einen richtigen ärztlichen Felddienst eingerichtet und die Aerzte der Kompagnie den Stationsabtheilungen zugesellt hätte, statt sie ihre Zeit in Panama verbringen zu lassen, so wären wohl manche noch gerettet worden, deren Tod man heute zu beklagen hat. Ohne Zweifel sind großartige Spitäler eine schöne Sache, in der Zwischenzeit aber müssen Aerzte und Medikamente den Kranken zur Seite stehen, statt stunden- und tageweit davon entfernt zu sein. Es wäre nützlicher, ärztlichen Beistand nach den in Angriff genommenen Plätzen zu senden, als Spitäler zu bauen, die Hunderttausende kosten und deren Nothwendigkeit sicherlich nicht durch die Veröffentlichung einer lächerlich kleinen Mortalitätsstatistik bewiesen wird.“ Der letztere Paragraph wendet sich begreiflicherweise gegen die von A. Reclus angeführten Zahlen.

Im März brach in Panama eine Blatternepidemie aus, von welcher 25 Personen ergriffen wurden, auch auf der Station Emperador waren die Gesundheitszustände nichts weniger als befriedigend, was größtentheils dem abscheulichen Wasser des Rio Obispo zugeschrieben wird, auf das die Arbeiter angewiesen sind. Das Flüßchen bildet zeitweise nur eine Reihe stinkender Pfützen.

Nicht ohne Interesse ist das Urtheil, welches Kapitän Eads, der Proponent der Schiffseisenbahn, über das Unternehmen des Herrn von Lesseps abgab: „Der Kanal wird nicht weniger als 400 Millionen Thaler kosten und 25 Jahre zu seiner Vollendung brauchen. Meine Eisenbahn wird den Vereinigten Staaten 1200 Meilen näher als der Kanal und zugleich dem tödtlichen Klima entrückt sein, das auf dem eigentlichen Isthmus herrscht, wo es im Jahre sechs Monate lang regnet. Herr von Lesseps würde sein Renommée Lügen strafen, wenn er nicht das Mögliche und Unmögliche thäte, um seinen Kanal zu poussiren. Gleichzeitig denke ich aber, daß er nie zu Stande kommen wird.“ Dieser Ausspruch ist cum grano salis aufzufassen, da er derjenige eines Konkurrenten ist.

— Am 30. September 1873 hatte die Provinz **Rio de Janeiro** laut Statistik 332 592 Sklaven; davon gingen ab durch Tod 46 374, durch Emancipation 11 023, zusammen 57 397. Es bleibt also ein Bestand von 276 195 am 30. Juni 1881, dem Datum der letzten Zählung. Von diesen 276 195 Köpfen waren 117 251 10 bis 20 Jahre alt, 149 099 21 bis 60 Jahre, 9 845 über 60 Jahre. Davon sind 203 037 beim Landbau beschäftigt. Die Abnahme betrug in 7¾ Jahren 17 Procent.

Polargebiet.

— Von **W. H. Gilder**, welcher, um der Bemannung des „Rodgers“ Hilfe zuzuführen, die kühne Reise vom Ostkap quer durch Nordsibirien im Winter unternahm (s. oben S. 320), ist weiter folgende Depesche eingetroffen:

„**Sredne Kolymsk**, Sibirien, den 6. März, über Irkutsk den 4. Mai 1882. Der „Rodgers“ brannte am 30. November 1881 in der St. Lawrence Bay ab. Alle Bemühungen, das Schiff zu retten, erwiesen sich fruchtlos. Die Besatzung landete unverletzt, jedoch nur mit wenig Kleidung und einmonatlichen Provisionen. Das Feuer wurde entdeckt, als es schon zu spät war, das Schiff zu retten. Es war dies um neun Uhr Vormittags. Das Zurücklegen des Weges nach dem Strande war mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da die Leute weder auf dem dünnen Eise gehen, noch dasselbe mit den Booten durchbrechen konnten. Das letzte Boot verließ das Schiff um 11 Uhr Abends und landete um 2 Uhr Morgens. Das Schiff auf den Strand zu bringen, war unmöglich. Dasselbe trieb mit losem Eis in tiefes Wasser und sank. Die Offiziere und Mannschaften leben jetzt in Tschuktschen-Hütten in der Nähe der St. Lawrence Bay. Einheimische Nahrungsmittel sind in Fülle vorhanden, bestehen aber vorzüglich in verfaultem Walroßfleisch und Kräutern. Eine Gefahr, daß die Leute Hungers sterben, liegt nicht vor. Sie hatten an der Küste zwei Nächte hindurch kein anderes Obdach, als ihre Bootsegel, bis dann die Eingeborenen kamen und sie in ihre Hütten nahmen. Die Eingeborenen verhalten sich sehr gastfreundlich.

Ich traf letzte Nacht allein auf der hiesigen Station ein und finde die russischen Beamten, die Herren Warowa und Kotschiareski — dieselben, welche die Nachforschungen nach den Ueberlebenden der „Jeannette“ leiteten —, überaus bereit, alles in ihren Kräften Stehende für das Wohlergehen der Leute zu thun. Sie schicken morgen an Lieutenant Berry Schlitten mit Tabak und Handelsartikeln. Ich breche mit Herrn Warowa in ein bis zwei Tagen nach Jakutsk auf. Putnam nahm (schickte? s. oben S. 58) vier Schlitten mit Provisionen von der Küstenstation unweit Serdze Kamen, als er von dem Unfall hörte. Alle sind gesund und guten Muths.“

Schon hieraus ergiebt sich, daß es falsch ist, daß von den 37 Mann Besatzung des verbrannten „Rodgers“ 30 ihr Leben verloren haben (s. oben S. 352). Die Depesche, welche dieses meldete, lautet nämlich: „Rodgers burned November 30, no lives lost“ (Rodgers verbrannte am 30. November; kein Menschenleben verloren). Durch ein Versehen wurde das Wort no ausgelassen, so daß das Telegramm nun lautete: „Rodgers burned November 30 lives lost“ (Rodgers verbrannte im November; 30 Leben verloren). Diese vom amerikanischen Geschäftsträger Hoffman in St. Petersburg gemeldete Berichtigung ist in den Vereinigten Staaten selbstverständlich mit großer Freude begrüßt worden.

Inhalt: Das heutige Syrien XVIII. (Mit sechs Abbildungen.) [Die Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.] — E. Kramberger: Daruvar in Slavonien und seine Umgebung III. (Mit einer Abbildung.) (Schluß.) — Die Herkunft der kurländischen Letten. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaction 28. Mai 1882.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.

